1-10L94h

Enc. 256 g/1

V/ 1
I

<36607793550013

<36607793550013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

KGL. BAYER. HOF THEATER INTE...

Real-Encyclopädie

oder

Converſations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Erſter Band.

A — Boy

G 761 4242

Digitized by Google

Anzeige.

Von der ſechsten Original-Auflage dieſes Werks ſind ſechs verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. F. engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortſetzung zu dieſem Werke, die übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Ganze kann angeſehen werden, da ſie ſich ausſchließlich mit den Ereigniſſen der neueſten Zeit beſchäftigt, erſcheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Converſations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und iſt eben ſo wie das Hauptwerk, in ſechs verſchiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatperſonen, die ſich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Exemplare zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können, wenn ſie verſchiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigſtens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Digitized by Google

Allgemeine deutſche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Erſter Band.

A bis Boy.

Sechste Original-Auflage.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.

Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1824.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Es ſind jetzt ſieben und zwanzig Jahre, daß ein Werk zu dem Bücherbedarf der gebildeten Stände unſerer Nation gehört, welches man das Converſations-Lexikon nennt. Anfangs berechnet auf die Wünſche gewöhnlicher Leſer, erhob es ſich erſt nach ſechszehn Jahren zu dem höheren Standpunkte, auf welchem es die geiſtige Bildung der neueſten Zeit, ſo wie ſie in der Geſellſchaft erſcheint, in ihrer weiten Verzweigung zu umfaſſen erſtrebte, um darnach ein Abbild der das öffentliche Leben durchdringenden Begriffswelt aufzuſtellen. Je näher das nach dieſem Zwecke neu begründete Werk ſeinem Ziele kam, um ſo mehr verbreitete es ſich in allen Claſſen der Geſellſchaft. Doch ſind es noch nicht ſieben Jahre, als es zuerſt in ſeiner vierten, und noch entſchiedener, zwei Jahre ſpäter, in ſeiner fünften Auflage, eine Stelle in der Literatur der Nation errang, die es ſeitdem, trotz aller Anfeindungen, behauptet hat.

Jetzt erſcheint die ſechste Auflage unſres Lexikons, das, ſeiner erſten Anlage nach, binnen ſieben und zwanzig Jahren gänzlich veraltet oder längſt vergeſſen wäre, wenn nicht eine nunmehr ſechszehn Jahre lang ununterbrochen fortgeſetzte, achtmalige Ausbildung im Einzelnen, und fünfmal durchgeführte Umbildung im Ganzen, daſſelbe ſtets erneuert und mit der letzten Gegenwart in Uebereinſtimmung gebracht hätte.

Dieſe Erſcheinung iſt das Werk eines ausgezeichneten Mannes, des verſtorbenen Buchhändlers Friedrich Arnold Brockhaus.

Wir halten es daher für angemeſſen, aus den verſchiedenen Vorreden zu den fünf erſten Auflagen, insbeſondre aus der zum erſten Drucke der fünften, im erſten Bande, S. VII bis IX, Leipzig, im October 1818, unterzeichnet:

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Herausgeber;

ferner aus der im zehnten Bande, S. xvii bis xxxix, Leipzig, d. 15. April 1820, unterzeichnet:

Friedrich Arnold Brockhaus,
Ludwig Hain;

ſo wie aus der Nachſchrift zu dem dritten Drucke der fünften Auflage im erſten Bande S. ix, Leipzig, den 1. Jul. 1821, und aus dem Schlußworte im zehnten Bande, S. xl bis xlviii, Leipzig, den 15. Nov. 1821; — beide unterzeichnet: F. A. Brockhaus, — das Geſchichtliche von der Entſtehung, von der Entwickelung der Grundidee, von dem äußern Fortgange und von dem Verfahren bei der Ausführung und wiederholten Erneuerung des Converſations-Lexikons hier zuſammenzuſtellen.

Die erſte Idee zu unſerm Werke wurde um das Jahr 1796 von dem nun verſtorbenen Dr. Löbel gefaßt. Er ſagt darüber in der Vorrede zur erſten Auflage Folgendes:

„Vor dreißig, vierzig Jahren, als im Allgemeinen größtentheils nur eine gewiſſe Gattung von Kenntniſſen, nämlich die politiſchen, Gegenſtand der Converſation war, mochte Hübner's Zeitungs- und Converſations-Lexikon mehr als hinreichend ſeyn, das erwähnte Bedürfniß zu befriedigen; allein zu einer Zeit, in welcher eine Menge Gegenſtände aus den verſchiedenſten Wiſſenſchaften in das geſellige Geſpräch eingedrungen ſind, hat ſich der Begriff der Converſation mit dem Gebiete derſelben gar ſehr erweitert. Zu einer Zeit, in welcher ein allgemeines Streben nach Geiſtesbildung, wenigſtens nach dem Scheine derſelben (zugleich die Urſache und die Folge der immer mehr ſich verbreitenden Annäherung der Geſchlechter und Stände in ihren Begriffen an einander), das Weib wie den Mann, den Nichtgelehrten wie den Gelehrten in einen gemeinſchaftlichen Converſations-Kreis führt, in welchem man gewiſſe Begriffe und Kenntniſſe bei einem jeden ſchon aus Höflichkeit vorausſetzt, deren Mangel zwar nicht ſelten Statt findet, aber doch ohne Scham nie verrathen wird; zu einer ſolchen Zeit muß ohne Zweifel ein dem gegenwärtigen Umfange der Converſation angemeſſenes Wörterbuch für dieſelbe mehr als jemals nothwendig und nützlich ſeyn. — Mit der Converſation hält, wenigſtens bei dem männlichen Geſchlechte, die Lecture gleichen Schritt; nur daß der Schriftſteller bei ſeinen Leſern noch mehr Begriffe vorausſetzen zu dürfen glaubt, als es bei der Converſation der Fall iſt.“

„Indem wir es verſucht haben, durch gegenwärtige Erklärung der in das gemeine Leben übergegangenen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Begriffe die Theilnahme an einer lehrreichen Unterhaltung und zu gleicher Zeit die Benutzung ſchätzbarer Schriften zu erleichtern, haben uns im Allgemeinen folgende Grundſätze vorgeſchwebt: erſtlich mit ſorgfältiger Vermeidung der Einſeitigkeit uns ſo viel als möglich über alle gemeinnützige Zweige des menſchlichen Wiſſens zu verbreiten, zweitens aber aus dieſen verſchiedenen Kenntniſſen blos das Gemeinintereſſante herauszuheben, wovon vorzüglich im gemeinen Leben die Rede iſt. Dieſer zweite Geſichtspunkt enthält zugleich die Urſache, warum aus einer Wiſſenſchaft mehr, aus der andern weniger Begriffe ausgehoben ſind."

„Der Zweck eines ſolchen Wörterbuchs kann auf keinen Fall der ſeyn, vollſtändige Kenntniſſe zu gewähren; es wird vielmehr dieſes Werk — welches eine Art von Schlüſſel ſeyn ſoll, um ſich den Eingang in gebildete Cirkel und in den Sinn guter Schriftſteller zu öffnen — aus dem weitſchichtigen Gebiete der Geographie, Geſchichte, Mythologie, Philoſophie, Naturlehre, der ſchönen Künſte und andern Wiſſenſchaften, blos diejenigen Kenntniſſe enthalten, welche ein jeder als gebildeter Menſch haben muß, wenn er an einer guten Converſation Theil nehmen und ein Buch leſen will, wiefern gewiſſe wiſſenſchaftliche Begriffe unter den Begriffen des gemeinen Lebens das Bürgerrecht erlangt haben."

Nach dieſen Zwecken und Anſichten hatten Dr. Löbel und ſeine Mitarbeiter nicht ohne Geſchick die Ausführung des Werks in ſeiner erſten Auflage unternommen und einige Bände durchgeführt, als Erſtern der Tod übereilte und die Fortſetzung in weniger geübte Hände kam. Ueberdies wirkte ſehr nachtheilig auf das Ganze, daß dem damaligen Verleger hinlängliche Geldkräfte fehlten, um die Vollendung zu beſchleunigen. Es waren daher, nach eilf Jahren, als das Werk im J. 1807 durch Ankauf des Verlagsrechts in die Hände des Buchhändlers Friedrich Arnold Brockhaus kam, erſt fünf Bände, jeder 36 bis 40 Bogen ſtark, fertig. Der nunmehrige Eigenthümer ließ es vor allen Dingen ſeine Sorge ſeyn, die erſte Auflage zu vollenden, was auch in zwei Jahren geſchah, während welcher der ſechste (und letzte) und zwei Supplementbände erſchienen.

Wie unvollkommen unter ſo ſtörenden Umſtänden das Conv. Lex. auch in ſeiner erſten Geſtalt erſcheinen mußte,

ſo bewies doch der Beifall, welchen ihm deſſen ungeachtet das Publicum ſchenkte, deutlich genug, daß das Bedürfniß eines Hülfsmittels, wie es hier dargeboten worden, vorhanden ſey.

Im J. 1812 ward eine neue Ausgabe nöthig. Damit beginnt die gänzliche Umbildung und die höhere Bedeutung des Converſations-Lexikons, deſſen Seele und Lebenskraft der Herausgeber, F. A. Brockhaus, eilf Jahre lang, bis zu ſeinem Tode, geblieben iſt. Weil ſich nämlich nicht ſogleich ein Redacteur, wie ein Werk dieſer Art ihn erheiſcht, für die Leitung deſſelben finden wollte, ſo ſtellte ſich der Verleger, ſeine Kraft und ſein Urtheil dabei verſuchend, ſelbſt und allein an die Spitze der neuen Unternehmung. Ihm ſchwebte dabei die Idee vor, ein Werk zu liefern, das nicht für einzelne Perſonen der Geſellſchaft, ſondern für Alle und Jeden auf einer gewiſſen Stufe der Bildung paſſend und anziehend ſeyn, das ſich zwar allenthalben vom Gemeinen entfernen, aber ſich auch eben ſo ſehr durch einfache, klare und zweckmäßige Behandlung empfehlen ſollte. Schon war unter ſeiner alleinigen Leitung der erſte Band dieſer zweiten Auflage erſchienen, und der zweite bis zur Hälfte vollendet, als er Herrn Dr. Ludwig Hain zum Mitredacteur annahm. Seit dieſem Zeitpunkte haben Beide der Unternehmung, bis zur Vollendung des erſten Drucks der fünften Auflage im April 1820, vereint vorgeſtanden.

So leicht es einzuſehen war, daß die Grundſätze der erſten Redaction unter dem Dr. Löbel, welche ſich auf den Standpunkt des gemeinen Lebens geſtellt hatte, nicht mehr befolgt werden konnten, da die Anſprüche desjenigen Publicums, für welches das Buch zunächſt beſtimmt war, ſeit 1796 in einem hohen Grade ſich geſteigert hatten: ſo ſchwer war die Aufgabe, nach welchen Grundſätzen die neue Redaction verfahren ſollte, praktiſch zu löſen. Die vorige Redaction hatte ſich darauf beſchränkt, aus dem Gebiete der Geographie, Geſchichte, Mythologie, Naturlehre und der ſchönen Künſte diejenigen Gegenſtände auszuwählen, von welchen ſie annahm, daß ſie für den Kreis ihrer Leſer, den ſie aber ſehr niedrig gezogen hatte, paßten. Die neue Redaction fand dieſes Ausgewählte durchaus unzureichend, und, auf dem jetzigen Standpunkte der Geſellſchaft und der Wiſſenſchaft, nur ſelten noch brauchbar. Das Vorhandene erforderte alſo zuerſt Erweiterung und meiſtentheils eine durchaus neue Bearbeitung. Außerdem glaubte die jetzige Re-

daction vor Allem die **Biographie** ſehr erweitern und auf lebende merkwürdige Zeitgenoſſen — in ſo fern dieſe in der Literatur oder der Welt zu den ſogenannten public Characters gehören — ausdehnen zu müſſen; nicht minder glaubte ſie aus dem Gebiete der **Politik** und **Diplomatik**, der neueſten **Zeitgeſchichte**, der **Staatswirthſchaft**, der **Religionsphiloſophie**, der **claſſiſchen** und der **modernen europäiſchen Literatur**, der **Archäologie**, der **Anthropologie** und **populairen Medicin**, der **Mathematik**, den **Natur-**, **Handels-** und **Kriegswiſſenſchaften**, und ſelbſt der **Jurisprudenz** die wichtigſten Gegenſtände, welche zu der mündlichen Unterhaltung oder Lecture für höher gebildete Cirkel oder Individuen ſich eignen konnten, auf eine angemeſſene, zwar einfache, jedoch nie zum Gemeinen herabſinkende, immer den neueſten Standpunkt bezeichnende Weiſe abhandeln zu müſſen.

So ſchwierig die ſo gefaßte Aufgabe ſchon an und für ſich war, ſo wurde ſie es dadurch noch mehr, daß ſie in einer kleinen Bändezahl gelöſ't werden mußte; daß ferner eine Vereinigung über die Artikel, welche man zu geben habe, kaum möglich war, wenn man auf die großentheils ſich widerſprechenden Forderungen jedes Einzelnen Rückſicht nehmen wollte; daß endlich das Ganze in einer möglichſt kurzen Zeit ausgeführt werden mußte, wenn es harmoniſch ausfallen, und wenn dem Fehler aller ähnlichen zeitherigen Wörterbücher und Encyklopädien, deren Anfang nirgends zum Ende und kaum zur Mitte paßte, wodurch nothwendig ihre Brauchbarkeit ſich verminderte, begegnet werden ſollte. Ueberdies glaubte der Unternehmer, dem Werke einen ſo niedrigen Preis geben zu müſſen, daß es Jedem, der ſeiner intellectuellen Cultur nach, zu den gebildeten Ständen gehört, zugänglich ſey.

Man wird zugeſtehen, daß Muth und Vertrauen zu ſich ſelbſt und zum Publicum, Kenntniß der Welt, der Zeit und der Literatur, und eine große Thätigkeit und Ausdauer dazu gehörten, um mit den beſchränkten Mitteln, die damals dem Unternehmer zu Gebote ſtanden, an die Löſung dieſer ſo geſtalteten Aufgabe zu gehen, zumal in der bedenklichen Zeit von 1812, der zwei Kriegsjahre folgten, die für literariſche Unternehmungen nirgends günſtig waren und Alles doppelt erſchwerten.

Als nun zur Ausführung geſchritten wurde, beſtimmte

der Herausgeber die Bändezahl der zweiten Auflage Anfangs wieder auf acht, in der Folge jedoch, bei dem ſo ſehr erweiterten Plane des Werks, auf zehn Bände; zugleich verſtärkte er, aus demſelben Grunde, dieſe Bände von 36 nach und nach bis auf 60 und mehr Bogen; auch ward von ihm eine ſolche raumbenutzende Einrichtung des Drucks gewählt, daß der Bogen noch einmal ſo viel faßte, als früher.

Die Aufgabe, das ganze Werk in etwa zwei Jahren zu vollenden und ihm dadurch die erforderliche Einheit zu geben, gehörte zu den ſchwierigſten, wie nur derjenige ganz beurtheilen kann, der ſich je mit der Redaction literariſcher Werke, die mit Hülfe vieler Mitarbeiter und nach alphabetiſcher Ordnung zuſammenzuſtellen ſind, beſchäftigt hat. Deſſenungeachtet würde die Forderung, mit dem Ganzen in ein Paar Jahren fertig zu werden, wohl gelöſ't worden ſeyn, wenn nicht erſtlich jene Kriegsjahre und dann der Beifall des Publicums ſelbſt ſtörend darauf eingewirkt hätten. Erſtere unterbrachen den Briefwechſel mit den Mitarbeitern oft Wochen, ja Monate lang, ſo daß in dieſer Zeit die Redactoren, obendrein durch tägliches Kriegsgetümmel geſtört und gehemmt, ſich faſt allein mit ihren eignen Kräften und Materialien zu helfen ſuchen mußten. Späterhin aber nahmen die ſtets nöthigen neuen Drucke, erſt einzelner Bände und dann zu wiederholten Malen des Ganzen, die Aufmerkſamkeit und die Zeit der Redactoren ſo ſehr in Anſpruch und beſchäftigten in gleichem Grade die Preſſen ſo ſehr, daß die Förderung der Hauptfortſetzung nothwendig darunter leiden mußte. Dennoch wurde die zweite, dritte und vierte Ausgabe in zehn Bänden, welche das Sechsfache der erſten Ausgabe in ſich faßten, in Zeit von ſechs Jahren vollendet, während die erſte allein dreizehn Jahre bedurft hatte.

Zugleich erhielt das Geſchäft ſelbſt in ſeiner ganzen Ausbreitung einen beſtimmtern und raſcheren Gang, ſo daß die fünfte Auflage in zwei Jahren zu Stande kam und achtzehn Monate nach ihrer erſten Ankündigung erſchien. Es wurden nämlich die erſten fünf Bände am 1. Nov. 1818, die drei folgenden am 1. Aug. 1819, und die beiden letzten am 25. Apr. 1820 ausgegeben. Als ſich dieſe Auflage aber ſchon binnen Jahresfriſt vergriffen hatte, ſo veranſtaltete der Herausgeber einen neuen, verbeſſerten Abdruck aller zehn Bände, von welchen die erſten fünf am 1. März 1820,

und die letzten fünf am 30. Sept. 1820 vollendet wurden. Dieſer erſte Nachſchuß vergriff ſich abermals innerhalb eines Jahres, und es ward ein zweiter, verbeſſerter Nachſchuß, oder der dritte Abdruck der fünften Auflage, nothwendig. Dieſer erſchien d. 15. Nov. 1821.

Doch ſchon im Sommer 1822 zeigte ſich's, daß auch der dritte Abdruck bald verkauft und ein vierter nothwendig ſeyn würde. Die zweimalige Durchſicht der fünften Auflage aber hatte den Herausgeber überzeugt, daß einzelne Nachbeſſerungen den Hauptcharakter des Werks, die geiſtige Bildung der Geſellſchaft, der Gegenwart getreu darzuſtellen, nicht mehr feſthalten könnten. Binnen fünf Jahren waren viele Gegenſtände, welche früher die Geſellſchaft beſchäftigten, aus dem Kreiſe des öffentlichen Lebens verſchwunden, andre hatten an Bedeutung und Einfluß verloren, noch andre eine weſentliche Umbildung erfahren, dagegen waren ältere Gegenſtände wiederum in die Gegenwart eingetreten, und eine Menge neuer Gegenſtände und Anſichten hatten ſich aus dem Schoße eines raſtlos thätigen, alle gebildete Stände und Völker durchdringenden Lebens entwickelt. Daraus folgte, daß viele Artikel in der fünften Auflage veraltet, andere zu ausführlich, wiederum andere zu kurz oder nicht gründlich abgefaßt waren, und daß eine Menge alter und neuer Gegenſtände darin fehlten, die eine beſondere Wichtigkeit in den letzten Jahren erlangt hatten. Es galt die Aufgabe, das Bleibende und Feſtſtehende in der Maſſe des in das Leben eingedrungenen Wiſſens abzuſondern von dem, was die neueſte Zeit Bewegliches geſtaltete und ausbildete; zugleich aber auch die wichtigern Gegenſtände, von denen eine dürftige Kenntniß keinem Gebildeten genügt, umfaſſender und erſchöpfender darzuſtellen, insbeſondre das Fach der Biographie, wofür ſich die ſicherſten Nachrichten immer reichlicher darboten, zu erweitern, weil von dem Leben und Wirken ausgezeichneter Männer, die man darum mit Recht das Salz der Erde nennt, zunächſt doch Alles ausgeht, was die Gegenwart bewegt und die Zukunft vorbereitet.

Nachdem der Herausgeber und nunmehrige alleinige Redacteur des Werkes dies Alles ſorgfältig erwogen hatte, gab er ſeinen erſten Gedanken, einen vierten Abdruck der fünften, zum Theil veralteten Auflage zu veranſtalten, dieſe durch einen Supplementband zu ergänzen und in einzelnen Artikeln umzuarbeiten, als eine halbe und dar-

um untaugliche Maßregel auf. Dagegen entſchloß er ſich 1) zu einer zeitgemäßen Umbildung des Werks, in Hinſicht auf Inhalt und Form, das als ein Geſammtmagazin des Wiſſenswürdigen für die gebildeten Stände der Geſellſchaft, den Kern aller Lebensbildung und das Bleibende in der Maſſe des dazu nöthigen Wiſſens, ſo viel als möglich enthalten ſollte; 2) zu der Herausgabe einer Neuen Folge des Conv. Lex. in zwei Bänden, welche das in dem öffentlichen Leben neu ſich Geſtaltende und Fortbildende zu beſchreiben, Hauptgegenſtände umfaſſend darzuſtellen und das biographiſche Fach dem Zeitintereſſe gemäß zu erweitern, beſtimmt war.

So entſtand ſeit dem September 1822 bis zu dem Ende des Novembers 1823 die ſechste neue Auflage des Hauptwerks in zehn Bänden, und ſeit dem 1. März 1822 bis zum Mai 1823 erſchienen die erſten drei Lieferungen der Neuen Folge. Allein mitten unter dieſen, den ganzen Reichthum ſeines Geiſtes und die volle Kraft ſeiner ſeltenen Thätigkeit in Anſpruch nehmenden Arbeiten, warf eine lebensgefährliche Krankheit den Herausgeber drei Monate lang im Winter 1823 auf das Krankenlager, und kaum war er wiederhergeſtellt, ſo entriß ihn, am 20. Auguſt 1823, der Tod ſeiner Familie, ſeinen Freunden und — der Literatur, die er auf die vielfachſte und erfolgreichſte Art, nach großartigen Anſichten und achtungswerthen Grundſätzen, mit ſelbſtändiger Einſicht und Kraft, beſonders in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens, obgleich ſehr angefochten, dennoch ſtandhaft und muthvoll befördert hatte.

Nach ſeinem Tode konnte der ſchon faſt bis zum Schluſſe gediehene Druck der ſechsten Auflage, der von ihm veranſtalteten und geleiteten Umbildung des Ganzen gemäß, leicht vollendet werden; doch haben mannichfache Hinderniſſe den Schluß dieſer ſechsten Auflage bis Ende November hingehalten. Auch gerieth die Vorbereitung der noch rückſtändigen fünf Lieferungen der Neuen Folge in's Stocken. Allein die Verlagshandlung, welche, nach dem letzten Willen ihres Gründers, F. A. Brockhaus, noch einige Jahre lang, unter der bisherigen Firma, ungetheilt fortgeführt werden ſoll, hat bereits Anſtalten getroffen, daß nicht nur die innere Ausbildung der ſechsten Auflage in dem Geiſte ihres Urhebers fortgeſetzt, ſondern auch die Vollendung der Neuen Folge von einem ſachkundigen Gelehrten geleitet wird.

Nach dieſem Bericht von der Entſtehung, von der Entwickelung der Grundidee und von dem äußern Schickſale des Conv. Lex., iſt es unſere Pflicht, dem Publicum auch von dem Verfahren der Redaction bei der Ausführung des Plans und bei der mehrmaligen innern Aus- und Umbildung des ganzen Werks genaue Rechenſchaft abzulegen.

Bei der Ausführung übernahm F. A. Brockhaus, als Hauptredacteur, außer dem Geſchäftlichen und Techniſchen, die äußere Leitung des Ganzen im Allgemeinen; er zunächſt bezeichnete die aufzunehmenden Artikel, wählte die Mitarbeiter, vertheilte die Arbeiten unter ſie, deutete Quellen und Materialien dafür an, die er großentheils ſelbſt anſchaffte, und unterhielt einen lebhaften Briefwechſel über die nach ſeiner Anſicht aufzufaſſenden Geſichtspunkte. Daß aber der Herausgeber die aufzunehmenden Artikel in letzter Inſtanz ſelbſt beſtimmte, ſchien darum nothwendig, weil es nur ſachverwirrend geweſen wäre, ſich darüber viel mit Andern zu berathſchlagen. Indem Jeder ſein Fach herausgehoben wiſſen wollte, der Theolog, Juriſt, Mediciner, Philolog, Militair, der Kaufmann, der Landwirth, der Politiker, machte jeder in ſeiner Art andere Anfoderungen, und es blieb für die beiden Redactoren nichts übrig, als ſich dabei am Ende ihrem individuellen Tacte zu überlaſſen, zwar alle darüber laut werdende Stimmen zu hören, jedoch nur dem zu folgen, was ihnen die eigne Beachtung der Welt, der Literatur und der Wiſſenſchaft darüber anrieth.

Bei neuen Auflagen hingegen verglich der Herausgeber und Hauptredacteur die von wohlwollenden Freunden eingegangenen Bemerkungen, und beachtete vor Allem die Zeit und ihre Erſcheinungen mit Sorgfalt und mit Rückſicht auf die für das Werk daraus ſich ergebenden Gegenſtände. Außerdem hatte er die höchſte Aufmerkſamkeit auf die geſammte europäiſche Literatur gerichtet, und ſobald die Unterſtützung des Publicums es zuließ, ward jedes neue Werk, welches Ausbeute für das Lexikon hoffen ließ, angeſchafft. Nicht blos die deutſchen, ſondern auch faſt alle wichtigern ausländiſchen Zeitſchriften wurden in Beziehung auf das Werk von ihm durchlaufen und aus ihnen Alles angemerkt, was für daſſelbe paſſend oder näherer Erwägung werth ſchien. Er nahm ferner die von den Mitarbeitern eingehenden Artikel in Empfang und beſprach ſich über ihre Aufnahme nach Inhalt, Form und

Umfang mit dem zweiten Redacteur, Dr. Ludwig Hain. Eigenen Ausarbeitungen unterzog er ſich dagegen ſelten, und nur im Fache der neueſten Zeit- und Literar-Geſchichte und Biographie. In letzterer übernahm er jedoch bei der vierten und fünften Auflage die letzte Durchſicht. Eine große Thätigkeit, ein beſonders auf das Praktiſche gerichteter Blick, eine allgemeine encyklopädiſch-literariſche Bildung, ein vielbewegtes Leben, bedeutende Reiſen, Kenntniß der neuern Sprachen und der neuern europäiſchen Literatur, verbunden mit einem lebendigen Eifer für Alles, was Kunſt und Literatur und deren Förderung betrifft, machten ihn zur Leitung dieſer nicht für die Schule, ſondern für die Welt beſtimmten Unternehmung vielleicht vor vielen Andern geſchickt. Denn, indem er die Schule, als Verleger bedeutender wiſſenſchaftlichen Werke und Zeitſchriften, insbeſondre als Herausgeber und Redacteur des Hermes, ſtets vor Augen hatte, die Welt aber, als Herausgeber und Redacteur der deutſchen Blätter, der Zeitgenoſſen, des Literariſchen Converſations-Blattes *) und der Urania, prüfend beobachtete, ſtand er gleichſam in der Mitte zwiſchen beiden, was auf die Ausbildung des Conv. Lex. und auf die ſichere Grundlegung der Neuen Folge deſſelben den wichtigſten Einfluß haben mußte.

Die innere Leitung im Ganzen und im Einzelnen, mithin die eigentliche Redaction der Artikel, hatte dagegen der zweite Redacteur. Ihm lag es zunächſt ob, in die vielen Hunderte der aus jeder Wiſſenſchaft gewählten Artikel eine gewiſſe Uebereinſtimmung zu bringen, die Lücken derſelben anzugeben, die Verweiſungen anzuordnen und die Wiederholungen auszumerzen. — Wo ſich nach gedruckten Hülfsmitteln Artikel entwerfen oder bearbeiten ließen, faßte er dieſelben in der Regel ſelbſt ab. Die Beiträge fremder Mitarbeiter wurden, nach vorgängiger Berathung darüber mit dem Herausgeber, von ihm ſtyliſtiſch und materiell geprüft und nach Befinden dem Zwecke des Werks gemäß umgebildet. Bei neuen Drucken und Auflagen machte er auf die in Verbindung ſtehenden Artikel aufmerkſam und ſuchte durch Verweiſungen und Zuſammenziehungen den

*) Dieſes Literariſche Converſations-Blatt hat ſich, aller Anfeindungen ungeachtet, ſeine Fortdauer geſichert, und der verſt. Herausgeber erlebte noch die Genugthuung, zu ſehen, daß es eins der geleſenſten und geſchätzteſten deutſchen Blätter wurde.

Raum zu gewinnen, an welchem es immer gebrach, da die Maſſe der zur Aufnahme ſich eignenden Artikel täglich wuchs.

An Materialien für den eigenen Gebrauch, wie auch für die Mitarbeiter wurde nach und nach Alles angeſchafft, was die Ausführung unterſtützen konnte. Die Hülfsmittel, die ſich in der deutſchen Literatur fanden, glauben wir übergehen zu können, da ihre Aufzählung zu weit führen würde. Von den ausländiſchen wollen wir wenigſtens einige nennen. So haben der Redaction die engliſchen Encyklopädien, als die Encyclopaedia britannica mit Napier's reichhaltigen Supplementen — Brewster's Edinburgh Encyclopaedia mit ihren Supplementen — the Metropolitan Encyclopaedia — Nicholson's Encyclopaedia — und Gregory's Encyclopaedia viele Dienſte geleiſtet; ein Gleiches gilt von dem Edinburgh Gazetteer, den beiden biographical Dictionaries von Aikin und Chalmers, dem trefflichen Annual Register von Stockdale, den Monthly, Edinburgh und Quarterly Reviews, den Monthly und New monthly Magazines, den Annual Biography and Obituary, und den Public Characters of all Nations, welche Werke, nebſt vielen andern dieſer Sprache, ſtets vollſtändig zur Hand waren. Von franzöſiſchen Werken benutzte die Redaction insbeſondere Bayle's reichhaltiges Werk, die d'Alembert'ſche Encyklopädie, die Biographie universelle, das Dictionnaire historique, das Dictionnaire des Sciences médicales, das Dictionnaire des hommes vivans, die Brüſſeler Galérie des Contemporains, den vollſtändigen Moniteur, das Annuaire historique, die Tablettes universelles, die Biographie nouvelle des Contemporains von *Arnault, Jay, Jouy* u. A., und außerdem Vieles, was die ältere und neueſte franzöſiſche Literatur darbot. Auch die ältere und neuere italieniſche und holländiſche Literatur blieb nicht unbeachtet und unbenutzt.

Nicht ſo leicht als bloße Materialien waren thätige, einſichtsvolle, kenntnißreiche und den Zweck des Conv. Lex. ſtets berückſichtigende Mitarbeiter zu finden; indeſſen wurde die Unternehmung auch darin begünſtigt. Gleichwohl gehörte die unermüdliche Thätigkeit beider Redactoren dazu, um die unglaublichen Schwierigkeiten zu überwinden, die mit der Zuſammenſtellung eines ſolchen Werks verbunden ſind, welches der Ordnung des Alpha-

dets folgt und zu welchem man einer großen Anzahl von fremden, durch ganz Deutſchland zerſtreuten Mitarbeitern bedarf. Ein einziger ausbleibender wichtiger Artikel kann die ganze Unternehmung aufhalten. Es kommt hinzu, daß auch der regſamſte Eifer der Thätigſten nach Verlauf einiger Zeit in der Regel zu erkalten pflegt, daher nur wenige Mitarbeiter mit den Redactoren die ganze Bahn durchmeſſen haben. Insbeſondre ward das Redactionsgeſchäft dadurch erſchwert, daß nur zu häufig einzelne, ſonſt ſchätzbare, Mitarbeiter, ſtatt dem Zwecke des Lexikons angemeſſener kurzen und bündigen Artikel, ganze Abhandlungen oder doch viel zu weit ausgeſponnene Artikel einſchickten, die entweder völlig unbrauchbar waren, oder erſt wieder eine eigene, Zeit koſtende Bearbeitung foderten, oder auch wohl im Gedränge der Arbeit ganz aufgenommen werden mußten, wodurch öfters ein Uebelſtand eingetreten iſt, dem die Redaction jedoch bei ſpätern Drucken durch Abkürzungen abzuhelfen geſucht hat. — Die größte Bedenklichkeit und Schwierigkeit fand ſie aber Anfangs, beſonders für Deutſchland, in der Auffindung von biographiſch-charakteriſtiſchen Notizen über unſere eigenen Zeitgenoſſen, die in den Welthändeln und in der Literatur zu den public Characters gehören. Auch bei der größten Mühe, die ſich der Herausgeber desfalls gegeben, war ihm dennoch nicht Alles darin ſo gelungen, wie er gewünſcht hatte, und ſein Werk bot auch in der fünften Auflage in dieſer Hinſicht noch ſehr viele ihm nicht unbekannte Lücken dar.

Um ſo dankbarer nannte er in der Vorrede zur fünften Auflage die Namen derjenigen Mitarbeiter, welche an der zweiten, dritten, vierten und fünften Auflage Theil genommen hatten. Da jedoch die meiſten Artikel der früheren Drucke eine gänzliche Umbildung erfahren haben, ſo läßt ſich der urſprüngliche Antheil ihrer erſten Verfaſſer an denſelben hier nicht mehr durch ihre Chiffern bezeichnen, obſchon bei den Artikeln ſelbſt noch viele Chiffern beibehalten worden ſind; noch weniger können ſie ſelbſt deshalb in irgend einer Art verantwortlich ſeyn.

Hier folgen die Namen unſerer Mitarbeiter, ſoweit die Nennung derſelben uns zugeſtanden worden iſt; einige derſelben haben erſt Beiträge zur ſechsten Auflage geliefert.

Dr. A. Apel in Leipzig (verſt.). — Dr. Becker in Leipzig. — Prof. Beier in Leipzig. — Prof. Benzenberg in Brüggen. — Educationsrath Blaſche in Waltershauſen — Hofrath von Boſſe in Braunſchweig. —

Brockhaus. — Prof. Bucher in Halle. — Rector Cannabich in Greußen. — Dr. Chladni in Kemberg. — Pred. Crome in Lüneburg. — Depping in Paris. — M. Dolz in Leipzig. — Dr. Ebert, Bibliothekar in Wolfenbüttel. — Appellationsrath Dr. Eichmann in Jena. — Prof. Eiſenmann in München. — Dr. Ficinus in Dresden. — Prof. Carl Förſter in Dresden. — Dr. Friedr. Förſter in Berlin. — Dr. und Prof. Hermann Friedländer in Halle. — Dr. Otto, genannt Georgius, in Baireuth. — Dr. Gerſtäcker in Leipzig. — Prof. Gilbert in Leipzig. — Dr. Fr. Gleich in Leipzig. — Dr. Greiner in Eiſenberg. — Prof. Gruber in Halle. — Dr. Ludw. Hain. — Prof. Haſſe in Dresden. — Dr. Häſſel in Weimar. — Prof. Heinroth in Leipzig. — Freiherr von Hormayr in Wien. — Frau Thereſe Huber, geb. Heyne in Augsburg. — Staatsrath von Jakob in Halle. — Dr. Keferſtein in Danzig. — Dr. Koſegarten in Hamburg. — Dr. und Prof. F. A. Köthe, Superintendent in Allſtedt. — M. Kraft in Nordhauſen. — Dr. und Prof. Krauſe in Göttingen. — Prof. Krehl in Meißen. — Dr. Kritz in Leipzig. — Prof. Krug in Leipzig. — Prof. Lampadius in Freiberg. — Juſtizrath Läwätz in Altona. — Prof. Leonhardi in Leipzig (verſt.). — Lindau in Dresden. — Prof. Lindner in Leipzig. — Rath Lüders in Altenburg (verſt.). — Baron von der Malsburg in Dresden. — Pred. Meißner in Döhlen. — Prof. Meſſerſchmid in Altenburg. — M. Michaelis in Leipzig. — Dr. Moſch in Liegnitz. — M. Mößler in Dresden. — A. Müller in Dresden. — Regier. Rath Adam Müller in Leipzig. — Dr. Corn. Müller in Hamburg. — Hofr. Meth. Müller in Leipzig. — Bibliothekar Müller in Deſſau. — Hofr. A. Müllner in Weißenfels. — Dr. Carl Murhard in Frankf. am M. — Kanzler Dr. Niemeyer in Halle. — Dr. Nürnberger, Hofr. in Sorau. — Hofr. Oken in Jena. — Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg. — M. Peſchek in Zittau. — Diakonus M. Petri in Zittau. — Dr. Pfeilſchifter in Frankf. a. M. — Hauptmann Pierer in Altenburg. — Prof. Pohl in Leipzig. — Prof. Pölitz in Leipzig. — Dr. und Prof. Puchelt in Leipzig. — Dr. Puttrich in Leipzig. — Hofr. Reinhard in Altona. — Dr. und Prof. Roſenmüller in Leipzig. — Prof. Friedr. Saal-

feld in Göttingen. — Dr. Schink in Sagan. — Kammerrath von Schlieben in Dresden. — Pred. Schloſſer in Gr. Zſchocher. — Prof. Schmeißer in Frankf. a. d. O. — Conrector Schmidt in Schleuſingen. — Prof. Schubert in Erlangen. — Capitain Schulze in Merſeburg. — Dr. Sievers. — Prof. Curt Sprengel in Halle. — Prof. Stenzel in Breslau — Prof. Sturm in Jena. — Dr. Treitſchke in Leipzig. — Superintend., Dr. u. Prof. Tzſchirner in Leipzig. — Muſikdirector Uber in Dresden (verſt.). — Prof. Uebelen in Stuttgart. — Varnhagen von Enſe in Berlin. — Dr. Carl Venturini in Hordorf. — Prof. Wachter in Danzig. — Adolph Wagner in Leipzig. — Dr. Wähner in Deſſau. — Prof. Am. Wendt in Leipzig. — Inſp. Werner in Leipzig. — Fräulein Thereſe von Winkel in Dresden. — Hofr. Carl Winkler in Dresden. — Legationsrath von Woltmann in Prag (verſt.). — Conſiſtorialrath Wunſter in Breslau. — Prof. Zinſerling in Warſchau.

Als bei dem wiederholten, jedesmal verbeſſerten Abdrucke der erſten Bände die Arbeit für die beiden Redactoren ſich zu ſehr häufte, übernahm Herr Dr. Sievers, jetzt in Italien reiſend, die Specialredaction des fünften, und Herr Prof. Zinſerling, jetzt in Warſchau, die des ſechsten Bandes. Von den eigenen, dazu gelieferten Beiträgen Beider iſt jedoch bei den neuen Drucken dieſer Bände wenig übrig geblieben.

Insbeſondere aber fühlt ſich die Verlagshandlung verpflichtet, die Herren Prof. Haſſe in Dresden und Wendt in Leipzig, ſo wie den Herrn Pred. Petri in Zittau, als diejenigen zu nennen, welche mit vorzüglicher Treue die ganze Bahn mit der Redaction durchmeſſen und ſie ſtets mit Rath und That dabei auf das kräftigſte unterſtützt haben. Hr. Pred. Petri verfaßte die Artikel aus dem Fache der Pädagogik, Kirchengeſchichte und Dogmatik. Hr. Prof. Haſſe und Hr. Prof. Wendt übernahmen, außer einzelnen wiſſenſchaftlichen Fächern, ſpäterhin theils mehrere Bände zu einer vollſtändigen Reviſion, theils in andern Bänden und ganzen Ausgaben die Durchſicht einzelner Hauptfächer, und ſie haben durch dieſe mühſame Arbeit ebenfalls unſer Werk weſentlich gefördert.

Herr Prof. Gruber, jetzt in Halle, war zu Anfang und bis zum fünften Bande ebenfalls einer der thätigſten

und ſchätzbarſten Mitarbeiter und Reviſoren, und wir haben es ſehr bedauert, daß er ſpäterhin durch andere Geſchäfte und Berufsarbeiten abgehalten wurde, weiteren Theil an unſerm Werke zu nehmen.

Bei der fünften Auflage fanden noch folgende Specialreviſionen für einzelne Fächer Statt, um dem Plane des Werks gemäß das Fehlende hinzuzufügen, das Mangelhafte zu vervollſtändigen und das Unrichtige zu verbeſſern. Hr. Rector Cannabich beſorgte die Reviſion ſämmtlicher geographiſchen und ſtatiſtiſchen Artikel; — Hr. M. Schmidt in Schleuſingen revidirte die philologiſchen; — Hr. Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg eine Anzahl Artikel der neuern Zeitgeſchichte; — Hr. Hofr. Dr. Nürnberger in Sorau die naturwiſſenſchaftlichen (mit Ausnahme des ſechsten bis achten Bandes); — Hr. Kammerrath von Schlieben in Dresden die mathematiſchen; — Hr. Capitain Schulze in Merſeburg und ein Ungenannter die kriegswiſſenſchaftlichen; — Hr. Dr. Greiner in Eiſenberg die mediciniſchen; — Hr. Hofr. Müllner in Weißenfels einen Theil der auf Dramaturgie und Mathematik ſich beziehenden Artikel; und die vorhin gedachten Freunde, die Herren Haſſe, Petri und Wendt, die Politik, Diplomatik, neueſte Staatengeſchichte, Kirchengeſchichte, Biographie, Pädagogik, ſchönen Künſte und Philoſophie. Außerdem erhielt der Herausgeber eine große Anzahl einzelner Beiträge, die er dankbar benutzte. So lieferte zu der fünften Auflage ein deutſcher Reiſender, der Italien erſt vor kurzem beſucht hatte, eine ganz neue Bearbeitung der wichtigſten, Italien betreffenden Artikel mit beſonderer Rückſicht auf Kunſt und Literatur. Dagegen mußte die Redaction zahlloſe Erinnerungen wegen fehlender Artikel unbeachtet laſſen, wollte ſie anders nicht von dem Plane des Werks ganz abweichen und die eigenthümliche Grundlage deſſelben vernichten. Ihr Hauptgeſchäft war, die geſammten Materialien möglichſt in Uebereinſtimmung zu bringen, viele Artikel theils abzukürzen, theils zu erweitern, theils neu abzufaſſen, je nachdem es das Bedürfniß des Werks nach ihren geſteigerten Anſichten zu erfordern ſchien; verhältnißmäßig ſind daher nur wenig Artikel der vierten Auflage in der fünften ganz unverändert geblieben. So ward durch möglichſte Gedrungenheit des Vortrags, durch Weglaſſung des mehrmals Geſagten und dadurch, daß im

Durchſchnitt jeder Band der fünften Auflage um ſechs Bogen ſtärker gemacht wurde, für mehr als 2000 neue Artikel Raum gefunden, bei deren Wahl und Beſtimmung die Redaction auf dem ganzen Felde des menſchlichen Wiſſens nachforſchte, insbeſondere aber die neueſte Zeit und was in ihr beſonders anſpricht und zu Gegenſtänden der höhern Unterhaltung gehört, beachtete. Um jedoch in Hinſicht der geographiſchen Artikel falſchen Beurtheilungen zu begegnen, muß hier noch Folgendes bemerkt werden. Der Plan des Werks erlaubte nicht, in denſelben vollſtändig zu ſeyn. Es wurden daher in der fünften Auflage eine Menge Ortsbeſchreibungen ganz weggelaſſen, die beibehaltenen oder neu hinzugekommenen geographiſchen Artikel aber um ſo vollſtändiger behandelt. Dieſe betrafen jetzt, außer den ſouverainen Staaten, nur ſolche Länder, Provinzen und Städte, die ſich durch höhere Wichtigkeit oder ſonſt eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, durch daran geknüpfte Begebenheiten, durch Handel, durch Erzeugniſſe der Natur oder Kunſt u. dgl. auszeichnen. Zu manchen derſelben erhielt der Herausgeber originale neue Ausarbeitungen aus den Orten und Gegenden ſelbſt mitgetheilt (wie z. B. über Altona, Hannover, Caſſel, Holſtein u. ſ. w.); eine Anzahl neuer geographiſcher Artikel wurde auch, nach dem vortrefflichen Edinburgh Gazetteer, von der Redaction ſelbſt abgefaßt. Die Hauptplätze Italiens haben an einem neuern Reiſenden einen eben ſo geſchmackvollen als unterrichteten Bearbeiter gefunden, wie die Art. Campagna di Roma, Florenz, Neapel u. a. zeigen.

Bei den biographiſchen Artikeln endlich nahm der Herausgeber, beſonders für die denkwürdigen Perſonen aus der ältern Zeit, den Grundſatz an, daß er nur ſolche beibehielt, die ſich durch ihre Individualität und ihre Stellung in der Welt- und Staatengeſchichte auszeichnen.

Darf man nach dem Erfolge urtheilen, den unſer Werk gehabt hat, ſo hat dieſer das Verfahren des Herausgebers gerechtfertigt. Die erſten acht Bände der fünften, 12,000 Exemplare ſtarken Auflage waren auf eine dem Unternehmer ſelbſt höchſt überraſchende Weiſe in einem einzigen Jahre völlig verkauft, ehe noch der neunte und zehnte Band in dieſer Auflage vollendet werden konnten. Noch mit der äußerſt ſchwierigen Umarbeitung dieſer

beiden Bände beſchäftigt, die erſt Ende März 1820 beendigt wurden, konnte die Redaction ſich nicht einer neuen Durchſicht des Ganzen unterziehen; es ward daher ein bloßer Nachſchuß oder Abdruck von 10,000 Exemplaren veranſtaltet. Auch dieſer war innerhalb eines Jahres verkauft. Da nun der Herausgeber unmöglich einer neuen Ausgabe in der kurzen dafür bleibenden Zeit die erforderliche Sorgfalt widmen konnte, ſo beſtimmte ihn dies, ſo wie der allgemeine Wunſch der zahlreichen Beſitzer der beiden Drucke, einen zweiten Nachſchuß (den dritten Druck alſo) in der Art unverändert zu laſſen, daß demſelben keine neuen Artikel beigefügt wurden. Dagegen faßte er die Idee auf, alles Merkwürdige aus der neueſten Zeit in einer Neuen Folge des Conv. Lex. in zwei Bänden geſammelt, aufzuſtellen, worüber am Schluſſe mehr geſagt werden ſoll. Jener zweite Nachſchuß von abermals 10,000 Exemplaren ward zu Ende des Novembers 1821 fertig.

Beide Nachſchüſſe der fünften Auflage aber ſind inſofern unverändert geblieben, daß kein neuer Artikel aufgenommen und kein im erſten Drucke dieſer Auflage befindlicher weggelaſſen wurde. Wohl aber ſind alle der Redaction bekannt gewordene, oder von den mit der Durchſicht beauftragten Gelehrten bemerkte Irrthümer und falſche Angaben ausgemerzt und berichtigt, die geſchichtlichen Artikel aber ſämmtlich mit leichten Zügen bis auf die neueſte Zeit fortgeführt worden. Da jedoch die Bogen aller drei Drucke ſich darin ähnlich bleiben mußten, daß jeder mit demſelben Worte und Satze anfing und endete: ſo konnte jede Verbeſſerung und Erweiterung nur dadurch errungen werden, daß auf demſelben Bogen dafür anderweitig etwas geſtrichen oder abgekürzt wurde. Von dieſen Grundſätzen einer bloßen Reviſion war jedoch die Redaction bei dem dritten Abdruck der fünften Auflage darin abgewichen, daß ſie glaubte, die politiſche Anſicht der Zeitverhältniſſe weſentlich ruhiger auffaſſen zu müſſen, als es bei den zwei erſten Drucken der fünften Auflage geſchehen war. Sie bemühte ſich daher, bei allen Artikeln, die mit der Politik und neueſten Zeitgeſchichte in Verbindung ſtehen, ſo viel es den Zeitgenoſſen möglich, einen rein hiſtoriſchen Standpunkt zu gewinnen.

Was ſich auch hiergegen einwenden läßt, ſo glaubte die Redaction dennoch die Winke beachten zu müſſen, welche

ihr in einer trefflichen Beurtheilung unſers Werks in den Wiener Jahrbüchern, in Anſehung der von jedem Berichterſtatter nie genug zu berückſichtigenden Worte: Sine ira et studio, gegeben worden ſind. Denn bei einem in alle Claſſen der Geſellſchaft eingedrungenen Werke, als es das Conv. Lex. iſt, darf man allerdings von demſelben in einer ſo bewegten Zeit, als es die unſrige iſt, eher Beruhigung und Verſtändigung als Aufregung und Trennung erwarten, wie die Gegner unſerm Werke in einzelnen Artikeln, indem ſie freilich alles darin auf die Spitze geſtellt, vorgeworfen haben. Ueberdies hat die Zeit ſelbſt -- immer die beſte Lehrerin — ſeit 1819, wo (und zwar in dem ſo aufgeregten Herbſte dieſes Jahres) die fünfte Auflage zuerſt vollſtändig erſchien, über Vieles eine richtigere und unbefangenere Anſicht gegeben. Es wurde daher jeder Artikel der fünften Auflage, in welchem man eine leidenſchaftliche oder einſeitige Anſicht fand, völlig umgearbeitet, ſo daß ſchon in dem dritten Drucke durchaus eine ruhigere, oder eine reinhiſtoriſche Anſicht als vorherrſchend wahrgenommen werden konnte. Nach demſelben Grundſatze hat die Redaction die Bearbeitung der ſechsten Auflage geleitet, ohne jedoch den Charakter des Rechts und der Wahrheit aufzugeben oder die Stimme der eigenen Ueberzeugung zu unterdrücken.

Eine nicht geringere Sorgfalt wurde bei jenem letzten Abdrucke der fünften Auflage auf alle Artikel gewandt, welche ſich mit den religiöſen Dogmen oder den kirchengeſchichtlichen Anſichten der verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen beſchäftigen. Die Redaction bemühte ſich, aus jenen Artikeln Alles zu entfernen, was irgend eine derſelben feindſelig berühren könnte, ohne jedoch dabei den Charakter des Proteſtantismus zu verleugnen, oder die Ueberzeugung von göttlichen Dingen und kirchlichen Begriffen mit Lauheit zu betrachten. Aus derſelben Achtung für religiöſe Ueberzeugung hat der Herausgeber in der Neuen Folge des Conv. Lex. eine beſondere Abtheilung den Dogmen und den kirchengeſchichtlichen Anſichten der katholiſchen Kirche gewidmet und die Ausführung derſelben einem Katholiken übertragen.

Deſſenungeachtet hoffte der Herausgeber nicht, daß es ihm gelungen ſey, durch ſeine vermittelnde Leidenſchaftloſigkeit, den Beifall der verſchiedenen, einander ſo ſchroff entgegenſtehenden politiſchen und religiöſen Parteien ge-

wonnen zu haben. Wäre es ihm vielleicht mit keiner gelungen, ſo glaubte er dies für das beſte Zeichen zu halten, indem es darthun würde, daß die Redaction mitten durch die Parteien hindurch ihren eignen, ruhigen und feſten Gang genommen habe.

An der Redaction und Reviſion der beiden Nachſchüſſe zur fünften Auflage hat Hr. Dr. Ludwig Hain keinen Theil gehabt, ſo wenig als an der Redaction der Neuen Folge. Die Durchſicht des Hauptwerks in zehn Bänden für den erſten Nachſchuß übernahm im Allgemeinen Hr. Prof. Haſſe in Dresden, und in Beziehung auf ſämmtliche naturwiſſenſchaftliche Artikel Hr. Hofr. Dr. Nürnberger in Sorau. Das Verdienſt der abermaligen Reviſion für den dritten Abdruck gehört allein dem Hrn. Prof. Haſſe in Dresden.

Aus dem bisher Angeführten wird man jedoch keinesweges folgern, daß der Urheber dieſes von ihm fünfmal erneuerten Werks je geglaubt, er habe die Aufgabe, die er ſich zu löſen vorgenommen, wirklich vollſtändig gelöſ't. Dieſe Aufgabe iſt an und für ſich zu ſchwierig, um je erwarten zu können, daß ſie ohne Fehl und Irrthum verwirklicht werden dürfte; ſie verändert ſich nach der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Menſchen; endlich ſchreitet die Zeit ſo raſch und unaufhaltſam fort, und es treten faſt täglich ſo bedeutende Veränderungen in allen Staats- und politiſchen Verhältniſſen, in der Literatur und dem Geſammtgebiete aller Wiſſenſchaften ein, daß das, was heute wichtig, neu und richtig war, oft ſchon in wenig Monaten veraltet und ungültig iſt. Eben ſo ſchnell entſtehen auch neue Intereſſen für früher unbeachtete oder gar nicht da geweſene Gegenſtände. Dies Alles bewog den Herausgeber, wie ſchon oben geſagt worden iſt, ſtatt eines vierten Abdrucks der fünften, eine ſechste Auflage des Conv. Lex. zu veranſtalten. Er unterwarf daher als alleiniger Redacteur das Was, das Wieviel von jedem Gegenſtande und die Sprachform des ganzen Werks einer durchgreifenden Muſterung, wobei er folgendes Verfahren befolgte.

Er ſchied zuerſt aus der Maſſe von ungefähr 12,600 Artikeln die veralteten und unwichtigen, ſo wie ſolche Artikel aus, die als bloße Worterklärungen in ein Wörterbuch gehö-

ren, das reine Nomenklatur gibt; **zweitens** wurden ſolche Gegenſtände, die in den Hintergrund der öffentlichen Aufmerkſamkeit getreten waren, kürzer dargeſtellt, andre dagegen, welche ein beſonderes Intereſſe wieder erregt hatten, ſo wie neue Gegenſtände, welche wichtig ſchienen, beſonders aus den in der fünften Auflage noch nicht genug berückſichtigten Fächern der Kunſtgeſchichte, Naturwiſſenſchaft, Archäologie und Rechtskunde, aufgenommen; **drittens** wurden neu abgefaßte Geſammtartikel zur Ueberſicht großer Ideen, welche die Zeit bewegen und das Schickſal der Völker beſtimmen, aufgeſtellt; **viertens** wurden eine Menge Artikel, für welche der Fortſchritt der Wiſſenſchaft und Kunſt bis auf den Zeitpunkt des J. 1823 neuen Stoff gegeben hatte, vorzüglich ſolche, die durch die Zeitgeſchichte, Staaten- und Länderkunde berichtigt oder bereichert worden waren, ſo wie mehrere, die nicht nach einem allgemeinen, ſondern einem beſondern Geſichtspunkte abgefaßt waren, theils gänzlich umgearbeitet oder neu verfaßt, theils ergänzt und fortgeſetzt; **ſechstens** wurden längere Artikel, insbeſondre die hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen, der leichteren Ueberſicht wegen, in Abſchnitte getheilt; **ſiebentens** wurde das ganze Werk, hinſichtlich der Richtigkeit, Angemeſſenheit, Kürze und Reinheit des Ausdrucks verbeſſert. Insbeſondre unterzog ſich Hr. Regiſtrator **Knolle** in **Braunſchweig** der mühevollen Durchſicht der Sprachform des ganzen Werks, und wir bezeugen ihm hier den Dank des verſt. Herausgebers für die große Sorgfalt, welche er auf dieſen wichtigen Theil gewandt hat.

Es iſt nicht möglich, alle verbeſſerte, ergänzte, fortgeſetzte und zum Theil umgearbeite Artikel dieſer ſechsten Auflage hier einzeln aufzuführen, oder die ausgemerzten anzuzeigen. In der Anmerkung nennen wir nur **einige** der neu hinzugekommenen oder neu abgefaßten Artikel und ſolche, die ſehr weſentliche Zuſätze erhielten, ſo daß ſie faſt als ganz neue Artikel anzuſehen ſind *).

*) Zu den für die ſechste Auflage **neu abgefaßten** Artikeln, die in der fünften entweder zu dürftig, oder nach älteren Hülfsmitteln, oder nach einem, dem Conv. Lex. fremden Geſichtspunkte bearbeitet waren, gehören z. B. Agiotage, die Schlachten bei Austerlitz, Bautzen u. Wurſchen, Culm, Eckmühl, Eylau, Hochſtädt, Jena, Leipzig, Marengo, Wagram, Waterloo u. a., Chatillon (Congreß), Corneille (2),

Da ſich auf dieſe Art der vierte Abdruck der fünften Auflage, dem Inhalte wie der Form nach, weſentlich von

Cottin (Sophie), Crébillon (Vat. u. S.), Creuzer, Crillon (2), Cromwell, Curland (das Herzogth.), Cuvier, Erziehung, Erbauung, Erde, Eyk (Joh. u. Hub.), Feßler, Filangieri, Forſtweſen, Friedrich I. u. II. von Hohenſtaufen, Friedrich II. von Preußen, Fualdes, Geologie, Georg IV., Geſchichtſchreiber, Gilbert, Gleim, Gluck, Görres, Goldoni, Grävius, Gray (Johanna), Grécourt, Gruner (C. J. v.), Guicciardini, Guido v. Arezzo, Guttenberg, Herſchel, Hochlande, Hoffmann (E. T. W.), Hutten, Hyde de Neufville, Kinsbergen, Lafontaine (Jean), Lagrange, Lebensverſicherung, Leibnitz, Leipzig (Topogr.), Lope de Vega, Morea, Morellet, Morelli, Münzkunde, Nettelbeck, Newton, Nordpol-Expedition, Paris (Einnahme 1814), Pariſer Theater, Portugal, Sachſen, Speſſart (Topogr.), Spanien, Staatspapiere (ausf. Geſch. derſ.), Südamerikaniſche Revolution, Thermometer, Thier, Thierreich, Ungarn, Vereinigte Staaten, Wärme, Wartburgsfeſt, Welthandel, Werner (Zachar.), Weſt, Wieland, Wien (Topogr.) und eine Menge ähnlicher in allen zehn Bänden.

Zu den neu hinzugekommenen Artikeln gehören: Ueberſicht ſämmtlicher Congreſſe ſeit 1648; die der vorhandenen und aufgehobenen Conſtitutionen; dann Boiſſerée'ſche Gemäldeſammlung (Geſchichte der Entſtehung derſelben), Cenci, Corinna, Coroner, Coulomb (Ch. Aug.), Covenant, Cowper, Creſcentiis, Creſcenzi, Creſcimbeni, Creuz (2), Crevenna, Crozat, Cueva, Cujas, Cumberland (Rich.), Cunigunde (d. heil.), Derflinger, Dom Remy, Duval, Eau de Cologne, Eichſtädt (Fürſtenth.), Einſprützungen (medic.), Eliſabeth v. Orleans, Emetica, Erbadel und Ahnenprobe, Erfriſchungsinſeln, Ermenonville, Erotomanie, Falieri, Fracht, Fualdes (Proceß), Galaktometer, Gaſſenerleuchtung, Gedächtnißübungen, Gerſau, Gherardesca (Familie), Giannone, Gichtel, Gigli, Gil-Vincente, Gioja, Giunti (Giuntinen), Gleditſch (J. Th.), Gletſcherſalz, *God save the King* (Geſch. d. Melod. von), Goldgulden, Gouda, Gozzi (Graf Gaſparo), Gracioſo, Graſſe (Graf von), Graveſande, Gresham (Thom.), Gretna, Gribeauval, Grimaldi (Familie), Guebriant, Guevara, Guibal, Guiſtard (Robert), Günther (J. Chriſt.), Guys (P. A.), Heiliges Grab, Heimweh, Hofwyl, Höhenmeſſungen, Holz und Holzarten, Horneck, Hühnengräber, Inkunabeln, Kermes, Landſchaft, Leiceſter, Levaillant, Ludwig XII., Meudon, v. d. Meulen, A. Michaux, Mineralwaſſer (künſtliche), Morphologie, Naturwiſſenſchaften, Obedienz, Obley, Og, Olivier (G. A.), Organiſche Ueberreſte,Ouen (St.), Palaprat, Paliſot de Beauvais, Palnatocke, Palomino de Velasco, Pappkunſt, Paré (Ambr.), Parga, Quadragena, Quaſſia, Rabaut St. Etienne, Rapp, Raucourt (Sophie), Reding (Al. u.

dem dritten — was ſchon ein Blick auf Regiſter und Seitenzahl zeigt, — unterſchieden haben würde, ſo mußte ihn der Herausgeber als eine neue, folglich als die ſechste Auflage des in ſeiner auch hier feſtgehaltenen Grundform bewährt erfundenen Converſations-Lexikons dem Publikum vorlegen. Dieſe Nothwendigkeit ergab ſich ihm jedoch erſt bei fortgeſetztem Drucke des umgearbeiteten erſten Bandes der fünften Auflage, der daher Anfangs noch durch die Norm der Bogen (Aufl. V. †††) als dritter Nachſchuß bezeichnet wurde. Dieſe einmal gebrauchte Norm mußte nun auch in dem ganzen Werke der ſechsten Auflage beibehalten werden, was freilich einen kleinen Uebelſtand gibt, jedoch zugleich mit daran erinnert, daß zwiſchen dem erſten Drucke der fünften und dem der ſechsten Auflage zwei verbeſſerte Nachſchüſſe von jener nothwendig geworden waren.

Die Beſitzer der vorigen Auflagen werden daher, nach dem, was oben über den Zweck unſeres Werks geſagt worden iſt, die Umbildung, Abkürzung und Erweiterung deſſelben zu einer neuen Auflage in der Natur der Sache gegründet finden. Eine ſolche Umbildung führt die Zeit ſelbſt herbei, mit welcher das Werk, ſeinem Plane nach, der ſtets die Gegenwart umfaßt, übereinſtimmen ſoll, und jeder Gebildete weiß, daß jetzt ein einziges Jahr reicher an hiſtoriſchen Erſcheinungen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritten iſt, als es ſonſt ein Jahrzehend ſeyn mochte. Die Redaction war daher verpflichtet, dafür zu ſorgen, daß jede neue Ausgabe ſowohl von innen ſich mehr ausbildete, als auch der neueſten Zeit möglichſt immer angemeſſener würde.

Auf der andern Seite iſt die Redaction aber auch bil-

Th. v.), Redouté (P. J.), Regnier (Mathurin), Reimlexikon, Reitz (F. W.), Rennie (J.), Retif de la Bretonne, Roncesvalles, Roſenöl, Rothgießerei, Rotrou (J.), Rotten-Borough, Routiniers, Sackleiter, Saint-Georges, Saint-Pierre, Salem, Salep, Sandſchak, Sandſteingebirge, Santander, Schicht (Muſikdirector), Schierling, Schminke, Schmutzer, Schomberg (F. H. v.), Schoreel (J. v.), Schwe-ſelblumen, Schwefelleber, Schweinichen (H. v.), Schweizerreiſen, Scios, San Sebaſtian, Sprachenkunde, Stammmelodien, Tag- und Nachtleben, Teufelsmauer, Theokratie, Ungariſche Sprache, Ungariſche Weine, Vulkaniſten und Neptuniſten, Wenzel, Wilhelm I., Kurfürſt von Heſſen, Wit, (Joh. de), Wren, Wohlfahrtsausſchuß, Yriarte u. eine Menge ähnlicher in allen zehn Bänden.

lig genug, das Gefühl des Unangenehmen zu würdigen, das für Jedermann darin liegt, ein Werk eben angeſchafft zu haben, von welchem man kurze Zeit nachher erfährt, daß ſchon wieder eine neue und viel bereicherte Ausgabe erſchienen ſey. Daher beſtimmte ſowohl dies, als überhaupt die Erwägung, daß es Pflicht ſey, die Veränderungen in der Zeit und den Wiſſenſchaften, wie ſie in der jedesmaligen neueſten Auflage enthalten ſind, auch den Beſitzern der vorhergegangenen Ausgaben mitzutheilen, den Unternehmer zu einer Einrichtung, welche ihm allen billigen Anſprüchen, die man an ihn machen könnte, genug zu thun ſcheint. Er lieferte nämlich das jedesmalige Neue, das eine neue Ausgabe enthält, für die Beſitzer der frühern Auflagen in beſondern Supplementen nach, die er für einen ſehr billigen Preis erließ. So wurde für die Beſitzer der erſten, zweiten und dritten Auflage das Neue der vierten in einem ſtarken Supplementbande geſammelt, und eben ſo das Neue der fünften für die Beſitzer der erſten bis vierten Auflage in zwei dergleichen Supplementbänden, die, obgleich über 120 Druckbogen ſtark, doch nicht mehr als 2 Thlr. 16 Gr. koſten. Daſſelbe geſchieht jetzt für die Beſitzer der fünften Auflage, denen in einem Supplementbande, der alles Neue der ſechsten Auflage enthält, jede Ergänzung und Vercicherung der fünften Auflage dargeboten wird. Die Beſitzer der frühern Ausgaben können auf dieſe Weiſe den neuern immer folgen, und da aus dieſen vieles hat weggelaſſen werden müſſen, was ſich in den früheren befand, um Platz für das Neue zu finden, ſo ſind ſie ſelbſt in dieſer Hinſicht reicher als die Beſitzer der neueſten Auflage.

So viel über das Verfahren der Redaction. — Bei aller hierin bethätigten Sorgfalt aber war der verſt. Herausgeber ſich wohl bewußt, daß auch die ſechste Auflage das Gepräge jedes Menſchenwerks — Unvollkommenheit, an ſich trage. Daher wird mancher Leſer einzelne Artikel darin vermiſſen, die der Mangel an Raum ausſchloß; dieſe ſollen jedoch, ſobald ſie wichtig ſind, nach den neueſten Hülfsmitteln bearbeitet, in die Neue Folge aufgenommen werden. Uebrigens hält ſich die Verlagshandlung fortwährend für verpflichtet, Alles vorzubereiten, was zu der innern Ausbildung des Hauptwerkes im Einzelnen geſchehen kann und ſoll. Aber eben ſo ſehr vertraut ſie auf das bil-

lige Urtheil des Publicums, daß es dem zur Herſtellung eines ſolchen Werks ganz geeigneten Herausgeber, nach ſeinem Tode, das Zeugniß nicht verſagen wird, Er habe alle ihm zu Gebot geſtandene und zugänglich gewordene, ſo wie in dem Kreiſe ſeiner Beurtheilung liegende Hülfsmittel angewendet, um ſeinem Werke eine würdige und der deutſchen Literatur Ehre bringende Geſtalt zu geben. Wenigſtens hat er ſich durch den ſeiner Unternehmung gewordenen Beifall nie verführen laſſen, in dem Eifer für die ſtete Vervollkommnung deſſelben inne zu halten; dieſer Beifall iſt ihm vielmehr der größte Sporn geweſen, Fleiß und Sorgfalt zu verdoppeln.

Die Dankbarkeit gebietet, dieſes Beifalls mit einiger Ausführlichkeit zu gedenken, da er zugleich eine bibliographiſche Merkwürdigkeit iſt, indem vielleicht ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt von keinem Werke gleicher Bogenzahl in ſo wenigen Jahren eine ſolche Maſſe Exemplare gedruckt und abgeſetzt worden, als von dem unſrigen.

Von der erſten Auflage, welche vom Dr. Löbel begonnen wurde, waren 2000 Exempl. gedruckt worden, und zu dem Verkauf derſelben 16 Jahr (1796—1812) erforderlich geweſen. Dagegen war der erſte Druck des erſten Bandes von der zweiten Auflage, freilich nur von 1500 Exempl., da der Unternehmer vorſichtig zu Werke gehen wollte, ſchon vergriffen, ehe der zweite Band vollendet war. Jetzt würden die Auflagen der folgenden Bände zwar verſtärkt und die frühern Bände immer nachgeſchoſſen; dennoch genügte keine auch noch ſo ſtarke Auflage nach den gewöhnlichen Berechnungen, den Bedürfniſſen des Publicums. So folgte der zweiten bald die dritte, vierte und fünfte Ausgabe, und der Abſatz iſt von 1812 bis jetzt ſtets geſtiegen.

Das Converſations-Lexikon iſt daher ſeit 27 Jahren in ſechs Originalauflagen, (von welchen die fünfte dreimal gedruckt iſt), in 60,000 Exemplaren vorhanden. Außerdem erſcheinen davon Ueberſetzungen in däniſcher (Kopenhagen bei Soldin), ſchwediſcher, holländiſcher (Zütphen bei Thieme) und ruſſiſcher Sprache. Bearbeitungen deſſelben in engliſcher und franzöſiſcher Sprache werden vorbereitet. Rechnet man dazu die Nachdrucke: der erſte von Schrämbl in Wien nach der erſten Auflage und gemiſcht

mit dem Voigtſchen Handwörterbuch für Geſchäftsführung [Leipzig, bei Seeger; in einer neuen Auflage, von Reinhardt verbeſſert, bei Hammerich in Altona], und die beiden andern von Macklot in Stuttgart: ſo mögen nahe an 70,000 Exemplare von dieſem Werke, ſeit 1812 gedruckt und größtentheils auch ins Publicum gebracht worden ſeyn; eine Erſcheinung, die gewiß außerordentlich iſt und als ein merkwürdiges Zeichen unſerer Zeit und des Charakters unſers Werks betrachtet werden kann *).

Die Zeit, wo der Herausgeber und Eigenthümer des Converſations-Lexikons ſich über die Nachdrücke, übrigens keineswegs ohne vollgültiges Recht dazu, ereiferte, iſt vorüber. Es gelang ihm nicht, durch den billigſten Preis ſein Eigenthum vor den Nachdruckern zu ſichern. Der verſt. König von Würtemberg autoriſirte einen Nachdruck, und obgleich der jetzt regierende König dem Unternehmer ein Privilegium gegen die Wiederholung deſſelben ertheilte, ſo war dies doch bei der Unvollkommenheit der ſich darauf beziehenden Geſetzgebung und der Begünſtigung des Nachdruckerweſens durch das damalige würtembergiſche Miniſterium ohne Erfolg, und der Nachdrucker durfte unter dem Vorgeben, einen Auszug des privilegirten Werks liefern zu wollen, einen zweiten Nachdruck deſſelben veranſtalten. Dabei hat jedoch das Publicum mehr als der Eigenthümer verloren, indem dieſe Nachdrücke den Abſatz der Originalausgabe nicht unterbrachen, wohl aber die Redaction und den Unternehmer in ihren Anſtrengungen für das Werk dadurch hemmten und ſtörten, daß ſie dieſelben nöthigten, ſtets ein Auge auf die Operationen der Nachdrucker zu halten, um nicht von dieſen, die blos Setzer und Drucker anzuſtellen brauchten, die Sorge für den Text aber ihnen überließen, überflügelt zu werden.

Das Publicum hat ſeitdem entſchieden, und jene Freibeu-

*) Die Pränumerantenliſten, welche dem fünften und dem zehnten Bande der zweiten, dritten und vierten Auflage, und dem zehnten Bande des erſten und zweiten Drucks der fünften Auflage (da man ſie bei dem dritten Drucke und bei der ſechsten Auflage noch einmal mitzutheilen für unnütz gehalten, weil ſie ganz unvollſtändig geworden) vorgedruckt ſind, weiſen allein bis Ende Februar 1820 über 33,000 Pränumeranten nach.

ter haben ſich am Ende durch ihre Ungeſchicklichkeit ſelbſt geſtraft, indem ihre letzte Auflage, dem Vernehmen nach, um nicht Maculatur zu werden, hat verſchleudert werden müſſen, während von der Originalausgabe nie genug hat gedruckt werden können.

Nach der Bemerkung eines geachteten Geſchichtſchreibers „würde es ganz im Geiſte der trefflichen Verfaſſung ſeyn, welche Würtemberg ſeit 1818 ſeinem Könige verdankt, wenn ein kräftiger Mann in der Mitte der Stände ſeine Stimme gegen die Schmach des Nachdruckergewerbes erhöbe und die öffentliche Brandmarkung deſſelben vor einer ehrwürdigen Sammlung bemerkte, bis endlich auch im ſüdlichen Deutſchland das Geiſteseigenthum des Norddeutſchen ebenſo durch das öffentliche Recht geſichert und geheiligt wird, wie bereits ſeit Jahrhunderten das Geiſteseigenthum unſerer ſüddeutſchen Brüder im nördlichen Deutſchland, namentlich in Sachſen und Preußen, geſchützt iſt."

Der Herausgeber hat ſich ſelbſt zu ſchützen geſucht, indem er ſein Werk fortwährend zu verbeſſern und zu bereichern ſich bemühte, ſo daß jeder Nachdrucker mit ſeinem Fabrikat ihn nie einholen konnte; dann ſtellte er nicht nur, wie ſchon bemerkt worden iſt, den Preis deſſelben ſo niedrig, wie kein ähnliches im deutſchen Buchhandel verkauft wird; ſondern er nahm dabei auch auf alle billige Wünſche des Publicums, ohne Koſten zu ſcheuen, ſorgfältige Rückſicht. Durch dies und noch mehr durch ſein Vertrauen auf das rechtliche Gefühl ſeines Publicums glaubte er ſich gegen den Nachdruck beſſer verwahrt, als durch ein koſtbares Privilegium. Daher erſcheint die ſechste Auflage ohne Schutzbrief. Hoffentlich wird die von ihm mehrmals mit Gründen und Thatſachen unterſtützte Behauptung bald allgemein anerkannt werden: Nur S i c h e r h e i t des E i g e n t h u m s beim Verlag kann den d e u t ſ c h e n Bücherverkehr in Beziehung auf W o h l f e i l h e i t, T ü c h t i g k e i t und ſ c h ö n e A u s f ü h r u n g mit dem Buchhandel andrer Nationen, bei denen der N a c h d r u c k a b g e ſ c h a f f t iſt, ins G l e i c h g e w i c h t b r i n g e n.

Der nahen Erfüllung dieſer Hoffnung ſah er mit voller Zuverſicht entgegen. Ueberhaupt vertraute er ganz der

am 20ſten Sept. 1819 durch den kaiſerlich öſterreichiſchen Geſandten am Bundestage feierlich ausgeſprochenen Verſicherung *) und war überzeugt, daß, eingedenk des Zwecks des deutſchen Bundes, der für die Staaten wie für die Unterthanen einen Rechtszuſtand feſtſtellt, jede deutſche Regierung dieſes Werk, das in mehr als einer Hinſicht wohl ein Nationalwerk genannt werden kann, und dem der Unternehmer aufs Neue einen großen Theil ſeines Eigenthums und ſeiner Thätigkeit gewidmet hatte, gegen alle willkürliche und unbillige Anſprüche vertreten und demſelben, die Beſtrebungen des Herausgebers unparteiiſch und ohne Leidenſchaft würdigend, allen Schutz werde angedeihen laſſen.

Die Verlagshandlung kann daher den Erfolg des von dem Nachdrucker, H. Wilh. Spitz in Cöln angekündigten Neuen Converſations-Lexikons in zwölf Bänden ruhig abwarten. Wenigſtens wird der halbe Probebogen, zweite Auflage, den H. Spitz zum Beweiſe, daß ſein Conv. Lex. kein Nachdruck ſey, in die Welt geſchickt hat, keinen, der den Plan und die Ausführung unſeres Werkes richtig beurtheilt, nach jenem Werke lüſtern machen. H. Spitz verſpricht freilich 2000 Artikel mehr auf weißerem Papier und noch größerer Druckſchrift, ſodann führt er in den ſechs Artikeln ſeines halben Probebogens an dreißig Flüßchen auf, die Aa heißen, gibt die Lage großer Städte bis auf die Terzen an, was noch kein verſtändiger Topograph bisher gethan hat, zählt ängſtlich Häuſer und Bewohner (deren Zahl in großen Städten jedes Jahr ſich ändert), und beſchreibt die ſchönen Umgebungen eines Orts, wie ein ſentimentaler Touriſt, in 20 bis 30 Zeilen; — Vorzüge, deren unſer in den Hauptſachen zuſammengedrängtes Werk allerdings entbehrt —: nur hat Hr. Spitz die Kleinigkeit vergeſſen, ſeinen Probebogen zweiter Auflage von einem Manne, der

***2

*) Die gegen den Misbrauch der Preſſe zu ergreifenden einſtweiligen Maßregeln ſollen keineswegs den Zweck haben, die Thätigkeit nützlicher und achtungswerther Schriftſteller zu hemmen, den natürlichen Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes Feſſeln anzulegen oder Mittheilungen und Belehrungen irgend einer Art, ſo lange ſie nur innerhalb der Grenzen bleiben, die noch keine bisher vorhandene Geſetzgebung zu überſchreiten erlaubt hat, zu verhindern.

Präſidialvortrag vom 20ſten September 1819.

deutſch ſchreibt, corrigiren und das ſtatiſt. hiſtor. Allerlei ſeines Artikels über Aachen, in eine logiſche Ordnung bringen zu laſſen. Doch mehr ſchon als zu viel über dieſes Machwerk einer verfehlten Speculation!

Auch ein Auszug aus dem Conv. Lex. würde wenig Glück machen. Denn ſollte dieſer bedeutend wohlfeiler werden, ſo könnte er nicht mehr als die Nomenklatur eines bloßen Wörterbuchs geben; zu einem Wörterbuche aber gehört ein Grad von Vollſtändigkeit, den unſer Werk weder erreichen kann, noch will. Umfaßte er aber mehrere Bände, ſo würde er im Preiſe dem Ganzen ſo nahe kommen, daß jeder Liebhaber doch eher zum Hauptwerke greifen möchte. Denn nur durch die Stärke der Auflage des Hauptwerks und den ſchnellen Umſatz deſſelben iſt es dem Unternehmer möglich geworden, einen Preis dafür zu machen, der in der Geſchichte des europäiſchen Buchhandels und nach dem Maßſtabe der jetzigen Bücherpreiſe in ſeiner Wohlfeilheit einzig iſt.

Manche haben zwar ein unter der alleinigen Redaction des Hrn. Prof. Haſſe in Dresden, unter dem in der Note angegebenen Titel *) erſchienenes, alphabetiſch-encyklopädiſches Werk als einen ſolchen Auszug aus dem Conv. Lex. anſehen wollen; allein es iſt nach einem von dem Conv. Lex. ganz verſchiedenen Plane angelegt. Es enthält nämlich blos die allgemeinen Elementar-, die Stamm- und Hauptbegriffe, oder die erſten Wurzeln der Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie das Unentbehrlichſte aus dem Umfange derſelben für Jeden, der an das Wiſſenswürdigſte in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte ſich erinnern oder damit bekannt machen will. Aus dieſen Gebieten ſind von einzelnen Gegenſtänden nur die wichtigſten, zur Erläuterung der Hauptbegriffe und zur Erklärung der reichen Verzweigung der geſammten wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, als Beiſpiele und Belege ausgehoben und beſchrieben.

*) Deutſche Taſchen-Encyklopädie, oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte. In alphabetiſcher Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern, 1816—1820. Leipzig, bei Brockhaus. Preis 8 Thlr.

Alles übrige aber, worüber man Wörterbücher nachſchlägt, wie Ortsnamen, Perſonen u. ſ. w., alſo das ganze Fach der Topographie und Biographie iſt ausgeſchloſſen geblieben. Dafür iſt jenes Werk mit einer Sammlung von 50 inſtructiven Kupfern und mit einem trefflichen Repertorium, welches zu einer ſyſtematiſch-encyklopädiſchen Ueberſicht aller Künſte und Wiſſenſchaften unentbehrlich iſt, ſo wie bei jedem wichtigen Artikel mit der Angabe der beſten neuern in- und ausländiſchen Schriften begleitet. Auch haben ſich die Verfaſſer der einzelnen Artikel ſämmtlich genannt.

So wenig alſo Auszüge rathſam ſind, eben ſo wenig würde die Herausgabe von Nachträgen zu dem Conv. Lex. dieſes Werk ergänzen, weil ſie in keinem Falle mit dem Plane und der Haltung des Ganzen übereinſtimmen und nichts als formloſe Bruchſtücke ſeyn könnten.

In Anſehung der äußern Einrichtung unſeres Werks haben wir noch Folgendes zu bemerken. Der Titel deſſelben, als Converſations-Lexikon, — der, allein gebraucht, vielen Beſitzern des Werks misfiel, und allerdings weder den Inhalt noch die Geſammt-Tendenz deſſelben gehörig bezeichnete — iſt von dem Herausgeber, weil derſelbe einmal allgemein bekannt war, beibehalten worden; jedoch hat die fünfte Auflage, ſo wie die ſechste, noch den Haupttitel: „Allgemeine deutſche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände" erhalten, der dem Herausgeber den Inhalt und Zweck ſeines Werks ziemlich genau, obgleich allerdings nicht ohne einige Anmaßung, gegen die er ſich jedoch ausdrücklich verwahrte, zu bezeichnen ſchien.

Ueber das Format, die kleine Schrift, den fortlaufenden und nicht mit Abſätzen verſehenen Druck und die ungemeine Papierbenutzung hat er vielfältige Klagen hören müſſen. Wollte er aber die Bändezahl von Zehn nicht überſchreiten, — was er, ohne der allgemeinen Verbreitung des Werks Eintrag zu thun, ſich nicht glaubte erlauben zu dürfen — und den Preis nicht bedeutend ſteigern — was eben ſo wenig räthlich ſchien: ſo konnte er bei der Maſſe des Stoffs, die er dem Werke beſtimmte,

keine andere Einrichtungen annehmen. Auch hat ihm immer geſchienen, daß, da ein Werk dieſer Art eigentlich ſelten hinter einander geleſen, ſondern nur in einzelnen Artikeln nachgeſehen wird, die kleine Schrift und der enge Druck keine zu große Unbequemlichkeiten darbieten. Bei der fünften Auflage ſorgte er auch für Ausgaben mit breitem Rande und auf feineren Papieren, wie dies auf der Rückſeite der Schmutztitel bei jedem Bande näher zu erſehen. Bei der ſechsten Auflage hat er daſſelbe Verfahren beobachtet, nur daß er bei längeren Artikeln zur leichtern Ueberſicht auch Abſchnitte und Abſätze machen und die Columnentitel darnach einrichten ließ.

Von öffentlichen Beurtheilungen ſind dem Herausgeber nur zwei von Bedeutung, die in der Halliſchen Literaturzeitung (von Prof. Schütz), und die in den Wiener Jahrbüchern (von Matthäus v. Collin) zu Geſicht gekommen. Er dankte in der Vorr. z. 5ten Aufl. den Verfaſſern für das Wohlwollen und die Nachſicht, welche ſie darin für ſein Werk gezeigt haben, indem er ſelbſt nur zu ſehr fühlte, wie leicht es übelwollenden oder gar hämiſchen Recenſenten ſeyn würde, aus der großen Maſſe von Notizen, die das Werk enthält, eine Reihe irriger aufzuführen, oder unter mehr als 12,000 Artikeln, welche es in ſich faßt, eine Anzahl noch ſchlecht redigirter zu nennen, oder endlich die Lücken, deren es, beſonders nach jedesmaliger ſubjectiven Anſicht des Beurtheilers, ſehr viele haben muß, aufzufinden und anzugeben. Wohl ließe ſich für ein ſolches Werk ein Ideal aufſtellen, das aber in der Wirklichkeit nicht auszuführen ſeyn möchte. Die Beurtheilungen dürften daher vielleicht immer mehr das Ganze im Auge halten müſſen, als ſich zu ſehr mit dem Einzelnen beſchäftigen.

Außer dem Hauptwerke von zehn Bänden hat der verſt. Herausgeber, wie wir ſchon früher S. XVII bemerkten, noch eine Neue Folge deſſelben in zwei Bänden gegründet und die Ausführung derſelben in den erſten drei Lieferungen, welche die Artikel aus dem A bis F umfaſſen, ſelbſt geleitet, ſo daß jetzt noch fünf rückſtändig ſind. Beide Werke bilden ein Ganzes, inwiefern ſie nach derſelben Grundidee den Inhalt und den Umfang der gei-

ſtigen Bildung in dem geſelligen Leben darſtellen wollen. Allein dieſes Leben iſt ſtets beweglich und neue Gegenſtände treten hervor, welche ſich vor unſern Augen geſtalten und unſre Aufmerkſamkeit vorzüglich beſchäftigen, ohne daß ſie darum auf die Dauer als vollendet oder in ſich abgeſchloſſen, in den Kreis der allgemeinen Bildung eintreten; dann gibt es aber auch wichtige und inhaltreiche Gegenſtände, welche jeder Gebildete nach ihrem ganzen Umfange zu betrachten wünſcht; dahin gehören z. B. ſtaatswiſſenſchaftliche und hiſtoriſch-politiſche, literariſche und kunſthiſtoriſche, naturwiſſenſchaftliche und geographiſche Forſchungen, deren Reſultate das Leben der Völker unmittelbar berühren. Für dieſe beiden Claſſen von Gegenſtänden legte F. A. Brockhaus die Neue Folge des Conv. Lex. an. Da nämlich die zehn Bände des Hauptwerks nur das Bleibende und in ſich Abgeſchloſſene darſtellen ſollen, umfaſſende Entwickelungen einzelner Zweige des Wiſſens aber nicht aufnehmen können, ſo ſind die zwei Bände der Neuen Folge beſtimmt, das Wichtigſte von dem, was entſteht und ſich entwickelt, alſo das Bewegliche, das Veränderliche in ſeinen intereſſanteſten Erſcheinungen aufzuſtellen, dann aber auch die oben bezeichneten, allgemein wichtigen Gegenſtände umfaſſend vorzutragen. Nothwendig war es, in beider Hinſicht das Fach der Biographie zu erweitern, weil im Staat und in der Kirche, in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft Alles zuletzt doch auf dem Wirken ausgezeichneter Menſchen beruht. In einzelnen Fällen hatte der verſt. Herausgeber, jedoch nur als Ausnahme, auch Artikel des alten Werks verbeſſert und umgearbeitet, oder dort fehlende, ſeitdem wieder wichtig gewordene Gegenſtände darin aufgenommen, wenn die neueſte Literatur und Zeitgeſchichte Stoff dazu darboten. Außerdem hatte er noch, wie S. XVIII geſagt worden iſt, eine beſonders paginirte Abtheilung der Neuen Folge für die Darſtellung der wichtigſten Lehren und Anſichten der katholiſchen Kirche, von einem katholiſchen Gelehrten bearbeitet, beſtimmt, um dem Vorwurfe der Einſeitigkeit bei einem Werke zu begegnen, das ſich die Allgemeine Real-Encyklopädie nennt. Die Neue Folge verhält ſich hiernach zu dem Hauptwerke, wie die fortgeführte und erweiterte Darſtellung gewiſſer Hauptcapitel in einem Handbuche zu der allgemeinen Andeu-

tung derſelben in einem Grundriſſe. Man vergleiche in dieſer Hinſicht die verſchiedenen Claſſen der Artikel der Neuen Folge: Biographiſche Artikel von ausgezeichneten Männern, als Regenten, Staatsmänner, Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Fabrikanten und denkwürdige Menſchen überhaupt, z. B. Acerbi, Adelung (Friedrich von), Ali (Paſcha von Janina), Ammon, Ancillon, André, Anſtett, Aretin, Arguelles, Armin (Achim von), Atterbom, Baggeſen, Ballesteros, Baring (das Banquierhaus), Bartſch, Bechſtein, Beckedorff, Becker (in Chemnitz), Behr, Bekker (Philolog), Belzoni (Reiſender in Afrika), Benecke (das Banquierhaus), Benzenberg, Berzelius, Bignon, Bolivar, Bonplandt (Humboldt's Reiſegefährte), Bouterwek, Graf Bray, Breislack, Bretſchneider (Abenteurer), Brewſter (Phyſiker), Brinkmann, Brun (Friederike), Buttmann, Byron, Coleridge, Canga-Arguelles, Carascoſa, Caſanova, Chamiſſo, Chateaubriand, Chezy (Orientaliſt in Paris), Helm. von Chezy, Cicognara, Collin (Matthäus von), Conſtant (Benjamin), Corai (Adamantios), Corbière, Correa de Serra, Cornwall, Cotta (Heinrich), Curland (Herzogin von), Dahl, Dannecker, Decazes, Delavigne, Demme, Depping, die Dietrichſteine, Dräſecke, Eben, Ebert (Bibliothekar), Ehrenberg, Eichhorn (Vater u. Sohn), Elio, Erſch, Erskine (Lord), Ewald, Eylert, Falck, O'Farill, Fellenberg, v. Feuerbach, Findlater, Fonk, Forbin, Formey, Friedländer, Fries u. viele a.; Umfaſſende Darſtellungen wichtiger, hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Gegenſtände, ſoweit die Akten darüber zugänglich ſind, z. B. die Artikel: baierſche, badiſche, braunſchweigiſche u. a. Landſtände, deutſche Bundesverſammlung, deutſche Kirche, die ſtatiſtiſch-hiſtoriſchen Darſtellungen von England, Frankreich u. a. Staaten, insbeſondre die Parallele: Frankreich vor und nach der Revolution, Carlsbader Beſchlüſſe, Caſſationsgericht, *Charte, Cent jours, Chambre introuvable,* u. a. m.; ferner: ausführliche, die neueſte Literatur betreffende Artikel, z. B. Diplomatie, Dogmengeſchichte, Breislack's geologiſches Syſtem, deutſche Sprache, Philoſophie, Poeſie, dramatiſche Dichter, Theater, Kunſt, Geſchichtskunde, Kritik, Medicin und Chirurgie, Univerſitäten (einzeln), — däniſche, fran-

zöſiſche, engliſche, ſchwediſche, ruſſiſche Sprache und Literatur, und ähnliche; dann die neueſten Veränderungen in der Handelswelt, z. B. deutſcher Handel und Gewerbfleiß, Darmſtädter Handelscongreß, Donau-, Elbe-, Rhein-, Weſerſchifffahrt, rheiniſch-weſtindiſche-, Elbe-Seehandlungsvereine u. a. m.; ſo wie neue Erfindungen (z. B. Diaſtimeter, Luftpreſſe, Rettungsboot u. a. m.), oder neue Unternehmungen (vgl. die Art. über neue Seefahrer, über die Colonie Frederiksoord und ähnliche).

Uebrigens hat der verſt. Herausgeber auch bei der Neuen Folge in Anſehung des Raum ſparenden Drucks, der Bogenzahl und des Preiſes dieſelben Grundſätze befolgt, wie bei dem Hauptwerke. Die Neue Folge wird nämlich in zwei Bänden, vier Abtheilungen oder acht Lieferungen 200 Bogen, ſtatt der verſprochenen 140, ohne Preiserhöhung enthalten. Allein die Herſtellung derſelben und die Ausführung des Ganzen kann nicht ſo ſchnell bewirkt werden, weil die meiſten Artikel Originalaufſätze ſind oder auf ungedruckten und authentiſchen Mittheilungen beruhen, welche nur mit einem beträchtlichen Aufwande von Zeit, Koſten und Mühe erlangt werden können. Das Publicum hat auch die Neue Folge mit Beifall aufgenommen, indem in der kurzen Zeit von zwei Jahren bereits 20,000 Exemplare davon verkauft worden ſind, und ein unbefangener Beurtheiler der erſten drei Lieferungen derſelben im Hesperus Nr. 71, 137, 139 u. 140 d. J. 1823, hat der Idee dieſer Fortſetzung und Erweiterung gewiſſer Fächer des Hauptwerks und ihrer Ausführung im Ganzen, wie im Einzelnen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ausführlicher über dieſe Neue Folge werden wir uns nach Beendigung derſelben ausſprechen.

Durch die gemachten Mittheilungen glauben wir unſere Leſer auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung unſers Werks geſtellt zu haben, ſowohl was das Hauptwerk in zehn Bänden und ſechs Auflagen, mit Einſchluß der Supplementbände für die Beſitzer der früheren Ausgaben, als auch was die zur Fortführung und Erweiterung des Hauptwerks beſtimmte Neue Folge in zwei Bänden betrifft. Es bleibt uns nur noch übrig, allen denen

die durch Rath und That den verſtorbenen Herausgeber dabei unterſtützt und ſein Unternehmen ſo wohlwollend befördert haben, dafür unſern verbindlichſten Dank abzuſtatten. Möge dieſes Wohlwollen auch auf die jetzigen Beſitzer der unterzeichneten Verlagshandlung übergehen! Sie werden ihrerſeits Alles thun, um das Vertrauen des Publicums zu verdienen. Lehre und Vorbild hat ihnen der eigentliche Urheber des Werkes hinterlaſſen.

Leipzig, im December 1823.

Die Verlagshandlung des Converſations-Lexikons:

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Einleitung.

Ueber die Entwickelung des höheren geſelligen Lebens in Europa, vorzüglich durch die Literatur in der neueren Zeit.

Eben ſo vermeſſen als troſtlos iſt die Behauptung, daß die Menſchheit in ihrer Vervollkommnung nicht fortſchreite. Unſtät, ſagen einige Denker, kreiſe ſie auf und nieder in den vielfach verſchlungenen Bahnen des Irrthums und der Wahrheit, der Tugend und des Laſters. Aber, kann man ihnen erwidern, ward es wohl dem Menſchen überhaupt vergönnt, dieſe Frage an ſein ewiges Schickſal genügend zu beantworten? Das Bild der vollendeten Menſchheit iſt ſo innig verwoben mit dem Begriffe der höchſten Vollkommenheit, mit Gott, daß der Menſch hienieden jenes ſo wenig anzuſchauen, als dieſen ganz zu faſſen vermag. Wie ſollte er alſo es wagen, das Verhältniß zwiſchen beiden in einer gewiſſen Zeit zu wägen und zu richten? Ihm iſt nur die Frage erlaubt, ob das Vermögen der Menſchheit, ſich zu vervollkommnen, in den Jahrtauſenden, die wir durchlebt haben, gewachſen ſei, oder ob — da ein Stillſtand nicht gedacht werden kann — es ſich vermindert habe? Auch ſo geſtellt, bedarf die Frage einer genaueren Beſtimmung. Was nennen wir Menſchheit? Und worin beſteht ihr Vermögen, ſich zu vervollkommnen? Beide Fragen hängen zuſammen.

Nicht die einzelnen großen Naturen, welche ihr Geſchlecht verherrlichen und es zu ſich emporziehen, indem ſie ſelbſt das Höhere mit der Kraft der Begeiſterung erſtreben, machen den Begriff der Menſchheit aus; eben ſo wenig begrenzt ihn die Zahl und Größe der einzelnen Völker, welche durch Geiſt und That aus dem Zeitſtrome hervorragen, in welchem der Haufe der übrigen verſinkt; noch

weniger können wir der Geſellſchaft überhaupt, als ſolcher, den erhabenen Namen der Menſchheit beilegen.

Was die Menſchheit ſey, wird klar, wenn wir zuvor beſtimmen, worin ihr Vermögen, ſich zu vervollkommnen, beſtehe? Dieſes Vermögen iſt nicht jene Naturkraft des menſchlichen Geſchlechts, welche in jedem Jahrhunderte, in jedem Volke große Menſchen erzeugt, die das Gute, das Wahre, das Schöne glücklicher erſtreben, als die Menſchen ihrer Zeit. Dieſe Naturkraft war, und iſt, und wird ſein ſtets dieſelbe, wie die Sonne Homers. Sie altert nimmer; denn zu allen Zeiten ruft ſie herrliche Geſtalten hervor, die in dem Buche des ewigen Lebens ſtehen, wenn ſie gleich die Geſchichte nicht zu nennen weiß. Eben ſo wenig können wir jenes Vermögen in dem Reichthume der Kunſtſchöpfung erblicken, die des Menſchen Werk iſt. Weder was Genie und Fleiß einem Volke oder einem Zeitalter, noch was beide Kräfte der Geſellſchaft überhaupt gegeben haben, ſeit gegenſeitiges Bedürfniß die Menſchen verband, und Gedanken-Mittheilung die Quelle der Sprache ward, kann als das Vermögen der Vervollkommnung der Menſchheit angeſehen werden. Denn ſo wie oft große Naturen in ihrer Zeit ſpurlos vorübergehen, ſo bleibt auch für viele Völker und Zeitalter der Reichthum des vorhandenen Wiſſens, die ganze Kunſtſchöpfung der Vor- und Mitwelt, ein todter Schatz, den zu heben kein lebendiger Geiſt erſcheint. Nur wo der Sinn für das Wahre, Gute und Schöne zugleich die Geſellſchaft durchdringt und die Maſſe kräftig bewegt, nur da allein kann dieſer Sinn große Naturen, indem er ſelbſt durch ihren Anblick erſtarkt, zu Wohlthätern ihrer Zeit und der Nachwelt erheben; nur da kann er den Schatz der Kenntniſſe ordnen und befruchten; nur da kann er die Gaben der Kunſt erhalten und veredeln. Dieſer Sinn bereitet den Zündſtoff, in den der Funke des Genies fällt, daß eine Flamme auflodert, welche ganze Welttheile ferne Jahrhunderte hindurch erleuchtet. Er iſt es, der den Thon in Marmor verwandelt, daß ihn die Kunſt geſtalte, und ihr Werk ein Denkmal werde von ihrer Zeit für alle Zeiten. Doch dieſer Sinn des Menſchen für das Höchſte, dieſes Vermögen ſich zu vervollkommnen, iſt nicht vorhanden, da wo das Leben noch innerhalb der Schranken des Nothwendigen und Nützlichen ſich bewegt. Wohl konnte das Bedürfniß der Noth die Geſellſchaft erzeugen, wohl mochte der Trieb nach Allem, was Nutzen bringt, ſie enger zuſammenbinden: aber weder das Eine

noch das Andre konnte ſie veredeln. Alle Mittheilung des Umgangs ſtand unter dem Geſetze der Noth, oder unter der Regel des Eigennutzes. Starre Formen umſchloſſen das Ganze und die Theile; die Erkenntniß verbarg ſich in Tempeln und Orakeln; und die Kunſt, die Freigeborne des Himmels, war unterthan der herrſchenden Kaſte. Was die Prieſter von Memphis und Heliopolis wußten, was die dunkeln Gemächer des Labyrinths an geiſtigen Schätzen bewahrten, was Obelisken und Pyramiden hieroglyphiſch verhüllten, was die Epopten zu Samothrake und Eleuſis in Symbolen verehrten; es mochte noch ſo nützlich für die Ordnung der Geſellſchaft, oder noch ſo wahr und gut für die Eingeweihten ſeyn: für die Menſchen, für den Umgang war es verloren, und die Geſellſchaft glich einer todten Kraft ohne Seele, ohne Gefühl. Aber ſobald der Wunſch nach Vergnügen die ſtarre Form des Beiſammenſeyns zur Geſelligkeit erweichte, und die Freude am Leben den Genius des Schönen in das Leben rief: da erwachte jener höhere Sinn. Er, der Sohn der Naturfreiheit, ward erzogen von der bürgerlichen Freiheit, und wuchs auf zum Genius der Menſchheit durch die Gedankenfreiheit. Kaum hatte er die gebundene Menſchheit entfeſſelt, ſo wurden frei durch das Schöne, das Gute und das Wahre, das Wiſſen und die Kunſt. Mit ihrem Eintritt in die Stelle eines Gemeinguts der Geſellſchaft erwachte das höhere geſellige Leben, und mit dieſem begann das Daſeyn der Menſchheit.

Für Europa ging der Morgen eines ſolchen durch jene dreifache Freiheit veredelten Geſammtlebens, vor ungefähr drei Jahrtauſenden, zuerſt in Griechenland auf.

Ob ſeitdem das Vermögen der Menſchheit, ſich zu vervollkommnen, in ſeinem Umfange erweitert und in ſeiner Kraft erhöht worden ſei, dieſe Frage beantwortet die Geſchichte.

Die Lyra des Orpheus iſt der Anfangspunkt des höheren geſelligen Lebens in Europa. Den Fortſchritt deſſelben bezeichnen zwei Epochen: der Nationalgeſang der Homeriden und die Ordnung der Volksfreiheit durch Solon. Zuerſt ward der Glaube an das Heilige, hierauf der Volksgeiſt der Heldenſage, endlich das Bürgerthum der Gleichheit vor dem Geſetze, in das öffentliche Leben der Griechen verwoben. An dieſen drei Gegenſtänden übte der helleniſche Geiſt mit jugendlicher Kraft acht Jahrhunderte hindurch ſeine Schwingen, ehe er ſich durch das Schöne

in der Kunſt, durch das Wahre in der Wiſſenſchaft und durch das Gute im Willen und in der That, claſſiſche Bildung errang und das geſellige Leben zur Freude am Sittlich-Schönen erhob. Nun blieb keine Art von Kenntniſſen und Fertigkeiten einem Orden vorbehalten. Es gab keine Prieſterzunft, keine Levitenkaſte, keine Prophetenſchule. Selbſt den Asklepiaden wurde das Familiengeheimniß ihrer Erfahrung entriſſen. Die Oeffentlichkeit war in Griechenland das Kind der Freiheit, um einſt in Europa wieder die Mutter der Freiheit zu werden.

Da erſchien das Zeitalter des Perikles. Es vereinigte den Kanon des Schönen — den Doryphorus des Polyklet — mit dem Kanon der Sitte, — Kalokagathia — indem das Volksleben der Kunſtform huldigte, und den Staatswillen die Beredſamkeit lenkte. So wurde Minervens heilige Stadt durch die Oeffentlichkeit, welche Perikles jeder Blüthe des Geiſtes und der Kunſt gab, die Bildnerin des geſelligen Umgangs. Athen erhielt ſeine Prachtgebäude, ſeine Tempel und Paläſte, ſeine Schauplätze, Gymnaſien und Säulengänge: das Parthenon, die Propyläen, das Odeum, die Pöcile! Ueberall offenbarte ſich das Genie dem Talent und dem Fleiße. Jede Kraft erwachte; die Form bezwang die Maſſe; der Geiſt erhob den Willen, und die Sprache der Einbildungskraft ward in der Rede des Umgangs vergeiſtigt zur Lehrerin der Wiſſenſchaft. Sicilien erſchuf die Kunſt der Beredſamkeit, Herodot entkeidete die Geſchichte von ihrem epiſchen Gewande, und in ihrer reinen Nacktheit ſtellte ſich die Wahrheit kühn der geſchmückten Dichtung zur Seite. Darauf wandte der Weiſe von Kos (Hippokrates) die ioniſche Proſa an zur Enthüllung unſeres räthſelhaften Daſeyns. Mit der Fackel der Philoſophie erleuchtete er für alle Zeiten das Geheimniß des phyſiſchen Lebens. Zugleich trat die innere Welt des Menſchen hervor aus dem heiligen Dunkel der Dichterfabel, und das Drama ward durch Aeſchylus, Sophokles und Ariſtophanes ein geiſtvolles Gemälde der Leidenſchaften und Sitten.

Nun ſchloß ſich unmittelbar an das bildungsreiche Wirken des Perikles das Zeitalter des Sokrates an, welches dem geſelligen Leben in der Politik wie in der Erziehung die Schule allgemeiner Lebensweisheit eröffnete. Männer und Jünglinge wohnten den Vorleſungen in den Odeen und Sympoſien bei. Es gab kein Cönobium des Pythagoras mit ſeinen Geheimniſſen im freien Griechen-

land mehr; wie im Staate, ſo wurde in der Wiſſenſchaft Alles öffentlich verhandelt. Mit Sokrates unterredete ſich Aſpaſia; und die Form, in welcher die Philoſophie am mächtigſten auf die Geiſter wirkte, war das Geſpräch. Seitdem erkannte Griechenland, daß nur das Gute ſchön, und nur das Schöne wahr ſei. In dem Ideal erblickten die edleren Geiſter den höchſten Geſetzgeber für den Glauben, für das Wiſſen, für die That.

Aber das geſellige Leben der alten Welt, in welchem dieſe Elemente der höheren Menſchenbildung verſchmolzen, beſchränkte ſich auf einen engen Kreis. Noch beſtand die Sklaverei neben dem Geſetze der Freiheit; denn frei und edel war nur der Grieche, nicht der Menſch. Noch hatte ſich nicht das ſchöne Bürgerthum von Athen, Korinth und Theben zur höheren Menſchheit veredelt. Darum ſtand die Frau niedriger als der Mann. Sie war ihm nicht blos bürgerlich untergeordnet; auch in dem Familienleben erkannte man es noch nicht, daß ſie von der Natur berufen ſei, in dem reineren menſchlichen Verhältniß mit dem Manne auf einer Linie zu ſtehen. Man wußte nicht, daß beide, wenn die Kraft des Mannes durch weibliche Anmuth gemildert wird, in der ruhigen Verbindung ihrer entgegengeſetzten Naturen durch Liebe, das ſchöne Bild des Menſchen vollenden. Dieſe Erniedrigung des Weibes in Athen und Rom erſchwerte die ſittliche Veredlung des höheren geſelligen Lebens.

Da ſtellte das Chriſtenthum den Begriff der Menſchenliebe auf, und allmälig fand der Sinn für das Gute, das Wahre und das Schöne ſeine eigentliche Heimath in dem ſtillen Heiligthume des Gemüths. Bei dem reineren Lichte von oben mußte allmälig aus dem Bürgerthume die Sklaverei verſchwinden, und das Weib eintreten in den Familienbeſitz der höchſten Güter des Lebens. Die Zucht der Sitte mußte die Geſetzgebung der Frauen werden, wie die Zucht der Ordnung dem Manne gebührte. Doch dieſe doppelte Erweiterung des geſelligen Lebens gelang erſt nach einem mehr als tauſendjährigen Kampfe dem ſpäteren Mittelalter. Das große Unglück einer auf Waffenmacht gegründeten Weltherrſchaft hatte die reiche Saat der griechiſchen Bildung vernichtet. Das Heilige war entweiht durch den Sinnentaumel des praſſenden Hochmuths; die Kunſt erſtickt in der launenvollen Prunkzier der Eitelkeit; die Wiſſenſchaft geächtet von der Willkür; die Erkenntniß erniedrigt zur Magd des Eigennutzes. An

die Stelle der Freiheit und des Bürgerthums war getreten der Orientalismus des Hofes Conſtantins des Großen; die Stände, welche ehemals ſich trennten und miſchten nach den geiſtigen Stufen der Bildung, waren jetzt geſchieden durch die Rangſtufen des Throns. So ſank mit dem Verfalle der griechiſchen Bildung Alles wieder zurück in die ſtarre Einſeitigkeit des Orients; die ſittliche Welt verlor den Sinn für das Schöne, und in dem bürgerlichen Leben vertilgten die letzten Spuren Soloniſcher Weisheit der Waffenſturm der Eroberung und das Lehnweſen.

Alſo mußte das verwilderte Europa den Kampf mit der Finſterniß um das Wahre, Gute und Schöne von Neuem beginnen! In dieſem Kampfe ſiegte das kräftigere Naturgefühl der germaniſchen Völker. Von der Liebe geläutert, ward es von der Einbildungskraft des Glaubens und von dem Willen des Muthes beflügelt. Das Gemüth, oder die innere Anſchauung des Unendlichen mittels der Empfindung, wurde der Boden, in welchem die Grundlage der neueren Bildung, das Romantiſche, Wurzel faßte; und der Sinn für das Gute, Schöne und Wahre, der einſt im Orient durch die ſymboliſche Anſchauung der äußern Welt, in Griechenland aber durch die Anſchauung des Ideals in der ſichtbaren Begrenzung der Form ſich plaſtiſch — im Raume — entwickelt hatte, ſpiegelte ſich jetzt durch die Phantaſie eines kindlichen Geiſtes in dem Bewußtſeyn eines vollen und friſchen Herzens. Die Romantik der modernen Bildung erſcheint daher ſubjectiv, als Entfaltung des Gemüths; wie die Hellenik der antiken Bildung objectiv, oder Anſchaulichkeit im Raume geweſen war. Die Romantik des Abendlandes insbeſondere verſchmolz das Erhabene und Schauervolle der nordiſchen Natur mit dem Ernſten, Milden und Zarten des Chriſtenthums. Das geiſtige Weſen der chriſtlichen Liebe enthüllte die innere Welt des Menſchen; und die einzige Maria adelte, wie Jean Paul es ausdrückt, alle Weiber romantiſch. Dadurch geſchah es, daß in dem aus den Trümmern der Römerwelt neu ſich geſtaltenden Europa, bei dem formloſen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft, nur in der durch die chriſtliche Romantik bewirkten Veredlung des Familienſinnes, das höhere geſellige Leben wieder aufblühen konnte. In der Stille des Hauſes, wo die Kirche das Herz der Frauen und Kinder zu Engeln und Heiligen hinlenkte, wo der Geſang des frommen Glaubens und des Fleißes ſtrenge Zucht das innere Leben erzogen, hier ſchloß

ſich jede zarte Blume des Gemüths auf. Aus dieſem innigen und reinen Familienſinne ging ſpäter, jedoch nur langſam und theilweiſe, auch die Cultur des geſelligen Lebens hervor. Bei den Alten hatte ſie den entgegengeſetzten Weg angenommen. In Griechenland wirkte nämlich die Oeffentlichkeit des durch Idealgeſtalten ſinnlich vergeiſtigten Volkslebens auf die Bildung der einzelnen Familien zurück. Den Hellenen erzogen die Einrichtungen der Geſellſchaft und die Volksſitte; den Europäer des Mittelalters erzogen Glaube, Beiſpiel und Frauenſitte. Eben deswegen war dort die Bildung allgemeiner und gleichförmiger; hier beſchränkte ſie ſich auf enge Kreiſe in ſcharf geſchiedenen Formen; daher im Mittelalter der auffallende Bildungsunterſchied, nicht nur in den verſchiedenen, durch das Lehnweſen abgeſonderten Ständen des Bürgerthums, in dem Hof- und Ritteradel, dem freien Zunftbürger und dem dienſtpflichtigen Landbauer, ſondern auch in den einzelnen Familien, ſo daß die rührendſte Einfalt und Zartheit neben der derbſten und widrigſten Rohheit, die ſtrengſte Enthaltſamkeit neben der gröbſten Völlerei, und der erhabenſte Edelmuth neben der wildeſten Grauſamkeit ſich darſtellten, was ſo widerſprechende Urtheile über den ſittlichen Charakter jener Zeit erzeugt hat!

Außerhalb des Familienlebens und des Bürgerthums aber ſtand der Geiſtliche; über beide hervorragend, griff er in beide ein, ohne die einzelnen Stände ſelbſt zu verknüpfen, noch das geſellige Leben zu bilden. Denn wie die Kirche ſich abſchied von der Geſellſchaft, ſo war auch der Geiſtliche durch den Cölibat im Wiſſen und Thun blos auf den Dienſt der Kirche beſchränkt; er bearbeitete daher nur das Gemüth des Laien, nicht den Geiſt des Volks, und die Scholaſtik trennte die Literatur oder das Schriftenthum gänzlich von dem geſelligen Leben. Die Freuden des geſelligen Umgangs waren in der früheren Blüthe des Mittelalters eigentlich nur bei dem Hof- und Ritteradel vorhanden. Denn der Zunftbürger mußte hinter ſeinen Mauern wie auf der Landſtraße unaufhörlich ringen mit der Gewalt und Willkür des Fehdegeiſtes um Freiheit und Sicherheit des Erwerbes; der Landbauer aber war an die Arbeit gefeſſelt und jeden Augenblick in Gefahr, von der Kampfluſt des Adels oder von ſchwarzen Banden und Kameradſchaften, wie in Frankreich, zertreten zu werden. Wo die Leibeigenſchaft noch galt, da glich das gemeine Volk einer Heerde, die unwiderruflich an ihren Treiber

veräußert, ein willenloſes Eigenthum des Herrn, nur thieriſchen Genuß begehrte. Aber auch unter den freien Reichsſtädtern waren lange überwiegend das Gefühl der Noth und der Trieb nach Erwerb; daher fehlte ihnen jener behagliche Zuſtand des ruhigen Genuſſes und der Freude, welchen nur ein friedlich geordnetes Bürgerthum gewährt, und aus welchem allein das geſellige Leben erblüht. Selbſt in den italieniſchen Städten gab es blos eine feindſelige Oeffentlichkeit, indem die einzelnen Familien durch alten Haß getrennt lebten, und die mächtigeren unter ihnen einander die Leitung des Gemeinwohls entriſſen. Trat ja eine augenblickliche Ruhe ein, ſo verpraßte der rohe Hauſe ſeinen Gewinn in ſinnlicher und zwangloſer Lebensluſt. Das Ritterthum war alſo der erſte Keim und die einzige Schule des geſelligen Lebens im Mittelalter. Entſprungen aus nordiſchem Gemüthe während des langen Kampfes des Chriſtenthums mit dem Heidenthume in Spanien und im Orient, und unaufhörlich beſchäftigt durch das ſtürmiſche Schickſal der Kirche und des Staats, veredelte es ſich romantiſch durch ſeinen Bund mit der Kunſt der Töne, ſeit den Heldenſagen der Nibelungen bis zu den letzten Hauchen der Ritterpoeſie in den Zeiten des Teuerdanks. Seine Hauptſtützen waren Frauenſitte und Beiſpiel. Der Ritterbube ward zuerſt von den Frauen erzogen; dann brachte man ihn auf die Burg eines alten geachteten Ritters, wo ihn gewöhnlich edle Frauen in Religion und Minnelehre unterwieſen. War der Knabe vierzehn Jahre alt, ſo umgürtete ihn der Prieſter mit einem geweihten Schwerte. Hierauf bediente der wehrhafte Knappe die Ritter, war bei ihren Turnſpielen zugegen und übte ſich mit leichteren Waffen vor Edelfräulein und Edelfrauen. War er ein und zwanzig Jahre alt, ſo weihte man ihn ein in den Orden der Ritter. Ein Prieſter nahm ihm vor dem Altare den Rittereid ab; darauf bekleideten ihn Ritter und edle Frauen mit den Ehrenzeichen ſeines neuen Standes. Endlich gab ihm ein alter Ritter den Ritterſchlag. Nun öffneten ſich ihm die Schranken des Turniers, und gaſtfrei nahm ihn, wie den Sänger, jede Burg und jedes Hoflager auf. So wurden die Burgen des Adels und die Pfalzen der Fürſten die Schule des geſelligen Umgangs der Ritter bei ihren Feſtſpielen und Heerfahrten, und das Ritterthum, die ſchöne Frucht des Heldenmuthes, des Glaubens, der Frömmigkeit, der Thatkraft, des Naturſinns, der Einbildungskraft und der Kindlichkeit des Mittelalters, muß als die

Grundlage der edleren germaniſch-europäiſchen Weltbildung in der Geſchichte des höheren geſelligen Lebens der neueren Zeit zuerſt genannt werden.

Später entwickelte ſich auch im Bürgerſtande, namentlich in Deutſchland, die Bildung des Umgangs. Vor allen wurden zuerſt die freien Hanſeaten und Reichsſtädter, im Beſitze eines Reichthums, der ihre Streitkraft verdoppelte, froh der Früchte ihres Fleißes, ihrer Erfindungen und ihres Unternehmungsgeiſtes. Seitdem gab es in ihren Ringmauern eine ſtolze Oeffentlichkeit des Gemeinwohls. Das Schöne trat in den kühnen Formen der Kraft und mit dem innigen Ausdruck des Gemüths, ähnlich der Kraft und dem Gemüthe des Zeitalters überhaupt, bildend in das Leben des Bürgers ein. Waren Poeſie und Geſang vorzugsweiſe die Kunſtübung auf den einſameren Burgen, ſo waren es Baukunſt und Malerei in den volkreicheren Städten. Doch allmälig wandte ſich der Sinn für eine ſchöne Kunſtform auch auf die andre hin; Fürſten und Ritter wählten die blühenden, kunſtreichen Städte zu ihrem Wohnſitze, und der Bürger ergötzte ſich an der Kunſt der Meiſterſänger. Indeß trennte noch immer eine ſchroffe Scheidewand die verſchiedenen Stände. Zwar verhandelte der Bürger, deſſen geiſtige Kraft zum Theil durch die Hochſchulen, noch mehr durch große Unternehmungen, früher entwickelt war, weshalb er auch zu den erſten Aemtern in der Staatsverwaltung gelangen konnte, mit dem Fürſten unmittelbar, aber in dem geſelligen Leben ſtießen Bürgerſitte und Adelſitte ſich fortwährend ab; ſelbſt unter den Bürgern erſchuf der Zunftgeiſt faſt eben ſo viele Abſonderungen, als es verſchiedene Gewerbe gab. Volksfeſte, welche alle und jede einander nähern konnten, waren ſelten, oder zu ſehr mit förmlicher Prunkzier überladen, um bildend auf das Ganze einzuwirken. Doch das größte Hinderniß, welches die Entwickelung des geſelligen Lebens im Mittelalter aufhielt, war die Unwiſſenheit des Volks. Zu Salerno, Bologna und Paris blühten zwar Jahrhunderte lang die hohen Schulen der Wiſſenſchaft des Hippokrates und Galen, der Theologie der Kirche, der Rechtskunde der kaiſerlichen und päpſtlichen Geſetze, und der Philoſophie nach Ariſtoteles und Porphyrius; auch eiferten ihnen nach eine Menge Hochſchulen in dem chriſtlich-germaniſchen Europa, vorzüglich Heidelberg und Prag, die älteſten in Deutſchland: allein arm an Ideen, noch ärmer an Geſchmack, ſtrengte man den Scharfſinn zur Erörterung leerer Grübeleien an,

die endlich der ſcholaſtiſchen Gelehrſamkeit allen Einfluß auf das Leben und den Umgang entzogen. Ueber die Wortkämpfe der Dialektik vergaß man die Kunſt, gut zu reden und zu ſchreiben, bis Dante, Petrarca und Boccaccio das geiſtige Leben zuerſt in Italien wieder erweckten.

Da ward die Buchdruckerkunſt erfunden. Mit ihr begann die neueſte Zeit des geſelligen Lebens der europäiſchen Menſchheit. Indem die Druckſchrift dem verhallenden Worte Millionen Zungen und Flügel gab, drang die geiſtige Mittheilung durch alle Zwiſchenwände hindurch und ſchwang ſich über jede Beſchränkung weg. Nun wurde die Erkenntniß vergeiſtigt, ſo daß ſie als ein mächtiger Strom das höhere Leben erfüllte und umfloß, wie die Luft die Körperwelt. Ohne Guttenbergs Erfindung und ohne die Thätigkeit der Fauſte, der Schöffer, der Badius, der Stephane u. A. würde nie das Schriftenthum jene Allgewalt erlangt haben, mit der es ſeit viertehalbhundert Jahren die Idee und die Erfahrung, das Wirkliche und das Mögliche, den Irrthum und die Wahrheit, das Gute und das Schlechte, das Geſchmackloſe und das Schöne, das Schickliche und das Seltſame, das Verkehrte und das Zweckmäßige, in allen Verhältniſſen des innern und des äußern Lebens des menſchlichen Geſchlechts, vor den Blick und das Urtheil der Oeffentlichkeit hingeſtellt hat. Hierdurch wurde die Literatur das umfaſſendſte, das tief eindringendſte und das unwiderſtehlichſte Bildungsmittel jenes geiſtigen Umgangs, der die Kirche mit dem Staate und alle Stände, wie alle gebildeten Völker unter ſich, in gegenſeitige Berührung brachte. Daß aber das Schriftenthum dieſen hohen Grad von Allgemeinheit und Oeffentlichkeit und dadurch ſeine welthiſtoriſche Bedeutung in der neueren Zeit erhalten konnte, das war eine Folge der Wiederherſtellung des Studiums der claſſiſchen Literatur und eine Folge der Reformation. Das geiſtvolle Zeitalter der Mediceer vereinigte nicht nur alle Talente durch die Bewunderung und Nachahmung der Muſter der griechiſchen und römiſchen Bildung, wodurch die Gelehrſamkeit von den Feſſeln der Scholaſtik befreit und der Platoniſche Sinn für das Wahre und Gute im Schönen wieder erweckt wurde; ſondern es vereinigte auch die verſchiedenen Stände zu Einem geiſtigen Beſtreben in dem Cultus des Schönen. Große Dichter und Künſtler ſtellten nämlich eigenthümliche Werke des Genies auf, die dem Volke verſtändlich waren, vorzüglich ſeit, nach dem Beiſpiele der

provenzaliſchen Dichter, die Vulgarſprache in Italien zur höheren geiſtigen Rede und Mittheilung veredelt worden war. Ueberall wo die Univerſitäten den Sinn für die Wiſſenſchaft ſelbſt in der Wüſte der Speculation lebendig erhalten und die Denkkraft an dürren Schulfragen geübt hatten, in Deutſchland, Frankreich und jenſeits der Pyrenäen, folgten jetzt Männer und Jünglinge mit friſcher Kraft und glühender Begeiſterung dem Genius des edleren Geſchmacks. Den Blick nach dem ſchönen Hellas und dem erhabenen Rom gewandt, erkannten ſich hier die verwandten Geiſter und traten in eine Gütergemeinſchaft, welche keinen Unterſchied des Volks- und Bürgerthums zuließ. Nun lebten durch die Druckſchrift für alle Jahrhunderte wieder auf Homer und Virgil, die erſten Dichter des Alterthums; Platon, der göttliche; Plinius, der Vertraute der Natur; Livius, Auguſts Unterthan und dennoch der würdevolle Geſchichtſchreiber der untergegangenen Republik; Tacitus, deſſen Griffel unter den Augen der Tyrannei die Verbrechen der Tyrannen in die ehernen Tafeln der Geſchichte grub; und vor allen Cicero, dieſer ewig claſſiſche Name, den man mit Ehrfurcht ausſpricht, ſo lange man auf Erden Philoſophie, Beredſamkeit und Freiheit liebt. Während durch Laskaris, Chalcondylas, Politian und Sannazaro in Italien attiſche Feinheit und römiſche Urbanität wieder aufblühten, erhoben in Deutſchland die ernſtern Wiſſenſchaften, Mathematik und Aſtronomie, Purbach und Regiomontan, und Conrad Celtes erhielt von Friedrich III. die Dichterkrone. Zugleich ward die Einbildungskraft durch kühne Entdecker über unbekannte Meere in neue Länder geführt und von großen Meiſtern in das Reich der Ideale entzückt. Raphael ſchuf ſein bewundertes Werk, die Transfiguration; Bramante die Baſilica von St. Peter; Michel Angelo den Triumph der Zeichnung, ſein jüngſtes Gericht; Taſſo ſtellte das befreite Jeruſalem neben die Iliade und Aeneide hin; Arioſt errang eine noch glänzendere Palme in einer den Alten unbekannten Welt. Damals ergründete Macchiavell die Tiefen der Politik, und Guicciardini gab der Geſchichte ihre würdevolle Strenge wieder. Alle dieſe Funken des Lichts warf das Schriftenthum nach allen Seiten hin in das dunkle Leben der Zeit. An ihnen entzündete ſich in Portugal das Genie des Camoens, in Spanien der Witz des Cervantes, in England Shakſpeares reiche Wunderkraft, und in Frankreich das Gefühl des geſangreichen Malherbe. Größeres noch geſchah im Norden.

Hier ſchwang ſich die ernſte Denkkraft über tauſendjährigen Irrthum empor und zog die Wahrheit vom Himmel auf die Erde herab. Copernicus erblickte die Ordnung des Weltgebäudes, und Luther riß die Scheidewand nieder, welche die Kirche trennte von dem Staate. Dadurch ward die innigſte Verbindung zwiſchen allen Ständen im Volke wieder hergeſtellt, und das geſellige Leben geſchützt vor der einſeitigen Verfeinerung durch die Künſte der Einbildungskraft. Die europäiſche Menſchheit dankte der Reformation ſtrengere Sitten und eine erhöhte geiſtige Kraft, die Alles im Leben und das Leben ſelbſt ihrer Forſchung unterwarf. Dieſe Kraft übten durch das Schriftenthum, mit Spott und Ernſt die Thorheiten der Zeitgenoſſen geißelnd, Erasmus und Ulrich von Hutten; dieſer Kraft zeigte in der Wiſſenſchaft ihre unendliche Aufgabe, und dem menſchlichen Geiſte in ihr das würdigſte Ziel des Strebens, der unſterbliche Begründer aller wiſſenſchaftlichen Bildung der neueren Zeit, der große Bacon *).

Seit die Literatur durch das vereinigte Streben des Verſtandes und der Einbildungskraft in dem Gebiete des Wahren und Schönen zu dem Charakter der Humanität ſich erhob, erkannte man den Unterſchied und das Band zwiſchen Schriftenthum und Gelehrſamkeit. Zuerſt zeigte Italien dem übrigen Europa, wie die letztere durch das erſtere allein ihre Bedeutung für das Leben erhalte, und wie die Wiſſenſchaft nur im Geleite der Kunſt den Umgang durch geiſtige Bildung veredl. Aber ſchon mit Taſſo verſchwand nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts der literariſche Geiſt aus dem Lande, aus welchem die Freiheit verbannt war. Die Kunſt allein noch feierte ihre Triumphe; doch bald verdrängte ihr Sinnenreiz die edlere Bildung des Geſchmacks, und mit dem Ernſte der Gründlichkeit erſchlaffte zugleich die Denkkraft. Dies wirkte nachtheilig auf die Entwickelung des geſelligen Lebens. Die Sitten verfielen, durch Einführung des Cicisbeats, durch Prachtliebe und Titelſucht. Der Charakter des Italieners verlor ſeine Kraft und Haltung, als die Verfaſſungen untergingen,

---

*) Hominis imperium in res in solis artibus et scientiis ponitur. Naturae enim non imperatur, nisi parendo.
N. Org. scientiar. aphor. CXXIX.
„Des Menſchen Herrſchaft über die Dinge beruht einzig auf Wiſſenſchaft und Kunſt; nur dann beherrſcht man die Natur, wenn man ihr gehorcht."

die Religion mit ſinnlichem Prunk ſich umgab und die Denkkraft feſſelte, die Moral das Gewiſſen täuſchte, die Erziehung in die Hände der Mönche kam, die Geſetzgebung auf blinden Gehorſam gegründet wurde und der Ehrenpunkt, der von den Arabern zu den Caſtilianern und von dieſen nach Italien übergegangen war, die Unbefangenheit des geſelligen Umgangs feindlich ſtörte. Durch dies alles verlor auch das Chriſtenthum ſeinen Einfluß auf die geiſtige Bildung der Geſellſchaft. Aehnliches geſchah in Spanien und Portugal. Hier unterdrückte mehr als alles Andre die Inquiſition das Chriſtenthum und mit ihm jede freie Entwickelung des geſelligen Lebens.

Literatur und geiſtiger Umgang waren alſo nur noch vorhanden in Frankreich, England und Deutſchland; aber wie verſchieden ihr Gepräge nach der Verſchiedenheit des Nationalcharakters! Schnell und glänzend entwickelte ſich das geſellige Leben in Frankreich; ernſt und gehaltvoll in England; vielſeitig, tief und gemüthlich in Deutſchland. Eben ſo verſchieden zeigten ſich der Charakter und der Einfluß des Chriſtenthums. Dieſes erlangte in Frankreich die Herrſchaft durch Witz und Geſchmack; in England durch Nützlichkeit, vaterländiſche Beziehung und kräftigen Gehalt; in Deutſchland durch die Macht der Ideen, den Reichthum des Wiſſens und die Ausbreitung des Schulunterrichts. Daher kam es, daß in Frankreich die niedre Einbildungskraft und die Gefallſucht, in England der Verſtand und die Leidenſchaft, in Deutſchland das Gedächtniß, die innre Anſchauung und die Neigung des Gemüths zum Idealen, überwiegend einwirkten auf die geiſtige Bildung des Lebens. So ward der geſellige Umgang in Frankreich fein und liebenswürdig; in England geſchäftig und wild*); in Deutſchland einſylbig und ſchwerfällig. Kein Wunder, daß in Europa die ausgebildetſte Sprache des geſelligen Tons über die regelloſe Kraft des brittiſchen Ernſtes, und über den unbehülflichen Reichthum des deutſchen Tiefſinns den Sieg davon trug! Hierdurch geſchah es, daß die Stände in der Geſellſchaft aufs Neue ſich abſonderten, indem die franzöſiſche Umgangsſprache unter den höheren Claſſen einen allgemeinen europäiſchen Geſellſchaftston einführte, der ſie von dem Nationalleben ihres Volkes entfernte und die gegenſeitige Ausbildung des geſelligen Umgangs erſchwerte. Am

*) Man denke an die Londner Routs.

ſichtbarſten war dies in Deutſchland; daher das Schriftenthum hier lange nur auf die Schule und auf die mittlere Claſſe der Geſellſchaft allein bildend einwirken konnte. Dies hatte zur Folge, daß die höhern Stände durch eine glänzende Oberflächlichkeit mit gefälligen Formen, der Mittelſtand hingegen durch gründliches Wiſſen ohne den leichten und freien Takt des gebildeten Umgangs, von einander ſich abſchieden. Was jedoch die Literatur des geſelligen Lebens in Deutſchland an Allgemeinheit entbehren mußte, das erſetzten geiſtvolle Schriftſteller, indem ſie ſich vorzugsweiſe an das Volk oder an die niedern Claſſen der Geſellſchaft wandten *). So entſtand in Deutſchland eine **Volksliteratur**, wie ſie keine andere Nation beſitzt, und man findet unter dem deutſchen Bürger und Landmann mehr geiſtige Bildung und daher auch mehr Fleiß und Ordnungsſinn, als irgendwo in Europa.

Nur dem Genie war es vorbehalten, die Einſeitigkeit des Verſtandes, welche Genf auszeichnete, oder die der Einbildungskraft, welche Paris zur Tonangeberin des Geſchmacks erhob, in der geſelligen Bildung zu beſiegen, und dem höheren Leben eine entgegengeſetzte Richtung zu geben. Doch wirkte das Kunſtgenie weniger ein auf die Vergeiſtigung des Geſchmacks, als das wiſſenſchaftliche Genie auf die Befeſtigung der Wahrheit, indem jenem der Reichthum und die Sinnlichkeit huldigten, dieſem das Talent und der geſunde Menſchenverſtand. Daher gab es mehr blinde Nachahmer in der Kunſtſphäre, die das Verhältniß des Maßes und das Weſen der Schönheit vergaßen, als in dem Gebiete des Wiſſens Nachbeter, die das Geſetz der Prüfung und die Freiheit des Urtheils nicht kannten. Indeß trat hier wie dort oft nur eine Verirrung an die Stelle der andern, oder eine Richtung des geiſtigen Lebens unterdrückte die übrigen, je nachdem ein ausglänzendes Genie dieſem oder jenem Elemente der Bildung eine höhere Bedeutung zu geben und ihm dadurch einen überwiegenden oder einſeitigen Einfluß zu verſchaffen wußte. Am nachtheiligſten aber wurde für den Charakter des Zeitalters die Abgötterei, welche man hier und da in reichen Städten mit den Spie-

*) Dieß geſchah unter andern durch die leichten Blätter, welche man **Zeitungen** nannte. Venedig kannte ſie zuerſt nur geſchrieben (um das Jahr 1565). In Deutſchland erſchienen ſie gedruckt in Frankfurt ſeit dem Jahre 1615. Hierauf folgte die Gazette de France ſeit 1631.

len der Einbildungskraft trieb. Durch die ſogenannte Schöngeiſterei und Kunſtliebhaberei, ohne wiſſenſchaftlichen Ernſt, nahm endlich das Leben ſelbſt eine flache ſüßliche Geſtalt an, und wurde unempfänglich für das Hohe in der Dichtkunſt, wie für die Freude des Denkens.

So ſchwankte unaufhörlich das Verhältniß des Wahren zum Schönen und Guten hin und her, in dem Schriftenthume, wie in dem geſelligen Leben. Beide verwirrten Leidenſchaft und Thorheit, Vorurtheil und Irrthum, und deren Folgen: die Tyrannei der Mode, die Ausartung der Sitte und die Zerrüttung der Ordnung!

Endlich ward es Tag durch das große Wort der Duldung und der Freiheit des Urtheils, welches zuerſt Locke ausſprach, welches Montesquieu und Voltaire verkündigten, welches Nordamerika, Friedrich II., Joſeph II. und Catharina in die Geſetzgebung einführten.

Dieſes Wort bewirkte, daß, bei allem Wechſel der Schulen, der Meinungen und der Gebräuche, das Vermögen der Menſchheit ſich zu vervollkommnen nicht unterging, noch an Stärke verlor. Vielmehr läuterte ſich immer mehr der Sinn für die höhere Bildung und befeſtigte ſich durch das Urtheil der öffentlichen Meinung, die das Schriftenthum ausſprach.

Der Charakter des höheren geſelligen Lebens in Europa beruht nämlich da, wo Duldung und Freiheit des Urtheils vorhanden ſind, auf dem Bunde des Verſtandes mit der Einbildungskraft und dem Gemüthe. Der Verſtand iſt der Geſetzgeber der Verhältniſſe; er führt das Scepter der Ordnung und der Regel. Die Einbildungskraft iſt die Bildnerin des Lebens; ſie ſchwingt die Fahne der Freiheit und der Begeiſterung. Beiden führt das Gemüth in der Vernunft den Glauben an das Heilige, und in der Religion die Liebe des Friedens als Vermittler zu. Sie umſchlingen das geſellige Leben mit Wahrheit und Treue; ſie erwärmen es durch Mitgefühl und Wohlwollen. Wo dieſe heilige Trias nicht vorhanden iſt, da hört das edlere Leben der Menſchheit auf. Entweder herrſcht dann allein die Einbildungskraft, und im Taumel der Sinne und der Leidenſchaft geht verloren das Maß des Rechts und das Ziel der Freiheit; oder der Verſtand unterdrückt durch eiſerne Ordnung und Regel die Freiheit der Einbildungskraft, und alle Bildung wird einſeitig; das Leben erſtarrt in ſtreng abgeſchloſſenen Formen, und die Entwickelung erſtirbt. Wehe dem, der dann das rettende Gemüth von

ſich ſtößt! Entweder zerſtören Liſt und Gewalt den innerſten Zuſammenhang des menſchlichen Lebens, oder die Schwärmerei bemächtigt ſich der unterdrückten Idee und zündet an die Fackel des Fanatismus.

Dies ſah man in Frankreich, England und Deutſchland. In Frankreich durchdrangen Verſtand und Einbildungskraft ſich gegenſeitig, und beide das geſellige Leben ſeit Franz I. Zeit, und noch mehr ſeit Fontenelle und Voltaire. Aber das Gemüth entwich aus dem Schriftenthume, wie aus dem Leben; und das Genie ward gefeſſelt durch eine herkömmliche Geſchmacksregel, wie die Sprache durch das Geſetz der franzöſiſchen Akademie. Als nun die immer fortſchreitende einſeitige und gemüthloſe Bildung der geſelligſten Nation in Europa gänzlich zerfallen war mit dem durch Misbräuche aller Art verunſtalteten Feudalcharakter des ſtaatsbürgerlichen Lebens, da bot das Schriftenthum keinen rettenden Ausweg dar in dem Umſturz aller Verhältniſſe der Geſellſchaft. Denn wie das Leben überhaupt, ſo nahm auch die franzöſiſche Literatur den revolutionairen Charakter an, den einer kalten gemüthloſen Raſerei für die Sache der Freiheit.

Aehnliches geſchah in England, als Puritaner und Independenten mit blinder Schwärmerei der Idee der Gleichheit ſich herzlos hingaben, ohne Wahrheit, ohne Wohlwollen. Noch jetzt bemerkt man denſelben Stolz des Willens und denſelben Mangel an menſchlichem Gefühl in den wilden Bewegungen der brittiſchen Volksclubs, die ein Wilkes, ein Junius, ein Cobbett, ein Hunt u. A. durch Schrift und Rede veranlaßt haben und noch veranlaſſen. Wie ganz anders erſchien dagegen der gemüthvolle Fox in dem öffentlichen Leben der Britten! He was born, ſagte Burke von ihm, to be lov'd. Im Allgemeinen herrſcht jedoch bei dieſen Inſulanern der Verſtand. Ihm dient die Einbildungskraft; das brittiſche Gemüth aber übt ſeinen Einfluß nur dann aus, wenn es nicht erkältet wird von der Berechnung des Nutzens und von dem Wunſche, nach deſſen Erfüllung alle Kräfte ringen, von dem Wunſche nach Reichthum und Wohlbehagen. Gleichwohl hat das Genie ſeine Freiheit behauptet, und das geſellige Leben der Britten zeigt, wenn es durch hohe Geiſtes- und Gemüthskräfte erſchüttert wird, eine tiefe und ausdauernde Empfänglichkeit ſowohl für die Werke der Einbildungskraft, als für den Ernſt der Wiſſenſchaft und die Ideen der Menſchenliebe: daher die Begeiſterung für das claſſiſche Alterthum und für die Ton-

kunſt; daher der rege Sinn für die Abſchaffung der Skaverei und für jeden großen Fortſchritt des Gemeinwohls; daher endlich — was kein andres Volk in ſolchem Grade zeigt, — die innige Verbindung des bürgerlichen Lebens mit dem geſelligen!

In Deutſchland walteten von jeher, in dem Gebiete des Verſtandes wie in dem der Einbildungskraft, herkömmliche Sitte, Ideal und Gemüth; aber oft einſeitig: daher der ſcharfe Gegenſatz in der Speculation und im Praktiſchen. In beiden fehlte es den Beſtrebungen an Klarheit, wie den Leiſtungen an Geſchmack. Als jedoch nach Luther zuerſt wieder durch Leibnitz, Wolf und Thomaſius die Macht der Idee und die Freiheit des Urtheils begründet worden waren, da feierte die Philoſophie den Triumph der deutſchen Denkkraft. Sie rief, nach langer Vergeſſenheit, wenigſtens im Allgemeinen, die wahre Idee der Kunſt wieder hervor, und griff ſo mächtig ein in alle Saiten des Schriftenthums und des Lebens, daß der große Accord des Zeitgeiſtes, die Stimme der Aufklärung, jedes Verhältniß durchdrang. Klopſtock entzündete die Einbildungskraft der Nation für das Tiefe und Erhabene; Winckelmann für das Antike; Göthe erweckte den Sinn für hohe Geſtaltung; Schiller für das Ideal der Empfindung; Wieland für die Anmuth der Seele und den Reichthum des Geiſtes. Zugleich gab Leſſing der wiſſenſchaftlichen Proſa künſtleriſche Klarheit; und ſeine Kritik begründete den guten Geſchmack in der Nationalliteratur. Seitdem ward das Schriftenthum auch in Deutſchland ein Element des geſelligen Lebens, und der gemüthvolle Herder lenkte mit dem Zauber ſeiner Dichtung und Philoſophie den Geiſt der Deutſchen auf das höchſte Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen hin, auf die Bildung des Lebens zur Humanität!

Und dieſes Verhältniß des Schriftenthums zu dem geſelligen Leben iſt wohl in keinem Lande ſo entwickelt worden, als in Deutſchland. Während Franzoſen und Britten nur über gewiſſe Beziehungen, wie Politik, Handel, Schauſpiel und Vergnügen, ausſchließend und zum Theil auf beſchränktem Standorte, geſellig verhandelten, umfaßte das Wechſelgeſpräch des deutſchen Schriftenthums alle Angelegenheiten des Menſchenlebens mit der regſten Theilnahme. Der Kirchenglaube und die Kirchenvereinigung, Erziehung und Unterricht, Aeſthetik und claſſiſche Literatur, Geſchichte, beſonders neue, und Reiſen, Staatskunde und allgemeines Recht, Verfaſſung, Volksvertretung,

Preßfreiheit, Gemeinwohl und geſellige Unterhaltung, wurden theils volksthümlich, theils ſchulmäßig in einer größern Menge von Schriften und Zeitblättern beſprochen und dargeſtellt, als es in irgend einem andern Lande der Fall war. Indem dadurch die intellectuelle und äſthetiſche Cultur der Nation gleichmäßig fortſchritt, gewann auch das geſellige Leben an ſittlichem Gehalte, und die Oeffentlichkeit des Urtheils läuterte und erhöhte die Kraft des Urtheils. Mit der Erkenntniß aber, und mit der immer mehr ſich vervielfachenden geiſtigen Berührung aller Stände und Claſſen der Geſellſchaft unter ſich, wuchs auch das Bedürfniß ſich zu bilden.

Da ſchien es zeitgemäß, was bisher nur in Beziehung auf Wiſſenſchaft und Kunſt geſchehen war, daß man nämlich die Maſſe der vorhandenen Kenntniſſe encyklopädiſch zuſammenſtellte, auch in Beziehung auf den gegenwärtigen Standpunkt des geiſtig veredelten geſelligen Lebens zu unternehmen. Keinem Herausgeber von encyklopädiſchen Werken hat, wie wir glauben, dieſer Zweck ſo rein und ſcharf begrenzt vor Augen geſchwebt, als dem Herausgeber des zu einer Realencyklopädie für die gebildeten Stände jetzt umgearbeiteten und in ſeiner ſechſten Auflage erneuerten Converſations-Lexikons. D'Alembert und Diderot wollten in ihrer Encyklopädie (nach dem Vorbilde der Londoner von Ephraim Chambers) mehr die Maſſe der eigentlichen Gelehrſamkeit und Kunſtfertigkeiten geiſt- und geſchmackvoll für die Geſellſchaft überhaupt aufſtellen, als ſich auf denjenigen Stoff beſchränken, den Wiſſenſchaft und Kunſt dem geſelligen Leben ſelbſt darbieten, und der in daſſelbe durch die Bildung des Zeitalters überhaupt ſchon eingedrungen iſt. Andre hatten den Zweck, für das Gedächtniß und das ſchnelle Auffinden einer Menge Sachen einen Speicher anzulegen, der bald größer, bald kleiner war, je nachdem man ſich die Claſſe oder das Bedürfniß der Suchenden dachte. So entſtanden für das wiſſenſchaftliche Bedürfniß die Realwörterbücher über einzelne Wiſſenſchaften, wie, um nur die neueſten Beiſpiele anzuführen, das Dictionnaire des sciences médicales (Paris 1812 ff.): Cuviers Dictionn. des sciences naturelles; Pierers anatomiſch-phyſiolog. Realwörterbuch; Johns Handwörterb. d. allgem. Chemie; Gehlers phyſikaliſches Wörterbuch, das jetzt Brandes, Gmelin, Pfaff, Horner und Muncke neu bearbeitet herausgeben, u. a. m.; oder für

das Bedürfniß des Geſchäftslebens (ſeit Hübner's Zeitungs- und Converſations-Lexikon, das vor etwa hundert Jahren erſchien) mehrere brauchbare Wort- und Sachregiſter, wie Steins geogr. ſtat. Zeitungs-, Poſt- und Comtoir-Lexikon und ähnliche; oder für das Nachſchlagen geſchichtlicher Umſtände, die hiſtoriſchen, geographiſchen, archäologiſchen u. a. Wörterbücher. Alle dieſe Werke können den Zweck einer encyklopädiſchen Darſtellung des Bedarfs, wie der Bildung des geſelligen Lebens nicht haben; ihr Verdienſt beſchränkt ſich faſt allein auf das Studierzimmer und die Geſchäftsſtube. Nur die hiſtoriſchen Wörterbücher haben ein allgemeines Intereſſe. Daher ſind dieſe auch ſeit Suidas (im 10ten oder 12ten Jahrh. n. Chr.) bis herab auf die Biographie universelle (Paris 1811 ff.), mit lebhafter Theilnahme von den unterrichteten Claſſen der Geſellſchaft aufgenommen worden. So erlebte z. B. Juignés Dictionaire français (faſt nur eine Ueberſetzung des von Carl Etienne 1596 lateiniſch abgefaßten hiſtor. geograph. poet. Wörterbuchs) ſeit 1664 binnen acht Jahren acht Auflagen. Dieſes Werk wurde die Grundlage der ſpätern von Nic. Lloyd und von Ludwig Moreri (Grand Dictionn. historique 1e édit. 1674.) — Selbſt der ſcharfſinnige Bayle hielt die Idee eines ſolchen Wörterbuchs für wichtig genug, um nach Moreri ſein berühmtes hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch (1. Ausg. 1697) auszuarbeiten, ein Werk, das in der Geſchichte der menſchlichen Erkenntniß Epoche gemacht hat. Hierauf erſchien der verbeſſerte Moreri in mehrern Auflagen, die letzte in 10 Folio-Bänden 1759. Allein man entfernte ſich von der Grundidee, alles was den Verſtand geſchichtlich bilden kann, in einem Wörterbuche zu vereinigen, weil man nur auf die Menge und den Reichthum des Stoffes, nicht auf das Wiſſenswürdige deſſelben ſah. Statt den Ueberfluß aufzuopfern, ſchied man nun von der Biographie die geographiſchen Artikel und die der Alterthümer, hierauf die genealogiſchen und kirchengeſchichtlichen Nachrichten; auch gab man das Folio-Format auf. So entſtand Ladvocats bekanntes Dictionn. historique et bibliographique portatif. (1ſte Aufl. 1752) und ſpäter zu Lyon das Nouveau Dictionn. historique (9te Aufl. heftweiſe, Paris ſeit 1811) von Chaudon und Delandine. Aehnliche biographiſche Wörterbücher verfaßte man in England und Deutſchland: aber alle hatte das Eigenthümliche, daß ſie nur von einem Gelehrten zuſammenge-

Digitized by Google

tragen wurden. Die Herausgeber der Biographie univerſelle gaben faſt zuerſt dieſes Verfahren auf, und vertheilten, nach dem Beiſpiele der Encyklopädiſten, die Abfaſſung der einzelnen Artikel nach den Fächern an verſchiedene Gelehrte. Wie die Biographie, ſo erhielten auch die übrigen Fächer des menſchlichen Wiſſens ihre Wörterbücher.

Alle Kenntniſſe aber in Einem Wörterbuche zu vereinigen, was ſchon dem Mittelalter wünſchenswerth geſchienen hatte, (man erinnere ſich an des Biſchofs Salomon von Conſtanz Dictionarium universale im 9ten Jahrh. und an des Dominicaners Vincenz von Beauvais Speculum historiale, naturale et doctrinale, im 13ten Jahrh.) verſuchten wetteifernd Italiener, Deutſche, Franzoſen und Engländer im 17ten und 18ten Jahrhunderte. Allein die von dem großen Bacon vorgezeichnete Grundlage einer Encyklopädie nach rein=wiſſenſchaftlichem Zweck, wurde von ſeinem Zeitalter nicht beachtet. Denn entweder bezogen ſich die Encyklopädien auf den Unterricht der Jugend und der Ungelehrten, oder man nahm dabei (z. B. in Zedlers Univerſal=Lexikon) mehr auf das Bedürfniß des Nachſchlagens und auf Vollſtändigkeit Rückſicht, als auf zweckmäßige Einrichtung, welche die Ueberſicht des Wiſſens in ſeiner Verzweigung erleichtert hätte. In der Abfaſſung ſelbſt galt die Gelehrſamkeit Alles, der Geſchmack wenig, und das Intereſſe des öffentlichen Lebens am Wiſſen noch weniger. Dieſe Mängel vermied das Werk der franzöſiſchen Encyklopädiſten nach Diderots Plane; und es verdankte ſeinen Ruhm nicht allein der gehaltvollen Einleitung (von D'Alembert), welche, Bacons Entwurfe folgend, eine ſcharfſinnige Zergliederung der Fächer aller menſchlichen Erkenntniß nach ihrem Urſprung und nach ihrer Verzeigung aufſtellte, ſondern auch der geiſtreichen, geſchmack= und lichtvollen, obwohl ſehr einſeitigen, wo nicht leichtſinnigen Behandlung mehrerer in das Leben tief eindringenden wiſſenſchaftlichen Gegenſtände, mit kluger Berückſichtigung des Verhältniſſes des Einzelnen zum Ganzen, wie des Ganzen zu ſeinem Zwecke. Dagegen hatte ſich das große encyklopädiſche Wörterbuch von Felice vorzüglich Reichthum und Vollſtändigkeit zur Aufgabe gewählt.

Die neueſte encyklopädiſche Unternehmung der Franzoſen iſt die Encyclopédie moderne des Herrn Courtin. Dieſer Gelehrte bezeichnet das unter ſeiner Leitung von einem Schriftſtellerverein, unter welchem ſich ausgezeichnete

Namen befinden, auszuführende Werk, welches aus 24 Oktavbänden und zwei Kupferlieferungen beſtehen ſoll, aus ein Dictionnaire abrégé des sciences, des lettres et des arts. Allein der Plan deſſelben ſcheint weder auf ein beſtimmt gedachtes Bedürfniß ſich zu beſchränken, noch weniger dürfte die Ausführung, ſo viel Vortreffliches auch im Einzelnen ſie enthält, nach dem erſten Bande *) zu urtheitheilen, dem Plane des Herausgebers ganz entſprechen. Herr Courtin will nämlich für Jedermann, für den Gewerbtreibenden, wie für den Gelehrtenſtand, auch für den Unbemittelten, „den gegenwärtigen Zuſtand des menſchlichen Geiſtes vollſtändig darſtellen." Das Werk ſoll aber kein Auszug aus den neuern engliſchen oder deutſchen Encyklopädien ſeyn, weil dieſe den literariſchen Ruhm der Franzoſen herabſetzen, ſondern es ſoll durchaus neu ausgearbeitet werden, „um das Verdienſt der Franzoſen um die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe in ſeinem vollen Lichte zu zeigen;" es ſoll ſich ſowohl von dem „leeren Idealismus der Deutſchen," als von dem „fantaſtiſchen Romantismus der Britten" frei erhalten, ohne jedoch den „Einfluß der ſchottiſchen Schule und der Kantiſchen Philoſophie auf die Lehre Lockes und Condillacs" zu verſchweigen; es ſoll vorzüglich „die Beziehungen der Literatur und Philoſophie auf den Zuſtand der Regierungen und Völker, nach den Erfahrungen, welche man durch die franzöſiſche Revolution von jenen Beziehungen gemacht hat, ins Auge faſſen," überhaupt ſoll es ſich „an die beiden großen, jetzt faſt veralteten und ſehr unvollkommenen, franzöſiſchen Encyklopädien anſchließen, um dieſelben zu ergänzen und fortzuführen, und von den Fortſchritten der Schule und des Gewerbfleißes in den letzten funfzig Jahren, einen vollſtändigen Bericht in allgemeinen oder Geſammtartikeln erſtatten." Auf dieſe Art will Herr Courtin „den Wiſſenſchaften und Künſten, denen Frankreich ſeinen ſchönſten Ruhm verdanke, ein Denkmal aufrichten." Nach ſeinem

---

*) Der erſte Band dieſer Encycl. moderne iſt zu Paris 1823 bei Mongie dem Aeltern erſchienen. Er geht bis zum Art. Alvéolel, hat 592 Seiten, nnd iſt nichts weniger als ſparſam, aber ſehr bequem für ſchwache Augen gedruckt. Das Ganze ſoll bis Ende 1825 erſcheinen. Jeder Band und jede Kupferlieferung koſtet im Subſcriptionspreiſe 7 Fr. 50 Cent., künftig 9 Fr. Das ganze Werk wird alſo 50 Thlr. koſten; ein für die Beſtimmung deſſelben ziemlich hoher Preis

Plane ſoll „Keiner, der die beiden alten franzöſiſchen Encyklopädien beſitzt, dieſe moderne Encyklopädie entbehren können, den Beſitzern der modernen aber ſollen jene entbehrlich ſeyn.“ Wie jedoch das letztere, ohne viele Gegenſtände aus der Zeit vor 1770, aufzunehmen, ſich erreichen laſſe, und wie ſowohl der gewerbtreibende als der gelehrte Stand, jeder für ſeinen Zweck, in der modernen Encyklopädie „eine vollſtändige Belehrung über den *gegenwärtigen* Zuſtand des menſchlichen Geiſtes ſeit *funfzig Jahren*,“ finden möchte, erſieht man aus dem, was der Herausgeber über die Art der Ausführung ſeines Planes ſagt, nicht vollkommen klar und deutlich. Mit Recht hat er aus ſeinem Werke alle biographiſche Artikel ausgeſchloſſen, weil ohnehin die Leiſtungen berühmter Männer in der „Entwickelung des Ganges, der Kämpfe, der Fortſchritte und der Eroberungen des menſchlichen Geiſtes erwähnt werden müſſen.“ *) Auch iſt zu loben, daß er, bei jedem Hauptartikel die Schriften über den Gegenſtand und am Schluſſe eine ſyſtematiſche Tafel der Wiſſenſchaften und Künſte, hinzufügen will. Um den einzelnen Artikeln unter ſich wiſſenſchaftliche Einheit und vollkommene Uebereinſtimmung zu geben, ſteht die Ausführung des Ganzen unter der Leitung eines Einzigen. Zuletzt verſichert noch Herr Courtin, daß ſeine Encyklopädie ohne Streitſucht und mit philoſophiſchem Geiſte abgefaßt ſeyn ſoll; als ob ein Werk, an dem Diderot, d'Alembert, Helvetius u. A. gearbeitet haben, anders als mit philoſophiſchem Geiſte fortgeführt und ergänzt werden könnte! Da die moderne Encyklopädie ihrem Plane nach Widerſprechendes vereinigen will, ſo darf ſchon darum an dem Gelingen der Ausführung gezweifelt werden. Auch ſind in der That in dem erſten Bande eine Menge Kenntniſſe, ſogar Anfangsgründe, vorgetragen und mehrmals ſolche Schriften angeführt, die ſämmtlich in die Zeit vor funfzig Jahren gehören. Die Verfaſſer gehen oft bis in das bekannteſte Alterthum hinauf und verbreiten ſich über die kleinſten Einzelnheiten. Sie nehmen wichtige algebraiſche Berechnungen eben ſo gern auf, als das einfachſte Additionsexempel nebſt deſſen Erklärung; ſie ſtellen ſtaatswiſſenſchaftliche Betrachtungen an, und widmen zu-

*) Auch der Grund iſt nicht zu überſehen, daß die Franzoſen ſchon mehrere zum Theil ſchon ziemlich vollſtändige biographiſche Wörterbücher beſitzen, vorzüglich die treffliche Biographie universelle.

Digitized by Google

gleich eine Menge Artikel minder wichtigen Gegenſtänden aus den römiſchen Rechtsalterthümern, oder längſt vergeſſenen Gebräuchen des alten Lehnweſens und bekannten Kunſtausdrücken des poſitiven Rechts. Dagegen vermißt man Vieles, was die neuere Zeit entwickelt hat, beſonders wenn es dem Auslande angehört. In dem erſten Bande kommen wenig hiſtoriſche Artikel vor; am ſorgfältigſten, in Hinſicht auf neuere Literatur, ſind die natur- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Gegenſtände bearbeitet; obgleich auch hier Manches vermißt wird, was in der neueſten Zeit wichtig geworden iſt. *) Es können daher erſt die folgenden Bände, über den wiſſenſchaftlichen Werth dieſer modernen Encyklopädie, welche keinesweges auf die Darſtellung des geiſtigen Reichthums und Gehalts der geſelligen Bildung unſerer Zeit ſich beſchränkte, ein beſtimmtes Urtheil begründen.

Die Herausgeber und Verfaſſer der engliſchen Encyklopädien haben ſich ihren Zweck beſtimmter gedacht, und ihren Plan, ſobald er auf das wiſſenſchaftliche Bedürfniß ſich bezog, gewöhnlich mit Sorgfalt und gründlich ausgeführt. Doch ſind dieſe Werke in Hinſicht des wiſſenſchaftlichen Reichthums, den das Ausland darbietet, ebenfalls ſehr mangelhaft, und können in Hinſicht der Vollſtändigkeit, ob ſie gleich trefflich verfaßte Geſammtartikel und werthvolle, umfaſſende Darſtellungen enthalten, auf das Beiwort: Allgemeine Encyklopädie, kaum Anſpruch machen. Endlich hat ſich unter ſo vielen keine darauf beſchränkt, blos diejenigen Ideen und Kenntniſſe darzuſtellen, welche in den Bildungskreis des geſelligen Lebens gehören.

Unter den deutſchen encyklopädiſchen Werken der neuern Zeit, die ſich wiſſenſchaftliche Allgemeinheit und Voll-

*) Nur einige Beiſpiele: A und Ab füllen achthalb Seiten. Unter dem Art. Abjuration werden auf 9½ Seiten mehrere Bekehrungen zum Chriſtenthum von Conſtantin dem Großen an, ſelbſt Chlodwigs Taufe und bei dieſer Gelegenheit auch deſſen Eroberungen, umſtändlich erzählt. Der Art. Allemagne enthält kaum 9 Seiten; der Art. Abyssinie über 15, u. der Art. Afghanistan über 18, Afrique etwas über 12 Seiten. Im Art. Aërostat wird der Verſuche der Engländer, Deutſchen und Italiener nicht gedacht; auch Blanchard kommt nicht vor. Unter Affranchissement kein Wort von den Anſtalten zur Befreiung der Negerſklaven. Accise fehlt, ſo auch unter Acetate das acetate de morphine; dagegen werden die Aedes im alten Rom aufgezählt, Accensus und die Accersitores der alten Römer erklärt, und eine Menge Anekdoten erzählt.

*****

ſtändigkeit zum Zweck gemacht haben, iſt bis jetzt noch keines vollendet. Jedoch verdient die Erſch- und Gruberſche Unternehmung dieſer Art die große Achtung, weil ihre Encyklopädie ſowohl dem wiſſenſchaftlichen Plane nach, als auch der gründlichen und umfaſſenden Ausführung wegen, ſo weit ſie bis jetzt vorgerückt iſt, Alles leiſtet, was man von einem ſolchen Werke billig erwarten kann. Sie erſcheint ſeit 1818 in Leipzig bei Gleditſch, unter dem Titel: Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, herausgegeben von Erſch und Gruber, mit Kupf. und Charten, in 4. — Dieſes Werk hat den Reichthum des gegenwärtigen Zeitalters an Erkenntniß und Kunſtleiſtung zu ſichten und zu ordnen, und in einem Geſammtmagazine der Gelehrſamkeit und Kunſt, für das Wiſſen und die Belehrung, bündig und lichtvoll aufzuſtellen, glücklich begonnen. Schon ſind von demſelben elf ſehr reichhaltige Bände erſchienen, und das Ganze wird einſt der deutſchen Literatur und ſeinen würdigen Herausgebern, ſo wie dem muthigen Unternehmer, Enoch Richter, auch im Auslande, die größte Ehre machen.

Ob der Herausgeber der „Allgemeinen Realencyklopädie für die gebildeten Stände," die formalen Bedingungen bei Abfaſſung ſeines Werks erfüllt habe, mögen billige Beurtheiler nach Vergleichung der fünften und ſechsten Ausgabe mit den früheren entſcheiden. In Anſehung des Zwecks ſeiner Unternehmung und der demſelben entſprechenden innern Einrichtung des Ganzen, ſo wie in Hinſicht der zur Ausführung des Plans erforderlichen Eigenſchaften des Ordners, kann auch, abgeſehen von dem außerordentlichen Erfolge, der dieſes Unternehmen bereits als gelungen bewährt hat, wohl mit Recht behauptet werden, daß ein Werk dieſer Art noch nicht vorhanden geweſen iſt; eben ſo gewiß geht aus der Geſchichte deſſelben hervor, daß ein ſolches Werk nur von einem Manne, wie Friedrich Arnold Brockhaus war, zu Stande gebracht und ſtets mit der neueſten Zeit in Uebereinſtimmung erhalten werden konnte. Indem nämlich der um die Literatur vielfach verdiente Herausgeber und einſichtsvolle Ordner dieſes Werks, der am 20ſten Aug. 1823 verſtorbene Buchhändler, F. A. Brockhaus, das Bedürfniß aller Gebildeten, in der geiſtigen Welt des Europäers einheimiſch zu ſeyn, als den Charakter unſrer Zeit anerkannte, ſetzte er ſich vor, diejenige Erkenntniß, welche in das reichgeſtaltete Leben unſerer Zeit ſchon eingedrungen iſt, in einem Rundgemälde aufzuſtellen. Er nahm daher bei dem Entwur-

ſe, wie bei der Ausführung, auf das **gegenwärtige Verhältniß der Literatur zu dem geſelligen Leben** Rückſicht. **Beide** ſchienen ihm bei immer größerer Ausbreitung nach Außen durch den lebhafteren Verkehr der Völker unter ſich, — mittelſt Literatur, Handel, Politik und Reiſen, — und bei immer reicherer Entwickelung in ſich, durch die allgemeiner und klarer gewordene Theilnahme an den Intereſſen des Staats, der Kirche, der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des bürgerlichen Lebens überhaupt, — mittelſt der Zeitſchriften und der Oeffentlichkeit des Urtheils, — die Eigenſchaften der Vielſeitigkeit, des Reichthums und der Aufklärung mit dem Streben nach Einheit, Wahrheit, Schönheit und Freiheit zu verbinden. Beide ſchienen ihm als Grundſatz anzuerkennen, daß es kein geſelliges Leben gebe ohne geiſtige Bildung, und daß die einzigen Elemente aller Bildung das Gute, das Wahre und das Schöne ſeyen, in deren glücklichem Vereine die Seele des geſelligen Lebens ſich offenbare, die **Humanität**.

In dieſem Sinne hat der an Kenntniß, Einſicht und Erfahrung ſelbſt ſo reiche Urheber des Werks denjenigen Fächern des Schriftenthums und der geiſtigen Bildung, die am meiſten auf des höhere geſellige Leben einwirken, oder einwirken ſollten, als der Lebensphiloſophie, dem Kunſtſchönen (Mythologie, Archäologie), allgemeine Rechts- und Staatenkunde, der Biographie merkwürdiger Männer, dem Schickſal der alten und vorzüglich dem der neuern Zeit, der Literatur des Genies und der Talente in allen Zeiten, ſowohl der menſchlichen Geſellſchaft, als der Gelehrten- und Künſtler-Republik, am meiſten aber der Kunde der Gegenwart in ihren Beziehungen auf Staat, Kirche, Volksbildung, Zeitgeiſt und Forderungen des Zeitalters an das Leben überhaupt, den Hauptplatz in ſeinem Wörterbuche eingeräumt, Alles aber, was mehr in das Geſchäftsleben gehört, es ſey das der Schule oder das der bürgerlichen Welt, nur in gedrängten Nachweiſungen aufgenommen. In dieſem Sinne und großentheils unter ſeiner Leitung iſt auch die ſechste Auflage bearbeitet worden, ſo daß Gegenſtände, welche aus der Oeffentlichkeit zurückgetreten waren, auch hier ihre Stelle nicht mehr fanden, andre dagegen, denen die neueſte Zeit Geſtalt, Farbe und Bedeutung verliehen hatte, an ihren Platz kamen, und der ganze geſchichtliche und literariſche Theil bis auf die neueſte Zeit (d. J. 1823) fortgeführt wurde. Zugleich hat der Herausgeber des Conv. Lex., um jedem billigen Wunſche zu begegnen, alles Wich-

tige, was in dem Kreiſe des geſelligen Lebens vor unſern Augen ſich erſt geſtaltet, und ſolche Gegenſtände, die einer ausgeführten, gründlich belehrenden Darſtellung werth ſind, in eine „Neue Folge“ aufgenommen, welche aus zwei Bänden beſteht. Dieſe beiden Bände ſchließen ſich nicht blos darum als Ergänzung und Fortſetzung an die zehn Bände des Conv. Lex. an, weil ſie einige Artikel, die in der 5ten Aufl. fehlten oder mangelhaft waren, nachliefern oder verbeſſert geben, ſondern hauptſächlich deswegen, weil ſie das Neueſte und Wichtigſte darſtellen, Hauptgegenſtände umfaſſend behandeln, und in einer beſondern Abtheilung diejenigen Gegenſtände, welche die römiſch-katholiſche Kirche betreffen, nach dem Lehrbegriffe derſelben von einem Katholiken abgefaßt, enthalten.

Im Allgemeinen macht alſo das, was den Einfluß des Verſtandes und der Einbildungskraft auf unſer Leben beurkundet, was den lebendigen Zuſammenhang des Gemüths mit der Außenwelt darthut, und was das Schickſal der Reiche und unſere Zeit geſtaltet, den Hauptcharakter dieſes Werks aus. Insbeſondere enthält es über Fürſten, Staatsmänner, Krieger, Dichter und Gelehrte aller Zeiten und Völker mehr Nachrichten, als andre Nationen in ihrer Literatur beſitzen. Dabei iſt möglichſt auf Gedrängtheit und Wortkürze bei Sachreichthum und zweckmäßiger Vollſtändigkeit geſehen worden. Möge einſt von ihm geſagt werden, daß, wie es treu und lebendig aus dem Schriftenthume und der Bildung unſerer Zeit entſprungen ſey, es eben ſo wahr und kräftig dem Unkundigen den Geiſt, den Gehalt und die Bedeutung ſeines Zeitalters und ſeiner Nation ohne Parteihaß noch Vorgunſt, dargeſtellt habe! Dann wird auch von ihm gelten, was d'Alembert von ähnlichen Werken überhaupt geſagt hat: „Man kann nicht läugnen, daß ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften die Verbreitung allgemeiner Einſichten in der Geſellſchaft zum Theil die Frucht ſolcher Wörterbücher ſey“

In jedem Falle wird es als ein Denkmal von der hohen Stufe der Bildung, die unſer geſelliges Leben erreicht hat, auch von der Nachwelt nicht unbeachtet bleiben, und zugleich in den Jahrbüchern unſerer Literatur das ehrenvolle Andenken ſeines Urhebers erhalten.

Dresden, 1ſten Oct. 1818, u. 1ſten Dec. 1823.

F. Ch. A. Haſſe.

A.

A, ein einfacher Grundlaut und der erſte Buchſtabe des deutſchen Abc. A. bezeichnet in der Muſik die ſechste diatoniſche Klangſtufe der erſten oder tiefſten Octave unſers Tonſyſtems. a bezeichnet dieſelbe in der zweiten Octave. Weil dort das große A, hier das kleine a gebraucht wird, nennt man jene Octave auch die große, dieſe die kleine. $\overline{a}$, mit einem Querſtrich oben, bezeichnet die genannte Klangſtufe in der dritten, $\overline{\overline{a}}$, mit zwei Querſtrichen, in der vierten Octave. Jene hat, weil jeder Buchſtabe in ihr ſo bezeichnet wird, den Namen der eingeſtrichenen, dieſe der zweigeſtrichenen Octave. A dur iſt diejenige Tonart der neuern Muſik, in welcher die ſechste diatoniſche Stufe a zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Die Töne f, c, g müſſen dabei in fis, cis, gis verwandelt werden, um die natürliche Beſchaffenheit der harten Tonart beizubehalten. Nach Schubarts Charakteriſtik umfaßt ſie Erklärungen unſchuldiger Liebe, Zufriedenheit über ſeinen Zuſtand, Hoffnung des Wiederſehens beim Scheiden des Geliebten, jugendliche Heiterkeit und Gottesvertrauen. (Vgl. Ton und Tonart.) A. C. bedeutet gewöhnlich anno Christi, im Jahr Chriſti; A. c. — anno currente, im laufenden Jahr; A. p. anno praeterito, im vorigen Jahr. — Bei den Griechen und Römern gehörte das A zu den Zahlzeichen und galt bei erſtern Eins, bei letztern aber 500, in welcher Bedeutung es bekanntlich ſpäterhin, und, wie einige behaupten, erſt im Mittelalter, durch das D verdrängt worden iſt.

Aachen, eine Stadt zwiſchen dem Rhein und der Maas, etwa 8 Meilen von erſterm und 4 Meilen von letzterer entfernt, mit 3000 Häuſern und 27,000 Einw. Sie liegt äußerſt angenehm in einem heitern Thale, umgeben von ſchönen Hügeln. Wie alt die Stadt ſei, beweiſt, daß ſie bereits beim Plinius unter dem Namen Veterra erwähnt wird; auch war ſie zu Cäſars und Druſus Zeiten den Römern wohl bekannt, und Spuren römiſchen Daſeins finden ſich in der Stadt und in der Gegend. Hier erhielt nach einigen Kaiſer Carl der Große 742 ſein Daſein; hier ſtarb er auch, nachdem er Aachen zur 21ſten Stadt ſeines Reichs erhoben, 814. Welche Freiheiten er und mehrere Kaiſer dieſer Reichsſtadt gegeben, iſt ſchon daraus abzunehmen, daß auch „die Luft frei machte in Aachen, ſogar die Reichsächter.“ Sie war Krönungsſtadt und verwahrte anſehnliche Reichskleinodien. Die Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdienſt, Pfändungen, Gefängniß, Zoll- und andern Abgaben, welche ſonſt reiſende Kaufleute zu entrichten hatten ꝛc. Durch den Frieden von Lüneville (9ten Febr. 1801), der das linke Rheinufer von Deutſchland trennte, kam die Stadt an Frankreich und war, bis zum Sturz Napoleons, der Hauptort des Departements der Roer. Ihr franzöſiſcher Name Aix, welchem man, um die Stadt von andern gleichnamigen Orten zu unterſcheiden, die Worte la Chapelle zugeſetzt hat, wird Ähks ausgeſprochen. Jetzt iſt ſie zu dem preußiſchen Großher-

Digitized by Google

zogthum Niederrhein geſchlagen worden, und Hauptort eines Regierungsbezirks, der ihren Namen trägt. Am 2ten Mai 1668 ward hier Friede zwiſchen Frankreich und Spanien, am 18ten October 1748 Friede zwiſchen Frankreich, England und den Niederlanden geſchloſſen. Den Markt ſchmückt ein Brunnen mit der Bildſäule Carls des Großen aus Erz. An der Stelle, wo ehemals ein römiſches Caſtell geſtanden, bauten die fränkiſchen Könige eine Pfalz. Nachdem dieſe 882 von den Normannen zerſtört, von Otto III. aber um 933 wieder hergeſtellt worden, machte man ſie im 14ten Jahrh. zum Rathhaus. Dies Gebäude enthält manches Sehenswerthe, wie die hohen, gewölbten Säle, mit Überbleibſeln altdeutſcher Kunſt, den Krönungsſaal mit vielen Bildniſſen, das Bruſtbild Buonapartes nebſt ſeiner erſten Gemahlin, gemahlt von David, einen Thurm, welcher römiſchen Urſprungs iſt ꝛc. Der Münſter entſtand durch Kaiſer Carl von 796—804, und ward mit großer Pracht ausgeſchmückt. Der Form nach rund, ward er von acht Pfeilern gehalten, in deren Bogen 32 Säulen mit korinthiſchen Knäufen emporſtrebten. Dieſe Säulen brachen die Franzoſen im Revolutionskriege aus und führten ſie nach Paris; von dort ſind ſie, wiewohl nicht alle, 1815 wieder zurückgebracht. Im J. 1353 baute man den hohen Chor daran, im edlen, kühnen Styl. Mitten in demſelben erhebt ſich das Grabmal Carls des Großen, mit der einfachen Aufſchrift: Carolo magno. Oben darüber ſchwebt auf einer Kette eine koloſſale Krone von Silber und vergoldetem Kupfer, die Friedrich I. hierher geſchenkt; ſie iſt zugleich Leuchter für 48 Kerzen. In dem Hochmünſter ſteht auf fünf Marmorſtücken der weiße, marmorne Stuhl, auf welchem mehrere Kaiſer bei der Krönung ſaßen, und über welchen dann Goldplatten gelegt wurden. Vor der ſogenannten Wolfsthür des Münſters ſtanden ſonſt auf einem Geſimſe eine Wölfin und ein Kieferzapfen von Bronze. Auch ſie wurden nach Paris geführt, doch ſind ſie neuerdings zurückgekehrt und haben ihre alte Stelle wieder eingenommen. Die Franciscanerkirche zeichnet eine ebenfalls aus Paris zurückgekehrte herrliche Kreuzabnahme von Rubens aus. Die Einwohner ſind größtentheils Catholiken. Ein Theil der Einwohner, die ſogenannten Kappesbauern (von Kappes, Kohl), leben vom Feld- und Gartenbau; andere treiben bürgerliche Nahrung, wobei der Zufluß der Badegäſte ſehr zu ſtatten kommt; die übrigen leben vom Handel und von den Fabriken, worunter die Tuch- und Kaſimir-, die Stecknadel- und Nähnadelfabriken die wichtigſten ſind. In der Stadt Aachen entſpringen ſechs warme und eine kalte mineraliſche Quelle. Die vorzüglichſte derſelben iſt die Kaiſersquelle, welche auch von ihrem eingeſchloſſenen Dunſt den ſogenannten Bandſchwefel abſetzt. Der eigentliche Trinkbrunnen iſt hinter der neuen Redoute und wird, ſo lange Curgäſte da ſind, von 6—9 Uhr gepumpt; doch trinkt man jetzt meiſtens das Waſſer des Kaiſersbrunnens. Bei der Kaiſersquelle iſt das Kaiſersbad. Außer dieſem ſind noch bei den obern Quellen: das neue Bad, das Bad zur Königin von Ungarn, oder das kleine Bad; das Quirinusbad. Bei den untern Quellen ſind: das Herrenbad, das Roſenbad, das Armen- oder Komphausbad. In dieſen Bädern finden zugleich die Fremden bequeme Wohnungen. Die Badegemächer ſind trefflich, mit vier bis fünf Fuß tiefen Bädern, ganz maſſiv, nach altrömiſcher Art, an den meiſten Zimmer mit Betten und Kaminen. Auf dem Driesch iſt ein eiſenhaltiger Sauerbrunnen, der, wegen Ähnlichkeit mit dem Pouchonwaſſer in Spaa, der Spaabrunnen genannt wird.

Digitized by Google

Nur ungefähr 500 Schritt von Aachen liegt der Flecken Burdſcheid, der ebenfalls warme Quellen hat. Die obern Quellen kommen im Orte ſelbſt hervor, die untern hingegen im Thale unter freiem Himmel. Das Waſſer iſt zum Waſchen und Färben der Tuche ſehr brauchbar. Die obern Quellen enthalten gar kein hepatiſches Gas und ſetzen keinen Schwefel ab; hiedurch unterſcheiden ſie ſich von den untern und denen zu Aachen. Auch in Burdſcheid ſind Tuch-, Kaſimir- und Nähnadelfabriken. Die in der hieſigen Gegend befindlichen Steinkohlenlager und Schwefelkieſe deuten auf die Urſache der vielen warmen Quellen zu Aachen und Burdſcheid hin. Über den Congreß zu Aachen im Jahr 1818 ſ. d. Art. Congreß.

Aachner Friede, ſ. Friedensſchlüſſe.

Äakus, ein Sohn Jupiters und der Nymphe Ägina, der Tochter des Flußgotts Aſopus. Er erhielt die Herrſchaft über die nach ſeiner Mutter benannte Inſel, und ward um ſeiner Gerechtigkeit willen ein Liebling der Götter. Auf ſeine Bitten bevölkerte der Vater die durch Peſt entvölkerte Inſel neu mit Menſchen, die aus Ameiſen entſtanden waren, und darum Myrmidonen (ſ. d. Art.) hießen, und Griechenland wurde von einer großen Dürre und Hungersnoth befreit. Mit ſeiner Gemahlin Endeis zeugte Äakus den Peleus und Telamon. Beide aber wurden von ihrem Vater verbannt, weil ſie ihren Bruder Phokus, den jener mit der Nereide Pſamathe gezeugt, ermordet hatten. Dem Äakus wurde, nebſt dem Minos und Rhadamanthus, wegen gleicher Gerechtigkeitsliebe, das Richteramt über die Todten zugetheilt; ihm lag insbeſondere die Vollziehung der Belohnungen und Strafen ob. Er wird abgebildet auf einem Richterſtuhle ſitzend, mit Krone und Scepter geſchmückt; als beſonderes Kennzeichen führt er den ihm von Pluto anvertrauten Schlüſſel zur Unterwelt.

Aargau, vormals ein Theil der Cantone Bern und Zürich, gegenwärtig ein eigner Canton der Schweiz. (S. Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft.)

Abbas, Abbaſſiden, ſ. Kalif, Kalifat.

Abbé, in Frankreich der Standestitel, den catholiſche Geiſtliche, die keinen Amtstitel haben, führen. Zur Zeit, als daſelbſt die Geiſtlichkeit noch in ihrer Glanzepoche lebte, gab es ſolcher amtloſen Geiſtlichen, oder Abbés, eine ungeheure Anzahl, und man kann ſagen, daß ſie eine eigene Claſſe von Staatsbürgern bildeten. Jugend, Bildung und Geſchäftsloſigkeit eigneten ſie beſonders, an den Putztiſchen der Damen zu figuriren und eine Art von Cicisbeat in Frankreich einzuführen. Sie trugen nicht wenig zur Ausbildung jenes Geſellſchaftscharakters bei, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich ſo allgemein war. Äußerlichkeit, Kleidung und Benehmen waren ſo ausgezeichnet und eigen, daß ſelbſt andere, um ſich das Anſehn von Abbés zu geben, ſie nachahmten.

Abbilden heißt in der Malerei, Gegenſtände nach ihren, in die Augen fallenden Beſchaffenheiten der Form, der Farbe und des Ausdrucks, in einer bis zur völligen Ähnlichkeit treuen Nachahmung als Bild darzuſtellen. Hierzu gehört eigentlich nur ein mechaniſches Talent, daher eine Abbildung, als ſolche, kein Werk der ſchönen Kunſt genannt werden darf. Hier findet kein Schaffen, ſondern nur treues Wiedergeben des Vorhandenen ſtatt; aber da Nachahmung überhaupt die Baſis aller bildenden Kunſt iſt, ſo darf man die Abbildung insbeſondere als die Baſis der Malerei betrachten, deren höhere For-

Digitized by Google

derungen der geniale Künſtler erſt dann wird erfüllen können, wenn er durch ſie vorgebildet worden.

Abbreviatoren heißen die Secretäre in der päpſtlichen Kanzlei, welche auf die vom Papſt unterſchriebenen oder mit Reſolution verſehenen Bittſchriften die Concepte der Breven entwerfen, ſie dann vollſtändig auf Pergament ausſchreiben, einregiſtriren, nachleſen und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria ausfertigen, wo das Datum dazu geſetzt wird. Die zwölf erſten Abbreviatoren haben Prälatenrang und Kleidung, 22 andere ſind von der niedern Geiſtlichkeit, die übrigen Laien. Das Amt eines Abbreviators vom erſten Range wurde im vorigen Jahrh. noch mit 2000 Scudi bezahlt. E.

Abbt (Thomas), ein ausgezeichneter philoſophiſcher Schriftſteller, war 1738 zu Ulm geboren, und entwickelte früh ſeinen Geſchmack für die Wiſſenſchaften. 1756 bezog er die Univerſität Halle, wo er ſich beſonders auf Philoſophie und Mathematik legte, der Theologie entſagend, der er ſich anfänglich gewidmet hatte. 1760 ward er als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie auf die Univerſität nach Frankfurt an der Oder berufen, und hier ſchrieb er mitten im Getümmel des Kriegs ſeine Abhandlung vom Tode fürs Vaterland. Das Jahr darauf verlebte er ſechs Monate in Berlin, wo er mit den beiden Eulern, mit Mendelsſohn und Nicolai in Verbindung trat, und den Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Rinteln annahm. Hier aber ward er dem akademiſchen Leben abgeneigt, und fing an, die Rechte zu ſtudiren, um einſt ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. 1763 bereiſte er das ſüdliche Deutſchland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, kam zu Ende des Jahres nach Rinteln zurück, und gab bald nachher ſein Werk vom Verdienſt heraus, wodurch er ſeinen Ruhm am meiſten begründete. Man findet in demſelben erhabene Gedanken, feine Bemerkungen und eine treffliche practiſche Philoſophie. Dieſer Schrift verdankte Abbt 1765 den Poſten eines Hof-, Regierungs- und Conſiſtorialraths zu Bückeburg bei dem regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe, der ihm mit beſonderer Freundſchaft zugethan war. Allein er genoß dieſer Auszeichnung nur kurze Zeit, denn ſchon 1766 ſtarb er in der Blüthe ſeiner Jahre. Der würdige Fürſt ließ ſeinen Freund in ſeiner eigenen Kapelle prachtvoll beerdigen, und ſetzte eine ſelbſt verfaßte rührende Inſchrift auf ſein Grab. — Abbts Schriften ſind reich an Scharfſinn, Einbildungskraft und Geiſt, und gewiß würde er einer unſerer vorzüglichſten Schriftſteller geworden ſein, wenn er die reifern Jahre des männlichen Alters erreicht hätte. Aber auch ſo verdient er zu denen gerechnet zu werden, die am meiſten zur Veredlung der damals ſo tief herabgewürdigten deutſchen Sprache beitrugen. Sein Ausdruck zeichnet ſich durch Anmuth und kraftvolle Kürze auf das vortheilhafteſte aus. — Seine ſämmtlichen Werke ſind nach ſeinem Tode in ſechs Bänden von Nicolai herausgegeben worden.

Abdeichen, 1) durch einen Deich (Damm) einſchließen, abſondern, 2) wenn eine Gemeinde (Deichacht), die zu Erhaltung gewiſſer Deiche verbindlich war, ſich mit Bewilligung der Obrigkeit aus dieſer Verbindlichkeit zieht, dagegen aber auch ihre fernere Waſſerſicherheit durch eigene Deiche zu erreichen ſucht.

Abdera, eine Stadt auf der thraziſchen Küſte, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Obwohl ſie ſich rühmte, das Vaterland des Demokritus und Protagoras zu ſein, ſo war ſie doch im Alterthum übel berüchtigt, und galt für den Sitz der Albernheit und

Abgeſchmacktheit; wie ſolches Wieland in ſeinen Abderiten ſehr ergötzlich ausgeführt hat.

Abdomen, in anatomiſcher Bedeutung, der Unterleib. **Abdominalmuskeln** ſind daher die Muskeln des Unterleibs, oder die Bauchmuskeln.

Abdruck. Hiedurch wird ein in eine harte Maſſe gearbeitetes Werk der zeichnenden Kunſt auf eine weiche Maſſe übertragen und ſo vervielfältigt. Solche Werke liefern die Graveurs oder Bildgraber, d. i. die Kupferſtecher, die Holz-, Stein- und Stempelſchneider. Die Werke der beiden erſtern werden als Flächen, die Werke der beiden letztern als Erhöhungen oder Vertiefungen gearbeitet, daher ſtellen ſich in der Übertragung die Werke dieſer im Relief dar, und es wird eine ſelbſt der Erhöhung und Vertiefung empfängliche Maſſe dazu erfordert; um die Werke jener zu übertragen, muß bei den Kupferplatten in die Einſchnitte der harten Fläche und bei den Holzplatten auf die ſtehen gebliebenen Erhöhungen eine Farbe gebracht werden, die ſich der aufgelegten weichen Maſſe durch den Druck mittheilt. Es gibt demnach zweierlei Arten von Abdrücken: 1) auf Flächen, oder von Kupferſtichen und Holzſchnitten (Estampe). — Das Werkzeug dazu iſt die Kupfer- und Druckerpreſſe. S. **Kupferdruck.** Die Güte der Abdrücke hängt zum Theil von der ſorgfältigen und geſchickten Behandlung des Druckers, zum Theil aber auch von der größern oder geringern Abnutzung der Platte ab. Die beſten Abdrücke finden ſich immer unter den erſten Hunderten. Als die vorzüglichſten ſtehen daher die avant la lettre, oder vor der Schrift, d. h. welche gemacht worden, ehe der Kupferſtich die Unterſchrift erhalten, in höherem Werthe. Bevor nämlich der Kupferſtich ſeine Unterſchrift erhält, werden einige Exemplare davon abgezogen. Eine geſtochene Platte gibt mehr gute Abdrücke, als eine radirte, und dieſe mehr, als eine in Tuſchmanier. Auf eine ähnliche Art wie der Kupferabdruck wird der Abdruck von einem Holzſchnitte gemacht; doch bedarf dieſer einer weit geringern Vorbereitung zur Sorgfalt. 2) Abdrücke in Relief, von Münzen und hoch oder tief geſchnittenen Steinen oder Stämpeln (Empreinte). — Münzen und geſchnittene Steine haben einen hiſtoriſchen und artiſtiſchen Werth, und es iſt gar nicht gleichgültig, wie ſie vervielfältigt werden. Die Nachahmung in Kupferſtich kann nicht genügen, weil dadurch der größte Theil des Kunſtgenuſſes verloren geht. Man macht daher Abdrücke, wo die ganze Form der Gemme oder Münze ſichtbar wird, und bedient ſich dazu des feinen Siegellacks, des Schwefels, Wachſes, Glaſes u. ſ. w. Abdrücke in glasartigen Materien nennt man Paſten. (Vgl. auch **Abguß.**)

Abel, der zweite Sohn Adams, und ein Zwillingsbruder Cains. Dieſer war Ackersmann, Abel aber Hirt. Beide brachten ihre Gaben dem Herrn; Cain die Erſtlinge ſeiner Früchte, Abel die Erſtgeburt ſeiner Heerde. Gott gab zu erkennen, daß Abels Opfer ihm angenehm ſei; Cains Opfer aber verwarf er. Dieſer, von Neid ergriffen, ermordete ſeinen Bruder mitten auf dem Felde. So ward der erſte Mord auf Erden vollbracht. Mehrere Kirchenväter haben geglaubt, daß Abel unverheirathet geſtorben ſei, und dieſe Meinung hat zu einer Secte Anlaß gegeben, die unter Arcadius und Honorius in Afrika entſtand, ſich Abeliten oder Abeloniten nannte, und die Ehe verwarf. Die Kirche führt oft Abels Opfer als Muſter eines heiligen, reinen, gottgefälligen Opfers an, und Chriſtus ſelbſt nennt ihn den Gerechten.

Abelard (Peter), urſprünglich Abaillard, ein Geiſtlicher des

Benedictinerordens, gleich merkwürdig durch ſeine Gelehrſamkeit, wie durch ſeine unglückliche Liebe zu Heloiſen, war 1079 unweit Nantes in dem Flecken Palais, der ſeinem Vater Berenger gehörte, geboren. Angeborne Neigung führte ihn vom zarteſten Alter an zu den Wiſſenſchaften; und um ſich ihnen ganz hingeben zu können, überließ er ſeinen Brüdern das Recht der Erſtgeburt und ſeine Güter. Mit Leichtigkeit ſtudierte er Dichtkunſt, Beredſamkeit, Philoſophie, Jurisprudenz und Theologie, die griechiſche, hebräiſche und lateiniſche Sprache, und ward bald vertraut damit; aber vorzüglich befleißigte er ſich der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Obgleich Bretagne damals ausgezeichnete Gelehrte unter ſeinen Lehrern zählte, ſo hatte Abelard doch bald ihre Wiſſenſchaft erſchöpft. Er ging daher nach Paris, deſſen Univerſität Schüler aus allen Theilen Europa's herbeizog. Wilhelm von Champeaux war der rüſtigſte Dialektiker ſeiner Zeit. Abelard genoß ſeinen Unterricht und benutzte ihn ſo trefflich, daß er oft ſeinen Meiſter in den damals üblichen Wettſtreiten des Witzes und Scharfſinns in Verlegenheit ſetzte. Der anfänglichen Freundſchaft folgte Haß, den die übrigen Schüler Champeaux's theilten, und Abelard, der noch nicht 22 Jahre zählte, entzog ſich dem gegen ihn heranziehenden Ungewitter dadurch, daß er ſchnell Paris verließ und nach Melun ging, wohin ſein Ruf bald eine Menge von Jünglingen zog, welche die Schulen von Paris verließen, um ihn zu hören und zu bewundern. Da ihn auch hier der Neid verfolgte, ging er nach Corbeil, wo er zwar ebenfalls bewundert, aber auch auf gleiche Weiſe verfolgt wurde. Den Vorſtellungen der Ärzte nachgebend, unterbrach er ſeine Arbeiten, um in der Heimath ſeine zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen. Neu geſtärkt kehrte er zwei Jahre ſpäter nach Paris zurück, verſöhnte ſich mit ſeinem vormaligen Lehrer und eröffnete eine Schule der Rhetorik, deren Glanz alle übrigen bald ohne Zuhörer ließ. Er lehrte nach und nach Rhetorik, Philoſophie und Theologie, und zog die ausgezeichnetſten Schüler; in der Zahl derſelben befanden ſich der nachmalige Papſt Cöleſtin II., Petrus Lombardus, Biſchof von Paris, Berenger, Biſchof von Poitiers und der heilige Bernhard ſelbſt. — Um dieſelbe Zeit lebte zu Paris eine junge Dame, Namens Louiſe oder Heloiſe, die Nichte Fulberts, Kanonikus in Paris, damals 17 Jahr alt. Wenige Frauen übertrafen ſie an Schönheit, keine glich ihr an Geiſt und Kenntniſſen aller Art. Abelard, obgleich ſchon 39 Jahr alt, entbrannte für Heloiſen von ſo heftiger Liebe, daß er Pflichten, Unterricht und ſelbſt den ſo heiß erſehnten Ruhm darüber vergaß. Heloiſe war für ſeine Neigung nicht minder empfänglich. Unter dem Vorwand, ihre Bildung zu vollenden, erhielt Abelard von Fulbert die Erlaubniß, ſie oft zu beſuchen; um ſie noch öfter zu ſehen, nahm er bei Fulbert Wohnung und Tiſch. So lebten beide Liebende mehrere Monate höchſt glücklich, mehr mit ihrer Liebe als ihren Studien beſchäftigt. Aber dieſer heimliche Umgang ward ruchtbar, die Verſe, in denen Abelard ſeine Liebe ſang, liefen in Paris um, und kamen endlich auch zu Fulbert. Er trennte die Liebenden; jedoch zu ſpät. Heloiſe trug unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Schwäche. Abelard entführte ſie nach Bretagne, wo ſie von einem Sohne entbunden ward, der indeß bald ſtarb. Jetzt dachte er darauf, ſich heimlich mit ihr zu vermählen; Fulbert war genöthigt, einzuwilligen, und Heloiſe, die aus mißverſtandenem Zartgefühl lieber ſeine Geliebte, als ſeine Gattin ſein wollte, fügte ſich endlich auch. Die Ehe ward vollzogen, und um ſie zu verheimlichen, blieb Heloiſe bei ihrem Oheim, während Abelard ſeine vo-

Digitized by Google

rige Wohnung beibehielt, wo er ſeine Vorleſungen fortſetzte; ſie ſahen ſich ſelten. Fulbert indeß glaubte, daß dies Geheimniß nur der Ehre ſeiner Nichte nachtheilig ſei, und machte es bekannt; Heloiſe dagegen, welche Abelards Ruhm höher ſchätzte als ihre Ehre, läugnete die Ehe durch einen Eid. Fulbert äußerte ſeinen Zorn darüber durch Mißhandlungen, denen Abelard ſie dadurch entzog, daß er ſie zum zweitenmal entführte und nach Argenteuil in ein Kloſter brachte. Fulbert glaubte, er wolle ſie zwingen, den Schleier zu nehmen, und beſchloß eine ſchreckliche Rache. Er ließ eine ſchmähliche Verſtümmelung an ihm vollziehen, deren unheilbare Wirkung den Reſt von Abelards Tagen vergiften mußte. Dieſer trat als Mönch in die Abtei von St. Denis und Heloiſe nahm den Schleier zu Argenteuil. Nachdem die Zeit ſeinen Kummer einigermaßen gelindert hatte, ſetzte er ſeine Vorleſungen wieder fort, zog ſich aber dadurch neue Verfolgungen zu. Seine Feinde klagten ihn vor der Kirchenverſammlung zu Soiſſons 1122 wegen einer Schrift über die Dreieinigkeit an, und brachten es dahin, daß dieſelbe für ketzeriſch erklärt, und Abelard verurtheilt wurde, ſie ſelbſt zu verbrennen. Fortgeſetzte Anfeindungen nöthigten ihn endlich, die Abtei von St. Denis zu verlaſſen, und ſich in die Gegend von Nogent ſur Seine zurückzuziehen, wo er ein Oratorium erbauen ließ, das er dem heiligen Geiſt weihte und Paraklet nannte. Zum Abt von St. Gildas de Ruys ernannt, lud er Heloiſen und ihre Religioſen ein, ſeine Kapelle Paraklet zu bewohnen, und empfing ſie dort. Nach einer eilfjährigen Trennung ſahen ſich beide Liebende hier zum erſtenmale wieder. Abelard lebte hierauf zu St. Gildes, das ihm einen traurigen Aufenthalt gewährte, vergebens mit Verbeſſerungen bemüht, und ſtets im Kampfe mit ſeiner Liebe für Heloiſen und mit dem Haſſe der Mönche, die ſelbſt ſein Leben bedrohten. Der heilige Bernhard, der ſich lange geweigert hatte, gegen einen Mann aufzutreten, den er verehrte, gab endlich den wiederholten Vorſtellungen ſeiner Freunde nach, zog Abelards Lehre vor die Kirchenverſammlung von Sens 1140, ließ ſie vom Papſt verdammen und bewirkte ſogar einen Befehl, ihn einzukerkern. Abelard appellirte dagegen an den Papſt, vertheidigte ſich öffentlich und machte ſich nach Rom auf. Bei ſeiner Durchreiſe durch Clugny beſuchte er Peter den Ehrwürdigen, der daſelbſt Abt war. Dieſer eben ſo leutſelige als aufgeklärte Gottesgelehrte verſöhnte ihn mit ſeinen Feinden; Abelard aber beſchloß, ſeine Tage in der Zurückgezogenheit zu enden. Die ſtrengen Entſagungen, die er ſich auflegte, verbunden mit dem Kummer, der nie aus ſeinem Herzen wich, verzehrten nach und nach die Kräfte ſeines Körpers; und er ſtarb als Muſter klöſterlicher Zucht 1142 in der Abtei St. Marcel unweit Chalons ſur Saone, 63 Jahr alt. Heloiſe erbat ſich den Leichnam, und ließ ihn zu Paraklet begraben, um dereinſt an ſeiner Seite zu ruhen; im J. 1808 aber wurde die Aſche beider in das Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler nach Paris, und im Nov. 1817 auf den Kirchhof Monamy gebracht, und in einer beſondern Kapelle beigeſetzt. Gewiß gehört Abelard zu den ausgezeichnetſten Männern ſeines Jahrhunderts; er war Grammatiker, Redner, Dialektiker, Dichter, Muſiker, Philoſoph, Theolog, Mathematiker; aber er hat nichts hinterlaſſen, was den Ruf rechtfertigte, der ihm unter ſeinen Zeitgenoſſen zu Theil ward. Er glänzte in der Diſputirkunſt. Seine Lehren waren nicht immer untadelhaft, und ſein Betragen oft anſtößig und ärgerlich. Den größten Theil ſeines Ruhms verdankt er Schwachheiten, die ihn vor der Moral und Religion verdammen. Seine Liebe

Digitized by Google

und das für ihn daraus entſprungene Unglück werden ſeinen Namen ſtets der Vergeſſenheit entreißen, und haben den Mann, den ſein Jahrhundert als einen tiefen Gottesgelehrten bewunderte, für uns in den Helden eines Romans verwandelt. Seine und Heloiſens Briefe ſind im Original und in vielen Überſetzungen erſchienen.

Abellagium nennt man das Eigenthumsrecht, das der Lehnsherr in Bezug auf die in einem Walde ſeines Lehnsträgers wildhauſenden Bienenſchwärme beſitzt.

Abend (Weſten), die Himmelsgegend, in welcher die Geſtirne untergehen, auch die Zeit des Sonnenuntergangs. Die bildende Kunſt ſtellt den Abend bald unter dem Bilde der Diana auf ihrem Wagen vor, wie ſie eben zur Jagd geht, weil der Abend für die Jäger die günſtigſte Zeit iſt, bald als geflügelten Genius, der einen Stern auf dem Haupte trägt und ſeine Fackel gegen die Erde ſenkt.

Abendpunct, der Durchſchnittspunct des Äquators und Horizonts an der Abendſeite des Himmels. An den beiden Tagen der Nachtgleichen geht die Sonne im Abendpunct unter.

Abendmahl iſt der heilige Gebrauch der Chriſten, durch welchen ſie das Andenken an den Tod des Stifters ihrer Religion erneuern, und zugleich ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens vor der Gemeinde ablegen. Jeſus Chriſtus ſetzte dieſen heiligen Gebrauch bei dem letzten Mahle, das er mit ſeinen Jüngern hielt, ſelbſt ein; das Brot, welches er nach orientaliſcher Sitte brach, war ein paſſendes Sinnbild ſeines Leibes, der bald zerbrochen werden ſollte, und der rothe Wein (denn wahrſcheinlich brauchte Chriſtus dieſe Art Wein, welche in Paläſtina die gewöhnlichſte iſt) war ein bezeichnendes Symbol ſeines Blutes. In allen Gemeinden, welche die Apoſtel ſtifteten, ward dieſer Gebrauch eingeführt. Im 1ſten und 2ten Jahrh. beging man dieſen Ritus allemal nach den ſogenannten Liebesmahlen (ſ. d. Art.). Als ſeit dem 3ten Jahrh. die Gemeinden zahlreicher wurden, hörten die Liebesmahle auf, und nun ward das Abendmahl in den Kirchen bei jeder gottesdienſtlichen Feier ſo gehalten, daß alle Anweſende daran Theil nahmen; die Katechumenen indeß, d. h. die Chriſten, welche noch nicht getauft waren, und die Nichtchriſten, welche bei dem Gebete, dem Geſange oder der Predigt zugegen ſein durften, mußten ſich, wenn die Abendmahlsfeier ihren Anfang nahm, aus der Kirche entfernen, weil das Abendmahl als eine geheimnißvolle Handlung, welche den Blicken der Ungeweihten zu entziehen ſei, betrachtet ward. Bald fing man an, dem heiligen Mahle eine übernatürliche Kraft zuzuſchreiben, das geweihte Brot und den geweihten Wein für mehr als Brot und Wein zu halten, und zu behaupten, daß mit dem Brote und dem Weine der Leib und das Blut unſers Erlöſers ſich vereinige. Aus dieſer Vorſtellungsart entſprang endlich die Brotverwandlungs- oder Transſubſtantiationslehre, welche Paſchaſius Radbertus im 9ten Jahrh. auf die Bahn brachte. Nach dieſer Lehre nimmt man an, das Brot und der Wein werde durch die Conſecration in den Leib und in das Blut Jeſu Chriſti verwandelt, es bleibe nach der Weihung blos die Geſtalt und die Figur des Brotes und des Weines übrig, ſeine Subſtanz aber, ſein Weſen ſei ein anderes, ſei die Subſtanz und das Weſen des Leibes Jeſu Chriſti geworden. Obgleich dieſe Lehre anfänglich einen Widerſpruch fand (ſ. d. Art. Berengar), ſo ward ſie doch bald allgemein angenommen, und im J. 1215 von dem Papſte Innocentius III. auf der 4ten lateraniſchen Synode feierlich beſtätigt. Aus dem neuen Dogma entſprang theils die Anbetung der Hoſtie, indem man nun in ihr den gegenwär-

tigen Gott zu erblicken glaubte, theils die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu verſagen, indem man ſchloß, daß da, wo der Leib Chriſti ſei, auch ſein Blut ſei (man nannte dieſe Vereinigung Concomitanz), und daher der Genuß des Weines nicht nothwendig zur Abendmahlsfeier gehöre. Auch wollte man jede Gelegenheit, wo das Blut Jeſu Chriſti unvorſichtig vergoſſen, und dadurch entweiht werden könnte, vermieden wiſſen, und da es überdies eine Auszeichnung des geiſtlichen Standes zu ſein ſchien, wenn er allein das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genöſſe, ſo ward die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu entziehen, um ſo ſchneller verbreitet. Früher noch, als die Brotverwandlungslehre aufgekommen war, hatte man angefangen, das Abendmahl als ein Opfer zu betrachten. Daraus entſprang die Privatmeſſe, d. h. die heilige Handlung, in welcher der Prieſter Gott den Leib Jeſu Chriſti als ein unblutiges Opfer darbringt. Nachdem die Meinung von dem Fegefeuer entſtanden war, brachte man dieſe Meinung mit der erwähnten Vorſtellungsart von dem Abendmahle als einem Opfer in Verbindung, und nun wurden hauptſächlich in der Abſicht Meſſen gehalten, um die Seelen der Verſtorbenen aus der Qual des Fegefeuers zu erlöſen. Schon im 7ten Jahrh. wurden Privatmeſſen hie und da gehalten; ſeit dem 9ten Jahrh. waren ſie überall im Gebrauche. So war denn allerdings das Abendmahl in dem Lauf der Zeiten etwas ganz Anderes geworden, als es nach der Abſicht ſeines ehrwürdigen Stifters ſein ſollte. Das hatten ſchon vor der Reformation einige mit der herrſchenden Kirche unzufriedene Parteien bemerkt, namentlich die Huſſiten im 15ten Jahrh., denen auch die baſeler Synode den Gebrauch des Kelches bewilligen mußte. Die Reformatoren erneuerten die Klage, daß die Kirche in der Art und Weiſe, wie ſie das Abendmahl feiere, von dem Zwecke Jeſu Chriſti und von dem Vorbilde der apoſtoliſchen Zeiten ſich entfernt habe, und beide, die ſächſiſchen und die ſchweizeriſchen, Kirchenverbeſſerer ſtimmten darin überein, daß ſie die Brotverwandlungslehre und die Meſſe verwarfen und behaupteten, das Abendmahl müſſe vor der verſammelten Gemeinde gefeiert, und unter beiderlei Geſtalt genoſſen werden. In der Erklärung der Einſetzungsworte wichen Luther und Zwingli von einander ab, und die Verſchiedenheit ihrer Meinungen über dieſen Gegenſtand iſt der hauptſächlichſte Punct der unglücklichen Trennung der Lutheriſchen und der reformirten Kirche geworden. Luther nahm die Worte: das iſt mein Leib u. ſ. w., für eigentlich, und lehrte, auf eine geheimnißvolle Weiſe verbinde ſich der Leib und das Blut Jeſu Chriſti mit dem Brote und dem Weine, ſo daß der Communicant in, mit und unter dem Brote und dem Weine den wahren Leib und das wahre Blut des Erlöſers empfange. Zwingli hingegen verſtand die Einſetzungsworte uneigentlich, nahm an, Jeſus Chriſtus habe ſagen wollen, das Brot und der Wein bedeutet meinen Leib und mein Blut, und erklärte demnach das Brot und den Wein für bloße Zeichen des Leibes und des Blutes Chriſti. Über dieſen Gegenſtand ward ſowohl zwiſchen Luther und Zwingli ſelbſt, als auch ſpäter zwiſchen den Lutheriſchen und den reformirten Theologen viel und heftig geſtritten. Die Vorſtellungsart, welche Calvin, der zweite Stifter der reformirten Kirche, auf die Bahn brachte, nach welcher eine geiſtliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti im Abendmahle angenommen wird, kam zwar der Lutheriſchen Lehre näher, als Zwinglis Theorie, blieb aber doch weſentlich von ihm verſchieden, und fand daher ebenfalls bei den ſtrengen Anhängern Lu-

thers lebhaften Widerſpruch. Melanchthon war der Calviniſchen Vorſtellungsart geneigt, und eben ſo dachten viele andere Lutheriſche Theologen, welche von der Gegenpartei Philippiſten und Krypto-Calviniſten (geheime Anhänger der Calviniſchen Lehre) genannt wurden. Die Concordienformel unterdrückte die Krypto-Calviniſten in dem größten Theile der Lutheriſchen Kirche und verſchaffte der echt lutheriſchen Vorſtellungsart den Sieg. In den neueren Zeiten ſind die meiſten lutheriſchen Theologen von dieſer Vorſtellungsart abgekommen, und haben ſich zu der Calviniſchen Abendmahlslehre hingeneigt. Die katholiſche Kirche behauptete fortwährend, im Gegenſatze gegen die Lutheriſche und reformirte, die Brotverwandlungslehre und gab weder die Meſſe, noch die communionem sub una (die Abendmahlsfeier unter einerlei Geſtalt) im Gegenſatz der Communio sub utraque oder unter beiderlei Geſtalt auf. Die griechiſche Kirche hat die Brotverwandlungslehre der lateiniſchen nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen. Doch nähert ſich die Vorſtellungsart mehr dieſem Dogma, als der Lehre der reformirten Kirche. Die morgenländiſchen Chriſten unterſcheiden ſich übrigens dadurch in der Abendmahlsfeier von den abendländiſchen, daß ſie geſäuertes, nicht, wie dieſe, ungeſäuertes Brot brauchen und auch den Kindern das heilige Mahl reichen. N.

Abendmahlsgerichte, ſ. **Ordalien**.

Abendſtern, ſ. **Hesperus** und **Planeten**.

Abensberg, Landgericht und Stadt im Regenkreiſe des Königreichs Baiern, 3 Meilen von Regensburg an der Abens, hat 230 Häuſer und 1080 Einw. Sie iſt der Geburtsort des berühmten baierſchen Geſchichtſchreibers Johann Thurmaier, der unter dem von ſeiner Vaterſtadt angenommenen Namen Aventinus bekannter iſt, von 1466 bis 1534 lebte, und 7 Bücher baierſcher Annalen hinterlaſſen hat. In neuern Zeiten iſt dieſer Ort durch Napoleons Sieg über ein öſterreichiſches Heer am 20ſten April 1809 bekannt geworden. Nachdem die Öſterreicher durch den Übergang über den Inn (d. 9ten April) und die Beſetzung Baierns den Feldzug eröffnet hatten, eilte Napoleon nach Deutſchland, wo ſich nur drei franz. Armeecorps den Öſterreichern entgegenſtellen konnten. Als am 19ten April das kleine Gefecht bei Pfaffenhofen, und das wichtigere bei Tann zum Vortheil der Franzoſen ausgefallen war, beſchloß Napoleon, die öſterreichiſchen Armeecorps unter dem Erzh. Ludwig und General Hiller, welche den linken Flügel der öſterreichiſchen Armee bildeten, anzugreifen. Dieſer Angriff erfolgte am 20ſten April bei Abensberg, wo Napoleon ſein Hauptquartier hatte. Die öſterreichiſche Armee war 60,000 M. ſtark; Napoleon hatte die franz. Diviſionen der Generale Merand und Gudin unter Lannes, die Baiern unter ihrem Kronprinzen, Lefebvre, Deroy und Wrede, und die Würtemberger unter Vandamme und Neubronn ihnen entgegenzuſtellen. Mit dieſen deutſchen Truppen, die er durch Anreden begeiſterte, machte er den Hauptangriff gegen die Öſterreicher, welche von Vandamme auf ihrer rechten Flanke überflügelt, von Lannes auf der linken geſchlagen, und dadurch von dem Hauptheere unter dem Erzh. Carl getrennt wurden. Mit einem Verluſte von 12 Kanonen und 13,000 M. Gefangener zogen ſie ſich nach Landshut zurück. Dieſe Schlacht wurde hauptſächlich durch ihre Folgen, die Einnahme von Landshut (d. 21ſten April), die Schlacht bei Eckmühl (d. 22ſten, ſ. d. Art. **Eckmühl**) und die Einnahme von Regensburg (d. 23ſten) wichtig.

Abenteuerlich. Man hat das Abenteuerliche vielfältig er-

klärt: als unnatürliche Größe, als das falſche Wunderbare, dem es ſelbſt an poetiſcher Wahrſcheinlichkeit fehlt, als das ſeltſam Thörichte, als das Fürchterliche voll unerwarteter Auftritte, als das auf ein Gerathewohl Unternommene. — Fragen wir, wie ſich der Begriff des Abenteuerlichen unter uns gebildet habe, ſo werden wir auf die alten Ritterbücher hingeführt, in denen Wort und Sache zuerſt erſcheint. In dieſen ſehen wir jene brennende, leidenſchaftliche Tapferkeit, welche nach Schlachten wie nach Vergnügen dürſtet, und nach welcher das barbariſche Recht des Schwertes das erſte Recht der Natur iſt. Gluth in Liebe und Haß, Stolz auf Kraft, Drang nach Thaten bezeichnen ſtets den Barbaren in der Jugend ſeines Nationallebens, wo ſein Leiden und Genießen, ſein Begehren und Verabſcheuen Leidenſchaft iſt. Thaten, aus einem noch wenig ausgebildeten Heldengeiſte vollführt, wechſelsweiſes Erſtaunen, Bewundern, Schrecken, Grauſen, ſtets aber das Gefühl von Kraft erregend, ſind es, die uns als Abenteuer (verwandt mit aventure, eventur, eventura) hier begegnen. Nach der zwiefachen Gattung ſolcher Erzählungen müſſen wir nun auch ein zwiefaches Abenteuerliches unterſcheiden: die eine Gattung erzählt wahre Begebenheiten, romantiſch ausgeſchmückt; die andere fabelhafte Dichtungen voll ungeheurer Begebenheiten, die oft das Gebiet des Wahrſcheinlichen und ſelbſt des Möglichen überſteigen. Dieſe Übertreibungen gingen bald auch in die romantiſchen Erzählungen wahrer Begebenheiten über, und es waren gewöhnlich in den Ritterbüchern keine andern Abenteuer, als von übertriebener Größe zu ſuchen, und, von dem urſprünglichen Begriff abgehend, bei dem Abenteuerlichen nur an dieſe zufällige Übertreibung zu denken. Aber bald auch hier ſich beengt fühlend, gingen die Dichter dieſer Art in die Welt des Wunderbaren über. Man ließ, um durch Wunder Bewunderung und Erſtaunen zu erregen, ſeine Helden Abenteuer beſtehen, welche zu glauben Verzichtleiſtung auf den geſunden Verſtand erfordert wird. Eine Eigenthümlichkeit jener Ritterbücher, wie der Ritterzeit, war die Galanterie, und dieſe brachte, verbunden mit dem Fehdegeiſte, beſonders zur Zeit der irrenden Ritter, auffallend eigene Erſcheinungen hervor. Pflicht forderte zum Schutz des weiblichen Geſchlechts auf, und Liebe war der Preis der Tapferkeit. Liebesabenteuer kann man daher mit Recht die Thaten nennen, zu denen der Ritter für die Dame ſeiner Gedanken auszieht, und ſeinem ſchwärmeriſchen Heldenmuth, der alles zu wagen bereit iſt, kann es an ſonderbaren Ereigniſſen, ſeltſamen Verwickelungen, kühnen Wagſtücken nicht fehlen. Durch alles dies zeigt ſich uns das Abenteuerliche wieder in neuer Geſtalt als glücksritterliches Wagen, beſonders in Beziehung auf Liebe. So ließe ſich aus den Ritterbüchern ein vierfaches Abenteuerliches ableiten, das wir, um es auf ein einziges zurückzuführen, als das fehlerhafte Romantiſche, wie es ſich in den alten Ritterbüchern findet, erklären würden. Bei der Nachfrage, worin dies beſtehe, finden wir folgende Momente: 1) Schwärmerei für Heroismus, der ſich aus Luſt in Gefahr ſtürzt; 2) überſpannte Größe, die das Unmögliche möglich machen will; daher 3) Mangel an Überlegung, und mithin Unangemeſſenheit der Mittel zum Zwecke; 4) Streben nach dem Hohen, ohne zureichende Kraft, und mithin völlige Ungewißheit über den Erfolg. — Alles dies aber läuft hinaus auf ein Abweichen von den ewigen Geſetzen der Vernunft, der Wahrheit, Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit, und muß alſo in den Kreis des ungereimt Selt-

ſamen fallen. — Soll ſich das Abenteuerliche zum Stoff der ſchönen Künſte, namentlich der Poeſie, eignen, ſo muß es frei und mit Bewußtſein als abenteuerlich behandelt werden, wie von Cervantes, Arioſt, Wieland, Sterne geſchehen. Alsdann erweckt es in uns das angenehme Gefühl des Komiſchen oder jenes eigene Vergnügen, welches das Romantiſche gewährt. Fehlerhaft aber iſt das Abenteuerliche, wenn es für groß und erhaben gelten ſoll, ſei es im Stoff, in der Zuſammenſtellung, oder im Ausdruck.

Aberglaube iſt, der Abſtammung nach, jeder falſche Glaube; denn das Wort ſcheint aus Glaube und dem altdeutſchen After, welches ſo viel als Falſch bedeutet, zuſammengeſetzt zu ſein. Der Sprachgebrauch aber hat dieſem Worte eine engere Bedeutung gegeben und man verſteht darunter namentlich die Fehler derer, welche bei dem Urtheile über die Urſachen, von denen das Schickſal der Menſchen abhängen ſoll, ihre Vernunft ungeprüften Erſcheinungen und Thatſachen blindlings unterwerfen. Die äußern Urſachen, von denen das Schickſal der Menſchen abhängt, ſind Gott und die Natur, und daher gibt es theils einen religiöſen, theils einen phyſiſchen Aberglauben. Bald äußert der Aberglaube ſich dadurch, daß er natürliche Wirkungen, deren Urſachen nicht augenblicklich, wenigſtens nicht von ihm, ſich entdecken laſſen, von unbekannten übernatürlichen Kräften herleitet und z. B. eine ſeltene, mit auffallenden Äußerungen verbundene Krankheit dem Einfluſſe eines böſen Geiſtes zuſchreibt, bald dadurch, daß er Erſcheinungen, welche zufälliger Weiſe auf einander gefolgt ſind, als verknüpft durch unſichtbaren Zuſammenhang betrachtet und z. B. annimmt, ein Komet ſei ein Unglücksbote, weil es ſich zuweilen zugetragen hat, daß bald nach der Erſcheinung von Kometen unglückliche Zeiten eingetreten ſind. Es iſt unmöglich, alle Gattungen des Aberglaubens, welche bei den verſchiedenen Völkern gefunden werden, zu überſehen und die traurigen Wirkungen zu berechnen, welche er auf menſchliche Tugend und Wohlfahrt gehabt hat. D.

Aberli (Joh. Lud.), ein durch ſeine Schweizerproſpecte ſehr berühmter Zeichner, geboren 1723 zu Winterthur. Seines Lehrers Meyer (eines ſehr mittelmäßigen Malers) Manier verlaſſend, kam er nach Bern, erhielt hier von Joh. Grimm ſehr guten Unterricht, und malte zuerſt Bildniſſe. Allein ſeine Neigung für Landſchaftsmalerei gewann die Oberhand; er ging 1759 mit ſeinem Schüler Zingg nach Paris, und kehrte, geſchätzt und bewundert, nach Bern zurück, wo er 1786 ſtarb. Seine colorirten Zeichnungen haben ihm einen bedeutenden Namen erworben, und es iſt bekannt, welche Menge Nachahmer er hierin gefunden, von denen aber keiner ihn erreicht, oder gar ihn übertroffen hat, etwa Rietter und Biedermann ausgenommen, von welchen der erſtere bis 1777 ſein treuer Gehülfe blieb. Aberlis Lebensbeſchreibung von Rieter findet man im helvetiſchen Journal für Literatur und Kunſt, Zürich 1806. Neujahrsſtück der züricher Künſtlergeſchichte 1817.

Aberwitz bedeutet, ſeiner Abſtammung nach, je nachdem man es von Afterwitz, überwitz oder Ohnewitz ableitet, entweder ein falſches, oder übertriebenes, oder mangelhaftes Wiſſen. Auch wird das Wort in allen dieſen Bedeutungen gebraucht, die Hauptbedeutung aber iſt aus allen dreien zuſammengeſetzt: ein falſches, aber eingebildet höheres Wiſſen, bei Mangel an Beurtheilungskraft. Nimmt man Witz im gewöhnlichen Sinn, ſo bedeutet

Aberwitz jene zum Unwitz, ja zum Unſinn übertriebene Abart deſſelben. Gernwitzige Dichter, die überall Pointen nachjagen, die nach dem Auffallenden haſchen, fallen nur zu oft in dieſen Fehler. Sie machen Zuſammenſtellungen, die ein geſunder Verſtand durchaus mißbilligen muß. Daſſelbe iſt auch beim Wahnwitz der Fall, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer von eingebildeter Ähnlichkeit verglichener Gegenſtände verführt wird, während jener auf eine ungereimte Weiſe Ähnlichkeiten mit Bewußtſein macht; daß alſo dort das Falſche in der irrigen Vorſtellung von dem Gegenſtande, hier in dem Witze ſelbſt liegt.

Abformen, ſ. Abguß.

Abgaben, Auflagen, Steuern, heißen die ſämmtlichen Leiſtungen, welche die Regierung zur Beſtreitung des Staatsaufwandes aus dem Vermögen der Staatsbürger erheben läßt. Jede Geſellſchaft, alſo auch die Staatsgeſellſchaft, hat zu ihrer Fortdauer einen Koſtenaufwand nöthig, der von den Mitgliedern derſelben gemeinſchaftlich beſtritten werden muß. Die öffentlichen Abgaben ſind nicht ſowohl Tribut, den die Unterthanen ihrem Beherrſcher zu entrichten haben, als vielmehr billige Beiträge zu dem gemeinſchaftlichen Aufwande der großen Geſellſchaft, deren Mitglieder ſie ſind. Dieſer Aufwand iſt für alle Claſſen von Staatsbürgern nützlich und heilſam, daher ſind auch alle einzelne verbunden, zur Beſtreitung deſſelben nach Maßgabe ihrer Kräfte beizutragen. Die Maſſe dieſer Beiträge iſt ein Theil des Nationaleinkommens, welchen das Geſetz zur Beſtreitung des gemeinſchaftlichen Auskommens beſtimmt; Begünſtigung der Fortſchritte des Nationalreichthums iſt daher immer das ſicherſte Mittel, das Staatseinkommen zu vermehren. Die Quelle aller Abgaben die dem Staate entrichtet werden, unter welcherlei Namen und Form ſie immer vorkommen mögen, iſt einzig und allein das Vermögen der Nation. Dies Vermögen aber hat zwei Beſtandtheile: es iſt theils Capital, geſammelter Vorrath von Gütern, der das gegenwärtige, höchſtens nächſte, Bedürfniß der Staatsbürger überſteigt (ſ. Kapital); theils Einkommen, Güter, die erſt jetzt hervorgebracht worden und in den Beſitz der Nation gekommen ſind (ſ. Einkommen). Abgaben dürfen das Capital nicht angreifen, ſonſt ſtören ſie die Production (ſ. d. Art.), die nur in höchſt ſeltenen Fällen ohne Anwendung von Capitalen denkbar iſt, vermindern eben dadurch das Geſammterzeugniß des Volks und ſchwächen die Quelle ſelbſt, aus denen allein dem Staate Abgaben zufließen können. Es bleibt demnach das Einkommen der Nation als der einzige Theil ihres Vermögens übrig, welcher dem Nationalwohlſtande unbeſchadet Abgaben zu tragen im Stande iſt. Alles Einkommen aber iſt theils rohes, theils reines Einkommen; jenes begreift die ganze Maſſe von Gütern in ſich, welche die Nation wirklich einnimmt, ohne daß dieſelbe zuvor in ihrem Beſitze war; dieſes hingegen umfaßt nur denjenigen Theil dieſer Güter, welcher übrig bleibt, nachdem der Aufwand erſtattet worden, den die Hervorbringung des Einkommens gekoſtet hat; es iſt die Maſſe von Gütern, welche die Nation verzehren und zur Befriedigung von Luxusbedürfniſſen verwenden kann, ohne ihre Capitale zu ſchwächen, ohne die Fonds, woraus productive Arbeit bezahlt wird, zu vermindern. Eben ſo wenig wie das Capital, darf das rohe Einkommen bei der Beſteurung zum Grund gelegt werden, weil Abgaben, welche die Regierung von dieſem fordert, ſehr leicht die Natur der

auf das Capital gelegten annehmen; denn, ſind ſie ſo bedeutend, daß ſie den Titel des Geſammteinkommens, welcher das reine bildet, überſchreiten, ſo muß entweder das Capital ſelbſt angegriffen oder die Production unterbrochen werden; höchſt ſchwierig aber iſt es immer, die Grenzlinie genau zu beſtimmen, welche nicht überſchritten werden darf, wenn die auf das rohe Einkommen gelegte Abgabe nicht zu groß ſein, alſo jene ſchädliche Folgen nicht haben ſoll; unvermeidlich iſt dann vielmehr oft, beim Scheine der größten Gleichheit die Staatsbürger auf eine höchſt ungleiche Weiſe zu beſteuern und die ſchreiendſte Ungerechtigkeit zu veranlaſſen. Ein auffallendes Beiſpiel dieſer Art liefert der Naturzehnte, wie er in den meiſten neuern Staaten erhoben wird (ſ. Zehnte). Es iſt daher das reine Einkommen das einzige, was als Gegenſtand der Beſteurung betrachtet, und als ſolcher von der Finanzverwaltung des Staats in Anſpruch genommen werden darf, ſoll die Production nicht gehemmt und der Nationalwohlſtand nicht gefährdet werden. Dieſes reine Einkommen aber iſt zwiefacher Art: es iſt entweder aus den Urquellen alles Einkommens hervorgehendes, reines Einkommen der Nation überhaupt, ohne alle Rückſicht auf die Einzelnen, denen es zu Theil wird (urſprünglich reines Einkommen) oder reines Einkommen der einzelnen Individuen im Staate, ohne Rückſicht auf die Urquellen, aus denen es gefloſſen (individuell reines Einkommen). Beide Gattungen von reinem Einkommen laſſen ſich ſowohl unmittelbar (direct) als mittelbar (indirect) beſteuern; aber die unmittelbare Beſteurung hat große Vorzüge vor der mittelbaren, darum muß jene ſtets als Haupt-, dieſe hingegen immer nur als Nebengattung betrachtet werden. Die mittelbare Beſteurung darf nur als Ergänzung der unmittelbaren ſtatt finden, ſie muß nur den Zweck haben, die Ungleichheit der Abgaben zu vermindern, die, ſo lange es noch an ganz genauen Notizen vom geſammten reinen Einkommen der Nation fehlt, bei der bloßen unmittelbaren Beſteurung durchaus nicht zu vermeiden iſt. Könnte man es auf irgend eine Weiſe dahin bringen, eine vollſtändige, ganz zuverläſſige und genaue Kenntniß vom geſammten reinen Einkommen der Nation ſich zu erwerben, ſo wäre es rathſam, alle mittelbare Beſteurungen abzuſchaffen und blos unmittelbare ſtatt finden zu laſſen; denn zwecklos wäre es alsdann, auf Umwegen das zu ſuchen, was man auf dem geraden Wege mit Leichtigkeit und Sicherheit erlangen könnte. Aber in der Natur der Sache ſelbſt liegt es, daß eine ſo genaue Kenntniß vom reinen Einkommen der Nation ſtets ein frommer Wunſch bleiben muß, darum wird man ſich auch nie mit der blos unmittelbaren Beſteurung begnügen können, ſondern um eine Ungleichheit in dieſer Hinſicht ſo viel als möglich zu vermeiden, zugleich zu der mittelbaren ſeine Zuflucht nehmen müſſen; ausgemacht aber bleibt es immer, daß die mittelbaren (indirecten) Steuern um ſo leichter entbehrt und durch unmittelbare (directe) erſetzt werden können, je weitere Fortſchritte in der Erkenntniß des geſammten reinen Einkommens der Nation gemacht worden. — Wie es nur drei Urquellen von reinem Einkommen überhaupt gibt, für die Nation wie für den einzelnen Privatmann, nämlich Grundeigenthum, das ſeinem Beſitzer eine Rente liefert, Capital, das Zinſen und Gewinnſte abwirft und Arbeit, welche Lohn zuſichert; ſo kann es auch nur drei Hauptclaſſen von Abgaben geben, welche das urſprünglich reine Einkommen treffen, nämlich Grundſteuern (ſ. d. Art),

Kapitalſteuern (ſ. d. Art.) und Gewerb- oder Arbeitsſteuern (ſ. d. Art.). Selten ſind jedoch die Abgaben, welche in den verſchiedenen europäiſchen Staaten eingeführt werden, von der Art, daß ſie die eine oder andere dieſer Urquellen ausſchließlich treffen, ſondern gewöhnlich werden dadurch zwei derſelben, oft ſogar alle drei zu gleicher Zeit getroffen; letzteres iſt namentlich der Fall bei den meiſten unmittelbaren oder indirecten Steuern. — Was das individuellreine Einkommen betrifft, ſo iſt die Quelle, woraus es fließt, bald urſprünglich rohes Einkommen, wie z. B. Zehnten, bald urſprünglich reines Einkommen, wie z. B. Grundrente, Capitalrente oder Arbeitslohn. Iſt von Beſteurung dieſes individuellen Einkommens die Rede, ſo macht gewöhnlich die Natur ſeiner Quelle durchaus keinen Unterſchied, alles kommt vielmehr nur darauf an, ob dieſelbe ſo ergiebig iſt, daß dem zu beſteuernden Individuum nach Beſtreitung des Aufwands, welcher zur Fortſetzung ſeiner productiven Arbeit und zur Befriedigung der eigenen ſowohl als der Familie abſolut nothwendigen Bedürfniſſe erforderlich iſt, ein Überſchuß verbleibt; dieſer Überſchuß kann ohne Gefahr für den Nationalwohlſtand noch einer beſondern Beſteurung unterworfen werden; unmittelbar (direct) wird derſelbe beſteuert durch die Einkommenſteuer (ſ. d. Art.), mittelbar (indirect) aber durch die Kopf- oder Perſonalſteuer (ſ. d. Art.) und verſchiedene Gattungen der Conſumtions- oder Verbrauchsſteuer (ſ. d. Art.). Alle Einkünfte, von welcher Natur ſie auch ſein mögen, dürfen mit Abgaben belegt werden, wenn ſie von ihrem Beſitzer zu einem Aufwande verwendet werden können, der für ihn nicht abſolut nothwendig iſt. So lange die öffentlichen Abgaben blos vom Einkommen dieſer Art gefordert werden und nicht zugleich übermäßig hoch ſind, ſo können ſie den einzelnen Beitragspflichtigen nicht leicht anders läſtig werden, als durch Fehler in ihrer Vertheilung und Erhebung. Die Güte oder Mangelhaftigkeit eines Abgabenſyſtems iſt daher lediglich zu beurtheilen nach der getroffenen Wahl der Abgaben und nach der Art ihrer Vertheilung und Erhebung. Will man aber die Summe anſchlagen, welche die Erhebung einer Auflage der Nation koſtet, ſo muß man zu dem ganzen Betrag, den der Steuerpflichtige zahlt, noch die Beſchwerden, ſo wie den Verluſt an Zeit und an Vortheilen, hinzurechnen, welche ihm dadurch verurſacht wurden. Eine Auflage kann ſehr gerecht, ſelbſt in genauem Verhältniß des Einkommens auferlegt ſein, aber dennoch durch die Art, wie ſie erhoben wird, ausnehmend läſtig werden. Wenn z. B. die Zahlung, die der Einnehmer fordert, die Summe überſteigt, über welche der größte Theil der Beitragspflichtigen zu der Zeit dieſer Forderung verfügen kann; wenn dieſe dadurch genöthigt werden, Gerichts- und Beitreibungskoſten zu bezahlen, oder Anleihen zu machen oder ihre Erzeugniſſe, welche ſie einige Monate ſpäter mit Vortheil abgeſetzt hätten, zu jedem Preis zu verkaufen: ſo entſteht für ſie eine Erhöhung der Auflage, die dem Staate durchaus keinen Vortheil gewährt. — Sind die Abgaben regelmäßig und genau beſtimmt, ſo erleichtert bald die Gewohnheit den Verluſt, den ſie verurſachen und eine nach Maßgabe des gewöhnlichen Aufwandes im voraus berechnete Steuer vertheilt ſich bald über die Einkünfte des Einzelnen, ohne die Capitale anzugreifen; ſind hingegen die Abgaben zufällig, ſo werden ſie, wie mäßig ſie auch ſein mögen, darum läſtig, weil ſie eine unvorhergeſehene Ausgabe veranlaſſen, und ſind dieſelben gar hoch, ſo können ſie verderblich

werden und zur Aufopferung von Capitalen nöthigen. — Auch hat man bei Beurtheilung einer Steuer ſich zu hüten, daß man nicht blos auf ihren Betrag, ſo wie auf die mittelbaren und unmittelbaren Aufopferungen Rückſicht nehme, welche der Steuerpflichtige zu machen genöthigt iſt; man muß auch die Wirkung derſelben auf die öffentliche Meinung und ihren Einfluß auf die Anhänglichkeit des Volks an die Regierung in Betracht ziehen. Eine directe Auflage auf Grundeigenthum und eine indirecte auf den Genuß können denſelben Ertrag geben, aber die letztere kann den Beitragspflichtigen die Unluſt erſparen, die mit der Bezahlung der Auflage verbunden iſt und welche oft höher angeſchlagen wird, als die Bezahlung ſelbſt. — Übrigens iſt bei der Prüfung von Auflagen jedesmal ſorgfältig zu unterſcheiden, ob ſie nur einmal erhoben werden ſollen oder fortdauernd; im erſtern Falle müſſen zwar in der Regel auch die allgemeinen, hinſichtlich der Beſteurung geltenden Grundſätze befolgt werden, wo dies aber nicht möglich iſt, wo ſelbſt das Capital angegriffen werden muß, wie z. B. in Kriegszeiten bei Zwangsanleihen, da bleibt nichts weiter übrig, als von der Sparſamkeit der Beſteuerten zu erwarten, daß die Lücke, welche dadurch im Nationalcapital entſtanden, auf andere Weiſe wieder ausgefüllt werde. Die Forderungen, welche man hinſichtlich der möglichen Schonung des Nationalwohlſtandes an die ordentlichen oder fortdauernden Steuern machen kann, ſind in der Kürze folgende: ſie dürfen nur das reine Einkommen, nie das Capital treffen; die Beiträge müſſen ſo lange als möglich in den Händen der Steuerpflichtigen gelaſſen und dieſelben nur in ſolchen Terminen erhoben werden, daß ſie durch die öffentlichen Caſſen bald wieder in Umlauf kommen, indem ſonſt der Beitragspflichtige um einen Gewinn gebracht wird, ohne daß dieſer Verluſt der Finanzverwaltung nütze; ſie dürfen die Freiheit der Gewerbe und des Handels nicht beſchränken, indem ſie ſonſt die allgemeine Quelle des Nationaleinkommens und alſo auch ihre eigene Quelle ſchwächen; ſie müſſen in den Laſten und Entbehrungen, welche ſie den Steuerpflichtigen verurſachen, die möglich größte Gleichheit beobachten, aber die Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, dürfen nicht koſtbarer und drückender ſein, als der Zweck ſelbſt; ſie müſſen den Fleißigen nicht um ſeines Fleißes willen ſtärker treffen, als den Trägen, indem ſie ſonſt ſtatt zum Fleiß zu ermuntern, den Antrieb zu demſelben unterdrücken; ſie müſſen hinſichtlich des Betrags, ſo wie des Orts und des Termins der Zahlung, genau beſtimmt und allgemein bekannt ſein, indem ſonſt der Steuerpflichtige keinen richtigen ökonomiſchen Anſchlag über ſeine Ausgaben machen kann und der Willkür der Einnehmer zu ſeinem Schaden überlaſſen iſt; ſie müſſen ſo eingerichtet ſein, daß ſich ihnen kein Steuerpflichtiger durch Betrug, Beſtechung oder Entfernung entziehen kann, indem ſie ſonſt nur den redtlichen und gewiſſenhaften Bürger treffen, den betrügeriſchen hingegen unbeſteuert laſſen; ſie müſſen mit dem möglichſt geringſten Aufwande erhoben werden, um nicht der Nation Koſten zu veranlaſſen, welche der Regierung nicht zu gut kommen; ſie dürfen bei ihrer Erhebung nicht durch läſtige Förmlichkeiten beſchwerlich werden, indem dieſe dem Bezahler oft unangenehmer ſind, als die Abgabe ſelbſt; die Zahlungstermine müſſen auf ſolche Zeitpuncte angeſetzt werden, in welchen der Steuerpflichtige am beſten im Stande iſt, die Abgabe zu bezahlen. KM.

Abgötterei. Die Vernunft gebietet die Verehrung eines höchſten, unendlichen, moraliſchen Weſens, das wir Gott nennen. Die

Abgötterei aber verehrt einen Abgott, Aftergott, ein Idol; ein Weſen, das nicht Gott iſt. Die Geſchichte lehrt uns, daß der Menſch zu der reinen und ausgebreiteten Idee von dem Unausſprechlichen, ohne höhere Leitung, deren ſich die Hebräer und Chriſten rühmen, nicht anders als mit Zeitverluſt und ſpät gelangt; ſie lehrt uns aber auch, daß theils der Eigennutz der Menſchen und die daraus entſtehende Furcht vor irgend einer unangenehmen Lage in ſeinem Zuſtande, theils das Verlangen nach glücklichen Ereigniſſen die Quelle aller Abgötterei urſprünglich geweſen ſei. Die natürlichen Urſachen glücklicher Ereigniſſe waren ihnen noch unbekannt, ſo wie jene des Wachsthums der Früchte, der Wärme, des Lichts, der Winde, des Meeres u. ſ. w. Ohne ſich in eine tiefere Unterſuchung einzulaſſen, ſchuf ihre Einbildungskraft für alle Welt- und Naturbegebenheiten Vorſteher und Vorſteherinnen, und übertrug ihnen die Obſorge derſelben. So verehrte man die Geſtirne, Bäume, Steine, Quellen u. dgl. Andere gaben ihren Göttern Menſchengeſtalt, zugleich aber auch menſchliche Bedürfniſſe, Begierden und Leidenſchaften. Daher der Anthropomorphismus (die Vermenſchlichungslehre), der jedoch verſchiedene Grade hat, und entweder dogmatiſch iſt, wenn er menſchliche Eigenſchaften höhern Weſen ſelbſt beilegt, oder ſymboliſch, wenn nur Verhältniſſe der Gottheit zur Sinnenwelt dadurch ausgedrückt werden ſollen. Die Gunſt des Gottes ſuchten ſie zu gewinnen, wie man die Gunſt des Menſchen gewinnt, durch Geſchenke und Bitten. Jedes Volk hatte einen beſondern Gott, der nicht der Allvater aller Menſchen, ſondern nur ſein Gott, der Gott eines Mannes, Stammes oder Geſchlechts war. Das war noch mehr Grund, ſich ſeinen Gott zuzueignen. Man konnte ihn beſitzen. Er nahm einen Platz im Hauſe ein, und wurde nun buchſtäblich ein Hausgott, der Gott eines Mannes oder einer Familie. Seine Gegenwart und Wirkſamkeit wurde auf den Ort ſeines Aufenthalts beſchränkt. Er wurde Beſchützer und Rathgeber deſſen, der ihn gewählt hatte. Der Gott des Jägers und des Kriegers wurde der Gott der Jagd und des Krieges; der Gott der Hirten ſorgte für die Heerden, und der des Ackermanns wurde der Freund des Feldbaues und der fruchtbaren Zeiten. Dieſe Gottheiten mußten nun auch ihre Diener haben, welche theils ihren Cultus anordneten, theils ihnen die Wünſche der Menſchen vortrugen und dieſen Beſcheid gaben, und hieraus wußte der Eigennutz ſeinen Vortheil zu ziehen. Einzelne gaben ſich das Anſehen eines genauen und vertrauten Umgangs mit den Göttern; ſo entſtanden Wahrſagungen und Orakel. — Manche Verſtändige ſahen indeß ſchon im Alterthum die Nichtigkeit von dem allen ein, und wurden auf den Begriff eines einzigen Gottes geführt. (Vergl. Art. Gott und Polytheismus.)

Abguß iſt die Nachformung von Werken bildender Kunſt, durch Aufgießung einer flüſſigen, nachher ſich verhärtenden Materie. Man überzieht das Original mit Wachs, Thon, Blei, Schwefel, am beſten aber mit Gyps, und nimt die Maſſe, wenn ſie darauf erhärtet iſt, mit Sorgfalt ab. Dies gibt die Form (moule), welche, was im Original vertieft iſt, erhoben, und was dort erhoben iſt, vertieft enthält. Wird in dieſe Form wieder eine weiche Maſſe gegoſſen, ſo erhält man durch Abformen ein das Original getreu darſtellendes Abbild, welches eigentlich Abguß genannt wird (plâtre). Ganze Körper können nicht auf einmal abgeformt werden, weil ſonſt die Originale nicht herausgenommen werden können, ſondern nur ſtückweiſe

Dieſe Stücke werden beim Abformen ſorgfältig zuſammengefügt, wodurch aber auf den abgeformten Kunſtwerken jene erhöhten Streifen entſtehen, die man Nähte nennt, welche verſchnitten und polirt werden. Weil aber dadurch mancher zarte Übergang verloren gehen kann, zieht man, wenn ſie nicht zu bloßer Verzierung dienen ſollen, die Abgüſſe mit den Nähten vor. Zwar erreicht kein Abguß völlig das Original; allein er iſt doch immer der beſte Erſatz für das, was dem Studium und dem Genuſſe ſonſt abgehen würde; und es gibt auch Abgüſſe, die den Originalen in dem, was den Künſtler und Kunſtfreund zu ihnen führt, ſehr nahe kommen. Aber um dieſen Zweck zu erreichen, wähle man nur Abgüſſe, die mit Vorſicht und Kunſtkenntniß verfertigt worden ſind. Die Roſtiſchen in Leipzig ſind bekannt. So lange in Paris die vorzüglichſten Werke alter bildender Kunſt verſammelt waren, wurden auch dort mit vieler Sorgfalt Abgüſſe verfertigt, und man konnte dergleichen von allen dort vereinigt geweſenen Antiken zu ſehr billigen Preiſen erhalten. — Die Abgüſſe aus bloßer Töpfererde werden in ſtärkern und ſchwächern Theilen ungleich und verſchwinden aus ihren Verhältniſſen. Sie verkürzen ſich um mehr als den ſechsten Theil, ſo daß jugendliche Statuen oder Büſten ſich mehr der Kindheit nähern.

Abinteſtato iſt ein juriſtiſcher Ausdruck, der bezeichnet: ohne Teſtament erben, d. h. eine Hinterlaſſenſchaft, über die durch kein Teſtament verfügt iſt, als geſetzlicher Erbe an ſich bringen.

Abirrung des Lichts. Wenn wir einen Gegenſtand ſehen, ſo geſchieht dies, indem die von dieſem Gegenſtande ausfahrenden Lichtſtrahlen unſer Auge treffen, und wir ſuchen den Ort des Gegenſtandes in der Richtung auf, in welcher dies geſchieht. Man ſtelle ſich jetzt die in ihrer Bewegung um die Sonne begriffene Erde, und vorerſt einen Fixſtern vor, der Lichtſtrahlen ſenkrecht auf die Richtung dieſer Bewegung abſendet. Das Auge des Beobachters und der Lichtſtrahl ſtoßen dadurch zuſammen, und, da der Beobachter von ſeiner eigenen Bewegung nichts verſpürt, ſo legt er dieſelbe dem Lichte, in entgegengeſetzter Richtung, bei; wie man z. B. auf einem Kahne fahrend, die Bäume längs dem Ufer bei ſich vorbeilaufen ſieht. Alſo mißt das Auge dem Lichte hier, außer ſeiner ſenkrechten Bewegung, noch eine andere, ihm entgegenkommende, bei, und empfängt daher den Eindruck deſſelben in der Richtung, welche aus dieſer zuſammengeſetzten Bewegung entſpringt, nämlich in der Diagonale des Parallelogramms, deſſen Seiten die wirkliche und die eingebildete Bewegung des Lichts (d. i. die Bewegung der Erde) in gleicher Zeit bilden. An ſeinem wahren Orte erblickt der Beobachter den Stern nur, wenn er ſich demſelben in gerader Linie entweder nähert, oder von ihm entfernt; bei jeder andern Richtung der Bewegung erſcheint der Stern, in dieſer Richtung, ein weniges (das Maximum iſt 20 Secunden) vorwärts gerückt; und dieſe, aus der Bewegung der Erde, für welche ſie zugleich einen Beweis abgibt, entſpringende, ſcheinbare Ortsveränderung aller Himmelskörper (denn ſie bezieht ſich, wie man nun leicht einſieht, nicht allein auf die Fixſterne, bei denen ſie nur am auffallendſten erſcheint) nennt man „Abirrung des Lichts.“ In Folge davon ſcheinen die Fixſterne, während eines Umlaufs der Erde um die Sonne, nachdem ſie entweder in der Ebne der Ekliptik, oder in deren Polen, oder in den Zwiſchenſtellen ſtehen, im erſteren Falle ſich in gerader Linie rechts und links von ihrem wahren Orte zu entfernen, im zweiten einen Kreis, im dritten aber eine Ellipſe um denſelben zu be-

ſchreiben, welches aus dem Vorgetragenen durch weiteres Nachdenken erhellt. Dieſe ſchöne Entdeckung verdanken wir Bradley (ſ. d. Art.).

D. N.

Abklatſchen nennen die Buchdrucker das Verfahren, wenn ſie einen Abdruck nicht mittelſt der Preſſe, ſondern dadurch zu Stande bringen, daß ſie das Papier auf den Satz legen, und durch Bürſten darauf feſtdrücken.

Ablaß (Indulgenz) iſt, nach der catholiſchen Dogmatik, die Vergebung der Sünde, welche die Kirche zu gewähren Macht hat. Das ſichtbare Haupt der Kirche, der Papſt, verwaltet dieſes Amt der Schlüſſel und von ihm fließen in mannichfaltigen Weiſen die Indulgenzen aus, welche hauptſächlich in temporäre und volle oder totale Indulgenzen getheilt werden. Die Lehre vom Ablaß lehnt ſich auf das Dogma von den guten Werken zurück, denn die catholiſchen Dogmatiker begründen die Macht der Kirche, Ablaß zu ertheilen, ſo: Viele Heilige und Fromme haben mehr gute Werke gethan und mehr erlitten, als zu Vergebung ihrer Sünden nöthig geweſen, und ſich dadurch im himmliſchen Schuldbuche ein beträchtliches Guthaben gemacht. Die Summe dieſes Guthabens macht nun einen Schatz der Kirche aus, wozu der Papſt den Schlüſſel und ſo die Macht hat, gegen fromme Spenden aus dieſem Schatze beliebige Summen abzulaſſen. Hiſtoriſch leitet ſich der Ablaß von den öffentlichen Bußen und kanoniſchen Strafen her, womit die alte chriſtliche Kirche die Sünder in der Gemeinde, und namentlich auch diejenigen belegte, welche im Märtyrerthum nicht beſtanden hatten. Dieſe kanoniſchen Strafen erlaubte man, als die Kirchenzucht milder und die Geiſtlichkeit erwerbſüchtiger wurde, in Geldbußen an die Kirche zu verwandeln. Anfangs war die einzige Quelle des Ablaſſes in Rom ſelbſt, und man mußte den Ablaß dort holen. Hier war dieſer Kirchenſchatz unter viele dortige Kirchen vertheilt, wovon ſieben Hauptkirchen am reichſten von den Päpſten dotirt waren. Man nannte dieſe Kirchen Stationes indulgentiarum. Am reichſten war die Kirche im Lateran, welcher bei der erneuerten Einweihung ſo viel Indulgenz-Tage verliehen wurden, als Tropfen bei einem drei Tage und drei Nächte dauernden Regen herunterfallen. Der geſammte Indulgenzenſchatz der in Rom befindlichen Kirchen war ſonach unerſchöpflich. Als die Päpſte mehr Geld brauchten und doch die Zahl der Ablaßpilger abnahm, wurden die Indulgenzen den auswärtigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen portionsweiſe verliehen und endlich gar beſondere Ablaßkrämer hauſiren geſchickt. Zu den Kirchen-Jubiläen (ſ. d. Art. Jubeljahr) galt der Ablaß doppelt, und ſolche Jubeljahre gaben die beſte Ernte für den heiligen Stuhl. Der prachtliebende Leo X. kam 1513 zur Regierung, und konnte, da der Bau der Peterskirche ſeine Finanzen erſchöpft hatte, das Jubeljahr 1525 nicht erwarten, weshalb er denn mit dem Kurfürſten Albert von Mainz den Ablaßkram für Deutſchland a conto meta etablirte, welcher an dem berüchtigten Tezel einen vortrefflichen Hauſirer fand. Dieſer unverantwortliche Mißbrauch entzündete Luthers Feuereifer, und die proteſtantiſchen Theologen fanden immer im Ablaſſe eine der ſchwächſten Seiten des Catholicismus, und ſelbſt die catholiſchen Stände Deutſchlands trugen 1530 beim Kaiſer darauf an, daß er den Papſt vermögen ſolle, keine Ablaßbriefe nach Deutſchland zu ſchicken, indem durch ſolche die ganze catholiſche Religion zum Spott würde. Dennoch wurde der Ablaß auf dem Concil zu Trident, und zwar in dem letzten Decrete der Verſammlung, unter die Glaubensartikel aufgenommen. A.

Ablauf, in der Baukunſt, beſonders bei den Säulenordnungen, dasjenige Stück oder Glied der Säule, welches, in Form eines einwärts gekehrten Viertelkreisbogens, ein vorſpringendes oberes Glied mit dem darunter befindlichen kleinern verbindet, alſo gleichſam den Übergang von dem geringern zum größern Umfange der Säule bildet. Der Anlauf verbindet dagegen ein vorſpringendes unteres Glied oder Stück mit dem darüber befindlichen kleinern, und bildet ſo einen Übergang vom größern zum geringern Umfang der Säule. — Ablaufen ſagt man von neugebaueten Schiffen, die man vom Stapel läßt, indem auf beiden Seiten bei dem Kiel, oder unterſten großen Balken des Schiffs, zwei ſtarke runde Hölzer gelegt werden, die hinten höher als vorn liegen, folglich nach der Waſſerſeite niedriger liegen. Vorn bei den Vorſteeven werden dieſe Hölzer mit Seife beſchmiert. Im Waſſer liegt eine Rinne, worein der Kiel paßt. Beim Ablaſſen des Schiffs vom Stapel ſchlägt man die Stützen weg. Es wird mit Schrauben hinten bei den Hinterſteeven in die Höhe geſchraubt, wodurch es einen Schuß bekommt, über das Holz glitſchet und in das Waſſer läuft. — Im bürgerlichen Recht iſt der Ablauf die Verfließung des Termins oder einer geſetzten Zeit.

Ablegaten heißen in der diplomatiſchen Sprache päpſtliche Geſandte vom zweiten Range, die mit einem minder wichtigen Auftrage an einen Hof geſendet werden, wo kein Nuntius iſt. Dieſer Titel iſt mit dem eines Envoyé gleichbedeutend. (S. Geſandte.)

Ablegen oder Abſenken iſt eine Art der Vermehrung der Pflanzen und gewiſſer Thiere, wobei keine Vereinigung beider Geſchlechter ſtatt findet. Unter den Thieren gehören dahin nur die Regenwürmer, die Naide und insbeſondere die Polypen. Bei den Gewächſen dagegen iſt es eine ſehr gewöhnliche Vermehrungsart. Man ſchneidet Zweige ab und ſteckt ſie in die Erde, wo ſie dann Wurzeln treiben; denn die Keime zu den Zweigen und Wurzeln liegen in der Rinde. In der Erde, bei hinlänglicher Feuchtigkeit, entwickeln ſich Wurzeln, und in der freien Luft Zweige. Jene abzuſchneidenden Zweige, womit man die Gewächſe vervielfältigt, nennt man Schnittlinge. Sehr gut iſt es, wenn man zuvor durch Einſchnitte und durch Unterbinden der Rinde Wülſte hervorbringt; denn aus dieſen treiben deſto eher Wurzeln hervor. Übrigens muß man ſie oft anfeuchten und vor der Sonne ſchützen, weil ſonſt die zarten, noch wurzelloſen Zweige verdorren würden. Die ſicherſte Methode, Ableger zu machen, iſt aber die, daß man ſchickliche Zweige von einem Gewächſe niederſenkt und den unterſten Theil mit Erde bedeckt. Wo dies nicht angeht, ſteckt man den Zweig durch einen Blumentopf und füllt denſelben mit Erde, die ebenfalls feucht erhalten werden muß. Man wartet alsdann, bis der mit Erde bedeckte Theil Wurzeln getrieben hat, und trennt ihn nachher von dem Mutterſtamm.

Abnorm (ab norma), von der Regel (norma), d. i. der Naturregel abweichend, unregelmäßig, daher auch ſo viel als krankhaft, z. B. abnormer Zuſtand, krankhafter Zuſtand. Abnormitäten ſind regelwidrige, krankhafte Erſcheinungen an Naturgegenſtänden, z. B. Ballen ſtatt regelmäßiger Füße, ſechs Finger ſtatt fünf u. dgl.

Äbo (ſpr. Obo) finniſch Turku. Iſt freilich ſeit 1817 dieſe Stadt nicht mehr Hauptſtadt des Gouvernements Finnland: ſo ſuchte doch die ruſſiſche Regierung auf andere Art den Nahrungsſtand dieſer mit 13,000 Einwohnern in 1100 Häuſern bevölkerten Handelsſtadt zu heben, die auch Kreishauptſtadt, Sitz eines Lutheriſchen Bisthums und des

Digitized by Google

Juſtizhofs für Südfinnland geblieben iſt. Der Hafen der Stadt iſt die Mündung des Fluſſes Aurajocki, den ein Vorgebirge in den bothniſchen Meerbuſen ſchützt. Die Stadt hat ſeit 1817 eine Wechſel-, Depoſitions und Leihbank, die Hauptausfuhr aus dem productenreichen Finnland nach Schweden und ſelbſt dem Mittelmeere, dabei eine ſchöne Fabricatur in Zucker, Leder, Leinwand, Segeltuch, Seilerbahnen, in Glas, grobem Landestuch u. ſ. w., beſonders aber baut man viele Schiffe auf den hieſigen Werften. Das von Guſtav Adolph 1628 hier errichtete Gymnaſium verwandelte Chriſtina, Königin von Schweden, in eine Univerſität, die aber Kaiſer Alexander freigebig weit reicher ausſtattete. Sie hat jetzt 20 Profeſſoren und über 300 Studenten, eine Bibliothek von 20,000 Bänden, einen botaniſchen Garten, ein anotomiſches Theater und chemiſches Laboratorrium, ein Münz- und Mineraliencabinet, eine mechaniſche und ökonomiſche Modellſammlung, eine Geſellſchaft für die Wiſſenſchaften und eine zweite für die Phyſiographie. Im J. 1743 ſchloß hier Schweden einen für ſolches unglücklichen Frieden mit Rußland (ſ. den Art. Friedesſchlüſſe).

Aborigines (lat.) werden bei den Geſchichtſchreibern die älteſten Einwohner eines Landes genannt, die ſich, bei der Ausbreitung des menſchlichen Geſchlechts, zuerſt darin niedergelaſſen haben, und über deren Urſprung (origo) und Herkunft ſich nichts Beſtimmtes ſagen läßt. Bei den römiſchen Geſchichtſchreibern wird die Völkerſchaft ſo genannt, die vor der Ankunft der Trojaner in der Gegend des heutigen Roms wohnte.

Abplattung der Erde. Von der Schwungkraft, welche eine Folge der Umdrehung des Erdkörpers um ſeine Axe iſt, müſſen nothwendig die verſchiedenen Theile deſſelben, nach Maßgabe ihrer verſchiedenen Lage gegen die Axe, verſchiedenartig afficirt werden; um die Pole am wenigſten, um den Äquator am meiſten: dies erhellt durch bloßes Nachdenken, wenn man ſich eine drehende Kugel vorſtellt. Da dieſe Schwungkraft, wie ebenfalls durch bloßes Nachdenken erhellt, einen Theil der nach dem Mittelpunct der Erde gerichteten Schwerkraft aufhebt, ſo müſſen die Körper um die Pole ſtärker nach demſelben hingezogen werden, als um den Äquator, und als dieſe Wirkung ſich mit der urſprünglich flüſſigen Beſchaffenheit des Erdkörpers verband, ſo mußten ſich, in Folge davon, die Polargegenden mehr einſenken, abplatten, indeß die Äquatorialgegenden ringförmig aufſchwollen. Die Erde erhielt ſo ihre jetzige, pomeranzenähnliche, Geſtalt; die Axe verkürzte ſich gegen den Durchmeſſer des Äquators, und dieſe Verſchiedenheit in beider Länge iſt das Maß der „Abplattung der Erde;“ ſo daß der Ausdruck, die Abplattung betrage z. B. $\frac{1}{230}$, ſagen will: wenn der Äquatorialdurchmeſſer in 230 gleiche Theile getheilt iſt, ſo enthält die Axe nur 229 ſolcher Theile; ſie iſt um $\frac{1}{230}$ kürzer als jener. So hoch hatten zuerſt Newton und Huygens die Abplattung aus den allgemeinen, angegebenen Gründen geſchätzt. Späterhin übermaß man wiederholentlich Grade des Erdmeridians in den Polar- und Äquatorialgegenden (ſ. Gradmeſſung), und ſchloß aus deren Längenverſchiedenheit auf die Längenverſchiedenheit der zugehörigen Durchmeſſer. Neuere ſolche Meſſungen geben die Abplattung $= \frac{1}{309}$; wonach, wenn der Durchmeſſer des Äquators $= 1719$ geographiſcher Meilen, die Axe nur 1713½ ſolcher Meilen enthält. D. N.

Abprotzen, ſ. Kanone.

Abraham, der Stammvater der Juden und ihr berühmteſter

Patriarch. An ihn knüpfen ſich die Geſchichte des israelitiſchen Volks, die demſelben von Gott gemachten Verheißungen und die zu ſeinen Gunſten gewirkten Wunder. Geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr 2000 Jahre vor Chr. Geb., ſtammte er von Sem, Noahs älteſtem Sohn, in der achten Generation. Er verlebte ſeine erſten Jahre in dem Hauſe ſeines Vaters Thare, wo er vor der Abgötterei bewahrt blieb, die in ſeiner Familie herrſchte. Gehorſam der Stimme Gottes, welche, auf ſeine hohe Beſtimmung hindeutend, ihm befahl, ſich in dem Lande Kanaan niederzulaſſen, ging er dahin mit ſeinem Vater, ſeinem Weibe und ſeinem Neffen, und ließ ſich nieder zu Haran in Meſopotamien. Nach ſeines Vaters Tode führte er ein unſtätes Leben, theils um ſich dem Willen Gottes zu fügen, theils um bequeme Weideplätze für ſeine zahlreichen Heerden zu finden. Er beſuchte Sichem, Bethel und das Land Gerara, von wo er nach Bethel zurückkehrte. Häufige Streitigkeiten zwiſchen ſeinen und Loths Knechten führten endlich zwiſchen beiden eine Trennung herbei. Abraham blieb zu Mambreh, Loth aber ließ ſich in Gomorra nieder. Als er einige Zeit nachher erfuhr, daß vier arabiſche Anführer Gomorra überfallen und Loth mit ſeiner ganzen Familie und Habe weggeführt hatten, verfolgte ſie Abraham mit ſeinen 318 Knechten, beſiegte ſie und befreite ſeinen Neffen mit allem, was ihm angehörte. Gott hatte Abraham die Zukunft offenbart und ſein Bündniß mit ihm und ſeinen Nachkommen durch die vorgeſchriebene Beſchneidung beſiegelt. Schon ſchien das hohe Alter der beiden Gatten die Erfüllung dieſer Verſprechungen zweifelhaft zu machen, als drei Engel in der Geſtalt von Reiſenden bei ihnen einkehrten. Sie waren abgeſandt, Sodom und Gomorra für ihre Ruchloſigkeiten zu ſtrafen, und verkündigten Abraham, daß bei ihrer Rückkehr Sara Mutter ſein würde. Ungeachtet ihres neunzigjährigen Alters ward ſie ſchwanger, und gebar zu der von dem Engel angegebenen Zeit Iſaak. Als derſelbe ſein 25ſtes Jahr erreicht hatte, wollte Gott Abrahams Treue auf eine neue Probe ſetzen, und befahl ihm, den einzigen Sohn auf dem Berge Moria zu opfern. Der Greis war bereit, dem Gebieter über Leben und Tod zu gehorchen. Schon lag das Opfer auf dem Holzſtoß und ſollte den Todesſtreich empfangen, als Gott, durch den Gehorſam ſeines Knechtes befriedigt, deſſen aufgehobenen Arm hemmte. Sara ſtarb; Abraham aber heirathete Cethura, welche ihm noch ſechs Kinder gebar, und ſtarb ſelbſt 175 Jahre alt. Er ward an Saras Seite in einer Höhle des Feldes, das er zu ſeinem Grabe von den Söhnen Heth gekauft hatte, beerdigt. — Nicht allein die Juden, ſondern auch die Araber leiten ihren Urſprung von dieſem Patriarchen ab; die griechiſche und römiſche Kirche hat ſeinen Namen in ihre Legenden geſetzt. Auch im Koran iſt von ihm die Rede, und einige Mohammedaniſche Schriftſteller behaupten, daß Abraham auch nach Mecca gereiſet ſei, und den Tempel daſelbſt zu erbauen angefangen habe. Die Juden haben ſtets ſein Grab und ſein Andenken geehrt; aber ihre Rabbinen haben in ſeiner Geſchichte die Wahrheit mit der Lüge vermiſcht.

Abraham a Sancta Clara. Dieſer wegen der Originalität ſeines Vortrags zu ſeiner Zeit berühmte Kanzelredner war 1642 zu Krähenheimſtetten unweit Möskirch in Schwaben geboren, und heißt eigentlich Ulrich Megerle. Er trat zu Marienbrunn in Unteröſterreich 1662 in den Orden der Barfüßer-Auguſtiner, ſtudierte zu Wien in dem dortigen Kloſter ſeines Ordens Philoſophie und Theologie, kam dann als Prediger nach Kloſter Taxa in Oberbaiern und wurde 1669 als

Digitized by Google

kaiſerlicher Hofprediger nach Wien berufen, in welchem Poſten er 1709, 68 Jahr alt, ſtarb. Seine Predigten zeichnen ſich durch ſeltſamen und poſſenhaften Witz aus, und ſind voll der ſeltſamſten Einfälle. Dieſe Eigenſchaften, welche zu dem Geiſt der damaligen Zeit recht wohl paßten, verſchafften ihm fleißige und zahlreiche Zuhörer, und da ſie mit einer großen Popularität verbunden ſind, blieben ſie gewiß nicht ohne Wirkung. Wir führen einige ſeiner Schriften dem Titel nach an, weil dieſer den darin herrſchenden Ton hinlänglich charakteriſirt. Huy und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und Laſtern; Heilſames Gemiſch Gemäſch; Abraham a Sancta Clara ganz neu ausgeheckter Narrenneſt oder curieuſe Werkſtatt mancherlei Narren und Närrinnen; Reim dich oder ich lies dich nicht; gack, gack, gack ein Ei, ſagt was die Kirchfahrt und Kloſtertaxa ſei u. ſ. w. Der Verfaſſer ſchont mit großer Freimüthigkeit keines Standes und verräth viel Kenntniſſe.

Abrahamiten, oder **böhmiſche Deiſten**, wurde eine Anzahl unwiſſender Landleute aus der pardubitzer Herrſchaft in Böhmen, die, dem Toleranzedict Josephs II. vertrauend, 1782 aus ihrer Dunkelheit hervortraten und ſich zu dem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beſchneidung gehabt habe, von den inquirirenden kaiſerlichen Beamten genannt. Sie nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott und dem Vater Unſer nichts aus der Bibel an. Weil ſie weder den Juden, noch einer der recipirten chriſtlichen Confeſſionen angehören wollten, wurde ihr Geſuch um Religionsfreiheit abgewieſen. Der in Sachen der Religion weniger, als gewöhnlich angenommen wird, aufgeklärte Kaiſer Joſeph ließ dieſe ſonſt unbeſcholtenen Leute, da ſie allen Bekehrungsverſuchen widerſtanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben, und durch militäriſche Gewalt zu zwei bis vier vereinzelt nach verſchiedenen Grenzorten von Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien bringen, wo die Männer unter die Grenzbataillone geſteckt und zum Theil (im Bannat) nebſt ihren Weibern zum catholiſchen Glauben gebracht wurden. Mehrere ſind auf ihren Deismus geſtorben. (S. Geſchichte der böhmiſchen Deiſten, Leipz. 1785.) E.

Abſchnitt wird in der Geometrie der Theil der Fläche genannt, der durch eine gerade Linie, die zwei Puncte des Umfanges der Fläche berührt, getrennt wird. So bildet jede Sehne eines Cirkels einen Abſchnitt.

Abſicht. Sowohl in der phyſiſchen als in der moraliſchen Welt hat jede Wirkung ihre Urſache, nur geſchieht dort mechaniſch und bewußtlos, was hier mit freier, ſich ſelbſt bewußter Thätigkeit geſchieht. Dieſer allein gebührt der Name Handlung, und nur ein vernünftiges Weſen handelt nach Abſicht und Zweck. Wer handelt, will, daß durch ſeine Handlung etwas wirklich gemacht werden ſoll, und dieſes Etwas iſt der Zweck der Handlung; der freiwillige Beſtimmungsgrund aber, dieſes Etwas wirklich zu machen, die Abſicht. Man könnte dieſe auch als den vorgeſetzten Zweck erklären. Abſicht und Zweck ſtehen alſo zu einander in dem Verhältniß, wie Urſach und Wirkung: die Wirkung iſt mit Vorbewußtſein hervorgebracht, die Urſach im Willen eines denkenden Weſens und auf Überlegung gegründet.

Abſolut heißt, was in aller Beziehung, ohne Rückſicht und Beſchränkung, das, und ſo iſt, was, und wie es iſt. Es ſteht dem Relativen entgegen, das nur beziehungsweiſe und unter Bedingungen gewiſſe Beſchaffenheit hat. Das Abſolute iſt demnach der allgemeinſte Vernunftbegriff, der allen übrigen zum Grunde liegt, und drückt das ſchlechterdings Vollendete aus.

Abſolutorium, auch Liberatorium (lat.), ein Erlaßurtheil, wodurch jemand von einer Verbindlichkeit, Verantwortung u. ſ. w. losgeſprochen wird. So wird z. B. ein herrſchaftlicher Caſſenbeamter, nach geſchehener Reviſion und Abnahme der von ihm eingereichten Rechnungen, durch eine, von der vorgeſetzten Behörde zu ertheilende, Beſcheinigung von allen Anſprüchen, die aus der abgelegten Rechnung gegen ihn erhoben werden könnten, befreiet. Insbeſondere werden auch Austrittsbeſcheinigungen, nach erledigten Verbindlichkeiten, ſo genannt, z. B. Abgangsbeſcheinigungen von Schulen u. dgl.

Abſonderungsvermögen, ſ. Abſtract.

Abſorbentia, Heilmittel, welche die Feuchtigkeit des Körpers an ſich ziehen, und die Säuren, z. B. im Magen, einſaugen.

Abſtammung des Menſchengeſchlechts. Über die Frage, ob das geſammte Menſchengeſchlecht von einem einzigen Paare abſtamme, wie in der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte erzählt wird, oder ob man eben ſo viele Stammpaare annehmen müſſe, als ſich uns Hauptgattungen darbieten, iſt vielfach geſtritten worden. Daß der Neger und der Weiße, der Tatar und der Samojede, ſämmtlich zu einem und demſelben Geſchlechte gehören, iſt dadurch unläugbar bewieſen, daß ſie bei der Vermiſchung eine der weiteren Zeugung fähige Nachkommenſchaft hervorbringen, da wir außerdem in der ganzen Natur wahrnehmen, daß ein aus der Vermiſchung von zwei verſchiedenen Thiergeſchlechtern entſprungenes Geſchöpf unfähig iſt, ſich weiter fortzupflanzen, wie das Maulthier u. ſ. w. Aber nicht eben ſo leicht iſt die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dargethan, daß der weiße Europäer und der ſchwarze Afrikaner, die an Farbe, Bildung und Körperbau ſo weſentlich verſchieden ſind, von gemeinſchaftlichen Ältern abſtammen. Unter diejenigen, welche das ganze Menſchengeſchlecht von Einem Stammpaare ableiten, gehört vorzüglich Büffon. Wie Pflanzen und Thiere unter verſchiedenen Himmelsſtrichen der Erde ausarten, und ihre urſprünglichen Eigenſchaften mehr oder weniger verändern, behauptet er, ſo auch der Menſch; und alle Unterſchiede der Farbe, des Haars, des Körperbaues ſind die Wirkung des verſchiedenen Climas auf der Erde. Kant, der in der Hauptſache gleicher Meinung iſt, leitet die Unterſchiede der Menſchenſtämme von gewiſſen vorgebildeten (präſigurirten) Keimen und Anlagen zu einer beſondern Leibesbeſchaffenheit ab, welche die Natur in den für alle Himmelsgegenden beſtimmten Menſchen gelegt habe, um gelegentlich entwickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er ſeinem Platze in der Welt angemeſſen und dieſer ihm im Fortgange der Zeugungen gleichſam angeboren ſcheine. Luft, Sonne, Waſſer u. ſ. w. bringen nur in ſo fern gewiſſe Veränderungen des Körpers hervor, als ſie Anlaß geben, daß ſich gewiſſe Keime entwickeln, die Gegenwart dieſer Keime aber ſei nothwendig, da die genannten äußern Urſachen ſelbſt keine zeugende Kraft haben. Allerdings hat dieſe Hypotheſe viel für ſich, und gefällt noch mehr als Blumenbachs Lehre vom Bildungstriebe; doch läßt ſich auch folgender Zweifel dagegen erheben. Entweder hat die Natur die vorgebildeten Keime in das ganze Geſchlecht gelegt, und ſie warten nur auf ihre Entwickelungsurſachen, oder nur in dieſe oder jene Nation, je nachdem ſie für dies oder jenes Clima beſtimmt war. Iſt das letztere, ſo haben wir eben ſo viel urſprünglich verſchiedene Stämme als Climate; iſt das erſtere: wie kommt es, daß ſich jene Keime unter einerlei Einfluß äußerlich entwickelnder Urſachen bei Menſchen, die lange unter dieſem Einfluß gelebt haben, doch nicht

entwickeln? Der Weiße bleibt in Afrika weiß und der Neger in Europa ſchwarz, und jeder zeugt, wenn er ſich in ſeiner Gattung fortpflanzt, ihm gleiche Kinder. Man müßte daher annehmen, daß die vorhandenen Keime erſt in einer langen Folge von Abſtammungen allmählig entwickelt würden. Die Meinung derer alſo, welche die Menſchen von einem Paare ableiten, geht dahin, daß äußere Urſachen die vorhandenen Veränderungen bewirken, wir mögen gewiſſe Keime dazu annehmen oder nicht. Sie unterſtützen dieſelbe noch durch die Verwandtſchaft der Sprachen. Als Hauptgegner dieſer Behauptung iſt Home anzuſehen. Ihm ſind die Unterſchiede der Farbe, der Haare, der Größe, Geſichtsbildung, Sprache nicht Wirkungen des Climas, ſondern Beweiſe, daß es verſchiedene Gattungen oder Arten von Menſchen gibt, und daß ſich dieſe auch von Natur für verſchiedene Gegenden ſchicken, welche ihnen urſprünglich angewieſen worden. Zunächſt führt er Thatſachen gegen Büffons Farbenſyſtem an. Die Amerikaner ſind ohne Ausnahme von Kupferfarbe, ſo verſchieden auch das Clima dieſes großen Erdtheils iſt. Die Bewohner Nieder-Äthiopiens, ungeachtet ſie die Sonne im Scheitelpunct haben, ſind von gelber Farbe, dagegen leben in dem gemäßigten Monomotapa Schwarze. Völker, in fremde Himmelsſtriche verpflanzt, behalten ihre urſprüngliche Farbe; kein Beiſpiel iſt vom Gegentheil vorhanden. Vier völlige Geſchlechtsfolgen von Negern blieben in Penſylvanien ſchwarz, und eine ſeit Jahrhunderten in Cochin lebende Judencolonie hat die europäiſche Farbe behalten. Denjenigen, die alles der Sonne zuſchreiben, bleibt darzuthun übrig, wie die Farbe, die ſie den Ältern eindrückt, ſich auch den neugebornen, ja ungebornen Kindern mittheilt, welche die Sonne noch nicht geſehen haben. (Pauw, der allerdings das Gegentheil behauptet, iſt nicht zuverläſſig.) Schwächer ſind die Beweiſe, welche Home aus der Verſchiedenheit der Nationalcharaktere und der Sprachen für ſeine Meinung hernimt, und wir umgehen ſie um ſo eher, da ſchon aus dem Angeführten hinlänglich hervorgeht, daß die Behauptung beider Theile auf Gründen beruht. Man vergleiche außerdem, was Hume, und dieſem entgegen Feder über denſelben Gegenſtand ſagen.

Abſtand, der Zuſtand einer Perſon oder Sache, die von einer andern entfernt ſteht; eigentlich und uneigentlich. In der Sternkunde iſt der Abſtand vom Mittage ein Bogen des Gleichers (Äquators) von dem Mittagskreiſe bis zu dem Puncte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Gleicher ſchneidet; der Abſtand der Nachtgleiche vom Mittage, der Bogen des Gleichers vom Frühlingspuncte an gerechnet bis zu dem Puncte des Gleichers, welcher in dem Augenblicke in den Mittagskreis kommt; der Abſtand vom Scheitel, der Bogen eines Scheitelkreiſes vom Scheitelpunct an gerechnet, bis zu einem beliebigen Puncte, z. B. einem Sterne.

Abſteigende Linie nennt man eine Reihe von Perſonen, die von einander abſtammen, in der Folge von Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel u. ſ. w. (Descendenten); in umgekehrter Folge nennt man ſie aufſteigende Linie (Ascendenten).

Abſteigung (descensio) eines Geſtirns wird in die gerade und ſchiefe eingetheilt. Unter der erſten verſteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspuncte des Gleichers und dem Abweichungskreiſe eines Geſtirns (ſ. Abweichung), unter der letztern aber denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspuncte des Gleichers, und dem mit dem Geſtirne zugleich untergehenden Puncte deſſelben enthalten iſt.

Abſtract, Abſtraction. Das Vermögen des Verſtandes, die Begriffe, welche er von einzelnen Dingen erhalten hat, in ſich ſelbſt zu betrachten, ihr Gemeinſames und Verſchiedenes, ihre Theile und Eigenſchaften zu bemerken, jedes in Gedanken von einander abzuſondern, und ſich eine Menge der Dinge unter der Ähnlichkeit ihrer Merkmale zu denken, nennen wir Abſtractions- oder Abſonderungsvermögen, das Verfahren Abſtraction, und den Begriff, welcher auf ſolche Art entſteht, einen abſtrahirten Begriff oder ein Abſtractum. Das Ding aber, von welchem der Menſch abſtrahirt, heißt das Concretum. — Das Concretum wird durch die Erfahrung gegeben, das Abſtractum hingegen erſt durch die Seele hervorgebracht.

Abſtrebe-, Centrifugalkraft, in der Sternkunde, die abſtrebende Kraft, die einem Himmelskörper beigelegte Beſtrebung, ſich von einem andern wegzubewegen. Durch den ewigen Kampf der Abſtrebe- und Anziehungskraft ſoll die Kreisbewegung entſtehen.

Abſtufung nennen wir in den ſchönen Künſten den naturgemäßen Fortgang von einem Höhern zum Tiefern, und umgekehrt; denn nichts geſchieht in der Natur durch einen Sprung. In der Malerei iſt Abſtufung der Farben und Lichter das Mittel, um auf der Fläche die Erhabenheit oder Vertiefung der Maſſen auszudrücken, die Entfernungen zu bezeichnen, die Ebnen anzugeben und die umgebende Luft anzudeuten. In der Poeſie hört man vornehmlich von einer Abſtufung der Gefühle, Leidenſchaften und Charaktere reden. In Beziehung auf die beiden erſtern ſoll damit ein nach den Geſetzen der geiſtigen Menſchennatur richtig beobachtetes Steigen und Fallen derſelben bezeichnet werden; unter Abſtufung der Charaktere aber verſteht man theils jene naturgemäße Miſchung der Charakterelemente, welche das Grelle hinwegnimt, theils jene Mittelſtraße zwiſchen der Einförmigkeit und dem ſchneidenden Gegenſatze der geſchilderten Charaktere; denn jenes iſt ermüdend, dies aber unnatürlich.

Abt (aus dem hebr. Abbas, Vater) ward anfangs jeder alte Mönch, ſeit dem 5ten Jahrh. aber nur der Vorſteher eines Kloſters genannt. Dieſer hat unbedingten Gehorſam (Obedienz) von ſeinen Mönchen zu fordern, das ganze Kloſter zu beaufſichtigen, über die Beobachtung der Ordensregel zu wachen und die Kloſtergüter zu verwalten. Schon ſeit dem 6ten Jahrh. waren die Äbte ſtets Geiſtliche, ſeit der 2ten Kirchenverſammlung zu Nicäa, 787, zur Ertheilung der kleinern Weihen an ihre Mönche berechtigt, doch im Weſentlichen der Gerichtsbarkeit ihrer Diöceſan-Biſchöfe noch bis in das 11te Jahrh. überall unterworfen und von einander unabhängig. Mit den Reichthümern der Klöſtern wuchs aber auch das Anſehn der Äbte; mehrere, beſonders in Gegenden, wo die Ausbreitung des Chriſtenthums von den Klöſtern ausgegangen war, erhielten biſchöfliche Titel und Rechte, alle, als Prälaten der Kirche, den Rang gleich nach den Biſchöfen und das Stimmrecht auf Kirchenverſammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte behaupteten die Äbtiſſinnen, als Vorſteherinnen der Nonnenklöſter; nur haben ſie in höchſt ſeltnen Fällen auf Synoden geſtimmt, und das Ordiniren, die Verwaltung der Sacramente und anderer prieſterlichen Amtshandlungen wurde ihnen im 9ten Jahrh. ausdrücklich unterſagt. Um dieſe Zeit kamen durch die Gunſt oder Noth der Könige Abteien häufig in Laienhände. Was ſchon im 8ten Jahrh. habſüchtige Barone von einzelnen Klöſtern erzwungen hatten, bewilligte die Schwäche der Carolinger ihren Parteigängern als Kauf-

preis für Treue und Kriegsdienſt, da den Königen über die auf dem Gebiet ihrer Kron- und Hausgüter oder ſonſt durch königliche Milde geſtifteten Abteien (Monasteria regalia) das Patronatrecht ohnehin zuſtand. So hatten bis in das 10te Jahrh. eine Menge der anſehnlichſten Klöſter auf dem Gebiet der römiſchen Kirche Laienäbte oder Abtgrafen (Abbates milites, Abbacomites), die alle Einkünfte dieſer Pfründen an ſich riſſen. In ſolchen weltlichen Herrn anheimgefallenen Klöſtern mußte die geiſtliche Aufſicht durch beſondere regulirte Unteräbte, Decane oder Prioren geführt werden. Den Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes wurden Abteien als Tafelgüter geſchenkt, die reichſten behielten ſich die Könige ſelbſt vor (ſo war Hugo Capet Abt von St. Denis bei Paris und St. Martin zu Tours), bisweilen fielen Nonnenklöſter auch Männern zu, und Mönchsklöſter vornehmen Frauen. Doch galt dieſer, auch im byzantiniſchen Kaiſerthume eingeriſſene Mißbrauch meiſt nur auf Lebenszeit der damit beſchenkten Laien. Sie hießen Commendaturäbte, weil die Form der Schenkung eine Empfehlung der Klöſter unter ihren Schutz war. Dem Eifer, der im Anfange des 10ten Jahrh. die Reform des Kloſterlebens betrieb, gelang allmählig die Abſtellung ſolcher Schenkungen an Laien, und man ſah nun ſeltner kriegeriſche Äbte, die in Perſon die Heeresfolge leiſteten, obwohl die unter königlichem Patronat ſtehenden Klöſter noch lange gehalten blieben, ihre Vaſallenpflicht im Kriege durch Beiträge an Geld und Leuten abzutragen. Dagegen führten die Obern der Feldgeiſtlichkeit in den Lägern den Titel Feldäbte, wie denn überhaupt der Abtsname im Mittelalter häufig nicht nur zur Bezeichnung obrigkeitlicher (Abbas populi, der Prätor zu Genua) und nicht regulirter geiſtlicher Würden, ſondern auch für die Vorſteher religiöſer und luſtiger Brüderſchaften (z. B. Abbas cornardorum, stultorum, Narrenabt) gebraucht wurde. In Folge jener, von Clugny ausgegangenen Reform entſtanden neue Klöſter ohne Äbte, denen der Abt dieſes Stammkloſters der verbeſſerten Benedictiner nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates vorſetzte, die von ihm abhängig blieben. Von andern Orden außer den Benedictinern nennen nur die grauen Mönche von Vallombroſa, die Ciſtercienſer, Bernhardiner, Feuillans, Trappiſten, Grandmontaner, Prämonſtratenſer und einige Congregationen der regulirten Chorherren die Vorſteher ihrer Klöſter Äbte. Bei den übrigen Orden ſind die Titel Majores, Ministri, Prioren oder Rectoren für die Obern üblich. Äbtiſſinnen haben, außer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, die Nonnen von Fontevraud und die weltlichen Chorfrauen. Dieſe ſind ſtets unter der Gerichtsbarkeit ihrer Diöceſanbiſchöfe geblieben, dagegen die Äbte der befreiten oder unmittelbaren Klöſter keinen andern Herrn als den Papſt anerkennen. Die infulirten Äbte genießen das im Mittelalter häufig durch päpſtliche Legaten an Benedictineräbte verliehene Recht, ſich biſchöflicher Titel und Inſignien zu bedienen (vergl. d. Art. Inful). Die biſchöfliche Gewalt mit eignen Diöceſen hatten aber nur wenige derſelben, z. B. die Äbte zu Fulda und Korvey in Deutſchland, zu Montecaſino bei Neapel, zu Catanea und Montereal in Sicilien, in Frankreich keiner. Vor der Periode der Seculariſation gab es, jedoch blos in Deutſchland, gefürſtetete Äbte, z. B. zu Fulda, Kempten, St. Emmeran in Regensburg, gefürſtete Äbtiſſinnen zu Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünſter zu Regensburg, weil ſie unter die geiſtlichen Reichsfürſten gehörten, daher auch ihre

Abteien 1803 als Fürſtenthümer ſeculariſirt wurden. Die Wahl der Äbte ſteht in der Regel den Kapiteln ihrer Klöſter zu, bei den unmittelbaren folgt darauf die päpſtliche, bei den mittelbaren die biſchöfliche Beſtätigung; doch wurden von Alters her viele Abteien in Italien vom Papſt, und in Frankreich vom Könige vermöge des Patronatsrechtes vergeben. Weltgeiſtliche, die dergleichen Pfründen genießen, ohne die Ordensregeln zu beobachten, heißen Secularäbte, dagegen ihre Vicarien in den Klöſtern ſelbſt, wie alle Äbte, die ſelbſt aus dem Mönchsſtande ſind, Regularäbte. Oft wählten jüngere Söhne vornehmer Familien den weltgeiſtlichen Stand, um durch königliche Gunſt Secularäbte zu werden, und, bei einer durch keine Mönchsregel gebundenen Lebensart, doch die Einkünfte einer Abtei zu beziehen. Weil man in Frankreich auch ſolche Beanwartſchaftete Abbés nannte, wurde daraus ein Titel für junge amtloſe Weltgeiſtliche überhaupt, die in Frankreich vor der Revolution in der überall zuläſſigen ſchwarzen Abbékleidung die Geſellſchaften von gutem Tone füllten und ſich den Künſten der gebildeten Unterhaltung widmeten (m. vgl. den Art. Abbé). Seit der Revolution, welche die Abteien in Nationalgüter verwandelte und jenen Beanwartſchafteten den Gegenſtand ihrer Bewerbungen nahm, hat ſich dies Völkchen in Frankreich ſeltner gemacht. Zahlreich iſt es aber noch in Italien, wo man jeden jungen Gelehrten, der nur die Tonſur, wenn auch ſonſt noch keine Weihen hat, Abbate nennt. Da nach der Reformation mehrere Stifter und Klöſter zum Beſten der Geiſtlichkeit und zur Verſorgung unverheiratheter Frauenzimmer erhalten worden; ſo gibt es auch evangeliſche Theologen, welche den Abtstitel führen, mit welcher Würde die Landſtandſchaft verbunden zu ſein pflegt, wie z. B. im Würtembergiſchen, desgleichen Frauenzimmer, welche Äbtiſſinnen heißen. In Niederſachſen iſt zwar, bei Einziehung der Klöſter ꝛc., unter franzöſiſch weſtfäliſcher Herrſchaft, dieſe Würde abgeſchafft worden, in einigen Ländern jedoch, z. B. wie im Königreich Hannover, wieder hergeſtellt. Die Vorſteher der Klöſter in der griechiſchen Kirche heißen Higumeni, Mandoß und die Generaläbte Archimandriten. E.

Abtakeln, ein Schiff von Geſchütz, Anker und Tauwerk entblößen, und das Segelwerk ins Magazin legen, wie ſolches mit den Kriegsſchiffen in Friedenszeiten geſchieht.

Abukir, das alte Canopus, gegenwärtig ein Dorf mit 100 arabiſchen Einwohnern, hat ein feſtes Schloß an der Weſtſeite eines geräumigen, durch eine Landſpitze und mehrere kleine Inſeln gedeckten Meerbuſens, an der ägyptiſchen Küſte, vier Stunden öſtlich von Alexandrien. Dieſer Ort iſt in der neuern Kriegsgeſchichte durch die große Seeſchlacht berühmt geworden, in welcher der engliſche Admiral Nelſon vom 1ſten bis 3ten Auguſt 1798 die franzöſiſche Flotte vernichtete. Es war am 19ten Mai 1798, als letztere aus dem Hafen zu Toulon auslief, um eine Armee unter dem Befehle des Generals Buonaparte nach Ägypten zu führen. Sobald der vor Cadiz kreuzende engliſche Admiral St. Vincent Nachricht davon erhalten hatte, ſchickte er den Contreadmiral Nelſon mit vierzehn Linienſchiffen nach dem mittelländiſchen Meere ab und gab ihm Befehl, die feindliche Flotte aufzuſuchen und anzugreifen. Nach langem Suchen fand Nelſon am 1ſten Auguſt die feindlichen Schiffe auf der Rhede von Abukir. Augenblicklich gab er das Zeichen zur Schlacht, und kaum hatten die franzöſiſchen Capitäns, die eben auf dem Admiralſchiffe verſammelt waren, ſich auf ihre Poſten begeben können, als ſchon die erſten eng-

Digitized by Google

liſchen Schiffe den Angriff begannen. Wiewohl ſich die franzöſiſche Flotte, in eine krumme Linie geſtellt, ſo nahe als möglich an eine kleine Inſel anſchloß, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörſern gedeckt war, ließ dennoch Nelſon plötzlich, mit einer unerhörten Verwegenheit, die Hälfte ſeiner Flotte zwiſchen der Inſel und der franzöſiſchen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landſeite, im Rücken derſelben, hinunterſegeln, während die andere Hälfte ſich auf ihre Fronte zog und einen Piſtolenſchuß weit davon vor Anker legte, ſo daß die franzöſiſchen Schiffe ſowohl von beiden Bord, als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb ſieben Uhr, mit Sonnenuntergang, begann die fürchterliche Schlacht. Nach einer Stunde waren fünf franzöſiſche Schiffe entmaſtet und genommen. Der franz. Admiral Brueys ward durch eine Kanonenkugel getödtet, ſein Schiff, l'Orient, ſetzte das Feuer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich vom Brand ergriffen ward, der durch keine Anſtrengung gelöſcht werden konnte. Um zehn Uhr flog das prächtige Gebäude von 120 Kanonen in die Luft. Eine gräßliche Pauſe von drei Minuten folgte, indeß die emporgeſchleuderten Trümmer auf die umherſtehenden Schiffe herabfielen. Nur 70 bis 80 Menſchen von 1000 konnten durch Nelſon gerettet werden. Dem tödtlich verwundeten Capit. Caſabianca folgte ſein 12jähriger Sohn freiwillig in den Tod. Darauf ſetzten die übrigen Schiffe die Kanonade bis zum Morgen fort, der die völlige Niederlage der franzöſiſchen Flotte entſchied. Nur zwei Linienſchiffe und zwei Fregatten entkamen nach Malta und Corfu; neun Linienſchiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, und ein anderes nebſt einer Fregatte von den Franzoſen ſelbſt verbrannt, eine Fregatte aber in den Grund gebohrt worden. So war zum zweitenmal Frankreichs Seemacht im mittelländiſchen Meere vernichtet; die brittiſchen Flaggen wehten von Gibraltar bis Alexandrien, und Buonapartes Verbindung mit Frankreich war abgeſchnitten, deſſen Feinde, von kühnen Hoffnungen beſeelt, im folgenden Jahre durch eine neue Coalition ſich verbanden. (Vergl. Ägypten, Landung der Franzoſen.)

Abulfeda (Ismael, bekannt unter dem Namen), Fürſt von Hamah in Syrien, mit dem Beinamen der ſiegreiche König und die Säule der Religion. Dieſer als Geſchichtſchreiber und Geograph berühmte Araber war zu Damaskus im J. der Hegira 672 (1273 nach der chriſtl. Zeitr.) geboren. Als ein Sprößling der durch Saladin und glänzende Waffenthaten berühmten Familie der Ajubiten widerſprach er in ſeinen Handlungen dem Adel ſeiner Abkunft nicht. Als Jüngling zeichnete er ſich in verſchiedenen Feldzügen durch Tapferkeit aus. Von ſeinem Oheim erbte er das Fürſtenthum Hamah, kam aber wegen Streitigkeiten mit ſeinem Bruder erſt nach einigen Jahren zum Beſitz deſſelben, und blieb darin ungeſtört bis an ſeinen Tod 732 (1333). Alle Schriftſteller, die ſeiner gedenken, ſchildern ihn einſtimmig als einen Fürſten von den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, der eben ſo ſehr im Kriege durch Muth und Tapferkeit, als im Rathe durch Weisheit glänzte. Mitten unter den Regierungsgeſchäften lag er mit Eifer den Studien ob, verſammelte die Gelehrten um ſich, und wandte ſeine Macht und ſeinen Reichthum für die Wiſſenſchaften an. Er ſelbſt beſaß gründliche Kenntniſſe in der Geſchichte, Rechtsgelehrſamkeit, Medicin, Botanik, Mathematik und Aſtronomie, und hat uns die Früchte ſeiner langen Forſchungen in mehreren ſehr ſchätzbaren Werken hinterlaſſen, von denen ſeine Geſchichte des Menſchen-

geſchlechts und ſeine Geographie unter dem Titel: die wahre Lage der Länder, die berühmteſten ſind. Wir beſitzen mehrere theilweiſe Bearbeitungen, Überſetzungen und Ausgaben derſelben, namentlich von den Geſchichtswerken: 1) Annales Moslemici arab. et lat. op. et stud. Reiskii, 1789—94. 5 vol. 2) De vita et rebus gestis Mohammedis ed. Gagnier, 1723. wozu Schultens ein Auctuarium geliefert hat. Theile ſeiner Geographie verdanken wir Grävius, Reiske, Muratori, Michaelis, Rink, Eichhorn, Roſenmüller, Paulus und Rommel. Albufedas eigenhändige Handſchrift iſt in Paris. Er iſt ein zuverläſſiger Schriftſteller, und ſeine Schreibart iſt ſchön.

Abweichung. a) Eines Geſtirns: der zwiſchen dem Geſtirn und dem Äquator enthaltene Bogen des Meridians, der darum hier Abweichungskreis heißt. b) Wegen der verſchiedenen Brechbarkeit der Lichtſtrahlen, ſ. Licht. c) Der Magnetnadel, ſ. d. Art. D. N.

Abweſenheit. Man unterſcheidet in der Jurisprudenz verſchiedene Arten der Abweſenheit oder Entfernung vom Wohnorte, nämlich eine nothwendige, und willkürliche; und ſowohl dieſe als jene kann wieder löblich, tadelhaft oder gleichgültig ſein. Bei der Lehre von der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, wobei der Begriff der Abweſenheit auf jedes wirkliche Hinderniß, rechtlich zu handeln, als Gefängniß, Irrthum, Geiſteszerrüttung, ausgedehnt wird, hängen die geſetzlichen Beſtimmungen von dieſer Eintheilung ab. Bei der eigenen nothwendigen, löblichen oder gleichgültigen Abweſenheit findet, im Fall eines Schadens an dem gegenwärtigen oder künftigen Vermögen, Wiedereinſetzung ſtatt; es wäre denn, daß die Rechte dritter Perſonen gekränkt würden, daß der Abweſende von ſeinem zurückgelaſſenen Bevollmächtigten, weil dieſer nachläſſig geweſen, entſchädigt werden müßte, oder daß ein ſolcher aus grober Nachläſſigkeit gar nicht ernannt worden wäre. Iſt die Abweſenheit eine nothwendige tadelhafte, ſo findet nur dann Reſtitution ſtatt, wenn kein Bevollmächtigter zurückgelaſſen werden konnte. Bei der willkürlichen tadelhaften findet niemals Wiedereinſetzung ſtatt; bei den übrigen Arten aber, wenn die Ernennung eines Bevollmächtigten ohne Schuld des Abweſenden unterblieb, oder der Bevollmächtigte keine Entſchädigung leiſten kann. Gegen die Abweſenheit eines Gegners iſt allemal Reſtitution zu erlangen, es wäre denn, daß dieſer durch einen Bevollmächtigten oder ſonſt wäre vertreten worden. — Der Abweſende, deſſen Aufenthaltsort nicht bekannt iſt, heißt verſchollen, und wird geſetzlich für todt angeſehen, wenn ſeit ſeiner Geburt 70 Jahre verfloſſen ſind.

Abyſſinien, ſ. Afrika und Habeſch.

Abzehrung, ſ. Atrophie.

Abzugsrecht (Jus detractus), auch Abzug, Abſchoß, Abſchied, Abzugsgeld, Nachſteuer genannt, iſt das Recht der Obrigkeit, von denjenigen Fremden eine Abgabe zu fordern, welche als Erben, oder unter einem ſonſtigen Titel, Güter und Sachen aus ihrem Gebiete ziehen. In Deutſchland findet man von dieſem Rechte die erſte Spur in den alten braunſchweigiſchen Geſetzen vom Jahre 1232. In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrh. ward dieſes, bis dahin nur auf fremde Erben eingeſchränkte Recht durch kaiſerliche Privilegien überhaupt auf alles Vermögen ausgedehnt, das von einem Orte zum andern geſchafft wurde. Der wahre und alleinige Grund des Abzugsrechts iſt: Entſchädigung für das entweder außer Landes oder aus einem Orte in den andern gehende Vermögen, welches bisher als ein

integrirender Theil des öffentlichen Staats= oder Ortsvermögens, als eine breite Quelle der Staats= und Ortskräfte angeſehen und behandelt worden iſt. Einzelne, liberal geſinnte deutſche Fürſten hatten bereits in neuern Zeiten durch gegenſeitige Übereinkunft ſich dieſes barbariſchen, die Unterthanen gleichſam an den Boden feſſelnden Rechtes begeben; namentlich war der vorletzt verſtorbene Großherzog Carl Friedrich von Baden einer der früheſten und wirkſamſten Vertreter der deutſchen Freizügigkeit; in andern Staaten, wie z. B. im Königreich Sachſen, wo jenes Recht, wenigſtens theilweiſe, von dritten Perſonen ausgeübt ward, waren den Fürſten in dieſer Hinſicht, ſelbſt bei dem beſten Willen, die Hände gebunden; jetzt aber iſt daſſelbe in den deutſchen Bundesſtaaten gegenſeitig ganz aufgehoben. X.

Acapulco, der beſte mexicaniſche Hafen am Auſtralmeer. Der Hafen ſowohl als die Rheede ſind ſehr tief und haben ſichern Ankerplatz vor Stürmen. Schwer beladene Schiffe können dicht an den Granitfelſen, welche die Rheede und den Hafen umgeben, vor Anker liegen. Wegen der ſteilen Abdachung dieſer Felſen am Hafen und an der Rheede vor ſolcher, hat die Küſte ein ſehr wildes Ausſehen ohne alle Vegetation. In der Einfahrt des Hafens liegt eine Inſel (Roqueta oder Griſo), die eine weſtliche Einfahrt von 700 bis 800 Fuß Breite und eine öſtliche von 1 bis 1¼ engl. Meile mit 27 bis 33 Faden Tiefe bildet. Im Nordweſten liegt die Stadt, vertheidigt durch das hoch belegene Fort Diego, mit nicht mehr als 4000 Einwohnern, die ſich indeß nach Ankunft der Galione von Manilla auf 9000 vermehrten. Wenige Handelsplätze haben auf der ganzen Erde eine ungeſundere Lage. Die gewöhnliche Hitze iſt hier am Tage 86 bis 90° Fahrenheit, in der Nacht bis 3 Uhr Morgens 78° und von da bis zum Aufgang der Sonne 64 bis 62°. Von den weißen Felſen prallen zur Laſt der Einwohner die Sonnenſtrahlen auf die Stadt zurück, in der ſich nichts beſſer befindet, als die Mosquitos. Um etwas Kühlung der unglücklichen Stadt zu verſchaffen, ließ die ſpaniſche Regierung von Oſten her durch die Felſen einen hohen Weg ſprengen, aber ſie verabſäumte, was noch nöthiger war, den Moraſt im Oſten der Stadt höchſt gelegen zu Zuckerpflanzungen trocken zu legen und zu bedeichen. Bis zur höchſten Dürre iſt hier ein ſtehendes Sumpfgewäſſer, das jährlich verſchwindet und durch faulende zurückgebliebene Thierkörper die Luft aufs höchſte verpeſtet. Hier kämpft beſtändig das gelbe Fieber Weſtindiens und die oſtindiſche cholera morbus und raffen am meiſten die Fremden, die aus höher belegenen Gegenden des Handels wegen hieher kommen, beſonders aber junge Europäer weg. Unbedeutend iſt dort bisher der Handel mit der Nordweſtküſte Amerikas, den die Natur ſonſt ſo ſehr begünſtigt. Durch Naturhinderniſſe iſt wegen der oft unerwartet lange dauernden Windſtille unter der Linie die Fahrt von Callao nach Acapulco ſchwieriger, als von Callao nach Cadiz und währt oft länger. Hier, wo die Windſtillen ſo gewöhnlich ſind, dürfte die Schifffahrt mit Dampfböten unermeßliche Vortheile anbieten. Um günſtige Paſſatwinde zu einer ſchnellen Fahrt zu gewinnen, muß man vor allem in dieſem Ozean zuvor ſich von der Linie zu entfernen ſuchen. Ein Hülfsmittel, das aber auf der Küſtenfahrt von Acapulco nach Callao unanwendbar iſt. Die bisherige Ausfuhr aus Acapulco iſt meiſtens Silber mit Indigo, Cochenille, ſpaniſchem Tuch und etwas Pelzwerk aus dem nördlichen Mexico und Californien und die Einfuhr bringt dahin alles, was Aſien an Koſtbarkeiten beſitzt.

Acatholici heißen überhaupt diejenigen, welche nicht zur catholiſchen Kirche gehören. In gewiſſen catholiſchen Ländern belegt man beſonders die Proteſtanten mit dieſem Namen, welcher weniger verhaßt iſt.

Accent iſt das Geſetz zur Hebung oder Senkung der Töne. Muſik und Sprachen, welche dieſem Geſetz unterworfen ſind, gingen beide von der Empfindung aus, und wiewohl ſie ſich nachher trennten, und die Muſik Sprache für das Herz blieb, die eigentliche Sprache aber Sprache für den Geiſt wurde; ſo gab darum letztere es nicht auf, auch zu dem Herzen zu reden, und gewiſſe, theils innere, theils äußere Eigenſchaften blieben der Muſik und Sprache gemeinſchaftlich. Beide ſind geſchickt, Empfindungen auszudrücken, und nehmen dabei die bald ſchnelle, bald langſame Bewegung an, welche wir an dieſen wahrnehmen. Dadurch werden ſie einem Zeitmaß unterworfen; und wir unterſcheiden an den Tönen, um ſie gleichmäßig in das Zeitmaß zu fügen, Längen und Kürzen. Um nun eine Empfindung ganz beſtimmt und deutlich auszudrücken, iſt ein Organismus der Töne erforderlich, welcher dadurch hervorgebracht wird, daß in der nach den Zeitverhältniſſen abgemeſſenen und nach einem Grundton geſtimmten Reihe von Tönen auch eine ſolche Verbindung und Zuſammenſtellung ſich finde, welche die Empfindung in ihren verſchiedenen Beziehungen und Abſtufungen darſtellt, Haupt- und Nebenſachen richtig unterſcheidet, das Minderwichtige dem Wichtigen unterordnet, und das Bedeutende ſtets gehörig heraushebt. Dadurch wird eine Folge von Tönen zum muſikaliſchen Satze, der einen beſtimmten Sinn in ſich ſchließt, und eben um dieſen auszudrücken, auf die Bedeutung und Wichtigkeit einzelner Töne in ihrem Zuſammenhange beſondere Rückſicht nimt. Die Auszeichnung der Töne aber nach dem Grad ihrer Bedeutung, iſt es, was man Accent, Betonung, nennt. Man unterſcheidet den geſchärften oder ſteigenden Accent (acutus), den ſchweren oder ſinkenden (gravis) und den gedehnten (circumflexus). Der gedehnte Accent trifft einen an und für ſich ſchon langen Ton oder Sylbe; der ſchwere zeigt eigentlich nur Mangel an Betonung an; und ſo bleibt als Auszeichnung im Ton nur der geſchärfte übrig, indem er auch einem gedehnten Tone Auszeichnung geben oder nehmen kann. Daher belegt man ihn vorzugsweiſe mit dem Namen Accent. Die Urſachen aber, einen Ton durch den Accent auszuzeichnen und länger bei ihm zu verweilen, als ſeine beſtimmte Zeitdauer zu fordern berechtigt iſt, ſind entweder mechaniſche, oder rhythmiſche, oder bezeichnende. Demgemäß unterſcheidet man den grammatiſchen und oratoriſchen, oder den Wort- und Redeaccent; jener beruht auf mechaniſchen und phyſiſchen Urſachen, dieſer hat den Zweck der Beziehung. Die bei jedem obwaltenden Geſetze ſind kürzlich folgende. Den grammatiſchen oder Wortaccent bekommt eine Sylbe oder ein Ton von natürlicher Länge. Zwei Urſachen aber ſind es, welche eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen auszeichnen können: ihre mechaniſche Bildung und ihre Bedeutung. In prächtig muß die Stimme aus mechaniſchen Urſachen auf der erſten Sylbe länger verweilen als auf der zweiten, und mithin wird jene Sylbe mehr hervorgehoben. In Wörtern mit Vor- oder Nach-, Ableitungs- oder Beugungsſylben fällt in unſerer Sprache der Hauptton allemal auf die Stammſylbe; es entſcheidet mithin nicht das Maß, ſondern die Bedeutung. Wiewohl dieſe nun eigentlich nicht in Betracht kommt, ſondern blos die Bildung des Wortes aus verſchiedenen Tonelementen und die daraus nothwendig hervorgehende Zeitmeſſung verbundener Töne; ſo iſt es

doch wichtig, ſie zu bemerken, indem ſich die Frage, ob der Accent nothwendig und unveränderlich an die Zeitmeſſung gebunden ſei, ob es keinen andern als einen Quantitätsaccent gebe, zum Theil ſchon daraus beantworten läßt. Der oratoriſche oder Redeaccent ſoll dem Vortrag ſeine Beſtimmung, Klarheit und Deutlichkeit geben; er hebt daher in der Rede das bedeutendſte Wort, und in dem Worte ſelbſt die bedeutendſte Sylbe heraus. Ohne ſich in der Sprache an die Quantität des Worts, und in der Muſik an einen beſtimmten Theil ihres Tacts zu binden, verweilt er mit Nachdruck bei dem Bedeutenden, und eilt, um dieſen Nachdruck deſto mehr zu verſtärken, an dem, wenn auch ſonſt Bedeutenden, doch eben jetzt Unbedeutenden ſchnell vorüber. Aus dem Geſagten geht hervor, daß der Wort- und Redeaccent nach Willkür zuſammenfalle oder getrennt werden könne. Fragt man nun, ob der Redeaccent den Wortaccent gar aufhebe; ob nicht durch ihn die Quantität, Sylbenzeit und Zeitmeſſung verloren gehe; und ob eben darum nicht der Wohllaut unter dem Redeaccent leide: ſo kommen bei Beantwortung dieſer Frage, in welcher das Geheimniß der Proſodie überhaupt und der Unterſchied zwiſchen der unſern und der Proſodie der Alten insbeſondere liegt, folgende Puncte in Betracht: 1) Wenn der Accent mit einer aus mechaniſchen Urſachen langen Sylbe zuſammentrifft, ſo hebt er dieſe Sylbe noch, und gibt ihr zu ihrer Dehnung auch Höhe; 2) der Accent macht eine unveränderliche lange Sylbe nicht zur kurzen, raubt ihr aber, wenn ſie unmittelbar auf die Accentſylbe folgt, etwas von der Länge. Die Quantität kann daher, wenn ſie nicht mit dem Accent zuſammenfällt, durch dieſen etwas verdunkelt werden; 3) der Accent, wenn er ſchon eine unveränderliche Länge nicht zur Kürze machen kann, macht doch verhältnißmäßige Kürzen und Längen; 4) auf unveränderliche Kürzen kann der Accent nie fallen. — Dies ſind die Regeln, welche nicht allein für den Verskünſtler, ſondern auch für den Declamator und Schauſpieler, in ſo fern auch er Declamator iſt, von größter Wichtigkeit ſind, deren weitere Ausführung hier aber zu weitläuftig ſein würde. (Vergl. Proſodie.)

Acceptant heißt der, welcher einen auf ihn gezogenen, d. h. ausgeſtellten, Wechſel für gültig erkennt, und ſich zur Zahlung deſſelben, durch ſeine Unterſchrift, wodurch gegen ihn das Wechſelrecht begründet wird, verbindlich macht. Daher Acceptation. Acceptation per honor di lettera iſt die Annehmung eines Wechſels von Seiten eines Dritten zu Gunſten und zur Ehre des Ausſtellers oder eines der Indoſſenten, welche zu dieſem Endzweck ſolche dritte Perſonen als Nothadreſſen unten auf den Wechſeln zu notiren pflegen, gemeiniglich mit dem Ausdruck: nöthigen Falls bei N. N. (au besoin chez ....). Über Acceptation und Acceptationszeit ſ. Wechſel und Wechſelrecht, auch Indoſſiren.

Acceſſit, der zweite oder fernere Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Arbeit erhält, die nach der, welche den Sieg davon getragen, für die beſte erklärt wird.

Accidens, 1) die zufällige, nicht weſentliche Eigenſchaft einer Perſon oder Sache, z. B. reich, ſchön ſein. Accidentell, zufällig. Daher auch Accidentia, zufällige, nicht genau vorher zu beſtimmende Einnahmen. 2) Wird dieſes Wort bei den Philoſophen der Subſtanz (dem bloßen Weſen) entgegengeſetzt, und bezeichnet die Art und Weiſe des Seins der Subſtanz. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Entgegenſetzung auf abgezogenen Begriffen beruhe, denn in der

Wirklichkeit läßt ſich keine Subſtanz von einer gewiſſen Art und Weiſe ihres Seins abgeſondert denken.

Acciſe iſt eine Hauptgattung der Verbrauchsſteuer; ſie heißt zuweilen auch Impoſt, Aufſchlag, Zieſe ꝛc. und wird beſonders auf Lebensmittel gelegt. Die Begriffe von Acciſe, Licent und Zoll ſind in den wenigſten Ländern wiſſenſchaftlich ſtreng geſondert, daher es faſt unmöglich iſt, von der Acciſe eine auf alle Länder anwendbare Erklärung zu geben; immer aber iſt dieſelbe eine Verbrauchsſteuer, und was von der letztern überhaupt gilt, muß auch von dieſer einzelnen Gattung derſelben insbeſondere gelten. Die Acciſe iſt entweder eine allgemeine, Univerſal-Acciſe, welche ſich auf alle Gegenſtände des Verbrauchs erſtreckt, oder eine beſondere, Particular-Acciſe, welche nur von einigen Gegenſtänden des Verbrauchs entrichtet wird. Dieſe letzte ward in Sachſen ſchon auf dem Landtage zu Leipzig 1438 unter dem Namen Zieſe eingeführt und auf dem Landtage zu Grimma 1440 vermehrt, aber die vollkommne Ausbildung der Univerſal-Acciſe erfolgte in Frankreich, und ward hierauf in Holland, bald nach der Entſtehung der Republik, in den brandenburgiſchen Staaten, unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen 1685 im 17ten, in Sachſen aber zu Anfange des 18ten Jahrh. eingeführt. In Beziehung auf die Gegenſtände der Beſteurung hat man die Acciſe in Land-Acciſe und in General-Acciſe oder General-Conſumtions-Acciſe abgetheilt. Die Einführung der Land-Acciſe erfolgte in Sachſen auf dem Landtage zu Dresden 1640, und ward 1641 zuerſt ausgeſchrieben; ſie wird von allen aus dem Auslande nach Sachſen eingeführten Waaren entrichtet; die General-Conſumtions-Acciſe führte man nach brandenburgiſchen Grundſätzen 1701 ein, und ſie muß von allen rohen und veredelten Producten bei dem Eingange in die Städte und auf dem Lande gegeben werden. (Vgl. d. Art. Conſumtionsſteuer, indirecte Abgaben, Zoll.) KM.

Accommodation iſt eigentlich die Anpaſſung einer Sache an eine andere, oder die Einrichtung derſelben zu einem gewiſſen Zwecke (von accommodare, anpaſſen, einrichten, bequemen). Man braucht aber jenes Wort vornehmlich in dreierlei Bedeutung: 1) in Anſehung des geſelligen Umgangs, wenn jemand ſein Verhalten nach den Wünſchen oder Launen eines Andern einrichtet; 2) in Anſehung des Unterrichts, wenn jemand in ſeiner Lehre ſich zu den Anſichten oder der Faſſungskraft eines Andern herabläßt; 3) in Anſehung der Auslegung, wenn jemand den Sinn einer Schrift ſo erklärt, wie es den eignen An- und Abſichten des Auslegers gemäß iſt. In der Theologie nimt man das Wort hauptſächlich in den beiden letzten Bedeutungen. Es behaupten nämlich viele Theologen, daß Jeſus und die Apoſtel nicht immer ihre Meinung über gewiſſe Dinge gerade herausgeſagt, ſondern, um Anſtoß zu vermeiden, einiges verſchwiegen, andres ſo vorgetragen hätten, wie ſie glaubten, daß es ihren theils noch rohen, theils vorurtheilsvollen Zeitgenoſſen am verſtändlichſten und beifälligſten ſein würde. Dies nennen ſie dann Accommodation von Seiten Jeſu und der Apoſtel; wogegen andere Theologen behaupten, daß eine ſolche Accommodation nicht als eine bloße Herablaſſung, ſondern als eine Art von Täuſchung zu betrachten ſein würde, die ſich mit dem Charakter jener Perſonen nicht vereinigen laſſe. Wer aber eine ſolche Accommodation annimt, der nimt und erklärt auch viele Ausſprüche Jeſu und der Apoſtel in einem andern Sinne, als es der bloße Wortverſtand mit ſich bringen würde. Und dies heißt dann Accommodation von

Seiten des Auslegers, wiewohl dieſe Accommodation viel weiter gehen kann, ſo daß ſie ſich in eine bloße Bequemung der heiligen Schrift nach dem Sinne des Auslegers verwandelt. Es iſt alſo offenbar etwas ganz anders, wenn er ſagt, Jeſus und die Apoſtel haben ſich der Denkart ihrer Zeitgenoſſen accommodirt, als wenn man ſagt, ein Ausleger habe die Ausſprüche jener Männer, oder überhaupt die heilige Schrift ſeiner eignen Denkart accommodirt. Das letzte wird oft auch mit einem mildern Ausdrucke Accommodation nach den Bedürfniſſen des Zeitalters genannt, weil jeder Menſch ein natürliches Beſtreben hat, das Gepräge ſeiner Denkart dem Zeitalter aufzudrücken. D.

Accompagnement, ſ. Begleitung.

Accord bedeutet Zuſammenſtimmung, Zuſammenklang, Vertrag. In zwei ſchönen Künſten kommt dieſer Kunſtausdruck vor: in der Malerei und Muſik, wovon der Grund in einer gewiſſen Verwandtſchaft der Farben und Töne liegt. In der Malerei wird Accord von einer ſolchen Farbengebung gebraucht, worin ein Theil mit dem andern und mit dem Ganzen, weder einen ſchreienden Contraſt macht, noch in gänzlichem Widerſpruch ſteht. Im engern Sinn bezeichnet er eine ſolche Beſchaffenheit der Farbengebung, worin die neben einander liegenden Farben ſich unterſtützen, und die Hauptfarben in ſolche Zwiſchenweiten geſetzt ſind, daß das Ganze nicht ſleckig und grell erſcheint. Die Erfahrung lehrt, daß das Auge die Zuſammenſtellung gewiſſer Farben nicht erträgt, während es bei andern einen leichten und gefälligen Übergang findet; jene erſcheinen abgeſchnitten, dieſe zuſammenhängend; man könnte ſie Diſſonanzen und Conſonanzen nennen. Aus ſolchen Farbendiſſonanzen nun kann durch Mittelfarben, welche der Zuſammenſtellung das Harte und Grelle nehmen, eine Art von Conſonanzen entſtehen, und dieſe Conſonanzen, worin das ſonſt Widerſtreitende ſich verträgt, nennt man Accorde. Die Anwendung des Geſagten auf die Muſik iſt leicht. Was in der Malerei von Farben, das gilt hier von Tönen, deren Widerſtreit in vielſtimmigen Stücken ebenfalls durch die Accorde aufgelöſt wird. Man unterſcheidet conſonirende und diſſonirende Accorde. Unter jenen verſteht man Tonverbindungen, die das Ohr für angenehm, unter dieſen ſolche, die es für minder angenehm erkennt, und die ein Verlangen nach mehrerem Wohlklang erregen. Die conſonirenden Accorde beſtehen aus Intervallen (ſ. d. Art.), die gegen den Grundton und gegen ſich ſelbſt conſoniren. Der vollkommenſte conſonirende Accord, den man darum auch den conſonirenden Grundaccord nennt, iſt der harmoniſche Dreiklang, der aus dem Grundton, deſſen Terzie und reiner Quinte beſteht, und die ſich mithin zu einander verhalten, wie c, e, g. Iſt die Terzie groß, ſo nennt man ihn den harten, iſt ſie klein, den weichen Dreiklang. Aus den Verſetzungen oder Umkehrungen dieſer Dreiklänge entſtehen alle übrigen conſonirenden Accorde. Der diſſonirenden Accorde gibt es drei Arten: 1) zufällig diſſonirende, oder ſolche, die durch Aufhaltung einer Conſonanz entſtehen; 2) weſentlich diſſonirende, d. i. ſolche, wo die Diſſonanz nicht die Stelle einer Conſonanz vertritt, oder wobei keine Aufhaltung einer vorhergehenden Conſonanz auf den Grundton des folgenden Accordes ſtatt findet; 3) durch eine zufällige Diſſonanz aufgehaltene, weſentlich diſſonirende Accorde.

Accord in Concursſachen, ſ. Falliment.

Accouchement und Accoucheur, ſ. Geburtshülfe.

Achäer waren eigentlich die Bewohner der Landſchaft Achaja in Peloponnes, allein ſehr häufig, beſonders bei Homer, wird dieſer

Name allen Griechen beigelegt. Achäus, ein Sohn des Xuthus und der Kreüſa, ging mit einer Anzahl Leute nach Theſſalien, wurde aber bald wieder verdrängt und nach dem Peloponnes zurückzugehn genöthigt, worauf er ſich in Lacedämon und Argos niederließ, deren Einwohner nun Achäer genannt wurden. Bei der Belagerung Trojas waren die Achäer unter den belagernden griechiſchen Völkerſchaften die zahlreichſten und vornehmſten. Nach Eroberung dieſer Stadt begaben ſie ſich, von den Doriern vertrieben, nach Jonien (der Nordküſte des Peloponnes), nannten nun dieſes Land Achaja, und errichteten eine Republik, die beſonders nachher durch den achäiſchen Bund berühmt wurde, welchen erſt nur einige Städte, zu Behauptung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit, ſchloſſen, dem aber nachher alle übrigen Städte Achajas, ja auch Athen, Megara u. a. m. (nur Sparta nicht) beitraten und welcher ſich außerordentlich mächtig machte, auch in viele Kriege, beſonders mit den Ätoliern, verwickelt wurde. Die Römer waren es endlich, welche dieſen Bund erſt ſchwächten, ſpäter aber, bei den mit Sparta entſtandenen Streitigkeiten und dem dadurch ausgebrochenen achäiſchen Krieg, durch Korinths Zerſtörung (vor Chr. 146, im J. Roms 608.) auflöſten, und mit ihm der griechiſchen Freiheit ein Ende machten. Die Staaten dieſes achäiſchen Bundes wurden zu einer römiſchen Provinz unter dem Namen Achaja gemacht. (S. Griechenland.)

Achat, bei den neuern Naturkennern ein allgemeiner und ziemlich unbeſtimmter Geſchlechtsname aller feinen Halbedelſteine, welche verſchiedene, ſowohl einfache als vermiſchte Farben haben und eine feine Politur annehmen. Gemeiniglich iſt Jaspis, Chalcedon, auch Quarz, mit dem Achat verwachſen; daher kommen die verſchiedenen Farben deſſelben, wie auch die verſchiedenen Namen, die er führt, als: wenn er milchweiß und wenig durchſichtig iſt, Chalcedon; wenn er roth iſt, Carneol; wenn er bleichroth iſt, mit Streifen, Sarder oder Sardonix; wenn er einen weißen Grund und rothe Streifen hat, St. Stephansſtein; wenn er aus verſchiedenen gefärbten Lagen und Schichten beſteht, die unter einander verwebt ſind, Onyx; wenn er vielfarbig iſt und die Farben ſich dem Auge abwechſelnd zeigen, Opal, und wenn er mit Jaspis vermiſcht gefunden wird, Jaspachat. Der ſchönſte kommt aus Indien und Sicilien; auch findet man ihn von allen Farben in Böhmen, Sachſen, Heſſen und Franken; ebenfalls gibt es allerlei achatartige Verſteinerungen, dergleichen in dem ſächſiſchen Erzgebirge vornehmlich angetroffen werden. Seinen Namen hat der Achat von dem Fluſſe Achates auf der Inſel Sicilien, an deſſen Ufern er zuerſt gefunden worden.

Achelöus, der Grenzfluß zwiſchen Ätolien und Akarnanien, auf dem Pindus entſpringend. Als Flußgott iſt Achelous berühmt. Heſiodus nennt ihn einen Sohn des Oceanus und der Thetis, Andere anders. Er kämpfte mit Herkules um die Deianira (ſ. d. Art.), verwandelte ſich, als dieſer ihn zu Boden geworfen, in eine fürchterliche Schlange, dann in einen Stier, und flüchtete, nachdem er ein Horn verloren, beſchämt in die Wellen ſeines Fluſſes. Aus dem abgebrochenen Horne, erzählt man, machten die Nymphen das Horn des Überfluſſes. Er war der Vater der Sirenen (ſ. d. Art.).

Achenwall (Gottfried), geboren zu Elbing in Preußen den 20ſten October 1719, hat ſich als Schöpfer einer neuen Wiſſenſchaft, der Statiſtik, merkwürdig gemacht. Er ſtudierte in Jena, Halle und Leipzig. Im J. 1746 ließ er ſich in Marburg nieder und las Ge-

ſchichte, Natur- und Völkerrecht und endlich Statiſtik, von der er damals erſt anfing, ſich einen klaren und beſtimmten Begriff zu bilden. Im J. 1748 begab er ſich nach Göttingen, wo er einige Jahre darauf Profeſſor wurde. Bei dieſer Univerſität blieb er bis an ſeinen Tod, der den 1ſten Mai 1772 erfolgte. Achenwall hat verſchiedene Reiſen gemacht in die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und mehrere Werke herausgegeben: über die Geſchichte der europäiſchen Staaten, Staatsrecht, Staatswirthſchaft und einige Schriften, die für ſeine Zuhörer beſtimmt waren. Die meiſten haben mehrere Auflagen erlebt, die er jederzeit mit angeſtrengtem Fleiß verbeſſerte. In ſeinen Vorleſungen und hiſtoriſchen Arbeiten bemühte er ſich hauptſächlich, mitten in den auf einander folgenden Begebenheiten, welche die Jahrbücher der Völker darbieten, alles feſt zu halten, was zur Bildung und Entwickelung ihres Zuſtandes und ihres politiſchen Seins hatte beitragen können. Sein Hauptverdienſt bleibt, daß er die Wiſſenſchaft, deren Zweck es iſt, ſyſtematiſch die Natur und Maſſe der thätigen Kräfte eines Staats kennen zu lehren, und daraus Quellen und Mittel des phyſiſchen und moraliſchen Wohlſtandes zu ziehen, in eine beſtimmte und feſte Form brachte, und aus einem neuen und lichtvollen Geſichtspuncte betrachtete. Er gab ihr den Namen Statiſtik (ſ. d. Art.). Sein vornehmſter Schüler, und zugleich ſein Nachfolger auf der Univerſität Göttingen, war Schlözer. Seine Gattin, Sophia Eleonora, geborne Walther, war ein ſehr gelehrtes Frauenzimmer, deren Gedichte im J. 1750 ohne ihr Vorwiſſen im Druck erſchienen und ihre Aufnahme in den deutſchen Geſellſchaften zu Jena, Helmſtedt und Göttingen veranlaßten. Achenwall heirathete ſolche 1752. An den Meiſterſtücken moraliſcher Abhandlungen engliſcher und deutſcher Schriftſteller, beſonders an der dritten Sammlung, Göttingen 1753, hatte ſie vielen Antheil.

Acheron war bei den Alten einer der Flüſſe der Unterwelt, über welchen Charon die Seelen der Verſtorbenen in einem Kahne überfuhr, und dafür ein Fährgeld bekam, zu welchem Behufe man dem Todten einen Obolus unter die Zunge zu ſtecken pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, welche auf dieſer Welt ein Begräbniß, oder wenigſtens etwas Erde auf den Körper erhalten hatten, wurden über den Fluß gefahren; außerdem mußten ſie ein ganzes Jahrhundert am Ufer herumirren. Nahe am Fluſſe war die Höhle des Cerberus.

Achilles, ein Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in Theſſalien, und der Thetis, einer Tochter des Nereus, und Enkel des Äakus. Seine Mutter tauchte ihn in das Waſſer des Styx, wodurch ſein ganzer Körper bis auf die Ferſe, an welcher ſie ihn gehalten hatte, unverwundbar ward. Man hatte ihm prophezeit, daß er zwar vor Troja ſich unſterblichen Ruhm erwerben, aber auch ſeinen Tod daſelbſt finden werde, dagegen würde er eines langen Lebens genießen, wenn er zu Hauſe bliebe. Um ihn den Aufforderungen zur Theilnahme an dem Kriege gegen Troja zu entziehen, brachte Thetis den neunjährigen Knaben, in Mädchenkleidern und unter dem Namen Pyrrha, an den Hof des Königs von Skyros, Lykomedes, wo er mit deſſen Töchtern erzogen wurde. Der Wahrſager Kalchas aber verkündigte den Griechen, daß ohne den Achilles Troja nicht erobert werden könne. Man forſchte allenthalben nach ſeinem Aufenthalt, bis der an Liſten unerſchöpfliche Ulyſſes ihn entdeckte. Dieſer erſchien an dem Hofe des Lykomedes als Handelsmann, und bot des Königs Töchtern Waaren feil, unter denen auch Waffen waren. Die Fürſtinnen grif-

ſen nach weiblichen Gegenſtänden, Achilles aber nach den Waffen. Jetzt ward es nicht ſchwer, den feurigen, ruhmbegierigen Helden zu vermögen, mit den übrigen Fürſten Griechenlands Troja zu bekriegen. Phönix und der Centaur Chiron waren ſeine Lehrer geweſen. Dieſer hatte ihn in der Heilkunde, in der Muſik und im Reiten unterrichtet; jener aber war ſein eigentlicher Erzieher und folgte ihm vor Troja, um ihn zu einem trefflichen Redner und tapfern Krieger zu bilden. Achilles erſcheint in der Ilias, deren Hauptheld er iſt, nicht nur als der tapferſte, ſondern auch als der ſchönſte der Griechen. Er führte funfzig Schiffe der Myrmidonen, Achäer und Hellenen nach Troja, und zerſtörte 12 Städte mit der Flotte und 11 zu Lande. Juno und Minerva ſchützten ihn als ihren Liebling. Entzweit mit Agamemnon, den ſämmtliche Fürſten zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, entzog er ſich dem Kampf, und ließ es ruhig geſchehen, daß Hektor an der Spitze ſeiner Trojaner die griechiſchen Scharen in männermordender Feldſchlacht dahinraffte. Denn unverſöhnlich zürnte er dem Könige um der Briseïs (der Tochter des Briſes und Gemahlin des Königs Mynes von Lyrneſſus) willen, welche dieſer ihm, dem ſie bei der Verloſung der Beute zu Theil geworden, wieder genommen hatte, zum Erſatz für die Chryseïs (die Tochter des Chryſes, eines Prieſters des Apoll), die auf ſeinen Antheil gefallen, die er aber dem Vater hatte zurückgeben müſſen, um die Verheerungen der von Apollo, auf des Greiſes, ſeines Prieſters, Flehen über die Griechen geſandten Peſt abzuwenden. — Nicht die Bedrängniß der Griechen, nicht Agamemnons Anerbietungen beugten ſeinen Zorn; doch erlaubte er ſeinem Freunde Patroklus, in ſeiner eignen Rüſtung und mit ſeinen Kriegern in die Schlacht zu gehen. Patroklus fiel von Hektors Arm; und jetzt, den Tod des Freundes zu rächen, zog Achilles wieder in den Kampf. Thetis ſelbſt brachte ihm neue köſtliche Waffen, welche Vulcan ihm bereitet hatte, und unter welchen der Schild beſonders kunſtreich war. Er verſöhnte ſich mit Agamemnon, indem er die dargebotenen Geſchenke annahm, und eilte, von Minerva mit Nektar und Ambroſia geſtärkt, in das Treffen. Die Trojaner fliehen, und ſtürzen ſich zum Theil in den Fluß Xanthus, wohin Achilles ſie verfolgt. Die Leichname hemmen die Wellen des Flußgottes, welcher, des Gemetzels müde, Stillſtand gebietet. Da jener aber nicht gehorcht, erhebt er brüllend ſeine Fluthen und ſtürzt ſich auf Achilles los. Von Neptun und Minerva angefeuert, ſtellt ſich der Fliehende dem Xanthus entgegen; dieſer aber ruft den Simoïs mit ſeinen Gewäſſern zu Hülfe. Da ſendet Juno den Vulcan und den Hauch des Zephyrus und Notus, welche den Flußgott in ſeine Ufer zurückdrängen. Achilles aber verfolgt die Trojaner nach der Stadt, und hätte dieſe jetzt erobert, wäre er nicht von Apollo verhindert worden. Hektor allein ſtand noch vor dem ſkäiſchen Thore, floh dreimal, von Achilles verfolgt, um die Stadt, und bot ſich endlich dem Kampfe dar. Er fällt; Achilles ſchleift den Leichnam des Helden um die Stadt, und liefert ihn endlich dem bittenden Priamus gegen ein Löſegeld aus. — Hiermit ſchließt die Erzählung Homers. — Achilles fernere Geſchichte wird alſo erzählt. Von Liebe zu Polyxena, des Priamus Tochter, entbrannt, erbat und erhielt er dieſelbe zur Gattin; er verſprach dagegen Troja zu vertheidigen. Als er ſich aber in den Tempel Apollos begeben hatte, um dort ſeine Verbindung zu feiern, erlegte ihn Paris, der ihn mit einem Pfeil in der Ferſe verwundete. Nach andern war es Apoll, der ihn tödtete oder

doch den Pfeil des Paris lenkte. Um ſeinen Leichnam aber entſtand ein blutiger Kampf.

Achilles Tatius, ein griechiſcher Romandichter oder ſogenannter Erotiker, war zu Alexandria geboren, und lebte muthmaßlich zu Ende des 3ten und zu Anfang des 4ten Jahrh. Er ging von der griechiſchen zur chriſtlichen Religion über und erlangte die Würde eines Biſchofs. Außer einer Schrift über die Sphäre, beſitzen wir von ihm einen Roman in acht Büchern: die Liebe Klitophons und Leucippes, der in Hinſicht auf Inhalt und Darſtellung nicht ohne Intereſſe iſt und einzelne meiſterhafte Züge enthält. Die Sprache iſt rein und fließend, der Vortrag blühend und reich. Gegen den Vorwurf der Obſcönität, der dem Werke wohl gemacht worden, wendet ein griechiſches Epigramm mit Recht ein, daß der Zweck deſſelben zu erwägen ſei; dieſer aber ſei kein anderer, als Maß in den Begierden zu lehren, den unbeſonnenen Leidenſchaften ihre Strafe, der Keuſchheit ihren Lohn zu geben. Die beſten Ausgaben ſind, Leyden 1646, 12. mit Salmaſius Noten, Leipzig 1776 von Bode, und Zweibrücken 1792 von Mitſcherlich.

Achmet III., türkiſcher Kaiſer und Sohn Muhameds IV., regierte von 1703 bis 1730. Seine Regierung bietet vielerlei Merkwürdiges dar, von welchem wir hier anführen wollen, daß Carl XII. nach der Schlacht bei Pultawa bei ihm Schutz ſuchte und fand. Carl verſtand es, Achmet mit dem Czaar Peter I. in Krieg zu verwickeln, der für dieſen ohne die Klugheit ſeiner damaligen Geliebten und nachherigen Gemahlin, Catharina, einen ſehr unglücklichen Ausgang würde genommen haben: Peter wagte ſich viel zu kühn bis an den Pruth; das Heer der Tataren kam ihm in Rücken und er gerieth in Gefahr, mit der ganzen ruſſiſchen Armee aufgerieben oder gefangen zu werden. Catharina bewog in dieſem gefahrvollen Augenblick den Czaar, dem Großvezier einen, freilich für die Pforte ſehr ehrenvollen, Frieden anzubieten. Große Geſchenke thaten bei dem Geiz des Veziers das übrige und Peter wurde gerettet. Achmet III. war es auch, der im Jahr 1727 die erſte Druckerei in Conſtantinopel anlegte. Gegen das Ende ſeiner Regierung empörten ſich die Janitſcharen gegen ihn und er wanderte in daſſelbe Gefängniß, in welchem er ſeinen Nachfolger Mahmud I. zeither gefangen gehalten. Er ſtarb 1736.

Achromatiſch, farblos. Der weißfarbig erſcheinende Lichtſtrahl iſt aus mehreren buntfarbigen Lichtſtrahlen von verſchiedener Brechbarkeit zuſammengeſetzt. Fällt daher ein ſolcher Strahl auf das Glas eines gewöhnlichen Fernrohrs, ſo entſtehen farbige Ränder. Dollond (ſ. d. Art.) erfand Fernröhren, die dieſem Fehler nicht unterworfen ſind und deshalb achromatiſche heißen. Er und ſein Sohn, ferner Ramsden, Pyeſinch und jetzt Reichenbach in München ſind als Verfertiger ſolcher Inſtrumente am berühmteſten. Die Inſtrumente des letztern übertreffen ſelbſt die engliſchen. (S. den eignen Artikel.)

Acht heißt die Verfolgung eines Verbrechers oder der Ausſpruch eines Richters, durch welchen ein Mitglied eines Staats von den ihm im Staate zuſtehenden Rechten ausgeſchloſſen wird. (S. Reichsacht.)

Acidum, ſ. Säure.

Acker nennt man 1) eine in der Regel zur Cultur von Producten, welche Menſchen oder Thieren wechſelnde Bedürfniſſe liefern ſollen, beſtimmte Strecke Landes. Die Induſtrie des Menſchen wirkt hier allemal mit auf die ergiebigere Vegetation, obgleich nicht in jedem Jahre auf gleiche Art und mit gleicher Anſtrengung. 2) Ein gewiſ-

ſes, durch Geſetze oder Herkommen beſtimmtes, Flächenmaß, das freilich eben daher höchſt verſchieden iſt. Im Königreich Sachſen hält, welches wir beiſpielshalber erwähnen, der Acker 300 □Ruthen, die Ruthe zu 15 Fuß 2 Zoll dresdener Maß = 52,416 pariſer □Fuß. Im Großherzogthum Sachſen hält der weimariſche Acker 140 □R. zu 16 rheinländiſchen Fuß = 33,442 pariſer □F. und in eben dem Staate der jenaiſche Acker 210 □R. zu 16 rheinl. Fuß = 52,598 □Fuß. Auch England mißt ſeine Ländereien nach Acres. In den deutſchen Bundesſtaaten hat faſt jeder noch eine Mehrzahl ſehr verſchiedener Landmaße und es iſt einer der Gegenſtände, die vorzüglich einer verbeſſerten Geſetzgebung bedürfen, daß ein Landmaß im ganzen Staate herrſchend werde. Im übrigen Deutſchland außer Sachſen berechnet man ſeine Landflächen bald nach Tonnen, Scheffeln, Morgen, Jucharten, Demath, Himten u. ſ. w., deren Reduction auf pariſer Fuß noch nicht einmal richtig angegeben wird und die wir deshalb nicht weitläuftiger ausführen.

Ackerbau (uneigentlich auch Feldbau, Landbau, Feldwirthſchaft) iſt derjenige Theil der Landwirthſchaft, welcher das geſammte Ackerweſen in ſich begreift. Der Zweck iſt, den Acker durch die Kunſt in Stand zu ſetzen, daß er nicht nur die größtmögliche Menge der landwirthſchaftlichen Pflanzen, ſondern dieſe auch in der beſten Qualität hervorbringen könne. So einfach der Ackerbau dem Unkundigen immer ſcheinen muß, ſo iſt doch ſeine Lehre, d. i. ſeine wiſſenſchaftliche Darſtellung, ſo umfaſſend, daß ſie aus den ſämmtlichen Naturwiſſenſchaften, hauptſächlich Pflanzenkunde (Botanik), Mineralogie, Chemie und Phyſik, und aus der Mathematik beſonders Geometrie, Mechanik, Hydraulik ꝛc. vorausſetzt. Die Zuſammenſtellung der durch die Erfahrung aufgenommenen und durch die Wiſſenſchaften bewieſenen Lehrſätze oder Regeln heißt die Ackerbauwiſſenſchaft, dieſe angewandt die Ackerbaukunſt. Betrachten wir auf der andern Seite die große Wirkung des Ackerbaues in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, ſo entgeht uns nicht, daß in allen cultivirten und einigermaßen bevölkerten Ländern die hauptſächlichſten Subſiſtenzmittel daraus hervorgehen. Daher verehrten dankbare Völkerſchaften Perſonen, die im Ackerbau neue einflußreiche Erfindungen machten, oder ſie bei ihnen einführten, göttlich, z. B. die Ägyptier den Oſiris, die Sicilianer die Ceres, die Römer den Saturn ꝛc. In Ägypten iſt der Ackerbau am meiſten gewürdigt worden, hier machte der Ackerbauerſtand den erſten des Volks aus. Die Wiſſenſchaften ſelbſt wurden nach der Anwendung, die ſie beim Ackerbaue fanden, benannt. Dieſes Land verſorgte einſt, ſo lange nämlich der Ackerbau die immer nöthige Unterſtützung erhielt, mit dem Überfluſſe ſeiner Erzeugniſſe bei eigner ſtarken Volkszahl manches andere Land; und jetzt, da der Ackerbauer daſelbſt Verachtung trägt, iſt der Ertrag ſehr geſunken. Was man in Europa bis jetzt zur Aufhülfe des Ackerbaues that, verdient, in Betracht ſeiner Wichtigkeit, kaum einer Erwähnung, aber deſto mehr das ſyſtematiſche Verfahren, denſelben zu unterdrücken, Tadel, und muß als ein Beweis angeſehen werden, daß man bei hoher Bildung höchſt einſeitig ſein kann. — Beim Ackerbau kommen hauptſächlich folgende Puncte in Betracht: die Urbarmachung; ſie wird bewirkt durch Wegräumung der Bäume, Sträucher und anderer Pflanzen, und geſchieht bei den erſtern durch Rodung, und bei den letztern durch Abbrennen, welches man auch Schwenden nennt, durch Wegſchaffen oder Verſenken der großen Steine; tiefliegende Plätze werden durch mehr

oder minder umſtändliche Vorrichtungen entwäſſert oder trocken gelegt. Minder koſtſpielig und umſtändlich werden neue Äcker durch das bloße Aufbrechen mit Ackerwerkzeugen, Pflug und Haken oder beſonders dazu geeigneten Maſchinen, wie der Raſenſchäler, gewonnen. Da ſelten ein neuer Acker eben genug liegt, um in der Folge gehörig bearbeitet zu werden, ſo gehört hieher auch noch das Einebnen, wodurch nämlich die ſchroffen Anhöhen abgeſtoßen, und die tiefen Stellen ausgefüllt werden. Ein ſolcher Acker, der nun Neubruch heißt, bedarf überdies noch mancher Behandlung, ehe er mit Pflanzen beſtellt werden kann. Hieher gehört, daß ihm durch wiederholtes Anwenden der Ackergeräthe eine egale, d. i. gleichtiefe und wohlgemengte Krume verſchafft werde. Denn wenn die Pflanzen mit ihren Wurzeln auf Roherde ſtoßen, ſo werden ſie krank und ſterben bald ab. Roherde heißt nämlich das Erdreich, welches von der Luft nicht durchdrungen worden iſt. Dieſe Beſchaffenheit nimt jedes Erdreich an, welches verdeckt liegt. Durch ſorgfältiges Aufrühren werden die zuſammengeballten Stücke zertrümmert, und in Krume verwandelt, in welche die Luft leicht eindringen kann. Je nachdem ein Neubruch mehr oder weniger Roherde hat und dieſe geſchloſſen liegt, bedarf er auch mehr oder weniger Bearbeitung und Zeit, zur Tragbarkeit zu kommen. — Weil die Anlage neuer Äcker nicht nur ſehr umſtändlich iſt, ſondern auch öfters mehr Koſten macht, als wofür man ſchon urbar gemachte kaufen kann, ſo wägt der Landwirth genau ab, welches er klüglich zu thun habe. Es werden darum gewöhnlich auch nur da mühſam Äcker urbar gemacht, wo dieſe überhaupt in einem hohen Preiſe ſtehen, oder wenn man ſich von den neuen großen Nutzen verſpricht. Ein urbar gemachter Acker bedarf ferner nach Maßgabe der darauf zu erzielenden Pflanzen und in Betracht der beabſichtigten Verhältniſſe, eine gleichſam immerwährende Beſtellung, die bei jeder neuen Pflanzung angewendet werden muß. Sie beſteht ſowohl in der mechaniſchen Bearbeitung des Ackers, als in der Erhaltung ſeiner nöthigen Fruchtbarkeit. Eines Theils geſchieht das, wenn ſolche Pflanzen darauf erbaut werden, die des Ackers Kraft am wenigſten erſchöpfen, und andern Theils, wenn demſelben ſolche Stoffe zugeführt werden, die den Acker wieder um ſo viel mit fruchtbaren Theilen bereichern, als die erzielten Pflanzen zu ihrer Nahrung ihm entzogen haben. Dieſe Düngemittel zu verſchaffen, erfordert manche weitläuftige und koſtſpielige Veranſtaltung, wie Futtergewinn, die darauf begründete Viehhaltung, Düngerfuhren, Bereitung eines Compoſts, Anwendung des Mergels, Kalkes, Gypſes, Moors oder Schlammes, Pferchung. Da ſich auf die Erhaltung der Triebkraft des Ackers die Ernten gründen, ſo kommt auf die Reihenfolge der Pflanzen, die ſo genannte Rotation, ſehr viel an. Hierauf gründen ſich die Ackerbauſyſteme, davon die wichtigſten folgende ſind: 1) das Dreifelderwirthſchaftsſyſtem. Es kam zuerſt in den römiſchen Provinzen auf, verbreitete ſich durch ganz Europa, und blieb bis auf unſere Zeiten in Deutſchland das herrſchendſte. Da ſich aber die Verhältniſſe, unter welchen es eingeführt wurde, verändert haben, ſo iſt es trotz ſeiner Allgemeinheit auf den wenigſten Gütern mehr paſſend, ſondern ſteht den Fortſchritten des Ackerbaues entgegen. Es hat einen dreijährigen Turnus: a) Brache, b) Wintergetreide und c) Sommergetreide; man ſagt auch gleichbedeutend Art, daher Brachart, Winterart und Sommerart. Da hierbei der Acker jedes dritte Jahr keine Ernte gibt, ſo hat man, wo der Hutzwang der Verbeſſerung nicht entgegenſteht, in ſo fern eine Abänderung gemacht,

daß man im Brachjahre ebenfalls allerlei Pflanzen, aber doch kein Getreide baut. Weil ſie ins Brachjahr fallen, ſo hat man ſie Brachfrüchte genannt. Die gewöhnlichſten ſind: Kartoffeln, Rübenarten, Kohlarten, Taback, Flachs, Erbſen, Wicken, Linſen, Buchweizen oder Heidekorn, Spark (Spergula arvensis, L.). Da ferner dieſe Gewächſe in einem Sommer gleichſam als eingeſchoben erzielt werden, ſo heißen ſie auch Beſömmerungsfrüchte; ſie erbauen das Beſömmern. Dieſe Verbeſſerung des Dreifelderwirthſchaftsſyſtems iſt jetzt durch ganz Deutſchland mit der Einführung der Stallfütterung ziemlich gemein worden. Die erſte Methode, wo die Brache nicht zum Erbau ſolcher Früchte benutzt wird, nennt man zum Unterſchiede der letztern die Dreifelderwirthſchaft mit reiner (d. i. nicht beſamter) Brache, ſo wie die zweite die Dreifelderwirthſchaft mit beſömmerter Brache. — 2) Das Fruchtwechſelwirthſchaftsſyſtem hat einen längern Turnus, mindeſtens 4 Jahre, und das Eigene, daß es in der Regel nicht zweimal Getreide unmittelbar auf einander baut, ſondern eine minder zehrende Pflanzenart dazwiſchen bringt, z. B.: a) Raps, b) Wintergetreide, c) behackte Früchte, d) Gerſte, e) Erbſen, f) Wintergetreide; oder a) behackte Früchte, b) Gerſte, c) Klee, d) Hafer, e) Erbſen, f) Rocken, g) Wicken, h) Rocken. Dieſes Wirthſchaftsſyſtem iſt zwar im Einzelnen ſchon früher da geweſen, aber in neuern Zeiten durch den Scharfſinn der Engländer ausgebildet, durch Thaer noch mehr vervollkommnet und fängt an, in Deutſchland in die Stelle der Dreifelderwirthſchaft zu treten. Es verſtattet am leichteſten Abänderungen, befördert den Anbau der Fabrik- und Handelspflanzen, beſchäftigt viele Menſchen und begünſtigt die Viehzucht. Es ſetzt aber völlig freies Eigenthum voraus. 3) Die Koppelwirthſchaft, auch Schlagwirthſchaft, weil man die Abtheilungen der Felder Koppeln oder Schläge nennt. Dieſes Syſtem ſcheint in den älteſten Zeiten in Deutſchland allgemein üblich geweſen zu ſein, denn Tacitus ſagt: Arva per annos mutant et superest ager. (Sie wechſeln jährlich die Felder und der Acker iſt überflüſſig vorhanden.) Freilich mag man damals wohl nicht ſo ſyſtematiſch die Äcker zum Getreide- und Grasbau gewechſelt haben, als jetzt geſchieht, denn es war Boden genug vorhanden. Dies Syſtem erhielt ſich im nördlichen Deutſchland, wie in Holſtein ꝛc. und bildete ſich nach den wechſelnden Zeitverhältniſſen aus. Der Landdroſt v. der Lühe führte es in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf ſeinen Gütern in Meklenburg ein, fand anfänglich heftigen Widerſpruch, nachher aber ſo allgemeine Nachahmung, daß gegenwärtig dieſes Syſtem, wiewohl unter mancher Abänderung, in ganz Meklenburg eingeführt iſt, weshalb man es auch nicht ſelten in Schriften die meklenburger Wirthſchaft nennt. Es paßt dahin, wo vieles, aber wenig bevölkertes Land iſt, und beſteht darin, daß man das Land in eine gewiſſe Zahl von Schlägen oder Koppeln, d. i. Felder, abtheilt; z. B. in 10, 12, 13, 18, jeden einige Jahre z. B. 4, 5, 6, zu Graswuchſe, um das Vieh darauf zu weiden und Heu zum Winterfutter zu gewinnen, unaufgebrochen liegen läßt, dann aufbricht und einige Jahre mit Getreide beſamt. Es trifft ſich in der Regel, daß die Hälfte der Felder zum Graswuchſe oder zur Weide (hier Dreiſch oder Dreeſch genannt) benutzt, und die andere Hälfte mit Getreide beſtellt wird. — Endlich erfordert der Ackerbau nicht nur Zugvieh, ſondern auch mancherlei Maſchinen und Werkzeuge. Zu den erſtern gehört der Pflug, eine Maſchine, die, wenn wir auf ihre Wirkung ſehen, unſtreitig mehr leiſtet, als jede andere auf der Welt.

Ihr Bau iſt empiriſch das geworden, was er jetzt iſt. Merkwürdig iſt hierbei der Umſtand, daß bis jetzt noch keinem Mathematiker gelungen iſt, den Pflug aus ſeiner Zuſammenſetzung zur Wirkſamkeit zu berechnen. Erſt wenn uns die Verhältniſſe deſſelben genügend bekannt ſein werden, werden wir im Stande ſein, den möglichſt vollkommenen Pflug zu erbauen. Schlüßlich iſt zu bemerken, daß die mannichfaltigen Arbeiten, welche während des Wachsthums der Pflanzen auf dem Felde vorgenommen werden, z. B. das Reinigen vom Unkraut (Gäten), das Auflockern der Krume, wie das Behacken, welches bei mehrern Gewächſen, als bei Kartoffeln, Rüben, Taback u. ſ. w., nöthig iſt, und die vielfachen Erntegeſchäfte zum Ackerbau gezählt werden. Die Verhältniſſe des Ackerbaues ſ. im Art. Landwirthſchaft. Pl.

Ackermann (Conrad), ein berühmter Schauſpieler, den die Deutſchen als den Schöpfer ihrer Schaubühne anſehen können. Er war zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren; ſein Talent verſchaffte ihm großen Reichthum, den er anwendete, die Bühne zu vervollkommnen und Schauſpieler zu bilden. 1767 übernahm er die Leitung des Theaters in Hamburg, das in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland Epoche machte, und dem Leſſing ſeine ganze Sorgfalt widmete. Ackermann ſpielte beſonders komiſche Rollen meiſterhaft. Er ſtarb in Hamburg 1771. Seine Frau, Sophie Charlotte Biereichel, war eine ſehr ausgezeichnete Schauſpielerin, die mit ſeltenem Geiſte und großer Feinheit ihre Rollen zu behandeln wußte; Sie war zu Berlin 1714 geboren heirathete 1734 den Organiſten Schröder daſelbſt und trat 1740 zuerſt als Schauſpielerin bei der Schönmannſchen Bühne in Lüneburg auf. Sie wurde bald die Zierde dieſer Geſellſchaft und fand beſonders in Hamburg einen glänzenden Schauplatz für ihr Talent. Hier errichtete ſie 1742 ein eignes Theater, das ſie aber nach Verlauf eines Jahres wieder aufgab. 1749 heirathete ſie zu Moscau Conrad Ackermann. In den letzten 20 Jahren ihres Lebens, welches ſie am 14ten Oct. 1792 endigte, betrat ſie die Bühne in Hamburg ſelten mehr, bildete aber deſto mehr Schauſpielerinnen.

Ackermann (Rudolph) in London, geboren 1764 in Schneeberg im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater ein geſchickter Sattler war, erlernte, nachdem er den frühern Unterricht auf der lateiniſchen Schule ſeiner Vaterſtadt erhalten hatte, das Gewerbe ſeines Vaters und ging dann, nach dem ſo oft geſcholtenen und doch (mit gewiſſen Einſchränkungen) ſo nützlichen Handwerksgebrauch ſeines Vaterlandes, als Geſell auf die Wanderung. Er begab ſich nach Paris und arbeitete dort einige Zeit in den Werkſtätten geſchickter Kutſchenfabricanten, wanderte dann in die Niederlande und fand in Brüſſel, in der berühmten Langiſchen Kutſchenfabrik bald willkommene Aufnahme und die erwünſchteſte Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe und ſeinen Geſchmack für Verſchönerungen im Reiche der Moden, beſonders in Beziehung auf alles, was zum Wagen-Luxus gehört, immer mehr auszubilden. Er übte hier auch ſeine früher erlangte Fertigkeit im Zeichnen und Coloriren von Muſtertafeln im Fache der Kutſchenfabrication und anderer Modeartikel. Sein reger Trieb, „vieler Menſchen Städte zu ſehen und Sitten zu kennen,“ trieb ihn mit unwiderſtehlichem Reiz in die große Welt- und Handelsmetropole an der Themſe. Anfangs mußte er ſich da ſehr kärglich behelfen. Denn als bloßer Geſell bei einem gewöhnlichen Coachmaker wollte er nicht in Arbeit gehen. Er lernte dort einen deutſchen Landsmann, Facius, kennen, welcher

auf ſeine eigne Hand ein Modejournal unternommen hatte, und anfangs ſich gar nicht ſchlecht dabei ſtand. Da bedachte ſich Ackermann nicht lange, und gab nun auf gleiche Weiſe einzelne Hefte von Muſterblättern zu Kutſchen und Curricles heraus, die er ſelbſt erfunden, gezeichnet und colorirt hatte. Sie erregten durch Neuheit und Eleganz der Formen bald allgemeine Aufmerkſamkeit. Man kam und beſtellte ſich bei ihm allerlei Muſterzeichnungen. Dies legte den Grund zu einem Kunſthandel, der ſich durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, Zuverläſſigkeit und Genauigkeit in Geſchäften bald ſo erweiterte, daß er eine für Unternehmungen der Art paſſende Engländerin heirathen, londoner Bürger werden und ein Kunſtmagazin begründen konnte, welches nun unter der einladenden Benennung Repository of Arts im Mittelpuncte der Stadt, am Strand, zu den Sehenswürdigkeiten der brittiſchen Hauptſtadt gehört, und daß er durch ſeine erfindungsreichen und geſchmackvollen Speculationen mehrere hundert Menſchen beſchäftigt. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts war er einer der erſten, welchen die damals zuerſt mannichfach verſuchte Manier, wollene und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier waſſerdicht (Water-proof) zu machen, gelang, und damit eine Zeit lang einen bedeutenden Handel zu treiben. Sein Hauptgeſchäft blieb aber ſtets ein ausgebreiteter Handel mit Bilderbüchern aller Art und mit Muſtern für alle Verzierungskünſte, für Prachtgeräthe (ſein Upholsterer's Magazine wird allgemein geſchätzt), Stickerei, Handzeichnungen (ſeine Rural Scenes und Cottages dienen allgemein zu Vorlegeblättern) und mit Farben, Bleiſtiften, Pinſeln und Zeichenpapieren aller Art. Um einen monatlichen Bericht von allem, was neu iſt und anlockt, erſtatten zu können, gibt er ſeit 8 Jahren regelmäßig ein prächtiges Modejournal unter dem Titel: Repository of Arts, Literature, Fashions, heraus, wovon die erſte Reihe in 14 Bänden 18 Pf. Sterling koſtet, und die neue Reihe (New Series) bereits 30 Numern zählt. Jedes Heft hat 3 bis 4 ſchöne ſauber colorirte Kupferſtiche, und koſtet einzeln 4 Schillinge. Seit 8 Jahren ſah er ſich in den Stand geſetzt, eine Reihe topographiſcher Werke mit aller Pracht brittiſcher Aquatintablätter, unter Begünſtigung der reichen Sammler in Großbritannien, zu unternehmen, die bereits eine kleine Bibliothek ausmachen, und durch Genauigkeit in der Zeichnung und Sauberkeit in der Ausführung ſchwerlich von irgend einer ähnlichen Unternehmung in irgend einem Lande übertroffen werden. Sein erſtes Werk der Art iſt der ſogenannte Microcosm of London in 3 Quartbänden mit 104 colorirten Aquatintablättern, das Innere der öffentlichen londner Gebäude und Verſammlungsplätze, Gerichtshöfe, Hallen, Magazine u. ſ. w., mit lebendigen Volksſcenen ſtaffirt, darſtellend. Einzelne Abbildungen daraus hat Baumgärtner in Leipzig zu liefern angefangen. Darauf ließ er in derſelben Größe und Zierlichkeit die äußere und innere Anſicht von der Weſtminſterabtei, von den Univerſitäten Oxford und Cambridge, von den Schulen zu Eton, Windſor und dem Charterhouse folgen. Die ganze Sammlung in 9 Bänden in Royalquart koſtet 60 Pf., und bald werden keine guten Abdrücke davon mehr zu haben ſein. In den Religious Emblems (wovon eine deutſche dichteriſche Bearbeitung von Arthur v. Nordſtern nebſt den Originalabdrücken bei Brockhaus erſchienen) und Hobinol Field-Sports by Somervile vereinigt er die erſten jetzt lebenden Holzſchnittkünſtler in England, um, was England in dieſem Kunſtzweige leiſtet, zu zeigen. Seine Tour to the Picturesque by Dr. Syntax und ſeine Dan-

ses of Death and of Life mit Karicaturen von Rowlandſon haben großen Beifall gefunden und ſind durch viele Auflagen gegangen. Sogar das in der engliſchen Liturgie allgemein gebrauchte Gebetbuch: Common Prayer-book, hat Ackermann mit ſchönen Bildern, von Thurſton und Burney gezeichnet und von Scott geſtochen, herausgegeben. Ackermann, Vater einer zahlreichen und hoffnungsvollen Familie, die er zum Theil in Iſſerten bei Peſtalozzi erziehen ließ und ein unermüdeter Wohlthäter ſeiner unbemittelten Verwandten in Sachſen, zeigte ſich bei dem im Jahr 1813 entſtandenen Hülfsvereine, zur Unterſtützung der durch den Krieg Verunglückten in Deutſchland, als einen der thätigſten Menſchenfreunde, und gedachte dabei beſonders ſeines eigentlichen Vaterlandes Sachſen mit reger Vaterlandsliebe. Er wurde auch vom Erzbiſchof von Canterbury bei der Vertheilung der vom Parlamente verwilligten 100,000 Pf. zur Unterſtützung der Kriegsbeſchädigten vorzüglich gebraucht, und unterzog ſich mit beiſpielloſer Uneigennützigkeit und Aufopferung ſeiner Zeit und Geſundheit beinahe zwei Jahre hindurch den mühſamſten Arbeiten in Führung des Briefwechſels, Ausmittlung des dringenden Bedürfniſſes und Vertheilung der Gelder. Er hat viele Thränen getrocknet, und Tauſende ſegnen ihn in und außer Sachſen. Der König von Sachſen erkannte ſein Verdienſt und ließ ihm durch den ſächſiſchen Geſandten, Baron von Juſt, das Ritterkreuz des ſächſiſchen Verdienſtordens einhändigen; aus der meißner Porzellanfabrik erhielt er nebſt ſeinen übrigen Collegen in dem Weſtminſter-Comité prächtige, dazu beſonders gemalte Porzellanvaſen zum Geſchenk, und Herzog Leopold von Sachſen-Koburg ſchenkte ihm als einem erprobten Landsmann, in Beſorgung von allerlei Kunſtſachen, ſein volles Zutrauen. Er machte im Sommer 1818 eine Reiſe aufs feſte Land, theils um mit einem geſchickten Wagenbauer in München das von Ackermann genommene Patent, von den moveable axle trees, wodurch alles Umwerfen der Kutſchwagen verhindert wird, theils um bei Aloys Senefelder, dem echten Vater der Lithographie, ſeine Kenntniß darin zu vollenden. Ackermann lithographirt jetzt in London am beſten, und wird vermittelſt eines deutſchen Gehülfen bald allen andern lithographiſchen Inſtituten in England den Vorſprung abgewinnen. Seine Kunſtunternehmungen beſchäftigten im Sommer 1818 täglich 600 Menſchen in und um London. S. auch ſeine Biographie in den Zeitgenoſſen, Heft 13.

Acre, auch **Akka**, St. Jean d'Acre, im Mittelalter Ptolemais, Stadt und Hafen an der Küſte Syriens, der Hauptort eines Osmaniſchen Paſchaliks, welcher zwiſchen den Paſchaliks Damask und Tarablûs liegt, und gegen 420,000 Einwohner zählt. Die Stadt hat ungefähr 16,000 Einwohner; der Hafen iſt verſandet, deſſen ungeachtet aber noch immer einer der beſten an dieſer Küſte, und treibt einen lebhaften Handel. Der Ort iſt dadurch bekannt, daß er zu den Zeiten der Kreuzzüge der vornehmſte Landungsplatz der Kreuzfahrer und der Sitz des vorher ſo berühmten Ordens der Johanniter bis 1291 war, woher die franz. Benennung St. Jean d'Acre ihren Urſprung hat. Im Jahre 1799 hielten die Osmanen unter dem tapfern, ſeiner Grauſamkeit wegen aber ſehr übel berüchtigten, Djezzar Paſcha in dieſem Orte, mit Unterſtützung des brittiſchen Commodore Sidney Smith, eine 61 Tage lange Belagerung von der franzöſiſch-ägyptiſchen Armee aus, welche ſich unter ihrem Feldherrn Buonaparte mit ungeheu-

rem Verluſte nach Ägypten zurückziehen mußte. S. Ägypten, Landung der Franzoſen.

Acroſtichon, ein Gedicht, wo die Anfangsbuchſtaben der einzelnen Verſe oder Zeilen einen beſondern Namen oder Sinn bilden.

Act. 1) eine Handlung, in dem Schauſpiele derjenige Hauptabſchnitt, mit welchem die Handlung des Stücks entweder ganz zu Ende geht, oder für den Zuſchauer einen Stillſtand macht. Dieſer Stillſtand heißt Zwiſchenact. In ſo fern auf der neuern Bühne der Anfang des Actes durch das Aufziehen des Vorhangs bezeichnet wird, nennt man ihn auch Aufzug. Die Benennung Handlung oder gar Abtheilung, iſt weniger zweckmäßig, denn ein gutes Drama hat nur Eine Handlung, und ein Ding in Einer Abtheilung iſt ein Widerſpruch; 2) das zum Nachzeichnen aufgeſtellte Modell und die nach demſelben verfertigte Zeichnung, die von Liebhabern und Lehrlingen der Kunſt in deren Akademie benutzt wird. — Acte, Parlamentsacte werden in England die Parlamentsſchlüſſe genannt, welche aus den Bills entſtehen, wenn dieſe durch die königliche Einwilligung beſtätigt worden. In dieſem Sinne hat der letzte oder Hauptbeſchluß des wiener Congreſſes vom 8ten Juni 1815 die Benennung Congreß-Acte erhalten und heißt jetzt die deutſche Bundesacte. — Acten nennt man die Sammlung von Urkunden einer Rechtsverhandlung; öffentliche ſind die von Beamten, Manual- oder Privatacten die von der Partei oder ihrem Sachwalter veranſtalteten; Criminalacten die geſammelten Urkunden eines Criminalproceſſes.

Actie, 1) der Beweisbrief eines zu einer Nutzen verſprechenden Unternehmung in eine Handlungs-Geſellſchaft gelegten Capitals und des Rechts, an den Vortheilen der Unternehmung Theil zu nehmen; 2) die eingelegte Summe ſelbſt. — Der gewöhnliche Gegenſtand ſolcher Vereine ſind Unternehmungen, deren Betrieb für die Kräfte einzelner Perſonen zu ſchwer iſt. Da übrigens die Handlungsgeſellſchaften den Eigenthümern nicht die Freiheit laſſen, ihre Capitale aufzukündigen, ſo ſind die Actien ein Gegenſtand des Handels; und da ſie, wegen des, bald mehr bald weniger zweifelhaften Erfolgs jeder menſchlichen Unternehmung, von veränderlicherm Werth ſind, als andere öffentliche Papiere, ſo ſollten ſie billig nicht Zeichen des Werths genannt werden. Die Actien ſind eine Erfindung neuerer Zeiten. Im Jahre 1720 wurde in Frankreich, und faſt zu gleicher Zeit in England, ein raſender Actienhandel getrieben, welcher einzelne Menſchen übermäßig bereicherte, Tauſende hingegen an den Bettelſtab brachte. In Frankreich lag ein Betrug der großen indiſchen Compagnie und des Hofs ſelbſt zum Grunde (ſ. d. A. Law), in England theils ein Betrug der Südſee-Compagnie, theils eine Schwärmerei für den Compagniehandel, die ſich der ganzen Nation bemächtigt hatte. — Actionär iſt der Inhaber einer oder mehrerer Actien.

Action, körperliche Beredſamkeit, iſt die Veränderung, welche, der jedesmaligen Bewegung der Seele gemäß, in dem Körper des Menſchen vorgeht. Ein ſolcher körperlicher, Seelen meſſender Ausdruck findet ſtatt in der Pantomime, der Beredſamkeit und der Schauſpielkunſt, und erſtreckt ſich entweder auf den ganzen Körper, oder auf einzelne Theile deſſelben. Demnach zerfällt die Lehre von der Action ſelbſt in gewiſſe Theile. 1) Von Tragung, Haltung und Stellung des Körpers, gemäß den Beſchaffenheiten und Stimmungen der Seele, Attitüde, Geberdung; 2) von Bewegung der Geſichtszüge, Augen, Mienen, in Gemäßheit innerer Seelenbewegung, Mie-

nenſpiel; 3) von der Bewegung der übrigen Glieder, des Kopfes, der Arme, Hände, Finger, Beine u. ſ. w. zum Behuf des Ausdrucks von Gedanken und Empfindungen, Geſticulation.

Activ und Paſſiv (lat.) bezeichnet thätig und leidend, d. h. eine Wirkſamkeit äußernd, oder die Äußerung fremder Wirkſamkeit empfangend. Man verbindet es mit vielen andern Begriffen, als z. B. **Activ-** und **Paſſivhandel** (ſ. d. Art.), Activ- und Paſſivſchuld u. ſ. w. Insbeſondre wird in der Sprachlehre das Zeitwort nach dieſen beiden Begriffen betrachtet.

Actium, ein Vorgebirge in Akarnanien in Griechenland, einem Theile des heutigen Albaniens, berühmt durch die bei demſelben vorgefallene Seeſchlacht, in welcher Octavius Auguſtus den Antonius, welchen Kleopatra unterſtützte, überwand, und wodurch er Herr des römiſchen Reichs ward. Er baute zum Andenken hier die Stadt Nikopolis (Siegesſtadt), die jetzt in Trümmern liegt.

Activhandel wird dem Paſſivhandel entgegengeſetzt. Die meiſten Schriftſteller verbinden in der Erklärung dieſes Worts zwei Begriffe, welche nicht immer mit einander verbunden ſind: erſtlich, daß eine Nation ihre Waaren der andern ſelbſt zuführe und die Waaren derſelben von ihr hole; zweitens, daß ſie durch dieſen Handel in der Bilanz gewinne. Büſch ſchränkt den Begriff, ohne auf den Gewinn und Verluſt Rückſicht zu nehmen, auf den erſten Punct ein, und nennt Activhandel den Handel eines Volks, das denſelben durch ſich ſelbſt betreibt, und indem es bei den Fremden beides, als Käufer und Verkäufer erſcheint, oder ſeine Waaren andern Nationen ſelbſt zuführt und deren Waaren von ihnen holt; Paſſivhandel hingegen iſt ihm derjenige, da ein Volk den fremden Käufer und Verkäufer bei ſich erwartet. Dieſer große Schriftſteller ſchreibt es der erwähnten Vermengung der Begriffe zu, daß die Vorſchläge derer, welche die Handlung aus einer fehlerhaften Theorie verbeſſern wollen, faſt alle darauf hinausgehen, die Paſſivhandlung, eines Landes (welches oft recht wohl bei derſelben ſteht) in eine Activhandlung zu verwandeln, und zeigt, daß die Paſſivhandlung in manchen Fällen viel ſicherer und einträglicher als die Activhandlung ſei. (Kleine Schriften über die Handlung von Johann Georg Büſch). — **Activſchuld**, ein Schuld die man zu fordern hat, im Gegenſatz der Paſſivſchuld, welche man zu zahlen hat.

Acton (Joſeph), geraume Zeit neapolitaniſcher Premierminiſter, war 1737 in Beſançon von dort angeſiedelten irländiſchen Ältern geboren. Er nahm nach vollendeten Studien Dienſte in der franzöſiſchen Marine, verließ ſolche aber bald, trat in toscaniſche und hatte das Glück, bei der ſpaniſchen Expedition gegen die Barbaresken angeſtellt zu werden, wo er Gelegenheit fand, ſich vortheilhaft auszuzeichnen. Dies führte ihn zur neapolitaniſchen Marine und an den üppigen neapolitaniſchen Hof, wo er ſich beſonders die Gunſt der Königin Caroline zu erwerben verſtand. Er wurde bald Marine-, dann auch Kriegsminiſter; er bekam zugleich die Direction der Finanzen und ward endlich förmlich zum Premierminiſter ernannt. Auf dieſem Poſten verband er ſich insbeſondere mit dem engliſchen Geſandten Hamilton, und beide gewannen auf die Schickſale Neapels einen Einfluß, den man keinesweges ſegensreich nennen kann. Die nähere Ausführung davon gehört nicht hieher und wir bemerken nur, daß Acton ein neues Beiſpiel wurde, wie gefährlich es für Monarchen iſt, Günſtlingen die Regie-

rung in ihrem Namen ohne Controlle anzuvertrauen. Sein zur Leidenſchaft geſteigerter Haß gegen Frankreich verleitete ihn während der Dauer der italieniſchen Kriege zu den ausſchweifendſten Maßregeln, die am Ende ſtets nachtheilig für die königliche Familie zurückwirkten und die franzöſiſche Partei, aus der ſich ſpäterhin die der Carbonari bildete, verſtärkte. So begleitete Acton den König auch auf der von Mack befehligten verrufenen Expedition gegen die franzöſiſche Armee. Früher hatte er, während Nelſons Anweſenheit, die berüchtigte Junta präſidirt, welche, um ihren Haß gegen abweichende politiſche Meinungen zu befriedigen, mit noch nicht geſehener Grauſamkeit in allen Ständen Schlachtopfer ſuchte und zu finden wußte. Nach der verunglückten Mackſchen Expedition wurde Acton definitiv — nur zu ſpät — von der Leitung der neapolitaniſchen Angelegenheiten entfernt. Er ſtarb im Jahr 1808, von allen Parteien gehaßt und verachtet.

Acuſtik (von dem griechiſchen Worte ακουειν, hören), iſt die Lehre vom Hörbaren, vom Schalle. Vormals wurde dieſer Theil der Phyſik in den Lehrbüchern gewöhnlich bei der Lehre von der Luft vorgetragen; dies iſt aber nicht der Natur gemäß, weil die Luft nur der gewöhnlich Leiter des Schalles iſt, und jede feſte oder flüſſige Materie eben ſowohl als die Luft, theils ſelbſt ſchallen, theils den Schall anderer Körper fortleiten kann. Die Acuſtik iſt alſo vielmehr als ein Theil von der Lehre der Bewegung anzuſehen. Jede mögliche Bewegung iſt nämlich entweder fortſchreitend, oder drehend, oder ſchwingend (zitternd). Die letztere Art von Bewegung, wenn ſie ſtark und ſchnell genug iſt, um auf unſere Gehörwerkzeuge zu wirken (wozu wenigſtens dreißig Schwingungen in einer Secunde erfordert werden), iſt ein Schall. Ein beſtimmbarer Schall wird Klang, ein unbeſtimmbarer wird Geräuſch, und die Geſchwindigkeit der Schwingungen wird Ton genannt. Chladni hat in ſeinem zu Leipzig 1802 im Deutſchen, und zu Paris 1809 franzöſiſch erſchienenen Werke über die Acuſtik das Weſentliche von allem, was in dieſem Theile der Phyſik von ihm und von andern entdeckt worden iſt, vorgetragen. Die Hauptgegenſtände ſind 1) die Tonlehre oder der arithmetiſche Theil, wo blos von den abſoluten und relativen Geſchwindigkeiten der Schwingungen die Rede iſt, und zwar erſt von deren urſprünglichen Verhältniſſen, ſodann von den zur practiſchen Ausübung nothwendigen kleinen Abänderungen dieſer Verhältniſſe oder von der Temperatur; 2) die Geſetze, nach welchen ſich die klingenden Körper bei ihren Schwingungen richten, und welche ſich bei jeder Art von klingenden Körpern durch verſchiedene Erſcheinungen äußern. Dieſes iſt die erſte Abtheilung des mechaniſchen Theils der Acuſtik. Bei allen klingenden Körpern iſt die Elaſticität als die bewegende Kraft anzuſehen; ein klingender Körper kann alſo ſein: a) durch Spannung elaſtiſch; dieſe Körper, wenn bei ihnen nur eine lineare Richtung in Betrachtung kommt, ſind Saiten (ſ. d.), wenn ſie aber membranenartig ausgedehnt ſind, ſind es Pauken- und Trommelfelle; b) durch Druck elaſtiſch; hieher gehört die in Blasinſtrumenten (ſ. d.) eingeſchloſſene Luft, welche ſich auf mannichfaltige Art der Länge nach ausdehnt und zuſammenzieht, und in manchen Inſtrumenten durch Öffnung und Schließung der Seitenlöcher verkürzt oder verlängert wird; c) durch innere Steifigkeit elaſtiſch. Dieſe Körper können entweder linear, d. i. vorzüglich nach einer Richtung ausgedehnt ſein, wie alle Arten ge-

rader und gekrümmter Stäbe, oder membranenförmig, d. i. nach mehreren Richtungen ausgedehnt, wohin Scheiben, Glocken und Gefäße gehören. Vormals kannte man nur die Schwingungen einer Saite, und die Schwingungen der Luft in Blasinstrumenten; Chladni hat aber, ſo viel es ſich thun ließ, auch die Schwingungen aller Arten von klingenden Körpern unterſucht; 3) die Lehre von der Fortleitung des Schalles, ſowohl durch die Luft und andere luftförmige Flüſſigkeiten, als auch durch andere feſte oder tropfbar flüſſige Materien; welches die zweite Abtheilung des mechaniſchen Theils iſt; 4) die Lehre von der Empfindung des Schalles, oder von dem Bau und den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menſchen und bei Thieren, welches der anatomiſch-pſychologiſche Theil der Acuſtik iſt. Y.

Acutus, ſ. Accent.

Adagio. Von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegungen (ſ. Tempo) der zweite. Das Adagio, die Hauptbenennung ganzer Sätze oder Stücke, die in dieſem Grade der Bewegung, und zwar mit einem ſchmachtenden, zärtlichen Ausdruck geſpielt oder geſungen werden.

Adam (hebräiſch, aus Erde geboren), der Vater des Menſchengeſchlechts, wurde nach dem Moſaiſchen Mythus am ſechsten Tage der Schöpfung aus Erde gebildet. Gott vollendete das Werk der Schöpfung durch die Bildung des Menſchen, den er nach ſeinem Ebenbilde formte, und zum Beherrſcher der vernunftloſen Geſchöpfe machte. Er gab ihm zur Begleiterin die Eva (Heva, hebr. Mutter der Lebendigen), aus ſeinem eignen Fleiſche gebildet, auf daß beide durch ihre Vereinigung die Erde mit einer glücklichen Nachkommenſchaft bevölkern ſollten. Der Garten von Eden, voll fruchttragender Bäume, war ihnen zum Wohnplatze angewieſen, und ſie fanden daſelbſt alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe und zu ihrem Vergnügen dienen konnte. Aber in der Mitte des Gartens ſtand der Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen, und von dieſem zu eſſen, hatte ihnen ihr Schöpfer verboten. Eva ließ ſich von der Schlange verleiten, eine Frucht desſelben abzubrechen, und mit ihrem Manne zu genießen. Dies Verbrechen zerſtörte ihr Glück. Die Geſtalt der Dinge verwandelte ſich plötzlich vor ihren Augen; ſie erkannten ihre Nacktheit, und bemühten ſich, ſie durch Blätter zu verhüllen. Vergebens ſuchte Adam ſich vor Gott zu verbergen; vergebens die Schuld der Eva beizulegen: der Fluch traf ſie und die ganze Natur; herausgetreten aus dem Stande der Unſchuld, in dem er geſchaffen worden, ſah Adam ſich verurtheilt, fortan im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot zu gewinnen. Ihn trafen alle Mühſeligkeiten des Lebens und die Schrecken des Todes. Er hatte drei Söhne, Kain, Abel und Seth, und ſtarb in einem Alter von 930 Jahren, von denen er 130 im Paradieſe verlebt hatte. Die Geſchichte Adams findet man mit mehr oder weniger Veränderungen in den Sagen faſt aller alten Völker, und ſie ſcheint bei allen eine gemeinſchaftliche Quelle zu haben.

Adam. Drei Brüder dieſes Namens haben ſich als Bildhauer bekannt gemacht. Der älteſte derſelben, Lambert Sigisbert, war 1700 zu Nancy geboren, wo ſchon ſein Vater die Bildhauerei übte. Achtzehn Jahre alt, ging er nach Metz und bald darauf nach Paris. Nachdem er vier Jahre hier gearbeitet hatte, erhielt er den erſten Preis bei der Akademie und ging als königlicher Penſionär nach Rom, wo er zehn Jahre zubrachte. Der Cardinal von Polignac ließ ihn die unter dem Namen der Familie des Lykomedes bekannten zwölf

Marmorſtatuen, die man in dem Palaſte des Marius entdeckt hatte, reſtauriren, und Adam vollzog dieſen Auftrag mit vieler Einſicht. Als man den Plan hatte, zu Rom das große, unter dem Namen des Springsbrunnens von Trevi bekannte, Monument zu errichten, war Adam einer von den ſechzehn Bildhauern, welche den Auftrag erhielten, Zeichnungen dahin einzugeben, und ſeine reiche und geiſtvolle Compoſition wurde von Clemens XII. gewählt. Aber die italieniſchen Künſtler wußten die Ausführung zu verzögern, und als es endlich dazu kommen ſollte, kehrte Adam nach Frankreich zurück. Im J. 1737 ward er Mitglied der Akademie und in der Folge Profeſſor bei derſelben. Seine Probearbeit war Neptun, der die Wogen beunruhigt und zu ſeinen Füßen einen Triton hat. Unter mehrern andern Werken arbeitete er jetzt die Gruppe des Neptun und der Amphitrite für das Baſſin des Neptun zu Verſailles. Man erkennt, daß Adam den Marmor gut bearbeitete, und daß er ſowohl das Nackte mit einer gewiſſen Correctheit, als auch die Gewänder mit eigner Eleganz zu behandeln verſtand. Aber der ſchlechte Geſchmack ſeiner Zeit führte ihn auf Abwege. Daher gebührt ſeinen Werken nur ein untergeordneter Rang, und ſie bezeichnen eine Zeit des Verfalls in der Kunſtgeſchichte. Von ſeinen übrigen Arbeiten befinden ſich zwei Gruppen in Bronze, die Jagd und die Fiſcherei, in Berlin. Er ſtarb 1759. — Sein Bruder, Nicolas Sebaſtien, war zu Nancy 1705 geboren, lernte bis zu ſeinem achtzehnten Jahre die Bildhauerkunſt unter ſeinem Vater und zu Paris, arbeitete dann 18 Monate lang auf einem Schloſſe bei Montpellier und ging 1726 nach Rom. Hier gewann er nach zwei Jahren einen Preis der Akademie von St. Lucas, arbeitete mit ſeinen Brüdern in Gemeinſchaft, blieb neun Jahre in der Fremde und ward dann zu Paris nach einigen Widerwärtigkeiten in die Akademie aufgenommen. Er arbeitete als Probeſtück den Prometheus, welchen der Geier zerfleiſcht, vollendete ihn jedoch erſt ſpäter. Sein Hauptwerk iſt das Grabmal der Königin von Polen, Gemahlin von Stanislaus. Von ihm als Künſtler gilt, was von ſeinem Bruder geſagt worden iſt. Er ſtarb im Jahr 1778. — Der dritte Bruder, François Gaſpard, war zu Nancy 1710 geboren und ebenfalls ein Schüler ſeines Vaters. Im J. 1728 ging er zu ſeinen Brüdern nach Rom, und lernte von ihnen die Behandlung des Marmors. Darauf kam er wieder nach Paris, gewann hier den erſten Preis der Akademie, und kehrte 1742 nach Rom zurück, wo er ſeine Studien vollendete. Dann ging er, ſtatt ſeines Bruders Nicolas Sebaſtien, den Friedrich II. eingeladen hatte, nach Berlin, arbeitete daſelbſt mehrere Jahre und ſtarb zu Paris 1759.

Adamianer oder Adamiten nennt man 1) eine angeblich im 2ten Jahrhundert entſtandene chriſtliche Secte, 2) einen während der Huſſitiſchen Unruhen um 1421 im Böhmen entdeckten Ketzerhaufen darum genannt, weil beide Parteien, entweder um den Stand der Unſchuld Adams nachzuahmen, oder um ihre Stärke in der Beherrſchung natürlicher Triebe zu erproben, gewohnt geweſen wären, bei ihren Verſammlungen, ohne Unterſchied des Geſchlechts, unbekleidet zu erſcheinen. Das Gerücht von den ältern Adamiten, die als Verächter der Ehe und ausſchweifende Wollüſtlinge beſchrieben werden, ſcheint durch einen Spottnamen der übelberüchtigten Karpokratianer entſtanden zu ſein. (Vgl. d. Art. Gnoſis.) Nicht viel ſicherer ſind die Nachrichten von den neuern Adamiten, die, nach ihrem angeblichen

Stifter Picard, auch Picarden (vielleicht Begharden) genannt wurden. Sie zeigten ſich um 1421 auf einer Inſel im Fluſſe Luſinicz, wo Zizka ſie überfiel, ohne ſie völlig zu vernichten. Denn noch in den folgenden Jahren waren ſie in Böhmen und Mähren weit verbreitet, und den Huſſiten, mit denen ſie den Widerwillen gegen die Hierarchie gemein hatten, beſonders wegen ihrer Verwerfung der Transſubſtantiationslehre, verhaßt. Später haben ſie ſich unter den Überbleibſeln der Taboriten verloren, und dieſe ſelbſt ſind daher bisweilen mit den Adamiten verwechſelt worden. E.

Adams (John), Präſident der vereinigten Staaten Amerikas, und einer der erſten Staatsmänner ſeines Vaterlandes, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, die im Jahre 1608 die Kolonie von Maſſachuſetsbai gründen half, und war zu Baintree in eben dieſer Kolonie 1725 geboren. Vor der Revolution, die ſein Vaterland in die Reihe unabhängiger Staaten erhob, zeichnete er ſich als Rechtsgelehrter aus. Beim Ausbruche der Unruhen vertheidigte er die Rechte ſeines Landes durch gutgeſchriebene Abhandlungen über die kanoniſchen und Feudalrechte. Seine Geſchichte des Streits zwiſchen Amerika und dem Mutterlande, die in der Zeitung von Boſton erſchien, machte großen Eindruck auf ſeine Mitbürger. Gewaltſamen Maßregeln war er abgeneigt; dennoch fand Capitän Preſton, als er ſeine Soldaten bei einem Aufruhr in Boſton auf das Volk feuern ließ, ſo daß mehrere Perſonen getödtet wurden, an ihm einen Vertheidiger. Er ward deſſen ungeachtet im J. 1774, und wiederholt 1775, zum Mitgliede des Congreſſes erwählt. Adams, von der Unmöglichkeit einer aufrichtigen und dauerhaften Ausſöhnung mit dem Mutterlande überzeugt, ſprach für Unabhängigkeit, und beförderte den denkwürdigen Beſchluß vom 4ten Juli 1776, welcher die amerikaniſchen Kolonien für freie, ſouveräne und unabhängige Staaten erklärte. Mit Franklin wurde er (1778) an den Hof zu Verſailles geſandt, um als bevollmächtigter Miniſter der vereinigten Staaten einen Allianz- und Handelstractat zwiſchen beiden Nationen zu ſchließen. Nach ſeiner Zurückkunft nahm der Staat von Maſſachuſets ſeine Einſichten für den Entwurf einer Regierungsverfaſſung in Anſpruch, die hauptſächlich ſein Werk iſt. Die vereinigten Staaten ernannten ihn zu ihrem bevollmächtigten Miniſter bei den Generalſtaaten in Holland, und es gelang ſeiner Geſchicklichkeit und Thätigkeit, dieſes Land zur Theilnahme an dem Krieg mit England zu bewegen. Darauf ging er (1783) nach Paris, und nahm an den Unterhandlungen des Friedens mit England Theil, durch welchen die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde. Da der Congreß während des Freiheitskampfs zu ohnmächtig gegen die einzelnen Unionsſtaaten geſtellt worden war; ſo war er der erſte, der eine Veränderung vorſchlug, und mit ihm vereinigten ſich Waſhington, Franklin, Madiſon, Hamilton und Andere; es ging daraus die neue, noch jetzt beſtehende Conſtitution der vereinigten nordamerikaniſchen Staaten vom J. 1787 hervor. Waſhington ward Präſident und John Adams Vicepräſident. Er machte vielen Aufwand und fand viele Feinde, die in ihm einen Unterdrücker der errungenen Freiheit fürchteten. Nachdem Waſhington ſeine Stelle niedergelegt hatte, wurde er Präſident, und blieb eine große Stütze der Verwaltung unter allen Umſtänden. Am Schluſſe ſeiner Präſidentſchaft ward Jefferſon zu ſeinem Nachfolger erwählt. Er zog ſich jetzt, bei ſeinem hohen Alter, von den Geſchäften zurück und ſtarb zu Neuyork 1803. Adams war nicht nur ein großer Staatsmann, ſondern zeichnete ſich auch als

Schriftſteller aus. Während ſeines Aufenthalts in Europa gab er ſein berühmtes Werk: Vertheidigung der Conſtitutionen u. ſ. w. (London 1794, 3 Bände in 8.) heraus. Man hat auch eine Geſchichte der Republiken von ihm.

Adams (Samuel), Mitglied des amerikaniſchen Congreſſes, war ein Haupturheber der Revolution der vereinigten Staaten. Er war in der Provinz Maſſachuſets geboren, und widerſetzte ſich beſonders lebhaft den Bedrückungen Englands. Ob er gleich damals ſchon alt war, ſo wich er doch keinem an ſchnellen Entwürfen und thätiger Ausführung derſelben. Er gab zuerſt die Idee an, Volksgeſellſchaften zu errichten, die mit einander correſpondirten und ihren Vereinigungspunct in Boſton hatten. Dieſe Einrichtung war ein mächtiger Hebel der Revolution. Adams konnte den Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen dem Mutterlande und den Kolonien vor Ungeduld nicht erwarten, und wollte ſchon Unabhängigkeit, als die wärmſten Parteigänger nur Abſtellung der Beſchwerden beabſichtigten. Der Aushebung und Errichtung regulärer Truppen widerſprach er, und verlangte, daß nach dem Beiſpiele der Römer jeder Amerikaner Soldat ſein ſolle. Waſhington liebte er nicht; denn ſein hitziger und unruhiger Kopf war zu verſchieden von der Klugheit und ruhigen Beſonnenheit dieſes Feldherrn. Er ſtimmte ſelbſt zu dem Plane im J. 1778, ihm den Oberbefehl der Truppen zu nehmen, und dem Gates zu übergeben. Seine Vermögensumſtände grenzten faſt an Armuth, und ſein kümmerliches Äußere ſchien mit der Kühnheit ſeines Geiſtes im Widerſpruch. Er war ſo glücklich, lange genug zu leben, um die Anſtrengungen für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes noch mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt zu ſehen. Er ſtarb arm, wie er gelebt hatte, und man nannte ihn den amerikaniſchen Cato.

Adams (John Quincy), der älteſte Sohn des berühmten amerikaniſchen Präſidenten John Adams, war in den Jahren 1801 und 1802 bevollmächtigter Miniſter der vereinigten Staaten zu Berlin. Während dieſer Zeit bereiſte er ganz Schleſien, und theilte ſeinem Bruder in Philadelphia die ganze Beſchreibung deſſelben in Briefen mit. Dieſer folgte der Aufforderung mehrerer Gelehrten und gab ſie im Portfolio, einer Zeitſchrift von Philadelphia, nach und nach im Druck heraus. Sie erregten gleiche Theilnahme durch die Belehrung über ein daſelbſt beinahe noch völlig unbekanntes Land, ſo wie durch den Geiſt für Ordnung und Friede, welchen ſie überall athmeten. Vorzüglich aber beſchäftigten ſie ſich mit dem Manufacturweſen von Schleſien, weil hieraus ſeinem Vaterlande mancher Vortheil erwachſen konnte, ſo wie auch mit einer Beſchreibung der Fortſchritte des Erziehungsweſens ſeit der Errichtung der Bildungsſeminarien durch Friedrich den Großen. Ein kurzes Kapitel iſt mehreren Notizen über die merkwürdigſten ſchleſiſchen Schriftſteller gewidmet. — Dieſe ſämmtlichen Briefe wurden im Jahr 1804 in einem Bande in 8. abgedruckt, und eine geographiſche Karte beigefügt, da der Verfaſſer im letzten Theil derſelben Geographie, Topographie und Geſchichte von Schleſien nach deutſchen Schriftſtellern behandelt, und dieſe oft berichtigt. — Hiervon erſchien im J. 1805 eine ſehr geſchätzte Überſetzung von Frieſe. — So bald Jefferſon zum Präſidenten der vereinigten Staaten ernannt war, rief er Adams von Berlin zurück. Die Föderaliſtenpartei, der er zugethan war, verſchaffte ihm eine Lehrſtelle am Collegium Harvard in der Provinz

Maſſachuſets, ſpäter gelangte er als Abgeordneter dieſer Provinz in den Senat. Hier verließ nun Adams die Partei, welcher ſein Vater und er all ihr Glück verdankten, und trat auf die Seite der demokratiſchen. Der Präſident ſandte ihn als Miniſter nach Rußland, von wo aus er 1814 als einer der Bevollmächtigten der vereinigten Staaten bei den europäiſchen Mächten auftrat. Im März 1815 ward er zum bevollmächt. Miniſter am Hofe von St. James, und im J. 1817 zum Staatsſecretär des Innern ernannt.

Adamberger (Maria Anna) geb. **Jaquet**, eine der vorzüglichſten und liebenswürdigſten deutſchen Schauſpielerinnen, wurde 1752 in Wien geboren, und ſtarb daſelbſt 1804, nachdem ſie faſt ein halbes Jahrhundert lang durch unvergeßbare Kunſtleiſtungen entzückt hatte. Als Tochter des Hofſchauſpielers Jaquet betrat ſie ſchon im Kindesalter mit ihrer Schweſter Catharina (die ein früher Tod den ſchönſten Hoffnungen entriß) die Bühne, deren Zierde ſie nachher wurde. Nach einigen Verſuchen im tragiſchen Fache widmete ſie ſich dem naiven, und ſpielte die Rollen dieſes Faches mit einer bewunderungswürdigen Natur, Mannichfaltigkeit und Vollendung. Sie hatte nie aus Büchern ſtudiert, aber ihr glücklicher Genius ließ ſie die Natur mit einem ſichern Gefühle beobachten. Im Februar 1804 hatte ſie das letztemal die Bühne betreten; drei Vierteljahre ſpäter ſtarb ſie. Sie hatte ſich 1731 mit dem Hofſänger Adamberger vermählt; ihre gleich talentvolle Tochter Antonie war die Verlobte Theodor Körners, und wir verdanken dieſer zarten Liebe manches liebliche Lied des unvergeßlichen Sängers. Im Jahre 1817 verheirathete ſie ſich, und verließ die Bühne, auf der ſie ſchon Liebe und Bewunderung ſich erworben.

Adamsapfel, eine Art Pomeranzen mit narbiger Schale, nur etwas größer und dunkler als die gewöhnlichen Pomeranzen. — Auch nennt man ſo den erſten Knorpel in der Luftröhre, der beſonders an der männlichen Kehle ſichtbar vorragt.

Adanſon (Michel), ein berühmter Botaniker, geboren zu Air 1727. Mit vorzüglicher Neigung ſtudierte er Naturgeſchichte. Réaumur und Bernard de Juſſieu wurden ſeine Hauptführer. Das Linnéſche Syſtem, welches ſich damals zu verbreiten anfing, reizte ihn zur Nacheiferung. Heiße Begierde, aus allen Kräften die Wiſſenſchaften zu fördern, bewog ihn, dem geiſtlichen Stande, für den er beſtimmt war, zu entſagen, und auf Reiſen zu gehen, um in noch unbeſuchten Ländern Forſchungen anzuſtellen. Er entſchied ſich für den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungeſundheit dieſer Gegend noch lange die Naturforſcher abhalten würde, ſie zu unterſuchen. 1748 trat er in einem Alter von 21 Jahren die Reiſe an. Kaum war er angekommen, als er mit dem glühendſten Eifer ſeine Unterſuchungen anfing, und unermeßliche Schätze in allen drei Naturreichen ſammelte. Da er ſehr bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilungsmethoden fühlte, bemühte er ſich, ſie durch eine allgemeine und allumfaſſende zu erſetzen. Außerdem fertigte er von den Ländern, die er durchwanderte, genaue Karten, und ſammelte Wörterbücher von den Sprachen der verſchiedenen Völkerſchaften, mit denen er in Berührung kam. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in einem ſo heißen und ungeſunden Clima kehrte er mit den koſtbarſten Sammlungen in ſein Vaterland zurück, wo er 1757 ſeine Histoire naturelle du Sénégal (1 vol. 4.) herausgab. Einige muſterhafte Abhandlungen, welche

die Akademie in ihre Memoiren aufnahm, erwarben ihm im Jahre 1759 den Titel eines Akademikers. Sie waren aber nur die Vorläufer ſeines großen botaniſchen Werks: Familles des plantes, in zwei Bänden 1763. Dieſes bewundernswürdig gelehrte Werk konnte jedoch ſeinen Zweck, der Botanik eine neue Geſtalt zu geben, gegen Linné nicht erreichen. Er hatte zahlreiche Veränderungen und Zuſätze zu einer veränderten neuen Ausgabe gemacht, als er, von rieſenhaften Ideen hingeriſſen, den Plan zu einer vollſtändigen Encyklopädie faßte. In der Hoffnung, daß Ludwig XV. dieſes Unternehmen unterſtützen werde, ſammelte er die Materialien dazu, die in kurzem zu einer ungeheuern Maſſe anwuchſen, und legte 1775 der Akademie einen Plan vor, der durch ſeinen Umfang allgemeines Staunen erregte. Man unterwarf ihn einer nähern Prüfung, deren Ergebniß jedoch des Verfaſſers Wünſchen und Erwartungen nicht entſprach. Adanſons Plan war allerdings trefflich, aber er hatte Unrecht, ihn nicht theilweiſe, ſondern auf einmal ausführen zu wollen, und dieſer unbeugſame Eigenſinn war Urſach, daß derſelbe überhaupt unausgeführt blieb. Er fuhr indeß mit ungeſchwächtem Eifer fort, ſeine Materialien zu vermehren. Außer einigen ſchätzbaren Memoiren, die er der Akademie vorlegte, gab er nichts mehr heraus; die Idee, ſeinen großen Plan auszuführen beſchäftigte ihn allein; alle ſeine Mittel wendete er auf, um den Zeitpunct dafür zu beſchleunigen. Aber der Ausbruch der Revolution verſetzte ihn in die traurigſte Lage; als das Nationalinſtitut bei ſeiner Gründung ihn einlud, einen Platz unter ſeinen Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Der Miniſter des Innern bewilligte ihm eine Penſion. Bis an ſeinen Tod, 1806, war er unabläſſig für die Ausführung jenes großen Entwurfs beſchäftigt. Die Zahl ſeiner gedruckten Schriften iſt gering gegen die Maſſe ſeiner nachgelaſſenen Manuſcripte, aus denen ein gediegener Auszug des Wiſſenswürdigſten zu wünſchen wäre.

Adäquat. Adäquater Begriff bezeichnet in der Logik den höchſten Grund analytiſcher Vollkommenheit allgemeiner Begriffe. Der Verſtand denkt ſich nämlich ſeine Begriffe durch die Merkmale, die in denſelben enthalten ſind. Sind dieſe wieder aus Merkmalen zuſammengeſetzt, ſo zergliedert er jedes derſelben von neuem, bis nur noch einfache Merkmale übrig bleiben, die ſich weiter nicht auflöſen laſſen; und dieſes Verfahren des Verſtandes heißt die Entwickelung, Ausführlichmachung oder Adäquation der Begriffe, und der Begriff ſelbſt, welcher auf ſolche Art zergliedert worden iſt, heißt ein adäquater Begriff. Hernach braucht man das Wort adäquat auch bei erfundenen Erklärungen oder ſogenannten Definitionen, welches Begriffe ſind, die das logicaliſche Weſen einer Sache ausdrücken, um zu erproben, ob die Sache, die durch die Definition hat erklärt werden ſollen, ſich wieder in die Erklärung eingeſchlichen hat, wodurch ein Cirkel entſteht. Denn dadurch, daß man jedes Merkmal von neuem zergliedert, muß es ſich offenbaren, ob man wieder auf den Punct trit, wovon man ausgegangen war. Eine adäquate Definition iſt eine ſolche, die weder zu eng noch zu weit iſt, und daher weder auf mehr, noch auf weniger Dinge paßt, als das Definitum.

Addington (Henry), Lord Viscount Sidmouth, Sohn eines Arztes, der mit dem Studium ſeiner Kunſt Liebe zur Staatswiſſenſchaft verband. Heinrich Addington, geboren 1756, ward mit Pitt,

dem Sohne des Lord Chatam, erzogen. Die ſchnelle und glänzende Laufbahn ſeines Freundes eröffnete auch ihm bald den Weg zu Ehrenſtellen. Er trat ins Parlament und unterſtützte mit ganzer Macht Pitt gegen Fox. 1789 ward Addington zum Sprecher im Hauſe der Gemeinen gewählt; und dieſer ehrenvolle Poſten blieb ihm auch bei der Zuſammenberufung eines neuen Parlaments. Stets treu der Partei Pitts, ſtimmte er nur gegen die Meinung ſeines Freundes, als Wilberforce 1792 die Aufhebung des Negerhandels in Vorſchlag brachte, indem er für die ſtufenweiſe Abſchaffung war. Er verlangte und ſetzte es durch, daß der Zeitpunct dafür bis 1800 verſchoben wurde. Aber dieſe augenblickliche Abweichung in ihren Meinungen änderte weder ihre Vertraulichkeit, noch ihre gewöhnliche Übereinſtimmung in dem politiſchen Syſteme. Den 5ten Februar 1801 legte Pitt die Würde eines Kanzlers der königlichen Schatzkammer nieder, und überließ ſie ſeinem Freunde Addington. In dieſer Stelle ſtattete Addington mehrere Berichte über den Finanzzuſtand Englands, die Nothwendigkeit neuer Anleihen ꝛc. ab, und wußte den an und für ſich trockenen Gegenſtand ſeiner Vorträge durch eine edle und einfache Beredſamkeit auszuſchmücken. Während der kurzen Dauer des Friedens von Amiens legte er ſtets eine den Frieden begünſtigende Geſinnung dar, und vertheidigte den Friedensſchluß, der ſein Werk ſchien. So wie aber der Bruch ſich ankündigte, trug er ſelbſt auf feindſelige Maßregeln an, und zeigte ſich als einen der wärmſten Vertheidiger des Kriegs. Die Krankheit des Königs in den erſten Monaten des Jahres 1804 verurſachte ihm große Unruhen. Seine Feinde wollten dieſen Umſtand benutzen, um ihn zu ſtürzen; aber die plötzliche Wiederherſtellung des Monarchen vereitelte ihren Plan. Doch nöthigten ihn neue Angriffe, das Miniſterium zu verlaſſen; am 10ten Mai gab er Pitt die Siegel zurück. Der König, der ihn vorzüglich liebte, erhob ihn damals zum Lord Viscount Sidmouth, und ſchenkte ihm auf eine ausgezeichnete Weiſe ſein beſonderes Vertrauen. Er trat ſelbſt im Jan. 1806 wieder ins Miniſterium als Großſiegelbewahrer, wurde aber nach kurzer Zeit abermals daraus entfernt. Als Lord Liverpool den Platz des ermordeten Perceval (1812) als erſter Lord der Schatzkammer erhielt, trat auch Lord Sidmouth wieder in das Cabinet als Staatsſecretär des Innern, welche Stelle er noch jetzt bekleidet. S. d. Art. Radicalreformers im Anh. des 10ten Bd.

Addiren, ſ. Addition.

Addiſon (Joſeph), geboren 1672 zu Miſton in Wiltſhire, wo ſein Vater Geiſtlicher war, empfing den erſten Unterricht an ſeinem Geburtsorte und ſpäter in Lichtfield, wo inzwiſchen ſein Vater Dechant geworden war. Früh zeigte er Neigung zu den Studien, die ihn in der Folge ausgezeichnet haben. Funfzehn Jahre alt, ging er nach Oxford, wo ſeine lateiniſchen Gedichte die Bewunderung ſeiner Lehrer erregten. Sie erſchienen in einer Sammlung: Musarum anglicarum analecta. Er hatte ſich bis jetzt dem geiſtlichen Stande beſtimmt; aber ſein beginnender Ruf ließ ihn in Lord Somers und Lord Montague, damaligem Kanzler der Schatzkammer, Gönner finden, welche ſein Glück zu befördern geneigt waren, und dieſer Umſtand entwickelte vielleicht in ihm die Keime des Ehrgeizes, der ihn zu Ehrenſtellen führen ſollte, für die er nicht geboren ſchien. Im J. 1639 richtete er ein Gedicht an den König Wilhelm, der nicht unterließ, einem Jünglinge von ſo großen Hoffnungen ſein ermunterndes

Digitized by Google

Wohlwollen zu bezeigen. Addiſon wünſchte zu reiſen, und erhielt dazu eine jährliche Penſion von 300 Pfund. Er beſuchte Frankreich, wo er ziemlich lange verweilte, ging von da nach Italien, und ſah ſich genöthigt, da indeſſen wichtige Veränderungen im Miniſterium vorgefallen waren, und ihm die Penſion nicht mehr ausgezahlt wurde, nach England zurückzukehren. Von allem entblößt, kam er in London an; aber dieſe peinliche Anlage währte nicht lange. Die Schlacht von Hochſtädt oder Blenheim im J. 1704 verbreitete durch ganz England die lauteſte Freude, und Lord Godolphin, der dieſes große Nationalereigniß von einem würdigen Dichter gefeiert wünſchte, beauftragte auf Lord Halifax Empfehlung Addiſon damit. Noch ehe derſelbe ſein Gedicht vollendet hatte, erhielt er zur Belohnung ſeines Eifers den Poſten eines Appellationscommiſſärs, den der berühmte Locke verließ. Im J. 1705 begleitete er Lord Halifax nach Hannover, und ward das Jahr darauf Unterſtaatsſecretär. — Als der Marquis Warton zum Vicekönig von Irland ernannt worden, folgte ihm Addiſon als Secretär, und war zugleich Archivar des Schloſſes von Birmingham; ein Poſten, der mit ſehr wenig Arbeit und 300 Pfund jährlichen Gehalts verknüpft war. Während ſeines Aufenthalts in Irland entwarf Steele, mit dem er von Jugend auf durch Freundſchaft verbunden war, den Plan zu einer Zeitſchrift unter dem Titel: The Tatler (der Plauderer). Addiſon nahm an dieſer Unternehmung Theil, an deren Stelle jedoch nach einigen Monaten der Spectator trat, bei dem ein höherer und umfaſſenderer Geſichtspunct genommen worden war. (S. den Art. Steele.) Dieſe Schrift, die erſte in ihrer Art, ward mit ungemeinem Beifall aufgenommen, und machte den Verfaſſer allgemein berühmt. Addiſon ſtellte darin ein Gemählde von den Sitten ſeiner Zeit auf, indem er Charaktere ſchilderte, Laſter züchtigte, die herrſchenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte, und dabei abwechſelnd den Ernſt des Verſtandes und den Ton des Spottes und der Ironie anwandte. In dieſen verſchiedenen Gattungen der Gegenſtände und der Behandlung zeigte er ein ausgezeichnetes Talent, einen geläuterten Geſchmack und einen geſunden, wiewohl nicht in die Tiefe dringenden Blick. Im Jahre 1713 zeigte ſich Addiſon der literariſchen Welt mit einem neuen Charakter. Er brachte ſein Trauerſpiel Cato auf die Bühne, an dem nach 35 ununterbrochen auf einander folgenden Vorſtellungen man kaum die erſte Gluth der Begierde geſtillt hatte, und das lange in London und in den Provinzen unter dem allgemeinſten Beifall aufgeführt wurde. Doch nicht der Werth dieſes an ſich ſchwachen und froſtigen Stücks, in welchem Addiſon recht deutlich dartbat, daß er zwar ein ſchöner Geiſt, aber kein Dichter ſei, ſondern das politiſche Intereſſe deſſelben wirkte dieſen Erfolg, zu welchem die Whigs und Tories ſich vereinigten, den aber die Zeit nach und nach ſchwächte und endlich ganz auslöſchte. Nach dem Tode der Königin Anna ward Addiſon in verſchiedenen öffentlichen Ämtern angeſtellt. Er ging in der Eigenſchaft eines Secretärs des Vicekönigs, Grafen von Sunderland, zum zweitenmale nach Irland; ward darauf Lord des Handelsgerichts und 1717 Staatsſecretär. Man bemerkte aber nur zu bald ſeine Unfähigkeit, das ihm anvertraute Amt zu verwalten. Er war nicht im Stande, öffentlich zu reden, und die Maßregeln der Regierung zu unterſtützen und zu vertheidigen. Die mancherlei Kränkungen ſowohl, die er darüber erfahren mußte, als auch die Abnahme ſeiner Geſundheit bewogen ihn ſehr bald, die Stelle

wieder niederzulegen, worauf er 1719 zu Hollandhouſe bei Kenſington ſtarb. Er ward in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. — In England gilt Addiſon für einen geiſtreichen, eleganten und wohlklingenden Dichter und die meiſten ſetzen ihn Popen und Dryden an die Seite. Wir können dieſem Urtheile nicht beiſtimmen. Als tragiſcher Dichter nimt er einen ſehr tiefen Platz ein. Von ſeinen proſaiſchen Werken iſt nächſt dem Zuſchauer ſeine Reiſe nach Italien das wichtigſte. Seine Proſa iſt in jeder Rückſicht muſterhaft, und verdient ihrer Reinheit und edeln Einfachheit wegen ſtudiert zu werden. Als Menſch war Addiſon von den untadelhafteſten Sitten, ein aufrichtiger Anhänger der Religion, ernſt und zurückhaltend in ſeinem Betragen; in der Geſellſchaft furchtſam und verlegen, ſprach er wenig vor Perſonen, die er nicht genau kannte. Ich habe nie, ſagte Lord Cheſterfield, einen beſcheidnern und linkiſchern Menſchen geſehen. Im Freundeskreiſe war ſeine Rede fließend und anmuthig.

Addition. Sie iſt die erſte Rechnungsart der ſogenannten vier Species und iſt Zuſammenzählung, durch welche man erforſcht, wie viel gewiſſe einzelne Zahlen oder Zahlenreihen, zu einander gerechnet, betragen. Das Reſultat dieſer Zuſammenrechnung nennt man Summe. Wenn der Wilde, um die Summe zu finden, jede Einheit der andern einzeln zuzählt: ſo wird durch die mechaniſche Zuſammenzählung der Arithmetik in unſerm Zahlenſyſtem der Zehner die Addition dadurch ſehr erleichtert, daß die Einer, Zehner, Hunderte, Tauſende u. ſ. w. immer unter die vorbemerkten Einer, Zehner u. ſ. w. ſenkrecht geſchrieben werden. Dann zählt man zuerſt alle Einer, ſetzt die Einer hin, zählt aber die aus der Addirung der Einer überſchießenden Zehner der nun folgenden Addirung der Zehner hinzu und geht nun nach gleicher Regel zu der Addition der Hunderte über. Wenn in einer Additionsaufgabe Größen verſchiedener Art, aber von einerlei Gattung, Thaler, Groſchen, Pfennige, vorkommen; ſo addirt man die rechts geſtellten Zahlen zuerſt und läßt hierauf die nächſt größeren folgen. Zur Probe der Addition dient, daß man ein Paar der zuſammenaddirten Zahlenreihen beſonders zuſammenzählt und die ſo gebildete Summe von der Hauptſumme abzieht und dann wieder beide Summen zuſammenzählt, oder man nimt die Addition in umgekehrter Ordnung vor. Die ſogenannte Neunerprobe hat den weſentlichen Mangel, daß, wenn man ſich um ein Product von neun verrechnet, ſie den Fehler nicht anzeigt.

Adel, der angeerbte, iſt nach Kant ein Rang, der vor dem Verdienſte vorhergeht, und dieſes auch nicht zur nothwendigen Folge hat, ein Gedankending ohne alle Wirklichkeit. Von Schlieffen nannte ihn daher ein entbehrliches Trümmerwerk aus der Vorzeit, und ſchon Boileau nannte den neuern Adel d'un tronc fort illustre une branche pourrie. Adelsvorrechte ſetzen den ererbten Ruhm vor den erworbenen, und die Abkömmlinge großer Männer vor die großen Männer ſelbſt. Der Staatszweck an ſich erkennt bei den gleichgebornen Staatsgenoſſen nur den Adel des perſönlichen Verdienſtes an, indem das Staatswohl nicht erheiſcht, wie von Archenholz (Minerva Mai 1800, S. 569) ſich ausdrückt, daß der Staat „dem Kinde verleihe, was dem Vater, der Trägheit nicht, was dem Fleiße, dem Vorurtheile nicht, was dem Genie, d. h. dem privilegirten Welt- und Naturadel, gebührt, der an Racen und Kaſten nicht gebunden iſt.“ Bevorrechtete Geburtsſtände aber ſind nach Schlözer nicht weniger als nothwendige Übel. Daher haben die vereinigten Staaten von

Nordamerika ſogar alle Geburtstitel abgeſchafft, und die Dienſtehre ſollte, wie ſchon lange in Dänemark, und ſeit Peter dem Großen in Rußland, jederzeit über Kaſtenehre erheben. Sogenannte adelige Chargen ſind bei Staatsämtern gegen die Natur des Staatsdienſtes. Daher iſt der Unterſchied zwiſchen Adel und Nichtadel in dem Staatsdienſte gänzlich aufgehoben in Rußland, in der Schweiz, in England in Baiern und Baden. Hofadel hat ſich an den meiſten Höfen noch erhalten. Montesquieus oft mißverſtandner Geſchichtsſpruch: Point de Monarque, point de Noblesse; point de Noblesse, point de Monarque, wird durch die Geſchichte der alten und neuen Zeit widerlegt. Wie viele Beiſpiele von Verſchwörungen des Adels gegen den Monarchen enthält nicht die ſchottiſche, ſchwediſche, franzöſiſche, polniſche, portugieſiſche und ungariſche Geſchichte! Der Adel hat die Throne öfter geſtürzt, als alle Unzufriedenheit des eigentlichen Volks, wozu Adelige überdies noch faſt immer die Urſache waren, durch den Mißbrauch der Gewalt im Genuß ihrer Vorrechte, durch die ſchlechten Rathſchläge, welche ſie den Fürſten gaben, und durch die Unterdrückungen, die ſie ſich gegen das Volk erlaubten. Nicht der Adel, wie Montesquieu behauptet, ſondern die Verfaſſung hält zwiſchen dem Regenten und dem Volke das Gleichgewicht, und dient dieſem zur Schutzwehr gegen die Willkür der Gewalt. Dagegen bildet der Adel (wie Hennings „über die wahren Quellen des Nationalwohlſtandes" aus der Geſchichte gezeigt hat) oft nur eine Scheidewand zwiſchen dem Regenten und dem Volke; und die Fürſten haben ſich eben ſo oft des Volks wider die Anmaßungen des Adels bedient (in Ungarn iſt die königliche Gewalt ſogar eine Schutzwehr für den Unadeligen), als ſich der Adel mit der Herrſchergewalt entweder zur widerrechtlichen Unterdrückung der Gemeinen, oder mit dem Volke zu einer eben ſo widerrechtlichen Schmälerung der Regierungsrechte verbunden. Ob der Adel in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt politiſchen Nutzen habe, beantwortet ſich aus ſeiner Entſtehung und urſprünglichen Beſtimmung. Wenn Tacitus und Andere vom Adel ſprechen, ſo verſtehn ſie darunter keinen Stand; denn erſt mit dem Geburtsadel entſtand der Unterſchied der Stände. Doch lag der früheſte Grund dieſes Unterſchieds in der ſchon von Tacitus bezeugten germaniſchen Sitte der Ehrerbietung vor den Alten. Den König nannten die Germanen blos den Älteren, Seniorem; und noch jetzt iſt Ältermann und Älteſter in England und Deutſchland mit Vorſtand einer Gemeinheit gleichbedeutend. So Grav oder Grau, d. i. Greis. (S. jedoch wegen einer andern Ableitung dieſes Wortes d. Art. Graf.) Das Alter alſo und in Kriegsſachen die Kriegserfahrung waren bevorrechtet, nicht die Geburt. Indeß lag allerdings der Keim des Adels, oder der bevorrechteten Geburt, ſchon vor dem 6ten Jahrh. in dem Daſein edler Geſchlechter, d. i. ſolcher, die ſich durch langen Kriegsruhm auszeichneten. Solche Geſchlechter gab es in jedem Stamme neben der königl. oder fürſtl. Familie; z. B. bei den Bajoaren die Agilolfingen, aus denen allein Landesherren gewählt werden konnten, und die doppelt höher ſtanden, als die übrigen edeln Geſchlechter, von welchen ein Mitglied wieder zweimal ſo viel werth war, als ein jeder andere freie Bojoar. Bei den Franken fällt der Begriff eines Adeligen mit dem eines königlichen Getreuen vom erſten Range (Antrustiones) ſo zuſammen, daß in den ſaliſchen und ripuariſchen Geſetzbüchern das, was in andern vom Adel, von den Antruſtionen geſagt wird. Mit dieſen Leuten oder Getreuen war durch die Eroberung der fränkiſche

Staat gegründet. Sie und ihre Söhne machten das Kriegsgefolge, die Haustruppen des Königs aus, und erhielten Sold und Preis in Lehngütern. Seit dem 6ten bis zum 9ten Jahrh. bildete dieser Kriegsadel auch noch eine höhere Classe der königl. Dienstleute, d. i. die grundherrlichen Haus- und Hofleute des Königs oder Reichsministerialen, zum Unterschiede von den Privatministerialen, die sich alle Gutsherren, auch der König auf seinen Meierhöfen, und die königlichen und Reichsleute auf ihren Lehngütern hielten. Dieses Hofgesinde (die juniores) hatte einen Vorsteher, Major, Maier, Hof- endlich Reichsmaier. Jener Dienstadel aber bestand, wie der Kriegsadel, ebenfalls ursprünglich aus den Getreuen, mit deren Hülfe das Land erobert und in Gehorsam gehalten wurde. Ihr Sold bestand, wie bei den Kriegsleuten, in Lehngütern, die endlich mit der Stelle selbst belehnt wurden. (S. Lehnswesen.) Die Reichsministerialen unterschieden sich in Platz- und Provinzialministerialen. Jene waren die Beamten am Hoflager; diese die Patricier oder Generalstatthalter, Herzoge und Markgrafen. Unter diesen höheren Beamten standen die Grafen. Jene, die Vorsteher ganzer Provinzen, diese die von einzelnen Kreisen, wurden schon früh Fürsten, d. i. die Vordersten im Kreise, den die versammelten Franken auf offenem Felde schlossen. So kam zu den alten Rechten des Kriegs- und Hoflehnsadels noch das Recht der Reichsstandschaft und eines besondern Gerichtsstandes (judicium parium); und damit, als am Ende des 9ten Jahrh. die Hof- und Reichsstellen erblich wurden, entstand der hohe Adel. Diese Erblichkeit des Dienstes machte den Adel unabhängig von König und Volk. Über diesem Herrenstande, der sich in den königlichen Leuten gebildet, bestand noch lange Zeit der uralte Nationalherrenstand der absolut freien Landeigenthümer, Semperfreien, viri egregiae libertatis, Reichsfassen, Dynasten, die durchaus niemanden dienstpflichtig waren. Sie besaßen theils Herrschaften, theils einzelne Villen; doch verschwanden die Eigenthümer der letztern fast alle seit Carls des Großen Zeit; und die der ersteren traten allmählig in den Reichsvasallenstand (den hohen Adel) ein. Der Grund dieses hohen Adels lag also in der Abstammung von einem uralten adeligen Geschlechte, und das Kennzeichen desselben war die Landeshoheit. — Der niedere Adel ist um die Mitte des 11ten Jahrh. entstanden aus einer Mischung von Landesministerialen und von kleineren Allodialfreisassen. Jene verrichteten nämlich bei dem hohen Adel Kriegs- und anständige Haus- und Hofdienste, theils als Rückwirkung oder Nachbildung der eroberten Dienstmannschaft, theils als Folge steigender Bereicherung. (Vgl. d. A. Ritterwesen.) Diese glaubten sich geehrt durch Beilegung eines Titels, der auf Dienstverhältnisse und Lehnsabhängigkeit hindeutete. Daher nahm zuerst in Frankreich und den Niederlanden, dann aber auch in Deutschland, unter den Allodialgutsherren die Titelsucht überhand. Die größeren suchten den Amtstitel Graf; die kleineren nannten sich wenigstens Reichsbarone; die übrigen Herren von, auf, zu, aus ꝛc. oder auch blos Herr. Bei der Unsicherheit auf dem Lande im Mittelalter ließen sich edle Geschlechter, besonders seit dem Ende des 12ten Jahrh. häufig in den Städten nieder, und bildeten mit den reichsten angesessenen Bürgern, im Besitze der obrigkeitlichen Stellen, den städtischen Adel der nachherigen sogenannten Patricier. — So wie der hohe Adel die Reichsstandschaft behauptete, so behauptete jetzt der niedere Adel die Landstandschaft, eine Nachbildung von jener. Da beide,

Freiſaſſen und Dienſtleute, begütert waren, ſo verſtand man unter Adel überhaupt auch den Stand der Gutsbeſitzer (von Od, d. h. Beſitzung) und zu den perſönlichen Vorrechten des Adeligen auf Kriegs-, Hof- und Staatsſtellen, insbeſondere auf die Ritterwürde (die jedoch vor Kaiſer Friedrich II. und 1250 jeder Freigeborne erhalten konnte), kamen noch dingliche, in Anſehung ihres Grund- und Lehneigenthums. Unter dieſen waren die wichtigſten Steuerfreiheit und Patrimonialgerichtsbarkeit. Letztere wurde, nach Aufſtellung der Reichsdienſtordnung, auch den Semperfreien als Folge der Schutzherrlichkeit vom König verliehen; bei den Lehnsgütern des Adels beruht ſie ohnehin auf Verleihung. So wurde ſie, doch im Allgemeinen nicht vor dem 11ten Jahrh., ein Zubehör der Grundherrlichkeit, und zugleich mit dem Erbeigenthum eines Lehnguts erworben. (S. F. Eichhorns deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, und Hüllmanns Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland, Leipz. 1817, 3 Th.) Mit der Ausbildung des Staatsrechts und der Staatskunſt, mit der Umgeſtaltung des ganzen Kriegs- und Heerweſens, wodurch die alte Heerpflichtigkeit des Adels aufhörte, mit der theilweiſen oder gänzlichen Aufhebung des Lehnſyſtems, mit dem Emporkommen des dritten Standes, welcher durch Talente, Fleiß, Vermögen und Verdienſt auf alle Verhältniſſe des Staatenlebens immer tiefer einwirkte, und ſowohl im Staats- als im Kriegsdienſte mit dem Adel wetteiferte, endlich mit dem Verfall des adeligen und Rittergeiſtes, indem der Adel, durch den Beſitz ſeiner Vorrechte verwöhnt, zu verdienen unterließ, was er durch Geburt und Familienverbindung zu erlangen glaubte; mit dieſen innern und äußern Veränderungen hat der niedere Adel überhaupt, nicht was ſeine Titel, ſondern was ſeine ererbten perſönlichen und dinglichen Vorrechte betrifft, ſeit 25 Jahren in einem großen Theile von Europa, beſonders nach der großen Reform des Adels in Frankreich und den davon abhängig geweſenen Staaten, die Stütze der öffentlichen Meinung von der Zweckmäßigkeit jener Vorrechte verloren. Und dieſe Vorrechte: — Landſtandſchaft auf Geburt und Beſitz gegründet, Ehre und Vorzug als Lohn ererbter, oder durch eine ziemlich kühne Vorausſetzung für ererbt angenommener Verdienſte; Genuß aller Vortheile des Staats, ſogar ausſchließlicher Genuß ſehr bedeutender Vortheile gegen die Befreiung von den wichtigſten Pflichten, ſind Dinge von ſehr großem Werthe. Erklärt doch noch ein neuer Schriftſteller, Bar. v. Wedekind (in ſeiner übrigens vorurtheilsfreien Schrift über den Werth des Adels, Darmſt. 1816, 2 Th.) das Duell für ein Vorrecht des Adels! — Das Staatsrecht entſcheidet, ob der Beſitz ſolcher Rechte unveränderlich ſei, oder welche Rechte der Adel überhaupt haben dürfe. Nach dieſer Entſcheidung iſt der Adel bereits in mehreren Ländern gleichen Abgaben und Laſten mit den übrigen Bürgern unterworfen, und der Bürgerliche darf um jedes Amt im Civil und Militär mit ihm zugleich ſich bewerben. Die Politik unterſucht, in wie fern die Stiftung eines neuen Adels für das Ganze vortheilhaft oder nothwendig ſei. Was aber vom niedern Adel gilt, das gilt darum nicht vom hohen. Der letztere beſitzt ſeine Rechte, ſo wie die ehemalige Reichsritterſchaft, als wahre Landesherrſchaft, und ein Schluß von ihm auf den nie unmittelbaren Adel würde alſo ſehr fehlerhaft ſein. Ein Theil der Vorrechte des niedern Adels kommt demſelben nicht in Rückſicht auf ſeine Abſtammung, ſondern blos in Beziehung auf ſeine Güter zu, und iſt meiſtens auch dem unadeligen Beſitzer derſelben verliehen. Manches ſogenannte Vorrecht des Adels, z. B. die Ausſchlie-

ſung des gelehrten Standes von den höhern Kirchenämtern und den Stiftern, iſt gar nicht vorhanden; bei andern iſt der unrechtmäßige Urſprung klar; andere ſind unrechtmäßig ausgedehnt; noch andere haben durch die neueſten Veränderungen ihre vorige rechtliche Grundlage verloren. Alles dies hat Paſſe in ſeiner Schrift: über die Rechte des deutſchen Adels 1802, geſchlichtet. S. auch Georgius: Metamorphoſe des germaniſchen Adels. Nürnb. 1810. Daß aber der Adel eine Zierde der Höfe ſei, liegt wohl weniger in den Abſtufungen des Adels und der Hofordnung, als vielmehr in der vorzüglichern Bildung der europäiſchen Nationen, in dem Kunſtgeſchmack und in der Literatur, welche auch dem Hofleben die beſſere und feinere Haltung gegeben haben. Das Verſtändigſte, was unſer Adel für ſeinen eignen Vortheil noch thun könnte, wäre, ſich, wie ihm ſchon Möſer gerathen hat, nach dem Muſter des engliſchen zu ordnen, aller dinglichen Befreiung von Staatspflichten zu entſagen, und ſich auf einen Majoratsadel zu beſchränken. — Der Adel iſt gegenwärtig in Deutſchland und den meiſten europäiſchen Staaten ein Geburtsſtand, womit erbliche Vorrechte vor den Mitgliedern der übrigen Standesklaſſen verbunden ſind. Außer dem Geburtsadel aber iſt in mehrern Ländern durch die Staatsgeſetze noch ein blos perſönlicher, oder nicht erblicher Adel (Amts-, Dienſt-, Kriegsadel) begründet, wie in Würtemberg bei nichtadeligen Rittern des Civilverdienſtordens, in Rußland ꝛc. Der erbliche Adel heißt 1) Geſchlechts- oder Stammadel, wenn er vom Vater durch Erzeugung in einer rechtmäßigen Ehe mitgetheilt worden iſt. Dieſer Stammadel iſt entweder alter, der auf eine beſtimmte Anzahl adeliger Ahnen ſich gründet, oder neuer Adel; — 2) Briefadel, der durch ein Privilegium (Adelsbrief, Diplom oder Patent) verliehen iſt. In Frankreich entſtand der Briefadel ſchon um 1271; in England und Deutſchland erſt in der lezten Hälfte des 14ten Jahrh. Als Standesklaſſe betrachtet, theilt ſich der Adel in hohen und niedern (in Baden und Sachſen: Herren- und Ritterſtand. Zum hohen Adel des ehemaligen deutſchen Reichs gehörten alte Familien, die wegen eines Reichslandes Sitz- und Stimmrecht auf der allgemeinen Reichsverſammlung hatten, oder alle reichsunmittelbare erbfürſtliche und reichsgräfliche Perſonen, als: die Erbkurfürſten, Herzoge, Mark-, Pfalz-, Land- und Burggrafen, die mit dinglicher Reichsſtandſchaft verſehenen Reichsfürſten und Reichsgrafen und der alte Dynaſtenſtand. Jezt gehören zum hohen Adel die Mitglieder des Regentenhauſes und die Standesherren. (Bundes-Acte, Art. 14.) Der Zuſatz: Reichs-, fällt jezt weg. Zum niedern Adel gehörten die Reichsritter und die ehemals mittelbaren, nicht unter dem Reiche und Kaiſer, ſondern unter einem Landesherrn ſtehenden, adeligen Familien, jezt alle Edelleute, die den mit erblichen Vorrechten verbundenen Rang zwiſchen den Perſonen des hohen Adels und denen vom Burgerſtande beſitzen, als: Titulargrafen, Freiherren oder Barone, Edle und Bannerherren, Reichsritter oder Edle von, und der gemeine Adelſtand mit dem Prädicate von. Dieſe vier Stufen finden noch jezt in Baiern und Öſterreich bei neuer Adelung ſtatt. Das Recht der Standeserhöhung überhaupt und das Recht der Ertheilung der ſtandesherrlichen Würde insbeſondere, gehört dem Souverän in ſeinem Staatsgebiet; doch kann dadurch dem Rechte dritter Perſonen, z. B. der Erbfolgeberechtigten, kein Eintrag geſchehen. Die Adelstaxe iſt verſchieden. In Baiern koſtet ein Grafendiplom auf einem 120 Gulden Stempelbogen 4589 Fl., ein Freiherrndiplom auf einem 90 Gulden St. Bog. 2458 Fl.,

ein Adelsdiplom auf einem 60 Fl. St. Bog. 633 Fl. — In Frankreich ſind (wie in Italien und den Niederlanden) der alte und der neue (Napoleoniſche) Adel in einen verſchmolzen. Den hohen Adel überhaupt gründen die Ordonnanzen vom 25ſten und 31ſten Aug. 1817 auf Gutsbeſitz und Majorate, ohne ihn jedoch perſönlich auf den Erſtgebornen oder den Majoratsherrn einzuſchränken. Der hohe franz. Adel beſtand 1817 aus 65 Herzogen, 49 Marquis, 87 Grafen, 6 Vicomten und 6 Baronen, zuſammen alſo aus 213 Pairs. (Verordnung v. 5ten März 1819 die Ernennung von 61 neuen Pairs betr.) Die Majorate der Herzoge ſollen wenigſtens 30,000 Fr. jährl. reine Einkünfte (bei einem Capital von 600,000 Fr.), die der Marquis und Grafen wenigſtens 20,000 (bei einem Cap. von 400,000) und die der Vicomte und Barone wenigſtens 10,000 Fr. bei einem Cap. von 200,000 Fr.) betragen. Die erſtgebornen Söhne führen von Rechts wegen den Titel, welcher dem ihres Vaters, und die nachgebornen Söhne denjenigen, welcher dem Titel ihres älteſten Bruders am nächſten kommt. Außer dieſen Pairs-Majoraten gibt es noch eine Menge von Herzogen, Grafen, Baronen und Chevaliers, welche nicht Pairs ſind, aber Majorate ſtiften dürfen. Man hat dabei die Einrichtung des Adels in England vor Augen gehabt, nur daß hier der älteſte Sohn bei Lebzeiten ſeines Vaters nicht von Rechts wegen den Titel führt, welcher der Würde ſeines Vaters am nächſten kommt, ſondern den vornehmſten der übrigen Titel, welche der Vater außer ſeinem höchſten noch beſitzt. Wichtiger iſt der Unterſchied zwiſchen franzöſiſchem und engliſchem Adel, daß die jüngern Söhne der engliſchen Pairs zwar für ihre Perſonen einen gewiſſen Rang haben, aber denſelben nicht auf ihre Nachkommen vererben, und im gemeinen Leben gar keine Adelsauszeichnung genießen. Sie gehören in die große Claſſe der Gentry. Eben darum iſt aber auch der engliſche Adel vielleicht der einzige, welcher bis jetzt nicht ſchädlich in das Ganze eingewirkt hat; er iſt keinem Gewerbe, Stande und Intereſſe der Nation fremd, und belaſtet ſie bis jetzt nicht ſehr mit der Anforderung, auch ſeinen jüngern Söhnen ein ſogenanntes ſtandesmäßiges, d. h. arbeitloſes, und für alle künſtliche Bedürfniſſe der Convenienz hinreichendes Auskommen zu verſchaffen. Da nun wenige von den Majoratsherren des franz. Adels ihren übrigen Kindern etwas Bedeutendes werden hinterlaſſen können, ſo wird Frankreich eine Menge armer Grafen ꝛc. erhalten, die ſich daher in Kirchen-, Staats- und Hofämter vorzugsweiſe einzubringen ſuchen werden. Über den engl. Adel ſ. d. Art. Großbrittannien. Und über die Adelsgeſchlechter in Deutſchland die Schriften von van Schlieffen, Scheid, v. Steck, Schmidt, Cosmann u. A., ſo wie Rehberg über den deutſchen Adel, Gött. 1803, und Meiners Geſch. der Ungleichheit der Stände. C. A. F.

Adelung (Johann Chriſtoph), dieſer um die vaterländiſche Literatur und Sprache hochverdiente Gelehrte war 1732 zu Spantekow in Pommern geboren, genoß den erſten Unterricht theils zu Anklam, theils zu Kloſterbergen bei Magdeburg, und vollendete ſeine Studien zu Halle. Im J. 1759 ward er zum Profeſſor an dem Gymnaſium zu Erfurt ernannt, ging aber zwei Jahre darauf nach Leipzig, wo er ſich bis 1787 den weitläuftigen Arbeiten widmete, wodurch er der deutſchen Sprache und Literatur ſo nützlich geworden. In dieſem Jahr erhielt er von dem Kurfürſten von Sachſen den Ruf als Oberbibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Dresden, mit dem Charakter als Hofrath. Dieſe Stelle bekleidete er bis zu ſeinem Tode im

September 1809. Adelung allein hat für die deutſche Sprache geleiſtet, was für andere nur ganze Akademien leiſteten. Sein grammatiſch-kritiſches Wörterbuch, welches zu Leipzig 1774 bis 1786 erſchien, übertrifft das engliſche von Johnſon in allem, was die Begriffsbeſtimmungen, die Abſtammung, die Ordnung der Bedeutungen und hauptſächlich die Wortforſchung (Etymologie), aber es ſteht ihm nach in der Wahl der claſſiſchen Schriftſteller, welche für die Bedeutungen angeführt werden; vielleicht weil Adelungs Vorliebe für die oberſächſiſchen Schriftſteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, alle diejenigen zu vernachläſſigen, deren Vaterland oder Styl ihm kein Vertrauen einflößte. Er hatte als Norm die meißniſche Mundart feſtgeſtellt und verwarf alles, was in den höheren Ständen und bei den berühmteſten Schriftſtellern der meißniſchen Provinz nicht gebräuchlich war. Adelungs gemeſſener und methodiſcher Geiſt erſchrak über die Geſetzloſigkeit und über die Fluth neuer Wörter, womit er die deutſche Sprache bis ins Unbegrenzte bedroht ſah, und darüber verkannte er ihre bewundernswürdige Beugſamkeit und Bildſamkeit, die ſie allein mit der griechiſchen gemein hat. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, aber vielleicht mit zu wenig Schonung, dieſe Mängel gerügt. Die von 1793 bis 1801 erſchienene zweite Auflage des Adelungſchen Wörterbuchs liefert eine Menge von Zuſätzen, die an ſich ſchätzbar ſind, aber mit den inzwiſchen erfolgten Fortſchritten der Sprache in keinem Verhältniß ſtehen, und nur zu deutlich beweiſen, daß auch ein unermüdlicher Fleiß die ſchon in den Plan eines Werks verwebten Fehler hinwegzuſchaffen nicht vermag. (Man vgl. das in dem Art. Deutſche Sprache hierüber Geſagte.) Von Adelungs übrigen Werken, deren vollſtändige Aufzählung wir hier unterlaſſen, nennen wir ſeine ſchätzbaren deutſchen Sprachlehren, ſein Magazin für die deutſche Sprache, ſein Werk über den deutſchen Styl, und ſeinen Mithridates, in welchem er die Ausbeute ſeiner geſammten Sprachforſchungen niederzulegen gedachte. Er ſelbſt vollendete jedoch nur den erſten Band; die folgenden verdanken wir dem gelehrten Sprachforſcher Vater in Halle, der dazu theils des Verſtorbenen Papiere, theils von A. v. Humboldt gelieferte Materialien, theils die Ergebniſſe eigener Unterſuchungen verarbeitete. — Als Menſch war Adelung von den unbeſcholtenſten Sitten und ſehr liebenswürdigen Eigenſchaften. Verheirathet war er nie. Täglich widmete er vierzehn Stunden der Arbeit, von welcher er ſich im Kreiſe ſeiner Freunde und an einer gut beſetzten Tafel erholte.

Adept, ſ. Alchymie.

Aderlaß, das Weglaſſen einer Quantität Bluts mittelſt Öffnung einer Ader, gewöhnlich einer Blutader (Vene). Von den Alten wurde ſorgfältig darauf geachtet, wo die Öffnung geſchähe. Jetzt läßt man gewöhnlich zur Ader 1) am Arm, aus der äußern oder innern Hauptvene, oder aus der Mittelblutader (Medianvene); 2) an der Hand, aus der äußern Hauptvene des Daumens oder kleinen Fingers; 3) am Fuß, aus jeder hinlänglich ſtarken Blutader, gewöhnlich aus der innern Vene des Fußrückens; 4) am Halſe, aus dem hintern Aſte der Jugularvene; 5) an der Zunge, aus der Froſchblutader. — In Deutſchland braucht man dazu gewöhnlich den Schnäpper, in Frankreich, England u. ſ. w. die Lanzette, mit der die Verletzung einer Arterie oder eines Nerven ſicherer zu vermeiden iſt. Unter den Pulsadern iſt die Schläfarterie die einzige, welche bei manchen örtlichen Fehlern des Kopfes geöffnet wird. Von dieſem eben beſchriebe-

nen allgemeinen Aderlaß unterſcheidet man den örtlichen, der durch Schröpfköpfe oder Blutigel geſchieht, um bei Entzündungen das Blut, ohne Schwächung des Syſtems, aus der leidenden Stelle zu ziehen. Der Aderlaß gehört unſtreitig zu den wirkſamſten Mitteln in der Heilkunſt, aber über ſeine Anwendbarkeit haben die vorzüglichſten Ärzte ſehr verſchieden gedacht. Hippokrates, zu deſſen Zeiten derſelbe ſchon ſehr gebräuchlich war, wandte ihn ſparſam an, denn er betrachtete die Heilung der Fieber und Entzündungen als ein Werk der Natur, den Aderlaß aber als ein die Wirkſamkeit derſelben ſtörendes Schwächungsmittel. Häufiger, und endlich bis zum Mißbrauch, verordneten ihn ſeine Schüler, und erregten dadurch ihrem Lehrer Feinde. Die Schulen der Empiriker (250 vor Chr.) betraten den richtigen Weg, indem ſie der Beobachtung der Natur auf Hippokratiſche Weiſe nachſtrebten, und die Fälle für die Anwendung des Aderlaſſes zu beſtimmen ſuchten. Aber mit den Wiſſenſchaften verfiel auch die Heilkunſt in Griechenland. Zwar erhoben ſich griechiſche Ärzte unter den Römern, aber die empiriſche Schule war ausgeartet. Der Mißbrauch mit dem Aderlaß ward wieder allgemein, bis Asklepiades aus Bithynien, Ciceros Arzt und Freund, der Lehre vom Blutlaſſen eine neue Geſtalt gab. Er vertheidigte den Aderlaß, da ihm die Vollblütigkeit Urſach der meiſten Krankheiten war, aber er gebrauchte ihn vorzüglich nur da, wo Schmerz vorhanden war, und hielt ſchon viel auf örtliche Blutentziehungen. Nach ihm beſtimmte Celſus bündig und ſchön die Fälle des Aderlaſſes (im J. 5 nach Chr. Geb.). Aretäus, der Stifter einer neuen Schule (70 J. nach Chr.), ließ mehr in hitzigen als in langwierigen Krankheiten zur Ader, in dringenden Fällen aber bis zur Ohnmacht. Galenus (im Jahr 160), der eine Hauptclaſſe der Krankheiten von Vollblütigkeit ableitete, verordnete reichliche Aderläſſe, und durch das Anſehn ſeiner Lehre, die mehrere Jahrhunderte lang die herrſchende war, wurde der Gebrauch derſelben ſehr verbreitet. Nach dem Umſturz des römiſchen Reichs waren die Ärzte in Europa ſo ſelten, daß Carl der Große an einer Lungenentzündung ohne Aderlaß und überhaupt ohne ärztliche Hülfe ſtarb. Die arabiſchen Ärzte folgten dem Galen, verbreiteten ſeine Lehren in Spanien, Italien vnd Frankreich, und wenn ſchon durch ſie die Anwendung des Aderlaſſes vervielfältigt ward, ſo geſchah dies noch mehr durch die Mönche, die im alleinigen Beſitz der Heilkunde wie überhaupt aller damaligen Wiſſenſchaften waren. Später verflocht man die Aſtrologie in die Lehren der Medicin und beſtimmte den Aderlaß nach gewiſſen Tagen. Die Päpſte hatten zwar (1300) den Mönchen die Ausübung der Heilkunſt unterſagt; allein theils achteten dieſe nicht darauf, theils erklärten ſie das Verbot nur von chirurgiſchen Operationen. So trennte ſich damals die Chirurgie von der innern Medicin; das Baderhandwerk entſtand, und eignete ſich das Aderlaſſen, Schröpfen und Bartſcheren zu. Jetzt nahm der Mißbrauch des Aderlaſſens immer mehr überhand. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunſt die Schriften der griechiſchen Ärzte, vornehmlich des Hippokrates, verbreitet wurden, und ihre Lehre wieder auflebte, da wurde wenigſtens unter den Ärzten der Aderlaß wieder auf beſtimmte Fälle beſchränkt. In Deutſchland verdrängte Paracelſus (1525) das Galenſche Syſtem und mit ihm den Aderlaß, der blos in den Händen der Bader blieb. In Frankreich, Italien u. ſ. w. wurde jedoch noch theils das Hippokratiſche, theils das verunſtaltete Galenſche Syſtem von den Ärzten angenommen, und daher auch der Aderlaß herrſchend, der aufs höchſte

Digitized by Google

gemißbraucht wurde. Helmont (1600), der Stifter einer ganz verſchiedenen Lehre, eiferte gegen die Blutentziehung; er glaubte, daß der Lebensgeiſt, den er Archäus nannte, zu ſehr dadurch geſchwächt werde. Harveys Entdeckung des Blutumlaufs (1619) hatte in ſo fern Einfluß auf den Aderlaß, als ſie zu Verſuchen veranlaßte (1642), die Heilmittel in die Adern ſelbſt einzuſpritzen, oder (1656) einen Theil des kranken Bluts abzulaſſen, und durch Blut von geſunden Menſchen oder Thieren zu erſetzen. In England erſchien Sydenham (1673), der durch ſtarke Aderläſſe die Natur zur Unterdrückung der Krankheit zwingen zu können glaubte. Faſt in allen Krankheiten ließ er Blut weg, nie unter acht, faſt immer zehn und mehr, ja in Entzündungsfällen bis auf vierzig Unzen. Die übeln Folgen davon entgingen ihm nicht, aber er glaubte, die Krankheit nicht anders bezwingen zu können. Stahl (1707) ſuchte Hippokrates Lehre mit Helmonts Theorie zu vereinigen, und ſtellte über den Aderlaß ſehr richtige und gemäßigte Grundſätze auf. Vollblütigkeit, lehrte er, ſei ſelbſt keine Krankheit, nur durch Störung des Gleichgewichts zwiſchen den feſten und flüſſigen Theilen könne ſie dazu werden, und in dieſen Fällen ſei das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Unentbehrlich aber fand er das Aderlaſſen, wenn die Vollblütigkeit in Bewegung gerathe, und Congeſtion oder Blutfluß errege. Dieſem Fall aber rieth er, vorbauungsweiſe durch Aderlaß zuvorzukommen. Seine Lehre pflanzte ſich, entſtellt und mißverſtanden, fort. Allenthalben hielt man Präſervationsaderläſſe für nöthig. Bordeu arbeitete dem Unweſen in Frankreich entgegen. In England blieb man noch immer ſehr freigebig damit. Cullen (1777), der alle Krankheiten als widernatürliche Zuſtände des Nervenſyſtems, alle Abnormitäten der Säfte als Folge der Schwäche und des Krampfs anſah, hielt den Aderlaß für ein vorzügliches Mittel, die Thätigkeit des ganzen Körpers, und beſonders des Syſtems der Blutgefäße zu vermindern, empfahl jedoch Berückſichtigung aller Umſtände, und folgte in der Lehre von der Vollblütigkeit meiſtens der Lehre Stahls. Stoll in Wien (1780) fand, als ein Verehrer Sydenhams, häufige Veranlaſſung zu Aderläſſen. Mehrere neue Ärzte hingegen ſuchten ihre zu häufige Anwendung einzuſchränken; dahin gehören J. P. Frank, Richter, Selle, Vogel, Reil, Hildebrandt u. A. Wollſtein (1791) wollte nur in wenigen Fällen eine ſo bedeutende Schwächung zugeben. Auch Gall ſuchte die Lehre vom Aderlaß zu berichtigen. Brown verſtattete den Aderlaß bei ſtheniſchen Krankheiten, deren Zahl er aber ſehr gering angab, und die Ausbreitung ſeiner Lehre (ſ. Erregungstheorie) beſchränkte den Gebrauch dieſes Mittels zu ſehr. Nur unter den echten Heilkünſtlern erhielt ſich die richtigere Anwendung deſſelben. Dahin gehören, außer den genannten Männern, Harles, Heim, J. Frank u. A.; vorzüglich auch Marcus, der durch glückliche Anwendung naturphiloſophiſcher Grundſätze auf die Arzneikunde wichtige neue Anſichten eröffnete. Faſſen wir das Ergebniß dieſer Überſicht kurz zuſammen, ſo finden wir, daß die größten Ärzte aller Zeiten über die Wichtigkeit dieſes Mittels, das in der Heilkunſt nicht entbehrt werden kann, übereinſtimmend dachten, und nur nach Maßgabe ihrer Theorien in der Anwendung deſſelben von einander abwichen. H.

Adern ſind die häutigen und muskulöſen Canäle, welche eine Flüſſigkeit im thieriſchen und menſchlichen Körper enthalten und fortleiten. Dergleichen ſind die Lymphadern, welche lymphatiſche (wäſſerige) Flüſſigkeit, — Milchadern, welche den Milchſaft (Chylus) aus

den Därmen aufnehmen, und in das Blut überführen; Blutadern (im weitern Sinne), welche das Blut enthalten. Dieſe werden gewöhnlich auch vorzugsweiſe unter der Benennung der Adern verſtanden, und wir führen ſie hier in dieſem Sinne fort. Das ganze Aderſyſtem im thieriſchen Körper beſteht aus zwei Claſſen: den Puls- oder Schlagadern, Arterien, und den Blutadern (im engern Sinne) oder Venen (venae). Beide haben ihren Vereinigungspunct im Herzen. Die Pulsadern gehen von dem Herzen aus, und führen das Blut dem ganzen Körper zu; die Blutadern ſammeln aus demſelben das Blut wieder auf und führen es zu dem Herzen zurück. Die Pulsadern haben ihren Urſprung in der linken Abtheilung des Herzens. Die linke Herzkammer ſetzt ſich nämlich fort in die große Pulsader, Aorta, welche ſich ſogleich, wie ſie vom Herzen abgeht, in einem Bogen herunterwärts begibt, durch eine Öffnung des Zwerchfells in den Unterleib eintrit, und an der vordern Seite der Lendenwirbelbeine bis zum vierten derſelben herabſteigt, wo ſie ſich in die beiden Hüft- oder Darmbeinarterien ſpaltet. Dieſe gehen abwärts bis an den Rand des Beckens; jede theilt ſich wieder in zwei große Äſte: in die Schenkelarterie, welche nach dem Schenkel geht, und in die Beckenarterie, welche in die hier befindlichen Theile ſich verbreitet. Aus dem abſteigenden Theile der Aorta, ſobald ſie durch das Zwerchfell in den Unterleib gekommen iſt, gehen mehrere zum Theil ſehr beträchtliche Zweige ab, die untern Zwerchmarterien, welche das Zwerchfell ſelbſt und benachbarte Theile mit Zweigen verſorgen, die Baucharterie, welche ihre Zweige an den Magen, die Leber, das Duodenum, die Milz u. ſ. w. verbreitet. Eben daſelbſt gehen die obere Gekrösarterie, und weiter unten die untere Gekrösarterie aus der Aorta ab, und verſorgen die Gedärme mit Zweigen. Aus dem aufſteigenden Theile der Aorta kommen die Arterien, welche das Herz ſelbſt mit Zweigen verſehen, aus dem Bogen aber die, welche ſich zu dem vordern Theile der Bruſt, zu allen Theilen des Kopfes, des Halſes und zu den obern Gliedmaßen verbreiten. Die Arterien vertheilen ſich in immer kleinere Äſte und Zweige, bis ſie zuletzt haarähnliche Gefäßchen werden, die kaum dem Auge noch deutlich erkennbar ſind. Ihre Endigung aber iſt ſehr verſchieden. Je nachdem die Eingeweide oder Theile verſchieden ſind, in welche ſie ausgehen, bilden ſie ganze Büſchel von Haargefäßchen oder Netze, Sterne u. ſ. w.; andere biegen ſich um, und werden zu Venen; andere endigen in kleine Zellchen, aus welchen die Venen das Blut wieder aufnehmen; andere öffnen ſich mit freien Mündungen an der Oberfläche der Haut, an welcher ſie ausgebreitet ſind, und hauchen eine dunſtartige Feuchtigkeit aus. Die Pulsadern, Arterien, ſind feſter und ſtärker in ihren Häuten, als die Venen. Sie haben vier Lagen von Häuten, von denen die äußere zellig und locker, die folgende eigentliche Arterienhaut ſtark, feſt und elaſtiſch iſt, die dritte aus zarten ringförmigen Muskelfaſern beſteht, die innerſte ſehr zart und dünne, an ihrer innern Fläche ſehr glatt iſt. Die Pulsadern haben ihre eigenthümliche Bewegung, wie das Herz; ſie dehnen ſich, von der andringenden Blutwelle geſchwellt, aus, und ziehen ſich wieder zuſammen, um das aufgenommene Blut weiter zu treiben. Dieſe Verrichtung zeigt ſich in der beſtändigen ſchlagenden Bewegung äußerlich, wenn eine ſolche Ader blos gelegt wird, oder wenn man ſie mit dem aufgelegten Finger befühlen kann (vergl. d. Art. Puls). Eine verletzte oder durchgeſchnittene Pulsader fällt nicht zuſammen, heilt auch wegen der beſtändigen Bewegung ſchwerer,

ihre Mündung bleibt offen und rund. Dies macht die Verletzung jeder Arterie gefährlich, und einer innern tödtlich. Die Venen entſpringen in dem ganzen Körper mit den feinſten Veräſtelungen, und ziehen das umgewandelte Blut an ſich. Die kleinern Zweige gehen, immer wieder ſich vereinigend, in größere über und dieſe vereinigen ſich endlich aus dem ganzen Körper in zwei große Canäle, die obere und untere Hohlvene, welche zuſammenſtoßen und in den Venenſack (Vorhof) der rechten Herzkammer ſich öffnen. Alles Blut aus dem Kopfe, dem Halſe und den obern Gliedmaßen wird auf jeder Seite durch die Droſſelader (vena jugularis) herabgeführt, welche beide auf der rechten Seite ſich vereinen, und an der Stelle, wo ſie hinter dem Knorpel der erſten Rippe der rechten Seite herunterſteigen, in die obere Hohlvene übergehen. Alle Venen der untern Gliedmaßen, des Unterleibes und der Eingeweide in demſelben vereinigen ſich endlich in der untern Hohlvene, welche an der vordern Fläche des fünften Lendenwirbelbeins aus den beiden Hüftvenen ſich bildet, an der vordern Fläche der Lendenwirbelbeine, an der rechten Seite der Aorta hinter dem Bauchfell in die Höhe ſteigt, und durch den hintern Theil der Leber zum Zwerchfell, welches zu ihrem Durchgang eine vierſeitige Öffnung in ſeinem flechſigen Theile hat, gelangt, durch daſſelbe in die Bruſthöhle ſteigt, in den Herzbeutel eingeht, und zugleich mit der obern Hohlvene in dem Vorhof der rechten Herzkammer ſich endigt. Das Blut, welches von allen Gedärmen durch die Gekrösvenen, von dem Magen durch die Kranzvene des Magens, von der Milz durch die Milzvene zurückgeführt wird, geht einen beſondern Umweg. Dieſe Blutadern vereinen ſich nämlich in einen Stamm zuſammen, die Pfortader (vena portarum), welche in die Leber eingeht und ſich daſelbſt wieder in Äſte und Zweige bis in die feinſten Haargefäße zertheilt, welche die die Galle abſondernden Organe bilden. In der Leber entſteht dann wieder ein neues Venenſyſtem, welches in immer größere Adern und zuletzt in einen Stamm, die Lebervene, ſich vereint und das Blut aus der Leber wieder aufnimt und in die Hohlvene überführt. Der Bau der Venen weicht von dem der Pulsadern weſentlich ab. Sie beſtehen nur aus doppelten Häuten, einer äußern zelligen und einer innern. Dieſe faltet ſich an mehrern Stellen und bildet dadurch ſackförmige Klappen, welche dem Blute zwar vorwärts, aber nicht rückwärts, einen Durchgang geſtatten. Doch fehlen dieſe Klappen in den Venen der großen Eingeweide des Unterleibes, der Lungen und des Gehirns. Die Venen der untern Gliedmaßen ſind ſtärker, als die anderer Theile des Körpers. In Rückſicht ihrer größern Zweige ſind die Venen zahlreicher, als die Arterien; meiſtens iſt, beſonders an den Gliedmaßen, jede Arterie von zwei Venen begleitet. Außerdem laufen noch ganz oberflächlich unter der Haut große Venen, welche durch ihre bläulich durchſchimmernde Farbe ſichtbar werden. Von dieſen ſind noch einige deshalb merkwürdig, weil ſie gewöhnlich zum Blutlaſſen gewählt werden. In der hohlen Hand und auf dem Rücken der Hand liegt gleich unter der Haut ein Netz von vielen mit einander in Verbindung ſtehenden Blutadern. Aus dem Venengeflecht des Handrückens entſpringt die äußere Hauptvene des Arms (vena cephalica), deren Anfang zwiſchen dem Mittelhandknochen des Daumens und des Zeigefingers liegt, und die äußere Hauptvene des Daumens (vena cephalica pollicis) genannt wird. Jene geht an der Vorderſeite des Unterarms nach dem Oberarm herauf. Die innere Hauptvene des Armes (vena basilica) entſpringt gleichfalls aus dem Venengeflecht des

Digitized by Google

Handrückens zwiſchen dem Mittelhandknochen des kleinen und des vierten Fingers, wo ſie noch Hauptvene des kleinen Fingers (vena salvatella) heißt, geht an der hintern Fläche der Elbogenröhre in die Höhe, wendet ſich aufſteigend an die vordere Fläche des Unterarms und geht am Oberarm herauf. Die mittlere Hauptvene des Arms (vena mediana) entſpringt meiſtens von der cephalica und zieht an der Beugeſeite des Vorderarms ſchief gegen die basilica, in welcher ſie ſich ungefähr in der Mitte des Oberarms endigt. Am Elbogengelenke liegt ſie auf der flechſigten Binde der Muskeln des Vorderarms, wo ſich dieſe mit der Sehne des zweibauchigen Armmuskels verbindet und die Armarterie und den Mediannerven bedeckt. An dieſer Stelle wird die Medianvene gewöhnlich bei dem Aderlaſſen am Arme geöffnet, und es iſt daher große Vorſicht nöthig, damit nicht die Vene durchſchlagen und die darunter liegende Armpulsader oder der benannte Nerv verletzt werde. So liegt auch auf dem Fußrücken ein ſtarkes Venengeflecht unter der Haut ausgebreitet, von deſſen größern Zweigen gewöhnlich einer bei dem Aderlaſſe am Fuße geöffnet wird. Noch iſt außer dem Aderſyſtem der Aorta und der Hohlvene ein anderes in dem Menſchen zu bemerken, nämlich das Lungenaderſyſtem, durch welches der ſogenannte kleine Kreislauf des Bluts bewirkt wird. Aus der rechten Herzabtheilung geht ein Schlagaderſtamm, die Lungenarterie, ab, die ſich ſogleich in zwei Äſte theilt, davon jeder ſich in eine Lunge begibt, ſich in derſelben in immer kleinere Äſte trennt und endlich ſich in die kleinſten Zweigelchen und haarähnlichen Gefäßchen vertheilt. Dann bildet ſich rückwärts ein Venenſyſtem, in dem Haargefäße der Lungenarterie ſich wahrſcheinlich umbiegen, zur Vene werden, die nun ſich immer zu größern Zweigen und Äſten vereinigen und endlich in jeder Lunge zwei große Venenſtämme bilden, welche ſich in die linke Vorkammer des Herzens einmünden. Die Lungenarterien führen das ſchwarzrothe Venenblut aus der rechten Herzkammer in die Lungen, wo es durch die Einwirkung der atmoſphäriſchen Luft in hellrothes Blut verwandelt wird, welches die Lungenvenen nach der linken Herzkammer zurückführen. Hieraus erhellt, daß ein doppelter Blutumlauf im Körper ſtatt finde, der große Kreislauf, aus der linken Herzkammer durch das Arterienſyſtem in den ganzen Körper zum Behuf der Ernährung und der verſchiedenen Abſonderungen, und durch das Venenſyſtem nach der rechten Herzkammer zurück; der kleine Kreislauf aus der rechten Herzkammer durch die Lungenarterie nach den Lungen, und aus dieſen durch die Lungenvenen nach der linken Herzkammer zurück. Die Lungenvenen, die linke Herzkammer und deren Pulsaderſyſtem führen das hellrothe Blut, das Venenſyſtem der Hohladern, die rechte Herzkammer und die Lungenarterien das ſchwarzrothe Blut. H.

Ades, Hades, ſ. Pluto.

Adhäſion (Anhängen). Wenn man feſte Körper in flüſſige, z. B. den Finger ins Waſſer, taucht, ſo bleiben unter gewiſſen Bedingungen Theile der letzteren an den erſteren hängen; dies heißt Adhäſion. Es findet hier nämlich unter den verſchiedenen Körpern ein Unterſchied ſtatt; denn Queckſilbertheilchen hängen ſich z. B. nicht an Glas, aber wohl an Gold, Silber und Blei. Waſſer hängt ſich an die meiſten Körper, wenn ihre Oberfläche nicht mit einer Fettigkeit, mit Staub, Mehl u. dgl. bedeckt iſt. Flüſſige Körper nehmen in Gefäßen aus einer Maſſe, die von ihnen benetzt wird, keine vollkommen horizontale Oberfläche an, ſondern ſteigen vielmehr um den Rand der

Gefäße herum etwas in die Höhe. Beweiſe hievon gibt das Waſſer, Bier u. ſ. w. in Gläſern, Eimern, Töpfen u. ſ. w. In Gefäßen hingegen, deren Maſſe von den darin enthaltenen Flüſſigkeiten nicht benetzt wird, ſtehen letztere am Rande tiefer und in der Mitte höher. So zeigt z. B. Queckſilber in einem Glaſe eine gleichſam convexe Oberfläche. Gießt man Waſſer u. dgl. aus dem Gefäße, deſſen Maſſe davon benetzt wird, ſo läuft es leicht am äußern Rande herunter, wenn man nicht erſterm eine geſchickte Richtung gibt. Queckſilber thut dies aus einem Glaſe nie; wohl aber aus einem Gefäße von Blei ꝛc. (Vergl. Anziehung.)

Ädilen, obrigkeitliche Perſonen bei den Römern, welchen die Aufſicht über die öffentlichen Schauſpiele, die öffentlichen Gebäude, das Urtheil über die Bauſtreitigkeiten und die Marktpolizei anvertraut war. Anfangs wurden ihrer zwei aus dem gemeinen Volke gewählt (Aediles plebis); zu Ende des 4ten Jahrh. nach Erbauung der Stadt Rom kamen noch zwei aus den Patriziern hinzu, welchen der elfenbeinerne Magiſtratsſtuhl (Sella curulis) vergönnt war, und die Aediles curules genannt wurden. Julius Cäſar ſetzte noch eine dritte Gattung hinzu (Aediles cereales), denen die öffentlichen Magazine anvertraut waren.

Adiaphora (griech.), an ſich gleichgültige Nebendinge, im kirchlichen Sinne Gebräuche und Formen des Cultus, die, weil die heil. Schrift ſie weder verboten noch angeordnet hat ohne Gefahr des Glaubens und Beſchwerung des Gewiſſens beibehalten, oder verworfen werden können, werden diejenigen urſprünglich catholiſchen Ceremonien genannt, die die Evangeliſchen, beſonders in Kurſachſen unter Moritz, aus Gehorſam gegen das augsburgiſche Interim (ſ. d. Art.) annahmen und in ihren Kirchen duldeten, z. B. Hochaltäre, Lichter, Bilder, Chorhemden, Meßgewänder, lateiniſche Geſänge, Horä und Veſpern, Chriſma, Privatbeichte u. dgl. Über dieſe Nachgiebigkeit erhob der jenaiſche Theolog Flacius, in Gemeinſchaft mit der niederſächſiſchen Geiſtlichkeit, 1549 den unter dem Namen der adiaphoriſtiſchen Händel bekannten Streit gegen Melanchthon und die Wittenberger, welche dabei den Schimpfnamen Adiaphoriſten erhielten. Die Flacianer führten dieſen mit den interimiſtiſchen Händeln zuſammenhängenden Streit deſto leidenſchaftlicher, je leichter die Wittenberger ſich rechtfertigen konnten, ſobald man über den Begriff der Adiaphoren einig war. Späterhin wurden eben dieſe Nebendinge Parteizeichen, wodurch die ſtrengen Lutheraner ſich von den Calviniſten, welche nichts davon beibehalten hatten, auch äußerlich zu unterſcheiden ſuchten. Die veränderte Anſicht der Theologen des 18ten Jahrh. brachte es jedoch mit ſich, daß ſeit 50 Jahren die meiſten Gebräuche dieſer Art im Stillen beſeitigt wurden und erſt jetzt, wo man wieder auf Vermehrung der ſinnlichen Beiwerke des Cultus denkt, erhält die Frage, was davon unter die Adiaphora zu rechnen und zuzulaſſen ſei, neues Gewicht. E.

Adjectiv, Beiwort, um den Begriff, welchen das Subſtantiv im Allgemeinen darſtellt, genauer verſtändlich zu machen, durch Angabe einer Beſchaffenheit der Sache, die das Subſtantiv nur zum Theil kenntlich macht. Man braucht das Beiwort bald eigentlich, z. B. ſchwarzer Stiefel, bald uneigentlich, z. B. der Stiefel iſt ſchwarz. Wechſelnde Beſchaffenheiten werden in unſrer Sprache auch durch Subſtantive umſchrieben, z. B. Teller von Zinn, ſtatt zinnerner Teller. Unſre älteren Mundarten waren an mannichfaltigen Biegungen der

Adjective reicher als unſre jetzigen, die ſolche aus Nachläſſigkeit aufgaben. In Hinſicht der Stellung der Worte ſollten die Schriftſteller ſich nicht ſo ſclaviſch, als z. B. die franzöſiſchen, feſſeln laſſen. Die Beſchaffenheitswörter drücken entweder eigentlich und urſprünglich die Beſchaffenheit aus; oder ſie ſind abgeleitete und drucken dann die eigenthümliche Beſchaffenheit aus, die das Subſtantiv bezeichnet, aus dem das Beſchaffenheitswort gebildet worden. Bei Eigenſchaften, die eines Grades fähig ſind, kann derſelbe in Gradationen ampliativ, diminutiv, comparativ und ſuperlativ ausgedrückt werden.

Adjuſtiren heißt im Handel und Wandel etwas in völlige Richtigkeit ſetzen, abmachen. Ferner wird es vom Abzug meſſingner und eiſerner Gewichte gebraucht, wenn ſie völlig dem einmal eingeführten Land- oder Stadtgewichte gleichen; und endlich heißt es im Münzweſen die Bereitung und Beſchreibung derjenigen Metallſtücke, die nachher zur Ausprägung von Münzen beſtimmt ſind.

Adjuſtirwage wird beim Münzweſen eine kleine Wage genannt, worauf alle auszuprägende Münzen vorher gewogen werden, um daraus abnehmen zu können, ob ſie durch Hinzuſetzen von Metall ſchwerer, oder durch Hinwegnehmen deſſelben leichter zu machen ſind.

Adjutant, ein dem Chef zugetheilter Hülfsofficier. Man unterſcheidet Generaladjutanten, Flügeladjutanten, Regiments- und Bataillonsadjutanten, dann Adjutanten des Gouverneurs und Feſtungscommandanten, der Diviſionärs und Brigadiers. Generaladjutanten ſind bei Monarchen, bei Feldmarſchällen, Feldherren, Prinzen und hohen Generalen. Oft ſind ſie dem Range nach ſelbſt Generale. Ihr Amt iſt, die Befehle des Monarchen, des Oberfeldherrn im Heere bekannt zu machen, die Rapportsmeldungen anzunehmen, und ſolche jenem vorzulegen. Sie arbeiten mit an den Entwürfen zu kriegeriſchen Unternehmungen, haben in Verbindung mit einigen Officieren vom Generalſtabe die Plane, Zeichnungen u. ſ. w. unter ihrer Obhut; beſorgen und leiten die Befolgung der bekannt gemachten Anordnungen; führen den militäriſchen Briefwechſel; arbeiten die Berichte von vorgefallenen Kriegsereigniſſen, Schlachten und Gefechten aus, und führen die Tagebücher des Feldzugs. Nicht ſelten werden ſie auch zu Unterhandlungen gebraucht. Flügeladjutanten ſind zwar ebenfalls Generaladjutanten, jedoch vorzugsweiſe bei dem Monarchen. Ihre Benennung rührt wahrſcheinlich daher, daß ſie ehemals die Befehle des Fürſten, der ſich gewöhnlich in der Mitte aufhielt, auf die Flügel bringen mußten, zuweilen auch, beſonders unter Friedrich II., den Generalen, die eine abgeſonderte Heeresabtheilung, oder einen ganzen Flügel befehligten, als rathendes und beobachtendes Organ zugegeben waren. Die Adjutanten der Diviſionäre und Brigadiers haben bei ihren Vorgeſetzten dieſelben Geſchäfte, wie die Generaladjutanten bei dem Oberfeldherrn. Regimentsadjutanten empfangen die Berichte, beſorgen den Militärbriefwechſel, die Ausgebung der Befehle, ordnen den Dienſt im Innern des Regiments, theilen die Wachen im Regiment ab, und beſorgen die übrigen, ihnen von dem Regimentschef ertheilten Dienſte. Der Bataillonsadjutant hat dieſelben Verrichtungen im Bataillon.

Adler. In der Allegorie der bildenden Künſte iſt der Adler von vielfachem Gebrauch. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeus, und drückt darum auch die Ober- oder Alleinherrſchaft aus. In dieſem Sinne finden wir ihn als ein häufiges Sinnbild und Symbol der Völker, Fürſten und Heere. Er war das hieroglyphiſche Zei-

chen der Städte Heliopolis, Emeſus, Antiochien und Tyrus. Unter den Attributen des Königthums, welche die Hetrurier den Römern einſt zum Zeichen der Freundſchaft ſchickten, war auch ein Scepter mit einem Adler von Elfenbein, und von dieſer Zeit an blieb der Adler eins der erſten Attribute der Republik, welches ſpäter auch die Kaiſer beibehielten. Als Heerzeichen kommt der Adler zuerſt bei den Perſern vor; ſie hatten ihn von Gold. Bei den Römern waren ſie anfangs nur von Holz, dann von Silber mit goldnem Blitzſtrahl, unter Cäſar und ſeinen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzſtrahl. Der doppelköpfige Adler war zuerſt bei den Kaiſern des Orients üblich, die damit ihren Anſpruch auf das morgen- und abendländiſche Reich bezeichneten. Vom Orient kam er nachher auf die occidentaliſchen Kaiſer. Öſterreich behielt dies Sinnbild aus der Erbſchaft des Orients bei. Außerdem ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Sicilien, Spanien, Sardinien, vom ruſſiſchen Kaiſer, und von vielen Fürſten, Grafen und Baronen des deutſchen Reichs ins Wappen gezogen.

Adlerzange iſt eine, ſtatt der gewöhnlichen Kneiper, mit zwei ſpitzigen Haken verſehene Zange, um damit Gegenſtände aus tiefen Orten zu faſſen, und mittelſt einer Kette, die um eine horizontale Winde geht, herauszuheben.

Admet, ſ. Alceſte.

Admiral, ein aus dem Arabiſchen herſtammendes Wort, welches einen Herrn oder Befehlshaber bedeutet. Bei den Saracenen war dieſer Titel gewöhnlich; dann gaben ihn zuerſt die Sicilianer und Genueſer ihren Befehlshabern zur See. Gegenwärtig nennen alle Nationen Europas (mit Ausnahme der Türken, welche die Benennung Kapudan-Paſcha brauchen) Admiral das Haupt oder den oberſten Befehlshaber über eine ganze Schiffsflotte, der nur dem Großadmiral im Range untergeordnet iſt. Unter dem Admiral ſteht der Viceadmiral und der Contreadmiral, welcher letztere bei den Holländern Schout by Nacht (der bei Nacht die Aufſicht oder das Commando führt), bei den Engländern Rear-Admiral genannt wird, weil er ordentlicher Weiſe die Nachhut (Rear) befehligt. — Admiralsflagge iſt diejenige, welche von dem großen Top oben auf dem mittelſten Maſte des Schiffs weht, auf welchem der Admiral ſich befindet. Sie kann nur geführt werden, wenn der Admiral von zwanzig und der Viceadmiral und Contreadmiral von zwölf Schiffen begleitet wird. — Admiralſchiff, ein Schiff, welches die Admiralsflagge führt. Wenn zwei Kriegsſchiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zuſammenkommen, ſo hat das zuerſt eingelaufene die Vorzüge und Würde eines Admiralſchiffs, das andere, und wenn es auch größer und ſtärker ſein ſollte, hat nur den nächſten Rang. — Admiralität oder Admiralitätscollegium heißt die aus einem Admiral, verſchiedenen Vice-, und Contreadmiralen, Schiffscapitäns, Räthen und Beiſitzern beſtehende Behörde, welche die Aufſicht über die Seeangelegenheiten hat. Sämmtliche Kriegs- und Handelsſchiffe, ſo wie das ganze dabei angeſtellte Perſonal, ſtehen unter ihrer Aufſicht und Gerichtsbarkeit. Sie entſcheidet über den Schleichhandel zur See, über die Gültigkeit der gemachten Priſen u. ſ. w. — Admiralſchaft heißt der Bund, den eine Anzahl Kauffahrteiſchiffe zum Widerſtande gegen einen zu fürchtenden Feind ſchließt. Sie müſſen ſich dabei mit beſtimmten Vertheidigungsmitteln verſehen. Der Gewinn und Verluſt wird verhältnißmäßig vertheilt.

Adolph v. Naſſau, erwählt zum Kaiſer den 1ſten Mai 1292 und gekrönt zu Aachen den 25ſten Junius, war ein bloßer Dynaſt, zwar aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, aber ohne ein anderes Erbtheil als ſein Schwert, und ohne jene großen Eigenſchaften, die ſeinen Vorgänger, Rudolph v. Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. Adolph verdankte ſeine Wahl theils dem anmaßenden Betragen Albrechts von Öſterreich (ſ. d.), theils ſchimpflichen und unerlaubten Verhandlungen mit den Kurfürſten von Cöln und Mainz, die ihm die läſtigſten Bedingungen auflegten, und ſich Städte und Ländergebiete von ihm abtreten ließen, die ihm nicht gehörten. Da er aber als Kaiſer nicht erfüllen wollte, was er als Graf verſprochen hatte, ſah er ſich bald von ſeinen Freunden gehaßt und verlaſſen. Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100,000 Pf. Sterl. und verſprach dafür, ihm gegen Philipp den Schönen beizuſtehen, ſah es aber nicht ungern, als ihm der Papſt die Theilnahme an dem Kriege unterſagte. Wenn er ſich dadurch in den Augen der deutſchen Fürſten verächtlich machte, ſo erſchien er ihnen noch gehäſſiger, als er, des Landgrafen von Thüringen, Albrechts des Unnatürlichen, Haß gegen ſeine Söhne benutzend, von dieſem Thüringen kaufte. Dieſer Handel verwickelte ihn in einen fünfjährigen Krieg, ohne daß es ihm gelang, das Land zu unterwerfen. Empört durch dieſe Unwürdigkeiten und aufgereizt von Albrecht von Öſterreich lud das Kurfürſtencollegium Adolph vor ſich. Da er nicht erſchien, ward am 23ſten Junius 1298 ſeine Abſetzung ausgeſprochen und Albrecht von Öſterreich gewählt. Schon früher war es zum Kriege zwiſchen beiden gekommen und Adolph ſchien das Übergewicht zu gewinnen; jedoch überliſtet von ſeinem Gegner, fand er ſich bei Gellheim umſtrickt und fiel nach einer heldenmüthigen Gegenwehr von Albrechts eigner Hand (2ten Jul. 1298). Adolphs Fehler entſprangen größtentheils aus dem Mißverhältniß ſeiner Mittel zu ſeiner Lage. Ein Fehlgriff folgte dem andern, und als er in den letzten Augenblicken ſeiner Regierung einen beſſern Weg einſchlagen wollte, war es zu ſpät. Er büßte ſeine Fehler hart, aber die Völker gewannen nichts bei dem Tauſch, der ihnen ſtatt ſeiner Albrechten zum Kaiſer gab.

Adōnis, ein Sohn der Myrrha, den ſie mit ihrem Vater Ciniras gezeugt (ſ. Myrrha). Die Nymphen des Waldes erzogen ihn, und er wuchs in ſo entzückender Schönheit empor, daß Venus ſelbſt ihn zu ihrem Liebling erwählte. Mit zärtlicher Sorgfalt begleitete die Göttin den jagdliebenden Jüngling durch die rauhen Wälder und Forſte, ihm die Gefahren zeigend, denen er ſich Preis gab. Er aber ihrer liebenden Warnung nicht achtend, verfolgte mit glühendem Herzen die reißenden Thiere der Wildniß, und erlegte ſie mit ſeinem Spieß und Geſchoß. Doch als er einſt einen grimmigen Eber gefehlt hatte, fiel dieſer ihn an und verwundete ihn tödtlich. So frühzeitig die Göttin auch das Unglück erfuhr, und ſo wenig ſie, um dem Jüngling zu Hülfe zu eilen, ihrer zarten Füße in den Roſenbüſchen ſchonte, deren weiße Blumen ſich damals von ihrem Blute roth färbten; ſo fand ſie ihn doch ſchon erblaßt auf dem Graſe liegen und zur Linderung ihres Schmerzes konnte ſie nichts weiter thun, als ſein Andenken durch die Verwandlung in eine kurzblühende Anemone erhalten, und den Zeus vermögen, daß er, den Genuß des Jünglings zwiſchen ihr und Proſerpina theilend, ihm erlaube, abwechſelnd ſechs Monat im Hades und ſechs im Olymp zuzubringen.

Adoniſch. Der adoniſche Vers beſteht aus einem Daktylus und einem Spondeus oder Trochäus,

◡
—◡◡——

und eignet ſich wegen ſeines lebhaften Ganges zu muntern und ſcherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch eine zu große Einförmigkeit durch ſo kurze, ohne alle Abwechſelung wiederkehrende Verſe gewinnen; daher man ſich ihrer nicht häufig unvermiſcht bedient hat. Auch die Alten verbanden ſie immer mit andern Verſen; ſo iſt der letzte Vers der Sapphiſchen Strophe ein Adoniſcher.

Adoption, Annahme an Kindes Statt (welche Abrogation heißt, wenn ein homo sui juris, der nicht mehr unter älterlicher Gewalt ſteht, an Kindes Statt angenommen wird), war bei den Römern eine feierlich-gerichtliche Handlung, wodurch ein leiblicher Vater ſich des Rechts an ſeinem Kinde begab und erlaubte, daß ein Anderer es in ſeine Familie aufnahm, und väterliche Gewalt über daſſelbe ausübte. Der Adoptirte erlangte dadurch die vollen Rechte eines leiblichen Kindes. Auch bei uns iſt die Adoption, unter obrigkeitlicher Beſtätigung, denen geſtattet, welche ſich keine Rechnung auf leibliche Kinder machen können. Sie ahmt die Natur nach und darf weder dem zu adoptirenden Kinde, noch einem Dritten zum Nachtheil gereichen. Daher muß der Adoptirende wenigſtens achtzehn Jahr älter ſein als der Adoptirte und bei der Abrogation darf der Adoptirende nicht unter ſechzig Jahren alt ſein. Will einer jemand an Enkels Statt annehmen, ſo muß er 36 Jahre älter ſein, als der Adoptirte. Wer eheliche Kinder oder Nachkommen hat, kann nicht adoptiren, desgleichen kein Caſtrat ohne beſondere obrigkeitliche Erlaubniß. Kein Armer kann einen Reichen, kein Vormund ſeine Mündel adoptiren. Der Code François macht keinen Unterſchied zwiſchen Adoption und Abrogation, verordnet, daß der Adoptirende wenigſtens 50 Jahr alt und 15 Jahr älter als der Adoptirte ſein ſoll, und erlaubt nur, einen ſolchen Menſchen zu adoptiren, den man in ſeiner Minderjährigkeit, und wenigſtens ſechs Jahre lang, unterſtützt und ununterbrochen verſorgt hat, oder der dem Adoptirenden im Gefecht oder bei einer andern Gefahr das Leben erhalten hat. Der Adoptirte muß durchaus volljährig ſein. Der Code François verbietet ferner die Ehe zwiſchen dem Adoptanten, dem Adoptirten und deſſen Nachkommen, dem Adoptirten und den Kindern des Adoptanten, den adoptirten Kindern Einer Perſon, dem Adoptirten und dem Ehegatten des Adoptanten und umgekehrt. Stirbt der Adoptirte ohne Nachkommenſchaft, ſo fällt nur das, was er vom Adoptanten geſchenkt erhalten oder geerbt, an dieſen oder deſſen Nachkommenſchaft zurück, das übrige erhalten die Verwandten des Adoptirten. Jede Adoption muß von dem Gerichte erſter Inſtanz, und hernach vom Apellationsgerichte unterſucht und beſtätigt werden, und erhält ihre Wirkſamkeit erſt durch Eintragung in die Civilſtandsregiſter des Wohnorts des Adoptanten, welches Eintragen binnen drei Monaten nach Eröffnung des Appellationsſpruchs erfolgen muß. A.

Adraſtea, eine Tochter des Zeus und der Nothwendigkeit, die Dienerin der ewigen Gerechtigkeit, die Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgeht. Nach den Meiſten iſt Adraſtea (die Unentfliehbare) nur ein Beiname der Nemeſis (ſ. d.). Man findet ſie bisweilen mit Flügeln, bisweilen mit einem Steuerruder, bisweilen mit einem Rade abgebildet.

Adriatiſches Meer, ein Buſen des mittelländiſchen Meers, den die Küſten von Italien, Illyrien, Dalmatien, Albanien und Epirus einſchließen. Sein Spiegel faßt etwa 4000 Quadratmeilen. Er enthält an den öſterreichiſchen Küſten viele kleine Inſeln, und macht mehrere Buſen, worunter die von Trieſt, von Quarnaro und Cattaro die berühmteſten ſind. Seine Böſchung heißt auch der Golf von Venedig, welche Stadt einſt die Herrſchaft über das ganze Meer behauptete, deſſen Eingang noch jetzt die brittiſch-ioniſche Inſel Corfu bewacht. Zum ſinnbildlichen Zeichen jener Herrſchaft geſchah ſonſt jährlich, ſo lange Venedig ſeine Selbſtſtändigkeit behauptete, die Vermählung des Doge mit dem Meere am Himmelsfahrtstage. (ſ. Venedig.)

Abrogation, ſ. Adoption.

Adſtringentia (lat.), zuſammenziehende Arzneimittel, als Gegenſatz der auflöſenden.

Advent (lat.), eigentlich die Ankunft, insbeſondere bei den Chriſten die Zeit (vier bis ſechs Wochen) vor der alljährlichen Feier der Geburt des Heilandes. Bei den Catholiken bereitet man ſich in dieſer Zeit durch Bußübungen, Faſten und Beten, gleichſam zum Empfange des Welterlöſers vor. Die Adventszeit ſoll ſchon vom Apoſtel Petrus eingeſetzt worden ſein, indeſſen gedenkt der Prediger Marimus Laurinenſis derſelben erſt in einer Homilie, die er in der Mitte des fünften Jahrhunderts gehalten hat. Seit dem im ſechsten Jahrh. zu Lerida gehaltenen Concilium, durfte keine Hochzeit in der Adventszeit gehalten werden, damit die Chriſten das Abendmahl deſto fleißiger genießen möchten.

Adverbium iſt ein Nebenwort, um die genauere Beſtimmung eines Eigenſchaftsworts zu bezeichnen. Drückt ein Adjectiv ſummariſch die Beſchaffenheit eines zu beſchreibenden Gegenſtandes aus und man will dieſe Beſchaffenheit genauer bezeichnen: ſo kann dies in unſrer Sprache oft durch die Hinzufügung der Sylbe lich; oder durch die Worte ſehr wenig u. ſ. w. ausgedrückt werden. Alle blos zu ſolchem Behuf dienende Worte heißen Adverbien. Sie vermehren ſich in jeder Sprache, ſo wie ſich die Kenntniſſe der Menſchen vermehren, weil man neuer Bilder vervielfältigter Begriffe bedarf, wozu die frühere Sprache ſich nicht zur treuen Darſtellung eignet. — Adverbialiſch nennt man den Redetheil, wenn man einen Satz blos durch ein Subſtantiv mit einem Particip oder blos als Anhang eines andern Satzes ausdrückt.

Advocat, zu Hülfe gerufener Rechtsbeiſtand, ein Mann, der die Rechtswiſſenſchaften ſtudiert und nach überſtandener Prüfung die obrigkeitliche Erlaubniß erhalten hat, praxin advocatoriam zu treiben, d. h. gegen eine verhältnißmäßige Vergütung die Rechte oder Anſprüche dritter Perſonen vor Gericht zu verfechten. Erſt durch Ertheilung der Vollmacht wird der Advocat Bevollmächtigter und Sachwalter. Nach den Grenzen ſeiner Vollmacht richtet ſich die verbindende Kraft ſeiner Handlungen für den Clienten, d. h. für denjenigen, der ihm die Führung eines Rechtshandels (Prozeſſes) übertragen hat, und die Bekundung dieſer Vollmachtsertheilung wird die Legitimation zum Prozeß genannt. Da der rechtliche Beiſtand, ſo wie die Sachführung, auf einem beſondern Vertrauen beruht; ſo hat auch der Advocat beſondere Treue und Sorgfalt zu gewähren. Wenn er entweder aus böſem Willen oder durch Fahrläſſigkeit ſeinem Clienten ſchadet, ſo iſt er dieſem dafür verantwortlich, oder der Client kann auch in den mehr-

ſten Fällen Wiedereinſetzung in den vorigen Stand gegen die Handlung des Advocaten erlangen. Die Advocaten ſind eine Klaſſe von Staatsdienern, welche von jeher eine bedeutende Rolle in allen Staaten geſpielt haben. Bei den Römern war die Advocatur ein Geſchäft der größten Staatsmänner und Redner, vorzüglich bei Vertheidigungen in Criminalſachen; die minder wichtigen und civilrechtlichen Sachen wurden von Procuratoren (ſ. d. Art.) geführt, welche mit Übernahme der Prozeſſe auch deren Eigenthümer wurden. In England und Frankreich iſt redneriſches Talent für Jeden, der ſich als Advocat auszeichnen will, unentbehrlich, weil in großen und kleinen Angelegenheiten die Prozeſſe mehr mündlich als ſchriftlich erörtert werden. In Deutſchland tritt der entgegengeſetzte Fall ein; hier kommt es mehr auf die Feder, als auf die Beredſamkeit des Advocaten an. Es iſt ein Fehler der mehrſten deutſchen Einrichtungen, daß die Advocatur von andern Geſchäftsverhältniſſen nicht genug geſchieden, und daher der Advocat zu abhängig von den Behörden iſt; ein Fehler, welchen die neue franzöſiſche Gerichtsverfaſſung durch den Unterſchied des Notariats und der Procuratur ziemlich hebt. — **Advocati ecclesiarum**, Verwalter der Kirchengüter, nach ihren verſchiedenen Ämtern auch **defensores**, **causidici**, **actores**, **pastores laici** u. ſ. w. genannt, wurden unter Stilicos Conſulat eingeführt, zugleich ordnete der Papſt an, daß die Biſchöfe, Äbte und Kirchen gute Vertheidiger haben möchten. Anfänglich bekleideten Kanonici dieſe Ämter, nachher wurden große Waffenträger, ja Monarchen, z. B. der deutſche Kaiſer und der König von Frankreich, Advocati der allgemeinen römiſchen Kirche. Die für einzelne Kirchen beſtellten Advocati (Vögte) beſorgten der Kirche weltliche Gerichtsbarkeit Namens der Biſchöfe und Äbte in deren Gebiete und entſchieden die Gerichtshändel ihrer Unterthanen. Daneben beſchützten ſie der Geiſtlichen weltliche Güter mit den Waffen, wenn es nöthig war. Vor den Gerichten betrieben ſie die Klagen und Gerechtſame der Kirchen, welchen ſie verpflichtet waren. Durch ihre Beamte beſorgten ſie die Einſammlung der Zehnten und aller Hebungen und genoſſen dagegen von den Stiftern vermeinte geiſtliche Wohlthaten und beträchtliche Gefälle. Als aber dieſe Vögte nach und nach den Geiſtlichen und ihren Unterthanen entweder ſelbſt oder durch ihre Untervögte läſtig wurden und durch deren Habſucht ungemein litten, ſuchten die Kirchen allmählig ihrer Specialvögte los zu werden. Schon Urban III. ſuchte dieß für ſie zum Beſten der ſo genannten Kirchenfreiheit zu bewirken, fand aber im J. 1186 zu ſeinem Befremden, daß die deutſchen Prälaten in Verbindung mit Kaiſer Friedrich I. dazu ungeneigt waren. Unter Kaiſer Friedrichs II. Regierung gelang es indeß den meiſten deutſchen Kirchen, dieſe Vogteien durch große Geldſummen und durch andre Schadloshaltungen wieder einzulöſen.

Adraſt, König von Argos, ein Sohn des Talaus und der Eurynome. Um dem Orakel zu gehorchen, das ihm ſeine zwei Töchter einem Löwen und einem wilden Schweine zu geben befahl, gab er die Argia dem Polynices und die Deiphyle dem Tydeus, als jener in eine Löwenhaut, dieſer in eine Schweinshaut gehüllt zu ihm kamen. Er war unter den ſieben Feldherren vor Theben, von denen er allein dem Tode entging. Zehn Jahre ſpäter zog er mit den hinterlaſſenen Söhnen ſeiner unglücklichen Verbündeten nochmals gegen Theben und eroberte es, verlor aber dabei ſeinen Sohn und ſtarb vor Gram (ſ. d. Art. **Theben**).

Aërodynamik wird jener Theil der höhern Mechanik genannt, der von den Kräften und der Bewegung flüſſiger elaſtiſcher Materien handelt. Sehr oft wird die Aërodynamik bei der Hydrodynamik abgehandelt.

Aërolithen (Luftſteine), Steine oder Maſſen, die aus der Luft herabfallen. S. Meteorſteine.

Aëromantie, die vorgebliche Kunſt, aus den Lufterſcheinungen zukünftige Dinge zu prophezeien. — Aërometrie, die mathematiſche Lehre von den Eigenſchaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit ꝛc.; überhaupt die Wiſſenſchaft von der Beſtimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. — Aëronautik, die Kunſt, in der Luft zu ſchiffen.

Aëroſtat. Das griechiſche Wort für die unter dem Namen Luftball hinreichend bekannte Maſchine. Der Gedanke, ein Werkzeug zu erſinden, mittelſt deſſen man ſich in die Luft erheben könne, ſcheint den menſchlichen Geiſt ſchon im Alterthume beſchäftigt zu haben; jedoch die Ausführung hatte bis auf die neuern Zeiten nie gelingen wollen. Als aber um das J. 1766 der Engländer Cavendiſh die große ſpecifiſche Leichtigkeit des brennbaren Gaſes entdeckte, wurde Dr. Black in Edinburg auf den Gedanken geführt, daß eine dünne Blaſe, mit dieſem Gas angefüllt, in der Luft emporſteigen müſſe. Cavallo machte 1782 dahin gehörige Verſuche, fand aber, daß eine Blaſe zu ſchwer und Papier nicht luftdicht ſei. Seifenblaſen dagegen, die er mit brennbarem Gas füllte, erhoben ſich bis zur Decke des Zimmers, wo ſie zerplatzten. Noch in demſelben Jahre brachten die Brüder Etienne und Joſeph Montgolfier (ſ. d. Art.) auf anderem Wege eine Maſchine zu Stande, welche ſich durch eigne Kraft in die Luft erhob. In der Mitte Novembers 1782 gelang es dem ältern Montgolfier zu Avignon ein hohes Parallelepipedum (Langwürfel), das aus einem Stück lyoner Taffet gemacht war und 40 Kubikſchuh Inhalt hatte, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, ſchnell bis an die Decke des Zimmers und nachher im Garten 36 Fuß hoch ſteigen zu laſſen. Bald darauf wiederholten beide Brüder den Verſuch zu Annonay, wo das Parallelepipedum in freier Luft 70 Schuh hoch ſtieg. Eine größere Maſchine von 650 Kubikſchuh Inhalt ſtieg mit gleichem Erfolg. Nun beſchloſſen ſie, den Verſuch im Großen zu machen, verfertigten eine mit Papier gefütterte Maſchine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmeſſer hatte, 430 Pfund wog, und noch über 400 Pfund Laſt mit ſich aufhob, und ließen dieſelbe am 5ten Juni 1783 zu Annonay in die Luft ſteigen. Sie erhob ſich in weniger als 10 Minuten zu einer Höhe von 1000 Toiſen und fiel 7200 Fuß weit von dem Orte des Aufſteigens zur Erde nieder. Das Mittel, wodurch ſie das Emporſteigen bewirkten, war ein unter der Öffnung der Maſchine angezündetes Strohfeuer, in welches ſie von Zeit zu Zeit etwas gekrempelte Wolle warfen. Wie aber eigentlich dadurch dieſe Wirkung hervorgebracht werde, davon hatten ſie weder deutliche noch richtige Begriffe. Nicht die durch die Hitze bewirkte Verdünnung der in dem Ballon eingeſchloſſenen Luft hielten ſie für die Urſach des Steigens, ſondern ſie glaubten, daß ſich bei dem Verbrennen des Strohs und der Wolle ein eigenes Gas entwickelte, durch welches derſelbe gehoben würde. Erſt ſpäter wurde das Irrige dieſer Meinung dargethan. In Paris erregten dieſe glücklichen Verſuche das größte Aufſehen und ſetzten alle Phyſiker in Bewegung. Einige derſelben fielen auf die richtige Ver-

muthung, daß der Verſuch ſich müſſe mit dem brennbaren Gas nachmachen laſſen. Charles, Profeſſor der Phyſik, ließ eine 12 Fuß im Durchmeſſer haltende und mit einem Firniß von elaſtiſchem Harze überzogene Kugel von Taffet verfertigen, und füllte ſie mit brennbarem Gas. Sie wog 25 Pfund und erhob ſich binnen zwei Minuten 488 Toiſen, verſchwand in den Wolken und kam endlich nach drei Viertelſtunden bei dem Dorfe Goneſſe, fünf Stunden von Paris, wieder zur Erde. So gab es gleich anfangs zweierlei Aëroſtaten: die mit erhitzter Luft (Montgolfieren) und die mit brennbarem Gas gefüllten. Unterdeß war Montgolfier nach Paris gegangen, und hatte in Pilatre de Rozier, dem Vorſteher des königlichen Muſeums, einen unermüdeten Gehülfen gefunden. Gemeinſchaftlich brachten ſie im October 1783 eine neue Maſchine von 74 Fuß Höhe und 48 Fuß Breite zu Stande, mit welcher beide Phyſiker nebſt einem Arbeiter es zum erſtenmal wagten, jedoch nur 50 Fuß hoch, aufzuſteigen. Der Ballon wurde dabei aus Vorſicht an Stricken gehalten und bald wieder heruntergezogen. Dieſe Verſuche wiederholte man, und ließ in der Folge die Maſchine ſich frei bewegen, welche ihren Flug ſeitwärts nahm, und ſich ungefähr hundert Schritte von dem Orte des Aufſteigens ſanft niederſenkte. Dadurch überzeugte man ſich, daß ſie bei gehöriger Einrichtung, Behandlung und Witterung allerdings einen Menſchen durch die Luft zu tragen im Stande ſei, und beſchloß die erſte wirkliche Luftreiſe. Am 21ſten Nov. 1783 ſtiegen Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes im Schloſſe la Muette vor einer unzähligen Volksmenge mit einer Maſchine von 6000 Kubikfuß Inhalt auf. Der Ball kam, nachdem er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, nach 25 Minuten, etwa 5000 Toiſen von la Muette, glücklich wieder zur Erde. Aber die kühnen Luftfahrer hatten in bedeutender Gefahr geſchwebt; der Ball war zu verſchiedenenmalen auf das heftigſte erſchüttert worden; das Feuer hatte Löcher hineingebrannt, die Gallerie war beſchädigt worden und einige Schnüre geriſſen. Sie erkannten, daß es die höchſte Zeit ſei, ſich herabzulaſſen; und als ſie glücklich wieder auf dem Erdboden waren, entſtanden neue Schwierigkeiten beim Ausſteigen. Das ſchwache Kohlenfeuer hielt den leinwandnen Ball nicht mehr empor, und dieſer fiel mit ſeiner ganzen Maſſe auf die Flamme. Rozier, der noch nicht hatte ausſteigen können, wurde davon niedergedrückt, und entging nur eben der Gefahr zu verbrennen. Gleich darauf machte Charles, der ſich mit Robert verbunden hatte, bekannt, daß er gemeinſchaftlich mit dieſem in einem mit brennbarem Gas gefüllten Ball aufſteigen werde. Um die dazu erforderlichen Koſten von 10,000 Livres zu decken, eröffnete er ein Unterzeichnung. Der Ball war kugelförmig, 26 Fuß im Durchmeſſer, und beſtand aus Taffet, der mit einem Firniß aus elaſtiſchem Gummi überzogen war. Die Gondel für die Luftfahrer hing an mehrern Seilen, die an einem über den obern Theil des Balls gezogenen Netze befeſtigt waren. Oberhalb war eine Klappe angebracht, die durch eine Schnur von der Gondel aus geöffnet werden konnte, und ſich mittelſt einer Feder wieder ſchloß. Sie diente dazu, das brennbare Gas ausſtrömen zu laſſen, wenn man ſich herabſenken wollte, oder es ſonſt nöthig fand, die Maſſe deſſelben zu vermindern. Die Füllung dauerte mehrere Tage, und am 1ſten Dec. erfolgte die Auffahrt in den Gärten der Tuilerien. Der Ball ſtieg ſchnell zu einer Höhe von 300 Toiſen, und verlor ſich in kurzem aus den Augen der Zuſchauer. Die Luftſchiffer beobachteten fleißig das Barometer, das ihnen nie

unter 26° zeigte, warfen nach und nach den mitgenommenen Ballaſt aus, um den Ball emporzuhalten, und kamen bei Neßle glücklich herab. Kaum aber war Robert ausgeſtiegen, und der Ball dadurch um 130 Pfund erleichtert worden, als dieſer nochmals mit großer Schnelligkeit um 1500 Toiſen ſich erhob. Dabei dehnte er ſich ſo gewaltig aus, daß er zerplatzt ſein würde, wenn nicht Charles mit beſonnenem Muthe die Klappe geöffnet hätte, um das eingeſchloſſene Gas mit der verdünnten atmoſphäriſchen Luft mehr ins Gleichgewicht zu ſetzen. Nach einer halben Stunde ſenkte ſich der Ball ſanft auf ein Blachfeld nieder, ungefähr eine halbe Meile von der Stelle entfernt, von welcher er zum zweitenmal aufgeſtiegen war. Dieſen glücklichen Luftfahrten folgten bald unzählige andere. Blanchard (vergl. d. Art.), der ſich früher ebenfalls mit Verfertigung einer Flugmaſchine beſchäftigt hatte, war ſchon mehreremale aufgeſtiegen, als er auf den Gedanken kam, den etwa fünf deutſche Meilen breiten Canal zwiſchen England und Frankreich im Luftſchiffe zu paſſiren, und dieſes kühne Wagſtück in einem mit brennbarer Luft gefüllten Ball den 7ten Jan. 1785, in Geſellſchaft des Amerikaners Jeffries, glücklich ausführte. Um ein Uhr verließen ſie die engliſche Küſte, und um halb drei Uhr waren ſie bereits auf der franzöſiſchen. Nicht ſo glücklich endete die Luftfahrt, welche der erſte Luftſchiffer, Pilatre de Rozier, d. 14ten Juni 1785 in Geſellſchaft Romains von der franzöſiſchen nach der engliſchen Küſte unternahm. Pilatre de Rozier hatte diesmal beide Arten von Luftbällen verbunden. Unter einem mit brennbarem Gas gefüllten Balle, der aber allein nicht hinreichende Hebekraft hatte, war ein zweiter angebracht, der durch ein darunter befindliches Kohlenfeuer gefüllt wurde. Beide trugen die Gondel. Rozier hatte dieſe Verbindung gewählt, weil jede von beiden Arten ihre eigenen Vortheile gewährt. Seine Abſicht war beſonders, durch den unteren Ball das willkürliche und abwechſelnde Sinken und Steigen zu bewirken, welches bei dem brennbaren Gas nicht möglich iſt. Denn ein mit brennbarem Gas gefüllter Ball, der einmal zur Erde geſunken iſt, ſteigt mit derſelben Laſt ohne neue Füllung nicht wieder, da es hingegen bei einem mit erhitzter Luft gefüllten Balle nur der Vermehrung oder Verminderung des Feuers bedarf, um ihn abwechſelnd ſteigen oder fallen zu laſſen. Aber dieſer Verſuch lief zum Verderben der Unternehmer ab. Wahrſcheinlich waren die in der untern Luft nur glimmenden Kohlen in der obern plötzlich zu einer lichten Flamme emporgebrannt, und hatten den untern Ballon entzündet. Das Feuer ergriff augenblicklich die ganze Maſchine, und beide Luftſchiffer ſtürzten aus der Höhe herab. Die Beſchaffenheit ihrer zerſchmetterten Körper ließ vermuthen, daß ſchon der Ausbruch des brennbaren Gaſes ſie getödtet habe. Dieſer unglückliche Vorfall ſchreckte jedoch die übrigen Luftfahrer nicht ab; vielmehr wurden die Verſuche vielfältig und nach und nach in allen Ländern wiederholt. So wichtig und außerordentlich aber auch dieſe Erfindung iſt, ſo hat ſie doch bis jetzt noch nicht zu verhältnißmäßig großen Ergebniſſen für die Wiſſenſchaften und das praktiſche Leben geführt. Der ganze Nutzen hat ſich bis jetzt auf einzelne Beobachtungen in den oberen Luftgegenden beſchränkt. Wird man aber in der Folge dahin gelangen, den Luftballon nach Willkür lenken zu lernen; dann wird er ſich vielleicht zu Unternehmungen gebrauchen laſſen, von denen man jetzt nur die Ahnung hat, und es wäre alsdann vielleicht möglich, nach dem Plane des Profeſſors Robertſon einen rieſenhaften Luftball zu Stande zu bringen, um mittelſt deſ-

Digitized by Google

ſelben über der ganzen Oberfläche der Erde hinzuſchweben. — Während der franzöſiſchen Revolution wurde zu Meudon, unweit Paris, ein eigenes aëroſtatiſches Inſtitut zur Bildung eines Aëronautencorps angelegt, deſſen Beſtimmung die Leitung der Luftbälle bei den Armeen war, mittelſt welcher man den Feind zu beobachten verſuchte. Aber auch von dieſem Gebrauch der Aëroſtaten kam man bald wieder zurück, der wie jeder andere höchſt mißlich bleibt, ſo lange die Maſchine dem Winde folgen muß. — Unter den Franzoſen ſind Blanchard und Garnerin diejenigen geweſen, welche die meiſten Luftreiſen unternommen haben; unter den Deutſchen war Profeſſor Jungius in Berlin 1805 und 1806 der erſte. Seitdem haben ſich Profeſſor Reichard und ſeine Frau durch Luftſchifffahrten bekannt gemacht. Auch in Conſtantinopel unternahmen 1802 die Engländer Barly und Devigne, auf den Wunſch und die Koſten des Großherrn, eine Luftreiſe. Ein weſentliches Verdienſt um die Aëronautik hat ſich Blanchard durch die Erfindung des Fallſchirms erworben, deſſen ſich der Luftſchiffer im Nothfall bedienen kann, um ſich ohne Gefahr aus der Luft herabzulaſſen.

Aëroſtatik. Dieſer Name gebührt eigentlich der Lehre vom Gleichgewicht der Luft, ſowohl für ſich, als mit andern Körpern; allein ſeit der Erfindung der Luftbälle haben einige angefangen, denſelben in einem eingeſchränktern Sinne blos der Lehre von den Aëroſtaten beizulegen, welche paſſender Aëronautik heißt.

Affect nennen wir jedes lebhaftere Gefühl der Seele, das eben ſeiner Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden iſt. So wie das körperliche Gefühl in dem Bewußtſein der Seele zur Empfindung wird, ſo entſtehen die Affecten zunächſt in der Seele ſelbſt durch lebhafte und klare Vorſtellungen, welche den Zwecken und dem Streben der Seele entweder förderlich oder hinderlich, daher der Seele angenehm oder zuwider ſind und welche von der Seele aus erſt auf den Körper wirken, durch das Pſychiſche auf das Phyſiſche. Dadurch unterſcheiden ſie ſich (unter andern Verſchiedenheiten) von den Leidenſchaften, mit denen ſie im gemeinen Sprachgebrauche ſo oft verwechſelt werden (ſ. d. Art. Leidenſchaft). Doch können und müſſen Leidenſchaften oft die Veranlaſſung zu den Affecten geben, da der Inhalt der Vorſtellungen ſowohl von der Vernunft, als Sinnlichkeit, von wirklichem und eingebildetem Guten oder übel herkommen und die pſychiſchen Gefühle erregen kann. Die Ruhe des Gemüthes wird allemal durch die Affecten geſtört (ſ. d. Art. Gemüth), und von dem Gemüthe aus geht ihre Wirkung auf die Nerven und den übrigen Körper. Vorzüglich ſcheinen ſie auf die Nervengeflechte des Ganglienſyſtems, die Bruſt- und Herznervengeflechte zu wirken, wie ſich aus dem Gefühl von Erweiterung und Leichtigkeit in der Bruſt bei angenehmen, und von Beklemmung, Herzklopfen u. ſ. w. bei unangenehmen Affecten, aus dem guten Fortgang oder der Störung der Verdauung, der Ernährung, der Blutbereitung u. ſ. w. ſchließen läßt. Die Affecten haben verſchiedene Grade. Im höchſten Grade können ſie — ſowohl die angenehmen als unangenehmen — betäubend, ſogar tödtend wirken. In Hinſicht auf ihre Natur ſind ſie angenehm oder unangenehm, z. B. Vergnügen, mit allen Modificationen, als Freude, Entzücken u. ſ. w., oder Schmerz, Trauer, Unzufriedenheit, Mitleid, Reue u. ſ. w. Liebe und Haß, Hoffnung und Furcht, gemiſchte, z. B. Überraſchung u. ſ. w. In Hinſicht ihrer Wirkungsart ſind ſie thätige, z. B. Zorn, oder

leidende, z. B. Gram. Die höheren Grade der Affecte würden zu nachtheilig für das Leben und die Geſundheit des Menſchen wirken, wenn die Natur nicht für eine Ableitung ihrer erſchütternden Wirkung durch die Thränen geſorgt hätte. Nur der Menſch iſt wahrer Affecten fähig, und nur ihm iſt das Vermögen gegeben, durch Weinen ihre Heftigkeit zu mildern (ſ. auch Gemüthsbewegungen).

Affectation iſt entgegengeſetzt dem Natürlichen und der edeln Einfalt in den Sitten. Jede Sache hat ihre Natur; was mit derſelben übereinſtimmt, heißt bei ihr natürlich, das Gegentheil unnatürlich. Affectation ſchließt die Natur oder das Natürliche aus. Sie will etwas nicht Vorhandenes erſetzen, und die Meinung erregen, daß es vorhanden ſei. Das Mittel, wodurch ſie dies zu bewerkſtelligen ſucht, iſt Nachahmung eines Muſters. Aber dieſe Nachahmung verräth etwas Gezwungenes und Unübereinſtimmendes, weil derjenige, der etwas affectirt, die entgegengeſetzte Natur und Beſchaffenheit hat von jener, die er affectirt. Seiner Natur gemäß ſollte er ein ganz anderes Betragen zeigen. Daher das Gezwungene; denn was bei ſeinem Muſter natürlich iſt, ſucht er durch künſtlich herbeigeführte Umſtände zu erreichen. Da nun edle Einfalt in den Sitten und in dem Betragen eines Menſchen herrſcht, wenn derſelbe in allen Umſtänden, nach einem wahren und richtigen Gefühle, ohne Umſchweife auf dem geradeſten Wege ſo handelt, wie ſowohl ſeine Natur als die Natur der Sache es mit ſich bringt: ſo wird Affectation, als das Gegentheil, dasjenige Betragen eines Menſchen ſein, wo er aus einem unwahren und unrichtigen Gefühle mit Umſchweif durch eine unnatürliche, künſtlich erzwungene Nachahmung den Mangel gewiſſer Eigenſchaften erſetzen will. Daher iſt in demſelben keine Übereinſtimmung, kein Zuſammenhang, vielmehr ein innerer Widerſpruch, und die Wirkung davon entweder Spott und Geringſchätzung, oder Verachtung und Abſcheu.

Affiliiren, an Kindes (Sohnes oder Tochter) Statt annehmen. Daher Affiliation, die Annahme an Kindes Statt (ſ. Adoption). Affiliirte nennt man auch diejenigen Perſonen, welche als Laien Theil an den Werken der Ordensgeiſtlichkeit nehmen, in der Meinung, ſich das Ordensverdienſt durch gute Werke zu verſchaffen.

Affinität, Verwandtſchaft. Über den Sinn dieſes Wortes in der Chemie, ſ. Wahlverwandtſchaft.

Affry (Ludw. Auguſtinus Philipp Graf von), erſter Landamman der Schweiz, nachdem Napoleon ſich zum Protector des ſchweizer Bundes erklärt hatte, wurde 1743 zu Freiburg geboren. Frühzeitig ward er zum Militärſtande beſtimmt, begleitete ſeinen Vater auf einer Geſandtſchaft nach dem Haag, ward hierauf Adjutant bei den franzöſiſchen Schweizergarden und ſtieg bis zum Generallieutenant. Bei dem Anfange der Revolution commandirte er die Armee am Oberrhein bis zum 10ten Auguſt 1792, wo er, nach Entlaſſung der Schweizertruppen, ſich in ſein Vaterland zurückbegab, und Mitglied der geheimen Rathsverſammlung in Freiburg wurde. Als 1798 die Schweiz von einem Angriffe und einer Revolution bedroht wurde, bekam er wieder den Befehl der Truppen. Er erkannte das Unnütze des Widerſtandes, betrug ſich ſtets mit Klugheit, und wandte ſo viel möglich die Übel des Krieges und der Empörung von ſeinem Vaterlande ab. Als Freiburg von den Franzoſen genommen worden war, wurde er Mitglied der proviſoriſchen Regierung. Er hatte keinen Antheil an den Empörungen von 1801 und 1802, aber ſehr gern nahm er die Ernen-

nung als Abgeordneter in Paris an; als der erſte Conſul die Schweizer dahin berief und ihnen ſeine Vermittelung anbot. Napoleon zeichnete ihn vor den andern Abgeordneten aus, und vertraute ihm die Einrichtung einer Staatsverwaltung, welche die Ruhe und das Glück der alten Bundesgenoſſen Frankreichs ſichern ſollte. Am 19ten Febr. 1803 empfing Affry aus den Händen des erſten Conſuls die Vermittelungsacte, und wurde für dieſes Jahr zum erſten Landamman ernannt, und zwar mit einer ſehr ausgedehnten Gewalt bis zu einer allgemeinen Zuſammenkunft auf einem Landtage. Er ſuchte die Abſichten des Vermittlers zu befördern und verfuhr in allem mit der Geſchicklichkeit, den Einſichten und Erfahrungen eines wahrhaften Staatsmannes. Das Ende ſeines Lebens erfolgte den 16ten Juni 1810.

Afghanen (Aghuanen), d. h. Bergbewohner, oder auch Patanen, der Name des jetzt in Oſtperſien, oder dem Reiche Kabuliſtan herrſchenden Volks. Es wohnte urſprünglich in den Gebirgen zwiſchen Perſien, Hindoſtan und Bactrien, und gehörte zum mediſchen Stamme. Noch jetzt wandern die Afghanen fortwährend, ſowohl die weſtlichen, welche räuberiſche Zeltbewohner, als die öſtlichen, welche anſäſſig ſind. Bei den Unruhen, welche nach Schah Nadirs Tode (1747) in Perſien entſtanden, bemächtigte ſich Ahmed Abdallah, der Anführer der Afghanen in der perſiſchen Armee, der Provinzen Candahar und Choraſan, machte ſich von Perſien unabhängig und wurde der Stifter des afghaniſchen Reichs, deſſen Größe zu 250 Meilen in die Länge, und über 100 Meilen in die Breite angegeben wird. Es iſt ein fruchtbares und volkreiches Land, das im Nothfall 300,000 Krieger ſtellen kann. Das Staatsoberhaupt führt den Titel Schach oder Khan von Kabul. Die Regierungsform iſt zwar monarchiſch, doch findet eine Art von Lehnsverfaſſung ſtatt, die eigentliche Hauptſtadt des Reichs iſt Herat, der Schach reſidirt aber auch abwechſelnd in Candahar, der ehemaligen Hauptſtadt von Oſtperſien mit Feſtungswerken, und in Kabul; Cachemir (ſ. d. Art.) oder Serinagur iſt bekannt wegen der koſtbaren Shawls. Die Ruſſen treiben durch die Bucharei einen bedeutenden Handel mit den Afghanen.

Afranius, ein komiſcher Dichter Roms, der ungefähr 100 Jahre v. Chr. Geb. lebte. Cicero lobt ihn, eben ſo Quintilian, der ihm jedoch Schlüpfrigkeit vorwirft. Horaz ſpricht von ihm als einem Nachahmer des Menander; allein Afranius ſuchte beſonders die Sitten ſeiner Zeit und Roms zu ſchildern, ſo daß die römiſche Komödie durch ihn den Beinamen Togata ſtatt des griechiſchen Palliata erhielt. Wir haben von ihm nur noch wenige Bruchſtücke.

Afrika, einer der fünf Erdtheile, — zwar ſchon ſeit Jahrtauſenden in der Geſchichte angeführt, dennoch auch für uns noch immer, was er den Alten war, — das Reich des Wunderbaren! Nur eine Spanne Meer ſcheidet Afrika von Europa, ſeine nördlichen Küſten liegen im Angeſicht der gebildetſten Völker, und doch kennen wir kaum ſeine äußern Umriſſe, in das weite Binnenland iſt noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen! — Ewig wird es wohl unentſchieden bleiben, woher Afrika ſeine erſten Bewohner erhalten; ob bei dem Entſtehen der Erde ein ſchwarzer Adam Stammvater der Schwarzen geworden, oder ob ein Noachide von Aſien aus ihm ſein erſtes Stammvolk zugeführt habe, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne ſeine ſchwarze Tinte empfangen habe. Eins der Länder dieſes Welttheils, das Nilthal, war unter eben dem Namen, den es noch führt, in den früheſten Zeiten der Geſchichte nicht allein

bekannt, ſondern auch die Wiege des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften! Aber ſelbſt in den Jahrhunderten, wo Ägypten am höchſten blühte, ſcheint tiefe Nacht ſeine Umgebungen bedeckt zu haben, und alles, was nicht ihm angehörte, unter dem Namen Negerland begriffen geweſen zu ſein. Späterhin lernten Griechen (vergl. Herodots ſehr genaue Nachrichten) und Römer die Küſten am mittelländiſchen Meere näher kennen, und drangen im Binnenlande vielleicht bis zum Fluſſe Joliba vor, doch hat ſich ihre Kunde kaum über die Grenzen Numidiens hinaus erſtreckt und von den ſüdlichen Theilen Afrikas war ihnen nichts bekannt. Wie unvollkommen war nicht die Vorſtellung, die ſelbſt Ptolemäus ſich von dieſem Welttheile machte, ob ihm ſchon ſeine Form als eine große Halbinſel vorſchweben mochte? Erſt dem 15ten Jahrhunderte war es vorbehalten, uns ſeine Umriſſe auszuzeichnen; Heinrich der Seefahrer (ſ. d. Art.) umſegelte das gefürchtete Cap Non (non plus ultra), Diaz und Vaſco da Gama fanden das Vorgebirge der guten Hoffnung, und ſowohl die weſtlichen als die öſtlichen Küſten wurden nun von europäiſchen Seefahrern unterſucht und beſtimmt. — Afrika iſt eine ungeheure Halbinſel, die durch einen ſchmalen Landſtrich, den Iſthmus von Suez, am Feſtlande von Aſien zu hängen ſcheint; es bildet ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von 530,000 Quadratmeilen zwiſchen 0 bis 70° Länge und 34° ſüdl. Br. bis 37° 30′ nördl. Br., das im Norden an das mittelländiſche Meer, im Oſten an Aſien, das rothe und indiſche Meer, im Süden und Weſten an das äthiopiſche Meer und den atlantiſchen Ocean ſtößt. Bei dieſer Lage innerhalb des heißen Erdgürtels hat es eine erſtaunliche Ausdehnung von Oſten nach Weſten; doch füllt die nördliche Hälfte eine ungleich größere Maſſe als die ſüdliche. Die größte Ausdehnung von Weſten nach Oſten, vom Cap Negro bis Cap Guardafui beträgt auf 69°, mithin unter dem Äquator 1020 geogr. Meilen, und hat die größte ununterbrochene Landmaſſe unter der heißen Zone. Afrikas innere Bildung hat manche Eigenheiten. Zwar beſitzt es (wie die übrigen Erdtheile) große an einander hängende Kettengebirge, die vielleicht vom Cap bis zum mittelländiſchen Meere in mancherlei Parallelen fortziehen, wie den Atlas, das Mondgebirge, den Kong, Lupata, die 5000 Fuß hohen Schneegebirge des Caplandes; doch iſt es im Ganzen ebener, als einer der übrigen Erdtheile; in keinem andern findet man ſo ungeheure Sandwüſten und die Kobi in Hochaſien hält mit der großen Sahara keinen Vergleich aus. Dieſe Wüſte erſcheint als ein Sandmeer, dem es an fruchtbaren Inſeln keinesweges fehlt. Dies ſind die Afrika eigenen Oaſen: reiche Landſchaften, mit Datteln, Piſangs, Granaten und andern Südfrüchten ausgeſtattet, mit dem klarſten kühlenden Waſſer verſehen und mit unzählbaren Herden von Thieren bevölkert. Nur die Sahara zählt nach Golberry 32 ſolcher Oaſen. — Unter Afrikas vielen und mächtigen Strömen iſt der ägyptiſche Nil uns jetzt bis zu ſeiner Quelle bekannt; aber dies iſt auch der einzige der größern Ströme Afrikas, deſſen Lauf ganz erforſcht iſt; wir wiſſen zwar, wo der Kongo (Zaire), Koanza und Kuama (Zambeſe) endigen, nicht aber, wo ſie anfangen, und vom Joliba erſt ſeit Mungo Park, daß er (der Niger des Herodot, ſ. d. Art.) von Weſten nach Oſten ſich winde. Auch der Senegal, der Gambia, der Orange ſind bedeutende Flüſſe dieſes Erdtheils, der im Ganzen nicht arm an Waſſer iſt, und ſelbſt in ſeinem Innern große Landſeen, wie den Dembea, Wangara, Marawi und Aquilunda, einſchließt. Das Clima iſt zwar verſchieden, aber im

Ganzen brennend heiß: innerhalb der Wendekreiſe findet man ruhiges Tropen=Clima mit zwei Jahreszeiten, der naſſen und trocknen, die Gluth der Sonne iſt furchtbar, und Adanſon bezeugt, daß man im Sande Guineas Eier ſiede, und daß die Hitze die nackte Fußſohle des Negers aufreiße. An den Küſten mäßigen See= und Bergluft und die unaufhörlichen Regengüſſe die Hitze, aber die Luft iſt nicht ſo geſund und nicht ſo rein als im Binnenlande, welches zum Theil höher liegt. Der ganze Landſtrich der Barbarei iſt wärmer als der ſüdlichſte Theil und jeder Theil Afrikas iſt gegen Europa verglichen, ein heißes Land. Unter den Winden ſind die Tornados und der Harmattan Afrika eigen, mit Aſien hat es den Samum, mit Europa den Siroccoh gemein. Zahlreich ſind ſeine Erzeugniſſe; wenigſtens hat kein anderer Erdtheil eine ſo große Mannichfaltigkeit aus der Thierwelt aufzuweiſen als Afrika. Neben dem Elephanten, dem Kameele, dem Rhinozeros, dem Nilpferde und der Giraffe findet man Löwen, Panther, Leoparden, Unzen, Schakale, Hyänen, Wölfe, Füchſe, Hunde, Katzen, Affen aller Arten, Mongus, Fledermäuſe, Ratten, Klipdas, Haſen, Kaninchen, Jerboas, Stachelſchweine, Igel, Maulwürfe, Zibethkatzen, Ichneumons, Großohren, Bären, Rattels, Pferde, Eſel, Zebras, Schafe, zum Theil mit Haaren und Fettſchwänzen, Argalis, Ziegen, Gemſen, Gazellen in unendlichen Spielarten, Springböcke, Rindvieh, Büffel, Damhirſche, aus Guinea Rehe, Schweine, Emgalos, Schweinhirſche und andere vierfüßige Thiere, deren Naturgeſchichte noch bei weitem nicht hinlänglich erforſcht iſt; ſelbſt das räthſelhafte Einhorn ſoll ſich noch in den Binnenländern finden. Eben ſo reich iſt die Claſſe der Vögel, unter welchen ſich das prächtigſte Gefieder, der Kronvogel, Flamingo, Whidah, Thouraco, Eisvogel, Pelikan und viele Papageiarten, finden; die Claſſe der Amphibien hat das fürchterliche Krokodill und die Boa constrictor mit vielen andern, theils unſchädlichen, theils äußerſt giftigen Schlangen; die anſtoßenden Meere und die Ströme haben einen Überfluß an Fiſchen, doch iſt die Mannichfaltigkeit der Geſchlechter nicht ſo groß, als in den nördlichen Meeren, und viele der nutzbarſten fehlen ganz. Das Gebüſch und die Erde wimmeln von Termiten, Ameiſen, Skolopendern, Spinnen, Klopaden und Raupen, während die vorüberziehenden Heere von Heuſchrecken oft Wolken gleich die Sonne verdunkeln; überall ſieht man die ſchönſten Käfer und Schmetterlinge. Aus dem Pflanzenreiche gedeiht alles, was die Tropenwelt Großes, Schönes, Schmackhaftes und Nutzbares hervorgehen laſſen kann. Hier ſtehen die Rieſen aller Pflanzen, der Affenbrotbaum Baobab, mit einer Blättermaſſe von 120 Fuß im Durchſchnitt, und der 120 par. Fuß hohe Seidenbaumwollenbaum, Ceyba oder Betan, neben den majeſtätiſchen Palmen, wovon die Kokospalme allein die meiſten Bedürfniſſe der Neger zu befriedigen im Stande iſt. Zu den vegetabiliſchen Nahrungsmitteln gehören vorzüglich Weizen, Gerſte, Moorhirſe (holcus sorghum), Teff (poa abyssinica), Reiß, Bataten, Yams, Lotusbeeren, Senegalgummi, Bananas und andere Piſange, Datteln, Feigen und die mannichfachen Arten von Gewürzen, beſonders Zuckerrohr, Baumbutter (Shea toulou) u. a.; als Getränke dienen der Kaffe, der Palmwein aus der weiblichen Weinpalme, die Kokosmilch, der Wein am Cap; zur Kleidung Baumwolle, Hanf und ſelbſt Flachs; hier gedeihen die Papajen, Tamarinden, Granaten, Orangen, Ananas, 5 Arten Pfeffer, der trefflichſte Indigo, das Drachenblut, der Talgbaum, viele Arten der beſten Farben= und

Tiſchlerhölzer, der Ringi, unzählige Gewürzpflanzen, und welch eine Menge der herrlichſten und nutzbarſten Arten bietet nur allein das reiche Madagascar dar? Am wenigſten gekannt iſt das Mineralreich in Afrika: Gold hat es mehr als einer der übrigen Erdtheile und Eiſen iſt ziemlich überall verbreitet, dagegen aber fehlt es an den übrigen Metallen, und von den Mineralien hat es blos Salpeter, Salmiak, Ambra, einige Walkererden, Smirgel im Überfluſſe, Salz aber nur in einigen Gegenden zur Nothdurft. Die Zahl der Einwohner mag zwiſchen 100 bis 120 Millionen ſchweben; zwar kann die Statiſtik hier keine Nachweiſungen geben, doch muß das Innere dieſes Erdtheils ſehr bevölkert ſein, da es binnen drittehalb Jahrhunderten über 40 Millionen kraftvolle Menſchen in den Sclavenhandel geben konnte, und dennoch nichts weniger als entvölkert iſt. Auch ſeine Küſtenländer ſind reich an Menſchen: ſo fand Jackſon blos in Marocco gegen 17 Millionen, und die Barbarei mit Ägypten, die doch nur erſt ein Achttheil des Ganzen ausmachen mögen, zählen deren über 20 Mill. Das heiße Guinea hat im Ganzen eine zahlreiche Bevölkerung, und am Joliba liegen volkreiche Staaten, von welchen wir indeß kaum den Namen kennen. Die Einwohner gehören zu zwei Stämmen des menſchlichen Geſchlechts: zum Negerſtamme, der vom Joliba abwärts ſich bis zur Südſpitze erſtreckt, und zu der, trotz ihrer braungelben Tinte, auch die Hottentotten gehören, und zu dem kaukaſiſchen Stamme, dem die Berbern, Kopten, ſo wie die Araber oder Mauren, die Agazionen oder Habeſcher, und die Völker Nubiens beizuzählen ſind. Die Araber kann man zwar nur als Ankömmlinge betrachten, doch ſind ſie jetzt über den größten Theil des Nordens und über den Oſten zahlreich verbreitet, und ganz einheimiſch geworden. Auf den Inſeln und auf mehreren Küſtenpuncten findet man Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Holländer und Britten und ſelbſt Juden hier und dort eingewandert, doch ſcheinen die Falaſchas in Tigre, ob ſie gleich dem Moſaismus huldigen, nicht hebräiſcher Abſtammung zu ſein. Als Hauptſprachen gelten die arabiſche im ganzen Norden, ſelbſt bis zum Joliba herunter, wo wenigſtens die Völker, die den Koran verehren, etwas davon verſtehen; von ihr unterſcheiden ſich die Berber- und die Schelluhſprachen in der Berberei und am Atlas. Die Mandingoſprache iſt vom Senegal bis zum Joliba die gewöhnliche; an der Weſtküſte ſpricht man zum Theil ein verdorbenes Portugieſiſch, in den habeſchiniſchen Ländern die Tigre- und Amharaſprache. Die Sprachen der Neger ſind faſt ſo mannichfach, als die Nationen: blos in der Sahara ſollen 43 Mundarten geredet werden. Eben ſo mannichfach iſt auch die Art und Weiſe, wie jeder ſeinen Gott verehrt: in Nordafrika bis zum Joliba, ja in dem größern Theile der Oſtküſte iſt der Mohammedismus verbreitet; zu der Chriſtusreligion bekennen ſich die Einwohner von Tigre und Amhara, die Kopten, die Nubier und die europäiſchen Fremdlinge, doch nach ſehr verſchiedenem Ritus, und bei den meiſten Negervölkern herrſcht der abenteuerlichſte Fetiſchmus, der bei manchen dieſer Völker einen gräßlichen Anſtrich hat, ſogar Menſchenopfer fordert. Wiſſenſchaftliche Bildung darf man in Afrika nicht ſuchen, ſelbſt nicht in dem Lande, das ihre Wiege in der Kindheit der Menſchen war; was die Pharaonen, die Ptolemäer geſchaffen hatten, ging in den Stürmen, die dies unglückliche Land im Mittelalter trafen, völlig unter. Schulen unterhalten indeß noch die Mohammedaner in den Städten der Berberei, die Marabuten in den Ländern, wo ſie ſich angeſiedelt ha-

ben, und hie und da auch die Kopten und Monophyſiten in Tigre und Amhara. Eigentlichen Kunſtfleiß trifft man in Afrika blos auf der nördlichen Küſte an, wo von den Mauren doch manches in Seide, Baumwolle, Leder und Leinwand gearbeitet wird; aus dieſen Ländern wird auch ein lebhafter Handel mit Landesproducten mit den ſeefahrenden Nationen Europas, und ein eben ſo bedeutender Karavanenhandel mit dem Innern von Afrika, dem ſie ihre Fabricate und die der Europäer zuführen, unterhalten. Die Neger ſtehen ſämmtlich noch auf der unterſten Stufe der Bildung, ſelbſt da, wo ſie in Staaten vereinigt ſind; ihre Bedürfniſſe ſind äußerſt geringe, und alles, was ſie gebrauchen, verfertigen ſie oder ihre Weiber ſelbſt: die Pagne, die ihre Lenden umgürtet, die Hütte, die ſie gegen die Witterung ſchützt, den Bogen und den Pfeil, deren ſie zur Jagd und zu ihrem Schutze bedürfen, ſo wie ihr Hausgeräth, auch das Gold, das ſie von der Oberfläche der Erde ſammeln, wiſſen ſie für ihren Schmuck, und das Eiſen zu ihren Waffen zu bearbeiten. Dennoch hat der Umgang mit den Europäern ſie manche Bedürfniſſe kennen gelehrt, die jetzt zu ihren Nothwendigkeiten gehören: Schießgewehr, Pulver, Branntwein, Taback, verſchiedene Arten von Tuch, Glasperlen, Korallen u. ſ. w., welche ſie vorzüglich gegen Sclaven, Elfenbein, Gold und Gummi eintauſchen. Dies ſind die Stapelwaaren Afrikas; der Sclavenhandel (ſ. d. Art.) iſt noch immer ſo bedeutend, daß man, obgleich die meiſten Nationen Europas ihm durch Tractaten entſagt haben, doch gegen 50,000 Neger rechnen kann, die Osmanen, Portugieſen, Franzoſen, Nordamerikaner und ſelbſt brittiſche Schleichhändler dem Innern Afrikas entreißen. Vormals rechnete man allein 105,000 Sclaven, die jährlich Weſtindien zugeführt wurden, ohne die in Anſchlag zu bringen, welche die Kirmanen nach Aſien, die Nordamerikaner in ihre ſüdlichen Staaten ſchleppten. Sehr bedeutend iſt auch die Ausfuhr von Elfenbein, Goldſtaub und Gummi, weniger die von Straußfedern, Tigerdecken, Häuten und andern Landeserzeugniſſen, die blos als Nebenartikel gelten. Eigentliche Münzen hat Afrika blos in der Berberei; in den übrigen Ländern, die nicht von Europäern beſetzt ſind, dient das Geld höchſt ſelten als Tauſchmittel; in einigen Ländern der Weſtküſte gelten die Kauris, in andern Salztafeln als Münze. — Der Wendekreis des Krebſes und der Äquator theilen Afrika in 3 Haupttheile: 1) Nordafrika, wozu Ägypten, die Raubſtaaten Tripolis mit der Küſte Barka, Tunis und Algier, der Staat Marocco, Fezzan und der obere Theil von Sudan oder die Sahara mit den Azoren, Canarias und Madeira gehören. 2) Mittelafrika, welches die Oſtküſtenländer Nubien, Tigre, Amhara, Efat, Adel, Ajar, den unteren Theil von Sudan mit Darfur und den Ländern der Gallas, Senegambien und Guinea nebſt den Inſeln Capo Verde, denen bei Guinea, den 16 Biſſao-Inſeln, Socotora u. a. umfaßt, und 3) Südafrika mit der ganzen ſüdlichen Weſt- und Oſtküſte, den ſüdlichen Binnenländern, dem Caplande, der Inſel Madagascar, den Komorren, Mascarenhas, Amiranten, Triſtan d'Acunha, St. Helene und Ascenſion. HI.

Afterkegel (Konoid), nennt man in der Geometrie einen ſolchen Körper, der durch die Umdrehung einer von zwei unendlichen Schenkeln gebildeten krummen Linie um ihre Achſe entſteht.

Aga bezeichnet bei den Türken überhaupt einen Befehlshaber über einen Haufen Fußvolk und dient auch als Höflichkeitstitel. Janitſcharen-Aga heißt der oberſte Befehlshaber der Janitſcharen, der

Digitized by Google

ſeiner Stellung wegen (als Anführer des faſt ſelbſtſtändigen Janitſcharen-Corps) faſt ſo viel Anſehen hat, als der Großvezier.

Agamemnon, König von Mycene und Argos, der Sohn des Pliſthenes, Neffe des Atreus und Bruder des Menelaus und der Anaxibia. Seine Mutter hieß nach einigen Eriphyle, nach andern Aerope. Der gewöhnlichen Meinung und dem Homer zufolge war er ein Sohn des Atreus. Wenigſtens führen die beiden Brüder beim Homer den Beinamen der Atriden. Von Tantalus, dem erſten Ahnherrn, bis auf Agamemnon und deſſen Kinder herab verfolgte ein feindliches Schickſal die Sprößlinge dieſes Heldengeſchlechts und ſtürzte ſie ins Verderben (ſ. Tantalus, Pelops, Atreus und Thyeſt). Agamemnon herrſchte über Mycene und hatte mit ſeiner Gemahlin Klytämneſtra die Iphigenia, Elektra, Chryſothemis und den Oreſt gezeugt, als der trojaniſche Krieg ausbrach, in welchem er Anführer des verbündeten Griechenheeres ward und allein hundert Schiffe bemannte. In der Bucht Aulis in Böotien verſammelte ſich das Heer. Nachdem Diana lange die Abfahrt der Flotte durch eine Windſtille gehindert hatte (vergl. Iphigenia), kamen endlich die Griechen vor Troja an. Während der langwierigen Belagerung der Stadt, ſo wie in den mit abwechſelndem Glück geführten Gefechten und in der Rathsverſammlung erſcheint Agamemnon ſtets ſeines Ranges über die andern Fürſten würdig. Er kämpft mit den Tapferſten und gibt ſich jeder Gefahr Preis; in den Berathſchlagungen ſpricht er mit Einſicht und Würde, und behauptet unter allen Umſtänden ſein königliches Anſehen. Sein Streit mit Achilles iſt unter Achilles erzählt worden. — Als er nach zehnjähriger Belagerung und endlich erfolgter Einnahme von Troja glücklich in ſeine Heimath zurückgekehrt war, fand er daſelbſt durch Verrath den Tod. Ägiſth, des Thyeſtes Sohn, dem er bei ſeiner Abreiſe die Ermordung des Atreus verziehen und Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, überfiel ihn gemeinſchaftlich mit Klytämneſtra über der Mahlzeit, und erſchlug ſowohl ihn als die ihm zu Theil gewordene Tochter des Priamus, Kaſſandra, nebſt ihren Kindern. So erzählt Homer; nach andern ermordete ihn Klytämneſtra im Bade, nachdem ſie ihn in ein trügeriſches Hemde verwickelt hatte. Als Urſache des Mordes wird von einigen ihr ehebrecheriſches Einverſtändniß mit Ägiſth, von andern ihre durch die Kaſſandra gereizte Eiferſucht angegeben.

Aganippe, eine Quelle, welche nach der Erzählung der griechiſchen Dichter, eben ſo wie die Hippokrene, auf dem Gipfel des Helikon vom Fußtritte des Pegaſus entſprungen war, und die Eigenſchaft hatte, daß, wer aus ihr trank, zum Dichter begeiſtert wurde. (Vergl. Helikon.)

Agapen, ſ. Liebesmahle.

Agathodämon (griech.), ein guter Geiſt, dem der Kakodämon, böſe Geiſt, entgegengeſetzt iſt.

Agathon, ein Athenienſer, welcher ſich eben ſo ſehr durch ſeine Luſt- und Trauerſpiele (deren einige wir noch dem Namen nach kennen) und muſikaliſchen Talente, als durch ſeine feinen Sitten bekannt machte. Als tragiſcher Dichter ward er einſt bei den olympiſchen Spielen gekrönt. Er war ein Freund des Sokrates und Euripides, und bearbeitete zuerſt erdichtete Gegenſtände.

Agende, ſ. Kirchenagende.

Agent, ſ. Geſandte.

Ageria, ſ. Egeria.

Ageſilaus, ein berühmter ſpartaniſcher König 390 — 60 vor Chr., der nach ſeines Bruders Agis Tode durch Lyſander zum Thron erhoben, von dieſem zwar ſelbſt geſtürzt werden ſollte, allein den Plan entdeckte und vereitelte. Von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, eröffnete er nach Lyſanders Tode ſeine ruhmvolle Laufbahn in Aſien, ſchlug die Perſer, mußte ſich aber von da gegen Theben, Korinth ꝛc., die gegen Sparta ſelbſt ſich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherren der damaligen Zeit, kämpfen, rettete jedoch durch kluge Maßregeln, ohne ſich in eine Schlacht einzulaſſen, ſowohl diesmal als auch nach mehreren Jahren, als 80jähriger Greis, die Stadt, welche ſchon in den Händen des Epaminondas war. Er ſtarb endlich in ſeinem letzten Feldzuge, den er nach Ägypten gemacht hatte, als er mit Ehren und Geſchenken überhäuft, von dort zurückkehrend, an die libyſchen Küſten durch einen Sturm verſchlagen worden war, in ſeinem 84ſten Jahre. Von Geſtalt klein und unanſehnlich, war er dennoch ein erhabner, gerechter, in ſeinen Sitten tadelloſer, von ſeinen Soldaten beinahe angebeteter Fürſt, obgleich er bisweilen die Tugend der Gerechtigkeit da verläugnete, wo es darauf ankam, dem Staate oder ſeinen Freunden nützlich zu ſein.

Ägeus, König von Athen und Vater des Theſeus, welchen er mit der Äthra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugt hatte. Dieſen ſeinen Sohn ließ er heimlich in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach ſeinem Throne ſtrebten, mit der Hoffnung zu täuſchen, daß ſie ihn, kinderlos, einſt beerben würden. Um aber ſeinen Sohn dereinſt wieder zu erkennen, verbarg er bei ſeiner Abreiſe aus Trözene ein Schwert und andere Sachen unter ein Felſenſtück, welche Theſeus zu ſeiner Zeit nach Athen zurückbringen ſollte. Dieſer, der ſich ſchon früh als Held auszeichnete, eilte, ſobald er ſeine Geburt erfuhr, nach Athen, und, obgleich anfangs verkannt und in Lebensgefahr, erkannte ihn endlich doch ſein Vater und erklärte ihn zum Nachfolger im Reich. In dem Wahne, daß Theſeus gegen den Minotaurus umgekommen ſei, ſtürzte Ägeus ſich ins Meer, daher auch der Archipel zwiſchen Griechenland und Aſien bis an den Helleſpont den Namen des ägeiſchen Meeres erhielt. (Vergl. **Theſeus**.)

Aggregat bedeutet in der Rechenkunſt die Zuſammenſetzung mehrerer Theile, die ſowohl poſitiv als auch negativ ſein können. Das Aggregat drückt daher ſowohl die Summen, als auch den Unterſchied aus. — **Aggregatzuſtand**, die Beſchaffenheit, wie die Theile eines Körpers zuſammenhängen. Es gibt drei Aggregatzuſtände: die Feſtigkeit, die Flüſſigkeit oder Tropfbarkeit und die Luftförmigkeit, in welche die Körper nach dem Grade der Temperatur übergehen.

Ägide, der Schild des Jupiters, welchen Homer den Ägiserſchütterer nennt; er hat ſeinen Namen von der Ziege (Ägis) welche Jupitern auf Kreta ſäugte, und mit deren Fell der Schild überzogen war; auch der Schild der Pallas oder Minerva; in der Mitte dieſes Schildes befand ſich das Haupt der Meduſa. Zuweilen erhält auch Minervens Bruſtharniſch dieſe Benennung. Im bildlichen Sinn heißt Ägide ſo viel als Schutz.

Ägina, jetzt Engia, eine griechiſche Inſel im ſaroniſchen Meerbuſen. Sie machte einen eignen Staat aus und war durch den Handel ſehr reich und blühend.

Äginetiſche Kunſt und Kunſtwerke. Eine Geſellſchaft von Künſtlern und Kunſtfreunden, deutſcher und engliſcher Nation, vereinigte ſich 1811, um unter andern den Tempel des panhelleniſchen Jupiters (ſ. **Panhellenius**) auf Ägina, welcher zu den ſchönſten Ruinen gehört, die uns von doriſcher Baukunſt blieben, zu unterſuchen und architektoniſch aufzunehmen. Dieſe nur in wiſſenſchaftlicher Abſicht unternommene Ausgrabung belohnte ſich durch einen unerwarteten herrlichen Fund unſchätzbarer Bildwerke, welche einſt den öſtlichen und weſtlichen Giebel jenes erhabenen Tempels geziert hatten. Der Kronprinz von Baiern kaufte ſchon 1812 von den Entdeckern dieſe merkwürdigen Werke, die in doppelter Hinſicht belehrend ſind: in ihrer treuen Nachahmung der Natur, für die Kunſt, und dadurch, daß ſie über eine der dunkelſten Zeitepochen der Kunſtgeſchichte Licht verbreiten, für die Alterthumskunde. — Das Ergebniß des genauern Studiums dieſer Werke iſt: daß der äginetiſche Kunſtſtyl einen von der attiſchen Kunſt unabhängigen Stifter hatte. Pauſanias nennt uns Smilis als den äginetiſchen Dädalus und verſichert, er ſei Zeitgenoſſe des Dädalus geweſen, folglich ſchreibt er der äginetiſchen Kunſt gleiches Alter und gleiche Selbſtſtändigkeit wie der attiſchen zu. Doriſch war der Ägineten Sprache und Sitte, und doriſchen Charakter hatte auch ihre Bildhauerkunſt, die von der attiſchen, urſprünglich ioniſchen, eben ſo verſchieden war, wie doriſche Poeſie und Architektur. Der eigenthümliche Charakter und das Hauptſtreben des äginetiſchen Styls iſt die allertreueſte und genaueſte Nachbildung der Natur, die bis zur Täuſchung, ja bis zu einer, dieſelbe Scheu wie Lebendiges erregenden Natürlichkeit, geht. Die attiſche Kunſt war eine Tochter der ägyptiſchen, und das geiſtige Streben nach dem Idealen iſt in beiden ſtets bemerkbar. Um deutliche Begriffe der uralten Kunſt zu gewinnen, müſſen wir den ägyptiſchen, altattiſchen, äginetiſchen und thyrreniſchen oder hetruriſchen Styl wohl unterſcheiden. Härte und Magerkeit iſt jedem Kunſtanfang eigen, aber im Übrigen weichen ſie von einander ab, obgleich ſpäter eine Rückwirkung zwiſchen ihnen ſtatt findet. Erſchien bisher die Herrlichkeit der Kunſt in Phidias faſt wie ein Wunder, ſo begreift man jetzt, wie die der Natur nacheifernde, endlich gleichſam zur Natur ſelbſt gewordene äginetiſche Kunſt der altattiſchen den Weg zeigte, vom Abſtracten zum Lebendigen, vom Syſtematiſchen zum Natürlichen zu gelangen, und ſo iſt in ihr das längſt vermißte Mittelglied zwiſchen dem alten ſtrengen, und dem ſchönen Styl gefunden. Seit den Schöpfungen des Phidias verſchwindet auch die Spur der eigentlichen äginetiſchen Kunſt. Die Nachahmung der Natur erſcheint nur ſo lange als ſolche, als ſie nicht ſelbſt zur Natur, d. h. zum ſelbſtſtändigen Können, mithin zur Kunſt im höchſten Sinne geworden iſt, da man beide nicht mehr unterſcheidet; ſo gab es ſpäter nur Eine vollkommene Kunſt, die ſich über ganz Griechenland verbreitete. Der Äginete Smilis war der Vater und Stifter äginetiſcher Kunſt; nach ihm iſt Kallon, der zwiſchen der 60ſten und 70ſten Olympiade (540—500 v. Chr. Geb.) lebte, der älteſte äginetiſche Künſtler. Gegen die Zeit des Phidias lebten noch folgende berühmte äginetiſche Künſtler: Anaxagoras, von deſſen Hand der Jupiter war, der auf gemeinſchaftliche Koſten aller Griechen, die bei Platää (379 v. Chr. Geb.) ſiegreich geſtritten

hatten, in Olympia aufgeſtellt wurde; Simon, Verfertiger der Weihgeſchenke eines gewiſſen Phormis zu Olympia, der unter Gelon und Hieron in Syrakus glückliche Thaten vollbrachte; Glaucias und Onatas, die in der 78ſten Olympiade im vollſten Ruhme blühten. Der neuerlich gefundenen in München aufgeſtellten äginetiſchen Figuren ſind ſiebenzehn; es ſind bis jetzt keine Zeichnungen von ihnen öffentlich bekannt. Man kann ſie in vier Claſſen abtheilen: 1) Ganz gerabſtehende, gekleidete, weibliche; 2) vorſchreitende, oder kämpfende Krieger; 3) knieende oder Bogenſchützen; 4) Liegende oder Verwundete. Die größte dieſer Figuren iſt die Minerva; ſie iſt ein wenig über Lebensgröße, die andern alle ſind unter dieſem Maß. Wenn man den Styl dieſer Kunſtwerke betrachtet, ſo herrſcht in allen Theilen der Körper, die Köpfe ausgenommen, jene ſchon erwähnte treue Nachahmung der Natur bis auf alle Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringſte Spur vom Idealen; doch iſt die Nachahmung nicht mager oder wiſſenſchaftslos, ſondern es iſt wohlverſtandene Nachbildung ſchöner Natur mit vollkommenſter Kenntniß der Knochen und Muskeln, ſo daß man ſich wegen dieſer bis zur Täuſchung gehenden Natürlichkeit faſt ſcheut, ſie anzufühlen. In Hinſicht auf das Verhältniß ſind dieſe Figuren ſchlank, etwas ſchmal von Hüften, und die Beine auffallend lang. Es herrſcht viel Leben in den Bewegungen, obſchon ſie nicht frei von einer gewiſſen Steifheit ſind, wie man dies auch in den Bildern von Giotto, Maſaccio, Perugino ꝛc. vereint findet. Die Köpfe ſcheinen auf eine frühere Kunſtepoche zu deuten; die Augen ſind ſehr hervorliegend, ein wenig auf chineſiſche Art in die Länge gezogen. Der Mund hat ſtark hervorſpringende Lippen, mit ſcharfen Rändern; die Mundwinkel ſind an einigen etwas in die Höhe gezogen. Die Naſen ſind etwas kleinlich, die Ohren mit dem höchſten Fleiß ausgeführt. Das Kinn iſt ſtark und voll und meiſt etwas zu groß. Sie ſehen ſich alle ähnlich, ohne den geringſten Ausdruck von Leidenſchaft zu haben; zwiſchen Siegern und Beſiegten, Göttern und Menſchen iſt nicht der mindeſte Unterſchied. Die Haare ſind ganz conventionell und zierlich ſteif. Die Arme ſind etwas kurz, die Hände täuſchend wahr, kein Anſatz der Nägel, keine Runzel der Haut iſt vergeſſen. Die Beine ſind wohlgeſtaltet, die Kniee meiſterhaft, die Füße zierlich, die etwas langen Zehen laufen ganz parallel. Die Gewänder ſind eben ſo conventionell wie die Haare, ſehr eng anliegend, mit künſtlich gepreßten Falten. So ſteif ſie in ihrer Anlage ſind, ſo geſchmackvoll ſind ſie behandelt und mit unglaublichem Fleiß ausgeführt. Die Figuren ſcheinen alle zu einer Zeit, aber nicht von einer Hand verfertigt. Man findet bei keiner irgend eine Stütze, und ſie ſind von allen Seiten gleich ausgearbeitet. Urſprünglich belief ſich die Zahl der Figuren gewiß auf dreißig. Sie waren in den beiden Tempelgiebeln ſymmetriſch aufgeſtellt; die Minerva ſtand in der Mitte, die ſtehenden Krieger ihr zunächſt, dann die Bogenſchützen, und die Liegenden ganz am Ende. Der Tempel wurde nicht gefliſſentlich zerſtört, ſondern wahrſcheinlich durch ein Erdbeben eingeſtürzt. Da Aakus dieſen Tempel dem Jupiter aller Griechen erbaute, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Gebilde Gefechte der Aaciden unter Minervens Schutz darſtellten. Die beiden Kämpfe, in denen ſich die Aaciden rühmlichſt auszeichneten, waren der trojaniſche Krieg und das Seetreffen bei Salamis; bei dieſem letztern holte man die Bilder der Homeriſchen Aaciden, des Ajax und Telamon, als überirdiſchen Beiſtand. Pindar nennt Ägina „der Aaciden wohlbefeſtigten Sitz,“ wahrſcheinlich dieſe Bilder darunter ver-

ſtehend, denn keiner von Äakus Söhnen blieb im Lande. Der Marmor iſt der von Paros, den man Grechetto zu nennen pflegt. Die an den Figuren noch hie und da bemerkbaren Farben ſind Zinnoberroth und Himmelblau. An dem Tempel waren alle Verzierungen und Laubwerke, die man ſonſt auszuhauen pflegt, gemalt. Die Vertiefungen der Giebel, worin dieſe Figuren ſtanden, waren himmelblau, die Zelle roth, das Laubwerk grün und gelblich und ſelbſt die marmornen Dachziegel mit einer Art von Blume bemalt. Man kann die Farbengebung keineswegs eine barbariſche Sitte nennen, wir finden ſie ſelbſt an dem Parthenon. Winckelmann war der erſte, der aus den Nachrichten des Pauſanias auf das Daſein einer eignen uralten Kunſtſchule in Ägina ſchloß. Weitere Belehrung hierüber findet man in Wagners Bericht über die äginetiſchen Bildwerke, herausgegeben und mit kunſtgeſchichtlichen Anmerkungen begleitet von Schelling.

Agio. A) Aufgeld auf eine Münze gegen eine andere. Die Höhe dieſes Aufgeldes beſtimmt die Concurrenz, nach welcher eine Münze mehr oder weniger geſucht wird. So weit iſt das Geſchäft unſchuldig und hört auf, es zu ſein, wenn Einzelne oder Geſellſchaften durch Mittel, welche die Geſetze oder Handelsuſancen mißbilligen, nicht blos den von andern herbeigeführten Preis einer Münze, durch das Verſchaffen, Wegſchlagen oder Anhäufen derſelben zu ihrem Vortheil benutzen, ſondern auch auf unerlaubtem Wege, z. B. durch Ausſtreuung falſcher Nachrichten. — B) Das Aufgeld, welches bald die Münze gegen Wechſel über dieſe Münze auf einem fremden Handelsplatze, oder umgekehrt der Wechſel gegen die Münze hat. — C) Das Aufgeld des Bankgeldes gegen das umlaufende gemünzte Geld und umgekehrt. — D) Vorſchußzinſe auf den franzöſiſchen Handelsplätzen, die nach dem Überfluß oder Mangel der Münze auf einem Platze ſich modificirt.

Agiotage. Man bezeichnet damit in unſerer Zeit das Gewerbe und den angeblich unerlaubten Gewinn gewiſſer Perſonen, welche auf eine der Regierung oder den gewöhnlichen Operationen des Handelsſtandes entgegenwirkende Art, aus dem ſchnellen Steigen und Fallen der Staatseffecten und Commerzpapiere ihren Nutzen zu ziehen und beides ihrer Convenienz gemäß zu bewirken ſuchen. Gemeiniglich nehmen an dieſem Geſchäfte keine Individuen öffentlich Theil, die z. B. als anerkannte Mäkler oder Händler mit ſolchen Effecten wohl von ihrer Mühwaltung leben, aber auch ihr Gewerbe ehrenhaft nutzen wollen. Heimlich iſt es freilich nicht ſelten, daß ſolche Geſchäfte von Männern im größten Umfange betrieben werden, welche zwar ihr Geld, aber nicht ihren Namen dazu hergeben. Wüthet dies Übel auf einem Handelsplatze oder in einem Lande, ſo haben immer gewiſſe drückende Verlegenheiten des Handelsſtandes oder der Regierungen ſolche zu früheren Fehlſchritten in ihren Finanzoperationen, welche ihren Credit verletzten, verleitet. Einer zu üppig gewachſenen und daher früher abſterbenden Natur hängen ſich Schmarotzerpflanzen an. Hören die gedachten Verlegenheiten auf, ſo verſchwindet auch das heimliche oder öffentliche Agiotage. (Das Wuchern mit und auf Effecten, denen mehr oder weniger der öffentliche Glaube der Börſen nicht mehr trauet.) Setzt ſich die Benutzung fremder Verlegenheit in eine zu directe Oppoſition mit allgemeinen Intereſſen des Handelsſtandes, der Regierung und des Publicums in ſeinem Staate; ſo wird jene Benutzung ein Frevel wider die Moralität ſeines Standes

und wider die Bürgerpflicht, welche in andern Perioden ganz unſchuldig erſcheint.

Agiotirer wird immer gebraucht, um einen Mann zu bezeichnen, deſſen Erwerbsart unter den Handelsherren und Mäklern ꝛc. eines Platzes ſich gewiſſermaßen im Verruf befindet. Bisweilen beſtraft die Polizei die Umtriebe ſolcher Männer zur Bereicherung mit Scandal, bisweilen überläßt ſie ſolche blos der Ächtung der öffentlichen Meinung. Sollte aber ein ſolches Individuum damit ein beträchtliches Vermögen erworben haben; ſo pflegt die errungene Conſolidation einer ſichern Wohlhabenheit allmählig die Quellen, woraus ſie entſtanden iſt, in Vergeſſenheit zu bringen. Es tritt die Achtung für den Reichthum an die Stelle der Cenſur, wie er erworben worden.

Ägiſthus, ſ. **Agamemnon**.

Aglaja, nach Heſiod eine von den drei Grazien, des Zeus und der Eurynome Tochter, nach andern aber der Grazien oder Charitinnen Mutter, und Vulcans Vermählte (ſ. **Grazien**).

Aglar, ſ. **Aquilega**.

Agnaten heißen die nächſten Verwandten von väterlicher Seite, bei unſern Vorfahren **Schwertmagen** (ſ. d. Art.).

Agnes Sorel, die Geliebte König Carls VII. von Frankreich, war gegen das Jahr 1409 aus einem adeligen Geſchlechte geboren, und hatte die von der Natur empfangenen Gaben ſo vollkommen ausgebildet, daß ſie nicht nur wegen ihrer körperlichen Reize, ſondern auch wegen ihrer geiſtigen Bildung zu den ausgezeichnetſten Frauen ihrer Zeit gehörte. Als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Iſabelle von Lothringen, kam ſie mit dieſer Fürſtin 1431 an den franzöſiſchen Hof. Ihre Schönheit riß den jungen König hin; um ſie an ſeinen Hof zu feſſeln, ernannte er ſie zur Ehrendame der Königin. Agnes ergab ſich nach einigem Widerſtande der leidenſchaftlichen Liebe des Königs. Die Engländer hatten damals die Hälfte von Frankreich inne, und der von Natur tapfere Carl VII. verſank, unter der Laſt ſeiner Widerwärtigkeiten, in Unthätigkeit. Agnes Sorel allein vermogte, ihn aus ſeiner Schlaffucht zu wecken und ihm fühlbar zu machen, was er ſich und ſeinem Volke ſchuldig ſei. Die glücklichen Erfolge des Königs vermehrten die Neigung für ſeine Geliebte, welche jedoch nie davon Mißbrauch machte, und 1442 ſich nach Loches zurückzog, wo Carl ihr ein Schloß hatte bauen laſſen. Außerdem ſchenkte er ihr die Grafſchaft Penthièvre in Bretagne, die Herrſchaften Roche-Servière und Iſſoudun in Berry, und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, daher ſie den Namen Dame de Beauté annahm. Fünf Jahre hatte ſie hier gelebt, ſtets in genauer Verbindung mit dem König, der ſie mehrmals beſuchte, als die Königin 1449 ſie wieder an den Hof einlud. Agnes erſchien, begab ſich in der Folge, um dem Könige näher zu ſein, nach dem Schloſſe Maſnal-la-Belle, und ſtarb daſelbſt 1450 ſo plötzlich, daß der Verdacht einer Vergiftung nicht ungegründet ſchien. Sie ward in der Collegiatkirche von Loches begraben, wo man noch 1792 ihr Grabmal ſah. Sie hinterließ dem Könige drei Töchter, welche dieſer anerkannt hatte, und die auf Koſten der Krone ausgeſtattet wurden.

Agneſi (Maria Gaëtana), eine Italienerin und eine ſeltene Zierde ihres Geſchlechtes. Sie ward zu Mailand 1718 geboren. Ihr Vater war Don Pedro di Agneſi, Lehnsvaſall zu Monteveglia. Schon im 9ten Jahre ihres Alters ſprach ſie nicht nur ſehr richtig Latein,

ſondern ſie hielt auch eine Rede in dieſer Sprache, worin ſie zu beweiſen ſuchte, daß das Studium der alten Sprachen dem weiblichen Geſchlechte nicht fremd ſein dürfe. Dieſe Rede ward zu Mailand 1727 gedruckt. In ihrem 11ten Jahre ſoll ſie Griechiſch eben ſo fließend wie ihre Mutterſprache geredet haben. So fuhr ſie fort, ſich auch in morgenländiſchen Sprachen dergeſtalt auszubilden, daß man ſie eine wandelnde Polyglotte zu nennen pflegte. Dabei trieb ſie Geometrie und ſpeculative Philoſophie. Ihr Vater begünſtigte dieſen Trieb des Mädchens zur Gelehrſamkeit dadurch, daß er in ſeinem Hauſe zu beſtimmten Zeiten gelehrte Geſellſchaften verſammelte, worin Maria philoſophiſche Sätze vortrug und vertheidigte. Ein Zeitgenoſſe, der gelehrte Präſident de Broſſes, verſichert in ſeinen Briefen über Italien, daß man ſich nichts Angenehmeres denken könne, als dieſe Unterhaltungen mit einem der hübſcheſten und gelehrteſten Mädchen ihrer Zeit. In ihrem 20ſten Jahre ſcheint ſie dieſer gelehrten Streitübungen überdrüßig geworden zu ſein; ihr Vater aber konnte nicht umhin, die Sätze, welche ſie von Zeit zu Zeit vertheidigt hatte, herauszugeben. Sie füllen einen Quartband. Von jetzt zog die Mathematik ſie ſo ſtark an, daß ſie nicht allein über die Kegelſchnitte eine Abhandlung aufſetzte, welche diejenigen nicht genug rühmen können, die ſie in der Handſchrift geleſen, ſondern ſie gab auch in ihrem 30ſten Jahre Anfangsgründe der Analyſis heraus, welche man als die beſte Einleitung zu Eulers Werken betrachtet hat, und die endlich 1801 von Colſon, einem Profeſſor in Cambridge, ins Engliſche überſetzt worden. Dieſes Werk verſchaffte ihr einen ſo gegründeten Ruf, daß ſie in ihrem 32ſten Jahre zum ordentlichen Profeſſor der Mathematik bei der Univerſität zu Bologna ernannt wurde. Indeß ſcheint ſie durch ihr tiefes Studium der Mathematik ihre heitere Lebensanſicht ganz eingebüßt zu haben. Sie entſagte bald allem Umgange, begab ſich in den ſtrengen Orden der blauen Nonnen und ſtarb in ihrem 81ſten Jahre (1799). Ihre Schweſter, Maria Thereſia, ſetzte mehrere Cantaten und die drei Opern Sofonisba, Ciro in Armenia und Nitocri mit Beifall in Muſik.

Agnition, 1) in Rechtsangelegenheiten Anerkennung einer Perſon oder einer Sache für diejenige, wofür ſie ausgegeben wird. Außer dem Fall einer Anerkennung von Blutsverwandten iſt das Wort Recognition gewöhnlicher. 2) Im Schauſpiele Erkennungs- oder Entdeckungsſcene, Auftritt, in welchem die handelnden Perſonen von den ihnen bis dahin verborgenen Umſtänden, welche ihre Glück oder Unglück beſtimmen, Kenntniß erlangen. Die Agnition iſt nach Ariſtoteles in der Tragödie ein ſo wichtiger Theil, daß die Poetik deſſelben ein eigenes Capitel (XVI. nach Hermanns Abtheilung) enthält welches von den verſchiedenen Mitteln handelt, ſie herbeizuführen. Sie iſt jedoch nicht unbedingt nothwendig (Ariſtoteles nennt die Fabel einer Tragödie einfach, wenn die Veränderung des Glückzuſtandes ohne unerwarteten Zufall und ohne Agnition erfolgt; verwebt aber, wenn ſie durch eins von beiden oder durch beides zugleich bewirkt wird). Die Wirkung dieſes tragiſchen Hebels beruht auf der Überraſchung, doch nicht ſowohl auf einer Überraſchung des Zuſchauers, als vielmehr auf dem Antheil, welchen er vermöge des Mitgefühls an dem Zuſtande der überraſchten Perſonen des Stückes nimt. Dieſer Antheil mindert ſich oder verſchwindet, wenn er ſelbſt in den Zuſtand eines ganz unvorbereitet Überraſchten verſetzt wird; und eine ſolche Be-

handlung der Agnition macht ſie daher in den meiſten Fällen zum falſchen Theatercoup. A. Mnr.

Agnus Dei (das Lamm Gottes), 1) ein Gebet der römiſchen Liturgie, das mit den Worten Agnus Dei anfängt, gemeiniglich vor der Communion geſungen wird und nach des Papſtes Sergius I. Verordnung im J. 688 den Beſchluß der Meſſe machte; 2) ein rundes Stück Wachs, worauf die Figur des heiligen Lammes mit der Siegesfahne oder auch St. Johannes mit der Jahrzahl und dem Namen des Papſtes gedruckt iſt. Der Papſt weiht und verſchenkt deren eine große Menge. Urſprünglich vertheilte man in den Kirchen Roms den Reſt der am Oſterabend geweihten Oſterkerzen in kleinen Stücken unter das Volk, welches dieſelben zu Haus als ein Mittel wider alle Arten von Unglück anzündete. Da jedoch die Zahl der Bewerber zu groß ward, um ſie alle befriedigen zu können, ſo verfiel man auf das obige Auskunftsmittel. — Agnus Dei heißt auch dasjenige Stück einer muſikaliſchen Meſſe, welches in römiſch-catholiſchen Kirchen bei der Adminiſtration der Hoſtie aufgeführt wird.

Agon bedeutet jeden Kampf, worin einer dem andern es zuvorzuthun ſucht; daher auch Agonie den Todeskampf (ſ. d. Art.). Beſonders aber wurden Agones die Kampfſpiele der Griechen genannt, welche man zu gewiſſen Zeiten und bei gewiſſen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen, in der Muſik, in der Dichtkunſt, Tanzkunſt ꝛc. veranſtaltete, und wobei gewiſſe Kampfrichter, Agonarchen genannt, auf Geſetze und Herkommen halten, vorfallende Zwiſtigkeiten ſchlichten und den Preis zuerkennen mußten. Die berühmteſten dieſer Kampfſpiele waren die olympiſchen, pythiſchen, nemäiſchen und iſthmiſchen.

Agrariſche Geſetze (Ackergeſetze) hießen bei den Römern ſolche, welche theils eine gleiche Vertheilung aller Ländereien, theils einzelne Austheilungen gewiſſer Ländereien und andere Anordnungen dieſer Art betrafen. Sie waren von großer Wichtigkeit, und wurden gewöhnlich von denjenigen in Vorſchlag gebracht, die ſich die Gunſt des Volks erwerben oder ſich an den Großen rächen wollten, wie z. B. die Gracchen (ſ. d. Art.). Ähnliche Geſetze wurden während der franzöſiſchen Revolution vorgeſchlagen.

Agreſt, der Saft unreifer Trauben, der in der Küche gebraucht wird. Man bereitet einen kühlenden Syrup daraus, der ehemals auch in hitzigen Krankheiten für ſehr vortheilhaft gehalten ward, jetzt aber ganz aus dem Gebrauche gekommen iſt. Zuweilen nennt man auch den mit Zucker verſüßten Saft Agreſt.

Agricola (Cnej. Jul.), römiſcher Conſul unter dem Kaiſer Veſpaſian und Statthalter in Britannien, das er um das Jahr 70 nach Chr. ganz unter römiſche Herrſchaft brachte. Ausgezeichnet als Staatsmann und Feldherr. Noch haben wir ſein Leben vortrefflich beſchrieben von ſeinem Eidam, dem berühmten Tacitus.

Agriculturſyſtem, ſ. Phyſiokratiſches Syſtem.

Agrippa (Marc. Vipſanius), einer der merkwürdigſten Römer aus dem Zeitalter des Auguſtus, mit dem er zweimal Conſul und deſſen Eidam er war. Obgleich nicht von ſehr vornehmer Geburt, ſchwang er ſich dennoch durch ſeine Talente und Verdienſte ſchnell empor. Er zeichnete ſich als Feldherr mehrmals aus, und befehligte auch die Flotte des Auguſtus in der Schlacht bei Actium. Als Miniſter und Freund des Imperators machte er ſich um dieſen und um den römiſchen Staat ſehr verdient. Er war ein uneigennütziger, rechtſchaffener Mann und Freund der Künſte, dem Rom, außer andern

Verſchönerungen, drei vorzügliche Waſſerleitungen verdankte. (S. d. Art. Auguſtus.)

Agrippina. Unter dieſem Namen ſind drei römiſche Frauen bekannt. 1) Des Kaiſers Tiberius Gemahlin, von welcher er ſich, ob er ſie gleich ſehr liebte, ſcheiden ließ, als er Auguſts Tochter, Julia, nach dem Tode ihres erſten Gemahls Agrippa, heirathen mußte. Sie vermählte ſich nachher mit dem Aſinius Gallus, den jedoch Tiber, welcher Agrippinen ſtets liebte, zu einem ewigen Gefängniß verdammte. 2) Die Tochter des M. Vipſanius Agrippa von Auguſts Tochter Julia, Gemahlin des C. Germanicus, ein heroiſches und mit großen Tugenden geſchmücktes Weib. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen Feldzügen, und verklagte den von Tiberius erkauften Mörder deſſelben vor Gericht. Dieſer Tyrann aber, welcher ſie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges beim Volke haßte, verwies ſie auf die Inſel Pandataria, wo ſie eines freiwilligen Hungertodes ſtarb. 3) Der vorigen Tochter. Von Domitius Ahenobarbus hatte ſie das Unglück, Mutter des Nero zu werden. Ihr dritter Gemahl war K. Claudius, ihres Vaters Bruder, der ſie nach der Meſſalina heirathete. Sie wird als eine geiſtvolle und vorzüglich in Staatsſachen erfahrne Frau gerühmt, doch war ſie unbegrenzt herrſchſüchtig, ränkevoll und ausſchweifend. Nero, dem ſie nach ſeiner Thronbeſteigung bald läſtig ward, ließ ſie in ihrer Kammer niederſtechen.

Ägypten und Ägypter. — Ägypten (Mizraim, Cham Rahab, von den Arabern Meßr, von den Kopten Chemi und von den Türken El-Kabit genannt), ehedem ein großes Reich, der Sitz einer hohen Bildung, ein Land voll Wunderſchöpfungen menſchlicher Kraft und Intelligenz, und fortwährend der Gegenſtand der intereſſanteſten Forſchungen; — jetzt eine türkiſche Provinz, kaum zum fünften Theile angebaut, aber in der neueſten Geſchichte berühmt geworden durch den Eroberungsverſuch der Franzoſen; — regiert durch einen vom Großſultan bevollmächtigten Paſcha oder Vicekönig, jetzt Mohamed Ali Paſcha, — liegt in Nordafrika, zwiſchen 22 bis 32° N. Br. und 45 bis 52° Länge, grenzt gegen Norden an das mittelländiſche Meer, gegen Oſten an Arabien, womit es durch die Landenge von Suez zuſammenhängt, und an den arabiſchen Meerbuſen, gegen Süden an Nubien, gegen Weſten an Barka und die große Wüſte; hat über 5000 Quadratmeilen (nach andern 6250 und 8793) Flächeninhalt, wovon aber nur 860 in dem 125 Meilen langen Nilthal des Anbaus fähig ſind, und bis vier Millionen Einwohner. Die Geographen unterſcheiden Oberägypten oder Said, Mittelägypten oder Woſtani (Voſtani), und Niederägypten oder Bahr (Bahri), welche wieder in 12 Provinzen eingetheilt ſind, deren jede von einem Bey regiert wird, und die zuſammen etwa 2500 Städte und Dörfer enthalten. — Drei Gebirgsketten laufen durch das Land; der Nil (der blaue Strom) durchſtrömt es von Süden nach Norden (ſ. Nil). Außer dem im Alterthume berühmten ſehr großen See Möris, jetzt Birket-Karun (Charons See), der aber faſt ganz ausgetrocknet iſt, gibt es noch einige andere, beſonders Natron- oder Salzſeen. Das Clima iſt äußerſt heiß und nur in Niederägypten gemäßigter. Dieſe große Hitze erzeugt zwar das üppigſte Wachsthum und eine wuchernde Fruchtbarkeit, aber der Samum (Chamſin), dieſer furchtbare Südwind, der in der Regel während der erſten 50 Tage der Frühlings-Nachtgleiche weht, die Peſt und häufige Blindheit ſind die Qualen, welche Ägypten eigenthümlich ſind. Nur zwei Jahreszeiten, einen

Digitized by Google

Frühling und einen Sommer, dieſen vom April bis November, hat Ägypten; ein immer heiterer Himmel und heiße Tage bezeichnen den Sommer; kühle erquickende Nächte gewährt der Lenz. — Der bei weitem größte Theil des Landes iſt dürr, mit brennendem Sande bedeckt; nur da, wo des Nils ſegnende Fluthen, die in vielen Canälen, außerhalb der natürlichen Grenzen der Überſchwemmung, weiter geleitet werden, den Boden empfänglich machen für den Samen, gedeihen die Früchte, aber auch in deſto herrlicherer Pracht. Getreide, Reiß, Hirſe, Hülſenfrüchte, Küchengewächſe, Melonen, Arbuſen (eine Art Kürbiſſe), Zuckerrohr, Kalmus, die Papierſtaude (dieſe Eigenthümlichkeit des Landes), Flachs und Hanf, Sennesblätter, Zwiebeln, Saflor, Indigo, Aloe, Jalappe, Coloquinten, Sode, Cardamomen, Baumwolle, Obſt und Südfrüchte, Palmenwälder, Sykomoren, Tamarinden, Caſſien, Acacienbäume ꝛc. ſchmücken das Land; an Brennholz fehlt es. Gartenblumen ſind nicht ſehr mannichfaltig, doch werden Roſen, beſonders in dem marſchigem Fajum, in ſehr großer Menge gezogen und das daraus bereitete Roſenwaſſer bildet einen bedeutenden Ausfuhrartikel. — In ſeinen Eingeweiden hält dieſer Boden, der aus Kalk, mit zahlloſen Muſcheln und Verſteinerungen angefüllt, beſteht, Marmor, Alabaſter, Porphyr, Jaspis, Granit, Kochſalz, Natrum, Salpeter, Alaun und noch mehrere Steinarten. — Rindvieh, Büffel, Eſel, Pferde, Kameele, Schafe mit Fettſchwänzen, Hunde und Katzen, Löwen, Tiger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchſe, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis (der die im Nilſchlamme ſich windenden Schlangen verzehrt), Hühner (deren Eier im Ofen ausgebrütet werden), Krokodille, Flußpferde, Ichneumons ꝛc. bevölkern die Wälder, Sümpfe, Gewäſſer und Fluren. — Die Menſchen, welche dieſes Land jetzt bewohnen, beſtehen aus: Copten (ſ. d. Art.), höchſtens 30,000 Familien; Arabern, die am zahlreichſten ſind, und in Fellahs (Fellacken) oder Ackerbauer und Beduinen (Bedewi, Bedami), Nomaden in den Wüſten, ſich theilen; Türken, die herrſchende Nation, und Mammelucken (ſ. d. Art.). Außer dieſen gibt es auch Juden, Griechen, Armenier ꝛc. — Der Ägypter iſt gewöhnlich von ſtarkem, gewandten Körper, braungelber Farbe, heitern Sinnes, gutem Herzen, mäßig, religiös (die Mohammedaniſche iſt die Landesreligion), abergläubiſch und beſitzt Fähigkeiten, die unausgebildet die jetzige Barbarei läßt. Die Landesſprache iſt die arabiſche. — Ackerbau, Bienen- und Hühnerzucht, Bereitung des Roſenwaſſers und Salmiaks, Verarbeitung des Leders, Flachſes, Hanfes, der Seide und Baumwolle, Verfertigung von Tapeten, Glas, Töpferwaaren, und ein allerdings wichtiger Handel beſchäftigen die Einwohner. Ihre Ausfuhr iſt bedeutend; beſonders wird Conſtantinopel von dort aus mit ſeinem Bedarf an Getreide verſehen, ſo wie vormals Ägypten, als es eine römiſche Provinz war, Roms Kornkammer hieß. Ein anſehnlicher Zwiſchenhandel wird mit vielen koſtbaren Producten getrieben. Für den Seehandel ſind zu Alexandrien, Damiette und Suez die vorzüglichſten Häfen, den Landhandel unterſtützen die Karavanen, beſonders nach Syrien, Arabien und Weſtafrika. — Zu Kairo, der Hauptſtadt, reſidirt ein Patriarch der morgenländiſchen Chriſten; auch iſt dort eine hohe Schule, Künſte und Wiſſenſchaften ſind jedoch in einem ſchlechten Zuſtande. — Einſt war Ägypten der Schauplatz raſtloſer Thätigkeit, hoher Bildung und großer Wiſſenſchaft. Eine alte aſtronomiſche Beobachtung beurkundet die Sage: daß um 3362 vor Chr. Geb. der babyloniſche Hermes (Thot), dieſer Held der Ur-

zeit, deſſen hiſtoriſches Daſein zu unterſuchen hier nicht der Ort iſt, nach Äthiopien kam (ſo wie in der Folge Cekrops aus Sais am Nil nach Attika), und dieſen Staat, nach dem Muſter deſſen, dem er angehörte, Bildung gab. Das Nachforſchen in der Bildungsgeſchichte des menſchlichen Geſchlechtes überhaupt belehrt uns, daß die Äthiopier und Babylonier die erſten Völker waren, welche eine hohe Stufe erklimmt hatten. Die hohe Wahrſcheinlichkeit, daß bald nach der Organiſation Äthiopiens durch Hermes die erſte Einwanderung einer äthiopiſchen Colonie in Oberägypten (damals nur von nomadiſchen Hirtenvölkern bewohnt) geſchehen ſei, zeigt uns die Ägypter als die dritte unter den Nationen des Alterthums, welche allen übrigen in Aneignung einer höhern Ausbildung vorangingen. Die Ähnlichkeit des Menſchenſtammes und der Sprache erhöht die Wahrſcheinlichkeit, daß von Äthiopien aus Ägypten die Bewohner erhielt, welche in der allgemeinen Culturgeſchichte einen ſo ehrenvollen Platz behaupten, faſt zur Gewißheit. Doch widerſpricht ihr die moſaiſche Angabe, daß nach der Sündfluth zuerſt ein Stamm Chamiten in Oberägypten ſich niedergelaſſen habe; ſelbſt die Israeliten, unter dem Großvezier Joſeph, gehörten noch zu den an der Grenze wohnenden Nomaden, bis ſie unter Moſes wieder auswanderten. Ob nun gleich Ägypten an Babylon und Äthiopien große Vorbilder hatte, ſo ſchritt anfangs die Ausbildung doch nur ſehr langſam vor. Die über alles ſich erſtreckende zunftmäßige Einrichtung, die ſonderbare Eintheilung des Volks in erbliche Kaſten (ſ. Caſte), und die Prieſterſchaft hielten den ohnehin nicht zu lebhaften Geiſt in engen Feſſeln. Handel und die daraus folgenden Berührungen mit andern Völkern, beſonders die Schifffahrt, befanden ſich bis zu des unternehmenden Seſoſtris Zeit in großer Unbedeutenheit — ein neuer Grund, weshalb die Cultur der Ägypter keine ſchnellen Fortſchritte machte. Dies geſchah erſt, als ſie von fremden Völkern unterjocht worden waren. Im Überblick jener Blüthenzeit Ägyptens ſehen wir unter ſeinen Bewohnern Aſtronomen, die an der Spitze der wiſſenſchaftlich Gebildeten ſtanden; ihr Sonnenjahr war ganz dem republikaniſchen Calender der Franzoſen gleich, es hatte, wie dieſer, nach den zwölf Monaten noch fünf Ergänzungstage; die Geſtalt der Erde war ihnen bekannt, Sonnen- und Mondſinſterniſſe wurden berechnet; den Mond hielten ſie aber für eine ätheriſche Erde, die Fixſterne für brennende Fackeln; Sonnen- und Waſſeruhren waren ihnen nicht fremd, des Oſimandias ungeheurer Ring ſcheint hierzu gebraucht worden, und der Quadrant ihnen nicht unbekannt geweſen zu ſein. Schon hieraus ergibt ſich, daß ſie bedeutende Fortſchritte in der Rechenkunſt gemacht haben mußten; ihre Zahlzeichen (dieſelben, die wir arabiſche Ziffern nennen) ſchrieben ſie von der Rechten zur Linken. Die Meßkunſt ward ihnen durch die Überſchwemmung des Nils nothwendig; die Nilmeſſer (Νειλοσκοπεια) zu Siene, Memphis und an einigen andern Stellen des Stromes, die Waſſerſchrauben, die Canäle, die Schleuſenwerke des Sees Möris, welche Mechanik, Hydraulik und Hydroſtatik vorausſetzen, ſind ſchöne Zeugen ihrer Fortſchritte in der angewandten Mathematik überhaupt. Große Verdienſte haben ſie um die Muſik; auf die ägyptiſche Tonkunſt iſt die hebräiſche, griechiſche und römiſche gegründet; das erſte muſikaliſche Inſtrument, die dreiſaitige Lyra (ſ. Lyra), ward unter ihnen von Hermes erfunden; während ſeiner Betrachtungen öffnete ſich ihm das Propyläon der Harmonie der Töne, bald aber wurde dieſes Ergebniß unter die Geheimniſſe der Prieſter gezogen, und un-

ter dem myſtiſchen Schleier weiter ausgebildet. Hierin und in dem ernſten düſtern Nationalcharakter liegt es, daß man nur bei Leichenbegängniſſen und beim öffentlichen Gottesdienſte Gebrauch von der Muſik machte; ihren übrigen zauberiſchen Reiz kannte das Volk nicht. Außer jener Lyra hatten ſie noch ein Dichord, zweierlei Flöten, das Siſtrum, die Pauke und Trommel, die Trompete und die dreieckige Lyra. Die ſcharfſinnigen Bemerkungen von Burney, Bruce u. a. m. dürfen hier nur berührt werden. — Notenſchrift ſcheinen die Ägypter nicht gehabt zu haben; ihre kleinen einfachen Geſänge waren dem Gedächtniſſe anvertraut. Ihre naturhiſtoriſchen Kenntniſſe ſchränkten ſich blos auf die Heimath und deren Erzeugniſſe ein. Weiter vorgerückt waren ſie in der Chemie und Metallurgie; ihre metalliſche Enkauſtik, ihre künſtlichen Smaragde, das Einlegen des Silbers mit blauer Farbe beweiſen viel für ihre Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit. Tiefer mögen ſie in Anſehung der Heilkunde geſtanden haben; jede Krankheit ward von eigenen Ärzten behandelt; Oſiris, Iſis und Hermes waren die Götter der Geſundheit; die Paſtophoren (eine Prieſterclaſſe) waren die Ärzte; der von ihnen vorgeſchriebenen täglichen Diät war der König ſo gut wie der Geringſte unterworfen; von hier ging auch die Diätetik aus in andere Länder; Sorge für die Haut, eine durch Alles gehende Reinlichkeit, daher Bäder und Beſchneidung, waren die hauptſächlichſten mediciniſchen Vorſchriften. Aus der Gewohnheit und Geſchicklichkeit, die Leichen einzubalſamiren (Mumien), will man auf anatomiſche Kenntniſſe der Ägypter ſchließen. — Ihre Naturlehre war myſtiſch; Alles erklärten ſie für unmittelbare Einwirkung der Götter; hievon war auch ihre Magie abhängig. In den Künſten waren ſie mehr und minder geſchickt. Ihre Bildhauerwerke hatten eine unerträgliche Trockenheit, Steifheit und Einförmigkeit; ihre Malerei beſchränkte ſich blos darauf, daß Steine, Holz, gewebte Zeuge ꝛc. mit Farbe, und zwar nur mit einer einzigen überzogen und höchſtens mit Hieroglyphen illuminirt, d. h. mehrere Farben neben einander ohne Regel aufgetragen wurden. Der geſtirnte Himmel an der Decke im Grabmale des Oſimandias und die ſogenannten Bilder in den uralten Gräbern der Könige von Theben bezeichnen den höchſten Grad der ägyptiſchen Malerkunſt. Um ſo merkwürdiger iſt aber ihre Baukunſt, deren Charakter inzwiſchen mehr Feſtigkeit ausdrückt, als Formenſchönheit; wir erinnern an ihre Labyrinthe, Pyramiden, Obelisken, Tempel, Mauſoleen u. ſ. w. (ſ. **Baukunſt**, Geſchichte derſelben). — Robert Vaugoudy (in ſeinem Essai sur l'histoire de la Géographie) ſagt von der Geographie der Ägypter, daß von ihnen (unter Seſoſtris) die erſten Landcharten herrührten; Gatterer will die Exiſtenz von ägyptiſchen Ländertafeln ſchon zu Joſuas Zeiten erweiſen. Die Nautik verdanken ſie ihrem großen Seſoſtris; vorher wagten ſie kaum auf Flößen die ausgetretenen Gewäſſer des Nils zu befahren, denn das Meer war ihnen verhaßt; es war ja der Typhon, der den Nil, ihren Nationalgott (Oſiris) verſchlang! Die erſte Küſtenſchifffahrt ſcheint durch einen Schleichhandel der Phönizier und durch des Inachus Führung einer ägyptiſchen Colonie nach Griechenland auf phöniziſchen Schiffen (1836 vor Chr. Geb.) veranlaßt worden zu ſein. Doch beſchränkte ſie ſich blos auf die Bewohner der Nordküſte Ägyptens, während die im Innern des Landes aus Aberglauben noch immerfort vom Meere getrennt blieben; hier wurde die Nilſchifffahrt bedeutender, nachdem ſie ſogar dem öffentlichen Gottesdienſt einverleibt worden war. Allein Seſoſtris

Bayerische Staatsbibliothek München

der Große zerbrach den Damm des religiöſen Wahns, dem Oſiris ward ein prächtiges Schiff geweiht, die Prieſterſchaft dadurch gewonnen, die Schifffahrt in die Gebete mit eingeſchloſſen, und nun vertrauten die Ägypter ſich dem Rücken des tückiſchen Typhon. So erhielt ihr Seehandel ſeine weite Ausdehnung. Die politiſche Geſchichte des Staats hatte nun großen Einfluß auf den Zuſtand der Schifffahrt in den verſchiedenen Zeiträumen; unter den Ptolemäern war ſie am wichtigſten. Alexandrien ward zum erſten Stapelplatz, der berühmte Pharus wurde errichtet, und der 30 deutſche Meilen (1000 Stadien) lange Canal gegraben, der das rothe Meer mit dem mittelländiſchen verband. Erſt als nach dem Tode der Kleopatra Ägypten eine römiſche Provinz wurde, ging auch dieſer Ruhm verloren. — Ihr Acker- und Bergbau trugen einen großen Charakter; im erſtern beſaßen ſie einen Wunderfleiß, ihre Anſtalten dafür waren kühn gedacht und ausgeführt. Nach welchen Grundſätzen ſie den Bergbau betrieben, erſieht man aus den ungeheuern Unternehmungen, bergmänniſch ganze Berge einzuſtürzen, und durch hingeleitete Flüſſe das Erz zu Tage zu ſchlämmen; Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Eiſen waren die bekannten Hauptmetalle. — Was den ägyptiſchen Handel überhaupt anlangt (von dem beſondern zur See ſprachen wir oben), ſo war dieſer lange Zeit nur Paſſivhandel. Erſt ſeit Pſammetich ward er activ. Der Karavanenhandel war ſtets die merkwürdigſte Art des Landhandels: Maß, Gewicht, Geld — die Haupterforderniſſe — kannten ſie, und eine gute Polizei wachte über die Rechtlichkeit dabei. Die Betriebſamkeit mußte dabei gewinnen. Ihre Webereien und Färbereien lieferten inländiſche Handelserzeugniſſe, die eine große Vollkommenheit hätten erreichen können, wären ſie nicht auch hierin nur auf einer und derſelben Stufe ſtehen geblieben. — Betrachten wir den alten Ägypter als Menſchen im Privatleben und im Staate, nach ſeinen Sitten, Gebräuchen, Geſetzen, ſo wird uns noch manches Räthſel über dieſes ſonderbare Volk gelöſt werden. — Die düſtere Religion der Ägypter bannte allen Frohſinn aus den Kreiſen ihres Privatlebens. Die Freude war ihnen entfremdet worden; ſie waren nur ernſte, andächtig ſchwärmeriſche Menſchen. Singen, Tanzen, Spielen war ihnen verhaßt; dabei aber beſaßen ſie einen hohen Grad von Fleiß, Gutmüthigkeit, Höflichkeit und zugleich eine Eitelkeit, die ſie für alles, was von ihnen herrührte, einnahm. Wie ſpäterhin die Griechen und Römer alle Nichtgriechen und Nichtrömer Barbaren nannten, ſo betitelten auch ſie alle Völker, die nicht ihre Sprache redeten; aber bei aller Verachtung, die ſie ſolchen bezeigten, blieb die Dankbarkeit gegen einen jeden, ohne Unterſchied, eine ihrer Nationaltugenden. — Das Regiment des Staates war überhaupt ein Weiberregiment; jeder Prieſter durfte wenigſtens Eine Frau haben; den Laien beſchränkte das Geſetz in der Zahl gar nicht. Der Mann beſorgte die Hauswirthſchaft, die Frau den Kauf und Verkauf und alle übrigen Verrichtungen außer dem Hauſe. Genügſamkeit war auch eine der Nationaltugenden; Wein trank der Ägypter nie, ſondern Bier, ſogenannter Gerſtenwein war ein Getränk; Brot buk er aus Spelt; Gerſte war ihm zu gering dazu; für ſeine Küche zog er Gemüſe aller Art, und beförderte die Ausdehnung ſeiner weiten Federviehzucht durch künſtliches Ausbrüten der Eier; Bohnen und Schweinefleiſch unterſagte ihm ſeine Religion, als verunreinigend, wogegen er wieder andere Thiere als geheiligte nicht zu verletzen wagen durfte. Seine Kleidung war ſehr einfach; die ehrbare Frau unterſchied ſich

von den Mädchen und Luſtdirnen durch einen Schleier, welcher dieſen unterſagt war. Kinder wurden erſt ſpät bekleidet; blos Leichenbegängniſſe und die Trauerzeit gaben zu äußerlicher Pracht und Eiferſucht deshalb Anlaß. Doch der Beherrſcher und ſeine nächſten Umgebungen ſchimmerten ſtets in morgenländiſcher Pracht. Die Allmacht des Pharao (eine allgemeine Benennung der frühern ägyptiſchen Könige) war über jede Rückſicht erhaben; er warf willkürlich den Großvezier von dem Gipfel ſeiner Größe und hob den niedrigſten Sclaven zu ſich empor, wie Joſephs Geſchichte beweiſt. — Die Arbeitſamkeit, welche dem Ägypter angeboren war, erhielt die öffentlichen Tugenden, und von Seiten der Polizei ſorgte man auch für die ununterbrochene Beſchäftigung der Verbrecher; ſchon unter Joſeph gab es ein Arbeitshaus für eingekerkerte Sclaven. Die Ungeſelligkeit der Ägypter und ihre Furcht, durch Umgang mit Fremden den Göttern zu mißfallen, ſtanden zwar ihrer noch höhern Fortbildung entgegen; allein es wurden ihnen dadurch zugleich ihre Selbſtſtändigkeit, ihr wahrer Charakter, ihre Nationaltugenden bewahrt. Erſt da, als ſie mit den Griechen in nähere Berührung gekommen waren, verlor ſich ihre Thätigkeit etwas, ſo daß Amaſis ſich genöthigt ſah, ein Polizeigeſetz zu geben, das jeden Ägypter verpflichtete, jährlich ſeinen Namen, ſein Gewerbe und die Mittel, wodurch er ſeinen Unterhalt gewinne oder zu gewinnen gedenke, bei der Obrigkeit anzuzeigen; die Unterlaſſung dieſer Pflicht wurde mit dem Tode beſtraft. — Streng und raſch wurde Gerechtigkeitspflege geübt; von Menes, Saſychis, Gnephaktus, Aſichis (oder Bochoris) und Amaſis waren geſchriebene Geſetze vorhanden; vor einem höchſten Reichsgerichte wurden alle Rechtsſachen entſchieden, welche die Parteien ſelbſt, ohne Sachwalter, aber ſchriftlich, gegen einander führen mußten. Meineid und Mord (auch der eines Sclaven) wurden unerlaßlich mit dem Tode beſtraft; Verleumder und falſche Ankläger erhielten die Strafe des angeſchuldigten Vergehens; auf Verrath ſtand der Verluſt der Zunge, auf Verfälſchungen der Verluſt der Hände, auf Entweichung vom Heere und Auswanderung Ehrloſigkeit, auf Ehebruch — Stockſchläge. Der König konnte jede dieſer Strafen mildern: aber ungeachtet dieſer Souveränetäts-Äußerungen lag doch der Wille des Herrſchers nicht weniger in den Feſſeln der Prieſtermacht, welche ſelbſt für das Privatleben der Fürſten Geſetze entworfen hatte, und dieſe Bande nach den Umſtänden, ſo wie die feinſte Politik der Kirche es wollte, lüftete oder feſter zuſammenzog. Sogar die Tagesordnung des königlichen Sclaven war genau beſtimmt, und ſelbſt der Küchenzettel, ja ſogar die Verborgenheit des Schlafzimmers gehörten in den Wirkungskreis der Prieſter; darum waren ſie Leibärzte. — Mit dem allen im Einklang war die Erziehungsweiſe: die Kinder wurden ſorgfältig zum Gewerbe des Vaters angehalten, und in den verſchiedenen öffentlichen Schulen von Prieſtern unterrichtet; Schreiben und Leſen lernten nur wenige; doch waren die Ägypter das dritte ſchreibende Volk, das nach den Babyloniern und Phöniziern die Vorgeſchichte nennt. Nachdem ſie gleich dieſen zuerſt auf Steine und Ziegel geſchrieben hatten, erfanden ſie ein Papier aus der Papierſtaude, welches über 2000 Jahre lang, ſelbſt nach der Erfindung des Pergaments, von der ganzen ſchreibenden Welt gebraucht ward. Dieſe Kunſt ward nur denen, die zu Kaufleuten erzogen wurden, gelehrt, doch nur in ſehr beſchränktem nothdürftigſten Maße; denn daß das Volk nicht zu unterrichtet werde, war im Syſteme der Prieſter. — Schon oben gedachten wir der ſon-

barbaren Eintheilung des Volks in Kaſten; deren gab es ſieben, nämlich: Prieſter, Soldaten, Rinderhirten, Sauhirten, Gewerbtreibende, Dolmetſcher und Fiſcher. Dieſe Abtheilung entſprang theils aus Örtlichkeit, da manche Landſchaften allerdings nur eine beſtimmte Lebensart geſtatteten, theils war ſie Ergebniß der Prieſterpolitik, da es zur Einrichtung der Staatsmaſchine nothwendig war, daß ſcharfe Grenzen zwiſchen den verſchiedenartigen urſprünglichen Beſtandtheilen der geſammten Nation gezogen wurden. So bezeichneten dieſe ſieben Kaſten eben ſo viel verſchiedene Völkerſtämme, nicht etwa Zünfte; daher kam auch die Erblichkeit derſelben. — An der Spitze aller ſtand die ſchon oft gedachte Kaſte der Prieſter, als die erſte und vornehmſte. Sie machten ſich aber auch dieſes Ranges durch die Verdienſte, die ſie als Lehrer des Volks, als Bewahrer der Wiſſenſchaften hatten, würdig. Aus ihnen wurden alle Staatsbedienungen beſetzt; ſie waren die Ärzte, Richter, Baumeiſter, Aſtronomen und Aſtrologen ꝛc. Aber ſie hielten ihre Kenntniſſe, die ſie (und mit Recht) als den geheimnißreichen Talisman ihrer politiſchen Wichtigkeit, ihres mächtigen Einfluſſes betrachteten, unter Salomoniſchen Siegeln. Sie ſollen ſogar neben dem allgemeinen Thier- und Bilderdienſt der Nation ſehr helle Begriffe von dem eigentlichen Weſen der Gottheit gehabt, ſie aber abſichtlich unter Bildern verſteckt gehalten haben, die nur den Eingeweihten in den berühmten Myſterien enthüllt wurden. — Übrigens veränderten ſich die Religion, Mythologie und Philoſophie der Ägyptier mit den verſchiedenen Zeiträumen ihrer politiſchen Geſchichte; anders war ihre Religion und Philoſophie vor Moſes, anders von Moſes bis Herodot, und wich ſo immer mehr von ihrem alten Gepräge ab, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer. — Die geſammte Religion und Mythologie war auf Aſtronomie gegründet; denn es war natürlich, daß die wirkſamen Einflüſſe der Himmelskörper die Verehrung derſelben zur Folge hatten. Oſiris und Iſis (Sonne und Mond) waren die Hauptgottheiten, und der Nil ward mit dieſen in einem ſehr nahen Verhältniſſe gedacht. Oft findet man den Oſiris und den Nil als Ein himmliſches Weſen behandelt; der Zeitraum von 360 Tagen, abgemeſſen nach des Stromes regelmäßigen Überſchwemmungen zur Sommerſonnenwende, ward daher das Religions- — der von 365 Tagen und 6 Stunden das natürliche Sonnenjahr. Die Planeten wurden nebſt den Zeichen des Thierkreiſes als Gottheiten und Regenten der Wochentage und Tagesſtunden, nach ihrer Rangordnung am Himmel, verehrt. Der Regent der erſten Tagesſtunden war der Schutzgott des ganzen Tages und gab demſelben ſeinen Namen; die phyſikaliſchen Eigenſchaften, und die verſchiedenen ökonomiſchen Beziehungen auf jeden Monat wurden ebenfalls als Gottheiten unter den zwölf Zeichen des Thierkreiſes verehrt. So war das Religionsjahr beſchaffen. Der ſpäter entdeckte Mangel von fünf Tagen und ſechs Stunden gab noch ſieben Göttern als Sinnbildern dieſer aſtronomiſchen Zeitrechnung das Daſein, und das Sonnenjahr begann. Zugleich aber dachten ſie ſich dieſe ſinnbildlichen Weſen als wirklich vorhanden, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Oſiris und die Iſis als lebende, willkürlich handelnde Weſen voll unmittelbaren Einfluſſes auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war eine beſondere Prieſterſchaft gewidmet, an dem nie Weiber Theil nehmen durften. Wallfahrten und Opfer waren in der Regel, die letztern benützte man zu Tilgung begangener Sünden; der Opfernde legte ſeine Hand auf des Opferthiers Kopf, überhäufte es mit Verwünſchungen, und mit dem letzten Athemzuge

deſſelben hielt er ſich für entſündigt. Bis Amaſis gab es ſogar Menſchenopfer. Der neben dem Sterndienſte beſtehende Thierdienſt, indem gewiſſe Thiere nicht etwa nur als Symbole betrachtet, ſondern auch als wirkliche Götter verehrt wurden, wie Apis und Mnevis, iſt zum Theil aus den Hieroglyphen (ſ. d. Art.) der Ägypter zu erklären. Dieſe Hieroglyphenſchrift würde uns, wenn wir ſo glücklich wären, den Schlüſſel dazu aufzufinden, die wichtigſten Aufſchlüſſe über ihre Religion und Philoſophie geben, und kann gewiſſermaßen als Maßſtab für den Höhengrad ihrer philoſophiſchen Begriffe gelten. Ein höchſt intereſſantes Studium iſt überhaupt das der ägyptiſchen Symbolik, deſſen Andeutungen aber zu weit führen würden. — Die merkwürdigſte Erſcheinung in der Philoſophie der Ägypter iſt die Lehre von der Seelenwanderung, welche unmittelbare Ausgeburt des Sterndienſtes war. Sie ließen die unſterbliche Seele des Menſchen in einem Zeitraume von 3000 Jahren die Reiſe durch den ganzen Umfang der Thierwelt bis wieder in einen menſchlichen Körper machen. Doch hat Plato der Metempſychoſe (Seelenwandrung) der Ägypter zu große Ehre angethan, indem er ſie, als Bild der moraliſchen Reinigung des Menſchen, in ſein Syſtem aufnahm. So ſcharf unterſchieden jene das Geiſtige vom Körperlichen nicht; die Vorſtellung von der Seele, als reiner Intelligenz, war ihnen fremd, und es iſt daher immer eine wunderbare Erſcheinung, daß auch die Pythagoräiſche Seelenwandrung, wie Ariſtoteles ſie uns darſtellt, obgleich von der ägyptiſchen verſchieden, doch eben ſo weit, wie dieſe, von aller moraliſchen Beziehung entfernt iſt. — Wir ſchließen mit einer Überſicht der politiſchen Geſchichte dieſes Landes. Wenn man über die Sagenzeit hinweggeht, in deren Raum die fabelhaften Pharaonen (Könige) Menes (2000 J. v. Chr.), Oſimandias, Möris, Seſoſtris, Rhampſinit ꝛc. gehören, findet man als die äußerſte hiſtoriſche Grenze den Pharao des Joſeph, ſodann die in Revolutionsſtürmen geſchehene Auswanderung des Cekrops, Moſes und Danaus. In der Geſchichte auswärtiger Staaten wird 878 v. Chr. Suſack als Pharao von Ägypten, als Verbündeter Jerobeams genannt; Diodors Gnephaktus, Herodots Aſychis und Diodors Bochiris werden als Geſetzgeber gerühmt. Die vierzigjährige Unterjochung Ägyptens durch die Äthiopier, die innere drei und dreißigjährige Anarchie, die Dodekarchie (das Zwölfherrenreich), welche funfzehn Jahre dauerte, gingen der Monarchie voran, die Pſammetich (einer der Dodekarchen) ſtiftete; ſie dauerte von 636 bis 525 v. Chr. und zählt, außer Pſammetich, die berühmten Namen Necho, Pſammis, Apries oder Hophra, Amaſis oder Amoſis und Pſammenit. Dieſer Zeitraum war ein heller Punct in der politiſchen und Bildungsgeſchichte Ägyptens. Jetzt aber unterlag das Reich dem Perſer Kambyſes, bis nach Alexanders Eroberung Ägyptens im J. 332 v. Chr. auf die Theilung des macedoniſchen Reichs die glänzende Zeit der Ptolemäer (ſ. Ptolemäer und Alexandriniſches Zeitalter) eintrat. Ptolemäus Lagi oder Soter, Ptolemäus Philadelphus (unter welchem der Grund zu der nachmaligen Herrſchaft der Römer gelegt wurde), Ptolemäus Evergetes I., Ptolemäus Philopator, Ptolemäus Epiphanes, Ptolemäus Philometor, Evergetes II., Kleopatra Minor (mit Ptolemäus Soter oder Lathyrus und Ptolemäus Alexander I.), Ptolemäus Alexander II., Berenice, Ptolemäus Alexander III., Ptolemäus Auletes, Kleopatra Tryphana und Berenice, und Kleopatra mit Ptolemäus Puer unter Cäſars und Antonius Schutzherrſchaft ſind die Regentennamen aus jenem Zeitraum, von denen mehrere in der Geſchichte der Wiſſenſchaften und

Digitized by Google

Künſte mit bleibendem Nachruhme genannt werden. — Kleopatras Selbſtmord, nach des Octavius Sieg bei Actium, lieferte das Reich gänzlich in die Hände der Römer; es ward nun römiſche Provinz. Dies geſchah dreißig Jahre vor Chriſtus. Ägypten blieb in den Händen der Römer 670 Jahre lang. Unterdeſſen kam die chriſtliche Religion auf den Boden Ägyptens, aus dem, wie in den frühern Zeiten der Myſterien, jetzt aufs neue Schwärmerei, Sectirerei und Geiſtesverfinſterung emporkeimte. Anachoreten und Mönche erhielten dort ihre Entſtehung. Als nach der Theilung des großen Reichs durch Theodoſius in das occidentaliſche und orientaliſche Kaiſerthum Ägypten eine Provinz des letztern geworden war, verſank es immer tiefer in Barbarei und Schwäche. So ward es ein Raub der Saracenen, nachdem deren Feldherr Amru, unter dem Khalifen Omar, die alte Hauptſtadt Alexandrien mit Sturm genommen hatte. Dies ereignete ſich 640 nach Chriſtus, als Heraclius Kaiſer des Orients war. Als Provinz des Khalifats genoß es die Regierung der gefeierten Abbaſſiden Haroun al Raſchid, Al Maimum und die Heldenzeit des Sultan Saladin. — Doch des letztern Dynaſtie ward von den Mammelucken verdrängt (1250), und unter dieſen furchtbaren Despoten verſchwand auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Bildung. Sultan Selim in Conſtantinopel ward endlich (1516 bis 1517) Sieger über den (letzten) mammeluckiſchen Sultan Tumanbai, und Ägypten nun gänzlich eine türkiſche Provinz, regiert durch einen Paſcha. Seitdem war es der Schauplatz beſtändiger innerer Kriege der Mammelucken-Beys gegen die türkiſche Herrſchaft, welche mehrmals, beſonders unter Aly-Bey (1766), ihrem Ende nahe war. Im J. 1798 ward Ägypten von den Franzoſen beſetzt. (S. d. folg. A.) Unter dem jetzigen Vicekönig, Mahomed Ali Paſcha, einem eben ſo aufgeklärten als thätigen Regenten, macht die europäiſche Cultur in Ägypten große Fortſchritte.

Ägypten (Landung und Feldzug der Franzoſen in). In zwei ſiegreichen Feldzügen (1796 u. 1797) hatte Buonaparte Frankreich den Frieden auf dem Feſtlande erkämpft. Es kam darauf an, ihn auch England abzuringen. Zu dem Ende war ſchon im October 1797 eine Armee von England decretirt, und Buonaparte zum Oberbefehlshaber derſelben ernannt worden. Buonaparte ſelbſt bereiſ'te im Febr. 1798 die Küſten des Canals, erſchien aber unerwartet als Obergeneral (8. Mai 1798) in Toulon, wo verſteckt durch die lärmenden Anſtalten am Canal ein Unternehmen vorbereitet worden war, das die Eroberung Ägyptens und nach ſolcher den engliſch-oſtindiſchen Handel vernichten ſollte. Buonaparte muſterte die Truppen und verſprach ihnen in einem Tagesbefehl, ohne ausdrücklich Ägypten zu nennen, „daß nach der Rückkehr von der bevorſtehenden Expedition ein eder von ihnen ſo viel Eigenthum beſitzen ſolle, daß er ſechs Morgen Land ſich kaufen könne.“ So im Allgemeinen von ihrer Beſtimmung unterrichtet, ſchiffte ſich die Mannſchaft (19. Mai 1798) zu Toulon ein; 194 Segel faßten gegen 40,000 Mann, worunter aber wohl ein Paar tauſend Gelehrte, Künſtler, Ärzte, Wundärzte, Handwerker und Arbeiter aller Art ſich befanden. Der Kern der Truppen war jene italieniſche Armee, welche früher den Frieden von Campo Formio erkämpft, und unter den Anführern derſelben alle jene Generale, die ſie ſo oft zum Siege geführt hatten, als: Berthier, Deſaix, Reynier, Menou, Kleber, Dumas, Caffarelli, Murat, Junot, Marmont, Belliard, Davouſt, Lannes, Duroc, Louis Buonaparte, Eugen Beauharnois und andere.

Elf Linienſchiffe, zwei alte Funfziger, und ſechs Fregatten dienten zur Bedeckung der Transportflotte, die auf dem Wege noch vermehrt wurde. Der Obergeneral beſtieg das Kriegsſchiff l'Orient. Am 9. Juni erſchien die Flotte vor Malta; Buonaparte erſuchte den Großmeiſter Hompeſch um die Erlaubniß, in den verſchiedenen Ankerplätzen der Inſel friſches Waſſer einnehmen zu dürfen. Die erfolgte Verweigerung entſchied Maltas Schickſal. Am andern Morgen waren die Franzoſen auf allen Puncten der Inſel gelandet, und am Abend, ungeachtet einer lebhaften Kanonade, Meiſter derſelben. Am 12ten in der Nacht wurde die Inſel mit ihren Feſtungen den Franzoſen übergeben, welche eine Beſatzung von 4000 Mann darin zurückließen. Am 17ten ſegelte die Flotte nach Alexandrien. Buonaparte erließ einen Tagesbefehl, worin er ſein Heer zur Ausdauer in den ihnen bevorſtehenden Beſchwerden, und zu einem ſchonenden Betragen gegen die Religion der Mohammedaner und die Sitten der Ägypter ermahnte. Am 1. Juli kamen die Franzoſen vor Alexandrien an, wo kurz vorher Nelſon ſie aufgeſucht hatte. Die Beſorgniß, daß dieſer ſchnell zurückkehren möchte, ließ den Obergeneral die Ausſchiffung der Truppen beſchleunigen. Sie geſchah am 2. Juli vier Stunden von Alexandrien beim ſogenannten Araber=Thurme, in aller Ruhe, ungeachtet Wind und Wellen nicht ſehr günſtig dazu waren. Blos einige Türken zu Pferde beobachteten die fremde Erſcheinung. Am folgenden Tage um 12 Uhr ſtanden 5000 Mann vor der alten, mit einigen Thürmen verſehenen Mauer von Alexandrien und nahmen ſolches durch Sturm. Unterdeſſen nahm General Marmont Roſette und am 6. Juli ging die ganze Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker. In Alexandrien, Roſette und Abukir blieben Beſatzungen, und die Armee, 30,000 Mann ſtark, marſchirte in fünf Abtheilungen gerade auf Ägyptens Hauptſtadt Cairo (Kahira) los. Nicht weit von Cairo, nahe bei den Pyramiden von Gizeh, kam es zu einem ernſthaften Gefechte. Dort ſtand Murad Bey mit etwa 6000 Mann Cavallerie und einigen tauſend Mann Infanterie mit 38 Kanonen, welche in einem verſchanzten Lager ſich befanden. Der Bey machte einen wüthenden Angriff; doch das wohlangebrachte Feuer der Franzoſen und die Entſchloſſenheit, mit der ſie ihre Bayonnette zu gebrauchen wußten, vereitelten alle Verſuche der Mammelucken, welche, nachdem ſogar ihr Lager und das Dorf Embabey mit Sturm erobert worden war, in die angrenzende Wüſte entflohen. Alle Kanonen und 400 Kameele wurden erbeutet, und Cairo am 22. Juli den Franzoſen übergeben, da Ibrahim Bey, der die Hauptſtadt decken ſollte, nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht der Pyramiden ſich über die Wüſte nach Ober=Ägypten zurückgezogen hatte, wohin ihn General Deſaix verfolgte. Ein einziger Tag vernichtete alle Früchte dieſer Unternehmung in Folge der Zerſtörung der franzöſiſchen Flotte durch Nelſons Sieg vom 1. Auguſt 1798 bei Abukir (vergl. Abukir). Buonaparte, der die Nachricht von der Niederlage in Cairo erhielt, ſah ſeine Verbindung mit Frankreich und ganz Europa bedroht, er ſtand faſt verlaſſen in dem fremden Lande, im Auge den größten aller Feinde, den Mangel. Erbittert über die Verwandlung des ſchönen Ägyptens in eine franzöſiſche Provinz, hatte die Pforte am 12. Sept. (1798) förmlich den Krieg gegen Frankreich erklärt, und drohte von Aſien aus zu einem Angriff. In Cairo, wo die Einwohner ſich empört und viele Franzoſen, beſonders Gelehrte, Künſtler und Handwerker, ermordet hatten, ſo daß am 23. und 25. Sept. förmliche Gefechte in der Stadt geliefert worden waren, bis nach einem großen Blutbade die in die

Haupt-Moſchee geflüchteten Empörer ſich unbedingt ergeben mußten, ſtellte er die Ruhe wieder her. Nachdem Buonaparte Ägypten eine Regierungsform nach franzöſiſchen Grundſätzen gegeben hatte, marſchirte er (27. Febr. 1799) mit etwa 15 bis 18,000 Mann aus Cairo nach Syrien, nahm die Feſtung El-Ariſch in der Wüſte, dann Jaffa, ſchlug die Naploſiner bei Zeta und erbeutete dort Lebensmittel, deren er ſehr bedurfte, um die Belagerung von St. Jean d'Acre zu unternehmen und ſiegte nochmals bei Jafet. Unterdeſſen aber war es den Engländern, die unter Sir Sidney Smith vor Acre angekommen waren, gelungen, die türkiſche Beſatzung dieſes Platzes durch einige hundert Mann Soldaten und Artilleriſten zu verſtärken und Kriegsvorräthe herbeizuführen. Dadurch ward es möglich, daß die Türken zehn Stürme abſchlagen, und trotz dem heftigſten Feuer aus den franzöſiſchen Batterien ſich ſo lange halten konnten, bis Buonaparte ſich gezwungen ſah, die Belagerung aufzuheben. Ein längerer Aufenthalt in Syrien konnte, bei den peſtartigen Krankheiten, nur von dem größten Nachtheile ſein. Ein Drittel der Armee blieb als Opfer des Kriegs und der Peſt zurück, und nach einem mühſeligen Marſche von 26 Tagen kam ſie in Cairo wieder an; doch ihre Ruhe war von kurzer Dauer. Eine türkiſche Flotte landete in der Bucht von Abukir 18,000 Mann; dieſe nahmen das Fort daſelbſt. Schnell zog Buonaparte mit ſeinen beſten Truppen dahin, ſtellte ſich bei dem Brunnen zwiſchen Alexandrien und Abukir, und lieferte am 26. Juli den Türken eine Schlacht. Muſtapha Paſcha ward nebſt ſeinem ganzen Gefolge und ſämmtlicher Artillerie gefangen gemacht; 2000 Türken ertranken im Meer, und der Reſt des türkiſchen Heers, der in das Fort Abukir ſich geworfen hatte, mußte ſich unbedingt ergeben. Buonapartes Herrſchaft in Ägypten war aufs neue befeſtigt. Da erſchien plötzlich eine Bekanntmachung von ihm an ſeine Armee, worin er ſagte: „Erhaltene Nachrichten aus Europa beſtimmen mich, dahin zurückzukehren. Den Oberbefehl überlaſſe ich dem General Kleber, er hat das Vertrauen der Regierung und das meinige." Als dieſer Abſchied der Armee bekannt wurde, hatte Buonapartes Fregatte bereits die Anker gelichtet. Am 26. Auguſt verließ er Abukir. Für ihn war der Feldzug geendigt, doch nicht für die dort zurückgelaſſene Armee, welche jetzt unter Klebers Oberbefehl ſtand, und deren Lage täglich bedenklicher wurde. Eine neue Landung der Türken im Nov. 1799 wurde vom General Verdier zwar glücklich abgeſchlagen, aber auch der kleinſte Verluſt war für ein Heer, das nicht ergänzt werden konnte, ſehr empfindlich. Die Nachrichten aus Europa waren nicht ermunternd, die Generale ſahen nicht viel Ruhm vor ſich, die Soldaten wenig Genuß, und ſo mochten manche Betrachtungen mitwirken, als Kleber, auf die Nachricht, der Großvezier ſei mit vielem Volke aus Syrien nach Ägypten im Anzuge, am 24. Jan. 1800 die bekannte Übereinkunft von El-Ariſch mit dem Großvezier und Sidney Smith abſchloß, durch welche den Franzoſen ein Waffenſtillſtand von drei Monaten bis zu der Beſtätigung des Vertrags zugeſtanden wurde, worauf ſie nach Frankreich zurückkehren ſollten. Aber Klebers Brief an das franzöſiſche Directorium, worin er unter der ergreifendſten Schilderung von der peinlichen Lage des Heers, auf die Beſtätigung drang, fiel dem engliſchen Admiral Keith in die Hände, und kam nach London. Dort verlangte man, die ganze franzöſiſche Armee ſollte ſich kriegsgefangen geben. Da griff Kleber noch einmal zu den Waffen und ſchlug am 20ſten März den Großvezier bei Heliopolis,

trieb Steuern ein zur Bezahlung des Soldes, formirte neue Regimenter aus Kopten und Griechen, ſicherte die Küſten und legte Magazine an. Mitten in dieſer Thätigkeit ward er am 14ten Jun. in Cairo von einem Türken ermordet, und der Oberbefehl kam an Abdallah Menou. Unterdeſſen hatte man in London beſchloſſen, der Pforte und dem eignen Handelsintereſſe Ägypten mit aller Kraft wieder zu erobern. Am 1ſten März 1801 erſchien die engliſche Flotte vor Alexandrien, und am 12ten März war die Landung bei Abukir vollendet; die Franzoſen, etwa 4000 Mann ſtark, griffen am folgenden Tage zwar an, mußten ſich aber zurückziehen; am 18ten März ergab ſich Abukir, und die Engländer verſchanzten ſich. Am 21ſten März griff Menou mit 10,000 Mann an, wurde geſchlagen und warf ſich in Alexandrien; aber auch der engliſche General Abercrombie wurde tödtlich verwundet und ſtarb am 28ſten März. Hutchinſon trat an ſeine Stelle. Am 29ſten März brachte eine türkiſche Flotte Verſtärkung, und nun näherte ſich auch der Großvezier von Syrien her. Am 19ten April ergab ſich Roſette an die vereinigten Engländer und Türken; ein franzöſiſches Corps von 4000 Mann wurde von 8000 Engländern und 6000 Türken bei Ramanieh geſchlagen; 5000 Mann Franzoſen wurden von dem Großvezier, der mit 20,000 Mann auf Cairo anrückte, am 16ten Mai bei Elmenayer zurückgeworfen, und das ganze franzöſiſche Heer war nun auf Cairo und Alexandrien beſchränkt. Am 20ſten Junius fing die förmliche Belagerung von Cairo an; 7000 Mann ſollten dieſen Ort gegen etwa 40,000 Angreifende vertheidigen. Cairo ward am 27ſten Junius auf Bedingung den Engländern und Türken übergeben; General Belliard ſollte mit ſeinen Truppen Stadt und Land räumen, und auf engliſche Koſten nach Frankreich abgeführt werden, eingebornen Ägyptern auch erlaubt ſein, ihn zu begleiten. Am 17ten Auguſt wurden ſie zu Roſette eingeſchifft, und kamen im Sept. 1801, etwa 13,000 Mann ſtark, worunter aber kaum 4000 Bewaffnete waren, zu Toulon an. Noch war General Menou in Alexandrien. Admiral Gantheaume war wirklich mit mehreren Linienſchiffen und 3 bis 4000 Mann Landtruppen aus Frankreich abgeſegelt und bis vor Alexandrien gekommen, mußte aber mit einem Verluſte von vier Corvetten nach Toulon zurückeilen. Dagegen hatten die Engländer 5000 Mann friſcher Truppen aus England erhalten, und rückten nun auf Alexandrien los. Schon war das Caſtell Marabou in ihrer Gewalt, als Menou einen Waffenſtillſtand verlangte, wozu vorzüglich Mangel an Lebensmitteln und eine neue Verſtärkung der Britten von 6000 Mann unter General Baird aus Oſtindien beitrug. Auch capitulirte Menou am 2ten Sept. Alexandrien, nebſt Geſchütz und Kriegsvorräthen, ſechs franzöſiſche Kriegsſchiffe und eine große Menge Kauffahrteiſchiffe, ferner alle arabiſche Handſchriften, alle Charten von Ägypten und andere für die franzöſiſche Republik gemachte Sammlungen mußten übergeben werden, die franzöſiſche Armee wurde mit Waffen und Gepäck nach einem franzöſiſchen Hafen geführt; zu Ende Novembers war ſie in Frankreich. Die Beſatzung von Alexandrien war über 8000 Soldaten und 1307 Matroſen ſtark geweſen. Drei Jahre ſechs Monate waren ſeit der erſten Einſchiffung zu Toulon verfloſſen. Vier Wochen nach dem Verluſte Ägyptens wurde der Friede von Amiens (1ſten October 1801) geſchloſſen. — Mag man dieſen Kriegszug ins Nilthal bis Philae an Nubiens Grenze, jene Inſel, die der äußerſte feſte Punct des römiſchen Reichs nach Süden war, obgleich ein Deutſcher (Waldeck) eine

Säule, von Veſpaſians Kriegern errichtet, am Fuße des Mondsgebirgs entdeckt haben will, beurtheilen wie man will, er wird nicht erfolglos für die höhern Intereſſen der Menſchheit ſein; das Blut, das bei dieſer Gelegenheit der Sand Ägyptens trank, iſt nicht umſonſt vergeudet worden; denn bei dieſem Zuge gingen Wiſſenſchaft und Kunſt dem Troß der Waffen zur Seite. Freilich erſtickte Britanniens Macht das durch jenen Heereszug geſäte Samenkorn der Civiliſation in Ägypten, das einſt Europa zum Lehrer diente, dennoch ward dem wiſſenſchaftlichen Europa ſelbſt dadurch eine Fundgrube eröffnet, die Barbarei und Eigennutz nur zu lange verſchloſſen hatten. Das alte Denterah, Theben, Latopolis, Edfou zeigten ſich mit ihren Tempeln, Paläſten, Ruinen, Obelisken und Katakomben den Blicken wiſſenſchaftlich gebildeter Männer, die den Zug nach Ägypten mitmachten. Was weder Herodot, noch Strabo, noch Diodor in dieſer Ausdehnung vermochten und was neuern Reiſenden zu erkundigen unmöglich war, erſchloß ſich bei dieſer Unternehmung dem Auge des Forſchers zum erſtenmal und die Hinderniſſe, welche einſt der heilige Eifer der Landesbewohner und ſpäter die Barbarei der Osmanen der Unterſuchung entgegendämmten, mußten jetzt dem Eifer der franzöſiſchen Krieger weichen. Von nun an entfaltete ſich der ſo oft verkannte Charakter der ägyptiſchen Baukunſt in ihrer ganzen Größe und lüftete ſich der Schleier, der bisher noch über einen großen Theil der Geſchichte, der Sitten, der Wiſſenſchaften, der Geographie dieſes Landes ruhte. In ein und eben demſelben Geiſte grub dies Volk auf die Mauern ſeiner Paläſte, ſeiner Tempel und ſeiner Gräber die Bilder ſeiner Götter, ſeiner Könige, ſeiner Himmelsbeobachtungen, ſeiner heiligen Gebräuche und ſeines häuslichen Lebens. Dieſe ſteinernen Überlieferungen erregen das größte Intereſſe, denn ſie ſind die älteſten Spuren des Menſchengeiſtes, die uns die Sitten und die Gebräuche der Nationen in ihren fabelhaft geglaubten Tagen zeigen. Wie ſchnell würde ſich das jetzige in Elend und Barbarei verſunkene Volk wieder heben, wenn es der Vorſehung gefiele, ihm eine beſſere Verwaltung zu verleihen. Das Studium der Alterthümer und der Geſetzgebung, ſo wie der Geſchichte Ägyptens, lehrt von neuem die große Wahrheit, daß alle Fortſchritte in Kunſt und Wiſſen an den Geiſt der Verfaſſung und Regierung gebunden und wie ſorgfältig Geſetzlichkeit und Recht zu bewahren ſind. Daß der jetzige Vicekönig in Ägypten es wagen durfte, ſeine Nation wieder mit Kraft unter den Völkern auftreten zu laſſen, die einer beſſeren Zukunft entgegen ſehen, das verdankt er dem vorbereitenden Geiſte der geſcheiterten franzöſiſchen Coloniſation in Ägypten. Wir wiſſen jetzt, daß unter allen civiliſirten Völkern die Ägypter zuerſt den Lauf der Geſtirne beobachteten, indem Europa dadurch mit den Bild- und Bauwerken bekannt wurde, in welchen die alten Ägypter gewiſſermaßen ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe verſteinerten. So zeigte der Zodiakus von Denderah (jetzt in Paris) und jener von Esne, daß die Ägypter hierin Lehrer der Griechen waren. Früher ahnte niemand den Schatz von Papyrusmanuſcripten, die ſich in den Katakomben der Thebaide fanden und ſelbſt dieſe bewunderten Denkmäler ägyptiſcher Cultur, Macht und Größe waren früher unbekannt. Sowohl die reichen Verzierungen, als die noch faſt ganz unbeſchädigten Gemälde, gewährten einen Blick auf das innere und häusliche Familienleben ihrer einſtigen Erbauer und die Auffindung des berühmten Steins von Roſette ließ nicht ohne Grund die geſchwundene Hoffnung

wieder aufwachen, vielleicht einſt den lange erſehnten Schlüſſel zu den Hieroglyphen zu erhalten. Ägyptens Monumente ſtanden Jahrhunderte, ehe die Griechen ihre erſte Stadt erbauten. Jene ſahen Tyrus, Karthago und Athen werden und untergehen und ſtehen noch alle. Als Plato lebte, trugen ſie ſchon den ehrwürdigen Namen von Alterthümern und ſie werden ihn noch tragen, wenn von unſern Städten, von unſern Völkern vielleicht keine Spur mehr vorhanden iſt. In der ägyptiſchen Nation nahm alles, was Religion und Regierung betraf, den Charakter der Ewigkeit an, ſelbſt in einem Clima, wo jede animaliſche und vegetabiliſche Entwickelung ſchnell ihrer Vollendung und Vernichtung entgegenreifte. Gewiß wirkte der immerwährende Anblick ihrer öffentlichen Denkmale, an denen der Zahn der Zeit umſonſt ſeine Schärfe verſuchte, auf die Dauer der dortigen Inſtitutionen. Mit geheimem Grauen gedenkt man betrachtend der Menſchenwerke, die der Ewigkeit zu trotzen ſcheinen, der verſchwundenen Geſchlechter der Menſchheit ſeit ihrer Entſtehung und der Zeiten, welche noch vergehen werden, ehe die Stirnen der Pyramiden ſich zur Erde neigen. — Alles, was der Eifer für die Wiſſenſchaft, verbunden mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen, in einem Lande zu ſammeln vermochte, das ſo reich an Monumenten jeder Art und an den ſeltenſten Sehenswürdigkeiten iſt, wie Ägypten, hat nun ein Werk entſtehen laſſen, das wahrhaft einzig, in der Literatur eben ſo großartig iſt, wie die Gebäude, welche zum Theil deſſen Inhalt machen. Es liefert, wenn es vollendet ſein wird, alle Arbeiten des Inſtituts von Cairo. Der Text wird 25 Bände enthalten, mit mehr als 900 Kupfern und über 3000 Abbildungen. 23 Lieferungen der letzteren ſind davon bereits erſchienen. Die erſte der drei Hauptabtheilungen enthält die Alterthümer, die zweite den neuern Zuſtand, die dritte die Naturgeſchichte Ägyptens. Der Titel des Werks iſt Description de l'Égypte ou recueil des observations et des recherches pendant l'expédition de l'armée française. Nach Napoleons Abſicht wurden nur wenige Exemplare abgezogen und wenige Exemplare gelangten an befreundete Höfe ins Ausland. Der König ließ die Herausgabe des koſtbaren Werks fortſetzen und erlaubte im J. 1821 dem bekannten Buchhändler Panckouke in Paris, eine neue Auflage zu unternehmen und zu ſolcher die koſtbaren Kupferplatten der erſten Auflage zu benutzen, die in zwei bis drei Jahren vollendet ſein ſoll. Jacotins prachtvolle Charte von Ägypten, welche franzöſiſche Ingenieure an Ort und Stelle aufgenommen haben, wird dem ägyptiſchen Atlas beigefügt werden.

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger und ebenbürtig verehelichter Vorfahren. Sie werden ſo gezählt, daß Vater und Mutter zwei Ahnen, die Großältern väterlicher und mütterlicher Seite vier Ahnen, die Urgroßältern väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen bilden u. ſ. f., wie aus folgendem Entwurfe noch deutlicher wird:

U.GV.1 U.GM.2 U.GV.3 U.GM.4 U.GV.5 U.GM.6 U.GV.7 U.GM.8

GV. 1 GM. 2 GV. 3 GM. 4

V. 1 M. 2

0

Es kann daher nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen u. ſ. w. die Rede ſein. Das Ahnenweſen und die Ahnenprobe, d. h. der geſetzliche Be-

weis, daß man eine beſtimmte Anzahl Ahnen habe, kamen ſeit dem 15ten und 16ten Jahrhundert auf, als die wahre Würde und Kraft des deutſchen Adels zu ſinken begann. Die Ahnenprobe galt und gilt beſonders bei Turnieren, Domcapiteln, Ritterorden, Gan-Erbſchaften, ja ſie wurde und wird wohl noch hin und wieder erfordert, um Sitz und Stimme bei den ſtändiſchen Verſammlungen zu haben. — Man unterſcheidet übrigens Gerechtigkeits-Ritter, die der Ahnenprobe volle Genüge leiſten, und Gnaden-Ritter, die durch Verdienſte die Mängel der Geſchlechtsregiſter decken.

Ahnung iſt die Erwartung künftiger Ereigniſſe, bei welcher wir uns mehr der Gefühle, von welchen ſie begleitet wird, als der Schlüſſe, auf welche wir ſie gründen, bewußt ſind. Wir nennen dergleichen Erwartungen Ahnungen im engern Sinne, wenn wir uns bei ihnen der Gründe gar nicht bewußt ſind, und daher in ihnen das Künftige vorher zu empfinden ſcheinen. Man kann drei Arten von Ahnungen unterſcheiden: 1) Die beſtimmten Ahnungen, bei welchen man ſich deſſen, was einem ahnet, nicht blos im Allgemeinen bewußt iſt (z. B. die Ahnung eines Todesfalles, bei dem Bewußtſein, daß man ihn erwartet); 2) die unbeſtimmten Ahnungen, wenn man im Allgemeinen und unbeſtimmt einem angenehmen und unangenehmen Ereigniſſe entgegenſieht; 3) die bloßen Vorgefühle, welche meiſtens beängſtigender Art ſind, ohne daß wir uns einen Grund davon angeben können, bis ein angenehmes oder unangenehmes Ereigniß eintritt, deſſen Ahnung wir uns nunmehr leicht überreden, in jenem Gefühle gehabt zu haben. — Philoſophiſche und hiſtoriſche Behandlung dieſes Gegenſtandes findet man in Dedekind über Ahnungen und in Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft.

Ahriman, ſ. Dämon.

Aiguillon, Herzog und Pair von Frankreich, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XV., ein Mann als Hofling durch Witz und Geiſt ausgezeichnet, aber ſonſt von allen den Eigenſchaften entblößt, welche den eigentlichen Staatsmann bewähren. Es genügt zu ſeiner Charakteriſtik, wenn man anführt, daß während ſeines Miniſteriums die Theilung Polens ſtatt fand, und er erſt dann Kenntniß von dieſem Attentat gegen das Völkerrecht erhielt, als es ſchon vollzogen war. Selbſt Ludwig XV. rief dabei aus, als es zu ſeiner Kunde kam: „Wäre Choiſeul noch da geweſen, dieſe Theilung hätte nicht ſtatt gefunden!“ Aiguillon war 1720 geboren. Sein erſtes Auftreten am Hofe Ludwigs XV. war glänzend. Die Herzogin von Chateauroux, Geliebte des Königs, bemerkte Aiguillon mit Wohlgefallen und es war dies die Urſache, daß er bei der Armee in Italien eine Anſtellung erhielt. Wir können ihn bei unſerm beſchränkten Raume nicht in ſeiner weitern Laufbahn im Einzelnen verfolgen und bemerken nur noch, daß er nach mannichfaltigem Wechſel der königlichen Gunſt und Ungunſt durch die Gräfin Dubarry nach Choiſeuls Sturz mit dem Abbé Terrai und dem Kanzler Maupeau ins Miniſterium trat und, wie oben ſchon gedacht, ihm das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zu Theil wurde, das er zum Unglück Europas und zur Entehrung Frankreichs, welches unter ihm aus ſeiner bis dahin mit Glück behaupteten großen diplomatiſchen Rolle heraustrat, verwaltete. Nicht minder als die zugelaſſene Theilung Polens wird ihm die ſchwediſche Revolution im Jahr 1772, die er ſich rühmte, vorbereitet zu haben, zur Laſt gelegt. Bei der Thronbeſteigung Ludwigs XVI. wurde er aus dem Miniſterium entfernt;

ja er fiel in förmliche Ungnade; er wurde 1775 exilirt und ſtarb in ſeinem Exil in den 80er Jahren.

Aiſſé (Mlle.), ein ſowohl durch ihre unglücklichen und wunderbar verknüpften Schickſale, als auch durch ihre im Druck erſchienenen Briefe intereſſant gewordnes Frauenzimmer. Geboren in Circaſſien im J. 1689, ward ſie von dem Grafen Ferriol, franzöſiſchem Geſandten zu Conſtantinopel, als ein vierjähriges Kind um die Summe von 1500 Livres gekauft. Der Verkäufer gab ſie für eine circaſſiſche Fürſtentochter aus. Sie war von großer Schönheit. Der Graf nahm ſie mit ſich nach Frankreich und ließ ſie mit Sorgfalt erziehen; wobei man nichts vergaß, als ihr Grundſätze einzuprägen. Für die Tugend geſchaffen, kehrte ſie doch erſt nach langen Irrthümern zu ihr zurück. Ihre Unſchuld unterlag der Dankbarkeit, die ſie für ihren Wohlthäter hegte, deſſen Unſittlichkeit ein ſolches Opfer forderte. Dagegen widerſtand ſie den glänzenden Anerbietungen des Herzogs von Orleans; von ihren zahlreichen Anbetern zeichnete ſie nur den Chevalier Aidy aus. Dieſe Liebe entſchied ihr Schickſal. Aidy hatte ſein Gelübde zu Malta gethan; er wollte ſich von demſelben entbinden laſſen, allein ſie ſelbſt widerſetzte ſich dieſem Verſuche. Die Frucht ihrer Liebe war eine Tochter, mit der ſie in England niederkam. Damals bemächtigte ſich ihrer Seele die bitterſte Reue; ſie kämpfte mit ihrer Neigung, ohne ſie je bemeiſtern zu können, und lebte in einem Zwieſpalte mit ſich ſelbſt, dem ihre ohnehin ſchwache Geſundheit nicht lange widerſtand. Sie ſtarb 1727, 38 Jahre alt. Ihre Briefe ſind anmuthig und fließend geſchrieben, und man kann nicht umhin, die Verfaſſerin lieb zu gewinnen, die ihr Innerſtes ſo aufrichtig offenbart. Überdies enthalten ſie manche Anekdote von ausgezeichneten Perſonen der damaligen Zeit. Sie ſind zuerſt allein mit einigen Noten von Voltaire, nachher zuſammen mit den Briefen der Damen Villars, Lafayette und Tencin erſchienen (1806, 3 Bände).

Ajaccio, Hauptſtadt eines Bezirks auf der Weſtküſte der franz. Inſel Corſica, mit 6570 Einwohnern und einem Hafen; am Zuſammenfluß der Flüſſe Ferignano und Reſtonico. Sie iſt die ſchönſte Stadt auf Corſica und Sitz einer Bezirksbehörde mit 7000 Einwohnern und eines Biſchofs. Die Stadt hat eine Citadelle zur Beſchützung des Hafens und liegt nördlich am Golf Ajaccio. Wie bei faſt allen Häfen des Mittelmeers iſt die Einfahrt nicht ganz ſicher, aber nicht durch eine Sandbank, ſondern durch vorſpringende Felſen. In der Handelswelt iſt Ajaccio wegen ſeiner Korallen und Sardellen-Fiſchereien bekannt, weniger in der gelehrten durch ſeine Akademie. Ajaccio iſt der Geburtsort Napoleon Buonapartes und ſeiner Geſchwiſter.

Ajar (griech. Aias). Dieſes Namens gab es unter den Heerführern vor Troja zwei, den Ajar Oileus und Ajar Telamonius. Jener, ein Sohn des Oileus und der Eriopis, ein Lokrier, war der kleinere. Vor Troja war er mitgezogen, weil er einer von der Helena Freiern geweſen. Im Kampf war er unter den Tapferſten, ſeine Tapferkeit aber artete zuweilen in unſinnige Wuth aus. Beiſpiele davon erzählen die nachhomeriſchen Dichter. Als die Griechen, ſagen ſie, in Troja eingedrungen waren, flüchtete ſich Kaſſandra in den Tempel der Pallas, allein ſie ward mit Gewalt herausgeriſſen und gebunden als Gefangene fortgeſchleppt. Einige erzählen, Kaſſandra habe die Statue der Göttin umfaßt, Ajar aber habe ſie bei den Haaren ergriffen und fortgeſchleift; andere laſſen ihn ſogar die

Prophetin im Tempel der Göttin ſchänden. Ulyſſes klagte ihn dieſes ruchloſen Frevels an, er aber reinigte ſich durch einen Eid. Dennoch traf ihn die Rache der Göttin und ließ ihn in den Fluthen des Meeres umkommen. — Der andere Ajax war des Telamon Sohn, aus Salamis, und ein Enkel des Aakus. Auch er war unter den Freiern der Helena geweſen, und zog deswegen mit zwölf Schiffen gen Troa, wo Homer ihn als den tapferſten und ſchönſten Griechen nach Achilles preiſ't. Nicht zu reden, aber zu handeln verſteht er. Dabei iſt er gerad, offen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach Achilles Tode die Waffen deſſelben, auf welche er wegen ſeiner Verwandtſchaft und Tapferkeit Anſprüche hatte, von Ulyſſes entzogen wurden, bemächtigte ſich Zorn und Wuth ſeiner Seele, und er ſtürzte ſich verzweiflungsvoll in ſein Schwert.

A jour faſſen ꝛc. einen Edelſtein, heißt, ihn ſo faſſen, daß blos der Rand herum gedeckt, die beiden Seiten aber ſichtbar ſind, er alſo durchſichtig bleibt.

Akademie. Man verſteht unter Akademie gewöhnlich einen Verein von Gelehrten oder Künſtlern, die gemeinſchaftlich die höhere Ausbildung der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich zum Zweck vorgeſetzt haben. Weder Beſoldung von Seiten des Staats, noch Unterricht der Jugend ſind weſentliche Erforderniſſe bei einer Akademie. Die großen Akademien zu Paris, Stockholm und Berlin ſind zwar zum Theil Lehranſtalten; allein dies ſind ſie erſt in der Folge geworden, nachdem ſie früher blos dem oben angegebenen Zwecke nachſtrebten. Die Mitglieder der Akademie wählen ſich entweder ein Fach der Wiſſenſchaft einen Theil irgend einer Kunſt, oder die Regierung trägt ihnen die beſondere Bearbeitung eines ſolchen Faches auf. Sie liefern darüber Arbeiten, die in regelmäßigen Verſammlungen vorgeleſen und demnächſt in den Denkſchriften abgedruckt werden. Den Namen leitet man mit Recht von der atheniſchen Akademie, der Beſitzung eines gewiſſen Akademus, her, welche als Kampfſchule und als der Ort, wo Plato lehrte, berühmt war. Auch bediente man ſich des Wortes Akademie, um die verſchiedenen philoſophiſchen Secten ſelbſt damit zu bezeichnen, die in jener Beſitzung ihre Lehren vortrugen, und in dieſem Sinne ſpricht man von der erſten, zweiten oder mittlern und dritten Akademie, worunter man die, auf einander gefolgten akademiſchen Secten, deren Stifter Plato, Arceſilaus und Larides oder Carneades waren. Die erſte Anſtalt im Alterthum, welche den Namen Akademie nach unſern Begriffen verdient, war offenbar die in Alexandrien. Hier war, durch die Freigebigkeit der Ptolemäer angezogen, ein zahlreicher Verein von Gelehrten verſammelt, welche blos für Erweiterung und Vervollkommnung menſchlicher Kenntniſſe thätig ſein ſollten, leider aber ſehr bald in Müßiggang und grammatiſche Spitzfündigkeiten verfielen. Aus Alexandrien entlehnten die gelehrten Juden die Sitte, Akademien zu ſtiften, welche ſeit dem Ende des erſten Jahrhunderts in den Städten am Euphrat, Sora, Nehardea und Punebedita angelegt wurden. Von ihnen lernten die Neſtorianer im 6ten Jahrh. die Wiſſenſchaften ſchätzen, und von dieſen endlich die Mohammedaner, deren treffliche Khalifen, Almanſor, Harun al Raſchid und Almamun, eine Menge Akademien ſtifteten, die von Cordova bis Bokhara im fernſten Oſten die größten Begünſtigungen genoſſen. Aber auch am Hofe Carls des Großen ſchon finden wir eine Akademie, die dieſer Kaiſer auf ſeines Lehrers Alcuin Veranlaſſung geſtiftet hatte, und deren Mitglied er ſelbſt war. Dieſe nützliche An-

ſtatt ging jedoch mit Alcuins Tod wieder unter, und ſeitdem finden wir keine eigentliche Akademie wieder bis zu den Zeiten, wo durch die Eroberung Conſtantinopels von den Türken mehrere griechiſche Gelehrte bewogen wurden, nach Italien zu flüchten. Damals legte Lorenz von Medici in Florenz zuerſt eine griechiſche Akademie an, bei welcher Argyropulus, Theodor Gaza und Chalkondylas angeſtellt wurden. Dann ſtiftete Cosmus die Platoniſche Akademie, deren Zweck das Studium der Schriften des Plato und die Wiederherſtellung ſeiner Philoſophie war. Zwar waren auch dieſe Anſtalten nicht von dauerndem Beſtand, allein andere und immer zahlreichere und umfaſſendere Akademien traten zunächſt in Italien an ihre Stelle, und verbreiteten ſich nach und nach durch alle Staaten Europas. Wir wollen verſuchen, die wichtigſten ältern und noch beſtehenden namhaft zu machen, wobei wir ſie nach den Gegenſtänden, welchen ſie gewidmet ſind, ordnen wollen. Für Medicin. Die Academia naturae curiosorum zu Wien, auch Leopolds-Akademie genannt, ward 1652 von J. L. Bauſchius geſtiftet. Sie gab anfangs ihre Schriften einzeln, ſeit 1684 aber bandweiſe heraus. Unter Leopold I., der ſie ſehr begünſtigte, nahm ſie den Namen Caesareo-Leopoldina Naturae Curiosorum Academia an. Ähnliche Akademien wurden zu Palermo 1645, in Spanien 1652, zu Venedig 1701 und zu Genf 1715 geſtiftet. — Für Chirurgie. Eine chirurgiſche Akademie ward 1731 zu Paris geſtiftet, welche jährlich eine Preisaufgabe bekannt macht und die beſte Beantwortung mit einer goldenen Denkmünze von 500 Livres belohnt. Zu Wien ward eine chirurgiſche Akademie 1783 gegründet. Drei Preismedaillen, jede 50 Gulden an Werth, werden jährlich an die geſchickteſten Zöglinge vertheilt. — Für Theologie wurde 1687 eine Akademie in Bologna gegründet. — Für Kosmographie ſtiftete Coronelli zu Anfang des 18ten Jahrh. in Venedig eine Akademie unter der Benennung der Argonauten, deren Zweck die Herausgabe guter Charten nebſt Beſchreibung iſt. — Allgemeine wiſſenſchaftliche Akademien. Die Academia Secretorum Naturae, welche 1560 zu Neapel zur Beförderung der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften geſtiftet wurde, mußte wegen des päpſtlichen Interdicts wieder aufgehoben werden. Ihr folgte die Akademie dei Lincei, von dem Fürſten Ceſi zu Rom gegen Ende deſſelben Jahrhunderts geſtiftet, deren Mitglied Galilei war. Die Academia del Cimento entſtand zu Anfang des 17ten Jahrh. unter Begünſtigung des Fürſten Leopold, nachmaligen Cardinals von Medici, unter deren Mitglieder Paolo di Buono, Borelli, Vivani, Redi, Magalotti und andere ausgezeichnete Männer gehörten. Die Academia degl' Inquieti zu Bologna, nachher der Academia della Tracia einverleibt, hat unter dem Titel: Pensieri fisico-matematici, 1667 mehrere treffliche Abhandlungen geliefert. Im J. 1714 ward ſie mit dem Inſtitut zu Bologna vereinigt und heißt ſeitdem Akademie des Inſtituts oder auch Clementiniſche Akademie (von Clemens XI.). Sie iſt im Beſitze einer großen Naturalien- und Bücherſammlung. Im J. 1540 wurde eine Akademie unter dem Namen Società scientifica Rossanense degl' Incuriosi zu Roſſano im Neapolitaniſchen errichtet, anfangs für die ſchönen Künſte, ſeit 1695 aber für die Wiſſenſchaften. Die königl. Akademie zu Neapel beſteht ſeit 1779; ihre Schriften enthalten einige gehaltvolle Unterſuchungen über mathematiſche Gegenſtände. Noch nennen wir von den italieniſchen die Akademien zu Turin, Padua, Genua, Mailand, Siena, Verona, von denen allen wir

Schriften haben. Überhaupt iſt Italien als die eigentliche Pflegerin akademiſcher Stiftungen anzuſehen, deren Jarckius in ſeinem Katalog 550 aufzählt. — Die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, Académie royale des Sciences, ward 1666 von Colbert geſtiftet, erhielt aber die wirkliche königliche Beſtätigung erſt im J. 1699. Nach der deshalb erlaſſenen Verordnung wurden die Mitglieder in vier Claſſen getheilt, nämlich Ehrenmitglieder, wirkliche (beſoldete) Mitglieder, Aſſociés und Zöglinge, wovon die erſte zehn, jede der drei andern aber zwanzig Perſonen enthalten ſollte. Den Präſidenten ernannte der König aus der erſten Claſſe. Aus der zweiten Claſſe ward ein Secretär und Schatzmeiſter gewählt. Einige Veränderungen machte der Herzog Regent. Er ſchaffte die Claſſe der Zöglinge ab und fügte dafür zwei neue Claſſen hinzu, wovon die eine zwölf Zugeordnete, die andere ſechs Aſſociés enthielt, welche letztere keiner beſondern Wiſſenſchaft obzuliegen brauchten. Ferner kam hinzu ein Vicepräſident, den der König jährlich aus der erſten Claſſe, und ein Director und Subdirector, die er aus der zweiten Claſſe wählte. Neue Erweiterungen wurden 1785 vorgenommen, indem der König Claſſen für Naturgeſchichte, Ackerbau, Mineralogie und Phyſik hinzufügte, ſo daß das Ganze nunmehr aus acht Claſſen beſtand, die Aſſociés und Zugeordneten (adjoints) mit einander verband u. ſ. w. Dieſe Akademie hat ſich große Verdienſte erworben, namentlich durch die von ihr veranſtalteten Meridianmeſſungen. Seit dem J. 1699 hat ſie, mit wenigen neuern Ausnahmen, bis 1793 jährlich einen Band ihrer Abhandlungen herausgegeben, welche bis dahin eine Reihe von 139 Bänden ausmachen. Der Parlamentsrath Rouillé de Meslay hatte zwei Preiſe geſtiftet, welche die Akademie jährlich vertheilte, den einen von 2500 Livres für die phyſiſche Aſtronomie, den andern von 2000 Livres für die Schifffahrtskunde und den Handel. In dem obengenannten Jahre wurde ſie aufgehoben und an ihre und der übrigen Akademien Stelle trat das Nationalinſtitut; aber Ludwig XVIII. ſtellte ſie wieder her. Bedeutende Akademien finden ſich noch außer Paris in den vornehmſten Städten Frankreichs, z. B. zu Caen ſeit 1705, zu Toulouſe, von deren Schriften der erſte Band 1782 erſchien, zu Rouen ſeit 1736, zu Bordeaux ſeit 1783, zu Soiſſons ſeit 1674, zu Marſeilles ſeit 1726, zu Lyon ſeit 1700, zu Montauban ſeit 1744, zu Amiens ſeit 1750, zu Dijon ſeit 1740 u. ſ. w. — Zu Berlin wurde eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften von König Friedrich I. im J. 1700 geſtiftet; Veränderungen wurden vorgenommen im J. 1710, vornehmlich in Beziehung auf den Präſidenten. Die Mitglieder wurden in vier Claſſen getheilt, die erſte für Phyſik, Medicin und Chemie, die zweite für Mathematik, Aſtronomie und Mechanik, die dritte für deutſche Geſchichte und Sprache, die vierte für orientaliſche Gelehrſamkeit mit Rückſicht auf Heidenbekehrung. Jede Claſſe wählt einen Director auf Lebenszeit. Der erſte Präſident war der berühmte Leibnitz. Erſt unter Friedrich II. kam die Anſtalt in wahren Flor, als dieſer berühmte Gelehrte des Auslandes herbeizog und Maupertuis zum Präſidenten ernannte. Zweimal jährlich werden öffentliche Sitzungen gehalten, an des Königs Geburtstag und am Tage ſeiner Thronbeſteigung. In letzterer wird eine Preismedaille von 50 Ducaten demjenigen zuerkannt, der die von der Akademie aufgegebene Aufgabe am beſten beantwortet hat. Seit jener Zeit ſind die Abhandlungen der Akademie unter dem Titel: **Mémoires de l'Académie royale des Sciences et Belles Lettres à Berlin**, in ei-

ner Reihe von Bänden erſchienen. Neue Abänderungen fanden 1798 ſtatt, welche den Zweck hatten, der Akademie eine gemeinnützigere Thätigkeit zu geben; unter andern ward die königliche Bibliothek und das Kunſtcabinet mit ihr verbunden. — Zu Mannheim errichtete eine Akademie der Wiſſenſchaften Kurfürſt Carl Theodor im J. 1755 nach Schöpflins Plan. Sie beſtand anfangs aus zwei Claſſen, der hiſtoriſchen und phyſikaliſchen; letztere wurde aber 1780 in die eigentliche phyſikaliſche und in die meteorologiſche abgetheilt. Die geſchichtlichen und phyſikaliſchen Denkſchriften ſind unter dem Titel: Acta Academiae Theodoro-Palatinae, die meteorologiſchen unter dem Titel: Ephemerides Societatis meteorologicae Palatinae, erſchienen. Die Akademie zu München beſteht ſeit 1759, wurde aber, als Baiern zu einem Königreich erhoben ward, anſehnlich erweitert und Jacobi zu ihrem Präſidenten ernannt. Ihre Schriften ſind unter dem Titel: Abhandlungen der baierſchen Akademie, erſchienen. — Zu der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg hatte ſchon Peter der Große den Plan gemacht und dabei Wolf und Leibnitz zu Rathe gezogen. Er ſtarb indeß über der Ausführung, welche Catharina I. vollendete, ſo daß im December 1725 die erſte Sitzung gehalten wurde. Die Kaiſerin beſtimmte eine jährliche Summe von etwa 30,000 Rubeln für die Erhaltung der Akademie, funfzehn ausgezeichnete Gelehrte in verſchiedenen Fächern wurden als Akademiker beſoldet und führten den Profeſſortitel. Die berühmteſten darunter waren Nicolaus und Daniel Bernoulli, die beiden de Lisles, Bulſinger und Wolf. Unter Peter II. gerieth die Akademie in Verfall, erhob ſich wieder unter der Kaiſerin Anna und verſank nach ihrem Tode aufs neue. Aber unter Eliſabeth blühte ſie zum zweitenmale auf. Sie wurde erweitert und verbeſſert, auch im J. 1758 eine Akademie der Künſte hinzugefügt, die aber 1764 wieder davon getrennt ward. Das jährliche Einkommen ſtieg bis auf 60,000 Rubel. Beſonders nützlich hat dieſe Akademie für die nähere Kenntniß des innern Rußlands gewirkt, indem ſie Männer, wie Pallas, Gmelin, Stolberg, Güldenſtädt, Klaproth, einzelne Provinzen bereiſen ließ und dadurch die Veranlaſſung zu vielen trefflichen Werken gab. Die Zahl der wirklichen Mitglieder, außer dem Präſidenten und Director, beläuft ſich auf funfzehn; nächſtdem ſind noch vier Beigeordnete angeſtellt, welche den Sitzungen beiwohnen und nach und nach einrücken. Die Akademie hat eine treffliche Sammlung von Büchern und Handſchriften, ein koſtbares Münzcabinet und eine ſehr reiche naturhiſtoriſche Sammlung. Die Schriften derſelben ſind von 1728 bis 1747 in 14 Bänden unter dem Titel: Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae, dann bis 1777 unter dem Titel: Novi Commentarii, in 20 Bänden erſchienen. Seitdem führen ſie den Titel: Acta Academiae und jetzt in einer neuen Reihe den Titel: Nova Acta. Die Commentarien ſind blos lateiniſch, die Acte aber theils lateiniſch, theils franzöſiſch abgefaßt. — Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Bologna unter dem Namen: Inſtitut von Bologna, wurde 1712 von dem Grafen Marſigli geſtiftet und beſchäftigt ſich mit Phyſik, Mathematik, Medicin, Chemie und Naturgeſchichte. — Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm entſtand aus einer Privatgeſellſchaft von ſechs Gelehrten, unter denen der berühmte Linné war, und hielt ihre erſte Sitzung den 23ſten Junius 1739. In demſelben Jahre erſchienen ihre erſten Abhandlungen. Die Geſellſchaft zog bald die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich und am 31ſten März 1741 ertheilte ihr der

König den Namen königl. ſchwediſche Akademie. Sie bekommt indeß von der Krone keine Jahrgelder und wird von ihren eigenen Mitgliedern geleitet. Nur ein Profeſſor der Experimentalphiloſophie und zwei Secretäre werden aus dem bedeutenden, aus Vermächtniſſen und Schenkungen herrührenden Vermögen der Geſellſchaft beſoldet. Die Präſidentſchaft wechſelt alle drei Monat unter den zu Stockholm wohnhaften Mitgliedern. Die in den Sitzungen vorgeleſenen Abhandlungen erſcheinen geſammelt vierteljährlich. Die erſten vierzig Bände bis 1779 heißen die alten, die nachfolgenden die neuen Abhandlungen. Die ökonomiſchen Schriften erſcheinen für ſich unter dem Titel: Oeconomica Acta. Jährlich werden Preiſe in Gelde und goldenen Denkmünzen ausgeſetzt. Im J. 1799 wurde die Akademie in ſieben Claſſen getheilt: Staats- und Landwirthſchaft, funfzehn Mitglieder; Handel und mechaniſche Künſte, funfzehn Mitglieder; Phyſik und Naturkunde des Auslandes, funfzehn Mitglieder; Phyſik und Naturkunde des Inlandes, funfzehn Mitglieder; Mathematik, achtzehn Mitglieder; ſchöne Künſte, Geſchichte, Sprachen, zwölf Mitglieder. Die Akademie hat den Alleinhandel mit Calendern. — Die königliche Akademie zu Kopenhagen entſtand ebenfalls aus einem Verein von ſechs Gelehrten, denen Chriſtian VI. 1742 die Ordnung ſeines Münzcabinets übertragen hatte, und die nachher ihren Plan zu einem regelmäßigen Inſtitut ausdehnten. Einer jener Gelehrten war der Graf von Holſtein, auf deſſen Antrieb Chriſtian VI. 1743 die Akademie unter ſeinen Schutz nahm, ihr ein beſtimmtes Einkommen anwies und ſie ermächtigte, ihre Thätigkeit auch über die Naturgeſchichte, Phyſik und Mathematik auszudehnen. Sie hat bis jetzt 15 Bände in däniſcher Sprache herausgegeben, von denen einige ins Lateiniſche überſetzt worden. — Die amerikaniſche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften wurde im Anfange des J. 1780 eingerichtet. Ihr Zweck iſt, die Kenntniß der Alterthümer und Naturgeſchichte des Landes zu befördern, den Gebrauch der verſchiedenen Naturerzeugniſſe zu beſtimmen, mediciniſche Entdeckungen, mathematiſche Unterſuchungen, philoſophiſche Forſchungen und Verſuche, aſtronomiſche, meteorologiſche und geographiſche Beobachtungen und Erfindungen für Ackerbau, Manufacturen und Handel zu fördern, und jede Kunſt und Wiſſenſchaft zu betreiben, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien, unabhängigen und tugendhaften Volkes vermehren kann. Die Zahl der Mitglieder darf nicht unter 40 und nicht über 200 ſein. Der erſte Band ihrer Abhandlungen erſchien zu Boſton 1785. — Die königl. irländiſche Akademie bildete ſich um das Jahr 1782 meiſt aus Mitgliedern der Univerſität, die ſich wöchentlich verſammelten. Seit 1788 ſind ihre Abhandlungen regelmäßig erſchienen. Schon 1683 war in Dublin eine Akademie und 1740 eine phyſikaliſch-hiſtoriſche Geſellſchaft, von welcher letztern zwei Bände Schriften vorhanden ſind; aber beide Anſtalten gingen bei den Zerrüttungen des Landes ſchnell wieder ein. — Zu Liſſabon wurden von der vorigen Königin eine Akademie der Wiſſenſchaften, des Ackerbaues, der Künſte, des Handels und der Ökonomie im Allgemeinen errichtet, welche aus drei Claſſen, Naturkunde, Mathematik und Nationalliteratur, beſteht, und im Ganzen 60 Mitglieder zählt. Sie hat herausgegeben: Memorias de Letteratura Portugueza, Memorias economicas, auch wiſſenſchaftliche Abhandlungen und eine Collecçao de livros ineditos de historia Portugueza. — Über Kunſtakademien und Kunſtſchulen ſehe man den beſondern Art. im 5ten Bande. — Für die Rechtswiſſenſchaften iſt die

Akademie der Sitientes zu Bologna. — Für Geſchichte. König Johann V. ſtiftete im J. 1720 eine königliche Akademie der portugieſiſchen Geſchichte zu Liſſabon, welche aus einem Director, vier Cenſoren, einem Secretär und funfzig Mitgliedern beſteht und die kirchliche und politiſche Geſchichte Portugals bearbeitet. — In Madrid bildete ſich um das J. 1730 ein Gelehrtenverein zur Erklärung und Aufſuchung der hiſtoriſchen Denkmäler Spaniens, welchen König Philipp V. im J. 1738 zu einer Akademie erhob. Sie beſteht aus 24 Mitgliedern, und hat mehrere ältere Geſchichtswerke theils zum erſtenmal, theils in neuen Ausgaben bekannt gemacht. Die Akademie der ſchwäbiſchen Geſchichte zu Tübingen wurde zu dem Zweck errichtet, die beſten hiſtoriſchen Schriften und die Lebensgeſchichte der vornehmſten Hiſtoriker herauszugeben, wie auch neue Denkwürdigkeiten zuſammenzutragen. — Fur Alterthumskunde. Eine Akademie der Alterthumskunde wurde zu Cortona in Italien, für das Studium der hetruriſchen Alterthümer, eine andere zu Upſala in Schweden, für die Aufhellung der nordiſchen Sprachen und der Alterthümer Schwedens errichtet; beide haben ſehr ſchätzbare Arbeiten geliefert. Die Akademie, welche zu gleichem Zwecke Paul II. in Rom errichtete, ging ſchnell wieder ein, und die von Leo X. geſtiftete hatte gleiches Schickſal, nachdem ſie einige Zeit geblüht hatte. Andere minder wichtige entſprangen aus ihrer Aſche. Über alle ähnlichen Anſtalten übertraf bei weitem die Académie des Inscriptions zu Paris, geſtiftet von Colbert 1663, für das Studium alter Denkmäler, und für die Verewigung merkwürdiger vaterländiſcher Ereigniſſe, durch Münzen, Bildwerke, Inſchriften u. ſ. w. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie gewählt waren, aber im J. 1701 wurde das Perſonal auf zehn Ehrenmitglieder, zehn Aſſociés, zehn Penſionärs und zehn Zöglinge feſtgeſetzt. Sie kamen wöchentlich zweimal im Louvre zuſammen und hielten jährlich zwei öffentliche Sitzungen. Die Claſſe der Zöglinge fiel ſpäter weg. Der König ernannte jährlich ihren Präſidenten und Vicepräſidenten; der Secretär und der Schatzmeiſter behielten ihr Amt lebenslänglich. Ihre Denkſchriften machen von 1701 bis 1793 50 Quartbände aus. Sie hatte das Schickſal aller franzöſiſchen Akademien und iſt jetzt wieder hergeſtellt — Recht eigentlich für Alterthümer beſtimmt iſt die herculaniſche Akademie zu Neapel, geſtiftet 1755 von dem Miniſter Tanucci, zur Erklärung der in Herculanum, Pompeji u. ſ. w. aufgefundenen alten Denkmäler. Ihre Arbeiten ſind ſeit 1775 unter dem Titel: Antichità di Ercolano, erſchienen. — Im Jahre 1807 errichtete Joſeph Buonaparte eine Akademie der Geſchichte und Alterthümer zu Neapel, welche aber wieder eingegangen iſt. — Die in demſelben Jahre zu Florenz für die Erklärung toscaniſcher Alterthümer geſtiftete Akademie hat einige Bände Denkſchriften herausgegeben. — Gleichfalls in demſelben Jahre wurde zu Paris eine celtiſche Akademie errichtet, deren Zweck die Aufklärung der Geſchichte, Sitten, Alterthümer und Denkmäler der Celten, vornehmlich in Frankreich, die Etymologie aller europäiſchen Sprachen mit Hülfe des Celto-Bretagniſchen, Welſchen und Erſiſchen, und Unterſuchungen über den Druidendienſt ſind. An der Spitze ſteht Lenoir als Präſident. Ihre Schriften erſchienen in Monatsheften unter dem Titel: Mémoires de l'Académie Celtique. — Für Sprachen. Die Academia della Crusca oder Academia Furfuratorum entſtand 1582 und machte zuerſt durch ihre Angriffe auf Taſſo Aufſehen. Ihr Hauptverdienſt

beſteht in der Abfaſſung eines trefflichen Wörterbuchs und in der Beſorgung correcter Ausgaben älterer Dichter. — Die Académie française entſtand 1629 als ein Privatverein und wurde ſechs Jahre nachher von Richelieu zu einer Akademie für franzöſiſche Sprache, Grammatik, Poeſie und Beredſamkeit erhoben. Die Zahl der Mitglieder ward auf 40 beſtimmt und aus ihrer Mitte ein Director und ein Kanzler alle zwei Monate, ein Secretär für immer gewählt. Außer vielen verdienſtvollen Arbeiten hat ſie ein Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache (zuerſt 1694) geliefert. Zu Madrid ſtiftete der Herzog von Escalona im J. 1714 eine Akademie für die Sprache, welche der König im nächſten Jahre beſtätigte und mit verſchiedenen Vorrechten begabte. Sie hat ſich ſeitdem große Verdienſte um die Reinheit und Vervollkommnung der Sprache, beſonders durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs, erworben. In Petersburg ward 1783 für die ruſſiſche Sprache eine Akademie gegründet und mit der Akademie der Wiſſenſchaften verbunden. Auch in Schweden ward 1789 eine königliche Akademie für die Sprache geſtiftet, von deren Arbeiten aber nichts bekannt geworden iſt. — Wir ſchließen mit einer kurzen Angabe der vornehmſten gelehrten Geſellſchaften, von denen mehrere nur dem Namen nach von den Akademien verſchieden ſind. Hierher gehören die königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, geſtiftet 1750; die königl. Geſellſchaften der Wiſſenſchaften zu London (1645), Dublin (1730) und Edinburg, die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher zu London (1751), die literariſche und philoſophiſche Geſellſchaft zu Mancheſter (1781), die gelehrten Geſellſchaften zu Harlem, Vließingen, Rotterdam, Brüſſel, Amſterdam, Kopenhagen, Upſala u. ſ. w. — Aus Europa gingen ſie auch nach andern Welttheilen über. In Aſien iſt eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften zu Batavia (ſeit 1778) und eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Calcutta in Bengalen (ſeit 1784), welcher letztern wir die wichtigſten Aufſchlüſſe über Indien und den Geiſt des Orients überhaupt verdanken. Amerika hat ſeit 1769 eine philoſophiſche Geſellſchaft zu Philadelphia u. a. m. — 2) Akademie wird in Deutſchland auch als gleichbedeutend mit Univerſität gebraucht (ſ. d. Art.). — 3) Unter Akademien verſteht man ferner die Zeichnungen (Akademieſtücke) der Zöglinge auf den Kunſtſchulen. — 4) Wird ſeit einiger Zeit das Wort Akademie für Concert gemißbraucht.

Akademie, ſ. Plato und Neuplatoniker.

Akbar (Mohammed), der größte Fürſt, deſſen nicht allein Indien, ſondern ganz Aſien in der neuern Zeit ſich zu erfreuen gehabt hat. Er war geboren zu Amerket im Jahr der Flucht 949 (1542 d. chriſtl. Z.), und beſtieg nach ſeines Vaters Humajun Tode, dreizehn Jahre alt, unter der Vormundſchaft Beyrams, ſeines Miniſters, den Thron. Seine großen Talente entwickelten ſich früh. Mit ausgezeichneter Tapferkeit beſiegte er ſeine Feinde und die Aufrührer ſeines Reichs, unter denen Beyram ſich ſelbſt befand. Die ſeltenſte Milde bezeichnete dabei alle ſeine Schritte. Aber ungeachtet unaufhörliche Unruhen ihn nöthigten, ſtets an der Spitze ſeiner Heere ſich in die verſchiedenen Provinzen ſeines Reichs zu begeben, ſo liebte er doch die Wiſſenſchaften, vorzüglich die Geſchichte, und war unabläſſig mit der innern Verwaltung ſeines Reichs beſchäftigt. Er verordnete Unterſuchungen über die Bevölkerung, die Natur und Gewerberzeugniſſe jeder Provinz. Das Ergebniß dieſer ſtatiſtiſchen Arbeiten faßte ſein Miniſter Abul-Fazl in einem Werke zuſammen, daß den Titel: Ajin Akberi führt, ins Engliſche überſetzt worden iſt (Calcutta, 1783—86, 3 B. und nachgedruckt in London) und die wichtigſten Nachrichten enthält. Akbar

ſtarb nach einer neun und vierzigjährigen Regierung im J. 1017 (1604). Noch jetzt iſt ſein prächtiges Grabmal unweit Agra, mit der einfachen Inſchrift Akbar, ein Gegenſtand der Bewunderung der Reiſenden. Ihm folgte ſein Sohn Selim unter dem Namen Djihangir.

Akenſide (Mark), 1721 zu Newcaſtle an der Tyne geboren, ging im 18. Jahre ſeines Alters nach Edinburg, um die Theologie zu ſtudiren, die er aber bald mit der Arzneikunde vertauſchte und dabei aus Liebhaberei die Dichtkunſt übte. Im J. 1741 beſuchte er Leiden, wo er 1744 den Grad eines Doctors der Medicin annahm. Nach ſeiner 1745 erfolgten Rückkehr nach England übte er ſeine Wiſſenſchaft anfangs zu Northampton, dann zu Hampſtead und endlich zu London. Hier würde er bei einer nie bedeutenden Praxis in Dürftigkeit gelebt haben, wenn nicht ſein großmüthiger Freund, Jeremias Dyſon, ihn mit jährlichen 300 Pfund unterſtützt hätte. Er ſtarb 1770 als Mitglied der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und des Collegiums der Ärzte zu London, als Doctor zu Cambridge und Leibarzt der Königin. Seine Gedichte gehören zur didaktiſchen und lyriſchen Gattung. Die aus drei Geſängen beſtehenden Pleasures of Imagination, ſein vorzüglichſtes Werk, gab er bereits im drei und zwanzigſten Jahre ſeines Alters heraus.

Akoluthen, auch Akolythen, Kirchendiener, die in der lateiniſchen Kirche ſchon im dritten, in der griechiſchen jedoch nicht vor dem fünften Jahrhundert aufkamen, und zum Lichteranzünden (daher Accensores), Vortragen der Kerzen (daher Ceroferarii) bei feſtlichen Umzügen, Darreichen des Weins und Waſſers beim Abendmahle, überhaupt zur Ceremonienbedienung der Biſchöfe und Prieſter bei Amtshandlungen beſtellt waren. Sie gehörten zur Geiſtlichkeit, und hatten den Rang gleich nach den Subdiakonen. Noch jetzt iſt bei der Ordination (ſ. d. Art.) in der römiſchen Kirche die Weihe eines Akoluthus, wobei der Ordinand Leuchter und Weinkännchen zum Zeichen ſeiner alten Beſtimmung empfängt, unter den vier kleinern Weihen die höchſte, das in der alten Kirche dadurch übertragene geiſtliche Amt aber abgeſchafft, da die Dienſte der Akoluthen ſchon ſeit dem ſiebenten Jahrhundert von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienſtande verrichtet werden, die in den liturgiſchen Büchern der katholiſchen Kirche nur uneigentlich Akoluthen heißen. Die neuere griechiſche Kirche hat auch den Namen dieſes Amtes nicht mehr. E

Akridophagen, Heuſchreckenfreſſer, ſ. Heuſchrecken.

Alabaſter iſt ein feiner gypsartiger Stein, der ſich vom Gyps darin unterſcheidet, daß er ſich poliren läßt. Gewöhnlich iſt er von Farbe weiß, auch oft grün, grau, röthlich. Von den Alten wurde dieſer Stein zu dem Marmor gerechnet, von dem er ſich jedoch durch ſeine Weichheit unterſcheidet. Die ſchönſte und beſte Art iſt unſtreitig der weiße. Man hat ihn zuerſt in den arabiſchen Gebirgen entdeckt, dann in Ägypten, in Syrien 2c. Man trifft ihn ferner an mehrern Orten Italiens (wo vorzüglich der von Monteacuto, ſeiner Weiße und Größe wegen, ſich auszeichnet) und Frankreichs; in Deutſchland iſt Thüringen das wahre Vaterland des Alabaſters, namentlich die Gegenden bei Nordhauſen, in der Grafſchaft Hohenſtein, Stolberg, bei Weißenfels 2c.

Alamanni (Luigi), ein berühmter italieniſcher Dichter, geboren zu Florenz 1495. Seine Familie gehörte zu den edelſten und ausgezeichnetſten der Republik. Sein Vater war der Partei der Medicis eifrig zugethan, und er ſelbſt ſtand in hoher Gunſt bei dem Cardinal

Julius, der in Papſt Leo X. Namen regierte, trat jedoch, als er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verſchwörung gegen das Leben deſſelben bei. Der Plan ward entdeckt, Alamanni floh nach Venedig, und als der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, von dort nach Frankreich. Als aber die Unfälle, welche dieſen Papſt trafen, Forenz Gelegenheit gaben, ſich frei zu machen (1527), kehrte Alamanni dahin zurück. Sein Vaterland ſchickte ihn in Geſchäften nach Genua. Hier gewann Andreas Doria ihn lieb, und nahm ihn mit ſich nach Spanien, wohin er mit ſeiner Flotte abging, auf welcher bald darauf Carl V. nach Italien kam, um die Angelegenheiten von Florenz zu ordnen, und es den Medicis gänzlich zu unterwerfen. Nach dieſer neuen Revolution ging Alamanni, geächtet von dem Herzog Alexander, wieder nach Frankreich, wo die Wohlthaten Franz I. ihn zurückhielten. Er verfaßte hier den größten Theil ſeiner Werke. Der König ſchätzte ihn ſo hoch, daß er nach dem Frieden von Crespi 1544 ihn als Geſandten an Kaiſer Carl V. ſchickte. Alamanni vollzog ſeinen Auftrag mit vieler Geſchicklichkeit. In gleichem Anſehen ſtand er bei Heinrich II., der ihn ebenfalls zu mehrern Unterhandlungen gebrauchte. Er folgte dem Hofe, und war mit demſelben zu Amboiſe, als ihn die Ruhr befiel, an welcher er 1556 ſtarb. Die vorzüglichſten Werke, welche er hinterlaſſen, ſind eine Sammlung Gedichte (Eklogen, Pſalmen, Satiren, Elegien, Fabeln u. ſ. w.), zum Theil in reimloſen Verſen, deren Erfindung jedoch ihm Triſſino ſtreitig macht, unter dem Titel: Opere Toscane; ein Lehrgedicht, la Coltivazione, dem er am meiſten ſeinen Ruhm verdankt; ferner: Girone il Cortese, ein Heldengedicht in 24 Geſängen, nach einem alt franzöſiſchen Gedicht gleiches Namens; la Avarchide, ein epiſches Gedicht, worin er in Nachahmungen des Homer die Belagerung der Stadt Bourges (Avaricum) erzählt, ebenfalls in 24 Geſängen; Flora, ein Luſtſpiel in ſogenannten versi sdruccioli oder gleitenden Reimen (ſ. Reim), und eine Anzahl Epigramme. Die vorzüglichſten Eigenſchaften dieſer zahlreichen Werke ſind Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Styls; aber nur zu oft fehlt ihnen Kraft und dichteriſcher Schwung.

Alarich, König der Weſtgothen, der menſchlichſte von allen jenen Eroberern, welche auf das römiſche Reich einbrachen. Die Geſchichte erwähnt ſeiner zuerſt im J. 395 n. Chr. Geb., wo die Gothen ſich mit den Heeren Theodoſius des Großen vereinigten, um die Hunnen, welche das abendländiſche Kaiſerthum bedrohten, zu bekriegen. Aber eben dieſes Bündniß zeigte Alarich die Schwäche des römiſchen Reichs, und führte ihn zu dem Entſchluß, es ſelbſt anzugreifen. Die Uneinigkeit der beiden Söhne und Nachfolger des Theodoſius, Arcadius und Honorius, und ihrer Reichsverweſer, Rufin und Stilico, verſchaffte ihm die Gelegenheit, dieſen Entſchluß auszuführen, und obgleich es dem tapfern Stilico gelang, ſeinen erſten Überfall (400—403) durch die Schlachten an der Adda und bei Verona zurückzuſchlagen, ſo fand doch Alarich ſchon im J. 404 einen Vorwand, mit ſeinem Heer nach Italien zurückzukehren. Er hatte nämlich auf Stilico's Vermittlung mit Honorius einen Vertrag abgeſchloſſen, dem zufolge er in Epirus einrücken und von dort aus mit den Truppen des Stilico den Arcadius angreifen ſollte. Dieſer Krieg unterblieb, Alarich verlangte aber eine Entſchädigung für den unternommenen Zug, und Honorius verſprach ihm, auf den Rath des Stilico (ſ. d. Art.) 4000 Pfund Gold. Nach der Hinrichtung des letztern erfüllte jener ſein Verſprechen

nicht. Alarich kam mit einem Heer nach Italien. Honorius floh. Alarich ſchloß Rom gänzlich ein, ſo daß es ſich mit 5000 Pf. Gold, 30,000 Pf. Silber, 4000 ſeidenen Gewändern, 3000 Stück feinem Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer loskaufen mußte. Eine zwiſchen Honorius und Alarich angefangene Friedensunterhandlung blieb fruchtlos, und Alarich belagerte Rom zum zweitenmal. Der Hunger bewirkte bald wieder einen Vergleich, vermöge deſſen der Senat den Befehlshaber der Stadt (praefectus urbis) Attalus, anſtatt des Honorius, zum Kaiſer erklärte. Allein Attalus bewies ſo wenig Klugheit, daß Alarich ihn die Würde, die er zu bekleiden nicht fähig war, öffentlich wieder ablegen ließ. Die mit Honorius angefangenen neuen Unterhandlungen hatten eben ſo wenig Erfolg, als die vorhergehenden. Alarich belagerte daher Rom zum drittenmale. Die Gothen drangen diesmal in die Stadt, plünderten ſie, verbrannten einen Theil derſelben, und verwüſteten eine Menge der alten Kunſtſchätze. Doch wird Alarichs Mäßigung hierbei gerühmt, weil er die Kirchen und die darein Geflüchteten zu ſchonen befohlen hatte. Die ehemalige Beherrſcherin der Welt erfuhr nun das Wiedervergeltungsrecht für das, was ſo viele Städte, Länder und Völker von ihr in der Zeit ihrer vorigen Größe und Macht erlitten hatten. Die, während tauſend Jahre, durch die Raubſucht der Römer aus allen drei Welttheilen zuſammengebrachten und aufgehäuften Schätze und Reichthümer wurden eine Beute der Barbaren. — Alarich verließ Rom nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen; ſeine Abſicht war, Sicilien und Afrika zu erobern. Er verwüſtete Campanien, Apulien und Calabrien, und war im Begriff, ſich einzuſchiffen, als ihn der Tod zu Corentia in Calabrien (410) überraſchte. Man begrub ihn in dem Flußbette des Buſiento, damit ſeine Aſche von den Römern nicht aufgefunden werden möchte. Während die Gothen ſich der Verzweiflung hingaben, feierte Rom und Italien öffentliche Feſte; Sicilien und Afrika ſahen ſich von der ihnen drohenden Gefahr befreit, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch Alarich gezeigt worden, durch ihn hatten ſie die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

Alaun wird gebildet aus Alaunerde, Schwefelſäure, Waſſer und Kali. Ohne letzteres bilden beide erſtern keine Kryſtalle und letztere ſind verſchieden, je nachdem man Kali, Natrum oder Ammonium anwandte. Faſt jeder käufliche Alaun iſt mit Kali fabricirt. Er kryſtalliſirt in Octaedern, welche durchſichtig ſind, einen ſüßlich adſtringirenden Geſchmack beſitzen und das Lackmußpapier roth färben, iſt bei 60° Fahrenheit in 20 Theilen kalten, aber in gleichen Theilen ſiedenden Waſſers auflöslich, ſchmilzt in der Wärme und ſchäumt auf, indem er eine leichte poröſe Maſſe (Alumen ustum), gebrannten Alaun, bildet. Erhöht man die Temperatur noch mehr, ſo entweicht die Säure (Alaungeiſt) und in der Rothglühhitze bleibt nur Alaunerde und ſchwefelſaures Kali zurück. Durch Glühen des (kalihaltigen) Alauns mit verbrennlichen organiſchen Subſtanzen erhält man den Pyrophor. — Man findet natürlichen Alaun in Höhlen auf der Inſel Milo und zu Capo Miſeno in einer Grotte. Zu dem künſtlichen Alaun braucht man entweder Alaunſtein oder Alaunſchiefer. Erſterer wird geröſtet, dann 40 Tage lang mit Waſſer angefeuchtet und ausgelaugt. Letztere läßt man 2 Jahre lang in dachförmigen Halden aufgethürmt auswittern, dann im Laugekaſten auslaugen und bis zur nöthigen Concentration in bleiernen Pfannen verſieden, in den Ge-

dementirkaſten mit der erforderlichen Menge Kali (¼ der vorhandenen Säure), wozu man ſich des Harns, der Holzaſche, ſchwefelſauren Kalis, der Glasgalle, des Seifenſiederfluſſes bedient, verbinden. Man gebraucht den Alaun in der Medicin, Weißgerberei und in der Färberei, beſonders zum Lack und verhärtet durch Zuſatz deſſelben das Lichttalg; mit Alaunauflöſung angeſtrichne Körper werden nicht entzündet.

Alba (Ferd. Alvarez von Toledo, Herzog von), Staatsminiſter und General der kaiſerlichen Armeen, war 1508 aus einem der vornehmſten Geſchlechter Spaniens geboren. Unter den Augen ſeines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswiſſenſchaften unterrichtete, ward er erzogen. Er trug die Waffen noch ſehr jung, in der Schlacht bei Pavia, und unter Carl V. befehligte er in Ungarn bei der Belagerung von Tunis, bei dem Zuge gegen Algier; vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin und zeichnete ſich in Navarra und Catalonien aus. Sein verdächtiger Charakter und ſeine Neigung zur Politik gaben anfangs eine geringe Idee von ſeinen militäriſchen Talenten, und Carl V. ſelbſt, dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldene Brücke zu bauen, als eine entſcheidende Schlacht zu liefern, hielt ihn eines Oberbefehls für unfähig, und verlieh ihm die hohen Würden mehr aus Gunſt als Anerkennung ſeiner Talente. Dieſe Verachtung beleidigte ſeinen natürlichen Stolz, und gab ſeinem Genie einen Schwung, daß er Thaten verrichtete, die eines bleibenden Andenkens werth ſind. Durch Albas kluge Anführung gewann Carl 1547 die berühmte Schlacht bei Mühlberg gegen Johann Friedrich, Kurfürſten von Sachſen und Anführer der proteſtantiſchen Heere. Der Kurfürſt ward gefangen, und der Herzog, der im Kriegsrathe den Vorſitz hatte, verurtheilte ihn zum Tode, und drang lebhaft in den Kaiſer, dieſe Strafe nicht zu mildern. 1555 wurde er beauftragt, in Italien die Franzoſen und den Papſt Paul IV., den unverſöhnlichen Feind des Kaiſers, zu bekämpfen. Er errang hier mehrere Siege, entſetzte Mailand, ging nach Neapel, wo die Ränke des Papſtes einen Aufſtand erregt hatten, und befeſtigte daſelbſt das ſpaniſche Anſehen. Auch als Carl V. die Regierung ſeinem Sohne Philipp II. übergeben hatte, behielt er ſeinen Einfluß auf den Oberbefehl der Heere. Er eroberte den Kirchenſtaat und vereitelte die Bemühungen der Franzoſen. Doch nöthigte ihn der bigotte Philipp, dem Papſte, den er demüthigen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Aus Italien abgerufen, erſchien er 1559 am franzöſiſchen Hofe, um ſich Eliſabeth, die Tochter Heinrichs II., für ſeinen Souverän antrauen zu laſſen, die anfangs für den Kronprinzen, Don Carlos, beſtimmt war. Um dieſe Zeit griffen die Niederländer, die von Spanien ihre Freiheiten und Religion beſchränkt ſahen, zu den Waffen, und Alba rieth dem Könige, dieſe Unruhen mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König vertraute ihm eine bedeutende Macht und unumſchränkte Gewalt, um die Niederländer der Gewaltherrſchaft und der Inquiſition zu unterwerfen. Kaum war er 1566 in Flandern angelangt, als er das Blutgericht anordnete, an deſſen Spitze er und ſein Vertrauter, Juan de Vargas, ſtand. Ohne Unterſchied wurden von ihnen alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig waren, und deren Reichthümer ihre Habſucht reizten. Gegenwärtigen und Anweſenden, Lebenden und Todten wurde der Proceß gemacht und ihre Güter eingezogen. Ein allgemeines Schrecken ergriff alle Gemüther; viele Kaufleute und Fabricanten wanderten nach England aus; mehr als hunderttauſend verließen ihr Vaterland; andere begaben ſich unter die Fahnen des für einen Staats-

verbrecher erklärten Prinzen von Oranien. Nur noch trotziger gemacht durch die Niederlage ſeines Stellvertreters, des Herzogs von Aremberg, ließ Alba die Grafen Egmont und Horn auf dem Blutgerüſte ſterben. Bedeckt mit dem Blute vieler Tauſende, griff er in den Ebenen von Gemmingen den Grafen von Naſſau an und lieferte ihm eine Schlacht, worin er einen vollſtändigen Sieg errang. Bald rückte auch der Prinz von Oranien, der Anführer der Verbündeten, mit einem bedeutenden Heere vor. Der junge Friedrich von Toledo ſandte an ſeinen Vater, und ließ ihn beſchwören, er möchte ihm erlauben, anzugreifen. Der Herzog, der von ſeinen Untergebenen blinden Gehorſam verlangte, ließ ſeinem Sohne antworten: Er verzeihe ihm wegen ſeiner Unerfahrenheit, aber er ſolle ſich hüten, weiter in ihn zu dringen, denn es würde dem das Leben koſten, der eine ähnliche Botſchaft übernehmen würde. Der Prinz von Oranien wurde nach und nach beſiegt, und genöthigt, ſich nach Deutſchland zurückzuziehen. Der Herzog Alba erhöhte auch in dieſem Feldzuge ſeinen Ruhm, den er jedoch durch immer neue Grauſamkeiten eben ſo ſehr ſchändete; ſeine Henker vergoſſen mehr Blut als ſeine Soldaten. Der Papſt überſandte ihm einen geweihten Hut und Degen; eine Auszeichnung, die bisher nur Fürſten zu Theil geworden. Noch widerſtanden Holland und Seeland ſeinen Waffen. Eine Flotte, die auf ſeinen Befehl ausgelaufen war, ward vernichtet, und überall fand er Widerſtand und unüberwindlichen Muth. Dies und vielleicht die Furcht, durch zu lange Abweſenheit die Gunſt des Königs zu verlieren, bewogen ihn endlich, um ſeine Zurückberufung zu bitten. Gern gewährte ſie ihm Philipp, der, als er ſah, daß durch dieſe Grauſamkeiten nur der Widerſtand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel verſuchen wollte. Im December 1573 machte Alba eine Amneſtie bekannt, übergab die Anführung der Truppen dem Louis de Requeſens, und verließ ein Land, in dem er, wie er ſich rühmte, 18,000 Menſchen hinrichten laſſen, und einen Krieg entzündet hatte, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Millionen Thaler, ſeine ſchönſten Truppen und am Ende ſieben der reichſten niederländiſchen Provinzen koſtete. Herzog Alba wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, und genoß einige Zeit ſein altes Anſehen, aber nur auf kurze Dauer. Einer ſeiner Söhne hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Verſprechen, ſie zu heirathen, verführt, und wurde deswegen verhaftet; allein ſein Vater unterſtützte ſeine Entweichung und verheirathete ihn gegen den Willen des Königs, an eine ſeiner Verwandten; er wurde deswegen vom Hofe auf ſein Schloß Uzeda verwieſen. Hier lebte er zwei Jahre, als die Unternehmungen des Don Antonio, Priors von Crato, der ſich zum König von Portugal hatte krönen laſſen, Philipp II. zwangen, zu dem Manne ſeine Zuflucht zu nehmen, auf deſſen Talente und Treue er ein großes Vertrauen ſetzte. Alba nahm den Antrag, ein Heer nach Portugal zu führen, an, gewann zwei Schlachten in drei Wochen, vertrieb den Don Antonio und unterwarf ganz Portugal ſeinen Souverän. Er bemächtigte ſich der Schätze der Hauptſtadt, und erlaubte ſeinen Soldaten, die Vorſtädte und ihre Umgebungen mit der gewohnten Raubſucht und Grauſamkeit zu plündern. Philipp darüber unwillig, wollte das Betragen ſeines Generals unterſuchen laſſen, den man überdies beſchuldigte, daß er die Reichthümer der überwundenen zu ſeinem Vortheile angewandt habe. Allein eine trotzige Antwort des Herzogs und die Furcht einer Empörung deſſelben verhinderten es. Der Herzog überlebte dieſe Ereigniſſe nicht lange, und ſtarb 21ſten Jan. 1582 in einem Alter von 74 Jahren.

Was ſein Äußeres betrifft, ſo hatte Alba eine ſtolze Haltung, ein edles Anſehen und einen ſtarken Körper; er ſchlief wenig, arbeitete und ſchrieb viel. Man behauptet von ihm, daß er während 60jähriger Kriegsdienſte gegen verſchiedene Feinde nie eine Schlacht verlor und nie überfallen wurde. Sein Ruhm iſt bleibend, hätte er ihn nur nicht durch Übermuth, Härte und Grauſamkeit geſchändet.

Albalonga, eine alte und anſehnliche Stadt im Latium, erbaut von Aſcanius, des Äneas Sohne, nach deſſen Tode von Äneas Sylvius, dem zweiten Sohne des Äneas, beherrſcht, und als Vaterland des Romulus und Remus, die Stamm-Mutter Roms, unter deſſen Oberherrſchaft es durch die Beſiegung der Curiatier durch die Horatier kam.

Albani (Francesco), ein berühmter Maler, geboren zu Bologna 1578. Er beſuchte zuerſt die Schule des Niederländers Dionys Calvart, der in Bologna einen großen Ruf hatte, und gehörte bald zu den ausgezeichnetſten Schülern deſſelben. Neben Dominichino, mit dem ihn Neigung für die Kunſt und Freundſchaft eng verbanden, arbeitete er hier mehrere Jahre, und in der Art der Farbengebung bemerkt man zwiſchen beiden einige Ähnlichkeit. Aber in der Eigenthümlichkeit der Erfindung übertrifft er ſeinen Freund, ſo wie alle ſeine Nebenbuhler aus der Schule Calvarts. Mengs erhebt ihn in Anſehung des Studiums weiblicher Geſtalten über alle Maler; ein Urtheil, dem wir jedoch nicht unbedingt beiſtimmen können. Die Compoſitionen, welche man am häufigſten von ihm ſieht, ſind die ſchlafende Venus, Diana im Bade, Danae auf dem Lager, Galathea auf dem Meere, Europa auf dem Stiere. Meiſterhaft iſt auf allen ſeinen Gemälden die eigenthümliche Farbe des Laubes und der Bäume, die Lauterkeit der Quellen und Gewäſſer, die Klarheit der Luft; nur wiederholt er ſich darin zu oft. Bibliſche Gegenſtände hat er weniger für ſeinen Pinſel gewählt. Die von ihm in dieſer Gattung vorhandenen Gemälde zeichnen ſich vornehmlich durch die Schönheit der Engelsköpfe aus. Im Allgemeinen gelangen ihm Bilder von geringerm Umfang am vollkommenſten. Er hatte in Rom und Bologna eine zahlreiche Schule. Die Schüler Guido's, mit dem er wetteiferte, warfen ihm Weichlichkeit und Kraftloſigkeit des Styls vor, und behaupteten, daß er männlichen Geſtalten keinen Adel zu geben verſtehe. Darum vermied er aber auch alle Darſtellungen, für welche Feuer und Begeiſterung gehörte, ſorgfältig; und nicht mit Unrecht hat man ihn den Anakreon der Maler genannt. Allein die Beſchränkung, in der er ſich ſtets hielt, ſchadete ihm nach und nach, und war Urſach, daß er bereits ſeinen Ruhm überlebt hatte, als er im J. 1660, 82 Jahr alt, ſtarb. Er hat mehrere Schriften hinterlaſſen, die uns Malvaſia aufbehalten hat.

Albani, eine reiche und berühmte Familie Roms, die aus Albanien, woher ſie ſtammt, im 16ten Jahrhunderte vor den Türken nach Italien flüchtete. Hier theilte ſie ſich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andere von Urbino bekam. Sie haben der Kirche mehrere Cardinäle und einen Papſt (Clemens XI.) gegeben, und ſich um Kunſt und Literatur vielfach verdient gemacht. Die Villa Albani iſt reich an köſtlichen Sammlungen.

Albanien (Land der Arnauten) iſt ein Theil der ſogenannten europäiſchen Türkei, hat gegen Weſten das Meer zur Grenze, gegen Norden das öſterreichiſche Dalmatien und türkiſche Gebiet und gegen Oſten und Süden letzteres ebenfalls. Das türkiſche Reich hat hier nur einen ſehr ſchwankenden Beſitz im Gebiet und im Recht auf fremdes Gebiet. Letzteres erweitert und beſchränkt ſich immer, wie die unabhängigen Gemeinden und Beis ihren Beſitzſtand unter einander und gegen

die Paſchen der Pforte erweitern oder beſchränken. Die große Bergküſte Albaniens iſt noch ein ganz unbekanntes Land, das nur die venetianiſche Regierung genau kannte und indirect gegen feſte Eroberung der türkiſchen Paſchen vertheidigte. Hier leben übrigens griechiſche und catholiſche Chriſten und ſelbſt Mohammedaner in halber Wildheit und in den verſchiedenſten Formen der Verwaltung — Albanien, der ältere Name Schottlands (ſ. unter Albion); den Namen Herzoge von Albanien führten ehemals die erſtgebornen Söhne der ſchottiſchen Könige.

Alberoni (Giulio), Cardinal und ſpaniſcher Staatsminiſter, war der Sohn eines Gärtners. Er wurde 1664 zu Firenzula, einem Dorfe in Parma, geboren, und empfing eine ſeiner Beſtimmung für den geiſtlichen Stand angemeſſene Erziehung. Er war zuerſt Glöckner bei der Hauptkirche zu Piacenza. Mit ſeltener Einſicht begabt, wurde er bald Chorherr, Capellan und Günſtling des Grafen Roncovieri, Biſchofs von St. Donnin. Der Herzog von Parma ſandte ihn als als ſeinen Geſchäftsträger nach Madrid und hier gewann er die Zuneigung Philipps V. Durch Schlauheit und Ränke ſtieg er bis zum erſten Miniſter, ward Cardinal, galt in Spanien alles ſeit 1715, und ſtrebte, ihm ſeinen alten Glanz wiederzugeben. Er ſchaffte Mißbräuche ab, ſchuf eine Seemacht, bildete die ſpaniſche Armee wie die franzöſiſche, und machte das Königreich Spanien mächtiger, als es ſeit Philipp II. geweſen war. Er hatte den großen Plan, Spanien alle in Italien verlorne Länder wiederzugeben, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Auch als der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, der ſpaniſchen Verbindung entſagte, um ſich mit England zu vereinigen, änderte der ſtolze Prälat ſein Syſtem nicht. Vielmehr warf er ſeine bisherige Maske ab, griff den Kaiſer an, und nahm ihm Sardinien und Sicilien. Aber im mittelländiſchen Meere ward die ſpaniſche Flotte von einer engliſchen vernichtet. Nun dachte er ſelbſt, einen Landkrieg zu erregen, ſuchte dafür Peter den Großen und Carl XII. mit ſich zu verbinden, Öſterreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufſtand zu erregen, den Herzog von Orleans aber durch eine Partei am Hofe feſtnehmen zu laſſen. Allein der Plan ward entdeckt. Der Herzog kündigte, mit England vereinigt, Spanien den Krieg an, und ſetzte in einem Manifeſt die Ränke des italieniſchen Cardinals aus einander. Ein franzöſiſches Heer brach in Spanien ein, und obgleich Alberoni durch innere Unruhen die Unternehmungen Frankreichs zu hemmen ſuchte, ſo verlor doch der König den Muth und machte Frieden, deſſen Hauptbedingung war, den Cardinal zu entlaſſen. Er bekam daher am 20ſten Dec. 1720 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Königreich zu räumen. Jetzt war er der Rache aller Mächte preisgegeben, deren Haß er ſich zugezogen hatte, und ſah kein Land, wo er ſich aufhalten konnte. Selbſt nach Rom wagte er nicht zu gehen, weil er den Papſt Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshut zu erhalten. Er war noch nicht über die Pyrenäen, als ſein Wagen angefallen, einer ſeiner Bedienten getödtet wurde, und er ſelbſt, um mit dem Leben zu entkommen, verkleidet ſeine Reiſe zu Fuße fortſetzen mußte. Lange irrte er unter fremdem Namen umher. Im genueſiſchen Gebiete ward er, auf Anſuchen des Papſtes und des Königs von Spanien, feſtgeſetzt; doch gaben ihm die Genueſer bald ſeine Freiheit wieder. Der Tod des Papſtes machte endlich dieſer langen Verfolgung ein Ende, und der folgende Papſt, Innocenz XIII., ſetzte ihn 1723 in alle Rechte und Würden eines Cardinals wieder ein. Er ſtarb 1752 in einem Alter von 87 Jahren.

Albert oder Albrecht, mit dem Beinamen der Große (Albertus magnus, auch Albertus Theutonicus, Albertus Grotus), Biſchof zu Regensburg, ein in dem dunkeln 13ten Jahrh. mit Auszeichnung hervorragender Mann, der außer ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit für ſein Zeitalter ſehr viele Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Naturgeſchichte beſaß, ſo daß ihn ſeine Zeitgenoſſen ſogar für einen Zauberer hielten. Er war 1193 (nach Andern 1205) zu Lauingen in Schwaben, in der gräflichen Familie Bollſtädt, geboren, trat in den Orden der Predigermönche, wurde 1249 Rector der Schule zu Cöln, 1254 Provinzial ſeines Ordens, und erhielt 1260 vom Papſt Alexander IV. das Bisthum zu Regensburg. Allein ſchon nach zwei Jahren ging er freiwillig in ſein Kloſter nach Cöln zurück, lebte dort blos für die Wiſſenſchaften, und arbeitete bis an ſeinen Tod (1280) viele Schriften aus, von denen ein großer Theil noch im J. 1651 in 21 Foliobänden zuſammengedruckt wurde, und die, wenn ſie auch jetzt vergeſſen ſind, bei Vergleichung mit den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen, am beſten beweiſen, daß er den ihm gegebenen Beinamen in ſeinem Zeitalter mit Recht verdient habe. Sie verbreiten ſich über alle Theile der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Um ihn näher kennen zu lernen, verweiſen wir auf Buhle's Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie und vornehmlich auf Tiedemanns Geſchichte der ſpeculativen Philoſophie. — Albertiſten hießen im 13ten Jahrhundert die Scholaſtiker nach jenem Albertus magnus.

Albigenſer, Albienſer iſt ein Ketzername, der keine beſtimmte Secte, ſondern mehrere in der Widerſetzlichkeit gegen die römiſche Prieſterherrſchaft und in dem Beſtreben, die Einfalt des Urchriſtenthums wiederherzuſtellen, übereinſtimmende Ketzerhaufen, beſonders Katharer und Waldenſer (ſ. d. Art.) bezeichnet, die ſich gegen das Ende des 12ten Jahrh. im ſüdlichen Frankreich um Toulouſe und Albi ſehr vermehrt hatten, und nach der Landſchaft Albigeois (Gebiet von Albi), wo das vom Papſt Innocenz III. aufgerufene Kreuzheer ſie 1209 angriff, von den Kreuzſoldaten Albigenſer genannt wurden. Veranlaſſung zu dieſem Kriege gab die Ermordung des mit Ausrottung jener Ketzer beſchäftigt geweſenen päpſtlichen Legaten und Inquiſitors, Peter von Caſtelnau, im Gebiete des Grafen Raymund VI. von Toulouſe, und er hat ſchon als der erſte, den die römiſche Kirche gegen Ketzer in ihrem Schooße führen ließ, bedeutendes Intereſſe; er wurde aber auch mit einer Grauſamkeit und Vertilgungswuth geführt, die den Geiſt der damaligen römiſchen Geiſtlichkeit um ſo mehr in Schatten ſtellten, je deutlicher dabei die wahre Abſicht an den Tag kam, den wegen ſeiner Duldung gegen die Ketzer gehaßten Grafen von Toulouſe um ſeine Länder zu bringen. Vergebens hatte dieſer mächtige Fürſt von dem Legaten Milo die ſchimpflichſte Buße und Geißelung gelitten und mit großen Opfern die päpſtliche Abſolution erlangt. Die Legaten Arnold, Abt von Citeaux, und Milo, nahmen Beziers, die Hauptſtadt ſeines Neffen Roger, mit Sturm, und ließen alle Einwohner (bei 60,000) ohne Unterſchied des Glaubens niedermachen. Nicht glimpflicher verfuhr Simon von Montfort, Graf von Leiceſter, der das Kreuzheer unter den Legaten befehligte, mit andern Orten im Gebiet Raymunds und ſeiner Bundesgenoſſen, unter denen Roger von Beziers im Gefängniß, und der König Peter I. von Aragonien 1213 in einem Gefecht vor Muret umkam. Die eroberten Lande ſchenkte die Kirche zur Belohnung ſeiner Dienſte, dem Grafen von Montfort, welchen jedoch das wechſelnde Kriegsglück nie in den ruhigen Beſitz dieſer Schenkung kommen ließ,

Digitized by Google

und der 1218 bei der Belagerung von Toulouſe durch einen Steinwurf getödtet ward. Seinen Sohn Amalrich beſtimmten die Legaten, ſeine Anſprüche der Krone Frankreich zu überlaſſen. Der päpſtliche Ablaß lockte aus allen Provinzen Frankreichs neue Kreuzfahrer herbei, die den Krieg fortſetzten, und auch nachdem Raymund IV. 1222 im Bann der Kirche geſtorben war, mußte ſein Sohn Raymund VII. trotz ſeiner Willigkeit zu jeder Buße, das väterliche Erbe gegen die Legaten und Ludwig VIII. von Frankreich, der ſich 1226 in einem Feldzuge gegen die Ketzer den Tod holte, bis 1229 vertheidigen. Nachdem Hunderttauſende von beiden Seiten gefallen und die ſchönſten Gegenden in der Provence und in Oberlanguedoc verwüſtet worden waren, kam es in dieſem Jahre zum Frieden, worin Raymund die Losſprechung vom Kirchenbanne mit ungeheuern Geldſummen erkaufen, Narbonne mit mehreren Herrſchaften an Ludwig IX. überlaſſen und ſeinen Eidam, einen Bruder Ludwigs, zum Erben ſeiner übrigen Lande einſetzen mußte. So ließ der Papſt dieſe Provinzen dem Könige von Frankreich zufallen, um ihn deſto feſter an ſeinen Stuhl zu ketten und zur Aufnahme ſeiner Inquiſitoren zu nöthigen. Denn nun wurden die Ketzer dem Bekehrungseifer des Dominicanerordens und den Blutgerichten der Inquiſition ohne Rettung preisgegeben und dieſe beiden neuen Stützen, die ſich die Prieſterherrſchaft während des Krieges errichtet hatte (ſ. d. Art. Dominicus Gusmann und Inquiſition), brauchten nun ihre ganze Kraft, um die Reſte der Albigenſer auf ihre Scheiterhaufen zu bringen und machten auch den Bekehrten durch ſchwere Geld- und Leibesſtrafen den unverſöhnlichen Grimm der Kirche fühlbar. Doch verſchwand ſeit der Mitte des 13ten Jahrh. nur der Name der Albigenſer, Flüchtlinge von ihrer Partei bildeten in den Gebirgen Piemonts und der Lombardei die ſogenannte franzöſiſche Kirche und ihre Abſonderung erbte ſich durch die Waldenſer bis in die Zeiten des Huſſitenkrieges und der Reformation fort. E.

Albini (Franz Joſeph, Freiherr von), ein berühmter Staatsmann unſerer Zeiten, geb. zu St. Goar 1748. Nach vollendeten Rechtsſtudien zu Pont à Mouſſon, Dillingen und Würzburg, und zweijähriger Praxis am Reichshofrath zu Wien, trat er als Hof- und Regierungsrath des Fürſtbiſchofs von Würzburg in die politiſche Laufbahn. Schon im J. 1774 ward er Kammergerichtsaſſeſſor und 1787 wählte ihn der Kurfürſt von Mainz, Friedrich Carl, zum geheimen Reichsreferendar, wodurch er mit Kaiſer Joſeph II. in unmittelbare Geſchäftsberührung kam, der ihn mit ſeinem Vertrauen und ſeiner Freundſchaft beehrte und ihn 1789 mit außerordentlichen Aufträgen an mehrere deutſche Höfe ſandte. Nach Joſephs Tode rief ihn der Kurfürſt von Mainz zu ſich nach Aſchaffenburg und ſandte ihn nach Frankfurt zur Wahlverſammlung. Bald nach Leopolds II. Thronbeſteigung legte Albini ſein Reichsreferendariat nieder und trat als Hofkanzler und Miniſter in kurmainziſche Staatsdienſte. Seine Verwaltung im Innern und Äußern war von den wohlthätigſten Folgen für den Staat; leider wurden ſie durch den ausgebrochenen Krieg geſtört. Albini entwickelte hierbei eine doppelte Thätigkeit. Er war zu Mainz bei der Einnahme durch die Franzoſen 21ſten Aug. 1792 und wohnte dem Abſchluß der Übergabepuncte bei. Der Kurfürſt beauftragte ihn, in ſeinem Namen dem Friedenscongreſſe zu Raſtadt 1797 beizuwohnen. 1799 ſtellte ſich Albini an die Spitze des mainzer Landſturms. Nach mehreren Scharmützeln, in welchen er einige Vortheile behauptete, zog er ſich nach Seligenſtadt zurück. Er nahm hierauf ſein Hauptquartier in Aſchaffenburg, von wo aus er in engliſche Dienſte

gehen wollte. Im Sept. 1801 empfing er von dem Kurfürſten einen reich beſetzten Säbel, auf deſſen goldenem Griff man die Worte las: „Friedrich Carl Joſeph ſeinem Albini; die Vorfälle an der Nidda, bei Aſchaffenburg und Neuhof." 1802 ſtand er als kurmainziſcher Director bei der Reichsdeputation in Regensburg. Während deſſen ſtarb am 25ſten Jul. 1802 der Kurfürſt, und Albini nahm ſogleich dem Militär den Eid der Treue für den neuen Regenten ab, und forderte die Landesbehörden auf, ihm hold und gehorſam zu ſein. Alle wichtigen Geſchäfte des nunmehrigen kurerzkanzleriſchen Staates gingen wie bisher durch ſeine Hand, und er genoß das volle Vertrauen des Kurfürſten. Als der letztere mit dem Beitritte zum Rheinbunde ſeinen Länderbeſitz beträchtlich erweitert ſah, vermehrte ſich auch der Wirkungskreis des Miniſters. In den kritiſchen Verhältniſſen, welche eintraten und bei den dadurch nöthig gemachten Anſtrengungen und Reformen bewährte er ſtets ſeinen rechtlichen, humanen deutſchen Charakter. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als ſie im Oct. 1813 das Großherzogthum Frankfurt eroberten, einen Beweis der Anerkennung ſeines Werthes dadurch, daß ſie ihm den Vorſitz in dem Miniſterialrathe des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen. Nachher trat er in öſterreichiſche Dienſte, und erhielt vom Kaiſer die Stelle eines bevollmächtigten Miniſters am Bundestage. Aber noch ehe er ſie angetreten hatte, ſtarb er am 9ten Januar 1816 zu Dieburg an Entkräftung.

Albinos, ſ. Kakerlaken.

Albinus (Bernh. Siegfr.), urſprünglich Weiß, einer der größten Anatomen, welche die Arzneikunde nennt, 1696 am 24ſten Febr. zu Frankfurt an der Oder geboren und ſtarb 1770 zu Leiden, nachdem er 50 Jahre das Lehramt dort verwaltet. Unterrichtet von ſeinem als Lehrer der Medicin ebenfalls rühmlich bekannten Vater, und von den berühmten Profeſſoren der leidener Schule, Rau, Bidloo, Boerhave, ging er 1718 nach Frankreich, wo er mit Winslow und Senac in Verbindung trat, mit denen er nachher jenen der Anatomie, ihrer Lieblingswiſſenſchaft, ſo nützlichen Briefwechſel unterhielt. Seine Stelle als Lector in Leiden trat er 1719 mit einer Rede de anatomia comparata an. Die dortige mediciniſche Facultät ſchenkte ihm ſofort ohne Examen oder Disputation den Doctorhut. Einige Wochen darauf ſtarb der Profeſſor Rau; im J. 1721 folgte er ſolchem in der Profeſſur der Anatomie und Chirurgie. Er war einer der erſten, welche den Stoß aufnahmen, den damals das Syſtem Boerhaves der Anatomie dadurch gab, daß es die Erſcheinungen des thieriſchen Lebens nicht chemiſch, ſondern mechaniſch erklärte und folglich ein genaueres Studium der einzelnen Theile des Körpers und ihres Baues nothwendig machte; denn die geringſte Abweichung in der Form mußte ihm zufolge Verſchiedenheiten in der Wirkſamkeit hervorbringen. Auch nöthigte dies Syſtem, alles, was Veſal, Fallopia, Euſtachi nur im Ganzen kennen gelehrt hatten, mit mehr Aufmerkſamkeit und Genauigkeit zu beſchreiben. Albinus arbeitete in dieſem Sinne; man verdankt ihm die genaueſten anatomiſchen Beſchreibungen und Kupfer, beſonders von den Muskeln und Knochen. 1720 wurde er Profeſſor der Zergliederungs- und Wundarzneikunſt in Leiden, und als ſolcher ſchrieb er nach und nach ſeinen Index suppellectilis anatomicae Ravianae, ſein Werk De ossibus corporis humani, ſeine Historia musculorum hominis und verſchiedene andere Werke, die in der Geſchichte der Wiſſenſchaften ſtets einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Auch gab er verſchiedene Schriften von Harvey, Veſal, Fabricio d'Aquapendente und Euſtachi heraus. Er ſtarb zu

Utrecht 1752, 56 Jahr alt. — Sein Bruder, Chriſtian Bernhard, Profeſſor zu Utrecht, zeichnete ſich in derſelben Wiſſenſchaft aus, und iſt ebenfalls ein ſchätzbarer anatomiſcher Schriftſteller.

Albion, oder Britannia major, hieß bei den Römern das heutige England und Schottland, von welchem ſie die Britannia minor (die franzöſiſche Provinz Bretagne) unterſchieden. Sprengel, in der allgemeinen Geſchichte von Großbritannien, hält den Namen Albion für eine urſprünglich galliſche Benennung, und mit Alban oder Albain, dem heutigen Namen des ſchottiſchen Hochlandes in der Sprache der Hochländer, für einerlei. Es ſcheint ihm der Plural des Worts Alp oder Ailp zu ſein, welches ein Felſengebirge bedeutet, weil die Küſte von England dem gegenüberliegenden Gallien oder Frankreich als eine lange Reihe rauher Felſen erſcheint. — Nach andern hat die Benennung Albion ihren Grund in der weißen Farbe jener Kreidefelſen an der Südküſte Englands.

Alboïn, König der Longobarden, folgte ſeinem Vater Auduin im Jahr 561. Er herrſchte in Noricum und Pannonien, während Kunimund, König der Gepiden, Dacien und Sirmien beherrſchte, und Bajan oder Kagan, König der Avaren, die Eroberung der Moldau und Wallachei vollendete. Narſes, Juſtinians Feldherr, ſuchte ſein Bündniß und erhielt von ihm Beiſtand im Kriege gegen Totila. In Verbindung mit den Avaren bekriegte Alboïn die Gepiden und erlegte in einer großen ſiegreichen Schlacht (566) ihren König Kunimund mit eigener Hand. Dieſer Sieg erwarb Alboin einen großen Ruf. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Klodoswinda vermählte er ſich mit Roſamunda, Kunimunds Tochter, welche ſich unter den Gefangenen befand; jetzt verſammelte er ein furchtbares Heer und unternahm die Eroberung Italiens, wo Narſes, der dem Juſtinian dies Land unterworfen hatte, aber beleidigt von einem undankbaren Hof, in Alboin einen Rächer ſuchte, ihm die Hand bot. Alboïn machte von Jahr zu Jahr weitere Fortſchritte in Italien, indem er keinen weitern Widerſtand fand, als den ihm die tapfere Vertheidigung einzelner Städte entgegenſtellte. Pavia fiel erſt nach einer dreijährigen Belagerung in ſeine Hände. Alboin hatte jedoch nur 3½ Jahr in Italien regiert, als er durch einen von ſeiner Gemahlin Roſamunda gedungenen Meuchelmörder im J. 573 zu Verona umgebracht wurde. Den Haß und die Rache derſelben hatte er dadurch auf ſich gezogen, daß er einſt im Rauſche eines Feſtes ihr ein aus dem Schädel ihres Vaters zubereitetes Geſchirr mit Wein geſandt und ſie (nach ſeinen Worten) genöthigt hatte, mit ihrem Vater zu trinken. Alfieri in ſeiner Tragödie Rosmunda und Fouqué in ſeinem Alboïn haben dieſe Begebenheit dichteriſch behandelt.

Albrecht I., Herzog von Öſterreich und nachmals deutſcher Kaiſer, geboren 1248, war ein Sohn Rudolphs von Habsburg, (ſ. d. Art. Rudolph I.), der kurz vor ſeinem Tode verſucht hatte, die Krone auf das Haupt ſeines Sohnes Albrecht zu ſetzen. Aber die Kurfürſten, ſeiner Gewalt müde, und durch die Schwäche ſeines Alters muthig gemacht, hatten das Verlangen abgelehnt und die Wahl eines römiſchen Königs auf unbeſtimmte Zeit verſchoben. Nach dem Tode Rudolphs ſah Albrecht, der nur die kriegeriſchen Eigenſchaften ſeines Vaters geerbt hatte, ſeine Erbſtaaten Öſterreich und Steiermark gegen ſich aufſtehen. Dieſen durch ſeinen Geiz und ſeine Härte erregten Aufruhr erſtickte er zwar mit kräftigem Arm, allein der Erfolg vermehrte ſeine Kühnheit; in allen Würden wollte er Rudolphs Nachfolger ſein, und ohne die Entſcheidung des Reichstags abzuwarten,

bemächtigte er ſich der Reichsinſignien. Aber eben dieſer Gewaltſchritt bewog die Kurfürſten, nicht ihn, ſondern Adolph von Naſſau zum Kaiſer zu erwählen. Unruhen, die gegen ihn in der Schweiz ausgebrochen waren, und eine gefährliche Krankheit, die ihm ein Auge raubte, beſtimmten ihn für den Augenblick zur Nachgiebigkeit. Er lieferte die Reichsinſignien aus und leiſtete dem neuen Kaiſer den Lehnseid. Kaum hatte er den Aufſtand in der Schweiz geſtillt, als er in neue Streitigkeiten mit ſeinen Völkern in Öſterreich und Steiermark gerieth, beſonders aber mit dem Biſchof von Salzburg, der auf das Gerücht von ſeinem Tode einen Einfall in ſeine Staaten gemacht hatte. Unterdeß hatte Adolph nach einer ſechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürſten verſcherzt. Albrecht ſuchte dieſe Umſtimmung der Gemüther zu ſeinem Vortheil zu benutzen, und wußte durch erheuchelte Milde und Billigkeit die Fürſten in dem Grade zu täuſchen, daß ſie, als im Jahre 1298 Adolph auf dem Reichstage abgeſetzt ward, ihn zum Kaiſer erwählten. Um jedoch dieſen Schluß zu vollziehen, bedurfte es der Entſcheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren bei Gellheim, zwiſchen Worms und Speier, auf einander. Albrecht zog ſich ſcheinbar zurück und verführte dadurch Adolph, ihm mit der bloßen Cavallerie zu folgen, und ein Gefecht einzugehen, das ihm verderblich ward. Albrecht und Adolph trafen perſönlich auf einander. „Du verlierſt Kron und Leben,“ rief dieſer ſeinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entſcheiden!“ antwortete Albrecht, indem er ihn mit der Lanze ins Geſicht traf. Adolph ſank vom Pferde und Albrechts Begleiter tödteten ihn völlig. Albrecht ſah nun keine Scheidewand mehr zwiſchen ſich und der höchſten Gewalt, nach der er ſtrebte, aber er fühlte, daß er jetzt in dem Fall ſei, ſich hochherzig und großmüthig zeigen zu können. Freiwillig entſagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und wurde, wie er voraus geſehen hatte, aufs neue gewählt. Seine Krönung geſchah zu Aachen im Auguſt 1098, ſeinen erſten Reichstag hielt er zu Nürnberg mit der äußerſten Pracht. Aber ein neues Ungewitter zog gegen ihn heran. Papſt Bonifaz VIII. trieb ſeine Anmaßungen ſo weit, daß er den Kurfürſten das Recht abſprach, die Kaiſerwürde zu vergeben, indem er den Papſt für den wahren Kaiſer und geſetzlichen König der Römer erklärte. Dem zufolge lud er Albrecht vor ſich, um Vergebung zu erbitten, und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutſchen Fürſten aber verbot er, ihn anzuerkennen und entband ſie ihres Eides gegen ihn. Der Erzbiſchof von Mainz, aus einem Freunde ein Gegner Albrechts geworden, verband ſich mit dem Papſt. Albrecht vereinigte indeß ſeine Hülfsquellen mit Geſchicklichkeit. Er verband ſich mit Philipp dem Schönen von Frankreich, verſicherte ſich der Neutralität Sachſens und Brandenburgs, und zwang durch einen plötzlichen Einbruch in das Kurfürſtenthum Mainz deſſen Fürſten, nicht nur das Bündniß mit dem Papſt zu brechen, ſondern auch für die nächſten fünf Jahre ſich mit ihm zu verbinden. Bonifaz, erſchreckt durch dieſen ſchnellen Erfolg, knüpfte Unterhandlungen mit Albrecht an, in welchen dieſer aufs neue die Falſchheit ſeines Charakters zeigte. Er brach ſein Bündniß mit Philipp, geſtand zu, daß das abendländiſche Kaiſerthum eine Abtretung der Päpſte an die Kaiſer ſei, daß das Wahlrecht der Kurfürſten ſich von dem heiligen Stuhle herſchreibe, und verſprach mit einem Eide, die Rechte des römiſchen Hofes auf des Papſtes Verlangen gegen jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür

ſprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verluſtig und gab Albrechten das Königreich Frankreich. Philipp wußte jedoch den Papſt zu züchtigen. — Wir wollen hier nicht alle die ungerechten Kriege anführen, welche Albrecht unternahm. Die wichtigſten waren gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, gegen Böhmen und gegen Thüringen. Sämmtlich wurden ſie unglücklich von ihm geführt. Eben beſchäftigt, die in Thüringen erlittenen Niederlagen zu rächen, bekam er die Kunde von dem Aufſtande der Schweizer, und ſah ſich genöthigt, dorthin ſeine Kräfte zu richten. Am 13ten Januar 1308 war der Aufruhr in Unterwalden, Schwyz und Uri ausgebrochen. Albrecht hatte dieſe Folge ſeiner Bedrückungen nicht nur vorausgeſehen, ſondern ſogar gewünſcht, um unter einem ſcheinbaren Vorwande ſich die Schweiz ganz unterwerfen zu können. Doch er ſollte den ſeinen Erwartungen ganz entgegengeſetzten Ausgang dieſes Kampfes nicht ſehen. Durch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte er ein Verbrechen, das ſeiner Ehrſucht und ſeinem Leben ein Ziel ſetzte. Seines jüngern Bruders Rudolph Sohne, Johann, gebührte Schwaben als Erbe; vergebens hatte dieſer das Land zu wiederholtenmalen gefordert. Als Albrecht gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann ſeine Forderung; aber jener fügte noch Spott zur Ungerechtigkeit, und ſprach, indem er ihm einen Blumenkranz reichte: „Dies gebührt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir." Die Folge dieſes Übermuths war, daß Johann ſich mit ſeinem Lehrer und Führer, Walther von Eſchenbach, und drei Freunden, Rudolph von der Wart, Rudolph von Palm und Conrad von Tegelfeld, gegen Albrechts Leben verſchwor. Den Augenblick, wo der Kaiſer auf einem Ritt nach Rheinfeld durch die Reuß von ſeinem übrigen Gefolge getrennt war, benutzten die Verſchwornen und ſtießen ihn vom Pferde. So, in den Armen einer am Wege ſitzenden Bettlerin verblutend, endete am 1ſten Mai 1308 dieſer herrſchſüchtige, weder Recht noch Billigkeit achtende Regent, dem Geld und Waffen Alles galten, und deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaften eine unveränderte Standhaftigkeit, Ländergier, Haß der geſetzlichen Schranken ſeiner Gewalt, dabei aber ein Ordnungsgeiſt, nach welchem er an Weibern Zucht, Muth am Krieger und Gelehrſamkeit am Prieſterſtand liebte, und eine ſolche Selbſtbeherrſchung waren, daß er bei ſehr leidenſchaftlichem Gemüth ſeine Zunge im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht beugte, und nie der Wolluſt Gewalt über ſich ließ. Wie grauſam Agnes, Ungarns Königin, ihres Vaters Tod rächte, iſt unter Johannes Parricida erzählt.

Albrecht II., Herzog von Öſterreich, der Sohn Kaiſer Albrechts I., war noch minderjährig, als ſein Vater ermordet ward. Seine Brüder ſtarben nach einander vor ihm, und nur einige Zeit regierte er mit ſeinem Bruder Otto. So lange dieſer lebte, beſchäftigte er ſich wenig mit der Regierung; aber auch Otto ſtarb bald und er blieb allein von ſeiner Familie übrig. Erhaltenes Gift zog ihm in ſeinem 32ſten Jahre eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht vom perſönlichen Kriegführen abhielt; er ließ ſich dazu bald in einer Sänfte tragen, bald auf ſeinem Pferde befeſtigen. Der Papſt Johann XXII. trug ihm die Kaiſerkrone an; allein er ſchlug ſie aus. Unglücklich waren ſeine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Beſtechung gelang es ihm, nach einer langen Belagerung ſich in den Beſitz von Zürich zu ſetzen. Da aber die Eidgenoſſen ſich bedroht ſahen, die Früchte ihres funfzigjährigen Kampfes zu verlieren, griffen die

Bergbewohner von Schwyz zu den Waffen; vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und Albrechts Heer mußte überall weichen. Das gemeinſame Bündniß wurde erneuert und der Herzog von Öſterreich genöthigt, nach Wien zurückzukehren, wo er, von Kummer verzehrt, am 16ten Aug. 1358, in ſeinem ſechzigſten Lebensjahre ſtarb. Er war thätig, kenntnißreich, haushälteriſch duldſam, vorſichtig, klug, und die Geſchichte hat ihn den Weiſen genannt. Er war der erſte, der das Recht der Erſtgeburt in den Erbſtaaten des Hauſes Öſterreich einzuführen trachtete. Zwar ward jenes Geſetz nach ſeinem Tode nicht beobachtet; aber unter Maximilian iſt es erneuert und ſeitdem nicht wieder verletzt worden.

Albrechtsberger (Joh. Georg), geb. 1729 zu Kloſter Neuburg, trat 1736, als Discantiſt in das Capitel dieſer Stadt; von da kam er in die Abtei Mölk, wo er mit der Leitung einer Schule beauftragt ward. Er lernte das Accompagnement und die Compoſition unter dem Hoforganiſten Monn, und wurde in der Folge ſelbſt als Organiſt in Raab und nachher in Maria-Taferl angeſtellt. Dann war er zwölf Jahre Organiſt zu Mölk, bis er 1772 zum Hoforganiſten und Mitglied der muſikaliſchen Akademie in Wien ernannt wurde. 1798 wurde er Capellmeiſter der Stephanskirche und im J. 1793 Mitglied der Muſikakademie zu Stockholm. Albrechtsberger war einer der gelehrteſten Contrapunctiſten der neuern Zeit; unter ſeinen Schülern iſt auch Beethoven. Er ſtarb 1803. Seine trefflichen Kirchenmuſiken und Concerte, ſo weit ſie gedruckt ſind, werden, wie ſeine gründliche Anweiſung zur Compoſition, von Kennern und Liebhabern ſehr geſchätzt.

Albuera, Schlacht an der, am 16ten Mai 1811 zwiſchen der Armee des Marſchalls Beresford, aus Britten, Spaniern und Portugieſen beſtehend und der des franz. Marſchalls Soult. Der Zweck des Kampfes war, das von den Engländern belagerte Badajoz zu entſetzen. Dieſer wurde aber nicht erreicht und mußte ſich Soult mit einem auf 8000 Mann angegebnen Verluſte (an Todten, Verwundeten und Gefangenen) auf Sevilla zurückziehn. Badajoz fiel wenige Tage darauf in die Hände der Alliirten.

Albuquerque (Alphons von), Vicekönig von Indien, mit den Beinamen der Große und der portugieſiſche Mars, war zu Liſſabon 1452 geboren, aus einer Familie, die ihren Urſprung von den Königen ableitete. Heldenſinn, Entdeckungen und Eroberungen zeichneten in dieſem Zeitalter ſeine Nation aus. Einen großen Theil der Weſtküſte Afrikas hatte ſie kennen gelernt und ſich unterworfen; ſie fing an, ihre Herrſchaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. Albuquerque, zum Vicekönig der neuen Beſitzungen ernannt, langte daſelbſt am 26ſten Sept. 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen an, eroberte Goa, einen bedeutenden Platz auf der Küſte Malabar, das er zum Mittelpunct der portugieſiſchen Macht und des Handels in Aſien machte und unterwarf ſich dann ganz Malabar, Ceylon, die ſundiſchen Inſeln und die Halbinſel Malacca. 1507 bemächtigte er ſich der Inſel Ormus, am Eingange des perſiſchen Meerbuſens. Als der König von Perſien den Tribut verlangte, den ſonſt die Fürſten dieſer Inſel an ihn entrichtet hatten, legte Albuquerque den Geſandten Kugel und Säbel vor, und ſagte: das iſt die Münze, womit Portugal ſeinen Tribut zahlt. Der portugieſiſche Name ſtand durch ihn bei allen indiſchen Völkern und Fürſten in hohem Anſehn, und mehrere der mächtigſten, namentlich die Könige von

Siam und Pegu, warben um ſeine Freundſchaft und ſeinen Schutz. Alle ſeine Unternehmungen trugen den Stempel des Außerordentlichen. Er befeſtigte den Sitz der Colonien immer mehr, hielt ſtrenge Kriegszucht, war thätig, vorſichtig, weiſe, menſchlich und gerecht, geachtet und gefürchtet von ſeinen Nachbarn, geliebt von ſeinen Untergebenen. Seine Tugenden machten einen ſolchen Eindruck auf die Indier, daß ſie lange nach ſeinem Tode zu ſeinem Grabe wallfahrteten, und bei ihm um Schutz vor den Mißhandlungen ſeiner Nachfolger flehten. Ungeachtet ſeiner großen Verdienſte, entging er doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohn des Königs Emanuel, und dieſer ſandte den Lopez Soarez, einen perſönlichen Feind Albuquerques, um ſeine Stelle als Vicekönig einzunehmen. Mit tiefem Schmerze ertrug er dieſen Undank, empfahl dem Könige in einem kurzen Briefe ſeinen einzigen Sohn und ſtarb einige Tage darauf in Goa im J. 1515. Emanuel ehrte ſein Andenken durch lange, aber vergebliche Reue, und erhob Albuquerques Sohn zu den erſten Würden des Reichs.

Alcalde iſt der Name einer obrigkeitlichen Perſon in den kleinen ſpaniſchen Städten, der ſowohl die Verwaltung der Juſtiz als der Polizei anvertraut iſt.

Alcäus blühte auf Lesbos in der 44ſten Olympiade (604 Jahre vor Chr. Geb.), und war ein Zeitgenoſſe und Landsmann der berühmten Dichterin Sappho. Er war von unruhigem und ſtürmiſchem Charakter, und ſchien ſich ganz dem Kriegsdienſte zu widmen. Als er aber unter Pittakus gegen die Athenienſer mit zu Felde zog, und nach ſeinem eignen Ausdruck in der Schlacht übel empfangen wurde, warf er die Waffen von ſich und ſuchte ſich durch die Flucht zu retten. In Mitylene, ſeiner Vaterſtadt, riſſen zu ſeiner Zeit mehrere die Oberherrſchaft an ſich. Alcäus, der ſelbſt von dem Verdachte nicht frei war, nach ihr zu ſtreben, verfolgte Einige, namentlich den Pittakus, mit den bitterſten Gedichten (daher Horaz: Alcai minaces camoenae). Pittakus verbannte ihn aus Mitylene; Alcäus kam an der Spitze der Verbannten zurück, fiel aber ſeinem Nebenbuhler in die Hände, der ihm großmüthig verzieh. Nachdem er allen Herrſcherplanen entſagt hatte, tröſtete er ſich durch Liebe und Wein, und durch feurige Lieder auf beide. Er dichtete Hymnen, Oden, Epigramme, und verband in denſelben Sanftmuth mit Stärke, Reichthum mit Beſtimmtheit und Deutlichkeit, ſo daß man nach Quinctilians Urtheile, ſelbſt in ſeinen Trink- und Liebesliedern einen erhabenen Geiſt ſahe. Er iſt der Erfinder des Alcäiſchen Sylbenmaßes, welches unter den lyriſchen Sylbenmaßen eins der ſchönſten und wohlklingendſten iſt; daher es auch Horaz, der Nachahmer des Alcäus, in vielen ſeiner Oden angewandt hat. Es iſt auf folgende Weiſe gebildet:

— — ◡ — —, — ◡◡ — ◡ ⏓
— — ◡ — —, — ◡◡ — ◡ ⏓
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ⏓
— ◡◡ — ◡◡ — ◡ — ⏓

Wir müſſen es als einen bedeutenden Verluſt anſehen, daß, bis auf einige Bruchſtücke, ſämmtliche Gedichte dieſes großen Lyrikers für uns verloren gegangen ſind.

Alceſte, die Tochter des Pelias und Gemahlin Admets, Königs von Theſſalonien. Ihr erkrankter Gemahl konnte, nach dem Ausſpruch des Orakels, nicht anders ſein Leben friſten, als wenn jemand ſich freiwillig für ihn dem Tode weihte. Alceſte weihte ſich insgeheim den Göttern; ſie ward krank, und Admet genas. Als ſie verſchieden war, beſuchte den Admet Herkules, den die Bande der Gaſtfreundſchaft an ihn knüpften. Herkules verſprach ſeinem Freunde, ihm das geliebte Weib aus dem Orkus zurückzubringen, und hielt ſein Wort; nachdem er den Gott der Unterwelt gezwungen, Alceſten zurückzugeben.

Alchymie, die Kunſt, mittelſt geheimnißvoller chymiſcher Arbeiten unedle oder geringere Metalle in edlere zu verwandeln. Der Urſprung der Alchymie verliert ſich in die Dunkelheit der fabelreichen alten Zeit. Wahrſcheinlich iſt es, daß unter den älteſten Völkern Menſchen bei den Verſuchen, Metalle zu ſchmelzen, aufmerkſam auf die ſich zeigenden Erſcheinungen geweſen ſind, und da ſie bemerkten, daß von Zuſammenſetzungen verſchiedener Metalle ganz anders gefärbte Maſſen erſchienen, z. B. von Kupfer und Zink eine dem Golde ähnliche Miſchung, ſo entſtand wohl der Gedanke bei ihnen, daß ein Metall in das andere könne umgewandelt werden. Frühzeitig nahm der Luxus bei den Völkern überhand, und daraus die Begierde nach Gold und Silber, ſo wie der eigennützige Wunſch, dieſe ſeltnern edeln Metalle aus den in größerer Menge vorhandenen unedeln zu erhalten. Zugleich führten die Krankheiten, welche die Menſchen heimſuchten, auch wohl auf den Gedanken, ein allgemeines Mittel gegen alle Krankheiten, ein Mittel, welches zugleich die Beſchwerden des Alters verminderte, das Leben verjüngte und verlängerte, zu finden. Alle dieſe Ideen vereinigten ſich, das hohe Ziel der Anſtrengungen und Verſuche verſchiedener Menſchen zu werden, welche in geheimnißvollen Bildern und Gleichniſſen ihre Lehren fortpflanzten. Zur Verwandlung der Metalle glaubten ſie ein Mittel nöthig zu haben, welches den Urſtoff aller Materie in ſich enthaltend die Macht hätte, alles in ſeine einzelnen Theile aufzulöſen. Dies allgemeine Auflöſungsmittel oder Menstruum universale, welches zugleich die Kraft haben ſollte, allen Krankheitsſtoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde der Stein der Weiſen, Lapis philosophorum, ſo wie die angeblichen Beſitzer deſſelben Adepten genannt. Je weniger die Alchymiſten ſelbſt deutliche Begriffe bei ihren Arbeiten, von den dabei ſich zeigenden Erſcheinungen hatten, deſto mehr ſuchten ſie in geheimnißvollen Bildern und Gleichniſſen ſich auszudrücken. Späterhin wurde dieſe Sprache auch deswegen von den Alchymiſten fortgeſetzt, um ihre Geheimniſſe vor den Ungeweihten zu verhüllen. In Ägypten war in den allerälteſten Zeiten unter den Heroen auch Hermes, der Sohn des Anubis, von dem viele Bücher mit chemiſcher, magiſcher und alchymiſtiſcher Wiſſenſchaft herrühren ſollen, die jedoch aus ſpäterer Zeit ſind (ſ. Hermes Trismegiſtus). Daher wurde die chymiſche und alchymiſche Kunſt auch die hermetiſche genannt. Gewiß iſt es, daß die alten Ägyptier viele und beſondere chemiſche und metallurgiſche Kenntniſſe beſaßen, obgleich der Urſprung der Alchymie nur ungewiß bei ihnen zu ſuchen iſt. Unter den Griechen waren mehrere der ägyptiſchen Schriften kundig und in ihre chemiſchen Kenntniſſe eingeweiht. In der Folge verbreitete ſich auch unter den Römern die Luſt zur Magie, zu theoſophiſchen

Schwärmereien (ſ. **Magie** und **Theoſophie**) und beſonders zur Alchymie. Als unter den römiſchen Tyrannen echte Wiſſenſchaften verfolgt wurden, erhob ſich um ſo mehr der Aberglaube und die Afterweisheit. Die Verſchwendung der Römer in jenen Zeiten erregte die Begierde nach Gold und nach der Kunſt, welche ihnen dieſes unmittelbar und in der größten Menge verhieß. Schon Caligula ſtellte vergebliche Verſuche an, aus Operment Gold zu machen. Diocletian hingegen befahl, alle ägyptiſche Bücher zu verbrennen, die von der Chymie des Goldes und Silbers handelten. In dieſem Zeitalter wurden viele Bücher über Alchymie verfertigt, und fälſchlich mit berühmten Namen des Alterthums überſchrieben. So wurden z. B. dem Demokrit, beſonders aber dem Hermes, eine Menge Schriften beigelegt, die von ägyptiſchen, alexandriniſchen Mönchen und ſophiſtiſchen Einſiedlern aufgeſetzt waren, und welche, wie die **Tabula smaragdina**, in Allegorien und mit myſtiſchen, ſymboliſchen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weiſen zeigten. Späterhin kam die Chemie und Alchymie bei den Arabern ſehr in Aufnahme. Im 8ten Jahrh. lebte der erſte Chemiker unter ihnen, gewöhnlich Geber genannt, in deſſen Werke von der Alchymie ſchon die Anweiſung zu Queckſilberbereitungen u. a. m. vorkommt. In den Zeiten des Mittelalters befleißigten ſich die Mönche in den Klöſtern ſehr häufig der Alchymie, obgleich ſie ſpäterhin von den Päpſten verboten wurde. Allein unter dieſen ſelbſt gab es einen Johann XXII., der an der Alchymie Geſchmack fand. Im 13. und 14. Jahrh. war Raimund Lull oder Lullius einer der berühmteſten Alchymiſten. Man erzählt von ihm das Mährchen, er habe bei ſeiner Anweſenheit in London für den König Eduard I. eine Maſſe von 60,000 Pfund Queckſilber in Gold verwandelt, woraus die erſten Roſenobles geprägt worden wären. In Venedig wurde 1488 die Alchymie verboten. Paracelſus (1525) gehört gleichfalls unter die berühmten Alchymiſten; ferner Roger Bacon, Baſilius Valentinus, und viele andere. Da jedoch geläuterte Chemie und Philoſophie anfingen, ihre Grundſätze zu verbreiten, und mehreren Aufſchluß über die Erſcheinungen bei chemiſchen Arbeiten gaben, nahm die Wuth zu alchymiſtiſchen Träumereien allmählig ab, obgleich im Stillen ihr noch viele, ſelbſt Große, anhingen, wie wir z. B. vom Herzog Franz Carl von Lauenburg (1659) wiſſen, bei dem J. Kunkel von Löwenſtern war. Wenn wir über die Alchymie ein unparteiiſches Urtheil fällen wollen, ſo dürfen wir zuvörderſt die Verdienſte derſelben nicht vergeſſen, welche ſie um die Chemie und ſelbſt um die Heilkunſt gehabt hat. Die erſte und ſorgfältigſte Bearbeitung der Chemie hat ohne Streit in der Alchymie ihren Urſprung. Ferner verdanken wir manche nützliche Erfindung den unabläſſigen Arbeiten und der unermüdlichen Geduld der Alchymiſten, z. B. die Erfindung mehrerer Queckſilberpräparate, des Mineralkermes, des Porzellans u. a. m. über die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle läßt ſich nichts mit Gewißheit entſcheiden. Zwar hat die neuere Chemie darüber abgeſprochen, und, indem ſie die Metalle unter die einfachen Urſtoffe ſetzt, die Möglichkeit, daß ein Stoff in den andern, folglich ein geringeres Metall in Gold verwandelt werden könne, geläugnet. Auch mögen die meiſten Erzählungen von wirklich geſchehener Umwandlung eines Metalles in Gold auf Betrug oder Selbſttäuſchung beruhen, obgleich manche unter Umſtänden und mit Aufführung von Zeugen begleitet ſind, welche ſie

wahrſcheinlich machen. Indeſſen da der menſchliche Forſchungsgeiſt nicht ſtille ſteht; da in der Chemie ſelbſt immer mehrere auffallende Entdeckungen gemacht, die Metalle ſchon ſelbſt nicht von allen Chemikern als einfache, ſondern als zuſammengeſetzte Stoffe angenommen werden; da man mittelſt der Galvaniſchen Batterie ſelbſt das Kali in ein metallähnliches Erzeugniß verwandelt hat, ſo muß man die Möglichkeit, Metall aus andern Subſtanzen, welche die Stoffe dazu enthalten, hervorzubringen, und ein Metall in das andere umzuwandeln oder vielmehr zu veredeln, an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen. Auch darf man nicht alle Alchymiſten als Betrüger anſehen. Viele arbeiteten in wirklicher Überzeugung der Möglichkeit, zu ihrem Zweck zu gelangen, mit unermüdeter Geduld in der Aufrichtigkeit und Reinheit des Herzens (die von den echten Alchymiſten als vorzügliches Erforderniß zum Gelingen dieſer Arbeiten dringend empfohlen wird); allein Theoſophen und Schwärmer allerlei Art, ſogenannte Magier, unwiſſende Menſchen, die aus Goldbegierde, ohne hinreichende chemiſche Kenntniſſe, ſich auf die Alchymie legten, verunſtalteten die chemiſchen Erfahrungen mit ihrem Aberglauben. Viele Betrüger brauchten die Alchymie zum Deckmantel ihrer Habſucht, und betrogen die Schwachen um Geld und Gut. Mancher, auch noch in unſern Tagen, der, ohne gründliche chemiſche Kenntniſſe zu beſitzen, von alten alchymiſtiſchen Büchern, die er nicht verſtand, zu langwierigen Arbeiten, zu Verſchwendung großer Geldſummen und Vernachläſſigung ſeiner Berufsarbeit verleitet wurde, hat dadurch ſeinen Ruin herbeigeführt. Bis jetzt iſt die Chemie noch nicht dahin gelangt, nach ſichern Grundſätzen die Entſtehung der Metalle in ihren einfachen Stoffen, die Geſetze, nach welchen die Natur ſie hervorbringt, ihr Wachsthum und ihre Veredlung einzuſehen, und dieſen Proceß der Natur zu begünſtigen oder nachzuahmen; folglich iſt bis jetzt jede Arbeit der Alchymiſten, das Suchen nach dem Stein der Weiſen, ein Herumtappen im Finſtern, und ſie ſind von Unwiſſenheit, Täuſchung und Betrug in ein Labyrinth gebannt, aus dem ſie ſich nicht herauszufinden vermögen. H.

Alcibiades. Dieſer berühmte Grieche war ein Sohn des Klinias und der Dinomache, und zu Athen in der 82ſten Olympiade (gegen das J. 450 v. Chr.) geboren. Als Kind verlor er ſeinen Vater in der Schlacht bei Chäronea, und ward darauf in dem Hauſe des Perikles, ſeines mütterlichen Großvaters, erzogen. Dieſer war zu ſehr mit den Angelegenheiten des Staats beſchäftigt, um ihm die Sorgfalt zu widmen, welche die Heftigkeit ſeines Charakters erforderte. Alcibiades verrieth von Jugend auf, was er einſt ſein werde. Einſt würfelte er mit einigen Altersgenoſſen auf der Gaſſe; ein Wagen kommt dazu; er bittet den Fuhrmann zu halten, und da dieſer ſich weigert, wirft er ſich vor das Rad und ruft: „Fahre jetzt, wenn du den Muth haſt.“ In allen Studien, in allen Körperübungen verſuchte er ſich mit Glück. Seine Schönheit, ſeine Geburt, das Anſehen des Perikles, ſeines Vormundes, verſchafften ihm eine Menge von Freunden und Verehrern; nachtheilige Gerüchte über ſeine Sitten waren die Folge davon. Sokrates ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft und hoffte, ihn zum Guten leiten zu können. Auch gewann er unläugbar eine große Gewalt über ihn, und aus allen Zerſtreuungen kehrte Alcibiades ſtets zu dem Philoſophen zurück. Die erſten Waffen trug er bei der Unternehmung auf Potidäa; er wurde hier verwundet, und Sokrates, der an ſeiner Seite focht, vertheidigte ihn und führte ihn

zurück. Der Schlacht von Delium wohnte er ebenfalls bei; er befand ſich unter der Reiterei, welche ſiegreich war. Nachdem aber das Fußvolk geſchlagen worden, ward er genöthigt, wie die übrigen die Flucht zu nehmen. Er begegnete auf derſelben dem Sokrates, welcher ſich zu Fuß zurückzog, begleitete ihn und wachte für ſeine Sicherheit. So lange der Demagog Kleon lebte, machte ſich Alcibiades nur durch Luxus und Verſchwendung bekannt, ohne ſich in die Angelegenheiten des Staats zu miſchen. Als jener (im J. 422 v. Chr.) das Leben verloren hatte, brachte es Nicias dahin, daß ein Frieden auf funfzig Jahre zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern abgeſchloſſen wurde. Alcibiades, eiferſüchtig auf des Nicias Anſehen, und zugleich unwillig, daß die Lacedämonier, mit denen er in gaſtfreundſchaftlicher Verbindung ſtand, ſich nicht an ihn gewandt hatten, benutzte einige zwiſchen beiden Nationen entſtandene Mißhelligkeiten, um den Bruch des Friedens zu bewirken. Die Lacedämonier hatten Geſandte nach Athen geſchickt. Alcibiades nahm ſie mit ſcheinbarem Wohlwollen auf, und rieth ihnen, ihre Vollmachten zu verheimlichen, damit die Athenienſer ihnen keine Geſetze vorſchrieben. Jene ließen ſich wirklich täuſchen und erklärten, als ſie in die Volksverſammlung berufen waren, daß ſie ſich ohne Vollmacht befänden. Sogleich trat Alcibiades gegen ſie auf, warf ihnen ihre Treuloſigkeit vor, und bewog die Athenienſer zu einem Bündniß mit den Achäern. Dies führte den Bruch mit Lacedämon herbei. Alcibiades befehligte bei verſchiedenen Gelegenheiten die athenienſiſchen Flotten, welche den Peloponnes verwüſteten; aber auch hier entſagte er dem Luxus und der Üppigkeit nicht. Nach ſeiner Rückkehr nach Athen ergab er ſich allen Arten von Ausſchweifungen. Als er einſt von einer nächtlichen Orgie in Geſellſchaft einiger Freunde zurückkehrte; wettete er, daß er dem reichen Hipponichus eine Ohrfeige geben wolle, und wirklich gab er ſie ihm. Dieſe Handlung machte großes Aufſehen in der Stadt; Alcibiades aber ging zu dem Beleidigten hin, warf ſein Oberkleid ab und forderte ihn auf, ſich durch Ruthenſtreiche an ihm zu rächen. Dieſe offene Reue verſöhnte Hipponichus; er verzieh ihm nicht nur, ſondern gab ihm in der Folge ſogar ſeine Tochter Hipparete mit einer Ausſteuer von 10 Talenten (15,000 Thlr.) zur Gattin. Alcibiades entſagte aber auch jetzt weder ſeinem Leichtſinn, noch ſeiner Verſchwendung. Dieſe zeigte er beſonders auch bei den olympiſchen Spielen, wo er nicht, wie andere Reiche, mit einem, ſondern mit ſieben Wagen zugleich in die Rennbahn trat und die drei erſten Preiſe gewann. Auch in den pythiſchen und nemäiſchen Spielen ſcheint er geſiegt zu haben. Alles dies zog ihm aber den Haß vieler ſeiner Mitbürger zu, und er würde dem Oſtracismus (ſ. d.) unterlegen haben, wenn er nicht in Verbindung mit Nicias und Phäar, die ein gleiches Schickſal fürchteten, ſo geſchickte Maßregeln zu nehmen gewußt hätte, daß die Verbannung eben denjenigen traf, der ihn zu ſtürzen hoffte. Bald darauf beſchloſſen die Athenienſer, auf Alcibiades Vorſchlag, eine Unternehmung gegen Sicilien, und ernannten ihn mit Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüſtungen betrieb, geſchah es, daß einſt in einer Nacht alle Hermen verſtümmelt wurden. Alcibiades Feinde warfen den Verdacht dieſes Frevels auf ihn, verſchoben jedoch die Anklage; kaum aber hatte er ſich eingeſchifft, als ſie das Volk dergeſtalt wider ihn aufreizten, daß er zurückberufen ward, um gerichtet zu werden. Alcibiades hatte bereits auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er den Befehl

zur Rückkehr empfing. Er gehorchte ohne Widerſtand und ſchiffte ſich ein; als er zu Thurium angekommen war, ſtieg er ans Land und verbarg ſich. Wie, Alcibiades, fragte man ihn, haſt du kein Vertrauen zu deinem Vaterlande? — „Ich würde," antwortete er, „meiner Mutter nicht trauen, wenn es mein Leben betrifft; denn ſie könnte aus Verſehen einen ſchwarzen Stein ſtatt eines weißen nehmen." In Athen verurtheilte man ihn hierauf zum Tode. Er aber ſagte auf die Nachricht davon: „Ich werde den Athenienſern zeigen, daß ich noch lebe." Zunächſt ging er nach Argos, dann nach Sparta, wo er ſich mit ſo gewandter Art in die ſtrengen Sitten des Landes zu fügen wußte, daß er auch hier der Liebling des Volks wurde. Daher gelang es ihm, die Lacedämonier zu einem Bündniß mit dem Perſerkönig, und, nach dem unglücklichen Ausgang der athenienſiſchen Unternehmung auf Sicilien, zur Unterſtützung der Einwohner von Chios zu bewegen, um letztere vom Joche Athens zu befreien. Er ging ſelbſt dahin, brachte bei ſeiner Ankunft in Kleinaſien ganz Jonien gegen die Athenienſer in Aufſtand, und fügte ihnen viel Schaden zu. Agis aber und die vornehmſten Spartaner wurden wegen dieſes Erfolgs eiferſüchtig auf ihn, und befahlen ihren Feldherren in Aſien, ihn umbringen zu laſſen. Alcibiades errieth ihren Plan und ging zu Tiſſaphernes, einem perſiſchen Satrapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinſchaftlich zu handeln. Hier änderte er wieder ſeine Sitten, ſtürzte ſich ganz in den aſiatiſchen Luxus, und wußte ſich dem Satrapen unentbehrlich zu machen. Da er den Lacedämoniern nicht mehr trauen konnte, unternahm er es, ſeinem Vaterlande zu dienen, und ſtellte dem Tiſſaphernes vor, daß es dem Intereſſe des großen Königs entgegen ſei, die Athenienſer ganz zu entkräften; man müſſe vielmehr Athen und Sparta, eins nach dem andern, aufreiben. Tiſſaphernes befolgte dieſen Rath, und gönnte den Athenienſern einige Erleichterung. Dieſe hatten damals in Samos bedeutende Streitkräfte. Alcibiades ließ den Befehlshabern eröffnen: wenn ſie die Ausgelaſſenheit des Volks unterdrücken, und die Regierung in die Hände der Vornehmen geben würden, ſo wolle er ihnen die Freundſchaft des Tiſſaphernes verſchaffen, und die Vereinigung der phöniziſchen Flotte mit der lacedämoniſchen hindern. Dieſe Forderung ward bewilligt, und Piſander von ihnen nach Athen geſchickt, der die Regierung einem aus vierhundert Perſonen beſtehenden Rathe übergeben ließ. Als dieſe aber nicht daran dachten, Alcibiades zurückzuberufen, übertrug ihm das Heer von Samos den Oberbefehl mit der Aufforderung, ſogleich nach Athen zu gehn und die Tyrannen zu ſtürzen. Er wollte jedoch nicht in ſein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht einige Dienſte geleiſtet. Er griff daher die Flotte der Lacedämonier an, und ſchlug ſie völlig. Als er hierauf zu Tiſſaphernes zurückgekehrt war, ließ dieſer ihn, um vor ſeinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erſcheinen, in Sardes verhaften. Alcibiades aber fand Mittel, zu entkommen, ſtellte ſich an die Spitze des Heers, ſchlug die Lacedämonier und Perſer bei Cyzikus zu Waſſer und zu Lande, nahm Cyzikus, Chalcedon und Byzanz, gab den Athenienſern die Herrſchaft des Meeres wieder, und kehrte jetzt in ſein Vaterland zurück, wohin man ihn auf des Kritias Vorſchlag zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthuſiasmus empfangen, da die Athenienſer ſeine Verbannung als die Urſach aller bisherigen Unglücksfälle anſahen. Doch dieſer Triumph war von kurzer Dauer. Man ſandte ihn bald mit

hundert Schiffen wieder nach Aſien. Da man ihm aber den Sold für die Mannſchaft nicht ſchickte, ſah er ſich genöthigt, Hülfe in Karien zu ſuchen, und übergab das Commando inzwiſchen dem Antiochus, der vom Lyſander in einen Hinterhalt gelockt wurde, und das Leben und einen Theil ſeiner Schiffe verlor. Dieſen Vorfall benutzten des Alcibiades Feinde, um ihn anzuklagen und andere Anführer ernennen zu laſſen. Alcibiades ging nach Paktyä in Thrazien, verſammelte hier Truppen, und bekriegte die freien Thrazier. Er machte anſehnliche Beute und ſicherte die Ruhe der benachbarten griechiſchen Städte. Die athenienſiſche Flotte lag damals bei Ägos Potamos. Er machte die Anführer auf die ſie bedrohende Gefahr aufmerkſam, rieth ihnen, nach Seſtos zu gehen, und bot ihnen ſeinen Beiſtand an, um den ſpartaniſchen Feldherrn Lyſander entweder zu einer Schlacht oder zum Frieden zu zwingen. Sie gingen aber nicht darauf ein, und wurden bald darauf gänzlich geſchlagen. Alcibiades, der die Macht der Lacedämonier fürchtete, begab ſich nach Bithynien, und wollte von da zum Artaxerxes gehen, um ihn für ſein Vaterland zu gewinnen. Indeß hatten die dreißig Tyrannen, welche Lyſander nach der Eroberung von Athen daſelbſt eingeſetzt hatte, dieſen gebeten, ihn ermorden zu laſſen. Lyſander aber hatte ſich deſſen geweigert, bis er den Befehl dazu von ſeinem Vaterlande erhielt. Er trug die Vollziehung dem Pharnabazes auf. Alcibiades war damals mit der Timandra, ſeiner Geliebten, auf einem Schloſſe in Phrygien. Hier zündeten des Pharnabazes Helfer bei Nacht ſein Haus an, und erſchoſſen ihn mit Pfeilen, als er ſich ſchon aus der Feuersbrunſt gerettet hatte. Timandra beſtattete den Leichnam mit gebührender Ehre. So endigte Alcibiades ſein Leben im J. 404 v. Chr. Geb., ungefähr 45 Jahre alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, mit einem ſeltenen Talent, die Menſchen zu gewinnen und zu beherrſchen, ausgeſtattet und von hinreißender Beredſamkeit (obgleich er das R nicht ausſprechen konnte und ſtotterte), ließ er ſich bei der Anwendung derſelben nur von den äußern Umſtänden beſtimmen. Es fehlte ihm jene Seelenhoheit, die unverwandt der Tugend folgt; dagegen beſaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtſein der Überlegenheit einflößt, und welche vor keinem Hinderniſſe zurückbebt, da ſie über die Wahl der Mittel, zum Zweck zu gelangen, nie zweifelhaft iſt. Unter den Alten haben Plutarch und Nepos ſein Leben beſchrieben.

Alcides, ein Beiname des Herkules, nach der gewöhnlichen Erklärung, von ſeinem Großvater Alcäus, dem Vater des Amphitruo.

Alcudia (Don Manuel de Godoy, Herzog von), Friedensfürſt, Günſtling des Königs Carl IV. von Spanien, geb. 1764 zu Badajoz. Als ein armer Edelmann, der gut ſang, die Guitarre ſpielte und durch eine ſchöne hohe Geſtalt ſich auszeichnete, ging er mit ſeinem ältern Bruder Louis Godoy nach Madrid. Ein Speiſewirth gab ihm ein Jahr lang Credit, und ließ ſich ſtatt der Bezahlung von ihm zur Guitarre vorſingen. Endlich gelang es ihm, 1787 unter die Leibgarde zu kommen. Sein Bruder machte durch ſein Spiel und ſeinen Geſang die Bekanntſchaft einer Kammerfrau der Königin, die ihn ihrer Gebieterin empfahl. Die Königin hörte von ihm, daß ſein Bruder noch beſſer ſinge und ſpiele; und Don Manuel wurde zu ihr gerufen. Auch der König ward von ſeinem Spiele entzückt. Godoys Art, ſich auszudrücken, gefiel ihm; und der neue Günſtling wurde in ſchneller Folge — ſo viel vermochten ſeine verführeriſche Perſönlich-

keit, ſeine Leichtigkeit und Anmuth des Geſprächs und ſein ſeltenes Talent zur Intrigue! — 1788 zum Adjutanten der Compagnie, 1791 zum Generaladjutanten der Leibgarden und zum Großkreuz des Ordens Carls III., 1792 zum Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, erſten Miniſter an Arandas Stelle, und Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, 1795 endlich, zur Belohnung ſeiner beim Abſchluß des Friedens mit Frankreich vermeintlich bewieſenen Sorgfalt, zum Friedensfürſten (Principe de la Paz) und zum Grand der erſten Claſſe ernannt, und noch außerdem mit einer Domäne beſchenkt, die ihm auf 50,000 große Piaſter eintrug. Er unterzeichnete am 19ten Aug. 1796 zu St. Ildephonſo ein Schutz- und Trutzbündniß mit der franzöſiſchen Republik. Im Sept. 1797 vermählte er ſich mit Donna Maria Thereſia von Bourbon, einer Tochter des Infanten Don Louis, Bruders König Carls III. Um dieſe Verbindung ſtandesmäßig zu machen, ließen gefällige Genealogiſten Godoyn vom Kaiſer Montezuma abſtammen. Zwar legte er im J. 1798 das Miniſterium nieder, allein der König und die Königin bezeigten ihm fortwährend ihre Gunſt, und noch in demſelben Jahre ward er zum Generalcapitán ernannt. 1801 befehligte er die Armee gegen Portugal, und unterzeichnete den Vertrag von Badajoz, welcher ihm, zufolge einer geheimen, dem Vertrage vorangehenden Bedingung, die Hälfte der von dem Prinzen von Braſilien zu zahlenden 30 Millionen Franken einbrachte. Ein Decret vom 1ſten Oct. 1804 erhob ihn zum Generalliſſimus der ſpaniſchen Land- und Seemacht. Er hielt jetzt ſeine eigene Leibwache von 120 Mann; auch ſtiegen ſeine Einkünfte um 100,000 Piaſter. Im J. 1807 legte ihm ein neues Decret den Titel Durchlaucht bei und ertheilte ihm die unumſchränkteſte Gewalt, denn es hieß darin: „Schließlich befehle ich allen meinen Conſeils, Vicekönigen, Generalcapitänen u. ſ. w., daß ſie Ihren Verfügungen in Allem, was auf meinen Dienſt Bezug hat, Folge leiſten, Sie wie meine eigene Perſon ehren u. ſ. w.“ So übte der Friedensfürſt, der keineswegs durch außerordentliche Verdienſte, ſondern einzig durch die Gunſt der Königin ſich aus dem Staube erhoben, und mit der königl. Familie durch Bande des Bluts verbunden, eine unumſchränkte Gewalt über den ſchwachen König und die Königin, wie über die königl. Familie und das ganze Reich aus. Aber plötzlich ſtürzte er von dieſer Höhe herab, wozu Urſachen von außen und innen zuſammenwirkten. Napoleons Macht hatte auch dem Friedensfürſten Argwohn erregt, und 1806, kurz vor dem Kriege mit Preußen, glaubte er, daß der Zeitpunct gekommen ſei, Frankreichs Macht zu brechen. Er rief die Nation zu den Waffen, und wiewohl er den Zweck ſeiner Rüſtungen nicht angab, auch, bei der Wendung des Krieges gegen Preußen, Schutzanſtalten gegen die Barbaresken vorwendete, ſo hatte doch Napoleon ſeine Abſicht erkannt und von dem Augenblick an den Plan gefaßt, die Bourbonen in Spanien zu entthronen (ſ. Spanien ſeit 1808). Unterdeſſen wurde der Haß des Volks gegen den übermüthigen Günſtling aufs äußerſte durch den Proceß vom Escurial gereizt. Zu ſpät ſah Don Godoy den verderblichen Abgrund unter ſeinen Füßen ſich öffnen. Seinen Plan, mit der königl. Familie nach Amerika zu flüchten, vereitelte der Aufſtand von Aranjuez (19ten März 1808). Der Friedensfürſt, gegen den die ganze Wuth des Volks ſich richtete, hatte ſich auf einem Boden verborgen, wurde aber daſelbſt aufgefunden, gemißhandelt, und auf die Bitte des Kö-

nigs und der Königin von dem Prinzen von Aſturien nur durch das Verſprechen gerettet, daß ſogleich Gericht über ihn gehalten werden ſolle. Dies verhinderten indeß die Ereigniſſe von Bayonne. Napoleon, der ſich des Einfluſſes des Friedensfürſten bei Carl IV. bedienen wollte, bewirkte ſeine Entlaſſung aus dem Gefängniß und rief ihn nach Bayonne, wo er den 26ſten April 1808 ankam, und die Triebfeder alles deſſen war, was der König und die Königin von Spanien thaten. Seitdem hat er in Frankreich und nachher in Rom ſich aufgehalten, wo er die Gunſt des Königs und der Königin bis zu beider Tod (im Jan. 1819) genoß. Als er 1818 krank war, pflegte ihn die Königin ſelbſt. Sein Vermögen in Spanien hat er verloren. Man ſchätzte ſein jährliches Einkommen im J. 1818 auf 5 Millionen Piaſter. Er beſaß die reichſten Gemähldegallerien in ganz Spanien; ſeine Wohnung war die reichſte und geſchmackvollſte. Von ſeiner Gemahlin, die in Toledo bei ihrer Mutter, einer gebornen Vallabriga, geblieben iſt, hat er eine Tochter, die Herzogin von Alcudia. — Die Privatgeſchichte dieſes Mannes iſt durch den Haß der Spanier verfälſcht. Unter mehreren Anekdoten wird folgende allgemein erzählt. Ein alter Officier, Namens Tudo, ſuchte länger als ſechs Monate vergebens Gehör beim Fürſten zu erhalten. Endlich ließ er durch ſeine Tochter darum bitten. Sogleich wurden beide vorgelaſſen, und der Vater erhielt die Stelle eines Gouverneurs im Buen-Retiro, wohin der Fürſt ſeitdem öfter ging, um das Fräulein Joſephine Tudo zu beſuchen. Dieſe feſſelte ihn ſo, daß er im Geheim ſich mit ihr vermählt haben ſoll. Auch die Königin, ſagt man, wußte davon; vor dem König aber wagte niemand, etwas zum Nachtheil des Fürſten zu ſagen. Aus Eiferſucht darüber ſoll die Vermählung des Fürſten mit der 15jährigen Tochter des Infanten Don Louis betrieben worden ſein. Am Abend vor der Vermählung erfuhr die Tudo das erſte Wort davon. Außer ſich lief ſie in den Palaſt und in die Zimmer des Fürſten. „Er iſt mein Gemahl," rief ſie, „der Vater meiner Kinder! Ich rufe Gott und Menſchen um Gerechtigkeit an!" Godoy entfloh durch den Garten. Die Unglückliche fiel in Ohnmacht und ward in ihre Wohnung zurückgebracht. Doch nach einigen Tagen verſöhnte ſich der Fürſt mit ihr, indem er ſie überredete; er habe den Befehlen des Königs gehorchen müſſen. Nach der Eroberung der portugieſiſchen Feſtung Olivenza 1800 überſchickte der Fürſt, welcher den Oberbefehl geführt, an die Königin, als ein Zeichen der eroberten portugieſiſchen Provinz, einen friſchen Orangenzweig. Der Eilbote, der ihn überbrachte, hatte 40 Meilen in acht Stunden gemacht. Ein ähnliches Geſchenk ſandte er durch einen andern Courier an die Tudo. Bei der Kataſtrophe am 18ten und 19ten März 1808 wurde die Frau v. Tudo auf keine Weiſe beleidigt. Sie lebt jetzt noch mit ihren Kindern in Spanien. Noch hat der Fürſt — erzählt die Biographie des hommes vivans — zwei Söhne von einem Fräulein, die er zur Gräfin v. Caſtello Fiel hat ernennen laſſen. — Übrigens hatte Godoy ſich während ſeines großen Einfluſſes über die kirchlichen Verhältniſſe des Staats oft weggeſetzt, und manche gute Idee, z. B. die der Peſtalozziſchen Schulen, auszuführen geſucht, ohne in das Weſen derſelben einzudringen. Er hat mehreren Gefangenen des heil. Gerichts die Freiheit wieder gegeben, und ihre Verhörsacten ins Feuer geworfen. Jetzt führt er ein völlig unbedeutendes Leben. Er ſcheint an nichts mehr zu denken, und ſpricht von keinem Vorfall ſeines Le-

lens auch nur ein Wort. Er tadelt niemand, und ſchweigt ganz von ſeinen Feinden. Man hört ihn blos wiederholen, daß er kein Blut vergoſſen habe. — Sein Bruder, Don Louis, iſt 1801 als Generalcapitän von Eſtremadura geſtorben. (Eine ausführlichere biographiſche Skizze ſteht in den Zeitgenoſſen, Band 4. Stück 13.)

Alcuinus (Flaccus) oder Alchuin, auch Albin, ein berühmter und gelehrter Engländer, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Carls des Großen. Er war zu York, nach andern bei London, ums J. 736 geboren, erhielt von Beda dem Ehrwürdigen und dem Biſchof Elbert Unterricht, und wurde Abt von Canterbury. Auf ſeiner Rückreiſe von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Carl der Große in Parma kennen, und trug ihm ſogleich ſeine Dienſte an, in die auch Alcuin im folgenden Jahre trat. Carl ließ durch ihn nicht allein an ſeinem Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hofſchule (Palatina) errichtet wurde, ſondern gab ihm auch die Aufſicht über verſchiedene Klöſter, in welchen Alcuin für die Verbreitung der Wiſſenſchaften ſorgte. Aber ſeine Thätigkeit begnügte ſich damit nicht, und die meiſten Schulen in Frankreich wurden von ihm theils geſtiftet, theils in einen beſſern Flor gebracht. Dies geſchah beſonders durch die Schule, die er in der Abtei St. Martin zu Tours 796 anlegte, wobei er die Schule zu York zum Muſter nahm. Hier unterrichtete er ſelbſt eine große Anzahl Schüler, welche in der Folge die Gelehrſamkeit in der fränkiſchen Monarchie verbreiteten. Alcuin nahm endlich 801 von dem Hofe ſeine Entlaſſung, ging in die Abtei St. Martin zu Tours, von wo aus er jedoch mit Carl ſich durch häufige Briefe unterhielt, und ſtarb ſchon 804. Er hinterließ außer vielen theologiſchen Schriften mehrere zum Unterricht in den Anfangsgründen der Philoſophie, der Redekunſt und der Sprachlehre, auch ſelbſt Gedichte und eine große Anzahl Briefe, die jedoch durch ihren Styl nicht gefallen können, und überhaupt den noch ungebildeten Geiſt ihres Zeitalters deutlich bewähren; indeſſen erkennt man noch jezt, nach einem Jahrtauſend, in ihm den gelehrteſten und gebildetſten Mann ſeines Zeitalters. Er verſtand Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch. Seine Werke ſind erſchienen, Paris, 1617, Fol., und vollſtändiger, Regensb. 1777, 2 B. Fol.

Aldobrandini, der Name einer fürſtl. Familie zu Rom, der in der Kunſtgeſchichte genannt wird, weil ein antikes Frescogemälde in der Villa derſelben befindlich iſt, welches eine Hochzeit vorſtellt und den Namen der Aldobrandiniſchen Hochzeit erhalten hat. Es wurde unweit Santa Maria Maggiore, in der Gegend, wo ehemals des Mäcenas Gärten waren, zur Zeit Clemens VIII. aufgefunden, und von da in jene Villa gebracht (vgl. Böttiger). Auch mehrere Gelehrte dieſes Namens haben ſich ausgezeichnet, namentlich Sylveſter Aldobrandini als Rechtsgelehrter, und deſſen Bruder Thomas, beide im 16ten Jahrh.

Aldus, ſ. Manutius.

Ale (engl.), ein ſüßes, ohne Hopfen gebrautes, ſehr ſtarkes Bier, das in England am vorzüglichſten bereitet wird. Eine andere geringere Art dieſes Biers wird Porter genannt.

Alekto, ſ. Furien.

Alemannen. Mit dieſer Benennung, welche ſo viel wie Alle Mannen oder Allerlei Mannen bedeutet, wird ein Kriegsbund mehrerer deutſchen Stämme bezeichnet, die zu Anfange des 3ten Jahrh. ſich

dem römiſchen Gebiete näherten. Ihre Wohnſitze erſtreckten ſich auf der Oſtſeite des Rheins vom Bodenſee, der Alb und der Donau bis an den Main und die Lahn; gegen Oſten grenzten ſie an die Sueven, und oberhalb derſelben an die Burgunder. Die Hauptvölker des alemanniſchen Bundes waren die Teucterer, Uſipeter, Chatten und Vangionen. Caracalla focht mit ihnen zuerſt am Südrhein (211), ohne ſie zu beſiegen; eben ſo Severus. Erſt Maximinus überwand ſie, trieb ſie nach Deutſchland zurück, und plünderte daſelbſt (236). Als ſie aber nach deſſen Tode wieder verheerend in Gallien einfielen, ſchlug ſie Poſthumius, verfolgte ſie bis in Deutſchland, und befeſtigte die Grenze mit Wällen und Gräben; wovon die Schanzen bei Phöring an der Donau, der durch das Hohenlohiſche bis nach Jarthauſen ſich hinziehende Wall, und der Pfahlgraben auf der Nordſeite des Mains Überbleibſel ſind. Die Alemannen ließen aber von ihren kriegeriſchen Streifzügen nicht ab, und wurden nach einander von Vollianus, des Poſthumius Nachfolger, von Kaiſer Probus (282), dann nach einem bedeutenden Zwiſchenraume, von Conſtantinus Chlorus zurückgeſchlagen. Dennoch eroberten ſie während der Unruhen im Reich, und bis Conſtantinus einziger Herr der Monarchie wurde, den Landſtrich von Mainz bis über Straßburg. Endlich wurde Julian (357) als Cäſar nach Gallien geſchickt. Er vertrieb die Alemannen wieder, und zwang ihre Fürſten, deren es damals acht gab, um Frieden zu bitten. Ihre geſammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35,000 Mann. Als die Völkerwanderung eintrat, waren die Alemannen unter den Haufen, welche Gallien überſchwemmten. Sie verbreiteten ſich am ganzen Weſtrhein, und in der letzten Hälfte des 5ten Jahrh. über ganz Helvetien. Chlodwig endlich brach ihre Macht (496), unterwarf ſie, und entzog ihnen einen großen Theil ihrer Beſitzungen. Viele flüchteten ſich zu Theodorich, König der Oſtgothen, nach Italien und in die Alpen; die meiſten aber kehrten in ihr Vaterland zurück.

Alembert (Jean-le-Rond d'), einer der berühmteſten Mathematiker und ausgezeichnetſten Literatoren des 18ten Jahrh., war zu Paris 1717 geboren, und wurde von ſeinen Ältern (welche, wie wir jetzt wiſſen, die Frau von Tencin und der Provinzialcommiſſär der Artillerie Destouches waren) ausgeſetzt. Das Kind ſchien ſo ſchwach, daß der Polizeicommiſſär, der es aufhob, ſtatt es in das Findelhaus zu ſchicken, daſſelbe der Sorgfalt einer armen Glaſerfrau übergab. Vielleicht hatte er dazu einen geheimen Auftrag, denn obwohl d'Alemberts Ältern ſich nie öffentlich zu erkennen gegeben haben, ſo entzogen ſie ihm doch ihre Sorgfalt nicht, und ſein Vater ſetzte ihm in der Folge eine Rente von 1200 Livres aus, eine Summe, welche damals für die Bedürfniſſe des Lebens hinreichte. Er zeigte ſchon früh viel Gewandtheit und Leichtigkeit im Lernen; mit ſeinem 4ten Jahre war er in eine Penſionsanſtalt gekommen, und zählte erſt zehn Jahre, als der Unternehmer der Anſtalt, ein Mann von Verdienſten, erklärte, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe. Zwölf Jahre alt trat er in das Collegium Mazarin. Seine Anlagen überraſchten die Lehrer in dem Maße, daß ſie in ihm einen neuen Pascal zur Aufrechthaltung der Sache der Janſeniſten, mit welchen ſie eng verbunden waren, gefunden zu haben glaubten. Er ſchrieb in dem erſten Jahre ſeiner philoſophiſchen Studien einen Commentar über die Epiſtel Pauli an die Römer. Aber als er die Mathematik ſtudirte, feſſelte ihn dieſe

Wiſſenſchaft ſo entſchieden, daß er allen theologiſchen Streitigkeiten auf immer entſagte. Er verließ hierauf das Collegium, ſtudirte die Rechte und ward Advocat, hörte aber darum nicht auf, ſich mit der Mathematik zu beſchäftigen, wiewohl es ihm dazu faſt ganz an Hülfsmitteln fehlte. Eine Schrift über die Bewegung feſter Körper in einer Flüſſigkeit, und eine andere über die Integralrechnung, welche er 1739 und 1740 der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegte, zeigten ihn in einem ſo günſtigen Lichte, daß dieſelbe ihn 1741 unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Er ſchrieb hierauf ſeine berühmten Werke über die Dynamik (Traité de dynamique), über die Flüſſigkeiten (Traité des fluides), gewann 1746 durch ſeine Theorie der Winde den von der berliner Akademie ausgeſetzten Preis, und ward zugleich zum Mitgliede derſelben ernannt. Unter den Denkſchriften, welche er dieſer Akademie übergab, zeichnen ſich beſonders zwei über die reine Analyſis, und eine über die Schwingungen der Saiten aus. D'Alembert nahm gleichfalls Theil an den Unterſuchungen, welche Newtons Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollſtändigten. Während Euler und Clairaut damit beſchäftigt waren, übergab er 1747 der Akademie der Wiſſenſchaften eine Auflöſung des Problems, wodurch beſtimmt werden ſoll, welche Störungen die gegenſeitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptiſchen Bewegung um die Sonne verurſachen, und wie dieſe Bewegung beſchaffen ſein würde, wenn ſie nur ihrer Schwere gegen dieſes Geſtirn folgten. Er ſetzte dieſe anhaltenden Arbeiten mehrere Jahre fort, und ſchrieb nach und nach ſeine Unterſuchungen über verſchiedene wichtige Puncte des Weltſyſtems, über das Vorrücken der Nachtgleichen, ſeinen Verſuch über den Widerſtand flüſſiger Körper und eine Menge anderer Abhandlungen; Werke, über deren Werth die Sachkenner nur Eine Stimme haben, die ihn aber mit Euler und manchen andern in ein geſpanntes Verhältniß ſetzten. Die erſte Gluth ſeiner Neigung für die Mathematik hatte auf einige Zeit ſeine früh erregte Liebe für die ſchönen Wiſſenſchaften eingeſchläfert, aber dieſe erwachte bald, als nach ſeinen wichtigſten Entdeckungen die mathematiſchen Unterſuchungen ihm nicht mehr eine ſo reiche Ernte neuer Wahrheiten gewährten, oder als er das Bedürfniß fühlte, ſeinen Geiſt von ſo tiefen Forſchungen auszuruhen zu laſſen. Mit ſeiner Einleitung zur Encyklopädie betrat er die neue Bahn, und ſie wird ſtets ein Muſter des Styls bleiben, wie man über die Wiſſenſchaften mit Würde und Beſtimmtheit ſchreiben muß. D'Alembert gab hier den Kern ſeiner durch 20jährige Studien erworbenen mathematiſchen, philoſophiſchen und literariſchen Kenntniſſe, und das war der Kern alles deſſen, was man überhaupt damals von dieſen Gegenſtänden in Frankreich wußte. Er unternahm unter andern den mathematiſchen Theil der Encyklopädie, und arbeitete ſelbſt eine Menge trefflicher Artikel dafür aus. Indem er ſeinen Namen dieſem Werke vorſetzte, theilte er gewiſſermaßen deſſen Schickſal, und ſah ſich in die literariſche Welt geſchleudert, wo die Eigenliebe ſo unzählige Händel erzeugt. Nach dieſem erſten Schritt fuhr d'Alembert, der bald auch in die franzöſiſche Akademie trat, fort, die ſchönen Wiſſenſchaften zugleich mit der Mathematik zu bearbeiten. Seine Schriften in dieſem Fache fanden, wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit, bei allen guten Köpfen Beifall; ſie zeichnen ſich ſämmtlich durch Reinheit der Sprache und des Styls, und durch Kraft und Stärke der Gedanken aus. Obwohl er wegen der Encyklopädie Verfolgungen und von der Regierung ſeines Vaterlandes Zu-

rückſetzung erfuhr, ſo folgte er doch weder den Einladungen Friedrichs II., ſich in Berlin niederzulaſſen, noch den Anerbietungen der ruſſiſchen Kaiſerin, die ihm eigenhändig die Erziehung ihres Sohnes übertrug. Von den Ausländern lernte ſein Vaterland ſeinen Werth kennen, und der König von Preußen gab ihm ein Jahrgeld, als ihm die pariſer Akademie der Wiſſenſchaften den Gehalt verweigerte, auf den er ſo gerechte Anſprüche zu machen hatte. Seine Einnahme war immer nur mäßig, dennoch übte er die Wohlthätigkeit in weitem Umfange. Länger als 30 Jahre lebte er höchſt einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ dieſe Wohnung nur, als ſeine Geſundheit ihn dazu nöthigte. Daß ihm ein gefühlvolles Herz nicht gefehlt habe, beweiſt ſein eben ſo zartes als dauerndes Verhältniß zur L'Eſpinaſſe. Die Unabhängigkeit über alles ſchätzend, vermied er die Geſellſchaft der Großen, und ſuchte nur den Umgang ſolcher Perſonen, denen er ſich mit der ganzen Heiterkeit und Freimüthigkeit ſeines Charakters hingeben konnte. Das Anſehen, deſſen er genoß, ſeine beſtändigen Freundſchaftsverhältniſſe mit Voltaire und ſeine Verdienſte zogen ihm viele Feinde zu; doch hatte er mit J. J. Rouſſeau einen literariſchen Streit wegen des für die Encyklopädie beſtimmten Artikels über Genf. Er ſtarb am Stein, ohne ſich der Operation unterwerfen zu wollen 1783 im 66ſten Jahre ſeines Alters. Friedrich II., der d'Alembert 1763 perſönlich kennen gelernt hatte, unterhielt mit ihm einen Briefwechſel, der nach beider Tode im Druck erſchienen iſt und eine höchſt angenehme Unterhaltung gewährt. — Die Feinde d'Alemberts haben ſeinen Werth beſtimmen wollen, indem ſie ſagten, er ſei ein guter Geometer unter den Literatoren, und ein guter Literator unter den Geometern. Die Wahrheit iſt, daß er in der Geometrie zwar noch etwas höher ſteht, als in der Literatur, daß aber, vermöge des Einfluſſes, den der Styl auf das Schickſal jeder Art ausübt, ſeine literariſchen Werke länger Intereſſe erwecken werden, als ſeine mathematiſchen. Jene ſind geſammelt erſchienen in den Oeuvres philosophiques, historiques et litéraires de d'Alembert, 18 Vol. 8vo, Paris 1805.

Aleppo, eigentlich Halep, die Hauptſtadt des Paſchaliks gleiches Namens, welches eins von den Generalgouvernements des türkiſchen Reichs in Aſien ausmacht, und das alte Syrien oder die Strecke Land vom Euphrat bis ans mittelländiſche Meer (1110 Quadratm. mit 800,000 Einw.) begreift. Der einzige bedeutende Fluß des Paſchaliks iſt der fiſchreiche Orontes, der unter jeder andern Regierung durch einen in den Ebenen fortlaufenden Canal längſt mit dem Euphrat verbunden ſein würde. Das Land hat Weizen, Gerſte, Baumwolle, Indigo, Seſam ꝛc., und in den Gebirgen Maulbeerbäume, Öl- und Feigenbäume zu ſeinen Haupterzeugniſſen. Halep (der Sitz des Paſcha von drei Roßſchweifen, eines griechiſchen Patriarchen und eines armeniſchen, jacobitiſchen und maronitiſchen Biſchofs) hat drei Stunden im Umfang, 14,000 Häuſer und über 150,000 Einw., mit vielen Fabriken in Seide, Baumwolle ꝛc. Sie treibt beträchtlichen Handel, indem ſie den Mittelpunct des Verkehrs zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und dem mittelländiſchen Meere ausmacht. Die meiſten Einwohner ſind Mohammedaner, die übrigen Juden, morgenländiſche Chriſten und Europäer.

Aleuten, eine ruſſiſche Inſelgruppe, wodurch das Meer von Kamtſchatka von dem nördlichen Theile des Auſtraloceans getrennt wird. Sie zerfällt in vier Abtheilungen, die Saſingan- oder nähern

Digitized by Google

aleutiſchen Inſeln, die Chao-, Negho- oder Andreanowſchen und die Kawalang- oder Fuchs-Inſeln, welche zuſammen mehrere 100, nach Büſching, Fabri und Cannabich jedoch nur höchſtens 40, Eilande zählen. Die bekannteſten und größten darunter ſind Unalaſchka und die Beringsinſel. Die 45 größern Inſeln haben 348 QM. Der Anblick aller dieſer Inſeln iſt äußerſt traurig; unter ihrem nordiſchen Himmel entwickelt ſich kein Baum mehr, gedeiht kein Hausthier, wohl aber haben ſie Überfluß an Raub- und Pelzwild, an Seethieren und Fiſchen. Auf mehreren erheben ſich Vulcane. Die Einwohner gehören zum kamtſchadaliſchen Stamme, ein harmloſes Jäger- und Fiſchervolk, das aber durch Blattern und Luſtſeuche bis auf 2000 Köpfe ausgeſtorben iſt. Die Ruſſen, denen ſie Tribut zahlen, beſuchen dieſe ſonſt unwirthbaren Inſeln blos des Pelzwerks wegen. Durch eine ruſſiſche Ukaſe ſind künftig nur patentirte fremde Schiffe und ruſſiſche oder aleutiſche Fahrzeuge berechtigt, zwiſchen dem ruſſiſchen Aſien und Nordamerika ruſſiſchen Antheils zu ſchiffen oder Fiſchfang zu treiben in der Nähe von 100 italieniſchen Meilen an der beiderſeitigen Küſte.

Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella 356 v. Chr. Geb. geboren. Seine Mutter war Olympia, die Tochter des Neoptolemus von Epirus. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgeſtattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Die Siege Philipps betrübten ihn. „Mein Vater," rief er einſt aus, „wird mir nichts zu thun übrig laſſen." Philipp verſäumte nicht, ihm die ſorgfältigſte Erziehung zu geben. Er gab ihm den Leonidas, einen mütterlichen Verwandten, und den Lyſimachus, nachher aber den Ariſtoteles zum Erzieher und Lehrer. Dieſer große Philoſoph ließ ihn, vom Hofe entfernt, den ganzen Kreis der menſchlichen Kenntniſſe durchlaufen, beſonders aber bemühte er ſich, ihn in den einem Herrſcher nöthigen Wiſſenſchaften zu unterrichten, und ſchrieb für ihn ein Werk über die Kunſt zu regieren, deſſen Verluſt wir ſehr zu bedauern haben. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, und der Fürſt eines ſolchen Reichs das Opfer des Kriegs werden mußte, wenn er ſich nicht durch ihn zu erheben verſtand: ſo ſuchte Ariſtoteles ſeinem Zöglinge auch die kriegeriſchen Tugenden einzuflößen. Zu dem Ende empfahl er ihm das fleißige Leſen der Iliade, und beſorgte ſelbſt eine Durchſicht dieſes Gedichts; und dies von Ariſtoteles berichtigte Exemplar war das Lieblingsbuch Alexanders, der ſich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin geleſen zu haben. Dieſe Studien hinderten ihn aber nicht, auch ſeinen Körper durch gymnaſtiſche Übungen auszubilden. Es iſt bekannt, wie er ſchon als Jüngling den Bucephalos bändigte, den niemand zu beſteigen wagte. Er war 16 Jahr alt, als Philipp, der gegen Byzanz auszog, ihm die Regierung während ſeiner Abweſenheit übertrug. Wunder der Tapferkeit verrichtete er zwei Jahre ſpäter (338) in der Schlacht bei Chäronea, wo er den Ruhm hatte, die heilige Schar der Thebaner zu ſchlagen. „Mein Sohn," ſagte Philipp, nachdem er ihn nach der Schlacht umarmte, „ſuche dir ein anderes Reich, denn das, welches ich dir hinterlaſſe, iſt für dich nicht groß genug." Indeß entzweiten ſich beide, als Philipp die Olympias verſtieß. Alexander, der ſeine Mutter in Schutz nahm, mußte, um der Rache ſeines erzürnten Vaters zu entgehen, nach Epirus flüchten; bald aber erhielt er Verzeihung, und kehrte zu Philipp zurück. Darauf begleitete er ſeinen Vater gegen die Triballier, und rettete ihm

Digitized by Google

hier im Handgemenge das Leben, Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüſtete ſich zu einem Kriege gegen Perſien, als er im J. 337 v. Chr. G. ermordet wurde. Alexander, der noch nicht 20 Jahre zählte, beſtieg den Thron, ließ die Schuldigen beſtrafen, begab ſich darauf nach dem Peloponnes, und ließ ſich in der allgemeinen Verſammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Perſien ertheilen. Nach ſeiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballier feindlich gerüſtet; er zog wider ſie, erzwang den Durchzug durch Thrazien, und war allenthalben ſiegreich. Aber auf ein Gerücht von ſeinem Tode hatten auch die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und, von Demoſthenes aufgereizt, waren die Athenienſer bereit, ſich mit ihnen zu vereinigen. Alexander eilte, dieſe Vereinigung zu hindern, erſchien vor Theben, das er umſonſt zur Unterwerfung auffoderte, und eroberte und zerſtörte die Stadt. 6000 Einwohner wurden niedergehauen und 30,000 in die Sclaverei geführt. Nur das Haus Pindars, ſo wie die Familie dieſes Dichters blieben verſchont. Dieſe Strenge erſchreckte das ganze Griechenland, und die Anhänger Alexanders allein wagten es, ſich zu zeigen. Die Athenienſer erfuhren ein minder hartes Schickſal; Alexander begnügte ſich, die Verbannung des Charmides, der am erbittertſten wider ihn geſprochen hatte, von ihnen zu fordern. — Nachdem er Antipater zu ſeinem Stellvertreter in Europa ernannt, und ſich in einer allgemeinen Verſammlung der griechiſchen Völker in der Eigenſchaft eines oberſten Befehlshabers beſtätigen laſſen, ſetzte er im Frühling des J. 334 mit 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern nach Aſien über. Er war damals 22 Jahr alt. Auf den Feldern von Ilium opferte er der Minerva, um ihre Gunſt und Hülfe für ſein Unternehmen zu gewinnen, das Grab des Achilles aber kränzte er mit Blumen, und pries dieſen Helden, von dem er durch ſeine Mutter abſtammte, glücklich, einen Freund wie Patroklus, und einen Sänger ſeiner Thaten, wie Homer, gefunden zu haben. Als er dem Granikus ſich näherte, vernahm er, daß mehrere perſiſche Satrapen ihn jenſeit mit 20,000 Mann Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte Alexander ſein Heer durch den Fluß und errang, nachdem er mit ſeiner Lanze des Darius Eidam, Mithridat, niedergeſtoßen und ſich allen Gefahren preisgegeben, einen vollſtändigen Sieg. Die Macedonier, durch ſein Beiſpiel ermuntert, warfen alles vor ſich nieder, und die ganze Armee ſetzte über den Fluß. Die griechiſchen Hülfsvölker der Perſer, die, in Phalangen gebildet, noch widerſtanden, wurden bis auf 2000 Mann, die in Gefangenſchaft fielen, niedergehauen. Den Gebliebenen ſeines Heers hielt Alexander nach dieſem Siege eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern Vorrechte. Die meiſten Städte Kleinaſiens, und Sardes ſelbſt, öffneten dem Sieger die Thore. Milet und Halikarnaß widerſtanden länger. In allen griechiſchen Städten ſtellte Alexander die Demokratie wieder her, löſte bei ſeinem Durchzug durch Gordium den bekannten gordiſchen Knoten mit ſeinem Schwerte, und eroberte Lycien, Jonien, Karien, Pamphilien und Kappadocien. Aber eine gefährliche Krankheit, die er ſich durch ein Bad im Cydnus zuzog, hemmte ſeinen Lauf eine kurze Zeit. Damals zeigte Alexander die ganze Hoheit ſeines Charakters. Eben als ſein Arzt, Philippus, ihm einen Trank reicht, empfängt er einen Brief vom Parmenio, der ihm meldet, daß Philipp von Darius beſtochen ſei, um ſeinen König zu vergiften. Alexander gibt dem Arzte den Brief und nimt in dem-

ſelben Augenblick den Trank. Sein edles Vertrauen ward durch eine ſchleunige Geneſung belohnt. Kaum hergeſtellt, rückte Alexander gegen die Engpäſſe Ciliciens vor, wohin ſich Darius, ſtatt ſeinen Gegner in den Ebenen Aſſyriens zu erwarten, unkluger Weiſe mit einem ungeheuren Heere begeben hatte. Bei Iſſus, zwiſchen dem Meer und den Gebirgen, kam es zur zweiten Schlacht, deren Ausgang nicht lange zweifelhaft blieb. Die unentwickelten Streitmaſſen der Perſer wurden von den einbrechenden Macedoniern bald in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leiſteten 30,000 Griechen, im Solde des Perſerkönigs, längeren Widerſtand; aber auch ſie mußten dem herbeieilenden Alexander weichen, der die Schätze und die Familie des Darius erbeutete. Letztere wurde von ihm auf das edelmüthigſte behandelt. Den Darius, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, ſondern begab ſich, um ihn vom Meere abzuſchneiden, nach Cöleſyrien und Phönizien. Hier bekam er vom Darius Briefe, worin dieſer auf Frieden antrug. Alexander antwortete, wenn er ſich zu ihm verfügen wolle, werde er ihm nicht nur ſeine Mutter, Gemahlin und Kinder ohne Löſegeld, ſondern auch ſein Reich zurückgeben. Dieſe Antwort konnte zu keinem Reſultat führen. Der Sieg bei Iſſus öffnete den Macedoniern alle Straßen. Alexander beſetzte Damascus, wo ſich der königliche Schatz befand, und verſicherte ſich aller Städte längs des mittelländiſchen Meeres. Tyrus, durch ſeine feſte Lage kühn gemacht, widerſtand ihm, ward aber nach ſieben Monaten unglaublicher Anſtrengungen erobert und völlig zerſtört. Siegreich durchzog er darauf Paläſtina, wo ſich ihm alle Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schickſal theilte, unterwarfen. Ägypten, des Jochs der Perſer müde, empfing ihn als ſeinen Befreier. Er ſtellte, um ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche wieder her und gründete Alexandrien, das eine der erſten Städte der alten Welt wurde. Von da durchzog er Libyens Wüſten, um das Orakel des Jupiter Ammon um Rath zu fragen. Einige Geſchichtſchreiber behaupten, der Gott habe ihn für ſeinen Sohn erkannt; aber andere verwerfen alles, was in Beziehung auf dieſe Reiſe erzählt wird. Mit der Rückkehr des Frühlings ſetzte ſich Alexander aufs neue gegen Darius in Marſch, der unterdeß in Aſſyrien wieder ein Heer verſammelt hatte und Alexanders Friedensvorſchläge verwarf. Bei Gaugamela unweit Arbela kam es von neuem zur Schlacht. Juſtin gibt des Darius Streitkräfte auf 500,000 Mann, Diodor, Arrian und Plutarch geben ſie auf mehr als das Doppelte an. Ungeachtet dieſer ungeheuern Überlegenheit war Alexander keinen Augenblick über ſeinen Sieg zweifelhaft. An der Spitze der Reiterei griff er die Perſer an, und ſchlug ſie unverzüglich in die Flucht, aber erſt nachdem er ſie völlig zerſtreut hatte, kam er ſeinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdeſſen hart bedrängt worden war. Sein höchſter Wunſch war, den Perſerkönig ſelbſt gefangen zu nehmen oder zu tödten. Dieſer befand ſich auf einem erhabenen Wagen in der Mitte ſeiner Leibgarden, welche ihn anfangs tapfer vertheidigten. Als ſie aber ſahen, wie Alexander alles vor ſich niederſchlug, ergriffen ſie die Flucht. Darius warf ſich auf ein Pferd, und gab, ſich zu retten, ſein Heer, ſein Gepäck und unermeßliche Schätze dem Sieger preis. Jetzt fiel ganz Aſien in Alexanders Gewalt. Babylon und Suſa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der ſeinen Marſch auf Perſepolis, Perſiens Hauptſtadt, richtete. Der einzige Paß da-

hin, Pylä Perſidis, wurde noch von 40,000 Mann unter Ariobarzanes vertheidigt. Alexander aber griff ſie im Rücken an, ſprengte ſie aus einander, und zog triumphirend in Perſepolis ein. Hier aber endigten Alexanders glorreichſte Tage. Herr des größten Reichs der Erde, wird er der Sclav ſeiner Leidenſchaften, überläßt ſich dem Übermuth und der Ausſchweifung, zeigt ſich undankbar und grauſam, und vergießt im Schooß der Wolluſt das Blut ſeiner tapferſten Feldherren. Bisher nüchtern und mäßig, ſinkt dieſer Held, der den Göttern durch Tugend gleich zu ſein ſtrebte und ſich ſelbſt einen Gott nannte, zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Perſepolis, dieſes Wunder der Welt, wird in der Trunkenheit von ihm in Brand geſteckt und in einen Aſchenhaufen verwandelt. Beſchämt über dieſe Schandthat, brach er bald mit ſeiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Beſſus, Satrap von Baktriana, den Monarchen gefangen halte, beſchleunigte er ſeinen Marſch, in der Hoffnung, ihn zu retten. Dieſer aber, als er ſich in der Nähe bedrängt ſah, ließ den Darius tödten, der ihm auf der Flucht hinderlich war. Auf den Grenzen von Baktriana erblickt Alexander auf einem Wagen einen mit Wunden bedeckten Sterbenden; es war Darius, der den letzten Athem aushauchte. Gerührt durch dieſen traurigen Anblick, konnte der macedoniſche Held ſeine Thränen nicht zurückhalten. Nachdem er mit allen bei den Perſern üblichen Gebräuchen den Leichnam ſeines unglücklichen Feindes hatte beſtatten laſſen, eroberte er auch Hyrkanien, das Marſenland, Baktriana, und ließ ſich zum Könige von Aſien ausrufen. Jetzt entwarf Alexander noch rieſenhaftere Plane, als eine Verſchwörung in ſeinem eignen Lager ausbrach. Philotas, des Parmenio Sohn, war darein verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ Alexander auch den Vater heimlich umbringen. Dieſe Ungerechtigkeit erregte allgemeines Mißvergnügen. Zugleich drohten in Griechenland der Macht Alexanders große Gefahren. Agis, König von Sparta, hatte 30,000 Mann verſammelt, um das macedoniſche Joch zu zertrümmern; aber Antipater eilte mit einem ſtarken Heere herbei, ſchlug die Spartaner und löſte dadurch das Bundniß der Griechen auf. Alexander durchzog indeß mitten im Winter den Norden des damals bekannten Aſien, weder durch den Kaukaſus, noch durch den Oxus gehemmt, und kam bis zum kaspiſchen Meere, das den Einwohnern Griechenlands damals noch fremd war. Unerſättlich nach Ruhm und Eroberungen dürſtend, verſchonte er ſelbſt die rohen Horden der Scythen nicht. Bei ſeiner Rückkehr nach Baktriana hoffte er, durch Annäherung der Tracht und Sitten die Perſer zu gewinnen; aber dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Unzufriedenheit der Armee, welche ſich zugleich aufs neue äußerte, gab zu jener betrübten Scene Anlaß, deren Opfer Klitus ward. Alexander, deſſen Stolz er beleidigt hatte, tödtete ihn bei einem Trinkgelage mit eigner Hand. Klitus war einer ſeiner treueſten Freunde und tapferſten Feldherren, und Alexander fühlte nachher die bitterſte Reue über die unglückliche That. Im folgenden Jahre ſetzte er ſeine Eroberungen fort und unterwarf ſich ganz Sogdiana. Oxyandes, einer der feindlichen Anführer, hatte ſeine Familie auf eine Felſenfeſte in Sicherheit gebracht. Die Macedonier erſtürmten ſie. Unter den Gefangenen befand ſich Roxane, des Oxyantes Tochter, eine der ſchönſten Jungfrauen Aſiens, mit welcher Alexander ſich vermählte. Auf die Nachricht davon unterwarf ſich Oxyantes und kam nach Baktra, wo Alexander ihm mit Auszeichnung begegnete. Hier wurde eine

neue Verſchwörung entdeckt, an deren Spitze Hermolaus ſtand und unter deren Theilnehmern Kalliſthenes war. Alle Schuldige wurden zum Tode verurtheilt, Kalliſthenes aber grauſam verſtümmelt in einem eiſernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis er durch Gift ſeine Martern endigte. Alexander, der jetzt keine Feinde mehr vor ſich hatte, wollte deren in der Ferne aufſuchen. Das kaum dem Namen nach damals bekannte Indien ſchien ihm eine würdige Eroberung und er richtete ſeinen Lauf dahin. Er ging über den Indus und ſchloß mit Tapilus, dem Fürſten der Landſchaft, ein Bündniß, das ihm Hülfstruppen und 130 Elephanten verſchaffte. Von Tapilus geführt, marſchirte er gegen den Fluß Hydaſpes, deſſen Übergang Porus, ein anderer indiſcher König, mit ſeinem ganzen Heere ſtreitig machte. Alexander beſiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, ſetzte ihn jedoch in ſein Reich wieder ein. Darauf durchzog er Indien nicht ſowohl als Feind, ſondern als Herr des Landes. Er legte mehrere griechiſche Colonien an, und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, ſeinem am Hydaſpes getödteten Pferde zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken, wollte er jetzt bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren des Heers ihn zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkſtelligte. Als er den Hydaſpes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte bauen und ſchiffte mit einem Theil ſeines Heeres den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf dieſem Zuge hatte er mehrere indiſche Fürſten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er ſchwer verwundet. Nach ſeiner Geneſung zog er weiter, ſegelte den Indus hinauf, und kam zu dem Weltmeer, deſſen Anblick die Macedonier mit Erſtaunen erfüllte. Nearch, der Führer der Flotte, ſegelte hierauf nach dem perſiſchen Meerbuſen, während Alexander zu Lande den Weg nach Babylon einſchlug. Hier hatte er ungeheure Wüſten zu durchziehen, wo ſein Heer, ohne Waſſer und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben ward. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Perſien zurück. Unterwegs ſtillte er verſchiedene ausgebrochene Unruhen und ſetzte Statthalter über die Provinzen. In Suſa vermählte er ſich mit zwei perſiſchen Fürſtinnen, und beſchenkte diejenigen Macedonier, die Perſerinnen geheirathet hatten, weil ſeine Abſicht war, beide Völker auf das genaueſte zu vereinen. Auch theilte er anſehnliche Belohnungen unter ſein Heer aus. Als er zu Opis am Tigris angekommen war, erklärte er ſeine Abſicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hauſe zu ſchicken; und dies geſchah auch, nachdem er die deshalb ausgebrochene Empörung nicht ohne Mühe geſtillt hatte. Bald darauf verlor er ſeinen Liebling, Hephäſtion, durch den Tod. Sein Schmerz über dieſen plötzlichen Verluſt war grenzenlos; er ließ den Geſtorbenen mit königlicher Pracht beſtatten. Als er nun von Ekbatana nach Babylon zurückkehrte, ſollen die Magier ihm vorher geſagt haben, daß dieſe Stadt ihm verderblich ſein würde. Er aber verachtete, auf die Vorſtellungen ſeiner Freunde, ihre Warnungen, ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Geſandten ihn erwarteten, und war mit neuen Rieſenplanen für die Zukunft beſchäftigt, als er plötzlich nach einem Gaſtmahle erkrankte, und in einigen Tagen ſtarb. So endigte in ſeinem 32ſten Lebensjahre und nach einer Regierung von zwölf Jahren und acht Monaten dieſer unerſättliche Eroberer ſeine Laufbahn, und hinterließ ein ungeheures Reich, das nach ihm der Schauplatz ſtets ſich erneuernder Kriege

ward. Er hatte keinen Erben beſtimmt, ſondern auf die Frage ſeiner Freunde, wem er das Reich hinterlaſſe, geantwortet: dem Würdigſten. Nach vielen Unruhen erkannten ſeine Feldherren den Aridäus, einen Sohn Philipps und der Tänzerinn Philinna, als König an, und theilten ſich in die Provinzen unter dem Namen von Satrapien. Auf dieſe Weiſe bekam Antipater Macedonien und Griechenland; Ptolemäus, Lagus Sohn, Ägypten; Laomedon Syrien und Phönizien; Antigonus Lycien, Pamphilien und Großphrygien; Kaſſander Karien; Philotes Cilicien; Leonatus Kleinphrygien bis zum Helleſpont; Meleager Lydien; Eumenes Kappadocien und Paphlagonien; Python Medien; Lyſimachus Thrazien. Den Perdikkas aber, dem Alexander ſterbend ſeinen Ring gegeben hatte, ernannten ſie zum erſten Miniſter des Königs, da des letztern unmündiges Alter ihm nicht erlaubte, ſelbſt zu regieren. Alexanders Leichnam ward vom Ptolemäus zu Alexandrien in einem goldenen Sarge beigeſetzt, und nicht nur in Ägypten, ſondern auch in andern Ländern wurde ihm göttliche Ehre erwieſen. — Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius ſind die vorzüglichſten Quellen für die Geſchichte Alexanders.

Alexander Newsky oder Newskoi, ein moskovitiſcher Held und Heiliger, geboren 1218. Er war ein Sohn des Großherzogs Jaroslav. Um das von allen Seiten, beſonders aber von den Tataren bedrängte Reich beſſer vertheidigen zu können, zog Jaroslav von Novgorod aus, und ließ ſeine beiden Söhne, Fedor und Alexander, von denen der erſtere aber bald ſtarb, als Statthalter zurück. Alexander, ein geborner Held, trieb die andrängenden Feinde kräftig zurück. Den glänzendſten Sieg erfocht er über die vereinigten Dänen, Schweden und Ritter des deutſchen Ordens, welche an den Ufern der Newa gelandet waren, und mit ſtolzer Zuverſicht auf Novgorod anrückten. Mit eigner Hand verwundete er den ſchwediſchen König. Von der Newa erhielt er ſeinen ehrenvollen Beinamen. Auch die Tataren ſchlug er zu wiederholtenmalen und befreite ſein Vaterland von dem Tribut, welchen die Nachfolger Dſchengis-Khans ihm auferlegt hatten. Die Dankbarkeit ſeiner Landsleute erhob den Helden zum Heiligen; Peter der Große aber ehrte ſein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Kloſters zu St. Petersburg an der Stelle, wo Alexander ſeinen ruhmwürdigen Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newskyordens.

Alexander VI., ein in der Geſchichte übelberüchtigter Papſt, geboren zu Valencia in Spanien 1430, beſtieg den heil. Stuhl 1492. Er hieß eigentlich Rodrigo Lenzuoli, nahm aber den ſehr alten und berühmten Familiennamen ſeiner Mutter Borgia an. Seine Jugend bezeichnete er mit Ausſchweifungen; doch mangelte es ihm nicht an Talenten. In vertrautem Umgange mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Frau, Roſa Vanozza, zeugte er mit ihr fünf Kinder, die er als Papſt auf alle Art zu erheben ſuchte, und von denen Cäſar Borgia und Lucretia, letztere viermal vermählt und der Blutſchande mit ihrem Vater und ihren Brüdern verdächtig, die bekannteſten ſind. Die Cardinalswürde ertheilte ihm Papſt Calixtus, ſein Oheim. Durch Beſtechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo bahnte er ſich nach Innocenz VIII. Tode den Weg zum päpſtlichen Stuhle. Die lange Abweſenheit der Päpſte in Avignon hatte das Anſehen und die Einkünfte derſelben ſehr vermindert, und ſein ganzes Streben ging dahin, auf alle Art dieſen Verluſt wieder zu erſetzen. Er ſuchte die Macht der italieniſchen Fürſten zu vermindern, ſich ihrer Beſitzungen

zur Bereicherung ſeiner Familie zu bemächtigen, und wandte die abſcheulichſten Mittel an, um ſeine Abſichten zu erreichen. Seine Politik war die treuloſeſte und ſchändlichſte; er übte ſie unaufhörlich gegen ſeine Nachbaren und vornehmlich gegen Frankreich, an deſſen König, Carl VIII., er den furchtbarſten Feind hatte. Unermeßliche Summen Geld wußte er aus den chriſtlichen Staaten zu ziehen. Auch ſchlichtete er die Streitigkeiten, die zwiſchen den Königen von Portugal und Caſtilien wegen Amerika entſtanden waren, und ſetzte die Grenzen ihrer Eroberungen feſt. Er ſtarb in einem Alter von 74 Jahren 1503, nachdem er 11 Jahre den päpſtlichen Stuhl entehrt hatte.

Alexander I. Pawlowitſch *), geb. am 23ſten Dec. 1777, Kaiſer und Selbſtherrſcher **) aller Reuſſen ***), Czaar von Kaſan, Aſtrachan, Polen (ſeit 9ten Juni 1815), Sibirien, dem tauriſchen Cherſones und Herzog von Holſtein-Gottorp, folgte ſeinem Vater, Paul I., d. 24ſten März 1801, ward gekrönt den 27ſten Sept. deſſelb. J. zu Moskau; vermählt d. 9ten Oct. 1793 mit Eliſabeth (zuvor Luiſe Marie Auguſte), Carl Ludwigs, Erbprinzen von Baden, dritter Tochter. Dieſer Monarch übt ſeit ſeiner Thronbeſteigung, die Klopſtock durch eine Ode an die Humanität feierte, das Anſehn eines mit despotiſcher Gewalt ausgerüſteten Herrſchers geſetzmäßig, um Menſchenfreundlichkeit als Grundlage ſeines Thrones feſtzuſtellen. Sein Vater nahm keinen Theil an ſeiner Erziehung, welche von der Kaiſerin Catharina II. und dem Genfer, Oberſten La Harpe, geleitet wurde. Seine Mutter, Marie, Herzogs Eugen von Würtemberg Tochter, beſitzt noch jetzt ſeine Liebe und ſein Vertrauen. La Harpe war gewiſſermaßen für Alexander, was hundert Jahre früher Le Fort, auch ein Genfer, für Peter den Großen war. Er erzog ihn ohne politiſche und religiöſe Vorurtheile in den weiſeren Grundſätzen eines aufgeklärten Zeitalters. Milde und Menſchenliebe veredelten das Herz des „nordiſchen Telemachs." Sein Oberhofmeiſter, Graf Nic. Soltikow, erhielt von Catharina eine Vorſchrift, nach welcher der junge Großfürſt in Poeſie und Muſik keinen Unterricht bekommen ſollte, weil zu viel Zeit darauf verwendet werden müßte, um darin einige Geſchicklichkeit zu erlangen. Profeſſor Kraft unterrichtete den Prinzen in der Experimentalphyſik, und Pallas eine kurze Zeit in der Botanik. Die wichtige Regierungsgeſchichte Alexanders läßt ſich in drei Perioden eintheilen. Die erſte, die friedliche, war ganz der Ausführung der Entwürfe Peters des Großen und Catharinas II., in Hinſicht auf die innere

*) Die Endſylbe „witſch," auch zuweilen, unrichtig „witz," die ſich bei manchen ruſſiſchen Eigennamen findet, bedeutet „Sohn," daher Pawlowitzſch ſo viel heißt, als: Pauls Sohn. Dieſe Benennungsart, die man bei vielen Völkern findet, ſchreibt ſich aus den Zeiten her, wo der Gebrauch feſtſtehender Familiennamen noch nicht eingeführt war.

**) Unter allen Regenten Europas führt nur der ruſſiſche Kaiſer den Titel, „Selbſtherrſcher" (Autokrator), welcher die verfaſſungsmäßige Unbeſchränktheit deſſelben andeutet.

***) Der Ausdruck „aller Reuſſen" hat ſeinen Grund in der vormaligen Eintheilung des eigentlichen Rußland, welches die Provinzen „Groß- oder Schwarz-Rußland, Klein- oder Roth-Rußland und Weiß-Rußland in ſich begriff. — Reußen iſt die jetzt veraltete und nur in dem Titel des ruſſiſchen Kaiſers noch beibehaltene Verdeutſchung des lateiniſchen Russia.

Verwaltung gewidmet; die zweite, die kriegeriſche, entwickelte in den Kriegen mit Frankreich, Schweden, der Pforte und Perſien (ſ. d. Art. Rußland, Schweden, Frankreich, Türkei und Buonaparte) von 1805 bis 1814 die Streitkräfte des Reichs und das Nationalgefühl des Volks; die dritte, die politiſche, gründete auf die Erfahrung und die Frucht der beiden früheren den Plan, Peters des Großen Wort wahr zu machen, das er vor hundert Jahren, 1714, in ſeiner Rede nach Beſiegung der ſchwediſchen Flotte bei den Ålandsinſeln ausſprach: „Die Natur hat nur ein Rußland geſchaffen, und es muß keinen Nebenbuhler haben!" Dieſe dreifache Zeit hindurch hat Alexander mäßig, thätig, unermüdet, durch unmittelbaren Briefwechſel oder perſönliche Oberaufſicht regiert, und dabei durch ſeine ausgezeichnete, eben ſo einfache als liebenswürdige Perſönlichkeit die Herzen ſeiner Völker gewonnen und mit Vertrauen zu ſich erfüllt. Seine Thätigkeit umfaßt Alles, was auf die Wohlfahrt des Reichs Bezug hat, mit Einſicht und Wärme; er iſt für höhere Anſichten empfänglich, und der Gedanke eines chriſtlichen Regentenbundes iſt zuletzt aus ſeiner von religiöſen Gefühlen durchdrungenen — ſei es auch von außen angeregten — Bruſt, und aus ſeinem jeder großen Idee offenen Gemüthe hervorgegangen. Das Wichtigſte, was ſein Regentenleben auszeichnet, läßt ſich auf folgendes zurückführen. Er hat die Nationalbildung und das Volkserziehungsweſen ſyſtematiſch begründet und entwickelt; er hat die innere Verwaltung zweckmäßiger geordnet, z. B. den Senat durch den Ukas von 1802, den Reichsrath und das Miniſterium von acht Abtheilungen durch den Ukas von 1810, die Provinzialverwaltung in den Gouvernements u. ſ. w.; er hat den Gewerbfleiß der Nation entfeſſelt, und Rußlands Welthandel erhoben; er hat das Heerweſen auf eine Höhe der Vollkommenheit gebracht, auf der man es zuvor noch nie geſehen; er hat in ſeinem Volke das Gefühl der Einheit, des Muthes und der Vaterlandsliebe durch eigene Feſtigkeit und Entſchloſſenheit glorreich entwickelt, und überall den Menſchen als ſolchen geachtet; er hat endlich Rußland auf die erſte Stelle und in den Mittelpunct der politiſchen Ordnung von Europa, und zum Theil von Aſien erhoben. Auch darf man wohl behaupten, daß unter Alexander I. Rußland in Hinſicht der in den höhern Ständen und an dem Hofe verbreiteten Geſchmacksbildung und Aufklärung, und der Zahl freiſinnig und großartig um ſich blickender Staatsmänner, keinem andern europäiſchen Staate nachſtehe. Des Kaiſers nächſte Umgebungen ſind theils geborne Ruſſen, unter denen General Yermoloff, ein viel gebildeter Mann wegen ſeiner ausgezeichneten Verdienſte, ſein Liebling iſt, theils Griechen. — Unter dem Einzelnen, was Alexander gethan oder veranlaßt hat, müſſen zuerſt ſeine Bemühungen um die Ausbildung, Sprache und Literatur der ſlaviſchen Völkerſchaften erwähnt werden, durch welche er eine eigene originale ſlaviſche Bildung (wie die germaniſche) vorbereitet. Er hat ſieben Univerſitäten — Dorpat, Kaſan, Charkow, Moskau, Wilna, Warſchau und St. Petersburg — errichtet oder neugeſtaltet, 204 Gymnaſien, Lehrerſeminarien, und über 2000 niedere Bezirks- und Volksſchulen, zum Theil nach Lancaſters Lehrart, geſtiftet; er hat zur Verbreitung der Bibel in beinahe allen Gouvernements durch die Unterſtützung der Bibelgeſellſchaften mehr beigetragen, als irgend ein Souverän in Europa, auch iſt durch kaiſerliche Stiftung eine neue Bildungs- und Erziehungsanſtalt, das Lyceum in Odeſſa zu

Stande gekommen. Durch einen Ukas vom J. 1817 ſind den Juden, welche zum Chriſtenthum übertreten, bedeutende Vortheile zugeſichert. (S. d. Art. Juden.) Zum Druck wichtiger Werke (wie Kruſenſterns Reiſe, Karamſins Geſchichte Rußlands u. a.) hat er große Summen angewieſen; wiſſenſchaftliches Verdienſt hat er im In- und Auslande geſchätzt und kaiſerlich belohnt. Er kaufte ſeltene Sammlungen, wie Loders berühmte anatomiſche Sammlung, Forſters mineralogiſche Schätze und der Fürſtin Jablonowska Cabinet. Auch hat er 1818 zwei Orientaliſten aus Paris (Demange und Charmoy) nach Petersburg berufen, um durch Unterricht das Studium der arabiſchen, armeniſchen, perſiſchen und türkiſchen Sprache zu befördern. Vorzüglich unterſtützt er die Bildung junger talentvoller Männer, die er im Auslande reiſen läßt. Damit ſteht in Verbindung, daß er überall ſeine Unterthanen der Geißel ihrer Zwingherren, der Adeligen, Bojaren und Staroſten, zu entziehen ſucht, ohne jedoch mit Gewalt das Recht zu erzwingen. Die Leibeigenſchaft iſt in Rußland gänzlich, ſeit kurzem (1816) auch in Eſthland und Kurland aufgehoben, und jeder Hauswirth oder Ackerbauer iſt Eigenthümer ſeines Grundſtücks in den Krongütern. Eben ſo ernſtlich bemüht, ſeinem Volke durch eine neue Geſetzgebung Recht zu verſchaffen, hat er eine Rechtsſchule errichtet, und unter mehreren andern zweckmäßigen Geſetzen verordnet, daß in peinlichen Sachen Einſtimmigkeit der Richter zur Todesſtrafe erforderlich ſei. Die Folter wurde ſchon 1801 als „eine Sache, welche die Menſchheit ſchände," abgeſchafft. Endlich hat er den Mißbräuchen der Gewalt der Statthalter durch vorbeugende Geſetze Einhalt gethan. Das Vorrecht der Adeligen, daß ihre Erbgüter in keinem Falle als Strafe eines Verbrechens eingezogen werden konnten, erhob er zum allgemeinen Recht für alle ſeine Unterthanen. Noch wirkſamer war, was Alexander für die Manufacturen und den Handel in ſeinem Reiche gethan hat; z. B. die Einführung eines zweckmäßigeren Zollſyſtems, die Verbeſſerung des Geldweſens ſeit der Errichtung eines Tilgungsfonds, die am 19ten Mai 1817 geſtiftete Reichskammerbank, die Anlage eines neuen Meßplatzes für Makariew zwiſchen der Oka und Wolga und die Stiftung einer neuen Meſſe zu Warſchau im J. 1817. Überhaupt hat ſich der Zuſtand der Gewerbe ſeit 1804, wo man ihn aus Storchs Gemälde, und aus dem Compte rendu des Miniſters des Innern kennen lernte, ſehr verbeſſert, beſonders gegen brittiſches Intereſſe in den Wollmanufacturen. Die ganze auswärtige Staatskunſt, mehrere Reiſen um die Welt, die Geſandtſchaft 1817 nach Perſien (bei welcher ſich der mit allen Planen Napoleons in Hinſicht auf Indien und Perſien bekannte Franzoſe Gardanne befand), die Sendung nach Cochinchina, die Verbindung mit Nordamerika, Braſilien und Spanien, die Handels- und Schifffahrtsverträge mit der Pforte, die Niederlaſſungen endlich auf der Weſtküſte von Nordamerika: alles dies beweiſt den großen und richtigen Blick des ruſſiſchen Cabinets in Hinſicht auf Rußlands Stellung in dem Welthandel. Daß der Kaiſer ſolche Ideen anregen kann, dazu haben ſeine Reiſen im Auslande, ſelbſt ſein kurzer Aufenthalt in England, ſein Umgang mit unterrichteten und geiſtvollen Männern und Frauen, vorzüglich aber ſeine öftern Reiſen in den Provinzen ſeines Reichs, ihm Stoff genug gegeben: denn überall, auch an der Spitze des Heeres, war er aufmerkſam auf alles, was ſeinem Volke Nutzen bringen konnte. — In der Geſchichte des ruſſiſchen Heerweſens unter Alexander macht der Friede zu Tilſit Epoche.

Er eröffnete nicht blos den Weg zur Eroberung Finnlands (1809) und zweier Donaumündungen (1812), ſondern er gab auch Alexandern Zeit, die Unvollkommenheiten des bisherigen Militärſyſtems zu heben. Seitdem hat in kurzer Zeit das ruſſiſche Kriegsweſen einen ſo vorzüglichen Grad innerer Ausbildung erhalten, daß die ruſſiſchen Heere in dem letzten Kriege, was Ausrüſtung, Kunſtübung und Mannszucht betraf, den Beifall des ganzen Auslandes ſich erwarben. — Jenes ſelbſtthätige, einſichtsvolle und menſchenfreundliche Eingreifen des Monarchen in alle Zweige der Verwaltung iſt der Grund, warum die Nation an Alexander mit vollem Vertrauen hängt. Er hat dies erfahren in der Zeit der Gefahr, damals aber auch bewährt, daß er würdig ſei, der Herrſcher eines großen Reiches und einer tapfern Nation zu heißen. Als es galt, handelte Alexander mit unbiegſamer Feſtigkeit; nie unterlag er jener weichen Schwäche, welche nachgibt und nichts zu wagen verſteht. Dadurch vereitelte er alle Berechnungen Napoleons in Moskau. Alexander gab nämlich ſeinem Volke das Wort, „daß er nie mit Napoleon unterhandeln wolle, ſo lange noch ein bewaffneter Feind in ſeinem Lande ſei.“ Seiner Feſtigkeit entſprach der Muth des Volks. Welche Thätigkeit aber in der Kriegsverwaltung herrſchen mußte, bewies das ruſſiſche Heer, welches 1813 in Deutſchland auftrat, und das Heer, welches Alexander im Jahre 1815, 300,000 Mann ſtark, mit 2000 beſpannten Kanonen gegen Frankreich marſchfertig aufſtellte. — In der Geſchichte der Politik Alexanders iſt der friedliche, und religiöſe Charakter derſelben eine bemerkenswerthe Seite. Folgereich war ſeine perſönliche Freundſchaft, wie man ſie ſelten unter Monarchen erblickt, für den König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., die 1805 am Sarge Friedrichs II. feierlich beſiegelt wurde. Die hohe Tugend der unſterblichen Königin Luiſe war der Schutzengel dieſes Bundes. Alexanders Herz war von der reinſten Achtung für das Vortreffliche erfüllt, ohne daß ſein Geiſt darum den Staatszweck Rußlands aus dem Auge verloren hätte. Bewunderung für Napoleons glänzende Eigenſchaften zog ihn auf deſſen Seite hin; auch glaubte er, mit dem Kaiſer der Franzoſen gemeinſchaftlich das Schickſal von Europa ordnen zu können. Deshalb hielt er mit ihm die Zuſammenkunft in Erfurt, am Ende Septembers 1808. Allein, als er ſah, daß der herrſchſüchtige Eroberer ihn in politiſche Widerſprüche verwickelte und ihm Geſetze vorſchreiben wollte, die der Wohlfahrt des Reichs nachtheilig waren, behauptete er mit Entſchloſſenheit ſeine Würde und Selbſtſtändigkeit. Es gelang ihm, durch die Zuſammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden zu Åbo im Auguſt 1812, Schweden mit ſich zu verbinden, nachdem er ſchon früher die Pforte zum Frieden von Buchareſt bewogen hatte. Durch den Krieg 1812 erhob ſich Alexanders Staatskunſt zu jenem höheren, frommen Charakter, der auch ſeine Staatsſchriften bezeichnet. Sie umfaßte bald mit ihrem Blick ganz Europa. Merkwürdig iſt in dieſem Sinne die Erklärung, welche Alexander zu Warſchau den $\frac{10}{22}$ Februar 1813 an die Völker Europas richtete. Sie bewies, daß man in Rußland damals den Zeitgeiſt wohl verſtand, und mit den Völkern offen, deutlich und kräftig zu ſprechen wußte. Noch feierlicher verhieß der aus Kaliſch den 25ſten März 1813, im Namen Alexanders und ſeiner Verbündeten, an die Deutſchen erlaſſene Aufruf einen neuen, rechtlichen, auf Freiheit, Sicherheit, Wohlfahrt mittelſt einer angemeſſenen Verfaſſung abzweckenden Zuſtand. Ueberhaupt hat Alexan-

ders Staatsſprache den erhabenen Styl des Orients mit europäiſch-chriſtlicher Bildung in ſich vereinigt; und die wichtigſten Aufſätze in Hinſicht der Geſammtangelegenheiten Europas erſcheinen jetzt in der petersburger Hofzeitung. Dahin gehört das merkwürdige Manifeſt vom 27ſten Jan. 1816, welches die politiſchen Grundſätze des Kaiſers enthält. Dieſe Sprache ziemte allerdings dem Wiederherſteller der europäiſchen Weltordnung, der, ein Agamemnon unſerer Zeit, die Fürſten und Völker Deutſchlands um ſich verſammelte: denn ohne Alexanders willkommene Erſcheinung dieſſeits der Weichſel würden damals wenigſtens die deutſchen Völker, ungeachtet ihrer Begeiſterung, die Feſſel des Rheinbundes nicht zerſprengt haben. Es gelang Alexandern, auch Preußen zum Kriege zu beſtimmen. In dieſem europäiſchen Befreiungskriege (ſ. d. Art. Ruſſiſch-deutſcher Krieg) ſetzte ſich der Kaiſer Alexander perſönlich der Gefahr aus, um den Muth ſeiner Truppen zu befeuern. Wie ritterlich einfach, und dabei wohlwollend gütig ſein ganzes Betragen war, beweiſet das ſchöne und edle Verhältniß, in welches Alexander den General Moreau (ſ. d. Art.) zu ſich ſtellte. Unſtreitig hat Alexanders Perſönlichkeit auch auf den Gang des Krieges in Frankreich viel mit eingewirkt. Er gewann durch ſeine anmuthvolle Offenheit das Vertrauen der Franzoſen. Man wandte ſich, wie geſagt wird, insgeheim von Paris aus an ihn; und er vorzüglich beſtimmte Schwarzenbergs Marſch nach der Hauptſtadt am 29ſten März 1814, welcher den Krieg glorreich endigte. Die Großmuth, mit der Alexander Paris und die Franzoſen überhaupt behandelte, die ſtrenge Mannszucht ſeiner Truppen, und die Zuſicherungen, welche die Alliirten auf Alexanders Vorwort der Nation ertheilten, erleichterten nicht nur die Rückkehr der Bourbons, welche der ruſſiſche Kaiſer ohne Rückſicht auf Legitimität, dem eigenen Wunſche der Franzoſen zu gewähren glaubte, ſondern auch das Friedensgeſchäft ſelbſt. Mit ähnlicher Großmuth behandelte er den abgeſetzten Kaiſer Napoleon; er achtete in ihm die Monarchenwürde ohne Rückſicht auf Geburtsrecht. Auch beſuchte er die Kaiſerin Joſephine, und ſpeiſte bei ihr in Malmaiſon; er verwandte ſich für den Prinzen Eugen Beauharnois; er beſuchte den Marſchall Ney. Die Begeiſterung der Pariſer für ihn war grenzenlos. Am 1ſten Juni 1814 ging er nach England, wo er mit Jubel empfangen wurde. Indeß ſcheint doch manches hier einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Doch erhob ſich dieſer mächtige Monarch bei dem Mahle in Guildhall, zu Ehren des Volksgeſanges: Rule Britannia, von ſeinem Sitze! Deſto mehr beſchäftigte dieſes Land ſeine Wißbegierde. Den 23ſten Juni verließ er England, und den 25ſten Juli traf er wieder in St. Petersburg ein, wo er den vom Senat ihm angetragenen Titel des Gebenedeiten ablehnte, und Gott allein die Ehre gab. Dieſelbe Geſinnung ſpricht ſein Ukas, Moskau, d. 27ſten Nov. 1817, aus, nach welchem der heilige Synod den Geiſtlichen alles Lobpreiſen des Monarchen unterſagen ſoll. Seine Anweſenheit in Wien während des Congreſſes war nicht allein der Eintracht der Fürſten und den freiſinnigen Grundſätzen günſtig, die man in die Congreßacte aufnahm, ſondern ſie vollendete auch das politiſche Übergewicht Rußlands durch die Behauptung des Königreichs Polen, wofür freilich Sachſen, deſſen Volke man die Erhaltung der Landesgrenzen verſprochen, das Loos der Theilung traf. Die polniſche Verfaſſungsurkunde, welche Alexander von einigen Polen und ſeinen Staatsmännern in Wien entwerfen ließ, war

die erſte, welche dem Worte der Monarchen und den Erwartungen der Völker entſprach. Die Beharrlichkeit, mit welcher Alexander ſeinen politiſchen Grundſätzen treu blieb, bewies ſich nicht allein gegen die Schweiz, die hauptſächlich ihm ihre Neutralität verdankt, und gegen die ioniſche Republik, ſondern auch bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Paris, in der Erfüllung des Tractats von Chaumont. Alexander kam jetzt zum zweitenmal, d. 11ten Juli 1815, in die Hauptſtadt Frankreichs. Die ſtrenge Mannszucht, welche ſeine Truppen beobachtete, erweckte neues Vertrauen zu Rußlands Politik, deren Einfluß auf das franzöſiſche Cabinet ſichtbar den brittiſchen verdrängte, vorzüglich ſeit Richelieu — bisher in ruſſiſchen Dienſten — an die Spitze des Miniſteriums Ludwigs XVIII. trat. Von dieſer Zeit an zeigt ſich Rußlands politiſches Gewicht nicht blos in dem franzöſiſchen, ſondern auch in dem ſpaniſchen Cabinet. Selbſt der Hof von Rio Janeiro näherte ſich Rußland, und das Königreich der Niederlande verband ſich, wie Preußen, Würtemberg und andere Staaten, enger mit dem ruſſiſchen Hofe. Vermittelnd nahm Alexander gemeinſchaftlich mit den Mächten, die den Tractat von Chaumont geſchloſſen, an den europäiſchen Geſammtangelegenheiten, z. B. an dem Abfall der ſpaniſchen Colonien, und an dem Zwiſte Spaniens mit Portugal wegen Monte Video Antheil. Auch hat er Maßregeln gegen die Seeräuberei der afrikaniſchen Staaten ergriffen. Ob er durch die Stiftung des chriſtlichen Bundes, Paris d. 26ſten Sept. 1815 (ſ. d. Art. Heilige Allianz) und durch die Erklärung des Congreſſes von Aachen (1818) der europäiſchen Staatskunſt eine höhere Richtung gegeben, welche jeder Staatsumwälzung vorbeugen könne, wird die Zukunft deutlicher entwickeln. Er hat ſich dadurch, als der Stifter eines religiöſen Ruheſyſtems der Staaten und Völker, mit an die Spitze der europäiſchen Regentenfamilie geſtellt; eine chriſtliche Geſinnung ſoll fortan die Seele der Staatskunſt und das Band zwiſchen der Regierung und dem Volke ſein. In dieſem Sinne hatte Alexander beim Antritte ſeiner Regierung die geheime Staatspolizei und Büchercenſur aufgehoben, letztere jedoch ſpäter wieder eingeführt, übrigens d. 7ten April 1801 erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Geſetzen fließt." In dieſem Geiſte hat er die Jeſuiten (d. 1ſten Jan. 1816) aus Petersburg und Moskau, zuletzt (am 25ſten März 1820) aus dem ganzen Reiche entfernt, den Duchoborzen (1817) freie Religionsübung zugeſichert und die Bildung der Juden befördert. Daß eine ſolche Regierung ſchon jetzt wohlthätige Folgen gehabt haben müſſe, beweiſt nicht blos die Vergrößerung des Reichs durch Gruſinien, Finnland, Warſchau, Schirwan und Beſſarabien, welche Länder die Reichsgrenzen faſt überall undurchdringlich gemacht und die Volksmenge des Reichs binnen 17 Jahren von 36 Mill. bis auf mehr als 42 Mill. — meiſtens Europäer — vermehrt haben; ſondern der immer höher ſteigende innere Wohlſtand des Reichs, das ſchnelle Aufblühen Moskaus aus ſeiner Aſche, die wachſende Cultur in Sibirien und der Krimm, die während Alexanders Regierung um 800,000 Menſchen vermehrte Volkszahl in den Gouvernements Tobolsk und Irkutzk. Reifere Blüthen wird die längere Fortdauer dieſer auf Geſetzlichkeit, Freiſinn und menſchliches Wohlwollen gegründeten Regierung entfalten. K.

Alexandersbad, im Königr. Baiern, liegt ½ St. von dem baireuthiſchen Städtchen Wunſiedel in einer herrlichen Gegend, nahe

beim Dorfe Sichersreuth. Seine Anlagen verdankt es dem Markgrafen Alexander, der 1782 die Quelle mit einer steinernen Einfaſſung umgab, das große Brunnenhaus erbaute und dieſe wilde Gegend durch Anpflanzungen und Anſtalten aller Art hob. Die Quelle ward 1734 entdeckt und erhielt 1751 durch den Markgrafen Friedrich ein Brunnenhaus. Nach Hildebrandts Unterſuchung gibt die Quelle in einer Stunde gegen 16 pariſer Kubikfuß Waſſer, hat gewöhnlich eine Temperatur von 7 Grad, und einen ſtarken Geſchmack, der Eiſen- und Kohlenſäure verräth. Man braucht dies Waſſer vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Auch wird es in Krügen verſendet. Das Brunnenhaus iſt aus regelmäßig behauenen Granitblöcken gebaut, hat gut eingerichtete Wohnzimmer und einen trefflichen Saal. Von der Anhöhe, auf welcher es ſteht, und von welcher aus man ein herrliches Thal überblickt, führt eine vierfache Baumreihe zu der ſteinernen Einfaſſung der Quelle. Um dieſe herum ziehen ſich in einem Halbkreiſe kleine freundliche Gebäude, unter denen ein Tanzſaal, die Wohnung des Bademeiſters und mehrere Badezimmer befindlich ſind. Zur Seite iſt ein angenehmes Wäldchen und nicht weit davon ein mit Gebüſch bepflanzter Hügel. Die meiſten Anlagen in der ſo romantiſchen Gegend finden ſich an der Luxburg, einem waldigen Bergrücken, mit überbleibſeln einer Burg. über Granittrümmer führt jetzt ein wohlgeebneter Weg durch die Felſenmauer hinauf, und läßt bei jeder gemachten Anlage den Wandrer ruhen von der gehabten Anſtrengung. Die Stadt Wunſiedel, die hohe Köſſeien und viele andere Puncte des Fichtelgebirges laden zu angenehmen Wanderungen ein.

Alexandria (türkiſch Scanderik), die Hauptſtadt Ägyptens unter den Ptolemäern und die Reſidenz derſelben, wurde 335 Jahre vor Chriſti von Alexander dem Großen erbaut, welcher es zum Sitze ſeines Reichs und zum Mittelpuncte des Welthandels beſtimmte. Es war vermöge ſeiner natürlichen Lage eine Feſtung und hatte fünf Häfen. Die Ptolemäer verſchönerten es immer mehr, und machten es zum Sitz der Gelehrſamkeit. (S. Alexandriniſches Zeitalter.) Der ſchönſte Theil der Stadt, wo am großen Hafen die königlichen Paläſte prangten, hieß Bruchion. Hier befand ſich das Akademiegebäude oder Muſeum, wo die größere Hälfte der königlichen Bibliothek, 400,000 Bände, aufgeſtellt war; die kleinere Hälfte von 300,000 Bänden war im Serapion, dem Tempel des Jupiter Serapis. Jener größere Theil der Bibliothek verbrannte während der Belagerung Alexandrias durch Julius Cäſar, wurde aber nachher durch die pergamiſche Bibliothek, welche Antonius der Kleopatra zum Geſchenk machte, wieder erſetzt. Das Muſeum, in welchem Gelehrte Wohnung und Unterhalt hatten, war verſchont geblieben und ging erſt unter Aurelians Regierung durch bürgerliche Unruhen zu Grunde. Die Bibliothek im Serapion erhielt ſich bis auf die Zeiten Theodoſius des Großen. Dieſer ließ alle heidniſche Tempel im ganzen römiſchen Reiche zerſtören, und auch der herrliche Tempel des Jupiter Serapis ward nicht verſchont, ein wüthender Haufe fanatiſcher Chriſten, unter Anführung ihres Erzbiſchofs Theodoſius ſtürmte und verheerte ihn. Bei dieſem Sturme, ſagt man, ward die Bibliothek theils verbrannt, theils ſonſt zerſtört, und der Geſchichtſchreiber Oroſius (gegen Ende des 4. Jahrhunderts) ſah nur noch die leeren Schränke. Mithin waren es chriſtliche Barbaren und nicht Araber unter Omar, wie gewöhnlich geſagt wird, welche den Wiſſenſchaften dieſen unerſetzlichen Verluſt zufügten. Die alexandriniſche Bibliothek umfaßte die geſammte grie-

chiſche und römiſche Literatur, von der wir nur noch einzelne Trümmer beſitzen. Bei der Theilung des römiſchen Kaiſerthums kam Ägypten mit Alexandrien an das morgenländiſche Reich. Im J. 640 nahmen es die Araber in Beſitz; der Khalif Motawakel (845) ſtellte Bibliothek und Akademie wieder her, aber ſchon 868 eroberten es die Türken: die Stadt ſank immer mehr und mehr, behielt jedoch aber einen blühenden Handel, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die Portugieſen den Weg zur See nach Oſtindien fanden. — Das jetzige Alexandrien ſteht nicht mehr auf dem Boden, wo das alte ſtand, von dem nichts übrig iſt, als ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Roſette führt, das ſüdöſtliche Amphitheater und die ſogenannte Pompejusſäule, welche nach der Behauptung eines neuern engliſchen Reiſenden (**Memoirs relating to European and Asiatic Turkey; edites by Robert Walpole, 1817**) von einem Statthalter Ägyptens, Pompejus, zu Ehren Kaiſer Diocletians errichtet wurde. Das auf derſelben befindlich geweſene Standbild zu Pferde iſt nicht mehr vorhanden; Ruinen, die von ſeiner ehemaligen Herrlichkeit nur noch ein ſchwaches Bild geben können. Die Stadt hat jetzt nur zwei Häfen, wovon der weſtliche beſſere den chriſtlichen Schiffern geſperrt iſt. Vor beiden Häfen liegt die Halbinſel Farillon, die alte Inſel Pharos mit den Trümmern des berühmten Ptolemäiſchen Leuchtthurms. (S. d. Art. Pharus.) Die Bevölkerung der Stadt (ſonſt 300,000 Seelen) wird jetzt auf 20,000 geſchätzt. Der Canal von Ramanieh, von Cairo nach Alexandrien (50 geogr. Meilen) ward vom Vicekönig Mohammed Ali Paſcha wiederhergeſtellt und den 26ſten Jan. 1820 zuerſt befahren. Eine Eigenthümlichkeit des neuern Alexandriens ſind die vielen Hunde, welche wie in Cairo frei herumlaufen, ſehr wild ſind und darin den Hunden in Conſtantinopel gleichen.

Alexandriner, Verſe, die aus ſechs iambiſchen Füßen beſtehen, und in der Mitte als charakteriſtiſche Eigenſchaft, wodurch ſie ſich von dem wechſelreichen, harmoniſchen und erhabenen Trimeter unterſcheiden, einen Einſchnitt haben, z. B.

„Umſonſt hält die Vernunft | das ſchwache Steuer an.“

Ihre ſtrenge Einförmigkeit wird leicht ermüdend, wenn nicht ein beſonders feines Ohr die Feder des Dichters leitet, und ſie waren deshalb bei den Deutſchen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gänzlich, wiewohl über die Gebühr, in Verruf gekommen. Einige neuere Dichter jedoch, und unter ihnen vorzüglich Ad. Müllner in verſchiedenen ſeiner kleinen Theaterſtücke haben getrachtet, ſie wieder zu Ehren zu bringen, vorurtheilsfreie Leſer, oder Hörer müſſen geſtehen, daß der Verſuch keineswegs mißlungen iſt und daß man, ohne Einſeitigkeit, den Alexandrinern einen Platz in der Reihe der Versarten deutſcher Dichtkunſt nicht wohl verweigern kann. Die Franzoſen dagegen ſind für das Epos und Drama allein auf dieſen Vers beſchränkt, der bei ihnen auch der heroiſche heißt. Den Namen Alexandriner hat die Versart von einem alten franzöſiſchen Heldengedicht auf Alexander den Großen aus dem Ende des zwölften oder Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, in welchem dieſe Versart zuerſt gebraucht wurde. (S. d. Art. Franzöſiſche Poeſie.)

Alexandriniſches Zeitalter. Als die ſchöne Blüthe griechiſcher Dichtkunſt, welche die Milde des Himmels hervorgerufen hatte, dahin gewelkt war, ſuchte man durch Kunſt zu erſetzen, was die Natur nicht mehr freiwillig darbot. Alexandria in Ägypten ward von den kunſtliebenden Ptolemäern zum Sitz der Gelehrſamkeit gemacht,

und gab dieſem Zeitalter der Künſte und Wiſſenſchaften den Namen des Alexandriniſchen. Ptolemäus Philadelphus legte hier nicht nur jene berühmte Bibliothek an, welche die größte und koſtbarſte im Alterthume war (vergl. Alexandria), und welche eine Menge von Gelehrten aus allen Ländern dahin zog, ſondern ſtiftete auch das Muſeum, das mit Recht als die erſte Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte betrachtet werden kann. Es war daſſelbe ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude, worin viele Gelehrte beiſammenwohnten, gemeinſchaftlich ſpeiſten, ſtudirten und andere unterrichteten. Am wichtigſten unter dieſen Gelehrten ſind die Grammatiker und Dichter. Jene aber waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforſcher, ſondern Philologen und Literatoren, die eben ſowohl Sachen als Worte erklärten, und darum eine Art von Encyklopädiſten genannt werden können. Solche waren Zenodotus der Epheſier, der die erſte grammatiſche Schule zu Alexandrien bildete, Eratoſthenes, der Cyrener, Ariſtarch aus Samothrazien, Krates aus Mallus, Dionyſius aus Thrazien, Apollonius der Sophiſt, Ariſtophanes aus Byzanz, der jedoch nicht mit dem frühern Luſtſpieldichter, und dem ſpätern Scholienſchreiber verwechſelt werden darf, und Zoilus. Ihr Verdienſt iſt, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur geſammelt, geprüft, beurtheilt und für die folgenden Geſchlechter aufbewahrt zu haben. — Unter die Dichter gehören Apollonius der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nikander, Euphorion, Kallimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon der Phliaſier, Scymnus, Dionyſius, und ſieben Tragiker, welche man das Alexandriniſche Siebengeſtirn (Plejaden) nannte, Arandites, Alexander Antolus, der jüngere Homer, Lykophron, Dioniſides (oder Soſiphanes), Soſitheus und Philiscus. — Das alexandriniſche Zeitalter hat einen von den früheren durchaus verſchiedenen Geiſt und Charakter. Bei der Aufmerkſamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Richtigkeit, Reinheit und Zierlichkeit derſelben zum beſondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen ſich in dieſen Eigenſchaften mehrere Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium gibt, und was durch keine Mühe errungen wird, der Geiſt, welcher die frühere Poeſie der Griechen beſeelte, mangelte den meiſten dieſer Werke. An deſſen Stelle trat größere Kunſt in der Compoſition; Kritik ſollte leiſten, was vorher das Genie geleiſtet hatte. Das aber hieß, das Unmögliche verlangen. Nur in einigen regte ſich der Genius, und dieſe ragen darum auch groß für ihre Zeit hervor. Die andern leiſteten, was ſich durch Kritik und Studium leiſten läßt; ihre vielleicht fehlerhaften Werke ſind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man ſich nun eine Dichterſchule, worin ſolche Meiſter Muſter waren, ſo begreift man leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühſamer dichten mußten. Den Mangel der Eigenthümlichkeit fühlend, den Werth derſelben aber erkennend und darnach ringend, kamen ſie um ſo ſchneller zu dem Puncte, wo alle Poeſie erſtarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunſt in Künſtelei aus. Man haſchte nach dem Seltſamen, Neuen, und ſuchte durch Gelehrſamkeit aufzuputzen. Der größere Theil der Alexandriner, meiſtens Dichter und Grammatiker zugleich, ſind daher ſteife, genieloſe, mühſelige und unintereſſante Verskünſtler.

Alexianer, ſ. Brüderſchaften.

Alfieri (Graf Vittorio). Wie eine hohe und edle Natur ſich durch eigene Kraft entwickelt, wie ſie in dem Gefühl ihres angebor-

nen Adels ohne Wanken einem würdigen Ziele entgegenringt, und in allen Verhältniſſen des Lebens ſich rein erhält von den kleinlichen, ſelbſtſüchtigen und niedrigen Betrieben der Welt, das ſehen wir in Alfieri, der uns in einem eigenthümlichen und geiſtreichen Dichter einen ungleich größeren Menſchen vor Augen ſtellt. Von reichen und vornehmer Ältern 1749 zu Aſti in Piemont geboren, genoß Alfieri im väterlichen Hauſe eine Erziehung, wie ſie damals unter den höhern Ständen gewöhnlich war, und welche den Geiſt ſo unwiſſend als das Herz unausgebildet ließ. Sein Oheim, der ihm nach ſeines Vaters Tode zum Vormund gegeben worden, glaubte beſſer für ihn zu ſorgen, wenn er ihn auf der turiner Akademie erziehen und unterrichten ließ. Allein wie wenig dieſe Abſicht hier erreicht werden konnte, erkennen wir aus dem Bilde, welches Alfieri ſelbſt von dieſer höchſt mangelhaft und unzweckmäßig eingerichteten Anſtalt entwirft. Er verließ ſie faſt eben ſo unwiſſend und ungebildet, als er hineingetreten war, um bei einem Provinzialregiment angeſtellt zu werden, das jährlich nur auf wenige Tage ſich verſammelte. Eine unbeſtimmte Begierde, fremde Länder zu ſehen, ließ ihn Italien, Frankreich, England und Holland durchreiſen, und kaum war er zurückgekehrt, als ſein unruhiger Geiſt, die Einförmigkeit des begonnenen Studiums der Philoſophie verabſcheuend, ihn zu neuen Reiſen trieb. Er durchflog faſt alle Länder Europas, ohne irgendwo Befriedigung für die unentwickelten Begierden ſeines Herzens zu finden. Aber ſo eilfertig und unwiſſend er auch dieſe faſt dreijährigen Reiſen gemacht hatte, ſo waren ſie ihm doch nicht unnütz geweſen. Sein angeborner Freiheitsſinn hatte ſich bei dem Anblick ſo verſchiedener Tyranneien mit vieler Beſtimmtheit entwickelt, der trügliche Schein irdiſcher Majeſtät konnte ſeine Augen nicht mehr blenden, und obgleich er über die Wahl ſeiner künftigen Laufbahn noch unentſchloſſen war, ſo entſchied er ſich doch ſchnell, den Militärdienſt aufzugeben und zog eine Zeitlang ein ganz unthätiges Leben vor, bis ihn die Liebe in einen furchtbaren Zwieſpalt mit ſich ſelbſt ſtürzte; lange kämpfte ſein Verſtand, der dieſe Liebe als unwürdig verwarf, mit ſeinem ſchwachen, von Leidenſchaften beherrſchten Herzen, bis er endlich die Freiheit errang, und nun lebhafter, als je das Bedürfniß nach Geiſtesthätigkeit fühlte. Ein früherer dramatiſcher Verſuch, zu dem ihn zufällig die Langeweile getrieben, fällt ihm in die Hände und er glaubt eine Stimme in ſeinem Innerſten zu vernehmen, die ihm die dramatiſche Dichtkunſt und ſeine Beſtimmung anzeigt. Er geht ſogleich ans Werk; ſein erſter Verſuch wird mit unverdientem Beifall gekrönt, und er verpflichtet ſich in einem Alter von kaum 27 Jahren gegen ſich ſelbſt, alles daran zu ſetzen, ein tragiſcher Dichter zu werden. Aber jetzt, da er ſeine Kräfte und Mittel zu dieſem neuen Berufe prüft, tritt ihm in ihrer ganzen Größe ſeine Unwiſſenheit vor Augen; er ſieht ſich zu dem harten Entſchluſſe gezwungen, in einem ſchon reifen Alter von den erſten Elementen anzufangen; aber er beginnt ſogleich ihn auszuführen; er ſtudirt zunächſt lateiniſch und toscaniſch, zu welchem Ende er ſelbſt nach Toscana geht. Auf dieſer Reiſe lernte er die Gräfin von Albani (die Gemahlin des engl. Prätendenten), geborne Gräfin von Stolberg, kennen, an die ihn bald eine edle und unauslöſchliche Liebe kettete. An ihr fand ſein Herz einen würdigen Gegenſtand, wie ihn ſein Geiſt in der Dichtkunſt gefunden hatte; die bisher unbeſtimmten Begierden ſeiner Seele hatten nunmehr eine feſte Richtung genommen; von nun an rang er mit raſtlo-

ſem Eifer nach dem dichteriſchen Lorbeer, um ihr zu gefallen; ihrer würdig zu ſein, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, zerbrach er auch die letzten Bande, die ihn an ſein Vaterland knüpften, deſſen erniedrigter Zuſtand ihn mit Abſcheu erfüllte. Er ſchenkte zu dem Ende ſein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente ſeiner Schweſter. Jetzt lebte er abwechſelnd in Florenz und Rom, und vollendete 14 Tragödien, zu denen ſpäter, gleichſam wider ſeinen Willen, noch einige hinzukamen. Die widerwärtigen Schickſale ſeiner verehrten Freundin hatten oft ſeine Ruhe geſtört; dieſer qualvollen Lage machte der Tod ihres Gemahls ein Ende. Beide lebten von nun an in dem innigſten und unzertrennlichſten Verhältniß. Sie allein, in der er Erſatz für eine Welt fand, kräftigte und befeuerte ſeinen Geiſt. Er lebte abwechſelnd mit ihr im Elſaß und in Paris, unabläſſig mit der Dichtkunſt und der Ausfeilung und Herausgabe ſeiner Werke (bei Didot und Beaumarchais) beſchäftigt. Unterdeß brachen die Unruhen in Frankreich aus. Sein edles, allein für wahre Freiheit begeiſtertes Gemüth mußte das Trugbild derſelben, dem die Revolution huldigte, mit Abſcheu und Verachtung betrachten. Er verließ daher aus Widerwillen Frankreich und ging nach England. Nur durch das ſtete Fallen der Aſſignate gezwungen, kehrte er nach Paris zurück, höchſt mißvergnügt und erzürnt, die heilige Sache der Freiheit von frevelnden Händen geſchändet zu ſehen, und durchaus unfähig zu geiſtigen Arbeiten. Dieſe Gemüthsfolter ertrug er bis gegen das Ende des Auguſt 1792, wo er durch die Flucht aus Paris eben noch den gräßlichen Septemberſcenen entging. Er verlor ſeine Bücher und den größten Theil der eben bei Didot in 5 Bänden vollendeten Ausgabe ſeiner Tragödien. Seitdem lebte er mit ſeiner unzertrennlichen Gefährtin in Florenz, die Ruhe kehrte, wenigſtens periodiſch, zu ihm zurück; er nahm ſeine gewohnten Arbeiten wieder vor, ſchrieb noch ſeine Satiren und ſechs Komödien, und ſtudirte in den letzten Jahren mit unermüdlichem Eifer die griechiſche Sprache, mit deren Dichtern er erſt bekannt wurde, bis er ſeine Laufbahn bereits vollendet hatte. Mitten unter dieſen Arbeiten, die ſeine Kräfte erſchöpften, ſtarb er am 8ten October 1803. Seine Aſche deckt in der heil. Kreuzkirche zu Florenz, wo ſie zwiſchen Machiavell und Michel Angelo ruht, ein ſchönes Denkmal von Canova. Alfieri hat ſich als dramatiſcher Dichter in drei verſchiedenen Gattungen verſucht; wir beſitzen von ihm 21 Tragödien. 6 Komödien und eine ſogenannte Tramelogödie. Wollen wir ein gerechtes Urtheil über ihn als dramatiſchen Dichter ausſprechen, ſo dürfen wir nicht verhehlen, daß alle ſeine Werke in dieſer Gattung nur als Beſtrebungen eines großen Geiſtes anzuſehen ſind, der ſich in ſeinem wahren Wirkungskreiſe vergriffen hat. Überdruß an Müßiggang und ein innerer Drang, ſich hervorzuthun, machten Alfieri zum Dichter; und er, der ſelten die Mittelſtraße ging, konnte ſich unmöglich bei einer Beſchäftigung, auf die er ſein ganzes Leben zu wenden beſchloß, die Mittelmäßigkeit zum Ziel ſetzen. Er ſpricht es vielmehr nicht undeutlich aus, daß ſein hohes Beſtreben dahin gehe, ſich in der dramatiſchen Kunſt, welche bis auf ihn in ſeinem Vaterlande noch vernachläſſigt war, jenen unſterblichen Meiſtern des Geſanges beizugeſellen, welche Italien beſitzt. Er rang nach dieſem unverwelklichen Lorbeer reines Herzens mit hoher Kraft, und ſo edle Eigenſchaften entwaffnen den bittern Tadel, der dem Mißlingen in der Kunſt wohl ſonſt zu folgen pflegt. Er war würdig zu erreichen, was er nicht

erreichen konnte. Entrüſtet über die Entartung ſeiner Zeitgenoſſen, tiefen Abſcheu gegen den Despotismus im ſtolzen, freien, leidenſchaftlichen Herzen tragend, war Alfieri vielmehr politiſch als poetiſch begeiſtert. Mitten in einer erniedrigten Umgebung wollte er Kraft, Muth und Freiheitsſinn in die erſchlafften Gemüther hauchen, aber es ſchien ihm unwürdig, ſich dazu der ſchmeichelnden Künſte der Rede zu bedienen, er entſagte gefliſſentlich allem Schmuck, und wollte durch Hoheit der Gedanken, durch kraftvolle Kürze und männlichen Ernſt gefallen; aber er vergaß, daß er damit gleich den weſentlichen Eigenſchaften des Dichters entſagte. Seine Tragödien ſind ſchroff und ſtarr; die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach; der Vers hart und ungefällig; die Sprache entbehrt durchaus jenes zauberiſchen Farbenglanzes, wodurch allein der Dichter das innerſte Gemüth aufregt. Dennoch iſt er Italiens erſter Tragiker und hat allen nachfolgenden zum Muſter gedient. War Alfieris Geiſt in ſeiner Jugendblüthe zu ſpröde für die Tragödie, ſo mußte er nothwendig Schiffbruch leiden, als er ſich in ſeinem Alter, wo längſt die ſüße Täuſchung des Lebens vor ſeiner Seele geſchwunden war, und die nackte Wirklichkeit in ihrer traurigen Armſeligkeit vor ſeinen Augen lag, in der Komödie verſuchte, die ohne leichten Witz und heitern Scherz völlig erſtarrt. Auch in der Komödie hat er eine durchaus ernſte, meiſtens politiſche Richtung; die Erfindung iſt leer, die Verwicklung ohne alles Intereſſe, die Charaktere ſind, wie in der Tragödie, nur allgemeine Umriſſe, ohne Individualität; ſo ſtehen die Komödien noch weit unter den Tragödien, und ſind ſeines hohen Geiſtes nicht würdig. Dagegen halten wir für das gelungenſte unter allen dramatiſchen Werken Alfieris den Abel, welchen er, um ihm einen ſeiner Seltſamkeit angemeſſenen ſeltſamen Namen zu geben, eine Tramelogödie nannte. Alfieri, der zuerſt dieſe Zwittergattung zwiſchen der Tragödie und Oper erfand, hatte ſich vorgenommen, ſechs Stücke in derſelben zu liefern. Alfieri's am freieſten in den Extremen ſich bewegender Geiſt befand ſich hier in ſeiner Sphäre, und wenn die Gattung überhaupt vor der Kritik beſtehen kann, ſo machen Erfindung und Ausführung den Abel unläugbar zu einem ſchönen Dichterwerke; es iſt der höchſte Gipfel, zu dem ſich Alfieri's Genius erhoben hat. Außer dieſen dramatiſchen Originalwerken beſitzen wir von Alfieri ein epiſches Gedicht in vier Geſängen, mehrere lyriſche Gedichte, ſechzehn Satyren, und poetiſche Überſetzungen von Terenz, Virgil und einigen Stücken des Äſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophanes. Nach ſeinem Tode erſchienen der Miſogallo, ein Denkmal ſeines Franzoſenhaſſes, und ſeine Selbſtbiographie (deutſch 1812, Leipzig bei Brockhaus, 2 Thle., 3 Thlr.), die uns die ganze Eigenthümlichkeit dieſes Mannes vor Augen legt. Seine ſämmtlichen Werke ſind geſammelt erſchienen: Padua u. Brescia, 1809 u. 10, 8. 37 Bde. M.

Alfred oder **Älfred der Große**, König von England (geb. 849, geſt. 900), gehört unter die geringe Anzahl Fürſten, denen die Nachwelt den ſo oft gemißbrauchten Namen des Großen ohne Weigerung zugeſteht. Er beſtieg den engliſchen Thron 872, zu einer Zeit, wo die Dänen oder Normänner, die ſchon ſeit 787 den Engländern furchtbar waren, ihre Eroberungen und Verwüſtungen in dieſem Lande immer weiter verbreiteten. Alfred zog gegen ſie, wiewohl anfangs nicht mit Glück, zu Felde, und ſchloß Vergleiche mit ihnen ab, die aber nicht von ihnen gehalten wurden. Er mußte verkleidet flüchten und ſtand über ein Jahr lang bei einem Schäfer im Dienſte. Allein

eben in dieſem Zuſtande, der ihm jeden Widerſtand unmöglich machte, ſann er darauf, dieſen nachdrücklich vorzubereiten. Er erfuhr, daß ſeine Unterthanen ſich in der Stille gegen ihre Feinde rüſteten, gab ihnen daher von ſeinem Aufenthalte Nachricht, hielt es aber für das beſte, über die Verfaſſung, in der ſich die Dänen befanden, ſelbſt Kundſchaft einzuziehen. In dieſer Abſicht begab er ſich, als Harfenſpieler verkleidet, in das Lager des Königs Guthrum, und da er deutlich wahrnahm, daß die Dänen ſich einer völligen Sicherheit und Sorgloſigkeit überließen, eilte er zu ſeinem Heere zurück, ſtellte ſich an deſſen Spitze, und erfocht einen ſo vollkommenen Sieg, daß die Feinde genöthigt wurden, um Frieden zu bitten. Er geſtattete den noch im Lande befindlichen Dänen ſich anzubauen; doch mußten ſie ſowohl, als ihr Könia das Chriſtenthum annehmen. Von jetzt an machte er in ſeinem Lande die beſten Einrichtungen. Er legte Feſtungen an und übte einen Theil ſeiner Unterthanen in den Waffen, während er durch die andern den Ackerbau betreiben ließ. Von Zeit zu Zeit ſuchten indeß neue Schwärme von Dänen, in ſein Land einzubrechen; dies gab Alfred Gelegenheit, Schiffe erbauen zu laſſen, und ſowohl mit dieſen, als auch mit ſeinen Landtruppen den Feinden tapfern Widerſtand zu leiſten und ihre Landungen zu verhindern. Außer dieſer Fürſorge für die Sicherheit ſeiner Unterthanen war er auch zugleich für mehrere Bildung derſelben durch Geſetze und Unterricht bedacht. Er ließ zu dem Ende die Geſetze ſeiner Vorfahren zuſammentragen, und vermehrte ſie, überſetzte auch ſelbſt die Pſalmen und die Äſopiſchen Fabeln und einige andere Schriften in die engliſche oder damalige angelſächſiſche Sprache, und legte eine Schule zu Orford an. Sein vorzüglichſtes Augenmerk ging jedoch dahin, die Feinde ſo viel wie möglich zur See zu bekriegen, und an ſeinem Hofe die in den Wiſſenſchaften und Künſten erfahrenſten Männer zu unterhalten. Durch häufigen und vertrauten Umgang mit dieſen erwarb er ſich ſelbſt viele Kenntniſſe, verglich die verſchiedenen Nachrichten, die er von ihnen einzog, und wußte ſie bei ſeinem Scharfſinne und ſeiner Klugheit ſehr gut zu benutzen. Ihm bleibt beſonders das Verdienſt, zu Englands Seemacht den erſten Grund gelegt zu haben. Denn er war es, der zuerſt Schiffe oder vielmehr Galeeren bauen ließ, die ſechzig Ruder hatten, und hierdurch ſowohl als auch in Anſehung ihrer Größe und Beſchaffenheit, noch einmal ſo ſtark waren, als die größten vorher gebräuchlich geweſenen Schiffe. Die Nachricht einiger Schriftſteller, daß er zugleich mit dieſen Schiffen einige Entdeckungsreiſen nach den norwegiſchen und lappländiſchen Küſten, und ſogar nach Oſtindien habe vornehmen laſſen, und aus jenen Ländern Wallroßzähne, aus dieſem Edelſteine und andere Waaren erhalten habe, iſt zwar nicht genügend bewahrheitet, doch ſcheint ſie nicht ganz unglaubwürdig, zumal da man ſelbſt die Perſonen, die er zu dieſen Reiſen gebraucht, namentlich angibt. Und ſo wäre Alfred auch der erſte, der ſeine Unterthanen auf Indien aufmerkſam gemacht hat.

Algarotti (Franzesco Graf) gehört unter diejenigen italieniſchen Schriftſteller des 18ten Jahrh., die mit dem meiſten Erfolge das Studium der ernſtern Wiſſenſchaften mit der Ausübung der Künſte verbunden haben. Er war zu Venedig 1712 geboren, ſtudierte zu Rom, Venedig und Bologna, und machte glückliche Fortſchritte in der Mathematik, Geometrie, Aſtronomie, Philoſophie und Phyſik. Dieſer letztern Wiſſenſchaft und der Anatomie widmete er ſich mit Vorliebe. Nicht minder eifrig hatte er das Lateiniſche und Griechiſche ſtu-

diert, auch großen Fleiß der toscaniſchen Sprache gewidmet. Seine lebhafte Wißbegierde trieb ihn frühzeitig auf Reiſen. Er ſah Frankreich, England, Rußland, Deutſchland, die Schweiz und alle bedeutende Städte Italiens, und blieb erſt in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande. Als einundzwanzigjähriger Jüngling ſchrieb er zu Paris den größten Theil ſeines Neutonianismo per le dame, im Geſchmack der Pluralité des mondes von Fontenelle, und legte dadurch den Grund zu ſeinem Ruhm. Bis 1739 lebte Algarotti abwechſelnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquiſe du Chatelet, bald in London. Im gedachten Jahre machte er mit Lord Baltimore eine Reiſe nach Petersburg. Auf dem Rückwege beſuchte er Friedrich II., der damals als Kronprinz in Rheinsberg, wohnte. Der Prinz fand ſo viel Gefallen an ihm, daß er ihn gleich nach ſeiner Thronbeſteigung zu ſich rief, und ihn nebſt ſeiner Familie in den Grafenſtand erhob, welche Ernennung nachmals von dem venetianiſchen Senat beſtätigt wurde. Nicht minder ſchätzte ihn König Auguſt III. von Polen, welcher ihn nach Dresden berief, und ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. Er lebte nun abwechſelnd zu Berlin und Dresden, beſonders am erſtern Orte, nachdem er 1747 von Friedrich II. den Orden des Verdienſtes und den Kammerherrnſchlüſſel erhalten hatte. 1754 kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna, und ſeit 1762 zu Piſa wohnte. Hier ſtarb er 1764 an der Auszehrung, nachdem er lange an der Hypochondrie gelitten hatte. Den Entwurf zu ſeinem Grabmal, welches auf Friedrichs II. Koſten auf dem Kirchhofe (Campo santo) zu Piſa errichtet wurde, hatte er ſelbſt gemacht. Er wird in der Inſchrift, mit Beziehung auf ſeinen Congresso di Citera und ſeinen Neutonianismo, ein Nebenbuhler Ovids und Schüler Newtons genannt. Unſtreitig gehört Algarotti zu den ausgezeichnetſten Männern aus dem Jahrhundert Friedrichs II. Seine Kenntniſſe waren weit umfaſſend, und in mehrern Fächern gründlich. In Anſehung der Malerei und Baukunſt gehört er zu den größten Kennern in Europa. Viele Künſtler ſind unter ſeiner Leitung gebildet worden. Er ſelbſt zeichnete und ätzte mit vieler Geſchicklichkeit. In ſeinen Werken, welche von dem mannichfaltigſten Inhalte ſind, zeigt ſich überall Witz mit Scharfſinn gepaart, ſeine Poeſien ſind voll Anmuth und Feuer, und ſeine Briefe gehören zu den ſchönſten, welche die italieniſche Sprache aufzuweiſen hat. Unter ſeinen Saggi sopra le belle arti ſind die Verſuche über die Malerei die wichtigſten. Eine vollſtändige Angabe ſeiner Werke würde hier zu weit führen. Es gibt mehrere Sammlungen derſelben, die neueſte iſt zu Venedig 1791 bis 1794 in 17 Bänden erſchienen.

Algebra. Dieſer wichtige Theil der Mathematik iſt die Wiſſenſchaft, endliche Größen nach allgemeinen Zeichen zu beſtimmen und zu finden. Da man ſich zu dieſen Zeichen der Buchſtaben bedient, ſo hat man ſie auch Buchſtabenrechnung genannt. Einige Schriftſteller nennen die Algebra die Wiſſenſchaft, eine jede mathematiſche Aufgabe aufzulöſen und begreifen beſonders die Lehre von den Gleichungen darunter; allein dieſer Begriff wird richtiger der Analyſis zugeeignet, von welcher die Algebra ein Theil iſt, und zwar derjenige, welcher ſich beſonders mit der Rechnung endlicher Größen beſchäftigt. Die Algebra hat zwei Theile: der erſte faßt die eigentliche Buchſtabenrechnung, oder diejenige Wiſſenſchaft in ſich, welche die Größen unter den Zeichen der Buchſtaben behandelt; der andere lehrt die Art und Weiſe, wie man

ſich dieſer Buchſtabenrechnung zur Auflöſung der Aufgaben geſchickt bedienen ſoll. Dieſen letztern Theil, welcher der größte und wichtigſte iſt, nennt man auch ſchlechtweg die Algebra. — Urſprünglich bedeutet das Wort Algebra (im Arabiſchen) die Kunſt, einen gebrochenen Knochen zu heilen, daher noch jetzt im Spaniſchen Algebriſta ein Mann, der Beinbrüche und Verrenkungen heilt, ein Wundarzt. Allein, obgleich das Wort Algebra arabiſchen Urſprungs zu ſein ſcheint, ſo iſt, nach neuern Unterſuchungen (in den Asiatic Researches) doch nicht erwieſen, daß die Araber ſich algebraiſcher Zeichen bedient und einige Kenntniß von der Algebra des Diophantus (ſ. d. Art.) gehabt haben, wiewohl die Wiſſenſchaft ſelbſt ihnen nicht unbekannt war, die auch von den Hindus ſchon in ſehr frühen Zeiten geübt ward.

Algier, ſ. Barbaresken.

Älianus (Claudius), ein griechiſcher Schriftſteller aus Präneſte in Italien, um das Jahr 222 n. Chr. Wir haben von ihm zwei intereſſante, in ſchönem Griechiſch geſchriebene Werke: Mannichfaltige Geſchichte und Naturgeſchichte der Thiere. Von dem erſtern iſt eine der vorzüglichſten kritiſchen Ausgaben die von Gronov, Leiden, 1731 in 4. (eine neuere Ausgabe mit Perizonius Commentar von Kühn, Leipz. 1780 in 8. und von Lehnert, Breslau und Leipzig 1793 in 8.), von dem letztern die von J. G. Schneider, Leipz. 1784 in 8.

Alibi, anderswo, Beweis des Alibi heißt im Strafproceßſyſtem derjenige Beweis der Unſchuld, welcher aus dem Umſtande hervorgeht, daß der Angeſchuldigte zur Zeit des an einem beſtimmten Orte geſchehenen Verbrechens an einem andern Orte ſich befunden habe, von wo aus er dieſes Verbrechen nicht verübt haben kann. Die Lehre von dieſem Beweis iſt für Vertheidiger und Criminalrichter ſehr wichtig, und ihre Anwendung fordert um ſo mehr Scharfſicht, da es Verbrecher gibt, welche vor der That ſich ſchlau die Mittel vorbereiten, im Fall eines auf ſie fallenden Verdachtes den Schein eines Alibi zu gewinnen.

Alicante, eine am mittelländiſchen Meere, im ſpaniſchen Königreiche Valencia gelegene, durch gewöhnliche Mauern befeſtigte Stadt mit einem ehemals ſtarken, ſeit dem ſp. Erbfolgekrieg verfallenen Caſtell, und einem guten Kauffahrteihafen. Die Seenationen Europas haben hier ſämmtlich Conſuls. Die Einwohnerzahl beträgt 17,000. Der vorzüglichſte Ausfuhrartikel iſt der ſüße Wein, welcher unter dem Namen des Alicante-Weins bekannt iſt, auch ſeiner dunkeln Farbe wegen Vino Tinto genannt wird und größtentheils nach England geht. Auch werden von hier viele Producte des fruchtbaren valencianiſchen Gebiets ausgeſchifft. Carl V. pflanzte ihn zuerſt an, indem er Reben vom Rheine hieher bringen ließ. Alicante iſt eine der Handlungsniederlagen zwiſchen Spanien und Italien.

Aliquot. Ein aliquoter Theil einer Größe heißt in der Mathematik ein ſolcher, von welchem ſich in Zahlen (gebrochenen oder ganzen) ausdrücken läßt, wie vielmal er in dem Ganzen enthalten ſei. Stehen zwei Größen gleicher Art in einem ſolchen Verhältniſſe zu einander, daß die kleinere kein aliquoter Theil der größeren iſt, ſo nennt man dieſelben incommenſurabel (unmeßbar), weil eine Größe durch die andere meſſen überhaupt und im ſtrengſten Sinne nichts anders heißt, als in Zahlen beſtimmen, wie vielmal die eine in der andern liegt. Sie heißen auch irrational (verhältnißlos), weil ſie in keinem geometriſchen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Wenn man daher von einer incommenſurablen oder Irrationalgröße ſpricht, ſo verſteht man darunter eine ſolche, von welcher die zu ihrer Aus-

meſſung beſtimmte Maßeinheit kein aliquoter Theil iſt. Von dieſer Beſchaffenheit ſind z. B. alle Quadratwurzeln unvollkommener Quadratzahlen (2. 3. 5. 6. 7. 8. 10. u. ſ. f.) Die Seite eines Quadrats von 8. Quadratzoll Flächengehalt iſt durch die Einheit des Längenzolles nicht genau ausmeßbar. Sie kann nicht 3 Zoll lang ſein, denn das gäbe, mit ſich ſelbſt multiplicirt, ſchon 9 Zoll Inhalt; ſie kann nicht 2 Zoll lang ſein, denn das gäbe nur 4, und ſie kann auch nicht 2 Zoll und einen Bruch von Zoll lang ſein, weil jeder Bruch in der Multiplication nicht vermehrt, ſondern vermindert. Die wahrſcheinliche Irrationalität des Cirkelflächengehaltes, d. h. die Unmöglichkeit, ihn durch irgend eine als Flächenmaß angenommene Quadrateinheit genau auszumeſſen, iſt unter dem Namen Quadratur des Cirkels zum Sprichwort geworden; dieſelbe ſuchen, heißt nach etwas Unmöglichem ſtreben, ſie gefunden haben wollen, ſeinen Scharfſinn überſchätzen u. dergl. m. (S. d. Art. Kreis.)

Alkali. Die Araber bezeichneten hiermit einzig das Aſchenſalz (Pottaſche) der Kalipflanze (Salsola Kali). Später erhielt dies Wort eine ausgebreitetere Bedeutung. Alkalien ſind Subſtanzen, welche mit den Säuren eigenthümliche Salze und im ſäurefreien Zuſtande mit dem Waſſer kauſtiſche Auflöſungen bilden, die häufig einen eigenthümlichen Geruch beſitzen, das rothe Lackmuspapier blau und blaue Pflanzenſäfte grün färben. Alle Alkalien beſtehen aus metalliſchen Baſen und Sauerſtoff, daher kann man ſie alkaliſche Metalle nennen. Wir kennen bisher folgende 7: Kali, Natrum, Ammonium (flüchtiges Alkali), Baryt, Stronthian, Talk, Kalk. Die metalliſchen Auflöſungen trennen die Alkalien ſowohl im ätzenden als kohlenſauren Zuſtande. Die Niederſchläge erſcheinen mit verſchiedenen Farben, ſie löſen im ätzenden Zuſtande Öle, Fett und harzige Stoffe auf und bringen neue Verbindungen hervor, die den Seifen ähnlich ſind; ſo wirken ſie auch auf einige Pflanzen wie die Schwämme; im ätzenden Zuſtande verbinden ſie ſich mit dem Schwefel und bilden die Schwefelleber, ſie löſen ſich, wenn ſie frei von Kohlenſäure ſind, in Weingeiſt auf; die Flüſſigkeit erhält dann eine rothe Farbe, ſie ſcheiden das Ammoniak aus ſeinen Verbindungen mit Säuern, ſie ſetzen mit Säuern Neutralſalze zuſammen, löſen im ätzenden Zuſtande die in Waſſer erweichte Thonerde auf und eben ſo die im Waſſer aufgelöſete Kieſelerde. Im Feuer entſteht durch dieſe Verbindung Glas, welches aber im Waſſer lösbar iſt, wenn man wenig Kieſelerde angewendet hat. Mit Kohlenſäure verbunden, brauſen ſie beim Austreiben der Kohlenſäure. Sind ſie völlig ätzend: ſo erhitzen ſie ſich bei der Löſung im Waſſer. — **Alkalimeter**, ein Werkzeug, angegeben von Descroizilles, welches dazu dient, die Menge wirklicher Alkalis, welches in einer im Handel vorkommenden Pottaſche, oder Soda enthalten iſt, aus der Menge von Schwefelſäure, die erforderlich iſt, ein beſtimmtes Quantum derſelben zu neutraliſiren, zu finden. — **Alkaliſirung**, diejenige Operation, durch welche man einem Körper die Reaction eines Alkali ertheilt, z. B. durch Verbrennen der Pflanzen, durch die Fäulniß, durch die Verbindung eines neutralen Salzes mit Alkali u. ſ. w. — **Alkalität** iſt das Vermögen der Körper, die im Artikel Alkali aufgezeichneten Eigenſchaften zu äußern. Die Alkalität eines Alkali iſt deſto ſtärker, je größeres Quantum Säure es zu neutraliſiren vermag. — Der Gegenſatz von Alkalität iſt Acidität

Alkamenes, ſ. **Bildhauer der Griechen.**

Alkman, ein griechiſcher Dichter, geboren zu Sardes in Lydien gegen das J. 670 v. Chr. Geb. Er erhielt zu Sparta das Bürgerrecht. Wir beſitzen von ihm noch einige Bruchſtücke, welche beweiſen, daß er ſich der doriſchen Mundart bediente. Unmäßigkeit in allen Genüſſen war Urſache, daß er an einer ſcheußlichen Krankheit ſtarb. Er hat dem Horaz oft zum Vorbild gedient.

Alkmäon, Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle von Argos, nahm, zum Oberhaupte der ſieben Epigonen gewählt, Theben ein und verheerte es. Als er hierauf ſeines Vaters Tod, von dieſem ſelbſt deßhalb beſchworen, an ſeiner Mutter durch ihre Ermordung gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien, von denen er, nach dem Ausſpruche des Orakels, erſt dann gänzlich befreit werden ſollte, wenn er in einem Lande ſich niederließe, das damals, als ſeine Mutter ihn verfluchte, noch nicht Land geweſen wäre. Er fand ſeine Ruhe endlich auf einer ſeit kurzem erſt im Fluſſe Achelous entſtandenen Inſel, wo er dann die Kallirrhöe, Tochter dieſes Flußgottes (mit Verſtoßung ſeiner vormaligen Gemahlin Arſinoe) heirathete. Allein nicht lange genoß er dieſe Ruhe, denn als er, um den Wunſch ſeiner Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von ſeinem erſten Schwiegervater, dem Prieſter Phlegeus, liſtiger Weiſe zurückgeholt hatte, ließ dieſer ihn durch ſeine ihm nachgeſendeten Söhne ermorden.

Alkmar (Heinr. v.), ſ. Reinecke (der Fuchs).

Alkmene, eine Tochter des Elektryon und Gemahlin des Amphitruo, dem ſie aus Jupiters Umarmung, welcher ſie liebte und, ſie zu täuſchen, des Gemahls Geſtalt angenommen hatte, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar.

Alkohol iſt der von ſeinen wäſſerigen Theilen durch zweimalige Deſtillation befreite Weingeiſt. — Alkoholometer, ein mit Graden verſehener, gläſerner, hohler, an beiden Enden verſchloſſener, Cylinder. In deſtillirtem Waſſer ſinkt er bei einer Temperatur von 16° R. bis auf 0 und im abſoluten Alkohol reicht er bis zur höchſten Abtheilung (100). Nimt man das ſpecifiſche Gewicht des Waſſers = 1,000 an, ſo iſt dasjenige des Alkohols = 0,731. Jede Zwiſchenzahl zeigt in dem geprüften Branntwein ſo viel Procente von abſolutem Alkohol an, als die Zahl über 0 iſt.

Alkoran, ſ. Koran.

Alla Breve wird ein Tonſtück überſchrieben, das in einer doppelt ſo geſchwinden Bewegung, als ſonſt bei eben der Art Noten ſtatt findet, vorgetragen werden ſoll, ſo daß eine ganze Tactnote ſo geſchwind wie ſonſt eine halbe, eine halbe ſo geſchwind wie ſonſt eine Viertelnote u. ſ. w. geſpielt wird. Man pflegt auch zur Bezeichnung dieſer Tactart den Tonſtücken ein Zeichen vorzuſetzen, das einem durchſtrichenen C gleich ſieht. Übrigens bedient man ſich auch des Ausdrucks: alla Capella; welche Benennung von den aus dem Choralgeſange entlehnten Gegenſtänden herrührt, wovon zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach eben dieſelben ſind, gleichwohl nicht choralmäßig, d. h. wie ſie die Gemeinde in der Kirche ſingt, ſondern lebhafter, ſo wie es in den Capellen gewöhnlich iſt, ausgeführt werden ſollen.

Allah iſt im Arabiſchen der Name Gottes, des Schöpfers der ganzen Natur, von welchem Mohammed ſagt, er ſei der einzige, der ſein Weſen von ſich ſelbſt habe, ihm ſei nichts gleich in der ganzen Reihe der Weſen; alle Geſchöpfe hätten das ihrige von ihm erhalten; er ſei der, welcher weder zeuge noch gezeugt worden ſei. Er iſt der

Herr der Körper- und Geiſterwelt, deſſen, als des einzigen und wahren Gottes, Verehrung Mohammed als die Hauptlehre ſeiner Religion überall einſchärft. Das Wort iſt aus dem Artikel Al und dem Worte Elah zuſammengeſetzt, welches den Verehrten und zu Verehrender bezeichnet und der Singular zu Elohim iſt.

Alle für Einen und Einer für Alle (in solidum) heißt, wenn ſich mehrere Perſonen zu einer Zahlung oder ſonſtigen Leiſtung dergeſtalt verbindlich machen, daß Einer für Alle und Alle für Einen bezahlen müſſen. Dies iſt in Verſchreibungen, welche von Mehreren gemeinſchaftlich ausgeſtellt ſind, nur dann der Fall, wenn dieſer Ausdruck wirklich gebraucht worden. Außerdem kann der Gläubiger nur Jeden für ſeinen Theil belangen, es müßte denn auf die Rechtswohlthat der Theilung Verzicht geleiſtet ſein. Wen unter den Verpflichteten der Gläubiger einer ſolidariſchen Schuld zuerſt angreifen will, hängt von ſeiner Wahl ab, und es iſt gleichgültig, ob ſein Name zuerſt oder zuletzt unter der Verſchreibung ſteht. Der Angegriffene aber behält ſeinen Rückanſpruch an die Mitverpflichteten, die er nöthigen kann, die Verpflichtung zu gleichen Theilen mit ihm zu tragen. Wird ein Mitverpflichteter zahlungsunfähig, ſo wird ſein Antheil von den andern mit übernommen.

Allegorie. Dieſes griechiſche Wort bezeichnet, ſeinem Urſprunge nach, eine Darſtellung, in welcher die Zeichen, wodurch man darſtellt, noch etwas anderes bedeuten ſollen, als ſie unmittelbar, d. i. nach ihrem gewöhnlichen Gebrauch, und abgeſehen von ihrer beſondern Zuſammenſtellung, ankündigen, das Wort iſt nämlich gebildet aus αλλο (anders) und αγορειν (reden). Der herrſchend gewordene Gebrauch dieſes Ausdrucks verlangt aber: 1) eine Verwandtſchaft oder Gleichartigkeit dieſes verborgenen und des unmittelbar wahrnehmbaren Sinnes, welche beide gleichſam in einer Linie mit einander fortlaufen müſſen; denn ſonſt würde auch die Ironie, in welcher durch das Poſitive an das entgegengeſetzte Negative erinnert wird, hieher gehören; 2) die Kunſt, durch den vor Augen liegenden Sinn des Dargeſtellten, jenen andern vermittelſt dieſer Gleichartigkeit in dem Gemüthe des Anſchauenden ſicher zu erwecken; welche Kunſt um ſo größer iſt, je ſicherer beim Anſchauen des unmittelbar vor Augen liegenden (des Bildes) die ihm entſprechende höhere Bedeutung des Dargeſtellten, das ideale Gegenbild, ſich der Einbildungskraft des Anſchauenden entfaltet, ſo daß vor dem klaren Anſchauen des letztern das erſtere faſt verſchwindet, und allmählig zurücktrit. Im Allgemeinen nennt man daher Allegorie jede Darſtellung, in welcher ein Gegenſtand durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Der vor Augen liegende Sinn der Darſtellung iſt gewöhnlich ein ſinnlicher oder hiſtoriſcher (im weitern Sinne), welcher auf der natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung der Zeichen und ihrer Zuſammenſtellung beruht, und einen beſondern Gegenſtand, eine beſondere Thatſache und Begebenheit, ſie ſei nun wirklich geſchehen, oder werde nur als geſchehen vorgeſtellt, enthält und ankündigt; der verborgene und bei dem Anſchauen des erſteren hervortretende Sinn aber ein mehr geiſtiger und allgemeiner, welcher über einzelne Fälle und Thatſachen, auf welche die Darſtellung ſich bezieht, hinausgeht, und in dem Reiche des Idealen liegt. Hieraus leuchtet ein, warum man jede ſchöne Kunſt in gewiſſem Sinne allegoriſch nennen kann, — denn das ſchöne Kunſtwerk will durch beſondere ſinnliche Zeichen etwas Höheres, Ideales darſtellen, — im ſtrengen Sinn wird aber Allegorie nur

ein ſolches Erzeugniß der Kunſt genannt, in welchem die Zeichen der Darſtellung ſo verbunden ſind, daß ſie durch ihre Verbindung einen doppelten, d. i. einen beſondern und einen allgemeinen Sinn enthalten und darſtellen, welche doppelte Bedeutung eines ſinnlichen Gegenſtandes oder einer Thatſache zugleich eine urſprüngliche Verwandtſchaft des beſondern und allgemeinen, ja der Natur und des Geiſtes überhaupt vorausſetzt, vermöge welcher das Sinnliche für uns etwas Geiſtiges bedeuten, und das Ideale durch etwas Individuelles vorgeſtellt werden kann. Hieraus leuchtet ferner ein, warum man oft das Allegoriſche dem Hiſtoriſchen (in einem weitern Sinne genommen) entgegenſetzt, und dann die Allegorie ein Phantaſiebild, eine Phantaſie (in objectiver Bedeutung) und Idealdarſtellung vorzugsweiſe zu nennen pflegt. Denn ob es gleich Darſtellungen geben kann, denen eine eigentliche hiſtoriſche Thatſache eine Begebenheit aus dem Kreiſe der Geſchichte genommen, zum Grunde gelegt iſt, welchen man aber einen noch höhern und allgemeinern Sinn zu geben verſucht und dieſe Darſtellungen, hiſtoriſche Allegorien genannt hat; ſo hat doch theils das Geſchichtliche ſchon an und für ſich ſelbſt ſo viele Bedeutung, daß daſſelbe, wenn eine allgemeine Deutung ſeinen eigenthümlichen Charakter — wie die Erfahrung lehrt — auch nicht zu zerſtören pflegte, den Blick noch fortdauernd auf das Beſondere hinziehen würde, wodurch zugleich der Zweck der Allegorie, im Sinnlichen und Beſondern ein geiſtiges Gegenbild, eine allgemeine Wahrheit darzuſtellen, verſchwinden müßte. Daher das Beſondere, welches der Allegorie zum Grunde liegen muß, lieber unmittelbar ein Gegenſtand und Erzeugniß der ſchaffenden Einbildungskraft iſt. Endlich leuchtet auch ein, warum die Allegorie nur in den ſogenannten redenden Künſten, d. i. Beredſamkeit und Dichtkunſt, und unter den bildenden nur in der Malerei und Plaſtik, ſo wie in den mimiſchen Künſten, keinesweges aber in der Muſik und Baukunſt vorkommen könne; denn nur die erſtern ſind durch ihre Darſtellungsmittel fähig, einen doppelten Sinn und neben der beſondern eine allgemeine Deutung zu enthüllen, der Charakter der letztgenannten Künſte aber iſt ſchon durch ihre Darſtellungsmittel ein ſinnbildlicher, denn ſie deuten, nach ihrem reinſten Weſen gedacht, durch eine geiſtige Harmonie der Grundformen des Sichtbaren und Hörbaren, des Menſchen idealſtes, d. i. über die Wirklichkeit hinausgehendes harmoniſches Gefühl und Leben, und zwar die Muſik das innere Leben des Gefühls durch den ihm verwandten Ton, die Baukunſt aber das äußere harmoniſche und mit dem innern harmonirende Leben durch Erhöhung und Idealiſirung der äußern Umgebung, kräftig, obwohl im Verhältniß zu dem Begriff, zu welchem ſich Worte, lebendige Geſtalten und ihre Bewegung durch ihre Zuſammenſtellung und Verbindung erheben laſſen, nur dunkel und undeutlich an. So gibt es aber ſelbſt in den erſtgenannten Künſten Darſtellungen, deren Gegenſtände hiſtoriſch ſind, oder der Sage angehören, und dennoch, unbeſchadet ihrer hiſtoriſchen Selbſtſtändigkeit, einen allgemeinen Sinn verſtatten, oder ſich, wie man ſagt, allegoriſch erklären laſſen, ohne die Allegorie zu bezwecken (z. B. Eros, Herkules, Apollon). Inſofern nun bei dieſen der allgemeine Sinn gleichſam aus dem Perſönlichen von ſelbſt entſtanden, bei der Allegorie aber der umgekehrte Fall einzutreten ſcheint (man denke hier an die allegoriſchen Perſonen einer Victoria, Spes), inſofern ſetzt man wieder das Allegoriſche auch dem Symboliſchen oder Sinnbildlichen entgegen, welche Ausdrücke in anderer Hinſicht oft gleichbedeutend ge-

braucht werden (wenn man z. B. den Künſten überhaupt eine allegoriſche oder ſymboliſche Natur zuſchreibt). Andere beſtimmen den Unterſchied zwiſchen Allegorie und Symbol ſo, daß ſie letzteres mehr auf einen einzelnen Gegenſtand, der auch noch kein ſelbſtſtändiges Kunſtwerk bildet, beſchränken, und mithin unter Symbol ein Zeichen, wodurch ein Gegenſtand oder Begriff angedeutet wird (z. B. die Bezeichnung des Friedens durch einen Ölzweig), unter einer ſymboliſchen Geſtalt die Perſönlichung eines Begriffs verſtehen, erſtere aber mehr auf ein größeres Ganzes von Geſtalten und Bildern beziehen, durch welche, verwebt zu einer Handlung, die nicht im Kreiſe der Sage oder Geſchichte liegt, eine ſinnverwandte Wahrheit dargeſtellt wird; nach welchem Unterſchiede eine ſymboliſche Darſtellung (z. B. Raphaels ſymboliſche Geſtalten oder allegoriſche Perſonen der Klugheit, Gerechtigkeit) ſowohl für ſich beſtehen, als auch einen Theil der Allegorie ausmachen kann (z. B. Eros, der auf dem Löwen reitet). Indeſſen iſt auch die Allegorie nicht immer ein allegoriſches Ganzes oder ein beſonderes Kunſtwerk, ſondern ſie kommt auch als Theil eines Kunſtwerks vor, und zwar in der Redekunſt und Poeſie; inſofern wird ſie zu den rhetoriſchen Figuren, namentlich zu den Tropen (ſ. Tropen) gerechnet, und von der Metapher, welche in der Übertragung ähnlicher und verwandter Vorſtellungen und Eigenſchaften auf ähnliche Gegenſtände und in Vertauſchung derſelben beſteht, nur durch ihre Ausführung unterſchieden, daher auch öfters mit Recht eine ausgeführte Metapher genannt. Hier wird ein Bild oder der ähnliche Gegenſtand ſtatt des darzuſtellenden ausgeführt, indem auch die Nebenvorſtellungen und Eigenſchaften deſſelben von jenem Bilde abgeleitet, und durch Eigenſchaften dieſes Bildes, nur daß dieſe demſelben ähnlich und verwandt ſein müſſen, ausgedrückt werden. Dabei wird vorausgeſetzt, daß das bezeichnende Bild deutlicher und ſtärker den Gegenſtand ausdrücke, als der eigenthümliche und eigentliche Ausdruck, welcher für denſelben vorhanden iſt. So enthalten Shakſpeares Worte: „mir iſt der Kelch gefüllt mit Wermuth bis an den Rand," „wen erfreuen die Blumen, wenn ihre Wurzel verdorrt iſt," eine Allegorie dieſer Art. Auch hat dieſe Figur, wie alle Metaphern, nicht blos in dem Mangel der Ausdrücke für gewiſſe Gegenſtände, wie Cicero anführt, ſondern noch mehr in dem Drange eines belebten Gemüths, ſeine Empfindungen und deren Gegenſtände ſtark und lebendig auszudrücken, oder in dem Vergnügen, welches alle Vergleichung und die Übung einer vorzüglichen Vergleichungskraft (Witz) gewährt, ihren vorzüglichen Urſprung. In jenem Drange iſt die das Gefühl begleitende Einbildungskraft geſchäftig, 1) das Geiſtige zu verkörpern (dies iſt die natürlichſte, urſprünglichſte und dem Weſen der Poeſie angemeſſenſte Metapher und Allegorie); 2) das Körperliche zu beleben und zu vergeiſtigen, oder auch 3) ähnliche Gegenſtände gleicher Sphäre zu verbinden, zu vertauſchen und die Naturerſcheinungen perſönlich darzuſtellen, zu perſonificiren (z. B. Aurora), worin die dreifache Art der Allegorie beruht. In dem bewegten Gemüthe aber iſt die Vergleichung ſo ſchnell, die Anſchauung ſo lebhaft, daß das Bild oder der ähnliche Gegenſtand faſt unvermerkt an des Vergleichenden Stelle trit; dadurch wird der Ausdruck ſelbſt kürzer, erweckt die Vergleichungskraft und den Witz des Leſers bei der Vorſtellung des Bildes, und gewährt dadurch, wie ſchon überhaupt das Vertauſchen verſchiedener Gegenſtände verwandter Sphären des Denkens, ein gewiſſes Vergnügen, welches die Harmonie und Einheit unſerer Vorſtellungen

überall begleitet. Hieraus erhellen auch die Hauptgrundſätze für den Gebrauch der Allegorie in Rede und Gedicht. 1) Die Allegorie gehört zunächſt dem affectvollen, leidenſchaftlichen Zuſtande an, in welchem alles auf den Gegenſtand der Gemüthsbewegung bezogen und als Eigenſchaft, Urſache oder Wirkung deſſelben angeſehen wird, eine ängſtliche Vergleichung aber, oder eine ruhige Betrachtung, welche, wie ein Gleichniß, die verglichenen Dinge einander gegenüberſtellt, unmöglich iſt; 2) ſie liebt daher die Kürze des Ausdrucks, und ergreift 3) ſtatt des darzuſtellenden Gegenſtandes ein Bild, welches ungeſucht denſelben nach ſeinem Weſen und ſeiner Wirkung kräftiger und deutlicher als der gemeine Ausdruck bezeichnet, und nach der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſelbſt ſich richten muß. Die Allegorie als ſelbſtſtändiges Ganze oder beſonderes Kunſtwerk kann nun auf ähnliche Weiſe und auf jene dreifache Art im Großen verfahren; dann aber finden ſich theils und hauptſächlich in der Forderung, daß der darzuſtellende Gegenſtand unter der Hülle des ausgemalten Bildes leicht und deutlich hervorſchimmere, und daher auch von dem gebildeten Sinne bald entdeckt werden müſſe, ohne daß doch jenes entweder eine zu große, z. B. hiſtoriſche Wichtigkeit habe — wodurch der Gegenſtand ſelbſt verdunkelt werden würde — oder zu gemein ſei; in welchem Falle das äſthetiſche Vergnügen aufgehoben werden müßte, oder endlich das Hiſtoriſche und Mythiſche mit dem Allegoriſchen vermiſcht werde, und dadurch jenes ſeine Bedeutung verliere (wie z. B. in der Gallerie Farneſe des Annibal Caracci), theils in der didaktiſchen Richtung, welche die Allegorie leicht annimt, und ſich dadurch zur Proſa hinneigt (welche Richtung in Verbindung mit gewiſſen Umſtänden, in denen es unmöglich oder unzweckmäßig war, die Wahrheit unverhüllt zu ſagen, welche im Bilde eindringlicher und im Reize der Schönheit auftrat, die erſte und häufigſte Veranlaſſung zu Allegorien dieſer Art wurde), theils endlich darin, daß das Phantaſiebild, unter welchem das Allgemeine gewöhnlich verhüllt wird, an ſich weniger Intereſſe hat und weniger individualiſirt iſt, als die hiſtoriſche Thatſache, große und vorzügliche Schwierigkeiten. In dieſen Schwierigkeiten aber liegt zugleich der Grund, warum die Allegorie ſo ſelten echt iſt, und gemeiniglich nur in Zeiten des Verfalls der Kunſt eifrig bearbeitet wird. Die letztere Schwierigkeit nöthigt oft, in der bildenden Kunſt, auch der Verſtändlichkeit wegen, zu gewiſſen willkürlichen und conventionellen *Symbolen* und *Attributen* (ſ. d. Art.) zu greifen, welche außer dem Gegenſtande liegen und den Betrachtenden kalt laſſen. Daher vermag auch die allegoriſche Darſtellung mehr als irgend eine andere, die ſeltene Verbindung des philoſophiſchen und poetiſchen Geiſtes von Seiten des Künſtlers und in Hinſicht des Ausdrucks der Gedanken eine ſeltene Erfindungskraft und Vergleichungsgabe zu beurkunden; denn das Allgemeine und Beſondere muß hier eins und ein unzertrennliches Ganzes werden. Sie muß aber als Kunſtwerk das ganze Gemüth anſprechen, und daher nicht blos auf den Verſtand durch einen der Menſchheit würdigen, nicht zu abſtracten (d. i. der Verſinnlichung fähigen) Begriff, der ihr zum Grunde liegt, ſondern auch durch den belebten Ausdruck auf das Gefühl wirken, der gleichſam willig und von ſelbſt ſich jenem anſchmiegt, und zum beſeelten Körper deſſelben geworden iſt, unter welchem ſie nicht wie ein dunkles Räthſel verborgen liegt, ſondern überall und in jedem Gliede die Form durchdringend hervorſchimmern läßt, dem Gebildeten verkörpert erſcheint und ihn lebendig ergreift. Letzteres aber kann ſie nur, wenn

von ihr ſo viel als möglich alle willkürlichen und conventionellen Zeichen und Attribute, wie überhaupt alles Geſuchte entfernt ſind, und die Form eine innere Verwandtſchaft mit der Idee hat, durch welche ſie gewiſſermaßen zum nothwendigen, ſich leicht ankündigenden Ausdrucke derſelben erhoben wird; wenn ferner das Beſondere, durch welches ſie das Allgemeine darſtellt, ſelbſt in ſeinen Formen Idealität beſitzt und ſich über die Proſa des gemeinen Lebens erhebt; endlich wenn eine belebende Einheit über dem Ganzen waltet. — Als Beiſpiel der poetiſchen Allegorie, als eines ſelbſtſtändigen Kunſtwerks, betrachte man die bekannte Ode des Horaz I, 14, in welcher dieſer Dichter den römiſchen Staat und ſeinen Zuſtand unter dem ausgemalten und gehaltenen Bilde eines Schiffes mit poetiſcher Lebendigkeit, d. i. durch Handlung, ſchildert; die Sorge von Herder, die bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche auch Leſſing in ſeinen Nathan verwebt hat; auch gehören hieher viele Fabeln und Parabeln, denn nicht alle ſind an ſich ſchon weder poetiſch, noch in dem oben aufgeſtellten Sinne Allegorien — die Vögel des Ariſtophanes — denn in allen Dichtungsarten kann die Allegorie auftreten. Als Beiſpiel einer Allegorie in der bildenden Kunſt, in welcher der Gebrauch der Allegorie überhaupt mehr auf Perſönlichung beſchränkt iſt, weil die bildende Kunſt durch Geſtalten darſtellt, wobei ſie öfters der Attribute bedarf, gilt Guidos Fortuna, die der geflügelte Knabe ſpielend bei den Haaren faßt. Hieher würden auch gehören allegoriſche Ballets und Pantomimen. Die weitere Verſchiedenheit der Allegorie in dieſen verſchiedenen Künſten und ihren Formen läßt ſich nur aus dem Weſen derſelben erkennen und ableiten, welche Unterſuchung hier zu weitläuftig werden würde. (Man vergl. darüber Leſſings, Herders, Winckelmanns und Moritzs Abhandlungen und Bemerkungen über Allegorie). Daß übrigens die Allegorie häufiger in der neuern chriſtlichen Kunſt als in der alten, der Griechen und Römer beſonders, vorkomme, liegt in dem Charakter und der Denkweiſe des Alterthums und der chriſtlichen Zeit, und iſt vorzüglich durch die ihnen zum Grunde liegenden verſchiedenen religiöſen Weltanſichten zu begreifen, von denen jene ſich mehr von dem Individuellen zu dem Idealen erhob, dieſe dagegen von dem Geiſtigen ausging, weshalb in Ermangelung einer vielſeitigen Mythologie die Kunſt der freien Phantaſie die Geſtaltung ihrer Ideen, und Erfindung ihrer Stoffe überlaſſen mußte. Man vergl. übrigens mit dieſem Artikel in letzterer Hinſicht die Artikel Antik und Modern, und in Beziehung auf das Symboliſche den Artikel Symbol. **T.**

Allegri (Gregorio), geb. zu Rom 1590, geſt. daſelbſt 1640, ein Sänger in der päpſtlichen Capelle, der noch jetzt in Italien als einer der geachtetſten Geſang-Componiſten damaliger Zeit betrachtet wird. Er war ein Schüler Nanini's. Beſonders berühmt hat ihn das Miſerere gemacht, welches bis jetzt jährlich in der heil. Woche in der Sixtiniſchen Capelle abgeſungen, und welchem eine außerordentliche Wirkung zugeſchrieben wurde. Die Compoſition ward ſonſt ſo heilig aufbewahrt, daß derjenige den Bann befürchten mußte, der ſie abzuſchreiben gewagt hätte. Mozart übertrat jedoch das Verbot, indem er nach zweimaligem Hören eine mit dem Original übereinſtimmende Copie aufſetzte. 1771 erſchien es zu London im Stich und 1810 zu Paris in der Collection des classiques. 1773 empfing der König von England eine Abſchrift von dem Papſt ſelbſt zum Geſchenk.

Allegro, der vierte von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegung (ſ. Tempo). Ein Allegro, ein Stück, das in dieſer raſchen Bewegung geſpielt werden ſoll. Allegretto, die muſikaliſche Bewegung zwiſchen Allegro und Andantino (in der gewöhnlichen Bedeutung dieſes Wortes), mithin etwas langſamer als Allegro und etwas geſchwinder als Andantino. Man ſagt auch ein Allegretto.

Allemande, 1. der bekannte, urſprünglich deutſche, fröhliche Tanz; 2. eine ſehr muntere Tanzmelodie in $\frac{3}{4}$ Tact, welche viel ähnliches mit dem franzöſiſchen Tambourin hat; 3. eine Gattung kleiner Tonſtücke, im ganzen oder vier Vierteltact und von etwas ernſthafter Bewegung, welche insgemein einen Theil der ſogenannten Suite fürs Clavier ausmacht.

Allerchriſtlichſte Majeſtät, ein Titel, den ſchon mehrere ältere Könige von Frankreich, namentlich Carl Martelles Pipin der Kurze geführt haben, der ihnen aber erſt ſeit 1469 vom Papſt Paul II. eigenthümlich beigelegt iſt. Nach andern legte ſchon Papſt Pius II. dieſen Titel dem Könige von Frankreich Ludwig XI. bei, um die abſchlägige Antwort des Papſtes auf des Königs Verlangen, daß der Papſt als neapolitaniſcher Lehnsherr, wider den König Ferdinand von Neapel, des franz. Königs Vetter, den Prinzen Johann von Calabrien, unterſtützen möge, dem Könige weniger unangenehm zu machen, beizulegen. **Allergetreueſte Majeſtät**, ein Titel, womit der Papſt Benedict XIV. 1748 die Anhänglichkeit des Königs Johann V. von Portugal an die römiſche Kirche belohnt hat. **Allerheiligſter Vater**, ein Titel, den man dem römiſchen Papſte beilegt.

Allerheiligſtes wird bei den Catholiken die in einem (gewöhnlich glänzenden) Gefäße zur Anbetung ausgeſtellte geweihte (conſecrirte) Hoſtie genannt. (Vgl. d. Art. Monſtranz.) Bei den Juden nannte man den abgeſonderten Theil in der Stiftshütte oder ſpäter im Tempel, wo die Bundeslade ſtand und in welches der Prieſter jährlich nur einmal treten durfte, das Allerheiligſte. Nachdem die Chriſtenverfolgungen im 4ten Jahrh. im römiſchen Reiche aufgehört hatten, wurde der Sonntag nach Pfingſten beſtimmt, um das Andenken der heiligen Märtyrer zu erneuern. Chryſoſtomus hat uns in der 74ſten Homilie Tom. I. Frankf. ein Muſter einer ſolchen Rede hinterlaſſen, woraus man zugleich ſieht, wie weit man um das Jahr 380 noch von ihrer Anrufung entfernt war. Die abendländiſche Kirche bekam dieſes Feſt erſt um das Jahr 610 von Bonifacius IV. Der Kaiſer Phocas hatte jenem Papſte das Pantheon in Rom geſchenkt. Dieſer machte eine Kirche daraus und weihete ſolche dem 4ten März zur Ehre der Maria und aller Märtyrer. Gregor IV. legte im J. 835 die Feier auf den 1ſten Novbr. und machte dabei die Änderung, daß ſie überhaupt allen Heiligen und auch den Engeln heilig ſein ſollte. Damit ſie allgemein würde, erſuchte Gregor den Kaiſer Ludwig den Frommen um die Beſtätigung. Gegen 840 findet man das Allerheiligenfeſt ſchon in dem Calender des römiſchen Mönchs Wandelbert. Gegen 870 wurde es auch in England eingeführt.

Allianz, ein Bündniß zwiſchen zwei oder mehrern Staaten. Man theilt die Allianzen in Offenſiv= und Defenſivallianzen, oder Trutz= und Schutzbündniſſe. Der Name ſelbſt gibt ſchon den Charakter beider an; die erſtern ſind zum Angriffe eines gemeinſchaftlichen Feindes, die andern zur Vertheidigung gegen die Angriffe deſſelben beſtimmt; nicht ſelten vereinigen aber auch die Allianzen beide Eigenſchaften. Die erſtern pflegen gewöhnlich nur gegen einen beſtimmten

Feind, die Defenſivallianzen dagegen unbeſtimmt gegen jeden Angreifer gerichtet zu ſein. Überhaupt zerfallen die Allianzen, was die Rechte und Verpflichtungen ſowohl der Alliirten unter ſich, als auch das Verhältniß derſelben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptclaſſen: nämlich in ſogen. Kriegsgemeinſchaft — société de guerre, alliance pour faire la guerre en commun — wenn beide Theile ſich verpflichten, mit gemeinſchaftlichen Kräften, mit ihrer ganzen Macht den Krieg gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu führen, wodurch alsdann jede der alliirten Mächte als hauptkriegführende Macht angeſehen wird; oder in Auxiliarallianzen (Hülfsbündniſſe) im engern Sinne, wenn die Alliirten ſich wechſelſeitig nur zu einer beſtimmten Hülfe verpflichten, wo alſo eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andere aber als hülfsleiſtende Nebenmacht erſcheint; wobei noch bemerkt werden muß, daß bei dieſer Art von Allianzen beide Theile die beſtimmte Hülfe gewöhnlich nur dann ins Unbeſtimmte auszudehnen ſich wechſelſeitig verſprechen, wenn der eine oder der andere Theil von einer dritten Macht, aus keinem andern Grunde, als wegen dieſes Bündniſſes angegriffen werden ſollte, oder falls vielleicht die erſte feſtgeſetzte Hülfe vollkommen unzulänglich gefunden wurde; drittens endlich in bloße Subſidientractate, wenn die eine Macht ſich nur gegen ihr gezahlte Subſidien (Hülfsgelder) anheiſchig macht, Truppen zu ſtellen, oder ſie der andern Macht in Sold zu geben, ohne ſelbſt unmittelbar an dem Kriege Theil zu nehmen. Die letztere Art von Verbindung, wenn ſie nicht zugleich, wie gewöhnlich mit einer Auxiliarallianz verſchmolzen iſt, verdient eigentlich den Namen einer Allianz nicht, da dieſe immer Gleichheit der Abſicht und des Zwecks vorausſetzt. Wenden wir die angeführten Beſtimmungen auf den Begriff von Off- und Defenſivallianzen an, ſo folgt daraus, daß jede Kriegsgemeinſchaft den Feind berechtige, die durch eine ſolche Allianz verbündeten Mächte, jede insbeſondere, als ſeinen unmittelbaren Feind anzuſehen und zu behandeln, gleichviel, ob einer Offenſiv- oder Defenſivkrieg führt, indem ja durch dieſe Verbindung jeder der Verbündeten ſich zugleich als kriegführenden Hauptheil darſtellt. Was dagegen die Allianzen im engern Sinne, oder die ſogenannten Hülfsbündniſſe betrifft, ſo muß man, wenn ſie in die Claſſe der Defenſivallianzen gehören, zwei Fälle ſorgfältig von einander unterſcheiden. War nämlich die Verbindung vor dem Kriege oder vor deſſen wahrſcheinlichem Ausbruche geſchloſſen, ſo galt bisher allgemein die Regel: wenn die geleiſtete Hülfe das in dem Bündniſſe feſtgeſetzte Maß nicht überſchreite, ſo werde dadurch der Alliirte noch keineswegs der unmittelbare Feind desjenigen, gegen welchen dieſe Hülfe gebraucht werde; denn in dieſem Falle ſei keine feindſelige Abſicht bei dem Alliirten zu vermuthen: dieſer erfülle vielmehr nur ein früher gegebenes Verſprechen. Das Hülfsheer allein ward daher feindlich behandelt, die zwiſchen dem Alliirten und der Macht, gegen welche es gebraucht ward, beſtehenden Verträge wurden aber keinesweges als gebrochen angeſehen. War dagegen die Verbindung erſt während des Krieges, oder als der Ausbruch deſſelben ſchon nicht mehr zweifelhaft war, geſchloſſen, ſo glaubte man in einem ſolchen Falle ziemlich allgemein, den Alliirten als unmittelbaren Feind behandeln zu dürfen, da aus ſeinem Verfahren die feindſelige Abſicht klar hervorging. War ein Angriffsbündniß geſchloſſen, ſo wurde, da auch hier offenbar eine feindliche Abſicht zum Grunde lag, der Verbündete ſelbſt wenn er nur eine beſtimmte Hülfe leiſtete, jedesmal als Feind behandelt. Bei bloßen Subſidienverträgen fand dagegen keine feindſe-

lige Behandlung desjenigen ſtatt, der ſeine Truppen dem Kriegführenden gegen Subſidien überließ; ein ſolcher Staat ward vielmehr fortdauernd als neutral angeſehen. Dieſe Grundſätze, welche ſo lange in Europa befolgt wurden, als es keinen übermächtigen Staat gab, der es mit allen, oder doch dem größten Theile der übrigen Mächte, ſelbſt vereint, aufzunehmen gewagt hätte, und die ſo wohlthätig dazu wirkten, die Ausbreitung und Ausdehnung der Kriege zu verhindern, wurden, wie ſo manche andre humane Regel des Völkerrechts, von Napoleon bei mehr als einer Gelegenheit auf das gröbſte verletzt; ja man war ſogar ſchamlos genug, blos zufällige Verhältniſſe, Familienverbindungen der Regenten u. ſ. w. für hinreichende Urſachen feindſeliger Behandlung zu erklären; ein Verfahren, das nur von einem Regenten befolgt werden konnte, deſſen einziges Streben auf Univerſalmonarchie gerichtet war. S. auch Heilige Allianz und Coalition.

Alligation oder Alligationsrechnung, Beſchickungs- oder Vermiſchungsrechnung — Regula Alligationis — wird die Rechnungsart genannt, wodurch das Verhältniß der Theile einer aus mehrern Dingen von verſchiedenem Werthe zu machenden Miſchung geſucht wird, ſo daß die vollendete Miſchung ſelbſt dadurch einen beſtimmten Werth bekommt. Sie iſt alſo von der bloßen Vermengungsrechnung wohl zu unterſcheiden, bei welcher nur die Proportion der Theile vorher beſtimmt, und der Preis oder Gehalt der Miſchung erſt hinterher gefunden wird; bei der Alligation hingegen beſtimmt man den Preis oder innern Gehalt der Miſchung zuerſt, und berechnet das Verhältniß der Theile hiernach.

Alliteration, eine muſikaliſche Figur der Rede (ſ. Figur), die in dem Zuſammentreffen gleicher Conſonanten oder gleichklingender Sylben und Wörter in einem Satze beſteht. In der Regel iſt dieſes Zuſammentreffen dem Ohr zuwider und wird daher von der Sprachlehre verworfen, doch gibt es Fälle, wo der gewandte Schriftſteller abſichtlich gegen dieſe Regel handelt, um dadurch hervorzubringen, was die Franzoſen Harmonie imitative (nachahmende Harmonie) genannt haben, die, mit Geſchmack angewandt, zu einer großen Schönheit werden kann, im Gegentheil aber auch leicht zur kindiſchen Spielerei herabſinkt. An Beiſpielen letzterer Art iſt unſere neuſte Dichterſchule leider überreich. Zu den muſterhaften, nachahmenden Harmonien und glücklichen Alliterationen gehören: in der römiſchen Literatur der bekannte, den tactmäßigen Galopp des Pferdes ſo glücklich ausdrückende Vers Virgils:

Quadrupedante pedum sonitu quatit ungula campum.

und ein anderer Vers deſſelben Dichters:

Luctantes ventos tempestatesque sonoras,

in welchem die häufige Wiederhohlung des t das anhaltende Sträuben der Winde gegen ihre Ketten zu verſinnlichen ſcheint; in der franzöſiſchen unter andern ein Vers Racines:

Pour qui sont ces serpens qui sifflent sur vos têtes?

wo man glaubt das Schlangenziſchen zu hören. — In der deutſchen Literatur ſind wenig Dichter ſo reich an Schönheiten dieſer Art, als Bürger, und wenn man das „Hurre, hurre, hopp, hopp, hopp“ in ſeiner Leonore nicht ohne Grund getadelt hat, ſo läßt ſich dagegen faſt nichts weicheres und einſchmeichelnderes denken, als Verſe wie der folgende:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wieſenplan
Weht vom glatten Waſſerſpiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

A. W. Schlegel hat die Alliteration in einem Sonett, das ſich ſchließt:
Wo Liebe lebt und labt, iſt lieb das Leben.
Man vergleiche auch Aſſonanz.

Allodium, ein Wort, das ſich aus der alten deutſchen Sprache herſchreibt, heißt eine jede Sache, die man erb- und eigenthümlich beſitzt, und in Anſehung welcher keine Lehnsverbindung abgeſchloſſen iſt. Allodium, Freigut, wird daher dem Lehn entgegengeſetzt und das ganze Vermögen, das jemand beſitzt, bewegliches oder unbewegliches, muß zu dem einen oder dem andern gehören. Da es nicht gewöhnlich iſt, daß jemand über eine Sache eine Lehnsverbindung eingehe, mithin auch nicht zu vermuthen iſt, daß eine ſolche über eine Sache eingegangen worden ſei, ſo folgt von ſelbſt, daß jede Sache, die jemand beſitzt, wahrſcheinlich Allodium oder Allodialſache ſei, und auch, ſo lange nicht das Gegentheil bewieſen iſt, für Allodialſache gehalten werden müſſe. Der Unterſchied zwiſchen Lehn und Allodium iſt von großer Bedeutung. Denn anſtatt daß der Beſitzer eines Lehns, bei Verfügungen und wichtigen Geſchäften, die er in Anſehung deſſelben abſchließen will, an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden iſt, anſtatt daß das Lehn ſelbſt nicht auf jeden Erben des Vaſallen (ſ. d. Art.), ſondern nur auf denjenigen übergeht, der nach lehnrechtlichen Grundſätzen ein Lehn zu beſitzen fähig iſt; ſo kann hingegen der Beſitzer einer Allodialſache, wenn er wirklicher Eigenthümer derſelben iſt, und nicht durch beſondere Geſetze, Verträge, oder durch Verfügungen eines vorherigen Eigenthümers, beſonders durch teſtamentliche Verordnungen, eingeſchränkt worden iſt, in Anſehung der Sache ganz frei handeln, und was er will, mit derſelben vornehmen. Eben ſo fällt nach ſeinem Tode in der Regel, die Allodialſache auf ſeine Erben, ſie mögen ſein, wer ſie wollen. Beſitzt jemand zugleich Lehn und Allodien, ſo tritt nach ſeinem Tode eine ſogenannte Abſonderung des Lehns von dem Erbe (dem Allodium) ein; die Lehen kommen an diejenigen, welche nach den beſondern Grundſätzen des Lehnsrechts auf dieſelben ein vorzügliches und ausſchließendes Recht haben, da hingegen das Allodium an den wirklichen Erben des Verſtorbenen fällt. Man nennt ſodann dieſe letztern Allodialerben und das Vermögen des Verſtorbenen, welches ſie bekommen, die Allodialerbſchaft; hingegen jene die Lehnserben, und die Lehngüter, die ſie bekommen, die Lehnserbſchaft.

Allrunen, Alraunen, nannten die alten Deutſchen gewiſſe Frauen, denen ſie eine geheime Wiſſenſchaft zuſchrieben; von all (ſehr, viel) und runen (wiſſen). Sie hießen auch Druden oder Truhten und waren Genoſſinnen der alten Vernunftweiſen, welche dieſelben Namen führten. In der Folge wurden ſie von den Lehrern der chriſtlichen Religion für Hexen, Zauberer, Unholde ꝛc. ausgeſchrien, und als Teufelsgenoſſinnen vielfältig zum Feuer verurtheilt. Einem noch jetzt nicht ganz erloſchenen Volksaberglauben zufolge, ſind die Alrunen auch eine Art von Zauberwurzeln, die nur auf Richtſtätten wachſen, nur von gewiſſen Perſonen zu beſtimmten Zeiten und unter mancherlei ſchwer zu erfüllenden Bedingungen gefunden werden können und deren Beſitz, unter andern übernatürlichen Gaben, auch die Fähigkeit, verborgene Schätze aufzufinden, verleiht.

Alluvionsrecht, das Anſchwemmungsrecht, oder das Recht der Uferbewohner, ſich das durch die Gewalt des Fluſſes von andern Ufern abgeriſſene und an das ihrige angeſetzte Land zuzueignen. Es gibt ferner Alluvionen, die theils das Meer durch Zurücktreten, theils durch allmähliges Erhöhen eines Uferbodens bildet. Auch bilden die Flüſſe oft Inſeln durch Niederſchlag, wenn der Fluß aufhört, ſchnell zu fließen. In beiden Arten pflegt die Alluvion gemeiniglich durch Staatsgeſetze dem Souverän vorbehalten zu werden.

Almanach, ſ. **Calender**.

Almarco (Ital.) zeigt beim Münzweſen und Geldhandel an, daß eine gewiſſe Anzahl von ausgeprägten Münzſorten nur im Ganzen nach dem Gewicht der Mark bei der Münze ausgeſtückelt und beim Geldhandel angenommen werde; oder daß man bei Abwägung und Würdigung der Münzſorten nicht auf das Gewicht und den Werth der einzelnen Stücke, ſondern auf die ganze Mark Rückſicht nehme. Z. B. man ſtückelt und münzt eine Mark Silber in Groſchen aus, ohne dabei jedem einzelnen Groſchen genau ein und eben daſſelbe Gewicht zu geben, welches zu ſchwierig und koſtſpielig ſein würde. Soll eine cölniſche Mark Gold zu 57 vollwichtigen Ducaten, gleich 4864 holländiſchen Aß ausgeſtückelt und ausgemünzt werden, ſo kann der Fall beim Ausſtückeln eintreten, daß zum vollen Markgewicht 68 Stück, und durch den Gebrauch beim Geldverkehr wohl 69 und mehr Stück erfordert werden. In dieſen Fällen nimt man ſie nicht ſtückweiſe als einzelne Ducaten = 67 auf die cölniſche Mark an, ſondern nur für den Werth von 67 Stück nach dem Markgewicht oder Almarco. Damit man nun gleich auf die Richtigkeit des wahren Werthes der Geldpackete von den verſchiedenen Geldſorten ſchließen kann, wird bei jeder Summe das Markgewicht hinzugefügt; und ſind die einzelnen Stücke einer Sorte ungleich, noch dabei Almarco hinzugeſetzt, wie z. B. jetzt mit den Laubthalern.

Almeida, eine der ſtärkſten portugieſiſchen Feſtungen in der Provinz Beira an der ſpaniſchen Grenze, am Coa, mit 2750 Einw. Sie ward 1762 nach vielem Verluſte von den Spaniern erobert, aber im Frieden zurückgegeben. Als Ney den 24. Juli 1810 über Coa in Portugal eindringen wollte, vertheidigte der engliſche General Coco wider den Marſchall Maſſena die Feſtung Almeida bis zum 27. Aug., da er capituliren mußte. Auf Maſſenas Rückzuge aus Portugal (im März) 1811 koſtete die vollzogene Räumung der Beſatzung von Almeida nach Sprengung der dortigen Feſtungswerke dem Marſchall Maſſena einen zweitägigen mörderiſchen Kampf bei Fuentes d'Onoro.

Almoſen. Die Wohlthätigkeit gegen Arme äußert ſich im Almoſengeben, und iſt eine von den unvollkommenen Nächſtenpflichten, die zwar nicht erzwungen, aber erbeten werden kann. Der allgemeine Verpflichtungsgrund liegt darin, daß das Sittengeſetz jedem Menſchen die allgemeine Pflicht für unvollkommene Nächſtenpflichten auferlegt: du ſollſt alles thun, was in deinen Kräften ſteht, um die rechtmäßigen Zwecke anderer zu befördern. Der erſte Zweck jedes Menſchen aber iſt, eine moraliſche Beſtimmung auf Erden zu erreichen, und daran wird er durch den Mangel der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe gehindert. Aus dieſem Grunde, nicht um einer künftigen Belohnung, noch ſonſt eines Nebenzweckes Willen, müſſen wir mit einem Theile unſeres Eigenthums die Hülfsbedürftigen unterſtützen. Vorgeworfene Wohlthaten hören daher auf, Wohlthaten zu ſein. Die Pflicht der Wohlthätigkeit aber wird eines Theils durch die Würdigke des Be-

dürftigen, andern Theils durch den Vermögensſtand des Gebers beſtimmt. Der pflichtmäßige Zweck unſerer Unterſtützung kann kein anderer ſein, als dadurch die ſittliche Wirkſamkeit des Andern möglich zu machen. Sehen wir, daß dieſer aus unmoraliſchem Willen ſich ſeine Bedürfniſſe nicht ſelbſt verſchafft, oder daß er von unſern Gaben einen zweckwidrigen Gebrauch macht, ſo müſſen wir ihm unſern Beiſtand verſagen. In Hinſicht unſers Vermögens aber dürfen wir nur in dem Maße geben, daß uns noch ſo viel übrig bleibt, als wir zu nothwendigen und pflichtmäßigen Handlungen nöthig haben. Hieraus laſſen ſich leicht die Regeln für die Größe der Almoſen und für die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſolche vor andern verdienen, beſtimmen. Zugleich aber befolge man den Grundſatz, daß es beſſer iſt, wenigen Armen reichlich als vielen wenig zu geben, und Armuth zu verhüten als den äußerſten Fall abzuwarten. (Vergl. Armenweſen.)

Aloiden, Aloidae (alſo genannt von ihrem vermeintlichen Vater Aloüs), Otus und Ephialtes, Söhne der Iphimedia und Neptuns, waren Rieſen von außerordentlicher Größe. Sie ſtürmten, in Verbindung mit den Giganten, den Himmel; allein Apoll erſchoß ſie mit ſeinen Pfeilen, ehe ſie ihr Werk vollenden konnten. Zur Strafe wurden ſie im Tartarus an eine Säule gebunden und von Schlangen zernagt; überdies ſaß auf der Säule eine Nachteule, die mit ihrem Geſchrei ihre Ohren martern mußte. (Vergl. Giganten.) Die Fabel, welche auch anders erzählt wird, rührt von den Böotiern her, welche zugleich behaupten, daß die Aloiden den Dienſt der Muſen eingeführt hätten.

Alp, Alpdrücken, ein krankhafter Zuſtand, der zuweilen im Schlafe eintrit. Der davon Befallene glaubt, unter einer auf ihm liegenden Laſt erſticken zu müſſen, und die durch dieſes beängſtigende Gefühl aufgereizte Einbildungskraft deſſelben hat einen mißgeſtalteten Unhold erdichtet, der den Schlafenden auf dieſe Weiſe zu quälen ſuche. Die wahren Urſachen ſind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodiſcher Ausleerungen, Schlafen auf dem Rücken, Überladung des Magens, wodurch der Blutumlauf geſtört werden kann.

Alpen, eine große Gebirgskette des europäiſchen Feſtlandes, welche ſich zwiſchen 23 bis 35° Ö. L. und 44 bis 48° N. B., mithin auf 11 bis 12 Längengrade und 2 bis 4 Breitengrade erſtreckt, durch ſeine Vorberge faſt mit allen übrigen Gebirgen Europas zuſammenhängt, und daher als das Hauptgebirge dieſes Erdtheils angeſehen werden kann, wie es denn ohne Vergleich auch das verbreitetſte und erhabenſte iſt. Seinen höchſten Knoten ſchürzt es in Savoyen und Helvetien, und von hier aus laufen ſeine verſchiedenen Zweige nach allen Seiten aus. Das Gebirge ſelbſt theilt ſich in folgende Theile: 1) die Meeralpen, zwiſchen Nizza und Provence, vom Monte Viſo bis zum mittelländiſchen Meere; ſie bieten rechts den Apenninen in Italien, links den Alpinen in der Provence die Hand und ihre vornehmſten Gipfel ſind der Monte Ardente, de Tende und Camelon. 2) Die cottiſchen Alpen, von Monte Viſo über den Mont Genevre bis zum Cenis; ſie trennen Piemont und Dauphiné. Der Pelvoux de Vallouiſſe iſt 13,236, der Olan 11,206 und der Viſo 9236 Fuß hoch. 3) Die grauen oder griechiſchen Alpen, vom Cenis über den Iſare bis zum Col de bon Homme. Sie ſcheiden Piemont von Savoyen und erreichen die Höhe der cottiſchen Alpen nicht; ihr höchſter Gipfel, der Cenis, erhebt ſich 5879 Fuß hoch. 4) Die penniſchen Alpen, vom Col de bon Homme über den Montblanc und großen Bernhard bis zum Mont Roſa. Sie ſcheiden Piemont von Savoyen und Wallis,

und haben die höchſten Gipfel des ganzen Gebirgs, die ſchauerlichſten Gletſcher und die größten Eisfelder. Der Montblanc, der höchſte Berg Europens, der erſt im letztern Viertel des 18. Jahrhunderts beſtiegen wurde, mißt 14,676, der Mont Roſa 13,428, der große Bernhard 10,380, der Velan 10,327 und der Simplon 6174 Fuß. 5) Die lepontiniſchen oder helvetiſchen Alpen, ein großes Gebirgsſyſtem, welches das ganze weſtliche Helvetien bedeckt, ſich vom Mont Roſa auf beiden Seiten der Rhone, durch das Walliſerthal über den St. Gotthard bis zum Moſchelhorn und Bernardino in Bündten erſtreckt und die Lombardei von Helvetien ſcheidet. Es iſt die beſuchteſte und bekannteſte aller Alpenketten und eben ſowohl durch erhabene Naturſchönheiten und Wildheit, als dadurch merkwürdig, daß ſich ſeinem Schooße mehrere der größten europäiſchen Ströme entwinden. Zu ſeinen merkwürdigſten Kuppen gehören das Finſteraarhorn 13,234, das Jungfrauaarhorn 12,875, das Schreckhorn 12,562, der Furka 13,171, der Grimſel 9104 und der St. Gotthard 9964 Fuß hoch. Von demſelben laufen das Jurtengebirge und der Jura ab. 6) Die rhätiſchen Alpen, von Bernardino durch ganz Bündten und Tirol bis zum Dreiherrnſpitz auf der Grenze von Salzburg und Kärnthen und ſüdwärts bis zum Pellegrino. Sie ſcheiden die Lombardei von Deutſchland und Bündten, und ſtehen durch ihre Vorberge, den Arlberg, mit der rauhen Alb und dem Schwarzwalde, und durch dieſe mit den vornehmſten Gebirgen Deutſchlands in Berührung. Die Ortelesſpitze erhebt ſich 14,666, das Wetterhorn 11,743, der Dödi 11,035, der Riegelberg, 9775 und der Pilatusberg 7080 Fuß hoch. 7) Die noriſchen Alpen, welche vom Dreiherrnſpitz durch ganz Kärnthen, Salzburg, Öſterreich und Steiermark laufen und ſich in den Ebenen Ödenburgs verlieren. Ihre Vorberge ſind die cetiſchen Gebirge, mit welchen ſie dem böhmer Walde und den ungariſchen Gebirgen die Hand reichen. Sie haben ſehr hohe Gipfel, worunter beſonders der 11,932 Fuß hohe Großglockner hervorragt. 8) Die korniſchen Alpen, von Pellegrino zwiſchen der Save und der Drave bis zum Terklou. Einer ihrer höchſten Gipfel, der Obis, iſt 7033 Fuß hoch. 9) Die juliſchen Alpen reichen vom Terklou zwiſchen dem rechten Ufer der Save, Kulpa und dem adriatiſchen Meere bis zum Felſen Klek bei Zerg, und ſcheiden die Lombardei von Illyrien. Der Terklou erhebt ſich 9744, der Loibl 4266 Fuß hoch. Zu denſelben gehören der Karſt und die kroatiſchen und ſlavoniſchen Gebirge. 10) Die dinariſchen Alpen, vom Klek bis in die Gegend von Sophia, wo ſie mit dem Balkan zuſammenſtoßen und durch verſchiedene Vorberge das helleniſche und rumeliſche Gebirgsſyſtem bilden. — Das Gebirge wird in ſeinen verſchiedenen Zweigen von wenigſtens 7 Mill. Menſchen bewohnt, wovon der größere Theil deutſcher Abſtammung iſt, der Reſt aber zu den Italienern und Slaven gehört; mehr als 2 Mill. ſind Hirtenvölker, die ſich ausſchließend der Viehzucht widmen. Die noriſchen, karniſchen und rhätiſchen Alpen ſind reich an ihren Abhängen an Metallen, beſonders Eiſen, Kupfer, Blei und mancherlei Halbmetallen; auf ihren Gipfeln wohnen Steinböcke, die doch äußerſt ſelten geworden, in ihren mittlern Regionen Gemſen, Murmelthiere, Haſelmäuſe, Alpenadler, und hier entfaltet ſich auch die ſchöne Alpenflora, die auf den Gipfeln nach und nach erſtirbt. Die merkwürdigſten Straßen, die über das Hochgebirge nach Italien führen, ſind die über den Cenis, Simplon, Genevre, Bernhard und Gotthard.

Al pari (ital.), im Handel gleichen Werth haben, wenn es

z. B. heißt, die Banknoten ſtehen al pari (mit klingender Münze), ſo iſt es gleichgültig, ob man eine gewiſſe Summe in klingender Münze oder mit einer gleichnamigen Banknote bezahlt, indem die Banknote nicht mehr und nicht weniger gilt, als die Summe, die darauf angegeben iſt.

Alphabet, ſ. Schrift.

Alphēus, einer der größten Flüſſe in Griechenland, welcher nahe bei der Quelle des Eurotas in Arkadien entſpringt, bei Olympia hinfließt, und dann ins ioniſche Meer fällt. Nach der Mythologie iſt er ein Sohn des Oceanus und deſſen Schweſter, der Thetys. Er verliebte ſich als Flußgott in die Diana, welche, um ſeinen Verfolgungen unerkannt zu entgehen, ſich und ihren Nymphen das Geſicht ſchwärzte. Als er die Nymphe Arethuſa mit ſeiner Liebe verfolgte, verbarg Diana dieſe in eine Wolke, und verwandelte ſie in eine Quelle. Er aber nahm nun ſeine Geſtalt als Fluß wieder an, und vermiſchte ſein Waſſer mit dem ihrigen. Dieſe Fabel entſtand wahrſcheinlich daher, weil Alphëus an einer Stelle ſich in die Erde verliert; die Fabel ließ ihn in Sicilien wieder zum Vorſchein kommen, wo er ſich mit der Quelle Arethuſa vereinige.

Alphons III., König von Leon und Aſturien, mit dem Beinamen der Große, zählte erſt 18 Jahre, als er 866 (nach andern 862, 14 Jahre alt) ſeinem Vater Ordogno in der Regierung folgte. Nachdem er lange gegen den mächtigen Adel ſeines Reichs, der mit Eiferſucht die königliche Würde in einer Familie erblich werden ſah, gekämpft und ihn endlich mit Gewalt unterworfen hatte, konnte er ſeine Waffen gegen die äußern Feinde des Reichs richten, und verherrlichte ſeine Regierung durch mehr als dreißig Feldzüge und zahlreich über die Mauren erfochtene Siege. Er ſetzte über den Duero, brach Coimbras Mauern, drang bis an den Tejo und in Eſtremadura vor, vergrößerte ſeine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcaſtiliens, und bevölkerte Burgos aufs neue. Aber durch alle dieſe großen Thaten machte er ſeine Unterthanen nicht zufriedener, und hatte endlich ſogar den Schmerz, ſeinen eignen Sohn, Don Garcia, an der Spitze der Aufrührer zu ſehen, um unter dem Schein des gemeinen Wohls die Krone an ſich zu reißen. Alphons aber rückte ihm unverzüglich entgegen, überfiel ſein Heer, nahm ihn ſelbſt gefangen, und hielt ihn in ſtrenger Haft auf dem Schloſſe zu Gauſon. Dieſe, obgleich gerechte, Strenge empörte die ganze königliche Familie; die Königin Donna Ximena bildete eine mächtige Verſchwörung zu Garcias Gunſten, und bewaffnete ſelbſt ihre beiden andern Söhne gegen den König. Ein blutiger Krieg zerrüttete das Reich, bis Alphons, von ſeinen eigenen Söhnen beſiegt, der Krone entſagte, und ſie auf das Haupt Don Garcias ſetzte. Um ſich nicht einer verhaßten Unthätigkeit zu überlaſſen, zog er jetzt, als ſeines eigenen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, ſchlug ſie, und kehrte, mit ihrer Beute bereichert, zurück. Aber nach dieſer Unternehmung ſtarb er zu Zamora 912, in einem Alter von 64 Jahren.

Alphons X., König von Leon und Caſtilien, mit dem Beinamen der Aſtronom oder der Philoſoph, war der Sohn Ferdinands des Heiligen, dem er im J. 1252 folgte. Seine Liebe für die Wiſſenſchaften und das Recht, und der Beiname Sabio (der Weiſe), der ihm beigelegt worden, gaben ſeinen Unterthanen die Hoffnung auf eine glückliche und friedliche Regierung; aber dieſe Erwartung ging keinesweges in Erfüllung. Alphons wurde weder von ſeiner Familie, noch von ſeinen Unterthanen, noch auch von ſeinen Nachbaren geliebt;

dagegen hatte ſeine Gelehrſamkeit und Beredſamkeit ihm in Europa einen ſolchen Ruf erworben, daß die deutſchen Fürſten ſelbſt ſeine Anſprüche auf die Kaiſerkrone begünſtigten. Statt ſein Augenmerk auf die Vertreibung der Mauren und die Zähmung des Adels zu richten, verſchwendete er die Kräfte ſeines Landes, um ſich 1257 von einem Theile der deutſchen Fürſten zum Kaiſer erwählen zu laſſen. Allein ſeine Bemühungen, dieſe Würde gegen Rudolph von Habsburg zu behaupten, waren vergeblich, und Papſt Gregor X. weigerte ſich nicht nur, ihm die Kaiſerkrone, ſondern auch Schwaben, auf das er von Seiten ſeiner Mutter Beatrix, einer Tochter Kaiſer Philipps I., Herzogs von Schwaben, Anſprüche hatte, zuzuerkennen. Während Alphons dieſen eitlen Ehren nachſtrebte, ward ſein Thron zugleich von den heimlichen Anſchlägen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere ſchlug er in einem blutigen Treffen 1263, entriß ihnen Xeres, Medina Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarviens, und vereinigte Murcia mit Caſtilien. Aber dieſe Siege wurden durch einen neuen, 1271 von dem Infanten Philipp erregten Aufſtand unterbrochen, dem er erſt nach dreijährigen Bürgerkriegen ein Ende machte. In der Milde aber, womit er den Aufrührern verzieh, ſah man nur den Beweis ſeiner Schwäche, und da er jetzt mit Strenge ſelbſt gegen ſeine Familie zu verfahren beſchloß, empörte ſich aufs neue ſein Sohn Sancho, und raubte ihm 1282 die Krone. Alphons ſuchte Hülfe in einem Bündniß mit den Mauren, und ſtarb nach vergeblichen Anſtrengungen zur Wiedererlangung des Throns 1284. Wenige Könige ſind ſo unglücklich geweſen wie Alphons X., und doch war er der unterrichtetſte Fürſt ſeines Jahrhunderts. Er erwarb ſich einen bleibenden Ruhm, indem er ſeinen Unterthanen eine Sammlung von Geſetzen gab, die in Spanien unter dem Namen Las partidas bekannt ſind, und zum Beweiſe dienen, daß Alphons, nach Theodoſius und Juſtinians Muſter, ſich ernſtlich mit der Handhabung der Gerechtigkeit beſchäftigte. Es finden ſich in dieſem Geſetzbuche die für jene Zeit merkwürdigen Worte: „Der Deſpot reißt den Baum aus, der weiſe Herrſcher beſchneidet nur die Auswüchſe.“ Alphons liebte beſonders die Wiſſenſchaften, und ihm verdankt Europa die unter ſeinem Namen bekannten trefflichen aſtronomiſchen Tafeln. Er ließ die erſte allgemeine Geſchichte Spaniens in caſtilianiſcher Sprache abfaſſen, und die Bibel überſetzen. Überhaupt trug er zur Wiederbelebung der Wiſſenſchaften eifrig bei, und vermehrte zu dem Ende auch die Gerechtſamen und Lehrſtellen der Univerſität Salamanca. Indeß beweiſen ſein Betragen und ſein Unglück, daß ohne Feſtigkeit und Klugheit die Gelehrſamkeit einem Regenten unnütz iſt.

Alt wird die zweite der vier angenommenen **Stimmen** (ſ. d. Art.) genannt, und mit dem C-Schlüſſel auf der dritten Linie von unten bezeichnet. Der Alt ſteigt nicht ganz bis zur Höhe des Soprans oder Discants empor, geht aber um einige Töne tiefer, und hat einen Umfang von wenigſtens dreizehn Tönen. Der weiteſte Umfang iſt vom kleinen F bis zum zweigeſtrichenen C. — Bei der Inſtrumentalmuſik wird dieſe Stimme durch die Alta Viola (oder Bratſche) unter eben demſelben Schlüſſel nachgeahmt.

Altar, der Bedeutung nach ein erhöhter Platz, dann, weil man ſich ſeiner zum Opfer bediente, ein Opferplatz, Opferherd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Aſche, ſpäter, als man Tempel errichtet hatte, aus Stein, Erz, und in ſchöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie ſtanden gegen Morgen vor der Statue

des Gottes, niedriger als letztere. Sehr verſchieden von dieſen ſind die Altäre in den chriſtlichen Kirchen. Hier war der Altar kein Opferherd, ſondern ein Tiſch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Als ſich dies in kirchliche Ceremonie verwandelte, blieb jedoch der Altar ein Tiſch, in den Chor der Kirche geſtellt, woran das Abendmahl ausgetheilt und andere Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Chriſten kamen wahrſcheinlich erſt unter Conſtantin dem Großen auf. Die Verordnung, ſie allezeit gegen Morgen zu ſtellen, iſt vom Papſt Sixtus II. In den römiſch-katholiſchen Kirchen findet man ſeit Gregor VI. mehrere Altäre. Der Hochaltar, als der vorzüglichſte, iſt im Chor der Kirche und ſteht erhaben auf Stufen; die andern kleinern ſind an den Pfeilern, Seitenmauern oder in Capellen angebracht. Auch in den größern proteſtantiſchen Kirchen iſt gewöhnlich ein großer und ein kleiner Altar.

Altenburg, eine gothaiſche Provinz, welche durch die Reußiſche Herrſchaft Gera in zwei Theile getheilt wird, und dadurch entſtand, daß Herzog Johann Wilhelm, des unglücklichen Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrichs I., zweiter Sohn, ſein Land unter ſeine Söhne theilte, wovon Friedrich Wilhelm I. Altenburg, und Johann Weimar erhielt. Die altenburgſche Linie erloſch 1672, und das Fürſtenthum Altenburg fiel an Herzog Ernſt den Frommen zu Gotha, deſſen Söhne das väterliche Erbe theilten, wodurch Altenburg in den gothaiſchen, eiſenbergiſchen und ſaalfeldiſchen Antheil zerſtückelt ward. Nach Herzog Chriſtians zu Eiſenberg Tode 1707 kam der eiſenbergiſche Landesantheil wieder an das Haus Gotha, welches jetzt die ſechs Ämter Altenburg, Ronneburg, Eiſenberg, Camburg, Roda und Cahla von dem Altenburgiſchen beſitzt. Dieſer gothaiſche Antheil enthält 25 QM. mit 106,557 Einwohnern, die in 11 Städten, 505 Marktflecken und Dörfern wohnen, und durch ihren ergiebigen Feldbau und ſtarke Viehzucht größtentheils ſehr wohlhabend ſind, wie denn überhaupt dieſes Fürſtenthum zu den ſchönſten Ländern Deutſchlands gehört. Der ſaalfeldiſche Antheil beſteht aus den drei Ämtern Saalfeld, Gräfenthal und Propſtzella = 10 QM. mit 30,500 Einwohnern in 4 Städten, 1 Marktflecken und 100 Dörfern. Beide herzogliche Linien beſitzen in ihren Landestheilen die völlige Landeshoheit, und ſeit 1806 ſind durch einen Vergleich die Verhältniſſe, welche den ſaalfeldiſchen Landestheil an die Obergerichte zu Altenburg knüpften, völlig aufgehoben. Die Landſchaft des gothaiſchen Antheils beſteht aus der Ritterſchaft und den Städten Altenburg, Cahla und Eiſenberg, und hält ihren Landtag und ihren Ausſchuß. Die Hauptſtadt Altenburg, ein gut gebauter Ort, hat in 1264 Häuſern 10,000 Einwohner. Bis 1308 gehörte ſie zu den freien Reichsſtädten. Das alte auf einem Felſen gelegene Schloß iſt durch den Prinzenraub von 1455 merkwürdig. (S. d. Art. **Kunz von Kaufungen**.) Sonſt zeichnet ſich die Stadt durch das 1703 geſtiftete Gymnaſium, durch das 1705 eingerichtete Fräuleinſtift und durch ihre mannichfachen milden Anſtalten, ſo wie durch den ſchönen Spaziergang auf dem Teichdamm aus; auch hat ſie verſchiedene Manufacturen in Wollenzeugen, Wollenband, Leder, Taback und Handſchuhen und treibt einen bedeutenden Wechſel-, Speditions-, Woll-, Korn- und Zwiſchenhandel.

Alter, im Allgemeinen eine beſtimmte Anzahl von Jahren. Das Leben des Menſchen von ſeiner Geburt bis zu ſeinem Tode,

geht durch verſchiedene Zeiträume, welche man Lebensalter nennt, und welche ſowohl in körperlicher als geiſtiger Hinſicht ihre Eigenheiten haben. Man nimt meiſtens vier Lebensalter an: die Kindheit, die Jugend oder Jünglingsſchaft, das Mannsalter und das Greiſenalter, und vergleicht dieſe auch nicht unpaſſend mit den vier Jahreszeiten: 1) Die Kindheit, welche im Ganzen vom 1ſten bis 14ten Jahre geht. Sie beſteht aber ſelbſt wieder aus zwei Abtheilungen. Die erſte enthält drei Zeiträume: a) die eigentliche Kindheit oder infantia, von der Geburt an bis ungefähr zum 7ten Monate, b) von da an bis in das zweite Jahr (die erſte Zahnperiode), c) vom 4ten bis zum 7ten Jahre (die zweite Zahnperiode). Die zweite Abtheilung der Kindheit iſt das Knaben- und Mädchenalter. Sie fängt mit dem 7ten Jahre an und geht bei dem weiblichen Geſchlechte bis ungefähr zum 11ten oder 12ten, bei dem männlichen bis zum 14ten oder 15ten, oder bis zur Entwickelung der Mannbarkeit (Pubertät). 2) Das Jünglings- und Mädchenalter, oder das Alter der Mannbarkeit, fängt da an, wo das vorige endete, und erſtreckt ſich in den gemäßigten Himmelsſtrichen bei dem weiblichen Geſchlechte bis in das 20ſte, bei dem männlichen bis in das 25ſte Jahr. 3) Das Lebensalter der Erwachſenen, oder das ſogenannte Mannsalter. Hier ſteht die Natur ſcheinbar eine längere Reihe von Jahren ſtille; allein man kann deutlich drei Zeiträume deſſelben unterſcheiden: in dem erſten iſt der Menſch noch junger Mann (junges Weib), in dem zweiten in mittlern Jahren, in dem dritten alter Mann (alte Frau). 4) Das Alter (im engern Sinne) von 60 Jahren an. Der Mann wird zum Greis, das Weib zur Matrone. Jedes Lebensalter zeichnet ſich beſonders aus, nicht allein durch körperliche, ſondern auch durch geiſtige Eigenſchaften. Die erſte Kindheit iſt merkwürdig durch den Eintrit in das Leben, durch die dadurch bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es trit in ein ganz anderes Verhältniß, als das vorherige war, wird von der Mutter weniger abhängig und kommt in die Wechſelwirkung der äußern Einflüſſe. Der Umlauf des Blutes erfährt eine große Veränderung, die Lungen, die Verdauungswerkzeuge, vorher unthätig, fangen an, ihren Dienſt zu verrichten. Die Kindheit iſt die Zeit der Ausbildung des Organismus, welche dazu einen überfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb iſt daher vorzüglich ſtark, ſo wie der Trieb der Natur, ſich die Stoffe von außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden, weshalb auch die Theile und Werkzeuge deſſelben, welche dieſes Geſchäft über ſich haben, als die Verdauungswerkzeuge, das einſaugende Aderſyſtem, die Leber, Drüſen u. ſ. w., im Kindeskörper vorherrſchend ſind. Aus dieſer überwiegenden Herrſchaft des Bildungstriebes erklärt ſich der ſehr große Kopf, die weiche Faſer, die ſtarke Eßluſt, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, die Befeſtigung der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen körperlichen Beſchaffenheit des Kindes fließen auch die Beſonderheiten ſeiner Krankheiten. Die Syſteme, welche vorherrſchen, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbſucht, Drüſenkrankheiten u. ſ. w. In der zweiten Abtheilung der Kindheit geht das Wachsthum noch fort, auch die andern Syſteme des menſchlichen Körpers verſtärken ſich; die Muskeln werden kräftiger, das Blutſyſtem nimt an Kraft zu, das Nervenſyſtem nähert ſich ſeiner Vollkommenheit, das Gehirn wird feſter. Eilt die Natur zu ſehr vorwärts mit der Ausbildung, ſo entſtehen eben ſowohl Krankheiten, als wenn ſie zurückbleibt. Im

erſten Fall entſteht z. B. die Skrofelkrankheit, die Anlagen zu Nervenzufällen, Zuckungen, die Neigung zu Entzündungen, Leber-, Bruſt-, ſelbſt bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht ſo ſelten iſt, als man oft glaubt. Im zweiten Falle bleibt das Wachsthum und die harmoniſche Ausbildung zurück, es entſteht Abzehrung (Atrophie), Verſtopfung der Gekrösdrüſen, engliſche Krankheit u. ſ. w. In der Jugend iſt das Herz und ſein Arterienſyſtem zur vollen Herrſchaft gelangt, mit ihm erhebt ſich das Nervenſyſtem. Die Lunge, der Begeiſtung des Blutes durch den Sauerſtoff gewidmet, wendet ſich auf die arterielle Seite, nicht das vermittelnde Werkzeug zwiſchen Herz und Gehirn, wird alſo durch das Steigen beider in der Herrſchaft gleichfalls mit erhoben. Dies zeigt ſich auch durch die vollendete Ausbildung des Körpers, das erhöhte Gefühl, die raſchen und ſtarken Bewegungen der Muskeln, die Ausdehnung und Verſtärkung der Lungen und der Bruſt. Der Bau des Menſchen iſt in ſich vollendet, die bildende Kraft ſtrebt nun außerhalb deſſelben auf den Genuß. Die Geſchlechter trennen ſich, die hiehin gehörigen Werkzeuge erwachen aus ihrem Entwickelungsſchlafe, um ins Leben mit einzuſtimmen (ſ. d. Art. Geſchlecht u. ſ. w.). Das Leben ſteht in ſeiner Blüthe, doch auch ihr drohen Gefahren. Hat die Natur ſchon aus dem vorigen Zeitraum einen Hang zum Voreilen im Wachsthum, ſo ſetzt er ſich leicht in dieſer fort. Die Steigerung der Lungen geht leicht in Auszehrung (Phthiſis) über. Die Jugend iſt das eigentliche Alter für dieſe Claſſe von Krankheiten. Blutfluß, als Übermaß der arteriellen Thätigkeit, und Verzehrung folgen einander. Iſt Skrofelanlage aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, ſo hemmt ſich die Ausbildung auch in letzterer. In den Lungen bleiben Knoten zurück, die in Entzündung und Geſchwüre übergehen, wenn die arterielle Stimmung in den Lungen für den Augenblick in die Höhe getrieben wird und darauf wieder um ſo tiefer ſinkt. In dem Mannsalter ſind nun die einzelnen Gebilde und Syſteme des Körperbaues ſämmtlich entwickelt und ausgebildet, alle Verrichtungen deſſelben ſtehen in harmoniſcher Verbindung; Feſtigkeit und Ruhe herrſcht durchaus. Hier iſt die Breite des Lebens, die nur etwas auf der anfangenden Seite noch gegen die Jugend, auf der entgegengeſetzten gegen das Alter hinneigt. Die Fortſchreitung der innern Veränderungen ſcheint einen Stillſtand zu machen, aber er iſt nur ſcheinbar; in der Natur iſt kein Stillſtand. Der junge Mann neigt ſich noch zu den Krankheiten der Jugend, die Bruſt iſt noch häufig der Sitz der Krankheiten. Im mittlern Alter ſteigt die fortſchreitende Veränderung abwärts, durch die Syſteme, durch welche das Wachsthum aufwärts ſtieg. Das Verdauungsſyſtem läßt von ſeiner Kraft nach. Der ausgebildete Körper bedarf keines Überfluſſes mehr an Nahrungsſtoff zum Wachsthum, nur einer mäßigen Menge zur Erhaltung. Der Blutumlauf im Unterleibe wird gemäßigt, die Leber, ſchon längſt ihrer Herrſchaft beraubt, wird ſelbſt in dem ihr eigenthümlichen Abſonderungsgeſchäft der Galle träge, die Einſaugung des Venenbluts aus dem Unterleibe, der rückgängige Lauf deſſelben durch die Leber langſamer. Daher Krankheiten des Unterleibes, Blutſtockung und Anhäufung in dem Venenſyſtem deſſelben, Hämorrhoidalbeſchwerden, Fehler der Verdauung, um ſo mehr, wenn die Begierden des Menſchen nach ſinnlichen Genüſſen, vielen Speiſen und Getränken mit dem Bedürfniß und der Verdauungskraft nicht im Verhältniß ſtehen. Bei dem alten Manne wandert die Rückbildung des Körperbaues weiter abwärts nach den Gebilden der Aus-

ſcheidung (ſo wie im Gegenſatz die Ausbildung durch die Einſaugungsgebilde aufwärts ſtieg), vornehmlich dem Nieren- und Knochenſyſtem. Der Überfluß erdiger Stoffe wird in den Knochen nicht mehr abgeſetzt, muß daher durch die Nieren ausgeſchieden werden. Hier herrſcht daher noch die Reizbarkeit in erhöhter arterieller Stimmung, durch Entzündung offenbart, daher die Gicht und was dahin gehört (Arthritis). Bei noch beſtehenden Lebenskräften iſt dieſe regelmäßig, heftig, aber ſchnell vorübergehend, den läſtigen, erdigen Stoff nach außen abſondernd (ſ. Arthritiſch). Auch die Neigung zur Steinbildung in den Nieren und in der Blaſe iſt dieſem Lebensalter eigen, wenn die geſunkene Lebenskraft den Überfluß an erdigen Stoffen nicht beſeitigen, und deren Neigung zur kryſtalliniſchen Vereinigung nicht überwältigen kann. Im beſonders ſogenannten Alter ſinkt die Lebenskraft mehr herab, indeſſen wenn dieſer Rückgang der Natureinrichtung gemäß, und in den Syſtemen des Körperbaues harmoniſch geſchieht, ſo kann recht gut die relative Geſundheit des Menſchen dabei beſtehen; wie es denn viele Alte gibt, welche munter und geſund ſind, und die unabwendbaren Beſchwerden des Alters leicht ertragen. Der Geſchlechtstrieb ſchwindet allmählig (bei dem weiblichen Geſchlechte noch früher), die Geſchäfte der Ernährung ſinken immer mehr, die Muskelkräfte nehmen ab, die Sinne werden ſchwächer, die Gefühle ſtumpf. Eine gute Leibesbeſchaffenheit, Erſparniß der Kräfte und regelmäßige Diät in der Jugend und im Mannesalter können dieſe Periode ſehr verzögern und das Alter leichter machen. Dies wird zu wenig von den Menſchen im Mannesalter beherzigt. Gewiß die meiſten Krankheiten des Alters ſind entweder nur Entwickelungen der früher geſammelten Keime, oder Folge eines unharmoniſchen Sinkens der Lebenskraft einzelner Verrichtungen in einzelnen Theilen des Körpers, während ſich andere noch behaupten. Vorher bereitete Übel brechen hier aus. Die Arthritis geht auf innere edle Theile zurück, oder in wirkliche Steinbildung über, einzelne Theile ſterben ab, daher freiwilliger Brand an den Füßen, krebshafte unheilbare Geſchwüre u. ſ. w. — Auch die geiſtigen Äußerungen tragen nach den verſchiedenen Lebensaltern verſchiedene Eigenheiten an ſich. Das Kind braucht einige Zeit, ſich in ſeine neue Welt zu finden und die es umgebenden Gegenſtände zu unterſcheiden. Am erſten lernt es ſeine Mutter kennen. Es ſammelt erſt nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne ſelbſt geht wahrſcheinlich in folgender Ordnung vor ſich: Gefühl, Geſicht, Geſchmack, Gehör, Geruch. Weiterhin bilden ſich die Seelenvermögen aus, das Kind fängt an zu unterſcheiden, über das Geſehene zu denken; das Gedächtniß zeigt ſich vorzüglich ſtark. Die Jugend zeichnet ſich aus durch lebhaftes Gefühl, feurige Einbildungskraft, aufbrauſende aber nicht lange auf einem Gegenſtand haftende Thätigkeit, heftige Begierde. In dieſem Alter blüht die Liebe, die Quelle der ſeligſten Gefühle und der bitterſten Pein, die Triebfeder der edelſten Handlungen und der ſchrecklichſten Verirrungen. Das Mannesalter trägt ein ernſteres Geſicht, es iſt die Zeit der Früchte. Überlegung trit an die Stelle des leichten Sinnes, Gleichmüthigkeit verdrängt den Wankelmuth, Klugheit die Unbeſonnenheit. Die geſammelten Begriffe werden verarbeitet, der Geiſt wird veredelt, die Urtheilskraft wächſt und wird freier von den ſie vorher befangenden Sinnlichkeiten. So wie der Körper abwärts geht, hebt der Geiſt ſich deſto höher; die Vernunft zeigt ſich in ihrem reinſten Licht. Im Alter nehmen die Äußerungen der Seelenvermögen in dem Grade

ab, als die Maſchine dazu an Tauchlichkeit verliert, ohne daß jedoch die Vernunft ſelbſt von ihrer Höhe herabſteigen muß. Im Gegentheil ſcheint dieſe bei dem an Körper und Geiſt geſunden Greiſe ſich immer mehr von den irdiſchen Schlacken zu reinigen, und von den Verhältniſſen des Lebens unabhängiger zu werden. Dagegen werden auch moraliſche Fehler durch die zunehmende Schwäche des Greiſenalters deſto hervorſtechender. Beſonders will Ehrſucht und Geldgeiz, Neid auf die Vorzüge und Freuden der Jugend, Tadelſucht, Geſchwätzigkeit, Feſthangen an vorgefaßten Meinungen, Krittelei und murrköpfiges Weſen ſich herrſchend machen. Schön und kräftig hat Horaz die Züge des Alters gezeichnet in ſeiner ars poëtica vom 158ſten bis zum 174ſten Verſe.

Alterniren, das Ab- oder Umwechſeln von Zweien (oder auch mehrern), die einer um den andern ein und daſſelbe zu thun, z. B. ein gewiſſes Amt verrichten, eine Stimme geben u. ſ. w. Die **Alternative** (Wechſelwahl, Wechſelfall) bedeutet entweder eine ſolche umgehende Stimme oder auch das Eintreten von zwei Fällen, wovon der eine gewählt werden muß, wenn nicht der andere ſtatt finden ſoll, z. B. das Heer befand ſich in der Alternative, ſich durchſchlagen oder ſich gefangen geben zu müſſen.

Alter Styl iſt die Zeitrechnung nach dem Julianiſchen oder alten Calender (ſ. d. Art. Calender).

Alterthümer, Antiquitäten, nennt man die von der Geſchichte abgeſonderte Wiſſenſchaft, welche den politiſchen, gottesdienſtlichen, literariſchen und häuslichen Zuſtand der alten Völker, oder auch der neuen, inſofern ſie ihre Verfaſſung verändert, und alſo einen neuern Zuſtand der Dinge erhalten haben, darſtellt. Die Alterthümer ſind demnach für die alten Staaten das, was für die neuen (nur in etwas größerm Umfang) die Statiſtik iſt; beide ſind unentbehrliche Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte. Nach ihrem ganzen Umfang müßte die Alterthumskunde ein Gemälde aller Nationen, aller Zeiten und Welttheile liefern, bis auf den Zeitpunct, wo bei jeder der neue Zuſtand der Dinge eintrit, mit deſſen Darſtellung ſich die Statiſtik beſchäftigt. Ein ſolches allgemeines Völker- und Staatengemälde beſitzen wir noch nicht, ſondern blos einzelne einzelner Völker und Staaten, hebräiſche, griechiſche, römiſche, etruriſche, galliſche, deutſche Alterthümer. Überhaupt fühlte man das Bedürfniß einer ſolchen Wiſſenſchaft erſt im 15ten Jahrh., als der Eifer für die claſſiſche Literatur der Griechen und Römer erwachte. Man betrachtete ſie vorerſt lediglich als ein Hülfsmittel, die Schriftſteller dieſer Nationen beſſer zu verſtehen, und daher kam es, daß man ſie auch blos auf einzelne Gegenſtände der Verfaſſung dieſer Völker beſchränkte. In den frühern Werken dieſer Art findet man eine große Beleſenheit, aber keinen feſten Plan, keine kritiſche Unterſcheidung der Zeiten und Umſtände. Erſt im 18ten Jahrh. fing man an, die reichen, aber verwirrten Materienſammlungen der vorigen Zeiten kritiſch zu ſichten, ſyſtematiſch und zweckmäßig zu verarbeiten. Die Bibliographia antiquaria von Fabricius (Hamb. 1713, 1716) gibt hierüber ausführliche Nachricht, zumal in der neuern Ausgabe von Schaffshauſen (1740), welcher jedoch neue Nachträge zu wünſchen wären. Hauptſammlungen für die Alterthümer der Griechen und Römer ſind Gronows Thesaurus antiquitatum graecarum (Leiden 1697—1703. 13 Bde. Fol.), Gräves Thesaurus antiquitatum romanarum (Utrecht 1694—99. 12 Bde. Fol.), der Novus Thesaurus antiqu.

roman. von Sallengre (Haag 1716—19. 3 Bde. Fol.), und Poleni utriusque Thes. nova Supplem. (Veneb. 1737. 5 Bde. Fol.), in welchen Werken von den bedeutendſten Humaniſten jener Zeit die Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der Alterthümer niedergelegt ſind. Burmann lieferte einen Catalogus librorum, qui in Thes. Rom. Graec. Italico et Siculo continentur (Leid. 1725). Was dieſe Humaniſten im Allgemeinen und Einzelnen geſagt, wurde von den ſpätern mit Auswahl geſammelt, aus der Menge der Folianten mit Klarheit herausgehoben und planmäßig verarbeitet. In dieſer Art erwarben ſich vorzügliche Verdienſte um die griechiſchen Alterthümer Fr. Rous, Pfeiffer, Potter, Rambach, Lambertus Bos, Barthelemy, Nitſch und deſſen Fortſetzer, Höpfner, Köpke u. A., um die römiſchen Alterthümer aber Roſin, Dempſter, Cellarius, Nieuport, Heineccius, Maternus v. Cilano, Gruner, Reiz, Meierotto, Nitſch, Adam, Meyer, Ruperti. Ein über römiſche Alterthümer ſehr nützliches und brauchbares Werk iſt noch Sam. Pitisci Lexicon antiquit. roman. (Leid. 1713, Fol., Veneb. 1719 Fol. 3 Bde., Haag 1737 Fol. 3 Bde.), wovon zu Berlin (1793) ein Auszug erſchien. Der vortheilhafte Gebrauch, den man von dieſen Werken für ein genaueres, richtigeres Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Literatur und Geſchichte gemacht hatte, leuchtete jetzt auch den Orientaliſten ſo deutlich ein, daß ſie den übrigen Humaniſten nicht länger hierin nachſtehen wollten. Ihre Aufmerkſamkeit war wegen des Zuſammenhanges der hebräiſchen Literatur mit den Urkunden des Chriſtenthums, vornehmlich auf die hebräiſchen Alterthümer gerichtet, über welche Iken, Faber, Warnekros, Bellermann, Jahn u. a. ſo nützliche als intereſſante Handbücher geliefert haben. Schade, daß wir nicht eben ſolche über die andern orientaliſchen Völker beſitzen! Die Asiatic Researches haben wenigſtens vielfältig dazu vorgearbeitet, und Goguet gibt eine zur Vergleichung nützliche Überſicht. Nach dem, was Jones, Anquetil du Perron u. a. über Indien, Zoega, Denon u. a. über Ägypten geliefert haben, dürfen wir uns vielleicht eine Darſtellung der Alterthümer dieſer wichtigen orientaliſchen Länder bald verſprechen. Die Alterthümer der neueuropäiſchen Völker fanden der Bearbeiter mehrere. Die Italiener haben höchſt ſchätzbare Sammlungen von Muratori, Donati, Maffei u. a., die Franzoſen von Montfaucon, Millin, die Engländer eine eigene Archaeologia britannica. Daß die Deutſchen nicht zurückgeblieben ſind, beweiſt Hummels Bibliothek der deutſchen Alterthümer (Nürnb. 1717. Zuſätze dazu 1791). Von Treſenreuter, Heineccius, Hummel, Haus und Rößig haben wir über die deutſchen Alterthümer ſchätzbare Hand- und Lehrbücher. — Die Kunſtalterthümer hat man ſeit Anfange des 18ten Jahrh. von den übrigen Alterthümern abzuſondern angefangen, und ſie als einen eigenen Zweig bearbeitet. Sonſt nannte man die Wiſſenſchaft von den Kunſtalterthümern Archäographie, nachher kam der Name Archäologie für ſie in Gebrauch, die man alſo von den Antiquitäten zu unterſcheiden hat, obſchon der Name beider eigentlich daſſelbe beſagt: Alterthumskunde (ſ. Antik, Archäologie und Denkmale).

Althäa, die Gemahlin des Öneus und Mutter der Deïanira (ſ. d. Art.).

Altmexico, ſ. Mexico.

Altona, nach Kopenhagen die größte däniſche Stadt im Herzogthume Holſtein, liegt unterm 53° 34′ 25″ Breite, und 43° 20′ 48″ öſtl. Länge, eine halbe Viertelmeile unterhalb Hamburg an der

Elbe und iſt vom Hamburger-Berge, Hamburgs Vorſtadt, nur durch einen kleinen Bach, welcher jetzt der Stadtgraben genannt wird, getrennt. Die Stadt enthält 25,000 Einwohner (unter dieſen 2400 deutſche und portugieſiſche Juden, die das Bürgerrecht haben), und etwa 2500 Wohnungen, iſt auf einem ſehr abſchüſſigen Boden gebaut, welcher ſich zum Stadtgraben, beſonders ſtark aber zur Elbe ſenkt, indem ſie von dieſer Seite einen amphitheatraliſchen Anblick gewährt. In Altona iſt, einen Theil an der Elbſeite ausgenommen, die Bauart nicht gedrängt, und es ſind manche Gärten in der Stadt, deſto unregelmäßiger ſind die wenigen freien Plätze. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: die Lutheriſche Kirche, das Rathhaus und das Waiſenhaus. Der ſchönſte Theil der Stadt iſt die Palmaille, eine lange und breite Straße, an beiden Seiten mit den ausgezeichnetſten Privatgebäuden, und in der Mitte mit einem ſchönen, mit mehreren Reihen Bäumen beſetzten Spaziergange, von wo aus man an einigen Stellen einen romantiſchen Anblick auf die Elbe, die mit Mühlen und Werften verſehenen Inſeln und das gegenſeitige öde mit Heide meiſtens bewachſene, bergige Ufer hat. Die Straßen ſind größtentheils breit und gerade, viele gut, und einige vorzüglich ſchön gepflaſtert. Deſto ſchlechter aber iſt die Straßenbeleuchtung. Die Fabriken ſind im Ganzen unbedeutend, mit Ausnahme der Zucker- und Seifenſiedereien, der Thranbrennereien und Kattundruckereien. Der Herings- und Wallfiſchfang dieſer Stadt iſt anſehnlich. Wichtig aber iſt der Handel, obgleich die Stadt weder einen guten Hafen noch Canäle hat, die den Transport der Waaren erleichtern. Weil Hamburg mit den entfernteſten Weltgegenden in Verbindung ſteht, ſo genießen die altonaer Kaufleute den großen Vortheil, Schiffe, die von und nach Hamburg gehen, mit zu befrachten, zu deren alleiniger Ausrüſtung es ihnen oft an Mitteln fehlen dürfte. Doch haben ſie 70 eigene Schiffe. Auch hat die däniſche Regierung durch mancherlei Begünſtigungen zum Flor der Stadt beigetragen. Hier iſt nämlich ein Commerzcollegium, eine Münze, eine Börſe, eine Girobank und ſeit 1739 ein akademiſches Gymnaſium. Es gibt wenig Orte, wo ſo viele Duldung aller Religionsparteien von Seiten der Regierung ſtatt findet, als in Altona. Unter dem hieſigen Oberrabbiner ſtehen auch die hamburger Juden. Von den Geſellſchaften zur Beförderung des Gemeinnützigen verdient die ſchleswig-holſteiniſche patriotiſche Geſellſchaft angeführt zu werden, deren Hauptverwaltung hier ihre Verſammlungen hält. — In Hinſicht der Geſchichte Altonas iſt zu bemerken, daß dieſer Ort im J. 1500 zuerſt, als ein unbedeutendes Fiſcherdorf entſtanden zu ſein ſcheint. Die Bewohner hielten ſich nach Hamburg zu Kirche. Im J. 1604 erhielt Altona die Rechte eines Fleckens, und ward im J. 1664 unter Friedrich III. von Dänemark zu einer Stadt erhoben, bis 1640 war Altona der Landeshoheit der Grafen von Schaumburg, die zugleich dieſen Theil Holſteins beſaßen, unterworfen. Im J. 1713 wurde ſie von dem ſchwediſchen General Steenbock angezündet und bis auf drei Kirchen und dreißig Häuſer ein Raub der Flammen. Nach dieſer Zeit iſt Altona durch vermehrte Freiheiten, ſo wie durch einſichtsvolle obrigkeitliche Perſonen und durch einen langen Frieden ſehr emporgekommen, beſonders haben der nordamerikaniſche und franzöſiſche Freiheitskrieg die Größe und den Wohlſtand bedeutend vermehrt. In den Jahren 1813 und 1814 hätte es bald ein ähnliches Schickſal haben können als vor 100 Jahren, indem es wegen der Kriegsoperationen

gegen Hamburg den Vertheidigern äußerſt hinderlich war. Durch die Gewandtheit des Oberpräſidenten Grafen Blücher, Altona mit beiden Gegnern, dem Freiherrn Benningſen, der das Belagerungsheer der Alliirten, und dem Fürſten Eckmühl, der die Beſatzung in Hamburg befehligte, auf ſolchen Fuß zu ſetzen, daß beide die Neutralität Altonas ſelbſt bei den öfteren Angriffen der Alliirten auf die nahe liegende Sternſchanze, die die abgebrannte Vorſtadt Hamburger-Berg beherrſchte, zu ihrem Vortheil benutzen zu können glaubten, war es möglich geworden, die Stadt Altona zu retten und ihren Einwohnern die ſonſt unvermeidlich ſtarke Bequartierung zu erſparen, die ſchon in der Zwiſchenperiode zwiſchen Napoleons in Hamburg bekannt gewordener Abdankung und dem wirklichen Abmarſch der franzöſiſchen Beſatzung aus Hamburg drückend genug werden konnte. Übrigens war in dieſer Friſt auch die Verproviantirung Altonas eng genug auf das Nothdürftige beſchränkt, damit von Altona aus kein Schleichhandel mit Lebensmitteln nach Hamburg bedeutend werden konnte.

Altranſtädter Frieden, geſchloſſen auf dem Schloſſe zu Altranſtädt bei Lützen im J. 1706 (ſ. Friedensſchlüſſe.)

Alringer (Joh. Bapt. von), ein bekannter Dichter, war zu Wien 1755 geboren, ſtudierte unter dem berühmten Antiquar Eckhel, und gewann bald die Alten ſo lieb, daß er nie in der Folge aufhörte, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Nachdem der Tod ſeiner Ältern ihn in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens geſetzt hatte, bediente er ſich ſeiner Doctorwürde und ſeines Titels als Hofadvocat nur, um die Streitigkeiten derer, die ſich an ihn wandten, gütlich beizulegen. Seine Gedichte, die er 1784 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurth in einer Sammlung herausgab, erwarben ihm damals einen Namen. Man fand eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und gefällige Leichtigkeit darin; weniger Beifall fand eine neue Sammlung ſeiner Gedichte, welche zu Wien 1794 erſchien. Deſto günſtiger waren ſeine beiden Hauptwerke, Doolin von Mainz (1786) und Bliomberis (1790), aufgenommen worden; zwei Rittergedichte, in denen er als Nachahmer Wielands erſcheint, und alles leiſtete, was man mit einem von höhern Dichtergaben entblößten Fleiße in der Poeſie leiſten kann. Ihr Ruf war nur vorübergehend. Sein letztes Werk war eine Überſetzung des Numa Pompilius von Florian. Er nahm in der Folge Antheil an mehrern Zeitſchriften, und ſtarb am Nervenfieber 1797, nachdem er drei Jahre lang Secretär und Aufſeher des Hoftheaters geweſen war. Mit einem gefühlvollen Herzen und heiterm Geiſte war er ein liebenswürdiger Geſellſchafter und treuer Freund.

Amadeiſten, ſ. Franciscaner.

Amadis, ein in der romantiſchen Ritterpoeſie ſehr berühmter Name. Der Helden, die ihn trugen, gab es mehrere. 1) Amadis von Gallien, nach ſeinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber Dunkelſchön genannt, ein Sohn König Perions von Frankreich und der Eiliſena, der Tochter des Königs Gavinter von Bretagne. 2) Amadis von Griechenland, ein Urenkel des galliſchen, und Sohn Liſuarts und der Onoleria, Tochter des Kaiſers von Trapezunt. 3) Amadis vom Geſtirn, ein Urenkel des griechiſchen Amadis, Sohn Ageſilaus, Königs in Kolchis, abſtammend von Alaſtraxerea, einem Kinde der Liebe des griechiſchen Amadis mit der Königin Zahara vom Kaukaſus. Die Mutter dieſes dritten Amadis war Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Floriſel, dem Ritter von der ſchönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des

griechiſchen Amadis. 4) Amadis von Trapezunt, abſtammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Floriſels und der Helene, Prinzeſſin von Apollonien. Dieſer Amadis iſt ein Urenkel Floriſels, Sohn der Polirana und Liscarons, Prinzen von Catai. — Die Geſchichte dieſer Helden, die für Spanien ungefähr das ſind, was Carl der Große mit ſeinen zwölf Pairs für Frankreich, und König Arthus mit der Tafelrunde für England war, läuft alſo durch neun Geſchlechter, iſt übrigens aber in Anſehung ihrer Entſtehung, ſo wie in Anſehung deſſen, was daran hiſtoriſch oder erdichtet iſt, in ein ſolches Dunkel gehüllt, daß ſelbſt ungewiß bleibt, ob ſie ſpaniſchen, portugieſiſchen oder franzöſiſchen Urſprungs ſei. Im ſpaniſchen Original hat dieſer Roman 13 Bücher, von denen Cervantes in der bekannten Muſterung der Bibliothek des Don Quixote die vier erſten begnadigen läßt, weil ſie nicht nur das erſte, ſondern auch das beſte und einzige Buch dieſer Art ſeien; das Spanien aufzuweiſen habe; die andern aber werden zum Feuer verurtheilt. Jene erſten vier Bücher enthalten den eigentlichen Amadis von Gallien. Als ihren Verfaſſer nennen einige den Portugieſen Pasco Lobeira zu Anfange des 14ten Jahrh., andere eine unbekannte portugieſiſche Dame, noch andere den Infanten Don Pedro, den Sohn Johannes I. von Portugal. Dagegen hat der Graf Treſſan wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß die Ehre der Erfindung einem franzöſiſchen Troubadour aus der Schule der Ruſticien de Puice, des Verfaſſers faſt aller Romane von der Tafelrunde, zu den Zeiten König Philipp Auguſts (1180 — 1223) gebühre; doch würden wir dieſer Meinung erſt dann beizutreten geneigt ſein, wenn eine kritiſche Vergleichung der älteſten Handſchriften ſie beſtätigte. Als Verfaſſer des 5. Buchs, welches die Abenteuer Esplandians, des älteſten Sohnes von Amadis, enthält, wird Garcias Ordonnez de Montalbo der Reviſor der alten Ausgabe genannt. Das 6. Buch von Pelag. de Ribera enthält die Thaten des Ritters Floriſando, das 7. Buch eines Unbekannten, und das 8., von J. Diaz, die Thaten Liſuarts, das 9te und 10te Floriſels, des Amadis aus Griechenland des Ritters Anarante, das 11te und 12te die Ritterfahrten Rogels und Ageſilas, das 13te des Silvio de la Silva. Weiter geht das ſpaniſche Original nicht, und nun folgen die franzöſiſchen Überſetzungen, welche ſeit Niclas d'Herberay, Herrn des Eſſars, Überſetzung (1540) dieſen Roman bis auf 24 Bücher erweiterten. Das 14te bis 17te Buch enthält die ritterlichen Thaten Sphäramonts und des Amadis vom Geſtirn, das 18te bis 24ſte endlich die Abenteuer der übrigen Nachkommenſchaft des galliſchen Amadis, mit Einſchluß des Amadis von Trapezunt. Die einzelnen Theile dieſes ſehr ungleichartigen Ganzen, das ſelten vollſtändig beiſammmen gefunden wird, ſind von ſehr verſchiedenem Werthe. Mit Recht ſagt Bouterwek von den vier erſten Büchern: „ein ſo wahrhaft großes Gemälde des edelſten Heldenſinnes und der Treue, ohne ängſtliche Beſchränkung des Lohns der Liebe, aber auch ohne irgend einen beleidigend unſittlichen Zug, mit der höchſten Fülle der Schwärmerei, zwar über die Natur hinaus exaltirt, aber doch durch die treuherzigſte Simplicität der Darſtellung auch den geſunden Geſchmack ergötzend, verdiente zu ſeiner Zeit die Huldigung, die es Jahrhunderte lang erhielt." — Die Fortſetzungen haben den äſthetiſchen Werth nicht, der die vier erſten Bücher auszeichnet. Neuere deutſche Bearbeitungen dieſes Romans oder beſſer dieſes Romanencyklus gibt es nicht, wenigſtens keine, die hier genannt zu werden verdienten; denn der muthwillige „Neue Amadis" von

Wieland hat mit jenen ältern Amadiſſen nichts gemein als den Titel und etwa die Fülle der von dem Helden zu beſtehenden Abenteuer. Dagegen hat ein neuerer franzöſiſcher Dichter, Hr. Creuzé de Leſſer, gegenwärtig (1819) Präfect des Heraultdepartements, es unternommen, ſeinen Landsleuten den dreifachen romantiſchen Mythenkreis in einem neuen Gewande darzuſtellen. — Von ſeinem erſten Bändchen: Les chevaliers de la Table ronde in 20 Geſängen, erſchien bereits 1812 eine 2te Auflage. Das 2te Bändchen „Amadis de Gaule," gleichfalls in 20 Geſängen, iſt vom Jahr 1813.

Amalgama oder der Quickbrei iſt die Verbindung des Queckſilbers mit Metallen, und das Verfahren ſelbſt heißt die Amalgamation oder das Amalgamiren, Verquicken und Anquicken. Mit der eingeführten Amalgamationsart hat in Europa die Hüttenkunde und Metallurgie eine neue Epoche angefangen. Das Queckſilber (ſ. d. Art.) läßt ſich mit den Metallen auf eine doppelte Art zum Amalgama machen: entweder durch Reiben deſſelben mit dem gehörig verſtückten Metalle, oder durch Schmelzen der Metalle und Hinzumiſchen des Queckſilbers. Allein die letztere Art läßt ſich nicht gut bei ſolchen Metallen anwenden, die zum Schmelzen eine größere Hitze erfordern, als die Siedehitze des Queckſilbers, weil dann daſſelbe in Dämpfe verwandelt wird und als Rauch fortgeht. Hingegen ein Amalgama, das mit Metallkalktheilen verunreinigt iſt, kann man durch Waſchen mit Waſſer reinigen. Schon die Alten amalgamirten gediegenes Gold, wie Plinius lib. 53. cap. 5. und Vitruvius lib. 7. cap. 8. erzählen. Dem erſtern zufolge ſchüttelte man Goldſchlich (das kleingeſchlagene oder gepochte Erz) und Queckſilber in irdene Krüge, die man mit Tücher bedeckte und ſo lange rüttelte, bis das Gold aufgelöſt und die fremden Stoffe über dem Queckſilber ſchwimmend abgeſondert waren. Das Amalgama ward durch Felle gedrückt und endlich abgeraucht. Dieſe Amalgamation im Kleinen ward ſpäter in Mörſern oder ſteinernen Gefäßen vorgenommen, wobei man das Golderz vorher mit Eſſig und Alaun beizte, um das Gold vom Kieſe abzuſondern. Noch ſpäter ward die Amalgamation auch auf Silber angewandt, und in Amerika zuerſt 1566 von dem Spanier Don Pedro Fernandez de Velasco, im Königreiche Mexico, und 1571 oder 1574 auch im Königreiche Peru, aber auch auf eine ſehr unvollkommene Art, im Großen getrieben. Man ſchüttete die Gold- oder Silberſchliche unter Schuppen in Haufen auf, befeuchtete ſie mit Waſſer, und goß Queckſilber darauf. Die Miſchung, welche ſich wegen der feuchten Kieſe leicht erhitzte, wurde durch Treten oder Umſchaufeln inniger vereinigt. Nach einigen Wochen ſonderte man das entſtandene Amalgama durch Waſchen mit Waſſer ab. Auch machte der Spanier Juan de Cordova 1588 mit böhmiſchen Erzen aus Kaltenberge ſchon Amalgamationsverſuche, die aber nicht glücklich abliefen. Nach dieſer Zeit ſchritt die Vervollkommnung der Amalgamation auf zwei verſchiedenen Wegen fort. Einige ſuchten den Hauptvortheil in der erregten Wärme, wie der ſpaniſche Pfarrer Alonſo Barbo in der Provinz Charcas des Königreichs Peru 1609, indem er das Erz mit Waſſer und Queckſilber in kupfernen Keſſeln kochen ließ; andere in der beſchleunigten Bewegung und Verdünnung des Schlichs mit Waſſer, woraus die ſogenannten Quickmühlen entſtanden. In Europa ſtellte der kaiſerlich öſterreichiſche Hofrath Ignaz Freiherr von Born in Ungarn zu Ende des 18ten Jahrh. die Kunſt des Alonſo Barbo, nur in weit vollkommner Geſtalt, ſowohl auf dem warmen als kalten Wege wieder her, und

machte ſein Verfahren in einer eignen Schrift bekannt. (S. Born.) Nun wurden die oben genannten Quickmühlen beſſer befunden und weiter verändert. Anſtatt der ſtehenden Butterfäſſer, worin man viel Queckſilber zerſtreute, wurden völlig verſchloſſene Fäſſer angebracht, worin die Bewegung nur durch einen gemäßigten horizontalen Umſchwung erhalten wird. Nach der Bekanntwerdung der Bornſchen Manier fing auch der verſtorbene ſächſiſche Oberhüttenverwalter Gellert an zu arbeiten, und fand nach mehrern Verſuchen im Kleinen und im Großen, daß das kalte Anquicken weit vortheilhafter ſei als das warme, worauf der König von Sachſen, noch als Kurfürſt, auf der Halsbrücke bei Freiberg ein Amalgamationswerk zu erbauen befahl, und die Ausführung dem verſtorbenen ſächſiſchen Vice-Berghauptmann von Charpentier vertraute. Dieſes Amalgamationswerk iſt das größte in Europa für die kalte Amalgamation, und kann der ganzen Welt zum Muſter dienen. 1792 brannte es zwar ab, aber es ward noch vollkommner wieder erbaut, mit einem Feuerſpritzendruckwerke verſehen und iſt ſeit 1796 in ununterbrochenem Fortgange. Allein nicht alle Erze ſind mit Vortheil zum Anquicken brauchbar, ſondern nur die ſogenannten dürren und kieſigen Silbererze, deren Silbergehalt nicht unter ein Loth, und nicht über vier Mark ſechs Loth oder ſiebenzig Loth im Centner iſt. Auf zehn Centner ſolchen Erzes werden ein Centner Salz, und wenn das Erz nachher gemahlen iſt, auf 10 Centner 5 Centner Queckſilber, 3 Centner Waſſer, und 66 bis 67 Pfund dünne Eiſenblättchen gemiſcht, und dieſe ganze Maſſe kommt alsdann in ein Anquickmaß, in welchem nach 16 bis 18 Stunden das Silber mit dem Queckſilber ſich in dem Anquickbrei vereinigt hat. Weitläuftig und vollſtändig iſt das ganze Werk, welches nebſt der Feuer- oder Dampfmaſchine zu den vollendetſten Schöpfungen des verfloſſenen Jahrhunderts gehört, und das Amalgamirverfahren beſchrieben in B. 3. S. 71 ff. der Erdbeſchreibung der kurfürſtl. und herzogl. ſächſiſchen Lande, von J. G. Leonhardi, 3te Aufl. Leipz. 1814.

Amalia (Anna), Herzogin von Sachſen Weimar, geb. den 24ſten Oct. 1739, verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Fürſtinnen Deutſchlands, da ſie während der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. der Mittelpunct und die Seele eines Hofes war, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe jenes kunſtliebenden Herzogs von Ferrara glich, welchen Taſſos und Arioſtos Gegenwart verſchönerte. Sie allein verlieh den Gelehrten die Unterſtützung, welche ſie umſonſt von den größern Fürſten des deutſchen Reichs erwarteten, indem ſie ihnen einen Vereinigungspunct und eine angemeſſene Exiſtenz gab. Doch nicht allein als großmüthige Beſchützerin der Schriftſteller und Künſtler, und als erleuchtete Richterin ihrer Werke, hat Amalia Rechte auf die allgemeine Dankbarkeit. In ihrem neunzehnten Jahre Witwe von Herzog Ernſt Auguſt Conſtantin; den ſie 1758 nach einer zweijährigen Ehe verlor, wußte ſie durch eine gute Verwaltung die Nachtheile, welche der ſiebenjährige Krieg dem Herzogthum Weimar verurſacht hatte, wieder gut zu machen, bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu erſparen, und die Folgen der Hungersnoth, welche 1773 Sachſen heimſuchte, von ihnen abzuwenden. Aber kaum hatte ſie dieſen dringenden Bedürfniſſen abgeholfen, als ſie ihren Blick auf diejenigen Gegenſtände wandte, welche allein das Leben veredeln und wahrhaft verſchönern. Sie gründete neue Anſtalten für die geiſtige Bildung des Volks, und vervollkommnete die vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Gouverneur ihres Sohnes, des jetzt re-

gierenden Großherzogs, und zog Männer von den glänzendſten Talenten nach Weimar, wie Herder, Göthe, Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Muſäus; Schriftſteller, deren Namen zum Theil zu den berühmteſten in unſerer Literatur gehören. Schiller geſellte ſich ihnen erſt in den letztern Jahren bei. Nur durch die Vereinigung ſeltener Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens konnte es der Fürſtin eines kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer, als irgend ein gleichzeitiger Hof, um ſich zu verſammeln. Daß dazu ihr perſönlicher Charakter noch mehr als ihr Rang und ihre Macht beitrug, beweiſt der Umſtand, daß ihr dieſelbe Umgebung blieb, nachdem ſie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, ihre Luſthäuſer in Tieffurth und Ettersburg, waren unverändert der Verſammlungsort aller Gelehrten und Reiſenden von Verdienſt. Eine Reiſe nach Italien, welche ſie 1788 in Göthes Begleitung machte, vermehrte noch ihren Geſchmack für die Künſte. So erwarb ſie ſich, als die Erbin der großen Eigenſchaften des Hauſes Braunſchweig und ſeiner Liebe für die Wiſſenſchaften, den Ruhm, die berühmteſten gleichzeitigen Schriftſteller des deutſchen Vaterlandes geehrt und aufgemuntert zu haben. Der 14te Oct. 1806 hatte ihr Herz gebrochen, ſie überlebte ihn nur wenige Monate.

Amalthea, der Name der Ziege auf der Inſel Kreta, welche den Jupiter ſäugte, als ihn ſeine Mutter aus Furcht vor dem Saturn daſelbſt verbarg. Von dieſer Ziege wird das Horn des Überfluſſes, welches Jupiter den Töchtern des Meliſſus, die der Rhea beigeſtanden, mit dem Segen gab, daß ſie alles, was ſie zum Unterhalte nöthig hatten, daraus ſollten nehmen können, Cornu Amaltheae (gleichbedeutend mit Cornu copiae, Füllhorn) genannt. Nach andern hieß die Nymphe, welche jene Ziege bewachte, Amalthea. Die Sibylle zu Cumä führte ebenfalls dieſen Namen. Unter dem Titel Amalthea erſcheint ſeit 1821 eine treffliche archäologiſche Zeitſchrift von Hofrath Böttiger in Dresden (Leipzig bei Göſchen).

Amaranth, eine Art unverwelklicher Blumen, inſofern ſie abgepflückt und trocken ihre friſche Farbe behalten. Daher iſt dieſe Blume den Dichtern ein Sinnbild der Unſterblichkeit geworden. Es gibt mehrere Arten; eine derſelben iſt das Tauſendſchön.

Amathus (Amathunt), vormals eine Stadt auf Cypern, berühmt durch den Dienſt der Venus, welche von ihr die amathuntiſche Göttin, Amathuſia, hieß.

Amazonen. In den älteſten Zeiten fabelte die Sage, der aber etwas Geſchichtlich-Wahres zum Grunde zu liegen ſcheint, von einem Weibervolke, das keine Männer unter ſich duldete, unter der Anführung ſeiner Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerſchaften pflogen ſie Gemeinſchaft blos der Fortpflanzung wegen. Dieſen ſandten ſie auch die Knaben zu, welche ſie gebaren. Die Mädchen aber zogen ſie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Bruſt aus, damit ihnen dieſe beim Bogenſchießen nicht hinderlich ſein möchte. Von der abgebrannten Bruſt erhielten ſie den Namen Amazonen (Bruſtloſe.) Die Alten erwähnen dreier Amazonenvölker: 1) die afrikaniſchen Amazonen, welche unter ihrer Königin Myrina große Eroberungen machten, nachher aber von Herkules vertilgt wurden; 2) die aſiatiſchen Amazonen, von allen die berühmteſten, welche im Pontus um den Fluß Thermodon wohnten. Dieſe ſollen einſt ganz Aſien mit Krieg überzogen und Epheſus erbaut haben. Die Königin Hippolyta ward vom Her-

kules getödtet. Zu Theſeus Zeit überfielen ſie Attika. Unter der Königin Pentheſilea, einer Tochter des Mars und der Otrere, die Achilles endlich erlegte, zogen ſie Troja zu Hülfe, und beſtanden noch zu Alexanders Zeiten, dem ihre Königin Thaleſtris einen Beſuch abſtattete; bald nachher aber verloren ſie ſich; 3) die ſcytiſchen Amazonen, welche einen Zweig der aſiatiſchen ausmachten, die benachbarten Scythen bekriegten, nachher aber ſich mit ihnen verheiratheten und tiefer in Sarmatien zogen, wo ſie mit ihren Männern jagten und in den Krieg gingen. — Außer dieſen Fabelvölkern i.. alten Welt gaben auch die ältern Geographen einem großen Landſtriche im innern Südamerika den Namen Amazonenland, weil die erſten Entdecker hieſelbſt ein Amazonenvolk gefunden haben wollten. Die neuere Geographie hat dieſen Irrthum berichtigt und mit ihm iſt auch das Amazonenland verſchwunden, das ſich nur noch auf ältern Landcharten findet, in der That aber einen Theil des Königreichs Braſilien und des ſpaniſchen Vice-Königreichs Peru ausmacht. Der Amazonenfluß (richtiger Maronhon), welcher das Land durchſtrömt, und es, wie der Nil Ägypten, bewäſſert und fruchtbar macht, iſt der größte Fluß auf der Erde. Er entſpringt aus dem See Lauricocha in den Cordilleras und fällt, nach einem Laufe von 570 Meilen, und nachdem er über 60 Ströme aufgenommen, unter der Linie ins atlantiſche Meer. Seine Breite beträgt bei den Mündungen, wegen der dazwiſchen liegenden Inſeln, über 15 deutſche Meilen. Aber auch im innern Lande hat er gewöhnlich eine Breite von 3 bis 4 Meilen. Der erſte Entdecker dieſes Fluſſes, Orelhan, traf, als er ihn einige Tage hinaufgeſchifft war, an ſeinen Ufern eine Menge bewaffneter Weiber an, welche mit ihren Nachbarn Krieg führten, und dies gab Anlaß zu der Benennung des Fluſſes und Landes.

Ambaſſadeur, ſ. Geſandten.

Amboina, ſ. Gewürzinſeln.

Ambra oder Amber, eine Materie, die man ihres vortrefflichen Geruchs wegen ſchätzt, und die, weil ſie nicht häufig gefunden wird, eine der theuerſten Specereien iſt. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demſelben gefiſcht. Der Urſprung des Ambers läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Viel Wahrſcheinlichkeit hat die Meinung für ſich, daß er eine in dem Maſtdarme des Kachelots ſich ſammelnde Materie ſei, welche von der Nahrung dieſes Fiſches, dem Tintenwurme, entſteht, die ihm aber auch eine Krankheit verurſacht, an welcher er ſtirbt.

Ambroſia, ſ. Götterſpeiſe.

Ambroſius (der heilige), ein berühmter Kirchenvater, geboren gegen das Jahr 340, wahrſcheinlich zu Trier, wo ſein Vater als Statthalter von Gallien (praefectus praetorio) zu reſidiren pflegte. Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenſchwarm bedeckte das Geſicht des im Hofe des Schloſſes ſchlummernden Knaben, und als die erſchrockene Amme herbeieilte, ſah ſie erſtaunt, wie an ſeinem Munde die Bienen ein- und ausgingen, ohne ihm ein Leid zu thun und ſich endlich wieder in die Lüfte erhoben. Sein Vater, vielleicht eingedenk des ähnlichen Wunders, das vom Plato erzählt wird, ſchloß daraus auf eine hohe Beſtimmung. Seine Erziehung war ſtandesmäßig; die geſchickteſten Lehrer zu Rom, wohin nach des Vaters Tode die Familie gegangen war, bildeten ſeinen Geiſt und ſein Herz. Nach Beendigung ihrer Studien gingen Ambroſius und ſein Bruder Satyrus nach Mailand, wo beide in die juriſtiſche Laufbahn

traten. Hier zeichnete ſich Ambroſius ſo vortheilhaft aus, daß Valentinian ihn zum Statthalter der Provinzen zwiſchen den Alpen, dem mittelländiſchen Meere, Toscana, der Etſch und dem adriatiſchen Meere ernannte. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und die Liebe der Völker, deren Wohlſtand durch die Unruhen des Arianismus zerrüttet wurde, und als der biſchöfliche Sitz von Mailand erledigt worden, ward er einſtimmig von den Arianern und Catholiſchen in der Kirche zum Biſchof ausgerufen. Lange weigerte ſich Ambroſius, dieſe Würde, die ihm zugleich eine drückende Bürde ſchien, anzunehmen, und ſuchte auf mancherlei Weiſe den Eifer für ſich zu ſchwächen. Aber alles war umſonſt; er flieht bei Nacht, und glaubt ſich auf dem Wege nach Pavia; ſtatt deſſen findet er ſich unerwartet wieder vor Mailands Thoren. Endlich ergab er ſich, empfing die Taufe, da er bisher nur Katechumene geweſen, und acht Tage darauf die Prieſterweihe. Dieſe Begebenheit feiert die Kirche noch heute am 7ten Dec. Ambroſius zeigte ſich als Biſchof in dem Glanze der erhabenſten Tugenden, und erwarb ſich allgemeine Verehrung, in welcher er im J. 397 ſtarb. Sanft, leutſelig, duldſam, gefühlvoll und beſcheiden, gebrauchte er ſein Anſehen nur zum Vortheil anderer und der Religion. Seine Schriften (beſte Ausgabe von den Benedictinern, 2 Bände, Fol. 1686—90) tragen den Stempel ſeines Charakters. Ihm iſt auch jener berühmte Kirchengeſang (Te Deum laudamus), der noch jetzt mit dem Namen des Ambroſianiſchen bezeichnet wird, zugeſchrieben worden; aber eine gründliche Kritik hat dargethan, daß derſelbe von einem unbekannten Verfaſſer ſei.

Amerigo Veſpucci wurde 1451 am 9ten März zu Florenz aus einer alten und geachteten Familie geboren. Er machte frühzeitig große Fortſchritte in der Phyſik, Aſtronomie und Erdbeſchreibung, damals wegen ihrer Beziehung auf den Handel drei Hauptgegenſtände des Unterrichts zu Florenz. 1490 begab er ſich nach Spanien, um Handel zu treiben, und befand ſich in Sevilla, als Columbus Anſtalten zu ſeiner zweiten Reiſe traf. Das ſo glückliche Gelingen der Unternehmungen des Columbus erweckte ihm in Veſpucci, der ſein Handelsgeſchäft aufgab, um den eben entdeckten Erdtheil kennen zu lernen, einen noch glücklichern Nebenbuhler. Am 10ten Mai 1497 trat dieſer ſeine erſte Reiſe unter dem Admiral Ojeda an, lief mit fünf Schiffen aus dem Hafen von Cadiz aus, und gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feſte Land von Amerika, unterſuchte hier den Meerbuſen von Paria und die Küſten mehrere hundert Meilen lang, kam nach einer Seereiſe von dreizehn Monaten wieder nach Spanien zurück, und wurde am Hofe zu Sevilla mit vieler Auszeichnung empfangen. Im Mai 1499 begann er eine zweite Reiſe, deren Ergebniß die Entdeckung einer Menge kleiner Inſeln war. Hierauf trat er, durch große Verſprechungen gereizt, in die Dienſte des Königs Emanuel von Portugal, und unternahm nun zwei Reiſen auf portugieſiſchen Schiffen: die erſte den 10ten Mai 1501, und die zweite den 10ten Mai 1503. Auf dieſer letzten hatte er die Abſicht, einen weſtlichen Weg nach Malacca zu finden; allein dieſe Reiſe war weniger glücklich, er war mit ſechs Schiffen ausgelaufen, verlor davon eins, und rettete ſich nach großen Gefahren mit den übrigen in die Aller-Heiligen-Bay auf der Küſte von Braſilien. 1506, wo der Tod des Columbus erfolgte, trat er abermals in ſpaniſche Dienſte und beſuchte noch mehreremale den Erdtheil, der nach und nach von ihm den Namen zu führen anfing. Allerdings hätte dieſe Ehre mehr dem Columbus gebührt, als

ihm, ſo wenig man ihm auch ſeine Verdienſte abſprechen kann. Beſonders verdankte er dieſen Ruhm ſeinem Charakter, denn Amerigo war beſcheiden, friedliebend und weit entfernt, bei dem Könige und ſeinen Nebenbuhlern Argwohn zu erwecken, und ſo geſchah es, daß die Hälfte der Erde ſeinen Namen annahm, ohne daß er dieſe Ehre ſuchte, und ohne deswegen Neid zu erregen. Übrigens befand er ſich bei keiner Reiſeunternehmung als Befehlshaber, ſondern nur als Geograph und Steuermann. Wir haben von ihm eine Charte von Amerika, ein Tagebuch von 4 ſeiner Reiſen, das 1532 zu Paris lateiniſch im Druck erſchienen iſt und auf 22 Blättern in 4. Amerigos Briefe, die gleich nach ſeinem Tode in Florenz bei Joh. Steph. di Carlo da Pavia erſchienen. 1514 auf der Rückfahrt von Amerika ſtarb er zu Terceira. König Emanuel von Portugal, in deſſen Dienſten er ſich zuletzt befand, ließ in der Kathedralkirche zu Liſſabon die Reſte des Schiffes Victoria aufhängen, an deſſen Bord er die letzte Fahrt nach Amerika machte, und Florenz überhäufte ſeine Familie mit Ehrenbezeigungen. Sonderbar genug iſt, daß noch nicht alle Daten des Lebens dieſes merkwürdigen Mannes ganz aufgeklärt und ohne allen Widerſpruch ſind.

Amerika. Oſtwärts von Aſien, weſtwärts von Europa und Afrika, dehnen ſich (210° bis 360° L.) in beiden Polrichtungen, zwiſchen dem Grabe einer verſunkenen Ländermaſſe, dem atlantiſchen Meere und zwiſchen dem ungeheuren Waſſerbecken des ſtillen Weltmeeres, das Auſtralien und Aſien (ſ. Behringsſtraße) von der Weſtfeſte unſers Erdkörpers ſcheidet, zwei durch die Bergenge von Panama an einander gekettete Welttheile aus: in ſüdöſtlicher Richtung Südamerika (ſ. d. Art.); in nordweſtlicher Nordamerika (ſ. d.). Da, wo jener Felſendamm die beiden Meere trennt, ragt aus der großen weſtlichen Einbuchtung des atlantiſchen Meeres, die den Golf von Mexico und die Buſen der karaibiſchen Gewäſſer gebildet hat, eine Ruine der Urwelt hervor, die große, auf Felſengrund gelagerte, von vulcaniſchen Ausbrüchen und von Meergewürmſchalen geſtaltete Eilandsflur der Antillen (ſ. d.) oder Weſtindien (ſ. d. Art.). Die Nordgrenze dieſer neuen Welt verliert ſich, jenſeits des von Hearne im J. 1770 erforſchten 72° der Breite, und des von Mackenzie 1789 erreichten 69° B., über die im J. 1818 vom Cap. Roß zuerſt unter dem 78° B. entdeckte Nordküſte der Baffinsbay hinaus, in dem nördlichen Polargürtel. Die Südgrenze bildet unter dem 54° B. die Straße des erſten Weltumſeglers Magellan (ſ. d.) und jenſeits derſelben, die Südſpitze des Feuerlandes, das Cap Horn. Dieſe dreifache in einer Strecke von 2000 deutſchen Meilen, durch 133 Breitengrade über einen Flächenraum von 750,000 Q. M. ausgedehnte, und von der Andenkette gegen das ſtille Meer hin umgürtete Ländermaſſe hat der Europäer vorzüglich an den Küſten erforſcht; doch auch das Innere derſelben in mehrern Richtungen durchzogen (z. B. NAmerika: die Capit. Lewis und Clarke im J. 1804, Maj. Pike im J. 1805; Braſilien: Langsdorf, Grant, Mawe, Koſte, Eſchwege, der Fürſt v. Neuwied, Spix, Martius u. a.; überhaupt Alex. v. Humboldt, ſ. d. Art.). Eben ſo unbekannt iſt die Geſchichte ihrer erſten Bevölkerung und ihres voreuropäiſchen Anbaues, obgleich Sagen, Denkmäler und andere Spuren auf eine doppelte Einwanderung von Oſten her hinzuweiſen ſcheinen, auf eine ſüdliche, über die verſchwundene atlantiſche Länderbrücke, und auf eine nördliche, über die Inſelkette des ruſſiſchen Nordarchipels. Oder ſtammen die früheſten Be-

wohner Amerikas, die Tolteken in Mexico, von jenem Zweige der Hunnen ab, der 100 Jahre n. Chr. gen Nordoſten zog, ſo wie die Völkerfamilien Südamerikas von einem durch die Peſt um 1050 ſüdwärts getriebenen Stamme der Mexicoer? Die früheſte Fahrt der Isländer (982) nach Winland (Grönland, Labrador und Nordamerika), ſo wie die Nachricht der Venezianer von den Antillen (in Charten von 1424), hatte keine Folgen für dieſen Theil der Erdkunde. Wahrſcheinlich iſt die neue Welt erſt vor kaum zwölf Jahrhunderten bevölkert worden; daher die geringe Zahl der Ureinwohner (Indianer), die überdies noch, ſeit Colombo 1492 und 1497, Amerigo 1497, Cabot 1497, Cabral 1500, Balbao 1507 (ſ. d. A.) u. a. dieſe Länder entdeckten, durch den Golddurſt und die Barbarei europäiſcher Eroberer, wie Cortez, Pizarro u. a., in Sclaverei und Elend geſtürzt, in mehrern Landſtrichen faſt ausgeſtorben ſind, in andern aber in eine Menge Völkerſchaften geſpalten, bei einem rohen Jäger- und Kriegerleben, von den geiſtigen Getränken der Europäer vergiftet, ſich unter einander ſelbſt ſo aufgerieben haben, daß man ihre Zahl höchſtens noch auf 16 Millionen ſchätzt. Dazu ſind durch das Colonialſyſtem der Spanier, Portugieſen, Britten, Franzoſen, Holländer, Dänen, Ruſſen und Deutſchen, für Bergbau, Pflanzungen (Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo u. ſ. w.), Ackerbau und Handel 4½ Mill. Neger und Mulatten und zehn Mill. Europäer gekommen. Noch iſt Platz und fruchtbarer Boden für mehr als 500 Mill. Menſchen! — So ungewiß wie die Abſtammung der Amerikaner, ſo ungewiß iſt ihre Verzweigung. Die von Franc. Lopez angenommenen 1500 verſchiedenen Sprachen derſelben hat Alex. von Humboldt auf zwei Stammſprachen, die toltekiſche und apalachiſche, zurückgeführt. — Die Natur hat die Oberfläche der neuen — jüngern — Welt in größern Formen geſtaltet und ihr Inneres mit friſcherer Lebenskraft wenigſtens in den wärmern Provinzen ausgerüſtet, als die Erdhülle der alten Welt. Amerika hat die meiſten Halbinſeln; die größten Flüſſe (ſ. d. A. Miſſiſippi, Amazonen, Plata und Orinoko); die größten Landſeen, wie der Ober- und der Huronen-See; die längſten Bergrücken (ſ. d. A. Cordilleras); die weiteſten Hochebenen; die üppigſten und größten Grasflächen (Pampas); die höchſten Berge und die reichſten Erz- und Steinlager. Über das Ganze verbreitet ſich in der wundervollſten Abſtufung das üppigſte Pflanzen- und Thierleben. Von dem Rennthiermooſe der Baffinsbay und von den Flechten auf Feuerlands Klippen erhebt ſich, von beiden Polen her, die Vegetation bis zu der 180 Fuß hohen Wachspalme und dem ſäulenförmigen Cactus, die der üppigen Tropenwelt dieſer Erdfeſte eigenthümlich angehören. Und wer kennt nicht die einheimiſchen Erzeugniſſe des amerikaniſchen Bodens: Cacao, Cochenille, Mais, peruaniſche Rinde, Kartoffeln, Taback und Vanille? Eben ſo mannichfaltig iſt die thieriſche Schöpfung. Der ſüdliche Pescherä und der nördliche Polarmenſch, der Eskimo, gleichen der Zwergkiefer, wie dem ſtolzen Ahorn, der Patagone und der Karaibe. Vorzüglich ſind Gewürme, Inſecten (nur die Bienen hat Europa gegeben), Fiſche, Geflügel und beidlebige Thiere (Amphibien) in reicher Abwechſelung von Größe, Geſtalt und Farbe vorhanden; am ausgezeichnetſten und eigenthümlichſten in den Wildniſſen der Anden. So der Rieſe unter den Vögeln, der Condur, und der prachtvolle Guacumayo. Unter den Säugthieren iſt das nutzbare Lama und Vicugna in den Andenländern einheimiſch. Doch kommt der Tapir in Braſilien den großen Landthieren der Oſtfeſte nicht gleich. Buffons und Robertſons Meinung, daß

die vierfüßigen Thiere Amerikas minder groß und wild ſeien, als dieſelben Arten in der alten Welt, haben Jefferſon u. a. Beobachter widerlegt. Der Jaguar iſt ſo furchtbarer als der Tiger; der Landbär in Nordamerika iſt größer, wilder und ſtärker als der europäiſche; nur der Löwe am Ganges iſt dem nordamerikaniſchen Puma an Größe und Kraft überlegen, ſo wie das Krokodill dem Kaiman und Alligator. Eben ſo wenig gegründet iſt es, daß die europäiſchen Landthiere — man hat die nutzbarſten aus der alten in die neue Welt verſetzt — in Amerika ausarteten und ſchwächer würden. Noch weniger gilt dies von dem Menſchen! Der Neger, wie der Europäer haben ſich in Amerika in dem kühnen Mulatten und in dem feurigen Creolen kräftig fortgepflanzt (ſ. d. Art. und Meſtizen). So beginnt auch die geiſtige Welt. Die fruchtbarſten Ideen der Europäer für das praktiſche Leben, als Duldung, Freiheit, Gleichheit, Selbſtſtändigkeit, Verdienſtlehre und Verfaſſung, haben in dem Boden von Amerika, mitten unter dem wilden Schlingkraut der Rohheit und des Eigennutzes, tiefere Wurzeln geſchlagen, als ſonſt irgendwo, ſo daß aus ihnen da, wo das Recht der eigenen Geſetzgebung hinzutrat, in kurzem ein kräftiger Volksgeiſt erwuchs, welcher die verſchiedenartigſten Nationen zu einem Ganzen vereinigte. Amerikas jugendliche Naturkraft war und iſt für den gedrückten Europäer der willkommenſte Boden, in dem ſich die alternde Welt des Oſtens nach Körper und Geiſt verjüngt. Vgl. die einzelnen Art. K.

Amethyſt iſt ein durch alle Schattirungen laufender violblauer Quarz, deſſen Farbe, nach Roſe, aus einer Miſchung von Eiſen- und Braunſteinoxyd entſteht, die nur ein halb Procent des Ganzen ausmacht. Außerdem unterſcheidet er ſich vom Quarze vorzüglich dadurch, daß er in viele ſtänglichte Stücke abgeſondert wird, die als unvollkommene Säulen zu betrachten ſind, und zuweilen in Pyramiden auslaufen. Dieſe Stängel ſind ſehr ungleich gefärbt, die Spitze gewöhnlich am dunkelſten, der Fuß hingegen oft faſt gar nicht. Der Amethyſt kommt auf Gängen, meiſtentheils in Geſellſchaft der Achate vor, und zwar ſo, daß er mit den ſchönen gefärbten Spitzen gegen die Mitte des Ganges, und in den Chalcedonkugeln gegen den Mittelpunct derſelben gerichtet iſt. Den blaſſern Grund, der die Saalbänder des Ganges (diejenige Steinart, von welcher die Erze auf Gängen umgeben ſind) ausmacht und oft in Chalcedon übergeht, hat man Amethyſtmutter genannt. Je kürzer die Kryſtallenſtängel ſind, deſto geſättigter iſt gewöhnlich ihre Farbe, und die allerſchönſten ſind die, welche freiliegende Doppelpyramiden darſtellen, ſo wie viele in den berühmten ſibiriſchen Amethyſtbrüchen vorkommen. Die Alten rechneten zum Amethyſte auch die indiſchen Rubine, die man ſpäterhin orientaliſche Amethyſte nannte. Der Preis des Amethyſtes iſt ſehr verſchieden, je nachdem die Farbe geſättigt und gleichförmig iſt, denn viele werden durch Wolken entſtellt. Von den ſchönſten geſchliffenen bezahlt man das Karat mit 3, 4, 5 Thalern, und dieſer Preis wird einfach mit der Karatzahl multiplicirt. Allein der Menge wegen hat ihr Werth ſehr abgenommen, und der Hauptabſatz der ſächſiſchen und böhmiſchen Amethyſte, der ehedem über Venedig nach der Türkei ging, weil er daſelbſt als Frauenſchmuck ſehr beliebt war, hat aufgehört. Als Ringſtein gibt man ihm möglichſt viele Flächen, um die ungleichen Flecken zu verbergen und den Glanz zu verſtärken. Den blaſſern legt man blaugefärbte Folie unter. Diejenigen, welche innerlich dunklere Flecken haben, glüht man kurze Zeit in Sand und Eiſenfeile eingepackt,

wodurch die Flecken zertheilt werden. Durch fortgeſetztes Glühen verſchwindet endlich alle Farbe, und dann werden ſie gleich dem Kryſtall zum unächten Diamantſchmuck genommen, kommen aber jenem in der Härte nicht bei. Aus dieſem Grunde iſt der Amethyſt zum Schleifen und Schneiden bequemer; und da er in ziemlich großen Maſſen vorkommt, ſo werden allerlei Gefäße, Doſen und andere Kunſtſachen daraus gearbeitet. Die Alten ſchnitten auch Siegel in Amethyſt, und man hat noch mehrere dergleichen Antiken. Desgleichen trug man ihn vor Alters als Amulet zur Abwehrung der Gifte, wozu er mit dem Bilde der Sonne oder des Mondes gezeichnet wurde. Die Magier behaupteten, daß er nicht nur der Trunkenheit vorbeuge, ſondern auch gleich davon befreie, wenn man ihn an den Leib binde. Dieſer Glaube war allgemein, und wird ſogar von Ariſtoteles bekräftigt; er hat auch zu der Benennung des Steines ſelbſt, welche ſo viel als nüchtern beſagt, Gelegenheit gegeben. Wegen des geringern Preiſes brauchen jetzt die Glaſer auch oft die dünnen ſtängelförmigen Stücken zum Glasſchneiden. Zu Doſenſtücken werden die ſogenannten Haaramethyſte geſucht, welche wie der Roſaquarz, mit haarförmig kryſtalliſirtem Braunſteine durchſetzt ſind. Zum falſchen Glasſchmuck, und beſonders zu den athmetyſtfarbenen ovalen Zuckerdoſen und Saucièren verſetzt man entweder das blaue Kobaltgas mit etwas Goldpurpur, oder gewöhnliches grünes Glas mit gereinigtem Braunſtein. Von wenig Braunſtein wird das letztere entfärbt, bei ſtärkerm Zuſatze aber athmethyſtfarben, wie man oft an den gewöhnlichen Trinkgeſchirren ſehen kann. Zu den härtern Amethyſtflüſſen kommt anſtatt des Kaliglaſes Bleiglas, aus vier Theilen Kieſel und ſechzehn Theilen Bleiweiß. Nach Petrus Arlenſis machte man ehedem aus dem Amethyſte ſelbſt einige bunte Flüſſe zum Halsſchmuck. Man verſetzte den gepulverten Amethyſt entweder mit Blattgold und Natrum oder mit Kupferfeile und Kampfer. Dieſe Miſchungen wurden durch 48ſtündiges Glühen zuſammengeſchmolzen, und gaben taubenhalsfarbene oder dem Aventurin ähnliche Flüſſe. X.

Ameublement, ſ. Verzierungskunſt.

Amianth, eine Art des biegſamen Asbeſts (ſ. d. A.).

Amiens, in der Picardie, befeſtigte Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Somme, liegt an der Somme, zählt 5980 Häuſer und 40,000 Einwohner, iſt der Sitz eines Biſchofs, und hat ſeit 1750 eine Société d'émulation. Ihre Einwohner unterhalten anſehnliche Manufacturen in wollenen Zeugen, baumwollem Damaſt und Kaſimir, wovon 130,000 Stücke abgeſetzt werden; in Leder, Seife und Preßſpänen, ſo wie 80 Baumwollenfärbereien. Auch ſind ihre Paſteten, die häufig über den Canal gehen, berühmt. Am merkwürdigſten iſt dieſe Stadt durch den am 25ſten März 1802 zwiſchen Frankreich, Spanien und der bataviſchen Republik auf einer und Großbritannien auf der andern Seite abgeſchloſſenen und am 27ſten d. M. unterzeichneten Frieden, der damals, wiewohl nur auf kurze Zeit, den Seekrieg endigte. Man vergl. hierüber den Art. Friedensſchlüſſe.

Ämilius (Paulus), mit dem Beinamen Macedonicus, ein edler Römer aus dem alten angeſehenen Geſchlechte der Ämilier. Er überwand den Perſeus, König in Macedonien, und hielt deswegen 586 nach Erbauung der Stadt Rom einen großen Triumph. Während deſſelben ſtarben zwei ſeiner Söhne, deren Tod er hochherzig ertrug, und den Göttern dankte, daß ſie dieſelben zum Opfer gewählt, den Wechſel des römiſchen Glücks abzuwenden. Er war der Vater des

berühmten Scipio Africanus des Jüngern. Sein Vater, gleiches Namens, ein eben ſo tapferer als edler Mann, fiel als Conſul und Feldherr im zweiten puniſchen Kriege, in der unglücklichen Schlacht bei Cannä.

Amiot (Pater), ein franzöſiſcher Jeſuit, geboren zu Toulon 1718, der ſich lange Zeit als Miſſionär in Peking aufhielt, und zu einer genauern Kenntniß Chinas mit ſeltenem Fleiße und gründlicher Gelehrſamkeit beitrug. Ihm beſonders verdanken wir die genaueſten und ausgebreitetſten Belehrungen über die Alterthümer, die Geſchichte, Sprache und die Künſte der Chineſen. 1750 kam er zu Makao an, und ging im folgenden Jahre auf Befehl des Kaiſers nach Peking, wo er bis an ſeinen Tod 1794 blieb. Ein anhaltendes Studium machte ihn mit der chineſiſchen und tatariſchen Sprache vertraut, und mit ihrer Hülfe konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meiſten ſeiner ſchätzbaren Arbeiten, welche die Charakterſchrift, die Kriegskunſt, die Muſik u. ſ. w. der Chineſen betreffen, ferner eine Lebensbeſchreibung des Confucius, eine tatar-mantſchuiſche Grammatik u. ſ. w., befinden ſich in den Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois, deren zehnter Theil ſeinen wichtigen Antheil an den erſten zehn Bänden ausführlich angibt. Dieſes Verzeichniß nimt allein 14 Columnen ein. Außerdem ſind von ihm die Eloges de Moukden, welche de Guignes, und das Dictionnaire tatarmantcheou-français, welches Langlès herausgegeben hat. Übrigens iſt dieſer Amiot mit einem ältern franzöſiſchen Schriftſteller gleiches Namens nicht zu verwechſeln, der 1593, 79 Jahr alt, als Biſchof von Auxerre ſtarb, und deſſen Überſetzungen Plutarchs, Diodors ꝛc. von ſeinen Landsleuten noch immer in Ehren gehalten werden.

Amman heißt in der Schweiz und in Oberdeutſchland ſo viel als Ammann, Stadtvoigt, Schultheiß. Der Obervoigt einer Provinz heißt Landamman.

Ammianus Marcellinus, ein römiſcher Geſchichtſchreiber aus dem 4ten Jahrh. nach Chr. Sein Werk umfaßte in 31 Büchern (von denen blos die letzten 24 noch übrig ſind) die Geſchichte der römiſchen Cäſaren von Nerva bis Valens. Man kann es als eine Fortſetzung des Tacitus und Sueton betrachten, und es iſt vielfach lehrreich und anziehend. Eine ältere gute Ausgabe iſt die von Gronov (1693), eine neuere von Erneſti (1773) und die neueſte von Wagner in Erfurt (1808). Überſetzt von Wagner mit Anmerkungen.

Ammon, eine libyſche Gottheit. Einige machen den Ammon zu einem Sohne Tritons; andere erzählen, er ſei in einem Walde gefunden worden, wo außer einem Schafe, kein lebendiges Weſen geſehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiters und dieſes Schafes. Noch andere wollen, daß er zwiſchen Karthago und Cyrene als ein Knabe im Sande ſpielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er geweiſſagt habe, ſo lange er auf dem Sande geſeſſen; ſobald ſie ihn aber aufgehoben, ſei er verſtummt. Endlich erzählt man, Bacchus habe auf ſeinem Zuge nach Indien, ermattet von Durſt und Hitze, unweit Xerolibya den Jupiter um Hülfe gerufen; darauf ſei ein Widder erſchienen, der mit ſeinen Füßen ſcharrend, einen Quell aus dem Sande hervorgelockt habe, und darauf wieder verſchwunden ſei. Dieſen Widder habe er für den Jupiter ſelbſt erkannt, ihm göttliche Ehre erwieſen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien iſt Ammon ein ehemaliger König in Libyen, deſſen Gemahlin Rhea, die Schweſter Saturns, und deſſen Geliebte Amalthea

Digitized by Google

geweſen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieſer habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, ſondern durch Zeichen des weiſſagenden Prieſters, Orakelſprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach andern eines Menſchen mit einem Widderkopf oder Widderhörnern vorgeſtellt war. Alexander beſuchte dieſen Tempel, und wurde von den Prieſtern für einen Sohn des Gottes erklärt. Kürzlich will der Franzoſe Cailland die Ruinen des Tempels zu Oumbede in Siwah entdeckt haben. — **Ammonshorn**, eine nach Art der Widderhörner gewundene Muſchelgattung.

Ammoniak, Salmiak (ſ. d. Art).

Amneſtie, aus dem Griechiſchen, iſt die gänzliche Verzeihung und Befreiung von Strafe, die Perſonen, welche ſich eines Vergehens oder Verbrechens ſchuldig gemacht haben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß ſie ſofort, oder bis zu einem beſtimmten Zeitraume, zu ihrer Pflicht zurückkehren, zugeſichert wird. So pflegen Deſerteurs von Zeit zu Zeit unter Zuſicherung völliger Amneſtie, d. h. völliger Strafloſigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird gewöhnlich bei Aufſtänden ganzer Diſtricte oder Länder eine Amneſtie erklärt, weil die Beſtrafung nach der Strenge der Geſetze oft nicht füglich ausführbar ſein würde. Man begnügt ſich, höchſtens die Häupter und Anſtifter davon auszunehmen.

Amor, bei den Römern, bei den Griechen Eros. Nach der ſpätern Mythologie iſt Amor ein Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Liebe, der ſchönſte unter den Unſterblichen, ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen, zuweilen mit verbundenen Augen. Die Wirkungen ſeines Geſchoſſes ſind die ſchmerzenden Wunden der Liebe, und ſeine Macht iſt Göttern und Menſchen furchtbar. Nicht immer iſt er jedoch ein in den Armen ſeiner Mutter ſpielender, ſchalkhafter Knabe, er erſcheint auch in der friſchen Blüthe des Jünglings, z. B. als Geliebter der Pſyche. Einer ſeiner Brüder, von mütterlicher Seite, iſt Hymen, der Gott der Ehe, dem er aber durch ſeinen Leichtſinn manchen Kummer macht. Die Lyriker, Elegiker und Epigrammatiſten bildeten vornehmlich ſeinen Mythus aus und ſprachen bald von Liebesgöttern. (S. **Hymen**, auch **Cupido**.) Nach der frühern Mythologie (bei Heſiodus und Orpheus) iſt er der älteſte unter den Göttern, und war vor allen Erzeugungen da; — er regte zuerſt das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finſterniß gebar, aus welcher der Äther und der Tag hervorgingen. Dieſer älteſte Amor iſt der erhabene Begriff der alles erregenden und befruchtenden Liebe.

Amortiſiren (vom franzöſiſchen amortir) bedeutet urſprünglich ertödten, erlöſchen, ſchwächen, z. B. Feuer, Süßigkeit; dann Zinſen loskaufen; ferner Grundſtücke oder deren Ertrag an die todte Hand veräußern, und endlich bedeutet es eine Schuld tilgen oder aufheben, in welchem Sinne von dieſem Worte hier die Rede iſt. Gut eingerichtete, aber durch außerordentliche Unfälle verſchuldete Staaten bilden zu Tilgung ihrer Schulden einen **Amortiſationsfond** (franz. Amortissement, engl. sinking Fund) oder **Schuldentilgungsfond** (Amortiſations-, Schuldentilgungscaſſe, auch blos Tilgungscaſſe genannt) indem ſie eine jährliche Geldſumme, ſowohl für die Bezahlung der Zinſen, als auch für die allmählige Abtragung der Schulden ſelbſt beſtimmen, die durch letzteres aus den verminderten jährlichen Intereſſen gewonnene Summe wieder zur Abbezahlung der Schulden anwenden, und damit ſo lange fortfahren,

bis alle Schulden getilgt ſind. Nach der Erfahrung aller vorurtheilsfreien Staatswirthe iſt er das einzige Sicherungsmittel verſchuldeter Staaten, um ſie gegen einen heimlichen oder öffentlichen Bankerott ſicher zu ſtellen. Der Amortiſationsfond richtet ſich, in Anſehung ſeiner Größe, theils nach der Menge, theils nach den verſchiedenen Arten der Schulden, theils nach der Zeit, in welcher dieſe bezahlt werden ſollen. In Rückſicht auf die Menge der Schulden gilt der Grundſatz: je größer die Schuldenlaſt iſt, deſto ſtärker muß der Tilgungsfond ſein, man mag jene in kürzerer oder längerer Zeit bezahlen wollen. Was die verſchiedenen Arten von Schulden anbelangt, ſo verändert ſich die Größe der Fonds auf die mannichfaltigſte Weiſe nach denſelben. Denn hat ein Staat, wie z. B. England, fundirte Schulden, ſo werden für den Tilgungsfond nur zu Bezahlung der jährlichen Zinſen gewiſſe Abgaben beſtimmt; ſind blos auf den Credit der Regierung unfundirte Schulden auf beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit gemacht, ſo muß der Tilgungsfond die Zinſen und das Capital zugleich umfaſſen, wenn der Credit beſtehen ſoll, und die Schuld nimt allmählig und in dem Grade ab, in welchem man den Fond wirklich ſeiner Beſtimmung gemäß benutzt. Werden conſolidirte Schulden gemacht, d. h. ſolche, wovon man auf eine gewiſſe Reihe von Jahren hohe Zinſen zahlt, dieſe aber nachher herunterſetzt, ſo ſind alsdann die gewonnenen Intereſſen der Tilgungsfond. Sind die Schulden auf Leibrenten gegründet, ſo bedarf man des Tilgungsfonds nur zur Bezahlung der jährlichen Leibrenten, weil die gemachte Schuld ſich immer mehr mit jedem Todesfalle im Kreiſe derer vermindert, auf deren Leben die Leibrenten geſtellt waren, und ſie hört, wie der Tilgungsfond, ganz auf, wenn der letzte dieſes Kreiſes ſtirbt. Hingegen bei Tontinenſchulden (ſ. Tontine) muß der Staat dieſelbe ganze Summe fortbezahlen, bis der letzte der Theilnehmer, und mit ihm die Schuld abgeſtorben iſt. Hat endlich der Staat auf ewige Renten geborgt, ſo wird ein Tilgungsfond in der Abſicht errichtet, um außer der jährlichen Zahlung der ewigen Renten noch eine Summe in Caſſe zu behalten, damit er ſeine Schuldſcheine, wenn ſie niedrig ſtehen, einkauft, und dadurch die Schuld vermindert. So beſtimmte Pitt ſeit 1786 jährlich eine Million Pfund zu Verminderung der Nationalſchuld, und hatte 1791 auf dieſem Wege mit fünftehalb Millionen gegen ſieben Millionen abgezahlt. In Rückſicht auf Beſtimmung der Zeit, während welcher die Schulden nebſt den Zinſen aus dem Tilgungsfond bezahlt werden ſollen, iſt es der Klugheit gemäß, die Abbezahlungszeit nicht blos auf die lebende Generation zu ſetzen, weil deren Grundvermögen dadurch angegriffen werden würde, ſondern man zieht nach Verſchiedenheit der Größe der Schuld die zwei, drei und vier folgenden Generationen zur Mitleidenheit. Sollte auch während dieſer Zeit ein neuer Unfall eintreten, z. B. Krieg, welcher neue Hülfsmittel erforderte, ſo kann man dazu den über die Zinſen verbleibenden Theil anwenden, und die Abbezahlung des Capitals ſo lange ausſetzen, indem man dadurch die Einführung neuer Abgaben und Auflagen erſpart. Die Quellen, woraus ohne Nachtheil der übrigen gangbaren Abgaben und Auflagen ein Schuldentilgungsfond errichtet werden kann, ſind nachſtehende: 1) Die Erſparungen, welche man bei den bisher beſtehenden Ausgaben zu machen ſucht, wenn dabei Verſchwendung und Mißbräuche eingeriſſen ſind. Dies benutzte der redliche und erhabene Sully unter Heinrich IV. in Frankreich. 2) Die Unterſuchungen aller bisheri-

gen Einnahmen, ob ſie fehlerhaft erhoben worden, und ob auch alles Erhobene zur beſtimmten Zeit richtig in die Caſſe gefloſſen. Findet man Fehler, ſo ſtellt man dieſe ab, und weiſet das dadurch gewonnene Capital dem Tilgungsfond an. 3) Man ſucht ſolche Gegenſtände im Staate, welche bisher unbenutzt waren, zu Hervorbringung einer Einnahme zu benutzen. 4) Reichen alle dieſe Mittel noch nicht zu, den Schuldentilgungsfond zu decken, oder finden ſie ſich gar nicht, um ihn zu bilden, ſo ſetzt man den bisherigen Zinsfuß herab. Eine ſolche Herabſetzung des Zinsfußes war es auch, durch die 1655 in Holland, 1685 im Kirchenſtaate, 1714 in England und 1772 im Königreiche Sachſen der Schuldentilgungsfond gebildet wurde. Erlauben es die Finanzen irgend, ſo iſt es eine erleichternde Billigkeit für die Staatsgläubiger, dieſe erſparten Zinſen blos zum jährlichen Ankauf von Staatseffecten zu verwenden, die die Reduction erfuhren und durch eine ſolche geſetzliche Verwendung niemals gar viel im Kaufwerth durch die Reduction verlieren werden. 5) Erreicht man aber auch hierdurch ſeinen Zweck nicht ganz, ſo bleibt endlich nichts übrig, als das Fehlende durch mäßige Erhöhung der alten beſtehenden Abgaben und Auflagen herbeizuſchaffen, welches in der Regel beſſer und ſicherer iſt, als die Einführung neuer Auflagen und Abgaben. Sind alle Staatsſchulden eine Anticipation auf Vermögen und Erwerb künftiger Zeiten, zur Erleichterung der Zeitgenoſſen; ſo ſcheinen ſtarke Erbſchaftsſteuern bei ſtarken Staatsſchulden billig und conſequent. Daß alles, was vorſtehend in Bezug auf den Staatshaushalt geſagt worden, mit der erforderlichen Beſchränkung auch auf die Verhältniſſe des Privatmanns anzuwenden ſei, braucht hier nur berührt zu werden. (S. die Art. Fonds, Staatsbankrott und Staatsſchuld.) X.

Amphiaraus, des Oikleus (nach andern des Apollo) und der Hypermneſtra Sohn, von den Göttern mit Seherkraft begabt. Als er, wohl wiſſend, daß er vor Theben umkommen müſſe, ſich verborgen hatte, von ſeiner Gemahlin Eriphyle (ſ. d.) aber verrathen worden war, nahm er mit Polynices Theil an dem Zuge und war einer der Tapferſten. Als aber einſt die Belagerer zurückgeſchlagen wurden, öffnete ſich ihm auf der Flucht die Erde und verſchlang ihn ſammt ſeinem Geſpann. Seinen Tod rächte ſein Sohn Alkmäon.

Amphibie. Dieſes Wort bedeutet ein zweilebiges Geſchöpf, d. h. ein ſolches, das auf dem Lande und im Waſſer zugleich leben kann, und die ältern Naturforſcher faſſen alle Geſchöpfe, die dieſe Eigenſchaften haben, unter der Claſſe der Amphibien zuſammen. Gegenwärtig aber hat das Wort Amphibie einen eingeſchränktern Sinn und bezeichnet diejenigen Thiere, welche rothes kaltes Blut haben und durch wirkliche Lungen athmen. Sie haben alle ein Herz mit Einer Vorkammer und Einer Herzkammer. — Durch dieſe Kennzeichen ſind ſie von allen andern Thieren ſehr genau unterſchieden. Die Kälte ihres Blutes trennt ſie von den Säugthieren und Vögeln, das Athmen durch Lungen aber von den Fiſchen. Ihr Blut nimt nie einen höhern Grad der Wärme an, als die Luft oder das Waſſer hat, worin ſie ſich aufhalten. Kein Thier aus andern Claſſen ſcheint in ſo auffallenden Extremen von Wärme und Kälte ausdauern zu können, wie die Amphibien, beſonders einzelne Gattungen. Fröſche z. B. ſind in dem Magen des Menſchen und in Eisſchollen lebendig geblieben. Statt der Knochen haben ſie Knorpel, daher ſie auch Knorpelthiere genannt werden. Der größte Theil der Amphi-

bien kann ſowohl auf dem Lande als im Waſſer leben. Manche halten ſich nach Willkür in dieſem oder jenem der beiden Elemente auf; andere bringen nur eine gewiſſe Periode ihres Lebens oder gewiſſe Jahreszeiten in einem von beiden zu. Endlich ſind auch einige blos für das Waſſer oder blos für das Land beſtimmt. Sümpfe, Moräſte und ſtehende Gewäſſer, ferner dumpfige, düſtere Orte, Höhlen und Löcher der Erde werden vorzüglich von ihnen bewohnt. Ihre Fortpflanzung geſchieht meiſtens durch Eier; nur wenige bringen lebendige Jungen zur Welt. An Vertheidigungsmitteln oder Waffen ließ es die Natur dieſen Thieren nicht fehlen. Einigen gab ſie eine gewaltige Körperkraft, ein ſcharfes Gebiß (wie dem Krokodill), andern ein ſchnell wirkendes, tödtendes Gift (wie gewiſſen Schlangenarten), noch andern eine harte Bedeckung (wie den Schildkröten). Vielen kommt ihr widriger Geruch oder eine ſcharfe Feuchtigkeit, welche ſie ausſpritzen, zu ſtatten. Etwas Merkwürdiges iſt die ſtarke Wiedererzeugungskraft einiger dieſer Thiere, vermöge welcher ſie ganze Theile ihres Körpers, die ihnen geraubt werden, wieder erſetzen. Verſchiedene Gattungen können unglaublich lange ohne Luft und ſelbſt ohne Nahrung leben. — Amphibiolithen oder Amphibienſteine ſind Verſteinerungen von Amphibien.

Amphibolie, die Zweideutigkeit, Doppelſinnigkeit; in der Philoſophie die Verwechslung des Begriffs einer Sache mit der Sache ſelbſt.

Amphibrachys, ſ. Rhythmus.

Amphimacer, ſ. Rhythmus.

Amphiktyonengericht, das berühmte Bundesgericht Griechenlands, nach den meiſten Nachrichten von dem König Amphiktyon, nach Strabo aber von dem argiviſchen König Akriſius geſtiftet, um ein Vereinigungspunct für die einzelnen griechiſchen Staaten zu ſein. Anfangs war Delphi der Verſammlungsort, ſpäter aber auch Thermopylä oder vielmehr der nahe dabei gelegene Flecken Anthela. Zwölf griechiſche Völkerſchaften ſchickten, jede zwei, Deputirte dahin, welche ſich mit großer Feierlichkeit und Pracht verſammelten, die öffentlichen Streitigkeiten ſchlichteten, die Zwiſtigkeiten einzelner Städte mit Güte oder Gewalt beilegten, bürgerliche und peinliche Verbrechen, beſonders Verletzungen des Völkerrechts und Verſchuldungen gegen den Tempel zu Delphi beſtraften. Nach geſchehenem Ausſpruch ward dem ſtrafbaren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn ſie nach verlaufener Friſt nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf ſich das Volk noch nicht, ſo ward der ganze Bund gegen daſſelbe aufgefordert, um es mit den Waffen zum Gehorſam zu zwingen. Auch hatte die Verſammlung das Recht, es vom Bunde auszuſchließen. Ein Beiſpiel davon liefert der zehnjährige phoceniſche Krieg.

Amphion, ein Sohn Jupiters und der Antiope, der älteſte der griechiſchen Tonkünſtler. Er lernte in Lydien, wo er des Königs Tantalus Tochter Niobe heirathete, die Muſik, und brachte ſie von da zu den Griechen. Hier regierte er in Theben, welches früher Kadmea hieß. Amphion aber vereinigte die obere und untere Stadt durch Mauern, baute die ſieben Thore und jetzt entſtand der Name Theben. Die Poeten, um in Dichtungen die Gewalt ſeiner Muſik und vielleicht auch Beredſamkeit auszudrücken, ſagten, er habe Theben durch den Klang ſeiner Leier erbaut, die Thiere der Wildniß

und ſelbſt Bäume, Felſen und Ströme ſeien den Tönen ſeines Saiten gefolgt.

Amphitheater war ein bei den Römern zu Kampfſpielen der Fechter und wilden Thiere beſtimmtes Gebäude ohne Dach, und in runder oder ovaler Form. In ſeiner Mitte befand ſich die Arena, ein großer, mit Sand beſtreuter Platz, auf welchem die Kampfſpiele vorgeſtellt wurden. Rings herum waren die zur Aufbewahrung der Thiere beſtimmten Gewölbe; über dieſen war die Gallerie; und von dieſer an erhoben ſich immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die erſten vierzehn für die Senatoren und Ritter, die oberen aber für das gemeine Volk beſtimmt waren. Julius Cäſar ließ 709 nach Roms Erbauung das erſte Amphitheater zu Rom für ſeine Fechterſpiele errichten; es war von Holz und wurde nach dem Gebrauch wieder abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre ſpäter das erſte von Stein. Das Coliſeum zu Rom iſt das größte aller Amphitheater des Alterthums. In Verona befindet ſich ein ſolches, deſſen Inneres noch ganz die alte Bauart zeigt, und ſorgfältig unterhalten wird; man nennt es dort Arena. Von allen römiſchen Alterthümern hat keins der Zeit ſo ſehr widerſtanden, wie dieſes merkwürdige Gebäude, deſſen Form oval, und deſſen Bauart im Geſchmack des Coliſeums zu Rom iſt. — Amphitheater wird gegenwärtig, nach den Franzoſen, der Platz genannt, welcher bei unſern Theatern der Bühne gegenüber iſt, und auf welchem Bänke, die immer höher und höher ſteigen, angebracht ſind.

Amphitrite, eine Tochter des Oceanus und der Tethys oder des Nereus und der Doris. Neptun wünſchte ſie zur Gemahlin, und ließ ſie, da ſie ſich vor ihm verbarg, durch einen Delphin aufſuchen, der ſie ihm auch zuführte, und zur Belohnung dafür unter die Sterne verſetzt ward. Als die Göttin und Königin des Meers wird ſie auf einem Muſchelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin reitend, mit Neptuns Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitruo oder Amphitryo, König von Theben, Gemahl der Alkmene. Plautus, nach ihm Molière, und nach dieſem Falk haben den ihm von Jupiter geſpielten Streich (ſ. Alkmene) zu einem intereſſanten Luſtſpiele benutzt, wo die Rückkehr des wahren Amphitruo und ſein Zuſammentreffen mit dem falſchen lächerliche Scenen in Hof und Stadt herbeiführt.

Amputation, die Abnehmung der Glieder mittelſt ſchneidender Inſtrumente. Obgleich die chirurgiſche Kunſt die Amputation zu verhüten ſuchen muß, ſo iſt dieſe doch in mehreren Fällen nicht zu vermeiden. Dieſe ſind beſonders 1) große Schußwunden, wenn Glieder völlig zerſchmettert ſind, zumal an den Füßen, im Kniegelenk, am Schenkelknochen; 2) langwierige Eiterungen und Hohlgeſchwüre (Fiſteln) mit Gängen, welche den Knochenfraß verurſachen, beſonders wenn ſie als Überreſte oder Verſetzungen von Krankheiten erſcheinen; 3) Knochengeſchwüre, der ſogenannte ſchwärende Winddorn, Knochenentzündungen und Anſchwellungen von Pulsadergeſchwülſten; 4) der kalte Brand, der von einer unbekannten innern Urſache entſtanden iſt, oder tief in das Glied ſich erſtreckt. 5) krebshafte Geſchwüre; auch 6) dergleichen Geſchwülſte, welche, ohne beträchtliche Pulsadern zu verletzen, nicht ausgerottet werden können u. a. m. Es iſt jedoch ſehr ſchwer, eine beſtimmte Anzeige zur Amputation feſtzuſetzen, weil auch die meiſten Fälle noch Ausnahmen erleiden. Das Verfahren iſt von Zeit zu Zeit ſehr verbeſſert worden. Man führt vorzüglich drei

Methoden an: die von Taraton, eine andere von Vlanſon, und eine dritte, ſchon von Celſus angegebene, von Petit in Frankreich und Cheſelden in England wieder hergeſtellte, welche mit einigen neuern Verbeſſerungen noch jetzt gewöhnlich iſt. Eine deutliche Beſchreibung des Verfahrens bei dieſen verſchiedenen Amputir-Arten würde zu weitläuftig und hier nicht an ihrem Platze ſein. Vor der Operation werden die Pulsaderſtämme zuſammengedrückt (comprimirt), um die Blutung zu vermindern, ein Gehülfe faßt mit beiden Händen das Glied an, und zieht die Haut ſtark aufwärts. In zwei perpendiculären Kreisſchnitten wird nun die Haut und das Fleiſch bis auf den Knochen durchſchnitten, von dieſem das Knochenhäutchen abgeſchabt, ſodann mittelſt einer geſpaltenen Binde die Fleiſchtheile zurück nach oben hingezogen, und der Knochen ſo hoch oben als möglich durchgeſägt. Hierauf werden die Blutgefäße mit Häkchen vorgezogen und mit einem Faden mittelſt einer zweiſchneidigen krummen Nadel unterbunden, die Haut und das Muskelfleiſch werden nun abwärts geſtrichen, die Ränder der Wunde zuſammengedrückt und mit gehörigen Compreſſen und Binden oder mit einer Mütze umbunden. Ungefähr auf dieſelbe Weiſe werden die kleinern Glieder abgelöſt. Auch in den Gelenken nimt man zuweilen die Glieder ab. Der Schnitt wird hier nach der Methode à lambeaux vorgenommen, um zwei Hautlappen zu bilden, die groß genug ſind, die Gelenkfläche damit zu bedecken. H.

Amſterdam. Dieſe wichtige, weltberühmte Handels- und zufolge der Grundverfaſſung des Königreichs der Niederlande die Hauptſtadt dieſes Reichs war noch zu Anfang des 13ten Jahrh. blos ein Fiſcherdorf im Beſitz der Herren von Amſtel; gegen die Mitte dieſes Jahrh. erhob es ſich jedoch ſchon zu einem Städtchen und erhielt ſtädtiſche Rechte. Im Jahr 1296 wurde es aber von den benachbarten Kennemers wegen der Theilnahme Gysbrechts van Amſtel an dem Morde des Grafen Floris von Holland überfallen, verwüſtet und der Beſitzer ſelbſt vertrieben. Auf dieſe Weiſe kam Amſterdam mit Amſtelland an die Grafen von Holland, welche auch die Stadt mit vielen Vorrechten beſchenkten. Amſterdam bekam bald einen bedeutenden Handel nach der Oſtſee und war im 16ten Jahrh. eine bedeutende Kaufſtadt. Der Übergang aus der gutsherrlichen Hörigkeit unter die gräfliche Landeshoheit baute ihr erſtes Glück, ihr ferneres der Übergang aus der Herrſchaft Spaniens und ſie ſchwang ſich hierdurch zur erſten Handelsſtadt der vereinigten Niederlande empor. Schon im J. 1585, nachdem Antwerpen wieder ſpaniſch geworden war und ſich deſſen Welthandel nach Amſterdam verſetzt hatte, mußte die weſtliche neue Seite neben dem alten Amſterdam erbauet werden. Neue Vergrößerungen erhielt die Stadt 1593, 1612 und 1658. Im J. 1622 zählte ſie bereits 100,000 Einw. Dieſe anwachſende Größe erweckte auch die Mißgunſt der Nachbarn in einem hohen Grade. Leiceſter ſuchte ſich derſelben im J. 1587 durch Verrath, Prinz Wilhelm II. im J. 1650 durch Überrumpelung zu bemeiſtern. Beide Verſuche mißlangen aber durch die Klugheit ihrer beiden Bürgermeiſter Hooft und Bicker. Amſterdams Bürgermeiſter erlangten auch in jener Zeit in der Verſammlung der Generalſtaaten und erhielten in den erſten 94 Jahren des 18ten Jahrh. ein ſolches Gewicht, daß ihr Anſehen mit dem des Erbſtatthalters wetteiferte. Wirklich hatte Amſterdam in dieſer ſeiner Glanzepoche einen ſolchen Grad von Anſehen und Reichthum erworben, daß ihr keine andere Stadt in Europa gleich zu ſtellen war. Amſterdam

war der große Markt aller Producte in Oſten und Weſten und der Hafen ſtets ſo voller Schiffe, daß man von dieſer Seite die Thürme der Stadt kaum wahrnehmen konnte. Beförderte von der einen Seite der Ruf holländiſcher Redlichkeit und Sparſamkeit die Blüthe des amſterdamer Handels, ſo ſchadete jener die Seichtigkeit der Sandbank vor dem Pampus, die die großen Seeſchiffe nicht ohne Entladung eines Theils der Güter auf Lichterſchiffen einlaufen ließ und das ſchwierige Auslaufen der Handelsſchiffe aus der Zuyderſee beim Texel, das nur bei gewiſſen Winden möglich war. Auch fühlte Amſterdam nicht ſelten den Druck harter Kriegsdrangſale. Selbſt in der glanzvollen Periode des 17ten Jahrh. war im J. 1653, in Folge des Kriegs mit England, der Handel dergeſtalt geſunken, daß 4000 Häuſer in Amſterdam unbewohnt waren, und daß, wie erzählt wird, auf der Börſe Gras wuchs. Doch immer hob ſich der Handel auch wieder, und blieb ſich ſelbſt in der unruhigen Zeit von 1780 bis 1794 mit Ausnahme der engl. Kriegsjahre von 1781 und 1782 faſt gleich. Allein ſeit der Regierungsveränderung von 1795 verfiel der Handel und Wohlſtand immer mehr. Am nachtheiligſten wirkte die gezwungene Verbindung Hollands mit Frankreich, da dieſes erſteres ſtets zur Annahme ſeiner eigenen Maßregeln gegen die mit ihm im Krieg befindlichen Mächte zwang. Als Louis Buonaparte den Holländern als König aufgedrängt wurde, ſuchte er zwar den holländiſchen Handel durch manche Begünſtigungen zu heben, auch verlegte er im J. 1808 ſeine eigene Reſidenz und den Sitz der Regierung nach Amſterdam, allein jenes regte Napoleon nur um ſo mehr gegen Holland auf, und dieſes führte, wenn ſich auch einige neue Nahrungsquellen dadurch eröffneten, doch auch viele Inconvenienzen und mancherlei Nachtheile herbei. Die völlige Einverleibung Hollands in Frankreich, die im J. 1810 ſtatt fand, vernichtete den auswärtigen Handel Amſterdams völlig, und manche andere Maßregel, wie z. B. die Einführung der Tabacksregie und der ſogenannten droits réunis, wirkte für den inländiſchen Verkehr außerordentlich nachtheilig. Die Revolution von 1813 machte dieſem Unweſen ein Ende, und Amſterdam durfte ſich ſeinen alten Beſchäftigungen zurückgeben. Auch hat der Handel ſeitdem wieder bedeutend zugenommen, da die unermeßlichen Capitale der alten großen Handels- und Commiſſionshäuſer und die ſolide Art des amſterdamer Verkehrs im Waaren- und Wechſelhandel, ſeine kundigen Warenmäkler, ſo wie eine Menge den Handel erleichternden und ſichernden Einrichtungen ſowohl Inländer als Ausländer mit ihren Aufträgen nach Amſterdam hin ziehen und ihr den Vorzug vor andern Handelsſtädten ſichern. Es gibt in Amſterdam, wie in allen großen Städten, eine Maſſe Anſtalten, die auf Hervorbringung der Landes- und Localbedürfniſſe berechnet ſind. Zu den wichtigſten und eigenthümlichen gehören insbeſondere eine große Zahl Schiffszimmerwerfte, Seil-, Tau- und Tabacksfabriken u. dgl. — Außer den öffentlichen Gebäuden war die Zahl der Wohnhäuſer im J. 1732 26,385, wobei jedoch in Erwägung zu ziehen, daß in Holland in der Regel ein Wohnhaus (meiſt Giebelhäuſer von 3 bis 4 Fenſtern in der Fronte) nur von einer Familie bewohnt wird. Die Zahl der Einwohner betrug 1796 217,000, 1808 208,000, worunter 20,000 Juden. Im J. 1820 zählte man dagegen nur 180,000, unter welchen ſich 90,010 zur reformirten, 38,000 zur catholiſchen, 30,000 zur Lutheriſchen Confeſſion bekannten. Merkwürdig erſcheint hier aus allen Zählungen das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geſchlechts, ungefähr wie 4 zu 5 und die

große Zahl der Total- oder Partialarmen (im J. 1817 39,000.) Wegen des niedrigen Grundes der Stadt iſt der größte Theil derſelben auf Pfählen gebauet worden. Sie nimmt ſich von der Hafenſeite durch ihre vielen Kirchthürme prachtvoll aus, aber auch die Überſicht der Stadt von der hohen Amſtelbrücke und von der öſtlichen Einfahrt von Muiden aus, durch die ſogenannte Plantage, iſt ſehr angenehm. Amſterdam war in früherer Zeit eine ſtarke Feſtung, die mit ihren 26 Bollwerken und beſonders mit ihren Überſchwemmungen ſelbſt den König Ludwig XIV. bedenklich machte ſie anzugreifen, aber im J. 1787 mußte ſie, nach Übergabe der verſchanzten nahen Dörfer, von einem mäßigen preußiſchen Heere bedroht, mit dieſem capituliren. Bei der jetzigen Kriegskunſt kann Amſterdam nur durch Überſchwemmung der umliegenden Gegend behauptet werden; doch ſagt man, daß in der letzten Regierungszeit des Exkönigs Ludwig ein Entwurf zur regelmäßigen Befeſtigung Amſterdams ſei entworfen worden. Von der Seite von Harlem deckt jetzt die Stadt die Schleuſe von Halfwegen und von der Oſtſeite die Feſtung Naarden. Im Halbcirkel, den die Grenze der Stadt von der Landſeite beſchreibt, bilden die Prinzen-, Kaiſer- und Herrengrachten mit dem Singel viele kleinere Halbcirkel, die alle auf den Amſtelfluß oder auf den Meerbuſen Y auslaufen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das weltberühmte vormalige Stadthaus aus. Der Bau deſſelben begann unter Leitung des Baumeiſters Jacob van Kampen nach dem weſtfäliſchen Frieden, welcher die Unabhängigkeit der niederländiſchen Republik (1648) ausſprach, und wurde 1655 vollendet. Huijgens und Vondel verherrlichten den Bau durch ihre Muſe. Unter dem Stadthauſe liegt im gewölbten Kellergeſchoß der Schatz der amſterdamer Bank. Das prächtige Gebäude ſteht auf 13,659 eingerammten Pfählen, iſt 282 Fuß lang, 235 Fuß breit und 116 Fuß hoch; 211 Fuß höher (über die letztere Höhe) erhebt ſich noch der runde Thurm. Zur inneren Schmückung des Ehrfurcht gebietenden Gebäudes lieferten die niederländiſchen Bildhauer und Maler des 17ten Jahrh. ihre Meiſterſtücke. Mit Wehmuth ſahen die patriotiſchen Niederländer, daß des Exkönigs Ludwig Napoleon grillenhafter Wankelmuth im J. 1808 dies amſterdamer Rathhaus zu ſeiner Reſidenz erkor und daß Kammerdiener und Höflinge die Berathungsſäle der verehrten Väter der Gemeinde einnahmen. Indeſſen iſt der ſogenannte Thronſaal, der bei dieſer Gelegenheit eingerichtet wurde, wohl der ſchönſte Saal in Europa. Das herrliche Muſeum holländiſcher Gemälde, das erſt im Hauſe zum Buſch beim Haag und dann in dieſem ehemaligen Stadthaus aufgeſtellt war, iſt jetzt in das ſogenannte Trippenhaus verlegt worden. Auch der jetzige König wohnt in dieſem Pallaſt (dem ehemaligen Stadhuys), wenn er ſich in Amſterdam aufhält; die ehemalige Stadtwage gegen ſolches über, wurde unter König Ludwig abgebrochen, um einen größeren freien Platz vor dem Palaſt zu erlangen, und nach dem Weſtermarkt verlegt. Die Stadtbehörden verſammeln ſich jetzt im ehemaligen Prinzenhofe. Die amſterdamer Börſe, die von 1608 bis 1613 gebauet wurde, ruht auf 5 gewölbten Bogen, unter denen die Amſtel in das Damrackgewäſſer fließt, hat 250 Fuß Länge und 140 Fuß Breite. Das oſtindiſche Haus, von dem kürzlich ein ganzer Flügel, der zu Kornböden benutzt wurde, einſtürzte, das Staatszimmerwerft und das Magazin auf der Kattenburg am Y dienen jetzt anderweitig dem Handel und der Seefahrt. Das ſchöne Trippenhaus, wo ſich die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften

verſammelt, iſt jetzt ein Tempel der Künſte und Wiſſenſchaften; die Geſellſchaft felix meritis, eine Schöpfung des Handelsſtandes, die alles befördert, was den Geiſt beſchäftigt und veredelt, die Geſellſchaft doctrina et amicitia, die tot nut vant allgemeen, der freien Künſte und Wiſſenſchaften, das treffliche Leſe-Muſeum, verſchiedene Muſikvereine, das holländiſche, franzöſiſche und deutſche Theater, der zum Atheneo illustri gehörige hortus medicus, die berühmten lateiniſchen Schulen, viele treffliche Nationaldichter beweiſen, wie ſehr der Amſterdamer für Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit Sinn hat. Eben ſo beweiſen ſeinen religiöſen, Wohlthätigkeits- und Ordnungsſinn die zahlreichen Kirchen, das Hospital für alte Männer und alte Frauen, die Armen-, Zucht- und Waiſenhäuſer, die Seefahrtsſchule, die vielen Geſellſchaften für beſtimmte Zwecke der Humanität, die Werk-, Spinn-, Raspel- und Beſſerungshäuſer. Zahlreich ſind die Kirchen aller Religionsgemeinden; unter dieſen haben die niederländiſchen Reformirten 10, die franzöſiſchen 1, die engliſchen 1, die römiſch-katholiſchen 18, und ſelbſt die Griechen und Armenier eine Kirche. Am prächtigſten iſt die neue Kirche auf dem Damm, deren Kanzel und Orgel Meiſterſtücke ſind, noch mehr ſchmücken dieſe Kirche die Grabmäler des Admirals de Ruyter, des tapfern van Galen und des großen Dichters Vondel, auch die Erinnerung, daß hier nach ſo vielen Stürmen, das Staatsgebäude durch Annahme des Grundgeſetzes und durch die dem jetzigen Monarchen am 29ſten und 30ſten März 1814 geleiſtete Huldigung befeſtigt wurde. In der Oude Kerk ehrte die dankbare Nation ihre getödteten Seehelden Heemskerk, van der Zaan, Zweerts und van der Hulſt durch Denkmäler. Die Weſterkirche hat einen ſchönen Thurm. Bei ſo vielem Schönen und Großen in Amſterdam und bei der Eigenthümlichkeit, daß der hieſige Kaufhandel jedem Fleißigen ſeinen Unterhalt verſchaffen kann, hat Amſterdam allerdings auch den Nachtheil einer ſehr feuchten Luft und eines erſtickenden Faulungsgeruches, der oft Sommers aus den Grachten emporſteigt, ferner Mangel an gutem Quellwaſſer und die Unbequemlichkeit ſehr hoher und ſchmaler Wohnhäuſer, wegen Mangels an Raum für die große Bevölkerung. Wichtig iſt für Amſterdam der neue Canal, der von ſeinem Hafen bis zur äußerſten Spitze Nordhollands in einer Tiefe von 26 Fuß ſich erſtreckt, an deſſen Austiefung und Schleuſen jetzt mit höchſter Anſtrengung gebauet wird. Er hebt ein Paar Haupthinderniſſe des amſterdamer Handels, nämlich das bisher nothwendige Umladen der Waaren aus den tiefgehenden Seeſchiffen, ehe ſie in den Hafen einlaufen konnten und die frühere Schwierigkeit des Ein- und Auslaufens in die ſeichte Zuyderſee bei widrigen Winden; die Waarenverſchiffungen nach und von Amſterdam werden alſo künftig ſchneller und wohlfeiler bewerkſtelligt werden können. (Man vergl. hierüber den Art. Blanken.) Es gibt eine Menge Bücher über die Merk- und Sehenswürdigkeiten Amſterdams. Eine muſterhafte topographiſch-mediciniſche Beſchreibung dieſer Stadt hat im J. 1820 der D. C. J. Nieuwenhuys in vier Bänden geliefert, unter dem Titel: Proeve eener geneeskundige Plaatsbeschryving der Stad Amsterdam.

Amulet iſt ein Stein, Metall, oder anderer Körper, worauf gewiſſe Figuren oder Charaktere geſchrieben ſind, welchen man bei ſich trägt, um ſich abergläubiſcher Weiſe damit gegen Krankheiten und Bezauberungen zu verwahren. Von den Heiden nahmen die Baſilidianer den Gebrauch der Amulete an. Ihre Amulete waren Steine

mit dem eingeſchnittnen Worte Abraxas. Die Juden trieben beſonders vielen Aberglauben mit den Amuleten. Den Geiſtlichen ward der Gebrauch derſelben bei Verluſt ihres Amts auf der laodicäiſchen Kirchenverſammlung unterſagt. Die Araber, Türken, Tibetaner, Chineſen und viele andere Völker haben großes Vertrauen darauf.

Ana. So nennt man eine Sammlung von Anekdoten, Sprüchen und Lebensregeln ſolcher Männer, welche ſich durch Witz, drollige Einfälle, luſtige und eigenthümliche Manieren auszeichnen, und es gibt Bibliotheken, worin dieſe Ana einen großen Raum einnehmen. Luthers Tiſchreden, Nicolais Anekdoten vom großen König u. ſ. f. gehören hierher. Auch die Griechen kannten dergleichen, aber natürlich auch ohne dieſen Namen. Xenophons Memorabilien und Diogenes von Laërtes Leben der Philoſophen ſind voll Anekdoten und Sprüche. Die attiſchen Nächte von Aulus Gellius enthalten eine Menge denkwürdiger Ausſprüche und witziger Einfälle ausgezeichneter Perſonen in Rom. So ſoll, nach Quintilian, ein Freigelaſſener des Cicero ein Buch voll Späße ſeines ehemaligen Herrn hinterlaſſen haben, und ein Freigelaſſener des Mäcenas ſchrieb die Tiſchgeſpräche und Einfälle dieſes großen Muſenfreundes auf. Zur Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften fing man zuerſt wieder an, die luſtigen Einfälle berühmter Leute zu ſammeln: die Scaligeriana waren die erſte Sammlung, die unter dieſem Namen erſchien. Nachher haben beſonders die Franzoſen von je auf irgend eine Weiſe ausgezeichneten Menſchen dergleichen Anekdoten, Einfälle und Sprüche geſammelt, ja dieſe Ana bisweilen blos als Vehikel gebraucht, um gewiſſe Lieblingsmeinungen unter einer berühmten Firma in die Welt zu bringen. Wir nennen von ſolchen neuern Sammlungen bei den Franzoſen Bievriana, Brünetiana, Potieriana, Pradtiana.

Anabaptiſten, ſ. **Wiedertäufer**.

Anacharſis der jüngere, ein Scythe und Bruder des damaligen Königs Saulus, ward als ein Freund der Weisheit und der Wiſſenſchaften in die Zahl der ſieben Weiſen aufgenommen. Die Begierde nach Kenntniſſen und Bildung trieb ihn aus ſeinem rohen Lande auf Reiſen in geſittetere. Er kam zu Solons Zeiten nach Athen, von wo aus er auch andere Länder beſuchte. Nach ſeiner Rückkehr erſchoß ihn der König, um der von Anacharſis verſuchten Einführung der weichlichen Sitten und des Gottesdienſtes der Griechen vorzubeugen. (Vergl. **Barthelemy**.)

Anachoret, ein Mönch, welcher allein für ſich in der Einſamkeit lebt. Hingegen heißen die Mönche, welche in Gemeinſchaft leben, Cönobiten.

Anachronism, ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falſchen Zeitraum verſetzt.

Anadyomene, bei deutſchen Dichtern auch, mit veränderter Bedeutung, Anadyomene, die Hervorgehende, iſt einer der Beinamen, welche Venus durch ihre Verbindung mit dem Meere hatte, die aus dem Meere Hervorgeſtiegene. Apelles hatte dieſen Augenblick in einem Gemälde dargeſtellt, zu welchem ihm, nach einigen, Kampaspe, Alexanders Geliebte, nach andern die berühmte Buhlerin Phryne zum Modell diente, welche letztere, wie erzählt wird, ſich an einem Feſte Neptuns zu Eleuſis vor aller Augen entkleidete, ihr Haar auflöſte und ſich im Meere badete, um den Maler einen anſchaulichen Begriff von einer aus dem Meere aufſteigenden Venus zu geben. Unter mehreren Gedichten in der Anthologie ſchildert ſie das von Antipater aus Sidon am ſchönſten:

Sieh, von Apelles Pinſel erzeugt, ein treffliches Kunſtwerk:
Cypria, wie ſie dem Schoos purpurner Wellen entſteigt!
Wie ſie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
Und das ſchäumende Naß drücket aus feuchtem Gelöck.
Pallas ſpricht nun ſelber und Zeus erhabne Gemahlin:
Sieh, wir beſtreiten dir jezt nicht mehr den Preis der Geſtalt.

Anagramm heißt die Verſetzung der Buchſtaben eines oder mehrerer Worte auf ſolche Weiſe, daß dadurch ein anderer Sinn herauskommt. So iſt Lied von Leid, Leben von Nebel, Made von Dame ein Anagramm. In ſonſtigen Zeiten waren dergleichen Spiele des Witzes beliebt, und man findet häufig in alten Inſchriften vermittelſt eines Anagramms, die Jahreszahl u. dergl. angegeben. Ein Anagramm von Berolinum iſt Lumen orbi. Calvinus nannte ſich auf dem Titel ſeiner Inſtitutionen, vermöge eines Anagramms, Alcuinus. Auf ähnliche Weiſe geben die Worte: Révolution Française das Anagramm: Un Corse la finira und das bedeutungsvolle Veto. Ein Anagramm iſt um ſo ſchwieriger, aber auch um ſo ſchöner, je mehr Buchſtaben es umfaßt, von denen jedoch keiner müßig bleiben darf.

Anaktaſis, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen.

Anakreon, den das Alterthum unter die neun Lyriker zählte, welche es vorzugsweiſe nannte, war zu Teos in Jonien geboren, und blühte um die 62ſte Olympiade (531 vor Chr.). Polykrates, Beherrſcher von Samos, berief ihn an ſeinen Hof, und ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. Hier ſang Anakreon, von Wein und Liebe begeiſtert, ſeine lieblichen Lieder. Nach dem Tode ſeines Beſchützers aber ging er nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetſte Aufnahme fand. Der Sturz deſſelben vertrieb ihn aus Athen, und wahrſcheinlich begab er ſich nach Teos zurück. Als aber Jonien gegen den Darius aufſtand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 Jahre alt ſtarb. Der Sage nach erſtickte er an einer Weinbeere. Teos ehrte ſein Andenken durch eine Statue neben der des Perikles, und ganz Griechenland nannte ſeinen Namen mit gebührenden Lobſprüchen. Simonides ſingt von ihm:

Rebe, der Trauben Mutter, erfreuende, lieblichen Moſtes
Nährerin, ſchlinge vertraut zierlicher Ranken Geflecht
Ueber Anakreons Mahl, am Hügel des tejiſchen Sängers,
Und das niedrige Grab decke mit Blumen umher;
Daß der trunkene Diener des Bromios, fröhlicher Reigen
Taumelnder Führer, — ſein Leib hörte die ſchweigende Nacht —
Auch im hüllenden Schoos der Erde noch Trauben erblicke,
Reife Früchte vom Zweig über dem heiligen Haupt,
Und ihn immer benetze der Thau; denn ſüßer als Weinmoſt
Strömte vom Munde dem Greis lieblicher Lieder Getön.

Nur ein kleiner Theil ſeiner Gedichte iſt aus der zerſtörenden Zeit auf uns gekommen. Von fünf Büchern ſind nur elf Lieder, im Ganzen aber 68 Gedichte unten Anakreons Namen übrig, welche jedoch die Kritik nicht alle anerkennt. Sie ſind, mit Ausſchluß jener unächten, Ideale zarter, von der Leichtigkeit natürlicher Anmuth geleiteter Grazie und Naivetät in der lyriſchen Poeſie; wie ſchwer dieſe Eigenſchaften zu erreichen ſind, beweiſen unzählige verunglückte Nachahmungen, die des Namens Anakreontiſcher Lieder nicht würdig ſind. Das Sylbenmaß, in welchem Anakreon dichtete, und welches nach ihm benannt wird, hält man gewöhnlich für dreifüßige Jamben mit

einer Nachſchlagſylbe, nach Herrmann aber beſteht es aus dem größten Jonicus mit der Anakruſis:

⏑̄ ⏑⏑ | –́ –́ ⏑⏑ | –́ ⏑

Unter den Ausgaben zeichnen ſich aus die von Fiſcher (Leipzig 1776 und 1793) und die von Brunck (Strasburg 1786, 16). Die neueſte iſt von Möbius, 1810. Überſetzungen haben wir von Ramler und Degen.

Anakruſis, in der Muſik ſo viel als Vorſpiel, in der Metrik, Aufſchlag, Auftact, Vorſchlagſylbe.

Analecten, Aus- und Zuſammengeleſenes. Insbeſondere eine Auswahl von Stellen und Bruchſtücken aus verſchiedenen Schriften, z. B. Analecten für Philoſophie, Geſchichte und Literatur. Zuweilen ſagt man dafür Fragmente, Blumenleſe, u. dergl.

Analogie iſt die ähnliche Beſchaffenheit einer Sache mit einer oder mehrern andern. Analogiſche Erkenntniß überhaupt iſt Erkenntniß des Verhältniſſes von einer an ſich unbekannten Sache zu einer bekannten, vermittelſt gewiſſen Ähnlichkeiten. Durch Übertragung dieſer Ähnlichkeiten von dieſer auf jene entſtehen gewiſſe Worte; dieſe nennt man Äquivoca. — Kant nennt Analogie die Gleichheit zweier qualitativen Verhältniſſe; oder eine vollkommene Ähnlichkeit zweier Verhältniſſe zwiſchen ganz unähnlichen Dingen; in der Mathematik hingegen heißen Analogien Formeln der Gleichheit zweier quantitativen Größen. Hier wird die Größe x durch eine beſtimmte Zahl ausgedrückt, da in der Philoſophie nur qualitative Verhältniſſe gegeben ſind, d. h. der Eigenſchaften, die nicht Größen ſind, aus denen das Verhältniß einer unbekannten Eigenſchaft gefunden werden ſoll.

Analyſis, Auflöſung, Zergliederung. In der Philoſophie nennen wir Analyſis diejenige logiſche Behandlung eines allgemeinen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm ſeine vollſtändige Deutlichkeit zu geben, in ſeine einfachen Merkmale auflöſen. Die analytiſche Methode in der Philoſophie iſt diejenige, bei welcher man von dem, was geſucht wird, als ob es gegeben ſei, ausgeht, und zu den Bedingungen aufſteigt, unter denen es allein möglich iſt. Man könnte ſie beſſer die regreſſive (rückſchreitende) nennen, zum Unterſchiede der ſynthetiſchen (ſ. Syntheſis), als der progreſſiven (vorſchreitenden). Hieraus kann die Anwendung und der Gebrauch derſelben leicht begriffen werden. Bei Beobachtungen geht man analytiſch zu Werke, wenn man von dem Erfolg der Erfahrung anfängt, und die Umſtände, unter welchen ſie gemacht werden muß, die Vorbereitung dazu oder den Verſuch, ſo zu beſtimmen ſucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine beſtimmte und ſichere Art herausgebracht wird. Der ſynthetiſche Weg hingegen beſteht darin, daß man von gewiſſen gegebenen oder Vorderſätzen ausgeht, und die Natur den Schlußſatz angeben läßt, der daraus folgt. Analyſis iſt auch der Name eines Theils der allgemeinen Mathematik; indem ſie den Zuſammenhang der geſuchten Größen mit gegebenen oder veränderlichen Größen unterſucht und entwickelt. Die Analyſis der Alten, die ſich blos auf geometriſche Wahrheiten bez[illegible] und geometriſcher Hülfsmittel ſich bediente, iſt von der neuern wohl zu unterſcheiden, die alle meßbaren Gegenſtände begreift, und die allgemeine Arithmetik (Algebra) zu den nöthigen Unterſuchungen und Auseinanderſetzungen gebraucht. Die Erfindung der geometriſchen Analyſis wird von Diogenes Laërtius

und Proklus dem Plato zugeſchrieben; da wir von dieſem Philoſophen keine mathematiſchen Schriften kennen, ſo läßt ſich über dieſe Angabe nichts weiter ſagen. Eine ſehr merkwürdige Anwendung der geometriſchen Analyſis findet man in dem zweiten Buche des Archimedes von der Kugel und dem Cylinder, mittelſt welcher er durch eine Verbindung von Sätzen auf eine Proportion zurückkommt, die nach jetzigem analytiſchen Verfahren eine Gleichung vom dritten Range geben würde. Die Analyſis hat durch Newtons und Leibnitzens Erfindung der Infiniteſimalrechnung, oder der Analyſis der unendlichen Größen ein weit ausgebreiteteres Feld der Wirkſamkeit erhalten, als ſie vorher hatte; ſie iſt dadurch der Schlüſſel der ganzen Mathematik geworden, und ein Euler, Käſtner, Pasquich und andere haben hierauf die tiefſinnigſten Unterſuchungen gegründet.

Anamorphoſe heißt die Vergeſtaltung und Verbindung der einzelnen Theile, den wahren Verhältniſſen entgegen, welche dem Künſtler die Regeln der Perſpective auferlegen (ſ. dieſe).

Ananas, eine aus Südamerika zu uns verpflanzte, aber nur in Treibhäuſern gedeihende Frucht, die der Form nach einer Artiſchoke ähnlich iſt, aber einen äußerſt lieblichen Geruch und gewürzhaften Erdbeerengeſchmack hat. Man nennt ſie auch Königsapfel.

Anapäſt, ſ. Rhythmus.

Anarchie iſt ein Volksverein ohne gemeinſchaftliche Regierungsform. Da aber der Begriff eines Volksvereins zur Erreichung gewiſſer gemeinſamer Zwecke eine gemeinſchaftliche Regierung in ſich ſchließt, ſo iſt die Anarchie als ein Zuſtand der Unordnung und Auflöſung zu betrachten, der das Glück der Staatsbürger in Gefahr ſetzt, aber auch ſeiner Unnatürlichkeit wegen nie herrſchend werden, ſondern nur bei außerordentlichen Veranlaſſungen, dergleichen z. B. die franzöſiſche Revolution darbot, als ein Übergang eintreten kann.

Anathēma, von Gott verflucht, iſt die Formel, mit welcher der Kirchenbann ausgeſprochen wird. Daher heißt: das Anathema ausſprechen oder anathematiſiren, mit dem Kirchenbann belegen.

Anatomie (aus dem griechiſchen ανατεμνειν, zerſchneiden, zergliedern), die Zergliederungskunſt. Inſofern ſie ſich mit Unterſuchung der thieriſchen, im Gegenſatze der menſchlichen Körper beſchäftigt, nennt man ſie auch Zootomie. Die Anatomie iſt ein Theil der Naturgeſchichte, und gehört unter die wichtigſten Hülfswiſſenſchaften der Arzneikunde. Die Zergliederung des menſchlichen Körpers war bei den älteſten Völkern wenig gebräuchlich. Die alten Ägyptier hatten einen großen Abſcheu davor, ſie pflegten ſogar denjenigen, welcher beim Einbalſamiren der Todten den Leib derſelben aufſchneiden mußte, mit Steinwürfen zu verfolgen. Bei den Griechen verhinderten die Grundſätze ihrer Religion die Beſchäftigung mit der Anatomie, indem die Leichname verſtorbener Menſchen ſo ſchnell als möglich beerdigt werden mußten. Selbſt zu Hippokrates Zeiten waren die anatomiſchen Kenntniſſe noch unbedeutend, und wahrſcheinlich von der Zergliederung der Thiere hergenommen; doch war die Kenntniß des Knochenbaues ſchon weiter vorgerückt. Als ſpäter Alexandrien in Ägypten unter den Ptolemäern der Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte geworden, wurde hier auch die Anatomie von Herophilus aus Chalcedon auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht (300 v. Chr.). Er zergliederte menſchliche Leichname in Menge. Nach dem Zeugniſſe des Celſus erhielt er ſogar die Erlaubniß, Verbrecher lebendig zu eröffnen, obgleich man keine nähern Beweiſe dafür hat. Er bereicherte

die Anatomie mit vielen wichtigen Entdeckungen, z. B. über das Gehirn, über die Verrichtungen der Nerven, die Adern des Gekröſes, die nach der Leber gehen u. ſ. w. Eraſiſtratus, ein Zeitgenoſſe von ihm, that beinahe noch mehr für die Anatomie. Er beſtimmte mehreres in dem Baue des Gehirns noch deutlicher, und gab unter andern den Klappen in der Hohlvene die Namen, die noch jetzt gebräuchlich ſind. In der Folge, beſonders bei den Empirikern, wurde das Studium der Anatomie wieder vernachläſſigt. Galen, in Alexandrien gebildet (131 nach Chr.), hatte alle anatomiſchen Kenntniſſe der damaligen und vormaligen Ärzte geſammelt, ſcheint aber ſelbſt die Anatomie nicht ſehr vorwärts gebracht zu haben, indem er ſich meiſtens nur mit Zergliederung der Thiere beſchäftigte, und das, was er hier fand, auf den Bau des menſchlichen Körpers anwandte. Unter den Arabern fand keine Anatomie Statt; ſie war durch mehrere Lehren ihrer Religion verboten. Ihre Ärzte ſchöpften daher ihre anatomiſchen Kenntniſſe blos aus den Schriften der Griechen, beſonders Galens. So blieb alſo mehrere Jahrhunderte die Anatomie ſtehen. Erſt im 14ten Jahrh. ſtanden wieder einzelne Männer auf, welche mit den bisherigen Kenntniſſen in der Anatomie nicht zufrieden, ſelbſt anatomiſche Unterſuchungen wagten. Die abergläubiſche Furcht vor dem Zergliedern menſchlicher Leichname, welche bisher geherrſcht hatte, ſchien allmählig zu verſchwinden, da ein philoſophiſcher Geiſt mehr Denkfreiheit unter den Menſchen erregte. Mondine de Luzzi, Profeſſor zu Bologna, zergliederte zuerſt 1315 öffentlich zwei Leichname, und gab auch bald hernach eine Beſchreibung des menſchlichen Körpers heraus, welche lange Zeit hindurch das gebräuchliche Lehrbuch der Anatomie blieb, obgleich noch viele Unrichtigkeiten in demſelben enthalten waren. Seit dieſer Zeit wurde es gewöhnlich, daß auf allen Univerſitäten jährlich ein- oder mehrmal öffentliche Zergliederungen menſchlicher Leichname angeſtellt wurden. Die Anatomie ſtieg jedoch nur langſam, weil man Galens Schriften, und Mondini's Lehrbuch nur zergliederte, um zu erklären. Nur Montagnana, Profeſſor zu Padua im 15ten Jahrh. konnte ſich rühmen, daß er vierzehn Leichenöffnungen verrichtet habe, was damals ſehr viel war. Im 16ten Jahrh. ſtanden allenthalben Anatomen von großem Rufe auf, wodurch das anatomiſche Studium allgemeiner wurde. Fallopius, Euſtachius, Botallius, Varolius und viele andere bereicherten die Anatomie mit neuen Entdeckungen. Harvey entdeckte und bewies 1619 den Umlauf des Blutes. Im 17ten Jahrh. lebten gleichfalls mehrere berühmte Anatomen, wovon vorzüglich diejenigen, welche ſich mit der Unterſuchung einzelner Theile des Körperbaues beſchäftigten, wieder viele Entdeckungen machten. So zeigte z. B. Wirſung den pankreatiſchen Gang, Schneider die Schleimhaut u. ſ. w. Im 18ten Jahrh. machten ſich durch ihre anatomiſchen Unterſuchungen berühmt: Pacchioni, Vaſalva, Keil, Lanciſi, Ruiſh, Haller, Boerhaave, Vicq-d'Azyr, und mehrere andere. Meckel, Loder, Reil, Bichat, Walther, ſind außer mehrern andern als berühmte Anatomen der neueſten Zeit der beſondern Erwähnung würdig. Man theilt die Anatomie nach dem Gegenſtande ihrer Unterſuchungen, in die allgemeine und beſondere. Die erſtere betrachtet die Beſtandtheile des Körpers überhaupt, die allen Werkzeugen oder einzelnen Syſtemen deſſelben gemein ſind, z. B. das Zellgewebe, welches den Urſtoff aller Bildungen des Körpers ausmacht, den Bau und die Beſtandtheile der Knochen, Muskeln, Bänder und Flechſen, Nerven, Blutgefäße u. ſ. w. Die zweite beſchreibt die einzelnen Gruppen von

Organen, oder ganze Syſteme insbeſondere, ihre Form, ihre Eintheilung, ihren Zuſammenhang unter ſich und mit den benachbarten Theilen. Nach den Theilen des Körpers benennt man die verſchiedenen Abtheilungen der Anatomie, als Oſteologie, die Knochenlehre; Myologie, die Lehre von den Muskeln; Desmologie, die Lehre von den Bändern und Flechſen ꝛc.; Splanchnologie, die Lehre von den Eingeweiden, wohin die Lungen, der Magen und ganze Darmcanal, bis zu ſeinem Ende, die Leber Milz, Nieren und Blaſe, Magendrüſe u. ſ. w. gerechnet werden; die Angiologie, die Lehre von den eine Flüſſigkeit fortleitenden Gefäßen, den Blutgefäßen, die ſich in Schlagadern und Blutadern theilen, und den Lymphgefäßen, welche theils aus den Gedärmen den Milchſaft einſaugen, theils im ganzen Körper vertheilt ſind, die abgeſonderten Feuchtigkeiten aufnehmen und in das Blut zurückführen; Neurologie, die Lehre von dem Nervenſyſtem und Gehirn; Dermologie, die Beſchreibung der Haut. — Unter den anatomiſchen Arbeiten ſind vorzüglich zu bemerken: das Präpariren und das Aufbewahren anatomiſcher Präparate. Präpariren benennt man die Abſonderung eines Organs, eines ganzen Syſtems, oder auch nur einzelner Theile von allen andern fremdartigen, um ſie zum Unterricht zu benutzen. So wird z. B. das ganze Knochenſyſtem des Körpers, gereinigt von allen anhängenden Muskeln, Flechſen und andern Theilen dargeſtellt und ein Skelett genannt; ſo werden die Muskeln, Nerven, die Eingeweide, die Gefäße derſelben und ihre Vertheilung entblößt, um ihre beſondere Bauart deutlich einzuſehen. Zu dieſen Arbeiten gehören ſchon hinlängliche anatomiſche Kenntniſſe, und gewöhnlich verrichtet ſie auf Akademien der Profector (Zergliederer) vor den Lehrſtunden, damit in denſelben der Lehrer der Anatomie die Präparate vorzeigen und erklären kann. Das Aufbewahren der anatomiſchen Präparate geſchieht theils durch das Eintrocknen, wie beim Skelett, theils in Weingeiſt, wie bei Eingeweiden und den übrigen weichen Theilen des Körpers, theils durch Injection (Einſpritzung). Das Einſpritzen wird bei Gefäßen angewandt, deren Gang und Vertheilung man deutlich machen will. Der Anfang des Gefäßes, z. B. die Aorta bei den Arterien, wird mittelſt einer Spritze mit irgend einer weichen gefärbten Maſſe angefüllt, welche alsdann ſich in alle Äſte und Zweige der Gefäße vertheilt, ſie auftreibt und ſichtbar macht. Die feinſten Haargefäßchen können auf dieſe Weiſe deutlich dargeſtellt werden. Die einzuſpritzende Maſſe beſteht gewöhnlich aus einem Gemiſch von Seife, Pech, Öl und Terpentin, denen eine färbende Subſtanz zugeſetzt wird, z. B. roth für die Arterien, grün oder blau für die Venen, weiß für die Lymphgefäße. Für ſehr feine Gefäße, z. B. die einſaugenden Lymphgefäße, nimt man Queckſilber wegen ſeiner äußerſten Theilbarkeit. H.

Anatomie der Pflanzen, ſ. Pflanzen-Anatomie.

Anaxāgoras, einer der vorzüglichſten ioniſchen Philoſophen, war zu Klazomenä in Jonien im erſten Jahr der 70. Olympiade, (500 vor Chr.) von reichen und angeſehenen Ältern geboren. Er widmete ſich dem Studium der Philoſophie unter Anaximenes von Milet, ging, zwanzig Jahre alt, auf Reiſen, beſuchte Ägypten und alle Länder, wo die Wiſſenſchaften blühten, und ließ ſich darauf in Athen nieder. Hier trat er mit Perikles in genaue Verbindung, und zählte unter ſeinen Schülern bald die angeſehenſten Bürger, wie Archelaus (des Perdikkas, Königs von Macedonien, natürlichen Sohn, der ſelbſt neun Jahre regierte) und Euripides. Ein tiefes Studium der Naturwiſſen-

ſchaften ſetzte ihn in den Stand, die Finſterniſſe der Sonne und des Mondes, Erdbeben und ähnliche Erſcheinungen zu erklären, aber unverſchuldet gerieth er dadurch in den Verdacht der Gotteslästerung, und mußte in Folge einer Anklage deshalb Athen verlaſſen. Er ging nach Lampſacus, wo er drei Jahre nachher, 72 Jahre alt, ſtarb. Anaxagoras Grundſatz war: aus nichts wird nichts. Er nahm daher als Urſtoff aller Körper eine Art von Atomen an, die mit den Körpern, welche ſie bilden ſollten, von gleicher Natur wären. Dieſe Atomen, an und für ſich ohne Bewegung, waren im Anfang durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verſchiedenes, geiſtiges Urweſen in Bewegung geſetzt worden, welches er Νοῦς (Intelligenz) nannte. So hatte ſich die Welt gebildet; die irdiſchen Körper hatten ſich geſenkt, während der Äther oder das Feuer ſich in den obern Theilen verbreitete. Die Geſtirne waren ihm indeß auch irdiſcher Natur, und die Sonne unter andern eine glühende Steinmaſſe, größer als der Peloponnes. Die Milchſtraße hielt er, gleich dem Regenbogen, für einen Abglanz des Sonnenlichts. Die Erde war ihm flach, der Mond ein dunkler, bewohnbarer Körper, welcher ſein Licht von der Sonne empfängt; die Cometen wandernde Sterne. Da er die objective Gültigkeit der ſinnlichen Wahrnehmungen läugnete, und ſagte, daß die Dinge ſo nicht beſchaffen ſeien, wie jeder glaubte, ſo behauptete er unter andern: daß der Schnee nicht weiß, ſondern ſchwarz ſei, wie das Waſſer, aus dem er entſtehe, und in das er aufgelöſt werde.

Anaximenes, aus Milet, blühte um die 56. Olympiade (556 v. Chr.). Er war ein Schüler des Anaximander, von deſſen Lehren er jedoch abwich. Ihm war die Luft der göttliche, ewige, unendliche, ſtets ſich bewegende Urſtoff aller Dinge. Er ſagte, der äußere Umkreis des Himmels beſtehe aus Erde; die Sterne ſeien Erdkörper, mit Feuermaterie umgoſſen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten beſtimme, ſei flach, wie eine Scheibe, ſo auch die in der Luft ſchwebende Erde.

Anaximander, des Praxiades Sohn, der Schüler und Nachfolger des Thales und Stifter der ioniſchen Schule. Er war zu Milet in der 42. Olympiade (610 v. Chr.) geboren. Sein Hauptſtudium war die Mathematik. Er endeckte oder lehrte mindeſtens die Schiefe der Ekliptik und beſtimmte die Sonnenwenden und Nachtgleichen (Äquinoctien) mittelſt eines Sonnenzeigers (Gnomon), wozu er in Lacedämon einen Verſuch machte, genauer. Um die Sätze der Geometrie anſchaulicher zu machen, bediente er ſich zuerſt der Figuren. Auch verſuchte er zuerſt die Umriſſe der Länder und Meere auf einer Kugel zu entwerfen, und verfertigte, um ſein Weltſyſtem zu erläutern, eine Himmelskugel. Doch ſind dieſe Angaben nicht ganz zuverläſſig. Das Unendliche betrachtet er als das Urweſen aller Dinge, ohne jedoch die Natur dieſes ewigen, unverderblichen Urſtoffs, der alles erzeugt und verzehrt, deſſen Theile beweglich und deſſen Ganzes unveränderlich iſt, zu beſtimmen. Die Zahl der Welten iſt nach ihm unendlich; die Götter werden geboren und ſterben nach langen Zeiträumen. Der Himmel beſteht aus Kälte und Wärme, die Sterne aus Luft und Feuer. Die Sonne befindet ſich an dem höchſten der Himmel, hat einen achtundzwanzigmal größern Umkreis als die Erde und gleicht einer Walze, aus welcher Feuerſtröme ſich ergießen. Verſtopft ſich die Öffnung, ſo erſcheint ſie verſinſtert. Eben ſo iſt ihm der Mond eine Walze neunzehnmal ſo groß als die Erde. Ihre Schiefe erzeugt

die Phaſen, ihre gänzliche Umkehrung die Finſterniſſe. Donner und Blitz ſind Erzeugniſſe des Windes, wenn er in den Wolken zuſammengepreßt wird. Die Erde hat die Geſtalt einer Säule, befindet ſich in der Mitte des Weltalls und erhält ſich daher ſchwebend. — Er ſtarb in der 58ſten Olympiade (546 v. Chr.), 64 Jahre alt.

Anbruch, dasjenige, was zuerſt von einer Sache genommen, wodurch ſie alſo angebrochen wird, insbeſondere in den Bergwerken, das erſte Entblößen der Erze. In den Schmelzhütten nennt man auch diejenigen Silberſtücke, welche im Treibofen an dem Spor herum ſtehen bleiben, wenn ſie von den ſogenannten Blicken angebrochen ſind, Anbrüche. Auch das Beginnen der Fäulniß wird vielfältig Anbruch genannt, z. B. anbrüchiges Obſt u. ſ. w. In dieſer Beziehung wird anbrüchig auch uneigentlich von verdächtigen und gefährlichen Menſchen gebraucht.

Ancillon (Jean Pierre Frédéric), geboren den 30ſten April 1766 zu Berlin, Sohn des bekannten Louis Frédéric Ancillon. Die Richtung ſeiner Studien durch den geiſtvollen Vater, eine raſtloſe Anſtrengung, Liebe zur Arbeit und ſeltene Geiſteskraft bildeten ihn zu einem der bedeutendſten Hiſtoriker ſeiner Zeit. — In der gelehrten Welt trat er zuerſt auf als Profeſſor bei der königl. Militärakademie und Prediger an der reformirten Kirche im Werder zu Berlin. Eine Trauungsrede, welche er 1791 in Gegenwart des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg hielt, und welche in Berlin gedruckt wurde, empfahl ihn vorzüglich dem Hofe, und mehr noch ſeine Predigten über die Vaterlandsliebe, welche er zwei Jahre ſpäter in Berlin hielt, eben als der Krieg gegen die Neufranken begonnen hatte. Ein Jahr darnach machte er im literariſchen Journal von Berlin (Januar 1794) Bruchſtücke aus ſeiner Reiſe in die Schweiz, ſo wie einen 1798 in Paris, über den Zuſtand der Literatur in Frankreich, über Schriftſteller und Theater ꝛc. geſchriebenen Brief (Aprilheft) bekannt. Raſtlos fuhr er mit größern und kleinern Arbeiten fort, welche jedoch größtentheils im Strome der Zeit verſchwammen. Erſt 1801 trat er mit ſeinen Mélanges de littérature et de philosophie hervor (Berlin, 2 Thle. in 8.), welche 1809 zum zweitenmale gedruckt wurden. Noch größern Ruhm erwarb ihm aber ſein Tableau des révolutions du système politique de l'Europe depuis la fin du 15. siècle (Berlin 1806. 4 Thle. in 8.) und ſeine Schrift über Souveränetät und Staatsverfaſſungen (Berlin, 2te Aufl. 1816). Die Reinheit und Würde des Styls, die Tiefe ſeiner Anſichten und die philoſophiſchen Lehren der Politik erhoben ihn zu den erſten Schriftſtellern Frankreichs, und erwarben ihm als Geſchichtſchreiber und Publiciſten ſchöne Verdienſte um die Menſchheit. Das Inſtitut von Frankreich nannte ihn 1810 in ſeiner Sitzung öffentlich den würdigen Erben und Nachfolger des großen Leibnitz. Er gab eine deutſche Überſetzung dieſes Werks (1806 in 8.) unter dem Titel: Allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte ꝛc., heraus. Der König von Preußen wußte ſeine Verdienſte nicht beſſer anzuerkennen und zu belohnen, als indem er ihn zum Staatsrath und Hofmeiſter des Kronprinzen und ſeines Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, ernannte, und ihn nach und nach zum Ritter des Civilverdienſtordens und des preußiſchen rothen Adlerordens machte. Ancillon ſuchte durch Erfüllung ſeiner ſchweren Pflicht ſich für ſo viel Gnade und Vertrauen dankbar zu zeigen, ohne darum ſeine Thätigkeit als Schriftſteller aufzugeben, welche allein ſo vielen Ruhm ihm erworben hatte. Schon 1810 erſchien ſeine

merkwürdige Lobrede auf J. B. Merian, und wenige Monate nachher die vortreffliche Trauerrede auf den Tod der unvergeßlichen Königin Luiſe (Berlin 1810), welche aber in Frankreich unter der kaiſerlichen Regierung ſtreng verboten war. Das Jahr 1814 verſchaffte ihm das Glück, mit ſeinen beiden königlichen Zöglingen wieder Paris zu beſuchen.

Anchiſes, ein Sohn des Kapys und Urenkel des Tros. Venus, von ſeiner Schönheit hingeriſſen, erſchien ihm einſt auf dem Ida (nach Andern am Simois) in Geſtalt einer phrygiſchen Hirtin, gab ſich ſeiner Umarmung hin und gebar ihm den Äneas. Dieſer rettete den Greis auf ſeinen Schultern aus dem Brande von Troja und nahm ihn mit ſich zu Schiffe. Er ſtarb während der Reiſe auf Sicilien.

Andante, der dritte angenommene Grad in der Muſik (ſ. Tempo) und der Übergang vom Langſamen zum Geſchwinden. Andantino ſteht zwiſchen Andante und Allegretto in der Mitte, iſt folglich etwas geſchwinder als Andante, und etwas langſamer als Allegretto; dieſes iſt wenigſtens die gemeine Meinung. Andere behaupten: Andantino habe eine etwas langſamere Bewegung als Andante.

Andreä (Joh. Valent.), einer der intereſſanteſten deutſchen Schriftſteller ſeiner Zeit, war 1586 im Würtembergiſchen geboren. Nachdem er zu Tübingen ſtudiert und Frankreich und Italien beſucht hatte, bekleidete er nach und nach in ſeinem Vaterlande mehrere geiſtliche Ämter, und ſtarb 1654 als Abt von Adelberg und Lutheriſcher Almoſenier des Herzogs. Tief bekümmert, die Grundſätze der chriſtlichen Religion leeren Streitigkeiten preisgegeben, und die Wiſſenſchaften von Eitelkeit und Neugierde gemißbraucht zu ſehen, beſchäftigte er ſich unabläſſig mit den Mitteln, ſowohl jener als dieſen ihre moraliſche und wohlthätige Richtung wiederzugeben. Ob er der Stifter oder wenigſtens Erneuerer des Roſenkreuzordens geweſen (ſ. d.), möchte ſich ſchwer beſtimmen laſſen, da für beides wichtige Gründe angeführt werden. Eine gewiſſe Neigung zum Myſticismus iſt bei Andreä allerdings nicht zu verkennen. Wie dem auch ſei, unläugbar war er ein eben ſo geiſt= als herzvoller Mann, der mit einer ungemeinen Gelehrſamkeit einen brennenden Eifer für das Gute und Wahre verband, das Laſter in jedem Stande, bald in ſcherzhafter Laune, bald mit ſtrengem Ernſt und bitterm Spott verfolgte, und ſelbſt der Tugend durch ſein ganzes Leben getreu war. Trefflich hat ihn Herder charakteriſirt. Er hat vieles, und dies meiſtens in einer ſonderbaren Sprache geſchrieben. Alles aber zeugt von der feinen Erfindungs= und Einbildungskraft, von richtigem Gefühl und ſcharfem Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem, wiewohl unausgebildeten, Dichtergeiſt des Verfaſſers. Ein claſſiſcher Dichter unſerer Zeit iſt er freilich nicht; denn ſeine und auch der damalige Zuſtand der deutſchen Sprache litten es nicht. Damals ſchrieb alles lateiniſch und auch er ſchrieb, was er gefeilt ſchreiben wollte, in dieſer Sprache; was er deutſch ſchrieb, iſt für Weib, Kinder, Volk, Freunde. Er ſelbſt ſagt am Ende:

Ohn' Kunſt, ohn' Müh' und Fleiß ich dicht:
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du ſchwitzſt, ſpitzſt und ſchnitzſt im Sinn,
Hab' ich's geſetzt und fahr dahin.
Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
Mach's beſſer, nimm ein Jahr dazu.

Seine Sprache iſt die ſchwäbiſche. In Lehrſtellen, Sentenzen, kurzen Gleichniſſen und Gegenſätzen iſt Andreä beſonders glücklich, wie auch in komiſchen und witzigen Zügen. Seine deutſchen Werke zeigen nur von fern, was er hätte werden können, ſeine lateiniſchen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Aus ſeiner Mythologia christiana haben Herder und Sonntag mehreres überſetzt; auch hat erſterer aus ſeiner Geiſtlichen Kurzweil Proben gegeben. Weniger bekannt unter uns ſind ſeine Chriſtlich Gemäl (Gemählde), Tüb. 1612. 4. Die Titel ſeiner übrigen Schriften müſſen wir hier übergehen.

Andreas (der heilige), ein Bruder des heiligen Petrus, und der erſte Schüler, den Chriſtus wählte. Beide Brüder waren Fiſcher, entſagten aber dieſem Geſchäfte und folgten dem Erlöſer. Andreas Schickſale nach Chriſtus Tode ſind ungewiß; die gewöhnliche Meinung iſt, daß er einige Zeit nachher gekreuzigt worden. Die Ruſſen verehren ihn als denjenigen Apoſtel, der ihnen das Evangelium gebracht habe, die Schotten aber als den Schutzheiligen ihres Landes. In den erſten Zeiten der Kirche war ein ihm untergeſchobenes Evangelium in Umlauf; auch die ſogenannten Acta, die ſeinen Namen führen, ſind nicht von ihm.

Andrieux (F. G. J. S.), einer der vorzüglichſten neuern franz. dramatiſchen Dichter, um das J. 1755 zu Melun geboren und vor der Revolution Secretär beim Herzog von Uzés. Durch ſeinen Eifer für die wahre Freiheit während der Revolution, für das Feſthalten der Conſtitution und die reine Anwendung des Naturrechts zeichnete er ſich nicht minder aus, als durch den leichten Witz, die treffenden Charaktere und die anmuthige Poeſie in ſeinen vielen literariſchen Arbeiten, welchen nur zuweilen die Feile, beſonders hinſichtlich der Sprache fehlt. 1798 trat er als Deputirter des Seine-Departements in das geſetzgebende Corps, wo er durch ſeine Reden und Vorſchläge über die Einrichtung der Primärſchulen, die Freiheit der Preſſe und über die Ermordung der Geſandten zu Raſtadt viel Aufſehen erregte. Nach dem 18ten Brumaire wurde er Tribun, den 21ſten Jul. 1800 Secretär, und im September Präſident des Tribunats, und zeigte ſich überall mit Eifer und Feſtigkeit gegen die verfaſſungswidrigen Schritte des erſten Conſuls und des Staatsraths, bis er ihrer Macht unterliegen und 1802 abtreten mußte. Dennoch ernannte ihn ſpäterhin der Kaiſer zum Ritter der Ehrenlegion und zum Profeſſor der Literatur am Collège de France und der ſchönen Wiſſenſchaften bei der polytechniſchen Schule, ſo wie der König ihn 1816 unter die Vierzig der franzöſiſchen Akademie aufnahm. Sein vorzüglichſtes, als claſſiſch betrachtetes Werk iſt Anaximandre, Luſtſpiel in einem Act.

Andrŏmache, die Tochter des Königs Eetion von Theben in Cilicien und Hektors Gemahlin (vergl. dieſen.) Nach Trojas Eroberung ward ſie dem Pyrrhus, Achills Sohne, zu Theil, welcher ſie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, ſie nachher aber dem Helenus, Hektors Bruder, überließ, dem ſie noch einen Sohn gebar.

Andrŏmeda, des äthiopiſchen Königs Cepheus und der Kaſſiopeja Tochter. Mutter und Tochter waren von ſeltener Schönheit. Als aber jene einſt prahleriſch rühmte, daß ihre Tochter an Schönheit die Nereiden (wo nicht gar die Here) übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater, der nicht nur Cepheus Gebiet überſchwemmte, ſondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer

Digitized by Google

ſandte, das allgemeines Verderben drohte. Das Orakel that den Ausſpruch, Poſeidons Zorn könne nur beſänftigt werden, wenn Cepheus ſeine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte, die Äthiopier zwangen ihn zur Befolgung des Spruchs, und die unſchuldige Andromeda wurde, an einen Felſen gefeſſelt, dem Ungeheuer preisgegeben. So erblickte ſie Perſeus, der, das furchtbare Gorgonenhaupt in der Hand, eben von Beſiegung der Meduſa auf dem Pegaſus zurückkam. Gerührt von Mitleid und Liebe, verſprach der Held, das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm die Jungfrau vermählen wolle. — Das verſprach ihm der Vater und hielt Wort. — Zum Andenken der Thaten des Perſeus ſteht Andromeda, durch der Pallas Gunſt, unter den Sternen. (Vergl. Perſeus.)

Äneas, ein trojaniſcher Fürſt, des Anchiſes und der Venus Sohn. Unter Trojas Helden iſt er nach Hektor der ausgezeichnetſte, und kämpft tapfer zur Vertheidigung der Stadt. In der entſcheidenden Nacht, wo dieſe von den Griechen eingenommen wird, ermahnt ihn Hektor im Traume, mit den Götterbildern zu entfliehen. Äneas ſtürzt ſich dennoch in den Kampf, aber umſonſt. Priamus fällt, und nun erſt kehrt er, auf ſeiner Mutter Geheiß, zum Vater zurück, rettet die Götter und die Seinigen, verliert aber im Getümmel die Gattin Kreuſa (ſ. dieſe). Jetzt, da nichts mehr zu retten iſt, verläßt er das brennende Ilium. Mit zwanzig Schiffen auswandernd, kommt er nach Thrazien, wo er die Stadt Änos erbaute, allein, durch ein Wunder erſchreckt, vom Anbau abläßt. Von da geht er nach Delos, um das Orakel zu befragen. Mißdeutung des Orakelſpruchs führt ihn nach Kreta, von wo ihn eine Peſt vertreibt. Nun geht ſein Zug nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollons Spiele feierte; in Epirus findet er Helenus und Andromache. Von hier geht ſeine Fahrt unter Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Ätna, dann um Sicilien nach dem Vorgebirge Trepanum auf der Weſtſeite, wo Anchiſes ſtirbt. Ein Sturm verſchlägt ihn nach Afrika, wo Dido ihn in Karthago freundlich aufnimt, und bald an eine Vermählung mit ihm denkt. Jupiter aber, des waltenden Schickſals eingedenk, ſendet durch Mercur Befehl an Äneas, nach Italien abzugehen. Während die unglückliche verlaſſene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigt, ſegelt Äneas mit ſeinen Genoſſen ab, und wird durch Sturm nach Sicilien zum trojaniſchen Gaſtfreunde Aceſtes verſchlagen, wo er dem abgeſchiedenen Vater Leichenſpiele feiert. Die Weiber der Genoſſen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, ſtecken die Schiffe in Brand, worauf er beſchließt, die Weiber und Schwachen zurückzulaſſen. In dieſem Entſchluß beſtärkt ihn Anchiſes, der ihn im Traume zugleich ermahnt, in Italien durch Hülfe der Sibylla in die Unterwelt zu ſteigen. Nach Erbauung der Stadt Aceſta ſchifft Äneas nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufſucht, die ihm ſeine Zukunft weiſſagt, und ſeinen Gang zur Unterwelt befördert. Nach ſeiner Rückkehr aus dieſer gelangte er nach einer neuen Schiffahrt in den Tibris, wo er am öſtlichen Ufer, im Lande des laurentiniſchen Königs Latinus, ausſtieg. Deſſen Tochter Lavinia war von dem Schickſal einem Fremdlinge beſtimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies nun veranlaßt einen Krieg, nach deſſen Beendigung ſich Äneas mit der Lavinia vermählt. So erzählt Virgil in der Äneide (ſ. Virgil), abweichend in manchem Stücke von der hiſtoriſchen Wahrheit, die Geſchichte des Äneas. — Sein mit der Lavinia erzeugter Sohn, Äneas

Sylvius, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga, und zuletzt durch Romulus und Remus der Gründer Roms. Von ſeiner erſten Gemahlin hatte er einen Sohn, Ascanius, der Albalonga erbaute, und von deſſen Sohn Julus die Römer das juliſche Geſchlecht ableiteten.

Äneas Sylvius, ſ. Äneas und Piccolomini.

Anekdote (griech.), das, was noch nicht herausgegeben oder bekannt gemacht worden iſt. Wir verbinden aber mit dieſem Worte gewöhnlich den Begriff einer kleinen, anziehenden Erzählung, einer merkwürdigen (öfter noch witzigen) Äußerung, oder eines außerordentlichen (öfter noch geheimen oder lächerlichen) Vorfalles. Die Erklärung dieſes Begriffes iſt um ſo ſchwieriger, als ſo Vielartiges darunter gedacht und zuſammengefaßt wird. Wenn Anekdoten unbekannte Aufſchlüſſe über allgemein intereſſante Ereigniſſe oder das Leben merkwürdiger Perſonen liefern, oder eine beſonders witzige Wendung nehmen, ſo vermögen ſie in geſelligen Kreiſen beſonders zu unterhalten, immer kommt es aber darauf an, daß ſie zur rechten Zeit und mit feiner Redegewandtheit erzählt werden, in ſolchen Fällen vermag auch eine bereits oft gehörte Anekdote noch wohlgefälligen Eindruck zu machen. Anekdotenkrämer nennt man ſpottweiſe Perſonen, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath an Vademecumsgeſchichten ausſchütten, und Anekdotenjäger beſonders Reiſebeſchreiber, die ihre Beſchreibungen immer mit ſolchen, oft unwahren oder unbedeutenden, Erzählungen ausputzen.

Anemoſkop oder Anemometograph auch Plagoſkop, Windzeiger oder Windmeſſer, wird jedes Werkzeug genannt, das die Richtung des Windes angibt. Die Wetterfahne, auf Thürmen und Dächern, iſt das einfachſte Anemoſkop; dann hat man aber auch ſolche, wo ſich die Fahne um eine bewegliche Spindel dreht, die durch die obere Decke der Gebäude bis zu dem Zimmer geht, worin man die Beobachtung vornehmen will. An der Decke dieſes Gemachs iſt dann eine Windroſe befindlich, und indem der Wind die Fahne nebſt der Spindel dreht, gibt ein unten an ſelbiger angebrachter Zeiger auf der Windroſe die Richtung des Luftſtroms zu erkennen. Es gibt noch beſonders künſtliche Anemoſkope oder eigentliche Anemometographe, die ſogar in Abweſenheit des Beobachters die Veränderung des Windes ſelbſt aufzeichnen. Zu den vorzüglichern dieſer Art rechnet man die vom Profeſſor Moscati und Ritter Marſilio Landriani. P. S.

Aneſidemus, ein ſkeptiſcher Philoſoph zu Ciceros Zeiten, der zu Alexandrien lehrte, und den Skepticismus wieder in Flor brachte.

Anevrisma, die Pulsadergeſchwulſt, Erweiterung und Ausdehnung irgend einer Stelle einer Pulsader. Dies iſt das ächte Anevrisma; man rechnet aber auch noch hieher das unächte Anevrisma, wenn die Haut einer Arterie geöffnet iſt, und ein Austritt von Blut in das benachbarte Zellgewebe erfolgt; ferner, wenn die äußern Häute der Arterie verletzt ſind, und die innere Haut derſelben durch die entſtandene Öffnung ſich ausdehnt, herausdrängt und einen Sack bildet (das zuſammengeſetzte Anevrisma); endlich das varicöſe Anevrisma, die Pulsadergeſchwulſt, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchſchlagen, und zugleich die obere Seite einer unter derſelben liegenden Arterie durchſchnitten wird, wodurch nun das Blut aus derſelben in die Vene dringt. Die ächten Anevrismen entſtehen theils von dem zu heftigen Andrang des Bluts, theils von einer, nicht ſelten vielleicht angebor-

nen Schwäche und Schlaffheit der Arterienhäute. Sie ſind daher häufiger an großen Arterienſtämmen, beſonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta, und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anſtrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetſchungen öftern Verletzungen ausgeſezt ſind. Es können aber auch, beſonders zu den innern Anevrismen, Krankheiten, heftige Blutwallungen, Genuß hitziger Getränke, heftige Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen, Affecten, beſonders Zorn, Veranlaſſung geben, ja ſelbſt deren Zerreißung und dadurch erfolgenden plötzlichen Tod verurſachen. Äußere Anevrismen erkennt man an der, anfangs nur kleinen, runden oder länglichen, in der Gegend einer Arterie befindlichen Geſchwulſt, welche weich, elaſtiſch iſt, und in welcher man ein, dem Pulſe ähnliches, Klopfen bemerkt. Dieſes Klopfen hört auf, wenn man die Arterie oberhalb der Geſchwulſt ſtark zuſammendrückt, es wird wieder fühlbar, ſobald der Druck aufhört. In der erſten Periode dieſer Krankheit bleibt die Geſchwulſt lange Zeit klein, oder wächſt doch ſehr langſam; in der zweiten aber nimt ſie plötzlich ſehr zu, verändert die Farbe wird blau, und fängt an zu ſchmerzen, die benachbarten Theile ſchwellen an, das Klopfen in der Geſchwulſt wird undeutlicher. Endlich, wenn keine Heilung erfolgt, berſtet die Geſchwulſt, welche eine Menge theils geronnenen, theils flüſſigen Bluts enthält, und der Kranke ſtirbt an Verblutung, oder der Theil wird brandig. Die innern Pulsadergeſchwülſte ſind ſchwer zu erkennen; man vermuthet ſie, wenn der Puls ſehr ungleich iſt, der Kranke oft an Herzklopfen leidet (welches man aber nicht mit dem Herzklopfen der Vollblütigen, der Hypochondriſten, der zu Krämpfen geneigten Frauenzimmer u. a. m. verwechſeln darf) und wenn dabei Beſchwerden des Athmens, innerer, klopfender Schmerz, Zufälle von Schwäche mit erſcheinen. Die äußerlichen Anevrismen werden entweder durch lang anhaltenden Druck auf die Geſchwulſt geheilt, oder durch Operation weggeſchafft, wobei (nach Hunters Methode) die Arterie oberhalb der Geſchwulſt entblößt und unterbunden wird, ſo daß dadurch der Zufluß des Blutes in den Sack des Anevrisma gehindert wird, und er allmählig ſich zuſammenzieht.

Anfoſſi (Paſcal), geboren um das J. 1736, wurde in den Muſikſchulen von Neapel für die Violine gebildet. Nachdem er dieſes Inſtrument mehrere Jahre geübt hatte, befleißigte er ſich des Studiums der Compoſition unter Sacchini und Piccini. Letzterer gewann ihn lieb und verſchaffte ihm im J. 1771 ſeine erſte Anſtellung bei dem Theater delle Dame zu Rom. Wiewohl er kein Glück machte, verſchaffte ihm doch Piccini im folgenden Jahre eine zweite, und als er auch hier daſſelbe Schickſal hatte, im Jahre darauf eine dritte Anſtellung. Diesmal war Anfoſſi glücklicher. Die verfolgte Unbekannte, die er 1773 aufführen ließ, ward mit großem Beifall aufgenommen; ſo auch in den beiden folgenden Jahren la finta Giardiniera und il Geloso di cimento; dagegen fiel die Olimpiade im J. 1776 völlig durch, und die Unannehmlichkeiten, welche der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit erfuhr, beſtimmten ihn, Rom zu verlaſſen. Er durchreiſte Italien und kam gegen 1780 nach Frankreich mit dem Titel eines Lehrers am Conſervatorium zu Venedig. Er führte in der königlichen Akademie die verfolgte Unbekannte auf, aber dieſe anmuthige und zarte Muſik fand im Allgemeinen nicht die Aufnahme, welche ſie verdiente. Von Frankreich ging Anfoſſi nach London; er war 1773 Mu-

ſikdirector beim italieniſchen Theater dieſer Stadt. 1787 kam er nach Rom zurück, wo er mehrere Werke aufführte, deren Erfolg ihn ſeine ehemaligen Unfälle vergeſſen ließ, und ihm ein Anſehen und eine Achtung erwarb, die er bis an ſeinen Tod 1795 genoß. Anfoſſi erinnert allerdings in ſeinen Compoſitionen häufig an Sacchini und Piccini, nach denen er ſeinen Styl und ſeine Manier gebildet hat; aber ſein Geſchmack, Ausdruck und ſeine Kunſt der Steigerung und Entwickelung ſind ausgezeichnet. Mehrere ſeiner Finales ſind Muſter in dieſer Art. Seine Fruchtbarkeit beweiſt, daß er mit Leichtigkeit arbeitete; wir machen von ſeinen Werken noch den Avaro, il Curioso indiscreto und i Viaggiatori felici namhaft, die zu den beſten in dieſer Gattung der komiſchen Oper gehören. Außerdem hat er mehrere meiſt von Metaſtaſio gedichtete Oratorien componirt.

Angarien (Angariae) heißen Frohndienſte der Unterthanen, wenn ſie z. B. mit Wagen, Vorſpann, Handarbeit ꝛc. ihrer Herrſchaft fröhnen müſſen. Auch heißen bei dem Seeweſen Angarien diejenigen Dienſte, welche Privatſchiffer dem Staate auf Befehl der Obrigkeit leiſten müſſen.

Angeln, ein deutſches Volk, das im jetzigen Herzogthume Magdeburg wohnte, und wahrſcheinlich in die ältern Sitze der Longobarden einrückte, als dieſe den Cheruskern die Nordhälfte ihres Landes weggenommen hatten. Da ſie ſich dem Rheine und dem römiſchen Gebiete nie näherten, finden wir ihren Namen nicht bei den römiſchen Schriftſtellern, welche ſie unter dem allgemeinen Namen der Chauzen und Sachſen mit begriffen bis die Eroberung Britanniens ſie als ein einzelnes Volk bekannter machte. Im fünften Jahrhundert ſchloſſen ſie ſich an ihre mächtigen nördlichen Nachbaren, die Sachſen an, und eroberten unter dem Namen Angelſachſen das heutige England (ſ. England); ein Theil von ihnen aber blieb auf der däniſchen Halbinſel, wo noch jetzt ein unbedeutender Landſtrich auf der Oſtküſte des Herzogthums Schleswig den Namen Angeln führt.

Angelo (Michael) Buonarotti, aus dem alten Hauſe der Grafen von Canoſſa, geboren 1474 zu Capreſe oder Chiuſi, geſtorben 1564 zu Rom, offenbarte ſein allſeitiges, erſtaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Malerei, Bildhauerei, Architektur und Poeſie. Domenico de Grillandajo war ſein erſter Lehrer in den zeichnenden Künſten und er war noch nicht zwei Jahre bei ihm geweſen, als er in der von Lorenzo von Medici angelegten Kunſtſchule auch den Unterricht Bertoldos in der Bildhauerei mit ſo gutem Erfolge genoß, daß er ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre den Kopf eines alten Satyrs, zur Bewunderung aller Kenner, in Marmor copirte. Nicht minder zog er als Maler die Aufmerkſamkeit auf ſich, ſo daß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, gemeinſchaftlich mit dem großen Leonardo da Vinci den Rathsſaal von Florenz mit hiſtoriſchen Darſtellungen zu ſchmücken. Zu dieſem Behuf entwarf er jenen berühmten leider nicht mehr vollſtändig vorhandenen Carton, der eine Scene aus dem piſaniſchen Kriege darſtellt, und von den Kennern als eine der trefflichſten Schöpfungen Michael Angelos geprieſen wird. Indeß hatte ihn Papſt Julius II. nach Rom berufen, und ihm den Auftrag gegeben, ein Grabmal für ihn zu arbeiten. Zweimal wurde dieſe Arbeit unterbrochen, einmal durch Michael Angelos beleidigten Stolz, dann aber durch den Neid gleichzeitiger Künſtler. Bramante und Giuliano da Sangallo beſonders waren es, die den Papſt überredeten, von Michael Angelo das Gewölbe der Sixtiniſchen Capelle malen zu laſſen; denn ſie wußten,

daß er in Frescomalereien ſich noch nicht verſucht hatte, und glaubten ihm dadurch eine Arbeit zuzuwenden, deren unvollkommene Ausführung ihm das Wohlwollen des Papſtes entziehen würde. Michael Angelo weigerte ſich vergebens, den Auftrag anzunehmen, und vollbrachte, ungeachtet der abgedrungenen Eilfertigkeit, in zwanzig Monaten ein Werk, daß von allen Kennern bewundert wurde, und von dem Fernow mit Recht urtheilt, daß hier vielleicht mehr als irgendwo der Künſtler in der ganzen Größe ſeines originellen Geiſtes erſcheine. Als hierauf Michael Angelo wieder an dem Grabmale fortarbeiten wollte, ſtarb Julius, und auf des nachfolgenden Papſtes Leo Befehl mußte er jetzt nach Florenz gehen, um den Bau der Vorderſeite an der St. Lorenz-Bibliothek zu übernehmen. Aber auch Leo ſtarb. Unter Adrian VI. arbeitete er einige Statuen für des Julius Grabmal, und einen Chriſtus, der nachher zu Rom in der Kirche della Minerva aufgeſtellt ward. Clemens VII., der hierauf den päpſtlichen Stuhl beſtieg, rief Michael Angelo wieder nach Rom, und übertrug ihm die Vollendung der neuen Sakriſtei und der St. Lorenz Bibliothek zu Florenz. Stürmiſche Zeiten folgten, nach deren Verlauf er zu den früheren noch den Auftrag bekam, das jüngſte Gericht in der Sixtiniſchen Capelle zu malen. Ungern ging der ſechzigjährige Künſtler an ein Werk, das ſeinem Ruhme gefährlich werden konnte. Er, der von Natur zum Ernſt und Tiefſinn hinneigte, der unter allen Dichtern ſich am liebſten durch Dantes ungeheure Gemälde begeiſterte, und durch ein ununterbrochenes Studium der Anatomie den verborgenſten Mechanismus der Muskeln erforſcht hatte, beſchloß im Gefühl ſeiner Kraft, ſich einen neuen Weg für dieſe Arbeit zu bahnen, und in dem Schrecklichen, in der Kraft der Umriſſe, in der Kühnheit der Bewegungen es allen ſeinen Vorgängern zuvorzuthun. So vollendete er 1541 ein Gemälde, das durchaus mißlungen in der Compoſition, ohne Würde im Ganzen, ohne Adel und abenteuerlich im Einzelnen, zwar nicht den Schönheitsſinn befriedigt, aber überall den großen und erfahrnen Künſtler zeigt und mehr für den Künſtlerverſtand lehrreich, als genießbar für Gefühl und Geſchmack des Liebhabers iſt. Indem es die menſchliche Geſtalt in allen Wendungen, Lagen und Verkürzungen, und den Ausdruck des Staunens, des Schmerzes, der Verzweiflung in allen Abſtufungen darſtellt, iſt es als ein unerſchöpflicher Schatz von Studien zu betrachten. Angelos letzte beträchtliche Werke der Malerei waren zwei große Gemälde, der Fall des Paulus und die Kreuzigung des Petrus, in der Pauliniſchen Capelle. In der Bildhauerei arbeitete er eine Kreuzabnahme Chriſti, vier Figuren, aus einem einzigen Stück Marmor. Von ſeinem Cupido in Marmor erzählt man, daß er eine Vervollkommnung eines andern Cupido iſt, den Michael Angelo nach abgeſchlagenem Arm zur Täuſchung vergraben ließ, damit er für eine Antike gelten möge. Jener vervollkommte Cupido hat Lebensgröße. Michael Angelos Statue des Bacchus ſchrieb Raphael gleiche Vollendung als den Meiſterwerken des Phidias oder Praxiteles zu. Angelo mußte noch 1546 die Fortſetzung des Baus der Peterskirche übernehmen. Er verbeſſerte den Plan dafür, worin er auch die Form des griechiſchen Kreuzes wählte, die Tribune und die beiden Querſchiffe des Kreuzes erweiterte, die Kuppel auf einer feſten Mauer ſtützte, und eine Vorderſeite nach dem Muſter der Vorhalle des Pantheon entwarf. Aber er erlebte die Ausführung ſeines Plans nicht, an dem nach ſeinem Tode wiederum einiges geändert wurde. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio (Capitols), des Farneſi-

ſchen Palaſtes und vieler anderen Gebäude. Auch ſeine architektoniſchen Gebäude zeichnen ſich durch Größe und Kühnheit aus; aber in ſeinen Verzierungen zeigt ſich oft ſeine ungeregelte, ausſchweifende Phantaſie, die das Ungewöhnliche und Neue dem Einfachen und Geſchmackvollen vorzieht. — Seine Gedichte, die er nur als Spiele der Einbildungskraft und als Zeitvertreib in müßigen Stunden anſah, enthalten ebenfalls unverkennbare Beweiſe ſeines großen Talents. Sie ſind mehreren Sammlungen einverleibt, auch einzeln erſchienen. Seine proſaiſchen Werke (Vorleſungen, Reden, Ciccolate, d. h. ſcherzhafte akademiſche Vorleſungen) befinden ſich in der Sammlung der Prose Fiorentine, und ſeine Briefe in Bottaris Lettere pittoriche.

Angenehm iſt ein Gegenſtand, der die Wirkſamkeit der Seele reizt; dies geſchieht entweder durch die Vorſtellungskraft oder durch die Begehrungskraft. Jene wird gereizt durch Vollkommenheit, Ordnung, Deutlichkeit, Wahrheit, Schönheit, Neuheit u. ſ. w., dieſe durch das Affectreiche, das Zärtliche, Rührende, Feierliche, Große, Wunderbare, Erhabene. Da das Angenehme, beſonders das Sinnlichangenehme von Empfindung, ſubjectiver Einrichtung, Neigungen u. ſ. w. abhängt, ſo iſt es nichts abſolut Gutes, d. h. es paßt nicht für alle Vernunftweſen; es iſt nichts Objectives, das für das Subject aller vernünftigen Weſen gelten könnte. Der Menſch, als Sinnenweſen, kann aber nicht anders, als das Angenehme begehren und das Unangenehme verabſcheuen, und es iſt ihm phyſiſche Nothwendigkeit, möglichſt die Summe des Angenehmen zu vermehren, des Unangenehmen zu vermindern. — Welcher Unterſchied zwiſchen angenehm und ſchön in der Kunſt ſei, wird unter Schön aus einander geſetzt.

Angiologie, die Adern- und Lymphgefäßlehre, ſ. Anatomie.

Anglaiſe (bei den Engländern Country-dance,) iſt ein Tanz von lebhaftem Charakter. Er verdankt ſein Entſtehen dem franz. rigaudon, iſt allmählig einfacher geworden und beſchränkt ſich jetzt gemeiniglich auf vier Touren. Die Melodien dazu ſind mehr oder weniger ſchnell, werden in gerade und ungerade Tactart eingekleidet, beſtehen aus zwei Wiederholungen von acht Tacten, aus kunſtloſen Verbindungen der Notenfiguren, und aus geradzähligen Abſätzen und Einſchnitten.

Anglikaniſche oder engliſche Kirche, (auch biſchöfliche Kirche) iſt die in England reformirte Kirchenverfaſſung, welche als einen Hauptgrundſatz annimt, daß die Biſchöfe von Gott eingeſetzt worden, und daß die Kirche unter ihnen ſtehen müſſe. Die Päpſte übten vormals eine große Gewalt über England aus, und zogen jährlich ſehr bedeutende Summen aus dieſem Lande. Heinrich VIII. entzweite ſich, wegen ſeiner berüchtigten Eheſcheidung, mit dem päpſtlichen Stuhle, und erklärte ſich (1531) für das Haupt der engliſchen Kirche. Doch blieb er noch eifrig catholiſch, und änderte, die Oberherrſchaft des Papſtes in geiſtlichen Dingen und das Mönchsweſen ausgenommen, nur wenig in der alten Lehre ſeiner Kirche. Die Reformation fand zwar ſchon unter ihm insgeheim, und unter ſeinem Nachfolger Eduard VI. öffentlich, Beifall, aber ſie ward erſt unter der Königin Eliſabeth (1558) völlig eingeführt. Eliſabeth gab der Kirchenverfaſſung in England die Geſtalt, die ſie noch jetzt hat, und ließ die Aufſicht darüber den Erzbiſchöfen und Biſchöfen. Ihre Nachfolger, ob ſie gleich fortwährend das Haupt der Kirche geblieben ſind, und die höchſte Gewalt über ſie ausgeübt haben, behielten doch dieſe Verfaſſung bei, weil ſie fanden, daß das königliche Anſehn dadurch beſſer, als durch die

mehr republikaniſche Verfaſſung der Presbyterianer, unterſtützt werde. Jene biſchöfliche (episkopale) oder hohe Kirche iſt nun die in England herrſchende, und wird allein unter der Benennung der anglicaniſchen (engliſchen) Kirche verſtanden. Durch verſchiedene Gebräuche des äußern Gottesdienſtes, vorzüglich aber dadurch, daß die Biſchöfe das Regiment führen, unterſcheidet ſie ſich von der genfer Kirche, welcher blos Älteſte (griechiſch Presbyter) vorſtehen. Diejenigen, welche ſich in England zu der letztern bekennen, werden daher Presbyterianer, auch Puritaner — weil ſie eine von den in der biſchöflichen Kirche noch beibehaltenen Gebräuchen des catholiſchen Gottesdienſtes ganz reine Verfaſſung behaupten — genannt. Dieſer religiöſe Sectengeiſt war auch in ſeinen politiſchen Anſichten verſchieden, und verfolgte ſich gegenſeitig, ſo wie die Umſtände es geſtatteten. Aus den verſchiedenen kirchlichen Parteien gingen politiſche hervor, welche die öffentliche Ruhe in England mehr als einmal erſchüttert haben. In dem Schooſe der Puritaner entſtanden die Independenten, welche die Kirche eben ſo wenig den Älteſten als den Biſchöfen unterworfen wiſſen wollten. Durch ihre Unterſtützung bewirkte Cromwell die Revolution unter Carl I. In jenen unruhigen Zeiten bildeten ſich mehrere religiöſe Secten, deren mehr als zwanzig in England ſind. Nach vielen Kämpfen erhielten die Presbyterianer unter Wilhelm III. (1695) völlige Gewiſſensfreiheit durch die Duldungsacte (Act of Toleration). Seitdem iſt die biſchöfliche Kirche in England und Irland, und die presbyterianiſche in Schottland die herrſchende. Alle andre Secten werden geduldet und, mit Einſchluß der Presbyterianer, im Gegenſatz der Episkopalen, mit einem allgemeinen Namen Nonconformiſten oder Diſſenters genannt.

Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Duc d'), Neffe des Königs von Frankreich und älteſter Sohn des Grafen von Artois und Marie Thereſiens von Savoyen, wurde geboren zu Verſailles den 6ten Aug. 1775. Er wanderte 1789 mit ſeinem Vater aus. Länger als ein Jahr hielt er ſich bei ſeinem Großvater in Turin auf, wo er nebſt dem Herzog von Berry, ſeinem Bruder, vorzüglich mit dem Studium der Artillerie-Wiſſenſchaft ſich beſchäftigte. Im Auguſt 1792 ſtand er ſchon in Deutſchland an der Spitze eines Corps von Ausgewanderten. Die ungünſtigen Erfolge des ganzen Krieges zwangen ihn, den Schauplatz deſſelben zu verlaſſen. Er ließ ſich mit ſeinem Vater zu Edinburgh nieder, ging jedoch einige Zeit darauf nach Blankenburg im Herzogthum Braunſchweig, zurück, und endlich nach Mietau in Rußland. Hier vermählte er ſich den 10ten Juli 1799 mit der Prinzeſſin Marie Thereſe Charlotte de France, der einzigen Tochter ſeines unglücklichen Oheims Ludwigs XVI. 1801 verließ er Mietau und zog mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Oheim Ludwig XVIII. nach Warſchau unter königl. preußiſchen Schutz. Aber die Beſorgniſſe und das damalige Syſtem des Hofes von Berlin zwangen ſie 1805, zur abermaligen Auswanderung nach Rußland, wo ſie von Alexander I. die freundſchaftlichſte Aufnahme fanden. Von hier ging er nach England, wo Graf Artois ſich ſchon längſt niedergelaſſen hatte. Die ganze bourboniſche Familie wohnte auf dem einſamen Landgute Hartwell bei London, welches der König gekauft hatte, beiſammen. Der große Schlag, welchen die Kriege von 1812 und 13 vorbereitet hatten, geſchah endlich 1814. Die verbündeten Heere betraten Frankreichs Boden von Oſten her, und der Herzog von Wellington ſtand auch bereits an der weſtlichen Grenze. Der Herzog von Angoulême eilte, ſich

ſeinen Landsleuten zu zeigen. Am 2ten Febr. 1814 kam er im britiſch-ſpaniſchen Hauptquartier zu St. Jean de Luz mit einigen Getreuen an, und ließ ſogleich von hier aus jene berühmte Proclamation an die franzöſiſche Armée ergehen. („J'arrive, je suis en France, dans cette France qui m'est si chère.“) Schon hatten ſich die Bewohner von Bordeaux gegen Buonaparte erklärt, und nur noch keine Mittel gefunden, das Joch völlig abzuſchütteln, aber täglich eilten die eifrigſten Royaliſten an die Grenze, um dem Herzog ihre Dienſte anzubieten. Dieſer hielt endlich, unter dem Schutz des engliſchen Heers, am 12ten März ſeinen Einzug in Bordeaux. Feierlich verhieß der Herzog dem Maire vor den verſammelten Bürgern unter lautem Freudengeſchrei, Vergeſſenheit alles Vergangenen und Glück für die Zukunft! Drei Tage nachher erließ er eine Proclamation, worin er, Namens des Königs, vorzüglich Abſchaffung der Conſcription und gehäſſiger Abgaben, Ermuthigung des Handels und völlige Religionsfreiheit verſprach; aber zu gleicher Zeit Ruhe und Ordnung, ſonder allen Parteigeiſt, von den Franzoſen verlangte. Unermüdlich in ſeinem Eifer für den König, eilte er von Stadt zu Stadt, um Bürger und Soldaten zu gewinnen, und traf im Mai in Paris ein, wo er ſchon die ganze königliche Familie vereinigt fand. Er ward zum General-Oberſten der Küraſſiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. Als vermuthlicher Thronerbe lebte er nun ruhig in Paris und erwarb ſich immer neue Liebe durch ſeine beſcheidene Milde und reine Frömmigkeit. Im Febr. 1815 machte er mit ſeiner Gemahlin die ſo berühmt gewordene Reiſe in die mittäglichen Provinzen und ward überall mit dem regſten Enthuſiasmus empfangen. In Bordeaux erhielt er am 9ten März von Paris die Nachricht von der Landung Buonapartes, und zugleich mit der ausgedehnteſten Vollmacht die Ernennung zum Generallieutenant des Königreichs. Sogleich reiſte er ab, ſeine Gemahlin der Treue Bordeaux anvertrauend, und errichtete in Toulon ein neues Gouvernement, an deſſen Spitze er den Grafen Damas und den Baron von Vitrolles ſtellte. Indeſſen hatten ſich einige Linientruppen und Nationalgarden um ihn verſammelt, mit welchen er ohne Widerſtand, zu finden, bis gegen Montelimart vorrückte, hier am 30ſten März zum erſtenmal die Napoleoniſten ſchlug, und in Folge dieſes Treffens am 1ſten April in Montelimart einzog. Von hier rückte er gegen Valence, um in möglichſter Schnelligkeit Lyon zu beſetzen, und damit gegen Buonaparte ein Übergewicht zu gewinnen. Bei Loriol, auf den Höhen von Livron und an der Brücke über die Drome ſchlug er zum zweitenmale die Aufrührer; aber am 6ten April ward er bei St. Jaques angegriffen, bis gegen Valence zurückgedrängt, und von ſeinen Truppen verlaſſen. Bordeaux und Toulouſe fielen ab, er ſelbſt wurde bei Port St. Esprit angehalten und ſechs Tage gefangen geſetzt, endlich freigegeben und mit ſeinen Getreuen auf das ſchwediſche Fahrzeug Scandinavia zu Cette eingeſchifft. Er ſtieg zu Barcelona ans Land und begab ſich nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. aufs ehrenvollſte empfing. Bald näherte er ſich wieder der franzöſiſchen Grenze, um neue Mittel gegen Buonaparte in Bewegung zu ſetzen. In Puycerda erfuhr er am 10ten Juli, daß ſich Marſeille gegen Buonaparte empört hatte. Er ſchrieb ſogleich an den königlichen Comité in dieſer Stadt und ernannte den General Vicomte de Bruges bis zur Ankunft des General-Lieutenants, Marquis de Riviere, proviſoriſch zum Gouverneur. Während deß hatte er ſelbſt alle nach Spanien geflüchtete Franzoſen in ein Corps

verſammelt, und wollte damit eben die Grenze überſchreiten, als die Ereigniſſe in den Niederlanden Ludwig XVIII. die Thore der Hauptſtadt wieder öffneten. Sogleich eilte der Herzog von Bordeaux nach Toulouſe, wo er das königliche Gouvernement wieder herſtellte und in kurzer Zeit viele Bataillone königlicher Freiwilligen errichtete, welche zu vierjährigen Dienſten ſich verbindlich machten und für ihn die Feſtungen in den Pyrenäen, in den Alpen und an den Küſten beſetzten. Er beſetzte die Präfecturen und Tribunale mit Königlichgeſinnten. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris wurde er zum Präſidenten des Wahlcollegiums des Girondedepartements ernannt, und reiſte daher mit ſeiner Gemahlin am 15ten Aug. nach Bordeaux ab, wo er die Sitzungen des Wahlcollegiums mit einer kräftigen Rede des Dankes und der Aufmunterung eröffnete, und das Vergnügen genoß, die Wahlen nach Wunſch ausgefallen zu ſehen. Am 12ten Oct. ward er zum Präſidenten des 5ten Bureaux der Pairskammmer ernannt, erſchien aber ſo ſelten, wie die übrigen Prinzen vom Hauſe in ihrer Mitte. Politiſche Zänkereien und vielleicht mehr noch der ſtürmiſche Sectengeiſt zwiſchen Catholiken und Proteſtanten nöthigten den König bald, dieſen Prinzen wieder in die mittäglichen Provinzen zu ſenden, wo nach einigen Ausbrüchen des Parteigeiſtes die Ruhe wieder hergeſtellt ward. Bei der darauf am franzöſiſchen Hofe eingetretenen Spannung, hervorgegangen aus den getheilten Anſichten, die der König einer Seits, und die Prinzen des Hauſes anderer Seits über den Zuſtand Frankreichs und die zu ergreifenden Maßregeln hegten, richteten die Parteianführer oft den Blick nach ihm. Die ſpäter erfolgte Ausſöhnung zwiſchen dem König und dem Prinzen ſcheint endlich dieſen Zwiſt beendigt zu haben.

Angoulême (Marie Thereſe Charlotte, Madame Royale, Fille de France, Ducheſſe d'), Tochter Ludwigs XVI., wurde den 19ten Dec. zu Verſailles geboren. Frühe ſchon entwickelte ſich in ihr ein ſcharfer, durchdringender Verſtand, ein kräftiger Wille, Hang zur geiſtigen Bildung und die zarteſte Empfindung für das Unglück anderer. Kaiſer Paul I., welcher als Comte du Nord Frankreich bereiſte, nahm beim Abſchiede die vierjährige Prinzeſſin zärtlich in ſeine Arme und küßte ſie mit den Worten: Leben Sie wohl, ich werde Sie nicht wieder ſehen! Herr Graf, erwiederte das Kind, ich werde zu Ihnen kommen! Wer hätte damals den Einfall des kindlichen Gemüths für eine ſo traurig in Erfüllung gehende Prophezeiung gehalten? — Die Revolution brach mit allen ihren Schrecken herein, und die ganze königliche Familie ward in einem der Thürme des Tempels eingeſperrt. Endlich ward die Prinzeſſin im Dec. 1795 gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Öſterreichern in die Hände geſpielt hatte, ausgewechſelt und nach Wien geführt. Ihr damaliges Einkommen beſtand in den Zinſen eines Capitals von 400,000 Fl., welches die Erzherzogin Chriſtine von Öſterreich (verſtorb. Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen) ihr vermacht hatte. Während ihres Aufenthalts in der Kaiſerſtadt hatte Ludwig XVIII. beſchloſſen, ſie mit dem Herzog von Angoulême zu vermählen. Ihre Vermählung ward 1799 in Mietau gefeiert. Der Kaiſer von Rußland unterzeichnete den Vertrag, und hinterlegte ein Exemplar deſſelben in dem Archiv ſeines Senates. Der politiſche Zuſtand Rußlands nöthigte ſämmtliche Bourbonen im Jan. 1801, dies Reich zu verlaſſen und ſich nach Warſchau zu flüchten. Hier lebten ſie ziemlich ruhige, aber freudenleere Tage, bis zum J. 1805, wo ſie mit Bewilligung Kaiſer Alexanders nach Mietau zu-

zurückkehrten, gegen das Ende des J. 1806 aber durch die Siege Buonapartes genöthigt wurden, nach England zu flüchten. Ihren ſtillen Siz zu Hartwell verließ die Prinzeſſin zum erſtenmale auf die Einladung des Prinz Regenten am 4ten Juni 1811, zur Geburtsfeier Georgs III., wo ſie von dem ganzen Hofe mit der lebendigſten Theilnahme ausgezeichnet wurde. Der April 1814 brachte ihr endlich die frohe Kunde von dem Sturz des Kaiſers und von der Wiedererhebung der Bourbonen auf den Thron von Frankreich, und ſchon am 4ten Mai hielt ſie mit dem König ihren Einzug in Paris. Bei der Zurückkehr Napoleons nach Frankreich befand ſie ſich mit ihrem Gemahl gerade in Bordeaux. Alle ihre Bemühungen, dieſe Stadt dem König zu erhalten, waren vergebens, ſie ſchiffte ſich nach England ein, ging nach Gent und kehrte von da, bei der neuen Veränderung der Dinge, nach Paris zurück.

Angriff. Die Art des Angriffs im Kriege richtet ſich theils nach den Gegenſtänden, auf welchen er gerichtet iſt, theils nach den gegenſeitigen Streitkräften, theils nach der Beſchaffenheit des Bodens. In der Schlacht nimt man gewöhnlich viererlei Arten des Angriffs an. 1) Man greift mit einer Front an, die der feindlichen gleichlaufend iſt, wobei erfordert wird, daß man dem Feinde eine der ſeinigen wenigſtens gleiche Front entgegenſtellen kann; 2) man greift mit einer ſchiefen Linie an; 3) man wirft beide Flügel auf die feindlichen Flanken und hält die Mitte zurück; 4) man läßt die Mitte vorrücken und hält die Flügel zurück. Leztere Art anzugreifen iſt nur in wenigen Fällen anwendbar, denn die zurückgezogenen Schenkel des vorſpringenden Winkels können der Länge nach beſtrichen werden, Schüſſe, die den einen Schenkel von vorn treffen, kommen, wenn es nicht beſondere Umſtände verhindern, dem andern in den Rücken u. dgl. m. Greift man bei einer größern oder gleichen Front nur einen Flügel an, ſo muß der müßige Theil ſich unverzüglich da beſchäftigen, wo der Feind, um den angegriffenen Theil zu verſtärken, ſich geſchwächt hat. Um einen Angriff ſicher auszuführen, müſſen zuvor die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht ſein. Zu dem Ende muß man auf Kartätſchenſchußweite anrücken, oder doch die feindliche Artillerie in die Flanke zu nehmen im Stande ſein. Geht dies nicht an, ſo muß unverzüglich der Punct, wo eingedrungen werden ſoll, angegriffen werden. Der Angriff einer Feſtung (ſ. d. Art.) iſt ebenfalls verſchiedener Art, nämlich 1) Blokade oder Einſchließung, um den Plaz auszuhungern; 2) Erſteigung mit Leitern; 3) Überrumpelung durch Liſt oder Verrätherei; 4) Überfall mit ſtürmender Hand; 5) Bombardement; 6) die förmliche und 7) die bruskirte Belagerung, indem man ſich ſogleich der Außenwerke bemächtigt oder doch auf der Contreſcarpe feſten Fuß faßt. — Der Angriff auf eine Schanze wird, wenn er bei Tage erfolgt, mit Haubitz-Granaten eröffnet, und geſchieht mit eben ſo viel Abtheilungen, als die Schanze Seiten hat. Die zum Angriff des Eingangs beſtimmte Abtheilung muß vorzüglich mit Zimmerleuten verſehen ſein. Die vorangehenden Freiwilligen ſind nach Maßgabe der Umſtände mit Bretern, Hürden, Faſchinen, Schanzkörben oder Leitern verſehen, um damit Wolfsgruben und Gräben zu bedecken, auszufüllen oder zu überſteigen. Ihnen folgen Arbeiter mit Krampen und Schaufeln, Zimmerleute mit Äxten, Sägen und Brechſtangen, welche die etwanigen Palliſaden, ſpaniſchen Reiter oder Schlppverhaue wegſchaffen, nöthigenfalls einen Niedergang arbeiten, die Contreſcarpe abſtechen und Erde in den Graben werfen, während die

Freiwilligen auf den Feind feuern. Iſt Graben und Bruſtwehr erſtiegen, ſo wird letztere nebſt der Contreſcarpe ſo abgeſtochen, daß Cavallerie und Artillerie in die Schanze ziehen können. Hinter den Freiwilligen, unter denen auch Artilleriſten ſein müſſen, um das eroberte Geſchütz entweder zu bedienen, oder nöthigenfalls zu vernageln, und hinter den Arbeitern folgen ausgeſuchte Truppen mit ihren Geſchützbatterien und einiger Cavallerie, theils den Angriff zu unterſtützen, wenn die Freiwilligen allein zu ſchwach ſind, theils die Ausfälle des Feindes zu hindern oder zu erſchweren. Bei Nacht oder mit Tagesanbruch geſchieht ein ſolcher Angriff ohne vorherige Kanonade. Kann man nur mit wenigen Truppen angreifen, ſo richtet man den Angriff nur auf einige, auch wohl nur auf eine Seite, und in dieſem Falle nähert man ſich der Schanze an den Winkeln, als den gewöhnlich ſchwächſten Theilen derſelben. Redouten oder abgeſonderte Verſchanzungen werden mit ſo vielen Abtheilungen angegriffen, als auf einzelne Werke ein gleichzeitiger Angriff ausgeführt werden ſoll. Da die Truppen gedeckt zwiſchen den Werken durchgehen, und den hinter denſelben ſtehenden Feind angreifen müſſen, ſo beſtimmt dies hinreichend, welche Werke man vorzüglich in Beſchäftigung zu erhalten ſuchen muß. Hinter jeder Infanterielinie befindet ſich einige Cavallerie. Sind die angreifenden Truppen am Rande des Grabens, ſo geht die Cavallerie durch die gedeckten Zwiſchenräume und fällt über den Feind her. Gelingt der Angriff, ſo folgen einige Bataillone Infanterie mit einer leichten Geſchützbatterie nach. Das erſte Treffen Infanterie macht 3000 Schritt vor der Verſchanzung Halt, um den Rückzug zu decken, wenn etwa der Angriff mißglücken ſollte. Die Kanonen feuern in der Weite von 600 Schritt den Umſtänden nach, entweder auf die Truppen hinter den Verſchanzungen, oder auf die nebenliegenden Werke, oder endlich auf die etwa herbeieilende Unterſtützung. Wird der Feind geworfen und ein Paar Redouten erobert, ſo geht die Infanterie mit der Artillerie ebenfalls durch die Zwiſchenräume. Nimt man auf dieſe Art die drei Flügelredouten weg, ſo hat man den Feind in die Flanke genommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als durch ein Rechtsumkehrt aus der Redoutenlinie herauszumarſchiren und ſeine Fronte zu verändern.

Anhalt. Das Herzogthum Anhalt iſt, wie faſt alle deutſche Staaten, aus mehrern kleinen Ländern zuſammengeſetzt. Die urſprüngliche Beſitzung des herzoglichen Hauſes war Ballenſtädt und die dazu gehörige Gegend, deren Beſitzer Graf Eſico durch ſeine Mutter Hilda, die aus dem Geſchlechte der öſtlichen Markgrafen entſproſſen war, 1031 deren beträchtliche Allodien zwiſchen der Elbe und Saale erbte und ſeinem Sohne Albrecht hinterließ, deſſen jüngerer Sohn, Otto, die anhaltiſchen Stammgüter überkam. Dieſer Otto heirathete die jüngere Tochter des Herzogs Magnus von Sachſen, Eslike, mit ihr die Anſprüche auf das Herzogthum Sachſen, daß er jedoch gegen die Guelf-Eſten nicht behaupten konnte, und nannte ſich zuerſt Graf von Askanien und Aſchersleben. Sein Sohn war der berühmte Albrecht der Bär, der die Lauſitz und die Mark Soltwedel 1134 erhielt, durch glückliche Kriege mit den Wenden ſelbige mit der Mittelmark vermehrte, und der erſte Markgraf von Brandenburg wurde. Er erwarb dazu noch Orlamünde, Plötzkau und beträchtliche Güter in Thüringen. Von ſeinen ſieben Söhnen erhielt Otto die Mark Brandenburg, Hermann die Grafſchaft Orlamünde und Bernhard die anhaltiſchen Allodien mit Plötzkau und den thüringiſchen Gütern. Der Stamm der beiden er-

ſtern ſtarb aus, aber Bernhard wurde der nähere Stammvater der jetzigen Herzoge von Anhalt und 1180, nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachſen, welches er auf ſeinen zweiten Sohn Albrecht, das Anhaltiſche aber auf den ältern Heinrich vererbte. Dieſer Heinrich führte zuerſt den Titel Fürſt von Anhalt, und hinterließ drei Söhne: Heinrich den Fetten, welcher Aſchersleben, den Harz und die thüringiſchen Güter für ſich nahm, und die aſcherslebenſche bis 1316 blühende Linie ſtiftete; Bernhard, welcher Ballenſtädt, Bernburg und einige der thüringiſchen Güter überkam und der Stifter der alten bernburger, bis 1468 blühenden, Linie wurde, und Siegfried, welcher in der Theilung Deſſau, Köthen, Koswigk und Roslau überkam. Die von dieſem letztern geſtiftete Linie brachte 1307 die Herrſchaft Zerbſt und 1370 die Grafſchaft Lindau an ſich, und theilte ſich 1396 abermals in zwei Zweige: Zerbſt, welcher 1526 erloſch, und Deſſau, in welchem der Stamm fortblühete. Joachim I. aus dieſer Linie bekam die ſämmtlichen anhaltiſchen Länder, ſo viel davon noch übrig waren, wieder zuſammen, vereinigte ſie in ein Ganzes und legte dadurch den Grund zu der nachherigen Verfaſſung dieſer Länder. Er ſtarb 1586 und hinterließ fünf Söhne, von welchen vier ſich in das väterliche Erbe dergeſtalt theilten, daß der ältere, Johann Georg, Deſſau; der zweite, Chriſtian, Bernburg; der vierte, Rudolph, Zerbſt, und der fünfte, Ludwig, Köthen erhielt; der dritte, Auguſt, wurde mit Gelde abgefunden, doch behielt ſich derſelbe vor, daß bei dem Abgange einer der vier Linien er oder ſeine Nachkommen in deren Antheile folgen ſollten. Dies letztere geſchah 1665, wo deſſen Söhne den damals erledigten köthenſchen Antheil erhielten. So blühten bis auf die neueſte Zeit in dem Hauſe Anhalt vier fürſtliche Linien, bis 1793 die zerbſter mit dem Fürſten Friedrich Auguſt ausſtarb, worauf deren Antheil bis auf die Allodialherrſchaft Jever, welche an die ruſſiſche Dynaſtie und ſpäterhin an die holſtein-gottorpſche des Hauſes Oldenburg gelangte, unter die drei Linien Deſſau, Bernburg und Köthen vertheilt wurde. Dieſe drei Linien beſtehen noch jetzt und haben ſich durch das eingeführte Erſtgeburtsrecht vor weitern Theilungen bewahrt, ſo daß die nachgebornen Prinzen mit einer Apanage abgefunden werden. Die bisher regierend geweſene köthenſche Linie iſt zwar im Dec. 1818 mit dem minderjährig verſtorbenen letzten Zweige derſelben erloſchen, das Land jedoch an die apanagirt geweſene Nebenlinie dieſes Hauſes Anhalt-Pleß gefallen, und alſo in politiſcher Hinſicht dadurch keine Änderung eingetreten. Die der Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Schaumburg unter bernburgiſcher Landeshoheit überlaſſen geweſenen vier Ämter Hoym, Zeitz, Belleben und Froſe ſind nach deren Erlöſchen im Mannsſtamm 1812 an die Linie Bernburg zurückgefallen. Im April 1807 nahmen die Fürſten von Anhalt den Herzogstitel an. Übrigens iſt das Haus gegenwärtig dem deutſchen Bunde beigetreten und hat mit Oldenburg und Schwarzburg gemeinſchaftlich die 15te Stimme in der Bundesverſammlung erhalten, im Plenum aber führt jedes der drei Häuſer eine beſondere Stimme. Jedes derſelben hat in ſeinem Antheile die Landeshoheit, doch ſtehen alle drei in einer Geſammtung, nach welcher nicht allein jeder Linie die Erbfolge in den Antheilen der übrigen vorbehalten, ſondern auch die landſtändiſche Verfaſſung und das davon abhängende Credit- und Schuldenweſen von dem Geſammthauſe abhängig iſt, und unter der obern Leitung des jedesmaligen Seniors des Hauſes, jetzt der Herzog von Bernburg, ſteht. Das ſeit 1806 herzogliche Haus führt ei-

nen gemeinſchaftlichen Titel und Wappen, und iſt der reformirten Religion zugethan, wozu ſich auch der gröſsere Theil des Landes bekennt; doch finden ſich unter den Einwohnern auch viele Lutheraner und einige Juden. — Die Länder des Hauſes Anhalt liegen gröſstentheils zwiſchen dem Harze und der Elbe und ſind von der preuſsiſchen Provinz Sachſen eingeſchloſſen: fruchtbare Länder mit wohlhabenden Bewohnern, die theils vom Ackerbau und der Viehzucht, im Bernburgiſchen aber auch vom Bergbau ſich nähren, und nur unbedeutende Manufacturen unterhalten. Sie umfaſſen zuſammen ein Areal von 48 Q. Meilen mit 117,200 Einwohnern. (S. Deſſau, Bernburg, Köthen, Wörlitz.)

Ankarſtröm (Joh. Jac.), der Mörder Guſtavs III., war anfangs Page am königl. ſchwediſchen Hofe, dann Unterofficier beim Leibregiment, in der Folge Fähndrich bei der Leibgarde. Sein Vater war Oberſtlieutenant und Ritter vom Schwertorden. Er hatte einen leidenſchaftlichen und düſtern Charakter, und bewies ein ſtetes Miſsvergnügen mit den Maſsregeln des Königs, zumal als dieſer die Macht des Senats und der Groſsen einſchränkte, um die königliche Gewalt mit mehr Nachdruck ausüben zu können. Hiermit vereinigte ſich noch ein Privathaſs, der durch einen verlornen Proceſs erregt worden war. 1783 erhielt er ſeinen Abſchied, heirathete, zog aufs Land, kam aber 1790 wieder nach Stockholm. Er vereinigte ſich hier mit mehreren vom Adel, namentlich mit den Grafen Horn und Ribbing, den Freiherren Bielke und Pechlin, dem Oberſtlieutenant Liljehorn u. a. und ſie beſchoſſen in ihren geheimen Zuſammenkünften den Tod des Königs. Ankarſtröm bat, ihm die Ausführung zu überlaſſen, allein Ribbing und Horn ſtritten mit ihm darum; ſie loſten und das Loos entſchied für Ankarſtröm. Eben hatte der König einen Reichstag in Gefle zuſammenberufen (1792) und die Verſchwornen gingen dahin. Hier fand ſich jedoch keine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen. Die Beſchlüſſe des Reichstags erbitterten ſie nur noch mehr. Der König kam nach Stockholm zurück; man wuſste, daſs er den 15ten März die Maskerade beſuchen würde. Hier beſchloſs man, ihn zu ermorden. Damit man ſich nicht in der Perſon irren möchte, rief Graf Horn den König an: guten Tag, ſchöne Maske. Sogleich ſchoſs Ankarſtröm auf den König, der an der Seite des Grafen von Eſſen über den Saal ging (vergl. Guſtav III.), warf die Gewehre weg und verlor ſich unter der Menge. Dieſe Waffen aber wurden ſeine Verräther; er ward feſtgeſetzt, und geſtand ſein Verbrechen, weigerte ſich jedoch ſtandhaft, die Mitverſchwornen zu verrathen. Es wurde daher ihm der Proceſs gemacht, und am 29ſten April 1792 das Todesurtheil ausgeſprochen. Er ward mehrere Tage mit Ruthen gepeitſcht, und auf einem Karren aufs Schaffot gezogen. Überall bewies er die gröſste Ruhe, rühmte ſich ſeiner That, und endigte ſein Leben 31 Jahre alt. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberſt Liljehorn wurden für immer des Landes verwieſen; er allein verlor das Leben.

Anker ſind a) in der Baukunſt mancherlei Arten gekrümmter Klammern und Haken, womit man beim Bauen Steine, Holz, Balken, Säulen, Wände rc. feſter vereinigt. Nach dem verſchiedenen Gebrauche nehmen ſie auch verſchiedene Namen und Geſtalten an, indem ſie bald als ein S, X, Y oder T und noch anders gebildet ſind. b) In der Schifffahrt das Werkzeug, welches beſtimmt iſt, das Schiff auf den Flüſſen, auf der See oder im Hafen feſtzuhalten. Sie ſind von ſo verſchiedener Gröſse, daſs ihr Gewicht von 25 bis 6000 Pfund an-

ſteigt. Nach ihrer mannichfaltigen Beſtimmung und ihrem Gebrauch erhalten ſie verſchiedene Namen. Der Schiffsanker iſt eigentlich eine große eiſerne Stange oder Ruthe, welche unten zwei, auch wohl vier gekrümmte und mit ſpitzzugehenden Schaufeln verſehene Arme erhält. Man hat auf den vollſtändig ausgerüſteten Schiffen folgende verſchiedene Arten von Ankern, als Pflicht= oder Nothanker, die größten, welche nur in der äußerſten Noth ausgeworfen werden, die mittleren ſind der große und der kleine Buganker, die kleinereu ſind der Strom- und der Flußanker. Den Anker aufſetzen, heißt den Anker auf den Kranbalken, der vorn auswendig am Schiffe befindlich iſt, bringen und daran befeſtigen. Den Anker bekleiden, heißt die Schaufeln des Ankers mit Bretern wegen des ſchlechten, d. h. das Anker nicht haltenden Grundes verbinden, um zu verhindern daß das Schiff nicht ſchleppt. Den Anker kappen, heißt das Tau des Ankers abhauen. Dies geſchieht, wenn man Eile hat, um beim Sturm ſchnell in die hohe See zu ſtechen, oder weil ein Schiff einem Caper entfliehen, oder ein andres Schiff raſch angreifen will. Ankern, vor Anker legen, Anker werfen, bedeuten die Operation des Auswerfens des Ankers, um das Schiff ſtehend zu machen. Durch Lichtung des Ankers zieht man ſolchen in die Höhe und kann nun das Schiff fortſegeln. Das Anker ſchleppt oder treibt vor Anker, wenn es im Ankergrund nicht feſt liegt und der Wind oder die Flut oder Ebbe das Schiff fortführen. Ankergrund iſt entweder Sand, Schlick oder Steingrund. Erſterer, vermiſcht mit Muſcheln, hält das Anker am beſten, weniger gut Schlickgrund, am ſchlechteſten Steingrund, worin Anker und Taue ſich leicht beſchädigen und letztere brechen. — Ankerhaken iſt ein am Taue befeſtigter Haken, womit der Anker aus dem Grunde losgemacht wird. Ankergeld iſt die Gebühr, welche jeder Schiffer für die Erlaubniß, auf einer Rhede oder in einem Hafen Anker zu werfen, geben muß. Solches bezahlt nach Seerechten immer der Schiffer, niemals der Verſicherer und gehört nicht zu den Havereikoſten. Ankerrecht iſt die Befreiung von dieſem Ankergelde. Ankerſtock iſt ein großes Stück Holz, woran der Stiel des Ankers befeſtigt iſt. Anker- oder Kabeltaue ſind große, dicke Hanfſeile, die an den Anker gebunden werden, um mittelſt derſelben das Schiff vor Anker zu legen, gewöhnlich 120 Klafter lang. Ankerwächter oder Ankerbuoy iſt ein groſtes Stück Holz oder auch eine auf dem Waſſer ſchwimmende Tonne, um die Lage des Ankers auf dem Grunde anzuzeigen.

Anlage bedeutet in der Technik der ſchönen Künſte den Entwurf, welcher vor der Ausführung eines Kunſtwerks gemacht wird, und in welchem alle weſentliche Theile deſſelben angegeben ſind. Wollte ein Künſtler ohne einen ſolchen Entwurf ſogleich zur Ausführung ſchreiten, ſo liefe er Gefahr, ein Werk zu liefern, das weder Einheit hätte, noch ein ſchönes Ganze ausmachte. — In der Pſychologie nennen wir Anlage einen gewiſſen Grad angeborner Fähigkeiten zum Guten oder Böſen. Sind es Fähigkeiten zur Erlernung und Ausübung einer Kunſt, ſo bedeutet das Wort Anlage ſo viel als Talent, häufig auch einen nur geringern Grad deſſelben.

Anlauf, ſ. **Ablauf**.

Anleihen nennt man diejenigen Schulden, welche Regierungen und Staaten machen, die keinen Schatz geſammelt haben, und doch beim Ausbruche eines Kriegs, oder bei der erzwungenen Theilnahme an demſelben, die Heere, Flotten und Feſtungen in ſchlagfertigen Stand ſetzen, mit Waffen, Pferden, Kriegsvorräthen und Le-

bensmitteln verſorgen ſollen. Dieſe Anleihen kann der Staat auf eine ſiebenfache Art machen. Die älteſte und natürlichſte Art, beträchtliche Summen zu borgen, iſt 1) die Verpfändung der Domänen, Herrſchaften, ganzer Provinzen und Länder, der Juwelen und Kronen. Die zur Sicherheit der Gläubiger verſchriebenen Länder und Leute gingen oft als Unterpfand vom Vater auf den Sohn und Enkel über. Der Pfandinhaber betrachtete ſich als Eigenthümer, verfuhr als ſolcher und auch die Unterthanen ſahen ihn als ſolchen an. So verloren die Kronen manche Domäne, manche Provinz und manche Juwele. 2) Der Staat kann, wie der Privatmann und Kaufmann, borgen, indem er die ihm geleiſteten Dienſte, und die ihm gelieferten Waaren, entweder mit ausgeſtellten Zetteln, Papier, Bons, Scheinen mit und ohne Zinſenbetrag und Zeitbeſtimmung der Wiederbezahlung dem Borger bezahlt, oder er läßt alle erhaltene Dienſte und Sachen in Rechnung ſtellen, wie der Kaufmann, wo alsdann der Zahlungstermin unbeſtimmt bleibt. Auf die erſtere Art borgt Englands Finanzminiſter durch die Schatzkammerſcheine ungeheure Summen, die noch obenein ohne vorgängige Bewilligung des Parlaments geborgt werden können. 3) Wird geborgt durch freiwillige Anleihen und Gewährleiſtung der Landſtände auf beſtimmte Zeiten nach dem gewöhnlichen oder nach höherem Zinsfuße, und Angabe der Mittel, woraus Zinſen und Capital wiederbezahlt werden ſollen. 4) Durch gezwungene Anleihen, wenn die Regierung wenig oder gar keinen Credit mehr hat; von Zinſen iſt hier ſelten die Rede; und die Wiederbezahlung des Darlehns iſt noch ſeltener. 5) Durch Anticipiren oder Verpfänden der Staatseinkünfte auf ein und mehrere Jahre, nach welchen durch den oder jenen Zweig der öffentlichen Einkünfte die Bezahlung des Capitals und der Zinſen erfolgen ſoll. In dieſem Falle zahlen die Gläubiger den Ertrag der verpfändeten Einkünfte im voraus. 6) Durch Fundirung oder Verpfändung der Einkünfte auf immer; eine Methode, von der die alte Welt auch nicht einmal eine Idee hatte. Bei derſelben verpflichtet ſich der Staat entweder auf beſtändige Zeiten zur Bezahlung der gewöhnlichen Zinſen, oder zur Bezahlung einer den Zinſen gleichkommenden Annuität (ſ. d. A.). Borgt der Staat auf Einkünfte gegen Zinſen, die nur während einer beſtimmten Reihe von Jahren bezahlt werden ſollen, ſo muß er höhere Zinſen zahlen. Der beſtimmte Termin aber kann auf eine Anzahl von Jahren auf die Lebenszeit eines Menſchen gehen. Im erſtern Falle heißen die Zinszahlungen Zeitrenten, im letztern aber Leibrenten und Tontinen (ſ. d. Art.). Die aus Anleihen entſtehenden Staatsſchulden gehören zwar, nach den kunſtvollen Beweiſen von Pinto (Essay on Credit p. 9), Hope (Letter on Credit. p. 19), Champion (Reflexions on the national debt. II. 24 etc.) zum Nationalreichthum, aber ſie werden nie den Nationalreichthum vermehren (ſ. Montesquieu Esprit de Loix XXII. p. 17), wenn gleich die Geſchichte Völker nennt, deren Nationalreichthum mit ihren Schulden ſich vermehrte; ſo wie ſich auch Völker in Menge aufführt, deren Wohlſtand abnahm, weil ihre Schulden ſtiegen. 7) Endlich borgt der Staat oder macht Anleihen durch Verfertigung und Ausgebung des Papiergeldes. (S. **Staatspapiere**.)

Anmuth, ſ. **Grazie**.

Anna, der letzte zur Regierung gelangte Zweig des nun gänzlich erloſchenen Hauſes Stuart auf dem großbritanniſchen Throne, geb. zu Twickenham bei London im J. 1664. Ihr Oheim,

Carl II., hatte ſeit vier Jahren den blutigen Thron Carls I. wieder beſtiegen; ſie aber war die zweite Tochter erſter Ehe Jacobs I., damaligen Herzogs von York, mit Anna Hyde, Tochter des berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur römiſchen Kirche zurückgekehrt, und ſo wurde Anna nach den Grundſätzen der anglicaniſchen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, Bruder König Chriſtians V. von Dänemark, vermählt. Als 1688 die Partei, welche den Prinzen von Oranien aufforderte, ſeinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, wäre Anna, die Lieblingstochter Jacobs II., gern bei ihrem Vater geblieben. Aber ſie wurde von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewiſſermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten, und beſtieg, nachdem 1694 ihre Schweſter Maria und 1702 deren Gemahl Wilhelm III., kinderlos verſtorben waren, auch ſie ſelbſt ſchon 1699 ihren einzigen Sohn, den jungen Herzog von Gloceſter, durch den Tod verloren hatte, den engliſchen Thron, und wurde als Königin, bei ihren nur mäßigen Geiſtesgaben, und bei den großen Ereigniſſen, an denen ihre Regierung ſo reich war, von Marlborough und deſſen Gemahlin beherrſcht. Alle Parteien ſchienen zu wetteifern, welche die neue Regentin am herzlichſten empfangen könnte. Die Tories waren zufrieden, das Scepter in den Händen einer Tochter Jacobs II. zu wiſſen, und hofften, das alte Fürſtenhaus bald in der männlichen Linie zurückgerufen zu ſehen. Die Whigs freuten ſich wenigſtens, daß die Königin, treu der Tripelalliance, ſich der Herrſchſucht Ludwigs XIV. entgegenſtellte, um die Freiheit Europas zu vertheidigen, und die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Krone in einem Hauſe zu verhindern. So nahm ſie Antheil an dem ſpaniſchen Erbfolgekriege, in welchem England Gibraltar eroberte, der einzige wichtige Erwerb dieſes eilfjährigen Kriegs. Ferner wurden unter Annas Regierung England und Schottland unter dem Namen Großbritannien mit einander vereinigt, und ſo ſehr auch die Königin die Wiedereinſetzung ihrer Familie wünſchte, wurde doch die Nachfolge dem Hauſe Hannover beſtimmt. Jacob verſuchte vergebens eine Landung in Schottland; die gute Königin Anna mußte ſogar eine Bekanntmachung unterzeichnen, wodurch ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt wurde. Von 17 Kindern, die ſie geboren hatte, war keins am Leben geblieben, und als eine Witwe von 44 Jahren gab ſie den Bitten der Parlamenter, eine neue Heirath zu ſchließen, kein Gehör, vielleicht um der Wiedereinſetzung ihrer Familie kein neues Hinderniß in den Weg zu legen. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tories zu legen, welche die Stimmung aller drei Königreiche für ſich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Goldophin, Sunderland, Sommers, Devonſhire, Walpole, Camper wurden durch Harley (nachmals Grafen von Oxford), Bolingbroke, Rocheſter, Buckingham, Georg Granville und Simon Harcourt erſetzt, und das Parlament aufgelöſt. Man beſchloß den Frieden. Marlborough ward angeklagt, entſetzt und verwieſen. Indeß ſcheint Anna, ungeachtet der Schritte, welche ſie öffentlich gegen ihren Bruder that, die Hoffnung, ihm die Nachfolge zu ſichern, nicht aufgegeben zu haben; aber die unverſöhnliche Feindſchaft Oxfords und Bolingbrokes, von denen erſterer den letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünſtige, wurde ihr zu einem unüberſteiglichen Hinderniß. Bekümmert, ihren geheimen Wunſch nicht erfüllt zu ſehen, verfiel ſie in einen Zuſtand der Schwäche und Lethargie und ſtarb den 20ſten Juli 1714. Die Worte: „O mein

theurer Bruder, wie beklage ich dich!" welche ſie auf dem Sterbebette ausſprach, enthüllten das Geheimniß ihres ganzen Lebens. Die Regierung Annas war übrigens nicht nur durch große Waffenthaten ausgezeichnet, ſondern auch das goldene Zeitalter der Literatur.

Anna Iwanowna, Kaiſerin von Rußland, geboren 1693. Sie war die Tochter Iwans, ältern Bruders von Peter dem Großen, vermählte ſich mit dem Herzog von Kurland, ward Witwe und beſtieg 1730 den Thron der Czaaren auf eine Weiſe, die Erwähnung verdient. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in ſeinem ſechzehnten Jahre geſtorben; die jungen Prinzen Iwan und Baſil Dolgorucky hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Oſtermann die Regierung geführt. Da dieſer ſich ſchmeichelte, unter einer Fürſtin, der er den erſten Unterricht im Leſen gegeben hatte, ſein Anſehen zu behalten, bediente er ſich ſeines ganzen Einfluſſes, um der Herzogin von Kurland die Krone zu verſchaffen. Er gewann den Senat und die in Moskau verſammelten Großen, und ſo ward Anna den beiden Töchtern Peters des Großen vorgezogen, und der Fürſt Baſil Dolgorucky beauftragt, ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als er bei ihr eintrat, fand er einen ſchlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab, ſich zu entfernen. Dieſer aber war nicht eben geneigt zu gehorchen, und als Dolgorucky ihn bei dem Arm nahm, um ihn zur Thür zu führen, hinderte ihn Anna. Nur zu bald lernten die Dolgorucky dieſen Mann kennen; es war Ernſt Johann von Biren, der bald im Schutze ſeiner Gebieterin Rußland beherrſchte. Anna, die anfangs verſprochen hatte, ihren Günſtling zu entfernen und die unumſchränkte Gewalt der Czaaren einzuſchränken, war kaum auf den Thron geſtiegen, als ſie beides zu erfüllen verweigerte und ſich als Selbſtherrſcherin aller Reußen ankündigte. Biren ſetzte jetzt ſeiner Ehrſucht keine Grenzen. Die Dolgorucky wurden die erſten Opfer derſelben. Sie wurden theils hingerichtet, theils verwieſen. Gleiches Schickſal hatten ihre Freunde. Gegen 12,000 Menſchen ſtarben auf dem Blutgerüſt und über 20,000 wurden in die Wüſteneien Sibiriens verbannt. Mehrmals ſoll die Kaiſerin ſich ihm zu Füßen geworfen und vergebens Thränen und Bitten angewendet haben, um ihn zu beſänftigen. Ungeachtet des Widerſtandes des Adels, der wenige Jahre zuvor ihn nicht einmal als bloßen Edelmann hatte anerkennen wollen, war er auf den Willen der Kaiſerin zum Herzog von Kurland ernannt worden. Indeß muß man auch geſtehen, daß Biren (ſ. d. Art.), bei aller Tyrannei im Innern, die Macht Rußlands nach außen erweiterte und ihr Achtung verſchaffte. Anna ernannte ihn ſterbend zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan (von Braunſchweig); aber der letzte Wille dieſer Fürſtin ward nicht vollzogen. Sie ſtarb 1740.

Annaberg, eine der wichtigſten Manufacturſtädte, doch minder wichtige Bergſtadt des ſächſiſchen Erzgebirges. Sie iſt eine von den mittlern Städten, führt auch unter dieſer auf den Landtagen im weitern Ausſchuſſe den Vorſitz, und enthält in 610 Häuſern etwa 5000 Einwohner. Als ſeit 1492 der Bergbau in dieſer Gegend, beſonders am Schrecken- und Schottenberge, außerordentlich ergiebig wurde, ſo daß man die Anlegung einer neuen Stadt für nöthig hielt, um der ſtets anwachſenden, vom leichten Erwerb großer Reichthümer gelockten Menſchenmenge Unterkommen zu verſchaffen, wurde 1496 im Namen des Herzogs Albert der Grundſtein dieſer neuen Stadt gelegt, welche

in wenig Jahren durch den mächtigen Hebel des reichen Bergbaues vollendet da ſtand. Anfänglich war ihre Verfaſſung, ſo wie die Mehrheit ihrer Einwohner, bergmänniſch. Späterhin, als der Bergbau wieder ſank, und Barbara Uttmannin das Spitzenklöppeln erfand, wenigſtens einheimiſch machte, traten Gewerke an die Stelle des Bergbaues; doch wird noch jetzt Silber, Zinn und Kobalt genommen; auch iſt in der Nähe ein guter Marmorbruch. Als Albas Tyrannei die proteſtantiſchen Belgier vertrieb, wanderten von daher viele Poſamentierer ein, und die Spitzen-Manufactur erhielt eine Schweſter in der jetzt ſo bedeutenden Bandfabrication. Annaberg liefert weißzwirnene und ſchwarzſeidene Spitzen, verſchiedene Sorten Gorl- und Schmelzſpitzen, Bänder in den verſchiedenſten Gattungen, mehrere Sorten Franzen, Kleiderbeſetzungen und andere Poſamentier-Arbeiten. Die Anzahl der Poſamentierer beläuft ſich blos für Annaberg auf 400 Meiſter, 100 Geſellen und 200 Lehrlinge.

Annaten, ein Jahr ordentlicher Einkünfte, welche dem Papſte von einer geiſtlichen Pfründe bei Ertheilung der Bulle gegeben werden, wem er ſolche ertheilt hat. Die Cocordata germaniae berechtigten den Papſt gewiſſermaßen zur Hebung der Annaten, welche indeß das baſeler Concilium 1431 unterſagte. Sie entſtanden im 14ten Jahrh. Rom hat eine allgemeine Kanzleitaxe der Einkünfte aller geiſtlichen Pfründen.

Annomination iſt eine muſikaliſche Redefigur mit Hinſicht auf Bedeutung, welche in einer Wiederholung, wenn nicht derſelben Wörter, doch von Wörtern deſſelben Stammes, beſteht, und welche ſich zur ſüßen Zierlichkeit und lieblichen Tändelei neigt, aber auch ſehr leicht in kindiſche Spielerei ausartet, und daher mit großer Vorſicht angewandt werden muß. Bei Klopſtock finden wir:

Laß, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder.

und bei Tieck:

Wenn ich ſtill die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Annuitäten ſind eine Art Leibrenten, die jährlich, oder halb-, oder vierteljährig, oder auf gewiſſe Jahre, oder auf Lebenszeit, oder auch für immer von einem Staat oder von Geſellſchaften oder Privaten zu zahlende Summe Geldes an den Inhaber einer ſo erkauften oder erworbenen Geldhebung (Annuität). Den Käufer oder Erwerber einer Annuität bewegt zum Ankauf oder Erwerb derſelben immer die Idee eines Gewinns, der für ſeine Individualität Reiz hat, bald die Gewißheit einer ſtehenden oder ſteigenden Hebung, bald der höhere Zinsfuß über die ihm bekannte gewöhnliche ſichere Geldnutzung, bald die Einfachheit der Verwaltung eines ſo angelegten Vermögens. Es gibt darüber die mannichfaltigſten und ſinnreichſten Zuſammenſetzungen. In den Annuitäten auf gewiſſe Jahre wird die Summe und die Zeit, von der ſie zu laufen anfangen und wenn ſie aufhören, klar ausgeſprochen. Man pflegt gemeiniglich dem Vorſchlagsplan eine umſtändliche Berechnung beizufügen, um klar darzulegen, daß die gewöhnlichen Intereſſen der Kaufſumme als Baſis gerechnet, beim Ankauf jener Annuität ſich für die Käufer ein nicht ganz unbeträchtlicher Gewinn anbietet. In den Annuitäten auf Lebenszeit überläßt man

bisweilen dem Käufer ſeinem eigenen Kopf, oder einem andern, oder mehrern eine lebenslängliche Rente zu beſtimmen, die oft derjenige gar nicht bezieht, deſſen Lebensdauer verſichert worden iſt, wie das z. B. bei den Neckerſchen Leibrenten in Frankreich der Fall war, wo die Käufer der Leibrente auf einen Kopf 10 Procent, auf zwei Köpfe 9 und auf drei Köpfe 8 Procent Jahrrente empfingen. Gewöhnlich pflegen aber diejenigen, welche ſolche Leibrenten verkaufen, die Rata nach der zurückgelegten Lebensperiode des verſicherten Kopfs und der wahrſcheinlichen Dauer des Lebens in jedem Stadium feſtzuſetzen. Bisweilen tritt auch eine Geſellſchaft zuſammen, welche einander gegenſeitig ſolche Annuitäten verſichern und die Raten allmählig ſteigen laſſen, ſo wie immer mehr Intereſſenten ausſterben und pflegt man denn die Intereſſenten ungefähr gleicher Jahre in eine Claſſe zuſammenzuſetzen. Bisweilen werden ſolche Annuitäten auf entfernte Zeiten verſchoben, wo der Genuß erſt aber dann auch um ſo ſtärker zu laufen anfängt. Damit diejenigen, die zu ſolchen Speculationen auf Gewinn und Verluſt Neigung haben, die Probabilitäten, worauf die Unternehmer die Verſicherung anbieten, deutlich überſehen können, iſt es Gebrauch, Tabellen über die gewöhnliche Lebensdauer dem Publicum vorzulegen, das, durch wahren oder idealiſchen Vortheil bewogen, ſich zu Geldanlage entſchließt. Am einfachſten ſtellen ſich die Berechnungen bei ſogenannten ausgebotenen ewigen Renten, die keine Loskündigung von Seiten des Erwerbers zulaſſen. Man pflegt da dem gewöhnlichen Zinſenfuße zu folgen, wenn der ausbietende Verkäufer Credit hat und ſogar bisweilen noch weniger. Befindet ſich aber der Credit des Ausbietenden nicht in dieſer glücklichen Lage; ſo muß er bisweilen weit höhere Zinſen dem Käufer verſichern, als der ganz ſichere Hypothek gebende Privatmann auszuloben pflegt. Übernimmt ein Privatmann auf ein Grundſtück ſolche unablösliche Schulden: ſo wird das in Fällen, wo das Geld rar und die Rente billig iſt, den Verkauf zu hohen Preiſen erleichtern, deſto mehr aber einem hohen Kaufpreiſe ſchaden, wenn im Ankaufe Geld im Überfluſſe vorhanden iſt. Nur in den ehemaligen öſterreichiſchen Niederlanden findet man ſehr allgemein dieſe Art der Capitalsanlegung auf unablösliche Renten nicht blos auf Landgüter, ſondern auch auf ſtädtiſche Grundſtücke. Man vergl. mit dieſem Art. die über Lebensverſicherung, Tontine Fonds und andere.

Annunciaden, ſ. Franciscaner.

Anodyna (aus dem griechiſchen *οδυνη*, der Schmerz und dem beraubenden *α*), ſchmerzſtillende Mittel. Dieſe allgemeine Benennung enthält eigentlich eine große Mannichfaltigkeit von Mitteln in ſich, denn da der Schmerz von ſehr verſchiedenen Urſachen entſtehen kann, ſo müſſen natürlich auch die Mittel dagegen verſchieden ſein. So kann z. B. ein Schmerz von Entzündung herrühren; und kühlende Mittel, laue feuchte Aufſchläge, zuweilen ſelbſt Aderlaß, Abführungsmittel, ſind hier ſchmerzſtillend. Ein andermal ſind es erhitzende Mittel, z. B. bei Nervenſchwäche und Krämpfen. In dieſer Rückſicht gehört auch der Liquor anodynus Hoffmanni, obgleich nur uneigentlich, unter die ſchmerzſtillenden Mittel. Im engern Sinne verſtand man ſonſt unter den Anodynis ſolche Mittel, welche durch ihre unmittelbare Wirkung auf das Nervenſyſtem, indem ſie nämlich die Empfindlichkeit deſſelben vermindern, die Empfänglichkeit für den ſchmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. In den älteſten Zeiten, als die Arzneimittellehre erſt anfing, aus ihrer Kindheit ſich zu

erheben, und vorzüglich die Lehre von den Giften und Gegengiften mehr als irgend ein anderer Theil der Heilkunſt bearbeitet wurde, beobachtete man auch die ſchmerzſtillende Eigenſchaft vieler hierher gehörigen Arzneikörper näher, und machte daher eine eigene Claſſe aus dieſen Mitteln. Weil man an dem ſchon damals gebräuchlichen Mohnſaft die Eigenſchaft, für den Schmerz unempfindlich zu machen, in vorzüglichem Grade bemerkte, ſo gab man ihm nicht nur den erſten Platz in dieſer Abtheilung der Mittel, ſondern man belegte vorzugsweiſe alle Miſchungen, worin das Opium ſich befand, mit dem Namen Anodyna.

Anomalie heißt die Abweichung von der Regel. Das Abweichende heißt Anomalon, anomaliſch. Man gebraucht dieſen Ausdruck in der angegebnen Bedeutung in der Grammatik; ferner in der Aſtronomie, um den von der ungleichen Geſchwindigkeit der Planeten abhängigen Abſtand derſelben in ihrer Bahn vom Puncte der Sonnenfernen zu bezeichnen.

Anordnung, als Kunſtausdruck, iſt im Allgemeinen die jedem Werke der ſchönen Kunſt nothwendig regelmäßige Verbindung ſeiner Theile zu einem Ganzen, einer Einheit. Es gibt eine geiſtige und eine ſinnliche Anordnung; jene bringt den Stoff in den innern, dieſe in den äußern Zuſammenhang. Alles Mannichfaltige iſt einander entweder bei- oder untergeordnet; in beiden Fällen muß die Verbindung, wenn aus der Vielheit eine Einheit werden ſoll, nach nothwendigen Regeln geſchehen, welche zugleich die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit in den Verhältniſſen des vereinten Mannichfaltigen hervorbringen. Alles Mannichfaltige in einer Einheit ſteht aber zu einander in einem dreifachen Verhältniß, entweder als Grund zur Folge (ſubjectiv), Urſache zur Wirkung (objectiv), oder als Mittel zum Zweck, oder als Theil zum Theil. Was aller Verbindung, Ordnung und Anordnung zum Grunde liegt, iſt alſo das Geſetz der Cauſalität und das Geſetz der Proportion, jedes entweder für ſich oder beide in Vereinigung. Um erſteres Geſetz aber in Ausübung bringen zu können, muß nothwendig in jedem Kunſtwerke ein Hauptgedanke, eine Hauptfigur herrſchen, und dieſen, um ſich durch jeden einzelnen Theil möglich zu machen, alles Andere untergeordnet ſein. Grund und Folge, Urſache und Wirkung ſind demnach verbunden, und in dieſer Unterordnung gibt ſich das Geſetz der Cauſalität zu erkennen. Es begründet in Verbindung der Gegenſtände die doppelte Nothwendigkeit, daß ſie zuſammentreten in das Verhältniß als Urſache zur Wirkung, als Mittel zum Zweck. Bis hierher erſcheint die Kunſt der Anordnung als abhängig vom Motiviren; denn motiviren heißt, alles ſo anlegen, daß immer eins als aus dem andern folgend erſcheint. Aber auch die Bedingungen der Zeit müſſen berückſichtigt werden. Im Zeitverhältniß erſcheint eine Handlung nicht blos durch Grund und Folge, Urſache und Wirkung verbunden, ſondern auch als Theil zum Theile und als Theil zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunſtwerk dem Geſetze der Proportion unterworfen. Jetzt iſt nur noch übrig, daß auch ein Geſammteindruck hervorgebracht werde. Dazu wird wieder eine eigene Art der Anordnung erfodert, daß ſich nämlich alles verhalte wie Mittel zum Zweck. Wenn man die erſte Anordnung die pragmatiſche, die zweite die ſtetige nennt, ſo kann man dieſe die lyriſche oder muſikaliſche nennen. Die erſte thut den Bedingungen der Vernunft und Einbildungskraft, die zweite den Bedingungen der Zeit, die dritte dem Gefühl genug. Regeln über dieſe verſchiedenen Arten der Anordnung laſſen ſich nicht

geben; das wahrhaft künſtleriſche Genie bringt ſie auch unbewußt in Ausübung, der Theoretiker ſtudiere ſie an den Meiſterwerken ſelbſt.

Anorganiſch, der Gegenſatz von organiſch. (S. Organ.)

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe), einer der ausgezeichnetſten Orientaliſten des 18ten Jahrhunderts, war zu Paris den 7ten December 1731 geboren. Nachdem er ſeine Studien mit Auszeichnung auf der Univerſität daſelbſt vollendet, ſtudierte er zu Auxerre und dann zu Amersfort Theologie, fand ſich aber bei weitem mehr von dem Studium der hebräiſchen, arabiſchen und perſiſchen Sprache angezogen. Er ging daher nach Paris, wo ſein Fleiß auf der Bibliothek die Aufmerkſamkeit des Abbé Sallier, Aufſehers der Manuſcripte, auf ihn zog. Dieſer machte ihn ſeinen Freunden bekannt, welche dem jungen Anquetil in der Eigenſchaft eines Zöglings für die orientaliſchen Sprachen einen mäßigen Gehalt auswirkten. Zufällig fielen ihm einige nach einem Zend-Manuſcript copirte Blätter in die Hände. Jetzt fand er keine Ruhe mehr. Indien ward das Ziel ſeines Lebens. Er faßte den Entſchluß, dieſes Land zu bereiſen, um die heiligen Bücher der Parſen zu entdecken. Die Gelegenheit ſchien ihm günſtig; in dem Hafen von l'Orient ward eben eine Expedition nach Oſtindien ausgerüſtet, aber die Bemühungen ſeiner Beſchützer, ihm die Mitreiſe auszuwirken, ſchlugen fehl. Anquetil geht zu dem Werbecapitän, nimt Dienſte, und reiſt als gemeiner Soldat, den Mantelſack auf dem Rücken, 1754 von Paris ab. Sobald ſeine Beſchützer davon hören, eilen ſie zu dem Miniſter, welcher, in gerechter Bewunderung eines ſo ſeltenen Eifers für die Wiſſenſchaften, ihm die freie Reiſe und einen Gehalt bewilligt. Nach einer Fahrt von neun Monaten ſtieg Anquetil zu Pondichery ans Land. Sobald er daſelbſt das Neuperſiſche gelernt hatte, ging er nach Chandernagor, wo er hoffte, das Sanſcrit ſtudieren zu können. Allein in dieſer Hoffnung ſah er ſich getäuſcht; er war im Begriff, wieder abzureiſen, als ihn eine Krankheit befiel, von der er nur mühſam genas, und kaum war er dieſer Gefahr entgangen, als der Krieg zwiſchen Frankreich und England ausbrach. Chandernagor ward eingenommen, und Anquetil, der den Zweck ſeiner ganzen Reiſe zu verfehlen fürchtete, beſchloß, zu Fuße nach Pondichery zurückzukehren. Nach einer mühſeligen und gefahrvollen Reiſe von mehr als drei Monaten langte er daſelbſt an, und ſchiffte ſich nach Surate ein; aber um das Land kennen zu lernen, wie er die Küſte von Coromandel kennen gelernt hatte, ſtieg er zu Mahé ans Land und reiſte zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit die Bedenklichkeiten einiger parſiſchen Prieſter (Deſtour) zu beſiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi ſo weit, daß er ein Wörterbuch und einige andere Werke aus dieſen Sprachen überſetzen konnte. Er beſchloß hierauf, die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Geſetze der Hindu zu Benares zu ſtudieren, als die Einnahme von Pondichery ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Er beſtieg ein engliſches Schiff, erreichte London, beſuchte Oxford und kam 1762 nach Paris zurück, mit einem Schatz von 180 Manuſcripten und andern Seltenheiten. Der Abbé Barthelemy und ſeine andern Freunde wirkten ihm eine Penſion aus, mit dem Titel und dem Amte eines Dolmetſchers der morgenländiſchen Sprachen bei der königlichen Bibliothek. 1763 ward er Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften. Jetzt fing Anquetil an, die ſo mühſam einge-

ſammelten Materialien zu verarbeiten; es erſchienen von ihm nach und nach der Zend-Aveſta, die morgenländiſche Geſetzgebung, ſeine hiſtoriſchen und geographiſchen Unterſuchungen über Indien und ſein Werk über den Handel. In der Folge begann die Revolution ſeine Ruhe zu ſtören. Ihren Gräueln ſich zu entziehen, brach er alle ſeine Verbindungen ab, verſchloß ſich in ſein Zimmer und hatte keinen andern Freund, als ſeine Bücher, keine andern Erholungen, als die Erinnerung an ſeine theuern Braminen und Parſen. Die Früchte dieſer Zurückgezogenheit waren ſein Werk: l'Inde en rapport avec l'Europe und die nicht zu enthüllenden Geheimniſſe (Oupnek'hat, 2 Bde. 4. 1084), letzteres die Überſetzung eines perſiſchen Auszugs aus den Vedas ins Lateiniſche. Als das Nationalinſtitut an die Stelle der vormaligen Akademien getreten war, ernannte es Anquetil zu ſeinem Mitgliede. Durch anhaltende Arbeiten und eine höchſt karge Diät erſchöpft, ſtarb er den 17ten Jan. 1805 zu Paris. Umfaſſende Gelehrſamkeit, die Kenntniß faſt aller europäiſchen Sprachen und eine raſtloſe Thätigkeit waren bei Anquetil mit der lauterſten Wahrheitsliebe, einer geſunden Philoſophie, einer ſeltenen Uneigennützigkeit und dem trefflichſten Herzen verbunden.

Anſatz bedeutet in der muſikaliſchen Terminologie die Bildung der Lippen des Flötenbläſers, wenn er ſolche zum Blaſen an das Inſtrument ſetzt; woher ſich der Ausdruck, guter oder ſchlechter Anſatz, ſchreibt. Der Anſatz iſt beim Flötenblaſen ſehr wichtig, denn durch ihn wird der Ton voll oder matt, angenehm oder hart.

Anſchauung bedeutet im engern Sinne eine durch Geſichtsempfindung, im weitern Sinne jede durch die Empfindung irgend eines Sinnes unmittelbar erlangte Vorſtellung. Vereinigen wir beides, ſo erhalten wir von ihr die Erklärung als einer, nicht mittelbar durch Verſtandsbegriffe erlangten, ſondern unmittelbar auf den Gegenſtand durch den Sinn bezogenen Vorſtellung. Sie iſt unter allen Arten der Vorſtellungen die klarſte und lebhafteſte, dabei aber auch die beſchränkteſte, einzeln, individuell, an das Gegebene wie an die Geſetze der Sinnlichkeit gebunden, und unfähig, über die Grenzen ſinnlicher Wahrnehmbarkeit hinauszugehen. Dieſe Wahrnehmbarkeit aber iſt zwiefacher Art, und wie es einen äußern und innern Sinn gibt, ſo auch eine äußere und innere Anſchauung. Alles, was im Raum iſt, gibt äußere Anſchauungen, was hingegen in der Zeit iſt, was wir nur als Veränderungen in uns wahrnehmen, Gedanken, Bilder der Einbildungskraft, welche gar nicht räumlich ſind, gibt innere Anſchauungen. Da alles Äußere aber Vorſtellung, und mithin nothwendig in irgend einer Zeit iſt, ſo folgt, daß alles Äußere auch zugleich ein Inneres ſei, und man kann ſich daher räumliche Gegenſtände durch die Einbildungskraft im Gemüth vorſtellen. Umgekehrt kann das Innere, nur in der Zeit Vorſtellbare, nicht zugleich auch ein Äußeres ſein, woraus folgt, daß die letzteren Vorſtellungen keine Geſtalt haben. Wenden wir das Geſagte auf die ſchöne Kunſt an, deren Geſchäft es iſt, alles Äußere zu verinnern und alles Innere zu veräußern, ſo ſehen wir dadurch nicht nur den Unterſchied von Künſten der Zeit und des Raums begründet, ſondern es gehen auch aus dieſen beiden nothwendigen Bedingungen aller Kunſtdarſtellung weſentliche Geſetze für das Darzuſtellende und die Darſtellungsart dieſer Kunſtarten hervor, deren Grenzſcheibe ſich dadurch beſtimmen laſſen wird. Indem wir uns jedoch begnügen, hier angedeutet zu haben, was wir unter dem Artikel Künſte weitläuftiger ausführen werden, kehren wir zu unſerm Ge-

genſtande zurück, und bemerken, daß ſelbſt die Wirkung eines ſchönen Kunſtwerks großen Theils von ſeiner Anſchaulichkeit abhängt, und daß es um ſo lebhafter wirken, durch ſeine Klarheit um ſo beſſer gefallen wird, je mehr ſich die Darſtellung den Anſchauungsvorſtellungen nähert. Die Anſchaulichkeit, worunter wir im Allgemeinen die Eigenſchaft der Klarheit, Deutlichkeit, Gewißheit und Überzeugungskraft einer Vorſtellung, Erkenntniß u. ſ. w. verſtehen, liegt in einem Werke ſchöner Kunſt einmal in der Form des Ganzen, und dann in Darſtellung und Ausdruck jedes Einzelnen. Die Anſchaulichkeit in der Form des Ganzen beſteht darin, daß alle Theile auf eine ſolche Weiſe verbunden ſind, um ohne Hülfe des Gedächtniſſes und Verſtandes von der Einbildungskraft gleichſam unmerklich zuſammengefaßt und in ihrer Folge begriffen werden zu können. In Darſtellung und Ausdruck jedes Einzelnen muß Anſchaulichkeit vorhanden ſein, weil ſonſt der Mangel an Klarheit und Lebhaftigkeit das Kunſtwerk trocken und matt machen würde. Dazu iſt nöthig möglichſte Verſinnlichung im Ausdruck durch Beiwörter, Bilder, Gleichniſſe, Anſpielungen, Metaphern und Figuren.

Anſchauungslehre nennt Peſtalozzi die Anweiſung zu ſeinem Verfahren, die Kinder zum Bewußtſein der Zahlen- und Maßverhältniſſe zu bringen, d. h. zum Unterricht im Rechnen und in der Geometrie, weil er dabei darauf ausgeht, die Kinder in Stand zu ſetzen, daß ſie die zu bildenden Größen in allen ihren Theilen und Beziehungen mit Selbſtthätigkeit ſinnlich anſchauen. Er bewerkſtelligt dieſe Anſchauung durch ſeine Einheitentafel, die dem Auge ein ſinnliches Bild von den Verhältniſſen des Decimalſyſtems gibt und durch planmäßiges Vorzeigen regelmäßiger mathematiſcher Figuren und Körper, zu deren Nachbildung die Kinder angeleitet werden. Es iſt anerkannt, daß dieſe Lehrart die beſte Vorbereitung zu höhern mathematiſchen Studien iſt, aber auch als Übung und Gewöhnung der jugendlichen Verſtandskraft zum regelmäßigen Denken hat ſie einen großen Werth, den ihr bis jetzt nur diejenigen abſprechen konnten, die ihre Wirkſamkeit entweder noch nicht durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatten, oder ſich dagegen durch die Beſorgniß einnehmen ließen, als werde die kindliche Seele durch das lückenloſe, ſtrenggeordnete Fortſchreiten dieſes Unterrichts in einen Mechanismus eingeſchränkt, der das freie Spiel der Kräfte hemmen und den Geiſt für andere an keine ſo ſtrenge Regel zu bindende Wiſſenſchaft abſtumpfen müſſe. Dieſe Beſorgniß erſcheint jedoch ungegründet, wenn man bedenkt, daß die Kraft durch Übungen, wobei das Kind ſich den Unterrichtsſtoff durch eignes Bewußtſein bildet, und der Lehrer nur den Gang angibt, ungemein geſtärkt und von jedem fremden Zwange frei werden muß; und was jene genaue Ordnung betrifft, dem ohnehin zu willkürlichen Herumſchweifen des kindlichen Geiſtes doch wahrlich nicht beſſer Einhalt gethan werden kann, als durch eine Lehrart, die zur Regelmäßigkeit nöthigt. Auch hat die Erfahrung glaubwürdiger Erzieher dargethan, daß Kinder, die man nach der Anſchauungslehre unterrichtete, wenn ſie ſonſt nicht ſtumpfſinnig waren, ſich zur Erlernung jeder andern Wiſſenſchaft fähiger zeigten, als andre, denen man die Fertigkeit, mathematiſche Aufgaben zu löſen, durch Eintrichtern der Rechnungsſätze und geometriſche Formeln beizubringen geſucht hatte; denn jene hatten durch den Peſtalozziſchen Gang des Unterrichts in den Zahlen- und Maßverhältniſſen eine ſo klare Anſchauung von den Gründen und der Nothwendigkeit der mathematiſchen Schlußfol-

gen, und eine ſo große Gewandtheit in der Zuſammenſtellung der Grö-
ßen erlangt, daß es ihnen natürlich geworden war, bei jedem andern Unterrichtsſtoffe nach dem Warum zu fragen und ſich zum Begriff zu erheben. Freilich iſt durch dieſe Übungen zunächſt nur für die Fertigkeit in äußern Anſchauungen geſorgt, und in wie fern ſie auch zur Fähigkeit für rein innere und ſittliche Anſchauungen beitrage, iſt bis jetzt weder durch die theoretiſchen Unterſuchungen der Erzieher, noch durch eine allgemeine Erfahrung befriedigend dargethan worden. Der moraliſche und religiöſe Unterricht kann, ſeiner Natur nach, dieſe Lehrart nicht annehmen; eben ſo wenig verträgt die Geſchichte, die im Gebiete der Freiheit fortſchreitet, und nie zur lückenloſen Vollſtändigkeit gebracht werden kann, die Naturgeſchichte und Geographie, die es mit hiſtoriſchen, von außen gegebenen Stoffen, deren innere nothwendige Regel ſich bis jetzt keinesweges befriedigend nachweiſen ließ, zu thun hat, der Sprachunterricht, der, den Mechanismus des Leſens abgerechnet, ſich der Willkür des Lebens, das die Sprache fortwährend bildet, nicht ganz entziehen kann, ſich mit einem Entwickelungs- und Stufengange, der lückenlos zwei aus eins entſtehen läßt. Gewinnen werden aber alle dieſe Unterrichtsſtoffe an Faßlichkeit, Ordnung und Haltbarkeit, wenn ſie der ſtrenge gründliche Geiſt der Peſtalozziſchen Lehrart belebt und Zöglinge zu ihnen geführt werden, deren Gemüth durch jene Übungen geſetzt und ernſthaft geworden iſt. Die Anwendung des Verfahrens auf das Zeichnen, wie beſonders Joſeph Schmidt ſie verſucht hat, wurde vorzüglich von den Künſtlern gemißbilligt, deſto glücklichern Einfluß gewann ſie aber auf den Singunterricht durch Pfeiffer und Nägeli, und in mehreren Bürgerſchulen Deutſchlands auf die Schreibekunſt. (Vgl. Peſtalozzi.) E.

Anſchudde wird in Niederſachſen ein ſolches Stück Land genannt, welches von dem Fluſſe an das Ufer angeſetzt wird.

Anſon (George), deſſen Name in den Jahrbüchern der engliſchen Schifffahrtskunde glänzt, war 1697 zu Shuckborough in Staffordſhire geboren und widmete ſich früh dem Stande, in welchem er ſich verewigen ſollte. 1716 diente er als Secondlieutenant unter John Norris in der Oſtſee, und 1717 und 1718 unter George Byng gegen die Spanier. Als 1739 das Miniſterium einen Bruch mit Spanien als unvermeidlich anſah, warf es ſeine Augen auf Anſon, und ernannte ihn zum Befehlshaber einer Flotte in der Südſee, gegen den Handel und die Niederlaſſungen dieſer Nation. Ungeachtet ſeiner Thätigkeit nahm die Ausrüſtung faſt ein Jahr weg und beſchränkte ſich, dem anfänglichen Plan zuwider, auf fünf größere und drei kleinere Fahrzeuge, welche 1400 Mann führten. Er verließ mit dieſem Geſchwader England am 18ten Sept. 1740, und ward bei dem Herausfahren aus le Maires Straße von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang hinderten, das Cap Horn zu umſchiffen. Von den übrigen Schiffen getrennt, erreichte Anſon die Inſel Juan Fernandez, wo noch drei andere ſeiner Schiffe, jedoch in dem kläglichſten Zuſtande, wieder zu ihm ſtießen. Kaum aber hatte ſich die Mannſchaft einigermaßen erholt, als er, unter Aufgebung des einen Fahrzeuges, von neuem auslief, mehrere Priſen machte, und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er der reichen jährlichen Manilla-Galeone vergebens aufgelauert hatte, ſah er ſich genöthigt, nicht nur einen großen Theil der Beute, ſondern auch die beiden andern Schiffe zu verbrennen, um das einzig noch übrige (den Centurion) gehörig bemannen zu können, mit welchem er ſich nach Tinian, einer der

Diebsinſeln, rettete. Hier ſtand ihm ein neues Unglück bevor. Ein Orkan riß den Centurion mit ſich fort. Anſon ließ ein kleines, auf der Inſel gefundenes, Fahrzeug vergrößern und ſegelte nach einigen Wochen Ruhe nach Macao. Hier entwarf er den kühnen Plan, die Galeone von Acapulco wegzunehmen. Zu dem Ende verbreitete er das Gerücht von ſeiner Rückkehr nach Europa, richtete aber ſtatt deſſen ſeinen Lauf nach den Philippinen und kreuzte bei dem Vorgebirge Spiritu-Santo. Nach einem Monat ungeduldigen Harrens erſchien die erwartete Galeone, die, im Vertrauen auf ihre Überlegenheit, das Gefecht begann. Aber die Tapferkeit der Engländer ſiegte und die Galeone, deren Werth ſich auf 400,000 Pfund Sterl. belief, ward genommen; die früher gemachte Beute überſtieg 600,000 Pfund. Mit dieſen ungeheuern Reichthümern kam er nach Macao zurück, verkaufte ſeine Priſe, und behauptete mit Kraft gegen die chineſiſche Regierung zu Kanton die Rechte ſeiner Flagge. Von hier ging er endlich nach Europa zurück, ſegelte unentdeckt durch die franzöſiſche Flotte im Canal und langte zu Spithead am 15ten Juni 1744, nach einer Abweſenheit von drei Jahren und neun Monaten, an. Dieſe gefahrvolle Reiſe war für Erd- und vorzüglich für Schifffahrtskunde (Nautik) durch genauere Unterſuchung unbekannter Meere und Küſten ſehr ergiebig geweſen, und die unter Anſons eigener Leitung verfaßte Beſchreibung derſelben hat ihre Ergebniſſe der Welt dargelegt, wiewohl wir nicht verkennen dürfen, daß ihnen der eigentlich wiſſenſchaftliche Zweck fehlt. Anſon ward nach ſeiner Rückkunft Contre-Admiral der weißen, dann Vice-Admiral der blauen Flagge und Parlamentsglied. Sein Sieg über den franzöſiſchen Admiral Jonquière beim Cap Finisterre 1747 verſchaffte ihm die Pairſchaft und den Grad eines Vice-Admirals von England. Der König erhob ihn zum Baron von Soberton und vier Jahre nachher zum erſten Lord der Admiralität. 1758 befehligte er die Flotte von Breſt, unterſtützte die Landung der Engländer bei St. Malo und Cherbourg, und nahm die zurückgeſchlagenen Truppen in ſeine Schiffe auf. Endlich 1761 erlangte er die höchſte Würde eines Admirals und Oberbefehlshabers der Flotte, welche die Königin nach England führen ſollte. Er ſtarb plötzlich 1762 auf ſeinem Gute Moor-Park, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Anſpach, oder Onolzbach, ehemalige Reſidenz der Markgrafen von Anſpach-Baireuth, jetzt Hauptſtadt des baieriſchen Rezatkreiſes und Sitz der Kreisbehörden, von 1016 Häuſern und 12,800 Einw. mit einem ſchönen Schloſſe, einem Gymnaſio, und mancherlei Fabriken. Auch verdienen die Anlagen des geheimen Raths von Lenz, bekanntlich einer der geiſtreichſten und witzigſten Schriftſteller unſerer Zeit, in mehr als einer Hinſicht Aufmerkſamkeit. Der letzte Markgraf, Carl Alexander, trat ſowohl dies Fürſtenthum, als das 1709 geerbte Baireuth am 2ten Dec. 1791 an ſeinen Lehnserben, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ab. König Friedrich Wilhelm III. vertauſchte im Jahre 1806 Anſpach gegen Berg an Baiern und trat im tilſiter Frieden 1807 an Frankreich Baireuth ab, das ſolches 1809 ebenfalls an Baiern übertrug.

Anſpielung, Alluſion, iſt einer von den Tropen (Redefiguren), welche eine Vorſtellung durch eine aus einer andern Sphäre übergetragene bezeichnen, und beſteht in der Beziehung eines Begriffs auf einen einzelnen bekannten Gegenſtand, um demſelben dadurch mehr Lebhaftigkeit zu ertheilen. In dieſer Hinſicht iſt die Anſpielung meiſt ein Werk des Witzes und gefällt durch die gut aufgefaßte Ähnlichkeit

der beiden Ideen, in welcher häufig ſelbſt eine Pointe enthalten liegt. Man kann aber von dieſer bildlichen Anſpielung noch eine eigentliche unterſcheiden, welche in einer leiſen Hindeutung auf etwas, das nicht ausdrücklich geſagt werden ſollte, dem andern aber hinzuzudenken überlaſſen wird, beſteht. — Beide Arten der Anſpielung ſind auch dem bildenden Künſtler verſtattet, der ſie jedoch mit ungleich größerer Vorſicht gebrauchen muß, als der Redekünſtler.

Anſtand iſt die genaue und ſchickliche Übereinſtimmung unſers ganzen Betragens in Reden, Geberden und Handlungen mit gewiſſen Vollkommenheiten und Verhältniſſen. Die Übereinſtimmung ſoll ſchicklich ſein in Beziehung auf Alter, Geſchlecht und Stand. Dem Weibe ziemt Schamhaftigkeit, Sittſamkeit und Nachgiebigkeit; dem Alter Würde und Ernſt; dem Kinde natürliche Unbefangenheit, Fröhlichkeit und Anſchmiegung u. ſ. w. Man kann den Anſtand in den natürlichen und willkürlichen eintheilen. Es gibt gewiſſe nothwendige äußere Zeichen, wodurch gewiſſe innere Vollkommenheiten ausgedrückt werden. Der Inbegriff dieſer Zeichen macht den natürlichen Anſtand aus, den wir nicht vernachläſſigen dürfen, weil ſonſt die Übereinſtimmung unſeres Betragens und unſerer Sitten mit andrer Menſchen Empfindungen und Meinungen fehlen würde. Der willkürliche beruht auf Convention, angenommenen Sitten und Gewohnheiten, und wird von uns aus denſelben Gründen beobachtet.

Anſteckung, ſ. Einflüſſe und Epidemie.

Antal ein in Ungarn gebräuchliches Weinmaß, etwas größer als ein Anker.

Antäus, der rieſenhafte Sohn Neptuns und der Erde (Gäa), welcher in einer Höhle in Libyen wohnte und jeden ankommenden Fremdling zum Kampfe zwang. Von ſeiner Mutter ſtets mit neuer Kraft verſehen, ſo lange er ſie berührte, erſchlug er alle, und pflanzte ihre Schädel um ſeine Wohnung auf. Aber Herkules, den er auch zum Kampfe forderte, merkte ſchnell den Zauber der Unüberwindlichkeit, umſchlang ſeinen Leib, und erſtickte ihn, indem er ihn ſchwebend in den Lüften hielt.

Antediluvianiſch, vorſündflutlich, was vor der Sündflut war. Daß unſere Erde und das Menſchengeſchlecht weit über die gewöhnlich mit dem Namen der Sündflut (ſ. d. Art.) bezeichnete Überſchwemmung hinausreiche, leidet wohl keinen Zweifel; mit Recht ſpricht man daher von einem antediluvianiſchen Zeitalter u. ſ. w. Die gelehrte Grübelei hat aber auch von einer antediluvianiſchen Geiſtesbildung und ſelbſt Literatur geträumt und Forſchungen darüber angeſtellt, die jedoch ſo wenig auf Thatſachen beruhen, daß ſie zu den eitlen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes zu zählen ſind.

Antēnor, ein edler Trojaner. Beim Homer erſcheint er als der verſtändige Greis. Er herbergte Ulyß und Menelaus während ihrer Geſandtſchaft in Troja, begleitete den Priamus auf das Schlachtfeld zu dem zu ſchließenden Bündniß, und ſchlug nach Ajar und Hektors Zweikampf, wiewohl vergeblich, vor, die Helena zurückzugeben. Daraus vermuthlich hat man geſchloſſen, Antenor ſei ein Griechenfreund geweſen, und die Sage von ſeinem begangenen Verrath darauf begründet. Er ſoll den Griechen das Palladium verſchafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd ſelbſt geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verſchont, was ſich aber durch die ehemalige Gaſtfreundſchaft Antenors mit Menelaus erklärt. Er ſelbſt wurde wie Äneas

gerettet und gleich ihm Stifter einer neuen Dynaſtie. Die Nachrichten darüber lauten verſchieden. Am bekannteſten iſt die von Virgil angenommene Sage, daß er nebſt ſeinen Söhnen nach Thrazien gewandert, von dort aber mit den Henetern nach Italien gegangen ſei, wo er die henetiſche Provinz am adriatiſchen Meere mit Patavium (Padua) gegründet habe.

Anteros, in der Fabellehre der Gott der Gegenliebe. Die Alten erzählen, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachſen ſei, bis ihm ſeine Mutter vom Mars den Bruder Anteros geboren habe. Eine liebliche Dichtung, um anzuzeigen, daß die Liebe der Gegenliebe bedarf. Nach einigen neuern Auslegern iſt jedoch der Anteros eine der Liebe feindſelige Gottheit, oder die Antipathie.

Anthologie (griechiſche). Es wurden im Alterthume mehrere Blumenleſen (dies bedeutet das Wort) oder Sammlungen kleinerer, meiſtens epigrammatiſcher Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern, die ſich durch vorzügliche Schönheit und Naivetät in Gedanken, Wendungen und Ausdrücken auszeichneten, veranſtaltet. Der erſte Sammler der Art war Meleager, ein Syrer, der etwa 90 Jahre vor Chr. Geb. aus fremden und eigenen Gedichten eine Auswahl machte; ſpäter thaten ein gleiches Philippus von Theſſalonich, wahrſcheinlich zur Zeit Trajans, Diogenianus Herakleota unter Hadrian, Strato im 2ten Jahrh. nach Chr. Geb., der die Meleagerſche Sammlung vermehrte, und Agathias im 6ten Jahrh., der blos neuere Stücke ſammelte und ſie in ſieben Büchern verfaßte. Aber alle dieſe ältern Sammlungen ſind für uns verloren gegangen. Was wir noch beſitzen, ſind zwei ſpätere, die eine von Conſtantinus Kephalas im 10ten Jahrh. der bei ſeiner Leſe die frühern, beſonders die von Agathias, ſehr benutzte, die andere von Maximus Planudes, im 14ten Jahrh., einem Mönch zu Conſtantinopel, der aber durch ſeine geſchmackloſe Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verſtümmelte als vermehrte. Letztere iſt die gewöhnlichſte. Sie enthält ſieben Bücher, die, mit Ausnahme des fünften und ſiebenten, in Unterabtheilungen nach alphabetiſcher Ordnung zerfallen. Nur in einzelnen Theilen ſtimmt ſie mit der Anthologie des Kephalas zuſammen, die ſich in einem einzigen Codex, welcher von Heidelberg nach Rom kam, erhalten hat. Die neueſte und vollſtändigſte Ausgabe des Urtextes iſt von Jacobs, mit einem ausführlichen Commentar. Im Deutſchen iſt durch Herders, Sonntags, Stolbergs, Voßens, Conzens, Jacobs und anderer Überſetzungen die griechiſche Anthologie nicht mehr unbekannt, und die reiche Fülle poetiſchen Lebens, die in dieſen kleinen Gemälden herrſcht, die Zartheit ſchöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, hat die Gemüther unbefangener Leſer mit verdienter Bewunderung ergriffen.

Anthropognoſie (griechiſch), Menſchenkunde, im Gegenſatze von Anthropologie, Menſchenlehre, inſofern ſie jemand beſitzt. Der Wunſch und das Bedürfniß, den Menſchen, d. h. ſich ſelbſt, und insbeſondere andere kennen zu lernen, ward Veranlaſſung, die Menſchenkunde auf verſchiedenen Wegen zu ſuchen. Der einzige wahre Weg, durch Studium der Anthropologie und Pſychologie dahin zu kommen, wurde vielmals verlaſſen, und verſucht, auf Wegen von außen her, durch Studium körperlicher Eigenheiten zur Seelenkunde oder Kenntniß des innern Menſchen zu gelangen. Dieſen Beſtrebungen hat die Chiromantie ihr Daſein zu danken, und darin hat die verkehrte An-

wendung der Phyſiognomik und der Schädellehre ihren Grund. Menſchenkunde, d. h. Kenntniß der Menſchen, wie ſie ſind, entwickelt ſich nur aus der mehr oder minder vorhandenen Anlage oder dem dunkeln Gefühle, den innern Menſchen zu verſtehen, und wird wohl am ſicherſten durch Beobachtung der Menſchen ausgebildet.

Anthropolithen, Verſteinerungen menſchlicher Körper oder Körpertheile. S. Verſteinerungen.

Anthropologie (griechiſch) bezeichnet die Naturgeſchichte des Menſchen, und zwar in dem Verſtande, als man das Wort gewöhnlich bei uns braucht, aus der ganzen Summe von Kenntniſſen des Phyſiſchen und Geiſtigen im Menſchen, ſo viel, als jeder gebildete Mann, der auch nicht Arzt iſt, bedarf, um den Menſchen kennen zu lernen, und zugleich die Berührungspuncte, welche zwiſchen der Geſetzgebung und dem Richteramte mit der Arzneikunde Statt finden, einzuſehen. Hieher gehört alſo aus der Anatomie und Phyſiologie ſo viel als jenem Zwecke entſpricht, um den Bau und die Theile des Körpers ſowohl, als auch deren Verrichtungen kennen zu lernen; ferner aus der Pſychologie dasjenige, was ſie uns Erfahrungsmäßiges über die Seele, deren Eigenſchaften und Vermögen lehrt. (Vergl. Anatomie.) H.

Anthropomorphismus, ſ. Abgötterei.

Anthropomorphiten, oder Audianer, nannte man die Anhänger des Audius oder Audäus, eines Lehrers in Syrien, der, nach Scythien vertrieben, das Chriſtenthum zu den Gothen brachte, und um 370 n. Chr. ſtarb. Der Bann der orthodoxen Kirche zog ihnen mehr ihr Beharren bei der alten, mit dem Paſcha der Juden gleichzeitigen Oſterfeier, ihre Abweichung von den üblichen Büßungen und ihr heftiger Eifer gegen unwürdige Prieſter zu, als ihre anthropomorphiſche Vorſtellung von Gott, den ſie ſich in der Geſtalt eines menſchlichen Körpers dachten. Gegen das Ende des 4ten Jahrh. ſah man ſie noch als Separatiſten von ſtrengen Sitten zu kleinen Haufen in Syrien geſammelt, im 5ten Jahrh. verloren ſie ſich. Die italieniſchen Geiſtlichen zu Vicenza, die um das J. 938 wegen ähnlicher Bilder von Gott Anthropomorphiten geſcholten wurden, bildeten keine Secte. E.

Antibacchius, ſ. Rhythmus.

Anticaglie (anticaglia), ſ. Antik.

Antigone, von Ödipus und der Jokaſte in blutſchänderiſcher Ehe erzeugt, trug unſchuldig den Fluch des väterlichen Hauſes. Ihre Geſchichte ſ. unter Eteokles und Ödipus.

Antigonus, einer von den Feldherrn Alexanders, dem dieſer nach ſeinen erſten Eroberungen in Aſien die Statthalterſchaft von Lykien und Phrygien anvertraute. Antigonus vertheidigte dieſe Provinzen nicht nur mit geringer Macht, ſondern unterwarf auch noch Lykaonien. Als nach Alexanders Tode die Feldherren deſſelben ſeine Eroberungen unter ſich theilten, erhielt er Groß-Phrygien, Lykien und Pamphylien. Perdikkas, der alle Staaten Alexanders unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen ſuchte, und die Thätigkeit des Antigonus fürchtete, klagte ihn, ſich ſeiner zu entledigen, des Ungehorſams gegen die Befehle des Königs an. Antiogonus errieth ihn, ſchiffte ſich heimlich nach Europa ein, begab ſich zu Kraterus und Antipater, und gemeinſchaftlich mit Ptolemäus erklärten ſie dem Perdikkas den Krieg; letzterer ward durch ſeine eigenen Soldaten ermordet. Noch aber war des Perdikkas Feldherr Eumenes ſehr mächtig in Aſien. Antigonus ſetzte den Krieg gegen ihn allein fort, brachte ihn in ſeine

Gewalt, und ließ ihn hinrichten. So war in er kurzem Herr von faſt ganz Aſien geworden; denn Seleucus, der in Syrien herrſchte, und ſich ſeinen Anmaßungen entgegenzuſtellen verſucht hatte, war ebenfalls von ihm überwältigt, hatte die Flucht ergriffen, und bei Ptolemäus Schutz geſucht. Antigonus bemächtigte ſich auch des größten Theils der Schätze Alexanders zu Ekbatana und Suſa, wollte aber dem Ptolemäus, Kaſſander und Lyſimachus nicht Rechnung davon ablegen und erklärte ſogar dem Kaſſander den Krieg, um, wie er ſagte, den Tod der Olympias zu rächen und den jungen Alexander, der ſich mit ſeiner Mutter Roxane zu Amphipolis befand, zu befreien. Durch ſeinen Ehrgeiz empört, verbanden ſich alle Feldherren gegen ihn, und während Kaſſander Kleinaſien angriff, rückten Ptolemäus und Seleucus in Syrien ein, wo ſie des Antigonus Sohn Demetrius ſchlugen. Seleucus nahm Babylon wieder. Kaum aber hatte Antigonus dieſe Vorfälle erfahren, als er ſchleunig zurückkehrte und den Ptolemäus zum Rückzug aus Syrien nöthigte. Demetrius entriß dem Seleucus Babylon aufs neue. Jetzt ſchloſſen Antigonus, Ptolemäus, Lyſimachus und Kaſſander einen Friedensvertrag, in deſſen Folge ſie bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander, der den Königstitel führte, die Länder behalten ſollten, in deren Beſitz ſie waren. Als aber Kaſſander den jungen König ſammt ſeiner Mutter hatte ermorden laſſen, entzündete ſich der Krieg aufs neue zwiſchen den Bewerbern. Antigonus nahm den Königstitel an, mußte aber den Plan, Ägypten zu erobern, aufgeben, da ein Theil ſeiner Flotte durch Stürme verloren ging und zu Lande Ptolemäus jeden Einfall unmöglich machte. Bald darauf vertrieb der junge Demetrius den Kaſſander aus ganz Griechenland. Dieſer rief den Lyſimachus um Beiſtand an, welcher ſich mit einem mächtigen Heere nach Aſien begab; hier ſtieß auch Seleucus zu ihm. Bei Ipſus in Phrygien kam es (299 vor Chr. Geb.) zur Schlacht, in welcher der 84jährige Antigonus blieb.

Antik, Antike. Seit die Bildung der neueren europäiſchen Völker ſo weit vorgeſchritten war, daß dieſe in bleibenden Wohnſitzen und Verfaſſungen, und in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen feſter gegründet, einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Bildung der Vorzeit wenden, und die befruchtenden Keime einer neuen geiſtigen Entwickelung in dem Alterthume ausgeſtreuet finden und aufnehmen konnten, ſeitdem wurde auch den Denkmälern griechiſcher und römiſcher Literatur und Kunſt vor allen noch bekannten Überreſten anderer Völker und Zeiten faſt allgemein der Vorzug zuerkannt, und dieſelben als das Bedeutendſte und Dauerndſte, worauf der in die Vorzeit gewendete Blick immer ruhen blieb, und wohin er ſtets zurückkehrte, auch antik (antiquus), d. i. alterthümlich, Antiken, Alterthümer, ihre Kunde vorzüglich Archäologie, und jene Völker ſelbſt, die Alten, genannt. Indeſſen war auch dieſe Schätzung und der von ihr abhängige Begriff der Antike nach den Zeiträumen der neuern Bildung verſchieden, indem ſie, bald auf Ehrfurcht gegen das Alterthum an demſelben überhaupt, bald auf Neugier, Eitelkeit und Glanzſucht gegründet, ſelbſt bei den Beſſern anfangs nur einem dumpfen und blinden Anſtaunen ähnlich zu ſein ſchien, oder einſeitig mehr auf die Denkmäler der alten Literatur gerichtet war, welche man leichter überall zur Hand haben konnte, ja zu welchen man auch, mittelſt der zuerſt ſich ausbildenden Theologie und Wiſſenſchaft des römiſchen Rechts, auf mannichfaltige Weiſe hingewieſen wurde. Sammlungen von Werken der griechiſchen und römiſchen Bildhauerkunſt (Plaſtik), welche immer zahlrei-

cher und bedeutender wurden, und der neubelebte Kunſtſinn boten ſich gegenſeitig die Hand, eine reinere Würdigung dieſer Denkmale alter Herrlichkeit im 14ten und 15ten Jahrh. zuerſt in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide machten erſt eine, die wichtigſten Werke dieſer Art umfaſſende, Wiſſenſchaft möglich, welche dieſelbe nicht nur von andern Gegenſtänden des Alterthums abſonderte, ſondern auch das gemeinſchaftliche Band, welches jene Werke ſelbſt zu einem Ganzen verbindet, in welcher ſich das reiche Leben jener Völker ſpiegelt, das belebende, geiſtige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte und durch philologiſche und hiſtoriſche Kenntniß unterſtützt erklärte. Winckelmann, ein Mann von ächt antikem Geiſte, war es, der ſpäterhin in Deutſchland mit dieſer Anſicht durchdrang. Nach jener abgeſonderten Betrachtung der plaſtiſchen Kunſtwerke des griechiſchen und römiſchen Alterthums, welche der Archäologie im engern Sinne, als beſonderer Wiſſenſchaft, ihren Urſprung gab, wurde der Ausdruck Antike (einer Antike, der Antiken) vorzüglich für die Denkmäler der bildenden Kunſt der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff deſſelben von Seiten des Kunſtwerths und der innern Bedeutung dieſer Werke immer beſtimmter. Auch war es wiederum erſt nach Entwickelung einer umfaſſenden philoſophiſchen und geſchichtlichen Anſicht möglich, das Band, welches die bildende Kunſt mit Poeſie und wiſſenſchaftlicher Literatur, ja ſelbſt mit dem übrigen religiöſen und politiſchen Leben dieſer Völker verkettete, und allen dieſen Äußerungen einen gemeinſchaftlichen Charakter gab, der Zeit und Volk vor allen andern auszeichnet, bei aller Mannichfaltigkeit und Fülle der Erſcheinungen wahrzunehmen und nachzuweiſen; und hierdurch entſtand der allgemeine Begriff des Antiken, welches man dem Modernen entgegenzuſetzen anfing, und durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verſchiedenen Charakters zu beſtimmen pflegte. Es gab dann eine Zeit der Nachahmung in der neuern Kunſt, wo man, von eigener Höhe ſchon herabgeſunken und in die poetiſche Ferne der Vergangenheit blickend, ſich an vormalige Größe zu ſtützen und an ihr zu erheben bemüht war; in dieſer Zeit wurde jene Vergleichung nur zum unbedingten Vortheile des Antiken angeſtellt, gegen welches das Neuere für nichts gehalten wurde. Gegenwärtig, wo eine umfaſſendere und durch reinere Begriffe von Kunſt und Schönheit geläuterte Kenntniß und Kritik der Kunſtwerke des vortrefflichen Alterthums und der neuern Zeit ſich immer weiter verbreitet, ſieht man auch allgemeiner ein, die daß Werke der Griechen und Römer nicht den Begriff des Antiken erſchöpfen, wenn auch die Mehrzahl derſelben dem Ideale der Kunſt unter allen Werken dieſer Zeit am nächſten kommt, und daher vor allen mit dieſem Namen ausgezeichnet zu werden verdient, ja daß vielmehr vom Orient die Sonne menſchlicher Bildung hellglänzend ausgegangen ſei, daß mithin, theils jene Vortrefflichkeit des Alterthums ſich nicht auf Griechen und Römer beſchränke, theils die neuere Bildung ebenfalls eine unüberſehliche Menge herrlicher und in ihrer Art vortrefflicher Früchte und Ereigniſſe in andern Künſten aufzuweiſen fähig ſei, welchen die Überreſte des Alterthums als gleichrelative Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes gegenüberſtehen. Allein die nähere Beſtimmung dieſes Begriffs des Antiken, welcher den Erzeugniſſen der neuern Zeit entgegengeſtellt wird, ſetzt eine genaue Angabe des Umfangs und der Dauer der Bildungsperioden, welche wir mit dieſem Begriffe bezeichnen, ſo wie der Urſachen voraus, welche den beſondern

Charakter der Bildung, durch welchen wir beide ſcheiden, hervorgebracht haben. Denn ſoll der Begriff des Alterthums einen beſtimmten Abſchnitt der allgemeinen Bildungsgeſchichte bezeichnen, ſo muß derſelbe eine Verſchiedenheit der Bildung, durch welche mehrere Völker, bei aller beſondern Verſchiedenheit unter einander, ſich von den Nationen einer neuern Zeit, die wir als zweite Hauptperiode dem Alterthume gegenüberſtellen, und im Allgemeinen die Zeit der neuern Literatur und Kunſt nennen, abſondern, und wir ſetzen dabei voraus, daß Völker, ſo verſchieden ſie in ihren Werken erſcheinen, dennoch in Hinſicht eines höhern Geſichtspunctes unter einem gemeinſchaftlichen Begriff gefaßt werden können, weil überhaupt die Völker nicht für ſich beſtehen, ſondern zuſammenwirkend ein großes Leben der Menſchheit bilden, das, wie das Reich der Natur, in unzählige größere und kleinere untergeordnete und beigeordnete Kreiſe, bis zu den Individuen herab zerfällt und ſich nach einem feſten Geſetz der Bildung entwickelt, nach deren Entfaltung wir mannichfaltige Perioden anzunehmen berechtigt ſind. Jene Verſchiedenheit nun findet ſich unläugbar in den Werken der vorchriſtlichen und chriſtlichen, d. i. derjenigen Zeit, welche mit der allgemeiner verbreiteten Herrſchaft der chriſtlichen Religionsanſicht dem mit der ſogenannten großen Völkerwanderung eintretenden Verfalle des römiſchen Reichs beginnt. Nun können zwar Werke der alten und neuern Zeit ſich wiederum ſo ähnlich ſein, daß das Alte in die neuere Zeit hinüberſpielt, und umgekehrt (daher ſich auch dieſe Abſchnitte hiſtoriſch nicht genauer beſtimmen laſſen); auch finden, wie im Reiche der Natur, in den Geiſteswerken der Individuen tauſendfältige faſt merkliche Übergänge ſtatt; aber wir reden hier von einem herrſchenden Charakter, welcher dieſe Verſchiedenheit gründet. Fragen wir nun genauer nach dieſer Verſchiedenheit, ſo müſſen wir ſogleich die Urſachen andeuten, welche jenen beſtimmten Charakter herbeigeführt haben, wodurch zugleich der Begriff des Antiken, ſo viel es die Kürze verſtattet, näher erörtert werden wird. Wir verſtehen aber unter dem Antiken überhaupt und im weiteſten Sinne die Beſchaffenheit der Bildung der vorchriſtlichen Völker unſerer Erde, welche ſich in den Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt als herrſchender Charakter derſelben geäußert hat. — Die Bildung des Menſchen, und damit auch die Cultur der Völker und des Menſchengeſchlechts, fängt an mit der Bildung des äußern Sinnes; wir können daher den erſten Zeitraum derſelben den Zeitraum des herrſchenden Sinnes (Sinnesperiode) nennen. Durch die Sinne aber iſt der Menſch in die Natur verſenkt, ſie ſind die unmittelbarſten Berührungspuncte des Geiſtes und der Natur, durch welche auch erſterer die Kraft der letztern empfindet, und wir können uns daraus erklären, warum in der erſten Periode das natürliche Princip ſelbſt im menſchlichen Geiſte gleichſam vorwaltet, und eine gewiſſe Oberhand immer behalten mußte. In dieſer Periode lebte der Menſch anfangs, wie das Kind, noch in und mit der Natur, ſobald er aber mit dem Wachsthume des Verſtandes ſich und ſeine Zwecke von ihr abſonderte, entſtand der Kampf zwiſchen dem Innern und Äußern, und er ſuchte dieſen auszugleichen in der Religion, in welcher ihm wiederum die Macht der Natur als Gottheit erſchien durch Verſöhnung der Natur, Naturdienſt; welcher, weil die Natur als unermeßliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen ſich ihm offenbarte, auch nothwendig Vielgötterei ſein mußte, vielfach geſtaltet, je nachdem die äußere und innere Natur verſchieden war, und die Welt der Einbildungskraft auf jener ſich erbaute; ferner durch

die Wiſſenſchaft, welche ſich aus der Naturforſchung erhob und lange Zeit nichts weiter als Naturforſchung war, und wo ſie, zur höchſten Einheit hinſtrebend, ſich über die vergötterte Natur erhob, größtentheils bei einer bewegenden Kraft, die den Cauſalzuſammenhang ſchließen ſollte, bei einer höhern Nothwendigkeit, die man als Fatum über die Götter ſetzte, ſtehen blieb; endlich durch die Kunſt, welche ſich als Naturnachahmung auf mannichfaltigen Stufen wirkſam äußerte. Ja auch mehr in den polyarchiſchen Verfaſſungen zeigte ſich die Herrſchaft des Naturprincips. In dem Leben der Einzelnen galt die männliche Kraft, und bildete den Herrn; daher auch die vorzügliche Hochachtung der Freundſchaft; das Verhältniß der Geſchlechter aber war flüchtig und ungleich, mehr natürlicher als ſittlicher Art, nur durch angeborne Wohlanſtändigkeit hier und da veredelt. Dieſes halten wir für die Grundzüge des Antiken überhaupt. Was aber die Kunſt insbeſondere, zu welcher dieſer Zeitraum vorzüglich hinneigte, namentlich die bildende, anlangt, welche mit der Natur in noch näherer Berührung ſteht, und deren Werke man mit dem Ausdrucke Antiken, wie erwähnt worden, vorzüglich bezeichnet, ſo nahm dieſe beſonders den Charakter der Natur in ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit, über welcher gleichſam bewußtlos die Einheit waltete, in ſich auf, und die Werke der Alten tragen mithin den Charakter der Naturwerke mehr als die Werke der neuern Zeit. Allein wie verſchieden den Menſchen die Natur durch den Sinn erſchien, ſo verſchieden geſtaltete ſich auch das Leben der Phantaſie, welche auf dieſem begründet iſt, und in dieſer Hinſicht unterſcheidet ſich der düſtre, räthſelhafte Charakter des Ägyptiers, den wir in ſeiner Kunſt bemerken, und des tiefſinnigen, in ſich gekehrten Indiers, von dem des heiter um ſich blickenden Griechen. Blühend war die Phantaſie des letztern, und in günſtigen Umgebungen der Natur, in bürgerlicher Freiheit auferzogen, konnte er nur das Edelſte der Natur in ſeinem Geiſte ſpiegelnd empfangen und nachbilden. Die Geſtalten und Bilder ſeiner Kunſt erhielten die edlen Nationalzüge ſeines Volks, und keine Nation erreichte in Hinſicht auf die ſinnige Vollendung äußerer Formen, welche zu dem Weſen des Kunſtwerks gehört, dieſe Höhe, ſo daß damit die plaſtiſche Darſtellung ſelbſt in dieſem erſten Bildungszeitraume, und bei dieſem Volke ihre Blüthe erreicht zu haben ſcheint. Denn während andere Völker noch mit dem Material der Darſtellung zu kämpfen hatten, und in ihren Werken ſich nur zu einer rieſenhaften, den Menſchen faſt erdrückenden Größe, oder zu einer dunkeln, räthſelhaften Bedeutſamkeit erheben konnten, vereinigen ſich in der Hand des Griechen alle Vortheile einer ſchon geübten, und von jenen Völkern empfangenen Kunſt, und das Werk der Kunſt ſtand, wie aus dem Schooße der Natur entſprungen, leicht, aus einem Guſſe in gediegner Einfachheit und Ruhe, in der Fülle der Gegenwart lebend, wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeſchloſſener Selbſtſtändigkeit, an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm ſich ſelbſt erklärend (und hierin beſteht ſeine Objectivität), vor dem Auge des Beſchauers da. Mit dieſer Selbſtverläugnung des Künſtlers, welche wir in den Werken der griechiſchen Kunſt bemerken, verbindet ſich eine zarte Bedeutſamkeit, mit welcher der Charakter jedes Dinges in ſcharfen Umriſſen abgebildet (worein man das Plaſtiſche der alten Kunſtwerke ſetzt, weil dieſes vorzüglich der plaſtiſchen Kunſt zukommt), die hervortretende Leidenſchaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt iſt, und eine reizende Unbefangenheit, vermöge deren das Werk nicht über ſich ſelbſt redet und reflectirt, oder

als Mittel eines außer ihm liegenden Zweckes erſcheint, ſondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernſtes, ſelbſt ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, ſein reinſter Zweck in ſich ſelbſt, d. i. in der Vollendung ſeiner Form trägt, und bis in ſeine äußerſten Glieder und Formen gediegen und den Geſetzen der Anſchauung gemäß durchgebildet iſt (Correctheit). So iſt auch die helleniſche Kunſt nicht einſeitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, ſondern nach ihrem Geiſte, und erhebt ſich über die einzelne Erſcheinung der Natur durch das Ideale, womit ſie die körperliche Bildung erklärt, und in ihren plaſtiſchen Werken gleichſam das Urmuſter (den Grundtypus) der menſchlichen Bildung und Geſtalt, wie ſie dem ſinnlichen Betrachter ein edles Bild menſchlicher Vollendung äußerlich darſtellt (daher redet man insbeſondere von antiken Formen), aufgefaßt hat, oder ihm wenigſtens am nächſten gekommen iſt, und hierin beſteht ſeine (ideale) Wahrheit. Das Ideal in dieſen Werken iſt der Sinn der Natur, und der durchgreifende Charakter derſelben, Verkörperung des Geiſtigen, welche die Einbildungskraft harmoniſch anregt und bewegt, und das Vollendetſte der Natur gleichſam für die Ewigkeit feſtzuhalten ſtrebt. In dieſen Zügen glauben wir das Weſen des Antiken in der helleniſchen Kunſt bezeichnet zu haben. Die römiſche Kunſt war eine Nachahmung, und in ihren beſſern Erzeugniſſen gleichſam Nachblüthe der griechiſchen; deren bedeutende Werke in Rom zuſammenfloſſen, näher beſtimmt durch den Charakter dieſes kriegeriſch ſtrengen, aber weniger bildſamen Volks, und darum wird dieſelbe, inſofern ſie an jener Muſterhaftigkeit der Kunſt, welche die Form zu etwas Abſolutem erhob, meiſtens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der helleniſchen Kunſt, wie ſchon bemerkt worden, vorzugsweiſe antike Kunſt genannt. Dieſer engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Claſſiſchen (des Erleſenen) gleichgeſtellt, inſofern man vorzüglich Vollendung der Form in den Werken dieſes Alterthums (das man daher auch das claſſiſche Alterthum nennt) und einen allgemeiner verbreiteten Schönheitsſinn und reinen Kunſtſinn, der ſich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte, hier erblickt, ſo daß die Mittelmäßigkeit in dieſer Sphäre weniger geduldet wurde. Ferner hat man das Weſen des Antiken in dieſem Sinne auch oft mit dem Namen des plaſtiſchen vorzugsweiſe bezeichnen wollen, und beide Begriffe inſofern gleichgeſetzt, weil, wie angedeutet worden, durch Religion und herrſchende Naturmiſchung überhaupt unter allen Künſten die plaſtiſche oder bildende Kunſt (im weitern Sinne) vorzüglich begünſtigt war, ja derſelbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle und Reinheit der Geſtaltung, auch in der Dichtkunſt ſich regte, und ihren Hauptcharakter beſtimmte (daher man auch von einem Plaſtiſchen in der antiken Dichtkunſt redet); und hiernach verſteht man alſo unter Antiken insbeſondere, und im noch engern Sinne Werke der bildenden Kunſt, beſonders der Griechen und Römer. Hierzu würden gehören: die Denkmäler der Baukunſt eben ſowohl als der Bildhauerei im weitern Sinne (Sculptur), und der übrigen zeichnenden Künſte, mithin Gebäude und Trümmer, Bildſäulen, Geräthſchaften, erhabene Arbeiten (Basreliefs), Münzen, geſchnittene Steine, Gemälde und Moſaiken. Vorzüglich aber und im engſten Sinne, theils weil der Menſch überall als Mittelpunct ſeiner Darſtellungen ſich anſieht, und überall zuerſt zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunſtwerthes, werden die umfaſſenden Vorſtellungen des Lebendigen (hauptſächlich des Menſchen) durch die bildende Kunſt (Bildekunſt), im engern Sinne (auf

die Malerei der Alten, welche uns weniger bekannt iſt, und auch der Natur der Sache nach nicht dieſelbe Höhe mit der bildenden Kunſt erreicht zu haben ſcheint, wird hierbei weniger geſehen) Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Moſaiken, und die Sammlungen derſelben Antikengallerien, Antikenſammlungen. Von dieſen Antiken im engſten Sinne ſondert man die kleinern Darſtellungen, Nebenwerke und unbedeutendern Überreſte der alten, beſonders griechiſchen und römiſchen Kunſt, unter dem italieniſchen Namen Anticaglien (anticaglie) ab, für welche man auch beſondere Sammlungen, z. B. Münzcabinette, Daktyliotheken u. ſ. w. errichtete. Übrigens ſetzt man den Anfang der griechiſchen Kunſt, und mit der Antike in jenem weitern Sinne (das Ende iſt oben im Allgemeinen bezeichnet worden) in das Zeitalter des Homers (ſ. Böttigers Andeutungen, S. 44 und 45), weil bis dahin wenigſtens unſere Beſchreibungen reichen. Unter allen Antiken im engſten Sinne aber ragen die idealiſchen Geſtalten eines Apollo von Belvedere, die mediceiſche Venus, der Torſo des Herkules, Laokoon und der ſogenannte Borgheſiſche Fechter, als die bewundertſten, hervor, und müſſen wegen der Reinheit ihrer Formen und des edeln Ausdrucks ſtets als Muſterwerke betrachtet, und dem ſinnigen Studium der Künſtler empfohlen werden. Näher macht man ſich mit ihnen bekannt durch die Archäologie (ſ. dieſ. Art.) — Übrigens wird der Begriff des Antiken noch deutlicher durch den Gegenſatz des Modernen (ſ. dieſ. Art.) erläutert. T.

Antillen nennt man die große Inſelgruppe (die zahlreichſte unter allen bis jetzt bekannten), die im mexicaniſchen Meerbuſen, unweit der Küſte der ſpaniſchen Provinz Yucatan anfängt, und in einer bogenförmigen Kette faſt bis an die Mündung des Oronoco in Guiana ſich erſtreckt. Man begreift ſie gewöhnlich, zugleich mit den Lukaien- oder Bahama-Inſeln unter dem Namen Weſt-Indien im engern Sinne. Sie werden in die großen und kleinen Antillen getheilt. Der erſten ſind vier, Kuba, Jamaica, St. Domingo, jetzt Hayti (ehemals Hiſpaniola) und Portorico. Die kleinen, deren eine ſehr große Anzahl iſt, und die nach ihren frühern Bewohnern, den Karaiben, auch die karaibiſchen Inſeln heißen, werden, ihrer Lage nach, in die Inſeln im Winde und unter dem Winde (Span. Islas Barlovento und Sotto vento; engl. Windward- und Leeward-Isles) unterſchieden. Jene, zu denen Martinique und Guadeloupe nebſt vielen andern gehören, wiewohl die Engländer nur die am meiſten vorſpringende Inſel Barbados, als im Winde liegend betrachten und danach benennen, liegen näher nach Morgen zu, und erhalten den Oſtwind, der den größten Theil des Jahres hindurch in dieſen Gegenden herrſcht, am erſten; die Inſeln unter dem Winde (la Trinidad, Curaçao u. a.) ſind diejenigen, zu welchen, ihrer Lage nach, dieſer Oſtwind am ſpäteſten kommt. Ein Theil der Karaiben oder kleinen Antillen, 60 an der Zahl, unter welchen St. Thomas und St. Croix die wichtigſten ſind, iſt auch unter dem Namen der Jungfern-Inſeln bekannt. Viele der Antillen enthalten Gebirge; einige ſind blos nackte Felſen, und daher gar nicht angebauet; mehrere ſind vulcaniſchen Urſprungs, und die Vermuthung iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß ſie in den älteſten Zeiten Theile des feſten Landes ausgemacht und durch irgend ein großes Naturereigniß ihre dermalige Geſtalt erhalten haben. Sie gehören zu der heißen Zone; die große Hitze wird jedoch durch die Seewinde abgekühlt. Das Clima iſt beſonders den Europäern, die dahin kommen, gefährlich, ſie werden faſt ohne Ausnahme von Fiebern be-

fallen, die leicht tödtlich werden. Zu den phyſiſchen Übeln dieſer Inſeln gehören auch öftere Erdbeben und beſonders Orkane, die gewöhnlich vom Juli bis zum October da herrſchen, und bisweilen mit nicht zu beſchreibender Wuth die größten Verwüſtungen anrichten. Dagegen iſt die Fruchtbarkeit der meiſten Antillen ſehr groß; ſie bringen eine Menge verſchiedener Erzeugniſſe beſonders Pflanzengewächſe, hervor. Die vorzüglichſten darunter ſind: Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Indigo, viele Gewürze und Südfrüchte. Die Bevölkerung ſämmtlicher Inſeln, deren ganzen Flächeninhalt man gegen 4500 Quadratmeilen ſchätzt, wird zu 1,450,000 Einwohner angegeben, worunter die Neger weit über eine Million ausmachen. Von den erſten Einwohnern, den Karaiben, welche die Spanier bei ihrer Ankunft auf den Antillen fanden, ſind nur noch wenige Reſte übrig. Die Spanier vernachläſſigten dieſe von ihnen zuerſt entdeckten Inſeln, weil ſie nicht viel edle Metalle da fanden, daher ließen ſich bald Franzoſen und Engländer auf verſchiedenen derſelben nieder. Der Handel, den die Europäer dahin treiben, iſt von der größten Wichtigkeit. (ſ. übrig. d. Art. Weſtindien.)

Antimonium, ſ. Spießglas.

Antinomie heißt in der kritiſchen Philoſophie ein Widerſtreit der Geſetze der reinen Vernunft, welcher ſich zeigt bei Anwendung ihrer ſubjectiven Idee vom Unbedingten und ihres Geſetzes, das vom gegebenen Bedingten auf das Unbedingte ſchließt, auf die Sinnenwelt, indem ſie dabei entweder etwas annehmen muß, was die grenzenloſen Forderungen der Vernunft nicht befriedigt, als Weltanfang, Weltgrenze, Freiheit oder etwas dem Verſtande Unerreichbares, als Weltewigkeit und Grenzenloſigkeit, Wirkungen ohne eine letzte Urſache und eine unendliche Reihe zufälliger Dinge. Daß dieſer Widerſpruch nicht in den Geſetzen der Vernunft ſelbſt liegt, thut Kant dar, einmal durch den transſcendentalen Idealismus, nach welchem die Sinnenwelt kein gegebenes Ganzes iſt, und nichts zu ihr gehört, als was wir wirklich erfahren und nach Verſtandesgeſetzen in einer möglichen Erfahrung denken können; dann durch Berichtigung der Begriffe über die Beſtimmung der Vernunft und ihrer Grundſätze, welche nicht das Daſein und die Beſchaffenheit der Gegenſtände, ſondern nur unſere Unterſuchung derſelben beſtimmen, d. h. ins Unendliche erweitern ſollen.

Antinous, ein junger Bithynier, den Hadrians an Wahnſinn grenzende Liebe für die Kunſt verewigt hat. Ob er in dem Glauben, Hadrian, den er auf ſeinen Reiſen begleitete, dadurch das Leben zu erhalten, oder ob er, müde ſeiner Beſtimmung, ſich in den Nil geſtürzt habe, läßt ſich nicht beſtimmen. Hadrian aber fand über dieſen Verluſt kein Maß des Schmerzes. Nicht zufrieden, einem neuentdeckten Geſtirn in der Milchſtraße den Namen ſeines Lieblings zu geben, welche Benennung noch heute fortwährt, ließ er auch auf der Erde ſein Andenken verewigen, Tempel für ihn errichten, Städte nach ſeinem Namen benennen, und ihn durch das ganze Reich gleich als einen Gott verehren. Daher wurde denn auch das Bild von der Kunſt auf alle Weiſe dargeſtellt und vervielfältigt. Mehrere dieſer Abbildungen ſind auf unſere Zeiten gekommen, und gehören zum Theil zu den ſchönſten Werken der Kunſt, die wir aus dem Alterthum haben. Dahin gehören namentlich die Bildſäule des Antinous von Belvedere, auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrians, und des Antinous auf dem Campidoglio, gefunden in der Villa Hadrians zu Tivoli. Aber gerade über dieſe Bildſäulen ſind die Archäologen ſehr ver-

und belagerte Alexandrien, das er aber nach einiger Zeit, ſo wie ganz Ägypten, verließ, da ſich die Römer des Ptolemäus annahmen. So folgten noch mehrere ſyriſche Könige unter dem Namen Antiochus, jederzeit mit verſchiedenen Beinamen, bis endlich Antiochus Aſiaticus vom Pompejus vertrieben und Syrien zur römiſchen Provinz gemacht wurde (vergl. Syrien).

Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer des Aſopusfluſſes, war berühmt durch ganz Griechenland, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Epopeus, König von Sicyum, entführte und heirathete ſie; Lykus aber, des Nykteus Nachfolger, welcher dieſem verſprochen hatte, ihn an ſeiner Tochter zu rächen, erſchlug den Epopeus, und führte die Antiope gefangen nach Theben, wo er ſie ſeiner Gemahlin Dirce übergab, von der ſie auf das grauſamſte gemißhandelt wurde. Es gelang jedoch Antiopen zu entrinnen, und ſich durch ihre Söhne gerächt zu ſehen. — Sie rühmte ſich, aus der Umarmung des Jupiters den Zethus und Amphion geboren zu haben. Übrigens wird ihre Geſchichte ſehr verſchieden erzählt.

Antipater, ein Feldherr und vertrauter Freund Philipps von Macedonien. Alexander ließ ihn, da er nach Aſien zog, als Statthalter über Macedonien zurück. Wiewohl er dieſen Poſten rühmlich verwaltete, indem er den aufrühreriſchen Statthalter von Thrazien, Memnon, zum Gehorſam zwang und die nach Unabhängigkeit ſtrebenden Spartaner nach einem harten Kampfe überwand, ſo gelang es doch der Olympias, Alexanders Mutter, mit welcher er in Uneinigkeit lebte, ihn ihrem Sohne verdächtig zu machen. Dieſer rief den Antipater zu ſich nach Aſien, und ernannte den Kraterus zum Statthalter von Macedonien. Aber Alexander ſtarb, noch ehe dieſe Veränderung ins Werk gerichtet worden, und Antipater behielt bei der bekannten Theilung Macedonien und Griechenland, und wurde zum Vormunde des Kindes ernannt, mit welchem Roxane, Alexanders Witwe, ſchwanger ging. Bald darauf hatte er einen Kampf mit dem ganzen verbündeten Griechenland zu beſtehen; anfangs war er unglücklich, als aber Leonatus und Kraterus ihm zu Hülfe gekommen waren, unterwarfen ſich die Griechen aufs neue. Dieſem Kriege folgte ein anderer mit Perdikkas, der ebenfalls glücklich geendigt wurde. Antipater ſtarb 317 v. Chr. Geb. in einem hohen Alter, nachdem er dem Polyſperchon die Vormundſchaft des jungen Königs anvertraut hatte. Die Beſchuldigung, daß Antipater den Alexander habe vergiften laſſen, iſt völlig unerwieſen.

Antipathie iſt 1) der unwillkürlich in uns entſtehende Widerwille gegen eine Perſon, wobei wir von ihrem uns mißfälligen Äußern auf ihr Inneres ſchließen. Gewöhnlich iſt unſer Urtheil dabei dunkel und verworren, und oft ſind wir ſelbſt in der Folge nicht im Stande, daſſelbe auf deutliche Begriffe zurückzuführen. Außer dieſer, einer Eingebung ähnlichen, Antipathie gibt es aber 2) noch eine andere, welche ſich auf Erfahrungen ſtützt, die der aufmerkſame Beobachter in ſeinem Umgange und Verkehr mit den Menſchen macht, und durch die er die Fertigkeit erwirbt, richtigere Gefühle bei dem Anblick eines Menſchen in ſich hervorzurufen. Dieſe beruhen auf den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit. Je öfter ein Fall wahrgenommen worden, je häufiger er zugetroffen iſt; deſto größer wird die vernünftige Erwartung, daß er wieder zutreffen werde. Die Seele wird gewiſſermaßen ſichtbar im Körper; ihre Leidenſchaften laſſen in demſelben gewiſſe Spuren zurück, welche ſich unwillkürlich zeigen, und die herrſchende

Denk- und Handelsweiſe eines Menſchen verrathen. Sind nun gewiſſe äußere Zeichen mehrmals oder vereint mit einer uns widerſtrebenden Natur beobachtet worden, ſo erwecken ſie bei ihrer jedesmaligen neuen Erſcheinung das Gefühl der Antipathie. 3) die Antipathie gegen Thiere und lebloſe Gegenſtände entſteht theils auf ähnliche Weiſe und aus ähnlichen Gründen, wie gegen Menſchen, theils aber aus gewiſſen Eigenſchaften, z. B. Ausdünſtung u. dgl., die ein einzelner, vermöge der eigenthümlichen Bildung ſeines Körpers, nicht ertragen kann. Überlegung und allmählige Angewöhnung können in vielen Fällen Antipathien der Art ſchwächen und überwinden, nicht ſelten aber bleiben auch alle Mittel fruchtlos, und man darf dieſe überhaupt nur mit Vorſicht anwenden, da wir den Grund einer Antipathie oft gar nicht, oft nur dunkel und unſicher ahnen können.

Antiphlogiſtiſche Chemie, ſ. Chemie.

Antiphonie, der Gegengeſang, wird beſonders in der katholiſchen Kirche derjenige Spruch genannt, welcher erſt von einem einzelnen Sänger angeſtimmt, und dann, wenn der darauf folgende Pſalm von zwei Chören wechſelsweiſe abgeſungen worden, vom ganzen Chor wiederholt wird. Daher heißt auch Antiphonarium oder Antiphonale dasjenige große lateiniſche Geſangbuch, woraus die Kanonici und andere Geiſtliche die Antiphonas und auch andere Hymnen, Collecten ꝛc. abſingen. Pſalm 87, 7. beweiſt, daß dieſer Wechſelgeſang ſchon in der alten jüdiſchen Kirche gebräuchlich war. Am Ende des 6ten Jahrh. verfertigte ſchon Gregor der Große ein Antiphonarium häufig zur Ehre der Maria und andrer Heiligen. In der evangeliſchen Kirche kennt man zwei Arten der Antiphonien. Entweder beſtehen ſie aus ganzen Liedern, wie die Litanei, oder nur aus wenigen bibliſchen Worten. Dieſe letztere Art faßt theils eine Intonation, welche der Prediger verrichtet, theils ein responsorium des Chors und der Gemeine in ſich.

Antiphraſis, eine Wortfigur, vermöge welcher man etwas von dem benennt, was es nicht iſt. So z. B. ſoll der Name Parzen von parcere, ſchonen, abgeleitet ſein, ob ſie gleich nichts weniger als ſchonend ſind.

Antipoden, ſ. Gegenfüßler.

Antiqua. Mit dieſem Worte bezeichnen die Buchdrucker und Schriftgießer die geradſtehenden lateiniſchen Schriften von mannichfaltiger Größe, zum Unterſchiede von der ſchiefliegende (Curſiv-) Schrift. S. Schriften.

Antiquare nennt man einmal diejenigen Gelehrten, welche ſich mit dem Studium der Antiquitäten beſchäftigen, dann auch diejenigen, welche ausſchließlich mit ältern und gebundenen Büchern handeln. In frühern Zeiten hielten die Buchhandlungen zugleich ſtarke Sortimente alter Bücher, wovon die der Elzeviere und Waesberge zu Leiden und Amſterdam, und die von Fritzſch, Gleditſch und Weidmann zu Leipzig am bekannteſten waren, und noch jetzt herrſcht dieſe Sitte in allen außerhalb Deutſchland gelegenen Ländern, weßhalb auch daſelbſt die eigentlichen Antiquare (in Frankreich von Bouquin — ein altes Buch von geringem Werth — Bouquinistes genannt) eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen. In London findet man bei Longman und Lackington, in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer und in Leiden bei Luchtmans die vollſtändigſten Lager. Nur in Deutſchland, wo ſich der Buchhandel am reinſten und regelmäßigſten ausgebildet hat, haben die eigentlichen

Buchhändler den Vertrieb älterer Bücher den Antiquaren überlaſſen, von denen Weigel in Leipzig, Meuſel in Koburg, Häßler und Neſtler in Hamburg, Sommerbrod in Berlin unter die bekannteſten gehören. A—s.

Antiquitäten, ſ. Alterthümer.

Antiſpaſt, ſ. Rhythmus.

Antiſthenes, Stifter der cyniſchen Secte, war zu Athen in der 89ſten Olympiade (424—421 v. Chr. Geb.) geboren. In der Jugend genoß er den Unterricht des Sophiſten Gorgias, und trieb einige Zeit das Geſchäft eines Rhetors; aber nachdem er Sokrates gehört hatte, entſagte er bald dem eiteln Schmuck der Beredſamkeit, um ſich ganz dem Studium der Philoſophie zu widmen. Aus Sokrates Lehren ſchöpfte er jenen Eifer für die Tugend, und jenen gewaltigen Haß gegen das Laſter, wodurch ſich die von ihm geſtiftete Schule auszeichnete. Antiſthenes, der von Sokrates gelernt hatte, daß das Glück in der Tugend beſtehe, ſetzte dieſe Tugend in die Verachtung von Reichthum, Würden, Gelehrſamkeit, Wolluſt. Er wollte Geiſt und Körper auf das ſtrenge Bedürfniß beſchränken, und trug daher kein Bedenken, öffentlich wie ein Bettler, einen Querſack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand, zu erſcheinen. Sokrates aber erkannte den wahren Zweck dieſes auffallenden Betragens. „Ich ſehe," ſagte er zu ihm, „deine Eitelkeit aus den Löchern deines Mantels hervorſcheinen." Man muß indeß gerecht ſein; wenn Diogenes durch die Feſtigkeit und Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Ausdrücke die ſpätern Cyniker um vieles übertraf, ſo wußte Antiſthenes ſich mit mehr Würde zu betragen; er war unveränderlich ein tugendhafter Bürger. Er ſoll zuerſt gewagt haben, die Ankläger des Sokrates zu verfolgen, und Urſache geweſen ſein, daß einer verbannt und ein anderer mit dem Tode beſtraft wurde; eine Angabe, die jedoch Barthelemy in Zweifel zieht. Er war von angenehmem Umgang, und in Xenophons Gaſtmahle wird ſeiner mit Lobe gedacht. Nach Sokrates Tode ließ er ſich im Cynoſarges, einem Gymnaſium Athens, nieder, wovon, wie man glaubt, die Schule ihren Namen erhalten. Antiſthenes Sinnſprüche ſind bekannt. Er hatte viele Werke geſchrieben, die aber ſämmtlich verloren gegangen ſind; denn die unter ſeinem Namen vorhandenen werden für unächt gehalten. Er war des Diogenes Lehrer. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt.

Antitheſe, der Gegenſatz; eine Redefigur, welche einem Gedanken durch die Verbindung und Hervorhebung von Verſchiedenheiten und Gegenſätzen Licht und Glanz zu verſchaffen ſucht. Dieſe Figur iſt oft von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man ſonſt in das Geſuchte fällt. Eine glückliche Antitheſe iſt es z. B., wenn Leſſing in der Beurtheilung eines Buchs ſagt: „Dieſes Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut iſt!" S. auch Contraſt.

Antitrinitarier werden alle die Irrlehrer und Secten genannt, welche die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wie ſie das nicäiſche und Athanaſiſche Symbolum aufſtellt, nicht annehmen wollen, und entweder den Sohn und den heil. Geiſt in der Gottheit dem Vater unterordnen, oder Chriſtum ſchlechthin für einen Menſchen und den heil. Geiſt für eine willkürliche Perſönlichung der göttlichen Geiſteskraft erklären. In den frühern Zeiträumen der chriſtlichen Kirche waren die Parteien, die dergleichen behaupteten, ſehr zahlreich; beſonders die Arianer, Sabellianer, Pneumatomachen gehören hierher. Der Name

Antitrinitarier kam aber erſt ſeit dem 16ten Jahrh. auf und wurde den Socinianern oder Unitariern, den Remonſtranten nach dem Lehrbegriffe des Episkopius (ſtarb 1643), und einer Menge einzelner Theologen beigelegt, welche die obige Behauptung in ihren Schriften gewagt hatten. Als Gegner einer Grundlehre des Chriſtenthums wollte man die Antitrinitarier nicht für Chriſten erkennen und in chriſtlichen Staaten dulden; der ſpaniſche Proteſtant Miguel Servetus wurde dieſer Ketzerei wegen auf Calvins Betrieb 1553 zu Genf verbrannt, und ſelbſt die duldſamen Könige von England erließen die ſtrengſten Verordnungen wider ſie. Gleichwohl bildeten ein engliſcher Geiſtlicher, Theophilus Lindſey 1774 zu London und ein Kaufmann, William Chriſtie zu Montroſe in Schottland, unitariſche Gemeinden, welche ſich durch Gottesdienſt und religiöſe Gebräuche von der herrſchenden Kirche abſonderten. Über andere noch beſtehende Gemeinden dieſes Glaubens ſ. d. Art. Unitarier. E.

Antoinette (mit ihrem ganzen Namen Marie Antoinette Joſephe Johanne) von Lothringen, Erzherzogin von Öſterreich und Königin von Frankreich, geboren zu Wien den 2ten Nov. 1755, war die Tochter Kaiſer Franz I. und Marie Thereſiens. Sie empfing eine ſorgfältige Erziehung, und erwarb mannichfaltige Kenntniſſe. Die Natur hatte ihr in einem ſeltenen Grade Anmuth und Schönheit verliehen. In einem Briefe Marien Thereſiens an den künftigen Gemahl M. Ant., im Augenblicke der Trennung von dieſer geſchrieben, ſind die Grundſätze entwickelt, welche die edle Mutter ihrer Tochter eingeflößt hatte. Wir theilen einige Stellen daraus mit. „Ihre Gemahlin, lieber Dauphin, trennt ſich eben von mir. So wie ſie ſtets meine Wonne geweſen, ſo wird ſie Ihr Glück machen. Dazu habe ich ſie erzogen, denn ich ſah lange vorher" (es war ſeit vielen Jahren Choiſeuls und Kaunitz Lieblingsidee geweſen, Frankreich und Öſterreich durch Familienbande an einander zu knüpfen), „daß ſie die Gefährtin Ihres Lebens werden würde. Ich habe ihr Liebe zu ihren Pflichten gegen Sie eingeflößt, die zärtlichſte Anhänglichkeit an Ihre Perſon, die größte Aufmerkſamkeit für alles, was Sie glücklich machen und Ihnen gefallen kann. Vor allem habe ich ihr Demuth gegen Gott empfohlen, indem ich überzeugt bin, daß man nie das Glück der uns anvertrauten Völker machen wird, wenn man es an Ergebenheit gegen den fehlen läßt, der die Scepter der Könige zerbricht und die Thronen zermalmt, wie es in ſeinem Rathſchluß beſchloſſen iſt." Die Abreiſe M. Ant. von Wien erfüllte die ganze Bevölkerung der Hauptſtadt mit Trauer; ihre Ankunft in Strasburg und ihre Reiſe bis Compiegne, wo Ludwig XV. und der Dauphin ſie empfingen, und bis Verſailles, wo am 16ten Mai 1770 die Vermählung ſtatt fand, glich dagegen einem Triumphe. Es iſt ſpäterhin bemerkt und gedeutet worden, daß unmittelbar nach dem Act der Vermählungsceremonie ein furchtbares Gewitter, wie man es kaum vorher jemals erlebt, ganz Verſailles und die Umgegend in Schrecken und Beſorgniſſe ſetzte. Noch mehr Deutungen erlaubten ſich ängſtliche Gemüther, als ſich bei der Feſtlichkeit, welche die Stadt Paris am 30ſten Mai zur Feier der Vermählung des Dauphins veranſtaltete, aus Mangel an verſtändiger Anordnung in der Rue royale das namenloſe Unglück ereignete, daß eine bedeutende Anzahl von Perſonen im Gedränge erdrückt oder zertreten wurden und entweder umkamen, oder ſchwere Verwundungen erlitten. Ein Etikettenſtreit zwiſchen dem prévôt des marchands, erſtem Repräſentanten der Stadt Paris, und dem Poli-

zeilieutenant, Herrn von Sartines, war Urſache dieſes Unglücks. Jener verlangte herkömmlich für dieſen Tag, alle polizeiliche Anordnungen zu leiten. Er war unerfahren und eingebildet, lehnte alle Einmiſchung des Herrn von Sartines ab und — das Unglück geſchah, das insbeſondere auf das neuvermählte Paar den tiefſten Eindruck machte. Man hat jedoch die Zahl der unglücklichen Schlachtopfer, die dabei umkamen, übertrieben. Nicht 1200, ſondern nur 53 wurden todt gefunden, jedoch gegen 300 ſchwer verwundet. So erzählt wenigſtens Weber, der Milchbruder Marien Antoinettens, in ſeinen 1806 u. 7 in London und 1822 in Paris erſchienenen, höchſt intereſſanten Mémoires concernant Marie Antoinette, die einen Band der großen Collection des Mémoires relatifs à la revolution française bilden, welche die Herren Berville und Barrière herausgeben. Als M. Ant. nach dem Tode Ludwigs XV. den Thron beſtieg, ſah man ſie das Beiſpiel Ludwigs XII. nachahmen. Ein Gardeofficier, der ihr früher mißfallen hatte, nahm ſeinen Abſchied; ſobald die Königin davon hörte, ließ ſie ihm ſagen, er möchte auf ſeinem Poſten bleiben und das Vergangene vergeſſen; die Königin räche nicht den Unwillen der Dauphine. Auch jetzt fuhr ſie fort, durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen; beſonders unterſtützte ſie in dem ſchrecklichen Winter von 1788 die Nothleidenden aufs thätigſte. Aber auch um dieſe Zeit fing die Verleumdung an, über die Sitten und den Charakter Antoinettens ein nachtheiliges Licht zu verbreiten. Sie ward in Flugſchriften angeklagt, daß ſie Ränke auf Ränke ſpinne; und wenn auch die Geſchichte dieſe Beſchuldigungen, von denen keine je erwieſen worden, und viele ſchon an ſich unwahrſcheinlich ſind, verwerfen muß, ſo iſt es doch Pflicht der Wahrheit, einzugeſtehen, daß die Königin einigen Anlaß dazu gab. Eine große Beweglichkeit der Phantaſie gab ihr oft den Schein des Leichtſinns und zuweilen der Verſtellung; eine angeborne Unruhe verleitete ſie zur Veränderung, zu neuen Moden, zu ſtetem Wechſel der Luſtbarkeiten. Große Summen wurden dadurch nützlichern Zwecken entzogen. Noch nachtheiliger für ſie war es, daß ſie ihre Würde und ihr Anſehn beeinträchtigte, indem ſie ſich der ſtrengen Hofſitte entzog. Der erſte Tadel, den man ihr darüber machte, ward von ihr übel empfunden; und da ſie ihre Empfindlichkeit äußerte, bemühten ſich ihre Feinde zu verbreiten, daß ſie im Herzen eine Öſterreicherin geblieben und eine geborne Feindin der Franzoſen ſei, deren Glück ſie nimmermehr machen könne. Ein Ereigniß außerordentlicher Art gab neuen Stoff zu Beſchuldigungen und Verleumdungen, indem es den Namen der Königin in einem höchſt ſchändlichen Proceſſe blos ſtellte. Zwei Juweliere forderten die Zahlung eines ungeheuern Preiſes für ein Halsband, das auf der Königin Namen gekauft worden wär. Es ward bewieſen, daß Marie Antoinette ſie nicht kenne und nie den Kauf befohlen habe; aber eine Dame von ihrem Wuchs und ihrer Haltung hatte die Frechheit gehabt, ſie vorzuſtellen, und um Mitternacht im Park von Verſailles einem Cardinal ein Rendezvous zu geben. Die Unterſuchung und Beſtrafung des Frevels ward durch einen eignen Befehl verboten (ſ. La Motte und Rohan). Aber dieſer Vorfall warf einen Schatten auf das Betragen der Königin und mußte ihre Tage vergiften. Als Calonne angekündigt hatte, daß in den Finanzen des Staats ein bedeutender Ausfall ſei, ward die Schuld davon blindlings auf die Verſchwendung der Königin geworfen. Endlich da die Schulden täglich zunahmen und der Credit immer mehr ſank, ſchlug man vor, die Stände des Reichs zuſammenzuberufen. Dieſe

Maßregel ging durch. Die Königin wohnte, einfach gekleidet, der feierlichen Eröffnung der erſten Sitzung bei; aber von dem Augenblicke an war ihre Heiterkeit verloren. Bald folgten Ereigniſſe, die ihren Muth auf die Probe ſetzten. Am 6ten Oct. ertönte zu Verſailles die Luft von den wüthendſten Drohungen gegen die Königin; ſie aber blieb mit mütterlicher Sorgfalt um ihre Kinder beſchäftigt. Mitten in der Nacht ſchrieb ihr ein Geiſtlicher: „Nehmen ſie Maßregeln; morgen früh um 6 Uhr ſollen ſie ermordet werden.“ Sie behielt ihre Ruhe und verheimlichte das Schreiben. Bald darauf werden die Schloßthore zertrümmert, die Garden umgebracht; Wehklagen und Drohungen erſchallen von allen Seiten. Mit dem Anbruch des Tages dringen die Wüthenden in das Zimmer der Königin und zwingen ſie, ſich zum König zu flüchten. Indeß dauern die Mordſcenen fort. Ihnen Einhalt zu thun, zeigen ſich der König und die Königin, ihre beiden Kinder an der Hand, auf dem Balcon. Dieſer Anblick macht einen augenblicklichen Eindruck auf die raſenden Gemüther; bald aber ertönt der allgemeine fürchterliche Ruf: „Nicht die Kinder, die Königin allein!“ — Sie führt augenblicklich ihren Sohn und ihre Tochter in die Arme des Königs, und kehrt auf den Balcon zurück, entſchloſſen, ihr Haupt dem Todesſtreiche darzubieten. Allein die Menge fühlte ſich durch dieſen unerwarteten Muth erſchüttert und den Drohungen folgte Beifallgeſchrei. An demſelben Tage mußte Marie Antoinette auf dem ſechsſtündigen Wege nach Paris das entſetzlichſte Schauſpiel ertragen. Vor ihrem Wagen trug man auf Piken die Köpfe zweier Gardiſten; trunkene und bluttriefende Furien umringten ſie mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen. Als ſie durch Abgeordnete des Gerichts, welches die Schuldigen verfolgen und beſtrafen wollte, über das Vorgefallene befragt wurde, antwortete ſie: „Ich werde nie die Anklägerin eines Unterthanen des Königs ſein;“ und auf eine wiederholte Anfrage: „Ich habe alles geſehn, alles gehört und alles vergeſſen.“ In den erſten Monaten nach ihrer Ankunft zu Paris wandte ſie 300,000 Livres an, um die von armen Leuten auf dem Leihhauſe verſetzten Kleider einzulöſen; aber ihre Wohlthaten konnten die Gährung der gegen ſie erbitterten Gemüther nicht beruhigen. Als Ludwig XVI. 1791 zu fliehen beſchloß, folgte ſie ihrem Gemahl, obgleich ſie richtig ahnend das Mißlingen vorausſah. Als ſie von Varennes in die Tuilerien zurückgebracht worden, antwortete ſie den Commiſſarien, die ihre Erklärung forderten: „Da der König mit ſeinen Kindern abzureiſen wünſchte, würde nichts in der Welt mich haben hindern können, ihm zu folgen. Ich habe ſeit zwei Jahren genugſam bewieſen, daß ich ihn nie verlaſſen werde. Was mich noch mehr dazu beſtimmte, war die feſte Überzeugung, daß der König Frankreich nie verlaſſen wollte; hätte er es gewünſcht, ſo würde ich alles angewandt haben, es zu verhindern.“ Dieſem Sturm folgte ein Augenblick der Ruhe, indeß kamen der 20ſte Juni und der 10te Aug. 1792. Auf alles gefaßt, wandte die Königin an dem letzten dieſer Tage das äußerſte an, ihren Gemahl dahin zu bewegen, daß er mit den Waffen in der Hand dem Tode entgegengehen; mit ihm in die Nationalverſammlung geführt, hörte ſie hier die Entſetzung des Königs ausſprechen, ſeine Richter ernennen, und folgte ihm in den Tempel. Man hatte keiner ihrer Frauen erlaubt, ſie zu begleiten. Hier bewohnte ſie mit ihrer Tochter und der Prinzeſſin Eliſabeth das einzige heizbare Zimmer. Dichte Eiſengitter verwahrten die Fenſter, die nur ein mattes Licht hineinfallen ließen. In dieſem traurigen Aufenthalt zeigte Marie Antoinette

die ganze Stärke ihres Charakters. Stets ruhig im Kreiſe der Ihrigen, flößte ſie ihnen Entſagung und Nichtachtung der Kränkungen und Leiden ein. Als Ludwig XVI. ihr ſagte, daß er verurtheilt ſei, wünſchte ſie ihm Glück zu dem Ende eines ſo qualvollen Daſeins, und zu dem unvergänglichen Lohn, der es krönen ſolle. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte ſie an den Convent nur die Bitte um Trauerkleider, welche ſie bis an das Ende ihres Lebens trug. Am 4ten Juli 1793 ward ſie von ihrem Sohne getrennt. Sie fühlte, daß dieſe Trennung auf immer ſei, nichts deſto weniger blieb ſie ſtandhaft. Am nächſten 5ten Aug. ward ſie in der Mitte der Nacht in die Conciergerie verſetzt. Ein dunkles und feuchtes Gemach wurde hier ihr letzter Aufenthalt. Am 3ten Oct. verordnete der Convent, daß ſie vor Gericht geſtellt werden ſolle. In der Anklage wurde ſie beſchuldigt, die Finanzen verſchwendet, den öffentlichen Schatz erſchöpft, Summen daraus dem Kaiſer gegeben, mit den auswärtigen Feinden correſpondirt und die innern Unruhen begünſtigt zu haben. Aber ungeachtet der Menge von Zeugen, welche man abhörte, konnte man nicht den geringſten Beweis gegen ſie führen, und mit Recht rief ihr Vertheidiger, Chaveau-Lagarde: „Was mich einzig in Verlegenheit ſetzt, iſt nicht, Antworten, ſondern nur eine einzige ſcheinbare Anklage zu finden.“ Bailly, damals Maire von Paris, der zum Zeugen aufgerufen wurde, hatte den Muth, die Königin geradezu in Schutz zu nehmen, und ihren blutdürſtigen Ankläger Fouquier-Tinville wegen ſeiner offenbar falſchen und verleumderiſchen Angaben bitter zu tadeln. Die Königin ſelbſt antwortete auf alle Fragen mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit. Auf Heberts ſchändliche Beſchuldigung, daß ſie ihren eignen Sohn verführt habe, antwortete ſie mit dem tiefſten Unwillen: „Wegen der Möglichkeit eines ſolchen Verbrechens appellire ich an alle Mütter.“ Sie hörte ihr Todesurtheil mit vollkommener Faſſung und ſchlief, als ſie nach einer 18ſtündigen Sitzung in ihr Gefängniß zurückgebracht war, bald ruhig ein. Am andern Morgen um 11 Uhr beſtieg ſie den Karren, der ſie nach dem Schaffot führte. So ſehr man auch das Volk anreizte, ſie auf dem Wege dahin zu beleidigen, herrſchte doch eine tiefe Stille. Sie war nicht mehr die durch Anmuth und Schönheit entzückende Königin; der Gram hatte ihre Züge zerſtört und in dem feuchten ungeſunden Kerker hatte ſie faſt ein Auge verloren. Ihr Anblick ſchien den wilden Pöbel zu erſchüttern. Um 12 Uhr kam der Zug auf dem Platze Ludwigs XV. an. Marie Antoinette warf einen langen Blick auf die Tuilerien und beſtieg dann haſtig das Blutgerüſt. Als ſie oben war, warf ſie ſich auf die Knie und ſprach: „Gott! erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater.“ — Sie erhob die Augen gen Himmel, um ſie im nächſten Augenblick auf ewig zu ſchließen. So ſtarb den 16ten Oct. 1793 Frankreichs Königin, in ihrem faſt vollendeten 38ſten Jahre.

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius, bekannt unter dem Namen), ſtammte aus Nemauſus in Gallien, und war zu Lavinium in Roms Nachbarſchaft im J. 86 nach Chr. geboren. Schon ſein Vater Aurelius Fulvius hatte das Conſulat bekleidet, und im J. 120 gelangte auch er zu dieſer Würde. Er war einer von den vier Conſularen, unter welche Hadrian die höchſte Magiſtratur Italiens theilte, ging dann als Statthalter (Proconſul) nach Aſien und ſtieg, bei ſeiner Rückkehr nach Rom immer mehr in Hadrians Vertrauen. Von ſeiner Gemahlin Fauſtina, des Annius Verus Tochter,

deren zügelloſes Betragen er mit weiſer Mäßigung den Blicken der Welt zu verbergen ſuchte, hatte er vier Kinder; alle ſtarben bis auf Fauſtina, Marc Aurels nachmalige Gattin. Im J. 138 ward er von Hadrian an Kindes Statt angenommen, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Marc Aurel) adoptirte. Noch in demſelben Jahre beſtieg er den Thron, und unter ihm genoß das Reich Ruhe und Glück. Mäßig und einfach in ſeinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater ſeines Volks. Oft wiederholte er die ſchönen Worte Scipios: „Ich will lieber eines Bürgers Leben erhalten, als tauſend Feinde vernichten.“ Seine weiſe Sparſamkeit ſetzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Chriſten ſtellte er möglichſt ab. Er führte nur wenige Kriege, namentlich in Britannien, wo er das römiſche Gebiet erweiterte und durch Aufführung einer neuen Mauer den verheerenden Einfällen der Picten und Schotten ſteuerte. Der Senat gab ihm den Beinamen Pius (des Kindlich-Frommen), weil er dankbar das Andenken Hadrians, ſeines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte. Feuersbrünſte, Überſchwemmungen und Erdbeben richteten an mehreren Orten Verwüſtungen an; aber ſeine Freigebigkeit milderte die Folgen dieſer Unglücksfälle. Er ſtarb 74 Jahre alt nach einer 23jährigen Regierung im J. 261. Seine Aſche ward in dem Grabmale Hadrians beigeſetzt; der Senat aber bewilligte ihm einſtimmig göttliche Ehren, und weihte ſeinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna Antonina noch vorhanden iſt. Das ganze Reich beweinte ſeinen Tod als einen allgemeinen Verluſt, und die folgenden Kaiſer legten ſich dieſen Namen als eine Zierde bei.

Antoninus (Annius Verus, genannt nach ſeiner Adoption M. Älius Aurelius Verus), aber am bekannteſten unter dem Namen Marc Aurel, war im J. 121 nach Chr. geboren und beſtieg nach Antoninus Pius, ſeines Adoptivvaters, Tode im J. 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus (ſ. den Art. Antoninus Pius), den er zum Cäſar und Auguſtus ernannte und mit ſeiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Plutarchs Neffen Sextus, dem Redner Herodes aus Athen und dem berühmten Juriſten L. Voluſius Mecianus, hatte er ſich ganz zum Gelehrten gebildet und beſonders die ſtoiſche Philoſophie lieb gewonnen. Während ſeine Feldherren, Statius Priscus, Avidius Caſſius, Marcius Verus und Fronto, die entſcheidendſten Siege über die Parther erfochten, Armenien, Babylon und Medien eroberten, und die große Stadt Seleucia am Tigris zerſtörten, richtete Marc Aurel ſein Augenmerk auf Rom und die Deutſchen. Jenes wurde von Peſt, Hungersnoth und verheerenden Überſchwemmungen heimgeſucht, deren üble Folgen er nach Möglichkeit zu vermindern ſuchte; dieſe beunruhigten das römiſche Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber glücklich zurückgeſchlagen. Zugleich bemühte ſich Marc Aurel, die Sitten des Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbeſſern. Nach Beendigung des parthiſchen Krieges hielten beide Kaiſer einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche Peſt aus, womit die morgenländiſche Armee alle Länder angeſteckt hatte, durch welche ſie gezogen war. Dieſes Übel wurde nicht allein durch Erdbeben und Überſchwemmungen, ſondern auch durch einen allgemeinen Aufſtand aller wilden Grenzvölker von Gallien bis an das ſchwarze Meer noch vergrößert. Die beiden Kaiſer gingen nach Aquileja, um mit dem Eintritt des Frühlings den Feind anzugreifen, der ſich ſcheinbar un-

terwarf, bald aber aufs neue zu den Waffen griff. Acht Jahre lang wurde mit abwechſelndem Glücke gefochten. Verus ſtarb ſchon 169 im erſten Jahre des Krieges. Im J. 174 drangen die Feinde bis in Italien ein, und da die Schatzkammer erſchöpft war, ſah ſich der Kaiſer genöthigt, alles koſtbare Geräth des Palaſtes zu verkaufen. In den folgenden Feldzügen waren die Römer wieder Sieger. Als aber 178 der Kaiſer bei der Stadt Gran den Quaden entgegenſtand, gerieth er, rings von Feinden eingeſchloſſen, aus Mangel an Waſſer, in die äußerſte Noth, und war nahe daran, ſich ihnen ergeben zu müſſen, wenn nicht ein Platzregen das Heer erfriſcht und ihm den Sieg verſchafft hätte. Die Quaden, ſo wie die übrigen Barbaren, wurden gedemüthigt und mußten um Frieden bitten. Die Empörung des ſyriſchen Statthalters, Avidius Caſſius, der ſich bereits ganz Ägypten und alle Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, rief den Kaiſer von ſeinen Siegen ab; aber noch ehe er Aſien erreichte, war der Aufrührer von ſeinen eigenen Anhängern ermordet worden. Marc Aurel verzieh großmüthig allen Theilnehmern an der Verſchwörung, zog triumphirend in Rom ein und beſchäftigte ſich mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Deutſchen ihn nöthigten, abermals gegen ſie ins Feld zu ziehen. Er beſiegte ſie zu verſchiedenenmalen, erkrankte aber zu Sirmium, und ſtarb daſelbſt im 59ſten Jahre ſeines Alters und im 19ten ſeiner Regierung. — Wir beſitzen von ihm griechiſch geſchriebene Betrachtungen über ſich ſelbſt, in welchen er ſich als einen Anhänger der Stoa zeigt. Die beſten Ausgaben dieſes Werks de se ipso ſind von Caſaubonus (Lond. 1643, 8.), Morus (Leipz. 1775, 8.) und Schulz (1802). Überſetzung von Schulz und Kuhn mit Anmerkungen. — Er gehört zu den beſten Kaiſern, welche Rom beherrſcht haben; obgleich ſeine Philoſophie und die natürliche Großmuth ſeines Charakters ihn nicht abgehalten haben, in der Geſchichte der Chriſtenverfolgungen (ſ. d. Art.) eine thätige Rolle zu ſpielen.

Antonius (Marcus), der Triumvir, war der Sohn des Prätors und Enkel des Redners gleiches Namens, und wurde 68 Jahre v. Chr. geboren. Durch ſeine Mutter Julia, eine Frau von ausgezeichneten Eigenſchaften, war er mit Cäſars Familie verwandt. Ausſchweifungen und Schulden bezeichnen ſeine Jugend. Beredſamkeit und Kriegskunſt zu ſtudieren, ging er nach Griechenland, und folgte von dort dem Conſul Gabinius auf einem Feldzug in Syrien. Er zeigte ſowohl hier als in Ägypten, wo er den Ptolemäus Auletes einſetzen half, viel Muth und Thätigkeit. Die Soldaten, gegen die er ſich überaus freigebig, nachſichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn ſehr lieb. Nach Rom zurückgekehrt, verband er ſich mit Curio, und unterſtützte, wie dieſer, mit Eifer die Partei Cäſars. Er ward Augur und Volkstribun; aber durch einige gewagte Vorſchläge erregte er einen ſolchen Haß gegen ſich, daß er mit Curio und Caſſius Longinus aus Rom flüchten mußte, und in Cäſars Lager eine Zuflucht ſuchte; dieſer Schritt ward einer von den Vorwänden zum Bürgerkriege. Bei dem Ausbruche deſſelben (Cäſar gegen Pompejus) ward Antonius von Cäſar zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt, und führte ihm ſpäterhin auf ſeinen Befehl eine beträchtliche Macht nach Epirus zu Hülfe. In der pharſaliſchen Schlacht befehligte er den minder ausgeſetzten linken Flügel, und kam nach erfochtenem Siege als Magiſter equitum und Statthalter von Italien nach Rom zurück. Durch Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten entwürdigte er ſich ſo ſehr, daß Cäſar ihn bei ſeiner Rückkehr mit Kälte behandelte. Um dieſe Zeit

Digitized by Google

verheirathete er ſich mit des Clodius Witwe Fulvia, welche ihn eine Zeitlang despotiſch beherrſchte. Als Cäſar aus Spanien zurückkam, gewann Antonius durch die ſchimpflichſten Schmeicheleien ſeine Gunſt wieder, und ward im J. 44 vor Chr. ſein Mitconſul. Damals warf er ſich am Lupercalienfeſt öffentlich zu Cäſars Füßen, und bot ihm zweimal ein Diadem an, das dieſer unter dem Zujauchzen der Menge zurückwies. Bald darauf fiel Cäſar, und Antonius würde daſſelbe Schickſal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Partei der Republikaner zu gewinnen hoffte, ſich für ihn verwandt hätte. Wie ſehr er ſich jedoch in dieſer Hinſicht getäuſcht habe, erfuhr er nur zu bald. Antonius ſtellte Cäſars Leiche in blutigem Gewande aus, und hielt dabei eine Leichenrede, die das Volk zur Wuth und Rache entflammte. Die Mörder mußten flüchten, und Antonius herrſchte einige Zeit mit unumſchränkter Gewalt. Nachdem er ſich mehrmals mit dem jungen Octavius, Cäſars Erben, der ehemals nach der Herrſchaft ſtrebte, und um ſich zu behaupten, die Partei des Senats ergriff, entzweit und verſöhnt hatte, ging er mit einem Heere in das ciſalpiniſche Gallien, deſſen Statthalterſchaft ihm zugetheilt worden, und belagerte Mutina, das Decimus Brutus tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero ſeine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn als einen öffentlichen Feind, und die beiden Conſuln, Hirtius und Panſa, von Octavius begleitet, rückten wider ihn ins Feld. Antonius ſchlug anfangs Panſa in einer ſehr mörderiſchen Schlacht, aber Hirtius eilte herbei, und trotz der tapferſten Gegenwehr ward Antonius vollkommen geſchlagen. Allein auch beide Conſuln waren geblieben, und Octavius trat an die Spitze des republikaniſchen Heers. Antonius mußte nicht nur Mutina, ſondern auch ganz Italien verlaſſen, und floh mit ſeinen Truppen unter großen Beſchwerden und Entbehrungen über die Alpen. Er beſtand ſie mit großem Muthe, denn er konnte Widerwärtigkeiten beſſer als glückliche Ereigniſſe ertragen. In Gallien commandirte Lepidus; Antonius begab ſich in Trauerkleidern in ſein Lager, und gewann ſchnell das Heer für ſich, ſo daß dies ſeinen Anführer nöthigte, ſich mit Antonius zu verbinden, und ſogar ihm ſeine Stelle zu übergeben. Auch Plancus und Pollio verſtärkten jetzt ſeine Partei mit ihren Heeren, ſo daß Antonius, der vor kurzem Italien als Flüchtling verlaſſen hatte, an der Spitze von 23 Legionen und 10,000 Reitern dahin zurückkehrte. Jetzt ließ Octavius, der bis dahin ſich nur zum Schein als Anhänger des Senats und Verfechter der republikaniſchen Freiheit gezeigt hatte, die Maske fallen; er zog Antonius und Lepidus entgegen, und hatte mit ihnen auf einer kleinen Inſel des Reno unweit Bologna (nach andern auf einer Inſel des Panaro bei Modena) die berühmte Zuſammenkunft, wo ſie die römiſche Welt unter ſich theilten. Hier auch entwarfen ſie jene blutigen Proſcriptionen, die ihre Namen fluchwürdig gemacht haben. Darauf zogen die Triumvirn nach Rom, und verſetzten dieſe Stadt, wie ganz Italien, durch Mord und Raub in Trauer. Antonius genoß die elende Genugthuung, Ciceros Haupt und rechte Hand auf derſelben Rednerbühne zur Schau zu ſtellen, auf welcher ſeine Beredſamkeit ſo oft geſiegt hatte. Dreihundert Senatoren und zweitauſend Ritter kamen in dieſen Verfolgungen um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von zweihundert Millionen Seſterzien (ungefähr 10 Mill. Thaler) herbeigeſchafft war, und die Triumvirn Magiſtratsperſonen auf mehrere Jahre ernannt hatten, gingen Antonius und Octavius (42 vor Chr.) nach Macedonien ab, wo die vereinigten Streitkräfte ihrer Gegner, Brutus und Caſſius, ein mächtiges Heer bildeten. Bei Philippi

befehligte Antonius gegen den Caſſius, der ſich, als der blutige Kampf unglücklich für ihn ausgefallen war, von einem ſeiner Sclaven tödten ließ. In der zweiten Schlacht war er es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denſelben verzweiflungsvollen Entſchluß zu faſſen. Bei dem Anblick des Leichnams aber zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit ſeinem Mantel und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Antonius ging hierauf nach Griechenland, beſuchte zu Athen die öffentlichen Schulen und das Gymnaſium, und gab dieſer noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweiſe ſeiner Hochachtung und ſeiner Gunſt. Von da begab er ſich nach Aſien. In Cilicien befahl er der Königin von Ägypten, Kleopatra, ſich wegen ihres, den Triumvirn mißfälligen Betragens, zu rechtfertigen. Sie erſchien perſönlich, und wußte ihn für immer zu feſſeln. Antonius folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerſtreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachrichten von den in Italien zwiſchen ſeiner Gemahlin Fulvia und Octavius ausgebrochenen Feindſeligkeiten aus ſeinem Rauſche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor Antonius Ankunft in Italien zu Octavius Gunſten entſchieden war. Fulvias Tod erleichterte die Ausſöhnung, welche durch die Vermählung des Antonius mit Octavia, der Schweſter des Octavius, beſiegelt ward. Die beiden Herren des römiſchen Reichs machten eine neue Theilung. Antonius bekam den Orient, Octavius den Occident. Dem ſchwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt. Mit Sextus Pompejus, der das mittelländiſche Meer beherrſchte, ward ein Vertrag geſchloſſen. So war die öffentliche Ruhe wieder hergeſtellt. Antonius ging nach Athen, machte einen wenig rühmlichen Feldzug gegen die Parther und kam dann nach Italien zurück. Durch die Vermittelung der Octavia herrſchte, wenigſtens dem Anſchein nach, vollkommenes Einverſtändniß zwiſchen den beiden Triumvirn; durch Antonius Leidenſchaft für Kleopatra aber ward es bald aufs neue geſtört. Nach ſeiner Rückkehr in Aſien ergab ſich dieſer dem ſchamloſeſten Leben, verſchwendete, das Intereſſe des Staats verletzend, Provinzen und ganze Reiche an ſeine Geliebte, und übte die offenbarſten Ungerechtigkeiten. Nach einem zweiten ſchimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er den König von Armenien, Artavasdes, den er der Treuloſigkeit beſchuldigte, durch Verrätherei gefangen, und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Octavius verſäumte nicht, mit Beziehung auf Antonius Betragen, das Mißvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwiſchen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und beide fingen an ſich zu rüſten. Antonius verſäumte, unter beſtändigen Feſten, ſeine wichtigſten Angelegenheiten, und füllte die Inſel Samos, den Sammelplatz ſeiner Truppen, mit Muſikern, Gauklern und Schwelgern. Von Octavia trennte er ſich öffentlich. Dieſer Maßregel mußte allgemeine Mißbilligung folgen, da Octavias Edelmuth bekannt, und Kleopatras hochfahrender Sinn allgemein verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Ägyptens den Krieg, und entſetzte Antonius ſeines Conſulats und ſeiner Statthalterſchaft. Jede Partei ſammelte ihre Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande, und der ambraciſche Meerbuſen (jetzt der Meerb. von Arta in Albanien, am ioniſchen Meere) ward der Schauplatz des großen Kampfs. Octavius hatte 80,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 500 Schiffe; Antonius, gleich ſtark an Reiterei und Schiffen, war ihm um 20,000 Mann zu Fuß überlegen. Es erfolgte die (J. Roms 723, vor Chr. 31) berühmte Schlacht bei Actium (jetzt Capo Figalo oder Figolo). Mitten im heftigſten Kampfe

ergriff Kleopatra mit ihren ſechzig Galeeren die Flucht; auf einem kleinen Fahrzeuge folgte ihr Antonius, und bedeckte ſich mit ewiger Schmach. Die Herrſchaft der Welt war für ihn verloren. Zwar kämpften ſeine Soldaten noch mit Tapferkeit, aber, ihres Anführers beraubt, erlagen ſie endlich, und ergaben ſich. Antonius, voll Unwillen gegen diejenige, die ſeinen Untergang verurſacht hatte, weigerte ſich lange, ſie zu ſprechen. Dennoch gelang es ihr, ihn wieder zu gewinnen, und Antonius ging darauf nach Libyen, wo ein nicht unbedeutendes, von ihm daſelbſt zurückgelaſſenes Heer ſeine letzte Hoffnung war. Bei ſeiner Ankunft mußte er ſehen, daß es die Partei des Octavius ergriffen hatte, und ſein Schmerz darüber war ſo groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbſtmorde hinderte. Er kehrte nach Ägypten zurück, und lebte in finſterer Zurückgezogenheit, bis es Kleopatra gelang, ihn in ihren Palaſt und zu der vorigen Lebensweiſe zurückzuführen. Ihre Feſte wurden durch Octavius Ankunft unterbrochen, der alle Vorſchläge der Unterwerfung verwarf. Bei ſeiner Erſcheinung vor Alexandrien ſchien Antonius für einen Augenblick den alten Muth wieder zu finden. Er machte einen Ausfall an der Spitze ſeiner Reiterei und ſchlug die feindliche zurück; ſpäter aber, von der ägyptiſchen Flotte und ſeinem Heere verlaſſen, und in dem Argwohne, von Kleopatra ſelbſt verrathen zu ſein, verlor er aufs neue den Muth. Er begab ſich in den Palaſt der Königin, um an ihr Rache zu nehmen; ſie rettete ſich jedoch durch die Flucht, und täuſchte ihn durch das falſche Gerücht ihres Todes. Entſchloſſen, ebenfalls zu ſterben, ſtürzte er ſich nunmehr in ſein eigenes Schwert. (30 J. vor Chr.) Plutarch erzählt zwar, Antonius habe ſeinen treuen Sclaven Eros aufgefordert, ihn zu tödten; dieſer habe ſich geſtellt, als ſei er bereit zu gehorchen, habe ihm geheißen, das Geſicht abzuwenden, und ſei, ſich ſelbſt durchbohrend, todt zu ſeinen Füßen geſunken, worauf denn Antonius, gerührt durch dieſen Beweis von heldenmüthiger Anhänglichkeit, ſich in daſſelbe Schwert geſtürzt habe; da jedoch ein ſolcher Auftritt, ſeiner Natur nach, ohne Zeugen vor ſich gehen mußte; da ferner Antonius, auch wenn ſeine Wunde nicht unmittelbar tödtlich war, und er, auf die erhaltene Nachricht von Kleopatras Leben, ſich zu ihr bringen ließ, um in ihren Armen zu ſterben, in dieſen herben Augenblicken wohl ſchwerlich Zeit und Luſt gehabt haben möchte, das, was kurz vorher zwiſchen ihm und ſeinem Sclaven vorgefallen war, umſtändlich zu erzählen: ſo ſcheint es erlaubt zu ſein, dieſe Stelle des griechiſchen Geſchichtſchreibers in etwas zu bezweifeln. (Man vergleiche übrigens die Art. Auguſtus und Kleopatra.)

Antonius der Heilige, mit dem Zunamen: der Große, Stifter des Kloſterlebens, geb. 251 zu Koma bei Heraklea in Oberägypten, ging, da er den Reiz der Wiſſenſchaften nie kennen, wahrſcheinlich auch nie leſen gelernt hatte, 285 in die Einſamkeit, um der Andacht nachzuhängen. Um 305 vereinigten ſich mehrere Einſiedler mit ihm, wodurch die cönobitiſche (klöſterliche) Lebensart der Mönche in gemeinſchaftlichen Wohnungen entſtand. Im J. 311 kam er nach Alexandrien, um unter den damaligen Chriſten-Verfolgungen die Ehre des Märtyrerthums zu ſuchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er zu den Lauren (Hütten) ſeiner Mönche zurück. Später überließ er dieſe Anſtalt ſeinem Schüler Pachomius (ſ. Klöſter), und begab ſich mit zwei Freunden in eine noch entlegenere Einöde, wo er 356 ſtarb. Daß er ſich nur mit einem härnen Hemde und einem Schaffell bekleidete und ſeinen Körper niemals reinigte, iſt glaubli-

cher, als die ſeltſamen Erzählungen von ſeinen Anſichten, Teufelskämpfen und Wundern, die er ſelbſt bekannt gemacht und wahrſcheinlich auch ſelbſt erträumt hat, wie ſie in ſeinem Leben vom h. Athanaſius zu leſen ſind; denn alle ſeine Schritte zeugen von der Übermacht ſeiner glühenden Einbildung und ſeiner dunkeln Gefühle für religiöſe Asketik. Nicht ſo gewiß rühren die ſieben Briefe und einige andere asketiſche Schriften von ihm her, die ſchon das Alterthum ihm beilegte. Eben ſo wenig iſt erweislich, daß er Mönchsregeln aufgeſetzt, und ganz ungegründet, daß er einen Orden geſtiftet habe; doch wollen die Mönche der ſchismatiſchen Kirchen im Orient, z. B. Maroniten, Armenier, Jacobiten, Kopten und Abyſſinier, dem angeblichen Orden des h. Antonius angehören; ſie folgen aber nur der Regel des h. Baſilius. Als Heiliger der catholiſchen Kirche gilt Antonius viel. Das Gebet um ſeine Fürſprache ſoll gegen mancherlei Übel, beſonders gegen das nach ihm benannte Antoniusfeuer, eine im Mittelalter wüthende fürchterliche Krankheit, welche jedes davon befallene Glied dörrte und ſchwärzte, als wäre es verbrannt, ſicher geholfen haben. Gaſton, ein reicher Edelmann in Dauphiné, der bei den angeblichen Gebeinen des h. Antonius zu St. Didier la Mothe eine ſolche Cur für ſeinen Sohn erfleht hatte, ſtiftete aus Dankbarkeit 1095 die Hoſpitalbrüderſchaft des h. Antouius zur Pflege der Kranken und Beſchützung der Pilgrimme, deren erſter Großmeiſter er war. Dieſer Orden erhielt auf der Kirchenverſammlung zu Clermont 1096 päpſtliche Beſtätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Brüderſchaft geregelter Chorherren nach der Regel des h. Auguſtinus mit der Beſtimmung erklärt, daß der Großmeiſter Abt heißen, zu St. Didier la Mothe ſeinen Sitz haben, und General aller Klöſter des Ordens ſein ſollte. Die Prioren der Klöſter nannten ſich Komthure, ſpäter Präceptoren und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieſer Antonier, auch Antonianer oder Antonierherren, wie ſie nun als Kanonici hießen, war ſchwarz und mit einem blaugeſchmelzten, der Form eines T ſich nähernden Kreuze auf der Bruſt ausgezeichnet. Ihre urſprüngliche Beſtimmung haben ſie als Chorherren aufgegeben und ſich dem ſtill beſchauenden Leben der Andacht gewidmet. Wallfahrten zum Grabe des h. Antonius und Schenkungen machten ſie reich und verſchafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenburg im ſächſiſchen Kurkreiſe war vor der Kirchenverbeſſerung Kanzler der Univerſität Wittenberg und auch nachher zählten ſie noch bis in das 18te Jahrh. 80 Klöſter (die meiſten in Frankreich); aber keins derſelben hat das 19te Jahrh. erlebt. E.

Antraigues (Emanuel Louis Henri Launay, Graf d'). Dieſer im Lauf der franzöſiſchen Revolution berühmt gewordene Staatsmann war in Vivarais geboren. Sein Hofmeiſter, der berühmte Abbé Maury, bildete früh ſeine Anlagen zu einer glänzenden und hinreißenden, doch weniger gründlichen Beredſamkeit aus. Den erſten Gebrauch ſeiner Talente machte er in dem berühmten Mémoire sur les Etats-Généraux, leurs droits et la manière de les convoquer, 1788, worin der feſſelloſeſte Freiheitsſinn, bis zur gänzlichen Verdammung aller monarchiſchen Staaten und Rechtfertigung der Empörung, ſo lebendig und kraftvoll ſich ausſprach, daß bei der damaligen Gährung der Gemüther dieſe Schrift einen überwiegenden Beifall fand, und wohl mit Recht als einer der erſten Funken betrachtet werden kann, welche die Flamme entzündeten, die bald ganz Frankreich durchwüthen ſollte. Als er aber 1789 zum Deputirten bei den General-

ſtänden ernannt war, vertheidigte er die Vorrechte des Erbadels, war unter denjenigen, welche ſich der vorgeſchlagenen Vereinigung der drei Stände am heftigſten widerſetzten, und ſtimmte für eine die Menſchen- oder vielmehr Bürgerrechte feſtſetzende Conſtitution, erklärte indeſſen dabei das Veto des Königs als eine unentbehrliche Stütze der Monarchie. 1790 verließ er die Verſammlung, überſandte ſeinen Bürgereid mit Einſchränkungen, ward als Unruheſtifter angeklagt, vertheidigte ſich öffentlich und ging dann nach Petersburg und Wien, ſtets mit diplomatiſchen Aufträgen und Angelegenheiten beſchäftigt. Er ward jetzt der eifrigſte Vertheidiger der Monarchie und der Bourbons, denen er auf alle Weiſe nützlich zu werden ſuchte. Von Rußland 1798 nach Italien geſandt, ward er zu Mailand auf Buonapartes Befehl verhaftet; ſeine Gattin, die berühmte Opernſängerin St. Huberti, verſchaffte ihm endlich Mittel zur Entweichung. Er kehrte nun nach Wien und dann nach Rußland zurück, wo ihn Alexander I. 1803 zum Staatsrath machte, und in diplomatiſchen Angelegenheiten nach Dresden ſchickte. Hier ſchrieb er eine merkwürdige Schrift gegen Buonaparte, unter dem Titel: Fragment du XVIII. livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos. Nach Rußland zurückgekehrt, fand er Mittel, Kenntniß von den geheimen Artikeln des tilſiter Friedens zu erhalten, ging damit nach England und theilte ſie dem Miniſterio mit, wodurch ſein Einfluß ſo bedeutend wurde, daß Canning in franzöſiſchen Angelegenheiten nichts ohne ſeine Rathſchläge that. Er unterhielt ſeine diplomatiſchen Verbindungen, beſonders in Frankreich, und galt allgemein für einen der größten Politiker. Trotz ſeiner langjährigen Anhänglichkeit und ſeiner vielen Bemühungen für die Bourbons, gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen Ludwigs XVIII. ganz zu gewinnen. 1812 ward er in einem Dorfe bei London, nebſt ſeiner Gemahlin, durch ſeinen Bedienten Lorenzo, einen Italiener, ermordet, welcher ſich gleich nach der That erſchoß.

Antwerpen, auch Antorf, Anvers, die große und gut gebaute Hauptſtadt einer niederländiſchen Provinz, die 1814 aus dem vormaligen Marquiſat Antwerpen und der Herrſchaft Mecheln, welche während der franzöſiſchen Herrſchaft das Departement der beiden Nethen ausmachten, zuſammengeſetzt iſt und auf 51 Q. Meilen 287,347 Einwohner zählt. Die Stadt liegt an der Schelde, auf welchem Fluſſe die größten Schiffe mittelſt 8 Hauptcanälen und 3 von den Franzoſen neu angelegten Baſſins bequem an ihre Kaien gelangen können, iſt ſtark befeſtigt, und hat eine feſte Citadelle, gegen 10,000 Häuſer, worunter die prächtige Börſe, das Rathhaus, die Hauptkirche, worin Rubens begraben liegt, das ſehr weitläuftige Haus der Oſtrelins (die ehemalige Niederlage der Hanſa) u. a. ſehenswürdig ſind, und 59,000 Einwohner, iſt auch der Sitz eines Biſchofs, einer Akademie der Wiſſenſchaften, einer Maler- und Bildhauerakademie, einer mediciniſch-chirurgiſchen Schule und eines Seearſenals. Ihre Fabriken und Manufacturen in Spitzen, Zucker, Bleiweiß, Lackmus, Stöcken, baumwollenen Zeugen, Spitzenzwirn ſind ſehr anſehnlich, und antwerper Nähſeide, ſchwarze Seidenſtoffe und Druckerſchwärze überall berühmt. Der Handel nimt jetzt, nachdem die Schelde ihr wieder geöffnet iſt, von Tage zu Tage mehr zu, und 1816 kamen 4402 Schiffe an, worunter 910 Seeſchiffe waren; auch hat die Stadt ſchon wieder 100 Mäkler. Vor dem Kriege der Niederländer mit den Spaniern war ſie eine bedeutendere Handelsſtadt als ſelbſt Amſterdam, deſſen Größe im 16ten Jahrh. durch den Verfall von Antwerpen einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Damals war die Schelde mit Schiffen von allen Nationen

bedeckt, deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen lagen und oft Wochen lang warten mußten, ehe ſie löſchen konnten. Zu Antwerpen, das damals 200,000 Einwohner zählte, hatte die Hanſa bedeutende Niederlagen. Dieſer blühende Zuſtand der Stadt bekam während der denkwürdigen Belagerung von 1585 unter dem Prinzen von Parma den erſten Stoß, und ſchwand gänzlich, als im weſtfäliſchen Frieden die Schelde für ſie geſchloſſen wurde. Dadurch gerieth der Handel in Verfall, und zog ſich endlich ſo ziemlich ganz weg. Josephs II. Verſuch, dieſen Zwang aufzuheben, mißlang völlig, und erſt die Franzoſen ſetzten nach der Eroberung der öſterreichiſchen Niederlande durch, was der große Kaiſer für Antwerpen beſchloſſen hatte. Die Schelde wurde für frei erklärt, und der Handel würde ſich nun ſchnell gehoben haben, wenn es den Siegern nicht eingefallen wäre, den Ort in einen Waffenplatz umzuſchaffen. 1814 wurde die Stadt von den Engländern und Sachſen unter Graham eingeſchloſſen, und von Carnot vertheidigt, der ſie jedoch erſt in Folge des mit Monſieur abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes, am 5ten Mai übergab. Geboren ſind hier die berühmten Maler Rubens, van Dyk, beide Teniers, Seyher, Crayer, Floris und Brill.

Anūbis, eine der vornehmſten Gottheiten der Ägyptier. Anfangs verehrte man ihn unter der Geſtalt eines Hundes, nachher in menſchlicher Geſtalt mit einem Hundskopfe. Die Sage nennt ihn einen Sohn des Oſiris, den dieſer, wähnend, ſich zu der Iſis geſellt zu haben, mit Nephthys erzeugte. Als Iſis ſich hiervon durch den Lotuskranz überzeugt, den Oſiris bei Nephthys zurückgelaſſen hatte, ſuchte ſie das, aus Furcht vor Typhon, von ſeiner Mutter ausgeſetzte Kind auf, fand es, mit Hülfe einiger Hunde, erzog es, und hatte an ihm einen treuen Wächter und Begleiter. Anubis bewacht die Götter, wie der Hund die Menſchen. Alſo Plutarch. Nach Diodor begleiteten Anubis und Makedon, ſeine Söhne, den Oſiris, auf ſeinen Zügen. Anubis trug einen mit einem Hundsfelle überzogenen Helm, und wurde daher in der Geſtalt eines Hundes verehrt. In beiden von einander abweichenden Sagen erkennt man den Verſuch, die Hundegeſtalt des Anubis zu erklären. — Nach der aſtronomiſchen Theologie der Ägyptier war Anubis der ſiebente unter den acht Göttern der erſten Claſſe, und bezeichnete, gleichbedeutend mit Piernies (dem gemeinen Namen des Planeten Mercurius) den Mercur. Als dieſer war er denn auch Zeitbeſtimmung, Regent einer Tagesſtunde.

Anville (Jean Bapt. Bourguignon d'), erſter Geograph des Königs, Penſionär der Akademie der Inſchriften und ſchönen Künſte u. ſ. w., war 1697 zu Paris geboren. Eine Landcharte, welche der Zufall ihm als zwölfjährigen Knaben in die Hände führte, weckte ſeine Neigung für die Geographie. Er fing an, die Länder und Gegenden, deren die römiſchen Geſchichtſchreiber erwähnen, zu entwerfen, und faßte bald für dieſe Beſchäftigung eine wahre Leidenſchaft. Alle Studien des Jünglings waren auf die Geographie gerichtet. Er las die Alten nur in der Abſicht, die Lage der Städte, von denen ſie ſprechen, herauszubringen, und die Grenzen der weiten Reiche, wozu wir die Züge in der Geſchichte finden, zu beſtimmen. So hatten ſeine eifrigen Studien ihm frühzeitig umfaſſende Kenntniſſe in der Geographie erworben; durch ſie ward er bald den angeſehenſten Gelehrten bekannt, und erhielt in einem Alter von 22 Jahren die Beſtallung als königlicher Geograph. Jetzt fing er an, die Maſſe ſeiner Kenntniſſe zu ſichten und zu ordnen, und dadurch erwarb er ſich jenen feinen Tact, der einem Inſtinct gleicht, aber bei d'Anville das Ergeb-

niß ſcharfſinniger, mit Berückſichtigung aller Umſtände gemachten Zuſammenſtellungen und Vergleichungen war. Faſt allenthalben fand ſein Scharfblick die Wahrheit auf, und ſchied ſie von dem Irrthum. Als Kritiker gebührt ihm einer der ausgezeichnetſten Plätze und um ſo gerechter, da die meiſten ſeiner Meinungen und Vermuthungen durch ſpätere Unterſuchungen an Ort und Stelle beſtätigt worden ſind. Im Ganzen hat er 211 Charten und Plane und 78 Abhandlungen herausgegeben. Unter ſeinen Charten für die alte Geographie verdient vor allen die Charte von Ägypten der rühmlichſten Erwähnung. Sein Orbis veteribus notus, ſein Orbis romanus müſſen in den Händen aller ſein, welche die alte Geſchichte leſen; ſo auch ſeine Charten von Gallien, Italien und Griechenland. Ein Gleiches gilt von den Charten derſelben Länder für die mittlere Zeit. Auch ſeine Charten der neuern Zeit leiſten alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel verſtatteten. Er war einfach und beſcheiden, obgleich für den Tadel vielleicht etwas zu empfindlich. Die natürliche Zartheit ſeines Körpers hinderte ihn nicht, täglich 15 Stunden zu arbeiten. Zwei Jahre vor ſeinem Tode erlagen ſeine geiſtigen Kräfte dem Alter; ſo ſtarb er 1782. Seine koſtbare Chartenſammlung hatte bereits 1779 die Regierung gekauft.

Anwurf heißt im Münzweſen eine Maſchine, vermittelſt welcher die groben Münzſorten geprägt werden. Sie beſteht aus einem Unter- und einem Oberſtämpel, welche genau auf einander paſſen, und durch Gewicht oder irgend eine andere Kraft den zur Ausprägung des Geldes erforderlichen Druck erhalten.

Anziehung (Attraction) nennen wir die Erſcheinung, daß gewiſſe Körper ein Beſtreben zeigen, einander nahe zu kommen, ſich, wenn ſie nicht gehindert werden, wirklich nähern, und nach der gegenſeitigen Berührung an einander hängen bleiben. Sie iſt ſehr allgemein und weit verbreitet. Nicht nur feſte, ſondern auch flüſſige Körper hängen mit ihren Theilen zuſammen, und leiſten Widerſtand, wenn man ſie trennen will. Dies thut ſelbſt das Waſſer. Flüſſigkeiten vereinigen ſich in Tropfen, Tropfen, wenn ſie ſich nähern, in größere Maſſen. Flüſſige Körper hängen ſich an feſte, beſonders an ſolche, die eine ſehr glatte Oberfläche haben, z. B. an Glas. Sie ſteigen ferner in feine Röhrchen von ſelbſt hinauf (ſ. Haarröhre) u. ſ. w. Jeder Körper, wenn er aufgehoben war, neigt ſich, freigelaſſen zur Erde, und fällt gegen dieſelbe. Der ſonſt ſenkrechte Bleiwurf nimt in der Nähe hoher Berge eine ſchiefe Richtung an; das Meer ſtrebt gegen den Mond an; der Mond ſelbſt wird ſtets nach der Erde, die Erde nebſt den übrigen Planeten nach der Sonne hingezogen. In dem ganzen Laufe der Himmelskörper herrſcht das unverkennbare Geſetz der gegenſeitigen Anziehung. Kurz, dieſe Erſcheinung iſt ſo verbreitet in der Natur, daß man geneigt wird, ſie für eine allgemeine Eigenſchaft der Körper oder für Regel anzuſehen, von welcher die Fälle, wo ſie nicht ſtatt findet, nur Ausnahmen ſind. Schon die griechiſchen Naturforſcher ſprechen von der Attraction; Copernicus und Tycho nehmen ſie ebenfalls an; Keplers kühner, umfaſſender Geiſt wagte zuerſt den Gedanken, daß ſie allgemein und in allen Körpern gegenſeitig ſein müſſe; Descartes, da ſie zu den ſogenannten verborgenen Kräften gerechnet wurde, deren keine er anerkannte, ſuchte ſie ganz aus der Naturlehre zu verbannen; Newton aber ſetzte ſie in ihre Rechte wieder, und beſtimmte nach mehrjährigen genauen Betrachtungen ihre Geſetze. Sie zu erklären, iſt man vergebens be-

müht geweſen. Die Erſcheinung der Attraction zeigt ſich entweder an Körpern, welche in beträchtlichen oder doch merklichen Entfernungen von einander abſtehen, und heißt dann Gravitation, d. i. allgemeine Schwere, oder an Körpern, welche ſich berühren, deren Entfernungen unmerklich ſind, und führt dann bei Theilen eines und deſſelben Körpers den Namen Cohäſion (Zuſammenhang), und wenn ſie zwiſchen Theilen eines feſten und eines flüſſigen Körpers ſtatt findet, den Namen Adhäſion (Anhängung). Wenn man auch nicht alle einzelne Unterabtheilungen der Anziehung aufzählen und mit beſondern Namen belegen kann, ſo gehören doch ferner dahin die chemiſchen Verwandtſchaften (ſ. Verwandtſchaften), die magnetiſchen und elektriſchen Anziehungen u. ſ. w., worüber die einzelnen Art. zu vergleichen ſind.

Äolier, ein griechiſcher Völkerſtamm in Theſſalien, welcher von Äolus (Hellens Sohne und Enkel des Deukalion) ſeinen Namen führte, ſich daſelbſt ſehr ausbreitete, und mehrere kleinere Staaten errichtete, bis endlich auch ein Theil von ihm nach Klein-Aſien ging, das ehemalige Troas beſetzte und der Landſchaft den Namen Äolis gab. In einen Bund vereinigt, der jährlich zu Kuma ſeine feierliche Verſammlung hielt, blieben ſie eine Zeitlang frei, kamen nachher unter die Herrſchaft der Lydier, dann der Perſer; wurden, nachdem ſie mit Hülfe Athens das perſiſche Joch abgeſchüttelt hatten, von Darius Hyſtaspes aufs neue unterworfen, und als ihnen die Griechen wiederholt Beiſtand leiſteten, entſtand der berühmte perſiſche Krieg. Sie wurden frei, kamen nochmals unter perſiſche Botmäßigkeit, bis auf Alexander, und wurden endlich, nachdem ſie von den ſyriſchen Königen, den Nachfolgern Alexanders in dieſem Theile ſeines großen Reichs, durch die Römer befreit worden waren, von Sulla, da ſie dem König Mithridates beigeſtanden, völlig unterjocht. — Ihre Sprache war eine von den drei Hauptmundarten der griechiſchen, ihr Land eines der fruchtbarſten; Ackerbau und Viehzucht waren ihre vorzüglichſten Nahrungszweige.

Äolsharfe, ein Saiteninſtrument, das, dem Winde ausgeſetzt, Töne von ſich gibt. Kircher ſcheint der Erfinder derſelben zu ſein. Pope hatte im Euſtathius gefunden, daß der Wind, wenn er auf ausgeſpannte Saiten ſtoße, harmoniſche Töne hervorbringe. Oswald, ein ſchottiſcher Componiſt, machte Verſuche und fand es beſtätigt. Er ſpannte in einem ſchmalen, etwas hohen und langen Kaſten von trockenem Tannenholze, mit einem Reſonanzboden, über zwei Stege, die nahe an den ſchmalen Enden einander gegenüber lagen, acht bis zehn Darmſaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht neben einander auf. Um dem Luftſtrome den Durchgang zu verſchaffen, kann der obere ſchmale Boden, wie ein Pultdeckel, aufgehoben werden, der an den beiden Seiten noch Flügel hat. Das Inſtrument wird hierauf mit der Öffnung am Schieber dem Winde ausgeſetzt, welcher beim Durchſtrömen Töne hervorbringt. Die tiefſten Töne ſind die des Einklangs; ſo wie ſich aber der Wind mehr hebt, entwickelt ſich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend iſt.

Äolus, bei Homer des Hippotes Sohn und König der Inſel Liparos, im Norden von Sicilien. Er ſoll fromm und gerecht, und gegen die Fremden menſchenfreundlich geweſen ſein, den Gebrauch der Segel gelehrt, überdies aus ſeinen Beobachtungen den Einwohnern die Winde mit Genauigkeit vorhergeſagt haben, weshalb ihn die Fabel zum Windbeherrſcher gemacht hat. Später wurde ſeine Geſchichte immer mehr ausgeſchmückt. Man machte ihn zu einem Sohne des Zeus oder Neptuns, und zum Gott der Winde. Abgebildet fin-

bet er ſich als bärtiger Mann mit dem Scepter in der Hand, auf einem Felſen ſitzend, oder wie er den Scepter in den Felſen ſtößt, worauf die Winde hervorfliegen. Auch wird er dargeſtellt in einer Grotte ſtehend, mit einer Muſchel am Munde und einem Blaſebalg unter den Füßen.

Äon, eine unbeſtimmte lange Zeit, auch wohl eine Ewigkeit. Dieſes Wort wird vorzüglich von den Dichtern gebraucht, und zwar im Plural: Äonen, Ewigkeiten; daher Äonen lang, eine Reihe von Ewigkeiten hindurch. In einem beſondern Sinne haben die Gnoſtiker dieſen Begriff in ihren Theogonien perſonificirt. Vergl. den Art. Gnoſis.

Apanage heißt das Geld, oder die Güter und Einkünfte, welche Landesherren oder mediatiſirte Fürſten und ſelbſt Majoratsherren, bei denen das Recht der Erſtgeburt eingeführt iſt, ihren jüngern Brüdern oder Vettern zum Unterhalt geben müſſen. Daher heißt apanagirter Prinz ein ſolcher, welcher auf dieſe Art ein jährliches Einkommen bezieht.

Apathie, eigentlich Leidenſchaftsloſigkeit, kann als Zuſtand, Eigenſchaft oder Naturgabe betrachtet werden. Als Zuſtand wird ſie für eine gänzliche Unthätigkeit des Menſchen genommen; als Eigenſchaft iſt ſie die gänzliche Affectloſigkeit, welche die Stoiker von dem Weiſen fordern. Als Naturgabe iſt die Apathie entweder mit hinlänglicher Seelenſtärke verbunden oder nicht. Im erſten Fall, ſagt Kant ſehr richtig, iſt ſie das glückliche Phlegma. Der damit Begabte iſt zwar darum kein Weiſer, hat aber doch die Begünſtigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als andern, es zu werden. Im letztern Fall iſt es eine Art von Unempfindlichkeit, nach welcher ein Menſch ſich jeden Schmerz, auch den nicht nothwendigen, gefallen läßt.

Apel (Auguſt), ward 1771 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Bürgermeiſter war. Seinen frühern Unterricht erhielt er durch Privatlehrer, und auf der Thomasſchule. Hierauf ſtudierte er von 1789 an zu Leipzig und Wittenberg, disputirte 1791 über Discrimen inter delicta atrocia et levia statuendum, ward 1795 durch die Disputation: Quaedam de origine rusticorum dotalium, eorumque imprimis in Saxonia conditione, Doctor der Rechte, ſpäterhin Rathsherr u. ſ. w. und ſtarb 1816 an einer Halsentzündung bei ſonſt friſcher Geſundheit. Er war eine der reichſt begabten Naturen. Sein kräftig männlicher Geiſt mußte durch manche, zum Theil verſchrobene Gemüthsverhältniſſe ſich hindurch kämpfen, ehe er das Wahre vom Falſchen unterſcheiden und den ächten Werth der Dinge kennen lernte. Aber deſto entſchiedener war er auch fortan allem Niedrigen, Kleinlichen, Unfreien im Leben feind, deſto unverwandter war ſein Blick auf das Hohe und Bleibende gerichtet und deſto eifriger baute er die innere Welt der Wiſſenſchaft und Kunſt an. Mit reichen Kenntniſſen, ſcharfem Beobachtungs- und Vergleichungsgeiſte ausgeſtattet, wandte er ſeine Forſchungen nach allen Seiten in dem weiten Gebiet der Natur. Von ſeiner Philoſophie des Geiſtes enthalten theils die frühere leipziger- und die jenaer Literaturzeitung, theils die muſikaliſche Zeitung zahlreiche Proben, die einen tiefen, gründlichen, in großem Style gebildeten Geiſt verrathen. Von ſeinen Dichtungen iſt bis jetzt nur das Wenigſte bekannt. Seine lyriſchen Poeſien ſind theils in den Cicaden, theils in dem Geſpenſterbuche zu finden. In letzterm ſind ausſchließlich Novellen im ſchauerlichen Styl, unter welchen einige, wie der Freiſchütz und das ſtille Kind, claſſiſch zu nen-

nen ſind. Zu derſelben Gattung von Erzeugniſſen gehört auch das Gottesgericht, Pater Anſelmos peinliche Klage und andere. Daß ihm aber auch die Tiefen des Gefühls eben ſo wie der zarte und feine Scherz nicht fremd waren, dafür zeugen Ines und Pero, die Mondſteine, der Hahn im Korbe u. ſ. w. Alle ſeine Darſtellungen aber zeichnen ſich durch eine ſichere feſte Hand, eine kräftige klare Anſchauung, durch feines Korn und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien Polyidos, die Ätolier und Kallirhoe richtig zu würdigen, muß man wiſſen, daß alle drei bruchſtückliche Ergebniſſe ſeines Studiums und ſeiner Anſicht der antiken Tragödie ſind, in dichteriſcher Form nachbildlich dargelegt, und daß es mit erſterm auf eine Nachbildung im Äſchyleiſchen, mit dem zweiten auf eine im Euripideiſchen Styl abgeſehn ſein mochte, daß für die Sophokleiſche der Temiſtokles beſtimmt war, daß endlich Kallirhoe den Übergang aus dem Antiken in das Moderne bezeichnen ſoll. Den ganzen Kreis ſchließt als ſatiriſches Drama Herakles in Lydien, der ſich ganz vollendet in ſeinem Nachlaſſe findet. Aber auch die Perioden moderner Tragik ſollten als Gegenſtück in andern Tragödien erſcheinen, von denen er den Fauſt und ein anderes romantiſches Drama vollendet hat. Betrachtet man die genannten Dramen, zu denen noch der bisher wohl nicht genug gewürdigte Kunz von Kaufungen kommt, aus dem angegebenen Geſichtspuncte; ſo wird man, ſtatt dem Dichter ſeine Vorliebe für die Form als einſeitig zum Vorwurfe zu machen, vielmehr bewundern, mit welcher Freiheit und Meiſterſchaft er die jedesmal dem Zweck entſprechende ſich anzueignen verſtanden. Seinen ſchönſten und bleibendſten Ruhm aber ſollte Apel einem Werke verdanken, zu dem jene Arbeiten die Veranlaſſung gaben, wir meinen ſeine Metrik. Ein allſeiges Studium der Verskunſt nach dem Hermanniſchen Lehrbuche führte ihn auf die ſeinem Führer entgegengeſetzte Tacttheorie, deren Richtigkeit ſich ihm bei jedem Schritte beſtätigte; ſeinem klaren Geiſte fügten ſich ſchnell und leicht die Theile zum Syſtem zuſammen. Er gab die Hauptſätze ſeiner Theorie, hauptſächlich mit Hinſicht auf die Joniker, als Aphorismen hinter den Ätoliern. Hierauf zeigte er ihren Folgebeſtand in einer eigenen Abhandlung über Rhythmus und Metrum (Muſ. Zeitung 1807 — 8), wo er alle Versarten, jede vom Monometer an, durchging, verwandte Rhythmen in der Muſik und in antiken wie modernen Verſen nachwies und mit ſeltenem Scharfſinn entwickelte. Hermanns Widerſpruch blieb von Apel unbeantwortet, welcher ſich dagegen durch fortgeſetzte Forſchungen von der Richtigkeit ſeiner Theorie immer mehr überzeugte, die er endlich nach zehnjährigem Studium in ſeiner Metrik der Welt ausführlich vorzulegen begonnen hatte, als der Tod ihn übereilte. Zwar iſt zu beklagen, daß ihm die Beendigung dieſes Werks nicht vergönnt war, noch mehr, daß er uns nicht, wie er ſpäter thun wollte, ſein Syſtem in ſtrenger mathematiſcher Methode mitgetheilt hat; für die Sache ſelbſt iſt jedoch nichts dadurch verloren, und es ſteht zu hoffen, daß die Apelſche Metrik, der bisher wohl nur Vorurtheil den Weg vertraten, immer mehr Eingang finden werde.

Apellanten, eine religiöſe Partei, ſ. Unigenitus.

Apelles, der Maler, war des Pythius Sohn, auf Kos und nach andern zu Epheſus geboren; in letzterm Orte erhielt er das Bürgerrecht. Ephorus aus Epheſus gab ihm den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt und Pamphilus von Amphipolis in Macedonien war ſein zweiter Lehrer. Apelles verdunkelte alle frühern Maler; beſon-

ders zeichnete er ſich aus durch unnachahmliche Anmuth und durch Reinheit, Eleganz und Auswahl der Formen. Um ſein Talent möglichſt auszubilden, hatte er die berühmteſten Schulen beſucht. Auch nach Rhodus begab er ſich, um Protogenes zu ſehen, deſſen Ruhm ſeinen Nacheifer anregte. Dieſer war abweſend, als Apelles ankam, der, ohne ſeinen Namen zu nennen, ſich begnügte, mit dem Pinſel einen Umriß zu entwerfen, und ſich entfernte. Protogenes erkannte bei ſeiner Rückkehr die Hand des Apelles, unternahm es aber, ſein Werk durch eine noch ſchönere und genauere Zeichnung zu übertreffen. Apelles kommt wieder; man zeigt ihm Protogenes Entwurf und er zeichnet aufs neue einen ſo kunſtreichen Umriß daneben, daß der rhodiſche Maler ſich für überwunden bekennt, Apelles aufſucht und ihn mit Ehren überhäuft. Dieſes Gemälde wurde, als ein Wunder der Kunſt betrachtet, kam in der Folge nach Rom und ſchmückte den Palaſt der Cäſaren, wo eine Feuersbrunſt es zerſtörte. Seiner gefälligen und edlen Sitten wegen wurde Apelles ſelbſt von ſeinen Nebenbuhlern geliebt; er ließ die Werke des Protogenes für die ſeinigen gelten, damit ſie theurer bezahlt würden. Ein Freund und Bewunderer der Schönheit, ſuchte er die ſchönſten Muſter derſelben. Die berühmte Lais, die er als ein junges unbekanntes Mädchen einſt Waſſer ſchöpfen ſah, lud er zu ſich ein, und ſie diente ihm zum Modell. Die ſchöne Phryne gab ihm das Muſter zu einer Venus Anadyomene (ſ. d. Art.) für die Bewohner von Kos. Apelles Ruhm und Talent blühten am glänzendſten gegen die 112. Olympiade. Man nannte ihn den Fürſten der Maler und die Malerkunſt vorzugsweiſe die Kunſt des Apelles. Alexander überhäufte ihn mit Gunſtbezeigungen und wollte nur von ihm gemalt ſein. Man führt einen blitzſchleudernden Alexander an, der ſo kunſtreich gemalt war, daß Arm und Blitzſtrahl aus dem Bilde hervorzutreten ſchienen. Mehrere Schriftſteller ſprechen von einem gemalten Roſſe des Apelles, deſſen Anblick ſo täuſchend war, daß die Pferde es anwieherten. Alexander bewies ihm ſeine Zuneigung auch dadurch, daß er ihm die reizende Kampaſpe überließ, die er ſelbſt liebte. Er hatte Apelles aufgetragen, ſie nackt zu malen, aber bei dem Anblick ſo großer Reize konnte der Künſtler ſeine Verwirrung nicht bergen, und Alexander, der es wahrnahm, machte ſie ihm zum Geſchenk. Nach des Königs Tode begab ſich Apelles an den Hof des Ptolemäus zu Alexandrien. Hier ſuchten ſeine Feinde ihm den Unwillen des Fürſten zuzuziehen, indem ſie ihn durch eine falſche Einladung veranlaßten, an einem Feſte zu erſcheinen. Der König war unwillig über die Dreiſtigkeit des Malers, dieſer aber, der den Namen des Betrügers nicht wußte, zeichnete ſein Bild ſo richtig auf die Wand, daß man ihn augenblicklich erkannte. Bald darauf wurde er von dem Maler Antiphilus angeklagt, an einer Verſchwörung Theil genommen zu haben. Man warf ihn in Feſſeln und er wäre verloren geweſen, wenn nicht einer der Schuldigen ſelbſt ihn gerechtfertigt hätte. Darauf kehrte er in ſein Vaterland zurück, und malte zum Andenken an dieſe Begebenheit ſein berühmtes Gemälde der Verleumdung. Apelles hatte auch über die Geheimniſſe ſeiner Kunſt drei Abhandlungen geſchrieben, welche noch zu Plinius Zeiten vorhanden waren. Zeit und Ort ſeines Todes ſind unbekannt. Apelles hörte gern ſeine Werke beurtheilen und ſtellte ſie zu dem Ende öffentlich aus; ſich ſelbſt aber hielt er in der Nähe verborgen. Bekanntlich tadelte einſt bei einer ſolchen Gelegenheit ein Schuhmacher den Schuh einer Figur, und Apelles benutzte ſeine Kritik; als er aber dadurch

dreiſt gemacht, auch andere Theile des Bildes meiſtern wollte, gab ihm Apelles die gebührende Weiſung: „Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!“ — Wie Plinius angibt, malte Apelles gewöhnlich nur mit vier Farben, die er durch einen ſelbſt erfundenen Firniß in Übereinſtimmung brachte.

Apenninen, eine große Gebirgskette, die bei den ſogenannten Meeralpen unweit Genua anfängt, dort den Paß Bocchetta bildet, ſich durch ganz Italien bis an die Küſte von Otranto und an die Meerenge von Sicilien erſtreckt, und Italien in faſt zwei gleiche Hälften, die öſtliche und weſtliche, theilt. Die Apenninen ſind bis an die Gipfel mit Bäumen, beſonders mit vielen Kaſtanienbäumen, bewachſen, deren Frucht in einigen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel der Bergbewohner iſt, und die Stelle des Getreides vertrit. Sie ſind nicht ſo hoch als die Alpen, haben aber doch auch einzelne ſehr hohe und ſteile Felſenberge, z. B. der Gran Saſſo bei Aquila, in der Provinz Abruzzo 8255, und der Velino 7872 Fuß Höhe. Die Apenninen ſind im Winter mit Schnee bedeckt, der bisweilen erſt ſpät ſchmilzt, und liefern das für das heiße Clima Italiens ſo unentbehrliche Eis. Sie haben wenige große Thäler, wenige Seen und Flüſſe, deſto mehr Sümpfe am Fuße ihrer Vorberge, und viel ausgebrannte Vulcane. Der Veſuv gehört zu dem Bergzuge Subappenino Vesuviano.

Apertur (lat.), eigentlich die Öffnung. Insbeſondere jus aperturae, das Recht eines Lehnsherren, von ſeinen Vaſallen zu fordern, daß ſie ihm zu jeder Zeit ihre Feſtungen öffnen und Beſatzung einnehmen.

Aphrodite, der gewöhnliche Name der Liebesgöttin bei den Griechen, gleichbedeutend mit Aphrogeneia, d. i. aus dem Schaum des Meeres entſprungen (die Schaumgeborne). — Aphrodiſia hieß daher ein der Venus geweihtes Feſt, das an mehrern Orten Griechenlands, am feierlichſten aber auf der Inſel Cypern begangen wurde.

Apicius, ein berühmter Feinſchmecker zu den Zeiten des Auguſtus und Tiberius. Er führte die leckerhafteſte Tafel in Rom, beurkundete ſein Genie für die Kochkunſt durch Erfindung eines neuen Kuchens, ſo wie ſeine Kenntniſſe in derſelben durch ein eigenes Kochbuch, und nahm endlich, da er ſein großes Vermögen erſchöpft hatte, freiwillig Gift, um nicht, wie er fürchtete, Hungers ſterben zu müſſen. Jenes Kochbuch (De re culinaria) iſt auch auf uns gekommen und zuletzt 1791 von Bernhold (Lübeck, 8.) herausgegeben worden.

Apis, ein von den Ägyptiern, vornehmlich zu Memphis, göttlich verehrter Stier. Nach dem allgemeinen Glauben, wurde eine Kuh durch einen Lichtſtrahl vom Himmel, beſonders vom Monde, mit ihm befruchtet. Erkannt wurde er an ſeiner Farbe und ſeinen Flecken. Er mußte ſchwarz ſein, und ein weißes Dreieck auf der Stirn, auf der rechten Seite einen weißen halbmondförmigen Fleck und unter der Zunge eine Art von Knoten haben, der einem Käfer glich. Wenn er gefunden war, fütterte man ihn vier Monate lang in einem Gebäude, das nach Oſten zu ſtand; dann ward er mit dem Neumonde unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Heliopolis geführt, wo er von den Prieſtern und von Frauenzimmern, die auf eine höchſt unanſtändige Weiſe vor ihm erſchienen, abermals 40 Tage lang gefüttert ward. Nach dieſer Zeit durfte keine mehr ihm nahe kommen. Von Heliopolis brachten ihn die Prieſter

nach Memphis, wo er einen Tempel, zwei Capellen zur Wohnung und einen großen Hof, ſich Bewegung zu machen, hatte. Er beſaß die Gabe der Weiſſagung und theilte dieſe auch den Knaben mit, die immer um ihn waren. Auch war es eine gute oder böſe Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andere Capelle ging. Er wurde durch Opfer und Feſte verehrt. Sein Geburtsfeſt wurde jährlich, wenn der Nil anzuſchwellen begann, ſieben Tage lang gefeiert; eine goldene Schale ward in den Nil geworfen, und dieſes Feſt machte ſelbſt die Krokodille zahm, ſo lange es dauerte. Trotz dieſer Verehrung aber durfte er nicht über 25 Jahre leben, wovon der Grund wahrſcheinlich in der aſtronomiſchen Theologie der Ägyptier lag. Begraben ward er in einem Brunnen *). Sein Tod erregte eine allgemeine tiefe Landtrauer, welche ſo lange dauerte, bis die Prieſter ſeinen Nachfolger gefunden hatten; da jedoch das Auffinden eines mit den obigen Abzeichen verſehenen Stiers gewiß ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich war, ſo läßt ſich annehmen, daß dabei von Seiten der Prieſter Betrug obwaltete.

Apokalypſe, die Offenbarung Johannis, deren dunkler Sinn zu den ſchwärmeriſchſten Auslegungen Anlaß gegeben hat; daher der Ausdruck apokalyptiſcher Träumer für Schwärmer, Seher, Geiſterſeher ꝛc. (Vergl. **Johannes**.)

Apodiktiſch. Eine Erkenntniß, die eine abſolute Nothwendigkeit bei ſich führt, iſt apodiktiſch gewiß. Sie darf auf keinen Erfahrungsgründen beruhen, ſondern muß ein reines Product der Vernunft ſein, da Erfahrung keine Nothwendigkeit begründen kann. **Apodiktiſcher** (Kategoriſcher) **Imperativ**, ſ. **Kant**.

Apokryphiſche Bücher ſind eigentlich verborgne oder unbekannte (von einem griechiſchen Stammworte, welches verborgen heißt), ſodann untergeſchobene oder unächte Schriften, weil ihr wirklicher Verfaſſer ſich zu verbergen ſucht und auch gewöhnlich nicht bekannt iſt. In Beziehung auf die Bibel verſteht man aber unter apokryphiſchen Büchern ſolche, denen kein göttlicher Urſprung beigelegt und deren Inhalt daher nicht als eine untrügliche Glaubens- und Lebensregel betrachtet wird, wenn auch übrigens eine ſolche Schrift nicht unächt und ihr Verfaſſer nicht unbekannt iſt. Ihnen ſtehen entgegen die canoniſchen Schriften (von dem griechiſchen Worte Canon, welches eine Regel oder Richtſchnur bedeutet), worunter man diejenigen verſteht, deren Inhalt als völlig ſichere Glaubens- und Lebensregel angeſehen wird, weil man ihnen einen göttlichen Urſprung zuſchreibt. Da die Bibel gewöhnlich in das Alte und Neue Teſtament eingetheilt wird, ſo gibt es auch canoniſche und apokryphiſche Bücher des Alten und Neuen Teſtaments. Die apokryphiſchen Bücher des A. T. ſtehen in unſern Bibelausgaben gewöhnlich am Ende deſſelben. Die apokryphiſchen Bücher des N. T. aber läßt man gewöhnlich ganz

*) Doch glaubt der berühmte Architekt und Forſcher, Belzoni, in den Bergen Oberägyptens, welche das ſogenannte Thal der Gräber oder Pforten der Könige einſchließen, in einem der dortigen Felſengräber ein Grabmal des Apis entdeckt zu haben. Er fand daſelbſt einen koloſſalen alabaſternen, durchſichtigen und helltönenden Sarkophag, innerhalb und außerhalb mit eingeſchnittenen Hieroglyphen und Figuren verziert; auch fand ſich im Innerſten des Gemachs ein mit Asphalt einbalſamirter Stierkörper, und der Entdecker hatte die Abſicht, jenen Sarkophag nach England bringen zu laſſen.

Digitized by Google

weg. Doch werden manche Schriften des N. T., die in den gewöhnlichen Ausgaben zu den canoniſchen gerechnet werden, von vielen als apokryphiſche betrachtet, z. B. die Offenbarung Johannis. D.

Apollo ein Sohn des Zeus und der Latona, die von der eiferſüchtigen Juno verfolgt, nach langem Umherirren und neuntägigen Geburtswehen ihn nebſt ſeiner Zwillingsſchweſter, Artemis (Diana) auf der Inſel Delos gebar (ſ. Delos). Vielfach ſind die Ämter, welche die Mythologie ihm zutheilt. Er erſcheint in derſelben als der bogenkundige Gott, als Gott der Dichtkunſt, Muſik und des Geſanges und als Gott der Weiſſagekunſt; ferner auch noch als Gott der Ärzte, der Hirten, des Städtebauens. Kundig des Bogens, tödtete er ſchon am fünften Tage nach ſeiner Geburt den Drachen Python; erlegte ſpäter mit ſeiner Schweſter Artemis die Kinder der Niobe u. ſ. w. Sowohl im Titanen- als im Gigantenkriege half er dem Zeus. Er erlegte die Cyklopen, weil ſie die Donnerkeile geſchmiedet, womit Zeus ſeinen Sohn und Liebling, den Äskulap, erſchlagen. Überhaupt aber glaubte man von jedem aus dem männlichen Geſchlechte, der durch ſchnellen und leichten Tod, ohne vorhergegangene Krankheit, der Welt entrückt ward, er ſei von Apollos Pfeilen erlegt. Als Gott des Geſanges erſcheint Apollo ſchon in den älteſten Dichtungen, denn bei olympiſchen und irdiſchen Freudenmahlen, an denen die Olympier Theil nahmen, ſpielt und ſingt er in den tanzenden Kreiſen der Muſen. Er war der Erfinder der Kithara oder Lyra. Marſyas, der es wagte, auf der Flöte mit ihm zu wetteifern, wurde beſiegt und Apollo zog ihm zur Strafe die Haut ab. Einen andern Wettſtreit hatte Apollo mit Pan, wobei jener die Lyra, dieſer die Syrinx ſpielte. Tmolus hatte bereits für Apollo entſchieden, als Midas das Urtheil verwarf, und dafür mit verlängerten Ohren geziert ward. Daß Apollo die Sehergabe beſeſſen, ſehen wir im Homer. In der Ilias wird berichtet, daß er ſie dem Kalchas verliehen, und in der Odyſſee wird eines Orakelſpruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Außer Delphi (ſ. d.) verkündigte er aber auch zu Didyma, Klaros, Tenedos und Patara die Zukunft. Da man bei Orakeln und Wahrſagern beſonders auch ärztlichen Rath ſuchte; ſo wird daraus erklärlich, wie Apollo in der ſpätern Zeit auch als Arzt gebraucht werden konnte. Man nannte ihn den Vater des Äskulap, und dichtete, daß er den Asklepiaden die Heilkunſt mittheile. Fabeln von dem Hirtenleben Apollos waren ſchon den Zeiten Homers nicht fremd; und Kallimachus zählt ihn den wirklichen Herdengöttern zu. Die berühmteſte Sage aus Apollos Hirtenleben iſt unſtreitig ſein Dienſt beim Admet, dem er ſich nach einigen freiwillig unterzog, nach andern aber vom Zeus wegen des Mordes der Cyklopen oder des pythiſchen Drachen dazu verurtheilt ward. Er hütete eine Zeit lang die Herden deſſelben. Als Städteerbauer endlich wird ihm die Gründung von Cyzikum, Cyrene und Naxos auf Sicilien zugeſchrieben. Homer erzählt, daß er mit Poſeidon Trojas Mauern erbaut, und als er von Laomedon um den bedungenen Lohn betrogen worden, die Stadt mit Peſt heimgeſucht habe. Nach Pauſanias half er auch an dem Bau der Mauern von Megara, wobei er ſeine Laute auf einen Stein legte, der fortan bei der Berührung lautenähnlich tönte. Nach den Schilderungen der Dichter und den Darſtellungen der Bildner gehört Apollo mit Mars, Mercur und Bacchus zu den unbärtigen Göttern, in welchen die Urbilder jugendlicher Männlichkeit ſich darſtellen. Die ihn bezeichnenden Attribute ſind ſehr man-

nichfach: Bogen und Köcher, die Zither und das Plectrum, die Schlange, der Hirtenſtab, der Greif und der Schwan, der Dreifuß, der Lorbeer, der Ölbaum u. ſ. w. Die Mythengeſchichte erzählt zahlreiche Liebesabenteuer von ihm, und ſchreibt ihm eine Menge Kinder zu. (S. Daphne.) In der ſpätern Zeit ward er mit dem Helios (bei den Römern Sol) verwechſelt. Sein Dienſt war ſehr ausgebreitet; außer vielen Tempeln, waren ihm die Inſel Delos, die Stadt Delphi, die Berge Helikon, Leukas und Parnaſſus heilig. Zu Rom wurden ihm eigene Spiele gefeiert, welche die Apollinariſchen hießen und in Stiergefechten, in ſceniſchen und gymnaſtiſchen Spielen beſtanden. Ein bei Griechen und Römern ſehr gebräuchlicher Beiname des Apollo iſt Phöbus. (S. auch Muſagetes.) Unter den Apolloſtatuen des Alterthums, die auf uns gekommen ſind, iſt die berühmteſte, und zugleich, nach dem Urtheile der Kenner, namentlich Winckelmanns, das Höchſte und Vollendetſte, was die Kunſt hervorgebracht hat, der von dem Pavillon des Belvedere im Vatican zu Rom benannte, belvederiſche Apollo, den man auch wohl den pythiſchen nennt, weil man annimt, daß der Künſtler den Gott dargeſtellt habe, als Beſieger des Python. Gefunden ward dieſe herrliche Antike zu Ende des 15ten Jahrh. in den Ruinen von Antium. Durch den Frieden von Tolentino (1797) kam ſie nebſt andern Kunſtſchätzen, die der Papſt den Siegern überlaſſen mußte, nach Paris, von wo ſie jedoch im J. 1815 wieder nach Rom zurückgewandert iſt.

Apollodor, der Sohn des Asklepiades, ein berühmter Grammatiker, lebte etwa 150 Jahre v. Chr. Geb. Er ſtudierte die Philoſophie unter Panätius und die Grammatik (im Sinne der Alten) unter Ariſtarch. Sein Ruf ſtieg bald ſo hoch, daß die Amphyktionen ihm öffentliche Ehren zuerkannten. Er hatte ein Werk über die Götter, einen Commentar über Homers Schiffskatalog und ein verſificirtes Geſchichtsbuch verfaßt. Das Werk, welches wir unter dem Titel Bibliothek angeblich von ihm beſitzen, iſt wahrſcheinlich ein Auszug der genannten und gewiß nicht von Apollodor. Aber auch ſo iſt es für Götter- und Heldengeſchichte ſehr wichtig. Die beſten Ausgaben ſind von Heyne (2te Aufl. Göttingen 1803) und von Clavier (Paris 1805).

Apollodor von Athen, ein berühmter Maler, ſ. Malerei.

Apollonius von Perga in Pamphilien, einer von den vier Schriftſtellern (Euklides, Archimedes, Apollonius, Diophantes), die wir als die Väter der mathematiſchen Wiſſenſchaften betrachten müſſen, da wir durch ihre Schriften zuerſt damit bekannt geworden ſind. Er lebte um das J. 240 vor Chr. Geb. und ſtudierte lange die Mathematik zu Alexandrien unter den Schülern des Euklides. Von ſeinen vielen mathematiſchen Schriften iſt das Buch von den Kegelſchnitten (Ausg. Oxford 1710. Fol), welche Lehre er durch neue Erfindungen und glückliche Erklärungen erweiterte, das berühmteſte. — Apollonius von Rhodus war nach einigen zu Alexandria, nach Athenäus zu Naukratis um das Jahr 230 v. Chr. geboren, begab ſich aber, da ihn die Eiferſucht anderer Gelehrten in ſeinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodus, wo er die Rhetorik mit ſo viel Auszeichnung lehrte, und ſich durch ſeine Schriften ſo großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Er ging indeß nach Alexandrien zurück, um Eratoſthenes in der Aufſicht über die berühmte Bibliothek dieſer Stadt zu erſetzen. Von ſeinen vielen Werken beſitzen wir allein die Argonautika, ein Gedicht, das im Al-

gemeinen nur von mittelmäßigem Werth iſt, ſo großen Fleiß auch der Dichter auf die Ausarbeitung und Vollendung deſſelben verwandte. Einzelne ſchöne Stellen zeichnen ſich jedoch ſehr vortheilhaft aus, beſonders die Epiſode von der Liebe der Medea. Die beſten Ausgaben ſind von Henr. Stephanus (Paris 1566. Fol.), Shaw, (Oxford 1777. 4. 1779. 8.), Brunck und Beck (letztere noch unvollendet). — Apollonius von Tyana, in Kappadocien, deſſen Geburt mit dem Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung zuſammenfällt, ein berühmter Anhänger der Pythagoräiſchen Philoſophie. Der Phönicier Euthydemus unterrichtete ihn in der Grammatik, Rhetorik und den verſchiedenen philoſophiſchen Lehren, Euxines von Heraklea aber in der Pythagoräiſchen Philoſophie. Apollonius fühlte einen unwiderſtehlichen Trieb, ein Schüler des Pythagoras, nach den ſtrengen Regeln ſeiner Lehre, zu werden. Es befand ſich zu Ägos ein dem Äskulap geheiligter Tempel, wo dieſer Gott zu Gunſten der Kranken Wunder wirkte. Apollonius begab ſich in denſelben. Er enthielt ſich, Pythagoras Vorſchriften zufolge, aller thieriſchen Nahrung und lebte nur von Früchten und Kräutern, trank keinen Wein, kleidete ſich in Zeuge aus Pflanzenſtoffen, ging barfuß und ließ ſein Haar wachſen. Die Prieſter des Tempels unterrichteten ihn und weihten ihn in ihre Myſterien ein. Man ſagte, daß Äskulap ſelbſt ihn zum Zeugen ſeiner Curen machte; doch ſehen wir nicht, daß er damals Wunder zu wirken verſucht hätte. Er bildete eine philoſophiſche Schule und legte ſich ein fünfjähriges Stillſchweigen auf. Während dieſer Zeit beſuchte er Pamphilien und Cicilien, ſpäter Antiochia, Epheſus und andere Städte. Darauf beſchloß er, über Babylon nach Indien zu gehen, um die Lehren der Braminen kennen zu lernen, und da ſeine Schüler ihm zu folgen verweigerten, begab er ſich allein auf den Weg. Ein gewiſſer Damis, der ihm begegnete und ihn als eine Gottheit betrachtete, ward ſein Begleiter und Reiſebeſchreiber. Zu Babylon unterredete er ſich mit den Magiern und ging von da mit reichen Geſchenken nach Taxella, wo Phraortes, der König von Indien, regierte, welcher ihm ein Empfehlungsſchreiben an den erſten Braminen mitgab. Nach einem Aufenthalte von vier Monaten kam Apollonius nach Babylon zurück, von da ging er nach Jonien und beſuchte mehrere Städte. Allenthalben ging ſein Ruf vor ihm her und die Einwohner ſtrömten ihm entgegen. Er warf dem Volke öffentlich ſeine Trägheit vor und empfahl ihm, nach Pythagoras Lehre, die Gemeinſchaft der Güter. Den Epheſern ſoll er Peſt und Erdbeben vorhergeſagt haben, die ſpäter wirklich eintrafen. An dem Grabe Achills brachte er eine Nacht allein zu, und gab vor, mit dem Schatten des Helden eine Unterredung gehabt zu haben. Zu Lesbos beſprach er ſich mit den Prieſtern des Orpheus, die ihm als einem Zauberer anfangs die Aufnahme in die heiligen Myſterien verweigerten, einige Jahre ſpäter aber gewährten. Zu Athen empfahl er dem Volke Opfer, Gebete und Sittenverbeſſerung. Allenthalben, wohin er kam, behauptete er, die Zukunft vorherzuſagen und Wunder zu thun. Endlich kam er auch nach Rom. Nero hatte eben alle Magier aus der Stadt verbannt. Apollonius fühlte, daß er in dieſe Maßregel mitbegriffen ſein könnte; dies hinderte ihn jedoch nicht, mit acht ſeiner Gefährten hineinzugehen. Sein Aufenthalt war aber von kurzer Dauer. Er erweckte, ſagt ein Geſchichtſchreiber, eine junge Frau vom Tode und ward aus der Stadt vertrieben. Er beſuchte Spanien, ging über Italien nach Griechenland zurück, und von da nach Ägypten, wo Veſpaſian ſich ſeiner zur

Befeſtigung ſeines Anſehens bediente, und ihn wie ein Orakel um Rath fragte. Von da machte er eine Reiſe nach Äthiopien, und ward nach ſeiner Rückkehr von Titus ebenfalls günſtig aufgenommen und über Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Bei Domitians Thronbeſteigung ward er angeklagt, einen Aufſtand zu Nervas Gunſten in Ägypten erregt zu haben, er ſtellte ſich freiwillig vor Gericht und ward losgeſprochen. Darauf bereiſete er abermals Griechenland und ließ ſich in Epheſus nieder, wo er eine Pythagoräiſche Schule eröffnete und in einem faſt hundertjährigen Alter ſtarb. Zu den vielen Wundern, die von ihm erzählt werden, gehört auch, daß er Domitians Ermordung in dem Augenblicke, als ſie geſchah, gewußt und verkündigt habe.

Apolog, ſ. Fabel.

Apophthegma, ein kurzgefaßter geiſtvoller Sinn-, Kraft- und Denkſpruch.

Apoplexie, ſ. Schlagfluß.

Apoſtaſie heißt der Abfall, und beſonders im theologiſchen Sinne, der Abfall vom chriſtlichen Glauben, daher ein Abtrünniger Apoſtat genannt wird.

Apoſtel heißt eigentlich ein Geſandter, von einem griechiſchen Stammworte, welches ſenden bedeutet. Man verſteht aber unter den Apoſteln in der chriſtlichen Kirche vorzugsweiſe diejenigen zwölf Männer, welche Jeſus als ſeine vertrauteſten, in ſeine Lehre am beſten eingeweihten Schüler zu den vornehmſten Werkzeugen der Verbreitung ſeiner Lehre beſtimmte, und die daher als Geſandte Jeſu an die übrigen Menſchen betrachtet wurden.

Apoſtelbrüder, Apoſtelorden nannte Gerhard Sagarelli aus Parma einen Orden ohne Kloſterleben, den er zur Nachahmung der Kleidung, Armuth und unſtäten Lebensart der Apoſtel Jeſu um d. J. 1260 ſtiftete. Bettelnd, predigend, ſingend zogen ſie barfuß in Italien, der Schweiz und Frankreich umher, verkündigten die Ankunft des Himmelreichs und beſſere Zeiten, hatten Weiber in ihrem Gefolge, wie einſt die Apoſtel Gefährtinnen, und kamen, wohl nicht ohne Grund, in den Verdacht unſittlicher Vertraulichkeit mit dieſen Schweſtern. Die päpſtliche Beſtätigung erhielt dieſe Geſellſchaft nicht, vielmehr erklärte Honorius IV. ſie 1286 für aufgehoben. Obgleich nun von Inquiſitoren verfolgt, trieben ſie ihr Weſen immer herumſchweifend fort, und da Sagarelli 1300 als Ketzer verbrannt worden war, fand ſich ein anderer Oberapoſtel Dolcino, ein kluger Mailänder, der ſeine auf 1400 Glieder angewachſene Schar mit Weiſſagungen tröſtete. Seit 1304 heftig bedrängt, mußten ſie aus verſchanzten Lagern einen Vertheidigungskrieg führen, in welchem ſie über nothgedrungene Räubereien und Gefechte ihre erſte Beſtimmung ganz vergaßen, und, nachdem ſie ein großes Gebiet im Mailändiſchen verheert hatten, 1307 von biſchöflichen Truppen auf ihrem feſten Berge Zebello bei Vercelli überwältigt und faſt ganz vernichtet wurden. Ihr kühner Anführer Dolcino ſtarb in den Flammen. Noch ſpäter zeigten ſich Reſte dieſer Apoſtel in der Lombardei und im ſüdlichen Frankreich bis 1368. Ihre Ketzerei beſtand in Schmähungen auf den Papſt und die Geiſtlichkeit. E.

A posteriori, ſ. A priori.

Apoſtoliſch heißt alles das, was von den Apoſteln herkommt und auf ſie Bezug hat. So ſind apoſtoliſche Schriften von den Apoſteln verfaßte Schriften; ſo wird die frühere chriſtliche Kirche die apo-

ſtoliſche genannt, weil die Apoſtel ſie lehrten und leiteten und der von den Apoſteln ausgegangene Geiſt in ihr fortdauert. So wird der römiſche Stuhl der apoſtoliſche Stuhl genannt, weil man in der Meinung ſtand, daß ihn der Apoſtel Petrus gegründet habe. Apoſtoliſche Kammer heißt zu Rom diejenige Behörde, welche die päpſtlichen Einkünfte verwaltet. Apoſtoliſcher Segen iſt der Segen, den der Papſt als Nachfolger Petri ertheilt. Apoſtoliſcher König, apoſtoliſche Majeſtät heißt der König von Ungarn. Papſt Sylveſter II. gab dem Herzog Stephan I. von Ungarn (1000) dieſen Titel, weil er nicht nur die chriſtliche Religion in Ungarn ſehr beförderte, ſondern auch zur Nachahmung der Apoſtel ſelbſt predigte. Clemens XIII. erneuerte das Andenken dieſer Begebenheit, indem er der Kaiſerin Königin Maria Thereſia den Titel apoſtoliſche Königin (1758) beilegte. Apoſtoliſches Symbolum iſt ein kurzer Inhalt des chriſtlichen Glaubens und führt dieſe Bezeichnung, weil in den drei Artikeln deſſelben die Lehre der Apoſtel enthalten iſt. Schon in den Werken des Ambroſius, der im Anfang des 4ten Jahrh. lebte, findet man dies apoſtoliſche Symbolum. Peter Gnapheus ſchrieb die beſtändige Wiederholung deſſelben zu Ende des 5ten Jahrh. beim öffentlichen Gottesdienſte vor.

Apoſtool, Apoſtoolen, ſ. Wiedertäufer.

Apoſtroph, ein Zeichen im Schreiben ('), um das Ausfallen oder die Weglaſſung eines Buchſtabens anzuzeigen.

Apoſtrophe, eine Redefigur, welche dieſe Benennung von den Alten darum erhielt, weil der Redner beim Gebrauch derſelben ſich von dem Richter weg an den Kläger oder Beklagten wendete und dieſen anredete. Sie gehört zu den objectiven Redefiguren, welche die Gegenſtände in einem veränderten Verhältniſſe vorſtellen, und zwar wird durch ſie der unmittelbare Vortrag der Form des Dialogs genähert. Im engern Sinne verſteht man darunter, einmal Anrede des Abweſenden, als wäre er anweſend, dann Anrede des Lebloſen, Empfindungsloſen, als hätte es Leben und Empfindung. Die Apoſtrophe darf ihrer Natur nach nur in einer erhöhten Stimmung angewendet werden.

Apothekerkunſt (Pharmaceutik) beſteht in der Fertigkeit und Geſchicklichkeit, die zur Sammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und richtigen Miſchung der Heilmittel erforderliche Wiſſenſchaft in gehörige Ausübung zu bringen. Sie hat einen theoretiſchen und einen praktiſchen Theil. Zu erſterem gehört 1) die Kenntniß der rohen Stoffe der Naturreiche, welche die Heilmittel liefern, alſo Naturgeſchichte, als: Botanik, Zoologie und Mineralogie (ſ. d. Art.); 2) die Kenntniß der einfachen Stoffe, der Scheidung, Miſchung und Eigenſchaften derſelben, alſo Chemie (ſ. d. Art.); 3) die Kenntniß der Zubereitung der Stoffe als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie und der Erklärung der Erſcheinungen im Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4) Kenntniß der Zuſammenſetzung und Miſchung der Heilmittel nach den Verordnungen der Ärzte, Receptur. Der zweite Theil, die eigentliche Apothekerkunſt, beſteht in der durch hinlängliche Übung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel, als wirkliches Kunſterzeugniß, aus den dazu gehörigen Stoffen, mit ſteter Beziehung auf die Anwendung jener Kenntniſſe, herſtellen zu können. Hieher gehört alſo auch die Waarenkunde, nöthig zur Auswahl der beſten und tauglichſten Stoffe zu den Arzneimitteln, mechaniſche Fertigkeit in Bereitung der verſchiedenen Formen,

in welchen die Arzneimittel dargeſtellt, und den Kranken übergeben werden ſollen u. ſ. w. Die Geſchichte der Apothekerkunſt ſtellt das Vorſchreiten derſelben, von der einfachſten Geſtalt bis zum Ideale, dar, das ſie zwar noch nicht erreicht hat, dem ſie aber doch in unſern Tagen viel näher gekommen iſt. Ihre Entſtehung fällt in die früheſte Zeit, da die Ärzte angefangen hatten, die Heilmittel ſelbſt zuzubereiten, und den Kranken darzureichen. Späterhin wurde, beſonders in Alexandrien (250 J. v. Chr.), eine Trennung verſchiedener Theile der Heilkunſt bewirkt, ſo daß mehrere berühmte Ärzte der damaligen Zeit ſich blos mit Zubereitung von Arzneien beſchäftigten. Nachher überließen ſie dieſelbe oft beſondern Männern, und Heilkunſt und Apothekerkunſt wurden zuerſt von einander getrennt. Mantias, ein Schüler des berühmten Herophilus in Alexandrien, war der Verfaſſer der erſten Pharmakopöe, indem er ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel, desgleichen eins über die Werkſtatt des Arztes herausgab. Zeno aus Laodicea machte ſich beſonders durch Erfindung einer Menge von zuſammen geſetzten Arzneimitteln bekannt. Andreas von Karyſtes, gleichfalls ein alexandriniſcher Arzt (204 J. v. Chr.), ſchrieb über die Kräfte der Arzneimittel, und gab von der ſchon damals in Alexandrien gebräuchlichen Verfälſchung des Opiums Nachricht. Auch Fürſten beſchäftigten ſich viel mit mediciniſchen Wiſſenſchaften, und vorzüglich mit der Unterſuchung und Zubereitung mancher Arzneimittel. So war z. B. Attalus, letzter König von Pergamus (134 J. v. Chr.), berühmt wegen ſeiner mediciniſchen Geſchicklichkeit und Pflanzenkenntniß. Es werden noch verſchiedene Arzneimittel genannt, die er erfand und bereitete, z. B. Pflaſter aus Bleiweiß u. a. m. Mithridat Eupator, König von Pontus (von 123 bis 62 v. Chr.), hat ſich berühmt gemacht durch Erfindung ſeines allgemeinen Gegengiftes, das aus 54 Ingredienzien beſtand. Heras von Kappadocien ſchrieb in Rom (49 J. v. Chr.) ein Werk über Pharmacie. Muſa, der berühmte Leibarzt des Auguſtus, empfahl mehrere Bereitungen von Arzneimitteln, die in der Folge unter ſeinem Namen gebräuchlich wurden. Menekrates, Leibarzt des Tibers u. ſ. w., war Erfinder des Diachylonpflaſters; ferner erfand Damokrates (47 J. nach Chr.) und beſchrieb ſogar in Verſen die Zubereitung mehrerer Arzneimittel, Zahnpulver, Pflaſter u. a. m. Philo von Tarſus (23 J. nach Chr.) war der Erfinder eines ſchmerzſtillenden Mittels, aus Opium, Saffran und andern Stoffen zuſammengeſetzt, das nach ihm Philonium genannt wurde. Asklepiades Pharmacion (unter Trajan im J. 97 u. f.) war einer der damals berühmteſten Erfinder vieler Zuſammenſetzungen der Arzneimittel. Dioskorides (wahrſcheinlich unter Nero (34 J. n. Chr.) iſt noch jetzt als Pflanzenkenner bekannt, und hat zuerſt Kenntniß von der Verfälſchung vieler Arzneimittel und von der Bereitung vieler anderen, z. B. des Bleiweißes, Galmeis, des weißen Nichts u. a. m. gegeben. Auch der ältere Plinius (bis 79 J. nach Chr.) gehört unter die, welche ſich durch Forſchen in der Naturgeſchichte, beſonders in der Botanik, um die Pharmacie verdient machten. Über die Bereitung der Pflaſter und Salben hat niemand von den Alten ſo genaue Vorſchriften hinterlaſſen, als Antyllus (im J. 330). Zu Galens Zeit (in den Jahren 160 bis 200) beſchäftigten ſich viele Ärzte in Rom mit Bereitung und Empfehlung kosmetiſcher (Schönheit befördernder) Mittel. Späterhin kam das römiſche Reich in Verfall, und mit ihm Wiſſenſchaften

und Künſte. So blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei dem ſtehen, was die ältern Ärzte gelehrt hatten, Aberglaube und blinder Empirismus nahmen in der Arzneikunde überhand, und in den folgenden Jahrhunderten ſanken die Wiſſenſchaften in den Abendländern durch die beſtändigen Einfälle und Kriege der fremden Völker faſt gänzlich. Im Morgenlande hingegen erhielten ſich Kunſt und Wiſſenſchaft, beſonders in Alexandrien, fortdauernd. Unter den Arabern wurde die Chemie und Pharmacie mit großem Eifer bearbeitet. Sie benutzten die griechiſchen Schriften, beſonders nachdem ſie auch Ägypten (im J. 640) erobert hatten, und von ihnen rühren die meiſten Verbeſſerungen in der Pharmacie, ja die erſte Gründung der eigentlichen Apothekerkunſt her. Der Khalif Almanſur ſtiftete (im J. 754) in Bagdad die erſten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln, z. B. Alkohol, Julep u. ſ. w., ſind arabiſchen Urſprungs. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die erſten von der Obrigkeit genehmigten Vorſchriften zur Bereitung der Arzneimittel, oder die ſogenannten Dispenſatorien von ihnen herrühren. Sabor ebn Sahel lieferte um die Mitte des 9ten Jahrh. das erſte Dispenſatorium; ferner wurde im 12ten Jahrh. von Abul Haſſan, einem Biſchof und Leibarzt der Khalifen zu Bagdad, ein ſolches Dispenſatorium herausgegeben, welches in der Folge in den arabiſchen Apotheken zum Muſter diente. Dieſe ſtanden unter der beſondern Aufſicht der Obrigkeit, und auf Ächtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel ward beſonders geſehen. So erzählt man vom Feldherrn Affhin, daß er in den Feldapotheken ſeines Heers ſelbſt unterſucht habe, ob alle in den Dispenſatorien genannten Mittel vorräthig wären. Da die mediciniſchen Wiſſenſchaften auch im Abendlande wieder aufblühten, ward die Schule zu Salerno (im J. 1143) geſtiftet, und in der Folge, beſonders von dem Kaiſer Friedrich II. (1238), ihr immer mehr Anſehen und Gewalt verliehen. So bekam ſie auch das ganze Apothekerweſen in ihre Aufſicht. Die Apotheker und Specereihändler bekamen eine Arzneitaxe. Nur in gewiſſen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden zwei Männer von Anſehen in großen Städten zur beſondern Aufſicht über die Apotheken angeſtellt. In Gegenwart derſelben mußten die Mittel verfertigt werden, und Betrügereien wurden hart beſtraft. Aus dem 15ten Jahrh. iſt noch ein Werk von Saladin von Acelo, dem Leibarzte des Großconnetables von Neapel, berühmt geworden, darin der Verfaſſer unter andern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der Apothekerkunſt der damaligen Zeiten, auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker ſich anſchaffen ſollen, ferner moraliſche Verhaltungsregeln und eine Anleitung gibt, was ſie in jedem Monate für beſondere Geſchäfte haben. In Frankreich wurden erſt im 15ten Jahrh. die Apotheken unter Aufſicht der Staatsärzte und Facultäten geſetzt. König Carl VIII. gab ihnen (1484) zunftmäßige Form und Grundgeſetze, welche in den folgenden Zeiten theils beſtätigt, theils vermehrt wurden. In Deutſchland waren die Apotheker noch blos Arzneihändler. Sie bereiteten die Arzneien nicht ſelbſt, ſondern ließen ſie aus Italien kommen, und verhandelten ſie. Die Ärzte bereiteten auch ſelbſt ihre Heilmittel. Die Apotheker waren in den meiſten Städten zugleich Zuckerbäcker, und die Magiſtrate bedungen ſich in ihren Contracten mit ihnen die jährliche Lieferung einer gewiſſen Menge Backwerke auf die Rathsſtube. Die Paracelſiſche Reform in der Heilkunde (im 16ten Jahrh.) brachte

auch bei uns Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jetzt beſonders viele chemiſche Zubereitungen in den Arzneivorrath aufgenommen; auch ſchreibt ſich von da an der ſtärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreich, z. B. des Spießglaſes und des Queckſilbers, her. Indeſſen wurden die Arbeiten noch ohne Grundſätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erſcheinungen u. ſ. w. betrieben. Von der Mitte des 17ten Jahrh. bis auf unſere Zeiten hoben ſich Naturgeſchichte und Naturkunde, und mit ihnen die Chemie allmählig aus dem Dunkel, das ſie umhüllte, wodurch auch in der Pharmacie mehr Licht verbreitet ward. Die pharmaceutiſch-chemiſchen Arbeiten wurden durch Cavendiſhs und Lavoiſiers verbeſſertes Syſtem der Chemie verändert, geregelt und erklärt; eben ſo hatten die Aufklärungen in der Heilkunde ſehr großen Einfluß auf dieſelben, indem die übergroße Menge der Mittel geſichtet, ihre Zubereitung und Miſchung vereinfacht wurden. — Apotheke (von αποθηκη, ein Fachwerk, eine Bude), das Gebäude, in welchem Arzneimittel in Vorrath aufbewahrt, zubereitet und verkauft werden. Dazu gehört 1) der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2) das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, beſonders die chemiſchen Arbeiten des Apothekers, Deſtillationen u. dergl., vorgenommen werden; 3) Trockenboden und Wärmſtube, zum Trocknen der Gewächſe und der chemiſchen Zubereitung der Mittel; endlich 4) das Waarenlager und die Keller, zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. — Apothekergewicht iſt dasjenige, deſſen man ſich in der Beſtimmung des Gewichts der Mittel, ſowohl beim Verordnen, als bei Zubereitung und Miſchung der Arzneimittel bedient. Es iſt faſt in ganz Deutſchland einerlei und heißt auch nürnberger Medicinalgewicht. Das wiener Apothekergewicht iſt etwas ſchwerer. Ein Gran (Gr. j.) des gewöhnlichen Apothekergewichts iſt gleich $17\frac{1662}{2916}$ Richtpfennigstheilen des cölniſchen Markgewichts, und hat ungefähr die Schwere eines Gerſten- oder eines Pfefferkorns. Zwanzig Gran machen einen Scrupel (℈j); ſechzig Gran oder drei Scrupel machen ein Drachme oder ein Quent (ʒj); vier Drachmen machen eine halbe Unze (℥ß), oder ungefähr ein Loth (nicht überall ganz genau, weil die Lothe des bürgerlichen Pfundes nicht an allen Orten Deutſchlands überein ſind); acht Drachmen machen eine Unze (℥j) zwölf Unzen ein Apothekerpfund, welches demnach um ein Viertel leichter iſt als das gewöhnliche oder bürgerliche Pfund, und auch As genannt wird. — Apothekertaxe iſt die geſetzliche Beſtimmung, mit wie vielem Gewinn der Apotheker ſeine Arzneimittel verkaufen darf. Sie muß eigentlich jährlich erneuert werden, weil der Einkaufspreis ſteigend und fallend iſt. Man darf den Apotheker nicht gleich einem andern Kaufmann beurtheilen, weil er viele Arzneimittel vorräthig halten muß, die nach längerer oder kürzerer Zeit verderben, folglich unbrauchbar werden, auf ſolche wird ihm daher mehr Gewinn erlaubt als auf andere Waaren. Auch von geringern Artikeln, die jedoch häufig abgehen, wird ihm ein größerer Gewinn verſtattet, um koſtbare Artikel, die noch dazu mit der Zeit verlieren, nicht noch höher anſetzen zu müſſen. II.

Apotheoſe, die Vergötterung, eine Feierlichkeit bei den Alten, durch welche ein Menſch in den Rang der Götter verſetzt ward. Dieſer Gebrauch, Sterbliche, die ihrem Volke wichtige Dienſte geleiſtet, unter die Götter zu verſetzen, war bei den Griechen ſehr alt.

Auf ihren Münzen ſind die meiſten Stifter ihrer Colonien und Städte vergöttert, und in der Folge eigneten ſich ſogar lebende Fürſten auf ihren Denkmälern den Göttertitel zu. Die Römer hatten mehrere Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten den Griechen in dieſem Puncte erſt unter ihren Cäſaren nach, womit gleich bei Auguſtus der Anfang gemacht ward. Eine Menge Denkmäler ſind noch vorhanden, welche römiſche Apotheoſen darſtellen und ſie waren zuletzt ſo gemein, daß ſie ein Gegenſtand der Verſpottung wurden; wie denn ſelbſt Veſpaſian bei einem Anfalle von Ohnmacht im Scherz geſagt haben ſoll: „Ich trete unter die Zahl der Götter; wenigſtens fehlt nicht viel daran.“ Gewöhnlich ſieht man, ſtatt eines Adlers, oft einen Pfau.

Appell, in der Militärſprache, das durch die Trompeten oder Trommeln gegebene Zeichen, worauf ſich die Soldaten verſammeln. In der Jägerſprache nennt man die Aufmerkſamkeit der Hunde auf den Ruf des Jägers Appell, und von einem Hunde, der dieſen Ruf nicht achtet, ſagt man, er habe keinen Appell.

Appellation heißt diejenige gerichtliche Handlung, ſie geſchehe ſchriftlich oder mündlich, wodurch man wider eine Verordnung des ordentlichen Richters oder wider ein ſonſt geſprochenes Urtheil ſich auf den Ausſpruch eines höhern Richters beruft, und die erſtern in ihrer Rechtskraft aufhält. Die Zeit, binnen welcher ein ſolcher Einſpruch geſchehen muß, um gültig zu ſein, iſt nicht überall gleich. Bei geringfügigen Proceſſen findet keine Appellation ſtatt, weshalb für Streitigkeiten über Gegenſtände, die ſich zu Geld anſchlagen laſſen, eine ſogenannte, ebenfalls nicht überall gleiche Appellationsſumme feſtgeſetzt iſt, unter welcher keine Appellation angenommen wird. (S. Friſt.) Derjenige, welcher die Appellation ergreift oder einlegt, heißt Appellant, der Gegner Appellat. In der Appellationsinſtanz wird nun der Spruch entweder beſtätigt oder geändert (confirmirt oder reformirt). Frivole, d. h. den Rechten zuwiderlaufende, Appellationen werden mit einer Geldbuße beſtraft; an einigen Orten müſſen für dieſen Fall gewiſſe Succumbenz- oder Strafgelder erlegt werden. In Sachſen ſteht die Appellation an den König gegen jede richterliche Verfügung und in allen Fällen frei; doch findet, z. B. in Wechſelſachen, deſſen ungeachtet ein vorläufiges Verfahren ſtatt. (S. Proceß.)

Appian, aus Alexandria, lebte als Sachwalter und als Beſorger der kaiſerlichen Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in Rom, und ſchrieb eine römiſche Geſchichte im J. 147 von den älteſten Zeiten an bis auf Auguſtus, in 24 Büchern, wovon wir nur noch die Hälfte haben. Die beſte neuere Ausgabe iſt die von Schweighäuſer (Straßburg 1783 — 85); deutſch von Dillenius.

Appiani (Andrea), einer der berühmteſten neuern italieniſchen Maler, ſtammt aus einer alten adeligen, aber herabgekommenen Familie, und war gegen 1750 zu Boſizio im Mailändiſchen geboren. Von früheſter Jugend an zeigte er ſchon entſchiedene Neigung und Anlage zur Malerei. Seine Armuth zwang ihn, bei Decorationsmalern verſchiedener Theater zu arbeiten, wobei es ihm denn gelang, die anatomiſchen und Zeichenſchulen mit beſuchen zu können. Die Geſchäfte ſeiner Brotherren führten ihn von Stadt zu Stadt. Der längere Aufenthalt zu Parma, Bologna und Florenz gab ihm Gelegenheit, die Werke großer Meiſter zu ſtudieren, und ſein Styl, ſich

ſelbſt überlaſſen, ward natürlich völlig originell. Nun beſuchte er Rom und wiederholte dieſe Reiſe dreimal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorne Geheimniß Raphaelſcher Frescomalerei einzudringen. Bald übertraf er auch in dieſem Kunſtzweige alle lebende Maler in Italien und bewies ſeine Kunſt vorzüglich in der Kuppel der Kirche Santa Maria di S. Celſo in Mailand (welches Gemälde in einem Kupferſtich erſchien) und in den Wand- und Deckengemälden, welche er für ſeinen Gönner, den Statthalter, Erzherzog Ferdinand, in deſſen Landhauſe zu Monza (1795) verfertigte. Buonaparte ernannte ihn zum königlichen Hofmaler mit einem bedeutenden Gehalt, ertheilte ihm den Orden der Ehrenlegion und den der eiſernen Krone, und endlich das Diplom als Mitglied des Inſtituts der Wiſſenſchaften und Künſte von Italien. Appiani malte in der Folge den Vicekönig Napoleon, die Vicekönigin und beinahe die ganze kaiſerliche Familie, ſo wie mehrere Generale, Miniſter ꝛc. Seine ſchönſten Werke aber ſind die Deckengemälde im königlichen Palaſt zu Mailand, Allegorien aus und auf Buonapartes Leben, und ſein Apollo mit den Muſen in der Villa Buonaparte. Beinahe alle Paläſte Mailands prangen mit ſeinen Frescoarbeiten. Der Fall Napoleons wirkte auf Appianis Verhältniſſe ſehr nachtheilig ein und er ſtarb 1817 in beſchränkten Verhältniſſen.

Appiſche Straße. So hieß die von Rom nach Capua führende älteſte und berühmteſte Straße der Römer. Sie wurde von Appius Claudius Craſſus Cöcus angelegt, als er im J. R. 441 (313 v. Chr.) Cenſor war, und in der Folge bis Brundiſium geführt. Sie beſtand aus ſehr harten, ſechseckigen, genau in einander gefügten Steinen, und man ſieht noch gegenwärtig, beſonders bei Terracina, bedeutende Reſte derſelben, welche ihre treffliche Bauart beweiſen.

Appius Claudius Craſſinus, aus dem angeſehenen patriciſchen Geſchlechte der Claudier, war kaum im J. R. 303 (401 v. Chr.) zum Conſul ernannt worden, als er, obgleich hart und ſtolz wie ſeine Vorfahren, dennoch um die Gunſt des Volkes zu gewinnen, zum Erſtaunen des Senats den Geſetzesvorſchlag des Tribuns Terentillus oder Terentius unterſtützte, welche eine Veränderung in der Regierungsform bezweckte. Auch ſetzte er ſeine Abſicht durch. An die Stelle der gewöhnlichen Magiſtratsperſonen wurden Decemvirn (Zehnmänner) ernannt, die ein Geſetzbuch (das nachher ſogenannte Geſetz der zwölf Tafeln) für Rom entwerfen, und ein Jahr lang die höchſte Gewalt bekleiden ſollten. Er ſelbſt wurde zum Decemvir erwählt, und als nach dem erſten Jahre die Gewalt dieſer Staatsbehörde noch um ein Jahr verlängert wurde, war er der einzige, dem es durch ſeinen Einfluß auf die Volkshäupter gelang, wieder gewählt zu werden. Sein Entſchluß war, die Herrſchaft nie wieder aus den Händen zu geben, und zur Erreichung dieſes herrſchſüchtigen Plans vereinigte er ſich mit ſeinen neuen Amtsgenoſſen. In demſelben Jahre verheerten die Äquier und Sabiner (italieniſche Völkerſchaften) einen Theil des römiſchen Gebiets. Die Decemvirn erhielten nach heftigem Widerſpruch die Erlaubniß, Truppen zu werben und zogen den Feinden entgegen. Nur Appius und Oppius blieben mit zwei Legionen in Rom zurück, um das Anſehen und die bereits unrechtmäßiger Weiſe ſehr ausgedehnte Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten, als ein unerwartetes Ereigniß ſie ſtürzte. Ap-

pius erblickte einſt auf ſeinem Wege zum Richterſtuhle eine Jungfrau, deren Schönheit die heftigſte Leidenſchaft in ihm erregte. Sie hieß Virginia, war die Tochter eines angeſehenen Plebejers, mit Namen Virginius, der ſich bei dem Heere befand, und dem Icilius, einem ehemaligen Volkstribun, verlobt. Da Appius, als Ehemann und Patricier, ſie nicht rechtmäßig beſitzen konnte, und den Weg der Verführung umſonſt verſucht hatte, beſchloß er, ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Auf ſein Anſtiften drang einer ſeiner Clienten, Namens M. Claudius, an der Spitze mehrerer nichtswürdigen Gehülfen in die öffentliche Schule, wo Virginia ſich eben befand, gab vor, daß ſie die Tochter einer ſeiner Sclavinnen ſei, ergriff ſie, und wollte ſie wegführen. Das Volk zwang ihn, ſie in Freiheit zu ſetzen, aber Claudius forderte ſie ſogleich vor Appius Richterſtuhl, welcher entſchied, daß die angebliche Sclavin einſtweilen ihrem Herrn folgen ſolle. Das Volk verlangte laut, daß auch die Verwandten Virginiens gehört werden möchten. Numitorius, ihr Oheim, erſchien, ſo wie Icilius, ihr Verlobter. Sie enthüllten die verbrecheriſchen Abſichten des Appius. Ein furchtbarer Aufruhr erfolgte, und der Decemvir war genöthigt, Virginien in den Händen ihrer Familie zu laſſen, aber er erklärte, daß er am folgenden Tage ſein Urtheil ſprechen werde. Virginius, von ſeinem Bruder und Icilius herbeigerufen, erſchien auf dem Forum, ſo wie ſeine Tochter, in Trauerkleidern. Er führte die unzweideutigſten Beweiſe; aber Appius, im Vertrauen auf die Zahl ſeiner Bewaffneten, befahl dennoch dem Claudius, ſich ihrer als ſeiner Sclavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginiens eigener Gegenwart befragen zu dürfen, um ſich wenigſtens zu ſeiner Beruhigung, wie er ſagte, von dem bisherigen Irrthum zu überzeugen. Appius willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater ſeine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Meſſer eines in der Nähe befindlichen Fleiſchers, und durchbohrte ihre Bruſt mit den Worten: „Geh frei und rein, Virginia, zu deiner Mutter und deinen Vorfahren.“ Appius befahl, ihn zu ergreifen, aber Virginius entfloh ins Lager. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und Appius konnte den Aufruhr nur durch Zuſammenberufung des Senats ſtillen. Inzwiſchen hatte Virginius das Geſchehene dem Heere erzählt, welches, Rache fordernd, nach Rom zurückkehrte. Die Decemvirn ſahen ein, daß ſie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten ſie nieder. Der Senat beſchloß unverzüglich die Wiederherſtellung des Tribunats und Conſulats (305 d. Stadt). Appius aber wurde auf des Virginius Anklage verhaftet und ſtarb im Gefängniß, wie Livius ſagt, von ſeiner eigenen Hand; nach Dionys von Halikarnaß ließen ihn die Tribunen erdroſſeln. Auch Appius, der als ſein Mitſchuldiger angeklagt war, entleibte ſich, und ihre übrigen Amtsgenoſſen entgingen der Anklage durch freiwillige Verbannung. Der niederträchtige Claudius ward, da er nur als Werkzeug des Tyrannen gedient hatte, nach dem damals öden Tibur verwieſen.

Applicatur, ſ. Fingerſetzung.

Approchen, ſ. Laufgraben.

April. Dieſer Monat hat ſeinen Namen entweder von dem Zeitworte aperire, öffnen, weil in ihm die Erde ſich zu öffnen ſcheint, um uns mit ihren Gaben zu bereichern, oder, nach Varro von Aphro-

bite, dem griechiſchen Namen der Venus, weil derſelbe dieſer Göttin beſonders geweiht war.

A priori wird im Gegenſatz von a posteriori geſagt. A priori etwas einſehen oder beweiſen, heißt, ſolches aus Gründen thun, welche der wirklichen Erfahrung vorhergehen, oder doch von derſelben unabhängig ſind; da hingegen eine Einſicht oder ein Beweis a posteriori ſich blos auf die wirkliche, in dem jedesmaligen Falle gemachte Erfahrung gründet.

Apſiden. Die Planeten und Cometenbahnen ſind bekanntlich Ellipſen, in einem Brennpunct derſelben ſteht die Sonne, und in gleicher Art laufen die Monde um ihre Planeten. Der nächſte und fernſte Punct der Ellipſen von jenem Brennpuncte heißen mit einem gemeinſchaftlichen griechiſchen Namen Apſiden, bei den Planeten und Cometenbahnen insbeſondere Sonnennähe (Perihelium) und Sonnenferne (Aphelium), in der Bahn des Erdmondes, Erdnähe (Perigaeum) und Erdferne (Apogaeum). Die gerade Linie, welche die Puncte der Apſiden verbindet, die große Axe der Ellipſe, heißt die Apſidenlinie. Sie bewegt ſich in der Richtung des Planetenlaufs langſam vorwärts. Wenn die Erde daher jetzt vom Puncte der Sonnenferne ausgegangen iſt, ſo muß ſie mehr als einen ganzen Umlauf machen, um wieder dahin zu gelangen. Die Zeit, die ſie dazu gebraucht, heißt ein anomaliſtiſches Jahr. Es iſt eben daher länger als ein tropiſches (ſ. Jahr). D. N.

Apulejus (Lucius), ein Sohn Theſeus zu Madaura in Afrika gegen das Ende der Regierung Hadrians von angeſehenen Ältern geboren, ſtudierte anfangs zu Karthago, machte ſich darauf zu Athen mit der griechiſchen Literatur, vorzüglich aber mit der Platoniſchen Philoſophie, vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, ſeinen eigenen Worten zufolge, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anſtrengung die lateiniſche Sprache lernte, welcher Umſtand bei Beurtheilung ſeines Styls nicht überſehen werden darf. Er machte aus Wißbegierde große Reiſen, lebte einige Zeit in Rom, ſtudierte die Rechtswiſſenſchaft, kehrte dann in ſein Vaterland zurück, heirathete eine reiche Witwe und erwarb als Sachwalter großen Ruhm. Apulejus war ein feuriger, raſtlos thätiger, und nicht kärglich mit Witz begabter Geiſt, den jedoch eine entſchiedene Richtung zur Theoſophie hinderte, ſich vollkommen auszubilden. Es fehlt ſeinem goldenen Eſel, einem Roman in elf Büchern, weder an Witz, Laune und ſatyriſchem Gehalt, noch an andern poetiſchen Eigenſchaften, z. B. ſinnvollen und gemüthlichen Darſtellungen. Den Stoff dazu ſchöpfte er aus dem Lucian; aber er änderte den Plan, ſetzte hinzu, verlängerte durch Epiſoden. Höchſt merkwürdig iſt in dieſem Werke die im 4ten und 6ten Buche eingewebte Epiſode der Pſyche, die Herder den zarteſten und vielſeitigſten Roman nennt, der je erdacht worden, und über deſſen Gegenſtand ſchwerlich etwas höheres auszudenken ſein möchte. Durch ſie allein würde des Verfaſſers Andenken und ſein Werk unvergänglich ſein, wäre er auch, wie viele behaupten, nur der Überlieferer. — Außerdem war Apulejus der Verfaſſer vieler Werke, von denen wir nur noch einige beſitzen. Seine Schreibart iſt nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, ſonderbare Zuſammenſtellungen, und fällt zuweilen in Blümelei und Schwulſt. Die beſte Ausgabe des goldenen Eſels (Metamorphoſe), der übrigens das Beiwort golden erſt ſpäter, um dadurch den Werth des Buchs zu bezeichnen, erhalten hat, iſt cum notis var. Leiden 1786, 4. (von Ruhnken). Das Mährchen von

der Pſyche iſt abgeſondert deutſch überſetzt von Rode, Schulze und von Lynker.

Aquäduct, Waſſerleitung, iſt ein Bau, das Waſſer über Thäler und niedrige Ländereien von einem Orte zum andern zu leiten. Schon die Alten unternahmen dergleichen Leitungen, und zeigten darin viel Geſchicklichkeit, z. B. Seſoſtris in Ägypten, Semiramis in Babylon, Salomo und Hiskia unter den Israeliten. Die größten Werke der Art aber haben die Römer ſowohl in Rom ſelbſt, als in den Provinzen aufgeführt, und die Überreſte derſelben gehören zum Theil zu den ſchönſten und bewunderungswürdigſten Denkmälern der römiſchen Baukunſt, die auf uns gekommen ſind. Der Cenſor Appius Claudius Craſſus Cöcus, der Erbauer der großen Heerſtraße, die ſeinen Namen führte, ließ im J. der Stadt 441 auch den erſten Aquäduct zu Rom bauen. Später wurden deren mehrere angelegt. Frontin zählt 9, Procopius 14 und P. Victor 24. Über die Waſſerleitungen der neuern Zeit ſ. den Artikel Canal.

Aquamarin, ſ. Beryll.

Aquarell heißt die Malerei mit Waſſerfarben, wobei man das weiße Papier in den Lichtſtellen durchſcheinen läßt.

Aqua Tinta heißt das Kupferſtechen in getuſchter Manier, wodurch man beſonders Zeichnungen, die mit dem Pinſel in Tuſch, Biſter, Sepia u. ſ. w. vornehmlich in breiten Maſſen behandelt ſind, glücklich nachahmt. Es gibt davon mehrerlei Arten. Bei der erſten wird die Platte, nachdem vorher die Umriſſe auf derſelben radirt und eingeäzt ſind, mit feinem gepulverten Maſtix (Colophonium) überſiebt, dann über Kohlen gewärmt, damit der Maſtix auf der Platte abſchmelze. Auf dieſe Art entſtehen zwiſchen jedem Maſtixkörnchen unmerkliche Zwiſchenräume, auf welche hernach das Scheidewaſſer wirken muß. Bei der Arbeit ſelbſt wird ſodann wie bei der ſchwarzen Kunſt verfahren, nur daß man bei dieſer den Schaber, bei jener den Pinſel braucht, und mit einem ſchwarz gefärbten Dickfirniß, den das Scheidewaſſer nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchſte Licht wird zuerſt gedeckt, und dann die Platte geäzt, ſo lange es für den ſchwächſten Ton der Schattenpartien nöthig iſt. Alsdann wird durch alle im Originale befindliche Abſtufungen ſo lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrig bleibt, als die ſtärkſten Schatten, welche man zulezt äzt. Dieſe Manier iſt die beſte für hiſtoriſche und architektoniſche Gegenſtände, ſo wie hingegen bei Landſchaften, wo der Baumſchlag mehr Freiheit des Pinſels erfordert, die zweite mit beſſerm Erfolge gebraucht wird. Hier wird die Platte, wie beim Radiren, mit einem guten Äzgrund überzogen, dann arbeitet man, mittelſt des Pinſels, mit Spik- oder Terpentinöl, dem etwas Lampenruß zugeſezt, auf die gegründete Platte wie auf Papier. Das Öl erweicht den Äzgrund, welcher ſich mit einer feinen Leinwand abwiſchen läßt, worauf alle mit dem Pinſel gemachte Striche im Kupfer zum Vorſchein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der erſten Art, mit einem feinen Maſtix überſiebt, angeſchmolzen und dann geäzt. Dieſes Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten ſind, mehrmal wiederholt werden. Durch eine glückliche Vereinigung beider Arten läßt ſich die Harmonie in dieſer Manier bis zu einem hohen Grade der Ausführung erreichen, und vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von einer Tinte vorkommen, iſt die erſte neben der zweiten von der beſten Wirkung. —

In Frankreich und in der Schweiz bedient man ſich auch der Roulette hierzu, eines ſtählernen, auf ſeiner Oberfläche rauhen Rädchens oder vielmehr Wälzchens, mit mehreren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat ſie von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinſicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flächer in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimt man mit einem Schaber das herausgegrabene Korn hinweg. Die Umriſſe werden wie gewöhnlich. — Die engliſchen Aquatintablätter pflegen auf folgende Art gearbeitet zu werden. Die Platte wird, wie bei der ſchwarzen Kunſt, über und über rauh gemacht; die höchſten Lichter werden mit dem Schaber und Grabſtahl herausgehoben, und die Platte mit Scheidewaſſer geäzt, welches mit einem Glaspinſel aufgetragen wird. — Offenbar ſchickt ſich die geäzte Manier beſſer zu den tiefſten Schatten und den großen Maſſen, die Roulette hingegen beſſer zu den Halb- und kleinen Schatten und den vorkommenden Schraffirungen. Die Aquatinta-Manier iſt erſt ſeit kurzem in England und Deutſchland aufgekommen, die Engländer aber beſonders verzieren, ſeit Gilpin den Ton dazu angab, alle ihre Werke für die Kunſt mit Kupferſtichen in dieſer Manier.

Aqua Tofana, ein Gifttrank, der zu Ende des 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrh. in Neapel außerordentliches Aufſehen gemacht hat, über deſſen Geſchichte aber noch viel Dunkelheit verbreitet iſt. Doch ſcheint ſo viel gewiß zu ſein, daß eine Sicilianerin, Namens Tofana, die Erfinderin dieſes Trankes geweſen. Lobats Nachrichten zufolge ward dieſe Medea, nachdem ſie mehrere hundert Menſchen hingerichtet, obgleich ſie bei Entdeckung ihrer Gräuelthaten ſich in ein Kloſter geflüchtet, dennoch erdroſſelt. Zwar ſteht mit dieſer Nachricht Keyßlers Zeugniß im Widerſpruch, der verſichert, daß ſie noch 1730 im Kerker gelebt habe. Der Trank ſelbſt wird als klares geſchmackloſes Waſſer beſchrieben, wovon 5 bis 6 Tropfen ſchon hinreichend geweſen, den Tod zu geben, der langſam, ohne Schmerzen, Entzündungen, Zucken oder Fieber erfolgte. Blos allmählige Abnahme der Kräfte, Überdruß des Lebens, Mangel an Eßluſt und beſtändiger Durſt waren die Folgen davon, die bald in völlige Abzehrung übergingen. Daß man habe genau den Tag des Todes vorher beſtimmen können, iſt eine Fabel. Auch über die Zuſammenſetzung dieſes Giftes ſind die ſeltſamſten Gerüchte verbreitet worden. Indeß ſcheint erwieſen zu ſein, daß hauptſächlich eine Auflöſung von kryſtalliſirtem Arſenik der Hauptbeſtandtheil geweſen, welchem man, wahrſcheinlich um ihn zu verſtecken, noch irgend etwas anderes hinzuſetzte.

Äquator, oder Gleicher, auch die Mittellinie genannt. Es gibt einen Äquator des Himmels und einen Äquator der Erde. Unter dem Himmelsäquator verſteht man denjenigen größten Kreis der Himmelskugel, auf deſſen Ebene die Weltaxe ſenkrecht ſteht, der von den Weltpolen überall um 90 Grade entfernt iſt, und deſſen Pole mithin die Weltpole ſind, ſo wie ſeine Axe zugleich die Weltaxe iſt. Er theilt die Himmelskugel in die nördliche und ſüdliche Halbkugel. Bei ihrem ſcheinbaren jährlichen Umlauf trit die Sonne zweimal in den Äquator, einmal zu Anfang des Frühlings und einmal zu Anfang des Herbſtes (ſ. **Äquinoctium**). Alsdann ſind Tag und Nacht gleich, und von dieſem Umſtande ſchreibt ſich der Name Äquator (Gleicher) her. die Lage der Geſtirne gegen den Äquator wird durch ihre gerade **Abweichung** und **Aufſtei-**

gung (ſ. beide Art.) beſtimmt. — Der Äquator, auch Äquinoctiallinie, und von den Seefahrern ſchlechthin die Linie genannt, iſt derjenige größte Kreis unſerer Erdkugel, der von den Polen derſelben Erde in allen Puncten um 90 Grade abſteht. Seine Pole ſind die Erdpole, und ſeine Axe die Erdaxe. Er fällt in die Ebene des Himmelsäquators. Alle Orte, die er durchſchneidet, haben beſtändig gleich lange Tage und Nächte, und dies hat den Namen Äquator veranlaßt. Durch ihn wird unſere Erdkugel in die nördliche und ſüdliche Halbkugel getheilt. Nach ſeiner Richtung erfolgt die tägliche Umdrehung der Erde. Er durchſchneidet das ganze mitlere Afrika, unterhalb Aſien die Inſeln Sumatra, Borneo, Celebes u. ſ. w., läuft dann durch das Südmeer, und ſchneidet den untern Theil von Amerika an der Grenze von Terra firma, von wo er weiter durch das große Weltmeer bis nach Afrika geht. Wie man nach ihm in der Geographie die Lage der Orte auf der Erde beſtimmt, ſ. unter Breite und Länge. Die Linie paſſiren, heißt, auf der Seefahrt den Äquator durchſchneiden. In der Region deſſelben herrſchen furchtbare Windſtillen, die mit Orkanen wechſeln; deswegen meiden die Schiffer, ſehr lange in der Region des Äquators zu verweilen und ſuchen, längs der Küſte ſegelnd, eine ſüdlichere oder nördlichere Breite zu gewinnen.

Aquaviva, Jeſuitengeneral, ſ. Jeſuiten.

Aquileja, auch Aglar, zur Zeit der römiſchen Kaiſer eine berühmte Stadt in Oberitalien, die einen ſehr blühenden Handel führte. Marc Aurel erhob ſie zur erſten Feſtung des Reichs; ſie war der Schlüſſel Italiens gegen die Barbaren, und ſtand in ſo großem Anſehen, daß ſie zuweilen Roma ſecunda genannt wurde; auch war ſie der Sitz eines Patriarchen. Im J. 452 zerſtörte ſie Attila. Seitdem ſtand ein ärmliches Fiſcherdorf auf ihrer Stelle. Die Einwohner hatten ſich auf Inſeln geflüchtet, wo nachher Venedig erbaut wurde. In ſpätern Zeiten iſt zwar nach und nach wieder eine Art von Stadt daraus geworden, die jetzt zu dem, 1816 neu errichteten, öſterreichiſchen Königreiche Illyrien gehört; die Einwohner (ungefähr 2800) ernähren ſich jedoch noch immer hauptſächlich von der wenig einträglichen Fiſcherei, und Fremde beſuchen den Ort nur zuweilen der dort befindlichen, übrigens aber auch nicht ſehr bedeutenden, römiſchen Alterthümer wegen.

Äquinoctialſtürme. Zur Zeit der beiden Nachtgleichen (Äquinoctien) pflegen heftige Stürme die Luft zu reinigen und die vorhandene Luft fortzutreiben, auch das Meer zu beunruhigen, vor denen ſelbſt die Häfen nicht immer Schutz gewähren. Anfang und Dauer dieſer Äquinoctialſtürme laſſen ſich nicht genau angeben, ſo wenig als die Gründe dieſer Erſcheinung bisher gehörig aufgeklärt ſind.

Äquinoctium, oder Nachtgleiche, heißt diejenige Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich ſind; daher die Dauer des Tages 12 Stunden beträgt und überall die Sonne genau um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr untergeht. Dies iſt zweimal im Jahre der Fall: einmal im Frühling und einmal im Herbſt, jedesmal wenn die Sonne im Äquator ſteht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbſtnachtgleiche des Herbſtes, zu allen andern Zeiten iſt natürlich die Länge des Tages und der Nacht ungleich, und dieſer Unterſchied iſt um deſto größer, je mehr man ſich dem einen oder dem andern Pole nähert, und dagegen unter gleichen Breiten allenthalben von gleicher Größe. Unter der Linie verſchwindet aber dieſe Ungleichheit gänzlich, hier geht jedesmal an den Tagen der Nacht-

gleichen die Sonne um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Auf der uns entgegengeſetzten Halbkugel unſerer Erde nimt zwar die Ungleichheit der Tage in eben demſelben Verhältniß wie die Breite zu, nur daß dort die Tage zunehmen, wenn ſie bei uns abnehmen und umgekehrt (ſ. Frühling und Herbſt). Über das Vorrücken der Nachtgleichen ſ. d. Art.

Aquitanien, der lateiniſche Name einer galliſchen Provinz, welche bei den Celten Armenien hieß und die Gegenden an der Küſte des Oceans von der Garonne bis an die Pyrenäen und vom Meere bis Toulouſe umfaßte. Zur Zeit Auguſts war Aquitanien eine römiſche Provinz, die von der Loire bis an die Pyrenäen reichte.

Äquivoca, ſ. Analogie.

Arabeske, ſ. Groteske.

Arabien und Araber. Dieſe große Halbinſel, der weſtlichſte Theil vom ſüdlichen Aſien, liegt vom 50ſten bis 77ſten Grade öſtl. Länge, und vom 11ten bis 30ten Grad nördl. Breite, hat einen Flächeninhalt von etwa 45 bis 50,000 QM., und wird von den Einwohnern bald Arabiah, bald Dſcheſira al Arab, oder Belad al Arab, oder Diar al Arab, von den Türken und Perſern aber Arabiſtan genannt. Das ganze Land liegt zwiſchen dem arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen, und iſt nördlich von den großen Wüſten Irak und Dſcheſira begrenzt; nordweſtlich hängt es durch die Landenge Suez mit Afrika zuſammen, und im Süden iſt das arabiſche Meer. Statt der ſonſt gewöhnlichen Eintheilung, in das wüſte, felſige (ſteinige, auch petrãiſche, von dem ſonſt feſten, zu einer großen Waarenniederlage benutzten Ort Petra ſo genannt) und glückliche Arabien, die Ptolemäus ſchon anführt, iſt die, und der zu unbeſtimmten, welche das ganze Land nach ſeiner natürlichen Lage in das mit Aloen, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muskatennuß- und vorzüglich Kaffeebäumen bedeckte Küſtenland, und in das Binnenland theilt, welches aus einer Wüſte voll Flugſand mit Dornen und ſalzigen Kräutern beſteht, zieht man jetzt die dritte vor, welche nachfolgende ſechs Landestheile nennt: 1) Das Land Yemen, wozu die Inſel Socotorah gehört; 2) die Provinz Oman; 3) die Provinz Lachſa oder Hadſiar; 4) die Provinzen Nedſched und Jemama, das Stammland und der Hauptſitz der Whaabis oder Wehabiten und 5) die Wüſten von Syrien, Aldſcheſira und Irak, wovon erſtere zuweilen, beſonders auf mehrern Landcharten, zu Syrien gerechnet. — Hohe Gebirgsketten ziehen ſich an der Weſtküſte hin, die im Norden mit den ſyriſchen Gebirgen zuſammenſtoßen, und theils mit den Nilgebirgen, theils mit den oſtaſiatiſchen Urgebirgen in Verbindung ſtehen; als beſonders merkwürdig nennen wir die Berge Sinai, Horeb und Sabber. Von den Flüſſen, die nur durch große Regengüſſe entſtehen und ſelten das Meer erreichen, iſt der Aſtan, ein Küſtenfluß, der bedeutendſte; nur die nördliche Grenze wird vom Euphrat berührt. Unter den Meerbuſen verdienen der arabiſche (rothes Meer), der perſiſche Buſen und das arabiſche Meer beſonders Erwähnung. Das Clima durchläuft faſt alle Grade der Scala; Gegenden, wo es die Hälfte des Jahres hindurch regnet, wechſeln mit ſolchen ab, wo der Thau Jahre lang den Regen erſetzen muß, die größte Kälte auf den Höhen mit der drückendſten Hitze in den Ebenen, feuchte Winde mit dem trocknen Samum, der wie in Afrika der Harmattan und Chamſin dem Leben droht. — Von gleicher Verſchiedenheit iſt der Boden, der in die traurigſten Sandwüſten und in die fruchtbarſten Gefilde ſich theilt; Weizen,

Hirſe, Reis, Küchengewächſe, Kaffee (welcher in Arabien, ſeiner eigentlichen Heimat von hochſtämmigen Bäumen und in Amerika auf niederſtämmigem Gebüſch der bequemeren Einſammlung halber gewonnen wird), Manna, Zuckerrohr, Baumwolle, Südfrüchte, Sennesblätter, Gummi, Aloe, Myrrhen, Taback, Indigo, wohlriechende Hölzer, Balſam ꝛc. ſind die Erzeugniſſe der Oberfläche dieſes Bodens, deſſen unterirdiſche Schätze in Edelſteinen, Eiſen und andern Metallen (Gold ausgenommen, das jedoch die Alten in Flüſſen und in der Erde gediegen gefunden haben wollen) beſtehen. — Mauleſel, Eſel, Kameele, Büffel, Hornvieh, Ziegen, herrliche Pferde, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchſe, Affen, Springhaſen, Federvieh aller Art (Pelikane, Strauße ꝛc.), eßbare Heuſchrecken, Skorpione ꝛc. — Die Einwohner, deren Anzahl auf 11 bis 12,000,000 geſchätzt wird, beſtehen zum größten Theile aus den eigentlichen Arabern, mit eigener Sprache, von Mohammedaniſcher Religion und intereſſanten Lebensgewohnheiten. In den neuern Zeiten hat die Secte der Wahabiten, welche die göttliche Sendung Mohammeds läugnet, und ihn blos als einen heiligen Mann verehrt, großen Anhang gefunden; die Siege der Heere des mächtigen Paſcha von Ägypten haben jedoch die politiſche Wichtigkeit dieſer Glaubenstrennung, wenigſtens vor der Hand, bedeutend gemindert. Wie zu den älteſten Zeiten leben die Araber jetzt noch als Nomaden in patriarchaliſcher Einfachheit als Hirten und Ackerbauer; ein leidenſchaftliches Gefühl für Freiheit, Unabhängigkeit und Recht erhält ſie in einer Verfaſſung, die in gewiſſer Hinſicht ſie zu glücklichen Menſchen macht. Das alte: „Friede ſei mit dir!“ iſt auch jetzt ihr gewöhnlicher Gruß. „Sei willkommen! was brauchſt du?“ iſt die Anrede an einen Fremden, der mit einem: „Gott vergelte es euch!“ die Zehrungskoſten abträgt. Dennoch ſind ſie nicht frei von dem Vorwurfe der Räuberei, die ſie aber nie auf Koſten des Gaſtrechts üben. — übrigens belebt ſie ein kriegeriſcher Sinn, und man rühmt ihre Geſchicklichkeit in gymnaſtiſchen Künſten. Eine vortheilhafte Körperbildung ziert ſie; nur in den heißen Ebenen färbt ihre Haut ſich braungelb; eine abhärtende Erziehung, Reinlichkeit und Mäßigkeit ſichern ſie vor Krankheiten, die nur ſelten ſie beläſtigen. Sie nennen ſich auch Beduinen (Bedevi, Söhne der Wüſte, die **Arabes sienitae** bei den Alten), und unterſcheiden ſich durch ihre Lebensweiſe von den Mauren, die in Häuſern leben, Ackerbau ausſchließlich und Gewerbe und Handel treiben. Außer den Ureinwohnern ſind auch Chriſten, Juden, Türken und Banianen im Lande wohnhaft. — Der Handel, ehedem höchſt wichtig, da Arabien der Hauptſitz des phöniziſchen Landhandels war, beſteht gegenwärtig in Land- und Seehandel, und iſt faſt ganz in fremden Händen; der erſtere wird durch Karavanen betrieben. — Wiſſenſchaften und Künſte wollen nicht ſonderlich gedeihen; Aſtronomie (mehr Aſtrologie), Arzneikunde und ſogenannte Philoſophie lehrt man auf den dortigen hohen Schulen; auch Geſchichte und Dichtkunſt werden getrieben; die Beduinen bleiben ganz unwiſſend. Ihre Verfaſſung iſt einfach: die Oberhäupter heißen Groß-Emir, Emir und Schah, die Richter Kadi. Der türkiſche Kaiſer heißt zwar der Oberherr des Landes, der freiſinnige Araber ſpottet aber der ohnmächtigen Befehle des tiefgeſunkenen Herrſcherhauſes, und gehorcht nur, wenn es ihm gefällt. — Sonderbar, und mit dem jetzigen Zuſtande der Einwohner ſehr widerſprechend, iſt es übrigens, daß bei den Alten die Reichthümer des glücklichen Arabiens und der Luxus daſelbſt ſo berühmt waren, daß Auguſtus dadurch zu einem Zuge dahin bewogen wurde,

der aber nicht den gewünſchten Erfolg hatte. — Als Hauptorte nennen wir die heiligen Städte Mecca und Medina (ſ. d. Art.); Dſchidda, am rothen Meere, mit einem wichtigen Hafen und 5000 Einw.; Beit al Faki, wo der vorzüglichſte Kaffeemarkt iſt; Mocha oder Mocca (ſ. d.) am Todesſunde (Todesthor, Bab al Mandal, am engen Eingange des rothen Meeres), mit einem guten Hafen und bedeutendem Handel (Moccakaffee); Sana in Yemen; Maskat, ſüdlich von der Straße Ormuz, mit vortrefflichem Hafen und großen Bleigruben; Jemama am Aſtan, Sitz vom Karavanenhandel; Aden, an der ſüdlichen Küſte, zwar ſehr herabgekommen, aber als Handelsort noch immer von einiger Wichtigkeit, und der Hauptmarkt des Gummi; Lachſa, an der Mündung des Aſtan und endlich Drehich, als geweſene Reſidenz des Oberhauptes der Wahabiten. Als einer beſondern Merkwürdigkeit erwähnen wir hier noch der prächtigen Ruinen von Tadmor oder Palmyra in der ſyriſchen Wüſte, denen wir einen eigenen Artikel gewidmet haben. — Die Geſchichte der Araber vor Mohammed iſt höchſt dunkel, und, wegen geringer Verbindung mit der übrigen Welt, auch von geringem Intereſſe. Die Ureinwohner von Arabien heißen bei den heutigen Arabern Bajaditen, Verlorne. Sich ſelbſt leiten dieſe theils vom Joktan oder Kahtan, theils von Ismael her; die Nachkommen jenes nennen ſich vorzugsweiſe Araber, die des letztern Moſtaraber. Der Name Araber bedeutet Abendländer (denn das ſind ſie den Aſiaten); in Europa und Afrika nannten ſie ſich Saracenen, Morgenländer. Die dreifache Eintheilung des Landes, in das glückliche (Yemen), das ſteinige (Hegiaz) und das wüſte Arabien, rührt von den Griechen her; die ältern arabiſchen Geſchichtſchreiber verſtehen unter Arabien nur Yemen; Hegiaz rechnen ſie theils zu Ägypten, theils zu Syrien, und das übrige Land heißt bei ihnen die ſyriſche Wüſte. Die Furſten (Tobbai) dieſer Länder waren vor Alters ſämmtlich aus dem Stamme Kahtan, aus welchem das Geſchlecht der Hamayriten zweitauſend Jahre lang über Yemen herrſchte. Die Araber Yemens und eines Theils des wüſten Arabiens lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Oſtindien, Perſien, Syrien und Habeſch, nach welchem letztern Lande ſie viele Colonien ſandten, ja welches wahrſcheinlich ganz von Arabien aus bevölkert wurde. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadiſch in der Wüſte umher. Die Religion der Araber in der Zeit der Unwiſſenheit (wie ſie die vor Mohammed nennen) war im Allgemeinen Anbetung der Geſtirne; jedoch bei den verſchiedenen Stämmen mit großer Verſchiedenheit, indem jeder einem andern Sternbilde die größte Verehrung bewies. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtauſende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenländiſchen Eroberer, durch Wüſten und Meere eben ſo ſehr als durch ihren Arm beſchützt. Weder die babyloniſchen und aſſyriſchen, noch die ägyptiſchen und perſiſchen Könige vermochten ſie zu unterjochen. Endlich von dem großen Alexander bezwungen, benutzten ſie ſogleich nach ſeinem Tode die Uneinigkeit ſeiner Feldherren und Nachfolger zur Wiedererwerbung der Unabhängigkeit. Ja es durften in dieſem Zeitraume die nördlichen Fürſten Arabiens ihre Herrſchaft bis über die Grenze von Arabien ausdehnen. Von jeher hatten die arabiſchen Nomaden, beſonders zur Winterszeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa geſtreift. Jetzt unterwarfen ſie ſich einen Theil davon gänzlich, der noch jetzt davon Irak Arabeh genannt wird. Von da drang der Stamm Hareth noch weiter bis in

Syrien ein, und ließ ſich im Lande Gaſſan nieder, woher er den Namen Gaſſaniden bekam. Drei Jahrhunderte nach Alexander drang auch die römiſche Eroberungswuth an dieſe Grenzen. Die getheilten Araber mochten den römiſchen Heeren nicht überall mit Erfolg widerſtehen, und ob ihr Land gleich nie völlig zur Provinz gemacht wurde, ſo blieben doch wenigſtens die nördlichen Fürſten immer in einer gewiſſen Abhängigkeit von den Kaiſern, und wurden nur als ihre Statthalter angeſehen. Freier erhielten ſich die alten Hamayriten in Yemen, gegen die ein Zug zur Zeit des Auguſtus mißlang. Mit der Schwäche der römiſchen Monarchie vermehrte ſich das Streben jener nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche zu gewinnen, einer Vereinigung aller arabiſchen Stämme leicht geworden ſein würde; aber zerſtreut und zerſpalten, wie ſie waren, brachten ſie in dieſen Kämpfen bald glücklicher, bald unglücklicher viele Jahrhunderte zu, bis ein begeiſterter Mann ihnen durch Mittheilung ſeines Feuereifers Einheit, und durch die Einheit Stärke gab. Das Chriſtenthum fand früh viele Anhänger, es gab ſelbſt mehrere Biſchöfe, die den Metropoliten zu Boſtro (in Paläſtina an der arabiſchen Grenze) anerkannten. Doch konnte der uralte Sternendienſt nicht ganz vertrieben werden. Jene Widerſetzlichkeit der Araber gegen den römiſchen Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Oſtreiche verfolgten Ketzer zu ihnen, beſonders die Monophyſiten und die im ganzen Oriente verbreiteten Neſtorianer, und die Glaubensſchwärmerei dieſer Vertriebenen gab jenen Widerſtrebungen neues Feuer. Auch die Juden waren ſeit der Zerſtörung Jeruſalems in Arabien ſehr zahlreich, und machten ſogar, vorzüglich in Yemen, Proſelyten. Der letzte König der Hamayriten war jüdiſchen Glaubens, und ſeine Verfolgungen der Chriſten zogen ihm (502) den Krieg mit dem Könige von Äthiopien zu, der ihm Thron und Leben koſtete. In dem Abſcheu, oder der Gleichgültigkeit, den ſo große Verſchiedenheit der Secten bei vielen erregte, liegt die Haupturſache von dem ſchnellen Gelingen des Unternehmens Mohammeds, einen neuen Glauben aufzuſtellen. Mit ihm, der die Araber zu eigentlich welthiſtoriſcher Wichtigkeit erhob, beginnt ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte dieſes Volks, der unter Kalif, Kalifat abgehandelt iſt. (Über die Wechabis oder Whaabys ſ. d. Art.)

Arabiſche Literatur und Sprache. Dunkel und Ungewißheit umringen Arabiens früheſte Geſchichte, und auch über die erſte Cultur und Literatur dieſes Landes können wir mehr aus einzelnen Angaben Schlüſſe ziehen, als etwas Gewiſſes behaupten. Daß in Arabien frühzeitig Poeſie geblüht haben werde, läßt ſich theils aus der Natur des Landes, theils aus den Naturanlagen ſeiner Bewohner ſchließen, die man als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, ſtolz und für den Ruhm empfänglich kennt. Beſonders der Strich des glücklichen Arabiens hat ſo blühende Gegenden und ſolch einen Überfluß an den ſchönſten Früchten, daß man ihn oft ſchon zu den Paradieſen der Erde gezählt hat. Die hier unter ihren Scheiks umherziehenden Nomaden, mit lebhafter Empfindung und einer ſehr warmen Phantaſie begabt, waren daher ganz in der zur Entwickelung der Poeſie günſtigen Lage. Hätte die Kritik es außer allen Zweifel geſetzt, daß das Gedicht Hiob wirklich arabiſchen Urſprungs ſei, ſo wäre damit nicht blos bewieſen, daß auch das peträiſche Arabien eine ſehr bedeutende Poeſie gehabt habe, ſondern wir könnten auch den Charakter dieſer Poeſie daraus kennen lernen. Wir finden darin erhabene Bilder, ſtarke Metaphern, Gleichniſſe und Naturſchilderungen, unter-

miſcht mit räthſelhaften Sprüchen, für deren Vorliebe bei den Arabern auch die Königin von Saba zeugt. Das Alterthum der Philoſophie bei den Arabern könnte man ebenfalls nur aus Hiob erweiſen, welches Gedicht zugleich auf naturwiſſenſchaftliche und aſtronomiſche Kenntniſſe ſchließen läßt, die jedoch nur noch dürftig ſind. Wenn übrigens die Araber ſelbſt ſagen, bis zur Ankunft Mohammeds (622 nach Chr.) habe ihre Zeit der Unwiſſenheit gedauert; ſo iſt dies nur von Mangel an eigentlicher Gelehrſamkeit zu verſtehen: denn ohne Geiſt war dieſe Nation auch vorher nicht. Beſonders aber zeichnete ſie ſich vor Mohammed ſchon durch ihre Poeſie auf eine glänzende Weiſe aus. Auf der Meſſe zu Mecca, und im 5ten Jahrh. nach Chr. zu Okadh, wurden poetiſche Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchſtaben auf Byſſus geſchrieben (Modababäth, vergoldete), und in der Kaaba zu Mecca aufgehängt (Moallakäth, aufgehängte). Mehrere davon haben ſich erhalten. Die Sammlung der Moallakäth enthält ſieben Gedichte von ſieben Dichtern: Amralkeis, Tharafah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun und Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Einbildungskraft, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Nationalſtolz und Freiheitsgeiſt, Glut in Rache und Liebe zeichnen ſie aus. (Die hellſtrahlenden Plejaden am arabiſchen poetiſchen Himmel, überſetzt, erläutert und mit einer Einleitung verſehen von A. Th. Hartmann, Münſter 1802.) Mit Mohammed aber eröffnete ſich die glänzendſte Zeit der Araber, und bald darauf auch ihrer Literatur. Als von Gott geſandten Propheten kündigte er ſich ſeinen Landsleuten an, und legte Glaubens- und Lebenslehren in dem poetiſchen Koran nieder. Von Abubekr, dem erſten Kaliſen nach Mohammeds Tode, wurde dieſe aus zwei Theilen, einem dogmatiſchen und einem praktiſchen, beſtehende Bibel der Araber geſammelt, von Othman, dem dritten Kaliſen, berichtigt und bekannt gemacht (ſ. Koran), und hiemit die Schriftſprache, die erſte literariſche Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber beſtimmt. In ihrer glücklichen Lage zwiſchen zwei Welttheilen ſchienen die Araber zwar ſehr geeignet für den Handel, weniger aber für Eroberung, zumal da im wüſten und ſteinigen Theile nur umherziehende Horden wechſelsweiſe von Räuberei und Viehzucht lebten. Dem Mohammed aber war es gelungen, ſich ganz Arabien zu unterwerfen, ihm eine religiös-militäriſche Verfaſſung zu geben, und den Geiſt der Tapferkeit, der längſt den Arabern einwohnte, durch einen ſchwärmeriſchen Eifer für Religion noch mehr zu befeuern. Als er, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen, geſtorben war (632), wählten ſeine Anhänger ihm einen Kaliſen, d. h. Nachfolger, unter welchem der Geiſt der Eroberung ſich der Araber zu bemächtigen anfing. Wie ein reißender Strom verbreiteten ſie ſich ſchnell und unabhaltbar und ſchon achtzig Jahre nach Mohammeds Tode erſtreckte ſich das Reich der Araber von Ägypten bis Indien, von Liſſabon bis Samarkand. Während dieſes ganzen Zeitraums beſeelte ſie nichts als kriegeriſche Schwärmerei, unter deren Herrſchaft die zarten Blüthen des Geiſtes niemals gedeihen. Bekannt iſt, wie der Kalif Omar mit der Bibliothek zu Alexandria verfuhr. „Entweder," ſagte er, „ſteht in dieſen Büchern, was im Koran auch ſteht, und dann ſind ſie überflüſſig, oder ſie widerſprechen dem Koran, dann ſind ſie gefährlich: ſie müſſen alſo auf jede Weiſe vertilgt werden." Demnach wurden denn mehrere 100,000 unerſetzliche Handſchriften an den Badſtuben vertheilt, die man einige Monate lang damit heizte.

Die Zeit aber und der Umgang mit gebildeten Nationen verdrängten allmählig dieſen rohen Sinn: mit der Regierung der Kalifen aus der Familie der Abbaſſiden begann (750) auch Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte. Am glänzenden Hofe Al-Manſurs zu Bagdad fanden ſie zuerſt Unterſtützung; Harun Al Raſchid aber war es (786—808), der ſeinen Landsleuten dauernde Liebe zu ihnen einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in ſein Reich, die er fürſtlich belohnte, ließ die Werke der vorzüglichſten griechiſchen Schriftſteller ins Arabiſche überſetzen, und dieſe Überſetzungen durch viele Abſchriften verbreiten. Al Mamun, der kurz nach ihm regierte, bot dem griechiſchen Kaiſer hundert Centner Gold und einen beſtändigen Frieden an, wenn er ihm den Philoſophen Leo nur auf einige Zeit zu ſeinem Unterricht überlaſſen wollte. Unter ſeiner Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Baſſora, Bochara, Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Cairo angelegt. Der Kalif Motaſem (ſtarb 841) wirkte in gleichem Sinn und Geiſt, und mit der Dynaſtie der Abbaſſiden in Bagdad wetteiferte die Dynaſtie der Ommajaden in Spanien. Was Bagdad für Aſien, war die hohe Schule zu Corduba für Europa, wo überhaupt im 10ten Jahrh. die Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntniſſe faſt nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die ſich mit Auſſammlung derſelben eifrig beſchäftigten, und ſie in drei Welttheilen verbreiteten. Bald nach dem Jahre 900 reiſte man aus Frankreich und andern europäiſchen Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen hauptſächlich Mathematik und Medicin zu ſtudieren, wozu ſich anderwärts keine Gelegenheit fand. So ſchnelle Fortſchritte hatte dieſe, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Koran, auf Poeſie und Beredſamkeit eingeſchränkte Nation gemacht, ſeitdem ſie mit der Wiſſenſchaft der Griechen ſich befreundet hatte. In der Geographie, Geſchichte, Philoſophie, Medicin, Phyſik, Mathematik, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie hat ihr Fleiß ſehr glücklich und nützlich gewirkt, und noch zeugt manches arabiſche Kunſtwort, z. B. Almanach, Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. a. m., ja ſelbſt die Zahlzeichen, deren wir uns bis auf den heutigen Tag bedienen, und die man für ihre Erfindung hält, von ihrem Einfluß auf die literariſche Bildung Europas. — Seit der Römer Zeit ſind es im Mittelalter die Araber, denen die Erdkunde am meiſten verdankt. Vorzüglich erweiterten ſie in Afrika und Aſien die Grenzen der vor ihnen bekannten Welt. In der ganzen nördlichen Hälfte von Afrika drangen ſie bis an den Niger vor, und kamen weſtlich bis an den Senegal, öſtlich bis zum Cap Corrientes. Schon im Anfang ihrer Eroberungen aber mußten, auf Befehl der Kalifen, die ausgeſandten Feldherren die bezwungenen Länder geographiſch verzeichnen. Aſiens Länder, Völkerſchaften und Eigenthümlichkeiten waren ihnen größtentheils bekannt; ſie erweiterten die Kenntniß von ihrem Vaterlande Arabien, von Syrien und Perſien, und verſchafften wenigſtens einige Aufklärung über die große Tatarei, das ſüdliche Rußland, China und Hindoſtan. Als geographiſche Schriftſteller zeichneten ſich aus: Al Marun, Abu Iſchak, Serif, Edriſi, Naſſir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh Abdollatif, und vieles, was die berühmteſten unter ihnen, Abulfeda und Edriſi, berichten, iſt noch jetzt brauchbar, und in hiſtoriſch-geographiſcher Hinſicht ſehr wichtig. In der Geſchichte der Geographie des Mittelalters machen die Araber demnach Epoche. — Zahlreich waren ſeit dem 8ten Jahrh. auch die Geſchichtſchreiber der Ara-

der, die jedoch noch lange nicht hinlänglich geprüft, ſtudiert und benutzt worden ſind. Vielleicht aber findet Wilkens bald mehrere Nachfolger. Der älteſte uns bekannte Geſchichtſchreiber iſt Heſham Ibn Muhamed Ibn Schoaib Alkhekebi, von 818. Außerdem verdienen beſondere Bemerkung: Abu Abdallah Mohammed Ibn Achmed, Abulpharadſch, Georg Almakin, Abulfeda, Verfaſſer einer allgemeinen Weltgeſchichte bis auf 1315, Makrizi, Arabſchah u. a. In den ſpätern hiſtoriſchen Werken herrſcht mehr Kälte, Ruhe und Einfachheit. — Die Philoſophie der Araber war ganz griechiſchen Urſprungs, und ging hauptſächlich von Ariſtoteles aus, der durch ſie auch in Spanien, und von da im ganzen weſtlichen Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabiſchen überſetzte man ihn ins Lateiniſche. Man kann deshalb den Urſprung der ſcholaſtiſchen Philoſophie von den Arabern ableiten. Auf Dialektik und Metaphyſik wendeten ſie ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit. Von ihren philoſophiſchen Schriftſtellern ſind vor andern zu bemerken: Alfarabi, der über die Principien ſchrieb (954); Avicenna (ſt. 1036), der außer andern philoſophiſchen Schriften, einer Logik, Phyſik, und Metaphyſik, einen Commentar zu des Ariſtoteles Werken; Ibn Sina (ſt. 1036), der eine Metaphyſik herausgab; Ibn Baſah zeichnet ſich als Selbſtdenker aus; Algazel ſchrieb eine Niederreißung aller philoſophiſchen Syſteme, wogegen Happalath Hahappalah eine Vertheidigung herausgab. Hochgeſchätzt war von Averroes beſonders der Commentar über Ariſtoteles; Beachtung verdient aber auch ſeine Paraphraſe der Republik Platons, welcher ſonſt den Arabern wenig bekannt geweſen zu ſein ſcheint. Viele berühmte Philoſophen waren zugleich Ärzte, denn von der Philoſophie trennte man die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Unläugbar haben die Araber in dieſen Wiſſenſchaften, nächſt der Erdkunde, das Bedeutendſte geleiſtet. Zu Dſchondiſabur, Bagdad, Iſpahan, Firuzabad, Bokkhara, Kufa, Baſſora, Alexandria und Corduba wurden vom 8ten bis zum 11ten Jahrh. mediciniſche Lehranſtalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man dieſem Zweige der Wiſſenſchaften widmete, konnte es nicht fehlen, daß man nicht, obſchon man im Weſentlichen ſich auch hier an die Griechen hielt, bedeutende Fortſchritte hätte machen ſollen. Zwar die Anatomie gewann durch ſie nichts, weil der Koran Zergliederungen unterſagte, deſto mehr aber die Therapie; denn ſie beſaßen vielumfaſſende Kenntniſſe in der Arzneimittellehre, ſtudierten eifrig die Botanik, und können als Erfinder der Chemie betrachtet werden; wenigſtens haben ſie viele Entdeckungen darin gemacht, und Dſcheber wird für den Erfinder einer Univerſalmedicin gehalten. Auch in der Noſologie blieben ſie nicht zurück, und lehrten manche Krankheit zweckmäßig behandeln. Zu ihren berühmten mediciniſchen Schriftſtellern gehören: Aharum, der zunächſt die Pocken beſchrieb, Jahiah Ibn Serapion, Jacob Ibn Iſhak Alkendi, Johannes Meſve, Rhazes, Almanſor, Ali Ibn Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Canons der Medicin, der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Iſhak ben Soleiman, Abulkaſis, Aben Zohar, Averroes, der Verfaſſer eines dialektiſchen Syſtems der ganzen Medicin. Man kann nicht in Abrede ſein, daß den Arabern das Verdienſt gebührt, auch die wiſſenſchaftliche Medicin im Mittelalter erhalten, und das Studium derſelben in Europa wieder belebt zu haben. Wenn die Phyſik bei den Arabern weniger gewann, ſo liegt die Urſache lediglich in der Art der Behandlung. Um die Ariſtoteliſchen Principien mit der Verhängnißlehre des Koran leichter vereinigen zu

können, bearbeitete man die Phyſik metaphyſiſch. — Deſto mehr leiſteten ſie in der Mathematik, welche von ihnen bereichert, vereinfacht und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten ſie den Gebrauch der Ziffern, das Hinaufſteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus ſtatt der Chorden, vereinfachten die trigonometriſchen Operationen der Griechen, und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Mohammed ben Muſa und Thebit ben Korrah erwarben ſich darum beſondere Verdienſte; Alhazen ſchrieb uber die Optik; Naſſireddin überſetzte die Elemente des Euklides; Dſcheber ben Afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus Trigonometrie. Vorzüglich wurde die Aſtronomie cultivirt, für welche zu Bagdad und Corduba berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon im J. 812 hatten Alhazen und Sergius des Ptolemäus Almageſt, dieſes erſte vollſtändige Lehrgebäude der Aſtronomie, ins Arabiſche überſetzt, woraus Alfargani 833, und ſpäterhin Averroes Auszüge lieferten; Albaten beobachtete im 10ten Jahrh. die Bewegung der Sonnenerdferne; Mohammed ben Dſcheber Albateni beobachtete die Schiefe der Ekliptik und vervollkommnete die Theorie der Sonne; Almanſor lieferte aſtronomiſche Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen; Alpetragius ſchrieb eine Theorie der Planeten. Die Geographie wurde mit Mathematik und Aſtronomie in Verbindung gebracht und ſyſtematiſch bearbeitet, beſonders von Abulfeda. Eigenthümlich ſind den Arabern die Eintheilung der Erde in ſieben Climate, viele geographiſche Maße u. dergl. — Bei allen dieſen Fortſchritten in den ſtrengeren Wiſſenſchaften wurde der Geiſt der Araber nicht unempfänglich für die Poeſie. Abu Temam ſammelte 830 die größere Hamaſah, eine Anthologie in zehn Büchern, und Bochteri 880 die kleinere Hamaſah, als Nachtrag zur größeren. Indeß wurde weiterhin die höhere orientaliſche Eigenthümlichkeit der arabiſchen Poeſie immer ſeltener, der Ton myſtiſch-hyperboliſcher, die Sprache minder rein. Auszeichnung verdienen Motanabbi durch ſeine ſanften Elegien in einer claſſiſchen Sprache (ſ. Proben der arab. Dichtkunſt von Reiske, Leipzig 1765); Abu Ismaël Tograi, Vezier zu Bagdad, durch ſeine Elegien und Lieder (ſ. N. Teutſch. Merkur 1800, St. 1. S. 8); Ithiel Hariri durch ſeine Geſchichte eines fahrenden Ritters, Makamât betitelt, in funfzig Abſchnitten (ſ. Roſenmüller über einen arab. Roman des Hariri, Leipzig 1801); Abu Dſchaafar Ibn Tophail durch ſeinen intereſſanten philoſophiſchen Roman, der Naturmenſch (überſ. von Eichhorn, Berlin 1783). Abmais großer Heldenroman: Antars Leben, in 35 Theilen, dient noch bis auf den heutigen Tag den improviſirenden Erzählern und Declamatoren im Orient zum Stoffe. Die dramatiſche ausgenommen, findet man keine Gattung der Poeſie, in welcher die Araber ſich nicht verſucht hätten, und die Romanze, ein Erzeugniß des abenteuerlichen Rittergeiſtes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel, daß ſie dadurch auch auf die neueuropäiſche Poeſie mächtig eingewirkt haben; denn von dem, was die Poeſie des Mittelalters zur romantiſchen Poeſie machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeiſt, die Feen und Zauberer, und vielleicht auch der Reim, ſind von den Arabern in unſere abendländiſche Poeſie übergegangen. Und ſo hat denn dieſe Nation in der Periode des Mittelalters auf vielfache Weiſe wohlthätig für Bildung und Literatur Europas gewirkt, und viele bleibende Spuren ihrer vorübergegangenen Herrſchaft hinterlaſſen.

Wie wichtig dadurch auch ihre Sprache für den gelehrten Forſcher geworden ſei, ſpringt von ſelbſt in die Augen. Wer einen tiefern Blick in die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Menſchheit thun will, kann dieſer Sprache nicht entbehren. Sie gehört zu den ſogenannten ſemitiſchen Mundarten, unter denen ſie ſich durch Alterthum, Reichthum und Geſchwindigkeit auszeichnet. Durch den Koran ward ſie eigentlich als Bücherſprache feſtgeſtellt, und kurz nach Mohammed, weit mehr aber ſeit dem 10ten Jahrh., gab es unter den Arabern Schriftſteller, welche die Grundſätze der Sprache beſtimmten, ihre Schönheiten unterſuchten und ihren Reichthum in Wörterbücher zuſammentrugen. Durch den Übergang der Araber nach Sicilien und Spanien ward die arabiſche auch in Europa bekannt. Ungeachtet ſie aber manche Spuren ihres Andenkens in den Sprachen jener Länder hinterlaſſen hat, ſo ging doch ihre Kenntniß, nach Vertreibung der Mauren, den Europäern meiſt verloren. Poſtel weckte das gelehrte Studium derſelben wieder in Frankreich, Spey in Deutſchland. Im 17ten Jahrh. blühte daſſelbe in den Niederlanden; und wurde ſeitdem in Deutſchland, Holland und England mit großem Eifer getrieben. Von Erpen Michaelis, Richardſon, Jahn, Roſenmüller, de Sacy haben wir ſchätzenswerthe Sprachlehren; von Erpen, Golius, Giggeji, Caſtell, Meninski, Wilmet, Scheid gute Wörterbücher; von Reiske, Hirt, Roſenmüller, Jahn, de Sacy u. a. Creſtomathien erhalten. Kirſten, Wasmuth, Schultens, Jones, Eichhorn, Tychſen, Schnurrer, Haſſe, Hezel, Wahl, Paulus, Roſenmüller, Vater, Auguſti u. a. haben ſich durch größere Verbreitung, Forſchung und Auslegung bedeutende Verdienſte erworben; Gruner und Sprengel haben gezeigt, wie wichtig ihre Kenntniß den Ärzten ſei.

Arabiſches Meer, ein Theil des öſtlichen Oceans an den Südküſten Arabiens. — Arabiſcher Meerbuſen, ſ. Rothes Meer.

Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Kolophon in Jonien, hatte von Pallas die Kunſt des Webens gelernt und unterfing ſich, in ſtolzer Einbildung auf ihre Kunſtfertigkeit, ihrer Lehrerin ſelbſt einen Wettſtreit anzubieten. Umſonſt warnte die Göttin ſie in Geſtalt einer alten Frau. Der Wettſtreit begann, und Arachne fertigte ein kunſtreiches Gewebe, das die Läſterchronik der Olympier darſtellte. Pallas darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, und ſchlug ihr das Schiff um den Kopf, Arachne aber erhing ſich in Verzweiflung. Die Göttin erhielt ihr zwar das Leben, verwandelte ſie aber in eine Spinne.

Arachnologie, oder Araneologie, iſt die Kunſt, aus dem Verhalten, den Bewegungen und Arbeiten der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu ſchließen. Winke davon finden ſich ſchon bei Plinius (H. N. Lib. XI. sect. 23); auch wird davon bereits in einer 1588 zu Görlitz erſchienenen ewigwährenden Practica gehandelt. In neuerer Zeit hat Quatremère Disjonval, ehemaliges Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, während einer achtmonatlichen Gefangenſchaft, in der einige Spinnen ſeine einzige Geſellſchaft waren, viele Beobachtungen über ſie angeſtellt, und 1797 zu Paris herausgegeben. Er verbreitet ſich in dieſem Werke über die Entdeckung des beſtändigen Verhältniſſes zwiſchen dem Erſcheinen oder Verſchwinden, der Arbeit oder Ruhe, dem mehrern oder mindern Umfang der Gewebe und Anhängefäden der Spinnen verſchiedener Arten

und den atmoſphäriſchen Veränderungen von ſchönem Wetter auf Regen von der Trockenheit zur Näſſe, vorzüglich aber von der Hitze zur Kälte und vom Froſte zum Thauwetter.

Aragon, die Krone, machte ſonſt den zweiten Hauptbeſtandtheil Spaniens aus, und war aus den Königreichen Aragon, Valencia und Mallorca, ſo wie dem Fürſtenthume Catalunna zuſammengeſetzt. Bis zur Vermählung Ferdinands des Catholiſchen mit der caſtilianiſchen Erbin Iſabella machte Aragon ein von Caſtilia ganz getrenntes Reich aus, das damals nicht blos jene 4 Provinzen, ſondern auch als Nebenländer beide Sicilien und Sardinien umfaßte. Nach Ferdinands Tode, 1516, ward es auf immer mit Caſtilia vereinigt, die aragoniſchen Provinzen behielten aber dabei noch ihre alten Vorrechte, Freiheiten und Geſetze, die ſie erſt unter den Bourbonen, da ſie bei Gelegenheit des ſogenannten Erbfolgekrieges ſich zu feſt an die öſterreichiſche Sache gekettet hatten, faſt gänzlich verloren. Die jetzige Provinz Aragon führt noch den Titel eines Königreichs.

Arak oder Rak, ein ſtarker Branntwein aus Reiß, Zuckerrohr oder dem Safte der Kokosnüſſe. Der letztere, welcher der beſte iſt, kommt aus Batavia; anderer aus Goa. Zu Goa gibt es dreierlei Sorten, nämlich einfache, doppelte und dreimal abgezogene. Der doppelte wird am meiſten geſucht, obwohl er nicht ſo ſtark wie der bataviſche iſt.

Aranda (Don Pedro Pablo Abarca de Bolea, Graf v.), aus einer ausgezeichneten Familie in Aragonien, ward gegen das Jahr 1719 geboren. Anfangs widmete er ſich den Waffen; da er aber einen beobachtenden Geiſt verrieth, ernannte ihn Carl III. zu ſeinem Geſandten bei Auguſt III, König von Polen, welche Stelle er ſieben Jahre lang bekleidete. Nach ſeiner Rückkehr ward er Generalſtatthalter von Valencia; aber im J. 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufſtandes zurück und ernannte ihn zum Präſidenten des Raths von Caſtilien. Aranda rechtfertigte die Wahl des Königs. Er ſtellte nicht nur die Ordnung wieder her, ſondern bewirkte auch die Vertreibung der Jeſuiten aus dem Königreiche. Doch gelang es den Ränken Roms und der Prieſter, den König dahin zu bringen, daß er Aranda von ſich entfernte, und ihn als Geſandten nach Frankreich ſchickte. In Paris verlebte er neun Jahre, kehrte dann nach Madrid als Staatsrath zurück, und lebte in einer Art Ungnade, als die Königin, unzufrieden mit dem Grafen Florida Blanca, 1792 ihm deſſen Platz ertheilen ließ. Aber einige Monate ſpäter wurde, nicht ohne den bitterſten Spott des Hofes und der Nation, Aranda plötzlich durch den berüchtigten Don Manuel Godoy (ſ. Alcudia) erſetzt. Jener blieb zwar Vorſitzer des Staatsraths, den er in Thätigkeit geſetzt hatte, ward aber, als er einſt ſeine Meinung über den Krieg gegen Frankreich ausgeſprochen hatte, nach Aragonien verwieſen. Hier ſtarb er 1794, mit Hinterlaſſung einer jungen Witwe, aber ohne Kinder. Die Hauptſtadt Spaniens verdankt größtentheils ihm ihre Sicherheit, Reinlichkeit und die Abſtellung vieler Mißbräuche.

Aräometer, hydroſtatiſche Wage u. ſ. w., iſt ein Werkzeug, mittelſt deſſen Einſenkung in Flüſſigkeiten, z. B. Waſſer, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältniſſe der dichten oder ſpecifiſchen Schwere derſelben und dadurch ihre Güte beſtimmen kann. Der griechiſche Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet ſich auf folgende Sätze: 1) Wenn ein Aräometer von unver-

ändertem Gewicht in zwei flüſſige Materien eingeſenkt wird, ſo verhalten ſich die Dichten dieſer Materie umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer ſich in dieſelben eingetaucht hat; 2) wenn ein Aräometer in zwei flüſſige Materien bis zu gleicher Tiefe eingeſenkt wird, ſo verhalten ſich die Dichten derſelben wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müſſen, um es gleich tief einzuſenken. Jeder dieſer beiden Sätze gibt eine beſondere Einrichtung der Aräometer; auf den erſten Satz gründen ſich die Aräometer mit Gradeintheilungen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten. Letztere verdienen den Vorzug.

Ararat, ein hohes Gebirge in Armenien, beſonders im Paſchalik Erzerum. Es ſteigt faſt ganz einzeln aus einer weiten Ebene empor, ob es gleich durch niedrige Vorberge mit dem Taurus in Verbindung ſteht, und ſein mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel, der die Form eines in zwei Spitzen geſpaltenen Zuckerhuts hat, bietet mit ſeinen zerriſſenen Felſenklüften und Abgründen einen gräßlichen Anblick dar. Seine höchſte Kuppe liegt in der perſiſchen Provinz Iran, und erhebt ſich über 12,000 Fuß hoch. Sie iſt die erhabenſte der ganzen Gegend, daher die heilige Mythe auf derſelben die Arche Noahs ſich niederſetzen läßt.

Aratus, ein griechiſcher Dichter, geboren zu Solis (Pompejopolis) in Cilicien, woſelbſt ſein Vater Athenodorus lebte. Er war ein Zeitgenoſſe Theokrits, ſtand in Gunſt bei Ptolemäus Philadelphus und in ſteter Freundſchaft mit Antigonus Gonatas, dem Sohn des Demetrius Poliorcetes. Er ſoll mehrere Werke verfaßt und vor Ariſtarch eine Ausgabe des Homer beſorgt haben. Wir kennen ihn nur aus ſeinem Gedicht Phaenomena, worin er uns alles, was man damals vom Himmel wußte und kannte, überliefert hat, wiewohl man Urſache hat zu glauben, daß er ſelbſt nicht Aſtronom war. Er handelt darin von der Natur und Bewegung der Geſtirne und von aſtrologiſchen Gegenſtänden. In welchem Anſehen er bei den Alten ſtand, erkennt man daraus, daß Cicero, Germanicus, Cäſar, Ovid und Avienus ihn überſetzten und Hipparch ihn commentirte. Die beſten Ausgaben ſind von Fell (Oxford, 1672. 8.) und von Buhle (Leipzig 1793 — 1801, 2 Bände 8.), welchen ſich die neueſte, von Matthiä, 1817 anreiht.

Arbeit (Nationalökonomie) heißt die Äußerung der Thätigkeit ſowohl der Natur als des Menſchen hinſichtlich der Hervorbringung von Dingen, welche Güter ſein können. Selten bringt die Natur ohne Mitwirkung des Menſchen und eben ſo ſelten der Menſch ohne Mitwirkung der Natur dergleichen Dinge hervor, in den meiſten Fällen verdanken dieſelben ihr Entſtehen der vereinten Arbeit der Natur und des Menſchen. Die Arbeit iſt ſchaffend (productiv), wenn durch ſie irgend etwas Neues zur Erſcheinung kommt, ſteril (unproductiv, unfruchtbar), wenn dies nicht der Fall iſt (ſ. **Production**). Die ſchaffende Arbeit iſt entweder werthſchaffend oder unwerthſchaffend, erſteres, wenn ſie Güter, letzteres, wenn ſie bloße Dinge, welche nicht zugleich Güter ſind, zur Erſcheinung bringt. Die Güter aber, welche die werthſchaffende Arbeit hervorbringt, übertreffen entweder, ſei es ihrem Werthe oder ihrem wirklichen Preiſe nach, die auf ihre Hervorbringung verwandte Gütermaſſe, oder ſie gleichen dieſe Gütermaſſe blos aus, oder ſie ſtehen ſogar unter derſelben. Im erſten Falle nennt man die Arbeit werthvermehrend, im zweiten werthausgleichend und im dritten werthvermindernd. Nicht jede in Thätig-

keit geſetzte werthſchaffende Kraft des menſchlichen Geiſtes, nicht jede Arbeit vermag zu wirken auf Erhöhung des Wohlſtandes der Einzelnen und des Volks, ſondern nur die werthvermehrende Arbeit, denn die werthausgleichende läßt den Wohlſtand unverändert und die werthvermindernde ſchwächt ſogar denſelben. Nicht blos auf die Übung der werthſchaffenden Kraft eines Volks muß daher die Aufmerkſamkeit derer gerichtet ſein, welche Nationalreichthum zu befördern ſtreben, ſondern hauptſächlich auf möglichſte Belebung und Entwickelung der werthvermehrenden, ſchaffenden Kräfte. Werthſchaffend iſt übrigens jede Arbeit, durch welche Güter hervorgebracht werden, ſie mögen ſinnlich oder geiſtig ſein, einen dauernden oder vorübergehenden Nutzen gewähren, unmittelbar oder mittelbar aus derſelben hervorgehen. Geiſtige Güter haben zwar nie einen Tauſchwerth, aber um ſo höher kann ihr Gebrauch werth und ihr mittelbarer Einfluß auf Hervorbringung von Gütern ſein, welche Tauſchwerth beſitzen; daher kann oft die Arbeit, welche geiſtige Güter hervorbringt, mit weit größerm Rechte eine werthſchaffende genannt werden, als diejenige, welche ſinnliche Güter erzeugt. K. M.

Arbeitshäuſer ſind von Regierungen und Vereinen errichtete Anſtalten, in welchen arbeitloſe Menſchen gegen einen mäßigen Lohn Beſchäftigung finden, indem die Gründer das nöthige Material anſchaffen und die Fabricate dann verhandeln. Sie ſind entweder Armen- (Beſchäftigungsanſtalten) oder Straf-Arbeitshäuſer; jene ſind blos zur Beſchäftigung der Arbeitloſen beſtimmt, und die Arbeiter ſind entweder freiwillig darin oder werden durch die Polizei dahin gebracht; dieſe ſind für Verbrecher beſtimmt und ſollen zu ihrer Züchtigung und Beſſerung dienen. Beide ſind unſtreitig dem Staate ſehr vortheilhaft, da erſtere zur Verhütung des Bettelns, letztere dazu dienen, die Züchtlinge an Arbeitſamkeit zu gewöhnen und dem Staate ihre Ernährung zu erleichtern. Die Art der Beſchäftigung wird von örtlichen Umſtänden beſtimmt, vor allem aber darauf geachtet werden müſſen, daß ſie einfach und leicht zu erlernen ſei. Die Menſchlichkeit fordert Berückſichtigung der Geſundheit der Arbeitenden, beſonders der Kinder, damit dem Staate nicht um eines augenblicklichen kleinen Vortheils willen Krüppel zuwachſen. Am glücklichſten iſt der Staat, deſſen Einwohner bei wohlgeleitetem Landbau Beſchäftigung genug finden, daß ſie nicht nöthig haben, ſich in Arbeitshäuſer zuſammenſtecken zu laſſen. — Was die Strafarbeitshäuſer betrifft, ſo treten dieſelben Rückſichten ein, nur mit dem Unterſchiede, daß allenfalls die Bildung mehrerer Handwerker darin zu empfehlen ſein möchte, damit der Züchtling, wenn er ſeine Strafjahre überlebt, ein Mittel habe, ſich redlich zu nähren. Einige Regierungen, wie z. B. die baieriſche und preußiſche, geben hier nachahmungswürdige Beiſpiele; ja ſie laſſen ſogar vom Ertrag der Arbeiten des Sträflings einiges zurücklegen, damit er beim Austritt aus dem Hauſe einen Sparpfennig mitnehmen könne. Man vergleiche hierüber die Schriften von Lotz und Wewelde. +

Arbeitslohn (Nationalökonomie) heißt das Einkommen, das menſchliche Arbeit gewährt. Da die Claſſe der Staatsbürger, deren einzige Quelle das Einkommen ihrer Arbeit iſt, überall den zahlreichern Theil der Nation bildet; ſo muß auch immer mit der Höhe des Arbeitslohns der Nationalwohlſtand überhaupt in genauem Verhältniß ſtehen. Um aber dieſe Höhe zu beurtheilen, iſt jedesmal erforderlich, den Nennwerth vom Sachwerthe ſorgfältig zu unterſcheiden. Es kommt nämlich hiebei nicht auf die Anzahl von Groſchen an, welche den

Arbeitern als Lohn zu Theil wird, ſondern vielmehr auf den Werth der Güter, in deren Beſitz ſie ſich vermittelſt dieſer Groſchen zu ſetzen vermögen. In einem Lande z. B. iſt der gewöhnliche Tagelohn eines gemeinen Arbeiters acht, in dieſen nur ſechs Groſchen, und dennoch ſteht ſich der Arbeiter in dieſem Lande beſſer als in jenem, iſt er im Stande, eine größere Maſſe von Werthen mit ſechs Groſchen einzutauſchen, als der erſtere mit acht Groſchen. Der Stand des Arbeitslohns hängt zunächſt und vorzüglich von dem Verhältniſſe ab, in welchem die Angebote der Arbeit zu ihrer Nachfrage ſtehen. Iſt die Claſſe der Arbeiter nicht groß genug, um die Nachfrage nach Arbeit zu befriedigen, ſo wird der Arbeitslohn hoch ſtehen; die Unternehmer von Gewerben müſſen in dieſem Falle die Arbeiter nicht blos für den Betrag des Werths ihrer Arbeit belohnen, ſondern auch noch dafür, daß ſie ſich geneigt finden laſſen, für ſie zu arbeiten; iſt hingegen die Claſſe der Arbeiter verhältnißmäßig größer, als die Menge der Arbeit-Begehrenden, ſo wird der Arbeitslohn niedrig ſein; die Arbeiter werden nicht den vollen Betrag des Werths ihrer Arbeit erhalten, ſondern ſich entſchließen müſſen, hievon den Unternehmern etwas abzugeben, dafür, daß dieſe ihnen Gelegenheit verſchaffen, ſich nützlich zu beſchäftigen. Beide, die Höhe und die Niedrigkeit des Arbeitslohns, haben indeſſen ihre natürlichen Grenzen. Der äußerſte Punct, auf welchen derſelbe geſteigert werden kann, iſt, wenn er die Rente des zur Beſchäftigung der Arbeiter aufgewendeten Capitals verſchlingt; der niedrigſte Punct aber, bis zu welchem er herabſinken kann, iſt der Betrag, der gerade hinreicht zur Befriedigung der allernothwendigſten Bedürfniſſe des Arbeiters. Von dieſer niedrigſten Stufe ſteigt der Arbeitslohn mit der Nachfrage, letztere aber nimt zu mit den Summen, welche auf Beſchäftigung arbeitender Hände verwandt werden. Nicht die Höhe, zu welcher der Nationalreichthum bereits gelangt iſt, ſondern ſein fortwährendes Wachſen iſt es daher hauptſächlich, was das Steigen des Arbeitslohns veranlaßt, deshalb ſehen wir, daß nicht in den reichſten Ländern, ſondern in den aufblühenden, in denen, welche am ſchnellſten reich werden, der Arbeitslohn am höchſten iſt. Das weit reichere England z. B. gibt ſeinen Arbeitern nicht den großen Lohn, der in den weit ärmern vereinigten Staaten von Amerika gereicht wird. Daher ſind die Zeiten die glücklichſten für den größten Theil des Volks, für die arbeitende Claſſe, in welchen die Geſellſchaft mit raſchen Schritten ihrem höchſten Flor ſich nähert; daher iſt des Arbeiters Lage nicht gut, wenn der Wohlſtand ſtill ſteht, und elend, wenn er ſinkt. K. M.

Arbela, ein kleiner Ort in Chaldäa, berühmt durch die entſcheidende Schlacht, die in ſeiner Nähe bei Gaugamela (331 v. Chr.) Alexander der Gr. dem Darius lieferte (ſ. **Alexander**).

Arbitrage, Arbitrage-Rechnung, heißt eine Vergleichung zweier oder mehrerer Wechſel- oder Geld-Curſe, um zu erfahren, welcher der vortheilhafteſte ſei. Man bildet ſolche, wenn man Wechſelbriefe von beſtimmtem Werth zu ziehen oder zu übermachen hat, und unterſuchen will, welches die vortheilhafteſten Mittel dazu ſind. Man berechnet zu dem Ende den Werth des Briefes, einmal nach dem Curſe des Orts, wo man iſt, und dann nach dem Curſe des Orts, wohin das Geſchäft gemacht werden ſoll; ſodann aber in Beziehung auf gewiſſe Mittelörter, um zu erfahren, ob es vortheilhafter ſei, das Geſchäft unmittelbar oder mittelbar zu machen, und in letzterm Falle, über welchen Mittelort es zu machen ſei. Dabei gelten folgende

Grundſätze: Hat man Geld zu beziehen, ſo iſt der höchſte, hat man Geld zu übermachen, der niedrigſte Preis des Wechſels der vortheilhafteſte, wenn der Ort einen feſten Curs hat. Hat der Ort aber keinen beſtimmten Curs, ſo iſt im erſten Fall der niedrigſte und im zweiten der höchſte Preis der vortheilhafteſte. (S. Cours u. Wechſelbriefe.)

Arc (Jeanne d'), ſ. Jeanne d'Arc.

Arcade, ſ. Bogenſtellung.

Arcanum, das Geheimniß; dann auch insbeſondere ein geheimes Mittel, oder irgend eine Arznei, deren Beſtandtheile und Zubereitung geheim gehalten werden. Solche Arzneien ſind der vielen Mißbräuche wegen ein Gegenſtand der mediciniſchen Polizei.

Arceſiläus, der Stifter der ſogenannten zweiten oder mittlern Akademie, war zu Pitana in Äolien im 1ſten Jahre der 116ſten Olympiade (316 v. Chr.) geboren. Er ward ſorgfältig erzogen, und nach Athen geſandt, um ſich daſelbſt der Rhetorik zu widmen. Aber die Philoſophie hatte mehr Reiz für ihn. Er genoß den Unterricht des Peripatetikers Theophraſt, dann des Krantor, und ſtand nach des Krates Tode an der Spitze der akademiſchen Schule, nahm aber bedeutende Veränderungen mit den Lehrſätzen derſelben vor. Plato und ſeine Nachfolger hatten zwei Arten der Gegenſtände unterſchieden: körperliche, die auf die Sinne wirken, und abſtracte, die blos vom Geiſte aufgefaßt werden. Die Erkenntniß der erſtern mache, ſagten ſie, die Meinung, die der andern die Wiſſenſchaft aus. Arceſilaus, der ſich dem Skepticismus näherte oder ihn vielmehr übertrieb, läugnete, daß man irgend etwas wiſſe, ſelbſt das nicht, daß man nichts wiſſe. Er verwarf als falſch und täuſchend das Zeugniß der Sinne, und behauptete demgemäß, der wahre Weiſe dürfe nie etwas behaupten; er könne vielmehr alle Meinungen auf gleiche Weiſe bekämpfen. Da er jedoch dieſe ſeltſamen Grundſätze mit der allen Weſen auferlegten Nothwendigkeit zu leben, in Übereinſtimmung zu bringen ſuchen mußte, ſo ſagte er, daß ſie nur auf die Wiſſenſchaft eine ſtrenge Anwendung erlaubten, und daß man im Leben ſich an den Schein halten könne. Übrigens war er wohlthätig gegen Nothleidende und ein Freund der Vergnügungen. Ein Nebenbuhler Ariſtipps, theilte er ſeine Zeit zwiſchen dem Amor, dem Bacchus und den Muſen, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er ſtarb an übermäßigem Genuß des Weins, 75 Jahre alt, im 4ten Jahr der 134ſten Olympiade. Sein Nachfolger war Lacydes.

Archaïsmus iſt eine Alterthümlichkeit in der Sprache, ſie beſtehe in einem Worte, einer Form oder Wendung. Im Allgemeinen verbietet die Theorie des Styls den Gebrauch der Archaismen, allein in gewiſſen Gattungen der Schreibart, beſonders der poetiſchen, können ſie ſogar Zierde ſein, da ihnen oft eine eigenthümliche Kraft inwohnt.

Archäologie iſt in weiterer Bedeutung Alterthumskunde überhaupt, welche den Zuſtand und die Verfaſſungen der Völker der alten Welt kennen lehrt, entweder im Allgemeinen oder im Beſondern, hebräiſche, jüdiſche, griechiſche, römiſche, deutſche, galliſche Archäologie u. ſ. w. In engerer Bedeutung aber wird darunter verſtanden die Wiſſenſchaft von den Antiken oder Kunſtdenkmalen des Alterthums, als Werken ſchöner Kunſt, und dann ſagt man zuweilen Archäologie der Kunſt, bisweilen jedoch auch Archäologie ſchlechthin, weil man gewohnt iſt, bei dem bloßen Namen der Archäologie, im Gegenſatz

der Antiquitäten, an die Kunſt zu denken, wie bei dem Antiquar an den Literator, ſo bei dem Archäologen an den Kunſtforſcher. Dieſe Kunſtarchäologie kann ebenfalls eine allgemeine ſein, z. B. Stieglitz Archäologie der Baukunſt, oder eine beſondere einer oder mehrerer einzelnen Nationen. Seltſam kann es ſcheinen, daß man gewöhnlich nur an einige Nationen des Alterthums denkt, wenn man von Archäologie der Kunſt überhaupt ſpricht, an die Ägypter nämlich, Griechen, Etrusker und Römer, ſo daß Archäologie in engſter, jedoch gewöhnlichſter, Bedeutung erklärt werden muß als die Kunde von den Antiken der Ägyptier, Griechen, Etrusker und Römer. Der Grund hievon (wenn man ihn nicht in einer Einſeitigkeit der Philologen aufſuchen will) iſt, weil man in dem Studium der Antike nach etwas Höherem als bloßer Kunde derſelben, nach einer Äſthetik der Kunſt des Alterthums ſtrebte, die man nur bei einer Nation auffinden konnte, deren Kunſtwerke als ganz beſonderes Muſter für alle Zeiten da ſtehen. Eine ſolche Nation war die griechiſche, deren Kunſtwerke man auch bei der Archäologie, inſofern dieſe Studium der Antike als des claſſiſch Schönen in bildender Kunſt des Alterthums ſein ſoll, vorzüglich im Auge hat. Nur darum beſchränkte man ſich nicht allein auf ſie, weil die vorhin mitgenannten Völker den Griechen entweder vorgearbeitet, oder Einfluß auf ſie gehabt, oder mit ihnen gewetteifert haben, oder auf ihrer Bahn fortgewandelt ſind. Und weil man, die Kunſtgeſchichte jener Nationen zuſammenfaſſend, gleichſam die Naturgeſchichte der Kunſt durch alle Zeiträume, vom Beginnen bis zum Gipfel der Vollendung hinauf, und wieder zur Entartung herab, erhielt; ſo nahm man die Archäologie in jener Beſchränkung um ſo lieber, und mit größerm Schein des Rechtes, als ein abgeſchloſſenes Ganzes. Die Kunſtwerke, welche hier in Betrachtung gezogen werden, ſind die Überreſte 1) der Baukunſt, 2) der Bildhauerei, 3) der Toreutik, 4) der Zeichen- und Malerkunſt, wohin auch die Moſaik gehört, 5) der Bildgraberei und Münzkunſt, 6) der archäologiſchen Geräthe (Anticaglio). Dieſe Überreſte ſind in Italien, Frankreich, Spanien, Deutſchland, England, Rußland und Dänemark zerſtreut, und nur auf Reiſen könnte man ſie daher eigentlich ſelbſt anſchauend ſtudieren, wenn nicht Nachforſchungen und Abbildungen einigen Erſatz gäben. Das erſte, weſſen der Archäolog bedarf, iſt Kenntniß der Summe des von ſolchen Kunſtwerken noch Vorhandenen, und die Archäologie müßte darum mit einem regiſtrirenden Theile anheben, welcher ein Verzeichniß der Antiken, ihrer Beſchreibungen, Abgüſſe und Abbildungen, ſo wie der Muſeen, Gallerien, Cabinette, Paläſte und Villen, worin ſie ſich befinden, nebſt einer Geſchichte ihrer Wanderungen und Schickſale, enthielte. Leider iſt dieſer nothwendige Theil der Archäologie noch nicht in ſeinem ganzen Umfange ausgeführt. Dieſem Theile würde ſich anſchließen die Kunſtlehre des Antiken, als Kunſtgeſchichte vorgetragen, worin über Styl, Methode, Kunſtpraktik und Technik, Geiſt und Behandlung der Kunſtwerke, nach Maßgabe der Kunſtepochen, Belehrung ertheilt wird. Dann folgt die Kunſthermeneutik, welche Aufſchlüſſe gibt über die Bedeutung der alten Kunſt und Künſtlerfabel, über die Art, wie bei Erklärung der alten Kunſtwerke verfahren werden muß, und die dazu nöthigen Hülfsmittel. Mythologie, Geſchichte und Alterthümer dienen hier als Hülfswiſſenſchaften. Die Kunſtkritik liefert nachher die Grundſätze, nach denen das Antike als Antikes überhaupt zu prüfen iſt, oder als einer gewiſſen Periode der Kunſt angehörig erkannt wird.

Dabei wird von Ächtheit und Unächtheit, Anſetzungen, Ergänzungen, Verfälſchungen, von Urbild- und Nachbildung u. ſ. w. gehandelt. Die Äſthetik des Antiken endlich ſetzt dem Studium der Archäologie die Krone auf. Sie zeigt uns den Götter- und Heroencyklus als die Summe der Menſchheit, dieſe Körper als ſichtbar gemachte Seele in den mannichfaltigſten Idealen nach Geſchlecht und Alter, von der erhabendſten Göttlichkeit eines Zeus, bis herab auf den Satyr, wo ſich die Menſchennatur in das Thieriſche verliert. Sie lehrt uns eindringen in die äſthetiſchen Ideen, die den Kunſtſchöpfungen zum Grunde liegen, Anordnung, Handlung, Ausdruck derſelben beſtimmend, macht aufmerkſam auf den reinen Geſchmack, die edle Einfalt, die vollkommene Zweckmäßigkeit. Eine alſo angelegte Archäologie dürfte allen Anforderungen an ein zweckmäßiges Studium derſelben Genüge leiſten. Noch aber iſt kein Werk vorhanden, welches dieſer Idee ganz entſpräche. Seit 1820 erſcheint eine archäologiſche Zeitſchrift von Hofrath Böttiger in Dresden unter dem Titel: Amalthea.

Archenholz (Joh. Wilh. v.), ehemals Hauptmann in königl. preußiſchen Dienſten, geboren in Langenfurth, einer Vorſtadt Danzigs, 1743. Sein eigentlicher Name war Johann Daniel, woraus er aber in der Folge Johann Wilhelm zu machen für gut fand. Seine erſte Bildung erhielt er in dem Cadettenhauſe zu Berlin, kam als Officier (1760) zur preuß. Armee, diente bei dem Regiment Forcade bis zu Ende des 7jährigen Krieges, und ward als Hauptmann (1763) verabſchiedet, oder vielmehr caſſirt, weil er dem Könige von einer nicht vortheilhaften Seite, beſonders als leidenſchaftlicher Spieler, bekannt geworden war. Er ging nun auf Reiſen, und ſah in einem Zeitraume von 16 Jahren faſt ganz Europa. Oft war das Spiel und trüglicher Handel ſeine Erwerbsquelle, und überhaupt ſcheint ihm ſein Thun und Treiben in dieſer frühern Zeit ſeines Lebens auf keine Weiſe zur Ehre zu gereichen. In Italien brach er bei einem unglücklichen Falle vom Pferde ein Bein, gebrauchte die Schwefelbäder zu Piſa, behielt aber ſeit dieſer Zeit eine ſtets unheilbar gebliebene Lähmung des Fußes. Nach der Wiederkehr nach Deutſchland hielt er ſich in Dresden, Leipzig, Berlin und in Hamburg auf, und lebte von Schriftſtellerei. Ohne eigentliche gelehrte Kenntniſſe, aber bekannt mit mehrern neuern Sprachen, ausgerüſtet mit einem nicht gewöhnlichen Beobachtungsgeiſte und einer ſeltenen Geſchicklichkeit zu fragen und zu ſammeln, mit großer Menſchen- und Weltkenntniß, mit dem Talente, das Wichtige und Charakteriſtiſche nicht nur glücklich aufzufaſſen, ſondern auch in einer lebhaften und gewandten Sprache darzuſtellen, und mit der Gabe, dem Zeitgeſchmacke gemäß den Inhalt und die Einkleidung ſeiner Schriften zu wählen, gewann er ſich in wenig Jahren ein großes Publicum, und erlangte auf daſſelbe in verſchiedenen Perioden ſeines literariſchen Umtriebes einen entſchiedenen Einfluß. Von der Zeit an, da er zuerſt als Schriftſteller auftrat, ſuchte er zugleich ſeine Beleſenheit ſehr zu erweitern, und wußte ſie mit Geſchmack geltend zu machen. Den Grund zu ſeiner ehrenvollen literariſchen Laufbahn legte er durch die vielgeleſene Zeitſchrift: Literatur- und Völkerkunde, die ſich durch Neuheit, Mannichfaltigkeit, meiſtens glückliche Wahl, und leichte, gefällige Behandlung der Gegenſtände, vortheilhaft auszeichnete. Den glänzendſten Erfolg hatte ſein, faſt in alle lebende Sprachen Europas überſetztes Buch: England und Italien. Unverkennbar iſt hier des Verfaſſers Kunſt, auf Effect

zu malen, und ſein Beſtreben, durch geſchickte Anordnung und einen gefälligen Vortrag den Reiz des Neuen zu vermehren, und das oft ſchon Geſagte wieder neu zu ſagen. Wenn er in Hinſicht auf England das Lob übertrieb, ſo übertrieb er in Hinſicht auf Italien den Tadel und erlaubte ſich oft die handgreiflichſten Verdrehungen und Unwahrheiten. Als Fortſetzung dieſes Werks ſchrieb er die Annalen der brittiſchen Geſchichte vom J. 1788 an, Braunſchw., Hamb. und Tübing. 20 Bde. 1789 — 98, 8. Auf eine ausgezeichnete Weiſe zeigte ſich ſein Talent in intereſſanter Darſtellung aller Arten von Gegenſtänden, vereint mit dem Beſtreben, ein ſchönes Ganze zu liefern, in ſeiner, mit ſorgfältiger Benutzung der beſten Quellen geſchriebenen Geſchichte des 7jährigen Kriegs, zuerſt im berliner hiſtoriſchen Taſchenbuch für das J. 1789, dann ſehr erweitert in 2 Bdn. Berlin 1793. In der Geſchichte der Königin Eliſabeth, welche er zu dem hiſtoriſchen Kalender für Damen, Leipzig 1798, kl. 8. lieferte, ſind die Begebenheiten mit ſo unverwandter Rückſicht auf den Endzweck ausgewählt, ſo charakteriſtiſch geſtellt, und in einer ſo gefälligen, prunkloſen Manier erzählt, daß kaum der intereſſanteſte Roman die Aufmerkſamkeit mehr an ſich ziehen und feſſeln kann. Auch ſeine Geſchichte Guſtav Waſas, nebſt einer Schilderung des Zuſtandes von Schweden von den älteſten Zeiten an bis an das Ende des 15ten Jahrh. Tübing. 2 Th. 1801, 8., enthält eine anziehende Darſtellung der Regierungsgeſchichte eines Königs, der in den ſchwediſchen Jahrbüchern Epoche macht, aber etwas Neues von hiſtoriſchen Anſichten oder Beurtheilungen; wie aus des Verfaſſers Ankündigung neugebrauchter Hülfsmittel zu erwarten geweſen wäre, findet man nicht. Die letzten 20 Jahre ſeines Lebens widmete Archenholz meiſt der politiſchen Schriftſtellerei, als Herausgeber der Zeitſchrift Minerva, die mit dem J. 1792 ihren Anfang nahm, unter den mannichfaltigſten Schickſalen auch nach des Herausgebers Tode fortgeſetzt, und nur in einzelnen kriegſchen Epochen, wie 1806 und 1811, eine Zeit lang unterbrochen wurde. Mit vieler Klugheit wußte ſich Archenholz als politiſcher Journaliſt, der jedesmaligen Lage der Begebenheiten gemäß, das Anſehen der Unparteilichkeit zu geben, ohne eben immer folgerecht in ſeinen Urtheilen und Grundſätzen zu ſein. Deſſen ungeachtet iſt ſeine Minerva, die oft in 3000 Exemplaren verkauft ward, ein an Aufklärungen der Zeitgeſchichte, politiſchen Betrachtungen, Mittheilungen ausländiſcher Aufſätze, Auszügen aus größeren Werken und wichtigen Actenſtücken ſehr reichhaltiges Werk. Nach der Rückkehr von Paris (im Herbſt 1792) wählte Archenholz abermals Hamburg zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte. Er kaufte ſich im Holſteiniſchen an, und ſo ſehr auch die Schwächen des Alters und des Körpers ihn in den letzten Jahren niederdrückten, und obgleich manche Vereitelungen und Einbußen ſeine Zufriedenheit ſtörten; ſo blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten des Tages. Noch 1810 machte er eine Reiſe nach Berlin, kam nach einem Aufenthalte von ſechs Monaten auf ſeinem Landſitze Oyendorf unweit Hamburg zurück, und ſtarb daſelbſt 1812, in einem Alter von 71 Jahren, an Entkräftung. B. G.

Archi, ein urſprünglich griechiſches Wort, das mehreren, beſonders kirchlichen, Amtstiteln vorgeſetzt wird; ihm entſpricht die deutſche Vorſylbe „Erz" und es bezeichnet einen höhern Grad der Würde, vor deren Titel es ſteht, z. B. Archidux, Erzherzog, Archiepiſkopus, Erzbiſchof, Archipresbyter, Erzprieſter, Archidiakonus, oberſter Diako-

nus. Archimandriten, Erzäbte oder Generaläbte, heißen diejenigen Äbte in der griechiſchen Kirche, die über mehrere Äbte und Klöſter die Aufſicht führen, weil in der alten griechiſchen Kirche die Äbte Mandrä genannt wurden. In Sicilien nennen ſich einige Äbte ſo, weil ihre Klöſter urſprünglich von griechiſcher Stiftung ſind und der Regel des heiligen Baſilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slavonien und Venedig führen dieſen Titel. E.

Archilochus, ein berühmter griechiſcher Dichter, geboren auf der Inſel Paros, gegen das Jahr 700 v. Chr. Anfangs trug er die Waffen, berichtet aber ſelbſt, daß er in einer Schlacht die Flucht ergriff, und um ſchneller laufen zu können, ſeinen Schild auf dem Schlachtfelde zurückließ. Furchtbarer war er mit der Feder in der Hand. Lykambes, der ihm ſeine Tochter verſprochen, treulos aber ſeine Zuſage gebrochen hatte, erhenkte ſich aus Gram über die Satyre, durch welche der beleidigte Dichter Rache nahm. Mit gleicher Bitterkeit verfolgte er alle diejenigen ſeiner Mitbürger, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Aber theils dadurch, theils durch ſeine zügelloſen Sitten machte er ſich eine Menge Feinde. Gehaßt von allen und verſunken ins äußerſte Elend, ſuchte er auf der Inſel Thaſos, einer von ſeinem Vater gegründeten Colonie, Zuflucht; allein man fürchtete ihn zu ſehr, um ihn aufzunehmen. Er rächte ſich für die Undankbarkeit durch beißende Verſe. Die Lacedemonier wollten ihm nicht ein Nachtlager in ihrer Stadt erlauben. Aber die olympiſchen Spiele öffneten ſeinen Talenten einen glänzernden Schauplatz. Er gewann die Siegeskrone durch einen Hymnus auf den Herkules, und dieſer Triumph verſöhnte ihn mit ſeinem Vaterlande, das ſtolz auf ihn war. Er brachte ſein verderbliches Talent für die Satyre dahin zurück, und ſtarb endlich von den Dolchen derer, die er damit angriff. Sein Andenken wurde in ganz Griechenland verehrt. Man rühmt an ihm die Kraft des Styls, die Lebhaftigkeit der Bilder, eine ſinnvolle Kürze, erhabene Gefühle und eine kräftige Satyre; aber dieſe großen Eigenſchaften wurden durch Verleumdung und durch große Unſittlichkeiten herabgewürdigt. Seine Werke ſind bis auf wenige Bruchſtücke für uns verloren gegangen.

Archimedes, der berühmteſte unter den alten Geometern, war zu Syrakus gegen das J. 287 v. Chr. geboren. Obwohl er mit dem Könige Hiero verwandt war, ſo ſcheint er doch kein öffentliches Amt bekleidet, ſondern ſich ganz auf die Wiſſenſchaften beſchränkt zu haben. Seine Verdienſte um die Mathematik vollkommen zu würdigen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zuſtande der Wiſſenſchaft vor ihm; doch weiß man, daß er ſie mit Entdeckungen von höchſter Wichtigkeit bereichert hat, auf welche die Neuern ihre Meſſungen krummliniger Flächen und Körper gegründet haben. Euklides betrachtet in ſeinen Elementen nur einige dieſer Größen in Beziehung auf einander, aber er vergleicht ſie nicht mit geradlinigen Flächen und Körpern. Archimedes hat die zu dieſem Übergange nöthigen Sätze in ſeinen Abhandlungen von der Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Konoiden, und in ſeiner Schrift von der Meſſung des Cirkels, entwickelt. Zu noch ſchwierigern Betrachtungen hat er ſich erhoben in ſeiner Schrift von den Spiralen, deren Unverſtändlichkeit jedoch ſelbſt von Kennern ſchwer zu beſiegen iſt. Archimedes iſt der einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der Mechanik und über die Hydroſtatik überliefert hat. Er hat zuerſt den Satz gelehrt:

„daß ein in eine Flüſſigkeit getauchter Körper ſo viel an ſeinem Gewicht verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüſſigkeit beträgt;“ und beſtimmte mittelſt deſſelben, wie viel Zuſatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt hatte, betrüglicher Weiſe hinzugefügt habe. Die Auflöſung dieſes Problems fand er, als er eben badete, und ſie verurſachte ihm ſo viel Freude, ſagt man, daß er unbekleidet aus dem Bade nach Hauſe eilte, mit dem Ausruf: „Ich habe es gefunden! ich habe es gefunden!“ Die praktiſche Mechanik ſcheint zu Archimedes Zeiten ebenfalls eine neue Wiſſenſchaft geweſen zu ſein, denn ſeine Äußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punct außer derſelben gäbe, wo er ſtehen könne, zeugt von dem Enthuſiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen ſeiner Maſchinen eingeflößt hatten. Er iſt der erſte Erfinder des Flaſchenzugs. Ferner ſchreibt man ihm die Erfindung der Schraube ohne Ende u. ſ. w. zu. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte Archimedes ſein ganzes Talent, um zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch ſprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maſchinen, die er den Angriffen der Römer entgegenſtellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß er mit Brennſpiegeln die feindliche Flotte in Brand geſteckt habe; eine Sache, die an ſich höchſt unwahrſcheinlich iſt und nur auf ſpätern Nachrichten beruht. In demſelben Augenblicke, wo die Römer, unter Marcellus, durch Überrumpelung ſich der Stadt bemächtigten, ſaß Archimedes, wie die Sage erzählt, in Nachdenken vertieft, auf dem Markte, und hatte allerlei Figuren vor ſich in den Sand gezeichnet. Einem römiſchen Soldaten, der auf ihn eindrang, ſoll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreiſe nicht in Unordnung!“ Allein der rohe Krieger achtete ſo wenig darauf, daß er ihn ſelbſt niederſtieß. Da man die Eroberung von Syrakus in das J. 212 v. Chr. Geb. ſetzt, ſo war Archimedes 75 Jahre alt, als er das Leben verlor. Die Sieger ehrten das Andenken des großen Mannes. Auf ſein Grabmal ſetzte man einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch ſeine Auffindung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes, worauf er beſondern Werth legte, zu verewigen. Man glaubte bereits, daß dieſes Denkmal nicht mehr vorhanden ſei, als Cicero, der ſich als Quäſtor in Sicilien befand, es unter Gebüſch, wodurch es verdeckt war, wieder auffand.

Archipelagus, der allgemeine Name, womit große Gruppen von Inſeln belegt werden. Die bekannteſte iſt die vorzugsweiſe ſo benannte Inſelgruppe des ägäiſchen Meers, zwiſchen den Küſten des alten Griechenlands und Kleinaſiens. Ihrer Lage nach wurden die dazu gehörigen Inſeln in die europäiſchen und aſiatiſchen getheilt, und die erſtern, welche gleichſam in einem Kreiſe beiſammen liegen, ſind aus dieſer Urſache von den Griechen die cykladiſchen, ſo wie die andern, weiter aus einander liegenden, die ſporadiſchen Inſeln genannt worden. Beide Benennungen werden von den Geographen noch jetzt gebraucht. Alle dieſe Inſeln zuſammen genommen, bilden den Sandſchak (die Statthalterſchaft) des Kapudan Paſcha, wozu jedoch Candia mit den umliegenden kleinen Inſeln nicht mit gehört.

Architektonik, Architektur, ſ. **Baukunſt**.

Architrav, ſ. **Säule**.

Archonten hießen die höchſten obrigkeitlichen Perſonen in Athen; ſ. **Attika**.

Archytas war ein Sohn des Mneſagoras oder Heſtiäus, er legte ſich zu Metapont auf die Pythagoräiſche Philoſophie und erlangte den Ruhm, ein großer Mathematiker zu ſein. In der 96ſten Olympiade wurde Plato mit ihm bekannt, und er kann damals nicht alt geweſen ſein, weil er noch am Leben war, als Plato nach Sicilien reiſte. Archytas ſoll Automate verfertigt haben und in einem Schiffbruche umgekommen ſein.

Arçon (J. C. E. von), berühmter franzöſiſcher Ingenieuroffi-cier, Erfinder der ſchwimmenden Batterien, mit denen Gibraltar be-zwungen werden ſollte, wurde 1732 zu Pontalier geboren. Sein Va-ter, ein gelehrter Advocat, hatte ihn für den geiſtlichen Stand be-ſtimmt, gab aber endlich der herrſchenden Neigung des Sohns für die Kriegswiſſenſchaft nach. Er ward in die Militärſchule zu Mezieres 1754 aufgenommen, und das folgende Jahr Mitglied des Geniecorps. Im ſiebenjährigen Kriege zeichnete er ſich vortheilhaft aus, vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Caſſel. 1774 bekam er den Auftrag, eine Charte von dem Jura und den Vogeſen aufzunehmen, und um dieſes Geſchäft zu beſchleunigen, erfand er eine neue trockne Tuſch-manier, mit einem einzigen Pinſel, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. Er hatte eine unerſchöpfliche Einbildungskraft und unermüdete Thätigkeit. Er ſchrieb mehreres, und in allen ſeinen Schriften, die trotz der fehlerhaften Schreibart ſich angenehm leſen laſſen, erkennt man Reichthum an Ideen und Züge von einem glän-zenden Genie. 1780 erfand er die ſchwimmenden Batterien, um mit Hülfe derſelben Gibraltar zu erobern, das man damals von der Land-ſeite für unangreifbar hielt. Zwar ward der Werth dieſer Erfindung nicht erkannt, weil der Erfolg den Erwartungen nicht entſprach; daran aber war beſonders die Eiferſucht und der Mangel an Einigkeit unter den franzöſiſchen und ſpaniſchen Officieren Schuld; denn Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar, läßt ihm volle Gerechtigkeit wider-fahren. Bei dem Einfalle in Holland unter Dumouriez nahm er meh-rere Plätze, unter andern Breda. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück, und ſchrieb hier ſein letztes, aber vorzüglichſtes Werk, das gleichſam das Ergebniß aller übrigen iſt, unter dem Titel: Considérations militaires et politiques sur les fortifications. Der erſte Conſul brachte ihn 1799 in den Senat, und er ſtarb am 1ſten Jul. 1800.

Are iſt ein Flächenmaß in dem jetzigen Frankreich, das die ehe-malige Quadratruthe erſetzt, und ungefähr zwei Quadratruthen ent-hält. Der 10te Theil einer Are heißt Deciare und der hundertſte Cen-tiare. Decare iſt ein Maß von zehn Aren.

Äre, der Zeitpunct, von welchem eine Zeitrechnung angefangen wird. Die Äre der Römer war die Erbauung der Stadt Rom, d. h. ſie fingen von dieſer Zeit an zu zählen; unſere Äre iſt die Geburt Chriſti. Dichter und Redner brauchen das Wort auch für Zeitalter und Geſchichtsepoche.

Arelat, Arelatiſches Reich, hieß von ſeiner Hauptſtadt Arles das Herzogthum Burgund mit Provence, das im 9ten Jahrh. auf kurze Zeit den Titel eines Königreichs führte (ſ. **Burgund**)

Arēna, ſ. **Amphitheater**.

Areōpagus, der älteſte unter den athenienſiſchen Gerichtshöfen, und zugleich wegen ſeines Anſehens, ſeiner Unbeſcholtenheit und Ge-rechtigkeitsliebe der berühmteſte. Er hatte den Namen von ſeinem Verſammlungsorte, dem unweit der Feſtung gelegenen Hügel des Mars. Die Stiftung dieſes Gerichts wird von einigen dem Cekrops,

von andern dem Solon zugeſchrieben, doch ſcheint er von letzterm nur eine beſſere Einrichtung, mehr Anſehen und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er beſtand, läßt ſich nicht angeben. Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangenen Archonten beſetzt, die ſich durch redliche und eifrige Amtsführung deſſen würdig gemacht hatten. Es ward zu dem Ende eine beſondere Prüfung vorgenommen. Ariſtides nannte den Areopag das heiligſte und ehrwürdigſte Gericht Griechenlands, und Demoſthenes verſichert, daß er nie ein Urtheil geſprochen, womit nicht beide Theile zufrieden geweſen. Die Verbrechen, welche vor dies Gericht gehörten, waren: vorſetzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenloſigkeit und Neuerungen im Staat und in der Religion; zugleich war ihm die Sorge für die Verwaiſeten aufgetragen. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten ſeinem Ausſpruche. Seine Verſammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen geſammelt. Bis auf Perikles behielt dieſer Gerichtshof ſeine ganze Reinigkeit, durch dieſen aber, der auch, ohne Archont geweſen zu ſein, ſich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde er zuerſt verletzt; doch behielt er noch lange ſein Anſehen, das erſt nach und nach mit dem Verfalle Athens ſank.

Ares, ſ. Mars.

Arethuſa, 1) eine von den Hesperiden (ſ. d.); 2) eine Tochter des Nereus und der Doris, erſt eine Nymphe der Artemis, dann eine berühmte Quelle der Inſel Ortygia, die den vierten Theil der Stadt Syrakus enthielt. Von ihrer Verwandlung in eine Quelle ſ. Alpheus. Da Theokrit an ihren Ufern ſeine Idyllen dichtete, iſt ſie oft zur Muſe des Hirtengeſanges gemacht worden.

Aretin (Adam, Freiherr von), einer der ausgezeichnetſten baieriſchen Staatsdiener, ward den 24ſten Auguſt 1769 zu Ingolſtadt an der Donau geboren, widmete ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, und trat nach vollendeten Studien in Staatsdienſte, wo er unter Montgelas bis zum Vorſtande der diplomatiſchen Section ſich emporarbeitete. Er nahm an vielen der wichtigſten Arbeiten Antheil, und ward, als im Februar 1817 der Graf Rechberg das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, an deſſen Stelle nach Frankfurt geſchickt, wo er ſich ſowohl durch Mäßigung, als auch durch die energiſche Vertheidigung der baieriſchen Verfaſſungsurkunde die allgemeine Achtung erwarb. 1819 wurde er mit dem Großkreuz des Verdienſtordens beſchenkt. Als Schriftſteller hat er ſich nie bekannt gemacht, was er drucken ließ, erſchien nicht unter ſeinem Namen und bezieht ſich meiſtentheils auf ſeine Kunſtliebhaberei, da er eine der größten Kupferſtichſammlungen und eine bedeutende Anzahl von Gemälden beſitzt. — Ein Bruder des vorigen, Chriſtoph von Aretin, geb. zu Ingolſtadt, den 2ten Dec. 1772, ſtudierte zu Heidelberg unter der Leitung des damaligen Profeſſors, jetzigen Staatsraths, von Zentner, ſo wie nachher auch zu Göttingen und Paris und war ſeiner Zeit auch mit in die Illuminatengeſchichten verflochten. Er trat früh in Staatsdienſte, und ward bei der beim Regierungsantritte des jetzigen Königs vorgenommenen Organiſation 1799 Landesdirectionsrath. Schon damals 1799 und 1800 drang er auf Abſchaffung der Feudalſtände und auf Zuſammenberufung des Landtags. Bei dem Streite der baieriſchen Landſtände mit der Regierung 1800 und 1801 war er als Schriftſteller ſehr thätig, ward 1803 nach Aufhebung der Klöſter als Re-

gierungscommiſſär zur Durchſuchung der Kloſterbibliotheken abgeſchickt, gelangte 1804 zur Stelle des Vicepräſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften, wurde 1806 Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München, 1807 Secretär der erſten Claſſe der Akademie der Wiſſenſchaften, und 1809 Ritter des Civilverdienſtordens. Er war jetzt als Schriftſteller unermüdet thätig, gab mit Babo und ſpäter mit Scherer von 1804 bis 6 ein Tageblatt, Aurora, heraus, und ſpäter, als Fortſetzung des bekannten leipziger allgemeinen literariſchen Anzeigers, den neuen literariſchen Anzeiger. Er machte noch viele andere Werke bekannt, unter denen wir nur folgende bemerken: Ausſprüche der Minnegerichte, 1803; Geſchichte der Juden in Baiern, 1803; Älteſte Sagen über die Geburt Carls des Großen, 1803; Beiträge zur Geſchichte der Wünſchelruthe, 1807; die früheſten univerſalhiſtoriſchen Folgen der Buchdruckerkunſt, 1809; Beiträge zur Geſchichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der münchner Bibliothek, 7 Bände oder 42 Hefte; Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, 1810; Literatur der Geſchichte Baierns, 1810; Nachrichten zur baieriſchen Geſchichte aus noch unbenutzten, meiſtens ausländiſchen Quellen, 1811; Jahrbücher der Gerechtigkeitspflege in Baiern, 1813 und 1818; Geſchichte des XIII. Art. der deutſchen Bundesacte; Geſpräche über die baieriſche Verfaſſungsurkunde, 1718; Baierſcher Verfaſſungscatechismus, 1819; Literariſche Monatsſchrift für baierſche Staats- und Geſchäftsmänner, 1818 und 1819; Baieriſche Landtagszeitung, 20 Hefte (anfangs als Hofzeitung verſchrien, bis ihre Richtung gegen die Miniſter nicht mehr zu verkennen war). Seine 1809 erſchienene Schrift: Die Plane Napoleons und ſeiner Gegner in Deutſchland, worin er die durch Ausländer bewirkten Veränderungen Baierns auf eine dieſen nachtheilige Weiſe beleuchten wollte, erregte einen langen und heftigen Streit zwiſchen den Gelehrten Münchens, der mit vieler Erbitterung geführt ward und nach deſſen Beendigung Aretin auf höchſte Veranlaſſung ſeine bisherigen Ämter niederlegte und 1811 als erſter Appellationsgerichtsdirector nach Neuburg ging; 1813 ward er Vicepräſident. Seine Flugſchrift: Sachſen und Preußen (zu Gunſten Sachſens), machte außerordentliches Aufſehen und zog ihm vielen Verdruß zu. 1819 wurde er in die Deputirtencammer beim baieriſchen Landtag erwählt und er war in derſelben eins der wirkſamſten Mitglieder, obgleich man ihn anfangs verkannte, weil er ſich dem Herrn von Hornthal, der durch Ultraoppoſition der guten Sache ſchadete, entgegenſetzte. In demſelben Jahr wurde er zum Mitglied der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde erwählt und ihm die Bearbeitung der Hohenſtaufiſchen Periode übertragen.

Aretino (Pietro), einer der berühmteſten italieniſchen Schriftſteller des 16ten Jahrh., der jedoch den größten Theil ſeines Ruhms der Ausgelaſſenheit ſeiner Feder verdankt. Seine Schickſale entſprachen der Sonderbarkeit ſeines Charakters. Als natürlicher Sohn eines Edelmanns, deſſen Namen er nicht einmal führen durfte (denn der Name Aretino zeigt nur ſeinen Geburtsort an), gelangte er zur Gunſt der Fürſten und Könige. Man nannte ihn die Geißel derſelben, aber er trieb die Schmeichelei bei ihnen bis zur Verworfenheit; er ſelbſt hatte übermäßige Bewunderer und Schmeichler, trotz der Bosheit und Heftigkeit ſeiner Satyren; eben ſo ſehr von Prahlerei und Stolz, wie von Galle erfüllt, ertrug er Begegnungen, die man ſich nur gegen Verworfene erlauben darf; einer Seits ein ſo zügelloſer Schriftſteller, daß man mit ſeinem Namen die Schamloſigkeit und Schlüpfrigkeit be-

zeichnete, ſchrieb er auch viele Werke der Andacht und Erbauung, und gab letztern den Vorzug, wenn es ſein Vortheil erforderte. Sein Ruhm erwarb ihm den Beinamen des Göttlichen; und er war anſpruchsvoll genug, ihn ſelbſt, wie einen Titel, ſeinen übrigen Namen beizufügen. Geboren zu Arezzo in Toscana 1492, zeigte er früh ſeine glänzenden Anlagen, aber auch welchen Gebrauch er einſt davon machen werde. Wegen eines Sonetts gegen den Ablaß ward er aus Arezzo verjagt. Er ging nach Perugia und von da nach Rom, wo er bald in die Dienſte Leos X. und ſpäter Hadrians VI. trat. Sechzehn ſchändliche Sonette, die er auf eben ſo viel Bilder von Giulio Romano verfertigte, zwangen ihn, Rom zu verlaſſen. Johann von Medicis, den ſeine Sittenloſigkeit wenig abſchreckte, berief ihn zu ſich und nahm ihn mit ſich nach Mailand, wo Aretino Gelegenheit fand, ſich Franz I. gefällig zu machen. Nachdem er abermals Rom beſucht, kehrte er zu ſeinem Beſchützer, Johann von Medicis, zurück, der ihn immer mehr lieb gewann, und verwundet in ſeinen Armen ſtarb. Aretino ließ ſich 1528 zu Venedig nieder, und erwarb ſich mächtige Freunde, unter denen der Biſchof von Vicenza ihn ſowohl mit dem Papſt ausſöhnte, als auch bei Carl V. ſo günſtig empfahl, daß dieſer ihm eine goldene Kette überſchickte. Franz I., der nicht minder großmüthig ſein wollte, ſchenkte ihm eine ähnliche Kette. Als aber ſpäter Carl ihm einen Gnadengehalt von 200 Thalern ausſetzte, hinter welchem Franz zurückblieb, empfing jener allein alle Lobſprüche, die er bis dahin unter beide getheilt hatte. Auch der Herzog von Leve ſetzte ihm einen anſehnlichen Gehalt aus. Außerdem gewann er, nach ſeiner eigenen Angabe, durch ſeine Schriften jährlich tauſend Goldthaler nebſt einem Rieß Papier und einer Flaſche Tinte. Der berühmte Nicolo Franco, ein eben ſo zügelloſer, aber ungleich gelehrterer Schriftſteller ward ſein Gehülfe bei ſeinen Arbeiten. Aretinos Ruf verbreitete ſich; aus allen Gegenden Italiens ſchrieb man an ihn, erhob ihn und ſuchte ihn auf. Durch ſeine Erbauungsſchriften ſöhnte er ſich mit dem römiſchen Hofe aus, und Julius III., der ebenfalls aus Arezzo war, ward durch ein Sonett, das ſein Landsmann an ihn richtete, ſo gerührt, daß er ihm tauſend Goldkronen ſchickte, und ihn zum St. Petersritter machte. Drei Jahre nachher ward er von dem Herzoge von Urbino dem Papſt ſelbſt vorgeſtellt, der ihn nicht nur ehrenvoll, ſondern ſelbſt mit Zärtlichkeit aufnahm. Doch konnte er den Cardinalshut, wornach er ſo eifrig ſtrebte, nicht erlangen. Die Art ſeines Todes entſprach ſeinem Leben. Er hatte Schweſtern zu Venedig, die eben ſo zügellos lebten, als er ſelbſt. Einſt erzählte man ihm einige ihrer galanten Abenteuer, die er ſo beluſtigend fand, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Darüber verlor er mit dem Stuhle das Gleichgewicht, fiel zu Boden und ſtarb auf der Stelle. Er war 65 Jahre alt. Die Natur hatte ihn ſehr glücklich ausgeſtattet. Der Geſchmack für die Künſte war ihm angeboren, und er übte mehrere mit Glück. Mehr als alles aber liebte er das Geld, einen guten Tiſch und die Weiber. — Seine Werke beſtehen, wie ſchon angedeutet worden, in mehreren Religionsſchriften, ferner in fünf Luſtſpielen und einem Trauerſpiele, jene voll Witz und ächt komiſcher Züge, dieſes nicht ohne Verdienſt; in den ausgelaſſenen Ragionamenti nebſt der Puttana errante, in den ſechzehn ruchloſen Sonetti lussuriosi, ferner in Rime, Stanze, Capitoli, zum Theil Lobpreiſungen, zum Theil ſatyriſch und ſchlüpfrig, und in einigen unvollendeten Epopöien. — Die Akademiker della Crusca zählen Aretino unter die claſſiſchen Schriftſteller

ihrer Nation; er verdient jedoch dieſe Ehre weniger wegen der Reinheit, als wegen Kühnheit, Gewandtheit, und Eigenthümlichkeit ſeines Styls.

Argandſche Lampe, von ihrem Erfinder, Argand, in Genf (1784) ſo genannt. Ihr Eigenthümliches beſteht nach einigen ſpätern Vervollkommnungen in folgendem: Es wird ein Stückchen baumwollenen Zeugs, ungefähr anderthalb Zoll lang und einen Zoll breit, der Länge nach ſo zuſammengenäht, daß daraus ein kleiner Cylinder entſteht. Dieſer Docht wird an dem einen Ende über einen meſſingenen Ring, der ungefähr einen halben Zoll hoch iſt, geſtülpt, damit er aufrecht ſteht, und in eine meſſingene Röhre von angemeſſener Länge und Breite dergeſtalt eingeſetzt, daß er mit ſeinem Ringe einen hinlänglichen Spielraum behält. Dieſer wird mit Baumöl angefüllt, das durch ein Nebenwerk nach und nach in die Röhre hinüberfließt. Die Röhre ſteht in einer etwas weitern meſſingenen Röhre, welche oben und unten offen iſt, damit die Luft von unten hinauf durchziehen könne; über die Röhre iſt ein gläſerner, ebenfalls oben und unten offener Cylinder geſtürzt. Durch dieſe Einrichtung bekommt die Luft von unten herauf einen ſtarken Zug, und ertheilt dem Lichte eine ſehr lebhafte Flamme, deren Schein durch das cylindriſche Glas noch vermehrt wird. Zugleich aber wird auch weit mehr Öl verzehrt, als bei einer andern Lampe, und das Auge ſcheint dabei an ein zu ſtarkes, auf jeden Fall ſchädliches Licht gewöhnt zu werden, weshalb man denn auch durch Erfindung von mancherlei Lichtſchirmen der unmittelbaren Wirkung der lebhaften Flamme auf das Geſicht vorzubeugen geſucht hat. Man nennt in Frankreich die Argandſchen Lampen Lampes à la Quinquet, oder kurzweg Quinquets, nach einem Blechſchmied, Namens Quinquet, in Paris, mit welchem Argand zur Verfertigung der von ihm erfundenen Lampen ſich vereinigt hatte. Huile à Quinquet nennt man das Öl zu den Argandſchen Lampen, welches nach engliſcher Art durch Holzkohlen geläutert wird.

Argens (J. B. Marquis d'), geboren 1704 zu Aix. Sein Vater beſtimmte ihn der juriſtiſchen Laufbahn, aber der Militärſtand entſprach ſeiner Neigung mehr, und er trat in denſelben mit ſeinem 15ten Jahre. Seine Liebſchaft mit der ſchönen Sylvie bewog ihn, den Dienſt und Frankreich zu verlaſſen, um ſich in Spanien mit dieſer Schauſpielerin zu verbinden. Aber noch vor Ausführung dieſes Plans verhaftet, ward er nach der Provence zurückgebracht und bald darauf mit dem franzöſiſchen Geſandten nach Conſtantinopel geſchickt. Sein Aufenthalt in der Türkei war durch Abenteuer bezeichnet. Nach ſeiner Rückkehr trat er wieder in die Armee. 1734 ward er bei der Belagerung von Kehl verwundet; in der Folge befand er ſich mit vor Philippsburg. Hier machte ein Sturz mit dem Pferde ihn zum fernern Dienſte unfähig. Enterbt von ſeinem Vater ward er Schriftſteller, und ging nach Holland, um mit deſto mehr Freiheit ſchreiben zu können. Hier gab er ſeine Lettres juives, Lettres chinoises und Lettres cabalistiques heraus. Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, wünſchte den Verfaſſer kennen zu lernen und an ſeine Perſon zu knüpfen. D'Argens antwortete, daß er mit fünf Fuß und ſieben Zoll bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr ſei. Nach dem Tode dieſes Königs lud ihn Friedrich aufs neue ein. D'Argens erſchien in Potsdam, ward wohl aufgenommen, und erhielt den Kammerherrnſchlüſſel und die Stelle eines Directors der ſchönen Wiſſenſchaften bei der Akademie. Er ward der tägliche Geſellſchafter des Königs, der ihn ſeines offenen Charakters wegen liebte,

aber auch ſeine hypochondriſchen Launen zum Gegenſtande ſeiner Neckereien machte. Faſt ein Sechziger, verliebte er ſich in eine Schauſpielerin, Namens Cochois, und heirathete ſie ohne Vorwiſſen Friedrichs, der ihm dieſen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem ſiebenjährigen Kriege zum zweitenmale ſeit ſeinem Aufenthalte in Preußen nach Frankreich reiſte, um ſeine Familie zu beſuchen, fand er unterwegs eine erdichtete Verordnung des Biſchofs von Aix verbreitet, worin er perſönlich bezeichnet, und als ein Gotteslaͤſterer in den Bann gethan war. Dieſe Schrift beunruhigte ihn anfangs ſehr, bis er an der Unterſchrift, in welcher Friedrich ſtatt Erzbiſchof aus Verſehen Biſchof geſetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach ſeiner Rückkehr mußte er mehr als je von der ſatyriſchen Laune des Königs erdulden. Er erhielt nach einiger Bemühung auf ſechs Monate Erlaubniß zu einer dritten Reiſe in die Provence, ward aber auf dem Rückwege krank, als der König, in der Meinung, ſeine Krankheit ſei erdichtet geweſen, deshalb ungnädig war, kehrte er in die Provence zurück, wo er 1771 ſtarb. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften, die Früchte einer kühnen Philoſophie, hatten einſt ein gewiſſes Anſehen, werden aber jetzt, obgleich auf mannichfache Weiſe lehrreich, nicht mehr geachtet, weil es ihnen an Gediegenheit, Geſchmack, Kritik und redlicher Abſicht fehlt.

Argent haché (franz.), wörtlich zerhacktes Silber. Man verſteht aber darunter unedles Metall, das nur mit Silber überzogen iſt.

Argo, ſ. Argonauten.

Argolis, Argolia, Argos, die weſtliche Landſchaft des Peloponnes, die gegen Norden an Achaja, gegen Nordoſt an den saroniſchen Meerbuſen, gegen Weſten an Arkadien, gegen Süden an Lakonien, und gegen Südweſt an den argoliſchen Meerbuſen grenzte und nach welcher die Griechen insgeſammt bei den ältern Schriftſtellern häufig Argiver, auch Argolier genannt werden. Das Land iſt trefflich; Hügel und Berge wechſeln mit fruchtbaren Ebenen und Thälern. Argolis ward früh angebaut; Inachus und Danaus ließen ſich hier nieder; Adraſt, Euryſtheus, Diomedes, Agamemnon hatten hier ihre Staaten; Perseus und Herkules wurden hier geboren. Schon von den älteſten Zeiten her zerfiel es in die kleinen Reiche Argos, Mycenä, Tirynth, Trözene, Hermione und Epidaurus, welche in der Folge Freiſtaaten bildeten.

Argonauten hießen jene Heroen des griechiſchen Alterthums, welche, um das goldene Vließ zu erobern, eine große und gefahrvolle Reiſe durch damals unbekannte Meere nach Kolchis machten. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Aſon, König von Jolkos in Theſſalien, hatte, von Alter entkräftet, die königliche Würde ſeinem Sohne Jaſon übergeben, bis derſelbe aber volljährig geworden, ſeinen Halbbruder Pelias zum Reichsverweſer ernannt. Als nun die beſtimmte Zeit verfloſſen war, erſchien Jaſon, das väterliche Reich zurückfordernd. Pelias, dem Anſcheine nach bereit, ihm den Thron einzuräumen, machte ihm nur die Bedingung, zuvor das goldene Fell jenes Widders, auf welchem Phryxus und Helle (ſ. Athamas und Helle) den Verfolgungen ihrer Stiefmutter Ino entflohen waren, von Kolchis zurückzuholen, wo es Phryxus, den Widder opfernd, in einem geweihten Haine aufgehangen hatte. Der ruhmbegierige Jüngling, die Argliſt des Vorſchlages nicht ahnend, verpflichtete ſich zur Ausführung des

Abenteuers, und forderte die tapferſten Helden Griechenlands zur Theilnahme auf. Dieſe folgten gern einem Unternehmen, wo Heldenruhm zu erkämpfen war. Die vornehmſten derſelben waren Herkules, Kaſtor und Pollux, Peleus, Admet, Neleus, Meleager, Orpheus, Telamon, Theſeus und ſein Freund Pirithous, Hylas und viele andere. Auf einem am Fuße des Berges Pelion in Theſſalien erbauten Schiffe, mit Namen Argo, das an Ausrüſtung und Größe alle frühern übertraf, traten ſie, vom Vorgebirge Magneſia ab, mit günſtigem Winde die Reiſe an. Der ſchifffahrtkundige Tiphys lenkte das Steuerruder und der weitſchauende Lynceus ſpähte mit ſcharfen Blicken die Gegend aus; Orpheus aber erhob der Gefährten Muth durch Spiel und Geſang in drohenden Gefahren. Als einſt ein Ungewitter ausgebrochen war, that er, der Myſterien kundig, nebſt andern Gefährten, den ſamothraziſchen Gottheiten Gelübde; da legte ſich alsbald der Sturm, und um den Beiſtand der Götter durch ein Wunder zu beglaubigen, erſchienen zwei Sterne über den Häuptern der Dioskuren (ſ. Kaſtor). Sie erreichten glücklich den Hafen von Lemnos, wo ſie zwei Jahre verweilten; denn die Lemnierinnen, auf der erzürnten Venus Antrieb, von ihren Männern verſchmäht und durch thraziſche Beiſchläferinnen verdrängt, hatten ſich durch die Ermordung der Männer gerächt und hielten die willkommenen Fremdlinge bei ſich zurück. Endlich ſchifften ſie weiter nach Samothrazien, wo ſie, ihrem Gelübde gemäß, ſich in die dortigen Geheimniſſe einweihen ließen. Dann landeten ſie bei Troas. Hier verirrte ſich Hylas, und als Herkules, der ihn aufſuchte, zu lange ausblieb, fuhr man ohne beide weiter; auch Telamon trennte ſich hier. Darauf gelangten ſie zur Stadt Zyzikus, wo der König ſie gaſtfrei aufnahm. Als aber ein Sturm ſie in der Nacht zur Rückkehr nöthigte, wurden ſie für Feinde gehalten; es entſtand ein Gefecht, in welchem Jaſon den König ſelbſt tödtete. Rhea, die Schutzgöttin des Landes, feſſelte dafür durch Zauberkraft die Argo. Man verſöhnte die Zürnende, ſchiffte ſodann öſtlich und landete in Bebryzien. Von da kamen die Argonauten, durch einen Sturm an Thraziens Küſten verſchlagen, nach Salmydeſſa, wo der wahrſagende und blinde Phineus herrſchte (ſ. d.), der den Fremdlingen heilſame Rathſchläge und einen Wegweiſer gab, um ſie durch die cyanäiſchen Felſen zu bringen, die, von den Winden geſchnellt, ungeſtüm in begegnendem Schwunge an einander prallten und die durchſegelnden Schiffe zerſchmetterten. Bei den Felſen angelangt, ließen ſie nach Phineus Rath eine Taube hindurchfliegen, welcher ſie mit Macht nachruderten; Orpheus aber ſchlug ſeine Zither. Die Felſen ſtanden fortan feſt und die Gefahr war glücklich beſiegt. Das letzte Abenteuer wartete ihrer auf der Inſel Aretias (oder Dia), wo ſie ankerten. Hier fanden ſie die Stymphaliden, Vögel, die ihre Federn wie Pfeile abſchoſſen, und gegen welche die Helden nur durch ſtarkes Waffengetöſe ſich ſchützen konnten. Nachdem ſie dieſe Ungethüme vertrieben, trafen ſie auf Phryxus Söhne, die von Aetes nach Orchomenus geſendet, ihr väterliches Erbe zu holen, vom Sturme hierher verſchlagen worden, und erlöſten die Bedrängten, wofür dieſe dankbar den Helden manche heilſame Kunde gaben. Endlich erſchien ihnen das erſehnte Ufer von Kolchis; ſie landeten bei Nacht an der Mündung des Phaſis. Der König Aetes, von der Ankunft und Abſicht der Fremdlinge zuvor unterrichtet, aber ihre Macht fürchtend, verweigerte nicht geradezu die Auslieferung des goldenen Vließes, an welchem ſein Leben hing, aber er trug dem Jaſon drei Abenteuer auf, durch die er ihn ſicher zu ver-

derben hoffte. Erſtlich ſollte Jaſon zwei flammenſpeiende Stiere Vulcans an eine diamantene Pflugſchar ſpannen und vier Morgen nach nie geackerten, dem Mars geweihten Landes damit umpflügen. Dann ſollte er die noch übrigen Drachenzähne des Kadmus, die Äetes beſaß, in die gepflügten Furchen ſäen, und die daraus erwachſenen geharniſchten Helden tödten; endlich ſollte er den das goldene Vließ bewachenden Drachen bekämpfen und erlegen. Alle drei Arbeiten ſollte er an einem Tage vollenden. Den Helden zu retten, flößten Juno und Minerva der in Zauberkünſten erfahrenen Tochter des Äetes, Medea, glühende Liebe für Jaſon ein, und gegen das Verſprechen, ſie als rechtmäßige Gemahlin in ſeine Heimat zu führen, gab ſie ihm eine Miſchung, womit er ſich ſalben, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sproſſen der geſäeten Drachenzähne werfen, und Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einſchläfern ſollte. So ausgerüſtet, zwang Jaſon vor den Augen des Königs und des verſammelten Volks die furchtbaren Stiere unter das Joch und ackerte mit ihnen das bezeichnete Feld, ſäete darauf die Zähne des Drachen, und warf unter die aufſproſſende gewappnete Schar den Stein, worauf ſie die Waffen wüthend gegen ſich ſelbſt kehrten und einander im wilden Kampfe ermordeten. Da erſchrak Äetes und befahl Aufſchub des letzten Abenteuers. Andern Rath erſinnend, beſchloß er, Jaſon mit ſeinen Gefährten zu morden und die geweihte Argo zu verbrennen. Doch durch Medea von des Königs Abſicht unterrichtet, eilte jener bei Nacht in den geheiligten Hain, nahm, nachdem er den Drachen durch Zaubertränke eingeſchläfert hatte, das goldene Vließ von der Eiche, auf der es hing, und begab ſich mit Medea und ſeinen Gefährten eilig zu Schiffe. Als am folgenden Morgen Äetes den Raub und die Flucht vernahm, beſtieg er ein Schiff, ihnen zu folgen. Am Ausfluß der Donau waren ſie einander im Geſicht. Aber auch hier wandte Medea die drohende Gefahr ab, indem ſie ihren Bruder Abſyrtus tödtete, und ſeine zerſtückten Glieder am Ufer hinſtreute, der jammervolle Anblick derſelben feſſelte den unglücklichen Vater, der von der Verfolgung abließ, um die blutigen Glieder des geliebten Sohnes zu ſammeln. Da Phineus den Argonauten einen andern Rückweg zu nehmen gerathen hatte, ſchifften ſie jetzt die Donau hinauf, trugen die leicht gebaute Argo viele Meilen weit über Berg und Thal bis zum Ufer des adriatiſchen Meeres, und ſchifften ſich hier wieder ein. Da ertönte aus dem dodoniſchen Maſte der Argo der Orakelſpruch: Nicht eher werdet ihr die Erde des Vaterlandes küſſen, bis Jaſon und Medea von Abſyrtus Morde losgeſprochen und die Rachegöttinnen verſöhnt worden. — Sie lenkten darauf die Fahrt nach dem Hafen von Äea zur Circe, des Äetes Schweſter, aber dieſe weigerte ſich, die Schuld zu ſühnen und verwies ſie deshalb nach dem Vorgebirge Melea. Dieſes aufſuchend, beſtanden ſie die Gefahren der gräßlichen Scylla und Charybdis, und der lockenden Sirenen, und einen furchtbaren Sturm unweit der libyſchen Sandbänke. Dann kamen ſie nach Kreta, wo ſich der Rieſe Talos, der die Inſel bewachte, ihrer Landung widerſetzte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zur Ferſe und war unten mit einem ehernen Nagel zugeſteckt. Medea betäubte ihn durch einen Trank, und öffnete die Ader, daß er ſich verblutete. Endlich erreichten ſie Meleas heißerſehntes Vorgebirge; ihr Verbrechen ward geſühnt, und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkos ein. Sie wurde von Jaſon auf dem korinthiſchen Iſthmus dem Neptun geweiht, und in

der Folge glänzte ſie am Südhimmel als leuchtendes Geſtirn. So war rühmlich und glücklich der Zug vollendet. Bevor ſich aber die Helden trennten, ſchwuren ſie einander wechſelſeitigen Beiſtand im Kriege und beſchloſſen, zu gewiſſen Zeiten dem Jupiter zu Ehren gemeinſchaftliche Kampfſpiele zu feiern, welche der Anfang der olympiſchen Spiele wurden. Medeas und Jaſons weitere Schickſale ſehe man unter den beſondern Artikeln. Wir bemerken nur, daß in der Erzählung von der Rückreiſe der Argonauten die Alten ſehr von einander abweichen; eine nähere Auseinanderſetzung erlaubt uns jedoch weder der Zweck, noch der Raum des Werks. Dieſe abenteuerliche Unternehmung, die man in die Mitte des 13ten Jahrh. vor Chr. ſetzt, wählten mehrere Dichter des Alterthums zu ihrem Gegenſtande. Noch haben wir unter Orpheus Namen ein Gedicht dieſes Inhalts, ein anderes, von Apollonius aus Rhodus, und eins von Valerius Flaccus.

Argos, ſ. Argolis.

Argus, des Areſtor, oder Agenor, oder Inachus und der Jsmene Sohn, der mit hundert Augen, nach andern am ganzen Körper mit Augen begabt war, von denen die eine Hälfte ſtets wachte, während die andere im Schlafe geſchloſſen war. Die eiferſüchtige Juno beſtellte ihn zum Wächter der unglücklichen Jo (ſ. d.); allein Mercur wußte ihn durch das Spiel ſeiner Flöte einzuſchläfern, worauf er ihm den Kopf abhieb, mit deſſen Augen Juno nachher den Schweif des Pfauen ſchmückte.

Aria, eine Landſchaft des alten Perſiens, jetzt Choraſa oder das Land der Sonne. Es grenzte nordöſtlich und öſtlich an den Oxus und an Bulkh, Kabul und Seiſtan, weſtlich an Irack, Aſterabad und Daheſtan. Der zu Kabul gehörige Theil mit der Hauptſtadt Herat lebt unter den Geſetzen der Afghanen. Der perſiſche Antheil hat Meſched zur Hauptſtadt. Das ganze Land iſt gebirgig, im Norden aber die Luft überall geſund, natürlich aber im Gebirge kälter. Die Naturproducte ſind Wein, Früchte, Korn, Reiß, Seide, Indigo, Galläpfel, Cochenille, Pferde, Gold, Silber, Eiſen, geſchätzte Steine u. ſ. w. Die Gewerbsproducte ſind Zeuge von Seide oder Baumwolle, Teppiche, Stahlklingen u. ſ. w. Die Ebene iſt voll Ruinen von Städten und Bergen, die in den inländiſchen Kriegen zerſtört wurden. Der Oxus und der Jaxartes machen in der Breite von einigen Meilen an jedem Ufer die Ebene äußerſt fruchtbar. Zwänge eine größere Bevölkerung die Einwohner zu künſtlichen Wäſſerungen der Ebenen; ſo würde das Land auch außer den Ufern der Haupt- und Nebenflüſſe ſehr fruchtbar ſein. Jetzt leben hier Turkomannen, Bucharen und Perſer und zum größten Theil nomadiſch. Der Handel iſt meiſt in den Händen der Bucharen, die die geſchätzten Producte theils nach Rußland, theils nach China befördern und in großen Karavanen den Gütertrarsport nach der Bucharei oder den Häfen des kaſpiſchen Meers beſorgen.

Ariadne, des Minos und der Paſiphaë Tochter. Nachdem ſie Theſeus (ſ. d. Art.) gerettet, von dem Treuloſen aber auf Naxos verlaſſen worden, erſcheint ihr, während ſie ermattet im unruhigen Schlaf hingeſunken iſt, plötzlich, von ſeinem Siegszuge aus Indien zurückkehrend, von ſeinen Gefährten und Dienern umrauſcht, mit jubelndem Getümmel, Flöten- und Cymbelklang, Bacchus, der Wonne ſpendende, ewig jugendliche Gott. Er erblickt die holde Schläferin mit ſtummem Erſtaunen und huldigt ihren Reizen. Sie erwacht, um auf immer in ſeine Arme zu ſinken. Die auf Erden Verzweifelnde

wird himmliſch getröſtet, die Gebeugte über alles Irdiſche erhoben, die Braut und Triumphgenoſſin des ſanfteſten Tigerbändigers, eine ſiegprangende Himmelskönigin. Ihre Krone verkündigt noch jetzt als leuchtendes Sternbild, zu welchen Seligkeiten ihre Beſitzerin aufſtieg. — Alte und neuere Dichter haben dieſen ſchönen Stoff vielfältig behandelt; es ſind mehrere Gemmen übrig, welche die Geſchichte der Ariadne darſtellen; auch iſt eine Ariadne unter den Gemälden von Herculanum. (S. d. Art. Benda.)

Arianer werden die Anhänger des alexandriniſchen Presbyters Arius genannt, der um 318 behauptete, Chriſtus, der Sohn Gottes, ſei das edelſte aller aus Nichts geſchaffenen Dinge, alſo geringer als Gott und durch deſſen freien Willen hervorgebracht. Dieſe Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Weſens mit dem Vater (Homouſia, daher Homouſianer) zuſprach und ſein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wiſſen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320, und 325 auf der berühmten Kirchenverſammlung zu Nicäa feierlichſt verdammt. Die Beſtimmungen der nicäiſchen und des darauf gebauten ausführlichern Athanaſiſchen Glaubensbekenntniſſes (Symbolums), haben daher in dem Streit gegen Arius ihren Grund. Er wußte inzwiſchen in der Verbannung, ſeiner Partei neue mächtige Anhänger zu verſchaffen, und Conſtantin der Große wollte eben aus Liebe zum Frieden die Wiederaufnahme des Arius in die catholiſche Kirchengemeinſchaft bewerkſtelligen, als dieſer 336 plötzlich ſtarb. Nach ſeinem Tode gewann ſeine Partei bedeutenden Zuwachs, Conſtantin ſelbſt ließ ſich kurz vor ſeinem Tode 337 auf Arianiſche Weiſe taufen und bei Conſtantin II. war der Arianismus die Hoftheologie, bildete ſich ſeine eigene Liturgie und nahm ſeit 350, wo Conſtantinus allein herrſchte, auch im Occident überhand, indem Rom den Arianiſchen Biſchof Felix annehmen mußte. Die Trennungen unter den Arianern ſelbſt bereiteten indeß der catholiſchen Kirche, die jene beſtändig im Bann hielt, den endlichen Sieg. Zuerſt hatten ſich ihr die Semiarianer oder halben Arianer, als deren Anführer Baſilius von Ancyra und Georgius von Laodicea in Syrien gelten, durch Behauptung einer Weſensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater (Homoiuſia, daher Homoiuſiaſten) genähert und dadurch das Übergewicht am kaiſerlichen Hofe bekommen, obgleich Macedonius und die Pneumatomachen (ſ. d. Art. Geiſt, heil.) zu ihrer Partei gehörten. Noch mehr aber trugen zu dem Siege der Orthodoxen die Übertreibungen der ſtrengen Arianer, Aëtius und Eunomius aus Kappadocien, nebſt ihren zahlreichen Anhängern bei, die auf der Synode zu Sirmium 357 durch die Behauptung, daß der Sohn Gottes eines ganz anderen Weſens ſei als der Vater (daher Heteruſianer, Anomöer), ſelbſt die Semiarianer wider ſich aufbrachten und durch Zurückführung der Taufe auf eine einmalige Untertauchung auch beim Volke Anſtoß erregten. Den Ausſchlag gab der Kaiſer Julian, der Apoſtat, deſſen Verachtung gegen das Chriſtenthum allen Parteien gleiche Duldung verſtattete, und keine Glaubensſtreitigkeit aufkommen ließ. Zwar erhob ſich der Arianismus durch Valens ſeit 364 im Orient wieder auf den Thron und durfte ſelbſt bis zu Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiſchen ſchreiten, Gratian aber ſtellte die Ruhe und Theodoſius die Herrſchaft der Altgläubigen wieder her und die Parteiungen unter den Arianern ſelbſt beſchleunigten das Ende ihres Einfluſſes und Anſehens im römiſchen Reiche. Seit der erſten Hälfte des 5ten Jahrh. verlor ſich daher der Arianis-

mus in dem Theile des römiſchen Reichs, der noch unter den Kaiſern ſtand. Bei den Gothen, die das Chriſtenthum durch Arianer um 340 kennen gelernt hatten, blieb er im Weſten des Reichs herrſchend, bis des orthodoxen Franken Clodwigs Siege und die Kirchenverbeſſerung des weſtgothiſchen Königs Reccared ihn am Ende des 5ten Jahrh. auch hier verdrängten. Um dieſelbe Zeit ward er bei den Sueven in Spanien vertilgt, die ihm, (wahrſcheinlich durch die Weſtgothen verleitet,) hundert Jahr lang gehuldigt hatten. Die Burgunder, die ihn 450 angenommen, gaben ihn ſchon im Anfange des 6ten Jahrh. auf. Schwerer hielt es, die Vandalen zum Catholicismus zu bekehren. Sie waren ſeit 430 ſtrenge Arianer und wußten die Herrſchaft ihrer Secte in Nordafrika ſelbſt mit den grauſamſten Verfolgungen gegen die Catholiken geltend zu machen; erſt Beliſars Siege endigten 534 mit ihrem Reiche auch ihre Trennung von der rechtgläubigen Kirche. Am längſten erhielt ſich der Arianismus bei den Longobarden, die ihn nach Italien brachten und ihm bis 662 treu blieben. Seitdem machten die Arianer nirgends mehr eine eigene Partei aus, und wenn die Albigenſer in Frankreich im 12ten und 13ten Jahrh. ähnlicher Lehren beſchuldigt wurden, und die Secten, welche vom 16ten Jahrh. bis jetzt unter dem Namen Antitrinitarier begriffen werden, ſich in der That zu der Meinung, daß Chriſtus dem Vater untergeordnet ſei, bekannten; ſo mochten doch weder jene noch dieſe für Arianer gelten. E.

Aridäus, ein Sohn Philipps von Macedonien und der Tänzerin Philinna, folglich ein Halbbruder Alexanders, dem er auch dem Namen nach in der Regierung folgte. Da er durch Gift, das ihm Olympias hatte beibringen laſſen, blödſinnig geworden, regierte ſtatt ſeiner Perdikkas, dann Antipater. Nach einer Scheinregierung von 6½ Jahre ließ Olympias ihn und ſeine Gemahlin Eurydice umbringen.

Arie in der Dichtkunſt ein kurzes, eine beſtimmte Empfindung ausdrückendes Ganze, beſtimmt, in Muſik geſetzt und von einem einzigen Sänger geſungen zu werden; in der Muſik ein abgemeſſener und von einer einzelnen Stimme vorgetragener Geſang, der den Worten eines Liedes oder eines kleinen hiezu geeigneten lyriſchen Gedichts angepaßt iſt. In den Opern ſteht die Arie dem Recitativ und den mehrſtimmigen Geſangſtücken entgegen. **Ariette**, eine kleine Arie, ohne Pomp, die nur aus einem Theile beſteht, und einen gemäßigtern Grad der Gemüthsbewegung vorausſetzt.

Ariman, ſ. Ahriman.

Arimaſpen, ein fabelhaftes Volk, das bald nach Scythien, bald in die rhipäiſchen Gebirge verſetzt und mit den Cyklopen verwechſelt wird.

Arion, ein Sohn Neptuns und der Nymphe Oncäa, berühmt als Zitherſpieler und Erfinder des Dithyrambus. Er war zu Methymna auf Lesbos etwa 700 Jahre vor Chr. geboren, hielt ſich lange am Hofe Perianders zu Korinth auf, und beſuchte von da Sicilien und Italien. Zu Tarent gewann er den Preis in einem muſikaliſchen Wettſtreit. Als er mit reichen Schätzen ſich auf einem korinthiſchen Schiffe eingeſchifft hatte, um zu ſeinem Freunde Periander zurückzukehren, beſchloſſen die Schiffer, von Habſucht gereizt, ihn zu ermorden. Apollo aber offenbarte ihm in einem Traume die ihn bedrohende Gefahr, worauf Arion, feſtlich geſchmückt, das Saitenſpiel in der Hand, auf das Verdeck trat, und durch ſüße Lieder die Herzen ſeiner Schiffsgefährten zu rühren verſuchte. Die muſikliebenden Delphine verſammelten ſich um das Schiff und lauſchten ſeinem ſüßen Spiel

liebenden Herzog Alfons aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber nur kärglich belohnte, und — was mehr einer Strafe als einer Gunſtbezeigung ähnlich ſah — ihm 1521 und 22 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Er endigte glücklich dieſe ſchwierige Unternehmung und kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er ſich mit der Aufführung ſeiner Komödien und der letzten Vollendung ſeines Orlando beſchäftigte, und am 6ten Juni 1533, 58 Jahre alt, ſtarb. Arioſt vereinigte mit den äußern Vorzügen des Wuchſes und der Geſtalt einen ſanften Charakter, ſeine Sitten und einen liebenswürdigen Geiſt. Er war reich geweſen, und liebte den Glanz; mußte ſich indeß mit der Erbauung eines kleinen, aber angenehmen und bequemen Hauſes begnügen, über welches er die Verſe ſetzen ließ:

Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Arioſtos Orlando furioso (der ſich Bojardos Orlando inamorato anſchließt, und ohne dieſen nicht in allen Theilen verſtanden werden kann) iſt ein vollendetes romantiſches Epos, das in keiner andern Rückſicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten deſſelben aufzufinden. Unnütz iſt es, unterſuchen zu wollen, ob Arioſt, oder Taſſo, oder Dante größer ſei, da ein jeder in ſeinen Werken als vollendet und unübertrefflich erſcheint. Forſchen wir aber nach den hervorſtechenden Eigenſchaften, die Arioſt in ſeinem Orlando entfaltet hat, ſo finden wir einen glänzenden und unerſchöpflichen Reichthum der Erfindung, ein raſtlos wechſelndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung; eine rege, ſtets neu und jugendlich aufſtrebende Phantaſie athmet durch das ganze Werk, und ſchmückt es mit unverwelklichen Reizen; dabei zeigt ſich eine bewundernswürdige Kunſt in der Verkettung und Verflechtung der Epiſoden, welche der Dichter, oft mit einer nicht zu verkennenden (zuweilen allerdings unangenehm ſtörenden) Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und, ſo durch einander ſchlingt, daß es ſchwer iſt, den vollſtändigen Inhalt des aus 46 Geſängen beſtehenden Gedichts anzugeben. Dieſe Eigenſchaften geſellen Arioſto den großen Meiſtern des Geſanges bei, deren Stirn ein ewig grünender Lorbeer kränzt, und erwarben ihm unter ſeinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen, der freilich auch dem niedrigen Aretino zu Theil ward. Außer dieſem großen Epos beſitzen wir von Arioſto einige Luſtſpiele, Satyren, Capitoli und Sonette, ferner eine Sammlung lateiniſcher Gedichte, in denen ſämmtlich mehr oder minder ſein reiches Genie ausgeprägt iſt. Den deutſchen Leſern iſt die meiſterhafte, wiewohl vielleicht etwas kalte Überſetzung des Orlando von Gries, mit welcher die neuere, von Carl Streckfuß, rühmlich wetteifert, nicht unbekannt. M.

Ariſtäus, ein Sohn des Apollon und der Kyrene, den die Nymphen erzogen. Man ſchrieb ihm die Erfindung und Einführung der Bienenzucht zu, und erwies ihm ſelbſt göttliche Ehre. Seine Liebe zur Eurydice, der jungen Gattin des Orpheus, brachte dieſer den Tod, indem er ſie bis zu einem Fluſſe verfolgte, wo ſie von einer giftigen Schlange gebiſſen ward. Zur Strafe verlor er ſeine Bienen, der Verluſt ward ihm aber durch neue Schwärme erſetzt, die ſich in den Leibern der von ihm geſchlachteten Rinder nach 9 Tagen erzeugten. Er war der Eidam des Kadmos und Vater des Aktäon.

Ariſtarch, ein berühmter griechiſcher Grammatiker, der die Gedichte Homers mit der äußerſten Schärfe durchging, aus welcher Urſache man ſtrenge, aber gerechte Kunſtrichter Ariſtarchen zu nennen pflegt. Er war auf der Halbinſel Samothrazien 160 Jahre vor Chr. geboren und lebte zu Alexandria. Ptolemäus Philometor, der ihn ſehr ſchätzte, vertraute ihm die Erziehung ſeiner Kinder an. Nachdem er ſein Leben auf die Kritik des Pindar, Aratus und anderer Dichter, beſonders des Homer, gewandt hatte, ſtarb er 72 Jahr alt auf Cypern. — **Ariſtarch von Samos**, geb. im J. 264 vor Chr., ein berühmter Aſtronom, der zuerſt die Umdrehung der Erde um ihre Axe und um die Sonne behauptete, von dem wir auch noch ein Werk über die Größe und die Abſtände der Sonne und des Mondes haben, deſſen Angaben jedoch höchſt mangelhaft ſind. Derſelbe Ariſtarch wird auch für den Erfinder der erſten Sonnenuhr gehalten.

Ariſtides, um ſeiner ſtrengen Rechtſchaffenheit willen der Gerechte genannt, war des Lyſimachus Sohn, und ſtammte aus einer der angeſehenſten Familien Athens. Er war Anführer ſeines Stammes (Polemarch), als die Athenienſer mit den Perſern bei Marathon zuſammentrafen. Der beſtehenden Einrichtung zufolge führte jeder Polemarch in der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Ariſtides aber, der den Nachtheil dieſes ſteten Wechſels einſah, bewog ſämmtliche Polemarchen, daß jeder ſeinen Tag dem Miltiades abtrat, und dieſer Maßregel beſonders war der Gewinn der Schlacht zuzuſchreiben. Das Jahr darauf war er Archont, und genoß in dieſem Amte einer ſo allgemeinen Achtung, daß er dadurch des Themiſtokles Eiferſucht erregte. Da dieſer ehrgeizige Mann ihn dennoch nicht öffentlich anzugreifen wagte, ſprengte er aus, Ariſtides ſtrebe nach einer Art von Königthum, und brachte es wirklich dahin, daß er durch den Oſtracismus verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Verſammlung, welche Ariſtides Verbannung ausſprach, ohne ihn zu kennen, neben ihm ſtand, ſich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen Ariſtides auf ſeine Muſchel zu ſchreiben, mit der er ſeine Stimme abgeben wollte. „Hat dich Ariſtides beleidigt?“ fragte dieſer ihn. — „Nein,“ antwortete jener, „aber ich bin es müde, ihn ſtets den Gerechten nennen zu hören.“ — Er verließ die Stadt, indem er die Götter bat, ſie möchten verhüten, daß je ſein Vaterland dieſe Maßregel bereue. Sein Wunſch ward nicht erfüllt; denn als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahlloſen Heere gegen Griechenland aufbrach, eilten die Athenienſer, einen Mitbürger, von dem ſie Hülfe in der Bedrängniß erwarteten, zurückzurufen. Nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, begab er ſich auf die Nachricht, daß die griechiſche Flotte bei Salamis von der perſiſchen umzingelt ſei, ſogleich dahin, um Themiſtokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraute ihm Themiſtokles, daß er ſich dieſes Gerüchts nur als einer Kriegsliſt bedient habe, um die Trennung der griechiſchen Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrath nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu ſchlagen beſchloß, beſetzte Ariſtides vorſorgend die kleine Inſel Pſyttalia, wo diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. In der Schlacht bei Platää befehligte Ariſtides die Athenienſer, und trug viel zu dem Siege bei. Man glaubt, daß er im folgenden Jahre nochmals Archont war, und daß er damals das Geſetz geben ließ, wodurch dem Volke der Zutritt zu allen Ämtern, ſelbſt zur Archontenwürde, verſtattet ward. Als Themiſtokles angekündigt hatte, daß

er einen für die Republik ſehr wichtigen Plan habe, den er aber nicht in öffentlicher Verſammlung bekannt machen könne, ernannte man Ariſtides, um ſich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die ſämmtlichen, in einem benachbarten Hafen verſammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Athenienſern die Herrſchaft auf dem Meere zu ſichern. Ariſtides ſagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter ſei, als Themiſtokles Plan, und man verwarf ihn ohne weiteres. Um die Koſten des Krieges gegen die Perſer beſtreiten zu können, bewog Ariſtides die Griechen zu einer Abgabe, die an gemeinſchaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden ſollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf ſeine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen und er erwarb ſich auch bei dieſem Geſchäft den Beifall aller. Er ſtarb in einem ſehr hohen Alter, und, was ſeine Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit am ſchönſten beweiſt, ſo arm, daß er auf öffentliche Koſten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, die Verdienſte des Vaters in ihnen zu ehren, ausſtattete, und einen Sohn, welchem hundert Silberminen und eine Baumpflanzung geſchenkt ward. — Ariſtides (Älius), ein bekannter Rhetor, der im J. 129 in Bithynien geboren war. Er machte mehrere Reiſen, und ließ ſich in Smyrna nieder. Als ein Erdbeben 178 die Stadt zerſtörte, erlangte Ariſtides vom Kaiſer Antonin die Wiederaufbauung derſelben, wofür die dankbaren Einwohner ihm eine Statue errichteten. Das Verdienſt ſeiner Reden, von denen wir noch 45 beſitzen, beſteht nur in äußerm Wortgepränge, wodurch die innere Leerheit ziemlich glücklich verdeckt wird.

Ariſtipp, der Stifter einer berühmten philoſophiſchen Schule unter den Griechen, die nach ſeiner Vaterſtadt Cyrene in Afrika die cyrenaiſche genannt ward. Von ſeinem begüterten Vater nach Olympia geſchickt, wahrſcheinlich, um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu nehmen, hörte er vom Sokrates erzählen, und ward ſo begierig, ihn zu hören, daß er ſogleich nach Athen eilte und ſich unter ſeine Schüler miſchte. Er nahm indeß nicht alle Grundſätze deſſelben an. Er war, wie dieſer, der Meinung, daß man ſich enthalten müſſe, von Dingen zu ſprechen, die über die menſchliche Faſſungskraft gehen, und achtete ebenfalls wenig die phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften; aber ſeine Moral wich ſehr von der Sokratiſchen ab. Seine Hauptſätze waren: alle Empfindungen des Menſchen laſſen ſich auf zwei, Vergnügen und Schmerz, zurückführen. Das Vergnügen iſt eine ſanfte, der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Weſen ſuchen das erſtere und vermeiden das letztere. Das Glück iſt nichts anders als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zuſammengeſetztes Vergnügen und da es das Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen iſt, ſo ſoll man ſich keiner Art der Wolluſt entziehen. Doch iſt dabei mit Auswahl zu verfahren, und die Vernunft muß uns ſtets in unſern Genüſſen leiten. Sokrates, der dieſe Lehren nicht billigte, ſtritt mit ihm mehrmals darüber, und wahrſcheinlich, um ſeinem Tadel zu entgehen, brachte Ariſtipp einen Theil ſeiner Zeit zu Ägynäa zu, wo er ſich auch befand, als ſein Lehrer ſtarb. Er machte mehrere Reiſen nach Sicilien, und fand dort bei Dionys, dem Tyrannen, die wohlwollendſte Aufnahme. Zu Korinth lockten ihn die Reize der berühmten Laïs an, und er trat mit ihr in große Vertraulichkeit. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib ſo viel Geld verſchwende, die ſich dem Diogenes unentgeltlich ergebe, antwortete er: „Ich be-

zahle ſie, daß ſie mir ihre Gunſt gewähren, nicht, daß ſie ſie andern verſagen ſoll.“ (S. Lais.) — Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er, wie Diogenes Laërtius erzählt, nach ſeiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe, da wir keinen einzigen ſeiner Schüler kennen. Seine Lehre ward blos von ſeiner Tochter Arete und von Antipater von Cyrene fortgepflanzt, die er beide darin unterrichtete. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt. Seine Schriften ſind verloren gegangen. Wielands hiſtoriſch philoſophiſcher Roman: Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen, gibt uns eine lebendige, höchſt anziehende Schilderung des Lebens und der in Ausübung gebrachten Grundſätze des liebenswürdig ſinnlichen Philoſophen.

Ariſtokratie ſtammt aus dem Griechiſchen und bedeutet eine Herrſchaft oder Regierung der Beſten. Unter den Beſten aber ſind hier nicht etwa die Gebildetſten oder Tugendhafteſten zu verſtehen, ſondern die Vornehmſten, Reichſten, Mächtigſten im Staate, welche auch von den Römern die Optimaten (Beſten) genannt wurden. (Wenn ſich nämlich in einer bürgerlichen Geſellſchaft einzelne Familien dergeſtalt hervorthun, daß die aus ihnen hervorgehenden Staatsbürger als eine edlere Menſchenclaſſe betrachtet werden, daß daher eben dieſe Edleren ein übergewicht an Anſehen, Beſitzthum und Macht über die übrigen Bürger erlangen, und daß ſie eben darum die erſten und wichtigſten Staatsämter verwalten, mithin den Staat ſelbſt beherrſchen oder regieren: ſo findet alsdann im Staate eine Ariſtokratie ſtatt. Im Deutſchen könnte man daher auch Ariſtokratie durch Adelsherrſchaft überſetzen. Wenn man aber von einer ariſtokratiſchen Staatsverfaſſung redet und dieſelbe der monarchiſchen und republikaniſchen entgegenſetzt, ſo iſt dies eigentlich falſch. Denn die Ariſtokratie kann auch in Monarchien und Republiken ſtatt finden. Wenn nämlich in einer Monarchie die oberſten Staats-, Kriegs und Hofämter nur mit Männern von adeliger Geburt, oder, wie man auch ſagt, von guter Familie beſetzt werden, ſo findet in derſelben eine Ariſtokratie ſtatt, und es kann gar leicht geſchehen, daß der Monarch ſelbſt von einer ſolchen Ariſtokratie beherrſcht wird, dergeſtalt, daß er weder in der Wahl ſeiner Diener, noch in ſeinen anderweiten Entſchlüſſen und Maßregeln freie Hand behält. Die Monarchie verwandelt ſich dann in eine Oligarchie, d. h. in einen Staat, der von einigen vornehmen Familien zu deren eignem Vortheile verwaltet wird. Ein Monarch ſollte daher ſchon um ſeines eigenen Vortheils willen und zur Behauptung ſeiner eigenthümlichen Würde es zum Staatsgeſetze machen, daß jeder Staatsbürger gleiche Anſprüche auf alle öffentliche Ämter habe, gleiche Laſten mit den übrigen trage, und überhaupt vor ihm oder dem Geſetze gleich ſei. Alsdann bildet ſich neben derjenigen Ariſtokratie, welche blos auf dem Geburtsadel beruht, eine andere, deren Grund der Verdienſtadel iſt, und beide halten einander dergeſtalt das Gleichgewicht, daß das Staatswohl nicht mehr durch die erſte gefährdet werden kann. Wenn aber jene von der Geburt abhängige Ariſtokratie in einer Republik oder einem ſogenannten Freiſtaate ſtatt findet, ſo geht die bürgerliche Freiheit unausbleiblich verloren, indem die Ariſtokraten das Volk um ſo leichter mit despotiſcher Willkür beherrſchen können, da ſie durch kein monarchiſches Anſehen in ihrem herrſchſüchtigen Streben gezügelt werden. Denn wenn auch etwa die Ariſtokraten einen aus ihrer Mitte zum Oberhaupte des Staats wählen (wie in der ehemaligen Republik Polen den König, und in den vormaligen Republiken Venedig und Genua den Doge), ſo iſt doch dieſes

ſelbſt erwählte Oberhaupt ganz und gar von ihrer Willkür abhängig und der Staat verwandelt ſich auch hier in eine bloße Oligarchie. — Übrigens wird das Wort Ariſtokratie auch zuweilen in Bedeutungen genommen, die mit der urſprünglichen mehr aber weniger verwandt ſind, z. B. wenn man von einer Ariſtokratie der Vernunft, der Geiſtlichkeit, des Gelehrten- oder des Kaufmannsſtandes u. ſ. w. redet. Der Ariſtokratismus aber bezeichnet den Geiſt oder die Denkart, welche den Ariſtokraten eigen iſt, alſo den Geiſt der Herrſchſucht und des Eigennutzes. Auch nennt man oft den Adel überhaupt das ariſtokratiſche Staatselement im Gegenſatze gegen den gemeinen Bürger oder das übrige Volk, welches man dann das demokratiſche Staatselement nennt, weil man der Ariſtokratie auch die Demokratie entgegenſetzt. (S. d. Art.) D.

Ariſtömenes, ein junger, unternehmender Held und Anführer der Meſſenier gegen die Spartaner, 682 v. Chr. Merkwürdig, aber auch fabelhaft iſt ſeine Rettung aus einer tiefen Höhle, wohin er von den Spartanern geworfen worden war, durch einen Fuchs, dem er nachkletterte oder vielmehr in ſeinem Baue nachkroch. Ungeachtet ſeines Heldenmuthes und ſeiner Kühnheit konnte er doch nicht verhindern, daß Meſſenien in dem Kampfe unterlag.

Ariſtöphanes, der einzige Luſtſpieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke beſitzen, war der Sohn eines gewiſſen Philippus, und nach dem Zeugniſſe ſeines alten Biographen, von Geburt ein Athenienſer. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des peloponneſiſchen Krieges (427 v. Chr. Geb.) auf, und wurde, da er ſich einige Scherze auf den damals mächtigen Demagogen Kleon erlaubt hatte, von dieſem angeklagt, den Titel eines athenienſiſchen Bürgers unrechtmäßiger Weiſe angenommen zu haben. Er vertheidigte ſich vor Gericht blos mit den bekannten Verſen Homers:

Meine Mutter die ſagt's, er ſei mein Vater; doch ſelber
Weiß ich's nicht; denn von ſelbſt weiß niemand, wer ihn gezeuget,

und wußte, daß dieſelbe Klage noch zweimal gegen ihn erneuert ward, ſie jedesmal zu entkräften. An Kleon rächte er ſich in der Folge durch ſein Luſtſpiel: die Ritter, in welchem er ſelbſt die Rolle des Kleon ſpielte, da kein Schauſpieler den Muth dazu hatte. Dies iſt ungefähr alles, was wir von Ariſtophanes Leben wiſſen, den die Alten vorzugsweiſe den Komiker, wie Homer den Dichter nannten. Von 54 Luſtſpielen, die er verfaßte, beſitzen wir noch elf, und in denſelben ohne Zweifel die Blüthe der alten Komödie; aber um ſie in ihrer Fülle zu genießen, um nicht von den Ausgelaſſenheiten und Unſittlichkeiten, mit denen ſie reichlich ausgeſtattet ſind, beleidigt zu werden, bedarf es eines mit den Sitten und Anſichten des Alterthums ſehr vertrauten Leſers. Einem ſolchen wird die unendliche Zierlichkeit der Sprache, der reinſte Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in Anlage und Ausführung, durch welche Ariſtophanes ſich den Ruhm der Meiſterſchaft und des gebildetſten Künſtlers erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und ſeine Laune ſind eben ſo unerſchöpflich wie ſeine Kühnheit ohne Grenzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth ſeiner Stücke bezaubert, und Plato ſagte, die Grazien hätten ſich ſeinen Geiſt zur Wohnung auserſehen. „Wir," urtheilt ein neuer Gelehrter, „bei unſern Begriffen von Anſtändigkeit, möchten die Seele des Ariſtophanes eher für den Wohnſitz des muthwilligſten, boshafteſten Satyrs halten, oder ihn wenigſtens mit Göthe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen." — Er bediente ſich der Alle-

gorie, politiſche Gegenſtände, Laſter und Thorheiten anzugreifen (in den Weſpen), dabei aber verſchonte er weder die ehrwürdigſten Männer, den Euripides (in den Thesmophoriazuſen), den Sokrates (in den Wolken), noch ſelbſt die Götter (in den Fröſchen und dem Frieden). Auch die Athenienſer, deren Empfänglichkeit für Lob und Tadel er hätte fürchten ſollen, entgingen ſeinem Spotte und ſeinen Scherzen nicht. Unaufhörlich wirft er ihnen ihre Wankelmüthigkeit, ihren Leichtſinn, ihre Liebe für Schmeicheleien, ihre thörichte Leichtgläubigkeit und ihre Neigung zu überſpannten Hoffnungen vor, und ſtatt darüber erzürnt zu ſein, belohnten ſie ihn mit einem Kranze von dem heiligen Ölbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Dieſe ungemeſſene Freiheit war der Charakter des alten Luſtſpiels, welches man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis daſſelbe nach dem peloponneſiſchen Kriege mehr eingeſchränkt, und im J. 388 durch ein Geſetz verboten ward, jemand auf der Bühne zu nennen. Damals lieferte Ariſtophanes unter dem Namen ſeines älteſten Sohnes den Kokalus, ein Stück, in welchem ein junger Menſch ein Mädchen verführt, und nachdem ihre Abkunft entdeckt worden, heirathet. Mit dieſem Luſtſpiel beginnt die neuere Komödie. Ariſtophanes, der ſchon ſehr alt war, ſcheint bald nachher geſtorben zu ſein. — Die beſten Ausgaben ſeiner Luſtſpiele ſind von L. Küſter (Amſt. 1710, Fol.), Bergler (Amſt. 1760, 4.), Brunck (Straßb. 1783, 8.) und Beck (Leipz., 1794 8., noch unvollendet.) Einzelne Stücke, wie z. B. die Wolken, ſind ins Deutſche überſetzt von Schütz, Welker, Wolf. Eine vollſtändige Überſetzung iſt von J. H. Voß erſchienen.

Ariſtoteles, einer der berühmteſten Philoſophen Griechenlands und Stifter der ſogenannten peripatetiſchen Schule, war geboren zu Stagyra in Macedonien im erſten Jahre der 99ſten Olympiade (384 vor Chriſti Geb.). Nikomachus, ſein Vater, ſtammte von Machaon, dem Sohne des Äskulap. Phaeſtis, ſeine Mutter, war ebenfalls von edler Abkunft. Die Arzneikunde war erblich in der Familie der Asklepiaden, und Ariſtoteles Vater hatte ſich ihr mit Erfolg gewidmet. Er beſtimmte ſeinen Sohn für dieſelbe Laufbahn und unterrichtete ihn ſelbſt in der Arzneikunde und in der Philoſophie, welche letztere von jener, wie die Werke des Hippokrates beweiſen, bereits die unzertrennliche Gefährtin war. Man weiß nicht, wie weit es Ariſtoteles in dieſen Studien brachte, aber man ſieht aus ſeinen Problemen und einigen andern Schriften, daß es nur von ihm abgehangen hätte, ſich darin hervorzuthun. Ohne Zweifel verdankte er dieſer erſten Erziehung die Neigung zur Naturgeſchichte, als deren Schöpfer er anzuſehen iſt, da er zuerſt genaue Beobachtungen machte. Nach dem Tode ſeiner Ältern ging Ariſtoteles als 18jähriger Jüngling nach Atarnea zum Proxenus, einem Freunde ſeiner Familie. Hier verweilte er nur kurze Zeit und begab ſich nach Athen, den Plato zu hören, deſſen Schule im höchſten Rufe ſtand. Ariſtoteles, der vielleicht nebenher von ſeinen Kenntniſſen in der Arzneikunde Gebrauch machte, verweilte dies erſtemal zwanzig Jahre in Athen, begnügte ſich in dieſer langen Zeit nicht damit, den Plato zu hören, ſondern eröffnete ſelbſt eine Schule der Beredſamkeit, und ward ſo des Iſokrates Nebenbuhler. Wahrſcheinlich verfaßte er auch einige philoſophiſche Werke, deren Ruf bis zu Philipp von Macedonien drang, der bald nach Alexanders Geburt, im J. 356 vor Chr., den berühmten Brief an ihn ſchrieb: „König Philipp von Macedonien dem Ariſtoteles ſeinen Gruß. Wiſſe, daß mir ein Sohn geboren worden; ich danke den Göttern,

nicht ſowohl, daß ſie mir ihn gegeben, als daß ſie ihn zur Zeit des
Ariſtoteles haben geboren werden laſſen. Ich hoffe, du werdeſt einen
König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und den Macedoniern
zu gebieten.“ Einige Schriftſteller ſagen, daß kurze Zeit vor Platos
Tode Ariſtoteles mit dieſem gebrochen und ſogar eine Schule errich-
tet habe, um mit der Platoniſchen zu wetteifern. Eine gewiſſe Span-
nung mochte wohl zwiſchen beiden eingetreten ſein, aber zu einem of-
fenen Zwieſpalt kam es nie. Ariſtoteles bezeigte ſeinem Lehrer ſtets die
größte Ehrerbietung, und ſpricht in allen ſeinen Werken mit Hoch-
achtung von ihm. Als bald nach Platos Tode die Athenienſer Philipp
den Krieg erklärt hatten, glaubte Ariſtoteles, nicht in Athen bleiben
zu müſſen, und begab ſich nach Atarnea, wo ſein Freund Hermias die
Herrſchergewalt ausübte. Bald darauf gerieth Hermias durch Verrath
in die Gewalt des Artaxerxes, der ihm auf die ſchmachvollſte Weiſe
das Leben raubte. Ariſtoteles, tiefbekümmert über das unglückliche
Schickſal ſeines Freundes, ſuchte ſein Andenken durch eine Hymne zu
verewigen, die reich an poetiſchen Schönheiten iſt. Es ſcheint, daß
Ariſtoteles nach des Hermias Tode einige Zeit zu Mitylene lebte; aber
gegen das Jahr 343 vor Chr. Geb. berief ihn Philipp an ſeinen
Hof, um ihm die Erziehung des damals dreizehnjährigen Alexanders
zu übertragen. Das Einzelne der Erziehung iſt uns unbekannt, wenn
wir aber ſehen, wie Alexander ſich in den erſten Jahren ſeiner Re-
gierung wahrhaft groß bewies, wie er, ſo lange die Schmeichelei ihn
nicht verderbt hatte, ſeine Leidenſchaften beherrſchte, wie er ſtets
Künſte und Wiſſenſchaften werth hielt: ſo müſſen wir glauben, daß
dieſe Erziehung nicht unnütz geweſen. Man könnte Ariſtoteles vielleicht
vorwerfen, daß er nicht verſtanden habe, Alexander gegen den Ehr-
geiz und die Eroberungsſucht zu verwahren; aber Ariſtoteles war ein
Grieche, und folglich ein natürlicher Feind des Perſerkönigs; ſein
Haß hatte durch die Ermordung des Hermias noch zugenommen; kurz
die Eroberung Perſiens war ſchon lange der Wunſch von ganz Grie-
chenland. Ariſtoteles mußte alſo alle ſeine Talente anwenden, um ſei-
nen königlichen Zögling zur Ausführung dieſes Plans geneigt und ge-
ſchickt zu machen, und ihn zu belehren, wie er dieſe Eroberung zum
Vortheil der Menſchheit zu benutzen habe. Und auch hier verfehlte
er ſeinen Zweck nicht; denn wenige Eroberer haben ſo viel politiſche
Talente gezeigt, wie Alexander, und er hätte vielleicht eine ſehr glück-
liche Änderung in dem Schickſal des Menſchengeſchlechts bewirkt, wenn
nicht der Tod ihn mitten aus ſeiner Laufbahn herausgeriſſen hätte.
Alexander ſtellte, ſobald er den Thron beſtiegen, aus Liebe für ſeinen
Lehrer die Stadt Stagyra wieder her, welche Philipp zerſtört hatte.
Aus Dankbarkeit feierten die Stagyriten jährlich ein Feſt, das ſie
Ariſtotelia nannten. Auch bewog Ariſtoteles in der Folge ſeinen Schü-
ler, die Stadt Ereſſos, die Heimath ſeines geliebten Schülers Theo-
phraſt, zu verſchönern. Es ſcheint gewiß, daß Ariſtoteles wenigſtens
ein Jahr bei Alexander nach ſeiner Thronbeſteigung blieb, und man
behauptet, daß er ſich dann nach Athen begab. Der Eklektiker Ammo-
nius jedoch ſagt, daß er ſeinem Zöglinge auf einem Theil ſeiner
Züge gefolgt ſei, und wirklich iſt dies nicht unwahrſcheinlich, denn
man begreift kaum, wie alle die Thiere hätten nach Athen geſchickt wer-
den können, von denen Ariſtoteles eine ſo genaue anatomiſche Beſchrei-
bung gibt, daß er ſie ſelbſt zerlegt haben muß. Man kann wenigſtens
vermuthen, daß er den Alexander bis nach Ägypten begleitete, und
erſt gegen das Jahr 331 nach Athen zurückkam, bereichert mit den nö-

thigen Materialien für ſeine treffliche Geſchichte der Thiere. Hier eröffnete Ariſtoteles eine Schule der Philoſophie in dem Lyceum, einem Gymnaſium unſern der Stadt. Zweimal täglich begab er ſich dahin. Der Vormittag war ſeinen eigentlichen Schülern gewidmet, indem er ihnen die ſchwerſten Theile der Wiſſenſchaft erklärte. Abends ließ er alle diejenigen zu, welche ihn zu hören wünſchten, indem er, für alle verſtändlich und faßlich, von ſolchen Gegenſtänden ſprach, die mehr das Leben ſelbſt berühren. Demnach werden auch ſeine Werke in eſoteriſche (gelehrte) und akroamatiſche (allgemein verſtändliche) eingetheilt. Im J. 334 vor Chr. Geb. ſtarb Alexander, und Ariſtoteles, ſeines Beſchützers beraubt, ſah ſich bald von der Verleumdung angefallen. Die abgeſchmackteſte Erfindung derſelben war unſtreitig, daß er an der angeblichen Ermordung Alexanders Theil genommen habe. Die Athenienſer, die ſich noch einmal an die Spitze Griechenlands zu ſtellen hofften, ſuchten daſſelbe gegen Macedonien zu bewaffnen, und da Ariſtoteles wegen ſeiner Anhänglichkeit an Philipp, Alexander und Antipater verdächtig war, ſo griffen die Demagogen ihn an, und wurden dabei von den Sophiſten ſowohl als von den Platonikern unterſtützt. Um nicht einer Anklage wegen Gottesläugnung zu unterliegen, verließ er Athen, mit der auf die Verurtheilung des Sokrates ſich beziehenden Äußerung, daß er den Athenienſern einen zweiten Frevel an der Philoſophie erſparen wolle. Er begab ſich mit ſeinen meiſten Schülern nach Chalcis auf Euböa, und ſtarb bald darauf im J. 322 vor Chr. Geb. in einem Alter von 62 Jahren. Sein Teſtament, das uns Diogenes Laërtius erhalten hat, ſtellt ſeine Geſinnung in das ſchönſte Licht. Indem wir in Anſehung der Lehren und der Schule des Ariſtoteles auf den Artikel Peripatetiſche Philoſophie verweiſen, gehen wir ſogleich auf ſeine hinterlaſſenen Schriften über. Bald nach ſeinem Tode geriethen ſeine Schriften in Vergeſſenheit; ſie fingen erſt an einigermaßen bekannt zu werden, als die Römer ſich der Philoſophie widmeten. Mit der Bibliothek des Apollikon kamen auch die Urſchriften von Ariſtoteles und Theophraſts Werken nach Rom (durch Sulla). Hier brachte ſie Andronikus von Rhodus in Ordnung und verſah ſie mit Inhaltsanzeigen. Seitdem wurden ſie vielfältig bearbeitet. Für uns ſind mehrere ſehr wichtige verloren gegangen; die noch vorhandenen ſind, nach der Ausgabe von Friedrich Sylburg, welche für die beſte gilt, folgende: Organon; Rhetorica et Poëtica; Ethica ad Nicomachum; Ethica magna; Politica et Oeconomica; Animalium Historia; De animalium partibus; Physicae Auscultationis lib. XIII. et alia opera; De Coelo; De Generatione et Conceptione; De Meteoris lib. IV.; De mundo; De Anima; Parva Naturalia; Varia opuscula; Aristotelis, Alexandri et Cascii Problemata; Aristotelis et Theophrasti Metaphysica. Außerdem ſchätzt man die Ausgaben von Caſaubonus und Duval; die neueſte iſt von Buhle.

Arithmetik, Rechenkunſt, aus dem griechiſchen Worte ἀριθμος entlehnt, iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche ſich mit den Zahlen und deren Vermehrung und Verminderung beſchäftigt. Man theilt ſie in die gemeine (die 4 Species der Rechenkunſt, die Bruchrechnung, die Lehre von den Wurzelgrößen und Proportionen) und in die höhere (Zerfällung ganzer Zahlen in Factoren, Kettenbrüche, Unterſuchung über die Eigenſchaften der Zahlen unter mancherlei Formen ꝛc.) ab. Die Arithmetik iſt ohne Zweifel ſehr alt. In Griechenland wurde ſie vervollkommnet,

und ging von dort auf Rom und auf die andern abendländiſchen Völker über. Jedoch war die Arithmetik der Alten nicht ſo brauchbar, als es die unſrige iſt. Unter den neuern Lehrbüchern dieſer Wiſſenſchaft zeichnen wir die von Wolf, Käſtner, Paſquich, Vega, Klügel und Büſch aus. Vgl. Mathematik und Rechenkunſt. — Arithmomantie war eine Wahrſagerkunſt aus Zahlen, deren ſich Pythagoras bedient haben ſoll, und welche er aus der genaueſten Freundſchaft der Götter mit den Zahlen ableitete.

Arius, ſ. Arianer.

Arkadien, eine Provinz Griechenlands in der Mitte des Peloponneſus, gegen Norden von Achaja und Sicyon, gegen Oſten von Argolis, gegen Süden von Meſſenien und gegen Weſten endlich von Elis begrenzt. Von ſeinen erſten Bewohnern, den Pelasgiern, hieß das Land früher Pelasgien, nachher ward es unter Lykaons funfzig Söhne vertheilt, und erhielt von einem Enkel deſſelben, Arkas genannt, den Namen Arkadien. In der Folge machten ſich die kleinen Reiche frei, und vereinigten ſich durch einen Bund. Die vornehmſten waren Mantinea, Tegea, Orchomenus, Pheneus und Pſophis. Die Bewohner des rauhen Gebirgslandes blieben lange in dem Zuſtande der Wildheit. Als ſie aber nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen ſie an, ihr Land zu bauen, und fanden Geſchmack an Tanz und Muſik. Dabei aber blieben ſie ſtets kriegeriſch, und fochten, wenn ſie ſelbſt keinen Krieg hatten, als Söldner anderer. Ihre Hauptgottheit war Pan, ihr Hauptgeſchäft Viehzucht und Ackerbau; dies gab den Idyllendichtern Anlaß, Arkadien zum Schauplatz ihrer Dichtungen zu wählen und es phantaſtiſch auszuſchmücken; ſo ward es in der Poeſie ein paradieſiſches Land, das es in der Wirklichkeit keineswegs war.

Arkadier (Akademie der), eine Vereinigung italieniſcher Dichter in Rom, welche in der letzten Hälfte des 17ten Jahrh. in der Abſicht errichtet wurde, den guten Geſchmack zu befördern und die italieniſche Dichtkunſt zu üben. Die ganze Einrichtung der Geſellſchaft ſoll die Nachahmung eines arkadiſchen Idyllen-Lebens vorſtellen. Daher werden die Verſammlungen in Gärten gehalten, und jedes Mitglied nimt einen griechiſchen Schäfernamen an, mit welchem es in der Geſellſchaft genannt wird, und unter welchem auch gewöhnlich die Gedichte einzelner Mitglieder herausgegeben worden. Die Geſetze der Geſellſchaft ſind nach dem Muſter der bekannten römiſchen 12 Tafeln abgefaßt; die wichtigſten darunter ſind: daß die Geſellſchaft keinen Protector haben ſoll, und daß keine Gedichte, die der Religion und den guten Sitten zuwider ſind, vorgeleſen werden dürfen. Das Wappen der Geſellſchaft iſt die Syrinx (die alte Hirtenflöte), mit Fichten und Lorbeern umwunden. Nur Dichter und Dichterinnen können Mitglieder ſein. Ehemals ſtand die Geſellſchaft in Anſehen, und man beeiferte ſich, in dieſelbe aufgenommen zu werden, welches jetzt nicht mehr der Fall iſt. Nach dem Muſter der Hauptgeſellſchaft in Rom wurden in mehreren Städten Italiens Vereinigungen zu gleichem Zweck geſtiftet. Der bekannte Literator Creſcimbeni (Verfaſſer einer Geſchichte der italieniſchen Dichtkunſt) hat Sammlungen von Gedichten der Geſellſchaft und Lebensbeſchreibungen verſchiedener Mitglieder derſelben herausgegeben.

Arkwright (Sir Richard), erſt Barbier, der ſich glücklich ſchätzte, zu einem halben Pence den Kunden ſeiner Barbierſtube den Bart abzunehmen, dann genialer Vervollkommner der Baumwoll-

ſpinnmaſchinen und dadurch der eigentliche Begründer eines Manufacturzweiges, dem Großbritannien eine unermeßliche Ausdehnung ſeines Waarenverkehrs und dem Millionen Hände Beſchäftigung verdanken. Es exiſtiren über die frühere Geſchichte dieſes merkwürdigen Mannes und ſeines Charakters mancherlei Verſionen, indem ihn die einen als ein Genie erſter Größe und von einem außerordentlichen Erfindungsgeiſte beſeelt, darſtellen, andere aber auch nur als einen Intriganten, der es verſtanden habe, ſich das anzueignen, was andere erfunden hätten. Nicht in Zweifel zu ziehen iſt aber, daß Arkwright ſich durch ſein Geſchick aus ſeinen niedrigen Verhältniſſen herausgeriſſen, auf die Ausbildung der Baumwollſpinnmaſchinen in England einen großen Einfluß gehabt und ſich auch perſönlich dadurch zu großen Ehren und großem Reichthume gebracht hat. Es war im J. 1767, daß er ſeine Barbierſtube aufgab und nach dem Städtchen Warrington kam, wo er ſeine mechaniſche Laufbahn damit begann, daß er eine Art von perpetuum mobile ausheckte. Ein Uhrmacher, Namens Kay, redete es ihm aber aus, dieſen Gedanken zu verfolgen und brachte ihn dagegen auf die Idee, ſein mechaniſches Talent auf eine Maſchinerie um Baumwolle zu ſpinnen, anzuwenden. Kay hatte ſich ſchon ſelbſt mit der Ausführung einer ſolchen Maſchine beſchäftigt, ohne jedoch auf große Reſultate dadurch gekommen zu ſein. Da ihre beiderſeitigen Geldmittel nicht hinreichten, ihre Ideen zur Ausführung zu bringen, ſo wendeten ſie ſich an einen Herrn Atherton in Liverpool, um bei dieſem Unterſtützung zu finden. Obgleich Arkwright dieſem Herrn Atherton ſeines vernachläſſigten Äußern wegen nicht zuſagte, ſo dachte letzterer doch ſo liberal, daß er die beiden Projectmacher nicht ganz im Stiche ließ. Eine Maſchine kam auf dieſe Weiſe zu Stande: Arkwright nahm im J. 1769 ein Patent darauf (das 1775 erneuert, im J. 1785 aber durch einen Ausſpruch der Kingsbench annullirt wurde) und baute mit einem Herrn Smalley ein Etabliſſement darauf, das aber fallirte. Jetzt ging Arkwright nach Nottingham, wo er neue und glücklichere Verſuche einleitete. Hier verband er ſich mit einem Schotten, Namens Dale und als er um dieſe Zeit von andern engliſchen Fabricanten angefochten wurde, pflegte er zu ſagen, daß er in die Hände eines Schotten ein Raſirmeſſer legen wolle, daß ſie alle tüchtig ſcheren werde. Allein auch von Dale trennte ſich Arkwright und auf ſich ſelbſt ſtehend galt er nun bald für einen der reichſten Spinner des Landes und bei ſeinem Tode im J. 1792 in der von ihm errichteten großen Anſtalt Cromford, ſchätzte man ſein Vermögen auf wenigſtens 500,000 Pf. Wenn auch Kay die erſte Idee zu den Arkwrightſchen Spinnmaſchinen nicht abgeſprochen werden möchte und ſolchem alſo unſere volle Achtung und Anerkennung gebührt, ſo darf doch nicht verkannt werden, daß derjenige, der eine rohe Idee in all ihren Zweigen ausbildet und ſie allen den Zwecken anzuwenden verſteht, deren ſie fähig iſt, dem erſten Erfinder oder Angeber des neuen Grundſatzes weit vorzuziehen bleibt. Seit Arkwrights Zeit iſt in der Behandlung der Baumwolle, in dem, was man das Waſſermaſchinengarn nennen kann, keine wichtige neue Entdeckung oder Verbeſſerung gemacht worden. Um ſich einen Begriff von den unermeßlichen Folgen zu machen, die Arkwrights Erfindung auf die Ausdehnung der Baumwollfabrication gehabt hat, genügt es anzuführen, daß von dem Jahre 1771 — 1780 die jährliche Durchſchnitteinfuhr roher Baumwolle aus 5,735,000 Pfund, von 1817 — 1821 aber im Durchſchnitt aus 144 Millionen beſtand, von welchen 130 Millionen Pfund in England verarbeitet, wenigſtens geſponnen wurden.

Arlay, eine Baronie in der vormaligen Grafſchaft Burgund (Franche Comté), jetzt im Juradepartement, gehörte früher dem Hauſe Chalon, von welchem die Prinzen von Oranien abſtammen (ſ. d. Art. Oranien und Naſſau). Hier erwähnen wir dieſer unbedeutenden Beſitzung nur deshalb, weil dieſelbe einen Theil der durch den Tod König Wilhelms III. von England erledigten ſogenannten oraniſchen Erbſchaft ausmachte, und ſeitdem, wegen der Anſprüche des preußiſchen Hauſes auf dieſe Erbſchaft, in den Titel der Könige von Preußen aufgenommen ward. In dem 1817 bekannt gemachten neuen Königl. preuß. Titel ſind zwar Oranien und Valengin beibehalten, Arlay aber iſt weggeblieben.

Armada heißt im Spaniſchen eine Flotte von Kriegsſchiffen, und bei uns vorzugsweiſe jene große Seemacht (die ſogenannte unüberwindliche Flotte), welche Philipp II. im J. 1588 gegen Eliſabeth von England ausrüſtete.

Armbruſt, ein ehemals gewöhnliches, ſeit der Erfindung der Feuergewehre aber faſt ganz aus dem Gebrauche gekommenes Schießgewehr; ein ſtarker hölzerner oder ſtählerner Bogen, der an einem beſondern Schaft und Anſchlage befeſtigt, mit dem Spanner geſpannt, und durch den am Schafte befindlichen Drücker abgedrückt wurde. Alle Arten Geſchoſſe, bei welchem der Bogen an einem beſondern Schafte befeſtigt war, nannte man Armbrüſte, daher es denn auch Wagenarmbrüſte gab, welche auf Karren befeſtigt waren und von Pferden gezogen wurden. Die kleinſte Art Armbrüſte, welche kleine Kugeln ſchießen, heißen Schnäpper. An den größern wird der Schaft, nebſt den zur Spannung gehörigen Stücken, Rüſtung oder das Rüſtzeug genannt. Auch die ganze Armbruſt heißt Rüſtung, und iſt nach Verhältniß der Größe entweder ganze oder halbe Rüſtung. Das älteſte Armbruſtſchießen nach dem Vogel ſchreibt ſich in Deutſchland von Boleslaus I., Herzog von Schweidnitz, her, der 1286 daſelbſt eine Vogelſtange errichten ließ.

Arme von Lyon, ſ. Waldenſer.

Armee, ſ. Heere (ſtehende).

Armenien, eine aſiatiſche Landſchaft von 5000 Quadratmeilen, die vormals in Groß- und Klein-Armenien zerfiel. Jenes, welches noch zuweilen den Namen Armenien führt, jetzt Turkomanien, liegt im Süden des Kaukaſus und begreift theils die osmaniſchen Paſchaliks Erzerum, Kars und Wan (1593 Q. M. mit 950,000 Einwohnern), theils die iraniſche Provinz Eriwan; dieſes, jetzt Aladuli oder Pegian genannt, gehört den Osmanen ganz und iſt gegenwärtig zwiſchen die Paſchaliks Meraſche und Siwas getheilt. Armenien iſt ein rauhes Gebirgsland, das im Norden den Kaukaſus zur Grenze hat, in der Mitte aber von Zweigen des Taurus, wozu der Ararat (ſ. d. Art.) gehört, durchzogen wird; hier nehmen die beiden großen Ströme, Euphrat und Tigris, ihren Urſprung, hier fließen der Kur und andere minder beträchtliche Flüſſe, und hier breiten ſich die Seen Wan und Geuk-ſcha aus. Das Clima iſt mehr kalt als warm; der Boden im Ganzen genommen mäßig fruchtbar, und mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet; doch gedeihen auch die ſchönſten Südfrüchte; die Gebirge ſind reich an Eiſen und Kupfer. Die Einwohner beſtehen aus eigentlichen Armeniern; aus Turkomanen, welche auf den Ebenen nomadiſiren; aus wenigen Osmanen, Griechen und Juden. — Von der älteſten Geſchichte dieſes Landes iſt nichts bekannt. Es ſcheint, meiſtens als Beute des Siegers, abwechſelnd unter den Aſſy-

niern, Medern, Perſern und Macedoniern geſtanden zu haben. Nach Alexanders Tode ward es ein Theil des ſyriſchen Reichs, bis es durch Antiochus des Großen Niederlage in die Hände einzelner Statthalter fiel, wo es in Groß- und Klein-Armenien getheilt ward. — Groß-Armenien war mehrern Anfechtungen ausgeſetzt. Römer und Parther kämpften lange um das Recht der Thronbeſetzung, und bald herrſchten parthiſche Fürſten, bald die von den Römern begünſtigten, bis endlich Trajan es zur römiſchen Provinz machte. Indeſſen befreite Armenien ſich aufs neue, und hatte wieder einige Könige; ein Partherkönig, Sapor, trachtete vergeblich, es ſich unterwürfig zu machen, und Armenien blieb frei bis 650, wo die Araber es eroberten. Sodann wechſelten immer neue Beherrſcher, unter denen ein Dſchingis-Khan, ein Tamerlan waren; 1552 endlich eroberte Selim II. das Land von den Perſern, und ſeitdem iſt daſſelbe zum größten Theil unter türkiſcher Botmäßigkeit geblieben. — Klein-Armenien hatte ebenfalls mehrere Beherrſcher, unter denen Mithridat zuerſt bekannt iſt; dieſem nahm es Pompejus und gab es dem Dejotarus u. ſ. f. Beim Verfalle des römiſchen Reichs im Oſten von den Perſern erobert, kam es (950) an die Araber, hatte von dieſer Zeit an gleiches Schickſal mit Groß-Armenien und ward 1514 von Selim I. zur türkiſchen Provinz gemacht. — Die Armenier, ein ernſtes und mäßiges Volk, beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Handel. In der Türkei iſt er faſt ganz in ihren Händen, in ganz Aſien, außer China, findet man Kaufleute von ihrer Nation und auch in dem öſtlichen Europa hat der Umſtand, daß ſie Chriſten ſind, ihnen Eingang verſchafft. Joubert ſagt vom häuslichen Leben der chriſtlichen Armenier: ſie ſind in ihrem Vaterlande fleißige Landbauer und die Familien verehren den Greis an ihrer Spitze, die Frau den Mann, der Sohn den Vater, wie in der Periode der Patriarchen. Die Nation liebt die Anſäſſigkeit, wenn die ewige Fehde der Paſchen und der Kurden dies nur erlaubt. Schon im vierten Jahrhundert nahmen die Armenier das Chriſtenthum an, und trennten ſich bei den monophyſitiſchen Händeln, als Gegner der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung, 536 von der griechiſchen Kirche. Die Päpſte haben zu verſchiedenen Zeiten, wenn ſie um Schutz wider die Mohammedaner baten, verſucht, ſie an ſich zu ziehen, ohne jedoch ihre bleibende und allgemeine Vereinigung mit der römiſchen Kirche bewirken zu können. Nur in Italien, Polen, Gallizien, Perſien (unter dem Erzbiſchof von Nachitſchewan, einer neuangelegten Stadt am Don, im ruſſiſchen Gouvernement Jekaterinoslaw, deren Einwohner großtentheils Armenier ſind) und in Marſeille trifft man unirte Armenier an, welche die geiſtliche Oberherrſchaft des Papſtes anerkennen, in ihren Glaubensſätzen mit den Catholiken übereinſtimmen, aber ihre eigene Kirchenordnung beibehalten. Eben ſo verhält es ſich mit den unirten armeniſchen Klöſtern auf dem Berge Libanon in Syrien. Bei dem perſiſchen Einbruch im Anfange des 17ten Jahrh. ſahen ſich viele genöthigt, Mohammedaner zu werden, aber bei weitem der größte Theil ſind noch Monophyſiten, und ihrer alten Verfaſſung und Religionsübung treu geblieben; auch hat die Pforte ſie gegen die Anſchläge der Catholiken fortwährend dabei geſchützt. Ihr Lehrbegriff unterſcheidet ſich beſonders dadurch vom orthodoxen, daß ſie in Chriſto nur eine Natur annehmen, und den Geiſt blos vom Vater ausgehen laſſen. Bei ihren ſieben Sacramenten, die ſie Geheimniſſe nennen, haben ſie das Eigenthümliche, daß ſie bei der Taufe dreimal beſprengen und dreimal eintauchen, und die Firmelung gleich damit verbinden, beim Abendmahl unvermiſchten Wein mit geſäuertem Brote gebrauchen,

welches ſie in den Wein getaucht herumreichen, und die letzte Ölung nur geiſtlichen Perſonen gleich nach ihrem Tode zukommen laſſen. Sie verehren Heilige und ihre gemalten Bilder, glauben aber kein Fegfeuer. Im Faſten thun ſie es den Griechen zuvor, und feiern weniger Feſte, aber andächtiger als dieſe. Ihren Gottesdienſt halten ſie in der Türkei meiſt des Nachts, die Meſſe in der alt-armeniſchen, die Predigt in der neu-armeniſchen Sprache. Ihre hierarchiſche Verfaſſung weicht wenig von der griechiſchen ab. Der Katholikos, das Haupt der Kirche, hat ſeinen Sitz zu Etſchmiazim, einem Kloſter bei Eriwan, der Hauptſtadt des perſiſchen Armeniens, am Ararat. Das heilige Salböl, das er verfertigt und an die Geiſtlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier nach Etſchmiazim verſchaffen ihm die Mittel, den Aufwand ſeines prächtigen Gottesdienſtes und ſeiner Bildungsanſtalten zu beſtreiten. Er unterhält bei ſich ein Seminarium für Geiſtliche; und die Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe der Armenier werden von ihm eingeſetzt, auch alle drei Jahre in ihren Ämtern beſtätigt oder davon abgerufen. Die übrigen Geiſtlichen ſind an Rang und Beſchäftigung den Prieſtern der orthodoxen Kirche ähnlich, die Mönche folgen der Regel des heiligen Baſilius. Nur die Vartabets, welche wie Mönche leben, der Wiſſenſchaften pflegen, Grade, die ſich mit unſern akademiſchen vergleichen laſſen, erlangen und Vicarien der Biſchöfe ſind, machen als eigentliche Gelehrte eine der armeniſchen Kirche eigenthümliche Claſſe von Geiſtlichen aus. Die Weltprieſter müſſen ſich einmal verheirathen, dürfen aber keine zweite Frau nehmen. Im Aberglauben und in der Anhänglichkeit an alte Formen gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen ſich aber durch beſſere Sitten vor ihnen aus. Überhaupt übertreffen ſie alle ihnen verwandte monophyſitiſche Parteien an Bildung, laſſen das Volk die Bibel leſen, treiben die theologiſchen, hiſtoriſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, beſitzen eine nicht ganz arme Nationalliteratur und zu Etſchmiazim eine Druckerei, welche prächtige Bibelabdrücke beſorgt. Dieſe ächten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei, wo ſie am zahlreichſten ſind, und ihr Patriarch zu Conſtantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte ſteht, wie der griechiſche, in Perſien zu Iſpahan, Schiras und Nerinkale, in Rußland zu Petersburg, Moskwa, Aſtrachan und in den kaukaſiſchen Gouvernements, Gemeinden, und zu London und Amſterdam kleine Niederlaſſungen. E.

Armenweſen iſt der Inbegriff des Zuſtandes der Armen und aller Anſtalten im Staate, wodurch die Armen nach den verſchiedenen Stufen ihrer Dürftigkeit zweckmäßig unterſtützt, theils die Urſachen und Quellen der Armuth aufgeſucht, verſtopft, und die Folgen derſelben möglichſt aufgehoben, oder für den Staat am wenigſten nachtheilig gemacht werden. Die Armuth hat verſchiedene Grade und Abſtufungen, welche mit demjenigen Armen, der durch Arbeit ſich redlich zu nähren ſucht, aber bei aller Anſtrengung ſeiner Kräfte und ſeines Fleißes nicht ſo viel erwerben kann, als er für ſich und die Seinigen bedarf, und auch bei ſolchen Armen ihren Anfang nehmen, die noch in Wohnung und Hausgeräthen ein kleines Eigenthum beſitzen; und dieſe Abſtufungen gehen im erſtern Falle herab bis zu den liederlichen Herumſtreifern, im letztern aber bis zu denjenigen Armen, die nirgends ein Obdach haben und in Höhlen, auf Straßen, in Feldern, Ställen, Waldhütten ꝛc. übernachten. Jede Stufe der Armuth enthält mehr oder minder Mangel an zureichenden Mitteln zur Befriedigung der nothdürftigſten Bedürfniſſe des Lebens und ſchließt allen Wohlſtand aus. Hierdurch

wird nun die Verſuchung zur Bettelei, zum lüderlichen Leben, zum Betruge und endlich zum Diebſtahl mächtig; doch ſind bei vielen Armen der höchſten Stufen doch dieſe traurigen Geſinnungen, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit ſtören, nicht immer vorhanden. Allein der Nationalwohlſtand leidet durch die Armen doppelt: erſtens, weil ſie in der Regel ihre Kinder ſchlecht erziehen und nicht zur Arbeit gewöhnen, und zweitens, weil die Wohlhabenden und Reichen nicht blos ſie ernähren, ſondern ihre öffentlichen Laſten mit übertragen müſſen. Die Urſachen und Quellen der Armuth laſſen ſich unter zwei Hauptclaſſen bringen, nämlich: ſelbſtverſchuldete, als Hang zur Trägheit, Faulheit und Müßiggang, und die daraus entſtehende Neigung zur Unordnung, zu Spiel, zu Völlerei, Verſchwendung, Wolluſt ꝛc., wo auf unerwartete Unglücksfälle nichts zurückgelegt, ſondern alles Erworbene ſogleich vergeudet wird; und in unverſchuldete Armuth, als Mangel an Verdienſt bei ſinkenden Gewerben und beim Höherſteigen der zum Unterhalte nothwendigen erſten Lebensbedürfniſſe; Unglücksfälle durch Feuer- und Waſſersnoth, durch Betrug und Diebſtahl wegen Mangels an Polizeiaufſicht über Gauner und Herumſtreifer, durch Krieg ꝛc. Mangel an Anſtalten zur Beſchäftigung der Müßiggänger ꝛc. Soll allen dieſen übeln abgeholfen werden, und ſoll das Armenweſen in einem Staate gut und zweckmäßig eingerichtet ſein; ſo müſſen zur Verſorgung der Armen die verſchiedenen Anſtalten vollſtändig vorhanden und vollkommen eingerichtet ſein, und alle Bettelei, aber auch alles unzeitige, den Müßiggang fördernde Almoſengeben, aufs ſtrengſte unterſagt werden. Zu Erreichung dieſes Endzwecks iſt im Staate höchſte Einheit in Anwendung der Mittel nothwendig. Dieſe wird hervorgehen aus einer allgemeinen Staatsarmenordnung, mit welcher die beſondern Stadt- und Dorf-Armenordnungen genau übereinſtimmen müſſen (ſ. Friedr. Bened. Webers ſtaatswirthſchaftlicher Verſuch über das Armenweſen und die Armenpolizei, mit vorzüglicher Hinſicht auf die dahin einſchlagende Literatur, Göttingen 1807). Ein unabänderlicher Hauptgrundſatz der Armenanſtalten muß ſein, die Armen blos mit demjenigen zu unterſtützen, was ihnen zur Befriedigung der dringendſten Lebensbedürfniſſe fehlt, und was ſie durch eigene Anſtrengung nicht zu erwerben im Stande ſind. Die Armen ſelbſt aber ſind entweder geſund und ſtark, oder ſchwach, alt, krank und gebrechlich, Erwachſene oder Kinder. Nach dieſer verſchiedenen körperlichen Beſchaffenheit müſſen die Armenanſtalten geordnet werden. Es bedarf daher jeder Staat 1) freiwilliger Arbeitshäuſer, in welchen redlichgeſinnte und arbeitsluſtige Arme ſo viel Arbeit finden, als ſie zu ihrer Unterhaltung nöthig haben. 2) Zwangsarbeitshäuſer für Arme, welche dem Müßiggang, der Bettelei, der Lüderlichkeit und Völlerei ergeben ſind, und keine Neigung zur Arbeit haben. Hier müſſen die Armen zwar menſchlich, vorſorgend und unterrichtend, aber auch zugleich ernſthaft, ſtreng und beſſernd in Rückſicht ihrer Sittlichkeit, mit anfangs mäßigen, dann ſteigenden körperlichen Züchtigungen im Falle der Widerſpenſtigkeit ꝛc. behandelt werden. Verbrecher dürfen, zu Abbüßung ihrer Strafe, in ſolche Häuſer durchaus nicht aufgenommen werden; ſie gehören in die Zuchthäuſer. 3) Armenhäuſer für ſolche Arme, die ſich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnungen haben. 4) Armenkrankenhäuſer und Spitäler für alte, gebrechliche und kranke Arme, die daſelbſt auch nach ihren Körperkräften, beſchäftigt werden können. 5) Freiſchulen, in welchen die Kinder nach den Unterrichtsſtunden auch Arbeit erhalten. Endlich 6) Findel- und Waiſenhäuſer, wo Arme ihre Kinder zur Erziehung abge-

den können. Die Koſten hiezu werden herbeigeſchafft: 1) durch die Arbeit der Armen ſelbſt; 2) durch freiwillige, zu gewiſſen Zeiten feſtbeſtimmte, in einem oder zwei Terminen zahlbare Beiträge; im Nothfalle auch wohl 3) durch förmliche Armenſteuern und durch Beſteuerung von Luxusgegenſtänden; 4) durch ſogenannte Armenbüchſen, die bei Volksfeierlichkeiten, Schmauſereien, Kindtaufen, Hochzeiten ꝛc. ausgeſetzt werden; 5) Kirchencollecten in offenen, an die Thüren geſtellten Becken; 6) Schenkungen und Vermächtniſſe für die Armenanſtalten; 7) Beiträge von allen Käufen, Verkäufen und Vertauſchungen liegender Grundſtücke nach Verhältniß des Werths u. ſ. w. Die Verwaltung ſämmtlicher Anſtalten dieſer Art wird am beſten und zweckmäßigſten unter der Leitung einer obern, von der Landesregierung ernannten Behörde und der Ortsobrigkeiten, einer Anzahl wohlhabender Bürger als Ehrenamt übertragen, welche (ein jeder in ſeinem Bezirke), die ihrer Pflege anvertrauten Armen genau beobachten, den Grad ihrer Hülfsbedürftigkeit auszumitteln ſuchen, und über die Art und Weiſe ihrer Unterſtützung Vorſchläge thun. — Erſt in den neueſten Zeiten iſt man dahin gelangt, den eigentlichen Zweck und das Weſen der Armenpflege klar und deutlich zu erkennen; in den meiſten europäiſchen Staaten wird dieſer wichtige Zweig der öffentlichen Verwaltung noch ſehr vernachläſſigt; Deutſchland kann, bei ſeiner Zerſtückelung, in Sachen ſolcher Art nie zur Einheit gelangen, doch gebührt namentlich Hamburg und Oldenburg der Ruhm, in dieſer Hinſicht zuerſt die Bahn gebrochen zu haben.

Armfelt (Guſtav Moritz, Graf von). Wenige Perſonen erlebten ſo viele und ſchnelle Glückswechſel, als dieſer unternehmende, geiſtvolle und wiſſenſchaftlich gebildete Staatsmann. Er befand ſich unter den Verbündeten des Adels, welche Guſtav III. im März 1789 in Stockholm verhaften ließ, als er, in Folge der Empörung ſeines Heers in Finnland, die Machtbeſchränkung der erſten Stände veranſtaltete. Deſſen ungeachtet erhielt der Baron Armfelt in dem Feldzuge 1790 gegen die Ruſſen ein Commando, und trug verſchiedene Vortheile davon. Hierauf ward er zum Bevollmächtigten Miniſter ernannt und ſchloß in der Ebene von Werelä, in der Mitte der beiderſeitigen Vorpoſten, den $\frac{3}{14}$ten Aug. 1790 mit Rußland den Frieden ab. Den $\frac{8}{19}$ten Oct. 1791 unterzeichnete er ein Bündniß zwiſchen beiden Höfen. Alsbald nach der Ermordung Guſtavs III. (29ſten März 1792) ward er Gouverneur der Stadt Stockholm. Im Juli nahm er ſeinen Abſchied als General, weil der Herzog Adminiſtrator ſich weigerte, dem Vertrage mit Rußland gemäß, Truppen gegen Frankreich zu ſchicken. Gleich darauf ward er zum ſchwediſchen Miniſter an den italieniſchen Höfen ernannt; aber im Dec. 1793 kam er in den Verdacht einer Verſchwörung gegen den Herzog Adminiſtrator und eines verrätheriſchen Briefwechſels mit der Gräfin Rudenskoff. Man ſchickte deshalb im Febr. 1794 einen Courier nach Neapel, um ihn verhaften zu laſſen. Der Gouverneur dieſer Stadt aber gab ihm Mittel zur Flucht an die Hand. Armfelt flüchtete nach Polen und ließ ſeine Rechtfertigung in die öffentlichen Blätter einrücken. Als eines Hochverraths und eines Majeſtätsverbrechens verdächtig, ward er vor das Hofgericht geladen, ſtellte ſich aber nicht. Nachdem ſein aufgefangener Briefwechſel öffentlich in der Sitzung vorgeleſen war, erkannte man ihn für überwieſen, verurtheilte ihn zum Tode, ſchloß ihn vom Schutze der Geſetze aus und erklärte ihn, ſo wie er den ſchwediſchen Boden betreten würde, für vogelfrei. Seine Güter wurden eingezogen, und

ſein Urtheil in allen großen Städten des Königreichs öffentlich angeſchlagen. Als der junge König, Guſtav Adolph IV., an das Ruder der Regierung trat, kam er wieder in Gunſt, und ſeine Gemahlin ward ſelbſt Gouvernante der königlichen Kinder. Zu Ende 1802 erhielt er einen neuen Beweis des Zutrauens in ſeiner Ernennung zum ſchwediſchen Miniſter am wiener Hofe. Doch war ſein Aufenthalt daſelbſt nur von kurzer Dauer, da der König ſich weigerte, das Oberhaupt der öſterreichiſchen Monarchie in der neuangenommenen Würde eines Kaiſers von Öſterreich anzuerkennen. In dem Feldzuge Preußens gegen Frankreich, an welchem auch Schweden Theil nahm, vertraute ihm der König den wichtigen Poſten eines Militärgouverneurs von Stralſund. Später befehligte er einige Zeit in Finnland gegen Rußland. Nach dem Friedensſchluſſe von Friedrichshamm (7ten Sept. 1809) verließ er die ſchwediſchen Dienſte und leiſtete dem Kaiſer Alexander den Eid der Treue. Dies veranlaßte, daß ein Befehl des Königs Carl XIII. von Schweden, vom Kronprinzen unterzeichnet, dem Directorium der Ritterorden zu Stockholm vorſchrieb, Armfelt aus der Liſte der ſchwediſchen Edeln wegzuſtreichen, weil er dem Kaiſer von Rußland den Eid der Treue geſchworen, folglich aufgehört habe, Unterthan Sr. Maj. des Königs von Schweden zu ſein. 1812 erhob ihn der ruſſiſche Kaiſer in den Grafenſtand. Er ſtarb 1814.

Arminianer, ſ. **Remonſtranten**.

Arminius, ſ. **Hermann**.

Armorica, der vor der Eroberung Galliens durch die Römer gebräuchliche celtiſch-galliſche Name des weſtlichen Frankreichs, inſonderheit das nachherige Bretagne. S. auch **Aquitanien**.

Armuth iſt der Zuſtand, in welchem der Menſch nur ſo viel oder nicht einmal ſo viel hat, als zur Befriedigung ſeiner nothwendigſten Bedürfniſſe erforderlich iſt. (S. **Armenweſen** und **Kloſtergelübde**.)

Arnaud (F. Th. M. Baculard d'), ein ſehr fruchtbarer franzöſiſcher Schriftſteller, war zu Paris 1719 geboren, ſtudierte daſelbſt bei den Jeſuiten. Schon in ſeiner frühen Jugend entwickelte ſich ſeine Neigung zur Poeſie; er ſchrieb unter andern drei Trauerſpiele, von denen das eine, Coligny ou la St. Barthélemi, 1740 gedruckt erſchien. Voltaire, dem er dadurch bekannt wurde, gewann ihn lieb und unterſtützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II. eröffnete einen Briefwechſel mit ihm, und berief ihn ſpäter zu ſich nach Berlin, nahm ihn ſehr wohlwollend auf, nannte ihn ſeinen Ovid, und richtete ein Gedicht an ihn, das ſich mit den Verſen ſchloß:

Déjà l'Apollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Elevez-vous, s'il baisse encore;
Ainsi le couchant d'un beau ojur
Promet une plus belle aurore.

Frankreichs Apoll, Voltaire, fand dieſe Vergleichung nicht gar zu ſchmeichelhaft für ſich, und rächte ſich durch Spötteleien über Arnauds Perſon und Verſe. Nach einem Jahre verließ Arnaud Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte von da in ſein Vaterland zurück. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert, und führte nachher ein unglückliches Leben, da wegen ſeiner wenigen Sparſamkeit weder die Unterſtützung der Regierung, noch

ſeine Feder ihn vor Mangel zu ſchützen vermochten. Er ſtarb zu Paris 1805 in dem hohen Alter von 86 Jahren. Seine vorzüglichſten Werke ſind: les épreuves du sentiment, les délassements de l'homme sensible, les loisirs utiles, und einige andere. Seine Theaterarbeiten haben keinen Werth, und nur der Comte de Comminges kam 1790 mit einem augenblicklichen Beifall aufs Theater. Die Zahl ſeiner Gedichte iſt ſehr groß; ein Theil derſelben erſchien 1751 in drei Bänden.

Arnault, franz. Dichter, Verfaſſer der Trauerſpiele: Marius à Minturne, Lucrèce, Cincinnatus u. a. m. Er hatte Buonaparte nach Ägypten begleitet und ward nach ſeiner Rückkehr im Sept. 1790 zum Mitgliede des Nationalinſtituts ernannt. Lucian Buonaparte, als Miniſter des Innern, ſtellte ihn an die Spitze der dritten Diviſion ſeines Miniſteriums, wo er den öffentlichen Unterricht leitete. Er folgte Lucian auch auf ſeiner Geſandtſchaft nach Spanien, und trat dann wieder in das Büreau des öffentlichen Unterrichts ein, bis er 1805 Vicepräſident des Inſtituts ward. Im September 1808 ward er beiſitzender Rath und Generalſecretär des Univerſitätsraths, bis 1814 und im Mai 1815 Mitglied der Deputirtenkammer für das Seinedepartement. Er drang lebhaft auf die Unterſuchung und Annahme eines gegen die Feinde der Nationalunabhängigkeit gerichteten Entwurfs, ward nach Ludwigs XVIII. Rückkehr mit in die Verbannungsverordnung vom 24ſten Juli begriffen und ging nach Belgien. Sein Verdienſt als Theaterdichter iſt geſchätzt und ſein Marius hat ſich auf der Bühne behauptet. Sein neueſtes Trauerſpiel, Germanicus (überſetzt von Th. Hell und von v. Rieſch), wurde 1817 im Théâtre français zu Paris bei ſehr vollem Hauſe aufgeführt, verurſachte aber, weil die einander entgegengeſetzten politiſchen Parteien im Stücke ſelbſt Veranlaſſung fanden, ihre Geſinnungen laut zu äußern, große Unruhen im Schauſpielhauſe, und die dadurch aufgeregte Erbitterung dauerte einige Zeit fort. Die Abſicht, dadurch die Zurückberufung des Verfaſſers aus ſeiner Verbannung zu bewirken, ſchlug fehl, und das Stück ward nicht weiter gegeben. Seine geſammelten Werke erſchienen 1818 in Brüſſel, in 6 Bänden.

Arnauten oder Albaneſen, ein osmaniſches Volk von vermiſchter Abkunft, welches ſich im weſtlichen Theile von Rumili längs der Küſte des adriatiſchen und ioniſchen Meers verbreitet, und Colonien auf den neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Küſten abgeſetzt hat. Der größte Theil derſelben iſt jetzt im Aufſtande gegen die türkiſche Pforte. Die Natur hat ſie an Leib und Seele kriegeriſch erſchaffen; daher waren auch die Arnauten die beſten Soldaten im türkiſchen Heere. Offen gegen Freunde und Vorgeſetzte, erlauben ſie ſich, wie alle rohen Völker, gegen ihre Feinde jede Art von Liſt und Treuloſigkeit. Selbſt der Druck, unter dem ſie lebten, erhob ſie zum Sinn für Freiheit. Zu Künſten und Gewerben haben ſie keinen Hang, und können ſich nicht überzeugen, daß Säen und Ackern ein ſo ehrenvolles Gewerbe ſei, wie die Beſchäftigung mit den Waffen. Der Ackerbau iſt ihnen ein läſtiges Geſchäft; ſie erwerben lieber mit Blut als mit Schweiß. Ihr unruhiger Geiſt haßt die Einförmigkeit des Friedens. Die höhere Kriegskunſt kennen ſie nicht; ſie bilden nie eine Schlachtlinie und verſtehen ſich nicht auf die Vortheile feſter Stellungen. Daher vermögen ſie auch nicht ſo viel gegen europäiſche Heere, als ihr perſönlicher Muth erwarten ließ. Sie führen die erleſenſten Waffen; auf der Bruſt tragen ſie

eine ſilberne Platte, und ihre Beine ſind mit einer Art Harniſch bekleidet; die Haare, welche vorn abgeſchoren ſind, bedeckt eine bis auf die Augenbraunen vorgeſchobene Mütze von rothem Tuch. — **Albanien**, ein Theil der türkiſchen Provinz Arnaut Vilajeti, ein gebirgiges, aber doch zum Wein-, Obſt-, Baumwollen- und Tabacksbau ſehr geſchicktes Küſtenland am adriatiſchen und ioniſchen Meere, iſt das eigentliche Vaterland der Albanier oder Arnauten. Berüchtigt unter ihnen ſind die **Montenegriner** (ſ. d. A.) in dem Gebirge Montenegro, welche von den Türken nicht haben bezwungen werden können. Außer Janina, einer ſchlecht gebauten Stadt von 30,000 Einwohnern, und Scutari mit 12,000 Einwohnern (nicht zu verwechſeln mit der Stadt gleiches Namens in Anadoli, Conſtantinopel gegenüber), beides Sitze von Paſchen, bemerken wir **Durazzo**, das alte Dyrrhachium.

Arnd (Johann), ein Lutheriſcher Geiſtlicher, der bei ſeinem Religionsunterrichte ſtets auf die nützliche Anwendung ſah. Er war 1555 zu Ballenſtädt, im Fürſtenthum Anhalt, geboren, ſtudierte auf den Univerſitäten zu Helmſtädt, Wittenberg, Strasburg und Baſel, erhielt dann ein Schulamt in ſeinem Vaterlande und ſchon 1583 das Pfarramt zu Badebern. Von hier vertrieb ihn der Calvinismus nach Quedlinburg, wo er 1590 Paſtor wurde. Seit 1599 war er Prediger in Braunſchweig, dann zu Eisleben von 1608 bis 1614, endlich Superintendent zu Celle, wo er 1621 im Mai ſtarb. Wenige Stunden vor ſeinem Tode hatte er über die Worte aus Pſalm 126: die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten, gepredigt, und ſagte, als er nach Hauſe kam, daß er eben eine Leichenrede gehalten habe. Seine Vermögensumſtände waren ſehr mittelmäßig, und dennoch bewies er eine ſo freigebige Milde, daß er in den Ruf kam, den Stein der Weiſen zu beſitzen. Seine aſcetiſchen Schriften ſind voll Wärme und Salbung, und unter dieſen iſt ſein wahres Chriſtenthum die bekannteſte, und die faſt in alle gebildete Sprachen überſetzte. Doch eben dieſes vortreffliche Erbauungsbuch, deſſen lauterer Myſticismus der Andacht eine in jenem Zeitalter des ſteifſten Dogmatismus und des ärgerlichſten Federkrieges eben ſo nöthige als erquickende Nahrung darbot, fanden Lutheriſche Eiferer, wie Corvinus und Oſiander, verfänglich, und verketzerten den frommen Arnd als einen gefährlichen Myſtyker und Irrlehrer. Ihre Beſchuldigungen hat ſeine, durch gewiſſenhafte Amtstreue, ungeheuchelte Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit und ſtandhafte Geduld und Selbſtbeherrſchung in ſeinen Leiden erprobte, Tugend und der nicht zu berechnende zweihundertjährige Segen ſeines Buches widerlegt. Er hat den Kirchenhiſtorikern, Arnold und Spener, trefflich vorgearbeitet und großen Antheil an der Wiedergeburt der evangeliſchen Kirche, die an die Stelle des todten Buchſtabens ein lebendiges Chriſtenthum ſetzte. Noch jetzt wird es unter dem Volke häufiger gefunden und fleißiger gebraucht, als alle neuern Bücher dieſer Art. Neuere Bearbeitungen haben Fedderſen 1777 und Sintenis d. j. 1816 geliefert.

Arndt (Ernſt Moritz), ein ausgezeichneter deutſcher Schriftſteller, der ſich beſonders zur Zeit der Befreiung Deutſchlands von der Franzoſenherrſchaft thätig bewies, und durch ſeine freimüthigen und patriotiſchen Schriften kräftig dazu mitwirkte. Er iſt aus Pommern gebürtig und war 1806 Profeſſor der Philoſophie zu Greifswalde. Seine in den Jahren 1797 bis 1799 unternommenen Reiſen (Reiſe durch Schweden, 4 Bde., durch einen Theil Italiens, 2 Bde., durch einen

Theil Frankreichs, 2 Bde., durch Deutſchland, Italien, Ungarn und Frankreich, 2te Aufl. 4 Bände) machten ihn als einen aufmerkſamen und aufgeklärten Beobachter bekannt. Er war damals ein wiewohl gemäßigter Lobredner Napoleons. Als er aber deſſen verderbliches Unterjochungsſyſtem durchſchaut hatte, ward er ſein deſto entſchiednerer Gegner. Dies bewies ſein Geiſt der Zeit, welcher 1807 erſchien und allgemeines Aufſehen erregte. Man findet darin anziehende hiſtoriſche und politiſche Skizzen und ſehr überraſchende Anſichten von dem Ausgange der Kriege Napoleons. Mit kühner Freimüthigkeit ſagt der Verfaſſer, daß dieſer Weltbeſtürmer nicht anders als mit ſeinen eigenen Waffen beſiegt werden könne. Napoleon nöthigte ihn, nach Schweden zu flüchten, von wo Arndt erſt in dem Augenblick der Befreiung ſeines Vaterlandes zurückkehrte. Sein Beſtreben war, die Erbitterung gegen die franzöſiſchen Unterjocher immer höher und höher zu ſteigern, den Eifer für Unabhängigkeit und Vaterland zu entflammen, und die Jugend Deutſchlands unter die Waffen zu bringen. Eine Menge von Schriften, voll Feuer und Geiſt, floſſen damals aus ſeiner raſtloſen Feder, die alle und nicht ohne Erfolg auf dieſe Zwecke hinarbeiteten. Auch nach Napoleons Sturz blieb er mit ſeinen Rathſchlägen, wie Deutſchlands Wohl dauerhaft begründet werden könne, nicht zurück und manches von ihm hier ausgeſtreute Samenkorn wird vielleicht noch in der Zukunft nützliche Früchte tragen. — Arndt lebte zuletzt am Rhein und wurde 1818 von der preuß. Regierung als Profeſſor der Geſchichte bei der in Bonn neuerrichteten Univerſität angeſtellt. In Folge einer Unterſuchung wegen demagogiſcher Umtriebe wurde Arndt im J. 1820 von ſeinem Poſten entſetzt. Man vergleiche darüber „Arndt abgenöthigtes Wort in ſeiner Sache, 1821.“

Arnold von Brescia, ein Schüler Abelards, kam voll neuer Ideen über Religion und Kirche um 1136 in ſeine Vaterſtadt zurück. Sein hoher, kühner Geiſt, ſeine Kenntniß des chriſtlichen Alterthums und ſeine ſalbungsvolle, hinreißende Beredſamkeit als Geiſtlicher und öffentlicher Lehrer, verſchafften ſeinen Strafreden gegen das Unweſen der Prieſterherrſchaft Bewunderung und Glauben. So regte er das Volk gegen die Geiſtlichkeit auf, und fand auch in Frankreich, wohin er 1139 flüchten mußte, zahlreiche Anhänger; denn die gerechte Unzufriedenheit mit den damaligen Sitten und Anmaßungen der Geiſtlichen hatte ihm allenthalben Bahn gemacht. Das ſchnell auflodernde Feuer der Empörung konnte der Bann, den Innocenz II. über ihn und ſeine Anhänger (Arnoldiſten) ausſprach, nicht löſchen. Arnold predigte ſeine Lehre ungekränkt zu Zürich in der Schweiz bis 1144, wo er zu Rom als Volksführer auftrat und durch die Kraft ſeiner Rede gewaltthätige Ausbrüche der Volkswuth gegen die geiſtlichen Gewaltherrſcher veranlaßte. Die tobende Menge, die er ſelbſt nicht mehr bändigen konnte, verehrte ihn als ihren Vater und ſelbſt der Senat beſchützte ihn, bis Adrian IV. 1155 die Stadt mit dem Interdict belegte. Dieſe noch nie erhörte Schmach beugte die Römer, ſie baten um Gnade und Arnold mußte fliehen. In Campanien ward er aufgegriffen, als Ketzer und Rebell zu Rom verbrannt, ſeine Aſche in die Tiber geſtreut und ſein Anhang unterdrückt. Aber der Geiſt ſeiner Lehre erbte ſich auf die Secten fort, die dieſes und das folgende Jahrhundert entſtehen ſah. E.

Arnold (Joh.), ein Müller auf einem Gute des Grafen von Schmettau in der Neumark. Die bekannte Geſchichte dieſes Mannes

enthält den ſprechendſten Beweis von der Gerechtigkeitsliebe Friedrichs II., bietet aber auch ein trauriges Beiſpiel dar, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden könne. Das Flüßchen, welches Arnolds Mühle trieb, floß vor einem Gute des Herrn von Gersdorf vorbei. Dieſer grub an einem Orte, wo, nach einer alten Urkunde, ſchon vor mehr als hundert Jahren ein Teich geweſen war, aufs neue einen aus, und leitete das Flüßchen hindurch, das weiter unten die Mühle trieb. Arnold entrichtete ſeinem Gutsherrn den Pacht nicht, weshalb die Gerichte des Grafen von Schmettau die Mühle anſchlugen, die der Herr von Gersdorf erſtand. Die Müllerin war bei dem Könige, der ſie perſönlich kannte, ſchon vorher in Schleſien über ihre Sache eingekommen; jetzt wandte ſie ſich von neuem an denſelben. Der König trug erſtlich der neumärkiſchen Regierung, dann dem Kammergericht in Berlin auf, die Sache zu unterſuchen; beide ſprachen wider den Müller. Viele Umſtände vereinigten ſich, den König zu überreden, es werde hier die Unſchuld unterdrückt. Er hatte die Sache durch den damaligen Oberſten von Heuking unterſuchen laſſen, und dieſer hatte einen ſehr vortheilhaften Bericht für den Müller abgeſtattet. Als daher der König den Spruch des Kammergerichts erfuhr, ließ er die drei Räthe, die denſelben abgefaßt, nebſt dem Groß-Kanzler von Fürſt zu ſich rufen, caſſirte dieſen, und ließ die Räthe verhaften. Sein Zorn bei dieſer Gelegenheit war unbeſchreiblich. Er forderte ein Gutachten vom Criminal-Senat, verwarf es aber, weil es mit ſeiner Anſicht der Sache nicht übereinſtimmte, und ſchrieb dem Miniſter von Zedlitz vor, wie er das Urtheil ſprechen ſolle. Der Miniſter weigerte ſich ſtandhaft, worauf Friedrich an ihn ſchrieb: „weil Ihr denn nicht ſprechen wollt, ſo will ich ſelbſt ſprechen,“ und ſo beſtrafte er die Räthe und verurtheilte dieſelben überdies, dem Müller den Schaden zu erſetzen. Unter der Regierung ſeines Nachfolgers ward die Sache von neuem unterſucht, und das Obertribunal beſtätigte 1787 die beiden vorigen Urtheilsſprüche. Die caſſirten Räthe wurden wieder eingeſetzt, jedoch erhielten auch die Arnoldiſchen Eheleute Zeichen der königlichen Gnade.

Arnoldiſten, ſ. Arnold von Brescia.

Arrende, die Pachtung für einen Grundzins. In Rußland ſind Arrenden Krongüter, welche gewiſſen verdienten Perſonen für einen ſehr mäßigen Pacht verliehen werden.

Arria, die heldenmüthige Gattin des Cäcina Pätus, dem, als angeblicher Anſtifter einer Verſchwörung gegen den Kaiſer Claudius, zuletzt kein anderer Ausweg blieb, als der Tod von eigner Hand. Da ergriff ſie, die ihm auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, ſtieß ſich denſelben in die Bruſt, und reichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es ſchmerzt nicht!“

Arrièregarde, der Nachtrab oder die Nachhut eines Heeres, iſt im Rücken deſſelben, was die Avantgarde, der Vortrab, vorn iſt. Die Arrièregarde iſt eigentlich beſtimmt, den Rückzug zu decken. Sie muß aus Infanterie mit Geſchütz, aus Jägern oder Scharfſchützen und aus leichter Cavallerie zuſammengeſetzt ſein, und eine Waffenart, die andere nach Maßgabe der Örtlichkeit unterſtützen. Die Cavallerie wirkt in den Ebenen, die Infanterie unterſtützt jene, falls ſie geworfen werden ſollte, und beſetzt die engen Päſſe; die Jäger oder Scharfſchützen aber halten die feindlichen Streifer ab.

Arrighi, Herzog von Padua, einer der durch das königliche Decret vom 24ſten Juli 1815 aus Frankreich Verbannten. Er iſt ein

geborner Corſe, und Verwandter der Buonapartiſchen Familie, zeichnete ſich als Oberſt bei Auſterlitz und Wagram, und ſeit 1812 als Diviſions-General in mehrern Schlachten, namentlich bei Leipzig 1813, und bei der Vertheidigung des Paſſes von Nogent 1814 aus. Nach ſeiner Rückkehr 1815 ſchickte ihn Napoleon als außerordentlichen Commiſſär nach Corſica, um dort alles wieder auf den alten Fuß zu ſetzen und ertheilte ihm die Pairswürde. Er war einer der blindeſten Anhänger Napoleons und vollzog die harten Befehle deſſelben noch mit verſchärfter Strenge und in der herbeſten Form. Er war es, der Leipzig in der erſten Hälfte des Feldzugs von 1813 in Belagerungsſtand erklärte, und die höchſt läſtige und eben ſo unnütze allgemeine Bürgerbewaffnung in Ausführung brachte. Er wäre am 8ten Juni 1813 in Leipzig mit der ganzen Beſatzung dieſer Stadt von den Verbündeten unter Woronzow — bei welchen ſich namentlich die braven Lützower befanden, die hier den Mord ihrer Kampfgenoſſen zu Kitzen (auch Arrighis Werk) zu rächen gedachten — aufgehoben worden, hätte ihn nicht die Nachricht von dem am 4ten Juni geſchloſſenen Waffenſtillſtande gerettet. Er lebt jetzt in der Lombardei.

Arroſiren nannte man in neuern Zeiten in Öſterreich das Zahlen der gezwungenen Nachſchüſſe auf die Staatsobligationen, indem die Inhaber derſelben, um fernerhin den vollen Zinsbetrag erheben zu können, und die urſprüngliche Capitalſumme ungeſchmälert zu erhalten, verpflichtet wurden, einen gewiſſen verhältnißmäßigen Betrag nachzuzahlen, der ihnen dann auch verzinſet wurde.

Arſenik, eins der fürchterlichſten mineraliſchen Gifte, welches ein eignes Metallgeſchlecht ausmacht. Unter allen Metallen iſt das Arſenikmetall das flüchtigſte und wird im Feuer in einen dicken weißen Dampf aufgelöſt, der wie Knoblauch riecht, ſüßlich ſchmeckt und das Kupfer weiß färbt. Der Arſenik iſt ein einfacher, wenigſtens noch nicht zerlegter Stoff. Man findet ihn ſowohl gediegen als vererzt. Auch erſcheint er in Geſtalt eines Kalks, wovon man zwei Hauptarten kennt: das Operment (Aurum pigmentum) von citrongelber Farbe, und das ſogenannte rothe Rauſchgelb, welches ſonſt auch Rubinſchwefel genannt wird und eine dem Morgenroth ähnliche Farbe hat. — Der Arſenik iſt ſehr häufig vorhanden. Man pflegt die Gewinnung deſſelben daher auch nur gelegentlich beim Röſten der Zinn- und Kobalterze zu betreiben, wo er als dicker Dampf aufſteigt, und ſich in den hierzu beſonders eingerichteten Schornſteinen anſetzt. Er gleicht einem grauen Pulver, welches Hüttenrauch oder Giftmehl heißt und noch mit Schwefel verſetzt iſt. Durch einen Zuſatz von Laugenſalz befreit man den Arſenik davon auf den ſogenannten Gifthütten, und nun erſcheint er kryſtalliniſch. Der Arſenik iſt bei verſchiedenen chemiſchen Arbeiten nothwendig; mit dem Kupfer gibt er das ſogenannte Weißkupfer. Auch in Zeugfärbereien und zu mineraliſchen Farben wird er gebraucht.

Arſinoe, ſ. Alkmäon.

Arſis, ſ. Rhythmus.

Artaxerxes, der Name mehrerer perſiſchen Könige. 1) Artaxerxes, mit dem Beinamen Longimanus, wegen ſeiner langen Arme, war der zweite Sohn des Xerxes. Er entging dem Artaban und den andern Verſchwornen, die ſeinen Vater und ſeinen ältern Bruder Darius ermordeten, und beſtieg 464 vor Chr. den Thron. Die empörten Ägyptier brachte er zum Gehorſam, erkaufte den Frieden mit Athen dadurch, daß er den griechiſchen Städten Aſiens die Freiheit zu-

geſtand, herrſchte friedlich und ſtarb 425. Er war den Juden günſtig und wird für den Ahasverus der Schrift gehalten. 2) Artaxerxes, mit dem Beinamen Mnemon, wegen ſeines ſtarken Gedächtniſſes, folgte ſeinem Vater, Darius II., im J. 405. Nachdem er ſeinen Bruder Cyrus (ſ. d.) beſiegt, bekriegte er die Spartaner, welche jenem beigeſtanden, und zwang ſie, ihm die griechiſchen Städte und Inſeln Aſiens zu überlaſſen. Dagegen begünſtigte er die Athenienſer und wußte überhaupt die Griechen unter ſich in Uneinigkeit zu erhalten. Er ward 361 von ſeinem Sohn Ochus getödtet. Dieſer folgte ihm unter den Namen 3) Artaxerxes Ochus. Nachdem er die Phönizier und Ägyptier wieder zum Gehorſam gebracht und große Grauſamkeiten in beiden Ländern verübt hatte (in Ägypten ließ er unter andern den Apis ſchlachten und ſich zum Mahle bereiten), ward er von ſeinem Feldherrn Bagoas vergiftet, der den Leichnam den Katzen vorwarf und aus ſeinen Knochen Säbelgriffe machen ließ.

Artemidorus, ein griechiſcher Schriftſteller aus Epheſus im 2ten Jahrh. nach Chr. Er beſchäftigte ſich viel mit Traumdeuterei, und noch haben wir von ihm ein Buch darüber — Oneirokritika — wichtig für den, der ſich über dieſen Gegenſtand genauer unterrichten will, und auch wegen mancher eingeſtreuten Bemerkungen für den Philologen überhaupt merkwürdig. Neueſte kritiſche Ausgabe v. Reif (Leipz. 1805).

Artemis, ſ. Diana.

Artemiſia, Königin von Karien, Schweſter und Gemahlin des Mauſolus, deſſen Tod ſie auf die zärtlichſte Art betrauerte, und dem ſie in ihrer Hauptſtadt Halikarnaß ein Denkmal erbauen ließ, welches unter die ſieben Wunder der Welt gerechnet wurde. Die erſten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaris, Scopas, Leochares und Timotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; von Pythes war das Viergeſpann, welches die kegelförmige Spitze deſſelben zierte. Vitruv glaubt, daß auch Praxiteles daran gearbeitet habe. Nach Artemiſiens Tode vollendeten es die Künſtler unentgeldlich, um nicht auch die Ehre ihres Fleißes einzubüßen. Es beſtand aus einem länglichen Viereck von 411 Fuß im Umfang, 130 Fuß hoch. Die Hauptſeite war mit 36 Säulen geziert und 24 Stufen führten zum Eingang. — Artemiſia ſtarb bald nach ihrem Gatten bei dem Denkmal, das ſie ihm errichtet hatte, im J. 351 vor Chr. Geb. — Eine andere Artemiſia, Königin von Halikarnaß, war es, die den Xerxes auf ſeinem Zuge gegen Griechenland begleitete, und ſich in der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.) durch ihre Entſchloſſenheit und Klugheit rühmlich auszeichnete.

Arterien, ſ. Adern.

Arthritiſch (aus dem Griechiſchen), wörtlich mit Gliederſchmerzen behaftet, oder gichtiſch. Die Arthritis, Gicht, iſt eigentlich eine Krankheit des Mannesalters (ſ. d. Art. Alter) und hat ihren Grund in dem angefangenen Rückgang oder Abwärtsſteigen des Lebens aus den höhern Gebieten des Organismus in die niedern, in die Syſteme der Knochenbildung und der Abſonderungen. Hier äußert ſich aber deshalb auch die dieſem Alter eigenthümliche Krankheit der Entzündung der Gelenke, welche theils regelmäßig mit Abſcheidung der überflüſſigen (zur Knochenbildung nicht in der Menge mehr nothwendigen) erdigen Stoffs, theils bei mangelnden Naturkräften, unregelmäßig erſcheint und wiederkehrt, auch wohl anſtatt den überflüſſigen Knochenſtoff durch die Ausſcheidungswerkzeuge aus dem Körper zu

ſchaffen, denſelben nur bis unter die Haut bringt, oder gar im Innern ſich anhäufen, und ſich daſelbſt behaupten läßt, woher alsdann die ſogenannten Gichtknolen und die innern Steinbildungen mancher Art entſtehen. Zur völligen Ausbildung der arthritiſchen Krankheit ſcheinen überhaupt zwei Urſachen am meiſten zu wirken: fehlerhafte Diät und Unterdrückung der Hautausdünſtung. Der häufige Genuß des Weins, beſonders ſäuerlicher Weine, eben ſo der gewöhnliche Gebrauch ſehr nahrhafter, fetter, gewürzter und leckerhafter Speiſen trägt ohne Zweifel ſowohl durch Überfluß an Nahrungs- und erdigen Stoffen, als auch durch die das Blutſyſtem erregende Wirkung dieſer Genüſſe zur wirklichen Entſtehung der Arthritis am meiſten bei, indem der Überfluß an rohen Nahrungsſtoffen von dem völlig ausgebildeten Körper nicht gebraucht und von den weniger kräftigen Verdauungswerkzeugen nicht verarbeitet, dagegen die entzündliche Anlage in dem Knochenſyſtem unterhalten, vermehrt und bis zur wirklichen Entzündung getrieben wird. Die arthritiſche Krankheit kündigt ſich in dieſen Fällen bei noch vorhandener Wirkſamkeit der Naturkräfte als regelmäßig wiederkehrendes Podagra an. Es entſteht nämlich zu beſtimmten Zeiten, im Frühjahr, im Herbſt, bei manchen noch öfter, ein heftiger Schmerz in oder an dem Gelenk der großen Fußzehe, der Theil wird entzündet, roth und geſchwollen. Gemeiniglich iſt auch Fieber damit verbunden, wenn nämlich die örtliche Entzündung auf das ganze Blutſyſtem zurückwirkt. Bei der ärmern Menſchenclaſſe trifft man zwar ſelten ächt podagriſche Krankheit an; der Arme, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot ißt, und ſeinen Durſt mit einem Krug Waſſer befriedigt, ſelbſt der Mittelmann, der bei einer mäßigen Mahlzeit allenfalls ein Glas Bier trinken kann, wird ſelten das Podagra bekommen; allein hier bewirken dann wieder Überfüllung mit ſchlechten rohen Nahrungsmitteln, häufige Erkältungen eine Anhäufung von ſchlecht verarbeiteten Stoffen im Blute, und Unterdrückung der Ausſcheidung derſelben, daher bei geſunkener Lebensthätigkeit in ſolchen Fällen mehr unregelmäßige arthritiſche Zufälle, herumziehende Schmerzen, Abſetzungen von außerordentlicher Menge erdiger Maſſe in den Gliedern, und die auffallendſten Verunſtaltungen derſelben entſtehen. Gicht und Fluß, oder Arthritis und **Rheumatismus** (ſ. d. A.), werden häufig für einerlei gehalten und mit einander verwechſelt, ſind aber ganz von einander verſchieden. Rheumatismus gehört jedem Lebensalter, Arthritis nur dem Mannsalter an; Rheumatismus iſt ein entzündlicher Zuſtand im Syſtem der Muskeln und Sehnen, bei der Arthritis iſt dieſer Zuſtand im Syſtem der Gelenke, Gelenkkapſeln und der Knochen, folglich hat bei erſterm der Schmerz ſeinen Sitz mehr in den Muskeln und erſtreckt ſich nach deren Lauf, wechſelt auch mehr in Anſehung des Ortes; bei letzterer iſt der Schmerz in den Gelenken und auf den Knochen hin; der Rheumatismus iſt auch an ſich nicht mit den erdigen Geſchwülſten und Anhäufungen begleitet, wie die Gicht. Man hat bei der letztern ſogar beobachtet, daß der arthritiſche Schweiß einen feinen erdigen Staub auf der Haut des Kranken zurückgelaſſen hat. Beide Krankheiten können aber zugleich im Körper vorhanden und mit einander verwickelt ſein; auch kann Rheumatismus mit der Zeit in Arthritis übergehen, wenn mit dem Wechſel des Alters die Krankheitsanlage ſelbſt von dem Muskelſyſtem auf das Knochenſyſtem und deren Gelenke fortwandert. Iſt die Natur nicht kräftig genug, einen regelmäßigen Ausbruch der Gicht zu bilden; iſt der Menſch zu alt, oder wird die Krankheit in ihrem Verlauf geſtört;

ſo ergreift ſie auch wohl innere Theile, den Magen, die Lungen, das Gehirn, und erregt oft tödtliche Zufälle. Über die Behandlung der Arthritis und die dabei zu beobachtende Lebensweiſe herrſchen noch viele irrige Meinungen. Manche glauben, daß, vorzüglich bei dem Podagra, gar nichts zu brauchen wäre; andere hoffen alles von der Zuſammenſetzung eines abführenden Trankes; wieder andere glauben im Faſten und Waſſertrinken ihr Heil zu finden; andere ſuchen es, von Browns einſeitiger Meinung verführt, der das Podagra unbedingt in die Claſſe der aſtheniſchen Krankheiten ſetzte, im Arrak. Es gibt aber kein eigentliches Mittel gegen Gicht und Podagra, als die ſorgfältige Behandlung eines vorſichtigen Arztes, der, im Beſitz der richtigen Anſicht von der Krankheit, das Lebensalter und die Leibesbeſchaffenheit des Kranken, die Äußerungen der Lebenskräfte, den Stand des arteriellen Syſtems, die Lebensart und Diät, und endlich di Natur der Zufälle ſelbſt aufs genaueſte beobachtet. Bei dem einen Gichtkranken kann z. B. Aderlaß, Waſſertrinken und Gebrauch kühlender Mittel höchſt nöthig ſein, welche einem andern ſchädlich, ja tödtlich werden können, eben ſo umgekehrt mit erhitzenden, ſchweißtreibenden und andern Mitteln. Ob das neuerer Zeit berühmt gewordene Pradierſche Gichtmittel ſich als heilſam bewähren wird, muß erſt noch durch mehrere Erfahrungen beſtätigt, die Zuläſſigkeit ſeiner Anwendung aber in jedem einzelnen Falle von einem Arzte beſtimmt werden. (Vgl. d. Art. Podagra.) H.

Arthur oder Arthus, ſ. Tafelrunde.

Artikel heißt in der Sprachlehre das Wort, welches dem Subſtantiv (Hauptworte) vorgeſetzt zu werden pflegt, und wodurch dieſes als beſtimmt oder unbeſtimmt angedeutet wird. Man unterſcheidet daher gewöhnlich einen beſtimmten und unbeſtimmten, richtiger aber einen beſtimmenden und einen nicht beſtimmenden Artikel (im Deutſchen der, die, das und ein, eine, ein). Die lateiniſche und mehrere andere Sprachen haben den Artikel nicht; wenn er aber, aus dieſem Grunde, auch nicht zu den weſentlich nothwendigen Theilen der Rede (partibus orationis) gehört, ſo iſt er doch der großen Mehrzahl der gebildeten Sprachen unentbehrlich, und hat daher in den Lehrbüchern derſelben auch einen Platz unter den wirklichen ſogenannten Redetheilen erhalten. Die von den Sprachreinigern verſuchte Überſetzung Geſchlechtswort iſt nicht zu billigen, da das Geſchlecht der Wörter mit dem Artikel nichts zu ſchaffen hat, der Umſtand aber, daß der Artikel ſich nach dem Geſchlechte eines Worts ändert, nichts ihm Eigenthümliches iſt, ſondern bei dem Pronomen und Adjectiv auch ſtatt findet. Der Artikel iſt übrigens für die deutſche Sprache noch beſonders dadurch wichtig, daß er die mangelhafte Beugung der Hauptwörter (Declination) erſetzen hilft.

Artillerie bezeichnet 1) alles bei einem Heere befindliche Geſchütz, nebſt der zu deſſen Bedienung beſtimmten Mannſchaft. Dies Geſchütz beſteht jetzt aus a) Kanonen, b) Haubitzen, c) Mortiers oder Mörſern (ſ. d. Art.). Letztere beiden werden hauptſächlich von den Bombardiers bedient. Außer dieſen aus den unterrichtetſten Artilleriſten beſtehenden Bombardieren zählt man bei manchen, beſonders kleinen Armeen zuweilen die Pionniere, Sappeurs, Mineurs zu dem Artilleriecorps. Neuerdings macht die reitende Artillerie, deren Mannſchaft zur raſchern Bewegung entweder beritten iſt, oder, wie bei den Öſterreichern, auf beſondern Wurſtwagen fährt, einen wichtigen Theil dieſer Waffe. 2) die Wiſſenſchaft, von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geſchütze, der Anfertigung der Munition, Feuerwerks-

körper und dem Batterienbau. Alles dieſes lehrt man bei den meiſten Heeren in beſondern Artillerieſchulen. Die Niederlage aller zum Geſchütz und Munition gehörigen Dinge und des Geſchützes ſelbſt heißt das Artilleriedepot. Was die Eintheilung in Feld-, Feſtungs-, Belagerungs-, leichte und ſchwere Artillerie betrifft, geht aus dieſen Worten ſchon von ſelbſt hervor. P.

Artois (C. Phil., Graf v.), ſeit 1793 Monſieur, einziger Bruder Ludwigs XVIII., geb. zu Verſailles, den 9ten Oct. 1757, vermählt 1773 mit Maria Thereſia von Savoyen (geſt. d. 2ten Jun. 1805), mit der er zwei Söhne (ſ. Bourbon, Haus) erzeugte. Durch ſeine Liebenswürdigkeit und ſeine Verſchwendungen berühmt, galt dieſer Prinz für einen Beſchützer der Wiſſenſchaften. Er war vom Anfange der Revolution an einer der eifrigſten Vertheidiger der königl. Vorrechte. Nach Eroberung der Baſtille und Ermordung der Intendanten Foulon und Berthier entwich er aus Frankreich — das erſte Zeichen zur Auswanderung! — und begab ſich mit ſeiner Familie nach Turin an den Hof ſeines Schwiegervaters. 1790 hatte er zu Mantua eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Leopold, und 1791 begab er ſich mit dem Marſchall Broglio und dem Prinzen von Condé nach Worms, wodurch er die Auswanderung einer großen Anzahl Officiere veranlaßte. Er hielt ſich einige Zeit bei Bonn auf, kam nach Brüſſel, und ging hierauf nach Wien, war auch 1791 in Pillnitz (ſ. d. Art.). Nach der Annahme der Conſtitution von 1791 lud ihn Ludwig XVI. ein, wieder an ſeinen Hof zurückzukehren. Allein er blieb in Coblenz und rüſtete ſich zum Kriege, beſcheinigte ſeine Weigerung in der Antwort an Ludwig XVI. und erließ eine heftige Proclamation gegen die Nationalverſammlung. Daher ward er von der geſetzgebenden Verſammlung den 1ſten Jan. 1792 für klagfällig erklärt, und den 19ten Mai ward der conſtitutionsmäßige Jahrgehalt von einer Million, der ihm als Bruder des Königs zukam, aufgehoben, und ſeine Appanagerente ſeinen Gläubigern überlaſſen. Bei dem Eindringen der feindlichen Heere in die Champagne befehligte er ein Corps Reiterei von Ausgewanderten. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er vom jetzigen Könige zum Generallieutenant des Königreichs Frankreich ernannt, und ging hierauf nach Petersburg, wo ihn Catharina II. mit vielem Glanze empfing. Bevor er das Corps der Ausgewanderten verließ, ſchrieb er an den Marſchall Broglio, und ſchickte ihm ſeine Medaillen, Diamanten und den Degen ſeines Sohnes, um durch ihren Verkauf den nöthigſten Bedürfniſſen abzuhelfen. Zu Ende des Jahrs 1794 ſicherte ihm die engliſche Regierung einen Jahrgehalt von 15,000 Pf. Sterl. und er ſchiffte ſich den 26ſten Juli 1796 zu Curhaven nach London ein. An Bord einer engliſchen Fregatte, kreuzte er hierauf längere Zeit an den franzöſiſchen Küſten, landete den 24ſten Sept. zu Isle Dieu unter dem Schutze der Escadre des Commodore Warren, kehrte aber unverrichteter Sache nach Portsmouth zurück und lebte ſeitdem zu Edinburgh in dem Schloſſe der alten Könige von Schottland. In dem Feldzuge von 1799 ſollte er in der Schweiz zur Condéſchen Armee, die aus dem Innern von Rußland anlangte, ſtoßen, erhielt aber noch vor ſeinem Abgange die Nachricht, daß der Plan der zweiten Coalition geſcheitert ſei, und blieb daher in London. Im Nov. 1804 hatte er zu Colmar in Schweden eine Zuſammenkunft mit ſeinem Bruder und ſeinem älteſten Sohne, und kehrte hierauf nach London zurück. Von hier begab er ſich 1814 mit Vollmachten Ludwigs XVIII. nach Frankreich, ſobald die Verbündeten daſelbſt Fortſchritte machten, er-

Digitized by Google

ließ er von Nancy aus mehrere Proclamationen an die Franzoſen, und war der erſte Bourbon, der den 12ten April d. J. wieder in Paris einzog. Hier handelte er bis zur Ankunft ſeines Bruders als deſſen Lieutenant und beſtätigte als ſolcher die Hauptgrundſätze der Verfaſſungsacte, ohne dieſe Acte ſelbſt anzuerkennen. Auch ſchloß er mit den Verbündeten den Waffenſtillſtand vom 22ſten April ab, und ertheilte der Stadt Napoleon den Namen Bourbon Vendée. Bei der Rückkehr Napoleons ward er nach Lyon geſandt, um von hier aus einen Widerſtand zu organiſiren; da ihn aber alle Truppen verließen, kehrte er ſchnell nach Paris zurück, und ging dann mit Ludwig XVIII. nach Gent. Er war bis 1818 Generaloberſter der Nationalgarde des Königreichs und iſt es noch von den in Sold genommenen ſchweizer Truppen.

Arundelianiſche Marmor, ſ. Marmorchronik.

Aruſper (Haruſper, und in der Mehrzahl Haruſpices), waren bei den Römern gewiſſe Prieſter, welche aus den Opferthieren und den Eingeweiden derſelben die Zukunft zu erforſchen vorgaben. Außerdem achteten ſie auch auf die das Opfer begleitenden Umſtände, und weiſſagten daraus, z. B. aus der Flamme, dem Rauch, dem Betragen des Opferthiers u. ſ. w. Sie ſtammten aus Hetrurien, wurden von Romulus in Rom eingeführt und behielten ihr Anſehen bis auf den Kaiſer Conſtantin (357 nach Chr.), der alle Wahrſagerei bei Todesſtrafe verbot. Ihre Anzahl belief ſich zuletzt auf 70; ihr Vorſteher hieß summus aruspex oder magister publicus.

Arzneikunde, 1) die Summe von Kenntniſſen, deren der Arzt bedarf, um Krankheiten ihrem Entſtehen, Verlauf und Ausgang nach richtig zu erkennen, von andern zu unterſcheiden und zu behandeln, um ſie zu heilen, oder doch zu lindern; 2) im engern Sinne, die Kenntniß der Arzneien und ihre Anwendung auf den kranken Körper. Die Geſchichte einer Wiſſenſchaft, welche mit dem Leben und der Geſundheit des Menſchen in ſo genauer Beziehung ſteht, muß jedem Gebildeten höchſt wichtig ſein; ſie zeigt uns, auf welchem Grade von Ausbildung die Arzneikunde in jedem Alter der Welt und bei jedem Volke ſtand, wie mit der Bildung des Verſtandes auch die Kenntniſſe in der Medicin anwuchſen, wie an der Vervollkommnung anderer Wiſſenſchaften auch ſie jedesmal ihren Theil nahm, wie endlich zu jeder Zeit Freiheit des Geiſtes und redliches Streben nach der Wahrheit ihr nützlich, hingegen Befangenheit von einſeitigen Meinungen, die Sucht, nur das zu finden, was dieſe beſtätigen ſollte, ihr jederzeit ſchädlich waren. Der Entſtehung der Arzneikunde einen beſtimmten Zeitpunct anzuweiſen, iſt eben ſo unmöglich als unnütz. Was uns die älteſte Geſchichte davon aufbewahrt hat, iſt meiſtens mit fabelhaften Erzählungen ausgeſchmückt. Jedes Volk wurde wohl der Erfinder der nothwendigſten Hülfsleiſtungen, von der Natur durch den in Krankheiten entſtehenden Inſtinct, zuweilen auch blos vom Zufall belehrt. Sobald höhere Bildung des Geiſtes ihre Wirkſamkeit auch auf die Behandlung der Krankheiten erſtreckte, fingen natürlich diejenigen Völker, welche in jener Geiſtesveredlung andern vorangingen, auch zuerſt an, die Arzneikunde aus ihrem Naturſtande zur Kunſt d. h. zur Vervollkommung, zu erheben. Hievon findet man bei den älteſten Ägyptern ſchon eine Spur indem man dem Hermes, welcher von einer ägyptiſchen Götterfamilie abſtammen ſoll, und deſſen Nachfolgern ein Buch zuſchrieb, in welchem die Regeln der Arzneikunde verzeichnet waren, welche die damaligen Ärzte, die Prieſter, befolgen mußten. Aus den geſammelten Beobachtungen und Erfahrungen über den Gang der Krankheiten und die Nützlichkeit

der angewandten Mittel entſtand endlich ihre Arzneikunde. Denſelben Gang nahm die Entſtehung derſelben bei den Griechen. Auch ſie hatten Perſonen unter ihren Gottheiten, denen ſie die Erfindung der Arzneikunde zuſchrieben (z. B. Äſkulap 1263 J. v. Chr.), deren Prieſter ſich für die einzigen Beſitzer der göttlichen Kunſt ausgaben und in ihren Tempeln die Kranken verſammelten, die Beſchreibung der Krankheit, und die Mittel, durch welche der Kranke glaubte geneſen zu ſein, in denſelben als Weihtafeln (Votivtafeln) aufhingen. Aus dieſen Prieſterſchulen, welche vielleicht mehrere Jahrhunderte dauerten, ging ein Mann hervor, welcher mit großer Beobachtungsgabe die größte Treue im Wiedergeben des Gefundenen verband, der eigentliche Stifter einer wiſſenſchaftlichen Arzneikunde, Hippokrates (460 J. v. Chr. Geb.). Die unter ſeinem Namen bekannten Schriften ſind jedoch nicht alle von ihm allein, ſondern zum Theil auch von ſeinen Nachfolgern verfaßt. Er führte die Ärzte auf den wahren Standpunct, von welchem ſie ſich wenigſtens damals noch nicht entfernen durften, wenn ſie ſich nicht verirren wollten, nämlich auf den Standpunct der treuen Naturbeobachtung. Allein ſchon ſeine nächſten Nachfolger ſuchten mittelſt der damals herrſchenden philoſophiſchen Meinungen und Syſteme (z. B. des Plato, Epikurs) auch die Arzneikunde in ein Syſtem zu bringen. Daher die Entſtehung der dogmatiſchen Medicin. In ſpäterer Zeit war Alexandrien die einzige Bildungsanſtalt der Ärzte; allein auch dort herrſchte die Sucht, mediciniſche Theorien auf philoſophiſchen Syſtemen zu erbauen. So war es denn natürlich, daß Männer von Kraft und Geiſt, vertraut mit den Hippokratiſchen Schriften der Schulphiloſophie und ihrer Spitzfindigkeiten müde, den alten verlaſſenen Weg der Erfahrung wieder einſchlugen, daher die Schule, der Empiriker, deren Stifter Serapion von Alexandrien (279 J. v. Chr.) war. Doch der nach Verſtandeseinheit ſtrebende Geiſt des Menſchen ſuchte bald wiederum einige Theorie mit der Erfahrung zu verbinden, und ſo bildete ſich die Schule der Methodiker. Einen neuen Verſuch, der Medicin eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung zu geben, machte Galen, berühmt durch ſeine vielen Schriften, (160 v. Chr.). Er ſchrieb Auslegungen über die Hippokratiſchen Schriften und arbeitete beſonders die Lehre vom Pulſe ſehr ſorgfältig aus. Seiner Theorie hingen die Ärzte mehrere Jahrhunderte hindurch an. In den unruhigen Zeiten, da beſtändig Einfälle fremder kriegeriſcher Völker das römiſche Reich erſchütterten, bis in die Zeit des Mittelalters, wurde wenig für die Arzneikunde gethan. Die alexandriniſchen Bibliotheken wurden zerſtört, die Mohammedaner breiteten ſich nicht nur in Aſien, ſondern ſelbſt in Europa aus. Bei den Arabern ward die Heilkunde vom 8ten bis zum 11ten Jahrh. in zahlreichen Lehranſtalten mit großem Eifer getrieben, und obgleich man ſich auch hier im Weſentlichen an die Griechen hielt, und die Mohammedaniſche Religion inſonderheit der Anatomie entgegen iſt, ſo machte doch die Arzneimittellehre, namentlich die Botanik und Chemie, unter den Arabern bedeutende Fortſchritte, und auch die Pathologie (Erkenntniß der Krankheiten) blieb nicht zurück. In dem chriſtlichen Europa waren damals Prieſter und Mönche beinahe die einzigen Ärzte. Zu Salern im Neapolitaniſchen gründeten die Mönche (im 8ten Jahrh.) eine Anſtalt, die in der Folge den wichtigſten Einfluß auf die Medicin hatte. Schon von der damaligen Zeit an zogen ſie durch ihre angeblichen Wundercuren mit Reliquien und dergl. viele Kranke nach Salern. Im 11ten Jahrh. aber ſtudierten die arabiſchen und griechiſchen Ärzte, und mehrere unter ihnen erwarben ſich durch ihre

Glück auf einzelne Zweige der Heilkunde an, beſonders enthüllten ſie in der Phyſiologie, in der Lehre von dem Leben ſelbſt, dem Bau des Körpers, ſeinen einzelnen Gebilden und deren Bedeutung und Zweck, neue und überraſchende Anſichten. Selbſt auf die Pathogenie (die Erklärung der Entſtehung der Krankheiten), auf die Therapie (die Behandlung derſelben) hat ſie ſchon in kurzer Zeit einen ſo wohlthätigen Einfluß gehabt, daß ſich mit Grund hoffen läßt, ſie werde die Heilkunde als Wiſſenſchaft, bei fernerer Bearbeitung auf den Grad von Vollkommenheit erheben, deſſen ſie, im Verhältniß der menſchlichen Beſchränktheit, nur fähig iſt. — (Das Weitere ſ. in dem Art. Medicin.)

Arzt, derjenige, welcher im Beſitz aller zur Erhaltung der Geſundheit und Abwehrung oder Erkenntniß und Heilung der Krankheit, gehörigen Wiſſenſchaften iſt. Der Beſitz der Heilwiſſenſchaft allein macht den theoretiſchen, der Übergang des Wiſſens in wirkliches Heilen, oder doch das Streben nach dieſem Ziele, den praktiſchen Arzt, den Heilkünſtler. Der wahre Arzt in dieſem Sinne muß alſo nicht blos im Beſitze der Heilwiſſenſchaft, ſondern auch der Heilkunſt ſein. Beide ſtehen in gleichem Verhältniß, wie Wiſſenſchaft und Kunſt (in höherem Sinne) überhaupt. Wiſſenſchaft erzeugt und leitet die Idee, Kunſt ſucht dieſe in der Wirklichkeit herzuſtellen. Die Kunſt muß da, wo die Wiſſenſchaft nur allgemeine Geſetze angibt, die Regeln für den beſtimmten Fall ſelbſt erfinden, vorzüglich in den Fällen, wo der Verſtand nicht nach einfachen und ganz beſtimmten Grundſätzen, ſondern nach vielen, zuſammengeſetzten und veränderlichen Umſtänden ſchließen, wo er ſich ſtatt der Gewißheit oft mit Wahrſcheinlichkeit begnügen muß. Die Kunſt beruht demnach auf Genie, als dem höchſten Grade ſelbſtſchaffender Geiſtesthätigkeit überhaupt, oder dem harmoniſchen Verein von vorzüglichem Verſtand und thätiger Einbildungskraft, als Schöpferin neuer Ideen. Gegenſtand der Heilkunſt iſt der Menſch als lebendes geiſtiges Weſen, und welche unendliche Mannichfaltigkeit beut die Individualität der Menſchen dar, welche Verſchiedenheit im Stande der Geſundheit, welche Abweichungen von dieſem Stande, durch Alter, Geſchlecht, äußere Einflüſſe, innere Geiſtesbewegungen beſtimmt! Hier gibt die Wiſſenſchaft dem Verſtande nur wenige beſtimmte, aber deſto mehr ſchwankende, bedingte, zuſammengeſetzte Grundſätze; in vollem Maße muß die Kraft, aus dem gegebenen Bekannten das Verborgene zu finden, die Grade der Wahrſcheinlichkeit zu meſſen und ſchnell das Richtige zu beſtimmen, hervortreten. Die Heilkunſt erfordert alſo eben ſowohl Genie, als die Kunſt überhaupt, und zwar in vorzüglichem Grade, weil das Feld der Wiſſenſchaft hier ſchon ſo groß, der Spielraum der Kunſt aber unermeßlich iſt. Die Anlage zum Arzt beruht aber nicht ſowohl auf Genie im gewöhnlichen Sinne, und auf einer vorwaltenden beſondern Fertigkeit oder Geiſtesfähigkeit, ſondern vielmehr auf höherer Genialität, auf dem Verein aller Geiſteskräfte in vorzüglichem Grade, beſonders des Verſtandes und der Einbildungskraft. In Rückſicht des erſtern muß der Arzt philoſophiſches, in Rückſicht des zweiten dichteriſches Genie beſitzen. Der philoſophiſche Geiſt führt den Arzt von dem Sichtbaren auf das Verborgene, von guten Beobachtungen auf richtige Schlüſſe und endlich zu allgemeinen Grundlagen. Das Dichtergenie zeigt ſich bei dem Arzte dadurch, daß er, wo die Wiſſenſchaft für den beſondern Fall nicht hinreicht, durch ſelbſtſchaffende Thätigkeit der Einbildungskraft ſich das Bild der Krankheit entwirft, neue Ideenverbindungen ſchafft, nicht nach dem Lehrbuche der Wiſ-

ſenſchaft, ſondern für das Individuum den Heilplan ſchnell entwirft. Was die Ausbildung des Arztes betrifft, ſo bezieht ſie ſich auf Erlernung der Wiſſenſchaft und Übung der Kunſt. Die erſtere erfordert die Einſammlung aller zur Arzneikunde (ſ. d. Art.) gehörigen Kenntniſſe. Kein Theil der Arzneikunde und keine ihrer Hülfswiſſenſchaften darf davon ausgeſchloſſen werden, wenn nicht eine Lücke in der Ausbildung des Arztes entſtehen ſoll. Man hat darüber geſtritten, ob die Chirurgie von der Medicin getrennt bleiben oder mit ihr vereinigt werden ſoll. Es leidet aber keinen Zweifel, daß in der theoretiſchen Bildung des Arztes die Chirurgie nicht fehlen darf, obgleich die Ausübung oft getrennt iſt und bleiben wird. Die Kunſtbildung beruht, wie oben gezeigt wurde, auf natürlicher Anlage. Wo dieſe fehlt, da findet nie die Kunſt ſich ein. Das Genie des Arztes iſt das Band, welches die Wiſſenſchaft mit der Natur vereinigt; es iſt der Lichtſtrahl, welcher ihm in der Dunkelheit das Verborgene offenbart, und ihn ſchnell begreifen läßt, was aus der Fülle der Wiſſenſchaft auf die Mannichfaltigkeit der einzelnen Fälle paßt. Genie kann nicht erworben, aber es kann geſchärft werden durch öftere Anwendung der Wiſſenſchaft auf beſondere Krankheitsfälle, durch Vergleichung der Ähnlichkeit derſelben und Unterſcheidung ihrer innern Verſchiedenheiten, durch Übung im Auffinden des richtigen Mittels gegen jeden derſelben, und in Unterſcheidung der Grade der Wahrſcheinlichkeit u. ſ. w., wodurch endlich die Kunſtfertigkeit entſteht. Die nothwendigſten körperlichen, geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften des wahren Arztes ſind folgende: Regelmäßige Bildung des Körpers, indem auffallende Mißbildung einen unangenehmen Eindruck macht; Geſundheit, inſofern ſie auf die Wirkſamkeit des Geiſtes und auf die Stimmung des Gemüths unbezweifelten Einfluß hat; Stärke der Sinne, zur ſchnellen Auffaſſung aller auf den Kranken ſich beziehenden, ſinnlich wahrnehmbaren Umſtände. Unter den geiſtigen Eigenſchaften ſind vorzüglich Scharfſinn, Einbildungskraft, Gegenwart des Geiſtes, Beobachtungsgabe und Selbſtdenken erforderlich. Unter den moraliſchen Eigenſchaften ſind die vornehmſten: Religioſität, als zum Vertrauen des Kranken, zur Bewahrung des Pflichtgefühls und zur Erhebung des Muthes bei den das Gefühl beſtürmenden widrigen Erfahrungen, unerläßlich nothwendig; Geduld in Ertragung der Mühſeligkeiten des ärztlichen Berufs und der Schwächen des Kranken, und nöthig zur Bewahrung einer gleichmüthigen Stimmung; Mäßigkeit und Enthaltſamkeit in ſinnlichen Genüſſen, um jederzeit den Pflichten des ärztlichen Berufs genügen zu können; Verſchwiegenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit u. ſ. w. Die Pflichten des Arztes fließen aus den Begriffen des Zwecks und des Gegenſtandes ſeiner Thätigkeit. Die koſtbarſten der irdiſchen Güter übergibt ihm der Menſch: er hofft von ihm Erhaltung des Lebens und Wiederherſtellung der Geſundheit. Der Arzt muß daher die Höhe des jedesmaligen Standpuncts der Arzneikunde zu erreichen ſtreben, alſo beſtändig fortſtudieren, mit den Beobachtungen und Belehrungen anderer Ärzte und mit den Bereicherungen der ſtets fortſchreitenden Wiſſenſchaft und Kunſt ſich bekannt machen, er muß treu und ſorgfältig in Ausübung ſeines Berufs ſein, er muß über das, was der Kranke ihm anvertraut, was er von häuslichen Verhältniſſen deſſelben ſieht, Verſchwiegenheit beobachten u. ſ. w. Das Verhältniß des Arztes zum Publicum und zum Staate läßt ſich gleichfalls aus dem Zwecke der Heilkunſt ableiten. Das Publicum erwartet von dem Arzt, als wiſſenſchaftlichem Künſtler, Erhaltung oder Wiederherſtellung der Geſundheit. Vor dem Arzt gilt kein An=

ſehen der Perſon; Fürſt oder Unterthan, Reicher oder Bettler, alle Menſchen ſind ihm gleich. Als Kranke können ſie nur in ſo weit Rückſicht auf äußere Verhältniſſe verlangen, als ſolche auf den Heilzweck Einfluß haben. Der Arzt, welcher ſich von den äußern Verhältniſſen des Kranken von eigennützigen Rückſichten beſtimmen läßt, verkennt ſeine eigene Würde. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen den Arzt iſt größer, als bei jedem andern Künſtler. Hierunter verſtehen wir jedoch nicht die eigentliche Bezahlung, als welche nach gewiſſen Beſtimmungen feſtgeſetzt ſein kann, ſondern das Gefühl und die Überzeugung der Verpflichtung gegen ihn. Der Arzt muß als gelehrter Künſtler für das Publicum arbeiten, er muß dieſe Arbeit zu jeder Zeit, ſobald es die Noth erfordert, ſelbſt unter Umſtänden, die ihm unangenehm, beſchwerlich, die oft ſogar gefahrvoll für ihn ſind, übernehmen; er muß, um das Leben und die Geſundheit anderer zu erhalten, ſeine Ruhe und ſeinen Lebensgenuß, ja ſeine eigene Geſundheit und ſein Leben wagen. Wie reichlich daher die Dienſte des Arztes auch bezahlt werden mögen, ſo bleiben ihm immer noch die gerechteſten Anſprüche auf die Dankbarkeit derer, für die er arbeitet. Halbwiſſer und Witzlinge beſchuldigen gern die Arzneikunde überhaupt der Unſicherheit, weil ſie die natürlichen Grenzen derſelben nicht kennen und weil es überhaupt leichter iſt, über eine Kunſt zu ſpotten, als ſie richtig zu beurtheilen. Was von Natur unheilbar iſt, vermag kein Arzt zu heilen, was Alter allmählig herbeiführt, kann Krankheit ſchnell herbeiführen. Ob die Natur oder der Arzt die Krankheit geheilt habe, kann derjenige freilich nicht einſehen, der weder die Kräfte der Natur, die Art und die Grenzen ihrer Wirkſamkeit in Krankheiten, noch die Wirkung der Arzneimittel kennt, daher er lieber dem Zufall zuſchreibt, was eine Wirkung der Arzneimittel iſt. — Der Arzt ſteht gegen den Staat im Verhältniſſe eines der erſten Staatsdiener. Dieſe Würde kommt ihm zu ſowohl wegen der nicht gemeinen Talente und Summe von Kenntniſſen, die ihm nöthig ſind, wegen der Wichtigkeit ſeiner Verpflichtungen, als auch wegen der Nothwendigkeit ſeiner Kunſt. Der Staat wird nur erhalten von ſeinen geſunden Bürgern, wird nur vertheidigt von geſunden Soldaten, regiert von geſunden Beamten. Je mehr Kranke, deſto ſchwächer der Staat; je längere Dauer der Krankheit, deſto länger muß der Staat dieſen Bürger entbehren. Es erfordert daher das erſte Intereſſe des Staates, für die Geſundheit ſeiner Mitglieder zu ſorgen. Darum liegt ihm ob, für die Ausbildung ächter Ärzte Sorge zu tragen, die Unwürdigen von Ausübung der Arzneikunſt abzuhalten, alſo auf die hinlängliche Prüfung der Ärzte, auf die Fortſchritte derſelben zu ſehen, die Entweihung der Kunſt von Pfuſchern aller Art zu verhüten, für die Sicherung des Lebensunterhalts der Ärzte, für die Erhaltung ihrer Würde im Staate, ihrer Rechte und für ihre Belohnung zu wachen. Doch wird hier das Verhältniß zum Staate, wie es ſein ſollte, angenommen, obgleich die Erfahrung in vielen Ländern das Gegentheil zeigt, und theils Unkenntniß dieſen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung vernachläſſigt, theils Selbſtſucht und kleinliche Rückſichten dem Arzte die Würde ſchmälern, die ihm als Staatsdiener zukommt. H.

As heißt in der Muſik die neunte Stufe der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter, wenn ſie zu f die kleine Terze macht; iſt ſie die große Terze zu e oder die Quinte zu cis, ſo wird ſie gis genannt. As dur (ſ. A., auch Ton und Tonart). — Ferner iſt As 1) ein Apothekerpfund, ſ. Apothekergewicht; 2) ein Ducatengewicht,

der 70ſte Theil eines Ducatens; 3) ein bekanntes Chortenblatt; 4) eine altrömiſche Münze, die in den verſchiedenen Zeiten einen ſehr verſchiedenen Werth hatte.

Asbeſt, ein mineraliſcher, aus neben einander liegenden, ſich durchkreuzenden, grünlich weißen Faſern beſtehender Stoff. Man theilt ihn in zwei Hauptarten, wovon die eine deutliche, die andere undeutliche Faſern hat. Von erſterer gibt es wieder zwei Unterabtheilungen, den gemeinen Asbeſt, welcher hart und ſpröde iſt, und nach der verſchiedenen Richtung ſeiner Faſern den Straußasbeſt und Holzasbeſt, oder das Bergholz gibt, und den biegſamen Asbeſt, welcher in Amianth und Federweiß getheilt wird, und deſſen Faſern ſich faſt wie Flachs bearbeiten laſſen; daher der Amianth auch Berg- und Steinflachs genannt wird. Von der zweiten Hauptart, mit undeutlichen Faſern, kennt man den Bergkork, das Bergleder und das Bergfleiſch. Der Asbeſt iſt ſeiner Entſtehung nach ein mehr oder weniger faſeriger Sinter, welcher die Gänge und Klüfte der Serpentinſteingebirge ausfüllt, und war bereits Griechen und Römern bekannt. Der gemeine und der biegſame Asbeſt kommen jederzeit in Geſellſchaft vor, und gehen in einander über; weshalb man ehemals den Asbeſt im Allgemeinen für noch unreifen Amianth hielt. Allein dieſe Verwandlung des gemeinen Asbeſt in biegſamen iſt nicht das Ergebniß einer Veredlung, ſondern, wie Kirwan bemerkt, vielmehr die Folge der Zerſtörung und Verwitterung. Unter den mannichfaltigen Asbeſtarten heben wir nur die wichtigſten aus. Der vollkommenſte biegſame Asbeſt iſt der weißen Seide oder den Staubfäden der Asclepias syriaca oder Seidenpflanze ähnlich und ſeine Zubereitung kommt der Zubereitung des Flachſes ſehr gleich. Zuerſt legt man ihn ins Waſſer damit es eindringe und bei der folgenden Arbeit das Zerbrechen der Faſern verhindere. Dann wird er auf einer Platte mit Klopfhölzern gebrecht, die abgetrennten Faſern werden aus einander gezogen, in heißem Waſſer fleißig umgerührt, und dieſes Waſchen ſo lange fortgeſetzt, bis das verwitterte weißfarbige Bindemittel ſich von den Faſern gänzlich abgeſondert hat, und das Waſſer ungetrübt davon abgegoſſen werden kann. Die reingewaſchenen Fäden breitet man, um das Ablaufen des Waſſers zu befördern, in Sieben aus und trocknet ſie an der Sonne. Nun werden ſie mit engen Wollkämmen gelinde geſtrichen, zertheilt, aufgeriſſen und endlich zwei Asbeſtfaſern mit einer Flachsfaſer zuſammengeſponnen. Der Spinner taucht dabei die Finger in Baumöl, um dieſelben gegen die Stiche der Asbeſtfaſern zu ſchützen und zugleich dieſe Asbeſtfaſern dichter zuſammenzukleben. Das Geſpinnſt wird endlich auf dem Weberſtuhle ohne weitern Zuſatz, ſo dicht und ſteif als möglich gewebt, und zuletzt das fertige Zeug auf glühende Kohlen ausgebreitet, um den Flachs und das Öl auszubrennen; aber gerade dieſes Ausbrennen iſt das Schwierigſte bei der Asbeſtarbeit. Auf dieſe Art verfertigt man ſeit 1710 zu Nerwiansk in Sibirien außer der Leinwand auch noch Mützen, Handſchuhe und Beutel; auf den Pyrenäen Gürtel, Bänder, Schnüre, Servietten ꝛc. Kaiſer Carl V. hatte Tiſchzeug von Asbeſt, das er bisweilen nach der Tafel zum Vergnügen ſeiner Gäſte ins Kaminfeuer warf. Die Alten wickelten nach dem Zeugniſſe des Dioskorides ihre Todten in dergleichen Zeuge und verbrannten ſie darin, damit die Überreſte derſelben ſich nicht mit Holzaſche vermiſchten. Weiter verfertigt man aus Asbeſtfaſern Lampendocht, Papier; D. Faxe Steinpappe; Prof. Koch zu St. Petersburg wendete ihn mit Glück zum Abformen der Münzen an; auch kann man daraus große Basreliefs und Stucka-

turarbeit verfertigen; und nach Dolomieu ſoll man dieſe Faſern auf Corſica mit Thon zuſammenkneten, Geſchirr daraus drehen und brennen, das viel leichter, weniger zerbrechlich iſt, und die Abwechſelung der Hitze und Kälte beſſer verträgt, als die gewöhnliche Töpferwaare. X.

Aſcanien, ſ. Anhalt.

Aſcanius, des Äneas und der Kreuſa Sohn, verließ an der Hand ſeines Vaters das brennende Troja (ſ. Äneas und Troja) und kam mit ihm nach Italien. Hier tödtete er aus Unvorſichtigkeit einen den Kindern des Tyrrheus gehörigen Hirſch, und verwickelte dadurch ſeinen Vater in einen Krieg, der dieſem das Leben koſtete. Er übernahm darauf die Regierung. Als aber Lavinia, des Äneas zweite Gemahlin, bald nach des Vaters Tode von einem Sohne entbunden ward, und aus Furcht vor Aſcanius in die Wälder floh, ließ er ſie zurückführen, übergab ihr freiwillig das väterliche Reich, und ging mit ſeinen Anhängern tiefer ins Land, wo er die Stadt Albalonga erbaute und ein eignes Reich ſtiftete, welches jedoch nach ſeinem Tode mit dem lateiniſchen, das der Lavinia Sohn Sylvius beherrſchte, vereinigt ward.

Aſcendenten, ſ. Aufſteigende Linie.

Aſcenſion, ſ. Aufſteigung.

Aſceten nannte man zu alten Zeiten in der chriſtlichen Kirche diejenigen Perſonen, welche ſich ſtrenger Übungen in der Frömmigkeit befleißigten, und ſich durch Enthaltung von ſinnlichen Genüſſen und durch willkürliche Büßungen vor dem großen Haufen auszuzeichnen ſuchten; daher Erbauungsſchriften, welche zur Übung des Geiſtes in der Frömmigkeit Anleitung geben, aſcetiſche Schriften heißen. Schon vor Chriſto und zu den Zeiten der erſten chriſtlichen Kirche gab es in einem ähnlichen Sinne jüdiſche Aſceten (ſ. d. Art. Eſſäer) und heidniſche unter den Philoſophen Griechenlands, beſonders unter den Platonikern. Der Ausdruck Aſcet iſt von dem griechiſchen Aſkeſis, Übung, entlehnt, welcher bei den alten Griechen von der diätetiſchen Strenge der Athleten gebraucht wurde, die ſich, um deſto geſchickter zu den Kampfſpielen zu ſein, vieler Genüſſe enthalten mußten. Über den Charakter der chriſtlichen Aſceten und die Religionsanſicht, die ſie leitete, vgl. d. Art. Gnoſis, Heilige, Mönchsweſen. E.

Aſche iſt der feuerbeſtändige, mehr oder weniger weißliche oder weißgraue Rückſtand, der nach dem völligen Verbrennen organiſcher Körper übrig bleibt und nicht mehr geſchickt iſt, das Feuer zu unterhalten. Die Beſtandtheile der Aſche ſind, beſonders in Hinſicht auf Zuſammenſetzung und Gehalt, nach den verſchiedenen Körpern, aus denen ſie herrührt, verſchieden. Die Pflanzenaſche beſteht vornehmlich aus erdigen und ſalzigen Theilen, welche letztere man durch das Auslaugen abſondern kann und vegetabiliſches oder Pflanzen-Alkali nennt (ſ. d. Art.). Je feſter und dichter gewebt eine Holzart iſt, um ſo mehr Alkali gibt ſie; manche Kräuter geben jedoch mehr als die Bäume, und das äſtige Farrenkraut gibt am meiſten. Je trockner die Gewächſe geworden, deſto weniger liefern ſie. Das Pflanzenalkali führt immer Kohlenſäure bei ſich. Es iſt daher um ſo ätzender, je größer die Hitze war, in welcher die Aſche entſtand und je anhaltender und ſtärker die Verkalkung des Alkalis geſchah. Völlig reinigen von allen fremdartigen Subſtanzen kann man es nur durch Kryſtalliſation (vgl. Pottaſche). Von ganz anderer Beſchaffenheit iſt die thieriſche Aſche, beſonders die aus Kno-

Digitized by Google

chen gewonnene. Ihr bleibt ein gewiſſer innerer Zuſammenhang; ſie enthält keine Salztheile, ſondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure, die den Namen Phosphorſäure führt. — Der Gebrauch der Holzaſche iſt bekanntlich ſehr groß. Seifenſieder, Bleicher u. ſ. w. verbrauchen ſie in ungeheurer Menge. Auch gibt ſie ein treffliches Düngungsmittel ab.

Aſchenkrug, ein Gefäß, worin die Alten die Aſche der verbrannten Leichen aufbewahrten. Es wurde aus Holz oder Metall verfertigt, und war mit geſchnitzten oder geſchlagenen Verzierungen verſehen (ſ. d. Art. Urne).

Aſchermittwoche, der erſte Tag der vierzigtägigen Faſten, welche die römiſche Kirche kurz vor Oſtern hält. Er hat dieſen Namen von der alten Gewohnheit erhalten, ſich mit Aſche zu beſtreuen, welches an die Buße im Staub und in der Aſche erinnern ſoll. Man pflegte vormals an dieſem Tage zu beichten, kaſteiete ſich die Faſten hindurch und ging hierauf Oſtern zum Abendmahl.

Äſchines, ein berühmter Redner zu Athen, brachte, als der Sohn armer Ältern, ſeine Jugend unter dem niedrigen Pöbel zu, mit dem er umherzog, und an deſſen Gaukeleien, beſonders bei den Bacchusfeſten, Theil nahm; durch den erhaltenen Beifall ermuntert, ward er Schauſpieler, dann Schreiber in einem Untergerichte, hörte den Plato und Iſokrates und wetteiferte bald als Redner mit Demoſthenes, den er jedoch an Kraft und Nachdruck nicht erreichte, ſo vortheilhaft er ſich auch durch glückliche Wahl der Worte, durch Reichthum und Deutlichkeit der Gedanken auszeichnete. Wir haben von ihm noch drei Reden und zwölf Briefe. Sie ſtehen in den Sammlungen von Aldus, Stephanus und Reiske. — Aſchines, der Philoſoph, ebenfalls zu Athen, der zum Unterſchiede von jenem auch der Sokratiſche genannt wird, war ein Schüler des Sokrates, den er um ſeine Belehrung mit den Worten bat: „Ich bin arm, und kann dir nichts für deinen Unterricht bieten als mich ſelbſt. Nimm mich hin als dein eigen.“ — „Du kennſt den Werth deines Geſchenks nicht,“ antwortete ihm Sokrates, ihn zu ſeinem Schüler annehmend. — Seine Tugenden gewannen ihm allgemeine Verehrung. Wir beſitzen von ihm noch drei Geſpräche: von der Tugend, vom Reichthum und vom Tode. (Ausgaben von Clericus, Amſt. 1711 und 1740, 8. und von J. F. Fiſcher, Leipzig 1753 und 1766, 8.)

Äſchylus, der Vater des höhern griechiſchen Trauerſpiels, wurde im 4ten Jahre der 63ſten Olymp. (525 J. v. Chr.) zu Eleuſis in Attika geboren. Von ſeinen Lebensumſtänden haben wir höchſt mangelhafte und unſichere Nachrichten. Er focht in den glorreichen Schlachten von Marathon und Salamis, ſah die Rieſenmacht des Darius und Xerxes untergehen, und war begeiſtert von dem ſtolzen und freudigen Gefühl der geretteten Freiheit. Mit dieſer hohen Begeiſterung dichtete er ſeine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Theſpis zuerſt die tragiſche Kunſt zu einer würdigen Geſtaltung erhob, ſo daß er als der Schöpfer derſelben zu betrachten iſt. In voller Rüſtung (ſagt A. W. Schlegel), wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, ſprang die Tragödie aus dem ſeinigen hervor. Er bekleidete ſie würdig, und gab ihr einen angemeſſenen Schauplatz; er erfand den ſceniſchen Pomp, er belehrte den Chor im Geſang und Tanz, und trat ſelbſt als Schauſpieler auf. Er entfaltete zuerſt den Dialog und beſchränkte den lyriſchen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimt. Die Charaktere ent-

warf er mit wenigen kühnen und ſtarken Zügen. Seine Plane ſind äußerſt einfach, abgemeſſen fortſchreitend. Verwickelungen und Auflöſungen kennt er nicht. Alle ſeine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernſtes Gemüth. Nicht die ſanftere Rührung, das Schrecken herrſcht bei ihm: das Haupt der Meduſa wird dem erſtarrenden Zuſchauer entgegengehalten. Seine Behandlung des Schickſals iſt äußerſt herb: in ſeiner ganzen düſtern Herrlichkeit ſchwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Äſchylus hat gleichſam ein ehernes Gewicht: lauter rieſenhafte Geſtalten ſchreiten darauf einher. Es ſcheint ihm faſt Überwindung zu koſten, bloße Menſchen zu ſchildern; Götter läßt er häufig auftreten, am liebſten Titanen, jene ältern Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängſt in den Tartarus, unter die heiter geordnete Welt hinabgeſtoßen ſind. Nach dem Maße ſeiner Perſonen ſucht er die Sprache ſelbſt, die ſie führen, rieſenmäßig anzuſchwellen. Daraus entſtehen ſchroffe Zuſammenſetzungen, überladen mit Beiworten, im Lyriſchen oft Verſchlungenheit der Wortfügungen, und große Dunkelheit. In der Seltſamkeit ſeiner Bilder und Ausdrücke gleicht er dem Dante und Shakſpeare. Doch fehlt es dieſen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt an dem Äſchylus rühmen. Wir beſitzen von ſeinen Tragödien, deren Geſammtzahl auf ſiebzig, von andern ſogar auf neunzig angegeben wird, nur noch ſieben; aber unter dieſen, nach dem Zeugniſſe der Alten, einige ſeiner vorzüglichſten Werke. Sie ſind: der gefeſſelte Prometheus, die ſieben Heerführer gegen Theben, die Perſer, Agamemnon, die Choëphoren, die Eumeniden und die Schutzgenoſſinnen. Mißvergnügt, geringere Stücke den ſeinigen vorgezogen zu ſehen, verließ Äſchylus ſein Vaterland und begab ſich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero ſehr ehrenvoll aufnahm und wo er im Jahr 456 vor Chr. in einem ſiebzigjährigen Alter ſtarb. In der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt verfaßte, gedenkt er ſeines dichteriſchen Lorbeers nicht, wohl aber rühmt er ſich, unter den Siegern von Marathon geweſen zu ſein. Die geſchätzteſten Ausgaben ſeiner Werke ſind: London, 1663 in Fol. von Stanley; Haag, 1745, 2 Bde in 4. von Paw, und Halle, 1809—11, 3 Bde (dritte Aufl.) von Schütz. Einzelne Stücke haben unter andern herausgegeben Brunck, Hermann und Wolf. Eine genügende Überſetzung ſeiner Tragödien haben wir in unſerer Sprache noch nicht. Der erſte Band, einer im J. 1822 erſchienenen Ausgabe des Äſchylus mit einem Commentar von Aug. Lafontaine verdient wegen des nach ganz neuen Grundſätzen veränderten Textes beſondere Beachtung.

Aſen, ſ. Nornen.

Aſien — die Wiege des menſchlichen Geſchlechts, der Völker, Religionen und Staaten, der Sprachen, Künſte und Wiſſenſchaften; die älteſte und reichſte Urkunde der Natur und Geſchichte; der lebensvolle Schauplatz der alten Zeit, die ſich daſelbſt noch gegenwärtig in allen Stufen ihrer einſeitigen Entwickelung darſtellt — liegt im Oſten und Norden der alten Welt, geſchieden von Auſtralien durch das indiſche Inſel- und Weltmeer (mit dem Buſen von Bengalen, Siam und Tunkin); von Amerika im Nordoſten durch die 14 Meilen Breite Cooks- oder Behringsſtraße (oder Bay? ſ. d.) und im Oſten durch die große Waſſerwüſte des öſtlichen Welt- oder des ſtillen Meers (mit dem koreaniſchen Buſen, dem japaniſchen Klippen- und dem tunguſiſchen oder ochozkiſchen Meere); von Afrika durch das arabiſche Meer (mit dem perſiſchen Golf) und den arabiſchen Buſen

oder das rothe Korallenmeer mit der Todespforte; von Europa durch den Buſen von Aſow mit der Straße von Kaffa, durch das ſchwarze Meer mit dem Bosphorus, dem Marmormeere und den Darbanellen, und durch den griechiſchen Archipelagus. Dagegen iſt es verbunden mit Afrika durch die um den Sinai herum gelagerten Steppen der Landenge von Suez, und mit Europa (bis zur Oſtſee hin) durch die große Waſſerſtraße der Wolga, welche nebſt dem Ural in den kaspiſchen See fällt, ſo wie durch den Felſengürtel (wie ihn die Tataren nennen) des Ural und der Werchoturen, der ſich unter 77° N. B auf Nowaja Semlja erhebt, die Wolga=Ebene von dem höheren Flachlande Sibirien ſcheidet und durch einen Aſt, den kleinen erzreichen Altai, ſich an Hochaſien anſchließt. Aſiens Flächenraum — 763,000 Q. M. — der ſich vom 43° 33′ bis zum 207° 40′ O. L. und vom 9° S. Br., bis zum 78° N. B. in der größten Breite 900 M. und in der größten Länge 1750 M. weit ausdehnt, übertrifft den von Europa viermal. Man unterſcheidet a) Südaſien (Natolien, Armenien, Kurdiſtan, Syrien, Arabien, Perſien, Indien, Oſtindien, Siam, Malacca, Annam, Tunkin, Cochinchina, Laos, Camboja, China, Japan, ſ. d. Art.); b) Mittel= oder Hochaſien (Kaukaſus, Tatarei (ſ. Dſchagatai), Bucharei, Mongolei, Tunguſien, ſ. d. Art.) und c) Nord= oder Ruſſiſchaſien (vom 44° N. Br. an; Kaſan, Aſtrachan, Orenburg, Kuban, Kabarda, Georgien, Imirete, Sibirien, mit dem Alpenlande Daurien und Kamtſchatka, ſ. d. Art.). — Die Mitte dieſes Welttheils, wahrſcheinlich der älteſte Landrücken unſers Erdkörpers, heißt Hochaſien. Hier bildet der Bogdo (d. i. die majeſtätiſche Höhe des Altai) den Mittelpunct aller Gebirge. Von dem nördlichen und ſüdlichen Bergrande dieſes höchſten und größten Binnenlandes der Erde (mit der 400 St. langen und 100 St. breiten, nackten, dürren und wüſten, bald von Glutwinden, bald von Winterſtürmen ſelbſt im Sommer heimgeſuchten Bergebene Kobi oder Schamo an Chinas nördlicher Grenze), das nur Steppenflüſſe und Landſeen (kaspiſches Meer, Aral=Baikal und mehrere Alpenſeen) hat, zogen die erſten Stämme der Völker, dem Laufe der Ströme in vier Hauptabdachungslinien (Nord=, Oſt=, Süd= und Weſtaſien folgend, nach allen Weltgegenden aus. Wenigſtens weiſt die Wurzelverwandtſchaft der indiſchen, mediſchen, perſiſchen, ſlaviſchen, griechiſchen und germaniſchen Stammſprachen auf das weſtliche Hochaſien, oder Iran hin. Jene Höhen, deren Spitzen auf dem Himmalaya (35° N. B.) bis 27,677 engl. F. anſteigen (wenn anders die Meſſung der Kuppe Dhwaligiri von dem Cap. Hodgſon im J. 1817, was man bezweifelt, genau iſt), erreichten die gewaltigen Fluten nicht, welche vom Süden her, wo ſie an dem Cap Comorin und an dem Cap Romania ſich brachen, nach dem Norden zu, wo das Oſtcap im Oſten, Tſchukotskoi Noß im Nordoſten, und das Eiscap im Eismeere die äußerſten Spitzen des Feſtlandes wurden, die Oſtſee umfloſſen. Dagegen zeigen die Inſeln im Oſten (Japan, die Kurilen, Aleuten, Formoſa, Haynan und Liqueos=Inſ.) und im Südweſten (Sokotorah, Ormus u. a.), vorzüglich die Eilandsgruppen zu beiden Seiten des Äquators (ſ. Indien), und die Halbinſeln (Kamtſchatka, Korea, Vorder= und Hinterindien, Arabien) ſichtbare Spuren der Zerſtörung des Feſtlandes der Urwelt durch Waſſer und Feuer. Daher im Innern, an den Küſten und vorzüglich auf den Inſeln, ſo viele ausgebrannte und noch

rauchende Vulcane! Das Innere eröffnet ein ungeheures Gebiet für den wiſſenſchaftlichen Entdeckungstrieb eines Humboldt! Denn noch ſind (ſeit Marco Polo) nicht genau erforſcht die Quellenpuncte faſt aller großen Stromthäler dieſes Welttheils in den Bergländern Hochaſiens; die ſüdlichen Rieſenküſten des Muſſart, Muſtag (Imaus) und des indiſchen 30,000 Q. M. großen Alpenlandes (Tibet, Butan, Nepal, Aſcham u. ſ. w. mit den Schneegipfeln des Hindukuſch (Paropamiſus), Belurtag, Kentaiſſe, und des Himalaya; und der nördliche Höhenzug des Altai, der im Nordoſten an das Königsgebirge Kangai (Dſchingis-Khans und der Mantſchu heiliges, vom chineſ. Kaiſer Kien-Long beſungenes Stammland) ſtößt, das nach Korea und Japan hin fortſetzt; wo von jenem ſüdlichen Alpengürtel die heiligen Ströme der Hindus, der Brumaputer, Ganges (ſ. d. Art.) und Indus, ſo wie im Oſten die weniger bekannten Stromthäler des Irawatti, Menam, Lukian und Menam-Kom (oder Cambodſcha), und im Weſten der Euphrat und Tigris (ſ. d.), ſämmtlich nach Süden in die großen Buſen des indiſchen Meeres ihren Lauf nehmen; wo von dieſem nördlichen Alpenkranze der Ob, Jeniſei, Lena u. a. m. nordwärts in das Eismeer ſtrömen; von beiden aber oſtwärts die Stromgebiete des Amur, Hoangho und Jantſekian in die Einbuchtungen des öſtlichen, oder ſtillen Meeres ſich ſenken, und weſtwärts der Gihon (oder Amu, der alte Oxus) und der Sir-Darja (oder Sihun, der alte Jaxartes) in den Aralſee fließen. Faſt eben ſo wenig kennt man die weſtlichen Gebirgsſtöcke, in Natolien den Taurus, und in Armenien den Ararat, in deren Nähe der Euphrat und Tigris, die alte Grenze der römiſchen Triumphe, ihre Waſſer ſammeln. Bekannter ſind ſeit kurzem erſt jene Felſenpforten, aus welchen Aſien Europa bevölkerte, die Bergthäler des Kaukaſus (ſ. Caucaſus) aus deren Schooße der Kuban in das ſchwarze und der Aras (Araxes) mit dem Kur in das kaspiſche Meer ſtrömen.

Die Natur hat in Aſien alle Schätze der Erde aufgethan; die reichſten in Indien; übrigens iſt die Fülle ihrer Schöpfung in einer fortgehenden Stufenleiter durch alle drei Erdgürtel vertheilt. In dem heißen, der durch ſeine Glut die Pflanzenſäfte zu Gewürz, Balſam, Zucker und Kaffee veredelt, mit denen Aſien Weſtindien bereicherte, erheben ſich die Palmen (Sago-, Cocos-, Dattel-, Schirmpalme) bis zu einer Höhe von 200 Fuß; hier ragt der weiße Elephant über alle Säugthiere empor, und aus Indien kam der Seidenwurm nach Europa. In ſeinem Schooße birgt dieſer Erdſtrich die ſchönſten Diamanten, die reinſten Perlen, das feinſte Gold, das beſte Zinn u. ſ. w. In dem gemäßigten Erdgürtel, der unſerem Welttheil die Abſenker jener erquickenden Saftpflanzen, des Weins und der erfriſchenden Obſt, und Goldfruchtbäume, ſo wie die Samen der kornreichſten Gräſer, der wohlſchmeckendſten Gartenfrüchte (Mohn, Rettig, Kürbiß, Melone u. a. m.), und der reizendſten Blumen (Tulipane u. ſ. w.) gegeben hat, iſt, vorzüglich in den weſtlichen Ländern, Ebenmaß mit Fülle und Schönheit gepaart. Hier war das Paradies der älteſten Sage. Hier liegen das reizende Kaſchemir und der Garten von Damascus; hier blüht die Roſe von Jericho (Anastatica) in der Nähe der Cedern des Libanon. Die öſtlichen Länder derſelben Breite beſitzen den Theeſtrauch, die ächte Rhabarber u. ſ. w. Einheimiſch ſind in dieſem Erdſtriche das Kameel, die Angoraziege, das tibetaniſche Schaf, der Faſan und das Pferd. In dem nördlichen blüht die Alpenflora Dauriens, und in dem eiſigen Boden entkeimt die zwergartige

ſibiriſche Ceder, bis jenſeits des 60° alle Vegetation erſtirbt. Hier lebt das kleinſte vierfüßige Thier, die jeniſeiſche Spitzmaus. Noch geben daſelbſt Zobel, Hermeline, Füchſe, Fiſchotter ꝛc. das ſchönſte Pelzwerk; auch das Steinreich enthält reiche Erze, ſeltene Prunkſteine und merkwürdige Foſſilien; z. B. im hohen Norden den Mammuth (ſ. d.). — Der Menſch (überhaupt 300, nach andern 580 Mill.) theilt ſich in drei Hauptſtämme. Der tatariſch-kaukaſiſche, in Weſtaſien, zeigt die ſchönſte Bildung unſeres Geſchlechts in der cirkaſſiſchen Form; der mongoliſche Stamm iſt in Oſtaſien, der malaiiſche in Südaſien und auf den Inſeln verbreitet. Den hohen Norden bewohnt der Polarmenſch (Samojede, Tſchuktſche u. a.). Nach Sprache und Herkunft unterſcheidet man 24 Stämme zum Theil Überreſte verſprengter Hordenvölker: **Kamtſchadalen**, **Oſtjaken**, **Samojeden**, **Korjäcken**, **Kurilen**, **Aleuten**, **Koreaner**, **Mongolen** und **Kalmücken**, **Mantſchuren** (**Tunguſen**, **Dauren** und **Mantſchu**), **Finnen**, **Tſcherkaſſen**, **Georgier**, **Griechen**, **Syrer** und **Armenier**, **Tataren** und **Türken**, **Perſer** und **Afghaner**, **Tibetaner**, **Hindus** (ſ. d.), Siamer, Malaien, Anamiten (in Cochinchina, Tunkin), Birmaner, Chineſen und Japaner, außerdem die Ureinwohner der oſtindiſchen Inſeln, Juden und Europäer. Hauptſprachen ſind die arabiſche, perſiſche, armeniſche, türkiſch-tatariſche, hinduiſche, malaiiſche, mongoliſche, mantſchuiſche und chineſiſche. Von dem untergegangenen Culturvolke der Iguren (Uiguren) in Hochaſien hat ſich noch die Schrift in Tibet erhalten; ſo wie die Sanſkritſprache der Braminen noch in dem indiſchen Alpenlande, und das alte Pehlwi noch in dem perſiſchen Grenzgebirge geſprochen wird. Nur das uralte Zend iſt gänzlich ausgeſtorben, und die Bildung der alten Iberer und Kolchier am Kur und am Phaſis (Georgien und Imirete) ſpurlos untergegangen. Unter den jetzt lebenden Völkern Aſiens ſind alle Formen des geſellſchaftlichen Zuſtandes vorhanden, von der Rohheit des Nomaden, bis zu der weichlichſten Üppigkeit des Orientalen; nur nicht die Formen der geſetzmäßigen Freiheit und der Ausbildung des Menſchen zu dem höheren geſelligen Leben. Denn von jeher haben allein Prieſter und Eroberer den Orient politiſch geſtaltet, und zwar bei öfterem Wechſel der Revolutionen und Dynaſtien (unter Aſſyrern, Medern, Chaldäern, Perſern, Griechen, Syrern, Parthern, Arabern, Mongolen, Tataren, Seldſchuken, Osmanen, Afghanen u. ſ. w.) ſtets nach derſelben Regel des blinden Gehorſams. Darum hat daſelbſt die alte Zeit in allen ihren Erſcheinungen die Herrſchaft über das Neue und Beſſere behauptet; am meiſten iſt das geiſtige Leben in China und Japan erſtarrt. Noch iſt die Sclaverei Sitte; noch iſt das Weib zum Werkzeuge des Mannes erniedrigt. Die herrſchende Staatsform iſt der in Aſien entſtandene Despotismus; daher jene kunſtvoll abgeſtufte, peinlich ſtrenge Etikette in allen öffentlichen Verhältniſſen, ſo wie die mit Grauſamkeit verbundne, durch **Opium** (ſ. d.) und Aberglauben erkünſtelte gleichgültige Unempfindlichkeit des Volks gegen das Schickſal; ein faſt allgemeiner Charakterzug des übrigens ſo leidenſchaftlichen Aſiaten! Indeß hat ſich auch noch, neben republikaniſcher Stammverbindung, die patriarchaliſche Gewalt der Stamm- und Familienhäupter erhalten. Nur da, wo der Europäer ſich angeſiedelt hat, in Süd- und Nordaſien, iſt die bürgerliche Cultur der abendländiſch-chriſtlichen Welt im Aufkeimen begriffen. Schon hat das Chriſtenthum, das zum Theil in mehrern ältern Secten (ſ. d. Art. **Maroniten**, **Monophyſiten**, **Neſtorianer**) ſehr ausgeartet iſt, in ganz Aſien viel

Anhänger gefunden, vorzüglich durch die von England und Rußland aus verbreitete Bibelüberſetzung. Nach dem Asiatic Journal iſt man nämlich in Bengalen mit dem Drucke der Bibel in der Sanſkrit, Hindoſtan-, Mohrall-, Afghan-, Telinga-, Aſchami-, Wouth-, perſiſchen, Kaſchmir-, arabiſchen, Baloughby-, Sikh- und chineſiſchen Sprache fortwährend beſchäftigt. Ähnliches geſchieht in St. Petersburg für die mongoliſch-katariſchen Völker. Selbſt in China gibt es wieder Chriſten; nur nicht mehr in Japan ſeit 1637. — Die wiſſenſchaftliche Bildung der aſiatiſchen Völker (Aſtronomie und Aſtrologie, Poeſie, Moral, Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, in der Heilkunde rohe Empirik) iſt größtentheils noch mit dem Prieſterthume und mit einem in das Leben tief eingreifenden, bis zum Kindermorde und dem Opfertode in den Flammen geſteigerten Aberglauben verbunden. Der Islam, deſſen hohe Schule Samarkand iſt, herrſcht im weſtlichen Aſien. (Vergl. den Art. Wahabi.) Über ganz Mittelaſien und den öſtlichen Theil des nördlichen iſt die lamaiſche oder ſchiagemuniſche Religion verbreitet. Die bramaniſche, deren hohe Schule Benares iſt, hat ſich größtentheils auf Vorderindien beſchränkt, und die ſchamaniſche auf die Völkerſchaften in Nordaſien und auf den ruſſiſchen Archipel. Zu Zoroaſters uralter Lehre bekennen ſich nur noch einzelne Familien in Indien und Perſien; dagegen hat die Moſaiſche zahlreiche Anhänger in ganz Aſien, nur nicht im ruſſiſchen. Vollkommener als die geiſtig-ſittliche Bildung iſt die phyſiſch-mechaniſche. Man denke an die indiſchen Gaukler! Insbeſondere hat der Gewerbfleiß gewiſſer Hindukaſten das Unglaubliche geleiſtet in Seiden- und Baumwollenweberei. Berühmt ſind die Shawls von Kaſchemir, die perſiſchen und ſyriſchen Lederwaaren (Saffian, Corduan, Chagrin); die chineſiſchen und japaniſchen Töpferwaaren, die Stahlarbeiten im türkiſchen Aſien, die Lackwaaren der Chineſen und Japanen u. a. Kunſtarbeiten. Allein der inländiſche Handel wird noch jetzt, wie in der alten Zeit, als die Doppelinſeln Ormus und Bahrain die älteſte Seehandelsſtraße zwiſchen dem Orient und Occident (vor Abraham und Moſes) verbanden, und der große Waarenzug von Indien durch Baktrien nach Kolchis ging, durch Karavanen (bis nach Makariew, Moskau und Conſtantinopel) und durch Küſtenſchifffahrt betrieben. Der Welthandel mit China und Oſtindien iſt daher ganz in den Händen der Europäer (Britten Holländer und Ruſſen) und der Nordamerikaner. So beweiſt das ganze Volksleben, der religiöſe, bürgerliche und geſellſchaftliche Zuſtand der Orientalen, daß, wo die freie geſellige Entwickelung der edleren Kräfte des Menſchen durch Kaſtenzwang, Prieſterzunft und Sultanismus gebunden, und wo das Feſthalten an herkömmlichen Formen Glaube, Geſetz und Sitte geworden iſt, daß da alle Cultur, wie in China und Japan, in eine ſtarre Kunſtform ausarten, und zuletzt die Kraft ſelbſt geiſtlos verwelken muß. Darum erhob ſich der Orientale, ungeachtet der prachtvollen Erhabenheit ſeiner Einbildungskraft, dennoch niemals zur Anſchauung der idealen Form, welche zuerſt der freie Grieche erblickte und eben darum hat der Europäer, der in ſeiner geiſtigen Bildung, wie in ſeiner geſellſchaftlichen Thätigkeit, ungehemmt fortgeſchritten iſt, den Druck des Orients auf den Occident überwältigt und ſich zur Herrſchaft über die Küſten und die Wildniſſe ſeines alten Herrn und Meiſters emporgeſchwungen. Zuerſt ſtieß Griechenland, nachdem es die dunkle Symbolik des Orients durch Idealgeſtalten zu lebendiger Anſchauung verklärt hatte, die geiſtigen Feſſeln der Prieſter und

Orakel von ſich; dann auch die bürgerlichen Ketten, welche der Perſer Darius für Athen und Sparta bereit hielt. Nach einem funfzigjährigen Kampfe ſchrieb Europa zum erſtenmal im Cimoniſchen Frieden (449 v. Chr.) dem Orient das Geſetz vor. Dann verbreitete ſich griechiſche Cultur über das ganze weſtliche Aſien bis nach Indien hin; und die Keime dieſes regern Lebens hat der ſpätere Soldatendespotismus noch bis jetzt nicht ganz erſticken können. Hierauf kämpften Römer und Parther um den Beſitz des Euphrat; eine Zeit lang verſuchten es ſogar die Perſer, unter den Saſſaniden, Rom die Herrſchaft der Welt zu entreißen. Seitdem ſtand Aſien viermal gegen Europa auf. Zuerſt erhoben ſich die Völker Hochaſiens, von Chinas Grenzen bis an den Irtiſch zurückgeworfen, um über das Abendland herzuſtürzen. Nach einander brachen Hunnen, Avaren, Bulgaren und Magyaren, ohne die ſpätern Horden, die im ſüdlichen Rußland und an der Donau ſich vermiſchten und untergingen, zu nennen, aus den Pforten des Kaukaſus und aus den Wildniſſen des Ural hervor, um Europa zu unterjochen; aber Attilas und der Enkel Arpads rohe Macht zerſtäubte im wilden Verheerungskampfe mit den Deutſchen. Dann griffen die Araber Conſtantinopel, Italien und Frankreich an; aber ihren fanatiſchen Ungeſtüm warf Carl Martell (732 n. Chr.) zurück, und der gothiſch=chriſtliche Rittermuth entriß ihnen die pyrenäiſche Halbinſel. Darauf rüſtete ſich zwar das Abendland gegen den Orient, um dem Sultan der Seldſchucken das heilige Grab zu entreißen, und das chriſtliche Europa lernte jetzt zuerſt Aſien genauer kennen; aber das Schwert allein kann keinen Welttheil erobern. (S. d. Art. Kreuzzüge.) Vielmehr ſandte Hochaſien aufs neue unter dem Mongolen Temudſchin (ſ. Dſchingis=Khan) ſeine Reiterhorden nach allen Weltgegenden aus; doch abermals dämmten die Deutſchen den verheerenden Strom mit ihren Leichen bei Liegnitz (ſ. Wahlſtadt). Zuletzt warfen ſich Tataren und die osmaniſchen Türken auf Europa. Sie entriſſen (1453) dem ausgearteten Oſtrömer den Bosphorus und Griechenland. Noch ſteht daſelbſt Aſiens Heerlager! Seitdem ward von dieſer Seite Europa gegen Aſien durch Deutſchland geſchützt. Zu gleicher Zeit erhob ſich der Occidentale durch geiſtigen Fortſchritt über die älteſten Völker des Orients, Perſer, Araber, Inder, Sineſen. Pulver, Compaß und Druckſchrift, die jene beſaßen, aber nicht zu brauchen verſtanden, verwandelten ſich durch den raſtloſen Vervollkommnungstrieb des Europäers zu unwiderſtehlichen Waffen. Alſo kam es, daß Rußland die Wolga für Europa gewann, Sibirien entdeckte, den Stammſitz der alten und neuen ſcythiſchen Horden, den Altai, bewachte, und zuletzt den Kaukaſus überwältigte, während — ſeit Vasco da Gama (1498, ſ. Gama) den Seeweg nach Oſtindien gefunden hatte — die Portugieſen, dann die Holländer und Franzoſen, vor allen aber die Britten, durch den Welthandel das reiche Südaſien mit europäiſchen Geſetzen, und Europa mit der wunderbaren Beſchaffenheit jener Länder bekannt machten. Schon in Perſien iſt die europäiſche Völkerverbindung vorzüglich durch Sir Harford Jones, Sir Gore Ouſely, James Morier und den ruſſ. Gen. Jermaloff) hineingezogen; noch widerſteht ihr die mehr als tauſendjährige Diplomatie des Hofes von China, ob dieſes „himmliſche Reich des Weltalls" gleich den Nordamerikanern williger entgegenkommt, als den Britten und Ruſſen. Am eiferſüchtigſten hält Japan Europa von ſich entfernt; ähnlich dem Polareiſe, das bis jetzt die ſo oft ſchon verſuchte nordöſtliche Durchfahrt um das Eiscap herum vereitelt hat. Aber der

Forſchungsgeiſt europäiſcher Seefahrer durchdringt immer mehr auch die verſchloſſenſten Länder, ſeit Marco Polo, dem Venetianer (1272), bis auf den Geſchichtſchreiber der Andentropenwelt, der jetzt zu ſeiner zweiten großen wiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſe ſich rüſtet, Alexander von Humboldt! K.

Asklepiadeiſche Verſe ſind Verſe, die aus zwei oder drei Choriamben beſtehen, und dieſem zufolge in große und kleine unterſchieden werden. Den Anfang macht jedesmal ein Spondäus und den Schluß ein Jambus.

Kl. — — | — ∪∪ — || — ∪∪ — | ∪ —
Gr. — — | — ∪∪ — || — ∪∪ — | | — ∪∪ — | ∪ —

Sein Charakter iſt lyriſch, Anmuth und Kraft vereinigend. Bei Horaz kommen fünf verſchiedene, aus asklepiadeiſchen Verſen gebildete Versmaße vor. Er gebraucht entweder den kleinern oder den größern asklepiadeiſchen Vers jeden allein, oder läßt den kleinern mit dem glykoniſchen Vers wechſeln, oder läßt auf drei kleinere asklepiadeiſche einen glykoniſchen, oder auf zwei kleinere asklepiadeiſche einen pherekratiſchen und einen glykoniſchen Vers folgen.

Äſkulap (bei den Griechen Asklepios), der Gott der Heilkunde. Einige nennen ihn einen Sohn Apolls und der Arſinoë, der Tochter Leucipps; andere Apolls und der Coronis, der Tochter des Phlegyas. Verſchieden werden auch die Wunder erzählt, welche ſeine Wiege umringten. Nach einigen wurde er von ſeiner Mutter ausgeſetzt, von einer Ziege geſäugt, von Hirten gefunden, und an einem ſchimmerndern Glanz um ihn für göttlich erkannt. Nach andern hatte Coronis zugleich Umgang mit Iſchys gehabt; der erzürnte Apoll (oder Diana ſtatt ſeiner) tödtete die Ungetreue; rettete aber das Kind, das ſie in ihrem Schooße trug. Letztere Meinung war die allgemeiſte, und wurde auch durch das pythiſche Orakel beſtätigt. Später brachte Apoll ſeinen Sohn zu Chiron, der ihn in der Heilkunſt und Jagd unterrichtete. In der erſtern erlangte er einen hohen Grad von Geſchicklichkeit, daß er ſogar den Ruhm ſeines Lehrers verdunkelte. Nicht nur verhinderte er der Lebenden Tod, ſondern rief ſelbſt Verſtorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch ſeines Bruders Pluto Klagen über Beeinträchtigung bewogen, erſchlug mit ſeinem Blitze den Wohlthäter der Menſchen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwieſen. Insbeſondere ward er zu Epidaurus in Griechenland verehrt, wo ihm ein Tempel nebſt einem Haine gewidmet war. Von da verbreitete ſich ſein Dienſt über ganz Griechenland, und kam endlich auch nach Rom. Als hier einſt die Peſt drei Jahre lang wüthete, wurden, auf Anrathen des delphiſchen Apoll, Geſandte zum Äſkulap nach Epidaurus geſchickt. Kaum waren ſie vor dem Gotte erſchienen, als unter dem Bilde deſſelben eine Schlange hervorkam, welche gerade nach dem römiſchen Schiffe zueilte. Dieſe Schlange, die man für den Äſkulap ſelbſt hielt, wurde mit großer Feierlichkeit nach Rom gebracht, worauf die Peſt nachließ. — Äſkulap hatte zwei Söhne, Machaon und Podalirius, auch Asklepiaden, die im trojaniſchen Kriege als Helden und Ärzte ſich berühmt machten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaſo, Panacea und Ägle, von denen erſtere als Göttin der Geſundheit verehrt ward. — In den Abbildungen erſcheint Äſkulap als ein bärtiger Mann, mit einem von einer Schlange umwundenen Knotenſtabe, dem Bilde der Geneſung. Neben ihm ſteht der Hahn, das Symbol der Wachſamkeit. Oft iſt er mit dem Lorbeer Apolls gekrönt. Zuweilen findet man neben ihm einen kleinen Knaben, Teleſphorus, abgebildet,

der eine Mütze auf dem Kopfe trägt und ganz in einen Mantel gehüllt iſt. — Oft wird Äſkulap auch blos unter dem Bilde einer Schlange vorgeſtellt.

Asmodi, nach der hebräiſchen Fabellehre ein böſer Geiſt und Dämon des Satans, der nach einander ſieben Männer der Sara, einer Tochter Raguels zu Rages tödtete. Der junge Tobias hielt ihn auf Raphaels Rath durch Gebet, dreitägige Enthaltſamkeit von ſeiner Braut, und durch eine auf glühende Kohlen gelegte Fiſchleber von ſich fern. Raphael aber nahm ihn gefangen und bannte ihn in die Wüſten Ägyptens. — Von dieſer Dichtung nennt man Asmodi den Eheteufel, den ſchadenfrohen und boshaften Anſtifter aller großen und kleinen Ehezwiſte, die er mit unermüdlicher Thätigkeit anzuſpinnen bemüht iſt. — Der Name Asmodi drückt Verwüſter, Verderbensengel, Würgengel aus. Er heißt auch wohl Abbadon.

Äſop, der älteſte Fabeldichter, war zu Amorium in Phrygien geboren, und anfangs der Sclave zweier Philoſophen, des Xanthus und Idmon, die ihn nachher frei ließen. Er trug praktiſche Lebensregeln ſinnbildlich vor, und erwarb ſich dadurch einen Ruf, der ſich über Griechenland und die benachbarten Länder verbreitete. Kröſus, König von Lydien, rief ihn an ſeinen Hof und hielt ihn durch Wohlthaten auf immer bei ſich zurück. Nur zuweilen unterbrach er ſeinen Aufenthalt daſelbſt durch Reiſen nach Griechenland, Perſien Ägypten, wo er allenthalben ſeine lehrreichen Dichtungen ausſtreute und dafür Beifall und Ehre erntete. Kröſus ſandte ihn einſt nach Delphi, mit dem Auftrag, dem Apollo zu opfern. Äſop erzählte hier ſeine Fabel von den hin- und herſchwankenden Stäben, die von fern etwas ſcheinen und, in der Nähe beſehen, nichts ſind. Die delphiſchen Prieſter, welche die Anwendung davon auf ſich machten, beſchloſſen, ſich durch ſeinen Tod zu rächen, und ſtürzten ihn von einem Felſen herab (560 v. Chr.) Ganz Griechenland nahm an dieſem Ereigniſſe Antheil, und Athen ehrte den phrygiſchen Fabeldichter durch Aufſtellung einer Bildſäule, welche Lyſipp verfertigte, und auf welche wir noch ein Epigramm des Agathias haben. Planudes, der Verfaſſer eines ſchlechten Romans über Äſop, ſchildert ihn als überaus häßlich und mißgeſtaltet, und läßt ihn ſelbſt ſtottern; allein dieſes Bild ſtimmt nicht mit dem überein, was die Alten uns von ihm erzählen. Wir muſſen indeß geſtehen, daß auch die Nachrichten der Alten von Äſop wenig Zuverläſſiges haben. Am wenigſten können ihm die unter ſeinem Namen noch vorhandenen, von Planutus zuerſt in eine Sammlung gebrachten Fabeln mit einiger Gewißheit zugeſchrieben werden; ihr Urſprung verliert ſich in das Dunkel des Alterthums, und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ſie einerlei Entſtehung mit den indischen Fabeln des Pilpai und den arabischen des Lockman haben. Von den ältern Ausgaben ſind am geſchätzteſten die von Henricus Stephanus, Paris 1546, 8. und von Hudſon, Oxford 1718, 8. In der neueſten Zeit haben ihn del Furia (2 Bde. 8. Florenz 1809), Koray (Paris 1810) und Schneider (Breslau 1811) nach Handſchriften in ſehr veränderter Geſtalt herausgegeben.

Aſopus, der Name mehrerer Flüſſe in Griechenland, von denen der achäiſche und böotiſche die berühmteſten ſind.

Aſow, Stadt und Feſtung im Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einer Inſel am Ausfluß des Don in das aſowſche Meer (ſonſt Palus Mäotis, in neuern Zeiten auch zuweilen Meer von Zabache ge-

nannt). Sie hat gegen 4000 Einwohner. Erſt 1774 ward Aſow von den Türken für immer an Rußland abgetreten.

Aſpaſia war zu Milet in Jonien geboren; ihr Vater hieß Axiochus. Früher hatte eine andere Schönheit aus Jonien, Thargelia, das Beiſpiel ſeltener Vereinigung politiſcher und wiſſenſchaftlicher Talente mit aller Anmuth ihres Geſchlechts gegeben, und dieſe ſcheint Aſpaſia ſich zum Muſter genommen zu haben. In Athen waren fremde Frauen gleichſam geächtet, denn ihre Kinder, wenn ſie auch in der Ehe gezeugt waren, wurden nicht als rechtmäßige betrachtet, und dieſer Umſtand trug viel dazu bei, daß man ſie in die Reihe der Buhlerinnen geſtellt hat. Aſpaſia beſchäftigte ſich mit Politik und Beredſamkeit, dieſen mächtigſten Waffen der Freiſtaaten. Plato gedenkt einer ſehr ſchönen Rede, die ſie zum Lobe der bei Lechäum gebliebenen Athenienſer hielt, und man behauptet, daß ſie den Perikles in der Beredſamkeit unterrichtet habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der angeſehenſten, geiſtvollſten und tugendhafteſten Perſonen Griechenlands, und Sokrates beſuchte ſie oft; ja man beſchuldigte ihn ſelbſt, daß er eine leidenſchaftliche Liebe zu ihr gefühlt habe. Dem Perikles, dieſem großen Manne, der es verſtand, zugleich Bürger und König einer Republik zu ſein, wußte ſie die reinſte und dauerhafteſte Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympiſchen Zeus und ſeine Begleiterin Aſpaſia die Juno. Perikles trennte ſich von ſeiner Gemahlin, um Aſpaſia zu heirathen; Plutarch erzählt, daß er ſtets für ſie die größte eheliche Zärtlichkeit beſaß, und gewiß konnte eine niedrige und verderbte Frau ein ſolches Gefühl nicht einflößen. Man beſchuldigt ſie, zwei Kriege veranlaßt zu haben: den einen zwiſchen den Athenienſern und Samiern, wegen Milet, wo ſie geboren war, den andern zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern, wegen Megara. Plutarch rechtfertigt ſie wegen dieſes Unrechts, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, obgleich er die Urſachen des langen peloponneſiſchen Krieges mit den kleinſten Nebenumſtänden erzählt. Nur der muthwillige, aber nicht hiſtoriſch treue, Ariſtophanes erwähnt jener Beſchuldigung. Das athenienſiſche Volk, das gegen den Perikles aufgebracht war, ihn ſelbſt aber nicht anzugreifen wagte, verfolgte diejenigen, die ſeine beſondere Neigung, Achtung und Liebe genoſſen, und verklagte unter andern die Aſpaſia wegen Verachtung der Götter. Perikles vergoß mitten im Areopagus Thränen, als er die Aſpaſia vertheidigte, und entwaffnete die Richter. Man ſagt, daß Aſpaſia, die Freundin des Sokrates, die Gefährtin des Perikles, der Gegenſtand der Huldigungen des Alcibiades, nach Perikles Tode ihre Gunſt einem unbekannten, gemeinen Manne, Lyſikles, ſchenkte, der aber bald von ihrem Geiſte durchdrungen worden ſei, und in kurzer Zeit einen großen Einfluß in Athen erlangt habe. Man kann behaupten, daß Aſpaſia Einfluß auf die ganze Nation hatte; denn in ihrer Geſellſchaft wurden die gebildet, die das Ruder des Staats führten. Ihr Name war ſo berühmt, daß der junge Cyrus ſeine Geliebte Milto nach ihr benannte, um dadurch den Eindruck zu bezeichnen, den ſie auf ihn machte; denn der Name Aſpaſia bezeichnete die liebenswürdigſte der Frauen, wie Alexander den größten der Helden.

Aſpecte heißen in der Sternkunde die verſchiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreiſe gegen einander. Es gibt fünf Aſpecte: die Conjunction oder Zuſammenkunft, die Oppoſition oder der Gegenſchein (die Syzygien), der Gedritt- oder Trigonalſchein, der Geviert- oder Quadratſchein (auch Quadra-

tur genannt) und der Geſechſt oder Sextelſchein. — Die Zuſammenkunft (in den Kalendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet) ergibt ſich, wenn zwei Planeten einerlei Länge haben. In dieſem Falle ſind ihre Orte im Thierkreiſe nur um die Summe der Differenz ihrer Breite, nachdem ſie nämlich auf einer oder auf entgegengeſetzten Seiten der Ekliptik liegen, verſchieden, und alſo da dieſe nie beträchtlich iſt, wenig von einander entfernt. Hätten ſie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breite, ſo würden ſie einander bedecken. Die Zuſammenkunft des Mondes mit der Sonne verurſacht den Neumond; fällt aber auch ihre Breite faſt oder ganz zuſammen, ſo entſteht eine Sonnenfinſterniß (ſ. Finſterniß). Der Aſtronom beſtimmt mittelſt der Zuſammenkünfte der Planeten den Lauf derſelben, der Geograph und der Seemann aber die Länge der Örter auf der Erde. — Der Gegenſchein (im Kalender ☍) ereignet ſich, wenn die Länge zweier Planeten um 180 Grade verſchieden iſt, ſo daß der eine aufgeht, wenn der andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenſchein, ſo haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite faſt oder ganz zuſammen, ſo entſteht eine Mondfinſterniß. Der Gedrittſchein △ findet ſtatt, wenn ſich die Längen zweier Planeten um den dritten, der Geviertſchein □, wenn ſie ſich um den vierten, der Geſechſtſchein ✱, wenn ſie ſich um den ſechsten Theil von 360 Graden unterſcheiden. Für die Wiſſenſchaft ſind die drei letztern Aſpecte von faſt gar keinem Nutzen, aber die Aſtrologen ſchrieben ihnen allen einen großen Einfluß auf die Schickſale der Menſchen und Staaten zu. Dieſer Aberglaube ward Urſache, daß die Aſpecte in die Kalender aufgenommen wurden, woraus ſie gegenwärtig füglich wegzulaſſen wären.

Aſpern, die Schlacht von, von den Franzoſen die Schlacht von Eßlingen genannt, wurde am 21ſten und 22ſten Mai 1809 gefochten, und darin die Öſterreicher vom Erzherzog Carl, die Franzoſen von Napoleon befehligt. Die unglücklichen Ereigniſſe von Regensburg und Eckmühl hatten den franzöſiſchen Kaiſer zum zweitenmal in den Beſitz der Hauptſtadt geſetzt; die öſterreichiſche Armee, welche auf ihrem Rückzuge alle ihre Reſerven an ſich gezogen, behauptete dagegen das linke Donauufer. Es galt daher in Napoleons Augen die Vernichtung dieſer Armee, um den Feldzug zu beendigen und den Frieden herbeizuführen. Er vereinigte zu dieſem Kampfe alle ſeine disponiblen Kräfte, um durch einen einzigen Schlag ſeine Zwecke zu erreichen. Bereits am 20ſten Mai hatte er von der Lobau (einer Inſel in der Donau) aus einige Diviſionen vorgeſchoben. Am folgenden Tage folgte auf ſchnell geſchlagenen Brücken der größte Theil der ganzen franzöſiſchen Armee. Noch ehe die feindlichen Maſſen ſich vollſtändig entwickelt, erfolgte vom Erzherzog in fünf Colonnen unter Hiller, Bellegarde, Hohenzollern und Roſenberg ein concentriſcher Angriff, der nicht ohne einzelne glückliche Erfolge, jedoch nicht entſcheidend war. Es ward an dieſem erſten Tage überhaupt mit abwechſelndem Glücke gefochten und von keinem Theile konnte ſich der Sieg zugeſchrieben werden. Der folgende Tag ward zur Erneuerung der Schlacht beſtimmt. Indeſſen war es dem Erzherzog gelungen, durch Schiffsmühlen, welche die angeſchwollene Donau herabſchwammen, die Schiffbrücken der Franzoſen zu zerſtören, das dieſe ſowohl überhaupt in eine bedenkliche Lage brachte, als auch verhinderte, daß die Corps von Oudinot und Nanſouty, welche ſich noch auf dem rechten Donauufer befanden, zur rechten Zeit hätten auf dem Schlachtfelde eintreffen können, indem ſie jetzt nur in einzelnen Detachements konnten übergeſchifft werden. Am nächſten Tage

(den 22ſten Mai) wurde die Schlacht gleichzeitig durch einen Angriff der Öſterreicher auf Eßlingen und der Franzoſen auf Aſpern eröffnet. Es kann hier nicht der Ort ſein, die Bewegungen der beiden Armeen und die verſchiedenen einzelnen Gefechte genau zu beſchreiben, und wir begnügen uns daher, nur im Allgemeinen anzugeben, daß die Ehre des Tages auf öſterreichiſcher Seite war und die Franzoſen gezwungen wurden, mit großem Verluſte auf das rechte Donauufer zurückzukehren. Franzöſiſcher Seite wurde unter andern der Marſchall Lannes, Herzog von Montebello, tödtlich verwundet. Auf die öffentliche Meinung wirkte dieſer Sieg des Erzherzogs um ſo günſtiger, als es das erſtemal war, daß Napoleon in einer großen Feldſchlacht unterlag. Indeſſen hatte ſie außerdem weder große politiſche, noch militäriſche Reſultate. Die Zahl der Kämpfenden mochte ſich ziemlich gleich geweſen ſein und auf jeder Seite gegen 100,000 Mann betragen haben. Die Öſterreicher gaben ſelbſt ihren eignen Verluſt über 20,000 Mann an.

Aſphyxie, ein griechiſches Wort: Pulsloſigkeit, eine Art des Scheintodes, welche von der Unthätigkeit der Lungen beginnt, von da aber auf Herz und Gehirn ſich fortpflanzt. Der davon befallene Menſch liegt dem Anſcheine nach todt, ohne Athem, ohne Puls- und Herzſchlag und ohne Empfindung. Die Unterbrechung oder gänzliche Aufhebung des Athmens kann auf verſchiedene Veranlaſſungen erfolgen, entweder daß die mechaniſche Bewegung bei dem Aus- und Einathmen gehemmt iſt, oder das eigenthümliche Geſchäft der Lungen unterbrochen wird. Erſteres kann durch Zuſammenpreſſung der Bruſt von außen, durch den Eintritt der Luft in die Bruſthöhle, durch Wunden, durch allzugroße Anhäufung des Blutes in den Lungen, ſo daß ſie ſich nicht zuſammenziehen können, geſchehen; letzteres findet ſtatt, wenn entweder gar keine Luft in die Lungen kommt, wie bei Erſtickten, Ertrunkenen und Gehängten; oder wenn die eingeathmete Luft nicht tauglich zur Unterhaltung des Lebens iſt. H.

Aſſas (Nicolas, Chevalier d'), zu Vigan geboren, ſtand als Hauptmann bei dem franzöſiſchen Regimente Auvergne. Die Art, wie er ſich ſelbſt für ſein Vaterland aufopferte, macht ihn der Bewunderung der Nachwelt würdig. In der Nacht vom 15ten zum 16ten Oct. 1760 befehligte er bei Kloſterkamp, in der Nähe von Geldern, eine Feldwache, und ging bei Anbruch des Tages aus, die Wachen zu unterſuchen. Hier traf er auf einen feindlichen Heerhaufen, der die franzöſiſche Armee überfallen wollte, und ward ergriffen, mit der Drohung, daß der erſte Laut, den er ausſpräche, ihm das Leben koſten würde. Das Wohl des franzöſiſchen Heeres ſtand auf dem Spiele; ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, ſammelte er ſeine ganze Kraft und rief: „Hierher, Auvergne, die Feinde ſind da!“ Die Drohung ward ſogleich vollzogen, aber ſeinen Zweck hatte er erreicht, denn der Überfall mißlang. Aſſas ſtarb unbeweibt, man beſtimmte aber für immer ſeiner Familie einen Jahrgehalt von 1000 Livres, welcher zwar durch die Revolution unterbrochen ward, aber in der neueſten Zeit wieder ausgezahlt worden iſt.

Aſſaſſinen, ſ. Ismaëliten.

Aſſecuranz, Verſicherung, ein Glücksvertrag, vermöge deſſen einer (der Aſſecurant) ſich gegen den andern verbindlich macht, ihm den Schaden zu erſetzen, den er an gewiſſen Gegenſtänden und unter gewiſſen Umſtänden — binnen beſtimmter oder unbeſtimmter

Zeit — erleiden möchte. Die Abſicht des letztern dabei iſt, ſich auf den Fall eines möglichen Verluſtes den Erſatz zu ſichern; die Abſicht des Aſſecuranten hingegen kann entweder eigennützig oder uneigennützig ſein. Beabſichtigt er ſeinen eignen Vortheil, ſo läßt er ſich, nach der mehr oder weniger zu befürchtenden Gefahr, mehr oder weniger Procente von dem Werthe der verſicherten Gegenſtände bezahlen. Dieſer Fall findet in der Regel beim Verſichern der Schiffe ſtatt. Uneigennützig iſt die Abſicht des Aſſecuranten, wenn dieſer aus einem Verein von Perſonen beſteht, die ſich gegenſeitig ihr Eigenthum, z. B. ihre Häuſer vor Feuerſchaden, verſichern. In dieſem Fall wird von jedem Theilnehmer nur nach Maßgabe des eingetretenen Schadens ein verhältnißmäßiger Beitrag gegeben. Schon in den römiſchen Geſetzen ſcheint vom Verſichern die Rede zu ſein; allgemein ſchreibt man jedoch dieſe Erfindung den Juden zu, die 1182 aus Frankreich vertrieben wurden, und ſich zur Erleichtrung und Sicherung des Transports ihrer Habſchaften der Aſſecuranzen zuerſt bedienten. (S. d. Art. Feuerverſicherung, Lebensverſicherung und Waarenverſicherung. Auch vergleiche man Lebensdauer.)

Aſſiento (ſpan. Vertrag) nannte man die Bewilligung der ſpaniſchen Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausſchließung anderer, auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren Negerſclaven aus Afrika in die ſpaniſchen Colonien in Amerika, gegen eine gewiſſe Abgabe einführen und Handel damit treiben durfte. Schon Philipp IV. und Carl II. von Spanien ſchloſſen mit den Engländern ſowohl als Holländern einen ſolchen Handelstractat; dann waren die Engländer bis 1701 in dem alleinigen Beſitze des Aſſiento. Sie verloren ihn, als Philipp V. von Anjou auf den ſpaniſchen Thron kam, indem dieſer (1702) der franzöſiſchen Guinea-Compagnie, welche ſeitdem auch den Namen Aſſiento-Compagnie annahm, den Handel auf zehn Jahre zugeſtand, binnen welcher Zeit ſie das Recht haben ſollte, jährlich 4800 Neger beiderlei Geſchlechts nach dem feſten Lande und den Inſeln der Spanier in Amerika zu führen. 1713 ward dagegen zu Utrecht mit England der bekannte Aſſiento-Tractat auf 30 Jahre abgeſchloſſen (Großbritannien überließ nachher den Handel der Südſee-Compagnie), wodurch unter andern den Engländern geſtattet ward, alle Jahre, während des Tractats, ein ſogenanntes Permiſſions- oder Aſſientoſchiff von 500 Tonnen mit allerhand Waaren nach jenen Colonien zu ſchicken. Dieſes aber zog große Mißbräuche und vielen Schleichhandel nach ſich und die Beſchwerden und Irrungen darüber wurden ſo ſtark, daß es zuletzt 1739 zum Krieg zwiſchen beiden Mächten kam, worauf in dem aachner Frieden 1748 zwar der engliſchen Compagnie noch vier Jahr zugeſtanden, allein in der zwei Jahre darauf erfolgten madrider Convention derſelben überhaupt und für die noch rückſtändigen Aſſientojahre 100,000 Pfd. Sterling verſprochen wurden; und ſo nahm der Tractat ſein Ende.

Aſſignat, in der franzöſiſchen Revolutionszeit ein Wort für National-Papier, welches als Münze galt. Dieſes Wort entſtand daher, weil die erſten 400 Millionen dieſes Papiergeldes, welche die conſtituirende Verſammlung mit Genehmigung des Königs (19ten April 1790) machte, auf den Verkauf der eingezogenen geiſtlichen Güter aſſignirt oder angewieſen wurden. Schon den 27ſten Aug. deſſ. J. drang Mirabeau auf die Verfertigung von 2000 Millionen neuer Aſſignate und es entſtand hierüber ein Streit in der Verſammlung. Vorzüglich zeichneten ſich Bergaſſe und Dupont als Mirabeaus Gegner aus; ſie

ſahen ein, daß der Aſſignatenplan eine Erfindung Clavieres (aus deſſen Schrift Mirabeaus Rede nur ein Auszug war) ſei, ſich und ſeine Anhänger zu bereichern; daß durch dieſen Plan die reichen Wuchrer in den Beſitz der Nationalgüter geſetzt werden würden, und daß dieſe bei weitem nicht hinreichend ſeien, die Aſſignate, beſonders wenn ſie vermehrt würden, zu decken. Mirabeau ſetzte ihren Gründen unter andern den großen politiſchen Nutzen entgegen, daß jeder Beſitzer von Aſſignaten ein nothwendiger Vertheidiger der neuen Verfaſſung ſei, welche die Auswechslung der Aſſignate gegen Nationalgüter verbürgt hatte. Pethion unterſtützte ihn, und es wurden aufs neue 800 Millionen geſchaffen. Nach und nach vermehrte man dieſelben bis auf vierzig Milliarden und ſie ſanken zuletzt auf Nichts herab. Mehreres über dieſes Papiergeld und deſſen weiteres Schickſal findet man in dem Artikel Mandat.

Aſſimilation, die Verähnlichung, in mediciniſcher Bedeutung ein Act der Ernährung, vermöge der durch die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitete und aus den Gedärmen eingeſogene Milchſaft den Stoffen des lebenden thieriſchen Körpers immer ähnlicher gemacht und ſelbſt mit Leben verſehen wird, und den man inſofern auch Animaliſation nennen könnte. Der Anfang geht ſchon in den Drüſen vor ſich, welche, vermöge der ihnen inwohnenden Lebensthätigkeit und ihres eigenen Baues, den Milchſaft länger zurückhalten, und auf eine höhere Stufe der Animaliſation bringen. Die höchſte Stufe derſelben erreicht er, nachdem er durch die Mündung des Bruſtganges (ductus thoracicus) in die linke Jugularvene ſich ergoſſen, mit dem Blute deſſelben vermiſcht in die rechte Herzkammer, von da in die Lungen kommt, und mit dem belebenden Sauerſtoffgas begeiſtet, als wirkliches Blut in die linke Herzkammer zurückkehrt, aus welcher er in den ganzen Körper verbreitet wird. Dieſen letzten Vorgang in den Lungen bezeichnet man auch als Blutbereitung (Sanguification). Im Pflanzenreiche findet eine ähnliche Aſſimilation ſtatt, indem die Pflanzen ihre Nahrung aus der Erde und dem Waſſer ziehen, die eingeſogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze ſich vertheilen, mit den durch die Blätter aufgenommenen Theilen aus der Luft ſich vermiſchen und zum Wachsthum dienen. H.

Aſſiſengericht iſt in England ein Gericht, das zweimal im Jahre zu gewiſſen Zeiten und an gewiſſen Orten in den Provinzen ſich verſammelt, um alle Klagen und Criminalprozeſſe durch Richter und Jury zu entſcheiden. Aus dem engliſchen Recht iſt es in die neuere franzöſiſche Gerichtsverfaſſung übergegangen, wo die Aſſiſengerichte die ſtehenden Criminalgerichte ſind.

Aſſociation der Ideen nennen wir den Zuſammenhang zwiſchen unſern Vorſtellungen, vermöge deſſen ſie einander erwecken und auf einander führen. Das dabei zum Grunde liegende, in der Natur der Einbildungskraft allenthalben beobachtete Geſetz lautet vollſtändig alſo: Unſere Vorſtellungen verbinden ſich mit einander nach den Verhältniſſen der Ähnlichkeit oder Verſchiedenheit des Orts und der Zeit, der Wirkungen und Urſachen, der Subjecte und ihrer Eigenſchaften. Zergliedert liegen folgende einzelne Geſetze darin: 1) Ehemals gehabte Vorſtellungen, welche wegen der Ähnlichkeit ihrer Gegenſtände unter ſich ſelbſt eine Ähnlichkeit haben, führen wegen derſelben auf einander fort. So erweckt der Anblick eines Porträts die Vorſtellung des Originals; 2) Vorſtellungen, die von einander verſchieden ſind, erwecken einander. So fällt uns bei einem Begriffe ſein Gegentheil bei; 3)

Dinge, die zu gleicher Zeit und an einerlei Ort wahrgenommen werden, erwecken ihre gleichzeitigen und coexiſtirenden Vorſtellungen; 4) bei der Vorſtellung einer Wirkung denken wir an ihre Urſache und umgekehrt; bei einem Subject fallen uns die Eigenſchaften deſſelben bei; 5) Haupt- und herrſchende Ideen ſind meiſtentheils die erſten, welche erwachen, woran ſich eine Menge anderer knüpfen. — Man darf aber die Aſſociation nicht blos auf einige wenige Begriffe einſchränken. Es gibt ganze Ideenreihen, welchen kein anderes Geſetz zum Grunde liegt. Sie ſind eine Verbindung ſinnlicher Vorſtellungen, deren natürlicher Fortgang nach einer leitenden Idee erfolgt, wiewohl ihr Zuſammenhang nicht ſo nothwendig iſt, wie bei dem geſchloſſenen Ideengange der Vernunft, des höheren Raiſonnements und der Demonſtration. Man kann ſie ein ſinnliches Raiſonnement nennen. Dem Stoffe nach enthält daſſelbe lauter Exiſtenzen. Der Form nach iſt es entweder hiſtoriſch, d. i. eine Erzählung auf einander folgender Begebenheiten, oder dialogiſch, die Unterhaltung in Geſprächen, oder oratoriſch, wenn der Zweck die Überredung iſt, oder vulgär, wenn der Zweck die Erzählung der Begebenheiten im gemeinen Leben iſt, oder epiſtolariſch, bei der Unterhaltung mit Abweſenden, oder phantaſtiſch, wie bei der Erbauung von Luftſchlöſſern. Da dies Erzeugniſſe der Einbildungskraft ſind, ſo wird man von dem einen auf das andere ſchließen können. Je ordentlicher und regelmäßiger die Einbildungskraft an ſich iſt, deſto vollkommener wird auch das ſinnliche Raiſonnement in ſeiner Art ſein; abſtracten Köpfen muß es daher weniger gelingen und zuſagen. Wir übergehen die Vermuthungen, durch welche man die Art und Weiſe der Ideenaſſociation aus einem Spiel der Nerven und Fibern im Gehirn hat erklären wollen, da ſie die Sache nur noch räthſelhafter machen, und merken dagegen noch an, daß das Geſetz der empiriſchen Ideenverbindung für die Einbildungskraft nicht abſolut iſt, ſondern nur als ein Erklärungsſatz für uns betrachtet werden muß, aus welchem wir uns die bereits geſchehene Ideenaſſociation begreiflich machen. Voraus beſtimmen läßt ſie ſich nicht. Die Ideen haben ſo viele und mancherlei Ähnlichkeitspuncte, daß man nicht angeben kann, warum im vorkommenden Fall gerade dieſe und keine anderen hervorgerufen worden. Es hängt die wirkliche Verbindung von ſo vielen Zufälligkeiten ab, die alle in Anſchlag gebracht werden müßten. Da, wo die Einbildungskraft nach einem gewiſſen Zweck, oder nur nach einer leitenden Idee arbeitet, die ſie vor Augen hat und nach welcher hin ſie die Verknüpfung eingebildeter Reihen veranſtaltet, kann man wohl bei ihr eine gewiſſe Ordnung ſich denken; wo ſie aber zwecklos und mechaniſch wirkt, läßt es ſich nicht einmal erklären, daß ſie Ähnlichkeiten wahrnehmen könne. Wir können, wenn wir uns dergleichen Verknüpfungen erklären wollen, nichts weiter thun, als daß wir uns hinterher die Ähnlichkeiten und Coexiſtenzen hineindenken oder ſie herausſuchen. Ob die Einbildungskraft wirklich darnach zu Werke gegangen, bleibt immer unentſchieden.

Aſſonanz. Dieſe muſikaliſche Redefigur kann man eine Schweſter der **Alliteration** (ſ. d.) nennen, denn wie dieſe in einer Gleichheit der Conſonanten in mehreren Wörtern eines Satzes beſteht, ſo die Aſſonanz in der Einheit der Vocale. Sie iſt eigentlich in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie einheimiſch, und harmonirt ſehr wohl mit dem Charakter dieſer an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Die Verſuche unſerer Dichter, die Aſſonanz anzuwenden, haben im Ganzen nur dazu gedient, ihre Unanwendbarkeit in unſere

Sprache zu zeigen. Die zweiſylbige Aſſonanz kann bei uns in der zweiten Sylbe faſt nie anders als in dem ſtummen E gebildet werden, welches wir kaum hören; und auch die einſylbige wird zu ſehr von den Conſonanten übertönt, als daß ſie beſondere Empfehlung verdiente. Als Ausnahmen möchten die trefflichen Aſſonanzen in Fr. Schlegels Alarcos und in Apels Geſpenſterbuch (Bd. 4) anzuſehen ſein. Letzterer beſonders hat mit vieler Kunſt ſich der zweiſylbigen Aſſonanz ohne das ſtumme E bedient.

Aſſyrien, ein im Alterthum berühmtes aſiatiſches Reich, deſſen Grenzen nicht zu allen Zeiten dieſelben waren. Das urſprüngliche Aſſyrien grenzte nördlich an den Berg Niphates in Groß-Armenien, weſtlich an Meſopotamien, ſüdlich an Suſiana und öſtlich an Medien. Aſſur ſoll es gegründet haben. Unter den Regenten dieſes Reichs ſind vorzüglich Ninus, Eroberer von Ninive, und ſeine Witwe und Thronfolgerin Semiramis berühmt. Ninus unterwarf ſich das babyloniſche, das mediſche und noch einige andere Reiche. Unter Sardanapal (ungefähr 900 Jahre vor Chr.) ward Arbaces, Statthalter von Medien, Herr des aſſyriſchen Reichs. In der Folge löſte ſich daſſelbe in drei Reiche auf, welche die Hauptbeſtandtheile deſſelben ausgemacht hatten, und es bildeten ſich aus demſelben das mediſche mit Aſſyrien und das (neue) babyloniſche Reich. Doch bald erhob ſich Aſſyrien mit der Hauptſtadt Ninive unter Salmanaſſar von neuem, indem Medien mit Babylon demſelben unterworfen waren; allein Medien riß ſich um 700 los und der mediſche König Cyaxares verband ſich mit Nabopolaſar, Statthalter von Babylon, worauf beide 606 v. Chr. Ninive eroberten und zerſtörten. Aſſyrien wurde jetzt eine mediſche Provinz, Babylon aber durch Nebucadnezars Eroberungen ſeit 600 ein mächtiges Reich. Endlich vereinigte ſämmtliche Reiche um 550 v. Chr. der Eroberer Cyrus, ein Perſer. (S. d. Art.)

Aſt wird derjenige Theil eines Baumes genannt, der nicht unmittelbar von der Wurzel, ſondern erſt vom Stamme ausgeht. Aus den Äſten gehen die Zweige und Blätter hervor. Wie man das Wort Stamm bildlich auf Völker und Familien anwendet, ſo auch das Wort Aſt, und man ſagt daher z. B. „die Familie theilt ſich in mehrere Äſte.“ Doch ſind in dieſem Sinn die Ausdrücke Zweig und Linie gebräuchlicher. In der Forſtwiſſenſchaft begreift man die Äſte unter dem gemeinſchaftlichen Ausdrucke von Obergehölz, und ſcheidet bei der Berechnung des Werthes eines Baums Stamm und Obergehölz. Die Richtung der Äſte iſt an jedem Baume charakteriſtiſch und gibt auf den erſten Blick ſchon ein Merkmal, ſie von einander zu unterſcheiden.

Aſtarte, eine ſyriſche Göttin, wahrſcheinlich ſo viel als die Semele bei den Griechen und die Aſtaroth bei den Hebräern. Sie hatte nach Lucian einen großen und uralten Tempel in Phönicien. Einige halten ſie auch für die Here, noch andere für die Aphrodite.

Aſteriscus heißen die Sternchen (*), die man im Texte braucht, um damit auf die unten ſtehenden Anmerkungen zu verweiſen. Man ſetzt ſie zu dem Worte, auf welches ſich die Anmerkung zunächſt bezieht. Die alten Kritiker bedienten ſich des Aſteriscus, um in den Handſchriften irgend eine Unrichtigkeit des Textes anzudeuten.

Aſthenie, die Schwäche (aus dem griechiſchen α privativum und σθενος, Kraft). Dies Wort iſt durch Browns Lehrſätze in Gebrauch gekommen, und bezeichnet überhaupt bei ihm Schwäche der Erregung. Sie entſteht entweder, indem die Erregbarkeit des lebenden Körpers durch die auf ſie zu ſchwach wirkenden Reize zu wenig

24 *

in Thätigkeit verſetzt wird, dies iſt die directe Aſthenie; oder indem durch vorhergegangene zu ſtarke Reize die Erregbarkeit vermindert worden: indirecte Aſthenie. Die aſtheniſche Beſchaffenheit wird nach Browns Angabe durch folgende Einflüſſe erzeugt: zu lang dauernde Kälte, ſtark und lang dauernde Wärme, Pflanzennahrung, Waſſer und wäſſerige Getränke, Mangel an verſchiedenen Gewohnheitsreizen, z. B. an geiſtigen Getränken, an Gewürzen, Mangel an Blut, zu ſchwache oder zu ſtarke Bewegung, Leidenſchaften, Anſteckungsſtoffe u. ſ. w. Die vorzüglichſten Zufälle, welche die aſtheniſche Beſchaffenheit bezeichnen ſollen, ſind: Froſt und Schauder; ſchwacher, weicher, kleiner und ſehr ſchneller Puls; Kopfſchmerz von Mangel an Blut, Irrereden, Mangel an Eßluſt; Ekel und Erbrechen; Betäubung; Schlafſucht; Zuckungen; faule Bräune; Blutflüſſe, Drüſengeſchwülſte u. ſ. w. Unter die aſtheniſchen Krankheitsformen ſollen nebſt mehreren andern beſonders folgende, nach dem Grad der allgemeinen Schwäche geordnete, gehören: Magerkeit, Schlafloſigkeit, Krätze, die engliſche Krankheit, Blutflüſſe, Unterdrückung der monatlichen Regeln, Durchfall, die meiſten Kinderkrankheiten, Scorbut, Gicht, Engbrüſtigkeit, Waſſerſucht, Epilepſie, Lähmung, Schlagfluß, Wechſelfieber, Typhus, Peſt. (S. **Erregungstheorie.**) H.

Äſthetik nannte man ſeit Alexander Baumgarten eine beſondere Wiſſenſchaft von dem Schönen und ſeinen mannichfaltigen Darſtellungsarten, welche vor dieſem Philoſophen noch nicht vorhanden war, und den Zweck hatte, die Beurtheilung des Schönen auf ein Vernunftprincip zurückzuführen, einen Theil der Philoſophie, von welcher, als Metaphyſik des Schönen, die Theorie der Künſte und der Kunſtkritik abhängig ſein ſollte. Auch hier finden wir nämlich, wie in andern Gebieten der Erkenntniß, daß ſich die Wiſſenſchaft erſt dann, nachdem eine Fülle mannichfaltiger Betrachtungen und Erfahrungen, und die lebendige Anſchauung vorhanden iſt, in ſyſtematiſcher Geſtalt entwickelte und ausbildete, indem erſt dann ein Princip des Mannichfaltigen gefunden werden kann, wenn dieſes Mannichfaltige ſelbſt in ſeiner verwirrenden Verſchiedenheit das Nachdenken dazu aufgeregt und veranlaßt hat. Daher auch die Literatur des wiſſenſchaftlichſten der alten Völker uns nur zerſtreute Betrachtungen über einzelne Gegenſtände jener Wiſſenſchaft, oder einzelne Darſtellungen des Schönen (einzelne Künſte, Kunſtgattungen und Kunſtwerke) in dogmatiſcher oder kritiſcher Geſtalt darbietet, obgleich dieſe oft (wie die hieher gehörenden Beiträge eines Plato und Ariſtoteles) eine Lebendigkeit an ſich tragen, welche den Werth mancher neuern ſyſtematiſchen Bearbeitung gar ſehr verdunkeln. Als aber, insbeſondere durch des berühmten Chr. Wolfs Beſtrebungen, die Philoſophie (namentlich die Leibnitziſche Anſicht derſelben) in ein Syſtem zu bringen, eine Überſicht des Ganzen der Philoſophie und ihrer Theile möglich und nothwendig geworden war, entſtand auch bald die Aufgabe, eine Theorie des Schönen, und mit ihr gewiſſe allgemein-gültige Geſetze zur Bildung und Beurtheilung deſſelben aufzuſtellen, welche auf dem Weſen der ſchönen „Erkenntniß ſelbſt" (bei welchem Ausdrucke man das Gefühlsvermögen und die ſinnliche Erkenntniß verwechſelte) beruhen ſollte. Zu dieſer Theorie legte der genannte Baumgarten, ein Schüler Wolfs, den erſten Grund. Der Standpunct, von welchem man zuerſt bei einer ſolchen ausging, war ein ſubjectiver, d. h. man betrachtete das Schöne zunächſt nach ſeiner Wirkung auf Empfindung und Gefühl, aber von Seiten der Fähigkeiten und Organe, mit welchem man daſſelbe auffaßte, welche Betrachtung eine

allgemeine Theorie des Empfindungsvermögens vorausſetzte, daher man dieſe Wiſſenſchaft eben Äſthetik nannte, weil αισθησις, wovon jener Name herkommt, Empfindung, Gefühl, ſinnliche Vorſtellung und die ſie begründenden Vermögen bezeichnet, welche nach den noch unausgebildeten pſychologiſchen Anſichten der damaligen Zeit auch mit dem Namen niederes oder ſinnliches Erkenntnißvermögen umfaßt, und noch wenig unterſchieden wurden. Denn weil man eben durch dieſe Vermögen das Schöne zu kennen und wahrzunehmen glaubte, daß dieſes vorzüglich das ſinnliche Erkenntnißvermögen anſpreche; ſo ſuchte man eine Wiſſenſchaft, welche die Geſetze deſſelben (des Empfindungsvermögens), beſonders in Beziehung auf das Schöne, eben ſo umfaſſen ſollte, wie die Logik die Geſetze des Verſtandes oder des Denkvermögens umfaßt; daher zu begreifen iſt, warum ſie Baumgarten eine Wiſſenſchaft der ſinnlichen Erkenntniß, und das Schöne das Sinnlichvollkommene, oder die Fähigkeit eines Dinges, Vergnügen in uns hervorzubringen nannte, durch welche Erklärung das Schöne von dem Angenehmen, und die Wiſſenſchaft von der empiriſchen Kenntniß nicht hinlänglich unterſchieden wird. So kam Baumgarten durch Behandlung und Betrachtung des Empfindungsvermögens auf das Schöne, und meinte, die Geſetze dieſer ſinnlich erkannten Vollkommenheit (die äſthetiſchen Geſetze) aus dem Begriffe aller Vollkommenheiten ableiten zu können. Was er nun aber als ſolche Wiſſenſchaft in ſeinen Vorträgen und Schriften (ſ. **Baumgarten**) aufſtellte, enthielt mehr praktiſche Regeln über Erfindung und Beurtheilung, Anordnung und Ausdruck des Schönen in der Kunſt, vorzüglich der Dicht- und Redekunſt, als eine Unterſuchung über das Weſen der Schönheit überhaupt. Dieſes Princip der ſinnlichen Vollkommenheit aber, welches Baumgarten aufſtellte, wurde von ſeinen Nachfolgern immer weiter ausgebildet, indem man die Natur des Empfindungsvermögens immer genauer unterſuchte, und bald auf phyſiologiſchem und pſychologiſchem Wege, welcher durch Lockes Senſualſyſtem und anderer Engländer (z. B. Burkes) Unterſuchungen ſehr gangbar geworden war, die Natur äſthetiſcher Empfindungen erforſchte, bald, vorzüglich durch Batteur und anderer Franzoſen Beiſpiel geleitet, eine Theorie der Künſte unter dieſem Namen aufzuſtellen verſuchte, welche jedoch, bevor nicht die reine Äſthetik, wovon ſie abhängig iſt, durch ein tieferes Princip hinlänglich begründet war, nothwendig ſchwankend und unſicher ausfallen und eine empiriſche Kenntniß bleiben mußte. Kant, der das ganze Gebiet der philoſophiſchen Wiſſenſchaft ſeiner Beurtheilung unterwarf, und nach der Möglichkeit einer philoſophiſchen Erkenntniß, welche über die Erfahrung hinausgehe, fragte, und nach deſſen Unterſuchungen die Philoſophie als eine Wiſſenſchaft von den urſprünglichen Vermögen und Geſetzen des menſchlichen Geiſtes erſchien, unterſchied zwar genauer ſinnliche Erkenntniß und Gefühl; aber er betrachtete das Schöne immer noch blos in ſeiner Wirkung auf das Gefühl, und ſtellte ſo über das Schöne den Begriff des Äſthetiſchen. Und wenn ihm nun, nachdem er dem Vorſtellungsvermögen und dem Begehrungsvermögen ihre beſondern Theorien angewieſen hatte, das Gefühlsvermögen übrig blieb, auf welches das Schöne alſo bezogen wurde, daß man vorausſetzte, das Schöne könne nur durch Gefühl wahrgenommen werden, ſei blos für das Gefühl da, oder beſtehe blos in einer beſondern Beziehung auf das Gefühl; ſo iſt es begreiflich, wie er früherhin eine ſolche Wiſſenſchaft für eine unmögliche halten und ſelbſt den Namen verwerfen konnte; denn die Beurtheilung des Schönen

(d. i. deſſen, was ſchön iſt) iſt nach jenen Vorausſetzungen empiriſch und ſubjectiv. Allein theils haben ſchon die bedeutendſten ſeiner Schüler (z. B. der um die Äſthetik ſo verdiente Heydenreich) entgegnet, daß auch die Geſchmacksurtheile, oder das äſthetiſche Wohlgefallen überhaupt, von gewiſſen urſprünglichen Bedingungen des Gemüths abhängig ſein müſſen, — welche zur Wiſſenſchaft erhoben, eine Geſchmackslehre werden, und ſofern ſie die Gegenſtände nach ihrer Beziehung auf Luſt und Unluſt, oder als Gegenſtände eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens insbeſondere betrachte, füglich Äſthetik genannt werden könnte; theils hatte auch Kant in ſeiner nachher erſchienenen Kritik der Urtheilskraft die Grundzüge zu einer ſolchen Geſchmackslehre oder Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft (des Geſchmacks) wirklich aufgeſtellt, welche nun an die Stelle der Äſthetik trat, und worin er die Geſetze, nach welchen der Verſtand bei der Beurtheilung deſſen verfahre, was durch ſich ſelbſt gefällt, aufſuchen wollte. So ſcharfſinnig und treffend auch Kants Unterſuchungen ſind, ſo weit ſie ſich mit dem Schönen (welches er immer nach dem beſchränkten gemeinen Sprachgebrauch nimt) und dem Erhabenen, nach ihrer Wirkung auf das Gefühl, oder mit dem Geſchmacke (der bald als äſthetiſche Urtheilskraft überhaupt auf das Schöne und Erhabene, bald nur auf die Beurtheilung des Schönen gerichtet ſein ſoll) beſchäftigen; ſo wenig erſchöpft doch die Theorie des Geſchmacks, oder eine Lehre, in welcher das Schöne in ſeinen Wirkungen auf uns oder das Gefühl des Schönen und Erhabenen betrachtet wird, die Äſthetik als Wiſſenſchaft des Schönen gedacht. Andern Theils mußte ſchon der Standpunct, von welchem Kant ausging, die Unterſuchung beſchränken. Denn indem zuerſt gefragt wurde, ob es allgemeine Grundſätze der Urtheilskraft gebe, welche das Gefühl der Luſt und Unluſt beſtimmen bei der Beurtheilung des Schönen, wurde das Schöne ſeinem Weſen nach ſchon vorausgeſetzt; ſtatt deſſen trat nun der allgemeine Begriff des Äſthetiſchen auf, welcher alles dasjenige bezeichnet, was in Beziehung auf das Gefühl der Luſt und Unluſt vorgeſtellt, und dadurch Sache des Geſchmacks wird, und in engerer Bedeutung, was lediglich durch ſeine Beziehung auf das Gefühl Gegenſtand des Wohlgefallens wird, — in welchen Begriff ſich das Schöne (nach dem beſchränkten gemeinen Sprachgebrauche) und das Erhabene theilten. — Die Verbindung beider blieb ungeahnet, weil blos von einer Verſchiedenheit des Äſthetiſchen die Rede war, welches als Gegenſtand der Beurtheilung betrachtet wurde, und weil nicht von dem Schönen ſelbſt, ſeinem Principe und der daſſelbe hervorbringenden Kraft ausgegangen wurde. Dieſe Kantiſche Anſicht wurde von mehreren denkenden Männern ſeiner Schule ausgebildet und als eine Wiſſenſchaft von den Gründen des äſthetiſchen Wohlgefallens dargeſtellt. Gegen jene der Kunſt wenig zuſagende Anſicht, namentlich gegen die formale Beſtimmung der Schönheit, als der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes ohne Vorſtellung eines Zweckes, ſträubte ſich der immer wachſende Kunſtſinn und die lebendigere Anſchauung des Schönen. Um ſo dringender wurde für diejenigen, welche bei täglicher Erweiterung des Kunſtgebiets durch die Werke großer Zeitgenoſſen jenes Intereſſe für die Kunſt lebhaft fühlten, welches Kant, der in dieſem Gebiete weniger heimiſch war, in einem hohen Grade zu entbehren ſchien, das Bedürfniß einer unumſchränkten Unterſuchung über das Weſen des Schönen, und über die Bedingungen, unter welchen es ſich dem menſchlichen Geiſte darſtellt. Göthe, Schiller, Herder, Winckelmann, Klopſtock,

Leſſing, Moritz und Heinſe wirkten theils durch die geiſtvollen Erzeugniſſe ihrer Dichterkraft, theils durch mitgetheilte Anſichten, Beurtheilungen und freie Behandlung mehrerer der Kunſt angehörigen Gegenſtände; Schelling durch ſeine eigenthümliche Anſicht der Natur, ſo wie überhaupt durch eine Philoſophie, welche, von dem Abſoluten ausgehend, daſſelbe auch in der Schönheit und im Geiſte des Künſtlers in eigenthümlicher Geſtaltung wiederfindet, zu einer umfaſſenden und lebendigen Anſicht der Schönheit und Kunſt. Wenn aber auch jene große Gährung, durch welche Kants Reform in der Philoſophie begonnen, gegenwärtig noch nicht geſtillt worden iſt, und die Urtheile über Schellings Syſtem nothwendig verſchieden ſind; ſo wird dieſem letztern doch für die Äſthetik das Verdienſt bleiben müſſen, auf die darſtellende Kraft des Genius tiefere Rückſicht genommen und namentlich die durch Kants Anhänger vernachläſſigte Phantaſie in dem Gebiete des Schönen wieder geltend gemacht zu haben. Zu demſelben Zwecke wirkten, wiewohl mehr auf polemiſchem und kritiſchem als auf dem ſyſtematiſchen Wege, A. W. und Fr. Schlegel und ihre Freunde, wenn auch im Kampfe die Grenze der Wahrheit oft überſchreitend, zum Vortheile der Äſthetik und zu einer freiern, lebendigern und umfaſſendern Anſchauung des Schönen, beſonders in der Kunſt. Schellings Standpunct aber, vermöge deſſen er, von dem Abſoluten, in welchem das Reale und Ideale ſich vereinigen ſoll, beginnend, auch ſeine Schüler auf die ſchaffende Kraft des Geiſtes, durch welche das Schöne hervorgebracht wird, vorzüglich zu achten, das Kunſtwerk aber als eine bildliche Erſcheinung des Abſoluten, durch den Geiſt des Menſchen hervorgebracht, zu betrachten veranlaſſen mußte, wurde von mehreren derſelben im Dünkel einer Wiſſenſchaft des ſchaffenden Genius, und je mehr ſie Kunſtfreunde waren, ſo mißverſtanden, daß ſie die Äſthetik geradezu für eine Kunſtphiloſophie erklärten, als offenbare ſich das Schöne nur durch Kunſt des Menſchen. Dieſer Anſicht ſowohl, als dem Mißbrauch ſeiner Methode, welche einige anzuwenden glaubten, indem ſie ſich ſelbſt von den Gebilden ihrer Phantaſie hinreißen ließen, und ſtatt einer Philoſophie über das Schöne in Natur und Kunſt, oft nur leere Phantaſien über die Kunſt hervorbrachten, hat jedoch S. (in einer Vorrede zu ſ. phil. Schriften und in der angeführten Rede nebſt Anmerkungen) kräftig widerſprochen. Nach unſerer Anſicht muß die Äſthetik, als Philoſophie des Schönen, von der *Idee des Schönen* (vergl. d. Art.) ausgehen, ſofern wir ſie der Idee der Wahrheit, welche die theoretiſche Philoſophie, wie der Idee der Sittlichkeit und Güte, welche die praktiſche Philoſophie entfaltet, entgegenſtellen, — und zwar als Metaphyſik des Schönen oder reine Äſthetik, von dem Weſen des Schönen — oder von dem abſoluten Schönen, das nie erſcheint, aber dem gebildeten Geiſte als Idee bei ſeinen Urtheilen, und dem Künſtler in Geſtalt eines Ideals beim Schaffen vorſchwebt, ausgehen, und dieſe Idee in dem Gebiete der menſchlichen Erkenntniß nachweiſen; hierauf aber die verſchiedenen Darſtellungen des Schönen in Natur und Kunſt nach ihrem Weſen beſtimmen und würdigen, und in Hinſicht auf beide überhaupt die Wirkung des Schönen auf das Gemüth (wo auch die Geſchmackslehre ihre Stelle findet), in Hinſicht auf die Kunſt aber insbeſondere ſeine Hervorbringung durch die ſchaffende Kraft des Künſtlers betrachten, dann aber von der Verſchiedenheit der beſondern Künſte, ſofern ſie aus der Idee der Kunſt erkennbar iſt, und ihren beſondern Gattungen handeln, durch welche

Überſicht — auch wohl (äſthet.) Theorie der ſchönen Künſte, oder angewandte Äſthetik genannt — für jede beſondere Äſthetik, oder für die Theorien der einzelnen Künſte die philoſophiſche Grundlage gegeben wird. Hiermit haben wir die hauptſächlichſten und in der Geſchichte der Äſthetik Epoche machenden Anſichten derſelben angedeutet, mit welchen die übrigen Bearbeitungen anderer Denker mehr oder weniger gemein haben. Überhaupt aber iſt die Äſthetik verſchieden nach der Anſicht, welche man von dem Schönen hat, vielleicht auch von den herrſchenden Geſtalten, in welchen daſſelbe in der Kunſt eines Volks auftrit. Davon ſ. d. Art. Schön. T.

Äſthetiſch iſt zufolge des vorhergehenden Artikels 1) in weiteſter Bedeutung, a) was in Beziehung auf das Gefühl der Luſt und Unluſt ſteht, oder zunächſt in dieſer ſubjectiven Beziehung betrachtet wird, — was mithin b) dieſes Gefühl, namentlich das Gefühl der Luſt, durch innere oder äußere Anſchauung, entweder erweckt (äſthetiſcher Gegenſtand, äſthetiſche Anſchauung) — daher redet man auch von einer äſthetiſchen Deutlichkeit im Gegenſatze der logiſchen, d. i. von der Deutlichkeit, welche durch Anſchauung oder Beiſpiele erlangt wird — oder durch daſſelbe beſtimmt wird (in dieſer Beziehung redet man von einem äſthetiſchen Urtheil, und von äſthetiſcher Urtheilskraft, Geſchmack im weitern Sinne); 2) in engerer Bedeutung a) was unabhängig von allen andern Beziehungen, lediglich durch die Anſchauung ſeiner das Gemüth (vornehmlich Verſtand und Einbildungskraft) in harmoniſche Thätigkeit ſetzenden Form Luſt zu erregen fähig iſt, oder was durch ſeine bloße Beziehung auf das Gefühl, welches durch Anſchauung des Gegenſtandes hervorgebracht wird, gefällt, oder das Schöne in weiterer Bedeutung nach Kantiſcher Beſtimmung, der Gegenſtand eines höheren, nothwendigen Wohlgefallens (in dieſer Bedeutung redet man von äſthetiſchen, d. i. ſolchen Gefühlen, welche nicht durch den Stoff (das Materielle) oder durch dem Begriff vom Werthe der Dinge, ſondern blos durch die angeſchaute (harmoniſche), in ſich vollendete Form eines Gegenſtandes, welche die Kräfte des Geiſtes in harmoniſche Thätigkeit verſetzt, erregt ſind); b) was durch ein Gefühl dieſer Art beſtimmt und von demſelben abhängig iſt (daher äſthetiſches Wohlgefallen, äſthetiſches Urtheil oder Geſchmacksurtheil, äſthetiſche Urtheilskraft, d. i. Geſchmack im engern Sinne, und ſein Gegenſtand Geſchmacksobject); 3) was zu dem Kreiſe der Äſthetik gehört, oder von ihr, als Wiſſenſchaft des Schönen, abhängig ſein und auf ihre Grundſätze wenigſtens zurückgeführt werden ſollte. Nach dieſer Bedeutung haben die Ausdrücke äſthetiſches Urtheil, äſthetiſche Beurtheilung, Recenſion, äſthetiſche Kritik noch einen höhern Sinn, als viele meinen, von welchen ſie doch ſehr häufig gebraucht zu werden pflegen. T.

Aſträa oder Dike (bei den Römern Juſtitia), des Zeus und der Themis Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit. Im goldenen Weltalter wohnte ſie unter den frommen Menſchen, im ausartenden ſilbernen kam ſie nur ſelten einmal von den Gebirgen herab; als aber das eherne Geſchlecht ſich Waffen ſchmiedete und den Pflugſtier erſchlug, da floh ſie zum Himmel, wo ſie im Thierkreiſe als Sternjungfrau leuchtet. Den ſpätern war ſie beflügelt. (Vergl. Horen.) Einer andern Fabel zufolge bezeichnet jedoch das Sternbild der Jungfrau die Erigone, welche aus Verzweiflung über den Tod ihres Vaters, Ikarius, ſich erhing, und vom Zeus, zu Belohnung ihrer kindlichen Liebe, in jenes Sternbild verſetzt ward.

Aſtrachan, eine Provinz Rußlands vom 46 bis 52° N. B., hat auf 10,400 Q. M. 1,017,000 Einw. Sie iſt begrenzt im Norden von dem Lande der Bulgaren und Baſchkiten, im Süden vom kaspiſchen Meere, im Weſten von der Wolga, die ſie von den Nagayan-Tataren und den doniſchen Koſacken trennt, und im Oſten von einer großen Gebirgskette, die ſie von der großen Tatarei ſcheidet. Der Sommer iſt lang und ſehr heiß, der Winter währt drei Monate und iſt überaus ſtreng. Der reiche und fruchtbare Boden wird von den Tataren nicht angebaut. Auf der Weſt- und Südſeite der Wolga ſind große Heiden, welche ein ſchönes, feines Salz in großem Überfluß liefern. Die Hauptſtadt Aſtrachan (65° 42′ öſtl. L. und 46° 21′ N. B.) liegt auf der Wolga-Inſel Seitza, etwa 8 Meilen vom Einfluß der Wolga in das kaspiſche Meer. Sie hat mit den Vorſtädten eine Meile im Umfang und zählt mit den Armeniern, Tataren, Perſern und Hindus 30,000 Einw., ohne die vielen Fremden und 20,000 Einw., die der Fiſcherei halber dort in dieſer Zeit weilen, in 3800 Häuſern. Die Häuſer ſind von Holz, ſchlecht und unbequem. Die Umgegend iſt fruchtbar und mit Gärten und Weinbergen bedeckt. Die Wolga iſt ſehr fiſchreich, und die in Menge hier gefangenen Störe gehen geſalzen und im Winter friſch faſt durch ganz Rußland. Vom Juli bis October ſind Heuſchreckenſchwärme nicht ungewöhnlich. Sonſt handelte Aſtrachan nach Khuva und Bochara; jetzt beſchränkt ſich der Handel auf Perſien und das Innere Rußlands; iſt aber nicht unbedeutend. Die Stadt hatte vor einigen Jahren 40 Schiffe von 100 bis 200 Laſten für den kaspiſchen Handel. Ausgeführt wird Leder, Leinwand, Wollenzeug und andere europäiſche Waaren; dagegen von Perſien eingeführt goldgewirkte ſeidene Binden für die Polen, ſeidene Zeuge und Stoffe mit Baumwolle gemiſcht, Reiß, Baumwolle, Rhabarber und einige andere Apotheker- und Specereiwaaren, vornehmlich aber rohe Seide. Die Hauptſtadt der uraliſchen Koſacken, Uralskoi, gehört auch zu dieſer Provinz.

Aſtrognoſie wird die in der praktiſchen Aſtronomie unentbehrliche Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen Sterne genannt.

Aſtrolabium (Planiſphärium, Analemma, Winkelmeſſer) iſt ein Inſtrument, um damit Winkel nach Graden, Minuten und zuweilen auch nach Secunden zu meſſen. Es beſteht gemeiniglich aus einer horizontalen Scheibe von Metall, die auf ihrem äußerſten Umfange jene Eintheilung hat. Durch eine beſondere Vorrichtung (Nonius) kann die genaueſte Schärfe in dem Abnehmen der Winkel erreicht werden. Auf jener Scheibe ſind zwei Abſehlineale (Diopterlineale), gemeiniglich mit zwiſchenliegenden guten Fernröhren, angebracht; eines derſelben ſteht feſt, das andere bewegt ſich um den Mittelpunct des Inſtruments. Indem man nun von dem Scheitelpuncte eines Winkels aus nach zwei in den Richtungen ſeiner Schenkel befindlichen feſten Puncten viſirt, wird auf der Scheibe des Inſtruments ein Stück Bogen abgeſchnitten, das das Maß des Winkels iſt. In der neuern Aſtronomie bedient man ſich dieſes Werkzeugs nicht mehr, wohl aber, und ſehr häufig in der angewandten Geometrie. Die Erfindung, das Aſtrolabium bei der Schifffahrt anzuwenden, machten die Ärzte Roderich und Joſeph, und Martin Behaim aus Nürnberg, als Johannes II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels von ihnen wünſchte, wodurch man der Gefahr entginge, ſich auf der See zu

verirren; ſie lehrten, wie man durch daſſelbe auch ohne Magnetnadel auf der See wiſſen könne, in welcher Gegend man ſei.

Aſtrologie, Sterndeuterkunſt, iſt die eitle und trügeriſche Kunſt, aus der Stellung der Geſtirne zukünftige Dinge, beſonders die Schickſale der Menſchen, vorherzuſagen. Sie gehört zu den älteſten Arten des Aberglaubens und entſprang, wie Bailly mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, aus der Wahrnehmung, daß die Geſtirne, beſonders Sonne und Mond, einen unverkennbaren Einfluß auf die Jahreszeiten, die Witterung und Fruchtbarkeit der Erde haben. Dies veranlaßte die Einbildung, als ob alle Geſtirne nur um der Erde und um der Menſchen willen geſchaffen wären, und daß ſie, da ſie auf die Erde einen Einfluß hätten, auch in Rückſicht der Menſchen von Bedeutung ſein, und nicht nur auf die Begebenheiten ganzer Völker, ſondern auch auf die Sitten und Schickſale einzelner Menſchen Beziehung haben müßten. Aus einer Sage der Ägypter, daß Belus eine Colonie aus Ägypten nach Aſien geführt, die ſich am Euphrat niedergelaſſen, und, nach Art der Ägypter, Prieſter gehabt habe, welche von den öffentlichen Abgaben befreit geweſen, und von den Babyloniern Chaldäer genannt worden wären, könnte man vermuthen, daß die Sterndeuterkunſt eine Erfindung der Ägypter ſei; wie denn auch wirklich bei dieſen ſich beſonders die Thebäer ihre Erfindung zueigneten. Allein die meiſten Zeugniſſe der Alten ſtimmen dafür, daß ſich die Aſtrologie von den Chaldäern zu andern Völkern verbreitet habe. Die Sterndeuter werden daher auch bei den alten Schriftſtellern durchgängig Chaldäi, ſonſt auch Genethliaci (ſ. **Genethliakon**) genannt, und in der Folge waren die Benennungen Chaldäer, Aſtrolog und Nativitätenſteller gleichbedeutend. (S. auch **Horoskop**.) Die Zeit des Urſprungs der Aſtrologie kann nicht genau beſtimmt werden. Ein Beweis ihres hohen Alterthums iſt, daß ſich die meiſten aſtrologiſchen Vorherſagungen auf die Stellung der Sterne gegen den Horizont gründen, welches der erſte Kreis war, den man am Himmel kennen lernte. Auch aus der Moſaiſchen Erzählung (V. 18, 10) läßt ſich auf ihr hohes Alter ſchließen. Als in den ſpätern Zeiten die Aſtrologie aus Gewinnſucht und mit Betrügereien getrieben wurde, gaben ſich die Aſtrologen den Namen Mathematiker, unter welchem ſie zu den Zeiten der römiſchen Kaiſer allgemein bekannt waren. Ihr Unfug nahm ſo überhand, daß Tiberius ſie aus Rom vertrieb. Das Geſetz im Codex unterſcheidet jedoch ausdrücklich die eigentliche geometriſche Kunſt von der ſogenannten mathematiſchen, d. iſt aſtrologiſchen. So verwerflich übrigens die Aſtrologie an ſich auch iſt, ſo hat ſie doch mittelbar der Aſtronomie weſentlich genützt. Sie hat mehr Theilnahme an den Himmelsbegebenheiten, mehr Aufmerkſamkeit auf dieſelben, und mehr Beobachtungen veranlaßt. Im Mittelalter erhielt ſich die Sterndeuterei mit der Sternkunde zugleich bei den Arabern, von denen wir noch verſchiedene aſtrologiſche Schriften beſitzen. Pico, Graf von Mirandola, der gegen das Ende des 15ten Jahrh. die Irrthümer der Aſtrologie ſehr gründlich beſtritt, fand noch wenig Eingang. Selbſt im 16ten und 17ten Jahrh. hatte die Sterndeuterei an gelehrten Männern, wie Cardano und ſogar Kepler, Anhänger. Das Copernicaniſche Syſtem und die immer mehr erwieſene Richtigkeit deſſelben haben endlich das Anſehen der Aſtrologie völlig geſtürzt.

Aſtronomie oder Sternkunde, d. i. Kenntniß des Laufes der Geſtirne und ſeiner Geſetze. In der Gegend des alten Babylons, in

den Ebenen von Syrien und Ägypten, unter jenem ewig heitern Himmel, wo die drückende Hitze des Tages die Bewohner nöthigt, einen großen Theil ihrer Beſchäftigungen bei Nacht vorzunehmen, bei einfachen Hirtenvölkern hatte die Wiſſenſchaft ihren Urſprung, auf welche das menſchliche Geſchlecht ein Recht hat, ſtolz zu ſein, ſowohl wegen ihrer theilweiſen Unentbehrlichkeit im gemeinen Leben, da ohne ſie gar keine genaue Zeiteintheilung und Zeitrechnung möglich iſt, wie denn auch der Geſchichtſchreiber und Alterthumsforſcher ihrer bedarf, und die Schifffahrt, dieſes verknüpfende Band entfernter Nationen und dadurch ſo mächtige Beförderungsmittel von Bildung und Wiſſenſchaften, nur allein durch Hülfe der Aſtronomie zu ihrer jetzigen Höhe ſich erheben konnte, als vielmehr noch, weil ſie, was menſchliche Geiſteskraft vermag, in ſeinem ſchönſten Glanze zeigt. Doch, wie bei jeder Wiſſenſchaft, ſo auch hier, war der erſte Anfang gering Jene Hirten begnügten ſich mit der ungefähren Kenntniß des Standes der hellſten Sterne zu gewiſſen Jahreszeiten und der Zeit ihres Auf- und Unterganges, bis nach manchen einzelnen Beobachtungen und Fortſchritten der Ägypter, Phönicier und Griechen, die Aſtronomie anfing, bedeutendere Fortſchritte zu machen. — Doch vor allem, welches ſind denn die Erſcheinungen, die der Aſtronom ſeiner Beobachtung und Betrachtung zu unterwerfen hat? Sahen wir die Sonne ihren täglichen Kreislauf vollenden, ſo beginnt, aus ihren Strahlen hervortretend, mit dem Monde das zahlloſe Heer von Sternen eine ähnliche Bahn. In Oſten ſehen wir ſie über den Geſichtskreis ſich erheben, allmählig immer ſteigend bis zur Mitte des Himmels, von hier eben ſo niederſinkend, bis ſie endlich unter dem weſtlichen Geſichtskreiſe ſich verlieren, während der Himmel ſelbſt uns als die innere Fläche einer vollkommenen Halbkugel erſcheint (denn die ſcheinbar glattgedrückte Geſtalt des Himmelsgewölbes bei Tage rührt nur von einer leicht erklärlichen Täuſchung der Sinne her), in deren Mittelpuncte wir uns ſelbſt befinden, an welcher Fläche die gleichſam angeheftet ſcheinenden Sterne, mit beſtändig gleicher Geſchwindigkeit, in einander völlig gleichlaufenden, größern oder kleinern Kreiſen ſich bewegen, welche mit demſelben Horizont immer einen und eben denſelben Winkel machen, und von denen ſie einen Theil über, den andern, nach ihrem Untergange, unter dem Horizont beſchreiben, bis ſie nach Verfluß von 23 St. 56 Min. 4,1 Sec. wieder an demſelben Puncte aufgehen, und in der nämlichen Ordnung denſelben Lauf beginnen. Unter dieſen Kreiſen bemerken wir einen, deſſen Mittelpunct unſer Auge ſelbſt iſt und der daher vom Horizont in zwei Hälften getheilt wird, der Äquator oder Gleicher genannt. Nach dieſem allen ſcheint es, daß ſtatt der einzelnen Sterne die ganze Himmelsfläche mit den Sternen ſich in gleichförmiger Geſchwindigkeit um ihre Axe bewege, welche rechtwinkelig auf der Ebene ſteht, die man ſich durch unſer Auge und durch den Äquator gelegt denkt, und am Himmel zwei Puncte beſtimmt (welche daher vom Äquator überall gleich weit um 90° abſtehen und unbeweglich bleiben), die Weltpole genannt, wovon jedoch nur der eine, der Nordpol, für uns ſichtbar iſt, der andere, der Südpol, aber unter unſern Geſichtskreis fällt. Die Sterne, welche jenem am nächſten ſind, werden die kleinſten Kreiſe beſchreiben, je näher dem Äquator aber, deſto größere, und dieſer ſelbſt iſt der größte. Uns, Bewohnern der nördlichen Halbkugel der Erde, erſcheint, wie aus bloßem Nachdenken über dieſe unſere Stellung auf der Erdkugel erhellt, der Nordpol beſtändig über dem Horizonte, und Sterne, welche

ihm nahe ſind, wie z. B. die Sternbilder des großen und kleinen Bären gehen daher für uns nie unter, und würden, wenn uns nicht das Sonnenlicht daran verhinderte, auch am Tage fortwährend von uns geſehen werden, wie wir ſie denn bei Sonnenfinſterniſſen auch wirklich ſehen. Die Parallelkreiſe aller nordwärts vom Äquator gelegenen Sterne ſtehen entweder ganz oder doch mit mehr als der Hälfte über, die ſüdlichen dagegen, entweder ganz unten, oder doch mit weniger als der Hälfte über unſerm Horizonte, welches ebenfalls durch bloßes Nachdenken über das Angeführte erhellt. Die Puncte, in welchen die Geſtirne ihre höchſte Höhe erreichen oder culminiren, liegen deswegen alle in einem Kreiſe, der ſenkrecht auf dem Äquator und den ihm parallelen Kreiſen der Sterne ſteht, die Pole ſelbſt ſchneidet, und daher die Himmelskugel auch in zwei gleiche Hälften theilt. Dieſer Kreis heißt der Meridian oder Mittagskreis, weil, wenn ihn die Sonne erreicht, Mittag iſt. Die Zeit von einer Culmination eines Sternes bis zu ſeiner zweiten heißt ein Sterntag, ſo wie, wenn wir ſtatt eines Sternes die Sonne ſetzen, jene Zeit ein Sonnentag genannt wird, und wenn wir dieſen in 24 Stunden theilen, ſo finden wir die Länge des Sternentages, der ſich beſtändig gleich bleibt, nur zu 23 ſolchen St. 56 Min. 4 Sec. Nun bemerken wir, den Lauf der Sonne ferner beachtend, daß ſie täglich von der Linken zur Rechten von einem Stern zum andern fortrückt, weil des Morgens von Zeit zu Zeit immer andere Sterne aus den Sonnenſtrahlen hervortreten (heliotiſch aufgehen, wie die alten Griechen und Römer es nannten), während des Abends Sterne, die vorher ſichtbar waren, in den Sonnenſtrahlen verſchwinden (heliotiſch untergehen), und daß an verſchiedenen Tagen auch verſchiedene Sterne zugleich mit der Sonne aufgehen (kosmiſch aufgehen bei den Alten) oder untergehen (achroniſch untergehen), und eben ſo verſchiedene zugleich aufgehen (achroniſch aufgehen), während die Sonne untergeht, oder untergehen (kosmiſch untergehen), wenn die Sonne aufgeht. Wir finden ferner, daß nach einem Sternjahre, oder nach 365 Tagen 6 St. 9 Min. 11 Sec. die Sonne wieder zu demſelben Sterne zurückkehrt, indem ſie in einem größten Kreiſe (d. h. in einem, deſſen Mittelpunct unſer Auge iſt), der Ekliptik, ſich bewegt, die den Äquator in zwei Puncten (Nachtgleichpuncte, Äquinoctialpuncte), und unter einem Winkel (Schiefe der Ekliptik) ſchneidet, der 23° 27′ 57″ im Anfange des Jahres 1801 betrug, jährlich aber um ½ abnimt, während die Äquinoctialpuncte jährlich 50¼ im Äquator rückwärts gehen, daher die Nachtgleichen jährlich verfrüht werden oder voreilen um 20′ 23″ (weswegen das tropiſche Jahr, d. i. die Zeit, welche zwiſchen der Umdrehung der Sonne in der Ekliptik von einem Frühlingsäquinoctio bis wieder dahin verfließt, um eben ſo viel kürzer iſt, als das Sternjahr, alſo aus 365 Tagen 5 St. 48 Min. 48 Sec. beſteht), da ſie in einem Jahre 360°, in einem Tage alſo im Mittel 59′ 8″ 33‴ in ihrem Kreiſe fortrückt, vorausgeſetzt, daß ſie immer in derſelben Zeit einen gleichen Weg zurücklege, welches aber nicht ganz genau der Fall iſt, ſondern vom Frühlings- bis zum Herbſtäquinoctio gelangt ſie jetzt vom 20ſten März bis zum 22ſten September in 186 Tagen, und vom Herbſtäquinoctio bis wieder zum Frühlingspuncte ſchon in 179 Tagen, ſo daß das Winterhalbejahr um ungefähr 7 Tage kürzer iſt, als das Sommerhalbejahr. Am langſamſten iſt die Bewegung der Sonne nur 57′ 11″ täglich, in ihrem Sommerſolſtitio, und nimt von da immer zu bis zu ihrem Winterſolſtitio, wo ſie 61′ 11″ täglich beträgt, von

wo ſie, bis wieder zum Sommerſolſtitio, auf dieſelbe Art abnimt. Um aber zu der uns nöthigen, völlig gleichmäßigen Zeitbeſtimmung zu gelangen, mußten wir uns neben der wirklichen eine erdichtete Sonne denken, welche ihren Kreislauf im Äquator in derſelben Zeit, wie die wahre in der Ekliptik, in einem Jahre, und zwar mit gleichförmiger Geſchwindigkeit vollendete. Die hernach eingetheilte Zeit nennen wir mittlere Sonnenzeit im Gegenſatze gegen die wahre, von der Sonne ſelbſt beſtimmte; daher heißt die Zeit von einer Culmination der eingebildeten mittlern Sonne bis zur andern ein mittlerer Sonnentag (welche mittlere Sonnenzeit auch oben bei der Vergleichung mit der Sternenzeit verſtanden werden muß). Den Unterſchied dieſer Culminationszeit von der Culminationszeit der wahren Sonne aber nennen wir die Zeitgleichung, welcher 16¼ Minute groß werden kann, und ſich in den Calendern angegeben findet. Auf eine ähnliche Art, wie die Sonne, bewegt ſich nun auch der Mond täglich von einem Fixſterne zum andern, aber mit weit ungleichförmigerer und größerer Geſchwindigkeit als jene, ſo daß er ſchon in 27 Tagen 7 St. 43 Min. 12 Sec. ſeinen Umlauf am Himmel (periodiſchen Monat) vollendet, in einem Kreiſe, deſſen Neigung gegen die Ekliptik 5° 8′ 49″ beträgt. Außerdem betrachten wir am Monde den bekannten auffallenden Lichtwechſel oder die Phaſen deſſelben, und er erſcheint uns von der Sonne ganz erleuchtet, als Vollmond, oder nicht erleuchtet, als Neumond, je nachdem er der Sonne gerade gegenüber oder genau bei ihr ſteht, hingegen zur Hälfte erleuchtet im erſten oder letzten Viertel, wenn er in Oſten oder Weſten 90° von ihr entfernt iſt; die Zeit von einem Vollmonde bis zum andern, oder die Dauer eines ſynodiſchen Monats beträgt 29 Tage 12 St. 44 Min. 2 Sec. Auch pflegt der Mond bei jenem Umlaufe bisweilen Sterne auf eine kurze Zeit uns zu verdecken, oder Sternbedeckungen zu bilden, und trifft es ſich gerade, daß er zur Zeit des Neu- oder Vollmondes genau in oder doch in einer nur geringen Entfernung über oder unter (Breite) der Ekliptik ſich befindet, ſo verdeckt er uns im erſten Falle die Sonnenſcheibe und verurſacht die Sonnenfinſterniſſe, während im zweiten dagegen der Schatten der Erde die Mondſcheibe trifft, und dadurch die Mondfinſterniſſe bewirkt. Außer der Sonne und dem Monde bemerken wir nun noch einige Sterne, die Planeten (Irrſterne), welche, ſo wie jene, ihren Ort verändern, und die wir daher von den übrigen ſogenannten Fixſternen zu unterſcheiden haben. Es ſind Mercur (☿), Venus (♀), Mars (♂), Jupiter (♃), Saturn (♄) und die neuentdeckten Uranus (♅), Ceres (⚳), Pallas (⚴), Juno (⚵) und Veſta (⚶), von welchen letztern noch Uranus und Veſta dem unbewaffneten Auge, die übrigen aber nur durch Fernröhre ſichtbar ſind. Ihre ſcheinbaren Bahnen ſchneiden die Ekliptik unter größern oder kleinern Winkeln, und Mercur und Venus entfernen ſich, erſterer nie über 28° 20′, letztere nie mehr als 47° 48′ von der Sonne, während die übrigen mit der Sonne in Zuſammenkunft (☌) oder Gegenſchein (☍), 180° von ihr entfernt kommen. Bei dieſer Bewegung finden wir ſie aber bald ſchneller, bald langſamer, bald vorwärts in der Ordnung der Himmelszeichen, bald rückwärts gegen dieſe Ordnung laufen und bald ſtille ſtehen; eine Erſcheinung, welche aus der eigenen gleichzeitigen Bewegung der Erde im Himmelsraume begreiflich wird. Ferner ſehen wir durch gute Fernröhre den Jupiter von vier, Saturn von ſieben und Uranus von ſechs kleinen Sternen oder Trabanten (Monde)

ganz in der Nähe begleitet, und Saturn von einem Ringe umgeben. Außer dieſen immer ſichtbar bleibenden Planeten erſcheinen noch von Zeit zu Zeiten Cometen (Haarſterne, Schweifſterne), meiſt nur auf wenige Monate ſichtbar, welche in allen Richtungen den Himmel zu durchkreuzen ſcheinen und einen längern oder kürzern, bisweilen gar keinen Schweif haben und ſich überdies durch ihr neblichtes Licht auszeichnen. Auch ſehen wir unter den Fixſternen mehrere Tauſende von neblichtem Anſehen, wovon viele durch die ſtärkſten Fernröhre eben ſo, wie die Milchſtraße in Haufen unzähliger Sterne aufgelöſt erſcheinen, und als entfernte Fixſternſyſteme ſich uns darſtellen. — Dies ſind im Allgemeinen die himmliſchen Erſcheinungen, deren genaue Beſtimmung und Beobachtung vermittelſt zweckmäßiger Inſtrumente (die man in den Lehrbüchern der Aſtronomie beſchrieben findet) das Geſchäft der praktiſchen Aſtronomie iſt, auf welcher dann die theoretiſche beruht, welche nach ſtreng mathematiſchen Geſetzen jene Beobachtungen ordnet und mit einander verbindet, dadurch die wirklichen Bewegungen auffindet, welche jene Erſcheinungen hervorbringen, und endlich auch die Urſachen dieſer Bewegungen erforſcht. Inſofern jene Erſcheinungen an der Kugelfläche oder Sphäre des Himmels ſich uns darſtellen, lehrt insbeſondere die ſphäriſche Aſtronomie durch Beobachtung von Sternen, die Polhöhe oder Äquatorhöhe eines Ortes (d. h. die Höhe, in welcher der Pol oder der höchſte Punct des Äquators über dem Horizont erſcheint) beſtimmen und dann durch Beobachtung der größten Höhe eines Sternes, ſeine Abweichung vom Äquator (ſie iſt gleich dem Unterſchiede zwiſchen der beobachtenden Höhe des Sternes und der Äquatorhöhe) und durch Beobachtung der Zeit, welche zwiſchen der Culmination von zwei Sternen verfließt, ihren Unterſchied in gerader Aufſteigung, oder auch durch bloße Beobachtung von Höhe und Azimuth eines Sterns zu einer beliebigen Zeit, gerade Aufſteigung und Abweichung deſſelben finden. Iſt nun die Lage eines Sterns gegen eine gewiſſe Ebene wie die des Äquators, bekannt, ſo lehrt die ſphäriſche Trigonometrie daraus die Lage deſſelben gegen jede andere Ebene, deren Lage gegen die vorige angegeben iſt, finden, wie z. B. in Beziehung auf die Ebene der Ekliptik Länge und Breite, daſſelbe, was in Beziehung auf den Äquator gerade Aufſteigung und Abweichung ſind, aus dieſer berechnet werden können: Die genaueſte Beobachtung der Lage der Fixſterne, welche in den Sternverzeichniſſen angegeben wird, macht die feſte Grundlage aus, auf welcher erſt die Beobachtung der Lage der Sonne, des Mondes und der Planeten beruht, deren Bewegungen nun insbeſondere die theoretiſche Aſtronomie erklärt. Zuerſt finden wir, daß die ungleichförmige Bewegung der Sonne und des Mondes ſich durch Annahme ihrer Bewegung in einem etwas excentriſchen Kreiſe, d. h. einem ſolchen, deſſen Mittelpunct nicht genau unſere Erde iſt, ziemlich gut darſtellen laſſe, und denken wir uns die Planeten um einen gewiſſen Punct ſich im Kreiſe drehend, während zugleich jener Mittelpunct dieſes Kreiſes ſich um unſere Erde bewegt, ſo ſehen wir, daß durch dieſe Bewegung in ſogenannten Epicyklen (Ptolemäiſches Syſtem) die oben angegebenen Erſcheinungen der Planeten ungefähr erfolgen müſſen. Genauere Beobachtungen lehren uns nun noch, daß die Sonne ſelbſt der Mittelpunct jener Kreiſe ſei, die Planeten ſich alſo um die Sonne, und dieſe mit den Planeten um unſere Erde ſich bewege (Tychoniſches Syſtem); alle Erſcheinungen würden aber auch offenbar dieſelben bleiben, wenn wir, ſtatt die Sonne um die Erde, ſich dieſe nebſt ihrem Monde um jene herumbe-

wegen ließen, ſo daß die Erde in die Stelle der Planeten träte, und denken wir uns dieſelbe noch täglich von Weſten nach Oſten um ihre Achſe ſich drehend (denn daß die Erde ſelbſt eine Kugel von 1720 geographiſchen Meilen im Durchmeſſer ſei, iſt durch aſtronomiſche und andere Beobachtungen und Meſſungen entſchieden), ſtatt des täglichen ſcheinbaren Laufs des Himmels, als feſten Himmelsgewölbes mit Sonne, Mond und Planeten von Oſten nach Weſten um die Erde. Eine tägliche Drehung des Himmels um die Erde, mit den unzähligen Sternen in den erſtaunlichſten Weiten von uns, unter denen dann Sonne, Mond und Planeten doch wider ihre eigene unabhängige Bewegung hätten, läßt ſich vernünftiger Weiſe gar nicht annehmen. Bei der vorausgeſetzten Bewegung der Erde um ihre Axe erklärt ſich dagegen alles aufs einfachſte und natürlichſte, und ſie wird um ſo wahrſcheinlicher, da den Beobachtungen zufolge, alle übrige Planeten, gleich Sonne und Mond, ſich um ihre Axe drehen. So haben wir das Copernicaniſche Weltſyſtem. Doch genau ließen ſich die Beobachtungen in jenen excentriſchen Kreiſen noch nicht darſtellen, und bei näherer Nachforſchung findet ſich, daß die Bahnen der Planeten Ellipſen ſind, in deren einem Brennpuncte die Sonne ſich befindet (ſo wie ebenfalls der Planet im Brennpuncte der Ellipſen ſeiner Trabanten liegt), und daß ſie in dieſen Ellipſen um den der Sonne gegenüberliegenden, andern Brennpunct, in gleichen Zeiten faſt gleiche Bogen beſchreiben. Auch verhalten ſich die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten zu einander, wie die Würfel ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne, und auf dieſen drei ſogenannten Keplerſchen Geſetzen beruht die ganze theoretiſche Aſtronomie. Nun fragt ſich noch, auf welche Art die Entfernung eines Himmelskörpers von der Erde beſtimmt werden könne. Iſt in einem Dreiecke die Grundlinie nebſt zwei Winkeln an derſelben gegeben, ſo kann man daraus bekanntlich nach trigonometriſchen Lehrſätzen die beiden andern Seiten, oder die Entfernung des Scheitelpuncts des Dreiecks von den Endpuncten der Grundlinie berechnen. Man braucht alſo nur an zwei Orten der Erde, deren Entfernung von einander bekannt iſt, die Winkel, die die Linien zu dem Himmelskörper mit der Baſis von einem Orte zum andern machen, zu meſſen, um danach die Entfernung des Sterns von beiden Orten ſelbſt berechnen zu können. Der Winkel in der Spitze des Dreiecks am Sterne heißt die Parallaxe, welche wir immer in Rechnung bringen müſſen, um Beobachtungen der Planeten an der Oberfläche der Erde auf ihren Mittelpunct zurückzuführen, und die Grundlinie jenes Dreiecks wird alsdann dem Halbmeſſer der Erde ſelbſt gleich. Für die Fixſterne iſt dieſe Parallaxe gleich Null, d. h. dieſelben ſind ſo weit von uns entfernt, daß der Halbmeſſer der Erde gegen ihre Entfernung ganz verſchwindet, und noch mehr, ſelbſt keine jährliche Parallaxe iſt bei den meiſten Fixſternen bemerkbar, d. h. die ungeheure Linie von mehr als 40 Millionen Meilen, um welche die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die 20 Millionen Meilen von ihr entfernte Sonne ihren Ort im Raume ändert, iſt nur ein Punct gegen die Entfernung der Fixſterne. Durch die Bewegung der Erde um die Sonne wird aber eine andere nur ſcheinbare Veränderung in dem Stande der Sterne bewirkt, welche Abirrung des Lichts heißt, weil, da das Licht doch einige Zeit braucht, um einen gewiſſen Raum zu durchlaufen, in dem Augenblicke, als ein Lichtſtrahl von einem Himmelskörper ausging, die Erde ſich an einem andern Orte im Raume befand, als in dem Augenblicke, wo er auf derſelben anlangt; daher

wir den Stern in einer dadurch veränderten Richtung ſehen. Beobachtungen hierüber haben gezeigt, daß das Licht mit einer Geſchwindigkeit von 40,000 Meilen in einer einzigen Zeitſecunde ſich fortpflanzt. So wie wir fanden, daß die Planeten in Ellipſen ſich bewegen, ſo zeigen die Beobachtungen auch unwiderſprechlich, daß die unregelmäßig am Himmel umherzuirren ſcheinenden Cometen in feſt beſtimmten Bahnen und zwar in ſehr langen Ellipſen um die Sonne laufen. — Welches iſt denn aber nun, um endlich zur phyſiſchen Aſtronomie überzugehen, die eigentliche Urſache jener Bewegungen? Keine andere, als die, welche den fallenden Stein zur Erde treibt, die allgemeine, allen Weltkörpern ohne Ausnahme eigenthümliche Schwerkraft oder Anziehungskraft, und daß dieſe im geraden Verhältniſſe der Maſſe und im umgekehrten des Quadrats der Entfernungen ſtehe, iſt eine bloße mathematiſche Folge aus jenen vorher angeführten, durch Hunderttauſende von Beobachtungen beſtätigten, Keplerſchen Geſetzen, ſo daß, wenn man nun umgekehrt annimt, die Anziehungskraft nehme ab im Verhältniß des Quadrats der Entfernung, und ein Körper ſei bei ſeiner anfänglichen Bewegung nach einer unbeſtimmten Richtung in die Nähe eines ihn an Maſſe überwiegenden Weltkörpers gekommen, ſo daß dieſer vermöge ſeiner Anziehungskraft auf ihn wirken könne, ſich ſtreng erweiſen läßt, daß der angezogene Körper ſich in einer krummen Linie von der Geſtalt eines Kegelſchnitts um jenen herumdrehen müſſe, und aus andern Gründen iſt unter den vier Kegelſchnitten, Kreis, Ellipſe, Parabel und Hyperbel, die Ellipſe, in welcher Planeten und Cometen wirklich ſich bewegen, auch die wahrſcheinlichſte. Doch noch eine Betrachtung bietet ſich uns hier dar, daß nämlich die wechſelſeitige Anziehung der Weltkörper in unſerm Sonnenſyſtem beſtändig gegenſeitige Störungen in ihren Bewegungen hervorbringen müſſe, ſo daß kein Planet oder Comet in einer reinen Ellipſe um die Sonne ſich bewegt, ſondern daß man ihn ſich in jedem Augenblicke als in einer etwas verſchiedenen Ellipſe befindlich denken muß, und ſo haben das oben erwähnte Voreilen der Nachtgleichen, die jährliche Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die vielen Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Mondes u. ſ. w. allein hierin ihren Grund. Mit Hülfe der ſcharfſinnigſten mathematiſchen Analyſe iſt es gelungen, dieſe Störungen zu berechnen, und je genauer alle in Rechnung gebracht worden, deſto genauer ſtimmt immer die Rechnung mit der Beobachtung. Doch ihren höchſten Triumph feierte die Analyſe da, als ſie zeigte, daß bei allen dieſen Störungen nie das Weltgebäude ſelbſt zuſammenfallen könne, ſondern unerſchütterlich feſtſtehe, weil ſie ſtreng bewies, daß die Umlaufszeiten der Planeten nur von Zeit zu Zeit wiederkehrende periodiſche Störungen, keine immer in einem Sinne fortwirkende Secularſtörungen erleiden, daß die Umlaufszeiten daher nie Null werden, oder, was daſſelbe ſagt, die Planeten nie mit der Sonne zuſammenfallen können. — Aber eine ſo hohe und umfaſſende Wiſſenſchaft, von der hier nur ein ſchwacher Umriß gegeben werden konnte, war nicht das Werk weniger Jahre. Bei den Ägyptern iſt der erſte Urſprung der Sternbilder oder Conſtellationen und Sternnamen zu ſuchen, indem die üppige Phantaſie der Orientalen auch den geſtirnten Himmel mit ihrer Mythologie in Verbindung brachte, und Helden und Menſchen in den Geſtirnen zu verewigen bemüht war, während die Prieſter einige durch Beobachtung des Laufes der Geſtirne bekannt gewordene Zeiträume und Kreisläufe in denſelben in ein geheimnißvolles Dunkel hüllten, von wo dann auch die Chineſen

und Indier ſie erhalten zu haben ſcheinen, welche in ihren Kosmogonien davon Gebrauch machten, und ihre fabelhaften Weltalter oder die Jahre des Brahma, Shiwen, Wiſchnu und ihrer andern Götter danach beſtimmten, ſonſt aber keine Fortſchritte in der Aſtronomie machten, und faſt merkwürdiger geworden ſind durch die Mühe und den großen Scharfſinn, welchen Bailly darauf verwandte, ihnen die Erfindung und hohe Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft zuzueignen, als durch ihre wirklichen Kenntniſſe darin. Die Phönizier beobachteten auf ihren Schifffahrten den Himmel fleißig. Unter den ältern Griechen verdienen Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaragoras und vorzüglich Eudorus genannt zu werden; wie denn überhaupt nach manchen kühnen Muthmaßungen einiger griechiſchen Philoſophen, des Pythagoras und ſeiner Schüler, Philolaus und Nicetas, auch des Demokritus, die aber größtentheils mehr auf blos philoſophiſchen Anſichten, als auf aſtronomiſchen Gründen beruhten, und daher von wenigem Einfluſſe auf die Wiſſenſchaft ſelbſt waren, die Aſtronomie etwa 280 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien anfing, eine mehr wiſſenſchaftliche Geſtalt zu gewinnen. Ariſtarch von Samos war, etwa 230 Jahr vor Chr. Geb., der erſte der die Bewegung der Erde um ihre Axe und um die Sonne lehrte; 160 J. v. Chr. machte Hipparch aus Nicäa in Bithynien, der meiſt zu Alexandria lebte, Epoche durch ſeine vielen Beobachtungen und durch einen großen Firſternkatalog, und nach ihm, im 2ten Jahrh. n. Chr., wurde Ptolemäus, ebenfalls zu Alexandria, berühmt durch ſeinen Almageſt und daß von ihm erfundene Syſtem der Epicyklen, als die Aſtronomie bald nachher hier erloſch, und erſt im Anfange des 9ten Jahrh., unter der glücklichen Regierung Almamuns, bei den Arabern wieder anfing aufzublühen, mit deren Herrſchaft in Spanien ſie ſich im 11ten Jahrh., während das übrige Europa noch in tiefer Finſterniß lag, auch dorthin verbreitete. Alphons X., König von Caſtilien, ließ 1252 n. Chr., die verbeſſerten aſtronomiſchen Tafeln, die unter dem Namen der Alphonſiniſchen bekannt ſind, verfertigen. Auch in Deutſchland fing endlich in der Mitte des 15ten Jahrh., durch Regiomontanus und Walther, die Wiſſenſchaft an, einige Fortſchritte zu machen, indeß zu gleicher Zeit im entfernten Aſien, zu Samarkand in Baktrien, der Tatarenfürſt Ulugh Beigh, der in ſeiner Hauptſtadt die Aſtronomen ganz Perſiens und anderer Länder vereinigte, große Inſtrumente aufſtellen, eine Menge von Beobachtungen ſammeln und aſtronomiſche Tafeln verfertigen ließ. Doch mit Copernicus, dem unſterblichen Erfinder des nach ihm benannten Weltſyſtems, begann für die Aſtronomie eine neue Periode, und nun gehörte nur noch ein Tycho de Brahe dazu, um auch in der praktiſchen Aſtronomie eine neue Epoche, vorbereitet durch die Bemühungen des Landgrafen Wilhelm VI. zu Caſſel, zu begründen. Auch nur dem unermeßlichen Schatze von Tychos Beobachtungen verdankt Keplers Genie die Geſetze über die elliptiſche Bewegung der Planeten, und nachdem im 17ten Jahrh. Männer, wie Landsberg, Gallilei, Longomontan, Riccioli, und vor allen Hevel, Huygens, Dominicus Caſſini, ſich die größten Verdienſte um die Aſtronomie erworben hatten, und Flamſteed ſeine ſchönen Beobachtungen anfing, legte der große Newton zu Ende dieſes Jahrh., veranlaßt durch die Beobachtung des Falls der Körper, den Grund zur phyſiſchen Aſtronomie, und ſo konnte dann auf den Beobachtungen eines Halley, Flamſteed, La Caille, Bradley, Tobias Mayer, Maſkelyne, Herſchel, La Lande, Piazzi und von Zach, und

auf den theoretiſchen Bemühungen eines Clairaut, Euler, Lagrange, La Place, Gauß und vieler andern berühmten Männer, die Aſtronomie des 18ten und 19ten Jahrh. ſich erheben, während erſteres ſich noch durch die Entdeckung des Uranus 1781 von Herſchel, und der Anfang des letztern ſich ſchon durch die Entdeckung von vier neuen Planeten, der Ceres 1801 von Piazzi, der Pallas 1802 von Olbers, der Juno 1804 von Harding, und der Veſta 1807 gleichfalls von Olbers, auszeichnete. Und ſo weit, kann man ſagen, iſt durch die vereinten Anſtrengungen jener Männer die Wiſſenſchaft gediehen, daß, wenn man ſich dem Menſchen die Kraft verliehen dächte, einen Körper von der Erde ſo weit wegzuſchleudern, daß er nicht wieder auf ſie zurückfiele, und nur Richtung und Stärke des Wurfs gegeben wären, man im voraus beſtimmen könnte, welche Bahn im Raume dieſer neugeſchaffene Weltkörper auf ewige Zeiten beſchreiben würde. — Wen Beobachtungen über die Natur und Größe des Weltgebäudes anziehen, der wird in Kants allgemeiner Naturgeſchichte und Theorie des Himmels, in Herſchels Abhandlungen über den Bau des Himmels, in Bodes allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude, und in La Place Exposition du Système du Monde reichhaltigen Stoff finden, und über die eigentlich mathematiſchen Theile der Aſtronomie werden die größern Werke von La Lande, Schubert, Delambre und andern, für weniger mathematiſche Leſer aber Bodes Schriften und Schuberts populäre Aſtronomie hinreichende Auskunft geben. (Man vgl. übrigens nebſt mehreren andern beſonders die Art. Ekliptik, Erde, Fixſterne, Planeten ꝛc.) L.

Aſyl, eine Freiſtätte, wo Verbrecher hinfliehen können, und vor allen Angriffen geſichert ſind. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre ꝛc. eine ſolche Zuflucht, und es war ein Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt herauszureißen. Die Mißbräuche aber, die daraus entſtanden, gaben bisweilen Gelegenheit, die Heiligkeit eines ſolchen Aſyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pauſanias im Tempel der Minerva thaten. Ja man pflegte wohl einen auf ſolche Weiſe Geflüchteten entweder auszuhungern, oder Feuer um die Freiſtätte anzulegen, um ihn ſo zur Flucht zu nöthigen. Jedoch hatten nicht alle Tempel und heilige Örter das Recht der Freiſtätte, ſondern nur die dazu beſonders geweihten. Kaiſer Tiberius ſchaffte ſie, den Tempel der Juno und des Äſkulap ausgenommen, faſt gänzlich ab. Jener heidniſche Gebrauch ging inzwiſchen auf das Chriſtenthum über; ſchon unter Conſtantin d. G. wurden die chriſtlichen Kirchen Freiſtätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodoſius dehnte dies Vorrecht 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuſer aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten; auch die Franken beſtätigten es, und die Synode zu Toledo 681 erweiterte die Freiſtätten bis 30 Schritte von jeder Kirche. Seitdem galt dies kirchliche Recht in der ganzen catholiſchen Chriſtenheit, und erhielt ſich, ſo lange die Unabhängigkeit des päpſtlichen Regiments beſtand, wenigſtens in Italien unangetaſtet. Es war als eine Schutzwehr gegen den wilden Geiſt der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, der alles unſicher machte, ſehr wohlthätig, aber begreiflicher Weiſe auch eine Veranlaſſung, die bürgerlichen Strafen in kirchliche zu verwandeln, die landesherrliche Gerichtsbarkeit zu umgehen, und den Bezirk der geiſtlichen zu erweitern. Daher ward es in neuern Zeiten von den meiſten Regenten abgeſchafft. E.

Digitized by Google

Aſymptote wird in der Geometrie eine, gemeiniglich gerade Linie genannt, die neben einer andern krummen Linie von unbeſtimmter Länge fortläuft, dergeſtalt, daß ihre Abſtände von einander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß ſich beide Linien jemals ſchneiden können (weshalb Leibnitz vortrefflich die endlichen Geiſter Aſymptoten der Gottheit nannte). Die Aſymptote kann auch eine krumme Linie ſein.

Atalanta. Dieſes Namens kommen in der Mythologie zwei vor, welche von den alten Mythographen öfters verwechſelt worden ſind. Die eine war eine Arkadierin, die Tochter des Jaſus und der Klymene, berühmt als bogenkundige Jägerin. Sie erlegte mit ihren Pfeilen die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten, zog mit den Argonauten nach Kolchis, und war nachher bei der Jagd des kalydoniſchen Ebers, dem ſie den erſten Wurf beibrachte, weshalb Meleager ihr den Preis des Kampfes darreichte (ſ. Calydon und Meleager). Die andere war des Schöneus Königs von Scyros, Tochter, gleich berühmt durch ihre Schönheit, und durch ihre Schnelligkeit im Wettlauf. Jener Eigenſchaft und dieſer Fertigkeit ſich bewußt, macht ſie ihren Freiern harte Bedingungen. Jeder ſollte mit ihr einen Wettlauf beſtehen; er lief unbewaffnet voran, ſie folgte mit einem Speer. Holte ſie ihn nicht ein, ſo war ſie die Seine, im Gegentheil war der Tod ſein Loos, und ſein Kopf ward am Ziele aufgeſteckt. Verſchiedene hatte ſchon der Tod getroffen, als Hippomenes, des Megareus Sohn, ſie durch der Venus Hülfe überliſtete. Ihm hatte die Göttin einige goldene Äpfel gegeben, die er während des Laufs ihr einem nach dem andern in den Weg warf. Atalanta verſäumte ſich, ſie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Ihre Sprödigkeit verwandelte ſich jetzt in ſo unmäßige Begierde, daß ſie ſogar den Tempel der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten worden, entweihte. Die erzürnte Göttin verwandelte zur Strafe die beiden Gatten in Löwen; als ſolche zogen ſie fortan den Wagen derſelben.

Ate, bei den Griechen die Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung, von der Homer ſagt:

Die Göttin wirkt ja zu allem,
Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die alles bethöret,
Schreckenvoll; leicht ſchweben die Füß' ihr; nimmer den Grund auch
Nahet ſie, nein, hoch wandelt ſie her auf den Häuptern der Männer,
Reizend die Menſchen zum Fehl, und wenigſtens einen verſtrickt ſie.

Als ſie den Zeus bei des Herkules Geburt zu Prahlereien verleitet hatte, wodurch er von der eiferſüchtigen Here überliſtet ward, faßte derſelbe ſie zornig bei den glänzenden Locken, ſchleuderte ſie auf die Erde und ſchwur, daß ſie nie in den Olymp zurückkehren ſolle. Seitdem durcheilt ſie die Erde mit ungemeſſener Schnelle und waltet überall verderblich. Heſiod nennt ſie eine Tochter der Eris.

Athalia, die Tochter Achabs, Königs von Iſrael, und Gemahlin Jorams, Königs von Juda, ein ruchloſes, herrſchſüchtiges, grauſames Weib, die nach dem Tode ihres Sohnes Ahaſja ſich durch die Ermordung von 42 Prinzen aus königlichem Blute den Weg zum Throne bahnte. Sie herrſchte 6 Jahre; im 7ten Jahre ſetzte der Hohepriester Joiada des Ahaſja jungen Sohn, Joas, den Joſabeth, die Schweſter Jorams und Gattin des Jojada, gerettet und heimlich im Tempel auferzogen hatte, wiederum auf den Thron ſeiner Väter. Athalia, herbeigezogen durch den Lärm des Volks, das von allen

Seiten hinzuſtrömte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor ſich ging. Bei dem Anblik des neuen Königs, der auf dem Throne ſaß, umringt von den Prieſtern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth ſie außer ſich, zerriß ihre Kleider und ſchrie Verrath. Joiada ließ ſie ſogleich durch Trabanten aus dem Bezirk des Tempels führen, mit dem Befehl, jeglichen niederzuhauen, der ſie vertheidigen wollte; an der Thür ihres Palaſtes aber ward ſie ſelbſt, ohne den geringſten Widerſtand, umgebracht. Dies geſchah ungefähr 877 Jahre v. Chr. Die Altäre des Baal, die ſie wieder hatte aufrichten laſſen, wurden umgeſtürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, das die Abgöttiſche zerriſſen hatte, erneuert.

Athamas, des Äolus und der Enareta Sohn, beherrſchte einen Theil von Böotien. Mit Nephele vermählt, erzeugte er Helle und Phryxus, nachher von ihr getrennt, mit ſeiner zweiten Gemahlin Ino den Learchus, Melicertes und die Eurykleia. Ino beſchloß, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, verurſachte einen gänzlichen Mißwachs, und beſtach des Athamas Abgeſandte zum Orakel, welche des Unglücks Urſache erkunden ſollten, daß ſie die Antwort brächten, der Nephele Kinder müßten geopfert werden. Dieſen Gedanken hatte ihr Juno, der ſie als des Bacchus geweſene Amme verhaßt war, eingegeben, um ſie zu verderbem Aber der argliſtige Plan ſchlug fehl; Nephele rettete ihre Kinder mittelſt des goldenen Widders, und die Abgeordneten entdeckten Inos Verrath, die des Athamas Rache nicht entgangen ſein würde, hätte nicht der dankbare Bacchus ſeine Pflegerin entrückt. Athamas wähnte, ſie hingerichtet zu haben, und vermählte ſich zum drittenmale mit Themiſto, des Lapithenkönigs Hypſeus Tochter, mit der er mehrere Söhne erzeugte. Aber Ino trat wieder auf, gewann ſeine Liebe aufs neue, und reizte dadurch Themiſto zur Eiferſucht, in welcher dieſelbe beſchloß, der Ino Kinder zu ermorden. Zu dieſem Zweck befahl ſie, die Lager von Inos Kindern mit ſchwarzen Decken zu belegen. Ino, mißtrauend, verwechſelte die Decken und die irre geleitete Themiſto ermordete ihre eigenen Kinder, worüber ſie in Verzweiflung ſich erhenkte. Andere erzählen: Durch Junos Zorn ſei Athamas in Raſerei verfallen, habe Ino mit ihren Kindern für eine Löwin mit ihren Jungen angeſehen, in dieſem Wahne den Learch ergriffen und gegen einen Stein geſchmettert; Ino aber verfolgt, bis ſie den Melicertes im Arm, ſich ins Meer ſtürzte. Mit Blutſchuld belaſtet, habe darauf Athamas Böotien verlaſſen, und ſei nach Phthiotis geflüchtet, wo er Alos erbaut, und ſich jetzt mit Themiſto vermählt habe. Nach Pauſanias aber wendete er ſich erſt zu Andreus, der ihm die Gegend um den Berg Laphyſtia abtrat, welche ſpäter an des Phryxus Kinder kam.

Athanaſius (der heil.), Patriarch von Alexandria, ein berühmter Kirchenlehrer, geb. in jener Stadt gegen das J. 296. Er erhielt eine chriſtliche Erziehung, kam in das Haus des heil. Alexander, nachmaligen Erzbiſchofs von Alexandria, deſſen Geheimſchreiber er ward, begab ſich darauf zu dem heil. Antonius, führte bei dieſem berühmten Anachoreten ein aſcetiſches Leben, und kehrte endlich nach Alexandrien zurück, wo er Diakonus wurde. Der heilige Alexander nahm ihn auf die nicäiſche Kirchenverſammlung mit, wo er in den Arianiſchen Streitigkeiten durch ſeine Talente ſich die Hochachtung der Väter erwarb. Er hatte troß ſeiner Jugend großen Antheil an den Beſchlüſſen, die hier gefaßt wurden, und zog dadurch den Haß

und die Verfolgungen der Arianer für ſein ganzes Leben auf ſich. Dieſe offenbarten ſich ſchon, als er nach einem halben Jahre zum Nachfolger des heil. Alexander ernannt wurde. Die Anklagen und Beſchuldigungen ſeiner Feinde bewogen den Kaiſer Conſtantin endlich, ihn 334 vor die Concilien von Tyrus und Jeruſalem vorladen zu laſſen. Athanaſius enthüllte den Betrug und ſetzte ſeine Richter, die zugleich ſeine Gegner waren, in ſolche Verwirrung, daß der kaiſerliche Abgeordnete ihn nur mit Mühe ihrer Wuth entziehen konnte. Man begnügte ſich, ihn abzuſetzen. Dennoch fuhr er in ſeinen Amtsverrichtungen fort; aber der Kaiſer, durch neue Erdichtungen getäuſcht, verwies ihn nach Trier. Dieſe erſte Verbannung endigte nach einem Jahre und einigen Monaten Conſtantins Tod. Conſtantius, Kaiſer des Orients, rief den heiligen Patriarchen zurück. Sein Einzug in Alexandrien glich einem Triumph. Die Arianer, in Verzweiflung über ſeine Rückkehr, verbreiteten jedoch aufs neue falſche Anklagen wider ihn und 90 Arianiſche Biſchöfe verurtheilten ihn in Antiochia auf die grundloſen Beſchuldigungen. Dagegen erklärten ihn 100 orthodoxe Biſchöfe, die ſich zu Alexandria verſammelten, für unſchuldig, und der Papſt Julius beſtätigte dieſen Ausſpruch unter der Zuſtimmung von mehr als 300 zu Sardes verſammelten Biſchöfen des Orients und Occidents. Dem zufolge kehrte er zum zweitenmale zu ſeinem Sitze zurück. Als aber Conſtans, der Kaiſer des Occidents, geſtorben und Conſtantius Herr des ganzen Reichs geworden war, durften die Arianer ſich wieder mit völliger Ungebundenheit gegen Athanaſius erheben. Sie verurtheilen ihn auf den Concilien zu Arles und Mailand und da der ehrwürdige Patriarch nur einem ausdrücklichen Befehle des Kaiſers gehorchen will, erſcheinen plötzlich, als er ſich gerade zur Feier eines Feſtes in der Kirche befindet, 5000 Soldaten und dringen in die Kirche, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Aber die ihn umgebenden Geiſtlichen und Mönche bringen ihn in Sicherheit. Athanaſius, zum drittenmale entſetzt, flüchtet ſich in die Wüſten Ägyptens. Seine Feinde verfolgen ihn auch noch hier und ſetzen einen Preis auf ſeinen Kopf. Um die Einſiedler dieſer traurigen Gegenden, die ſeine Nähe nicht verrathen wollten, von den Mißhandlungen ſeiner Verfolger zu befreien, begab er ſich in den völlig unbewohnten Theil der Wüſte, wohin ein treuer Diener ihm folgte, der ihm mit Lebensgefahr Nahrungsmittel herbeibrachte. Hier, in dieſer unzugänglichen Einöde verfaßte Athanaſius eine Menge von Schriften voll Beredſamkeit, um die Gläubigen in ihrem Glauben zu ſtärken, die Kunſtgriffe ſeiner Feinde zu enthüllen und ſeine Widerſacher zu ſchrecken und zu verwirren. Als Julian der Apoſtat den Thron beſtieg, erlaubte er den orthodoxen Biſchöfen zu ihren Kirchen zurückzukehren. So kehrte nach 6jähriger Abweſenheit auch Athanaſius zurück. Die Milde, mit der er ſich gegen ſeine Feinde betrug, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in der Kirche zurück. Aber dieſer Frieden ward durch das Geſchrei der Heiden, deren Tempel durch Athanaſius Eifer immer leerer wurden, geſtört. Sie reizten den Kaiſer wider ihn auf, und Athanaſius mußte, um ſein Leben zu retten, nach Thebais flüchten. Der Tod dieſes Kaiſers und die Thronbeſteigung Jovians führten ihn zwar zurück, als indeß nach acht Monaten Valens Kaiſer ward und die Arianer die Oberhand gewannen, mußte er abermals fliehen. Er verbarg ſich in dem Grabe ſeines Vaters, und verweilte daſelbſt vier Monate, bis Valens durch die dringenden Bitten und Drohungen der

Alexandriner bewogen, ihm erlaubte, zurückzukehren. Von jetzt an verwaltete er ſein Amt ungeſtört, bis er 373 ſtarb. Von den 46 Jahren ſeines biſchöflichen Amtes hatte er 20 in der Verbannung verlebt, den größten Theil der übrigen aber zur Vertheidigung des nicäiſchen Glaubensbekenntniſſes angewandt. Athanaſius gehört zu den größten Männern, welche die Kirche aufweiſen kann. Sein tiefer Verſtand, ſein edles Herz, unerſchütterlicher Muth, lebendiger Glaube, unbegrenzte Nächſtenliebe, aufrichtige Demuth, hohe Beredſamkeit und eine ſtrenge Lebensweiſe gewannen ihm Ehrfurcht und Liebe. Seine Schriften ſind polemiſchen, hiſtoriſchen und moraliſchen Inhalts. Die polemiſchen betreffen hauptſächlich die geheimnißvollen Lehren der Dreieinigkeit, der Fleiſchwerdung Chriſti und der Göttlichkeit des heil. Geiſtes; die hiſtoriſchen ſind von höchſter Wichtigkeit für die Kirchengeſchichte. In allen iſt die Schreibart durch Klarheit ausgezeichnet und der Ton angemeſſen. Seine Rechtfertigungsſchrift an den Kaiſer Conſtantius iſt ein Meiſterwerk. Die beſte Ausgabe iſt von Montfaucon, Paris 1698, 3 Bde, Fol. Als eine Ergänzung derſelben kann der 2te Band der Bibliothek der Kirchenväter deſſelben Herausgebers (1706) betrachtet werden.

Atheiſmus, Gottesläugnung, wird als Lehre und Syſtem dem Theismus (oder Deismus) als Denkart und Geſinnung dem Glauben und der Religioſität entgegengeſetzt. Darauf gründet ſich die Unterſcheidung zwiſchen theoretiſchem und praktiſchem Atheismus, welcher letztere jedoch paſſender Unglaube und Irreligioſität genannt wird. Außerdem kann man ihn in einen ſkeptiſchen, welcher die Möglichkeit des Daſeins Gottes zugibt, und in einen dogmatiſchen eintheilen, welcher das Nichtſein Gottes zu erweiſen verſucht. Es entſpringt aber der Atheismus entweder aus dem Skepticismus, welcher die Wirklichkeit aller menſchlichen Erkenntniß beſtreitet, das Denken für ein bloßes Spiel mit Vorſtellungen, denen keine Gegenſtände entſprechen, erklärt, und läugnet, daß der Menſch irgend etwas mit Sicherheit zu erkennen vermöge; oder zweitens aus der Verkennung der verſchiedenen Gebiete der menſchlichen Erkenntniß und dem Verlangen, da ſchauen und wiſſen zu wollen, wo dem Menſchen nur zu glauben vergönnt iſt; oder endlich, und zwar am öfterſten, aus dem Wahne, daß der Menſch keine höhere, von dem Sinnlichen verſchiedene Natur in ſich trage, daß ſeine Begriffe von Recht und Pflicht nicht aus urſprünglichen und nothwendigen Anlagen ſeines Gemüths hervorgehen, ſondern nur zufällige Wirkungen der Erziehung und der bürgerlichen Verhältniſſe ſeien, daß er mithin keine ſittliche Beſtimmung habe. Da es vornehmlich das Bewußtſein ſeiner höheren Natur und ſittlichen Beſtimmung iſt, was den Menſchen zu Gott führt, und zwiſchen der Philoſophie und den Sitten jedes Zeitalters ein wechſelſeitiger, leicht begreiflicher Zuſammenhang ſtatt findet, ſo iſt es ſehr natürlich, daß der Atheismus beſonders in den Zeiten des Sittenpredigers zu entſtehen und Eingang zu finden pflegt. Das war der Fall unter den Griechen ſeit den Zeiten des Perikles, wo die eben ſo atheiſtiſche als ſittenwidrige Lehre vieler Sophiſten auf der einen Seite aus dem Leichtſinn und der Genußliebe des Zeitalters hervorging, und auf der andern wieder dazu diente, das Laſter und den Unglauben ſicher zu machen. Das war der Fall unter den Römern ſeit den Zeiten Auguſts, wo keine Lehre mehr Eingang fand, als die Lehre Epikurs, welche Gott und die göttlichen Dinge läugnete, in der Natur nichts als das Wirken eines blinden Zufalls erkannte, und den Genuß für

die letzte Beſtimmung des Menſchen erklärte. Das war der Fall in Frankreich in den Zeiten vor der Revolution, wo es ſich die Encyklopädiſten und viele andere Schriftſteller, namentlich der Verfaſſer des Système de la Nature, zum Zwecke ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit machten, die religiöſen Begriffe zu beſtreiten, und den Glauben in den Gemüthern der Menſchen zu zerſtören. Wie weit aber auch in ſolchen Zeiten der Atheismus ſich ausbreite, nie kann er allgemeine Anſicht werden; denn unabweisbare Bedürfniſſe des Geiſtes und des Herzens führen den Menſchen zu Gott, und nie kann der in ſolchen Bedürfniſſen gegründete Glaube, welcher allein den Menſchen mit Tugendliebe zu erfüllen und über das Schickſal zu erheben vermag, untergehen. Das unverdorbene, tugendliebende Herz führt zu eben dem Ergebniß, in welchem die Forſchung der weiſeſten Denker von Sokrates und Plato bis auf Leibnitz und Kant geendigt hat, zu dem Ergebniſſe, daß über die menſchlichen Dinge ein Gott walte, den der Menſch zwar nicht zu ſchauen, aber im Glauben zu ergreifen vermag. (Vgl. d. Art. Unglauben.)

Athen, jetzt bei den Türken Athiniah, auch Setines genannt, der Name jener hochberühmten Stadt, aus deren Mitte ſich das Licht ächt menſchlicher Geiſtesbildung durch Jahrtauſende bis auf unſere Zeit verbreitet hat, und ſich wahrſcheinlich gleich belebend und bildend durch ferne Jahrtauſende auf die Nachwelt verbreiten wird. Welche Begriffe von Größe, Würde und Schönheit ſind nicht mit dem Namen Athen verbunden! Wie anziehend muß es daher nicht jedem Gebildeten ſein, zu wiſſen, was Athen einſt war, und was es jetzt iſt. Athen, die Hauptſtadt des alten Königreichs Attika, und des ſpätern Freiſtaates, ſoll ihre Entſtehung dem Cekrops verdanken, und in den älteſten Zeiten den Namen Cekropia geführt haben, der in der folgenden Zeit blos der Burg oder Feſtung eigen blieb. Unter der Regierung des Erichthonius ſchon verlor ſie den alten Namen, und erhielt dafür den von Athen, wahrſcheinlich von der Minerva, welche bei den Griechen Athene hieß. Die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Felſens mitten in einer weiten und angenehmen Ebene, welche bei Vermehrung der Einwohner mit Gebäuden angefüllt wurde; daraus entſtand denn der Unterſchied in Akro- und Katapolis, oder in die obere und untere Stadt. Der Umfang der Feſtung oder der Akropolis betrug 60 Stadien, und umſchloß mehrere anſehnliche Gebäude. Athen lag an dem ſaroniſchen Meerbuſen, der öſtlichen Küſte des Peloponnes gegenüber. Es war auf einer Art von Halbinſel erbaut, welche der Zuſammenfluß des Cephiſſus und Jlyſſus bildete. Von der See, auf der ſeine Größe und Wichtigkeit ſo weſentlich beruhte, lag es ungefähr vier Stunden entfernt. Durch Mauern von großer Feſtigkeit und Ausdehnung war es mit den drei Häfen Piräus, Munychia und Phalerus verbunden. Der erſte wurde für den bequemſten gehalten, und war einer der Stapelplätze des griechiſchen Handels; die Küſte rings umher war mit prächtigen Gebäuden bedeckt, deren Glanz mit denen der Stadt ſelbſt wetteiferte. Die Mauern, welche die Häfen mit der Stadt verbanden, waren von Bruchſteinen und ſo breit, daß ſich Wagen auf denſelben ausweichen konnten. Die Akropolis ward indeſſen nicht blos als Feſtung, ſondern mehr deßhalb der bedeutendſte Theil der Stadt, weil ſie das Herrlichſte an Kunſtwerken einſchloß, was Athen aufzuweiſen hatte. Ihre Hauptzierde war das Parthenon, oder der Tempel der Minerva. Dieſes prächtige Gebäude, welches noch in ſeinen Trümmern die Bewunderung der Welt

iſt, war 217 Fuß lang, 98 breit und 65 hoch. Von den Perſern zerſtört, wurde es herrlicher von Perikles aufgebaut. Hier ſtand die Bildſäule der Minerva von Phidias, dieſes unvergleichliche Meiſterſtück der Bildhauerei, von Elfenbein gebildet, 46 Fuß hoch und reich mit Golde geziert, deſſen Gewicht auf 40 bis 44 Talente (2000 bis 2200 Pfund) geſchätzt ward, welche, wenn man, nach Barthelemy, das Silbertalent zu 5700 Livres, und das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 zu 13 rechnet, nach unſerm Gelde einen Werth von 2,964,000 oder 3,260,400 Livres (741,000 oder 815,100 Thaler) haben konnten. Den Eingang zum Parthenon bildeten die Propyläen, aus weißem Marmor gebaut. Dieſes Gebäude lag auf der Nordſeite der Akropolis, dicht dabei das Erechtheum, ebenfalls von weißem Marmor, beſtehend aus zwei Tempeln, dem der Pallas, Minerva und dem des Neptun, außer einem andern merkwürdigen Gebäude, Pandroſium benannt. Im Umkreiſe des Minerventempels ſtand auch der der Göttin heilige Ölbaum. Auf der vordern Seite der Akropolis und an jedem Ende derſelben ſah man die zwei Theater, das des Bacchus und das Odeum; erſteres für das eigentliche Schauſpiel, letzteres für muſikaliſche Unterhaltung, dieſes beſonders mit ausgezeichneter Pracht erbaut. Auch der Staatsſchatz befand ſich in dem hintern Theile des Minerventempels. In der untern Stadt zeichneten ſich ebenfalls mehrere herrliche Werke der Baukunſt aus, worunter genannt zu werden verdienen, das Pöcile, oder die Gallerie zur Aufſtellung hiſtoriſcher Bilder; ferner der Thurm der Winde von Andronikus Cyrrheſtes und mehrere treffliche Denkmäler berühmter Männer. Zwei der herrlichſten Bauwerke befanden ſich aber außer der Stadt, der Tempel des Theſeus nämlich und der Tempel des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord-, der andere auf der Südſeite der Stadt. Der erſtere war von doriſcher Bauart und dem Parthenon ähnlich, und auf den Metopen ſah man die vornehmſten Thaten des alten Helden und Königs trefflich abgebildet. Der Tempel des Jupiter Olympius war von ioniſcher Bauart, und übertraf faſt alle übrigen Gebäude Athens an Pracht und Schönheit. Man hatte unermeßliche Summen darauf verwendet; er wurde nach und nach immer mehr vergrößert und verſchönert, und endlich von Hadrian vollendet; das Äußere zierten ungefähr 120 kannelirte Säulen, 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmeſſer haltend. Das Innere dieſes Gebäudes hatte wohl eine halbe Stunde im Umfange. Hier ſtand auch die berühmte Statue des olympiſchen Jupiters, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Ferner darf das Pantheon (allen Göttern heilig) nicht vergeſſen werden, wovon das in Rom befindliche ein treues Abbild iſt. Außer dieſen Wunderwerken der Kunſt zeigte Athen noch andere Plätze und Puncte, welche durch die damit verbundene Erinnerung der Nachwelt ewig theuer bleiben werden. Die alten Philoſophen pflegten ſich bekanntlich nicht, wie unſere akademiſchen Lehrer in Hörſäle einzuſchließen, ſondern hielten ſich mit ihren Schülern am liebſten im Freien auf, und ſuchten dazu ſtille abgelegene Plätze aus. Ein ſolcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, ungefähr drei Viertelſtunden nördlich von der Stadt gelegen, und einen Theil des Platzes ausmachend, der Ceramikus hieß. Man hatte den urſprünglich ſumpfigen und ungeſunden Boden durch Baumpflanzungen und Durchleitung friſchen Waſſers zu einem angenehmen Luſtorte gemacht. Ein anderer ſolcher Ort war das Lyceum, wo Ariſtoteles lehrte, und das durch ihn der Sitz der peripatetiſchen Schule ward. Es lag jenſeits des Ilyſſus

auf der andern Seite der Stadt und ward auch zum Schauplatz gymnaſtiſcher Übungen gebraucht. Nicht weit davon lag der minder berühmte Cynoſarges, wo Antiſthenes, der Stifter der cyniſchen Schule, lehrte. Die folgenden Secten von Zeno und Epikurus hatten ihre Verſammlungsorte in der Stadt. Zeno wählte dazu das bekannte Pöcile, Epikur aber legte ſich einen Garten innerhalb der Mauern an, da er zugleich die Geſelligkeit und ländliche Stille liebte. Allein nicht blos literariſche, ſondern auch politiſche Verſammlungen gaben verſchiedenen Gegenden Athens ein beſonderes Intereſſe. Hierher gehören der Hügel des Areopagus, wo dieſe erlauchte Verſammlung ihre Entſcheidungen ausſprach; das Prytaneum, oder Haus des Senats; der Pnyx, wo das freie Volk von Athen ſich berathſchlagte, u. a. m. An alle dieſe Orte knüpfen ſich bedeutende Erinnerungen aus der Geſchichte des merkwürdigen, einzigen Volkes. Nachdem, wie aus der Geſchichte Attikas bekannt, Jahrhunderte des Kriegs und der Zerſtörung, ſo wie des Wechſels gebildeter und roher Beherrſcher über die herrliche Stadt hingegangen ſind, erwecken ihre Trümmern noch gegenwärtig Erſtaunen und Bewunderung in der Seele des Beſchauers. Von der Akropolis ſteht noch immer ein nicht unbeträchtlicher Theil. Die Türken, die jetzigen Herren der Gegend, haben ſie mit breiten unregelmäßigen Mauern umgeben. In dieſer erblickt man noch Überbleibſel der alten Mauern nebſt Bruchſtücken von Säulen, die man zum Behufe des neuen Baues aus den alten Trümmern genommen hat. Von den Propyläen, erbaut von Perikles mit einem Aufwande von 2012 Talenten, welche den ehemaligen Eingang bildeten, war der rechte Flügel ein Tempel des Sieges. Das Dach dieſes Gebäudes ſtand noch 1656, wo es durch das Auffliegen eines darin aufbewahrten Pulvervorraths zerſtört ward. In einem Theile der jetzigen Mauer befinden ſich noch Bruchſtücke von trefflicher Bildhauerarbeit in Basrelief, den Kampf der Athenienſer mit den Amazonen darſtellend. Von dem gegenüberſtehenden Flügel der Propyläen ſind noch ſechs Säulen übrig, mit Thorwegen zwiſchen denſelben. Dieſe Säulen zur Hälfte durch eine von den Türken an der Vorderſeite derſelben aufgeführte Mauer bedeckt, ſind von Marmor, weiß wie Schnee und von der feinſten Arbeit. Jede derſelben beſteht nicht, wie es anfangs ſcheint, aus einem einzigen Stücke, ſondern aus 3 bis 4, welche ſo künſtlich zuſammengeſetzt ſind, daß, ob ſie gleich zweitauſend Jahre der Witterung ausgeſetzt waren, dennoch keine Trennung bemerkt wird. Aus den Propyläen treten wir ins Parthenon. An der öſtlichen Vorderſeite ſtehen noch acht Säulen, und mehrere der Säulengänge an den Seiten. Von dem Giebelfelde (frontispice), welches den Kampf des Neptun und der Minerva um Athen vorſtellte, iſt nichts übrig, als der Kopf eines Seepferdes und die Figuren von zwei Frauen, ohne die Köpfe; allein in allem iſt die höchſte Wahrheit und Schönheit zu bewundern. Der Kampf der Centauren mit den Lapithen iſt beſſer erhalten. Von allen Bildſäulen, womit dieſes Gebäude geſchmückt war, iſt blos die des Hadrian erhalten. Das Innere iſt jetzt in eine Moſchee verwandelt. Auf dem Ganzen dieſes ſo ſehr verſtümmelten Gebäudes ruht doch noch eiu unausſprechlicher Ausdruck von Hohheit und Größe. Auch von dem Erechtheum (dem Tempel des Neptunus Erechtheus) ſind noch bedeutende Überreſte zu ſehen, vornehmlich die ſchönen weiblichen Bildſäulen, die man Karyatiden nennt, und welche zwei Bogengänge bilden. Von den beiden Theatern iſt nur noch ſoviel von den äußern Mauern übrig, daß man ihre Lage und

ihre ungeheure Größe beſtimmen kann. Die Arena iſt verſunken, und es wird Getreide darauf gebaut. In der Stadt ſelbſt finden ſich keine Denkmale von gleicher Vortrefflichkeit und Größe mehr. Nahe bei einer Kirche, zur Santa Maria Maggiore, ſtehen noch drei ſehr ſchöne korinthiſche Säulen, die einen Architrab tragen. Man hielt ſie für Überreſte von dem Tempel des Jupiter Olympius, allein es iſt nicht gegründet. Wahrſcheinlicher ſind ſie die Überreſte des alten Pöcile. Der Thurm der Winde vom Antronikus Cyrrheſtes iſt noch ganz übrig. Seine Geſtalt bildet ein Achteck; auf jeder Seite iſt er mit erhabener Arbeit bedeckt, welche einen von den Hauptwinden darſtellt; die Arbeit iſt ganz vortrefflich. Das Gebäude verdankt ſeine Erhaltung dem Umſtande, daß es Moſchee eines Derwiſchordens wurde. Von den Denkmälern ausgezeichneter Männer, womit eine ganze Straße angefüllt war, iſt nur noch ein einziges, nämlich das treffliche Denkmal des Lyſikrates, erhalten worden; dieſes beſteht aus einem Fußgeſtell, einem runden Säulengange und einer Kuppel von korinthiſcher Ordnung. Man hat es für den Ort gehalten, deſſen ſich Demoſthenes zu ſeinem Studierzimmer bedient habe, allein dieſe Meinung iſt ungegründet. Was der bekannte Lord Elgin für Erhaltung der Überreſte altgriechiſcher Kunſt gethan hat, ſ. in d. A. Elgin und Elgins Marmordenkmale. Von dem prachtvollen Gymnaſium, welches Ptolemäus baute, ſind nur in einigen verfallenen Mauern noch Überreſte zu ſchauen. Außerhalb der Stadt wird die Aufmerkſamkeit vorzüglich gefeſſelt durch die erhabenen Trümmer von dem Tempel des olympiſchen Jupiters. Von 120 Säulen ſind nur noch 16 übrig; Bildſäulen ſind gar nicht mehr vorhanden. Von den Fußgeſtellen und Inſchriften fand man einiges hie und da zerſtreut, zum Theil unter der Erde vergraben. Der Tempel des Theſeus dagegen iſt faſt noch ganz erhalten, doch iſt Manches davon neuern Urſprungs. Die Bildhauerarbeiten an der Außenſeite ſind faſt gänzlich verdorben, allein die, welche die Frieſe im Innern ſchmücken, ſind ſehr wohl erhalten. Sie ſtellen die Thaten des alten Helden dar. Sein Kampf mit einem Centaur zeichnet ſich beſonders aus. Auf der Anhöhe, wo der berühmte Areopag ſeine Sitzungen hielt, findet man noch in den Felſen gehauene Stufen, ſo wie die Sitze der Richter, und dieſem gegenüber die des Angeklagten und Anklägers. Der Hügel iſt jetzt ein türkiſcher Begräbnißplatz, und mit Grabmälern bedeckt. Der Pnyr, der Verſammlungsplatz des Volks unweit des Areopags, iſt faſt ganz noch in ſeinem urſprünglichen Zuſtande. Man ſieht noch den in den Fels gehauenen Rednerſtuhl, die Sitze der Schreiber, und an beiden Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillſchweigen geboten, und die Ergebniſſe der öffentlichen Verhandlungen bekannt machten. Auch noch die Niſchen ſind zu ſehen, wo die, welche vom Volk eine Gunſt zu erhalten wünſchten, die Geſchenke hinlegten, die ſie brachten. Erhabene Gefühle bemächtigen ſich der Seele, wenn man die Stelle überblickt, von der aus die ganze Geſtalt der alten Welt verändert wurde. Noch läßt ſich die Rennbahn bezeichnen, wo die gymnaſtiſchen Übungen gehalten wurden, und welche Herodes Attikus ganz aus weißem Marmor erbaute. Der Platz des Lyceums iſt nur durch eine Menge umherliegender Steine bezeichnet. Ein neueres Haus nebſt Garten ſteht an der Stelle der Akademie, in dem Umkreiſe derſelben laſſen ſich die Gänge der Peripatetiker noch jetzt bezeichnen, und einige Ölbäume von hohem Alterthume gebieten noch jetzt Ehrfurcht. Die langen Mauern ſind gänzlich zerſtört, doch findet man noch Grundſteine auf der Ebene.

Der Piräus hat faſt gar nichts mehr von ſeinem alten Glanze und Anſehen, nur wenig Säulentrümmer finden ſich hie und da; daſſelbe iſt der Fall bei dem Phalerus und bei Munychia. Wenige unbedeutende Handelsſchiffe laufen hier zuweilen ein, weshalb auch ein Zollhaus da ſteht. Das heutige Athiniah (Setine) in Livadien hat 1300 Häuſer, 12,000 Einwohner, darunter 2000 Türken; die Griechen genoſſen einer mildern Behandlung von den Türken als anderwärts. Sie haben noch Spuren alter Sitten erhalten, und wählen ſich jährlich 4 Archonten. Der daſige griechiſche Erzbiſchof bezieht anſehnliche Einkünfte. Die Akropolis ſeit 1822 nach langer Belagerung in die Hände der Inſurrection.

Athene, ſ. Minerva.

Äther. Dieſes Wort kommt in doppelter Bedeutung vor. In der eigentlichen Naturlehre verſteht man darunter eine äußerſt feine elaſtiſche Flüſſigkeit, von der die Phyſiker, um die Geſetze verſchiedener Erſcheinungen in der Natur zu beſtimmen, annehmen, daß ſie durch den ganzen Weltraum verbreitet ſei. Erweiſen läßt ſich ihr Daſein nicht, weshalb auch über die eigentliche Beſchaffenheit dieſer feinſten Flüſſigkeit durchaus nichts angeführt werden kann, und die Naturforſcher in ihren Meinungen ſehr von einander abweichen. Newton, der allen gewagten Muthmaßungen abgeneigt war, glaubte nicht nur an das Daſein des Äthers im Weltraume, ſondern erklärte aus demſelben den Zuſammenhang der Theile eines Körpers, den er nach ſeiner Meinung durch einen Druck oder Stoß verurſache und leitete das Geſetz der Schwere von ihm ab. Nach Euler iſt der Äther faſt 39 Millionenmal dünner, und 1278mal elaſtiſcher als die atmoſphäriſche Luft. — In der Chemie bedeutet Äther eine feine, durchſichtige, ſehr leichte, flüchtige, und entzündliche Flüſſigkeit von meiſt weißlicher Farbe und angenehmem und durchdringendem Geruch, die mittelſt der Säuren aus Alkohol oder höchſt gereinigtem Weingeiſt erzeugt wird, und nach der Verſchiedenheit dieſer Säuren verſchiedene Namen hat. Der Äther wird als ein ſtark auf die Nerven wirkendes Mittel gebraucht. Auch in den Künſten wendet man den Äther mannichfaltig an, z. B. zur Auflöſung des elaſtiſchen Harzes, des Copals u. ſ. w. (Vergl. Naphtha.)

Äthiopier, ein unbeſtimmter Name, womit in den früheſten Zeiten alle Völker von dunkler oder ſchwarzer Farbe, ſowohl in Aſien als in Afrika, bezeichnet wurden. Homer ſetzt daher Äthiopier in den Aufgang und Niedergang. Später wurden darunter die Bewohner Abyſſiniens, ſo wie unter Äthiopien Abyſſinien verſtanden. (Vergl. Habeſch.) Die äthiopiſchen Weiber, welche häufig als Sclavinnen nach Conſtantinopel verkauft werden, zeichnen ſich durch die Schönheit ihres Körperbaues aus.

Äthiopiſcher Ocean, ein Theil des großen Oceans unter der Linie, weſtlich von Afrika.

Athleten im Allgemeinen, hießen Kämpfer, die Theilnehmer an jedem Wettſtreite, mithin verſtand man auch darunter die Jünglinge, die in den Gymnaſien körperliche Übungen anſtellten, um ſich abzuhärten und zur Führung der Waffen geſchickt zu machen. Im engern Sinne nannte man aber Athleten diejenigen, die aus der Athletik oder Gymnaſtik ihr Hauptgeſchäft machten, beſonders Ringer und Fauſtkämpfer. Ihre Beſtimmung war, bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen, und ihre Lebensweiſe dieſem Zweck gemäß. Sie wurden wohlgenährt, und mußten ſich der Liebe enthalten. Bevor ſie aber zu öffentlichen Kämpfen zugelaſſen wurden, unterſuchte man eines

jeden Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief ſeinen Namen öffentlich aus und forderte jedermann auf, zu ſprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wiſſe. Erſt nach beſtandner Prüfung, und nachdem der Athlet einen Eid geſchworen, daß er allen Erforderniſſen genügt habe und die Kampfgeſetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos beſtimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, ſondern auch Kronen und Bildſäulen. Man führte ihn im Triumph auf, ſchrieb ſeinen Namen in die öffentlichen Verzeichniſſe, nannte die Olympiade nach ihm, und Dichter prieſen ihn in Lobgeſängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmſten Platz. Beſondere Ehre erwies ihm ſeine Vaterſtadt, denn alle ſeine Mitbürger theilten ſeinen Ruhm.

Athletik, ſ. Gymnaſtik.

Athmen iſt die Verrichtung des thieriſchen, mithin auch des menſchlichen Körpers, die in einer abwechſelnden Erweiterung und Verengerung der Bruſt beſteht, wobei gleichmäßig Luft in die Lungen gezogen und wieder herausgetrieben wird. Es macht mit dem Blutumlauf, mit dem es in enger Verbindung ſteht, den Grund des thieriſchen Lebens aus. Der Hauptſitz des Athmens iſt die Lunge, deren Blutgefäße durch die wechſelsweiſe Aufſchwellung und Verengerung der Lungenbläschen bald angeſpannt, bald erſchlafft werden, und welche mit der eingeathmeten Luft in die innigſte Berührung kommen. Hierdurch werden dem Blute gewiſſe heilſame Theile aus der eingeathmeten Luft zu- und andere ſchädliche oder nicht mehr brauchbare abgeführt. Es findet nämlich beim Einathmen eine Zerſetzung der atmoſphäriſchen Luft (ſ. Gasarten) ſtatt; das Sauerſtoffgas wird dem Blute zugeführt, dagegen das Stickgas unverändert, das kohlenſaure Gas aber vermehrt wieder ausgeathmet. Ein erwachſener Menſch athmet bei jedem Zuge 40 Kubikzoll Luft ein, und wiederholt dies in einer Minute ungefähr 18mal; folglich verſchluckt er in dieſer Zeit 720 Kubikzoll Luft, wovon ſich 36 Kubikzoll in kohlenſaures Gas verwandeln. Ein Theil des Sauerſtoffgaſes der atmoſphäriſchen Luft verbindet ſich in der Lunge mit dem überflüſſigen Waſſerſtoff und bildet Waſſer, welches in der Geſtalt von Dünſten wieder mit ausgeathmet wird, die bei 40° Reaumur ſichtbar ſind. Ein anderer Theil des Sauerſtoffgaſes vereinigt ſich in der Lunge mit dem Überſchuß an Kohlenſtoff im Blute, und bildet dadurch kohlenſtoffſaures Gas, welches mit den wäſſerigen Dünſten zugleich ausgehaucht wird. Aus allen Beobachtungen erhellt zur Genüge, daß das Sauerſtoffgas zum thieriſchen Leben unumgänglich nöthig iſt. Wie es nach dem Einathmen im Körper wirke, darüber ſind die Meinungen noch verſchieden. Mit dem Athmen hängt auch die thieriſche Wärme zuſammen, welche wenigſtens bei den Säugthieren und Vögeln größer iſt, als die ſie umgebende Luft.

Athos, jetzt Agion Oros, auch Monte Santo, ein hoher Berg oder vielmehr das Vorgebirge einer langen Bergreihe der Provinz des Sandſchacks Salonik in der europäiſchen Türkei, welches ſich durch eine ſieben Meilen lange und drei Meilen breite Halbinſel in den Archipel zieht. Es erhebt ſich gegen 5900 Fuß über den Spiegel des Meeres, und iſt durchaus von Griechen bewohnt. Auf dem Vorgebirge ſelbſt liegen gegen zwanzig Klöſter und eine unzählige Menge von Einſiedeleien, die zuſammen mehr als 6000 Ordensgeiſtliche zählen

ſollen. Dieſe leben hier in völliger Abgeſchiedenheit von der Welt, und führen eine ſo ſtrenge Clauſur, daß ſie kein weibliches Weſen, nicht einmal ein weibliches Hausthier, um ſich dulden; dabei ſind ſie äußerſt arbeitſam, ſchnitzen Heiligenbilder, Agnus Dei und Paternoſter, welche ſie theils in dem auf dem Berge liegenden Marktflecken Karidis oder Karens, wo Wochenmärkte gehalten werden, theils auch im übrigen Europa, beſonders in Rußland abſetzen, und ſammeln Almoſen, um damit ihre beträchtlichen Abgaben an den Paſcha und die Pforte bezahlen zu können. Übrigens unterhalten ſie mehrere Schulen, der heilige Berg wird für eine der berühmteſten Unterrichtsanſtalten der Griechen gehalten, und ihre Bibliotheken ſind reich an literariſchen beſonders handſchriftlichen Schätzen, die theils vor der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, hingeſchafft wurden, theils auch dahin geſchenkt, und theils von den fleißigen Mönchen ſelbſt geſchrieben worden ſind. Manches davon iſt jedoch ſchon in die großen Bücherſammlungen zu Paris, Wien ꝛc. gewandert. Ihre Klöſter und Kirchen ſind die einzigen im osmaniſchen Reiche, welche Glocken haben.

Äthra, die Tochter des Pittheus, Königs von Trözene, und Geliebte des Ägeus, von dem ſie den Theſeus gebar.

Ätiologie, ſ. **Pathologie**.

Atlanten, in der Baukunſt Säulen in Männergeſtalt, welche einem Geſimſe, einem Vorſprunge u. ſ. w. zur Unterſtützung dienen. S. **Säule**.

Atlantis, bei den Alten der Name einer Inſel in dem atlantiſchen Ocean, von der ihnen durch einzelne kühne Schiffer, die ſich in früher Zeit in das Weltmeer hinaus gewagt hatten, dunkele Kunde gekommen war. Über die Lage derſelben mußten ihre Angaben natürlich ſehr unzuverläſſig ſein, und da ſie ſie in eine Gegend ſetzten, wo ſich in ſpäterer Zeit keine Inſel fand, ſo waren ſie der Meinung, daß ſie untergegangen ſei. Doch vermuthet man, daß vielleicht phöniziſche oder karthaginenſiſche Handelsſchiffe, durch Stürme und Strömungen von ihrem Wege abgetrieben, an die amerikaniſche Küſte verſchlagen worden, und von dort ſpäterhin glücklich nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt ſein könnten, und daß alſo unter der Inſel Atlantis des Plato, ſo unter der großen, namenloſen Inſel, von welcher Diodor, Plinius und Arnobius ſprachen, nichts anders als das heutige Amerika zu verſtehen ſei.

Atlas, eine afrikaniſche Gebirgskette, welche ſich über den größten Theil des Norden dieſes Erdtheils verbreitet, und in zwei Ketten theilt, dem großen Atlas, im Reiche Marocco bis zur Sahara, herunter zieht und über 11,000 Fuß Höhe mißt, und den kleinen Atlas, welcher aus Marocco gegen Nordoſten bis zur nördlichen Küſte ſtreicht. Die Mythologie der Griechen ſchuf dies Gebirge zu einem Titanen, einem Sohne des Japetus und der Klymene. Zeus, der Titanen Beſieger, verurtheilte ihn, das Himmelsgewölbe zu tragen, welche Dichtung durch ſeine himmelanſtrebende Höhe entſtand. Er war mit Weisheit begabt, und ſpätere Sagen legten ihm mannichfaltige Kenntniſſe bei, beſonders in der Aſtronomie. Mit der Pleione des Oceanus Tochter, erzeugte er ſieben Töchter, die unter dem Namen Plejaden (nach dem Vater hießen ſie auch Atlantiden) am Himmel glänzen. Nach andern war er auch der Vater der Hyaden.

Atlantiſches Meer heißt von dem Atlasgebirge das ganze

Meer zwiſchen den Weſtküſten Europas und Afrikas und den Oſtküſten Amerikas bis zum Eismeere.

Atmometer nennt man ein Werkzeug, welches die Ausdünſtung des Waſſers ausmißt und deſſen Hauptbeſtandtheil ein Keſſel von Metall iſt, in welchem das Waſſer bis zu einem gewiſſen Grade erhitzt wird. Es iſt ſchwer, mit dergleichen Werkzeugen richtige Reſultate zu gewinnen. Nach Halleys Verſuchen verdünſten bei heißen Sommertagen in Zeit von zwei Stunden 233 Gran Waſſer, die nach ſeiner Rechnung $\frac{1}{17}$ eines engliſchen Kubikzolles, Raum betragen. De Sauſſure bediente ſich zu ſeinen Beobachtungen eines andern Werkzeugs, das aus einer in einem Rahm ausgeſpannten Leinwand beſtand und ſeine Beobachtungen gaben das Reſultat, daß, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Größe der Ausdünſtung auf den Bergen, bei dreimal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr als das Doppelte ſo groß iſt, als im Thale. Ein mehreres hierüber findet man in Horaz Bened. de Sauſſure Verſuch über die Hygrometrie, aus dem Franzöſiſchen (v. J. D. Titius), Leipzig, 1784, 8. P. S.

Atmoſphäre, Dunſtkugel, wird zunächſt die Luft, in welcher unſer Erdball gleichſam zu ſchwimmen ſcheint, im weiteſten Sinne aber jede Maſſe feiner elaſtiſcher Flüſſigkeiten genannt, von welcher ein Körper allenthalben umgeben iſt. Man ſpricht daher von einer Atmoſphäre der Sonne, des Mondes, der Planeten, elektriſcher, magnetiſcher Körper u. ſ. w., deren Daſein zwar nicht ſtreng erwieſen, aber mit mehr oder weniger Gründen wahrſcheinlich gemacht werden kann. Gewiß iſt es dagegen, daß unſere Erde eine Atmoſphäre hat, worunter wir, wie aus obiger Erklärung folgt, die ſie umgebende Luft- und Dunſtmaſſe verſtehen, die wir daher auch Luft- oder Dunſtkreis nennen. Vermöge ihrer Schwere iſt die Atmoſphäre unzertrennlich mit der Erde verbunden, und drückt auf ſie nach den Geſetzen ſchwerer elaſtiſcher Flüſſigkeiten. Ihr geſammter Druck iſt ihrem Gewicht gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern ſchweren elaſtiſchen Flüſſigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umſtand an einem Orte ein ſtärkerer Druck verurſacht, ſo nimt man beſondere Erſcheinungen und Wirkungen wahr, die ſo lange fortdauern, bis das Gleichgewicht wieder hergeſtellt iſt. So ſteigt z. B. in der Röhre einer Pumpe das Waſſer, ſeiner Natur und den Geſetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, ſobald zwiſchen demſelben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entſteht. Die Urſache davon iſt das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre befindliche Waſſer drückt, innerhalb der Röhre aber keine Luft vorhanden iſt. Durch dieſen Druck wird das Waſſer, wenn die Röhre lang genug iſt, bis 32 Fuß emporgetrieben. Dies iſt das Gewicht, mit welchem die Atmoſphäre auf die Erde drückt, und welches eben ſo viel beträgt, wie der Druck eines 32 Fuß hohen Oceans, wenn ein ſolcher über den ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergibt ſich, daß die Atmoſphäre auf den menſchlichen Körper, nimt man dieſen zu 32 Quadratfuß an, bei 28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewicht von 34,440 Pfund ruht. Daß der Menſch dieſen Druck nicht empfindet, kommt daher, weil die Luft ihn von allen Seiten umgibt, überdies auch in ſeinem Innern befindlich iſt, alſo vermöge ihrer Elaſticität von allen Seiten, und ſelbſt von innen nach außen wirkt, und mithin der über dem Körper befindlichen Luft das Gleichgewicht hält. Daß die Atmoſphäre nicht einerlei Dichtigkeit habe, läßt ſich ſchon daraus vermuthen, daß die untern Luft-

ſchichten die Laſt der obern mitzutragen haben, wodurch ſie mehr zuſammengepreßt und dichter werden. Verſuche beſtätigen dies vollkommen. Dem Geſetze des Meierotte gemäß, nimt die Dichtigkeit der Atmoſphäre in geometriſcher Progreſſion ab, ſo wie die Höhen in arithmetiſcher Progreſſion zunehmen. Bis an die äuſſerſten Grenzen der Atmoſphäre mag indeß auch dies Geſetz nicht ſtatt finden, weil dort die Luft, frei von allem Drucke, völlig in ihrem natürlichen Zuſtande, d. h. ohne irgend eine Äuſſerung der Elaſticität ſein muß. Die Höhe der Atmoſphäre iſt von den Phyſikern, theils nach dem Drucke, den ſie ausübt, theils nach der Dämmerung (indem anzunehmen iſt, daß die Luft, ſo weit ſie Licht zurückwirft oder Erleuchtung annimt, zu unſerm Planeten gehört), auf acht geographiſche Meilen geſchätzt worden. Ihrer Geſtalt nach iſt die Atmoſphäre als ein Sphäroid zu betrachten. welches unter dem Äquator wegen der ununterbrochenen Schwungkraft, welche daſelbſt ſtatt findet, und wegen der großen Verdünnung der Luft durch die daſelbſt heftig wirkenden Sonnenſtrahlen, ſehr erhoben iſt.

Atmoſphäriſche Luft, ſ. Gasarten.

Atmoſphärologie, die Lehre von der Atmoſphäre, ihrer Beſchaffenheit, ihren Veränderungen und Erſcheinungen.

Ätna (Monte Gibello), in Sicilien, der höchſte von den drei großen feuerſpeienden Bergen in Europa, deſſen ſenkrechte Höhe nach Spallanzani 11,400 Fuß beträgt. Die Sicilianer theilen ihn in drei Regionen ab; die erſte heißt die angebaute — ſie iſt mit Städten, Dörfern und Klöſtern angefüllt, und wird von kleinen Lavabergen gebildet — die zweite die Holz- oder Waldgegend, berühmt wegen des üppigen Wachsthums ihrer Bäume; wie denn beſonders eines großen Kaſtanienbaums gedacht wird, in deſſen Schatten hundert Pferde Raum haben, und der davon der Baum dei centi cavalli heißt. Die dritte Region heißt die wüſte oder nackte, welche mit Eis und Schnee bedeckt iſt. Letzterer iſt für die dortigen Länder ein unentbehrliches Bedürfniß zu kühlenden Getränken, zu denen er beſſer als Eis iſt; der Ätna verſorgt nicht nur einen großen Theil Italiens, ſondern auch die Inſel Malta damit, und der Schneehandel, welcher allein für Rechnung des Biſchofs von Catania betrieben wird, ſoll einen jährlichen Gewinn von 5 bis 6000 Thaler abwerfen.

Ätolien, eine Landſchaft Griechenlands, an der Nordküſte des korinthiſchen Meerbuſens. Es hat den Namen von Ätolus, des eliſchen Königs Epeus Bruder, der, aus Elis weichend, ſich zum Herrn des Landes machte. Das ältere Ätolien wurde durch den Achelous von Akarnanien geſchieden, und ging von da bis Kalydon oder zum Fluſſe Evenus, wo es an Lokrien grenzte. Südlich waren das Meer und nördlich Theſſalien die Grenzen. Als es durch ſpätere Eroberungen, welche man unter dem Namen Ätolia Epiktetos begriff, erweitert worden, waren die Grenzen in Norden der Öta und die Athamaner in Epirus; auch Thermopylä, Heraklea und ein großer Theil Theſſaliens gehörte dazu. Öſtlich war ganz Dorien und die Küſte bis Naupaktus und Eupalion dazu geſchlagen. Das Land war rauh und unfruchtbar, und durch ſeine Gebirge feſt; nach Herodot und Ariſtoteles waren in den älteſten Zeiten ſogar Löwen daſelbſt einheimiſch. Die erſten Stammväter der Ätolier waren Hellenen. In mehrere kleine Völkerſchaften getheilt, hatten ſie keine gemeinſchaftliche Hauptſtadt, und machten ſich, mit Jagd und Raub beſchäftigt, durch Räubereien zu Lande, wie zur See, furchtbar, wie ſie denn

auch, als frei und keinem andern Volke unterworfen, die alten rohen Sitten am längſten beibehielten. Früh ſchon errichteten ſie den großen ätoliſchen Bund, der ſich zu Therma jährlich verſammelte, aber erſt zur Zeit des achäiſchen Bundes merkwürdig ward. Wider dieſen verbanden ſie ſich anfangs mit den Römern, bei deren Kriegen in Griechenland, ſchlugen ſich dann, wie ſie wohl merkten, daß die Römer auch ihre Unterdrückung beabſichtigten, auf die Seite der Macedonier, und mußten zuletzt das Schickſal der Unterjochung mit dieſen theilen.

Atomen ſind nach der Meinung mehrerer Naturforſcher die nicht weiter theilbaren, wiewohl ſelbſt noch körperlichen Grundbeſtandtheile der Urſtoffs. Schon Moſchus aus Sidon, der noch vor dem trojaniſchen Kriege gelebt haben ſoll, lehrte, daß der Urſtoff aus untheilbaren Körperchen zuſammengeſetzt ſei. Leucipp (510 J. v. Chr.) ſtellte ein ordentliches Lehrgebäude von der Entſtehung der Welt durch den Zuſammenfluß der Atomen auf: Demokrit und Epikur bildeten es, letzterer mit vielen Zuſätzen, weiter aus. Epikurs Lehre haben Lukrez und unter den Neuern Gaſſendi vorgetragen. Carteſius bildete daraus ſein Syſtem von den Wirbeln; auch Newton und Boerhave nehmen an, daß der Grundſtoff aus einer Anhäufung feſter, harter, ſchwerer, undurchdringlicher, träger und unbeweglicher Theilchen beſtehe, von deren verſchiedener Zuſammenordnung die Verſchiedenheit der Körper herrühre. — Das auf die Lehre von den Atomen gegründete Syſtem der Naturlehre heißt das atomiſche, es wird auch Corpuscularphiloſophie genannt, und ſteht dem dynamiſchen entgegen. (S. **Dynamik**.)

Atonie, die Erſchlaffung und Abgeſpanntheit der Nerven und Muskeln.

Atreus, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Er und ſein Bruder Thyeſtes ermordeten aus Eiferſucht auf des Vaters größere Liebe ihren Stiefbruder Chryſippus. Darauf flüchteten ſie zu Euryſtheus, mit deſſen Tochter, Ärope, Atreus ſich vermählte, und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Thyeſtes, von unrechtmäßiger Liebe gegen ſeines Bruders Gemahlin hingeriſſen, entehrte deſſen Bett und zeugte mit ihr zwei Söhne. Atreus verjagte, nach Entdeckung der ihm zugefügten Schmach, den Thyeſtes ſammt deſſen Söhnen. Allein dieſer hatte, Rache dürſtend, ſeinem Bruder heimlich einen Sohn entwandt, und denſelben beredet, ſeinen eigenen Vater zu morden. Dieſes Vorhaben ward entdeckt und der Jüngling, den Antreus für ſeines Bruders Sohn hielt, hingerichtet. Zu ſpät erfuhr der unglückliche Vater den Irrthum; die fürchterlichſte Rache ſollte ihm Troſt gewähren. Er ſtellte ſich verſöhnt, lud den Bruder Thyeſtes mit ſeinen beiden Baſtarden zu einem Gaſtmahle, und nachdem er die letztern heimlich hatte ſchlachten laſſen, ſetzte er das gekochte Fleiſch dem Thyeſtes vor, warf ihm nach geendigtem Mahl die Gebeine ſeiner eigenen Söhne entgegen, und entdeckte ihm mit Hohngelächter die gräßliche Rache, über welche, wie die Dichter erzählen, die Sonne ihren Lauf zurückwandte, um eine ſo ſcheußliche That nicht zu beleuchten.

Atriden, ſ. **Agamemnon**.

Athrophie. Es gibt eine beträchtliche Anzahl von Krankheiten, wodurch der Körper von Tag zu Tag abgezehrter, magerer, in ſeiner Maſſe vermindert wird und der gehörigen Ernährung beraubt zu ſein ſcheint (α-τροφη, mangelnde Nahrung). Dadurch, daß die-

ſes gemeinſchaftliche Zeichen ſtatt findet, daß die Abmagerung immer weitere Fortſchritte macht, wird ſie erſt zu einer beſtimmten Krankheitsform; denn außerdem iſt Abmagerung eine Erſcheinung in jeder Krankheit. In jeder wird der körperliche Umfang mehr oder weniger, ſchneller oder langſamer vermindert; aber mit der Krankheit weicht auch allmählig das Zeichen, weil es nur Folge der vermehrten Ausleerung, des verringerten Genuſſes von Nahrungsmitteln, der geſchwächten Verdauung iſt, und dieſe Verhältniſſe ſich mit der wiederkehrenden Geſundheit ändern. In der als eigentliche Krankheitsform beſtehenden Atrophie oder Abmagerung dagegen iſt dieſe ſelbſt die Krankheit, die für ſich beſteht und auf verſchiedene Weiſe in die Augen ſpringen kann. Je nachdem nämlich ein organiſcher Fehler dabei ſtatt findet oder nicht, je nachdem dieſer Fehler eine Eiterung iſt, je nachdem haben wir auch verſchiedene Arten der Krankheit. Öfters iſt gar kein in die Augen fallender Fehler des Körpers vorhanden, und die Abmagerung oder Atrophie ſteht in ihrer reinſten Geſtalt da. Gewöhnlich nennt man dieſe Krankheitsform alsdann Schwindſucht, Darrſucht, Hektik und auch wohl noch anders. Öfters iſt aber auch die Atrophie erſt Folge eines eiternden wichtigen Körpertheils, und in dieſem Falle nennt man ſie gewöhnlich eitrige Schwindſucht der Lunge, Leber, Nieren, je nachdem dieſe oder jene Organe ergriffen ſind. Der Urſachen, die die Atrophie und ihre Arten begründen, gibt es mancherlei. Mangel an gehöriger Nahrung oder reiner Luft, vorhergegangene äußerſt ſchwächende Krankheiten, z. B. Nerven- oder Faulfieber, ſind, ſo wie Eiterungen in einem bedeutenden Körpertheile, die gewöhnlichern. Beſonders laſſen auch große Ausleerungen von Blut, Samen, Speichel leicht dieſe Folge zurück, und darum werden Wöchnerinnen, ſtillende Mütter, die ſehr ſchwächlich ſind, Wollüſtlinge, nicht ſelten ein Opfer dieſer Krankheit. Selbſt einige Gifte bewirken ſie; es gehören hieher der Sublimat, der Arſenik, der Grünſpan, das Blei in kleineren Gaben, die bekannte und doch ſo unbekannte Aqua Tofana, die neuentdeckte Säure im Opium u. ſ. w. Das Zellgewebe des Körpers leidet bei dieſer Krankheitsform am erſten. Die öligen Theile, die darin enthalten ſind, werden ausgeſogen und noch iſt es nicht ausgemacht, wohin es die ausſaugenden Gefäße bringen, ob in den allgemeinen Blutumlauf oder in das Gallenſyſtem. Wahrſcheinlich wird dieſes Fett in ſeine Urbeſtandtheile aufgelöſt und ſo zu verſchiedenen Zwecken verwendet, die die Natur nicht mehr anders zu erreichen vermag. Wenn dieſe Fetttheile verſchwinden, und die Muskeln aller Theile ins Auge fallend geworden ſind, ſo ſcheint das Zellgewebe ſelbſt zu welken, zu verſchwinden, und wenn ſolche Kranke nach dem Tode zergliedert werden, findet man kaum eine Spur deſſelben. Was ja noch da iſt, iſt ein zähes kaum mit dem Meſſer zu löſendes, lebhaftes Weſen. Inzwiſchen erſtreckt ſich dieſes Schwinden faſt auf jeden Theil des Körpers. Die Haut wird dünn und verliert ihre Geſchmeidigkeit, ſie wird trocken, runzlich, rauh, körnig, ſandig anzufühlen, die Haarzwiebeln in ihr vertrocknen, und laſſen die Haare ausfallen. Die Muskeln ſcheinen anfangs ſich von einander zu trennen (weil das Zellgewebe ſie minder vereinigt), auch ſie werden immer dünner, da ihre einzelnen Partikeln durch kein Zellgewebe mehr verbunden ſind. Am Ende ſcheinen kaum Spuren von ihnen zu bleiben und der Menſch beſteht faſt blos aus Haut und Knochen. Selbſt aber auch dieſe erfahren, wenn ſchon im geringern Grade, eine Verminderung ihres Umfanges, und gleich ihnen ſcheinen, wenig-

ſtens nicht ſelten, auch die Eingeweide abzunehmen. — eine Art dieſer Krankheit iſt das allmählige Schwinden aller Kräfte und die Abmagerung des Körpers im hohen Alter, wodurch der Tod herbeigeführt wird, wenn auch keine Krankheit denſelben bewirkt. Sie iſt unter dem Namen Marasmus (Verwelken, Vertrocknung) senilis bekannt. Iſt die Atrophie, wo ſie als Krankheit erſcheint ſehr ſchwer zu heilen, ſo iſt es vollends unmöglich, da, wo ſie als Folge unabänderlicher Geſetze eintrit, ihr Grenzen zu ſetzen. Aufhalten laſſen ſich zwar einigermaßen dieſe Fortſchritte der Natur, aber nicht ganz verhindern. Anders iſt es im kindlichen Alter, hier iſt die Atrophie (atrophia infantium) faſt immer Folge ungeſunder, ſchwerer, kleiſtriger Nahrung, feuchter kalter Luft, wovon zuerſt Würmer, Verſchleimung der erſten Wege, Verſtopfung der Gekrösdrüſen, und dann die Abmagerung die Folge iſt, zwar immer gefährlich, aber doch, wo alle dieſe ſchädlichen Einflüſſe wegfallen, ſehr oft zu heilen. Auch einzelne Glieder pflegt dieſe Krankheit zu ergreifen. Gewöhnlich liegt dann ein organiſches widernatürliches Verhältniß, z. B. gelähmte Nerven oder ein Aneurisma, zum Grunde, mit deren Entfernung das Übel geheilt wird.

Atropos, eine von den Parzen. (S. dieſe.)

Attentat hat mehrere Bedeutungen: 1) im Criminalproceß, Verſuch eines Verbrechens. Man begreift in dieſem Worte auch den Plan zu einem Verbrechen, wenn zum Beiſpiel durch Einladung zur Theilnahme ein thätiger Schritt geſchehen iſt, wenn ferner zufällig oder durch Reue des Verbrechers das Verbrechen nicht zur Vollziehung gelangte; die Schritte zur Vollziehung ſind ſo vielfach, daß alle Criminalgeſetze im Punct der Beſtrafung der Attentate entweder dem Richter alles überlaſſen, oder doch zwiſchen dem Maximum und Minimum eine große Scale laſſen. Je näher der Plan zur Vollziehung des Verbrechens gereift worden iſt, je ſtrafbarer iſt das Attentat, d. h. die Einleitung zum Verbrechen. Oft iſt ſogar durch das Attentat ſchon ein Verbrechen begangen worden, wenn auch nicht dasjenige, was der oder die Verbrecher beabſichteten. Weichen die verſchiedenen Geſetzgebungen in der Beſtrafung der Miſſethaten ſehr ab; ſo iſt dies ebenfalls in der Beſtrafung der Attentate der Fall. 2) im Civilproceß, eine, von den Geſetzen verbotene Veränderung des Zuſtandes der Form oder des Objects eines Rechtsſtreits, dieſe Veränderung mag nun herrühren vom Richter, von deſſen Rechtsſpruch mit Suspenſiveffect appellirt wurde oder von einer der Parteien, die ſich dadurch in ihren ſtreitigen Gerechtſamen gekränkt fühlt. Pflicht zum Schadenserſatz folgt immer aus ſolchen Veränderungen und beſtimmen auch manche Geſetze poſitive, andere ſolche Strafen, die dem Richter zur Beſtimmung anheim gegeben ſind.

Attika. Dieſe kleine Provinz des alten Hellas, deren Hauptſtadt, Athen, einſt durch Gelehrſamkeit, Bildung und feine Sitten die erſte Stadt der Welt war, iſt eigentlich eine Halbinſel, welche gegen Norden mit Böotien und gegen Abend ein wenig mit Megaris zuſammenhängt. Die urſprüngliche Unfruchtbarkeit des Bodens ſchützte das Land vor fremden Einwanderungen, und die Athenienſer rühmten ſich einer uralten, unvermiſchten Abſtammung. Sie nannten ſich Söhne des Bodens, den ſie bewohnten, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entſtanden zu ſein. Sie lebten in einem rohen, ungeſitteten Zuſtande, ohne Brot, ohne Ehe und ohne Häuſer, in zer-

ſtreuten Hütten, bis auf Cekrops, der um das J. d. W. 2426 mit einer Colonie von Sais, an der Mündung des Nils nach Attika kam, und der uns als ihr erſter eigentlicher König genannt wird. Dieſer war bemüht, ihre Sitten zu mildern, und ſie zu einem genußvolleren Leben zu führen. Er lehrte ſie den Ölbaum pflanzen und verſchiedene Getreidearten bauen, ordnete die Verehrung der Götter, und gebot denſelben von den Früchten des Landes zu opfern; er gab Ehegeſetze, und befahl die Todten zu begraben. Die Einwohner, die ſich bald bis auf 20,000 vermehrten, theilte er in vier Stämme, vermochte ſie, ihre zerſtreuten Wohnſitze einander zu nähern, und gegen räuberiſche Einfälle mit einer Umzäunung zu umgeben. Das war der Urſprung Athens, welches damals Cekropia hieß. Cekrops ſtarb nach funfzigjähriger Regierung; man weihte ſeinem Andenken das Sternbild des Waſſermanns. Einer von ſeinen Nachfolgern, ihm gleich an Geiſt wie an Namen, gründete noch elf andere Städte, die ſich aber in der Folgezeit gegenſeitig zu befehden anfingen. Dieſe Zwiſtigkeiten beizulegen, vermochte Theſeus die ſämmtlichen Staaten, ſich durch ein genaues Band zu vereinigen, die einzelnen Obrigkeiten abzuſchaffen, und Cekropia, das nun Athen hieß, als der Hauptſtadt des ganzen Landes, die geſetzliche Macht über die geſammten Verein zu geben. Er ſtiftete das große Volksfeſt, die Panathenäen. Er ſelbſt wollte, als der Erſte im Staate, über die Beobachtung der Geſetze wachen und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Claſſen, die Vornehmen, Ackerbauer und Handwerker. Aus der erſten wurden die Obrigkeiten gewählt, welche die Heiligthümer aufbewahrten und die Geſetze erklärten. Zugleich verſchönerte und vergrößerte er Athen und lud Fremdlinge ein, um das Land zu bevölkern. Nach Kodrus ward 1077 v. Chr. die königliche Würde abgeſchafft, welche, von Cekrops an, 487 Jahre gedauert hatte; ſtatt des Königs herrſchte ein Archont, der ſein Amt lebenslänglich verwaltete. Nach 316 Jahren ward die Regierungszeit der Archonten auf zehn Jahre, und 70 Jahre ſpäter auf Ein Jahr beſtimmt; dagegen aber die Zahl der Archonten auf neun vermehrt. Noch fehlte eine förmliche Geſetzgebung. Der Archont Drakon erhielt den Auftrag dazu, aber ſeine Strenge empörte die Gemüther, und Solon gab 594 vor Chr. mildere Geſetze und eine beſſere Verfaſſung. Die Regierungsform ſollte demokratiſch ſein und ein Senat von 400 Mitgliedern, gewählt aus den Volksſtämmen, die Gewalt des Volks leiten. Das Volk theilte er in vier Claſſen nach dem Vermögen. Aus den drei erſten ſollten die Staatsämter beſetzt, die vierte aber zur Volksverſammlung gelaſſen werden, um durch ihre Stimme gleichfalls an der Geſetzgebung Theil zu nehmen. Allein dieſe Verfaſſung war zu künſtlich, um zu beſtehen. Piſiſtrat, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, trat ſcheinbar an die Spitze der armen Claſſe, und bemächtigte ſich der Herrſchaft Athens. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig, aber ſeine Söhne konnten ſie nicht behaupten. Hipparch ward ermordet und Hippias vertrieben. Kliſthenes, ein Freund des Volks, bemühte ſich, durch einige Änderungen in der Solon'iſchen Verfaſſung künftigen Mißbräuchen vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Claſſen, und ließ den Senat aus 500 Perſonen beſtehen. Jetzt trat die glänzende Zeit des berühmten perſiſchen Krieges ein, welcher Athen auf den höchſten Gipfel der Größe und des Anſehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themiſtokles bei Salamis die faſt zahlloſe Perſermacht, jener zu Lande, dieſer zur See;

die Freiheit Griechenlands ging in jugendlichem Glanze aus einem Kampfe hervor, der ihr anfangs den gewiſſen Untergang zu bereiten ſchien, und begeiſterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden noch beträchtlich erweitert. Die Archonten und andere Obrigkeiten wurden ohne Unterſchied aus allen Volksclaſſen gewählt. Cimon und Perikles führten die höchſte Blüthe Athens herbei, aber letzterer legte auch ſchon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß und dem allmähligen Verfall des Staats. Unter ihm begann der unglückliche peloponneſiſche Krieg, der mit der Eroberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die überwundenen mußten ſehr demüthigende Bedingungen von den Siegern annehmen; doch behielt der Staat noch den Schatten ſeines Daſeins. Es wurden dreißig obrigkeitliche Perſonen eingeſetzt, welche den Staat regieren ſollten, aber unter dem Schutze der lacedämoniſchen Beſatzung Willkür und Grauſamkeit übten. Nach acht ſchrecklichen Monaten zertrümmerte Thraſybul dieſe Tyrannei, ſtellte die Freiheit her und führte die alte Verfaſſung mit einigen Verbeſſerungen wieder ein. Athen fing aufs neue an, ſich unter den griechiſchen Staaten zu erheben, und war im Bündniſſe mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein dieſer neue Zeitraum der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind ſtand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phoziſchen Kriege hatten die Athenienſer ſich ihm widerſetzt. Dafür nahm ihnen Philipp verſchiedene ihrer verbündeten Colonien weg. Die Griechen griffen umſonſt zu den Waffen; die Schlacht bei Chäronea war das Grab ihrer Freiheit. Athen, nebſt andern Staaten Griechenlands, wurde von Macedonien abhängig. Fruchtlos verſuchten die Athenienſer nach Alexanders Tode, ihre Freiheit wieder zu erlangen; ſie mußten macedoniſche Beſatzung in den Hafen Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur diejenigen Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen ſollten, die über 2000 Drachmen im Vermögen beſaßen. Bald darauf wurde Athen vom Kaſſander eingenommen, da es ſich gegen Phocions Rath auf die Seite ſeiner Feinde geſchlagen hatte. Kaſſander führte die Oligarchie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staates, der zehn Jahre demſelben rühmlich vorſtand. Aber die Athenienſer, die ihn haßten, weil ſie ihn nicht ſelbſt gewählt hatten, riefen den Demetrius Poliorcetes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfaſſung wieder herſtellte, und dafür von den Athenienſern mit den ausſchweifendſten Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Als er jedoch in den Krieg zog, erloſch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei ſeiner Rückkunft die Stadt verſchloß. Allein er eroberte Athen, vergab den Bürgern und ließ ihnen ihre Freiheit, indem er blos Beſatzungen in Munychia und den Piräus legte. Dieſe wurden in der Folge von den Athenienſern vertrieben, die nun eine Zeitlang ihre Freiheit behaupteten. Antigonus Gonatas unterwarf ſie wieder, und in dieſem Zuſtande blieben ſie, bis ſie ſich von Macedonien losriſſen, und dem achäiſchen Bunde beitraten. Nachher verbanden ſie ſich mit den Römern gegen Philipp, und behielten unter dieſen ihre Freiheit. Als ſie ſich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizuſtehen, zogen ſie die Rache Roms auf ſich. Sylla eroberte Athen, und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es bis auf Veſpaſian behielt. Dieſer Kaiſer machte es förmlich zu einer römiſchen Provinz. Nach der Theilung des römiſchen Reichs gehörte Attika zum morgenländiſchen Kaiſerthume, und wurde von Alarich, dem Gothen, bald nachher erobert und zerſtört.

Attika. Oft gibt man in der Baukunſt dieſen Namen jedem halben Stockwerk über einem höhern; doch iſt nicht jedes Halbgeſchoß eine Attika. So kommt nicht den zwiſchen zwei Stockwerken befindlichen Halbgeſchoſſen, Entreſolen, ſondern nur denjenigen, welche unter dem Dache angelegt ſind, dieſer Name zu. Die über dem Hauptgeſims ſtehenden Geländer werden ebenfalls zuweilen, wiewohl unrichtig, Attiken genannt.

Attila, Etzel, der Sohn des Mandras, eines Hunnen von königlicher Abkunft, folgte ſeinem Oheim Roas im Jahre 434, und theilte das höchſte Anſehen mit ſeinem Bruder Bleda. Dieſe beiden Anführer der Barbaren, die ſich in Ungarn und Scythien niedergelaſſen hatten, bedrohten das morgenländiſche Kaiſerthum, und zwangen zweimal den ſchwachen Theodoſius II., einen ſchimpflichen Frieden zu erkaufen. Ihre Macht wurde allen Völkern Europens und Aſiens furchtbar. Die Hunnen ſelbſt betrachteten den Attila als ihren unerſchrockenſten Krieger und als den erfahrenſten Feldherrn. Ihre Liebe und Achtung für ſeine Perſon gingen bald in abergläubiſche Ehrfurcht über. Er gab vor, das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und ſtolz auf dieſe Waffe, die ſeiner Macht ein höheres Anſehen gab, dachte er darauf, ſie über die ganze Erde auszudehnen. Seinen Bruder Bleda ließ er morden, und da er vorgab, es ſei auf göttliche Eingebung geſchehen, ſo ward dieſer Brudermord wie ein Sieg gefeiert. Als alleiniger Gebieter eines kriegeriſchen Volks mußte Attila, bei dem unbegrenzteſten Ehrgeiz, alle Völker in Schrecken ſetzen, und, wie er ſich ſelbſt nannte, die Geißel werden, deren Gott ſich zur Züchtigung der Menſchen bediente. In kurzer Zeit breitete er ſeine Herrſchaft über alle Völker Germaniens und Scythiens aus, und die morgenländiſchen und abendländiſchen Kaiſer wurden ihm zinsbar. Die Vandalen, ſeine Bundesgenoſſen, die Oſtgothen, die Gepiden und ein Theil der Franken vereinigten ſich unter ſeinen Fahnen. Einige Geſchichtſchreiber verſichern, daß ſeine Armee aus 700,000 Mann beſtanden habe. Da er die Macht und Reichthümer Perſiens hatte rühmen hören, richtete er ſich dahin, und nichts konnte ſeinen Zug hemmen. Aber in den Ebenen von Armenien ward er geſchlagen, und zog ſich zurück, um ſeine Raubſucht im morgenländiſchen Kaiſerthume zu ſtillen. Leicht fand er einen Vorwand zum Kriege, denn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute verſprachen, waren ſeine natürlichen Feinde, und alle Fürſten, die er zu beſiegen hoffte, hatten Bündniſſe gebrochen. So überzog er Illyrien und verwüſtete alle Länder vom ſchwarzen bis zum adriatiſchen Meere. Der Kaiſer Theodoſius ſammelte ein Heer, um ſich ſeinem reißenden Vordringen zu widerſetzen; aber in drei blutigen Schlachten erklärte ſich das Glück für die Barbaren. Conſtantinopel verdankte ſeine Rettung blos ſeiner Befeſtigung und der Unwiſſenheit der Feinde in der Belagerungskunſt. Thracien, Macedonien und Griechenland erlagen dem wilden Eroberer, der mit Feuer und Schwert überall hindrang und 70 blühende Städte zerſtörte. Theodoſius mußte die Gnade des Siegers anflehen, und durch Unterwerfung und Aufopferung ſeiner Schätze gelang es ihm, den Frieden zu erkaufen. Einer von den Leuten des Attila Edekon, ließ ſich von einem Eunuchen, Chryſaphius, durch Beſtechung zu dem Verſprechen verleiten, ſeinen Herrn bei der Rückkehr an die Donau ermorden zu wollen; aber im Augenblick der Ausführung entging ihm der Muth; er ſtürzte zu ſeines Herrn Füßen und bekannte das verbrecheriſche Vorhaben. Man fürchtete Attilas Rache, und Conſtantinopel

zitterte; aber er begnügte ſich, dem Theodoſius wegen ſeiner Treuloſigkeit Vorwürfe machen zu laſſen und den Kopf des Chryſaphius zu verlangen. Der Kaiſer verſtand ſich zu einem neuen Tribut. Attila richtete nun ſein Augenmerk auf Frankreich, und drang mit einem ungeheuern Heere an den Rhein und die Moſel. Allgemeines Schrecken ging vor ihm her, und die Menſchen flohen. Er ging über die Seine, kam an die Loire und lagerte ſich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner dieſer Stadt, durch ihren Biſchof Agnan (Anianus) ermuthigt, hielten die erſten Angriffe der Barbaren ab, und bald ſahen ſie die Hülfe herbeieilen. Durch die vereinigte Macht der Römer, unter dem Feldherrn Aëtius, und der Weſtgothen, unter ihrem König Theodorich, ward Attila gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Er zog ſich nach Champagne zurück, und erwartete den Feind in den Ebenen bei Chalons. Bald trafen die beiden Heere zuſammmen. Attila, unruhig über den Ausgang der Schlacht, fragte die Wahrſager, und ſie verkündigten ihm eine Niederlage. Er verbarg ſeine Beſtürzung, durchlief die Reihen ſeiner Krieger, erinnerte ſie an ihre Thaten, und zeigte ihnen ſeine Freude über einen neuen Kampf und über die Belohnung ihrer Thaten. Durch die Reden und durch die Gegenwart ihres Anführers entflammt, waren die Hunnen ungeduldig, zu kämpfen. Beide Heere fochten tapfer; aber die Reihen der Römer und Gothen wurden durchbrochen, und ſchon hielt Attila ſich des Sieges gewiß, als der gothiſche Prinz Thorismund, des Theodorich Sohn, von den benachbarten Anhöhen auf die Hunnen ſtürzte: er brachte ſie in Unordnung, verbreitete Tod in ihren Reihen, und Attila, von allen Seiten bedrängt, zog ſich mit Mühe in ſein Lager zurück. Dies war vielleicht die blutigſte Schlacht, die je in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern bedeckten 106,000 Tode das Schlachtfeld. Im Lager ließ Attila alle ſeine Geräthſchaften und Schätze auf einen Haufen zuſammenbringen, um im äußerſten Falle ſich mit dieſen zu verbrennen. Allein man begnügte ſich, in der Nacht ſich wieder zu ſammeln, erwies dem mühſam aufgefundenen Leichnam des Königs Theodorich (Dietrich) die letzte Ehre, und rief ſeinen Sohn Thorismund auf dem Schlachtfelde zum Könige aus. So entging Attila ſeinem völligen Untergange. Die Franken allein ſetzten ihm nach, und verfolgten ihn ſeitwärts, bis er über den Rhein war. Mehr gereizt als muthlos, ſuchte Attila neue Gelegenheit, Italien anzugreifen, und begehrte die Honoria, Schweſter Valentins III., zur Gemahlin. Dieſe Prinzeſſin war wegen eines vertrauten Umgang mit Eugenius, ihrem Kammerherrn, vom Hofe entfernt und in ein Kloſter gebracht worden; ſie trug dem Attila ihre Liebe an. Er warb förmlich um ſie, und verlangte die Hälfte des Reichs als Mitgabe. Da dieſe Forderung abgeſchlagen wurde, drang er mit einer furchtbaren Macht in Italien ein. Der Kaiſer zitterte, und vergebens waren die Bitten der Geſandten. Attila eroberte und zerſtörte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und verwüſtete die Ebenen der Lombardei. Die Einwohner flohen auf die Alpen, Apenninen und auf die vielen unbeachteten Inſeln in den Sümpfen (Lagunen) des adriatiſchen Meeres, wo ſie Venedig erbauten. Der Kaiſer hatte kein Heer ihm entgegenzuſetzen. Das römiſche Volk und der Senat nahmen ihre Zuflucht zu Thränen und Bitten. Papſt Leo I. begab ſich mit den römiſchen Geſandten ins feindliche Lager, und es gelang ihm, den Frieden zu vermitteln; Attila kehrte nach Ungarn zurück. Die Römer ſahen ihre

Rettung für ein Wunder an, und die alten Chroniken erzählen, daß die Drohungen des heil. Petrus und Paulus den Attila geſchreckt hätten; eine Legende, welche die Kunſt Raphaels und Algardes verewigt hat. Da Attila die Honoria nicht zur Gemahlin erhalten hatte, wollte er ſie zum zweitenmale mit dem Schwerte in der Hand fordern, und nur ein neuer Zuwachs zu ſeinen zahlreichen Weibern an der ſchönen Ildiko, mit welcher er ſich feierlich vermählte, hielt ihn ab, ſeine Drohungen zu erfüllen. Er überließ ſich bei dieſer Gelegenheit allen Ausſchweifungen der Wolluſt. Aber als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, ungeduldig, ihren Herrn zu grüßen, in das Zelt drangen, fanden ſie die Ildiko verſchleiert bei dem erſtarrten Leichname ihres Gemahls ſitzen. Während der Nacht war er in ſeinem eignen Blute erſtickt (im J. 453). Die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete Trauer und Schrecken im Heere. Sein Körper ward in drei Särge verſchloſſen; der erſte war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eiſen. Die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden erwürgt. Das Bild, das Jornandes uns von dieſem Barbarenkönig hinterlaſſen, erinnert an ſeinen tatariſch-kalmuckiſchen Urſprung. Er hatte einen dicken Kopf, eine ſtumpfe Naſe, breite Schultern, einen kurzen unförmlichen Wuchs. Sein Gang war ſtolz, ſeine Stimme ſtark und wohltönend.

Attitüde. Mit dieſem franzöſiſchen Kunſtausdrucke bezeichnet man, vorzüglich in den Künſten, die Stellung oder Lage lebendiger Figuren, meiſtens in Zuſtänden der Ruhe. Weil aber die Kunſt, vermöge ihres Zwecks, nur bedeutungsvolle Gegenſtände wählt, ſo müſſen dieſe Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen der Körper und ihre Verhältniſſe an ſich, oder durch den Reiz der Farbenbeleuchtung (in maleriſcher Hinſicht) in einem vortheilhaften, das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, ſondern auch durch alles dieſes einen bedeutungsvollen und intereſſanten Zuſtand des Lebens muſterhaft darſtellen. So ſind alle jene Stellungen in der Kunſt nicht um ihrer ſelbſt willen da, und dürfen nicht als ſolche auffallen, ſondern erhalten eine höhere Bedeutung durch den Charakter der Figuren, welchen ſie zugleich mit und an den Formen, denen ſie beigelegt werden, bilden ſollen, oder durch den Sinn der Handlung, in deren Darſtellung ſie verwebt ſein können. Denn fielen ſie durch ſich ſelbſt als Stellungen auf, und wären ſie nicht etwa blos Lehr- und Übungsbeiſpiele, durch welche der Schüler ſich Leichtigkeit in Handhabung der körperlichen Formen erwerben will; ſo würden ſie dem gebildeten Beſchauer, der nicht blos körperliche Verhältniſſe ſieht, ſteif und unerfreulich erſcheinen, oder, wenn ſie der Darſtellung einer Handlung untergeordnet ſein ſollten, den Sinn des Ganzen durch die geſuchte Bedeutſamkeit des Einzelnen nothwendig zerſtören. Daher nennt man auch im gemeinen Leben nicht jede, ſondern vorzüglich eine gewählte, d. i. bedeutſame und ſchöne Stellung eines menſchlichen Körpers, inſofern durch dieſelbe ein innerer Zuſtand, oder überhaupt ein idealer Charakter des Menſchenlebens bezeichnet wird, ja ſelbſt oft die Verhältniſſe, aus welchen der Zuſtand hervorgeht, verbunden mit dem, was zunächſt zu dem Körper gehört, eine Attitüde. Daß wir aber dieſes ſelbſt in unſerer Sprache mit einem franzöſiſchen Ausdrucke bezeichnen, ſcheint daher zu kommen, weil die Franzoſen, welche Kant irgend einmal geborne Tanzmeiſter nennt, gerade in dieſem Stücke, d. h. wegen der durch Ausbildung ihres geſellſchaftlichen Talents begünſtigten feinen Auswahl wohlgefälliger Stellungen,

bis zu dem Äußerſten, wo die Wahl ſelbſt bemerkt wird, und dieſe Stellungen ins Gezierte, Geſuchte und Unwahre fallen, von den Deutſchen und andern Völkern neuerer Zeit zum Muſter genommen worden ſind. Auch die Mimik, welche mit Recht eine belebte Plaſtik genannt werden kann, hat von jeher Attitüden gezeigt. Daß aber dieſelben zu einem Gegenſtande beſonderer Darſtellung, zu beſondern mimiſchen oder vielmehr pantomimiſchen Kunſtwerken erhoben worden ſind, iſt eine Erfindung unſerer Zeit, welche wir der pantomimiſchen Gewandtheit einiger neueren Künſtlerinnen verdanken. Die Attitüde, als beſonderes Kunſtwerk, welches vorzugsweiſe dieſen Namen führt, ſtellt, ohne Mitwirkung der Sprache (alſo pantomimiſch) und Bewegung (denn ſonſt wäre es nicht eine Attitüde), durch bedeutſame Stellungen und Lagen des lebendigen Menſchenkörpers, einen idealen Zuſtand und Charakter dar; daher man ſie auch pantomimiſche Stellung genannt hat. Da aber, wie bemerkt worden, nicht die Stellung an ſich das Kunſtwerk bildet, ſondern zugleich die Formen, welchen dieſe Stellung gegeben wird, und in Hinſicht des Geſichts und der übrigen ausdrucksfähigen Theile des Körpers, die Mienen und Geſten; ſo verſteht ſich, daß eine Attitüde nicht ohne einen wohlgeſtalteten, bildſamen Körper und ohne bedeutſame Minen und Geberden gedacht werden kann, und daß dieſe, wie die ganze Stellung, auf welche ſich die Attitüde beſchränkt, in und durch den Körper einige Zeit lang feſtgehalten werden müſſen; denn der Genuß des Kunſtwerks verlangt eine Dauer. Der Pantomime aber, der, wie jeder Mime, in ſeinem Körper zugleich den Stoff ſeiner Kunſt trägt, muß Fähigkeit und Bildſamkeit beſitzen, ſeinen Körper alſo zu regieren, daß er, wie das Gemälde oder die Statue, einen ſchönen und gehaltvollen Moment des Lebens an der Oberfläche und Geſtalt ſeines Körpers auf mehrere Augenblicke feſtzuhalten vermöge, und dadurch unterſcheidet ſich die pantomimiſche Stellung von den übrigen pantomimiſchen Darſtellungen, in welchen die Bewegungen des Körpers für jeden Augenblick wechſeln, oder auch mehrere Attitüden durch Bewegung an einander gereiht ſein können, daß dieſe umfaſſender und dramatiſcher Natur ſind, jene aber ſich beſchränkt, den Charakter durch die im Körper feſtgehaltene Geberde darzuſtellen. Der Genuß der Attitüde iſt daher aber auch der volle Genuß des Moments, auf welchem ſich die pantomimiſche Kunſtfertigkeit in ihrer höchſten Blüthe, mit beſchränkteren Mitteln, aber deſto größerer Kraft zeigt. Inſofern nun die Mimik Zuſchauer verlangt, denenſie die köſtlichen Früchte des Augenblicks bietet, hat man die Kunſt der Attitüde nicht mit Unrecht Schauſtellungskunſt, und ihre Darſtellungen auch Schauſtellungen genannt, nur daß man dieſen Namen nicht mißverſtehe, und das Anſchauen der Stellung und Vorbereitung des Körpers zu dieſen Stellungen zum Weſen der Kunſt rechne, da doch hierin nur das Techniſche dieſer Kunſt ſich zeigt, deſſen ſchnelles Vollbringen und Gelingen zwar den Künſtler, aber noch nicht das Kunſtwerk zeigt. Daher auch das Verbergen der Vorbereitung, durch den hierzu gebrauchten Vorhang, zweckmäßig iſt, wenn auch der Eitelkeit der Künſtler weniger angemeſſen. Indem ferner dem Künſtler eine Kleidung nothwendig iſt, nichts Äußeres aber am Kunſtwerk willkürlich ſein darf, vielmehr jede gegebene Form zu deſſen Zwecke hinwirken muß, muß auch dieſe Kleidung dem Charakter des Darzuſtellenden in jeder Hinſicht angemeſſen ſein; ja es wird, beſonders wo ſie farbig iſt, durch den Reiz einer künſtlichen Beleuchtung, welche die Bedeu-

tung der Haupttheile des Gemäldes von außen hebt, und durch ſceniſche Anordnung die Darſtellung ſelbſt zu dem Ideale des Gemäldes erhoben werden können. Jedoch behaupten wir damit nicht, daß die Nachahmung einzelner Statuen und Gemälde nothwendiger Zweck dieſer Schauſtellungen ſei; vielmehr glauben wir, die Schauſtellung liebe die Ähnlichkeit mit dem Gemälde nur darum, damit der Widerſpruch zwiſchen der Lebendigkeit des darſtellenden Körpers und dem Starren in der Darſtellung hinter dem idealiſchen Schein der Malerei verſchwinde. Ferner wird die Attitüde auch deswegen ſtets mit dem Gemälde oder der Statue verglichen werden, weil dieſe Künſte es eben ſind, in welchen wir das Bedeutendſte körperlicher Erſcheinungen gleichſam aus der Wirklichkeit herausgehoben, dem flüchtigen Augenblick entriſſen und für längere Dauer aufbewahrt und feſtgehalten ſehen, wodurch dieſe Künſte mit der gemeinen Wirklichkeit in das Verhältniß der Poeſie zur Proſa des gemeinen Lebens treten. Indem aber ein Gemälde oder eine Statue ein wahrhaft ideales Kunſtwerk iſt, kann auch die Pantomime es wiederum im Spiegel ihrer Kunſt auffangen und auf ihre Weiſe darſtellen. Jedoch ſelbſt in dieſem Falle ſcheint es nicht eigentlich die täuſchende Nachahmung des Gemäldes zu ſein, worin das Weſen und der äſthetiſche Werth der Attitüde als Kunſtwerk beſtehe, ſondern die Darſtellung deſſen, was in dem Gemälde enthalten iſt (ſeines Geiſtes), wie ſehr auch beides zuſammenhänge. Über den Werth derſelben hat man verſchieden geurtheilt. Da jedoch hier allein der äſthetiſche Standpunct, der von den Ideen der Kunſt und Schönheit ausgeht, der richtige iſt; ſo mußte, was bis jetzt noch keinem gelungen, der bisher als Gegner dieſer, jeden kunſtgebildeten Sinn anziehenden Darſtellung auftrat, der Begriff dieſer Attitüden, vermöge deſſen wir dieſelben Darſtellungen des Schönen und Bedeutungsvollen in der feſtgehaltenen Stellung und Geberde menſchlicher Körper nennen, widerlegt, und die Unmöglichkeit, durch dieſe angeführten Kunſtmittel etwas Schönes darzuſtellen, gezeigt werden, wenn die Attitüde mit Recht aus dem Reiche der Kunſt verwieſen werden ſollte. Einen verſchiedenen Rang der pantomimiſchen Darſtellungen, zu welchen die Attitüde gehört, gibt es allerdings, nach Inhalt und Umfang. Denn in Hinſicht des Umfanges ſind, wie angedeutet worden, die dramatiſchen von höherem Range; auch umfaſſen einige nur eine, andere mehrere Perſonen und Gruppen. In Hinſicht des Inhalts ſind ſie dagegen Phantaſiebilder, in denen die Einbildungskraft ſich freier zeigt, oder hiſtoriſch; das heißt, ihre Gegenſtände ſind nach eigener Phantaſie geſchaffen, oder ſtellen einen in der Wirklichkeit gegebenen Charakter dar, welchen die Gegenwart, Geſchichte, Mythologie oder Poeſie darbietet, obwohl die Mimik, um eine allgemeinere Anerkennung des Sinnes ihrer Darſtellungen zu bewirken, faſt immer an irgend etwas, durch Vergangenheit oder Gegenwart Gegebenes, ſich anzuſchließen genöthigt iſt. Dieſe freiere Erfindung zeigt ſich ſelbſt in der letztern Gattung dadurch, daß das Dargeſtellte keinem beſtimmten Exemplare nachgebildet iſt, ſondern den Charakter einer Claſſe von Erſcheinungen oder Kunſtwerken einer Zeit ausdrückt, wodurch die hiſtoriſche Attitüde wiederum in die Phantaſiedarſtellung übergeht. Dieſe Kunſt nun wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerſt von der bewunderten Lady Hamilton geübt, und fing, wie alle Kunſt, mit Nachahmung des Vorhandenen an. Lady Hamilton wandte nämlich ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches ſie, wie mehrere engliſche Schauſpieler, auch in der

täuſchenden Nachahmung lebender Perſonen (von den Engländern vorzugsweiſe imitations genannt) gezeigt hatte, bei ihrem Aufenthalte in Italien vorzüglich auf die Nachbildung der Antiken, ſo daß ſie bald an mehreren bedeutenden Orten, ſelbſt in Deutſchland, ihre pantomimiſchen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifall öffentlich zeigte und Lord Hamilton von ihr ſagen durfte, er beſitze in ſeiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. „Ihr Anzug beſtand dabei," wie uns erzählt wird, „in einer langen, mit einem Bande einfach unter der Bruſt zuſammengeknüpften Tunica, worüber ſie einen Shawl warf, mit welchem ſie alle erforderlichen Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte." Ihre Darſtellungen wurden durch Rehberg nachgezeichnet und erſchienen zu London. Vielfach erweitert und erhöht ward dieſe Kunſterfindung durch die unter uns berühmt gewordene Frau Hendel-Schütz, welche, durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünſtigt, und mit einem eben ſo feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent, als einer reichen und ächt künſtleriſchen Erfindungsgabe ausgerüſtet, in ihren pantomimiſchen Darſtellungen einer Reihe herrlicher Attitüden, nicht nur im antiken (ägyptiſchen und griechiſchen), ſondern auch im neuern (italieniſchen und deutſchen) Kunſtſtyle zeigt. Es ſind dieſelben aber nicht blos Nachbildungen einzelner Statuen und Gemälde, ſie ſucht vielmehr den Geiſt der wichtigſten Veränderungen der antiken Plaſtik und neuern Malerkunſt durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrerer anziehenden Bilder der antiken und neuern Mythologie und Geſchichte ſichtbar zu ſchildern, daher ein Kunſtrichter treffend von ihr ſagt: „indem ſie Darſtellungen der verſchiedenen Style der bildenden Kunſt in chronologiſcher Ordnung folgen läßt, gehen dem Blicke des Zuſchauers gleichſam die Hauptzüge einer Kunſtgeſchichte in beweglichen Bildern vorüber, die eben ſo lehrreich für den Geiſt, als anmuthig für das Auge ſind." Dabei beſitzt ſie das noch größere Talent, poetiſche Attitüden zu erfinden, und in dem ihnen angemeſſenen Styl darzuſtellen, ſo daß die Schütz ſowohl in Hinſicht der Idealität, als an Reichthum der Charaktere und Geſtalten, in der Kenntniß der maleriſchen Wirkung, welche ſich durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder und Anordnung einer ſehr paſſenden Beleuchtung überall an den Tag legt, ihre Vorgängerin weit zu übertreffen ſcheint. Auch ihre Attitüden ſind, obwohl nicht immer glücklich, von Peroux und Ritter (Frankfurt a. M. 1809) gezeichnet und geſtochen, einige auch in dem Taſchenbuche Urania für das Jahr 1812 nachgebildet und mit einem anziehenden Aufſatze von J. Falk begleitet worden. Weniger Glück hat Eliſe Bürger in der Nachahmung dieſer Darſtellungen gemacht. Unter den männlichen Künſtlern kennen wir nur den Herrn von Seckendorf (genannt Patrik Peale), welcher in dieſem Gebiete der Kunſt einige nicht unglückliche Verſuche gemacht, und ſeine mimiſchen Stellungen, mit Vorleſungen begleitet, an einigen Orten gezeigt hat. T.

Attraction, ſ. Anziehung.

Attribut iſt 1) im allgemeinſten Sinne jede, beſonders eine ehrenvolle Eigenſchaft, welche jemanden beigelegt wird oder beigelegt werden kann; 2) in den bildenden Künſten, beſonders in der Bildhauerkunſt, eine Art des Symbols oder Sinnbildes (ſ. d. Art.), wodurch ein Gegenſtand oder ein Begriff bezeichnet wird, und zwar ein anhängendes Sinnbild, d. h. ein ſolcher Gegenſtand, welcher als Zeichen eines Begriffs oder eines hiſtoriſchen Umſtandes mit einer Fi-

gur mittelbar oder unmittelbar verbunden wird, um durch dieſe Verbindung die Bedeutung derſelben vollkommen auszudrücken, oder das Verſtändniß derſelben zu erleichtern. Der Gebrauch und die Nothwendigkeit der Attribute in der bildenden Kunſt gründet ſich aber auf die Beſchränktheit der letztern ſowohl in Hinſicht des Ausdrucks geiſtiger Eigenſchaften und Begriffe, beſonders wo dieſe nicht als Eigenſchaften, ſondern als Perſonen dargeſtellt werden ſollen (wenn man z. B. nicht die Stärke einer beſtimmten Perſon, ſondern die Stärke ſelbſt darſtellen will), als auch in der Darſtellung und Bezeichnung beſonderer Umſtände und hiſtoriſcher Thatſachen, welche an ſich der ſichtbaren Darſtellung unfähig, oder doch nur in Darſtellungen von größerem Umfange, von zuſammengeſetzten Handlungen, ſichtbar gemacht werden können. Denn die Zeichen der Darſtellung, deren ſich die bildende Kunſt bedient, ſind an ſich ſchon zu beſtimmt, um etwas Geiſtiges oder Allgemeines zu bezeichnen, und haben daher nicht die Verſtändlichkeit, welche das Wort als Zeichen des Begriffs in der Poeſie beſitzt. Selbſt die Menſchengeſtalt, deren ſich die bildende Kunſt am meiſten bedient, um geiſtige Eigenſchaften und Begriffe zu verſinnlichen, hat in ſich ſelbſt eine zu beſtimmte, ſinnliche Bedeutung, als daß durch ſie allein eine geiſtige Eigenſchaft ausgedrückt oder ein allgemeiner, mehrere Einzelweſen umfaſſender Begriff perſönlich dargeſtellt werden könnte (man würde nach dem gewählten Beiſpiele in der durch Kraft und Stärke ausgezeichneten Figur nur den ſtarken Mann erblicken); in anderer Rückſicht iſt ſie wiederum zu allgemein, d. h. nicht hinreichend, einen beſondern durch Geſchichte oder Poeſie gegebenen Charakter, ohne die Gefahr einer Verwechslung und eines Mißverſtändniſſes auszuſprechen, um ſo mehr, wenn derſelbe auf der perſönlichen Darſtellung eines lebloſen Gegenſtandes oder eines Collectivbegriffes beruht (z. B. des Elbfluſſes, der Stadt Dresden). Man bedarf daher, um den Sinn der dargeſtellten Figuren zu erklären, gewiſſer äußerer Mittel, und wählt zu dieſem Zwecke Gegenſtände, welche bald an ſich eine gewiſſe innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Ähnlichkeit mit den darzuſtellenden Gegenſtänden und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Übereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen; dieſe gebraucht man als Zeichen jener Eigenſchaften und Umſtände, und fügt ſie der Figur bei (daher Attribute), um dadurch den in irgend einer Hinſicht noch unbeſtimmten Sinn derſelben zu beſtimmen, mögliche Zweideutigkeiten zu heben, und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen. Erſtere nennt man weſentliche, letztere zufällige oder willkürliche (auch conventionelle) Attribute. Weſentliche Attribute können und werden auch ſolche Gegenſtände ſein, welche, für ſich allein geſetzt, ſchon bezeichnend (Sinnbilder) ſein würden, z. B. die Biene das Sinnbild des Fleißes, der Mohn das Sinnbild des Schlafes, der Schlangenring, Krone und Scepter. Im vorzüglichſten Sinne aber und dem Weſen des Kunſtwerks am angemeſſenſten werden Attribute oder anhängende Symbole diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Verbindung mit einer Figur bezeichnend ſind, oder derſelben gerade dieſe beſondere Bedeutung geben, für ſich geſetzt aber nicht verſtändlich ſein würden, und daher gleichſam zur Figur ſelbſt gehören, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf dem Munde des Harpokrates, die Brüſte der Natur ꝛc. Denn auf dieſe Weiſe erſcheint das Attribut nicht als ein äußerer Zuſatz, ſondern verſchmilzt gleichſam mit der Figur, und das Kunſtwerk behauptet ſomit die ihm nothwendige

Einheit. Zufällige oder conventionelle Attribute beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. die Schlange als Sinnbild der Arzneikunſt, der Anker der Hoffnung, die Wage der Gerechtigkeit, der Palmzweig des Friedens, das Kreuz als Attribut des Glaubens. Aus dem Geſagten wird auch einleuchtend ſein, warum das Attribut vorzüglich in allegoriſchen und ſymboliſchen Darſtellungen (ſ. Allegoriſch und Symboliſch) vorzukommen pflegt, und die Figuren ſelbſt oft zu allegoriſchen erhebt; denn dieſen Darſtellungen fehlt, wie überhaupt den Phantaſiebildern (im Gegenſatze der hiſtoriſchen — ſ. dieſ. Art.), größtentheils die ſprechende Eigenthümlichkeit, weshalb ſich der Künſtler zu Attributen zu greifen genöthigt ſieht. Die Beſtimmung des Attributs iſt demnach nur, die Bedeutung eines Gegenſtandes erklären zu helfen, nicht aber für ſich da zu ſein, oder den charakteriſtiſchen Ausdruck des Bildes entbehrlich zu machen, wodurch die wahre Bedeutung deſſelben herabgewürdigt werden müßte. Die Figur muß vielmehr, ſo viel es durch Haltung, Phyſiognomie, Körperbau, Farbe, beſonders aber durch Geberden und Mienen möglich iſt, ihren Charakter ſelbſt ankündigen, und der Künſtler zeigt ſich um ſo größer, je mehr ſeine Figuren ſich ſelbſt erklären, und eines den Mund derſelben erſt gleichſam öffnenden Attributs entbehren können, oder doch wenigſtens zu dem Sinne des Attributs in ſoweit hinſtreben, daß ihnen der Charakter nicht erſt von außen her oder durch Beiwerke gegeben zu werden braucht, daher z. B. nach Forſters Bemerkung in der Ausgießung des heiligen Geiſtes die Begeiſterung ſchon auf den Geſichtern der Apoſtel ſich malen, und nicht blos als Flämmchen über ihren Häuptern ſchweben muß. Oft hat der Gebrauch der Attribute auch nur in der perſönlichen Beſchränktheit des Künſtlers ihren Grund, indeß im Gegentheile der geniale Künſtler die Schwierigkeiten, welchen jener nicht entgehen kann, durch ſinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive (wo nicht blos von Darſtellung einzelner Figuren die Rede iſt), vor allen aber durch charakteriſtiſchen Ausdruck überwindet. Einen einzigen Fall gibt es, wo der Gebrauch des Attributs vor der ſichtbaren Darſtellung eines Umſtandes oder einer Handlung, welche dadurch bezeichnet werden kann, vorzuziehen iſt: wenn nämlich, bei der gegebenen Wahl, dieſelben durch Attribute anzudeuten oder ſichtbar auszuführen, die ſichtbare Ausführung ungefällig ſein, und den Schönheitsſinn des Zuſchauers beleidigen müßte, oder auch die ſichtbare Handlung ſich durch ſich ſelbſt noch nicht erklären würde. Wo aber der Künſtler des Attributs bedarf, da hat das weſentliche den Vorzug vor dem conventionellen. Denn wenn gleich das Attribut nicht alles ſein ſoll — weil ſonſt die Figur nichts ſein würde — ſo ſoll es doch den Ausdruck unterſtützen. Es iſt aber um ſo ausdrucksvoller und lebendiger, je weſentlicher es iſt, und um ſo kälter und froſtiger, je mehr es auf Willkür beruht. Dieſer Zweck des Attributs erfordert auch Deutlichkeit und Ungeſuchtheit deſſelben (ſchon die Fackel des Genius z. B. iſt vieldeutig). Und auch darin hat das weſentliche Attribut vor dem conventionellen den Vorzug: denn jenes wird allgemeiner verſtanden, dieſes aber nur da, wo die beſondere Übereinkunft oder Gewohnheit, welche von verſchiedenen Sitten, eigenthümlicher Denkweiſe oder zufälligen Umſtänden abhängt, herrſchend iſt. Die äußere Form des Kunſtwerks gebietet endlich, das Attribut in jedem Falle, ſelbſt wenn es ein zufälliges iſt, mit den räumlichen Verhältniſſen der Figur, der es angehört, in eine wohlgefällige und lebendige Übereinſtimmung

zu bringen. In der Wahl deſſelben, wie in der ſinnreichen Verbindung mit ſeiner Figur, zeigt ſich daher Witz, Erfindungskraft, Geſchmack und die plaſtiſche oder maleriſche Anordnungsgabe des Künſtlers in einem hohen Grade; wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß die Künſtler hierin meiſtens von dem Geſchmacke und Charakter ihres Volkes mehr oder weniger abhängig ſind, indem ihnen eine Summe gebräuchlicher Sinnbilder ſchon durch ihre Sprache, Religion und Poeſie überliefert wird, welche ſie zur nähern Erklärung ihrer Figuren, wegen ihres allgemeinen Verſtändniſſes, anzuwenden, und ſelbſt der eignen Erfindung vorzuziehen beſtimmt werden. Der größte Theil der Attribute iſt mithin in gewiſſem Sinne conventionell, und glücklich iſt der Künſtler, deſſen Nation in der Wahl ihrer Sinnbilder den innern Zuſammenhang der Dinge, namentlich die innere Verwandtſchaft und Ähnlichkeit geiſtiger und ſinnlicher Gegenſtände, leicht und ſicher trifft; ſeine Attribute werden bedeutungsvoller ſein. In dieſer Hinſicht aber iſt zwiſchen den Darſtellungen der antiken und der neuern Kunſt ein bedeutender Unterſchied. Denn erſtere, namentlich die Kunſt der Griechen, gegründet auf eine anſchauliche Denkweiſe, welche in dem Sinnlichen das Geiſtige fand und darſtellte, und in lebendigerer Verbindung mit der Natur den tiefen Sinn derſelben wohl verſtand, wodurch auch ihre Kunſtwerke den Schein des Nothwendigen und Natürlichen erhielten, iſt auch in ihren Attributen bedeutungsvoller, kräftiger und natürlicher (ſo verſtärkt z. B. Blitz und Donnerkeil den Ausdruck des Himmelskönigs Jupiter); — die Neuern aber, deren Anſicht mehr auf dem Verſtande beruht, welche das Geiſtige und Körperliche ſchärfer trennt, die mithin weniger poetiſch iſt, deren Kunſt daher auch mehr von dem Geiſtigen ausgeht, und dadurch allegoriſcher iſt, ſuchen für das Geiſtige in allen Sphären das Sinnbild, und ſind genöthigt, ſich öfter dem blos Conventionellen zu überlaſſen, welches doch meiſtens ſo vieldeutig und kalt iſt. Dem griechiſchen und römiſchen Künſtler, deſſen Geſtalten an ſich ſchon ſo bezeichnend und ſprechend waren, ſtand auch noch zur Erklärung derſelben eine Menge bedeutſamer und wohlgefälliger Attribute, durch ſeine Religion geheiligt, durch Mythologie ihm überliefert, zu Gebote. Die unbildliche Religionsanſicht der Chriſten dagegen begünſtigt hierin den Künſtler weniger, und die meiſten ſeiner Attribute, wofern er ſie nicht von der Antike entlehnt hat, bleiben willkürlich und von beſchränktem Verſtändniß; ja ſelbſt für letztere fehlt dem Publicum der antike Sinn. Man vergleiche nur z. B. die griechiſchen Gottheiten und ihre Attribute mit den allegoriſchen Perſonen der Neuern oder mit der Darſtellung der Evangeliſten und Märtyrer, denen bald eine Kneipzange (der heil. Apollonia), bald ein Roſt (dem heil. Laurentius), bald ein Kreuz (dem heil. Andreas), oder ein anderes Marterwerkzeug, zur Andeutung ihrer Perſönlichkeit, aus ihrem Märtyrerleben hergenommen, beigefügt werden mußte. — Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunſt, vorzüglich der conventionellen, macht aber eine Ikonologie, d. i. eine Sammlung der von alten und neuern Künſtlern gebrauchten Attribute und Symbole, ſehr brauchbar. Eine vollſtändige gibt es noch nirgends. Einen Verſuch findet man in dem äſthetiſchen Wörterbuche von Watelet und Levesque unter dem Artikel Ikonologie. — Was übrigens die Poeſie betrifft, ſo wird aus dem Geſagten einleuchten, daß dieſelbe, weil ſie hier unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunſt wegen ihrer natürlichen Beſchränktheit nur andeuten kann, ſich ihres Vorzugs unter den Künſten begeben,

und ihre Würde vergeſſen würde, ohne doch die Wirkung der bildenden Kunſt zu erreichen, wenn ſie durch ſinnliche Attribute, aus der Malerei entlehnt, einen Gegenſtand oder Begriff perſönlich darſtellen und abſchildern, oder gar dieſe Attribute neuverbunden anhäufen wollte. Daher auch Herder mit Recht die Beſchreibung der Fortuna in Horazens bekannter Ode (I. 35.) eine froſtige Compoſition nennt, an welcher die freier bildende Einbildungskraft, durch und für welche der Dichter bildet, keinen Antheil nimmt, und vor welcher nicht neben einander beſtehende und ruhende räumliche Formen, die der Geiſt nicht in einem Blicke, wie am ſichtbaren Bilde, durch das Auge überſehen kann, durch die ſie bezeichnenden Worte aufgezählt werden, ſondern die Geſtalten gleichſam entſtehen und lebendig wirken ſollen. Im Grunde gibt es alſo in der Poeſie keine Attribute in dieſem engern Sinne, d. i. anhängende Sinnbilder, welche zur perſönlichen Darſtellung (z. B. des Glücks) angewendet werden müßten, weil es hier keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunſt, bedarf. Zuletzt hieſſen 3) in der Logik und nach ſtrengem philoſophiſchen Sprachgebrauche Attribute ſolche Bezeichnungen, welche als Folgen weſentlicher Merkmale einem Begriffe immer zukommen, wie z. B. die Bewegungsfähigkeit dem Begriffe des Menſchen, als Folge ſeines weſentlichen Merkmals, des thieriſchen Körpers, zukommt. T.

Atys oder Attys, 1) der Cybele Liebling, der, als er einſt das der Göttin gethane Gelübde der Keuſchheit gebrochen, zur Strafe ſeines Vergehens ſich ſelbſt entmannte (ſ. Cybele); 2) ein Sohn des Krӧſus, Königs von Lydien, ein rührendes Beiſpiel von der Gewalt der kindlichen Liebe. Er war ſtumm; als er aber in einer Schlacht einen feindlichen Krieger erblickte, der das Schwert auf ſeinen Vater gezückt hatte, ſtrengte er ſich ſo gewaltſam an, daß in dem Augenblicke das Band ſeiner Zunge ſich löſte, und er in die vernehmlichen Worte ausbrach: „Soldat, tödte den Krӧſus nicht!"

Ätzkraft (vis caustica) iſt die Eigenſchaft gewiſſer Stoffe, z. B. der concentrirten mineraliſchen Säuren, der Alkalien, des ungelöſchten Kalks, des Arſeniks, des ſcharfen Queckſilberſublimats, der Silberkryſtallen, der Spießglanzbutter und ſogar der mehreſten andern Salze mit einem metalliſchen Grundtheile, vermöge welcher ſie zerſtörend auf organiſche Körper wirken. Innerlich wirken ſie als ätzende, freſſende Gifte; äußerlich auf die Haut gebracht, erregen ſie heftigen Schmerz, örtliche Entzündungen und Anfreſſungen. Die Kraft ſolcher Stoffe iſt alſo eine auflöſende, d. i. eine Kraft, mittelſt welcher ihre Grundmaſſen ſtreben, ſich mit den Theilen anderer Körper zu verbinden, und beruht auf der Verwandtſchaft der Körper unter einander.

Ätzkunſt, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Ätzſtein, ein feuerbeſtändiges Alkali, dem ſein Gas durch ungelöſchten Kalk und ſeine ganze Feuchtigkeit durch Austrocknung und durch die Schmelzung entzogen worden iſt. Seine ätzende Kraft rührt von der Reinheit der flüchtigen Alkalien her, welche Folge der Austrocknung iſt. Er zerſtört alle thieriſchen, ſowohl harten als weichen, Theile in ſehr kurzer Zeit. Die Art und Weiſe, wie er verfertigt wird, hier anzuführen, würde zu weitläufig ſein.

Aubaine (Droit d'), Heimfallsrecht, hieß ehemals in Frankreich das Recht des Fiscus, ſich der Verlaſſenſchaft jedes im Lande verſtorbenen Fremden, mit Ausſchluß aller Teſtaments- und

Inteſtaterben deſſelben, zu bemächtigen. Vor Alters war dieſes barbariſche Recht in allen europäiſchen Staaten üblich, aber nur Frankreich hatte ſolches bis auf die neuern Zeiten beibehalten, doch war es durch beſondere Verträge mit vielen deutſchen Staaten in den letztern Zeiten aufgehoben worden, und den 6ten Auguſt 1790 beſchloß die Nationalverſammlung in Frankreich die gänzliche Abſchaffung deſſelben.

Aubri de Montdidier, ein franzöſiſcher Ritter zur Zeit König Carls V., welcher der Sage nach im J. 1371 von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet, und deſſen Mord dadurch entdeckt wurde, daß der Hund des Erſchlagenen ſich ſtets feindſelig gegen den Mörder betrug. Der König zwang Macaire, mit dem anklägeriſchen Hunde ſeine Sache ordalienmäßig auszufechten, und der Mörder unterlag. Dieſe Anekdote iſt neuerlich für die Bühne zu einem Drama verarbeitet worden, welches unter dem Titel: Der Hund des Aubri oder der Wald bei Bondy, durch Anlockung des Pöbels die Caſſen gefüllt, und das deutſche Theater den beißendſten Satyren blosgeſtellt hat. Der Grund von dem einen wie von dem andern liegt darin, daß der Hund, meiſt ein dreſſirter Pudel, die Bühne betrat, beklatſcht, herausgerufen und überhaupt als Schauſpieler behandelt wurde. Er erſchien, ſo viel Deutſchland betrifft, zuerſt in Wien auf den Nebentheatern, indem die Hoftheater ihn ausſchloſſen von der Theilnahme am Künſtlerruhm. Aber im Sept. 1816 betrat er die königliche Bühne zu Berlin, deren Beiſpiel bald auch die großherzogliche zu Weimar nachahmte. Letztgedachter Umſtand hatte die für die deutſche Theatergeſchichte merkwürdige Folge, daß Göthe die Leitung dieſer Bühne niederlegte, noch ehe der Hund öffentlich erſchien, worauf die Tagesblätter die Verſe aus Schillers Gedicht an Göthe:

> Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen
> Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

in dieſer Parodie anwendeten:

> Dem Hundeſtall ſoll nie die Bühne gleichen,
> Und, kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Seit dem hat, ſo viel wir wiſſen, kein Hoftheater weiter ihn zugelaſſen, und nur Privatunternehmer haben ſich eine unwürdige Speculation erlaubt, von welcher die Satyre laut behauptete, daß ſie eine aera canina für die Zeitrechnung unſerer Bühne begründen würde. A. Mnr.

Auckland (William Eden, Baron), engliſcher Staatsmann, der unter dem Pittſchen Miniſterium eines großen Einfluſſes genoß und zu den wichtigſten diplomatiſchen Sendungen auf dem feſten Lande gebraucht wurde. Seine diplomatiſche Laufbahn eröffnete er im J. 1778 als Vermittler zwiſchen dem Mutterlande und den inſurgirten Colonien. Ob er gleich von Lord Howe, Sir Clinton, G. Johnſton und dem Lord Carlisle auf dieſer wichtigen Sendung begleitet wurde, ſo entſprach der Erfolg doch den Erwartungen nicht, die man von den Talenten dieſer ſämmtlich ausgezeichneten Männer gehegt hatte und es blieb England nichts übrig, als die Unabhängigkeit der Amerikaner anzuerkennen. Später hatte Lord Auckland als Parlamentsglied einen großen Einfluß auf die Reform der peinlichen Geſetze und mit Howard und Blackſtone auf die Organiſation einer neuen Polizeiverfaſſung und beſſeren Einrichtung der Gefängniſſe. Dann erhielt er den wichtigen Poſten als Staatsſecretär von Irland und 1785 die

Ambaſſade am franzöſiſchen Hofe, um zunächſt den Abſchluß eines Handelstractats zu bewirken, der 1786 auch zu Stande kam. Während der erſten Jahre des franzöſiſchen Revolutionskriegs hatte er den wichtigen Poſten eines außerordentlichen Abgeſandten bei den Generalſtaaten in den Niederlanden und als ſolcher auf die Maßregeln die im Gedränge der ſich einander Schlag auf Schlag folgenden und immer mehr verwickelnden Begebenheiten den größten Einfluß. Nach ſeiner Rückkehr wurde ſein Betragen vom Parlament einer Unterſuchung unterworfen und daſſelbe für vorwurfsfrei erklärt. Er ſtarb 1814.

Audäus, Audianer, ſ. **Anthropomorphismus.**

Audebert (Jean Baptiſte), zeichnete ſich gegen Ende des vorigen Jahrh. dadurch aus, daß er in einem hohen Grade von Vollkommenheit die Talente eines Malers mit den Kenntniſſen eines Naturforſchers vereinigte. Geboren zu Rochefort 1759, genoß er nur einer mittelmäßigen Erziehung, und kam, 18 Jahre alt, nach Paris, um die Zeichen- und Malerkunſt zu erlernen. Er bildete ſich zu einem ungemein geſchickten Miniaturmaler. 1789 lernte ihn Gigot d'Orcy kennen, der, als ein reicher Liebhaber und Beförderer der Naturgeſchichte im Beſitze ungeheurer Sammlungen, die ſeltenſten Stücke von ihm malen ließ, und ihn in der Folge nach England und Holland ſchickte, woher er eine Menge Zeichnungen zurückbrachte, von denen für Oliviers Geſchichte der Inſecten Gebrauch gemacht worden. Dieſe Beſchäftigungen weckten Audeberts Geſchmack für die Naturgeſchichte, der bald bis zur Leidenſchaft ſtieg. Er unternahm nun eigene Werke, durch die er ſeinen Ruhm für immer begründet hat. Das erſte war ſeine Histoire naturelle des Singes, des Makis et des Galéopithèques, 1 vol. in fol. Paris 1800, in welchem er ſich gleich geſchickt als Zeichner, Kupferſtecher und Schriftſteller zeigte. In Anſehung der Farben, die für naturhiſtoriſche Gegenſtände ſo weſentlich ſind, brachte er es zu einer vorher nicht erreichten Vollkommenheit. Nicht zufrieden, die verſchiedenen Farben auf eine einzige Platte aufzutragen, ſo daß eine Art von Gemälde daraus ward, ging er weiter, und bediente ſich dabei, ſtatt der Waſſerfarben, der dauerhafteren und feſteren Ölfarben. Ferner brachte er es dahin, mit Gold zu drucken, deſſen Farben er mannichfach veränderte, um die glänzendſten Wirkungen ſeiner Vorbilder nachzuahmen. Die Naturgeſchichte gewann ungemein durch ſeine Werke, deren Pracht in Erſtaunen ſetzt. Seine Histoire des Colibris, des Oiseaux-Mouches, des Iacamars et des Promerops, 1 vol. in fol. Paris 1802, wird für das vollkommenſte Werk gehalten, das je in dieſer Gattung erſchienen iſt. 15 Exemplare wurden davon mit goldenen Buchſtaben gedruckt. Kaum hatte dies Werk begonnen, als Audebert neue Plane entwarf, zu deren Ausführung kaum das längſte Leben hingereicht haben würde. Dem ſeinigen machte ſchon im J. 1800 der Tod ein Ende, als er kaum die Histoire des Grimpereaux et des Oiseaux de Paradis begonnen hatte. Beide Werke wurden von Desray, der im Beſitz der Materialien und der Verfahrungsart war, rühmlich beendigt. Auch um die Herausgabe von Levaillants Vögeln Afrikas hatte Audebert großes Verdienſt; er leitete den Abdruck der Platten bis zur 13. Lieferung.

Auditeur heißt beim Militär der den Regimentern, Brigaden oder Diviſionen beigegebene Juriſt, der das rechtliche Verfahren bei denſelben leitet, die Criminal- und andere Unterſuchungen führt, und

bei den Kriegs- und Standrechten den Inſtructor macht, nach deſſen Vortrag die dazu commandirte Jury entſcheidet. Bei den Juſtiz- und Civilbehörden ſind die Auditeure junge Leute, welche bei den Sitzungen zugelaſſen werden, um ſich zu Geſchäftsmännern zu bilden; ſie nehmen an den Verhandlungen keinen thätigen Antheil, ausgenommen, wenn ſie etwa über ein beſondres ihnen anvertrautes Geſchäft Bericht zu erſtatten haben. Zur Unterſcheidung von den Auditeuren beim Militär pflegt man ſie, mit der lateiniſchen Endung ihres Titels, Auditoren zu nennen.

Auerſtädt (Schlacht bei), am 14ten Oct. 1806 von den Franzoſen gegen die Preußen und Sachſen gewonnen. Man ſehe das Nähere darüber in dem Artikel des 5ten Bandes: Jena (Schlacht bei).

Auferſtehung bezeichnet theils die Wiedererweckung Jeſu Chriſti vom Tode, theils die künftig zu erwartende Wiederherſtellung des menſchlichen durch den Tod zerſtörten Leibes. Die Auferſtehung Jeſu Chriſti iſt eins der merkwürdigſten Ereigniſſe der evangeliſchen Geſchichte. Ihre Glaubwürdigkeit beruht theils auf dem Zeugniſſe der Apoſtel, theils darauf, daß es ohne ſie nicht erklärbar ſein würde, wie die Apoſtel, welche ſich durch den Tod Jeſu in ihren Meſſianiſchen Erwartungen getäuſcht geſehen und das Zutrauen zu Chriſto verloren hatten, ſich wieder zu dem lebendigſten Glauben an die göttliche Sendung Jeſu Chriſti erhoben, zu einem Glauben, der ihnen Muth gab, unter Gefahr und Verfolgung das Evangelium zu verkündigen. Wer das Chriſtenthum als Offenbarung, als eine durch Gottes unmittelbare Wirkſamkeit gegründete Anſtalt betrachtet, kann nichts Befremdendes darin finden, daß es durch Wunder gegründet ward, daß ſich die Vorſehung, um einen außerordentlichen Zweck zu erreichen, außerordentlicher Mittel bediente. Wer aber nicht auf dem Standpuncte des Offenbarungsglaubens ſteht, kann doch darum die in die ganz früheſte Geſchichte des Chriſtenthums innigſt verwebte Auferſtehung ſeines Stifters nicht läugnen, ob er ſie gleich nicht als ein Wunder, ſondern als eine durch natürliche, bei der Entfernung der Zeit beſtimmt nachzuweiſende, Urſachen bewirkte Begebenheit anſehen wird. — Von der Auferſtehung des Leibes haben die Menſchen allerdings oft grobſinnliche Vorſtellungen gehegt. In dem Gedanken ſelbſt aber, daß die Allmacht aus den Urſtoffen des durch den Tod aufgelöſten Leibes einen neuen Leib bilde, welcher dem Geiſte in einer andern Ordnung der Dinge zum Werkzeuge diene, liegt nichts, was der Vernunft widerſpräche. Auf jeden Fall iſt die Erwartung der Auferſtehung ein das Gefühl mächtig anregendes Symbol der Idee der Unſterblichkeit. N.

Auffordern. Wenn der Feind vor eine Feſtung gerückt iſt, fordert er ſie zur Übergabe auf. Dergleichen Auffoderungen können während der Blokade und Belagerung wiederholt werden. Am beſten werden dazu Vorfälle benutzt, die ihrer Natur nach geeignet ſind, den Befehlshaber zur Übergabe geneigt zu machen, z. B. eine vom Feinde gewonnene Schlacht u. dgl. Ähnliche Aufforderungen zur Übergabe ergehen auch an eingeſchloſſene Heerhaufen. Eine Feſtung wird auf folgende Weiſe aufgefordert. Iſt der Belagerer noch in der Ferne, ſo ſchickt er einen Trompeter ab, der ſich der Feſtung nähert und Appell bläſt. Der Belagerte ſendet dem Trompeter einige Reiter entgegen, welche ihn, nöthigen Falls mit verbundenen Augen, in den Platz führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieſelbe Weiſe

zurückgebracht. Iſt aber der Belagerer in der Nähe, ſo ſchlägt ein Tambour Appell; von Seiten der Feſtung wird geantwortet; die Feindſeligkeiten hören auf, die Tambours nähern ſich, und der Feſtungstambour bezeichnet den Ort, von welchem der Abgeſchickte mit verbundenen Augen, wenn man ſolches für nöthig hält, zum Befehlshaber gebracht und wieder zurückgeführt werden ſoll.

Aufgang der Sterne nennt man das Sichtbarwerden derſelben am Horizont. In der Folge der Kugelgeſtalt der Erde iſt der Aufgang der Geſtirne an verſchiedenen Orten ſehr verſchieden. Unter dem Äquator gehen alle Sterne und zwar ſenkrecht auf; zwiſchen demſelben und den Polen gehen nur die Sterne auf, deren nördliche oder ſüdliche Abweichung kleiner iſt, als die Äquatorhöhe. Unter den Polen findet gar kein Aufgang der Geſtirne ſtatt. Die Zeit des Aufganges eines jeden Sterns für einen beſtimmten Ort läßt ſich aus der Dauer ſeiner Sichtbarkeit über dem Horizont und der Zeit ſeiner Culmination finden. Ohne große Genauigkeit kann man ſie auch mittelſt der künſtlichen Himmelskugel beſtimmen (vgl. auch **Aſtronomie**).

Aufgebot, 1) jedoch nur in einigen Gegenden Deutſchlands, die Beſtimmung des Preiſes, für welchen man die feilgebotene Sache kaufen will; ſprachrichtiger ſagt man in dieſem Sinne ſtatt Aufgebot, Gebot; 2) die durch die Geſetze verordnete öffentliche Bekanntmachung jeder zu ſchließenden Ehe, die in Sachſen und andern Ländern an drei auf einander folgenden Sonntagen von der Kanzel geſchieht; ſie wurde im 12ten Jahrhundert gebräuchlich; 3) der Aufruf zu den Waffen, den bei außerordentlichen Gefahren ein Landesfürſt an ſeine Unterthanen ergehen läßt; 4) die auf ſolche Weiſe zuſammenberufene Menſchenmaſſe ſelbſt.

Aufklärung in geiſtiger Bedeutung, ſowohl die Verdeutlichung der Vorſtellungen, die jemand von einer Sache hat, als auch der Zuſtand der Seele, wo ſie im Beſitze deutlicher Vorſtellungen iſt. Doch ſollte man dieſen Zuſtand lieber Aufgeklärtheit nennen. Man nennt aber vorzugsweiſe denjenigen ſchlechtweg aufgeklärt, der von den wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, mithin beſonders von Rechten und Pflichten des Menſchen und von religiöſen Dingen deutliche und richtige oder wahre Vorſtellungen hat. Da nun aber die Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorſtellungen ihre Grade hat, ſo kann auch die Aufklärung oder Aufgeklärtheit in einem höhern und niedern Grade ſtatt finden; und da nicht in jedem Stande und für jede Lebensart derſelbe Grad von Aufgeklärtheit möglich, und erforderlich iſt, ſo muß das Geſchäft der Aufklärung mit einer gewiſſen Vorſicht betrieben werden. Daher unterſcheidet man die wahre oder ächte Aufklärung von der falſchen oder unächten, d. h. den Verhältniſſen und Umſtänden, unter welchen ſich ein Menſch befindet, unangemeſſenen, und daher ihm ſelbſt oder andern nachtheiligen Aufklärung. Denn an und für ſich kann die Aufklärung nicht ſchädlich oder gefährlich ſein; ſie kann es nur dadurch werden, daß man beim Streben, andere aufzuklären, keine Rückſicht auf ihre Lage nimt, und ihnen daher mehr Licht gibt, als ſie ertragen können. Solch ein unbedachtſames Streben nach Verbreitung der Aufklärung heißt Aufklärerei. Die Feinde der Aufklärung verwechſeln beides mit einander, und heißen, wiefern ſie der Aufklärung entgegenwirken, Verdunkler oder Obſcuranten. Rußland iſt zwar der einzige Staat, welcher einen Miniſter der Aufklärung hat, es wird jedoch dabei unter Aufklärung nichts anders als Volksbildung verſtanden. D.

Auflage, von einem Buche oder einer Druckſchrift gebraucht, die Geſammtzahl der davon gemachten Abdrücke, welche nach Maßgabe, daß Autor und Verleger einen geringern oder ſtärkern Abſatz vermuthen, ſchwächer oder ſtärker gemacht wird. Die Stärke dieſer Auflagen wird in der Regel durch den Contract beſtimmt, welchen die Verfaſſer mit den Verlegern abzuſchließen pflegen. Eine richtige Beurtheilung der Auflagen mit dem Bedarf des Publicums iſt die große Aufgabe, von deren Löſung das Gelingen oder Mißlingen einer buchhändleriſchen Unternehmung meiſtens abhängt. Nicht minder hängt davon der zu machende Preis einer Schrift ab, indem bei einem Buch, das den Abſatz einer ſtarken Auflage wahrſcheinlich macht, dieſe alſo veranſtaltet wird, der Preis progreſſiv ſehr vermindert werden kann, weil die Koſten des Honorars und des Satzes ſich auf ſoviel Exemplare mehr vertheilen laſſen, indem bei dieſen am Ende nur der Preis des dazu gebrauchten Papiers und die Koſten des Drucks ſelbſt in Betracht kommen. Wenn daher der Preis eines Buchs, das zu 500 Exempl. gedruckt wird, weil auf dieſe geringe Zahl, die ganzen Koſten des Honorars, des Satzes und der Mühwaltung vertheilt werden müſſen, relativ hoch ſein muß, ſo kann er natürlich bei einer Auflage von 1, 2, 3, 4 und mehrern Tauſend immer progreſſiv vermindert oder geringer geſtellt werden. Der Verleger kann ſich indeſſen nur dann auf ſo verſtärkte Auflagen einlaſſen, wenn er des Abſatzes faſt ſicher iſt. Man unterſcheidet im praktiſchen Verkehr den grammatiſchen und techniſchen Unterſchied zwiſchen Ausgabe und Auflage oft nicht ſcharf genug. Das preußiſche Landrecht, das hier eine Autorität ſcheint, ſagt darüber (Th. I. Titel 11. §. 1011 und 1012.) daß, „wenn ein neuer unveränderter Abdruck einer Schrift in eben demſelben Formate veranlaßt werde, ſolches eine neue Auflage heiße," „wenn aber eine Schrift in verändertem Formate oder mit Veränderungen im Inhalt, von neuem gedruckt werde, ſolches eine neue Ausgabe genannt werde." Dieſes Landrecht, das überhaupt in dieſer Hinſicht beachtet zu werden verdient, beſtimmt noch, daß, wenn der Autor im Verlagsvertrag die Zahl der Exemplare der erſten Auflage nicht beſtimmt habe, es dem Verleger freiſtehe, auch ohne ausdrückliche Einwilligung des Verfaſſers neue Auflagen zu veranſtalten; im umgekehrten Falle finde Seitens des Verlegers eine neue Verbindlichkeit ſtatt. Die Erklärung der übrigen Bedeutungen des Worts Auflage, als Abgabe, Befehl u. ſ. w. ſcheinen nicht hieher zu gehören.

Auflöſung heißt in der Chemie der Vorgang, bei welchem ſich die Grundſtoffe zweier ungleichartiger Körper ſo mit einander verbinden, daß die vorige Vereinigung getrennt, und durch die neue Verbindung ein neuer, anders als beide vorige, zuſammengeſetzter Körper gebildet wird. Dies kann nur geſchehen, wenn wenigſtens in einem der beiden Körper die Grundſtoffe getrennt ſind; dazu aber wird erfordert, daß einer derſelben in einem flüſſigen oder dampfartigen Zuſtande ſei, da feſte Körper nicht auf einander wirken. Die Chemiker pflegen den flüſſigen Körper das Auflöſungsmittel, den andern aber, der ſich blos leidend zu verhalten ſcheint, den aufgelöſten, zu nennen. Dieſer iſt indeß keineswegs leidend, ſondern beide üben wechſelſeitig ihre Thätigkeit gegen einander aus. Alle Auflöſungen ſind Wirkungen der Anziehung zwiſchen den Theilen der Körper, oder Wirkungen der Attraction bei der Berührung. Sie treten ein, wenn die Anziehung zwiſchen den Theilen ungleichartiger Körper ſtärker als der Zuſammenhang der Theile jedes Körpers einzeln für ſich iſt, und

Digitized by Google

dauern bis zur Sättigung (ſ. d.), deren Grade häufig von der Temperatur abhängen. Vermag die Anziehung den Zuſammenhang der Theile nur in flüſſigen, nicht aber in feſtern Körpern zu trennen, ſo erfolgt nur Adhäſion. Man unterſcheidet Auflöſungen auf naſſem und Auflöſungen auf trocknem Wege. Bei jenen muß von beiden Körpern wenigſtens der eine ſchon im flüſſigen Zuſtande ſich befinden, bei dieſen aber müſſen ſie erſt flüſſig gemacht, d. h. geſchmolzen werden, wenn ſie einander auflöſen ſollen. — In der Muſik heißt Auflöſung die nothwendige ſtufenweiſe Fortſchreitung einer Diſſonanz in ein conſonirendes Intervall. Die Diſſonanzen treten bei ihrer Auflöſung gewöhnlich eine Stufe abwärts, und nur die ſogenannten übermäßigen Intervallen gehen zur Auflöſung eine Stufe über ſich. Der Schritt, welchen dabei die Grundſtimme macht, beſtimmt das Intervall der Auflöſung. Bei den regulär aufgeführten Diſſonanzen, d. i. bei den in dem ſchlechten Tacttheile vorbereiteten, fällt die Auflöſung immer wieder auf den ſchlechten Tacttheil; die irregulär, d. i. die im Durchgange gebrauchten Diſſonanzen werden auf der guten Tactzeit aufgelöſt. Über die Auflöſung des Kanons ſ. Canon.

Aufnehmen, ſ. Meſſung.

Aufprotzen, ſ. Canone.

Aufriß nennt man in der Baukunſt die Zeichnung der Außenſeite oder Façade eines Gebäudes, geometriſch und nach verjüngtem Maßſtabe. Man nennt ihn auch, zum Unterſchied eines perſpectiviſchen Riſſes, den orthographiſchen, weil in einer ſolchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und ſeiner einzelnen Theile genau angegeben ſein müſſen, um den Werkleuten zur Richtſchnur zu dienen.

Aufrollen (einen Flügel in der Schlacht) heißt, die dort ſtehenden Truppen von der Seite und im Rücken ſo angreifen, daß ſie nicht dazu kommen können, eine neue Stellung gegen den Feind zu bilden, ſondern in Unordnung auf die Mitte geworfen werden. Bei der ſonſtigen Aufſtellung in Linien war dies eher thunlich als jetzt, wo die gewöhnliche Stellung in Abtheilungen nicht mehr ſo ſchwache Seiten darbietet. Wenn indeß ſtarke Maſſen dazu verwandt werden, ſo pflegt ſich doch bisweilen etwas ähnliches zu begeben, wie z. B. in der Schlacht bei Wagram, wo der öſterreichiſche linke Flügel bei Markgrafen-Neuſiedel von Davouſt, trotz einer ſchnell genommenen Aufſtellung en potence zurückgeworfen, und ſo die Schlacht entſchieden wurde.

Aufruhr, Erregung eines Widerſtandes des Volks gegen das geſetzgebende Oberhaupt des Staates, und dieſer Widerſtand ſelbſt, den man jedoch öfter auch Aufſtand nennt, und von Aufruhr unterſcheidet (wie Inſurrection von Rebellion). Kaum iſt eine Frage wichtiger, als die über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs. Die Naturrechtslehrer theilen ſich bei Beantwortung derſelben in zwei einander gerade entgegengeſetzte Parteien, deren eine man die Partei der Herrſcher, die andere die Partei des Volkes nennen kann. Auf jener ſtehen Hobbes, Grotius, Graswinkel, Kant, Genz; auf dieſer Hume, Barbeyrac, Schlözer, Feuerbach, Fichte u. a. Die, welche ſich gegen die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs erklären, ſagen, das Volk ſei verpflichtet, ſelbſt den für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch der oberſten Gewalt zu ertragen, weil der Aufruhr die ganze geſetzliche Verfaſſung vernichte. Denn, um zum Aufruhr befugt zu ſein, müßte ein öffentliches Geſetz ihn erlauben; dann enthielte aber auch die

oberſte Geſetzgebung eine Beſtimmung in ſich, nach welcher ſie nicht die oberſte, ſondern das Volk, als Unterthan, der Herrſcher über den wäre, dem es doch unterthänig ſein ſoll, welches ſich widerſpricht. Dieſer Widerſpruch falle beſonders durch die Frage in die Augen: wer denn in dieſem Streit zwiſchen Volk und Regierung Richter ſein ſolle? Hier zeige ſich, daß es das Volk in ſeiner eigenen Sache ſein wolle, und folglich widerrechtlich handle. „Iſt das geſetzgebende Oberhaupt des Staats gar eine einzelne Perſon (Monarch), ſo iſt Aufruhr gegen ihn, unter dem Vorwande, er mißbrauche ſeine Gewalt, er ſei ein Tyrann, oder gar die Vergreifung an ſeiner Perſon, ja an ſeinem Leben, am allerwenigſten rechtmäßig; denn damit wird der rechtliche Zuſtand mit einemmale aufgehoben. Der geringſte Verſuch hierzu iſt Hochverrath, und der Verräther dieſer Art kann als einer, der ſein Vaterland umzubringen verſucht, nicht minder als mit dem Tode beſtraft werden.“ Dagegen erklärt ſich Schlözer alſo: „Es gibt kein Crimen laesae Majestatis in der Bedeutung der Nerone. Es gibt keinen leidenden Gehorſam im Stuartiſchen Verſtande. Dieſe Lehre hat die Stuarte einen der ſchönſten Throne der Welt gekoſtet. Dem zufolge gibt es ein Droit de Résistence gegen Uſurpatoren und Tyrannen; wiewohl nur im Falle hoher Evidenz. Das Volk darf widerſtehen, zwingen, abſetzen, ſtrafen; alles nach dem Begriffe eines Vertrages überhaupt. Das Volk hatte dieſe Rechte, ſagen die alten Staatsrechtslehrer, aber es darf ſie nicht mehr ausüben. Und doch haben ſo viele Völker der Welt mit Erfolg inſurgirt! Bloße Appellationen an das Publicum helfen ſelten; die ans jüngſte Gericht noch ſeltener.“ (Allg. Staatsrecht, S. 195 fg.) Nicht mit Unrecht beruft ſich Schlözer hier auf den Vertrag, der ja nirgends blos einſeitige Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten heiſchen kann. Hier gilt es beſonders den Unterwerfungsvertrag, der das Verhältniß des Herrſchers und der Unterthanen gegen einander ſo beſtimmt, daß über beiden das Geſetz ſteht, welches beide anzuerkennen und zu befolgen ſich verpflichten. Wie kann man nun blos dem einen Theile das Zwangsrecht, dem andern blos die Zwangspflicht zutheilen wollen? Feuerbach in ſeinem Anti-Hobbes erweiſt folgende drei Sätze: 1) Der Regent übernimt durch den Unterwerfungsvertrag wirklich vollkommene Verbindlichkeiten; 2) handelt er dieſen Verbindlichkeiten zuwider, und verletzt mithin den Unterwerfungsvertrag, ſo hört er für die beſtimmte Handlung, durch welche er dieſe Verletzung begeht, auf, Regent zu ſein, und nicht alſo der Oberherr, ſondern eine Privatperſon wird gezwungen, wenn ſich das Volk wegen dieſer Verletzung gegen ihn erhebt; 3) läßt ſich keine vollkommene Verbindlichkeit des Volkes zum Gehorſam denken, als nur in denjenigen Verfügungen des Regenten, in welchen er dem Unterwerfungsvertrage nicht zuwider handelt. Beſtellung des Regenten iſt nicht Zweck, ſondern nur ein Mittel der Geſellſchaft; ein Mittel aber darf dem Zwecke nicht widerſprechen. So weit ungefähr die Natur- und die Staatsrechtslehrer. Fragt man noch bei der Geſchichte nach, ſo findet ſich, daß bei allen Völkern die Entſcheidung für die letztere Partei ausgefallen iſt. Das Volk murrt und duldet oft lange genug, und auch das gedrückteſte iſt nicht ſehr geneigt zum Aufruhr, unter dem doch immer ſeine häusliche Ruhe, ſein Glück, ſeine Sicherheit leiden; endlich aber drängt die Nothwendigkeit zu ſehr, und es fühlt und fordert ſeine verletzten Rechte; es fühlt ſich noch edel genug, um nicht die Schmach der Sclaverei zu ertragen. Warum ihm dies auch verargen? Steht

es doch in der Macht der Fürſten, allen dieſen Ausbrüchen durch Rechtlichkeit vorzubeugen, die ja wohl das mindeſte iſt, was man von ihnen erwarten kann. Diejenigen ſind ihre ärgſten Feinde, die ſie hier mit ſophiſtiſchem Blendwerk täuſchen. Beſſer, daß ſie die Geſchichte der Vertreibung Tarquins, des achäiſchen Bundes, der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft, des Abfalls der Niederlande von Spanien, der neueren brabanter Unruhen und der franzöſiſchen Revolution ſtudieren. Sie werden ſehen, daß Tyrannei nirgends beſtehen konnte, Despotenkünſte niemals halfen, Trotz auf vermeinte Rechte nur zum Verderben führte. Nur Gerechtigkeit und Menſchlichkeit können dem Aufruhr vorbeugen. Berühmte Staatsmänner, wie Macchiavell, Montesquieu, Sieyes u. A., behaupten übrigens, in dem Staate ſelbſt müſſe, wenn die öffentliche Freiheit erhalten werden ſoll, eine Oppoſition rechtlich vorhanden ſein, weil jede Macht, auf den Fall des Mißbrauchs, eine Gegenmacht haben müſſe; und eine rechtlich gebildete, und in und durch die Verfaſſung anerkannte Oppoſition nicht gefährlich werde. d. d.

Aufſtand, ſ. Aufruhr.

Aufſteigende Linie, ſ. Abſteigende Linie.

Aufſteigung (Ascensio.) In der Sternkunde verſteht man unter gerader Aufſteigung eines Geſtirns denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspuncte und dem Abweichungskreiſe dieſes Geſtirns enthalten iſt, unter der Linie mit ihm zugleich aufgeht, oder mit ihm gerade aufſteigt. Durch die gerade Aufſteigung und Abweichung wird der Stand der Geſtirne am Himmel eben ſo beſtimmt, wie die Lage der Örter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter ſchiefer Aufſteigung verſteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspuncte und dem mit ſeinem Geſtirne zugleich aufgehenden Puncte des Gleichers enthalten iſt.

Auftritt, Aufzug, ſ. Schauſpiel.

Auge, das Werkzeug des Geſichts, welches das Bild der äußern Gegenſtände vermittelſt der davon herkommenden Lichtſtrahlen im Auge aufnimmt. Das Auge oder der Augapfel iſt bei dem Menſchen ziemlich kugelrund, hart anzufühlen, leicht beweglich in der Augenhöhle und durch Zellgewebe an kleine Muskeln und hinterwärts am Sehnerven befeſtigt. Betrachten wir das menſchliche Auge in ſeiner natürlichen Lage gerade von vorn, ſo bemerken wir 1) einen ſchwarzen runden Flecken in der Mitte, die Pupille; 2) um dieſe einen breiten farbigen Kreis, die Iris; 3) auf beiden Seiten eine weiße gewölbte Fläche, das ſogenannte Weiße im Auge. Betrachten wir das Auge von der Seite, ſo bemerken wir das die Iris und Pupille bedeckende durchſichtige Gewölbe, von der ſogenannten Hornhaut gebildet. Das übrige des Augapfels iſt unter den Augenlidern und in der Augenhöhle verborgen. Er wird von drei über einander liegenden Häuten gebildet, welche verſchiedene Flüſſigkeiten einſchließen. Die äußerſte Haut iſt die ſtärkſte und härteſte, wird deshalb die harte, auch feſte und weiße Haut genannt, und beſteht aus mehrern Blättern, iſt elaſtiſch, dick, weiß und umgibt den ganzen Augapfel. Nur nach außen hin verdünnt ſie ſich und wird vorn ganz durchſichtig. Dieſer durchſichtige Theil führt den Namen Hornhaut. Sie iſt der Abſchnitt einer Kugel von etwas kleinerm Durchmeſſer als der Durchmeſſer des ganzen Augapfels, und ſitzt gleichſam auf dem letztern, daher ſich dieſer auch bei der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theile des Augapfels befindet ſich eine Öffnung in der harten Haut, durch welche

der Sehnerv, eine Fortſetzung des Gehirns, ins Auge geht. Unmittelbar unter der harten liegt die braune Haut oder Gefäßhaut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimt und ſich bis an die Hornhaut erſtreckt. Sie ſieht von außen braun, inwendig aber faſt ſchwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt ſie ſich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut in Geſtalt eines weißen Kreiſes, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der nach Fontana benannte Strahlencanal befindlich iſt. Vor dem Ciliarkreiſe wendet ſich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem Innern des Augapfels, und bildet daſelbſt dicke, ſchön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem ſchwarzen Leime überzogen ſind, und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entſtehen die weiter aufwärts laufenden und bis an den Rand der Kryſtalllinſe reichenden Strahlenfaſern, welche um die Kryſtalllinſe her einen ſchön geſtreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwiſchen den Strahlenfaſern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere mit ſchwarzen Linien bekleidete Fläche die Traubenhaut heißt. Beide zuſammen machen die Iris oder den Augenſtern aus. In der Mitte dieſer durchſichtigen Haut befindet ſich die Pupille oder Öffnung des Augenſterns, auch Sehe genannt, wodurch das Licht ins Auge fällt. Die Iris iſt äußerſt empfindlich gegen das Licht, und zieht ſich zuſammen oder dehnt ſich aus, wodurch die Pupille vergrößert oder verkleinert wird, je nachdem das Licht ſchwach oder ſtark iſt. An die braune Haut ſchließt ſich die Netz- oder Markhaut, eine Verbreitung des durch die harte und braune Haut ins Auge getretenen Sehnerven. Sie ſchmiegt ſich allenthalben bis zum größern Kreiſe der Strahlenfaſern der braunen Haut an. Die ſogenannten Flüſſigkeiten oder Feuchtigkeiten liegen alle in der Mitte der beſchriebenen Häute, oder ſind vielmehr von ihnen umgeben. Die erſte heißt die kryſtallene Feuchtigkeit oder Kryſtalllinſe, befindet ſich gleich hinter der Pupille und iſt ein linſenförmiger, gallertartiger, doch noch etwas feſterer Körper. Sie liegt in einer durchſichtigen Kapſel und iſt mit den Strahlenfaſern eingefaßt. Die wäſſerige Feuchtigkeit erfüllt den vordern Theil des Auges zwiſchen der Hornhaut und der Kapſel der Kryſtalllinſe. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, iſt dünnflüſſig und ſehr durchſichtig. Sie wird leicht wieder erſetzt, wenn ſie durch eine Öffnung in der Hornhaut ausgefloſſen iſt. Die gläſerne Feuchtigkeit füllt die ganze Höhle der Netzhaut aus, und nimt den größten Theil des innern Auges ein. Vorn hat ſie eine durch die Geſtalt der Kryſtalllinſe, die ſie berührt, hervorgebrachte Vertiefung, und iſt ihrem Weſen nach eine ſehr durchſichtige Gallerte, die aus feinen Zellen beſteht, in welchen die Flüſſigkeit ſich befindet. Wie das Bild eines äußern Gegenſtandes in dem Auge entſteht, hat zuerſt Kepler gezeigt. Es fahren von jedem Puncte eines leuchtenden oder erleuchteten in die Augen fallenden Körpers nach geraden Linien Strahlenkegel aus, deren Spitze auf dem Körper, deren Grundfläche aber auf der vordern Fläche der Hornhaut ruht. Der Strahlenkegel dringt durch die Hornhaut und durch die wäſſerige Feuchtigkeit; ein Theil ſeiner Strahlen wird zwar von der vorliegenden Iris aufgefangen, das auf die Pupille fallende Licht aber trifft die Kryſtalllinſe, dringt durch dieſelbe und durch die gläſerne Feuchtigkeit bis zur Netzhaut durch und leidet bei ſeinem Durchgange durch vier verſchiedene Mittel, nämlich die Hornhaut und die drei Feuchtigkeiten, vier Brechungen, bis ſich endlich die Strahlen des Kegels in einiger Entfernung von der Kryſtall-

linſe in einem Puncte vereinigen. Es geht alſo auf dieſe Weiſe im Auge eben das vor, was in einem verfinſterten Zimmer geſchieht, in welchem ſich eine mit einem erhobenen Glaſe verſehene Öffnung befindet. Wenn der Vereinigungspunct der Lichtſtrahlen genau auf die Netzhaut trifft, ſo bilden ſie den Punct, von welchem ſie ausgingen, auf derſelben deutlich ab. Da die Lichtſtrahlen aus allen Puncten des ſichtbaren Körpers ins Auge fallen, und alſo das Bild eines jeden Punctes auf der Netzhaut dargeſtellt wird, ſo entſteht aus den Bildern aller dieſer Puncte zuſammen ein umgekehrtes Bild des äußerlich befindlichen ſichtbaren Körpers, wie in einem verſinſterten Zimmer umgekehrte Bilder der Gegenſtände auf der dem Glaſe gegenüber befindlichen Wand entſtehen. Auch iſt der innere mit der gläſernen Feuchtigkeit angefüllte Raum des Auges einem ſolchen Zimmer völlig ähnlich, und wird durch den ſchwarzen, die braune Haut von innen bekleidenden und durch die durchſichtige Netzhaut ſcheinenden Leim verdunkelt. Die genaue Wiedervereinigung der Strahlen, welche aus einerlei Punct des ſichtbaren Körpers ausgingen, iſt die Urſache der Deutlichkeit des Bildes und der Deutlichkeit des Sehens zugleich. Dieſe wird auf der Netzhaut geſtört, wenn die Vereinigungspuncte der Strahlen nicht genau auf dieſelbe treffen, ſondern entweder vor oder hinter ihr liegen. In beiden Fällen bilden ſie ſtatt des Punctes einen Kreis ab. Wenn ſich aber jeder Punct des Bildes auf der Netzhaut in einen Kreis ausbreitet, ſo muß nothwendig das Bild, und folglich auch das Sehen undeutlich ſein. Wiewohl eigentlich jedes Auge ſeine eigene, von ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit abhängende Sehweite hat, ſo nimt man ſie doch für ein gewöhnliches gut gebautes Auge auf acht Zoll an. Das Auge beſitzt zugleich ein Vermögen, ſeine Einrichtung zu ändern, und dadurch auch auf kleinere und größere Weiten vollkommen deutlich zu ſehen. Worin dieſes Vermögen aber eigentlich beſtehe, darüber iſt man eben ſo ungewiß, wie über die Urſache der Zuſammenziehung der Pupille bei ſtarkem Lichte und ihrer Erweiterung im Dunkeln. Unmittelbare Urſachen der Blindheit ſind unter andern: Verdunkelung oder Undurchſichtigwerden der Kryſtalllinſe, der graue Staar; desgleichen Lähmung und Unempfindlichkeit des Sehnerven und der Netzhaut, der ſchwarze Staar. Dieſer iſt oft unheilbar, erſterem hingegen kann durch Hinwegdrückung, oder durch das Herausziehen der Kryſtalllinſe abgeholfen werden; denn da die wäſſerige und gläſerne Feuchtigkeit ebenfalls die Strahlen brechen, ſo entſteht auch ohne Kryſtalllinſe ein Bild, wiewohl viele Operirte ſich der Staarbrillen bedienen müſſen, um die Brechung zu verſtärken und den Mangel der Kryſtalllinſe zu erſetzen, da ſonſt die Vereinigungspuncte zu weit hinter die Netzhaut fallen würden. (S. auch den Art. Blinde.)

Augenmaß, ſ. Meſſungen.

Augenpflege begreift dasjenige Verhalten in ſich, welches man beobachten muß, um das Sehvermögen ſo gut, als nach Umſtänden möglich iſt, zu erhalten. Wer die Augen zu ſeinen Geſchäften häufig anſtrengen, viel leſen, ſchreiben, feine Gegenſtände bearbeiten muß, hat beſonders Urſache, ſeine Augen ſorgfältig zu pflegen. Man hat dabei vorzüglich die Wahl der Zeit, wann — die Art, wie man ſie gebrauchen ſoll, und die Mittel, mit welchen man ihnen zu Hülfe kommen kann, zu beobachten. Die beſte Zeit zum anſtrengenden Gebrauch der Augen iſt früh Morgens, überhaupt Vormittags und am Tage eher als beim Kerzenlichte. Abends iſt die Sehkraft durch die

Anſtrengung den Tag hindurch ſchon mehr erſchöpft. Man ſtrenge die Augen nicht lange in einem fort an, ohne ſie dazwiſchen zuweilen ruhen und ſich erholen zu laſſen. Beim Sehen muß man hinlängliches, doch nicht zu ſtarkes Licht haben. Man hüte ſich, daß die Lichtſtrahlen unmittelbar in das Auge fallen. Bei dem Sonnenlichte vermeidet es jedermann, weil die Folgen ſchnell und auffallend eintreten und es eine vorübergehende Lähmung der Augennerven und ſchwarzen Staar verurſachen kann. Allein auch die Strahlen eines Lichts, das öftere Blicken ins Feuer iſt der Sehkraft des Auges nachtheilig und verzehrt und vernichtet allmählig ſeine Nervenkraft. Wer daher viel bei Licht Abends leſen oder ſchreiben muß, bediene ſich eines Schirms vor dem Lichte oder noch beſſer am Kopfe über die Stirn herunter. Das Licht darf aber nicht zu ſchwach ſein, weil das Auge ſich dabei zu ſehr anſtrengen muß, die Strahlen zu ſammeln. Daher iſt das Dämmerlicht zum Sehen ſo nachtheilig für die Augen. Am beſten iſt das milde Licht des Tages, nur darf beim Leſen, Schreiben, Nähen auf weißem Zeuge u. ſ. w. die Sonne nicht unmittelbar auf den weißen Gegenſtand ſcheinen, weil durch dies zu ſtarke Licht, die Nervenkraft der Netzhaut im Auge zu ſehr gereizt und daher erſchöpft wird. Wer des Abends zu arbeiten nicht vermeiden kann, muß auf die Auswahl der Beleuchtung die gehörige Sorgfalt wenden, wenn er ſeinen Augen nicht ſchaden will. Die beſte Beleuchtung des Abends iſt die von einer guten Lampe mit breitem Dochte. Ihr Licht iſt hell genug, und doch mild, gleichmäßig, nicht flackernd. Weniger gut iſt das Wachslicht; eins gibt nicht Hellung genug, mehrere geben verſchiedene Schatten, was ſchon unangenehm für die Augen iſt. Am wenigſten tauglich ſind die Unſchlittlichter, theils weil ſie ein unſtetes flackerndes Licht geben, theils weil das öfters nöthige Putzen der Schnuppe den Arbeiter nöthigt, zu oft in das Licht ſelbſt zu ſehen; beides iſt für die Augen, zumal für ſolche, die ſchon etwas ſchwach ſind, ſehr empfindlich. Die beſte Art der Beleuchtung wäre die von oben; doch kann dies nicht jedermann haben, weil es mehreren Aufwand macht. Außerdem muß der Arbeiter das Licht zur linken Hand haben und hoch ſtellen; auf dieſe Weiſe iſt die Beleuchtung auf dem Papier am vortheilhafteſten. Das Zimmer, in welchem man am Tage arbeitet, ſollte, der gleichmäßigen Beleuchtung wegen, nur auf einer Seite Fenſter haben. Der Arbeitstiſch muß ſo ſtehen, daß die Fenſter zur linken Hand ſind. Hat das Zimmer auf mehreren Seiten Fenſter, ſo bedecke man die der andern Seite mit grünen Vorhängen. Als Arbeitszimmer wähle man, wo möglich, keins mit der Ausſicht auf eine hellerleuchtete, weiß, gelb oder roth angeſtrichnen Wand, denn nichts iſt ſchädlicher für die Augen, als eine ſolche ſtete überreizende Einwirkung auf die Nervenkraft der Netzhaut, zumal wenn die Sonne auf die gegenüber liegende Seite ſcheint. Die Mittel, mit welchen man ſchwachen Augen zu Hülfe kommen kann, ſind erſtens Brillen. Die grünen ſind gewöhnlich flach, vergrößern und verkleinern nicht, und ſind nur für ſolche Perſonen nützlich, welche empfindliche Augen haben und viel auf weiße Gegenſtände, z. B. Papier, Leinwand u. dergl. mehr, bei ſtarkem Lichte ſehen müſſen. Sie mildern blos die zu ſtarke Einwirkung des Lichtes auf die Augen. Die erhaben geſchliffenen (convexen) Brillengläſer, welche nach Maßgabe ihrer Rundung die Gegenſtände vergrößern, kommen den weitſichtigen Augen zu Hülfe, weil ſie dieſelben in der Kraft, die Lichtſtrahlen ſo zu vereinigen, daß von den Gegenſtänden ein deutliches

Bild im Auge entſtehen kann, unterſtützen. Das Glas muß gerade nur ſo viel convex ſein, als dem Auge Kraft fehlt, die Strahlen zu brechen, es darf alſo nicht als Vergrößerungsglas auf das Auge wirken, ſondern blos dazu helfen, das Bild von nahen Gegenſtänden, das ohne Glas undeutlich iſt, ganz deutlich zu machen. Dies iſt das Zeichen, daß es für das Auge paſſend iſt, die hohl geſchliffenen (concaven) Gläſer kommen den kurzſichtigen Augen zu Hülfe, indem ſie das undeutliche Bild von entfernteren Gegenſtänden deutlicher machen. Auch dieſe müſſen dem kurzſichtigen Auge gerade anpaſſend ſein, ſie dürfen nämlich nur um ſo viel die Lichtſtrahlen aus einander ſtreuen, als das kurzſichtige Auge ſie zu ſehr bricht und daher zu bald vereinigt, und dürfen daher die Gegenſtände nicht verkleinern, ſondern nur deutlich machen. Bei der Auswahl einer Brille iſt große Vorſicht anzuwenden, wenn man ſeinen Augen wirklich dadurch helfen will. Paſſende Brillen ſind dem Auge ſehr nützlich, unterſtützen das Sehvermögen und erleichtern dem Auge das Sehen ſo ſehr, daß ſich oft ein ſchwaches Auge wieder erholt. Unpaſſende Gläſer ſchaden, ſie zwingen das Auge, ſich mehr anzuſtrengen, um wieder dem Fehler der Gläſer entgegen zu arbeiten. Ein weitſichtiges Auge, dem man eine zu convexe Brille gibt, wodurch die nahen Gegenſtände vergrößert werden, zwingt man, noch weitſichtiger und alſo noch ſchwächer zu werden, um dieſen Fehler zu verbeſſern. Ein kurzſichtiges Auge, dem man ein zu concaves, die Gegenſtände verkleinerndes, Glas gibt, zwingt man, ſich anzuſtrengen, noch kurzſichtiger zu werden. Auch muß, wer weitſichtig iſt, ſich hüten, mit einer Brille, die ihm nahe Gegenſtände deutlich macht, in die Ferne zu ſehen, er muß, wenn er z. B. nicht mehr ſchreibt oder lieſt, die Brille ſogleich ablegen. Ein zweites Mittel, den Augen zu Hülfe zu kommen, beſteht darin, die Nervenkraft derſelben zu erhöhen, Mittelbar geſchieht dies dadurch, daß man dem krankhaften Blutandrang nach den Augen Einhalt thut. Die Nervenkraft und die Gewalt des Blutes ſtehen bis auf einen gewiſſen Punct mit einander im Gegenſatze. Iſt die Nervenkraft noch ungeſchwächt, ſo beherrſcht ſie die Bewegung des Blutes; umgekehrt erhält das Blutſyſtem ein Übergewicht. Bei Schwäche der Augen trit demnach auch das Blut mehr nach denſelben; ſie bekommen nach jeder nur mäßigen Anſtrengung Hitze, Röthe und Brennen. Man waſche daher die Augen mehrmals des Tages, beſonders am Abend, mit friſchem Waſſer, mit einer Miſchung von Waſſer und Weingeiſt oder Arak. Iſt die Schwäche mit ihren Folgen ſchon bedeutender, ſo lege man Abends Compreſſen mit einem kühlenden Augenwaſſer befeuchtet, oder noch beſſer, halbe Pflaumen, oder gefaulte etwas ausgehöhlte Äpfel, auch geriebene oder gebratene und wieder kalt gewordene Äpfel, oder geriebene Erdäpfel, auf und laſſe ſie wenigſtens einige Stunden lang liegen. Auf unmittelbare Weiſe ſtärkt man die Nervenkraft des Auges durch den thieriſchen Magnetismus. Man ſtellt auf ſeinen Arbeitstiſch, oder demſelben gegenüber, einen Spiegel, in welchem man zuweilen den Blick heftet. Die Erfahrung hat ſchon längſt die den Augen wohlthuende Empfindung dieſes Verfahrens beſtätigt, ehe man den Grund, davon ſich zu erklären wußte. Iſt die augenkranke Perſon ſelbſt übrigens geſund und lebenskräftig, ſo hauche ſie öfters, beſonders früh, in die hohlen Hände, und bedecke mit ihnen die Augen eine Zeit lang; iſt ſie kränklich, ſo laſſe ſie dies Verfahren von einem andern jungen, kräftigen und geſunden Menſchen nach den Regeln des Magnetismus vornehmen, auch

die Augen von einem ſolchen nach denſelben Erforderniſſen anhäuchen. (S. d. Art. Magnetismus.)

Augenpunct wird in der Perſpective derjenige Punct auf der Tafel genannt, wo die vom Auge ausgehende ſenkrechte Linie die Tafel trifft.

Augenübel. Das Auge iſt vielen Krankheiten unterworfen, die um ſo mannichfaltiger und bedeutender ſind, je zuſammengeſetzter und künſtlicher der Bau, und je wichtiger und anhaltender die Thätigkeit dieſes Theils des menſchlichen Körpers iſt. Wir führen aus der großen Anzahl dieſer Übel nur einige der gewöhnlichern an. In den äußern Theilen und an dem innern Bau der Augen. 1) Entzündung der Ränder der Augenlider, Abſonderung einer widernatürlichen Feuchtigkeit, ſogenannte ſchwärende Augen; gewöhnlich katarrhaliſch, von kalter und feuchter Luf bei Nord-, Nordweſt- und Nordoſtwind, zuweilen auch von Gicht oder noch ſchlimmern Veranlaſſungen; von erſtern Urſachen herrührend, meiſtens leicht — von letztern oft ſehr ſchwer heilbar, langwierig, und Veranlaſſung zu Vereiterung oder zu Umbeugung der Ränder. 2) Das ſogenannte Gerſtenkorn, die Entzündung eines einzelnen Schleimſäckchens in dem Augenliderrand, heilt ſich meiſtens durch Eiterung in kurzer Zeit, bildet aber auch zuweilen eine bleibende Verhärtung. 3) Entzündung des Auges auf ſeiner vordern Fläche, wobei das Weiße im Auge roth wird, aufſchwillt und zuweilen einen Wulſt um die Hornhaut her bildet. In heftigern Fällen, öfters noch bei neugebornen Kindern, erſtreckt ſich dieſe Entzündung bis über die Hornhaut ſelbſt, wovon oft Flecken und Trübheit derſelben zurückbleiben. Die Urſachen ſind meiſtens katarrhaliſche Einflüſſe und mechaniſche Verletzungen. Bei Kindern iſt beſonders ſogleich die ſorgfältigſte Hülfe anzuwenden. 4) Grauer und ſchwarzer Staar. (S. d. Art. Staar.) In der Sinnesverrichtung der Augen finden ſich beſonders folgende Fehler: 1) Kurzſichtigkeit, Myopie. (S. d. Art. Kurzſichtig.) 2) Weitſichtigkeit, Presbyopie. (S. d. eignen Art.) 3) Schwäche der Sehkraft, wenn bei anhaltendem Sehen bald alle Gegenſtände, ſowohl entfernte als nahe, die letztern aber noch eher und mehr, undeutlich werden und z. B. die Buchſtaben einer Schrift in einander fließen, iſt oft mit den vorigen verbunden, oft die Urſache davon, und rührt von zu großer Anſtrengung der Augen her. 4) Das Erſcheinen von Funken, Flecken, Figuren vor den Augen. Sie ſind dunkel oder durchſichtig wie Perlen; einzeln, an einander gereiht, ſinken von oben nach unten. Dieſe Erſcheinung rührt von Nervenſchwäche und Andrang des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes her. Es iſt ohne bedenkliche Folge, vergeht oft wieder, nimt wenigſtens in vielen Jahren nur unmerklich zu. Schwarze, unbewegliche ſchneller wachſende Flecken ſind bedeutender und laſſen ſchwarzen — Trübheit und Nebel vor dem Auge grauen Staar befürchten.

Augereau (Herzog von Caſtiglione, Marſchall von Frankreich), war der Sohn eines Fruchthändlers, geboren in einer Vorſtadt von Paris 1757; anfangs diente er als Carabinier in der franzöſiſchen Armee, und ging dann in neapolitaniſche Dienſte; um das J. 1787 ließ er ſich in Neapel als Fechtmeiſter nieder, und ward von da 1792 mit ſeinen übrigen Landsleuten verwieſen. Er trat hierauf als Freiwilliger bei der Armee in Italien ein, und eröffnete ſich durch Verwegenheit und Einſicht eine ſchnelle Laufbahn. 1794 ward er bei der Pyrenäenarmee als Brigade-General angeſtellt, und that ſich bei meh-

rern Gelegenheiten hervor. Als Diviſions-General diente er mit derſelben Thätigkeit und demſelben Glücke in Italien. Er nahm die Päſſe von Milleſimo weg, vertrieb den Feind aus allen ſeinen Stellungen in der Gegend und bemächtigte ſich im Gefechte von Dego der Verſchanzungen von Monteleſimo; am 16ten April 1796 griff er das verſchanzte Lager der Piemonteſer von Ceva an und nahm es, machte ſich zum Meiſter von Caſale, ſtürzte ſich auf die Brücke von Lodi, und erſtürmte ſie nebſt den feindlichen Verſchanzungen. Den 16ten Juni ging er über den Po, und machte die päpſtlichen Truppen nebſt dem Cardinallegaten und dem ganzen Generalſtab zu Gefangenen. In den erſten Tagen des Auguſts kam er Maſſena zu Hülfe, unterhielt einen ganzen Tag lang die hartnäckigſten Gefechte gegen eine überlegene Truppenzahl, und nahm das Dorf Caſtiglione, von dem er ſeinen Herzogstitel erhielt. Den 25ſten Auguſt ging er über die Etſch und ſchlug die Feinde bis Roveredo zurück. An dem merkwürdigen Tage von Arcole ſieht Augereau die Colonnen auf dem Puncte zu weichen, reißt eine Fahne an ſich, läßt ſie fliegen und ſtürzt ſich mit ihr dem Feinde entgegen; ermuntert durch ſeine Unerſchrockenheit und ſein Beiſpiel, folgen ihm ſeine Truppen zum neuen Angriff, und der Sieg iſt entſchieden. In der Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung vom 27ſten Januar 1797 ward ihm durch einen Beſchluß dieſe Fahne geſchenkt. Den folgenden 9ten Auguſt ward er zum Befehlshaber der 17ten Militärdiviſion (Diviſion von Paris) an General Hatrys Stelle ernannt. Die Ergebniſſe des 18ten Fructidor, der in der Ausführung als ſein Werk zu betrachten iſt, ſind bekannt. Augereau ward von dem decimirten geſetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. 1799 zum Deputirten im Rathe der 500 gewählt, gab er ſein müßiges Commando auf, übernahm dieſe neue Stelle und ward in der Sitzung vom 20ſten Juni zum Secretär ernannt. Nachdem Buonaparte Conſul geworden war, gab er Augereau den Oberbefehl der Armee in Holland. An der Spitze des franzöſiſch-bataviſchen Heers begab dieſer ſich an den Nieder-Rhein, um die Unternehmungen Moreaus zu unterſtützen, rückte bis über Frankfurt vor, und traf mit den kaiſerlichen Generalen verſchiedentlich mit wechſelndem Glücke zuſammen, bis die Schlacht von Hohenlinden dem Feldzuge ein Ziel ſetzte. Er ging nach Holland zurück, und ward im Oct. 1801 vom General Victor abgelöſt. Von da blieb er ohne Anſtellung bis 1803, wo er bei dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit England zum Oberbefehl des bei Bayonne verſammelten, gegen Portugal beſtimmten Heers ernannt ward. Da aber dieſer Zug unterblieb, ging er nach Paris zurück, ward den 19ten Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarſchalls erhoben, und erhielt als Großofficier das rothe Band. Im Juli deſſelben Jahrs ſchickte ihm der König von Spanien den Orden Carls III. Hierauf ging er zum Oberbefehl der breſter Armee, die gegen England beſtimmt war, ab, und zu Ende 1805 befehligte er ein Corps der großen Armee in Deutſchland, das die ſeit langer Zeit zu Breſt unter ſeinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verſchiedenen Erfolgen bei, welche den presburger Frieden herbeiführten, empfing bald darauf den Befehl, ſich gegen Franken zurückzuziehen, und beſetzte im März 1806 das Gebiet von Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbſte deſſelben Jahres nach Preußen rief. Nahe an den Grenzen dieſer ſchnell überwältigten Monarchie war die Scene des mörderiſchen Kampfes bei Eylau im Febr. 1807, welchen

Google

das Heer des Kaiſers Napoleon und das ruſſiſch-preußiſche mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer kämpften. Die Wunden nöthigten ihn, nach Frankreich zurückzukehren. Seitdem lebte er zurückgezogen; bis ihn in den erſten Monaten 1811 Napoleon nach Spanien ſandte, um den Oberbefehl eines Armeecorps zu übernehmen. Späterhin kehrte er von dort zurück, blieb ohne Anſtellung und übernahm im Juli 1813 den Oberbefehl des in Baiern aufgeſtellten Heers, mit dem er nach Sachſen zog und an der leipziger Schlacht Theil nahm. Beim Einrücken der Verbündeten in Frankreich befehligte er in der Richtung von Lyon. Er ward von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Augereau hatte ſich nach dem Sturze Napoleons in einer Bekanntmachung an ſeine Armee harter Ausdrücke bedient; daher Napoleon, bei ſeiner Landung 1815, ihn als Verräther erklärte. Augereau ſprach ſich nichts deſtoweniger zu Gunſten Napoleons aus, nahm aber an den neuen Ereigniſſen keinen thätigen Antheil. Nach der Rückkunft des Königs erſchien er wieder in der Pairscammer, ſaß mit unter Neys Richtern, war darauf einige Zeit ohne Anſtellung und ſtarb den 11. Juni 1816 auf ſeinem Gute la Houſſaie an der Waſſerſucht.

Augias, ſ. Herkules.

Augsburg, Hauptſtadt im baieriſchen Oberdonaukreiſe, vormals eine freie Reichsſtadt. Sie liegt zwiſchen der Wertach und dem Lech, iſt zwar enge und unregelmäßig zuſammengebaut, hat aber ſonſt gute Gebäude, ſchöne mit Springbrunnen verzierte öffentliche Plätze, und zählt 3669 Häuſer und 30,000 Einwohner, halb Catholiken, halb Lutheraner. Unter ihren öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich der Biſchofshof, wo 1530 die ſogenannte augsburgiſche Confeſſion übergeben ward, das Rathhaus mit dem goldnen Saale, welches für das ſchönſte in Deutſchland gehalten wird, und die Fuggerei (106 kleine von den Gebrüdern Fugger 1519 erbaute und zur Wohnung für arme Einwohner der Stadt beſtimmte Häuſer), als ein Andenken an die Mildthätigkeit jener reichen augsburgiſchen Bürger, aus. Die Stadt unterhält mancherlei Manufacturen und Fabriken, und treibt einen beträchtlichen Wechſel- und Speditionshandel, indem ſie die wichtigſten Geſchäfte mit Wien und Italien und zugleich einen Stapelplatz für die ſüddeutſchen und italieniſchen Weine macht. Die augsburgiſchen Gold- und Silberwaaren werden auch im Auslande geſchätzt, die Kattunfabriken ſind bedeutend, und die freilich auch fabrikmäßig behandelte Kupferſtecherkunſt iſt ebenfalls ein einträglicher Nahrungszweig für die Stadt, in welcher man übrigens viele Lehranſtalten, Bücher- und Kunſtſammlungen und geſchickte Künſtler aller Art findet. — Augsburg iſt eine der älteſten Städte Deutſchlands. Obgleich die geſchichtlichen Belege für ihr Daſein vor Ankunft der Römer in der dortigen Gegend, und daß ſie zu jener Zeit den Namen Damaſia geführt habe, nicht gerade die allervollkommenſten und untrüglichſten ſein mögen; ſo iſt doch gewiß, daß der Kaiſer Auguſtus, etwa 12 Jahre vor Chr. Geb., nach der Beſiegung der Vindelicier, eine Colonie daſelbſt anlegte, welche den Namen Augusta Vindelicorum erhielt, und als der Stamm des heutigen Augsburg anzuſehen iſt. Im 5ten Jahrh. nach Chr. Geb. ward ſie von den Hunnen verwüſtet, kam bald darauf unter die Botmäßigkeit der fränkiſchen Könige, und ward in dem Kriege Carls des Großen mit Thaſſilo von Baiern abermals faſt gänzlich zerſtört. Nach der Theilung des fränkiſchen Reichs gerieth Augsburg unter die Botmäßigkeit der Herzoge in Schwaben, und erkaufte, durch Handel und Gewerbe bereits reich geworden, von

dieſen nach und nach ihre Freiheit, die auch ſpäterhin von den Kaiſern anerkannt und beſtätigt ward. Jetzt erreichte die Stadt den höchſten Gipfel ihres Wohlſtandes, und war, nebſt Nürnberg, ein Hauptſtapelplatz für den Handel des nördlichen Europas mit dem Süden, bis gegen Ende des 15ten Jahrh. die Entdeckungen der Portugieſen und Spanier dem Welthandel eine veränderte Richtung gaben. 1368 hatte in Folge eines Aufſtandes der untern Bürgerclaſſen die vorher ariſtokratiſche Regierung eine demokratiſche Form erhalten, bis 160 Jahre ſpäter die ſogenannten patriciſchen Geſchlechter, mit Unterſtützung Kaiſer Carls V. wieder die Oberhand gewannen. Nachdem nun Augsburg durch die vorangeführten Umſtände den größten Theil ſeines wichtigen Handels, und mit demſelben eine der Hauptquellen ſeines frühern größern Wohlſtandes eingebüßt hatte, verminderte ſich allmählig auch die Zahl ſeiner Einwohner. Doch ward dieſe noch im Anfange der franzöſiſch-deutſchen Kriege, im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, auf 36,000 angegeben.

Augsburgiſche Confeſſion heißt das von den Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiſer und Reiche übergebene und mit der Unterſchrift der proteſtantiſchen Reichsſtände bekräftigte Glaubensbekenntniß. Luther hatte dieſes Glaubensbekenntniß, auf Befehl des Kurfürſten von Sachſen, Johann des Beſtändigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da ſein Styl zu heftig war, hatte Philipp Melanchthon daſſelbe ebenfalls, auf kurfürſtlichen Befehl und mit Einwilligung der ſämmtlichen proteſtantiſchen Fürſten und Theologen, umgearbeitet. Dieſe Umarbeitung ward dem Reichstage am 25. Juni übergeben und demſelben vorgeleſen. Die Urſchrift iſt in dem kaiſerlich öſterreichiſchen Archive beſindlich, und nach ſolcher die zu Wittenberg 1531 erſchienene Ausgabe der augsburgiſchen Confeſſion abgedruckt. In der Folge änderte Melanchthon eigenmächtig einiges in derſelben ab, und dieſe veränderte Ausgabe erſchien 1540. Es entſtand nun ein Unterſchied zwiſchen der unveränderten und veränderten augsburgiſchen Confeſſionen; jene iſt bei den Lutheranern, dieſe bei den deutſchen Reformirten angenommen, welche ſich dadurch die den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten im Religionsfrieden zugeſtandenen Rechte ſicherten.

Augurn und Augurien. Augurn hießen bei den Römern gewiſſe Prieſter, die aus dem Fluge und Geſchrei der Vögel, aus dem Blitze u. ſ. w. die Zukunft und den Willen der Götter verkündigten. Sie wurden ſowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Anſehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren ſehr groß. Durch das bloße: alio die (einen andern Tag) konnten ſie die Fortſetzung der Volksverſammlungen hindern, und alle gefaßten Beſchlüſſe ungültig machen. Ihre Ausſprüche, ſo wie die Anzeichen, nach denen ſie ſich richteten, wurden Augurien genannt. Der öffentlichen Augurien gab es drei Arten: 1) Himmelserſcheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entſtehens und Niederfahrens des Blitzſtrahls. Die Beobachtung ſelbſt geſchah folgender Geſtalt. Der Augur begab ſich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Ausſicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet ſetzte er ſich mit bedecktem Haupte, das Geſicht nach Oſten gekehrt, und bezeichnete mit ſeinem Stabe (lituus) die Gegenden des Himmels, in deren Grenzen er ſeine Beobachtungen anſtellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme

und der Flug der Vögel. Die Vorherſagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel hießen eigentlich Auſpicien, und waren ſchon bei den Griechen gewöhnlich, die ſie von den Chaldäern entnommen hatten. Nach und nach wurden ſie immer vollkommner und ausgebreiteter, und ihr Anſehen ſtieg ſo hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres ſteten Umherfliegens die Kenntniß der geheimſten Dinge zuſchrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach oder mit Rückſicht auf die Umſtände, unter denen ſie ſich zeigten. Überhaupt aber zerfielen die vorherſagenden Vögel in zwei Claſſen: in ſolche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in ſolche, deren Geſang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geſchrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. ſ. w., durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren ſtets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3) Das Freſſen oder Nichtfreſſen der Hühner, jenes bedeutete Glück, dieſes Unglück. Man bediente ſich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher dem Heer immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruſpices (ſ. Aruſpex), nebſt dem Pullarius mit ſeinem Hühnerkaſten folgen mußten. — Außer dieſen drei Arten gab es noch gewiſſe, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte geſehen ward, plötzliches Traurigwerden, das Nieſen, das Verſchütten des Salzes auf den Tiſch u. ſ. w. Die Auguren erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu verſöhnen ſeien. Das Recht der Auſpicien, d. h. das Recht, von den Göttern durch gewiſſe Anzeichen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforſchen, ſtand nur dem Oberfeldherrn zu; die Unterbefehlshaber fochten unter ſeinen Auſpicien, d. h. die Verkündigung, die jener erhalten, galt auch ihnen, und der glückliche oder unglückliche Ausgang ward jenem allein beigemeſſen.

Auguſt war im römiſchen Jahre, welches mit dem März anfing, der ſechste Monat, und hieß daher sextilis, bis Kaiſer Auguſtus zum Andenken mehrer glücklichen Ereigniſſe, die ihm in dieſem Monate widerfahren waren, demſelben ſeinen eigenen Namen beilegte.

Auguſt II. (Friedrich), Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, zweiter Sohn Johann Georgs III., Kurfürſten von Sachſen, ward zu Dresden 1670 geboren. Die Natur hatte ihn mit außerordentlicher Leibesſtärke und Gewandtheit ausgeſtattet und die ſorgfältigſte Erziehung entwickelte in ihm einen Geſchmack für alles Schöne und für geiſtige Beſchäftigung, deren Einfluß ſich in allen ſpätern Verhältniſſen ſeines Lebens offenbarte. Er machte ſeinen erſten Feldzug am Rheine, wo ſein Vater, mit dem Kurfürſten von Baiern vereinigt, die Reichsarmee befehligte. Mehr von den Feinden, als von dem väterlichen Lehrer, lernte er hier die Kriegskunſt, ſo wie er ſeinem frühern Aufenthalte in Frankreich jenen feinen Ton, den Geſchmack für Luxus und ſchöne Künſte verdankte, der in der Folge den ſächſiſchen Hof nächſt dem Hofe Ludwigs XIV. zum glänzendſten in Europa machte. Nach dem Tode ſeines Vaters (1690) ging er 1691 nach Wien, wo er mit dem damaligen Erzherzog Joſeph, nachher Joſeph I., eine enge

Freundſchaft ſchloß, die ihn lange an Öſterreich feſſelte. Durch den Tod ſeines ältern Bruders, Johann Georg IV., 1694, ward er Kurfürſt. Als ſolcher übernahm er 1695 den Oberbefehl des öſterreichiſchen Heers gegen die Türken, welche in Siebenbürgen einzudringen drohten, jedoch ohne entſcheidende Erfolge. Im Herbſt 1696 verließ er das Heer, um Mitbewerber des durch Johann Sobieskys Tod erledigten polniſchen Throns zu werden. Der Abbé von Polignac, franz. Geſandter in Warſchau, ſuchte den Prinzen von Conti auf den polniſchen Thron zu bringen. Alles ſchien dieſen zu begünſtigen, als Johann Przependowsky unerwartet den Kurfürſten von Sachſen vermochte, als Mitbewerber aufzutreten. Die Erſten des Reichs unterſtützten allerdings Conti, aber Auguſt ſtand mit einem Heer an den Grenzen. Er hatte ſich durch den Verkauf mehrer Rechte und Anſprüche in ſeinen deutſchen Staaten Geld verſchafft, um Stimmen zu erkaufen, und nahm auch die catholiſche Religion an. Der Reichstag verſammelte ſich den 25ſten Juni 1697. Am 27ſten hatte eine doppelte Wahl ſtatt. Auguſt bekräftigte die ſeinige dadurch, daß er auf der Stelle mit 10,000 Sachſen in Polen einrückte. Beſtechung und Furcht dienten ihm und trugen den Sieg über Polignacs Feinheit davon. So ward Auguſt am 15ten Sept. in Krakau gekrönt, und Conti, der bis Danzig gereiſt war, mußte nach Frankreich zurückkehren. Auguſt verletzte bald viele der Bedingungen, die er angenommen hatte, wodurch er große Unzufriedenheit verurſachte. Um die ſächſiſchen Truppen, deren Entfernung aus Polen von ihm angelobt war, bei ſich behalten zu können, ſuchte er die Republik in einen Krieg zu verwickeln. Die Gelegenheit dazu war leicht gefunden. Durch den Frieden von Oliva vom 7ten Mai 1660 hatte Polen an Schweden den größten Theil von Liefland abgetreten. Auguſt hatte bei ſeiner Thronbeſteigung verſprochen, das Abgetretene wieder mit dem Reiche zu vereinigen; Dänemark und Czar Peter I. verbanden ſich, Schweden von ihrer Seite anzugreifen und Carl XII., noch ſehr jung, ſchien einem ſolchen Bunde nicht widerſtehen zu können. Auguſt belagerte Riga. Der alte tapfere Gouverneur, Graf von Dalberg, leiſtete aber hartnäckigen Widerſtand, und da die Belagerung ſich in die Länge zog, die Generalſtaaten auch, wegen der vielen Waaren, welche die Holländer in Riga hatten, ſich bei ihrem Verbündeten, Auguſt, für die Stadt verwandten, ſo benutzte derſelbe dieſen Vorwand um die Belagerung aufzuheben. Es war aber eigentlich ein anderer dringender Grund, der ſeinen Rückzug veranlaßte: die Niederlage ſeiner Verbündeten. Carl XII. hatte eben den König von Dänemark unter den Mauern von Kopenhagen geſchlagen, worauf den 18ten Aug. 1700 der Frieden von Travendal erfolgt war; Czar Peter war ebenfalls zu Narwa geſchlagen worden, Carl war auf dem Puncte, in Polen einzudringen, und Auguſt fühlte die Nothwendigkeit, jetzt eher an ſeine eigene Vertheidigung als an Eroberungen zu denken. Er hatte eine Zuſammenkunft mit Peter; ſie ſchloſſen ein neues enges Bündniß, verſprachen ſich gegenſeitig 50,000 Mann Truppen, und nachdem ſie 14 Tage lang allen Arten von Unmäßigkeit, die in den Sitten des Einen und im Geſchmack des Andern lagen, gefröhnt hatten, trennten ſie ſich, um an die Vertheidigung ihrer Staaten zu denken. Jetzt entſtand jener merkwürdige zwanzigjährige, ſogenannte nordiſche Krieg, in welchem jedoch nur Carl und Peter die Aufmerkſamkeit feſſeln, obgleich Auguſt alles anwendete und that, was ſeine moraliſchen Kräfte und die Kräfte des Staats vermochten. Er hatte mit ſeinen treuen

Sachſen eben ſowohl die polniſche Widerſetzlichkeit, als die ſchwediſche Tapferkeit zu bekämpfen. Carl, durch ſeinen Miniſter, den Grafen von Piper, ſehr gut berathen, nannte Auguſt nur einen Thronräuber, und trennte beſtändig die Sache der Republik von der des Königs. Auch fand Carl nur ſächſiſche Truppen zu bekämpfen, und von dieſen konnte Auguſt nicht viele an ſich ziehen, da die Polen ſich ihrem Einmarſche ſtets widerſetzten. Bei Riga ward die erſte Schlacht geliefert. Auguſt war ſelbſt nicht dabei. Der Marſchall von Stenau verlor ſie gegen Carl und ließ ihn Meiſter von Cur- und Liefland. Jetzt faßte der Sieger den Entſchluß, Auguſt durch die Polen ſelbſt entthronen zu laſſen. Dieſer ſchickte die Gräfin von Königsmark, ſeine Mätreſſe, an ſeinen Gegner, um einen günſtigen Frieden zu bewirken, aber ſie ward nicht einmal vorgelaſſen, und als darauf der polniſche Primas ſelbſt ins ſchwediſche Lager ging, um Unterhandlungen zu eröffnen, erklärte ihm Carl, daß er den Polen nicht eher Frieden geben werde, als bis ſie einen andern König gewählt hätten. So begann der Kampf aufs neue. Die beiden Heere trafen ſich zwiſchen Warſchau und Krakau; Auguſt hatte 24,000 Mann, Carl nur die Hälfte; allein gleich beim Anfang des Gefechts wichen die Polen, und ungeachtet der Tapferkeit der Sachſen und Auguſts Unerſchrockenheit, erfocht Carl einen vollſtändigen Sieg. Er verfolgte Auguſt perſönlich bis nach und durch Krakau und würde ihn erreicht haben, wenn er nicht mit dem Pferde geſtürzt wäre und einen Fuß dabei verrenkt hätte. Auguſt benutzte die Ruhe, welcher ihm dieſer Umſtand eine Zeit lang verſchaffte, ſich neue Freunde in Polen zu machen. Die Gefälligkeit ſeiner Sitten, ſeine Leichtigkeit in Verſprechungen riſſen die verſammelten Woiwoden wieder zu ihm hin; der Miniſter, den Kaiſer Leopold auf den Reichstag geſchickt, unterſtützte ihn ebenfalls, und ſo ward ihm ein Heer von 50,000 Mann, und den Unzufriedenen eine ſechswöchentliche Friſt zur Unterwerfung zugeſtanden. Allein letztere hatten in Warſchau eine Conföderation gebildet, die Carln zu unterſtützen im Begriff ſtand. Dieſer hatte ſich von ſeinem Sturze erholt, und wandte ſich unerwartet gegen die Reſte des ſächſiſchen Heers, bei Pultusk. Von neuem geſchlagen, gelang es dem Marſchall Stenau nur mit Mühe, ſich mit zwei Regimentern zu retten. Am 19ten April 1704 erklärte nun der zu Warſchau verſammelte Reichstag Auguſt für unfähig, die polniſche Krone zu tragen, und man beſtimmte den 12ten Juni zur Wahl eines neuen Königs. Die öffentliche Meinung und Carls Wille bezeichneten Jacob Sobiesky zum Throne; allein Auguſt wußte abermal dieſen ſeinen Nebenbuhler zu beſeitigen. Jacob ward nebſt ſeinem Bruder Conſtantin, als ſie in der Gegend von Breslau ſich auf der Jagd befanden, von dreißig ſächſiſchen Reitern überfallen und beide als Gefangene nach Leipzig gebracht. Man bot zwar ihrem dritten Bruder Alexander jetzt die Krone an; allein dieſer lehnte ſie ab, und man wählte nun am 12ten Juli 1704 Stanislaus Leſczinsky, Woiwoden von Poſen. Auguſt verſuchte bald nachher, auch dieſen in Warſchau ſelbſt, das nur mit 1500 Mann beſetzt war, aufzuheben, was ihm aber mißlang, obgleich er die ſchwediſche Beſatzung zu Gefangenen machte. Der Anſtrengungen Auguſts und der ihm von Peter zugeſchickten Hülfe ungeachtet, ſiegte Carls Glück und Genius über alle Hinderniſſe, und der ſchwediſche General Renſchild erfocht bei Frauenſtadt den 13ten Februar 1706 einen vollſtändigen Sieg über den Grafen Schulenburg, ſächſiſchen Feldmarſchall. Carl drang in Sachſen ein. Auguſt, der in Polen beim ruſſiſchen

Heere geblieben war, fühlte endlich die Nothwendigkeit, Frieden zu ſchließen; allein um ſich nicht mit Peter zu veruneinigen, der von keinem Frieden wiſſen wollte, mußten die Unterhandlungen ganz insgeheim geſchehen, und er gab ſeinen Abgeordneten unbegrenzte Vollmacht. Carl ſchrieb ſehr harte Bedingungen vor: Verzichtleiſtung auf die polniſche Krone; Anerkennung von Stanislaus, Aufhebung des Bündniſſes mit Rußland, Freilaſſung der beiden Fürſten Sobiesky, aller Kriegsgefangenen u. ſ. w. Indem noch über dieſe Bedingungen unterhandelt wurde, zwangen die Ruſſen, die von dem allen nichts wußten, Auguſt, den ſchwediſchen General Mardefeld anzugreifen. Auguſt erfocht hier ſeltſamer Weiſe einen ausgezeichneten Sieg, zog triumphirend in Warſchau ein, und ließ eben das Te Deum ſingen, als man ihm Carls Bedingungen überbrachte. So ſehr Auguſt verſucht ſein mochte, von dieſem glücklichen Vorfalle Vortheil zu ziehen, ſo war doch der Zeitpunct dazu nicht mehr da. Sachſen ſelbſt wäre bei der Fortſetzung des Kriegs auf jeden Fall verheert worden. Er beſtätigte alſo den abgeſchloßnen Vertrag, und beſuchte Carln am 18ten Dec. 1706 in ſeinem Lager zu Alt-Ranſtädt. Um ſeine Demüthigung vollſtändig zu machen, nöthigte ihn der Sieger, Stanislaus mit einem Glückwünſchungsbriefe die Juwelen und die Archive der Krone zu überſenden. Auguſt kehrte nun nach Dresden zurück, wo er bald nachher von Carl unerwartet einen Beſuch erhielt. Der Graf von Flemming, erſter Miniſter des Kurfürſten, rieth ihm bei dieſer Gelegenheit, ſich der Perſon ſeines furchtbaren Feindes zu bemächtigen; allein Auguſt verwarf mit Unwillen dieſen unrechtlichen Vorſchlag. Er beſchäftigte ſich nun eifrig mit der innern Verwaltung Sachſens; allein ganz hatte ihn ſeine Neigung zum Kriege nicht verlaſſen, und ſeine Prachtliebe riß ihn zu vielen Ausgaben hin, wodurch die Finanzen des Landes ſehr zerrüttet wurden. 1708 wohnte er unter fremdem Namen dem Feldzug in den Niederlanden gegen die Franzoſen bei, und ſchon 1709 ſah er ſich nach Polen zurückberufen. Carl XII., bei Pultava geſchlagen, konnte Stanislaus nicht mehr ſchützen, und Flemming bearbeitete die Polen, um ſie unter Auguſts Herrſchaft zurückzubringen. Auguſt hob nun den Tractat von Alt-Ranſtädt auf, und ging mit einem Heere nach Polen, wo er gut aufgenommen ward; er verkündete den Anhängern des Stanislaus allgemeine Verzeihung und vermochte den Papſt, die Polen ihres Eides der Treue gegen dieſen Fürſten zu entbinden, und ſuchte durch eine öffentliche Bekanntmachung ſich über dieſe Schritte zu rechtfertigen. Mit dem Königthum kamen bei Auguſt auch ſeine beiden Lieblingsplane zurück: ſich an Schweden zu rächen und die Polen zu unterjochen. Er verband ſich wieder mit Peter, mit dem er zu Thorn eine Zuſammenkunft hatte. In Vereinigung mit Dänemark ließen beide Monarchen Truppen in Pommern einrücken. Aber ungeachtet der Erſchöpfung, worin ſich Schweden befand, ſetzte es dieſem Angriffe lebhaften Widerſtand entgegen und am 20ſten Dec. 1712 erfocht der ſchwediſche General Steinbock bei Gadebuſch einen glänzenden Sieg über die Verbündeten, welche eiligſt die Belagerung von Wismar und Stralſund aufheben mußten. Die Bewegungen der Türken und Preußens Einmiſchung, das Pommern beſetzte, beſchäftigten im folgenden Jahre Auguſt und Peter, bis 1714 in Braunſchweig Friedensunterhandlungen eröffnet wurden. Die übertriebenen Anſprüche aller, ließen nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, als Carl XII. auf einmal in Stralſund erſchien und zu erkennen gab, daß er den Krieg eifrigſt fortzuſetzen

gedenke. Ein neuer Bund, von dem Auguſt der vornehmſte Stifter war, bildete ſich gegen Carl. Stralſund ergab ſich am 11ten Dec. 1715. Schweden ſchien ſeinem Untergange nahe zu ſein. Aber des Grafen von Görz Klugheit, der mit Rußland Unterhandlungen anknüpfte, brachte Uneinigkeit unter die Verbündeten, und Peter war auf dem Puncte, ſich mit Carln gegen Auguſt zu vereinigen, als der Tod Carls der Sache ein Ende machte, worauf Auguſt mit Schweden Friede ſchloß. Wir haben ſchon erwähnt, daß es Auguſts geheime Abſicht war, ſich in Polen unabhängig und ſeine Gewalt unumſchränkt zu machen. Die ſächſiſchen Truppen, die im Lande zerſtreut ſtanden, ſchienen ihm nützlich ſein zu können. Allein es bildete ſich bald eine Conföderation, an deren Spitze Ledekusky, ein Edelmann, ſtand. Die Sachſen ſahen ſich auf allen Puncten angegriffen und mußten ſich ergeben. Auguſt erflehte Peters Vermittelung, und 1717 ward der Friede zwiſchen ihm und der Republik geſchloſſen. Die ſächſiſchen Truppen verließen das Königreich, und Auguſt, Verzicht leiſtend auf die Idee, die Nation mit Gewalt zu unterjochen, ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber, ſuchte von jezt an ſeinen Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Er gab ſich ganz der Weichlichkeit und dem Wohlleben hin. Als einen ihn charakteriſirenden Zug führen wir an, daß er ſein ſchönes Dragoner-Regiment für zwölf Porzellan-Vaſen an Friedrich Wilhelm, König von Preußen — einen ohnehin ſo gefährlichen Nachbar — verkaufte. Sein Hof war einer der glänzendſten und gebildetſten in Europa. Die Polen, deren Sitten ſich überhaupt zur Ausſchweifung hinneigten, ergaben ſich nur zu ſehr dem gefährlichen Beiſpiele ihres Königs, und wenn die erſten Regierungsjahre deſſelben durch große Staatsbewegungen ſich auszeichneten, ſo thaten es die lezten durch grenzenloſe Üppigkeit und Sittenverderbniß. Man lieſt noch jezt mit Erſtaunen die Beſchreibung der von ihm gegebenen Feſte. Auguſt ward indeß von ſeinen Unterthanen ſehr geliebt, und behauptete mit Würde ſeinen Rang unter den europäiſchen Mächten. Er verband in ſeinem Charakter großmüthige Geſinnungen mit despotiſchen Gewohnheiten, den Geſchmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegeriſcher Neigungen mit der Weichlichkeit eines wollüſtigen Lebens. Der Tod überraſchte ihn endlich mitten unter ſeinen Feſten und Entwürfen. Als er nach Warſchau zu einem Reichstage reiſte, kam der Brand an eine kleine Wunde, die er am Knie hatte, und er ſtarb dort am 1ſten Febr. 1733. — Seine Gemahlin, Chriſtine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach — die Lutheriſch geblieben war — hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich Auguſt (ſiehe den folgenden Art.), dagegen hatte er von ſeinen zahlreichen Mätreſſen eine große Anzahl Kinder. Die Gräfin von Königsmark hatte ihm den berühmten Moritz von Sachſen geboren.

Auguſt III. (Friedrich), Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, Sohn Auguſts II., ward 1696 geboren, und folgte ſeinem Vater 1733 als Kurfürſt von Sachſen. Gegen Ende deſſelben Jahres verſuchte Ludwig XV., Stanislaus Leſczinsky, mit deſſen Tochter er ſich vermählt hatte, auf den polniſchen Thron zu bringen; aber Frankreich war zu entfernt, um zur kräftigen Unterſtützung der Wahl Truppen genug nach Polen ſchaffen zu können. Ein Theil des polniſchen Adels trennte ſich vom Wahltage, und unterſtützt von einem ruſſiſchen Heere, ward Auguſt III. zum König gewählt, jedoch erſt 1736 in dem warſchauer Friedenscongreß allgemein als König anerkannt.

Obgleich ohne die großen und liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Vaters, folgte er dennoch in äußern Dingen ganz deſſen Beiſpiele, indem auch er ſich durch glänzende Feſte und eine ausſchweifende Hofhaltung auszeichnete. Auf Gemälde und auf die Unterhaltung ſeiner Capelle verwendete er ungeheure Summen, ohne Kenner zu ſein. Seine einzige Leidenſchaft war die Jagd. Alle Regierungsſorgen überließ er ſeinem erſten Miniſter und Günſtlinge, dem Grafen von Brühl (ſ. d. Art.), der geſchickt genug war, den ſchwachen, aber ſtolzen und auf ſeine Würde eiferſüchtigen Monarchen in dem Glauben zu erhalten, daß er allein die höchſte Gewalt ausübe. Was beider politiſches Syſtem anlangt, ſo hatten ſie kein anderes, als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. Auguſt zog den Aufenthalt in Dresden dem in Warſchau vor, aber durch ſeine lange Abweſenheit aus Polen verſank die Regierung dieſes Landes in gänzliche Unthätigkeit. Niemals waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloſer durch den unbeugſamen Starrſinn der Mitglieder, die faſt immer der unbedeutendſten Vorwände wegen aus einander gingen. Auguſt war zufrieden, wenn er nach dem geliebten Sachſen zurückkehren konnte, und ſo blieb dreißig Jahre jenes große Reich faſt ganz ohne Verwaltung. Bei aller dieſer Verwirrung ſchien Polen doch zufrieden und glücklich. In Sachſen war dem nicht ſo. Friedrich II. hatte Schleſien erobert. Durch dieſe ſchnelle Vergrößerung Preußens beunruhigt, verband Auguſt ſich mit der Königin von Ungarn. Er verpflichtete ſich, dieſer vermittelſt der Gelder, welche England und Holland ihm zahlen wollten, 30,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen, und ließ ſolche in Schleſien einrücken, wo ſie ſich mit dem öſterreichiſchen Heere vereinigten, aber eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich griff jetzt Sachſen ſelbſt an, und ſchlug unter den Mauern von Dresden das ſächſiſche Heer abermals am 15ten Dec. 1745. Auguſt verließ ſeine Hauptſtadt, und rettete ſeine Gemälde und Porzellane, vergaß aber die Staatsarchive, die in die Hände des Siegers fielen. Erſt durch einen drückenden Frieden erhielt er im nächſten Jahre Sachſen zurück. 1756 ſah ſich Auguſt aufs neue in einen Krieg mit Preußen verwickelt. Vergebens ſuchte er das Ungewitter von ſeinen Staaten abzuwenden. Da Friedrich ſeine Neutralitätsvorſchläge ablehnte, verließ er Dresden am 10ten Sept. und begab ſich ins Lager bei Pirna, wo 17,000 Mann ſächſiſche Truppen verſammelt waren. Friedrich ſchloß hier die Sachſen ein, die ſich am 15ten Oct. zu Gefangenen ergeben mußten. Auguſt flüchtete auf den Königſtein und ſpäterhin nach Polen. — Hier, wo ſein Anſehen ſchon vorher nicht ſehr geachtet war, ſank es nach dem Verluſte Sachſens noch tiefer. Catharinens Gelangung auf den ruſſiſchen Thron ward für ihn eine neue Quelle vielen Verdruſſes, da die große Kaiſerin die ſächſiſchen Fürſten, welche Verbündete Frankreichs geworden waren, auf alle Weiſe zu necken und ſelbſt vom polniſchen Throne zu entfernen ſuchte. Es war daher kaum der hubertsburger Friede geſchloſſen, als er von Warſchau nach Dresden zurückkehrte, wo er aber ſchon am 5ten Oct. 1763 an einem Anfalle von Gicht, die ihm in die Bruſt trat, ſtarb. Auch er hatte, wie ſein Vater, vor ſeiner Gelangung zum polniſchen Thron (ſchon 1715) die catholiſche Religion angenommen. Sein Sohn, Friedrich Chriſtian Leopold, folgte ihm als Kurfürſt von Sachſen, und Stanislaus Poniatowsky als König von Polen.

Auguſt (Friedrich), jetzt regierender König von Sachſen, der älteſte Sohn des Kurfürſten Friedrich Chriſtian, ward geboren am

23ſten Dec. 1750. Bei ſeines Vaters Tode war er erſt dreizehn Jahre alt, und ſeine Lande wurden deshalb von ſeinem älteſten Oheim, dem Prinzen Xaver, regiert, bis er am 16ten Sept. 1763 ſelbſt die Regierung antrat. Der würdige Gutſchmid war ſein Lehrer in den Staatswiſſenſchaften geweſen, die vielleicht nie in einem edlern Geiſte ſind angewendet worden, als von Friedrich August. In einer ruhigen Zeit übernahm er die Regierung, beſeelt von dem feſten Entſchluſſe, die ihm zugefallenen Länder nach Möglichkeit zu beglücken, und dieſem Vorſatz blieb er in allen Verhältniſſen und zu allen Zeiten ſo treu, daß man mit Wahrheit ſagen kann, dieſer Fürſt habe nur gelebt, um ihn durch die That zu bewähren. Niemals hat er den Grundſatz der ſtrengſten Rechtlichkeit verläugnet, ſtets wahrhaft väterliche Geſinnungen bewieſen, und nie etwas unternommen oder gethan, was mit dem Wohle ſeiner Unterthanen unverträglich hätte ſcheinen können. Heilig war ihm die Gerechtigkeit, und darum iſt in ſeiner ganzen Regierung kein Machtſpruch, kein Eingriff in fremde Rechte geſchehen; heilig war ihm ſeine Fürſtenpflicht, und mit der anhaltendſten Thätigkeit, mit der gewiſſenhafteſten Pünctlichkeit, mit der edelſten Mäßigung hat er ſie erfüllt. Abhold jeder übereilten Neuerung unternahm er nichts blos für den Glanz oder aus Nachahmungsſucht, ſondern nur dann kam das Neue, wenn er aus geprüfter Überzeugung es als das Gute erkannt hatte, das lieber langſam, aber deſto ſicherer gedeihen ſollte. Der Wohlſtand, die Blüthe ſeines Staates unter ſeiner Regierung zeugen, wie ſicher es in der That gedieh; und die nähere Betrachtung der geräuſchloſen Thätigkeit dieſes Fürſten beweiſt, daß er wohlthätiger für ſeinen Staat gewirkt hat, als ein Eroberer vermocht hätte. Er tilgte nach und nach die Steuerſchulden des Landes, und die erkannte ſtrenge Rechtlichkeit der Verwaltung bewirkte, daß ungeachtet der geringen Zinſen, die ſächſiſchen Staatspapiere, was bis daher ohne Beiſpiel war, um einige Procente den Nennwerth überſtiegen. Öfters wendete Friedrich August durch eigene Aufopferungen Schulden vom Lande ab, ſuchte Auflagen lieber zu vermindern als zu erhöhen, und erklärte: man ſolle ſein und ſeiner Cammer Intereſſe nie dem Intereſſe der getreuen Unterthanen entgegenſtellen. Von ſeiner ausnehmend landesväterlichen Fürſorge zeugen die ſchrecklichen Jahre der Theuerung 1772, 1804, 1805, und der furchtbaren Überſchwemmungen von 1784, 1799, 1804, wobei er ſich als wahrer Vater ſeines Volks nicht nur durch unmittelbare Wohlthaten, ſondern auch durch die Arbeit bewies, die er nahrungsloſen Unterthanen verſchaffte. Die Magazine wurden ſo eingerichtet, daß ähnlicher Gefahr künftig vorgebaut war. Der Anbau des Landes, die Verbeſſerung der Viehzucht (beſonders die Veredlung der Schäfereien) machten bedeutende Fortſchritte, und wurden durch Belohnungen unterſtützt; der Bergbau, die Salzwerke wurden durch ſorgfältige Aufſicht, weiſe Berggeſetze und nachdrückliche Unterſtützung der Gewerke gehoben; Manufacturiſten und Fabricanten (vorzüglich Spinnmaſchinen ꝛc.) aller Art durch Gehalte, Geſchenke und Vorſchüſſe unterſtützt; der Handel, der durch den ſiebenjährigen Krieg und durch die, während der Vormundſchaft auf die ausländiſchen Waaren gelegten Abgaben einen nicht geringen Stoß erlitten hatte, hob ſich zu einer vorher nie erreichten Blüthe, und ward auf vielfache Weiſe befördert. Wer gedenkt nicht hiebei der Verbeſſerung alter und Anlegung neuer Kunſtſtraßen, ſo wie der Schiffbarmachung der Unſtrut und Saale, welche Flüſſe durch Canäle über Leipzig, Eilenburg und Torgau mit der

Elbe in Verbindung gebracht werden ſollten? Das Heer ward bei dieſem allen auf einen beſſern Fuß geſetzt, und die Bildungsanſtalten blieben nicht zurück. Bedeutende Unterſtützungen erhielten die Univerſitäten Wittenberg und Leipzig; die Fürſtenſchulen Pforta, Meißen und Grimma wurden neu eingerichtet, erhielten neue Gebäude und mehrere Lehrer, die Seminarien zu Dresden und Weißenfels, das Soldatenknabeninſtitut zu Annaburg, die niedern Bergſchulen im Erzgebirge, die verbeſſerte Einrichtung der Bergakademie zu Freiberg, Gehaltserhöhung der Landſchullehrer, Preiſe, welche an dieſe ausgetheilt wurden, u. a. m. zeugen zur Gnüge von dem Eifer der Regierung auch für die höhere Bildung des Volkes. Beweiſt nun aber ſchon dieſes, daß man nicht blos auf die Verwaltung des Landes eine vorzügliche Sorgfalt gewandt habe, ſo dienen andere Umſtände noch mehr, auch die eigentliche Regierung Friedrich Auguſts von einer recht achtungswürdigen Seite zu zeigen. 1770 ward die Tortur abgeſchafft, die Reinigungseide wurden vermindert, die Todesſtrafen ſehr beſchränkt und menſchlicher. 1791 ward eine beſtändige Geſetzcommiſſion errichtet, welche mit dem Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung beauftragt, 1820 aber aufgehoben ward; 1810 erhielten einige ausgezeichnete Rechtskundige den Auftrag zur Ausarbeitung eines neuen peinlichen Geſetzbuchs. Manche wichtige Veränderungen wurden in Anſehung einzelner Landesbehörden vorgenommen, der nachtheilige Juſtizpacht in den Ämtern aufgehoben, heilſame Polizeigeſetze und eine allgemeine Vormundſchaftsordnung gegeben, die ſich in jeder Hinſicht auszeichnet. Dies Wenige aus Vielem ausgehoben, beweiſt den eben ſo guten Willen, als die zweckmäßige Thätigkeit eines Regenten, der keine höhere Pflicht und keine ſüßere Luſt kennt, als die Beglückung ſeines Landes. Auch breitete ſich nicht blos ein ſchöner Wohlſtand in demſelben aus, ſondern der Geiſt der Rechtlichkeit, Ordnung, Mäßigkeit und Treue waltete darin ſo allgemein, daß Sachſen auch von Seiten ſeiner Sittlichkeit ſich auszeichnete. Wenn Friedrich Auguſt nicht ein völlig ungeſtörtes, immer erhöhtes Glück ſeinen Unterthanen verſchaffte, ſo war dies nicht ſeine, ſondern der Zeitumſtände Schuld; denn wie ſehr er auch den Frieden liebte, ſo ward er doch mehr als einmal genöthigt, das Schwert zu ziehen, und mußte endlich ſeine blühenden Länder allen Drangſalen eines verheerenden Krieges Preis geben. 1778 führte er, wegen der Anſprüche ſeiner Mutter auf die Verlaſſenſchaft ihres Bruders, des Kurfürſten von Baiern, Friedrich dem Großen, den ſogenannten baieriſchen Erbfolgekrieg gegen Öſterreich, welchem aber bereits am 13ten Mai 1779 der Friede folgte. Das Wohl ſeines Landes und deſſen geographiſche Lage erforderten, ſich an Preußen anzuſchließen, und Friedrich Auguſt that es mit aller ihm eigenen Rechtlichkeit. Einer der erſten trat er daher auch dem deutſchen Fürſtenbunde, dieſer großen Stiftung Friedrichs, bei. Sehr richtig urtheilte Johannes Müller hierüber, „daß dieſe Maßregel der väterlichen Sorgfalt gemäß war, mit welcher Friedrich Auguſt die Wunden des Vaterlandes immer glücklicher heilte, und gleich gemäß dem Intereſſe des Hauſes, deſſen Schild wider grundloſe Anſprüche in Tractaten iſt, und ſeines Volks, deſſen vielvermögende Stände in ihren zum gemeinen Beſten geübten Vorrechten ein Kleinod beſitzen, deſſen Verluſt beim Untergange der Geſetze gewiß und unerſetzlich wäre.“ Dieſelbe Weisheit, die ihn zu ſolcher Maßregel vermochte, bewog ihn auch, eine angetragene Königskrone auszuſchlagen. Die Polen ſandten 1791 den Fürſten Adam Czar-

toriſch nach Dresden, um Friedrich Auguſt aus eigener Wahl zur Thronfolge Polens für ſich und ſeine erblichen Nachkommen zu berufen. War es aber ehrenvoll für ihn, um ſeiner Tugenden willen von einem fremden Volke als König berufen zu ſein, ſo war es groß und edel, dem Rufe nicht zu folgen, und lieber dem Glücke des kleinern Vaterlandes zu leben. Leider aber ſtand es bald nicht mehr in ſeiner Macht, die Ruhe dieſes Vaterlandes zu ſichern. In ſeinem Sommerpalaſt zu Pillnitz fand am 27ſten Aug. 1791 die berühmte Zuſammenkunft zwiſchen dem Kaiſer Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen Statt, worin Maßregeln gegen die in Frankreich ausgebrochene Revolution ergriffen wurden. Hatte Friedrich Auguſt dies nicht verhindern können, ſo hütete er ſich doch, dem Bunde thätig beizutreten, rieth ſtets zur Mäßigung und ſtellte erſt im Jahre 1793, als nach Leopolds Tode die Franzoſen in die öſterreichiſchen Niederlande und die Rheinländer eingefallen waren, und ein Reichskrieg erklärt worden war, die Truppen, die ihm als Reichsfürſt zu ſtellen oblag. Vier Jahre lang nahm er auf ſolche Weiſe an einem Kriege Theil, zu welchem die Pflicht ihn nöthigte, trat aber 1796, nach dem basler Frieden, dem norddeutſchen Neutralitätsſyſtem bei, und beſetzte die Demarcationslinie an den ſüdlichen Grenzen ſeines Landes. Bei dem raſtadter Congreß von 1797 bis 1799 ſuchte er nach allen Kräften die Sicherheit und Selbſtſtändigkeit des deutſchen Reiches zu behaupten, und bei dem Entſchädigungsgeſchäft zu Regensburg (1802 und 1803), wozu er nebſt ſieben andern Reichsſtänden erwählt war, hatte er kein anderes Augenmerk, als ſtrengſte Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entſchädigungsmaſſe. An einem neuen Kriege zwiſchen Frankreich und Öſterreich 1805 nahm er keinen Theil, konnte aber nicht hindern, daß ſeine Länder durch die preußiſchen Durchmärſche vieles litten, und mußte ſelbſt im folgenden Jahre, nachdem am 6ten Aug. die völlige Auflöſung des deutſchen Reichs erfolgt war, an einer Rüſtung Preußens gegen Frankreich Antheil nehmen. 22,000 Mann Sachſen ſtießen zu den Preußen. Als durch eine verlorne Schlacht auf den Höhen von Jena am 14ten Oct. das Schickſal der preußiſchen Monarchie entſchieden wurde, war Sachſen zuerſt dem eindringenden Feinde preisgegeben, und das Loos des Landes wäre gewiß auf andere Weiſe entſchieden worden, hätten nicht Friedrich Auguſts perſönliche und Regententugenden dem Feinde ſelber Achtung eingeflößt. Der Sieger legte, außer mehrern Requiſitionen, dem Lande eine Kriegsſteuer von 25 Millionen Franken auf, richtete eine proviſoriſche Verwaltung der in Beſchlag genommenen landesherrlichen Einkünfte ein, zu welchem Behufe das Land in vier Arrondiſſements vertheilt ward, Naumburg, Leipzig, Dresden und Wittenberg, geſtand aber übrigens dem Lande Neutralität zu. Friedrich Auguſt ſuchte ſeinen bedrängten Unterthanen auf alle Weiſe zu Hülfe zu kommen, indem er theils durch Geldvorſchüſſe und Lieferungen ſeiner Cammergüter die Leiſtungen unterſtützte, theils den Friedensabſchluß mit Napoleon möglichſt beſchleunigte. Dieſer erfolgte am 11ten Dec. zu Poſen, und hatte auf das künftige Schickſal von Sachſen und deſſen Regenten weſentlichen Einfluß. Der bisherige Kurfürſt von Sachſen wurde zum König erhoben, trat als ſolcher dem Rheinbunde bei, und ſtellte ein Contingent von 20,000 Mann. Der in der Niederlauſitz gelegene cottbuſſer Kreis wurde ihm zugeſichert, und er trat dagegen an den König des neu errichteten Reichs Weſtfalen das Amt Gommern, die Grafſchaft Barby, Treffurt und einen Theil der Grafſchaft Mans-

feld ab. Durch den Frieden von Tilſit erhielt er 1807 auch die getrennten polniſchen Provinzen unter dem Titel des Herzogthums Warſchau, wozu dann durch den Frieden von Wien (den 14ten Oct. 1809) alles, was 1795 in Neu- oder Weſtgallizien an Öſterreich gekommen war, geſchlagen wurde. Als Könige von Sachſen und Herzog hatte nun aber Friedrich Auguſt doppelte Verbindlichkeit, Theil an Frankreichs Kriegen zu nehmen. Indeß ſandte er keine Truppen nach Spanien. In dem Kriege, der 1809 gegen Öſterreich geführt ward, ſtellte er blos ſein Contingent. So glücklich dieſer Krieg geführt wurde, ſo koſtete er dennoch dem bereits erſchöpften Lande manches Opfer. Die härteſten Prüfungen für das Herz des guten Königs ſollten aber erſt noch beginnen, als in dem franzöſiſch-ruſſiſchen Kriege von 1812 ſeine Staaten der unmittelbare Schauplatz des Krieges wurden, erſt Warſchau und dann Sachſen. Friedrich Auguſt hatte ſich, als die Verbündeten in Sachſen einrückten, zuvörderſt nach Regensburg, dann nach Prag begeben, und war nach der lützner Schlacht auf Napoleons bringendes und drohendes Begehren nach Dresden zurückgekehrt. Welche Anſichten und Abſichten ihn leiteten, iſt in dem Art. Sachſen zu finden. Der König befand ſich in Dresden, als die Verbündeten dieſe Stadt nach Ablauf des Waffenſtillſtandes angriffen. Später folgte er Napoleon nach Leipzig. Als hier die Waffen das Loos Europas entſchieden hatten, ſandte der König an Kaiſer Alexander die Erklärung, daß er ſich ihm ohne Bedingung ergebe. Der Kaiſer gab zur Antwort, daß er in ihm nur einen feindlich geſinnten Fürſten ſehe. Man entfernte ihn aus Sachſen, welches verwaltet wurde, und wies ihm Friedrichsfelde bei Berlin zum einſtweiligen Aufenthalt an. Im März 1815 ward ihm zugeſtanden, ſich nach Preßburg zu begeben, um an den Verhandlungen des wiener Congreſſes Theil zu nehmen, und endlich am 7ten Juni kehrte er in Folge des am 18ten Mai unterzeichneten Vertrags mit Preußen (vergl. Sachſen) in ſeine Hauptſtadt zurück. Hier ſtellte er in kurzer Zeit den zerrütteten Staatscredit wieder her, befolgte in jeder Hinſicht gemäßigte und weiſe Grundſätze, ſtiftete den Civilverdienſtorden und ordnete mehrere Zweige der Staatsverwaltung nach den neuen Verhältniſſen des Landes. Möge dereinſt der Biograph des guten Königs ſagen können: er ſtarb glücklich als Beglücker ſeines Vaterlandes, das durch ſeine Fürſorge an den vielfach geſchlagenen Wunden nicht verblutete! — Im Sept. 1818 feierte er ſein Regierungs- und im Jan. 1819 ſein Ehejubiläum mit Maria Amalia Auguſta, der Schweſter des jetzt regierenden Königs von Baiern, und dieſe gebar ihm 1782 die Prinzeſſin Maria Auguſta, ſein einziges Kind.

Auguſtinus (der heilige), einer der berühmteſten Lehrer der chriſtlichen Kirche, wurde zu Tagaſt, einer kleinen Stadt in Afrika, den 13ten Nov. 354 unter der Regierung des Kaiſers Conſtantin geboren. Man hat über ihn genaue Nachrichten in ſeinem Buche, dem er den Titel Bekenntniſſe beilegte. Seine Ältern beſtimmten ihn für den gelehrten Stand, und ſchickten ihn zu Vollendung ſeiner Studien, nach Karthago; allein er entſprach ihren Erwartungen nicht ganz, da er jedes ernſte und trockene Studium verabſcheute, und nur von ſolchen Dingen angezogen ward, die das Herz beſchäftigen. In ſeinem ſechzehnten Jahre faßte er eine große Neigung zu den Frauen. Funfzehn Jahre lang wurde er von einer Geliebten gefeſſelt, mit der er auch einen Sohn zeugte. Erſt als er ſeine ganze Lebensart änderte,

verließ er ſie. Ein Buch des Cicero, unter dem Titel Hortenſius, das nicht auf unſere Zeiten gekommen iſt, leitete ihn auf das Studium der Philoſophie, und da dieſe ſeinem Gefühle nicht genügte, trat er zur Secte der Manichäer. Unter ihnen war er neun Jahre lang Zuhörer; aber als er zu einer deutlichen Erkenntniß gelangte, verließ er ſie, und begab ſich von Afrika nach Rom, und von da nach Mailand, um hier die Stelle eines Lehrers der Beredſamkeit einzunehmen. Der heil. Ambroſius war daſelbſt Biſchof, und durch die Reden deſſelben lernte er das orthodoxe Chriſtenthum hochachten. Das Leſen der Briefe Pauli brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor. Die catholiſche Kirche feiert jeden 8ten Mai ein eignes Feſt zum Andenken an dieſe Begebenheit. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück, ſchrieb hier mehrere Bücher, und bereitete ſich auf die Taufe vor, die er im 33ſten Jahre ſeines Lebens mit ſeinem Sohne Adeodat aus den Händen des Ambroſius empfing. Er kehrte nach Afrika zurück, verkaufte ſeine Güter, gab den Gewinn daraus den Armen und behielt nur ſo viel für ſich, um mäßig leben zu können. Als er einſt in der Kirche zu Hippo gegenwärtig war, bezeigte der Biſchof, der ſehr alt war, das Verlangen, einen Prieſter zu weihen, der ihn unterſtützen und einſt als Biſchof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volks trat Auguſtinus in den geiſtlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge, und ward 395 Biſchof zu Hippon. Er gerieth mit dem Pelagius in heftige Streitigkeiten über die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und der Prädeſtination (Gnadenwahl), und ſchrieb über dieſe ein eignes Buch. Auguſtinus behauptet, daß der Menſch blos durch die Gnade, aber nicht durch gute Werke gerecht werde. (Vgl. d. Art. Gnade.) Er ſtarb den 28ſten Aug. 403, da, während Hippon von den Vandalen belagert wurde. Es hat bei weitem gelehrtere Kirchenväter gegeben, die eine beſſere Sprache und einen reinern Geſchmack beſeſſen, aber keinen, der es verſtanden hätte, mehr das menſchliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Maler gaben ihm daher in ihren Gemälden zum Symbol ein flammendes Herz. — Auguſtinus hat ſeinem Eifer für das Mönchsleben durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöſter in Afrika ein, freilich durch die Vandalen bald zerſtörtes, Denkmal geſetzt, keinesweges aber, wie die nach ihm benannten Auguſtiner behaupteten, einen Orden mit feſter Regel geſtiftet. Die verſchiedenen Zweige des Auguſtinerordens, regulirte Chorherren, Einſiedler, Einſiedlerinnen und Tertiarier, ſind erſt im 11ten und 12ten Jahrhundert entſtanden, und ihre Regeln ein Werk der Päpſte und Prioren. Pius V. ſetzte die vorher ohne Ordensverband zerſtreuten, 1256 aber zum Kloſterleben vereinigten Auguſtiner-Eremiten oder Einſiedler des heiligen Auguſtinus, 1567 unter die Bettelorden, und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominicanern, Franciscanern und Carmelitern. Sie tragen ſchwarze Kutten. Vor der Reformation hatten ſie bei 2000 Klöſter mit 30,000 Mönchen und 300 Nonnenklöſter. Nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbruders Luther vielen Abbruch gethan hatte, verzweigten ſie ſich in mehrere anſehnliche Brüderſchaften, unter denen die Auguſtiner-Barfüßer in Italien, Spanien und Frankreich die zahlreichſten wurden. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts zählte der ganze Auguſtinerorden 42 Provinzen. Jetzt hat er nur noch in Italien, Spanien, Portugal, in den öſterreichiſchen Staaten und in Amerika Klöſter in geringer Anzahl. Im J. 1817 haben ſich wieder Auguſtine-

rinnen von der Congregation U. l. Fr. zu Paris angeſiedelt. Es ſind 32 Nonnen, welche vom Ertrage ihres Fleißes leben, 200 arme Kinder unterrichten und noch kein Grundeigenthum beſitzen.

Auguſtus (Cajus Julius Cäſar Octavius), urſprünglich Cajus Octavius genannt, war der Sohn von Cajus Octavius und der Attia, einer Tochter der Julia, der Schweſter Julius Cäſars. Die Familie der Octavier ſtammte aus Velletri im Lande der Volſcer. Der Zweig, zu welchem Auguſtus gehörte, war reich und angeſehen. Auguſtus Vater hatte ſich bis zum Senator emporgeſchwungen, und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er ſich in Civil- und Militärämtern rühmlich auszeichnete. Octavius, von dem gegenwärtiger Artikel handelt, war unter Ciceros Conſulat im J. Roms 689 geboren. Er verlor ſeinen Vater früh, wurde aber durch die Sorgfalt ſeiner Mutter und des L. M. Philippus, mit dem Attia ſich in zweiter Ehe vermählt hatte, ſehr ſorgfältig zu Rom erzogen. Seine Talente entwickelten ſich auf das glücklichſte, und erwarben ihm die Gunſt ſeines Groß-Oheims, des Julius Cäſar, der ſich geneigt erklärte, ihn an Kindes Statt anzunehmen, im Fall er kinderlos bleiben würde. Octavius befand ſich zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Redner Appollodor die Beredſamkeit ſtudierte, als er die Nachricht von dem tragiſchen Ende ſeines Oheims und zugleich von ſeiner Adoption erhielt. Die Beſorgniſſe ſeiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien, um ſelbſt den Stand der Sachen zu erforſchen, und, wenn ſich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption durch Julius Cäſar ihn berechtigte. Als er bei Brundusium landete, kamen ihm Abgeordnete der daſelbſt verſammelten Veteranen entgegen. Im Triumph in die Stadt geführt und als Erbe und Rächer Cäſars ausgerufen, machte er feierlich ſeine Adoption bekannt, und nahm den Namen ſeines Oheims an, dem er den Namen Octavius beifügte. Er ſtellte ſich, damals 19 Jahre alt, an die Spitze der Veteranen, bemächtigte ſich aller öffentlichen Gelder in Brundus zu ſeinem eigenen Gebrauch, und zog durch Campanien auf Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Partei der Republikaner, die Cäſarn geſtürzt hatte, und die Partei des Antonius und Lepidus, die, unter dem Vorwande jenen zu rächen, ihre eigne Macht zu begründen ſtrebten. Damals ſiegte die letztere Partei, und der Conſul Antonius übte eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus. Octavius begab ſich zuerſt zu Cicero, der ſich auf ſeine Villa bei Cumä zurückgezogen hatte, um dieſen großen Redner, der noch immer beim Volke beliebt war, und der den Antonius haßte und fürchtete, für ſich zu gewinnen. Darauf ging er nach Rom, wo der größte Theil der Magiſtratsperſonen, Soldaten und Bürger ihm entgegen kam; nur Antonius würdigte ſeiner Ankunft keine Aufmerkſamkeit. Nachdem Octavius ſeine Adoption auf die feierlichſte Art hatte beſtätigen laſſen, beſuchte er Antonius, bot ihm ſeine Freundſchaft an, und forderte ihm die Verlaſſenſchaft Cäſars ab, um die von demſelben ausgeſetzten Vermächtniſſe zu bezahlen. Antonius wies anfangs dieſe Anſprüche ſtolz zurück, änderte aber bald ſein Benehmen, als er des Octavius Anſehen immer mehr ſteigen, ſein eigenes aber in gleichem Maße ſich vermindern ſah. Dauernd konnte jedoch eine Verbindung zwiſchen beiden gleich herrſchſüchtigen Nebenbuhlern nicht ſein. Ihr Herz nährte gegenſeitig Haß und Eiferſucht; auch war ihre Feindſchaft ſo wenig ein Geheimniß, daß man Octavius beſchuldigte, er habe Anto-

nius ermorden laſſen wollen. Wie hierauf Antonius in das cisalpiniſche Gallien zog und Mutina belagerte, während er zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde; wie Octavius, die damals mächtige Partei des Senats ergreifend, die gegen Antonius geſandten Conſuln begleitete, und nach dem Tode derſelben den Oberbefehl übernahm; wie er aber in der Folge, als jener nebſt Lepidus mit einem furchtbaren Heere nach Italien zurückkehrte, ſich mit ihm ausſöhnte; wie zwiſchen den drei Feldherrn ein Triumvirat geſchloſſen wurde, und wie ſie, nach den ſchrecklichſten Blutſcenen in Rom und Italien, dies republikaniſche Heer unter Brutus und Caſſius in Macedonien beſiegten, iſt im Art. Antonius bereits erzählt worden. Von Antonius ward gerühmt, daß er das Andenken des überwundenen Brutus geehrt habe. Octavius zeigte ſich minder großmüthig, er verhöhnte, wie die Geſchichtſchreiber erzählen, den Leichnam des Unglücklichen. Nach dieſem Feldzuge fand ſich des Octavius Geſundheit ſo zerrüttet, daß man, als er bei Brundus landete, ſein Leben aufgab. Nachdem er in Rom angekommen war, unterzog er ſich dem ſchwierigen Geſchäfte, die Habſucht der Soldaten durch Vertheilung der gewonnenen Ländereien zu befriedigen. Dieſe Vertheilung verurſachte große Unruhen. Octavius ſah dabei mehrmals ſein Leben in Gefahr. Mitten unter den ſtürmiſchen Auftritten, die ganz Italien erſchütterten, hatte er mit der Fulvia, deren Tochter Clodia er ausgeſchlagen, und mit Lucius, des Antonius Schwager, zu kämpfen. Nach mehreren Gefechten warf Lucius ſich in die Stadt Peruſia, wo er ſich bald darauf ergeben mußte. Die Stadt ward der Plünderung preis gegeben und 300 Senatoren zum Tode verurtheilt. Man ſtellte dieſes Blutbad als ein den Manen des vergötterten Cäſars dargebrachtes Opfer vor. Auf Antonius Erſcheinung in Italien erfolgte ein neuer Vertrag. Den Ächtungen ward Einhalt gethan. Octavius erlaubte den Geächteten, die dem Tode entgangen waren, und die er jetzt nicht mehr fürchtete, zurückzukehren. Der Friede, der dadurch dem römiſchen Reiche gegeben war, wurde nur durch einige Unruhen in Gallien und durch den Seekrieg mit Sextus Pompejus unterbrochen. Letzterer dauerte mehrere Jahre, und wurde mit abwechſelndem Glücke geführt. Nach ſeiner Rückkehr aus Gallien vermählte ſich Octavius mit der berühmten Livia, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, nachdem er ſelbſt ſeine dritte Gemahlin Scribonia verſtoßen hatte. Lepidus, der bisher noch einen Schein von Gewalt gehabt hatte, ward ſeines Anſehens beraubt, und ſo wenig fürchtete man ihn, daß man ihm das Leben vergönnte. Antonius und Octavius beherrſchten das unter ſich getheilte Reich anfangs mit ſcheinbarer Eintracht. Aber während Antonius ſich im Orient allen Genüſſen der Liebe und des Luxus hingab, verfolgte der junge Octavius mit Feſtigkeit ſeine Plane, ſich zum alleinigen Herrſcher zu machen, und benutzte dabei als ein geſchickter Staatsmann die Fehler ſeines Mitherrſchers. Vor allen ſtrebte er, ſich die Liebe des Volks zu erwerben, auf deſſen Dankbarkeit er Anſprüche hatte, da durch ihn ſich Italien des Friedens und Überfluſſes erfreute. Er zeigte Milde und Großmuth, ohne den Schein zu haben, als ſtrebe er nach der höchſten Gewalt. Vielmehr erklärte er ſich feierlich bereit, die Herrſchaft niederzulegen, ſobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt ſein würde. Er ſchien es mehr zu erlauben als zu verlangen, daß man ihn zum beſtändigen Tribun ernannte; eine Würde, die ihn zur höchſten Macht

führte. Je mehr er ſich dem Volke näherte, um ſo offener erklärte er ſich gegen Antonius. Beſonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines Teſtaments, worin Antonius die mit der Kleopatra gezeugten Söhne zu ſeinen Erben erklärte, den Unwillen der Römer gegen denſelben rege zu machen. Die Stimmung der Gemüther benutzend, ließ Octavius der Königin von Ägypten den Krieg erklären, rüſtete eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande aus und begab ſich damit nach dem ambraciſchen Meerbuſen, wo er, unterſtützt von Agrippa, der die Schiffe befehligte, die Schlacht bei Actium gewann, die ihn zum Beherrſcher der Welt machte. (J. Roms 723, vor Chr. Geb. 31.) Er verfolgte ſeinen Nebenbuhler nach Ägypten und endigte den Krieg, nachdem er mit ſeiner gewohnten Kälte den Vorſchlag des Antonius, ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entſcheiden, verworfen hatte. Sowohl dieſen als die Kleopatra ließ er, nachdem beide ihr Leben gewaltſam geendet, prachtvoll beſtatten. Ein Sohn des Antonius und der Fulvia ward ſeiner Rache oder Sicherheit geopfert. Gleiches Schickſal hatte Cäſarion, ein Sohn Cäſars und der Kleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verſchont, und Octavius gebrauchte im Ganzen ſeine Macht nur mit Mäßigung. Er verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Ägyptens, Griechenlands, Syriens, Klein-Aſiens und der Inſeln zu ordnen; bei ſeiner Rückkehr nach Rom hielt er mit großen Pracht einen dreitägigen Triumph. Befreit von ſeinen Nebenbuhlern und Feinden, und Herr der Welt, war er einen Augenblick unentſchieden über die Art ſeiner künftigen Gewalt. Agrippa, deſſen Siege ihm die Herrſchaft gewonnen hatten, rieth ihm, darauf Verzicht zu leiſten; Mäcenas war der entgegengeſetzten Meinung, und dieſem, oder vielmehr ſeiner eigenen Neigung, folgte Octavius. Treu ſeiner ſtets beobachteten Staatsklugheit, ſuchte er dem Volke den Wunſch einzuflößen, ihn als unumſchränkten Regenten zu ſehen. Er ſchaffte die Geſetze des Triumvirats ab, verſchönerte die Stadt und beſchäftigte ſich mit Verbeſſerung der während der Bürgerkriege eingeriſſenen Mißbräuche. Am Ende ſeines ſiebenten Conſulats begab er ſich darauf in den Senat, und erklärte in einer wohl ſtudierten Rede ſeine Abſicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erſtaunt über ſeine Mäßigung, beſchwor ihn, die höchſte Gewalt auch ferner zu behalten. Octavius gab dieſen dringenden Bitten nach und fuhr fort, durch den Senat zu regieren. Er erhielt jetzt den Beinamen Auguſtus, der die Hoheit ſeiner Perſon und ſeines Ranges bezeichnete, und vereinigte nach und nach in ſich die Würde eines Imperators oder Oberherrn zu Waſſer und zu Lande, der über Krieg und Frieden entſchied; eines Proconſuls, als welcher er über alle Provinzen geſetzt war; eines beſtändigen Volkstribunen, wodurch ſeine Perſon für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, ſich allen öffentlichen Beſchlüſſen widerſetzen zu können; endlich auch eines Cenſors oder Sittenrichters und eines Pontifex maximus oder Oberhaupts aller religiöſen Angelegenheiten. Die Geſetze ſelbſt wurden ihm untergeordnet, und die Beobachtung derſelben ſeiner Willkür anheimgeſtellt. Zu allen dieſen wichtigen Vorrechten fügte man noch den ehrfurchtgebietenden Titel eines Vaters des Vaterlandes. So groß indeß auch die ihm verliehene Gewalt war, ſo übte ſie Auguſt doch mit weiſer Mäßigung und mißbrauchte ſie nie. Es lag im Geiſte ſeiner Staatsklugheit, die alten Namen und Formen beizubehalten, und er verweigerte es daher ſtandhaft, den durch Sulla und Cäſar verhaßt

gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen. Auguſtus Regierungsgeſchichte iſt ſo reich an Begebenheiten, daß wir uns begnügen müſſen, nur die wichtigſten davon zu berühren. Er führte mehrere Kriege in Afrika, Aſien, und beſonders in Gallien und Hiſpanien, wo er nach großen Anſtrengungen über die Cantabrer triumphirte. Seine Waffen unterwarfen Aquitanien, Pannonien, Dalmatien, Illyrien; ſie hielten die Dacier, Numidier und Äthiopier in Schranken. Mit den Parthern ſchloß er ein Bündniß, dem zufolge ſie Armenien abtraten und die dem Craſſus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Nachdem er zu Lande und zur See die Erde beruhigt hatte, ſchloß er (das drittemal ſeit Roms Erbauung) im J. 744 (10. vor Chr. Geb.) den Tempel des Janus. Aber dieſer Friede ward bald durch die Niederlage des Varus geſtört, der drei Legionen gegen die Germanier unter Hermann (ſ. d.) verlor und verzweiflungsvoll ſich ſelbſt tödtete. Die Nachricht dieſes Unglücks erſchütterte Auguſtus tief. Er ließ ſeinen Bart und ſeine Haare wachſen, und rief oft im äußerſten Schmerz: „O Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Indeß wurden die Deutſchen durch Tiberius in Schranken gehalten, und die Beſorgniſſe, die ſie dem Oberhaupte des römiſchen Reichs erregt hatten, hörten auf. Während des Friedens erließ Auguſtus eine Menge nützlicher Verordnungen, und ſtellte die Mißbräuche in der Verwaltung ab. Er gab dem Senat eine neue Geſtalt, beſchäftigte ſich mit der Verbeſſerung der Sitten, beſonders durch Begünſtigung der Ehen, gab Luxusgeſetze, ſtellte die Kriegszucht bei den Heeren und die Ordnung bei allen circenſiſchen Spielen und den Schauſpielen wieder her, und verſchönerte Rom, das er, wie er mit Wahrheit ſich rühmte, aus Backſteinen erbaut gefunden hatte, und aus Marmor erbaut hinterließ. Er machte mehrere Reiſen, um, wie Vellejus ſagt, allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten; er beſuchte Sicilien und Griechenland, Klein-Aſien, Syrien, Gallien u. ſ. w.; in mehreren Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die Völker errichteten ihm Altäre, und durch ein Decret des Senats ward dem Monat Sextilis der Name Auguſt gegeben. Zwei Verſchwörungen, die Auguſtus Leben bedrohten, ſcheiterten. Cäpio, Murena, Egnatius wurden mit dem Tode beſtraft. Glücklicher war Cinna, dem Auguſtus verzieh und ihm ſeine Freundſchaft ſchenkte. Dieſe Großmuth vermehrte die Liebe der Römer und verminderte die Zahl der Mißvergnügten, ſo daß dem Beherrſcher Roms nichts zu wünſchen übrig geblieben wäre, hätte ſeine Familie ſich ſeinem Willen eben ſo gefügt, wie die Welt ſich ihm fügte. Die Ausſchweifungen ſeiner Tochter Julia verurſachten ihm großen Kummer, und er zeigte ſich härter gegen diejenigen, welche die Ehre ſeiner Familie verletzt, als gegen diejenigen, die ſein Leben bedroht hatten. Die Geſchichte ſagt, daß er in ſeinem Alter von der Livia beherrſcht wurde, vielleicht der einzigen Perſon, die er wahrhaft geliebt hatte. Er hatte keine Söhne, und verlor durch den Tod, ſowohl ſeinen Schweſterſohn, Marcellus, als ſeine Tochterſöhne, Cajus und Lucius, die er zu ſeinen Nachfolgern beſtimmt hatte. Auch Druſus, ſein Stiefſohn, den er liebte, ſtarb frühzeitig, und Tiberius, der Bruder deſſelben, der ihm ſeiner böſen Eigenſchaften wegen verhaßt war, blieb ihm allein übrig. Dieſe vielen Todesfälle, ſein hohes Alter und ſeine ſtets ſchwächer werdende Geſundheit erweckten in ihm die Sehnſucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reiſe nach Campanien, von deſſen geſunder Luft er ſich eine günſtige Wirkung verſprach; allein zu Neapel mehrte ſich

ſein Uebelbefinden. Er eilte nach Rom zurück, aber noch ehe er daſelbſt ankam, ereilte ihn der Tod zu Nola den 19ten Aug. des J. 14 nach Chr. Geb. in einem Alter von 76 Jahren, und im 45ſten Jahre ſeiner Alleinherrſchaft. Als er die Annäherung ſeines Todes fühlte, forderte er, wie erzählt wird, einen Spiegel, ordnete ſein Haar und fragte die Umſtehenden: „Habe ich meine Rolle gut geſpielt?“ Auf die bejahende Antwort fuhr er fort: „ſo klatſcht in die Hände, ſie iſt aus!“ — Wäre dieſer letzte Zug aus dem Leben Auguſtus zuverläſſig, ſo würde er hinreichen, ſeinen Charakter, ſeine Politik und ſelbſt ſein Glück zu erklären. Gewiß iſt es, daß ſein Betragen ſtets abgemeſſen und überlegt war, und daß er die große Gabe beſaß, mitten unter den Stürmen der Herrſchaft kalt und unerſchüttert zu bleiben. Geſchickt ſeine Plane verbergend, benutzte er die Leidenſchaften wie die Talente anderer, um jene zu erreichen. Er beſiegte Brutus durch Antonius, und dieſen durch Agrippa. Mehrmals wechſelte er die Parteien, nie ſeine Plane, und wußte eine Herrſchaft ſich antragen, ja aufdringen zu laſſen, die ſtets das Ziel aller ſeiner Beſtrebungen geweſen. Aber man darf zu ſeinem Lobe nicht verſchweigen, daß er ſeine Macht mit Weisheit gebrauchte, und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch ſeine Regierung ſich auszeichnete, ging von ihm aus. Er belebte den Ackerbau und begünſtigte die Künſte. Mit einem feinen Geſchmack und gewandten Geiſt begabt, liebte und ſchätzte er die Wiſſenſchaften und übte die Dichtkunſt ſelbſt, ſo daß er nicht unwerth war, einem Zeitalter ſeinen Namen zu geben, das in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts ſich durch geiſtige Bildung auf das vortheilhafteſte auszeichnet. Sein Tod verſetzte das Reich, das er in ſeiner Jugend beunruhigt hatte, in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei, und errichtete ihm Tempel und Altäre.

Aureng-Zeyb (Zierde des Throns) ward am 20ſten Oct. 1619 geboren. Damals war ſein Großvater Djehanguyr auf dem Throne von Hindoſtan, und hatte eine ſolche Freude über den Zuwachs ſeiner Familie, daß er ihm dieſem Namen beilegte. Als er 9 Jahre alt war, kam ſein ſchwacher und unglücklicher Vater Shah-Djehân zur Regierung, und Aureng-Zeyb kündigte damals durch ſein ernſtes Äußere, durch ſein häufiges Beten und durch ſeinen Hang zur Einſamkeit, ſeine verſteckte Heuchelei, ſeine Vorſicht und ſeine weit hinausgehenden Plane an. Er ließ ſich unter die Fakirn aufnehmen, trug ihre Kleidung, und zeigte die Neigung, ſich nach Medina zum Grabe des großen Propheten zu begeben. Aber im 20ſten Jahre legte er den Koran, den er immer unter dem Arme getragen, bei Seite, führte mit Glück und Geſchicklichkeit eine Anzahl Truppen an, und erhielt die Statthalterſchaft von Dekhan. Hier wollte er einſt den Fakirn einen Beweis ſeiner Liebe und Freundſchaft geben, bat ſie zu einem großen Gaſtmahle, und nöthigte ſie, ſo ſehr ſie ſich auch ſträubten, neue, anſtändigere Kleidung anzuziehen. Die alten Gewänder ließ er verbrennen, und man fand darin eine Menge Gold- und Silberſtücke, die ihm gute Dienſte thaten, als er mit ſeinem Bruder Krieg führte. Er veruneinigte ſeine Brüder, unterdrückte mit Hülfe des einen den andern, und lockte ſeinen Vater in das Innere ſeines Harems, woſelbſt er ihn gefangen hielt. Dann ließ er einen nach dem andern umbringen, beſtieg im J. 1659 den Thron von Hindoſtan, und nahm den Namen Aâlem Guyr an. Wie grau-

ſam die Mittel auch geweſen waren, deren er ſich zur Erreichung ſeines Zweckes bedient hatte, ſo regierte er dennoch mit vieler Weisheit, beförderte den Wohlſtand ſeines Volks, ſah ſtreng auf die Verwaltung des Rechts und auf Sittlichkeit, und ſuchte ſeine eigene Macht zu begründen. Zwei Söhne, die verſucht hatten, ſich eine Partei im Staate zu machen, ließ er feſtſetzen und durch langſam tödtendes Gift hinrichten. Er führte viele Kriege, eroberte Golconda und Viſapur, und vertrieb nach und nach die Maratten ganz aus ihrem Vaterlande. Er ſtarb den 21ſten Febr. 1707, im 51ſten Regierungsjahre. Nach ſeinem Tode gerieth das Reich der Mongolen in Verfall. Es brachen ſogleich Kriege zwiſchen ſeinen Söhnen aus, und mehrere eroberte Provinzen ſuchten ſich unabhängig zu machen.

Aurikel (Primula auricula), eine beliebte Gartenblume, die mit den Primeln verwandt iſt. In den ſüdlichſten Gegenden von Deutſchland wächſt ſie wild auf hohen Bergen und an ſchattigen, feuchten Orten. Durch die Cultur hat ſie an Schönheit und Farbenpracht ſehr gewonnen. Ihr Geruch iſt ſehr angenehm und lieblich. Sie blüht im April und Mai, oft auch im Herbſte zum zweitenmal. Man pflanzt ſie entweder durch Abſenker oder durch Samen fort, letztere Art der Fortpflanzung fordert aber großen Fleiß. In einigen Gegenden iſt ſie bekannter unter dem Namen Aurikel-Schlüſſelblume.

Aurora (griech. Eos), Hyperions und der Thia Tochter, und Schweſter des Helios und der Selene. Sie war mithin eine der alten Gottheiten aus dem Titanengeſchlechte, behielt aber auch unter den neuen Göttern ihren Glanz. Dem Titanen Aſträus, einem Sohne des Krius, gebar ſie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, den Morgenſtern und die Geſtirne. Sie fährt, von den göttlichen Roſſen Lampus und Phaeton gezogen, aus den Tiefen des Oceans empor, und hebt mit Roſenfingern den Schleier der Nacht, der Welt leuchtend, bis der Glanz des Tages ſie verſcheucht. Unter den Sterblichen, deren Schönheit die Göttin feſſelte, nennen die Dichter beſonders Orion, Tithon und Cephalus.

Ausbeute, im Bergweſen, iſt der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Beſitzer der Kuxe, nach Abzug aller Koſten. Dieſer Gewinn wird gewöhnlich in Speciebus bezahlt, welche Ausbeutethaler heißen.

Ausbruch, die edelſte Sorte des Ungarweins.

Ausdruck, im figürlichen Sinne, bedeutet die völlig angemeſſene Veräußerung eines inneren Zuſtandes. Die Mittel dazu, Worte, Töne, Mienen, Geberden, welche man in der gewöhnlichen Sprache wohl auch Ausdruck nennt, ſind davon ſorgfältig zu unterſcheiden. Worte, als Zeichen der Vorſtellungen, ſind noch keine Ausdrücke, ſie werden es nur im Zuſammenhange und durch die erforderliche Beſchaffenheit. Außer dem Zuſammenhange iſt in der Sprache eigentlich nichts Ausdruck als Interjection. Sollen ſich Wörter als Ausdruck bewähren, ſo gilt es die Unterſuchung, ob ſie genau dem entſprechen, was der Darſtellende uns durch ſie mittheilen wollte. Dies iſt aber nur aus dem Zuſammenhange erkennbar; das einzelne Wort erweckt nichts in uns als die bloße Vorſtellung, die, für ſich betrachtet, weder wichtig noch unwichtig iſt, ſondern beides erſt durch die Verbindung wird, worin ſie erſcheint. Eben ſo wenig iſt Ausdruck mit Nachdruck zu verwechſeln, wie ſo häufig von denen geſchieht, die Ausdruck nur in dem Starken, Kraftvollen finden, und daher einem Pathos nachjagen, das wegen ſeiner Unnatur höchſt mißfällig wird. —

Wir haben den Ausdruck die völlig angemeſſene Veräußerung eines innern Zuſtandes genannt. Es liegt uns ob, einmal das gebrauchte Wort Zuſtand zu rechtfertigen, und dann zu zeigen, worin die völlige Angemeſſenheit beſteht. — Wir ſetzen hier, wie gewöhnlich, den Zuſtand der Beſchaffenheit, das Vorübergehende dem Beharrlichen entgegen, um anzudeuten, daß beim Ausdruck nicht die allgemeine Art geiſtiger Mittheilung, ſondern eine beſondere, von jener etwas unterſchiedene, ſtatt finde. Der Unterſchied wird ſich durch Beobachtung leicht finden laſſen. Wenn wir von einem Geſichte, von einem Bildniß ſagen, daß es Ausdruck habe, ſo wollen wir damit nichts anders ſagen, als: dies iſt nicht blos die allgemeine Form eines menſchlichen Geſichts überhaupt, ſondern die dem Individuum, welchem es angehört, inwohnende Seele kündigt ſich in den Zügen dieſes Geſichts, dieſes Bildniſſes, an. Demnach beſtünde der Ausdruck in Ankündigung, Offenbarung von Seele, und jedes Wort, jeder Ton, jede Bewegung würde ein Ausdruck ſein, inſofern uns dadurch die Seele enthüllt wird. Seele aber iſt das Beharrliche, und folglich Ausdruck die Offenbarung eines Seelenzuſtandes, und zwar des Zuſtandes eines von einem Gegenſtande lebhaft gerührten, von ihm durchdrungenen und begeiſterten Gemüths. Dieſe Offenbarung aber muß völlig angemeſſen ſein, damit die äußere Darſtellung der innern ſo entſpreche, daß genau dieſelben Ideen und Gefühle in dem Geiſte und Gemüthe des empfänglichen Andern entſtehen, wie ſie im Geiſte und Gemüthe des Darſtellenden ſelbſt waren. Fragen wir, welche Eigenſchaften der Ausdruck dazu erfordert, ſo finden wir, daß er in Beziehung auf den Gegenſtand genaue Beſtimmtheit und Anſchaulichkeit, in Beziehung auf den Darſtellenden aber Beſeelung und richtigen Empfindungston haben müſſe. Indem wir aber ſehen, daß die zu machende Veräußerung des oben bezeichneten innern Seelenzuſtandes, worin das Weſen des Ausdrucks beſteht, im eigentlichen Sinne Darſtellung ſei, werden wir auf die Wirkſamkeit der Einbildungskraft hingewieſen, ohne welche wir weder in jenen Zuſtand kommen, noch einer Darſtellung fähig ſind. Den Gegenſtand, welchen wir nicht durch die Einbildungskraft auffaſſen, ſtellen wir uns nicht ſo lebhaft vor, daß wir dadurch in einen beſondern Zuſtand verſetzt werden könnten, und ohne die erhöhte Thätigkeit der Seele in einem ſolchen Zuſtande drängt uns nichts, uns eigentlich auszudrücken. Alles dieſes zuſammenfaſſend, kann man ſagen, Ausdruck ſei beſeelte Darſtellung eines durch die Einbildungskraft aufgefaßten Gegenſtandes, gemäß der Beſchaffenheit und Wirkſamkeit deſſelben, in dem Zuſtande eines zu lebhafter Thätigkeit aufgeregten Gemüths. — Er iſt ſchon ſeiner Natur nach äſthetiſch, und in allen ſchönen Künſten nicht ſeinem Weſen, ſondern nur den verſchiedenen Darſtellungsmitteln nach verſchieden. Die jeder Kunſt eigenthümlichen Mittel des Ausdrucks beſtimmen ihre Sphäre.

Ausdünſtung iſt die, durch Einwirkung des Wärmeſtoffs hervorgebrachte Umwandlung flüſſiger und feſter Körper in elaſtiſche Flüſſigkeiten. Setzt man z. B. Waſſer der Hitze aus, ſo legen ſich anfangs Bläschen an den Wänden des Gefäßes an, welche nach und nach zur Oberfläche aufſteigen und hier zerplatzen. Dieſe Bläschen erheben ſich um ſo häufiger, je ſtärker die Hitze iſt. Sie machen den Dampf des Waſſers aus, der in die Luft ſteigt und dort Wolken bildet. Aber auch im bloßen Sonnenſchein und ohne denſelben in freier Luft, verdunſtet das Waſſer, ſo wie jede andere Flüſſigkeit.

Die allgemeine Urſache der Ausdünſtung iſt die Wärme; bei den verſchiedenen Subſtanzen aber werden verſchiedene Grade derſelben erfordert. Das Waſſer, das überhaupt der Ausdünſtung ſtark unterworfen iſt, verdunſtet ſchon bei ſehr mäßiger Wärme, und bei der ungeheuren Menge, in welcher es über die Erde verbreitet iſt, läßt ſich mit hoher Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß dadurch die wichtigſten Veränderungen in unſerer Atmoſphäre veranlaßt werden. Man hat, um die Ausdünſtung des Waſſers zu meſſen, eigne Inſtrumente (Ausdünſtungsmeſſer), Atmometer, erfunden (z. B. Keſſel, die mit Waſſer angefüllt, und bis zu einem gewiſſen Grade erhitzt werden; Leinwand in Rahmen ausgeſpannt u. ſ. w.), deren Ergebniſſe jedoch ziemlich unſicher geblieben ſind. Wenn man annimt (wozu die angeſtellten Verſuche berechtigen), daß die jährliche Verdünſtung im Durchſchnitt 30 Zoll beträgt (d. h. daß der wieder in Waſſer verwandelte Dampf die betreffende Oberfläche bis zu einer Höhe von 30 Zoll bedecken würde), ſo würden, die Oberfläche aller Gewäſſer auf unſerer Erde zu 4 Millionen geographiſcher Q. M. angenommen, jährlich 200 Kubikmeilen Waſſer in Dämpfe verwandelt, welche Maſſe noch vergrößert wird, wenn man hinzurechnet, was die feuchte Erde und das ganze Thier- und Pflanzenreich an wäſſerigen Theilen ausdünſten. Im Sommer iſt allerdings die Ausdünſtung beträchtlich ſtärker als im Winter, doch iſt ſie in der kalten Jahreszeit nicht ſo unbedeutend, wie man aus der geringen Menge des alsdann fühlbaren Wärmeſtoffs ſchließen ſollte. Selbſt innerhalb der Polarkreiſe hört die Ausdünſtung nicht ganz auf, denn auch das feſte Eis dünſtet an der freien Luft noch aus. Die Erſcheinung der Ausdünſtung zu erklären, ſind verſchiedene Hypotheſen aufgeſtellt worden, die man in zwei Claſſen theilen kann. Nach der einen iſt ſie nämlich nichts anders, als ein geringer Grad der Verdampfung, d. h. der Umwandlung der Flüſſigkeiten in elaſtiſche Dämpfe, nach der andern hingegen eine wahre Auflöſung der Flüſſigkeiten in der Luft. Letztere Meinung iſt beſonders von de Luc mit triftigen Gründen beſtritten worden. Nach ihm erfolgt die Ausdünſtung, indem ſich das Waſſer mit dem Wärmeſtoff verbindet, ohne ſich in der Luft aufzulöſen. Der Hauptgrund für dieſen Satz iſt, daß bei jeder Verdünſtung einer tropfbaren Flüſſigkeit Kälte erzeugt wird. Kälte iſt nichts anders, als Entfernung oder Verbrauch des Wärmeſtoffs. Wenn nun bei Verdünſtungen Wärmeſtoff verbraucht, d. h. mit dem verdünſteten Waſſer verbunden wird, ſo muß dieſer Verbrauch nothwendig eine merkliche Kälte in der Luft erzeugen. Nach de Luc trägt auch die Luft zur Ausdünſtung nicht nicht nur nichts bei, ſondern ihr Druck iſt derſelben mehr hinderlich. Ohne dieſen Druck würde dieſelbe Waſſermenge weit weniger Wärmeſtoff zum Verdünſten erfordern; wie denn die Erfahrung lehrt, daß Waſſer in luftleerem Raume ſtärker und ſchneller verdünſtet, als an der Luft, und, nach Sauſſure, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Ausdünſtung auf Bergen, bei dreimal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr denn doppelt ſo groß iſt, als im Thale. De Luc ſetzt ein Maximum der Verdampfung für jede Temperatur feſt, d. h. wenn in einem gewiſſen Raume, er mag voll Luft oder luftleer ſein, elaſtiſche Dämpfe ſich erhalten ſollen, muß auch dieſer Raum ſelbſt die Temperatur des verdünſteten Waſſers haben. Kommen die Dämpfe in eine kältere Luftſchicht, ſo ſetzen ſie darin einen Theil ihres Wärmeſtoffs ab, wodurch nun ein Theil der Dämpfe zerſetzt und wieder zu Waſſer wird, welches äußerſt fein;

ſichtbarwerdende Bläschen bildet. — Unter Ausdünſtung des thieriſchen und menſchlichen Körpers verſteht man 1) diejenige Verrichtung der Haut, mittelſt welcher in dem dichten Netze von Haargefäßen derſelben beſtimmte flüſſige Stoffe aus dem Blute abgeſondert, in Dunſt (oder in einen feinen Duft) verwandelt und als ſolcher durch die Öffnungen der Haut (die ſogenannten Schweißlöcher, Poren) ausgehaucht werden; 2) zuweilen auch dieſe abgeſonderten und durch die Thätigkeit der Haut aus dem Körper ausgeſchafften Stoffe ſelbſt. Dieſer Duft iſt unter den gewöhnlichen Verhältniſſen ſo fein, daß man ihn mit bloßen Augen nicht ſehen kann, daher man ihn auch die unmerkliche Ausdünſtung nennt, er wird aber ſichtbar, wenn man die Hand an ein kaltes Glas oder polirtes Metall hält, auch wenn man bei kalter Temperatur ſtark ausdünſtet, oder wenn ſich bei noch mehr verſtärkter Ausdünſtung dieſer Duft nicht in der Luft ſchnell genug auflöſt, ſondern in Tropfen als Schweiß auf der Haut ſammelt. Dieſe Ausdünſtung durch die Haut hat die meiſte Ähnlichkeit mit dem aus den Lungen ausgehauchten Dunſt, mit der Abſonderung der Häute und Membranen innerer Höhlen des Körpers, der Bauch- und Bruſthöhle, mit denen ſie auch in einigem Zuſammenhang zu ſtehen ſcheint. Noch inniger ſind dieſe Verhältniſſe mit den abſondernden Häuten der Naſenhöhle, der Lungen, des Magens und der Gedärme, welche im Grunde als eine Fortſetzung der äußern Haut anzuſehen ſind. Die Abſonderung dieſer innern Häute, wozu ſich noch die Nieren und die dazu gehörigen Ausſonderungswerkzeuge geſellen, ſteht daher auch in Wechſelwirkung mit der Ausdünſtung der Haut, ſo daß letztere als wichtiges Hülfswerkzeug für jene, beſonders für die Lungen anzuſehen iſt. Dieſe Wichtigkeit leuchtet noch mehr hervor, wenn man bedenkt, daß die ganze Hautoberfläche eines erwachſenen Menſchen wenigſtens 16 Quadratfuß enthält, und deshalb die Menge der unaufhörlich ausdünſtenden Stoffe ſehr beträchtlich ſein muß, welches ſich auch durch die genauen Beobachtungen des Sanctorius (Venedig 1611) vollkommen beſtätigt, welcher einen großen Theil ſeines Lebens auf der Wage zubrachte, und nicht nur alle Speiſen und Getränke, die er zu ſich nahm, ſondern auch alle Abgänge genau wog und berechnete, und dadurch die Erfahrung machte, daß nicht nur von den Flüſſigkeiten, ſondern ſelbſt von den feſtern Nahrungsſtoffen, welche der Menſch zu ſich nimt, ein beträchtlicher Theil durch die Ausdünſtung wieder aus dem Körper geht. Die Ausdünſtung hat zwei für das Beſtehen des Körperbaues ſehr bedeutende Gegenſtände zu ihrem Zweck. Der eine iſt die Reinigung des Blutes von gewiſſen ſchädlichen und überflüſſigen Stoffen. Außer den durch zufällige Umſtände in die Blutmaſſe übergegangenen zuſammengeſetzten Stoffen, von beſondern Nahrungsmitteln, z. B. Zwiebelgewächſen u. a. m., werden aus dem Blute Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und hauptſächlich der Überſchuß an Stickſtoff durch die Ausdünſtung mittelſt des Wärmeſtoffs in Gas und Duft verwandelt und aus dem Körper geſchafft. Die Umwandlung ſogar zuſammengeſetzter, organiſcher, feſter Stoffe in gasförmige Ausdünſtung wird in manchen Krankheiten, beſonders im Fieber, ſo außerordentlich vermehrt und beſchleunigt, daß der ſtärkſte Menſch in wenigen Tagen ganz abmagern kann, ohne andern Abgang als durch die Haut zu haben. Der andere Zweck der Ausdünſtung iſt die Erhaltung des gleichmäßigen Wärmegrades in dem Körper und Verminderung der übermäßig ſich erhöhenden Hitze in demſelben. Jeder lebende Körper hat ſeinen eigenthümlichen Stand der Wärme,

welcher ſich im Ganzen genommen gleich bleibt, ſeine Umgebung mag noch ſo warm oder kalt ſein. Die Temperatur des Menſchen ſteht ungefähr von 32 bis 34° (Réaumur). Da bei der Ausdünſtung durch Verflüchtigung der Stoffe (ſ. oben) viel Wärmeſtoff verbraucht wird, ſo iſt ſie ein bedeutendes Abkühlungsmittel für den Körper, und eine Ableitung für die im Innern unaufhörlich ſich erzeugende Wärme. Je mehr äußere Wärme auf den Körper wirkt, oder je mehr durch andere Urſachen, z. B. hitzige Getränke, Bewegung, die innere Wärmeerzeugung verſtärkt wird, deſto vermehrter wird die Ausdünſtung, und alſo auch deſto ſtärker die Ableitung der Wärme. Wirkt große Kälte von außen auf den Körper, ſo wird die Hautverrichtung geſchwächt, die Ausdünſtung geht langſamer von ſtatten, der Wärmeſtoff wird ſparſamer verbraucht, ſammelt ſich daher im Körper mehr an. Daher magern die Menſchen gewöhnlich im Sommer ab, und nehmen im Winter wieder zu, weil in jenem die verſtärkte Ausdünſtung mehr Stoffe aus dem Körper auflöſt und fortſchafft, als im Winter. Daher kühlt ſich der Menſch durch den Schweiß ab, und fühlt ſich in der trocknen Fieberhitze erquickt, ſobald ein kritiſcher Schweiß hervorbricht. Wird aber die Ausdünſtung auf längere Zeit unterbrochen, oder doch geſtört, ſo müſſen auch die Folgen davon höchſt nachtheilig für die Geſundheit und ſelbſt für das Leben des Menſchen werden. Dieſe Folgen haben großentheils ihren Grund in dem nahen Verhältniſſe des Geſchäfts der Haut zu den innern Abſonderungen, und ſind um ſo hartnäckiger und verderblicher, je anhaltender die Unterdrückung der Hautausdünſtung iſt. Die vermehrte innere Wärme erzeugt ſehr oft Fieber; auch werden die ſchädlichen Stoffe im Blute angehäuft, von welchen daſſelbe befreit werden ſollte, daher es von ſeiner natürlichen Beſchaffenheit abweicht und als regelwidriger Reiz wirkt. Endlich wird die Verrichtung anderer abſondernden Werkzeuge übermäßig vermehrt, weil ſie das Geſchäft der Haut zum Theil mit übernehmen, daher ſtellen ſich nach Erkältung ſo oft Schnupfen, Halsbräune, Huſten, auch bedeutende innere Entzündungen, ferner Durchfall, Harnruhr, Waſſerſucht, langwierige Rheumatismen u. dgl. m. ein.

Ausfall. Zur guten Vertheidigung einer Feſtung gehören, wenn nicht beſondere Rückſichten zum Gegentheil beſtimmen, öftere Ausfälle, um den Feind entfernt zu halten und ſeine Belagerungsarbeiten zu zerſtören. Man theilt ſie in große und kleine, und dieſe wieder in äußerliche und innerliche, jene außerhalb, dieſe innerhalb des bedeckten Weges. Große Ausfälle geſchehen, wenn der Feind noch an dem zweiten Waffenplatz (der zweiten Parallele) arbeitet; eine größere Entfernung würde die ausfallende Mannſchaft zu ſehr der Gefahr, abgeſchnitten zu werden, ausſetzen. Sie finden auch wohl in dem Falle ſtatt, wenn mehr Vertheidiger da ſind, als man füglich ernähren kann. Ihr Nutzen iſt ſehr groß, ja ſie können bei einem ſchwachen Belagerungsheer, oder wenn ein zum Entſatz der Feſtung heranrückendes Heer den Belagerer zu eben der Zeit angreift, entſcheidend werden. Am vortheilhafteſten werden ſie nach Mitternacht und bei Regenwetter unternommen; der Belagerer iſt dann ermüdet und wird durch die Dunkelheit verhindert, den Angriff und deſſen Stärke mit Sicherheit zu beurtheilen. Durch kleine Ausfälle von höchſtens 40 Mann, die mit vielem Geräuſch hervorbrechen, ſucht man den Feind blos aus den Laufgräben zu locken, um ihn unter das Feuer der Feſtung zu bringen. Das Verjagen der Arbeiter iſt dabei nur

Nebenabſicht. Eben ſo beunruhigt man den Belagerer durch kleine Ausfälle von derſelben Stärke, wenn er ſchon im letzten Waffenplatz oder noch näher iſt, ſucht ſeine Arbeiten zu vernichten u. ſ. w. Iſt der Feind ſehr nahe, ſo ſchleichen zehn, auch mehrere Soldaten herbei, ſpringen mit Geſchrei auf die feindlichen Werke, werfen Granaten nebſt anderm Feuerwerk hinein und ziehen ſich eilig wieder zurück. Ferner fällt man aus, wenn der Feind ſich auf dem Glacis feſtzuſetzen ſucht, ſich der Breſche nähert u. ſ. w. Endlich macht der Belagerte auch Ausfälle auf den Übergang über den Graben, um die Schulterwehr deſſelben zu zerſtören, die Faſchinen zu verbrennen u. ſ. w.

Ausgabe oder **Herausgabe** eines Buchs heißt deſſen Druck und Bekanntmachung. Überhaupt verſteht man unter einer Ausgabe in dieſem Sinne einen Abdruck und unterſcheidet bei Werken, die mehrmals gedruckt werden, eben ſo viele Ausgaben, eine erſte, zweite, dritte u. ſ. w. Iſt ein Werk in ſeinen verſchiedenen Auflagen unverändert geblieben, ſo kann der Vorzug der einen vor der andern nur in der größern Richtigkeit und Schönheit des Drucks und in der beſſern Beſchaffenheit des Papiers beſtehen. Bei Werken, welche in den folgenden Ausgaben verbeſſert und vermehrt worden, zieht man in der Regel die jedesmal neueſte Ausgabe den ältern vor. Hier und da finden jedoch Ausnahmen ſtatt, wozu es einer beſondern Bücherkenntniß bedarf. Vornehmlich ſieht man bei den griechiſchen und römiſchen Claſſikern auf die verſchiedenen Ausgaben derſelben. Ihre Anzahl iſt ſehr groß, ihr Werth beſteht öfter blos in der Seltenheit. Am geſuchteſten ſind die erſten Ausgaben, Editiones principes, weil ſie unmittelbar nach Handſchriften gemacht worden (hierher gehören die Ausgaben des 15. Jahrh., die Aldiniſchen, die Juntiniſchen); ferner kritiſche und mit gelehrten Commentaren verſehene Ausgaben (wie die von den beiden Stephanus u. ſ. w. beſorgten). Andere werden des ſaubern Drucks wegen geſchätzt, wie die Elzevirſchen in Duodez, die Barbouſchen, andere wieder wegen der Pracht, wie die von Baskerville, Didot, Bodoni u. ſ. w. Die Kenntniß der Ausgaben, um ihren Werth richtig zu ſchätzen, Originale von Nachdrucken u. ſ. w. gehörig zu unterſcheiden, erfordert ein eigenes Studium und große Übung. Ein vortreffliches Hülfsmittel zur Kenntniß der Ausgaben der bedeutendſten Bücher iſt Eberts bibliographiſches Lexicon. 2 Bände in Quart. Leipzig 1821 bis 23. Preis 20 Thlr.

Ausgeding nennt man in einigen Gegenden Deutſchlands die Ernährung und dergl., die ſich Ältern vorbehalten (ausbedingen), wenn ſie noch vor ihrem Tode den Kindern ihr Vermögen überlaſſen. Dies geſchieht mittelſt eines geſetzlichen Vertrages, und das Ausgeding hat alle Eigenſchaften und Folgen eines ſolchen.

Auslegung, ſ. **Exegeſe**, **Hermeneutik** und **Interpretation**.

Auſonius (Decius Magnus), der berühmteſte römiſche Dichter des 4. Jahrh., war zu Burdegala (Bordeaux) gegen das J. 309 geboren. Sein Vater Julius, der die Gunſt des Kaiſers Valentinian genoß und aus dem Arzte deſſelben Präfect von Illyrien geworden war, gab ihm eine treffliche Erziehung. Auſonius ſtudierte unter mehreren ausgezeichneten Lehrern, und war anfangs Sachwalter. Da aber ſein Geſchmack ihn zu den ſchönen Künſten zog, nahm er gern den Lehrſtuhl der Grammatik an, der ihm an der Schule ſeiner Vaterſtadt angeboten ward. Bald darauf erhielt er den Lehrſtuhl der Beredſamkeit. Er verſammelte eine ſo große Anzahl von Schülern

um ſich, daß ſein Ruf ſich durch das ganze Reich verbreitete. Valentinian vertraute ihm die Erziehung ſeines Sohns Gratian an, und ernannte ihn ſpäterhin zum Quäſtor und Präfectus Prätorio. Als Gratian den Thron beſtiegen hatte, bezeigte er ſich nicht minder dankbar gegen ſeinen Lehrer. Gegen das Jahr 370 ernannte er ihn zum Conſul in Gallien. Nach dem Tode Gratians zog ſich Auſonius auf ein Landgut bei Bordeaux zurück, theilte hier ſeine Zeit zwiſchen ſeinen Freunden, den Wiſſenſchaften und ländlichen Freuden, und ſtarb um das Jahr 394. Da Valentinian der chriſtlichen Religion zugethan war, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Auſon ebenfalls dieſe Religion bekannte; auch beweiſen dies mehrere ſeiner Gedichte. Die Kritiker ſind über den dichteriſchen Werth des Auſonius nicht einig; unläugbar iſt er geiſtreich und gelehrt, aber Styl und Versbau haben bei ihm die Mängel des Zeitalters, und ſeine Latinität iſt unrein; mit Unrecht hat man ihm den Vorwurf der Unſittlichkeit gemacht. Mit einem Wort, Auſonius kann nicht als Muſter gelten, verdient aber deſſen ungeachtet einen ehrenvollen Platz unter den ſpätern lateiniſchen Dichtern. Man hat von ihm Epigramme, Idyllen, Eklogen, Briefe in Verſen und eine Rede an Gratian. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind, Bordeaux 1580, 4., Heidelberg, 2 Bände, 8., Amſterd. 1671, 8. und Paris 1730, 4.

Auſpicien, ſ. Augur und Augurien.

Ausſatz, eine bösartige, hartnäckige und gefährliche Hautkrankheit, zwar eigentlich im Morgenlande, beſonders in Ägypten und Paläſtina zu Hauſe, jedoch ſchon früh durch römiſche Heere nach Italien gebracht, und ſpäterhin durch die nach Europa zurückkehrenden Kreuzfahrer noch mehr im Abendlande verbreitet. Was die Alten alles zu dem Ausſatz rechneten, ſcheinen mehrere hartnäckige Hautausſchläge geweſen zu ſein, welche nach dem Clima und der Lebensweiſe der Völker verſchiedene Formen und Grade der Bösartigkeit hatten. Die griechiſchen und arabiſchen Ärzte kannten verſchiedene Hautausſchläge, welche zwar auch ſehr hartnäckig waren, doch nicht in dem Grade, wie der eigentliche vollendete Ausſatz, und nicht ſo anſteckend, auch nicht ſo gefährlich; indem es bei dieſem oft ſo weit kam, daß ganze Glieder abfaulten. Das Vorzeichen deſſelben war nach den verſchiedenen Climaten verſchieden, und beſtand theils in allen jenen unbeſtimmten Ausſchlägen, Flecken, Flechten und Grinden, theils und beſonders aber in einer dunkeln Röthe der Haut und des Geſichts (die arge Röthe genannt). Der vollendeten Ausſatzarten ſind nach Henslers Unterſuchungen drei: 1) der räudige Ausſatz, Lepra und Pſora bei den Griechen, wahrſcheinlich Hiobs Krankheit; 2) der weiße Ausſatz, Zaraah bei Moſes, der in ſeinem letzten Zeitraum in die Lepra Tyria der Abendländer übergeht. Dieſe beiden Hautausſchläge ſind theils dunkle derbe Rauden, oder feine weiße ſtaubige Grinde, und ſo bösartig, daß ſie nur ſehr ſchwer eine Heilung zulaſſen; 3) der allgemeine knollige Ausſatz, Elephantiaſis der Griechen und Römer, iſt jetzt noch beſonders auf den weſtindiſchen Inſeln zu finden. Er iſt der ſchwierigſte von allen; es entſtehen wenig Rauden und Grinde auf der Haut, ſondern dieſe wird durchaus, beſonders im Geſichte, in Knollen umgewandelt. Er ſcheint weniger mit Jucken und Brennen das bei den andern unausſtehlich iſt, verbunden zu ſein, daher ihn auch die Abendländer den ruhigen Ausſatz nannten; iſt aber ganz unheilbar. Auch in den Nordländern iſt ein eigner Ausſatz zu Hauſe, der eben ſo bösartig iſt, wie der tropiſche. (S. d. Art. Haut-

krankheiten.) Der abendländiſche Ausſatz iſt in Europa wieder verſchwunden, indem durch die vielen errichteten Ausſatzhäuſer der großen Anſteckbarkeit deſſelben Grenzen geſetzt wurden, auch durch das Aufhören der Kreuzzüge die Gemeinſchaft mit den Morgenländern verringert und endlich größtentheils aufgehoben wurde. In weiterer Bedeutung nennt man zuweilen auch weitverbreitete anſteckende krebshafte Geſchwüre auf der Oberfläche des Körpers, ferner die Finnen bei den Schweinen, Ausſatz. Die Räudigkeit der Bäume, wenn der Stamm mit Flechten überzogen iſt, wird zuweilen, aber uneigentlich, ebenfalls Ausſatz genannt. H.

Ausſchnitt iſt in der Geometrie derjenige Theil einer Cirkelfläche, der durch zwei Radien und ein Stück des Umfanges (der Peripherie) eingeſchloſſen wird.

Außenwerke ſind alle Werke einer Feſtung, die außerhalb des Hauptwalls in oder jenſeit des Hauptgrabens liegen. Sie haben den Zweck, den Angriff auf den Hauptwall aufzuhalten, die Schüſſe gegen denſelben aufzufangen, und ihm Seitenvertheidigung zu geben. Alle Außenwerke müſſen daher ſo eingerichtet ſein: 1) daß ſie der Feind angreifen muß, ehe er zum Hauptwalle gelangt; 2) daß ſie dem Hauptwall Seitenvertheidigung geben; 3) daß ſie den außerhalb des Glacis errichteten Batterien des Feindes alle Stellen der Futtermauer des Hauptwalls vollkommen verdecken; 4) vom Hauptwall aus eingeſehen werden. Meiſt, jedoch nicht immer, ſind ſie einige Fuß niedriger, als der Hauptwall. Die gewöhnlichſten Außenwerke ſind a) die Grabenſchere (Grabentenaille), liegt im Graben zwiſchen zwei Baſtions vor der Courtine und hat gewöhnlich die Form eines eingehenden Winkels. b) Das Ravelin (Demilüne), ein großes Werk in Form eines ausgehenden Winkels, ehemals halbmondförmig, woher der Name, liegt vor der Grabenſchere, die es nebſt dem Thor deckt. Es iſt das wichtigſte Außenwerk und der Schlüſſel zum Hauptwall. Neben ihm liegen zuweilen c) Lünetten (Brillen), kleine, ähnlich geformte, wenig bedeutende Werke. d) Contregarden (Couvrefacen), liegen zur Deckung der Bollwerksfacen zuweilen in Form eines ausgehenden Winkels vor dem Bollwerk. — Jenſeit des Hauptgrabens, jedoch durch ihren Graben mit ihm verbunden, liegen zur Feſthaltung irgend eines wichtigen Punctes e) Hornwerke, die aus zwei halben mit einer Courtine verbundenen Baſtions, die wieder durch zwei Flügel, d. h. Wälle mit Graben an der Feſtung hängen, beſtehn. f) Kronwerke, wo ſtatt zwei halben eine ganze und zwei halbe Baſtions angelegt ſind. g) Scheren beſtehen aus einem eingehenden Winkel, der durch Flügel an der Feſtung hängt. Sind zwei eingehende Winkel vorhanden, ſo heißt das Werk h) eine doppelte Schere. Sind die Flügel nicht parallel, ſondern convergirend oder divergirend, ſo heißen die Scheren i) Schwalbenſchwänze und k) Biſchofsmützen u. ſ. w. — In den Waffenplätzen des bedeckten Wegs, ſo wie faſt in allen andern Außenwerken, liegen oft Werke von verſchiedener Form, die man l) Reduits nennt. Auf oder am Fuße des Glacis liegen oft m) Fleſchen oder n) Lünetten, die eine baſtionähnliche Form haben und nicht mit c zu verwechſeln ſind. Liegen ſolche Werke noch weiter vor, ſo heißen ſie o) detachirte Werke und ſie werden p) zu Forts oder detachirten Forts, wenn ſie 500 Schritt und noch weiter vom Glacis entfernt, größer und ſelbſtſtändiger, meiſt auch hinten geſchloſſen ſind. Man baut ſie neuerdings oft in Form großer caſemattirter Thürme. P.

Ausſüßen heißt in der Scheidekunſt aus einem Körper die darin befindlichen auflöslichen Theile durch Waſchen mit Waſſer hinwegſchaffen, einen Körper von den anhängenden Salztheilen durch Waſſer befreien und reinigen.

Ausſtellung nennen wir die öffentliche Zuſammenſtellung der in einem Lande oder Bezirke von Zeit zu Zeit hervorgebrachten Gegenſtände der Kunſt und des Gewerbfleißes. Weil aber die (ſchöne) Kunſt durch ihre Beziehung auf die höhern Zwecke und Bedürfniſſe des gebildeten Menſchen, vor dem Gewerbfleiße, welcher zunächſt nur auf Vervollkommnung und Verfeinerung künſtlicher Befriedigungsmittel der nothwendigen Bedürfniſſe des äußern Lebens gerichtet iſt, den Vorrang hat, ſo pflegt man öfter von Kunſtausſtellung zu hören. In einem andern und allgemeinern Sinne umfaßt die Kunſt jedoch jede, höhere Geiſtesthätigkeit erfordernde, Bearbeitung und Bildung der von der Natur dargebotenen Stoffe, wodurch ſie zugleich von den Erzeugniſſen eines mechaniſchen Fleißes unterſchieden wird. Da nun die Kunſterzeugniſſe in dieſem weitern Sinne, wie alles Menſchliche, einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig ſind, theils in Hinſicht auf die Tauglichkeit zur Erreichung des äußern Zwecks, theils in Beziehung auf ihre Form, welche dieſem Zwecke immer entſprechender und an ſich ſelbſt wohlgefälliger gebildet werden kann und ſich dadurch zum ſchönen Kunſtwerk erhebt; ſo ſind auch ſie in Verbindung mit jenen der Ausſtellung nicht nur werth, ſondern beide können verbunden Kunſtausſtellungen genannt werden. Der Zweck dieſer Ausſtellung aber leuchtet von ſelbſt ein. Die Werke der Malerei, der bildenden Kunſt und viele Gattungen der Erzeugniſſe des Gewerbfleißes werden in der Einſamkeit gebildet, ſind alſo zunächſt nur für den Künſtler und für einige Wenige vorhanden. Allein dieſe Künſte können, bei einem ſolchen gleichſam einſeitigen Daſein ihrer Werke, nicht wohl gedeihen. Das Kunſtwerk greift in das Leben ein, und ſoll auch fortwährend von dem Leben berührt werden: ja es wird erſt lebendig in der Seele des Anſchauenden. Das wahre Werk der bildenden Kunſt und Malerei ſoll leben und fortbilden in den Seelen der Zeitgenoſſen und der Nachwelt. Es muß alſo ans Licht geſtellt werden. Die Künſtler aber, durch welche die Kunſt entſteht und ſich fortbildet, bedürfen ein Publicum, und müſſen mit demſelben in fortdauernder Wechſelwirkung ſtehen, nicht blos, weil ſie äußerer Unterſtützung bedürfen, und dieſe nur durch einen ehrenvollen Preis ihrer Werke, welcher beſonders durch das Zuſammentreffen der Käufer beſtimmt wird, gewinnen können; ſie bedürfen auch der Aufmunterung und Anregung durch Urtheile der Verſtändigen, zu ihrer Bildung und zum Gedeihen der Kunſt, der Aufforderung zu großen Unternehmungen und volksthümlichen Aufgaben — und dieſes wird ihnen durch Ausſtellungen vollkommen möglich oder wenigſtens erleichtert. Hier können zugleich die Fortſchritte eines Volks in Kunſt- und Gewerbfleißerzeugniſſen (denn von dieſen gilt mehr oder weniger daſſelbe, wo ſie nicht für ſich ſchon einen bedeutenden Nutzen gewähren) am beſten erkannt werden; hier kann die lebendige Theilnahme der Zeitgenoſſen, ſich ermunternd und aufregend zum Beſſern äußern; hier kann durch Aufſtellung des Gleichartigen ein rühmlicher, der Kunſt erſprießlicher Wetteifer vorzüglicher Talente begründet werden; hier lernt der Begüterte, welcher Kunſtkenner und Sammler iſt, den Künſtler kennen, hier iſt Belohnung möglich; hier können ſich die Künſtler gegenſeitig verbinden, und können am beſten durch Vergleichung wahr-

nehmen, woran es einem jeden unter ihnen noch fehlt, worin der gemeinſchaftliche Charakter ihrer Hervorbringungen beſtehe; in wiefern ſie das Gute oder Schlechtere ſich zum Muſter genommen haben; da ſonſt die Anerkennung und Aufregung manchen großen Talents lediglich dem Zufall überlaſſen bleibt. Hierdurch wird, in Verbindung mit den im Staate beſtehenden Kunſtſammlungen, der Geſchmack des Volks ſelbſt fortdauernd ausgebildet, das Beſſere wird von dem Schlechtern, die gute, dauerhafte Arbeit von der täuſchenden leichter unterſchieden, und ſo dem wahren Talente ſeine Laufbahn begründet. Dem Luxus wird durch Hinweiſung auf das wahrhaft Schöne mächtiger als durch Befehle und andere Maßregeln Einhalt gethan, und die Erzeugniſſe des Gewerbfleißes werden immer mehr zur Schönheit erhoben. Aber dann müſſen dieſe Ausſtellungen auch nicht bloße öffentliche Aufſtellungen ſein. Vor allem wird verlangt, daß ſie unter einer kunſtſinnigen, die Anſtalt ehrenden und erhebenden Aufſicht ſtehen. Dieſe Aufſicht gehört dem Staate, und letzterer wird ſie mit Recht den Vorſtehern ſeiner Kunſtakademien und Induſtrieſchulen übertragen. Denn der Staat, ſofern ihm die Bildung ſeiner Bürger überhaupt nicht gleichgültig ſein kann, ſoll auch ihrer äſthetiſchen Bildung ſeine Sorge widmen. Dieſes geſchieht, wenn er, durch hohes Anſehen und Unterſtützungsmittel vor dem Privatmanne ausgezeichnet, die in ſeinen Staaten zerſtreuten Kräfte und Talente durch weiſe, dieſelben richtig würdigende Männer auf den Punct hinzuleiten ſucht, welcher zu einem den Bedürfniſſen des Volks und der Zeit angemeſſenen höhern Ziele führt. Das Anſehen, welches der Staat den Künſten dadurch verleiht, daß er ſich der Aufregung und Begünſtigung der Talente, der möglichen Hebung aller äußern Hinderniſſe eines freien Wirkens, durch Aufgaben zu Denkmälern, vorzüglich der Volksgeſchichte und Religion, und dem Wohlſtande der Nation angemeſſenen Verzierungen und Verſchönerungen der öffentlichen Verſammlungsörter, durch Belohnungen des Ausgezeichneten, und Würdigung des Geleiſteten durch Abſtimmung kunſterfahrner Männer annimt, macht die Kunſt und den Gewerbfleiß zu wahrhaft volksthümlichen Anſtalten und wirkt durch Ernährung Vieler auf das Volk zurück. Dann muß aber auch das Äußere dieſer mit jedem Jahre wiederkehrenden Ausſtellungen des Zweckes würdig, die Anordnung der aufgeſtellten Werke ſinnig, ohne Willkür und Parteilichkeit, die dabei aufzuwerfenden Aufgaben ſinnreich und treffend gewählt, mannichfaltig, der Kunſtſtufe des Volks angemeſſen und der religiöſen und übrigen Bildung nicht widerſprechend ſein. Auch müſſen alle äußeren Störungen von der öffentlichen Beſchauung entfernt ſein, und Unſittlichkeiten, welche ſich laut und öffentlich äußern, aus dieſen Vorhallen der höhern Bildung verbannt werden. — Kunſtausſtellungen, dieſem Ideale bald mehr, bald minder nahe, finden wir in den Hauptſtädten der gebildetſten Länder, als den Mittelpuncten höherer und geſelliger Bildung, z. B. in London, Paris, ſeit 1812 eine Ausſtellung der Werke vaterländiſcher Künſtler in Wien, welche ſich der Akademie der bildenden Künſte daſelbſt anſchließt. (Man ſehe die treffliche Rede, mit welcher der öſterreichiſche Staatsminiſter Graf von Metternich dieſe Anſtalt eröffnete. N. Leipzig. Literaturzeitung Nr. 65, 1813, und Fr. Schlegels deutſch. Muſeum Märzheft 1813); ferner in Berlin, Dresden, München und vor einiger Zeit unter Göthes Leitung in Weimar. T.

Auſterlitz, ein Städtchen in der fürſtl. Kaunitz-Rittbergſchen Herrſchaft gleiches Namens, im brünner Kreiſe in Mähren, 2 Meilen

öſtlich von Brünn, iſt bekannt durch die Schlacht bei Auſterlitz am 2ten Dec. und den Waffenſtillſtand von Auſterlitz am 6ten Dec. 1805. Beide ſind als Wendepuncte in Europas Schickſal und Napoleons Erhebung, welthiſtoriſche Ereigniſſe, deren nächſte Folge der presburger Friede, die Hauptfolge aber der Untergang des deutſchen Reichs und Preußens Demüthigung war. Denn der Sieg bei Auſterlitz vereitelte nicht allein Pitts großen Plan, Frankreichs Macht durch brittiſch-ruſſiſch-öſterreichiſche Waffen in die Grenzen zurückzuführen, welche zehn Jahre ſpäter der pariſer Friede ihr anwies, ſondern er gründete auch recht eigentlich durch franzöſiſche Diplomatik verdoppelt, Napoleons Continental- und Föderativſyſtem. — Napoleon hatte nach Macks Capitulation in Ulm (den 19ten Oct.), unaufgehalten bei Lambach und Mariazell und von den Öſterreichern unter Meerveldt, und bei Dürnſtein von den Ruſſen unter Kutuſow, am 13ten Nov. Wien beſetzt, und ſogleich der Donaubrücke nach Mähren ſich bemächtigt, indem der Fürſt Auersberg, welcher ſie abbrennen ſollte, durch angebliche Friedensverhandlungen ſich täuſchen ließ. Dadurch geſchah es, daß Marſchall Lannes ſchon am 15ten das ruſſiſche Heer unter Kutuſow erreichte, der, um ſich zu retten, die Nachhut von 6000 Mann, welche Fürſt Bagration führte, aufzuopfern beſchloß; doch gelang es dieſem entſchloſſenen Feldherrn, ungeachtet er von 30,000 Franzoſen bei Hollabrunn am 16ten und bei Guntersdorf am 17ten angegriffen wurde, ſich durchzuſchlagen, und mit dem Reſte ſeines Corps am 19ten zu dem Hauptheere zu ſtoßen. Hier war Kaiſer Alexander aus Berlin, am 18ten eingetroffen. An demſelben Tage hatte ſich das zweite ruſſiſche Heer unter Buxhöwden mit Kutuſow vereinigt. Als hierauf am 24ſten Nov. auch die ruſſiſchen Garden, 10,000 Mann ſtark, angelangt waren, ſo beſchloß man im Hauptquartiere der beiden Kaiſer Alexander und Franz, zu Ollmütz, — zumal da das Heer in Folge eines ſchlechten Verpflegungsſyſtems, an Lebensmitteln Mangel litt, — am 27ſten Nov. gegen Brünn, wo der Kaiſer Napoleon ſchon am 20ſten ſein Hauptquartier genommen hatte, zu marſchieren, und ihm die Schlacht anzubieten. Allein die Ruſſen verloren durch wiederholte Veränderungen in ihrem Angriffsplane mehrere Tage, und Napoleon täuſchte ſie, indem er nur Unterhandlungen anknüpfte, wo Fürſt Dolgorucki ſehr hohe Forderungen machte, ſondern auch, als ob er den Angriff vermeiden wollte, ſich zurückzog, und um ſeine Stärke zu verbergen, die Truppen auf einen engen Raum zuſammendrängte. Dadurch gewann er Zeit, bis zum 1ſten Dec. das Corps unter Bernadotte und einige Diviſionen des Davouſtſchen an ſich zu ziehen, worauf er ſofort ſein Heer, an Brünn gelehnt, zur Schlacht ordnete, und den Sieg des kommenden Tages, des Jahrestags ſeiner Krönung, den Truppen verkündigte. Das franzöſiſche Heer war über 80,000 Mann ſtark; das Heer der Verbündeten zählte gegen 90,000 Mann, darunter 20,000 Mann Öſterreicher. Am Morgen des 2ten begann der Kampf. Buxhöwden führte den ruſſiſchen linken Flügel, um den rechten Flügel der Franzoſen, unter Lannes, zu umgehen; allein durch einen ſcheinbaren Rückzug des Feindes getäuſcht, drang er zu weit links vor, und gerieth in einen Engweg, den Davouſt in der Nacht beſetzt hatte. Gleichzeitig verließen die Ruſſen, um den rechten Flügel auch von vorn anzugreifen, die Höhen von Pratzen, welche das Schlachtfeld beherrſchten. Dieſe wurden darauf ſofort von Soult, der den linken franzöſiſchen Flügel befehligte, eingenommen und nach einem 2ſtündigen Kampfe behaup-

tet. Dies entſchied den Sieg. Denn der ruſſiſche linke Flügel, der von vorn mit Davouſt in Kampf verwickelt war, ward dadurch vom Mitteltreffen abgeſchnitten, und ſowohl in der Flanke als im Rücken angegriffen. Zugleich rückte das franzöſiſche Mitteltreffen unter Bernadotte vor, und ſprengte, von einem wohlgeleiteten Geſchützfeuer unterſtützt, das Mitteltreffen der Verbündeten, wo die Öſterreicher, meiſtens neugeworbene Truppen, unter Kutuſow ſtanden, und warf daſſelbe auf den rechten Flügel der Ruſſen, der unter dem Großfürſten Conſtantin und dem Fürſten Dolgorucki eine Zeit lang tapfer widerſtand. Als dieſer aber auch in Unordnung gerieth, und der letzte Angriff der ruſſiſchen Garden von den franzöſiſchen Garden, und der Reiterei, die Mürat befehligte, zurückgeſchlagen worden war, trat das verbündete Heer den Rückzug, welchen Bagration und Kienmayr deckten, um 1 Uhr, in guter Ordnung nach Auſterlitz an, und ging am 4ten über die March. Am meiſten litt der linke Flügel, als er ſich über einen Damm und einen gefrornen See zog, in welchem, da Napoleon das Eis mit Kartätſchen einſchießen ließ, nach franzöſiſchen Angaben einige Tauſend Mann ertrunken ſeyn ſollen. Nach Kutuſows Bericht verloren die Ruſſen an dieſem blutigen Tage 12,000 Mann. Die Franzoſen gaben den eigenen Verluſt zu 4500 Mann, die Zahl der am 2ten und 3ten gemachten Gefangenen aber auf 20,000 Mann und die der genommenen Kanonen, welche größtentheils in dem moraſtigen Boden ſtecken geblieben waren, auf mehr als 150 an. — Die Schlacht — wird behauptet — hätte von den Ruſſen etweder vor dem 1ſten Dec., alſo vor Bernadottes und Davouſts Ankunft bei dem franzöſiſchen Heere, geliefert werden ſollen, oder ſpäter, und nicht vor dem 15ten Dec. Denn es nahte von Ungarns Grenze her, gegen die Donau und Wien zu Hülfe, ein Heer von 80,000 Mann unter den Erzherzogen Carl und Johann, welche ſich am 27ſten Nov. in Steyermark vereinigt hatten; zugleich verſammelte ſich das Aufgebot in Ungarn; außerdem war bereits am 3ten ein neues 12,000 Mann ſtarkes Corps Ruſſen unter dem General Bennigſen in Oberſchleſien eingetroffen, und in Böhmen das Volk bereit, ſich in Maſſe zu erheben; endlich ſtanden in Folge des potsdammer Vertrags vom 3ten Nov. durch den der König von Preußen dem St. petersburger Bündniſſe beigetreten war, 180,000 Mann Preußen, Sachſen und Heſſen gerüſtet, um, wenn Napoleon Preußens Vermittlung, auf den Fuß des lüneviller Friedens, am 15ten Dec., nicht annähme, in Franken vorzudringen, und Napoleons Verbindungslinie an der Donau zu durchbrechen, während 80,000 Mann Preußen, Ruſſen (unter Tolſtoi), Schweden, Hannoveraner und Engländer in Norddeutſchland die Grenzen der Niederlande bedrohten; auch in Italien konnte durch die Landung der Engländer und Ruſſen in Neapel eine wirkſame Diverſion gemacht werden. Deſſen allen ungeachtet bot Öſterreich die Hand zum Frieden. Am 3ten Dec. erſchien Fürſt Johann von Liechtenſtein in Napoleons Hauptquartier und am 4ten hatte Kaiſer Franz ſelbſt eine Unterredung mit Napoleon zu Saroſchütz, wo beide Monarchen über einen Waffenſtillſtand und die Grundlagen eines Friedens übereinkamen. Napoleons Adjutant, General Savary, begleitete den deutſchen Kaiſer in ſein Hauptquartier zurück, um zu erfahren, ob Alexander an dem Vergleiche Theil nehmen wolle. Nach ruſſiſchen Berichten ließ der Monarch ihn gar nicht vor ſich; die franzöſiſchen Bülletins aber erzählten umſtändlich ſeine Audienz beim Kaiſer Alexander, die auch der Vf. (der öſterr. Gen.

von Stutterheim), der Matér. p. serv. à l'hist. de la Bat. d'Auſterlitz, (1805, mit Noten von einem franz. Officier, angeblich von Napoleon ſelbſt dictirt) S. 79 erwähnt. Prinz Berthier und Fürſt Liechtenſtein ſchloſſen hierauf am 6ten einen Waffenſtillſtand ab, nach welchem die franzöſiſche Armee den ganzen öſterreichiſchen Kreis, Venedig, einen Theil von Böhmen und Mähren, ſo wie Preßburg beſetzt hielt, das ruſſiſche Heer aber in beſtimmten Friſten die kaiſerlich öſterreichiſchen Staaten räumen, in Böhmen und Ungarn kein Volksaufgebot ſtatt finden, und kein fremdes Heer die Staaten des Hauſes Öſterreich betreten ſollte. Überdies legte Napoleon am 7ten den von ſeinen Truppen beſetzten Ländern eine Kriegsſteuer von 100 Mill. Fr. auf. Alexander zog, nach dem Wunſche des Kaiſers von Öſterreich, ſeine Armee zurück, trat jedoch nicht dem Waffenſtillſtande bei, ſondern ſtellte ſeine Heere in Schleſien und in Niederſachſen zur Verfügung des Königs von Preußen; auch beſetzten ſeine Truppen in Dalmatien am 4ten März 1806 das von Öſterreich an Frankreich abgetretene Cattaro. — Der Waffenſtillſtand von Auſterlitz lähmte alle Streitkräfte der öſterreichiſchen Monarchie und zerriß ihre bisherigen politiſchen Verbindungen, ſo daß der preußiſche Miniſter, Graf von Haugwitz, welcher, um am 15ten Dec. als Vermittler entſcheidend aufzutreten, ſchon im Nov. zu Wien angekommen war, von Napoleon aber erſt am 9ten vorgelaſſen wurde, unter dieſen veränderten Umſtänden, wo ihm der franzöſiſche Kaiſer nur die Wahl zwiſchen offenem Kriege oder einer Allianz ließ, ſeiner Inſtruction ganz entgegen, den ſo verhängnißvollen Vertrag vom 15ten Dec. abſchloß, welcher Preußen aus einem Verbündeten Rußlands in einen Verbündeten Frankreichs verwandelte. (Vergl. Lucheſini über d. Rheinbund, I. 348 fgg. und Schöll: Traités de Paix, VIII. 27 fgg.) Öſterreich unterzeichnete hierauf am 26ſten Dec. die harten Bedingungen des Friedens zu Preßburg (ſ. d. Art. Friedensſchlüſſe), durch den es nicht nur ein Areal von 1141 Q. M. mit 2,785,000 Bewohnern und 13 610,000 Fl. Einkünften abtrat, ſondern auch ſeine Verbindung mit der Schweiz und Italien, und ſeinen Einfluß auf das deutſche Reich verlor. So ward Napoleons Oberherrſchaft in Italien befeſtigt, die Abhängigkeit der Fürſten Süddeutſchlands von der Politik Frankreichs entſchieden, und Preußen von ſeinem Neutralitätsſyſtem losgeriſſen. K.

Auſtern ſind Schalthiere, die man zum Geſchlechte der Kammuſcheln rechnet. Die untere Schale iſt bauchig, die obere platt; je älter die Auſtern ſind, mit deſto mehr Schuppenreihen ſind die Schalen beſetzt. Äußerlich iſt ihre Farbe grau oder ſchwärzlich inwendig weiß. Sie leben an ſteinigen und ſandigen Meeresufern, in den europäiſchen und andern Meeren. Man theilt ſie in Berg-, Sand- und Lehmauſtern; die erſtern zieht man vor, beſonders wenn ſie auf Höhen wohnen, wo Ebbe und Flut wechſeln. In Holland ſind die ſeeländiſchen, und in England die von Colcheſter die vorzüglichſten. In Deutſchland hält man die holſteiniſchen und jütländiſchen, in Italien die Pfahlauſtern von Trieſt, und die venetianiſchen Arſenalauſtern für die beſten. — Die Nahrung der Auſtern ſoll in Schlamm, Lehmerde, Pflanzentheilen und Würmern beſtehen; ſie ſind aber auf dasjenige beſchränkt, was ihnen der Zufall zuführt, da ſie ihren Wohnort nicht verlaſſen können. Deswegen befinden ſie ſich da am beſten, wo die Flut zweimal des Tags ihnen friſche Nahrung zuführt. Im Frühjahr findet man Eier in den Schalen, und bald darauf er-

ſcheinen vollkommen ausgebildete Junge. Die junge Auſter klebt ſich ſogleich an irgend einen feſten Körper an, und gedeiht hier, bis ſie durch irgend einen Zufall losgeriſſen wird. Wiewohl die Auſtern ſich erſt im dritten Jahre fortpflanzen, ſo vermehren ſie ſich doch außerordentlich ſchnell, und man findet ſie an einigen Stellen im Meere bei Millionen. Solche Sammelplätze nennt man Auſternbänke. In England und Frankreich werden ſie auch in Canälen gezogen. Das Auſternfiſchen geſchieht auf verſchiedene Weiſe; da, wo ſie zur Zeit der Ebbe auf dem Trocknen liegen, ſammelt man ſie mit den Händen; ſonſt fängt man ſie auch mit eiſernen Rechen, oder Netzen mit eiſernen Rahmen und dergleichen Werkzeugen. Deutſchland bezieht die meiſten Auſtern von Hamburg, von wo ſie entweder in Schalen oder ausgeſtochen mit Salz und Pfeffer eingemacht, verſandt werden.

Auſträgalinſtanz. Die deutſche Bundesacte hat die ehemals im deutſchen Reich übliche Entſcheidung der Streitigkeiten deutſcher Fürſten unter ſich durch aus ihrer Mitte gewählte Schiedsrichter, Austräge genannt, gewiſſermaßen wieder hergeſtellt. Es iſt nämlich der Bundesverſammlung (Art. 11.) zur Pflicht gemacht, bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter ſich, zuvörderſt die Vermittelung derſelben durch einen Ausſchuß zu verſuchen; wenn aber dieſer Sühnverſuch fehlſchlagen ſollte, ſo daß eine richterliche Entſcheidung nothwendig würde, ſolche durch eine „wohlgeordnete Auſträgalinſtanz“ zu bewirken, deren Ausſpruch ſich die ſtreitenden Theile ſofort zu unterwerfen haben. Was aber unter „wohlgeordnet“ zu verſtehen ſei, namentlich die Beſetzung dieſer Inſtanz, die Verhandlungs- und Entſcheidungsweiſe, ſo wie die Errichtung einer Executionsordnung über die Art und Mittel der Ausführung der Beſchlüſſe des Bundestags: dies alles ſcheint zu denjenigen Aufgaben zu gehören, deren Löſung die Bundesacte (Art. 10) der Bundesverſammlung zu Pflicht macht Sonach iſt dem Bunde ſelbſt zwar keine oberherrliche und geſetzgebende Gewalt über die Bundesgenoſſen, wohl aber eine richterliche, jedoch nur für die Streitigkeiten der Bundesglieder unter ſich, eingeräumt. Dagegen beſteht kein Bundesgericht für Rechtshändel der Unterthanen in den Bundesſtaaten unter ſich oder mit Bürgern fremder Staaten, auch nicht in höchſter Inſtanz; und eben ſo wenig für Streitigkeiten der Unterthanen mit der Landesherrſchaft. Doch folgt aus dem Geiſte der Bundesacte (vergl. die Protokolle der B. V. vom J. 1816 und 1817, die Hofmannſche Beſchwerde wider Kurheſſen betr. und die Rede des öſterreichiſchen Geſandten bei Eröffnung des Bundestages), ſo wie aus der von der Bundesverſammlung übernommenen Gewährleiſtung des großherzogl. ſachſen-weimarſchen Verfaſſungsgeſetzes, daß in Fällen, welche die Handhabung der Verfaſſung, die gehörige Rechtspflege und ungeſtörte Fortdauer der innern Ruhe in jedem Bundesſtaate betreffen, ſowohl Beſchwerdeführung bei der Bundesverſammlung, als auch die Befugniß derſelben zu Verwendung und andern zweckdienlichen Maßregeln, ſtatt finden können. Über die Anordnung der Auſträgalinſtanz und des Executionsverfahrens hat der Bundestag in Gemäßheit der Schlußacte des deutſchen Bundes, vom 15ten Mai 1820, das Nöthige beſchloſſen. Schon früher hatten die großherzogl. und herzogl. ſächſiſchen und fürſtl. reußiſchen Häuſer für die unter ihnen etwa entſtehenden Streitigkeiten ihr gemeinſchaftliches Oberappellationsgericht zu Jena zur ſchiedsrichterlichen (Auſträgal-) Inſtanz beſtellt, und die beiden Herzoge von Meklenburg, den 27ſten November 1817, in Streitigkeiten zwiſchen ſich und den Ständen eine

compromiſſariſche Behörde, mit dem Recurſe an den Bundestag, errichtet. S. Klübers öffentliches Recht des deutſchen Bundes und der Bundesſtaaten. Frankfurt a. M. 1817, 8. Und von Dolwigk die Auſträgalinſtanz zur Erläuterung des Art. XI. der deutſchen Bundesacte. Mainz 1817. Ein Beiſpiel ſchiedsrichterlichen Ausſpruchs enthält der Art. Bouillon. In der 58ſten Sitzung ward eine Vermittelungscommiſſion in Anſehung der Forderung der Gläubiger pfälziſcher Schuldbriefe an die dabei betheiligten Höfe ernannt. K.

Auſtralien, der fünfte Erdtheil, anfangs Südindien, und wegen der Menge von Inſeln, woraus er beſteht, Polyneſien, Inſelwelt genannt, hat ſeinen Namen von ſeiner ſüdlichen Lage gegen die alte Welt. Der Anfang zur Entdeckung dieſes neuen Erdtheils ward gemacht, nachdem Amerika und die Südſee den Europäern bekannt geworden waren. Magellan, dieſer berühmte portugieſiſche Seefahrer, der die erſte Reiſe um die Welt unternahm, hatte dem ſpaniſchen Monarchen, in deſſen Dienſte er aus den portugieſiſchen übergetreten war, verſprochen, durch eine Reiſe nach Weſten zu den Molukken zu gelangen, und entdeckte auf dieſer Seefahrt, am 6ten März 1521, die ſogenannten Ladronen oder Marianen, eine Inſelgruppe, die einen Beſtandtheil Auſtraliens ausmacht. Magellan muß daher als der erſte Entdecker dieſes Erdtheils angeſehen werden, indem er die Bahn zu Auffindung der großen auſtraliſchen Inſelmenge eröffnete Faſt 300 Jahre verfloſſen, bis die ſämmtlichen Inſeln entdeckt wurden, die man unter dem Namen Auſtralien begreift, und noch jetzt werden neue Inſeln in dieſer Meeresgegend gefunden, wie die letztere Reiſe des ruſſiſchen Lieutenants Kotzebue zeigt. Nach Magellan ſetzten ſpaniſche Seefahrer die Entdeckungen fort, beſonders machte ſich in dieſer Hinſicht Alvaro de Mendana berühmt, der in dem letzten Viertel des 16ten Jahrh. die Salomons und Marqueſas-Inſeln entdeckte, und quer durch die Societäts- und Freundſchaftsinſeln fuhr, doch ohne dieſelben zu ſehen. Fernandez de Quiros, der ihn auf ſeiner dritten Reiſe begleitet hatte, nahm einen ſüdlichern Lauf, gerieth gerade in den inſelreichſten Theil der Südſee, und durch ihn wurden die Societätsinſeln und das heilige Geiſtland bekannt. Mit dem 17ten Jahrh. begannen die großen Entdeckungen der Holländer, wodurch, außer mehreren kleinen Inſeln, beſonders die größte auſtraliſche Inſel, Neu-Holland, bekannt, und von ihnen benannt wurde, wiewohl man mit einiger Wahrſcheinlichkeit die Auffindung Neu-Hollands 100 Jahr früher den Portugieſen zuſchreibt, deren Entdeckungen aber von ihrer Regierung verheimlicht, und nachher vergeſſen worden zu ſein ſcheinen. Edels-Land-, Nuyts-Land, de Witts-Land, welches Küſten Neu-Hollands ſind, erhalten noch die Namen der holländiſchen Entdecker. Der Holländer Tasmann und der Engländer Dampier ſetzten hierauf die angefangenen Entdeckungen fort. Der Anfang des 18ten Jahrh. war arm an Entdeckungen, bis in der Mitte deſſelben die Engländer Byron, Wallis und Carteret, und der Franzoſe Bougainville für die nähere Kenntniß Auſtraliens thätig waren. Unſtreitig aber erwarb ſich der berühmte engliſche Weltumſegler James Cook, in den Jahren 1768 bis 1779 um die genauere Unterſuchung des neuen Erdtheils die größten Verdienſte, indem er die Kunde von den bereits bekannten Inſeln berichtigte und vermehrte, früher entdeckte Inſeln wieder auffand, und als neue Entdeckungen Neu-Caledonien und die Sandwichs-Inſeln hinzufügte, auf welchen er ſein thatenreiches Leben verlor. Nach Cook wetteiferten Engländer und Franzoſen, der Welt genauere Be-

kanntſchaft mit Auſtralien zu verſchaffen. In neuern Zeiten haben vorzüglich Entrecaſteaux, Grant, la Perouſe, Baudin, Flinders, Kruſenſtern, und der jüngſte Weltumſegler Kotzebue unſere Kenntniß von Auſtralien bereichert. Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß nun hier nichts mehr zu entdecken, und die Unterſuchung Auſtraliens geſchloſſen ſei, ſondern ohne Zweifel liegen in dieſem großen Meere noch Inſeln, die bis jetzt kein Europäer geſehen hat, und ſelbſt von den ſchon entdeckten Ländermaſſen Auſtraliens kennt man blos die Küſten. Die Südſee oder das ſtille Meer, welches zwiſchen der Oſtküſte Aſiens und der Weſtküſte Amerikas flutet, umfaßt ſämmtliche Inſeln Auſtraliens, welche einen Raum von 113 Längen- und 70 Breiten-Graden einnehmen, indem ſie ſich von 47° der ſüdl. Breite bis zum 23° nördl. Br., und vom 130ſten bis 243° öſtl. Länge von Ferro erſtrecken. Den Flächeninhalt ſchätzt man auf 170 bis 180,000 Quadratmeilen, wovon Neu-Holland allein ⅘ einnimmt, und Europa an Größe gleich kommt. Man kann alle dieſe Inſeln als zuſammenhängende Bergketten anſehen, die ſich aus dem Meere erheben, und in der Richtung von Norden nach Südoſten, in einer doppelten Reihe, gleich Mittel- und Vorgebirgen, Neu-Holland, als den Stamm dieſer Gebirge, einfaſſen. Die dem Feſtlande Neu-Holland nächſte dieſer Inſel- oder Gebirgsketten beginnt mit Neu-Guinea und endigt mit Neu-Seeland; die zweite Linie fängt bei den Ladronen an, und geht bis zu den Schiffer- und Freundſchafts-Inſeln, von wo ſie eine von Weſten gegen Oſten gehende Richtung nimt. Von dieſen faſt zuſammenhängenden Inſelreihen ſind die Sandwichs-Inſeln ganz getrennt. Der Boden Auſtraliens iſt fruchtbar, beſonders in den Inſeln der heißen Zone, wo ein üppiges Wachsthum herrſcht. Die aus Europa hieher verpflanzten Gewächſe kommen ſehr gut fort. Einige von den Inſeln ſind niedrig und flach, andere mit ſchroffen Felſenküſten verſehen, und mit Gebirgen, ſowohl Ur-, als Flötz- und Baſaltgebirgen, angefüllt. Die höchſten bekannten Berge ſind in den Sandwichs-Inſeln der Mauna-Roa, und in Neu-Seeland der Pic Egmont, deren Höhe an 14,000 Fuß beträgt. Viele dieſer Inſeln ſind vulcaniſchen Urſprungs, andere durch Korallenthiere entweder von Grund aus erbaut, oder durch Anbau an urſprüngliche Meeresfelſen in die Höhe geführt, erweitert und mit Riffen umgeben worden, wodurch die Annäherung gefährlich iſt. Bis jetzt fehlt es uns noch ganz an Unterſuchungen über die Beſchaffenheit der Gebirge Auſtraliens, da von den größern Inſeln Neu-Holland, Neu-Guinea und Neu-Seeland nur die Küſten und die ihnen nahen Berge von Naturforſchern kaum mehr als im Fluge beobachtet werden konnten, und in den andern Inſeln der Aufenthalt der Europäer ebenfalls zu kurz war, um genaue Unterſuchungen anzuſtellen. In neuern Zeiten erſt haben die Engländer einen Verſuch gemacht, von der Oſtküſte Neu-Hollands, wo ſie ihre Verbrechercolonien haben, in das Innere einzudringen. Das im Weſten von dieſen Colonien, von Norden nach Süden ſtreichende Gebirge, die blauen Berge genannt, hatte wegen ſeiner ſteilen Felſenwände, ſchaudervollen Abgründe und immer höher und unzugänglicher ſich hinter einander aufthürmenden Berge, die früher mehrmals gemachten Verſuche, mit dem Innern bekannt zu werden, vereitelt. Doch gelang es endlich im Nov. 1813 dem Engländer Evans, die blauen Berge zu überſteigen, und 1815 wurde ſogar jene Straße über dieſes Gebirge vollendet. Jedoch ſind die Ergebniſſe dieſer Unternehmung noch nicht bedeutend, und in welch einem

geringen Verhältniſſe ſteht auch das ungefähr 30 deutſche Meilen von der Küſte aus betragende Eindringen in ein Land, das auf dieſer Seite von der Oſtküſte bis zur Weſtküſte ſich auf 600 deutſche Meilen erſtreckt! Auffallend iſt in dieſem neuen Erdtheile der Mangel an großen Flüſſen, wiewohl es den meiſten Inſeln nicht an Bewäſſerung fehlt. In Neu-Holland wenigſtens, ſollte man Flüſſe von der Größe der europäiſchen vermuthen; aber obgleich die Seefahrer das ganze Land umſchifft haben, ſo hat man doch nirgends die Mündungen großer Ströme entdeckt. Die in Neu-Holland aufgefundenen Flüſſe ſind nichts weiter als ſchmale Meerarme, die ſich tief in das Land hinein erſtrecken, die Salzigkeit des Meeres beibehalten, und in welchen auch in weiter Entfernung vom Meere Ebbe und Flut noch eben ſo bemerklich iſt, als auf der Küſte. Am Ende verlieren ſich die anſcheinend großen Ströme in einen unbedeutenden Bach, der ſich in den tief eindringenden Meerarm ergießt. Der größte unter den neu-holländiſchen Flüſſen iſt der Hawkesbury in der Brockenbay, der 10 Meilen landeinwärts für die größten Schiffe fahrbar und daſelbſt 150 Ruthen breit iſt. Jenſeits der blauen Berge hat man den Fluß Macquarie entdeckt, den man wegen der unzugänglichen Berge nicht weiter verfolgen konnte, und deſſen Mündung man nicht kennt. Wahrſcheinlich iſt es nach Orleys Bericht, daß Neu-Holland in ſeinem Innern einen großen See, gleich dem kaspiſchen See, enthält, in welchen ſich die Flüſſe ergießen. das Clima Auſtraliens iſt, da es in der heißen und in der ſüdlichen gemäßigten Zone liegt, theils heiß, doch im Allgemeineh mit einer weniger drückenden Hitze, als in den aſiatiſchen und afrikaniſchen Ländern unter gleicher Breite, theils gemäßigt, mild, rein und geſund. Auch hat man bemerkt, daß die Länder dieſes Erdtheils, die in der ſüdlichen Halbkugel liegen, kälter ſind, als jene in der nördlichen Halbkugel. Die Erzeugniſſe Auſtraliens ſind theils dieſelben der Länder anderer Erdtheile unter gleicher Breite, theils eigenthümliche. Säugthiere, folglich aber auch Raubthiere, ſind beſonders wenig vorhanden. Die kleinern Inſeln ſind weit reicher an Nahrung gebenden Gewächſen, als Neu-Holland, wo man keine eigentliche Getreideart und nur wenige nahrhafte Baumfrüchte gefunden hat. Das Mineralreich in Auſtralien iſt noch wenig unterſucht. Wir wollen jetzt einige der vorzüglichſten Producte aufzählen. Die einzigen Säugthiere ſind: das Känguruh, (die Springratte) 100 bis 150 Pfund ſchwer, der Wombat (beide zu den Beutelthieren gehörig), das Schnabelthier, vielleicht das abenteuerlichſte in der Welt, dem die Natur zu dem Körper eines Säugthiers den Kopf oder wenigſtens den Schnabel eines Vogels gab, die Schweifthiere, der Dingo oder neu-holländiſche Hund, das neu-holländiſche fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Schweine, Hunde, Ratten, Fledermäuſe, Wallfiſche, Seebären, Seelöwen und See-Elephanten. Von den Europäern ſind Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen dahin gebracht worden. Unter den Vögeln, die hier durch Farbenpracht und Bildung der Federn ausgezeichnet ſind, bemerken wir vorzüglich viele Arten von Papageien und Paradiesvögeln, den neu-holländiſchen Caſuar, welcher 70 Pfund wiegt, und den oſtindiſchen an Größe und Schönheit der Farben übertrifft, die prächtige Manura, durch ihren ſchönen Schwanz bewundernswürdig, und den ſchwarzen Schwan; auch hat man Hühner, Tauben und Enten. An Fiſchen, darunter neue Geſchlechter, ſind die Küſten ſehr reich; desgleichen iſt die Mannichfaltigkeit der Inſecten, der Schalthiere ꝛc.

ſehr groß. Noch größer als der Reichthum des Thierreichs iſt der des Pflanzenreichs; in Neu-Holland allein hat man an tauſend neue Pflanzen entdeckt. Der Raum erlaubt uns nur einige anzuführen, als: Sago-, Areka- und Kokospalmen, Eukalyptus, Bäume, die eine Höhe von 180 Fuß und einen Umfang von 30 Fuß erreichen, Kajaputbäume, Gummibäume, Brotfrucht, Guajaren, Piſang, Katappanußbäume, Rotang, Kaſuarina- oder Keulenbäume, woraus die Einwohner die dauerhafteſten Waffen und Geräthe machen, Papiermaulbeerbäume, aus deren feinſtem Baſte Zeuge verfertigt werden, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Zuckerrohr, Betelpfeffer, Taumelpfeffer, woraus das berauſchende Getränk Ava gemacht wird, Baumwollenſtauden, neu-ſeeländiſcher Flachs, der einen vortrefflichen Faden gibt, Batatten, Yams, Aronswurzeln, die den Hauptgegenſtand der Landwirthſchaft auf den Sandwichs-Inſeln ausmachen ꝛc. Durch die Europäer ſind auch europäiſche Getreidearten, Obſt, Mandeln, Granatäpfel, Taback, Hanf, Flachs, Hopfen und europäiſche Gartengewächſe dahin gebracht worden. Aus dem Steinreiche hat man Kupfer- und Eiſenerz, Granit, Porphyr, Baſalt, Chalcedone, Achate, Jode oder orientaliſchen Nierenſtein, Marmor, Kalk, Steinſalz ꝛc. gefunden. Auſtralien iſt äußerſt gering bevölkert; im Durchſchnitte kann man nicht 10 Menſchen auf die Quadratmeile rechnen, da die Zahl der Einwohner nur auf 1,500,000 geſchätzt wird. Sie bilden zwei Hauptarten, eine negerartige, die Papuas genannt, und eine in Bildung und Geſtalt wenig von den Europäern abweichende, die man zu der malayiſchen rechnet. Aus der Vermiſchung beider Hauptſtämme ſind noch verſchiedene Mittelarten erzeugt worden. Die Papuas bewohnen Neu-Holland, Neu-Guinea, die Louiſiade, die Salomons-Inſeln, die neuen Hebriden, Neu-Britannien und Neu-Calcedonien, und haben, beſonders in Neu-Holland, aufgeworfene Lippen und Wollhaare wie andere Neger, von denen ſie ſich durch ſehr dünne, magere Arme und Beine auszeichnen. Dieſe Negerart ſteht der zweiten, der malayiſchen, an Bildung bei weitem nach, vorzüglich in Neu-Holland, wo die Einwohner widerliche, affenartige Geſichtszüge haben, auf der niedrigſten Stufe der körperlichen und geiſtigen Bildung ſtehen, und im Zuſtande der Wildheit, ohne Staat und ohne Religion leben. Der große Mund mit dickaufgeworfenen Lippen ſpringt faſt wie eine Schnauze hervor, und dahinter verliert ſich die platte kleine Naſe. Die tiefliegenden Augen verrathen eine tückiſche Rohheit, ſelten dumme Gutmüthigkeit. Nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet ſuchen ſie Fiſche, klettern auf die Bäume, oder erlegen bisweilen die leicht zu fangenden Känguruhs, und verzehren alles faſt roh, kaum daß ſie den Vögeln die Federn abrupfen. Die Bewohner der neuen Hebriden und von Neu-Caledonien, die man gleichfalls zu den Papuas rechnet, verzehren das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde, haben aber bebaute Felder mit Piſangs, Yams- und Aronswurzeln. Der malayiſche Hauptſtamm, welcher die auſtraliſchen Inſeln, als die Freundſchafts-, Societäts-, Sandwichs-Inſeln ꝛc., bewohnt, zeichnet ſich durch die ſchönſten regelmäßigſten Formen aus, deren die Geſtalt des Menſchen unter irgend einem Himmelsſtriche fähig iſt. Die Hautfarbe iſt bisweilen nicht dunkler als die der Spanier und Italiener, ja einige Frauen ſah man völlig weiß, wie die ſchönſten Europäerinnen. Im Ganzen zeigen ſich dieſe Inſelbewohner als gutmüthige, geſellige, ſanfte, fröhliche und leichtſinnige Menſchen. Doch ſtimmen die Reiſenden darin überein, daß ſie

einen Hang zum Stehlen haben, und ihre Weiber und Töchter ohne Zurückhaltung den Europäern Preis geben, Fehler, die man ihnen als einfachen Kindern der Natur verzeihen muß. Auch herrſcht bei einigen derſelben die abſcheuliche Sitte des Genuſſes des Menſchenfleiſches und der Menſchenopfer. Sie leben in Dörfern vereinigt, wo man auch öffentliche Gebäude antrifft, verfertigen Kähne mit kunſtvoller Schnitzarbeit, Werkzeuge, Geräthſchaften und Waffen von Stein und Holz, deren Arbeit man, bei ihrem Mangel an Hülfsmitteln, bewundern muß; ſie machen Fiſchernetze, Körbchen, Stricke, ſehr feine Matten und Zeuge zur Bekleidung ihres Körpers, die ſie ſchön zu färben wiſſen; ſie treiben eine Art von Landwirthſchaft, welche vorzüglich im Anbau der Aronswurzeln, der Yams, auch der Kartoffeln beſteht, und leben in einer gewiſſen Staatsverfaſſung, deren Grundlage eine Art von Lehnsſyſtem iſt. Auch findet man bei ihnen eine Art von Religion, indem ſie Haupt- und Untergötter verehren, Prieſter und Opfer haben, und einige ſehr ſinnliche Hoffnungen in Rückſicht eines andern Lebens unterhalten. Gewöhnlich ſind ihre Morais oder Begräbnißgebäude die Örter, wo der Gottesdienſt verrichtet wird. Durch europäiſche Miſſionäre hat auch die chriſtliche Religion angefangen, ſich auf den Societäts- und Sandwichs-Inſeln zu verbreiten. Jedoch unter allen dieſen Inſulanern haben die Bewohner der Sandwichs-Inſeln durch ihre Bekanntſchaft mit den Europäern es am weiteſten gebracht, da beſonders ihr König Tamaahmaah jede Gelegenheit zur Bildung ſeiner Unterthanen benutzt. Daher zeigen ſie in den Artikeln ihrer Arbeitſamkeit einen außerordentlichen Grad von Geſchicklichkeit und Zierlichkeit, haben von den ſie beſuchenden Europäern ſich die nützlichſten Künſte zu eigen gemacht, verrichten ihre Arbeit als Zimmerleute, Böttcher, Schmiede und Schneider eben ſo gut wie Europäer, bauen Schiffe nach europäiſcher Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn und Tauwerk ſo weit gebracht, daß ſich die Seefahrer bereits hier damit verſehen, und dieſes Takelwerk für dauerhafter halten, als das europäiſche. Oft legen nordamerikaniſche und europäiſche Schiffe hier an; werden von den Einwohnern gegen europäiſche Waaren oder baares Geld, mit friſchen Lebensmitteln verſehen, und liegen hier eben ſo ſicher in den Hafen, als in europäiſchen Ländern. Viele von den Eingebornen haben ſchon Reiſen nach China, der Nordweſtküſte von Amerika und ſelbſt nach den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten gemacht. Ihr König hat ein auf europäiſche Art gebautes Haus, vor welchem 15 Kanonen ſtehen, und unterhält eine Seemacht von 30 Schiffen und ein kleines Kriegsheer mit Flinten und Bayonetten bewaffnet. Außer dieſen Ureinwohnern Auſtraliens findet man jetzt auch Europäer, nämlich wenige in den Sandwichs-Inſeln, über 50,000 in der von den Engländern auf der Oſtküſte Neu-Hollands angelegten Verbrechercolonie, welche ſich immer mehr erweitert, und ſchon einige Städte und Dörfer begreift, und eine weit geringere Zahl in der Inſel Van Diemens-Land. Die Hauptbeſtandtheile Auſtraliens ſind, außer den vielen kleinern einzeln liegenden, Neu-Holland, Van Diemens-Land, Neu-Guinea, die Admiralitäts-Inſeln, Neu-Britannien, die Salomons-Inſeln, die Königin-Charlotten-Inſeln oder der Archipel von Santa Cruz, die neuen Hebriden, oder das Heilige Geiſt-Land, Neu-Caledonien, Neu-Seeland, die Pelew-, caroliniſchen oder neuphilippiniſchen, Marianen- oder Ladronen-, Monteverdos-, Mulgraves-, Fiſcher-, Freundſchafts-, Blighs-, Schiffer-, Societäts-,

Marqueſas-, Waſhingtons- und die Sandwichs-Inſeln, nebſt der gröſsten in der nördlichen Inſelkette: Hogolen.

Auswanderung, das Verlaſſen eines Orts oder Landes für ſeine Perſon ſowohl, als auch mit Habe und Gut, um anderswo ſeinen Wohnſitz zu wählen. Auswanderungsrecht — jus emigrandi — iſt die Befugniſs, in gewiſſen Fällen ungehindert aus einem Orte oder Lande wegziehen zu dürfen. Dieſes Recht hatte ehedem jeder Freigeborne und Freigelaſſene, ſobald es ihm an einem Orte und in einem Lande nicht gefiel. Allein da durch die Auswanderung der Staat entvölkert wird, und an Einkünften, phyſiſchen Kräften und Gewerbsthätigkeit verliert, ſo glaubte man die Auswanderung verbieten zu müſſen, und erlaubt ja nur, innerhalb der Grenzen eines Staates aus einem Orte in den andern zu ziehen. Die Erfahrung beweiſt jedoch, daſs ſolche Verbote nichts fruchten, und der einzige Weg, die Auswanderung zu verhüten, beſteht darin, daſs man das Eigenthum der Einwohner auf das vollſtändigſte ſchützt, daſs man ihnen Gewiſſensfreiheit und Ausübung ihrer Religion unverletzt verſtattet, und ſie nicht, wie vormals in Frankreich und Salzburg, durch Glaubenszwang aus dem Lande treibt; daſs man ſie unter dem Schutze vernünftiger Geſetze, bei geſicherter Freiheit der Gewerbe, des Handels und Wandels, die Früchte ihres Fleiſses ungeſtört genieſsen läſst; daſs man ſie den Bedrückungen der Beamten nicht Preis gibt, und ihnen endlich das Zutrauen abgewinnt, daſs ſie weder unbillige noch willkürlich zu erhöhende Abgaben beſorgen dürfen. — Die Auswanderung, oder das freie Wegziehen in ſchuldloſer Abſicht, aus einem Bundesſtaat in den andern, iſt eine Befugniſs, welche die Bundesacte (Art. 18) allen Unterthanen der deutſchen Bundesſtaaten beilegt. Allein, daſs rechtliche Familien, zu Hunderten auf einmal, die geliebte Heimath, einen ſchönen Himmel und einen fruchtbaren Boden, verlaſſen konnten, um nach einer Irrfahrt voll Unglück in den Wüſteneien Ruſslands oder in den Wäldern von Nordamerika zu ſterben: dies hatte man nach dem Frieden von 1814 in dem beruhigten Europa von Völkern, die unter weiſen Regierungen zufrieden lebten, nicht erwartet. Und doch geſchah es, daſs in den Jahren 1815 bis 1817 über 50,000 Menſchen, meiſtens aus dem Elſaſs, den Rheinländern, Würtemberg und der Schweiz, mit Weib und Kind auszogen, um ſich in Ruſsland oder Nordamerika anzuſiedeln. Im Sommer 1817 waren allein zu Quebeck 4143 ausgewanderte Europäer angekommen. Und wie viele ſind nicht auf der See ein Opfer der ſchändlichſten Raubgier geworden, oder bei ihrer Ankunft in ſchmähliche Dienſtbarkeit gefallen, weil ſie die Überfahrt nicht bezahlen konnten. Nicht Übervölkerung allein, nicht der Trieb, ein ungewiſſes Glück unter fremden Sternen zu ſuchen, ſondern mehr als dies, Hoffnungsloſigkeit, daſs es je beſſer werde, Furcht, daſs noch Schlimmeres bevorſtehe, und gänzlicher Mangel an Vertrauen zu der Fürſorge der Regierungen, dieſe Urſachen haben, nebſt andern zum Theil ſittlichen Übeln, an denen unſer Zeitalter kränkelt, ganze Familien in die öde Welt hinausgetrieben. Ein Gefühl der Verzweiflung hat die Völker ergriffen, daſs es keine Freiheit mehr für den Armen gebe, der unter dem Druck der Abgaben und unter der Laſt von Arbeiten, ſelbſt beim niedrigen Preiſe der erſten Bedürfniſſe, erliegt, und der dabei der finſtern Vorſtellung ſich überläſst, daſs die arbeitende Claſſe, der zahlreichſte Theil des Volks, nicht für ſich arbeite, ſondern nur für Hof, Standes- oder Gutsherr. Daher die Sehnſucht, in ein fernes Land zu ziehn, wo die Einbildungs-

kraft eine glücklichere Zukunft erblickt. Nur die Juden wandern nicht aus. — Die Auswanderung nach Amerika iſt übrigens ſo alt, als die Gründung der freien Staaten. Wie zuerſt die in Europa unterdrückte Religionsfreiheit die Wüſteneien Amerikas angebauet hat, ſo treibt der Wunſch, in einem Lande zu leben, wo den Grund und Boden geringe Abgaben belaſten, die Europäer dahin. Die Auswanderung iſt daher eine dringende Mahnung an die Regierungen, die Beſchwerden ihrer Unterthanen zu beherzigen und die Wunden der Landeswohlfahrt zu heilen. Sie findet beſonders in Deutſchlands ſüdlichen und weſtlichen Standesherrſchaften ſtatt, wo die bisher nur eben zu ertragenden Abgaben und Dienſte an den Standesherren, auf einem an ſich unbankbaren Boden ohne Milderung durch Surrogate, bei den herkömmlichen Beſchränkungen der freien Benutzung des eigenthümlichen oder Pachtlandes, ſich nicht füglich mit den neuen Souveränetätslaſten verbinden laſſen. Wenn die Großen ſtatt fremder Luxusartikel, nur vaterländiſche brauchten; wenn die Fürſten, mit Einſchluß der Mediatiſirten, den leeren Prunk der Höfe, die Unterhaltung unverhältnißmäßiger Heere, und die Beſoldungen einer Menge von Ruheſtellen einſchränkten, ſo würde bald das Vertrauen, es könne beſſer werden, in die Bruſt des Volks zurückkehren. Man vergleiche, was Hr. von Rotteck in ſeiner Schrift: über ſtehende Heere und Nationalmiliz, von den Quellen des Drucks unerſchwinglicher Abgaben, des geſunkenen Wohlſtandes des Nährſtandes u. ſ. w. ſagt. Iſt aber Übervölkerung Urſache des Auswanderns, ſo könnten die Regierungen unter ſich, in Verbindung mit einer Seemacht, die Einrichtung von Colonien, wie in der alten Zeit, durch öffentliche vom Volk gewählte Beamte, beſorgen laſſen. Freie Vereine der Städte, wie zu den Zeiten der Hanſe, der Templer, Johanniter- und deutſchen Ritter, würden dies erleichtern. Die vom Freih. von Gagern der Bundesverſammlung in der 34ſten Sitzung vorgelegte Denkſchrift: Über die Auswanderung der Deutſchen (Frankfurt 1817, 16 Seiten 4.) enthält mehrere Mittel, wie die Regierungen die Auswanderung verſtändig leiten ſollen. Mehr noch iſt in Rußland zur Unterſtützung der Eingewanderten geſchehen, nachdem Mangel und Krankheiten eine Menge dieſer Unglücklichen in den ungeſunden Steppen von Odeſſa weggerafft hatten. Unzweckmäßig ſchien die Anſiedelung der Schweizer in Braſilien zu Neu-Freiburg vor ſich zu gehen. Auch in Nordamerika hatten die Buonapartiſchen Generale Clauzel, Lefebvre-Desnouettes, Grouchy, Vandamme, Lacanal u. a., ſo wie die H. H. Gariner des Saintes, Real nebſt einer Menge franzöſiſcher Officiere, an den Ufern des Mobile, der Louiſiana von den vereinigten Staaten trennt und in den Meerbuſen von Mexico ſich ergießt, vom Congreß einen Landſtrich von 100,000 Acres erkauft, den ſie anbauen und wo ſie eine Stadt gründen. — Mit den Gefahren der Auswanderung nach Amerika hat Herr von Gagern die Deutſchen durch den Bericht des Herrn von Fürſtenwärther bekannt gemacht. — Unter mehrern Ländern, wo große Noth geherrſcht hat, und wo dennoch keine Auswanderung ſtatt gefunden, eben darum, weil Vertrauen auf die Fürſorge väterlicher Regierungen den Muth empor hielt, müſſen unter andern die königlich und herzoglich ſächſiſchen und die preußiſchen Staaten genannt werden.

Auswechſelung der Kriegsgefangenen iſt die Zurückgabe derſelben gegen andere Gefangene, die der Feind von uns gemacht hat, oder gegen eine ſonſtige Vergütung. Gewöhnlich findet die Auswech-

ſelung Grad für Grad ſtatt; nur nach geendigtem Kriege werden die Gefangenen von beiden Seiten in Maſſe zurückgegeben. Zuweilen iſt durch Verträge ausdrücklich die Auswechſelung nach dem Range, oder die Zahl der Gemeinen, welche für eine höhere Charge zu geben ſind, feſtgeſetzt.

Auszehrung, ſ. Atrophie.

Authentiſch heißt urſchriftlich, was eine Perſon eigenhändig geſchrieben hat; dann glaubwürdig, gewiß, ächt. Authentica heißt in der römiſchen Rechtswiſſenſchaft ein Auszug einer Novelle (ſ. Corpus Juris), wodurch ein Geſetz des Codex entweder abgeändert, oder ganz aufgehoben iſt. Es waren dieſe Auszüge meiſtens von Privatrechtsgelehrten zu ihrem eignen Gebrauch gemacht, und ſogleich unter das Geſetz ſelbſt geſchrieben worden, welches eben eine Abänderung dadurch erlitt; und ſo wurden ſie in der Folge denn auch den Ausgaben des Codex ſelbſt beigefügt. — Es gibt zweierlei Authentica, theils aus den Conſtitutionen der deutſchen Kaiſer Friedrich I. und II., theils aus den eigentlichen Novellen des Kaiſers Juſtinian. Letztere ſind eigentlich die gültigen.

Autocratie, die Selbſtherrſchaft, Eigengewalt. In der Philoſophie die Selbſtbeherrſchung, oder die Herrſchaft der Vernunft über die widerſtrebenden Neigungen. Autocrator, ein Selbſtherrſcher, der alle Staatsgewalt in ſich vereinigt. Die ruſſiſchen Kaiſer, welche ſich Selbſtherrſcher aller Reußen nennen, ſind die einzigen Regenten, die ſich dieſes Titels bedienen.

Auto da Fé, ſ. Inquiſition.

Autodidakten (a. d. Griech.), Selbſtbelehrte, werden diejenigen genannt, die ſich in irgend einer Kunſt und Wiſſenſchaft ohne fremde Beihülfe Kenntniß und Fertigkeit erworben haben.

Autographiſch (griech.) nennt man Handſchriften, die der Verfaſſer ſelbſt geſchrieben hat, zum Unterſchied von Abſchriften. Man achtet ſie höher als letztere, nicht nur als intereſſante Überbleibſel, ſondern auch weil man ſie für richtiger und minder fehlerhaft halten kann, als Abſchriften von fremder Hand.

Automat, ein ſich ſelbſt bewegender lebloſer Körper, überhaupt jede Maſchine, welche ihre bewegende Kraft in ſich verborgen hält, und ſich alſo von ſelbſt zu bewegen ſcheint. Schon Hans Glottheim um 1531 und Chriſtoph Schißler, faſt eben um die Zeit, verfertigten dergleichen Maſchinen; beſonders aber Achilles Langenbucher, welcher wegen ſeiner Geſchicklichkeit 1610 in Augsburg das Bürgerrecht erhielt. Seine Hauptarbeiten waren ſelbſtſpielende muſikaliſche Inſtrumente; er machte ſogar eins, welches eine ganze Vesper von 2000 Tacten von ſelbſt ſchlug. (M. ſ. Stetten Kunſtgeſchichte der Stadt Augsburg.) Unter die bewundernswürdigſten Automaten gehören die von Vaucanſon verfertigten, über welche der beſondere Art. nachzuſehen iſt. Die beiden Schweizer, Gebrüder Droz, haben es in der Kunſt, Automaten zu verfertigen, nicht weniger weit gebracht. Eins derſelben ſtellt ein Kind von zwei Jahren vor, das ſitzend an einem Pulte ſeine Feder eintaucht, das Überflüſſige ausſchüttet, und alles, was man ihm in franzöſiſcher Sprache vorſagt, niederſchreibt, welches freilich ohne verſteckte menſchliche Beihülfe nicht möglich iſt. Der berühmte Schachſpieler, welchen Herr v. Kempelen (ſ. d. Art.) zu Presburg verfertigte, gehört, nach dem Freiherrn v. Racknitz (über den Schachſpieler des Herrn v. Kempelen und deſſen Nachbildung), nicht unter die Automate, weil nach ihm die Hülfe eines (verſteckten)

Menſchen dabei nöthig iſt. Eins der merkwürdigſten Automate iſt des Herrn von Kempelen Sprachmaſchine, über welche derſelbe eine vortreffliche Schrift herausgegeben hat. Zu den neueſten Automaten gehören: Siegmeiers Flötenſpieler; ferner Mälzls und Kaufmanns Trompeter u. ſ. w.

Autonomie, die eigene Geſetzgebung des Willens, iſt diejenige Beſchaffenheit eines vernunftgemäßen Willens, wodurch er ſich ſelbſt Geſetz iſt, ſich ſelbſt beſtimmt, ohne Einfluß der Meinungen. Ihr entgegen ſteht die Heteronomie des Willens, wenn derſelbe nicht ſeiner eigenen Geſetzgebung, als vernünftiger Wille, ſondern einer fremden, nicht zur Vernunft gehörigen, folgt. Als Sinnenweſen betrachtet, iſt der Menſch freilich den Naturgeſetzen unterworfen, aber als Vernunftweſen (Intelligenz) ſteht er unter Geſetzen, die von der Natur unabhängig, nicht empiriſch, ſondern blos in der Vernunft gegründet ſind. Unabhängigkeit von den beſtimmten Urſachen der Sinnenwelt iſt Freiheit in negativer Bedeutung, und mit dieſer ſteht der Begriff der Autonomie des Willens in unzertrennlicher Verbindung; mit dieſer aber das allgemeine Princip der Sittlichkeit, nämlich nicht anders zu wählen, als ſo, daß die Maxime der Wahl des Vernunftweſens in ſeinem Wollen zugleich als allgemeines Geſetz, welches für alle Vernunftweſen gilt, mit begriffen ſei. Es iſt daher dieſe Autonomie eine praktiſch nothwendige Idee, wodurch die Möglichkeit eines unbedingten Imperativs und einer von allem fremden Intereſſe unabhängigen Güte der Handlung (Sittlichkeit) gedacht wird. Es iſt dabei nicht auf den Gegenſtand der Wahl, ſondern nur auf die Form, wie der Menſch ſeine Wahl als Vernunftweſen einrichten ſoll, geſehen. Da nun ein ſolches Geſetz aus der Vernunft ſelbſt fließt, ſo muß es auch für alle Vernunftweſen gültig ſein; da hingegen Heteronomie ſo verſchiedene hypothetiſche Imperativen erzeugt, als es Natururſachen, Neigungen u. ſ. w. geben kann. Frei, autonomiſch und ſittlich gut handeln, ſind gleichbedeutend.

Auvergne (Theophile-Malo Corret de la Tour d'), von Buonaparte zum erſten Grenadier der Republik ernannt, war zu Carhaix im Departement Finiſterre 1745 geboren, und widmete ſich von ſeinem 15ten Jahre an dem Kriegsdienſte. 1779 ward er Capitän im Regiment d'Augumois. Im amerikaniſchen Kriege 1782 diente er als freiwilliger Gemeiner, dann als Adjutant des Herzogs von Crillon bei der Belagerung von Mahon, indem er es ablehnte, Befehlshaber dieſes Corps zu ſein. Er war der erſte beim Angriff und der letzte beim Rückzug, dabei eben ſo menſchlich als tapfer. Obgleich ſchon 50 Jahre alt, war er einer der erſten, die beim Ausbruch des Krieges zu Anfang der Revolution unter die Fahnen eilten. 1792 diente er als Grenadier-Capitän im Regiment d'Angoumois, und im Jahre darauf befehligte er 8000 Grenadiere in Spanien, ohne den Generalstitel annehmen zu wollen. Gewöhnlich entſchied unter ſeiner Anführung dieſer Vortrab, welcher die hölliſche Colonne genannt wurde, den Sieg, ehe noch das Heer anlangen konnte. Durch Latour lernte damals die Infanterie das Bayonnet gebrauchen. Mitten unter den Waffen widmete er ſeine Muße dem Nachdenken und der Wiſſenſchaft; immer fand man ein Buch neben ſeinem Degen. Zwanzigmal waren ſein Hut und ſein Mantel, den er in der Schlacht auf dem linken Arme hielt, durchlöchert, er ſelbſt aber nie verwundet worden. Als er ſich nach dem baſeler Frieden nach der Bretagne eingeſchifft hatte, fiel er einem engliſchen Caper in die Hände, und blieb ein Jahr lang

als Gefangener in England. Darauf ließ er ſich in Paſſy bei Paris nieder, wo er ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte, und an einem Gloſſarium über 45 Sprachen und einem franzöſiſch-celtiſchen Wörterbuch arbeitete. Schon früher hatte er ſeine Origines gauloises herausgegeben, ein Werk, das trotz ſeiner gewagten Hypotheſen nicht ohne Verdienſt iſt. Hier erfuhr er, als im J. 1799 der Krieg aufs neue ausbrach, daß ſein alter Freund Lebrigaud, ein 80jähriger Greis, dem er ſeine Liebe für die Literatur verdankte, durch die Conſcription von ſeinem einzigen Sohne, der ihn unterſtützte, getrennt worden war. Latour ſtellte ſich ſtatt desſelben, und machte mit grauen Haaren, aber jugendlichem Herzen, den Feldzug in der Schweiz unter Maſſena mit. Nach dem 18ten Brumaire berief ihn der erſte Conſul in den geſetzgebenden Körper. Latour ſchlug den Sitz darin aus. „Ich verſtehe keine Geſetze zu machen," antwortete er, „aber vertheidigen kann ich ſie; man ſchicke mich zum Heere." Wirklich ging er zur Rheinarmee ab, und hier ward er durch einen Beſchluß des erſten Conſuls im April 1800 zum erſten Grenadier der franzöſiſchen Heere ernannt. Zugleich empfing er einen Ehrenſäbel, den er unter Ablehnung des damit verbundenen Jahrgehalts annahm. Er diente in der 46ſten Halbbrigade, und focht in der Schlacht bei Neuburg unter den Vorderſten, als ein Ulane mit der Lanze ſein Herz durchbohrte. Er ward auf dem Schlachtfelde begraben. An der Stelle aber, wo er fiel, ward ein Sarkophag errichtet mit der Inſchrift: A la mémoire de La Tour d'Auvergne, premier grenadier de France, tué le 27. Juin 1800; und ſein Name blieb in der Liſte der Compagnie, in welcher er gedient hatte. Gewiß gehört Latours Charakter zu den wahrhaft Erhabenen der neuern Zeitgeſchichte, und wir wiſſen ſeinem Namen keinen gleichen entgegen zu ſetzen. Einfach, großmüthig, uneigennützig, von einer Gemüthlichkeit, die ſeinem Heldenſinne ganz gleich zu ſtellen, begabt mit einer eben ſo ſtolzen als ſanften Seele, vereinigte er alle Eigenſchaften in ſich, die den Helden und wahre Größe bezeichnen.

Avanien, allerhand Abgaben, Erpreſſungen, eine Art von Juſtiztyrannei in dem türkiſchen Reiche.

Avantgarde, Vorhut, Vortrab, ſind die bei einem Marſch vorausgehenden Truppen. Sie beſteht in der Ebene aus Cavallerie, von Fußgängern und Geſchütz unterſtützt, in einem durchſchnittenen Boden aber aus Fußgängern, von leichter Cavallerie begleitet. Jede Heerabtheilung hat ihren eigenen Vortrab, der, nachdem es das Land oder die Sicherheit erlaubt, näher oder weiter vorangeht, nach allen Seiten kleine Parteien ſchickt und die Anhöhen, auf welche der Heerzug ſtößt, beſetzt. Entdeckt der Vortrab etwas Feindliches, ſo gibt er ohne Verzug dem Befehlshaber Nachricht, treibt den Feind zurück, oder hält ihn wenigſtens durch ſeine Bewegungen ſo lange auf, bis ſich das Heer zum Schlagen bereit gemacht hat. Er ſucht, was beſonders bei ſtarkem Nebel oder in der Nacht angeht, gleich anfangs einige Gefangene zu machen, erforſcht von ihnen die Stärke des Feindes, den etwa gelegten Hinterhalt u. ſ. w. Das Hauptheer macht unterdeß Halt und ſetzt ſich, um von dem etwa zurückgeworfenen Vortrab nicht ſelbſt in Unordnung gebracht zu werden, außerhalb des Weges in Schlachtordnung. Der Vortrab ſammelt ſich in dieſem Falle hinter dem Heere wieder, wodurch auch der Feind vom weitern Verfolgen abgehalten wird.

Avant la lettre, ſ. Abdruck.

Avaren, eine Völkerſchaft, die Überbleibſel der von den Türken verdrängten Scheu-Schen. Sie kamen 100 Jahre ſpäter als die Bulgaren in die Gegenden um den Don, das kaspiſche Meer und die Wolga. Ein Theil blieb in Circaſſien, wo ſie noch jetzt fortdauern, ein anderer Theil drang an die Donau vor (555), ließ ſich in Dacien nieder, diente unter Juſtinians Heere, half den Longobarden das Gepidenreich zerſtören und eroberte allmählig, beſonders unter dem mächtigen Khan Bajan (582), Pannonien. Unter ſeinen Nachfolgern bemeiſterten ſie ſich Dalmatiens, drangen in Thüringen und Italien ein, wo ſie mit den Franken und Longobarden kriegten und breiteten ihre Herrſchaft über die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slaven, ſo wie über die Bulgaren bis ans ſchwarze Meer aus. Aber dieſe Völker riſſen ſich bald wieder los und Dalmatien ging verloren (640). Auf Pannonien beſchränkt, wurden ſie endlich von Carl dem Großen beſiegt (796) und von den Mähren und Petſchenegern ganz aufgerieben, ſo daß ſie ſich nach 827 aus der Geſchichte verlieren.

Avarie, Averie, Havarie oder **Haverei** kommt wahrſcheinlich von dem engliſchen Average her, welches eine Durchſchnittsrechnung bedeutet. Die Haverei wird eingetheilt in die kleine oder ordinäre, die große oder extraordinäre, auch gemeine, und in die particuläre oder Privat-Haverei. Die erſtere oder kleine begreift nur die gewöhnlichen, an den Ladungs- und Ausladungsplätzen vorfallenden Koſten, welche, da ſie in der Regel ihre völlige Beſtimmung und Gewißheit haben, nicht zu den Aſſecuranzen, die nur für ungewiſſe Schaden und Koſten ſtatt finden, gezogen werden. Unter der zweiten oder großen Haverei verſteht man allen Schaden, den Schiff und Ladung durch Gewalt oder durch das Ungefähr, durch feindliche Angriffe, durch Stürme u. ſ. w. erleiden, und dieſer iſt der eigentliche Gegenſtand der Aſſecuranzen. Die dritte, particuläre Haverei endlich begreift den Schaden, der dem Schiffe allein, oder dem geladenen Gute eines einzelnen Eigenthümers allein und insbeſondere zugeht, nicht aber zu Rettung des Schiffes oder Gutes von bevorſtehender gemeinſamer Gefahr übernommen wird. Es iſt klar, daß ein ſolcher Schaden von dem Schiffer oder von den Kaufleuten, die er betroffen hat, allein getragen werden muß, oder auch verhältnißmäßig demjenigen Aſſecuranten zur Laſt fällt, der auf dieſe einzelnen Gegenſtände ſeine Verſicherung gegeben hat. Schon in den Geſetzbüchern der Römer findet man das Seerecht betreffende Geſetze. Die Lex rhodia de jactu, welche die große Haverei geſetzmäßig beſtimmte, wurde allen neuen zum Grunde gelegt, und die Rechtsgelehrten, welche im 6ten Jahrhundert auf Juſtinians Befehl die Pandecten ſammelten, gaben dieſem Geſetz im zweiten Titel des vierzehnten Buchs einen Platz. Die große Billigkeit dieſes Geſetzes, ſo wie überhaupt aller Handelsverordnungen der Rhodier, war die Urſache dieſes allgemeinen Beifalls.

Ave Maria, bei den Catholiken die Anfangsworte eines Gebets zur heil. Jungfrau, daher auch die ganze Gebetsformel Ave Maria genannt wird. Wörtlich heißt dies: Gegrüßet ſeiſt du, Maria, und iſt der Anfang des Grußes, mit dem der Engel vor der Jungfrau Maria erſchien, als er ihr verkündigte, daß ſie die Mutter des Erlöſers werden würde.

Aventurin, bei den Mineralogen eine röthlich braune Abänderung des Quarzes, welche durch zarte Sprünge, wodurch die Licht-

ſtrahlen mannichfaltig gebrochen werden, einen Goldſchimmer erhält. Man findet ihn in Aragon, Deutſchland u. ſ. w.; bei den Chemikern ein mit Meſſingfeilſpänen vermiſchter Glasfluß, der dem natürlichen Aventurin gleicht.

Averno, vor Alters Avernus, ein im Königreich Neapel belegener See, in der Nähe der Hauptſtadt zwiſchen dem alten Cumä und Puteoli; er iſt cirkelrund, an einigen Stellen 180 Fuß tief und von mäßig hohen Hügeln umgeben, die mit mächtigen Waldungen bedeckt waren, ſo daß ſchauriges Dunkel den See umlagerte und die angehäuften Ausdünſtungen deſſelben die Luft verpeſteten. Dieſe Wälder ſtehen freilich nicht mehr, doch ſind die Umgebungen des Sees noch immer ungeſund. In alten Zeiten hatte ein wildes Volk ſich hierher geflüchtet, das nur bei Nacht ſich hervorwagte. Die dadurch in Furcht geſetzten Nachbaren gaben durch ihre Erzählungen Anlaß zu der Fabel von den Cimmeriern, die in ewiger Finſterniß lebten. Es entſtand der Glaube, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Beides ſagt ſchon Homer. Er verſetzt daher an dieſen See den Eingang in die Unterwelt, und die Scene von der Erſcheinung des Ulyſſes in derſelben. Virgil folgt ihm darin. Nachher hatten auch in den Höhlen an dieſem See gewiſſe Prieſter ihre Wohnung genommen, welche Geiſter beſchwuren und nur zur Nachtzeit ihr Gewerbe trieben. Daher ward der Wald zum Haine der Hekate, und man erzählte eine Menge Fabeln davon.

Avers, ſ. Münzkunde.

Avignon, Hauptſtadt des Departements Vaucluſe im ſüdöſtlichen Frankreich, am Rhone, enge und winkelig gebaut. Sie hat eine große Menge von Kirchen und geiſtlichen Gebäuden, worunter ſich die Franciscaner-Kirche auszeichnet, mehrere wiſſenſchaftliche Anſtalten, worunter ein Athenäum und eine mediciniſche Bibliothek, 2800 Häuſer und 24,000 Einwohner, die anſehnliche Seidenmanufacturen und Seidenfärbereien und andere Fabriken unterhalten. Die Gegend iſt reizend, angenehm und äußerſt fruchtbar an Korn, Wein, Oliven, Graines d'Avignon (eine gelbe Farbe), Kermes, Sumach und den herrlichſten Südfrüchten. Hier verlebte Petrarca mehrere Jahre, hier ſah er ſeine gefeierte Laura, der er ſeine ſchönſten Verſe widmete, und deren Grabmal in der Franciscaner-Kirche befindlich iſt. — Avignon mit ſeinem Gebiete war im Mittelalter eine Grafſchaft, die von den Päpſten, welche bereits die Grafſchaft Venaiſſin 1273 vom König Philipp dem Kühnen zum Geſchenke erhalten hatten, von Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, 1348 für 80,000 Floren angekauft war. Beide Länder regierte der Papſt durch einen Vice-Legaten, der jährlich ernannt wurde, und beſaß ſie bis zum J. 1790, wo nach mehreren ſtürmiſchen Auftritten die Stadt mit ihrem Gebiete ſich an die franzöſiſche Republik anſchloß und 1791 förmlich mit ihr vereinigt ward. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Avignon in der catholiſchen Kirchengeſchichte, weil vom J. 1305 bis 1377 ſieben Päpſte nach einander ihren Stuhl hierher verpflanzt haben; ein Zeitraum, welchen catholiſche Schriftſteller wohl die babyloniſche Gefangenſchaft der Päpſte zu nennen pflegen. Man findet hier mehrere römiſche Alterthümer.

A Viſta, ſ. Viſta.

Avocatorien, Ab- oder Heimberufungen, welche beim Ausbruch eines Krieges von einem Staate erlaſſen zu werden pflegen, um

ſeine Unterthanen aus dem Lande, vornehmlich aber aus den Kriegsdienſten des Feindes abzurufen und zur Heimkehr anzumahnen.

Axe. In der gewöhnlichſten Bedeutung diejenige gerade Linie, welche die Ebene einer krummen (z. B. Kreis, Ellipſe 2c.) in zwei gleiche, ähnliche und auf beiden Seiten den geraden ähnlich liegende Theile zerſchneidet. Es heißt aber auch ferner eine gerade Linie, welche von einem Puncte in der Peripherie durch den Mittelpunct einer Kugel gezogen wird, die Axe der Kugel. Eine gerade Linie, welche aus der Spitze eines Kegels auf den Mittelpunct der Grundfläche gezogen wird, die Axe des Kegels. Weltaxe iſt die Linie, welche man ſich durch die beiden Pole und den Mittelpunct der Weltkugel gezogen denkt.

Axel, deutſch **Abſalon**, Biſchof zu Rothſchild (Roeskilde) und ſeitdem zugleich Erzbiſchof in Dänemark in den J. 1153 bis 1201. Einer der glänzendſten Namen in der ältern däniſchen Geſchichte, obgleich, ſelbſt neben Abſalon, mehrere hiſtoriſch merkwürdige Männer lebten. Damals war bekanntlich die hohe Geiſtlichkeit nicht blos auf kirchliche Geſchäfte beſchränkt, auch an der Regierung und an den Kriegen des Reichs nahm ſie thätigen Antheil, wenn es an Neigung, Geſchicklichkeit und Muth ihr nicht fehlte. Abſalon, aus einer der angeſehenſten Familien ſtammend und ſchon von früher Jugend Freund des Prinzen Waldemar, war deſſelben treuer Freund und kluger Rathgeber, ſo wie ſein unerſchrockener Heerführer zu Waſſer und zu Lande, ſeitdem der Prinz als Waldemar I. den däniſchen Königsthron beſtieg, und durch weiſe Regierung und ſiegreiche Feldzüge den Zunamen „des Großen" erwarb. Als Anführer der Kriegsflotte reinigte Abſalon die däniſchen Fahrwaſſer von den wendiſchen Seeräubern, er trug zu der Eroberung der Hauptſtadt der Wenden (Arcona auf der Inſel Rügen) mit Rath und That bei, ſo wie zu den übrigen Eroberungen Waldemars in Pommern und den angrenzenden Ländern. Unter Waldemars Sohn, Knud (Canutus) VI., vernichtete Abſalon mit wenigen in der Eile geſammelten Schiffen eine große Kriegsflotte des pommerſchen Fürſten Bozislaus, welcher die däniſchen eroberten Länder unvermuthet in Abweſenheit des Königs überfiel. Der römiſche Kaiſer, Friedrich Barbaroſſa, hatte Bozislaus gegen Dänemark erhitzt, weil das ungegründete Verlangen des Kaiſers: daß die däniſchen Könige ihr Reich als Lehn von ihm annehmen ſollten, ſtandhaft abgeſchlagen wurde. Allein der Herzog Bozislaus wurde gezwungen, ſein Land als Lehn von dem däniſchen König anzunehmen. In den von dem Kaiſer eingeleiteten Unterhandlungen unterſtützte Abſalon, und zwei andere Männer, Andreas Sunehem und Esbern, Bruder Abſalons, die Könige durch ſein kluges Benehmen, und legte hier, ſo wie überall, eben ſo viele Geſchicktheit zu friedlichen Staatsgeſchäften an den Tag, als er Muth und Entſchloſſenheit im Kriege bewies. In der Geſetzgebung Waldemars I., deren Weisheit und bündige Kürze noch, auch im Auslande, bekannt ſind, hat Abſalon wahrſcheinlich vielen Theil. Als Erzbiſchof verbeſſerte er die Kirchenverfaſſung und ſetzte auch hier der Willkür Schranken, zum Beſten der Unterthanen. So war er als Geiſtlicher, Staatsmann, Heerführer und Seeheld groß. Seine Thätigkeit und ſein Eifer für alles, was das Wohl des Vaterlandes betraf, war immer unermüdet, und die ſchleunige Weiſe, auf welche er, ſtets entſchloſſen, alles verfügte, faſt unglaublich. Allein ſelbſt im Kriegstummel vergaß er nie, daß er ein Diener einer friedſeligen Religion war. Durch ſeine Ermahnungen wurden die be-

ſiegten Feinde oft ſchonend behandelt und ihm hatte die Stadt Arcona es zu verdanken, daß ſie von den wüthenden Kriegern nicht geplündert wurde. So groß war ſein Anſehn im Volke, daß ſeine Humanität ſelbſt die wilden Krieger menſchlicher machte. Nicht blos der Religion, ſondern zugleich den verfeinernden Studien verdankte er dieſe Humanität; denn Abſalon war auch ein ſehr gelehrter Biſchof. In ſeiner Jugend hatte er, nach Art und Weiſe jener Zeiten, lange zu Paris ſtudiert; Gelehrſamkeit und Studien liebte er ſtets und beförderte ſie unter die ihm untergebenen Mönche. Dieſen legte er vorzüglich auf, die Geſchichte Dänemarks zu verfaſſen, und unter ſeinen Augen ſchrieb Saxo die ſchätzbare däniſche Chronik, welche noch vorhanden iſt (ſ. Saxo Grammaticus). Er mißbrauchte nie ſeine Macht oder die Gunſt des Königs, darum beſtand auch immer ein treuer Freundſchaftsbund zwiſchen Waldemar und Abſalon; als erſterer ſtarb, trauerte der Erzbiſchof herzlich und lange. Endlich iſt Abſalon oder Axel auch dadurch berühmt, daß er der Stifter der jetzigen Hauptſtadt Dänemarks wurde. Damals war Kopenhagen nur eine Sammlung kleiner Fiſcherhütten und gehörte den Biſchöfen zu Rothſchild an. Abſalon benutzte die vortheilhafte Lage zur Aufnahme der kleinen Stadt. Daſelbſt, in der Nähe des nämlichen Platzes, wo jetzt das neue Königsſchloß liegt, erbaute er eine befeſtigte Burg, welche Axelhuus (Axelburg), ſo wie die Stadt damals Axelſtadt, nach ihm hieß. Grund und Mauern dieſer Burg dienten, erweitert und vergrößert, nachher den Königen von Dänemark als Reſidenz bis ins 18te Jahrhundert. — Abſalon ſtarb 1201 im 73ſten Jahre, ſein Grab ſieht man noch in Sorõe, damals ein Kloſter in Seeland; ſein Biſchofsſtab und ſein Schwert, welche beide er nur zur Ehre Gottes und des Königs brauchte, werden zu ſeinem Andenken aufbewahrt.

Axiom oder Grundſatz iſt ein allgemeiner Satz, der die bloße Verbindung zweier Begriffe, eines Subjects und eines Prädicats, ausdrückt, und den der Verſtand als richtig erkennen muß, ſobald er nur den Sinn und die Worte deſſelben verſteht. Dahin gehören die gleichgültigen oder leeren Sätze, d. h. diejenigen, in denen Subject und Prädicat entweder einerlei oder nur durch verſchiedene Worte ausgedrückt ſind, weil wir nicht anders denken können, als jede Sache ſei das, was ſie iſt, z. B. a iſt a; jede Größe iſt ſich ſelbſt gleich; ein Ding iſt ſich ſelbſt ähnlich; ein Ding kann nicht zugleich ſein und nicht ſein u. ſ. w. Ferner gehören dahin die Sätze, deren Prädicat ein Merkmal des zum Subject gewählten Begriffs enthält, ohne welches dieſes nicht gedacht werden kann. So iſt der Satz: ein Triangel hat drei Seiten, ein Grundſatz, weil das Subject Triangel nicht anders als dreiſeitig gedacht werden kann. Jede Wiſſenſchaft beruht auf einem ſolchen Grundſatz; er iſt die Baſis derſelben, und gibt ihr die ſyſtematiſche Einheit. Alles, was zu der auf ihn gegründeten Wiſſenſchaft gehört, wird von ihm abgeleitet; er ſelbſt aber darf nicht aus der Wiſſenſchaft erſt bewieſen werden. Welcher Satz aber der abſolut erſte in der ganzen menſchlichen Erkenntniß ſei, darüber iſt vielfach geſtritten worden. Einige haben dafür gehalten den Satz des Widerſpruchs (es iſt unmöglich, daß etwas zugleich iſt und nicht iſt); andere den Satz: was iſt, das iſt; noch andere den Satz: ein jedes Ding iſt entweder oder iſt nicht; noch andere den Satz des zureichenden Grundes (wir können nicht ohne Grund etwas für wahr, und wider erkannte Gründe etwas für falſch halten). Alle dieſe Sätze ſind urſprünglich nur Grundfacta. Sie haben alle das mit einander

gemein, daß ſie in der inneren Einrichtung unſerer Denkkraft begründet ſind. Wir können nicht anders, als die Äußerungen unſerer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren dieſen Geſetzen gemäß einzurichten. Das Gemeinſame in allen dieſen Sätzen iſt alſo eine gewiſſe Nothwendigkeit, die als folgender höchſter Grundſatz des ganzen menſchlichen Erkenntnißvermögens hervortrit: Was der Menſch vermöge ſeiner ganzen innern Einrichtung nicht anders als wahr denken kann, das iſt wahr, und was er nicht anders als nicht wahr denken kann, das iſt nicht wahr. — Dieſer Grundſatz läßt ſich, ſo ausgedehnt, auf alle Arten der Wahrheit anwenden, da hingegen jene ihm untergeordneten Sätze nur in dieſer oder jener Gedenkungsart anwendbar ſind. — Die kritiſche Philoſophie nimt das Wort Axiom in der ſtrengen Bedeutung, und verſteht darunter ſynthetiſche Sätze a priori von unmittelbar, d. i. anſchauender Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die Axiome der Philoſophie nur discurſive Grundſätze, weil ihre Wahrheit nicht durch Anſchauung bewieſen werden kann und es dazu vermittelnder Begriffe bedarf.

Azimuth eines Geſtirns. Der zwiſchen dem Scheitelkreiſe dieſes Geſtirns und dem Meridian des Beobachters enthaltene Bogen des Horizonts. Es iſt öſtlich, wenn der Stern vor, weſtlich, wenn er nach und $=0$, wenn er im Augenblicke der Culmination ſelbſt beobachtet wird. Man pflegt mit dem Quadranten einen eingetheilten horizontalen Kreis, den Azimuthal-Kreis, zu verbinden. Wird dann der zum Nullpunct des letztern gehende Theilſtreich in die Lage der Mittagslinie gerückt, ſo hat man zugleich das Azimuth des Geſtirns, deſſen Höhe über dem Horizonte das Fernrohr des Quadranten angibt. D. N.

Azoren, flämiſche, auch Habichtsinſeln, eine Gruppe von neun potugieſiſchen Inſeln im atlantiſchen Meere zwiſchen Afrika und Amerika, von 36 bis 39° Nordbreite. Sie haben zuſammen eine Größe von 53 QM. Die Einwohner ſind portugieſiſcher Abſtammung und werden nach portugieſiſchen Geſetzen regiert. Der vulkaniſche Boden iſt zwar gebirgig, aber gut bewäſſert und ungemein fruchtbar; der höchſte Berg, der Pic auf Pico, ſteigt 7400 Fuß hoch empor. Ein äußerſt heiteres und geſundes Clima herrſcht auf dieſen Inſeln, deren Haupterzeugniſſe in Wein, Korn und Südfrüchten beſtehen, auch unterhalten die Einwohner eine ſtarke Viehzucht, Fiſcherei, einige Manufacturen und einen lebhaften Handel, der jedoch noch ausgebreiter ſein würde, wenn es nicht durchaus an einem guten Hafen fehlte. Die Portugieſen haben dieſe Inſeln 1446 entdeckt, doch wollen niederländiſche Seefahrer ſie ſchon früher geſehen haben; daher die Holländer ihnen auch den Namen der flandriſchen Inſeln beilegen. Die neun Inſeln heißen S. Miguel mit 61,100, Terceira mit 28,900, Pico mit 20,900, S. Jorge mit 11,200, Fayal mit 16,300, S. Maria mit 5000, Graciosa mit 7400, Flores mit 7100 und Corvo mit 800 Einwohnern. Die Hauptſtadt Angra auf Terceira zählt deren 12,000. Dem obigen zufolge würde die Zahl der Bewohner ſämmtlicher azoriſchen Inſeln an 160,000 betragen; andere Angaben ſchätzen ſie jedoch nur auf 105,000, und noch andere gar nur auf 53,000.

Azur, himmelblau. Die Franzoſen nennen auch den Laſurſtein (Lapis Lazuli), aus welchem das Ultra-Marinblau gemacht wird, Azur.

Azymiten (Ungeſäuerte) wurden die lateiniſchen Chriſten, d. h. die römiſch-catholiſchen, von den griechiſchen genannt, weil ſie ſich beim heil. Abendmahle des ungeſäuerten Brotes bedienten. E.

Azzara (Nicolaus Joſeph, Ritter von), geboren 1731 zu Barbanales in Aragonien. Er zeigte ſchon früh einen lebhaften Hang zu den Künſten und Wiſſenſchaften, und dieſer Hang verſtärkte ſich durch ſeine Verbindung mit dem berühmten Maler Mengs, der in die Dienſte des Königs von Spanien getreten war. Azzara betrat frühzeitig die diplomatiſche Laufbahn, ward in Angelegenheiten der ſpaniſchen Kirche als Geſchäftsträger an den Papſt Clemens XII. geſchickt, und zeichnete ſich in dieſem Poſten ſehr vortheilhaft aus; ward darauf bei der ſpaniſchen Geſandtſchaft angeſtellt, und behauptete fortwährend einen großen Einfluß auf die wichtigſten Verhandlungen ſeines Hofes bei dem päpſtlichen Stuhle. Vgl. v. Dohms Denkwürdigk. über Joſeph II. und Rom. 1796 ward er dem Eroberer Italiens entgegengeſandt, ſeine Gnade zu Gunſten Roms zu erflehen. Buonaparte wußte ihn ſogleich zu würdigen, und von der erſten Zuſammenkunft ſchrieb ſich der tiefe Eindruck her, den auf Azzara der Mann machte, der ſeitdem der ſtete Gegenſtand ſeiner Bewunderung war. Damals war es auch, als ſich eine genaue und innige Verbindung zwiſchen ihm und Joſeph Buonaparte bildete. Kurz darauf ging Azzara mit einem diplomatiſchen Charakter nach Paris, wo ihn die Annehmlichkeit der Geſellſchaft und die Aufnahme, die man ihm ſchenkte, für den Verluſt ſeiner alten Freunde, einer ſchönen Bibliothek und reichen Gemälde- und Antikenſammlung entſchädigen mußte. Seine Sendung nach Frankreich war von einem wechſelnden Steigen und Fallen ſeiner Gunſt am ſpaniſchen Hofe begleitet. Er ward zurückberufen, nach Barcelona verwieſen, wieder mit dem Charakter eines Botſchafters nach Paris geſchickt, und von neuem dieſes wichtigen Poſtens beraubt. Seine Geſundheit, die ſchon ſehr gelitten hatte, erlag dieſen mehrmaligen Erſchütterungen. Er ſtarb 1804.

B.

B, der zweite Buchſtabe des deutſchen Abc, ein weicher, ſanfter Laut, der mit Öffnung der Lippen leicht ausgeſprochen wird. In der Muſik bezeichnet B unter den Klangſtufen der diatoniſch chromatiſchen Tonleiter den um einen halben Ton erniedrigten Ton H, die kleine Terze zu G, die reine Quinte zu Es. (S. Ton, Tonarten.) Man bedient ſich aber dieſes Buchſtabens auch bei den Vorzeichnungen (ſ. Verſetzungszeichen). — Die Alten bezeichneten in ihrer Muſik mit b die zweite Stufe ihres mit a anfangenden Tonſyſtems, die einzige Stufe bei ihnen, welche zwei um einen halben Ton verſchiedene Saiten hatte. Die niedrigere wurde mit dem kleinen b, die höhere mit einem großen oder viereckigen B bezeichnet.

Baader (Joſeph), Mitglied der königlich baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und vieler andern deutſchen und auswärtigen, einer der berühmteſten und geſchickteſten Ingenieure und Mechaniker unſerer Zeit, geboren zu München 1763. Er hatte Medicin ſtudiert und in

dieſer Wiſſenſchaft promovirt, entſagte ihr aber, und ward 1793 wegen ſeiner großen Talente für die Technologie zum Director der Maſchinen und des Bergbaus ernannt. 1808 ward er Geheimerrath bei der Generaldirection des Bergbaues und der Salinen von Baiern. Er hat mehrere Reiſen nach England, Frankreich u. ſ. w. gemacht und mehrere wichtige Werke und Aufſätze geſchrieben, und kürzlich ein leichteres Fuhrweſen in Vorſchlag gebracht. Sehr ſinnreiche Vorſchläge hat er gethan, die große Waſſermaſchine zu Marly wieder herzuſtellen oder durch eine andere zu erſetzen. Auch ſeine Brüder, Clemens Ludwig, Canonicus zu Freiſingen und Franz Xaver, Arzt, haben ſich als Schriftſteller rühmlich bekannt gemacht.

Baaken, **Baken** heißen bei den Schiffern gewiſſe Zeichen, welche andeuten, entweder wo Anfuhrt und Einfahrt iſt, oder wo ſie ſich vor Klippen und ſonſtiger Gefahr zu hüten haben. Dahin gehören hohe Feuerzeichen, Wacht- und Leuchtthürme, welche an dem Strande unterhalten werden, und, auf der See ſelbſt, Tonnen an Ketten oder andere Dinge. Zu Unterhaltung dieſer Einrichtungen wird von den Schiffenden ein gewiſſes Baken-, oder Tonnengeld bezahlt. Auch pflegen Schiffscapitäne, die in Seegefahr ein Tau kappen und einen Anker zurücklaſſen, durch ein Baakzeichen, das ſie am Tau zurücklaſſen, andern Seefahrern bemerklich zu machen, daß ſie ihr Eigenthum am Anker noch nicht aufgegeben haben.

Baal, **Bel**, ein babyloniſcher oder phöniziſcher Gott, deſſen Begriff durch die Zeit und die Unvollkommenheit der Sprache ſehr verdunkelt iſt. Einige halten ihn für einen Menſchen und den Stifter von Babylon; Herodot nennt ihn des Alkäos Sohn; andere nennen ihn einen chaldäiſchen Rieſen. Nach den Sagen, die die Geſchichte von ihm aufbewahrt hat, möchte man ihn für einen außerordentlichen Menſchen halten, der das Reich Babylon weckte und erhob, und ſpäterhin vergöttert ward. Daher erzählen auch einige Schriftſteller von ihm, er habe das Land urbar und bewohnbar gemacht, habe Flüſſe durch Canäle verbunden, und Babylon (daher Babel) mit einer Mauer umgeben. Sein Sohn Ninus, der große Eroberer, habe ihn nach ſeinem Tode für einen Gott erklärt, und ihm göttliche Ehre erweiſen laſſen. Nicht aber blos auf Babylonien und Aſſyrien beſchränkte ſich ſeine Verehrung, ſondern ſie breitete ſich noch weiter im Orient aus; wir finden ihn bei den Perſern, Tyriern u. ſ. w. Über die Art der Verehrung des Gottes Baal hat man nur wenige und widerſprechende Nachrichten. Unter den Opfern, welche ihm gebracht wurden, nennt die Bibel auch Menſchenopfer, was aber wohl nur ein figürlicher Ausdruck ſein möchte, um den Abfall von Jehovah zu Baal auszudrücken. — Übrigens bedeutet der Name Baal oder Bel in mehrern orientaliſchen Sprachen Herr, bezeichnet die Herrſcherwürde, und man findet es in der Zuſammenſetzung mit mehreren eigenen Namen, als Bel-ſazar, Hanni-Bal u. ſ. f.

Babet, ſ. Bourſault.

Babo (Franz Maria), geb. 1756 zu Ehrenbreitſtein, Profeſſor der Äſthetik zu München. Nicht unrühmlich bekannt iſt er unter uns durch ſeine dramatiſchen Werke, die, wenn ſie auch nicht zu den vollendeten gehören, doch von glücklichen Talenten ihres Urhebers zeugen. Selbſt in denen ſeiner frühern Stücke, welche der bunten Reihe nicht begründeter Scenen einer Haupt- und Staatsaction ziemlich ähnlich ſehen, iſt doch Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, kräftiges Gefühl und natürlicher Beruf zu dramatiſchen Arbeiten nicht zu verkennen.

Digitized by Google

Eigentliche Epoche zu machen, gelang ihm durch ſein Trauerſpiel: Otto von Wittelsbach (1782), nach Göthes Götz das erſte Ritterſchauſpiel, welches eigentlich aufführbar war, und unter der großen Anzahl aufführbarer, die ihm folgten, weil ſie Modegeſchmack wurden, ſich vortheilhaft auszeichnete. Späterhin verſuchte der Dichter mit Erfolg das bürgerliche Schauſpiel und es gelang ihm, in ſeinem Bürgerglück Wahrheit, Einfachheit und Gemeinverſtändlichkeit in dem Grade zu treffen, in welchem ſie, ohne Aufopferung des guten Geſchmacks, zur dramatiſchen Bearbeitung einer wahrhaft gemeinnützigen Idee gehören. Er ſtarb zu Anfang des J. 1822.

Babylonien, jetzt Irak Arabi, war im Alterthum ein berühmtes aſiatiſches Reich, das öſtlich an Suſiana, ſüdlich an den perſiſchen Meerbuſen und Chaldäa, weſtlich an das wüſte Arabien und nördlich an Medien und Armenien oder Meſopotamien grenzte. Da die Chaldäer das ganze Land inne hatten, ſo wurden die Namen Chaldäa und Babylonien gleichbedeutend gebraucht. — Babylonien iſt ein flaches ebenes Land, durchſtrömt von zwei großen Flüſſen, dem Euphrat oder Frat, und Tigris. Jener, deſſen Waſſer faſt immer bis zum Rande ſeiner niedrigen Ufer reicht, trit bei dem geringſten Anwachs über. Regelmäßig aber überſchwemmt er jährlich das ganze Land, wenn die im Frühling von den armeniſchen Gebirgen herabſtrömenden Gewäſſer ihn anſchwellen, und befeuchtet es auf dieſelbe Weiſe, wie der Nil Ägypten. Den Mangel an Baumaterial hat die Natur durch Ziegelerde erſetzt, die an der Sonne gedörrt, oder in Öfen gebrannt, die dauerhafteſten Steine gibt, welche in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerſtehen. Zum Mörtel bedient man ſich des Erdharzes, von dem reiche Quellen angetroffen werden. Die alte vom Euphrat durchſtrömte Hauptſtadt Babylon gehört zu den berühmteſten, und ihre Größe, wie die Alten ſie uns ſchildern, grenzt an das Wunderbare und Unglaubliche. Die Mauern ſollen 200 Ellen hoch und 16 breit geweſen ſein, ſollen 250 Thürme und 100 eherne Thore und über 360 Stadien im Umfange gehabt haben. Der Tempel des Belus und die hangenden Gärten gehörten zu den größten Merkwürdigkeiten dieſer Rieſenſtadt, von der längſt faſt jede Spur vertilgt iſt. Die Bewohner Babyloniens gehörten zu den älteſten Völkern auf der Erde. Ihre Sprache, eine aramäiſche oder ſyriſche Mundart, zeigt ſie als einen ſemitiſchen Völkerſtamm. Schon früh erſchienen ſie als ein Volk, das feſte Wohnſitze und einen gewiſſen Grad wiſſenſchaftlicher Bildung hatte. Die Moſaiſchen Nachrichten erwähnen ihrer gleich nach der Sündflut, und nennen Nimrod als den Stifter des erſten Reichs in Babylonien. Spätere Griechen haben uns die Namen Ninus, Belus, Semiramis aufbehalten, die als große Eroberer geſchildert werden. (S. Aſſyrien.) Endlich um das J. 630 v. Chr. trit Babylon auf kurze Zeit in hellem Glanze hervor. Damals kamen die Chaldäer, ein Nomadenvolk, unter Nebukadnezar, vom Taurus und Kaukaſus herab, eroberten ganz Südaſien, zerſtörten Jeruſalem, unterwarfen ſich Tyrus und Phönizien, und gründeten ein Reich, das ſich bis zu den Ufern des mittelländiſchen Meeres erſtreckte. Babylon, ſchon früher der Sitz der Bildung und wiſſenſchaftlicher, beſonders aſtronomiſcher und aſtrologiſcher Kenntniſſe, war die Hauptſtadt dieſes Reichs und erreichte ſeine ſchönſte Blüthe. Handel und Kunſtfleiß führten Reichthum herbei, und dieſer weckte die Liebe zum Luxus und zur Pracht. Beſonders berühmt waren die Webereien in Leinen, Baumwolle und Seide. Die Gelehrſam-

keit war das Eigenthum der Prieſter, die unter dem Namen Chaldäer vorkommen. — Nach Nebukadnezar verfiel das Reich nach und nach, bis Cyrus ihm durch die Zerſtörung der Hauptſtadt ein Ende machte und Babylonien mit Perſien vereinigte. Es theilte Perſiens Schickſale, bis es 640 nach Chr. Mohammeds Nachfolger eroberten und Bagdad am Tigris erbauten (755). Hier war der Sitz der Khalifen, die Halaku, ein Tatarfürſt, 1258 verjagte. Im J. 1534 fiel Bagdad in die Gewalt der türkiſchen Sieger, denen es Shah Abbas 1613 wieder entriß; 1637 aber kam es, nebſt Babylonien, aufs neue unter die Herrſchaft der Türken, die es noch beſitzen.

Baccalaureus, ehemals bei den Franzoſen ein Edelmann, der ſich in Kriegsdienſte begab, aber nicht Vermögen genug beſaß, eine Fahne zu führen; gegenwärtig ein nicht ſehr gewöhnlicher Titel, den man ſeit dem 13ten Jahrh. auf Univerſitäten denjenigen beilegt, welche die nächſte Anwartſchaft zur Doctorwürde haben. Auch heißen auf manchen Schulen die unterſten Lehrer Baccalaurei.

Bachius, Bacchius, ſ. Rhythmus.

Bacchus (griechiſch Dionyſos), der Gott des Weins, zwar von einer ſterblichen Mutter geboren, aber dennoch gleich von ſeiner Geburt an einer der himmliſchen Götter. Seine Geſchichte gehört zu den verwickeltſten in der griechiſchen Mythologie. Zeus hatte ihn mit der Semele (ſ. d. Art.) gezeugt. Die Mutter aber ward vor ſeiner Geburt ein Opfer des argliſtigen Rathes der Here. Zeus eilte, mindeſtens die noch unreife Frucht ſeiner Umarmungen zu retten, und verſchloß ſie, bis zur Zeitigung, in ſeine eigene Hüfte. Dann übergab er den Knaben dem Hermes, der ihn zu Ino und Athamas, und in der Folge zu den Nymphen von Nyſa in Indien brachte, wo er gedeihlich aufwuchs. Als ſein Lehrer und Erzieher wird ſein nachmaliger beſtändiger Begleiter Silenus genannt. In Nyſas Thälern war es, wo Bacchus aus den Trauben einen Trank zu bereiten erfand, und die Pflanzung des Weinſtocks lehrte. Um ſeine Erfindung nicht auf einen kleinen Bezirk einzuſchränken, durchzog er faſt die ganze damals bekannte Erde, und breitete mit ſeiner Wohlthat zugleich ſeine Verehrung aus. Gezogen von Löwen (andere nennen Parder, Tiger oder Luchſe) begann er ſeine, einem Siegesgepränge ähnliche Reiſe mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern, Silenen, Satyrn, Mänaden. Begeiſtert durch die Nähe des Gottes laut aufjubelnd, den Thyrſus ſchwingend, mit Reben und Epheu bekränzt, ſchwärmten und tanzten ſie um ihn her, jauchzend ſcholl ihr Euoe! Eleleus! durch Gebirg und Thal, und in den jauchzenden Ruf miſchte ſich phrygiſches Flötengetön und wirbelnder Paukenklang. In Theben wollte man ſeine Gottheit nicht anerkennen, und Pentheus rüſtete ſich ſogar wider ihn. Bacchus beſchloß den Frevel zu rächen, eine wilde Wuth trieb die Weiber aus den Häuſern auf den Berg Cythäron, wo ſie umherſchwärmten, Pentheus aber ward von ſeiner eigenen Mutter und deren Schweſtern, denen er ein wildes Thier ſchien, zerriſſen. Auf ähnliche Weiſe ſtrafte er des Myniaс Töchter, die ſeine Feſte nicht feiern wollten, mit Raſerei und Verwandlung. Als er nach Naxos überſetzte, gedachten die tyrrheniſchen Schiffer ihn nach Italien zu entführen, weil ſie aus ſeinem Purpurgewand auf einen Königsſohn ſchloſſen. Sie feſſelten ihn; aber die Feſſeln fielen ab, Reben und Epheu umſchlangen das Schiff und hielten es mitten im Meere feſt, der Gott verwandelte ſich in einen Löwen, und die Schiffer, von Raſerei ergriffen, ſtürzten ſich ins Meer, wo ſie in Del-

phine verwandelt wurden. Dagegen belohnte er diejenigen, die ihm gaſtlich und mit Ehrfurcht empfingen, z. B. den Midas, der ihm den verlorenen, treuen Silen wieder zugeführt hatte. (S. Midas.) — Seine Liebe gewannen mehrere, aber nur Ariadne, die er auf Naxos verlaſſen fand, erhob er zu ſeiner Gemahlin (ſ. d. Art.). Sie ward durch ihn der Unſterblichkeit theilhaftig. Um ein Gleiches ſeiner Mutter Semele zu gewähren, ſtieg er in die Unterwelt hinab, und führte ſie, die fortan Thyone hieß, zum Olymp. In dem furchtbaren Gigantenkriege focht er als Held, und rettete die Götter vom nahen Verderben. Nach andern entging er der ihn in dieſem Kampfe umringenden Gefahr nur dadurch, daß er ſich in einen Löwen verwandelte. Da er als Sieger durch den Olymp jauchzte, rief der gerettete Zeus ihm freudig zu: Euan Euie! (Schön, mein Sohn!), mit welchen Worten Bacchus nachher gewöhnlich begrüßt wurde. Abgebildet finden wir ihn in den runden, weichen und anmuthigen Formen eher einer ſchönen Jungfrau, als einem Jünglinge ähnlich. Eine ihm eigenthümliche Zierde iſt die Stirnbinde; die langen wellichten Haare ſind hinten in einen Knoten geſchürzt, und mit Epheuranken und Weinlaub umkränzt. Gewöhnlich iſt er ganz unbekleidet; zuweilen hat er eine weite Palla nachläſſig umgehängt; manchmal hängt ihm auch ein Rehfell quer über der Bruſt. Der bärtige Bacchus iſt eigentlich indiſchen oder ägyptiſchen Urſprungs. Die goldenen Hörner (das Symbol unbeſiegter Kraft) auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunſt der Griechen zu verſtecken, oder ließ ſie nur wenig vorſchimmern. Die dem Bacchus geheiligten Feſte hießen Bacchanalien, Dionyſien, auch im Allgemeinen Orgien. Beſonders feierlich wurden ſie in Athen begangen, wo man die Jahre darnach zählte. Während ihrer Dauer war die geringſte Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Todesverbrechen. Die großen Dionyſien wurden im Frühlinge begangen. Das Wichtigſte der Feier beſtand in einer Prozeſſion, welche den Triumph des Bacchus vorſtellte. Es erſchien dabei derſelbe oben beſchriebene Zug von Bacchanten und Bacchantinnen, die von wahrem oder angenommenem Weinrauſche begeiſtert, ſchwärmend und tobend umherzogen, und ſich dem zügelloſeſten Taumel ihrer aufgeregten Sinne überließen. Sie waren maskirt, mit Hirſchhäuten bekleidet, und mit Epheu bekränzt, und trugen in den Händen Trinkgeſchirre und Thyrſusſtäbe. Mitten unter dieſem wahnſinnigen Haufen zogen in ſchöner Ordnung die von den Phratien (Bürgergemeinden) abgeordneten Chöre auf. Sie trugen auf ihren Köpfen heilige Körbe, welche die Erſtlinge der Früchte, Kuchen von verſchiedener Geſtalt, und andere geheimnißvolle Symbole enthielten. Dieſe Prozeſſion geſchah gewöhnlich Nachts. Den Tag widmete man Schauſpielen und andern Luſtbarkeiten. Schon früh ging man in das Theater des Bacchus, wo theils Wettſtreite der Chöre in Muſik und Tanz, theils neue dramatiſche Stücke aufgeführt wurden. In ganz Athen herrſchte Ausgelaſſenheit und Schwelgerei. Dieſe Feſte kamen von den Griechen zu den Römern, die ſie mit noch ärgerer Zügelloſigkeit begingen, bis der Senat im Jahre der Stadt 567 ſie gänzlich unterſagte. — Außer dieſen großen Bacchusfeſten gab es noch andere, die zu verſchiedenen Zeiten des Jahres begangen wurden.

Bacchylides, aus Julis einer Stadt der Inſel Kos gebürtig, der letzte von den neun Lyrikern Griechenlands, welche der alexandriniſche Canon für claſſiſch erklärte. Als Verwandter des Simonides und Zeitgenoß des Pindars, wird er Dichter und beiden an die

Seite geſetzt. Hiero, an deſſen Hofe er lebte, ſchätzte ihn ſehr hoch und zog ihn ſelbſt dem Pindar vor. Uns ſind leider von ſeinen Liedern, Hymnen, Päanen und Siegesgeſängen nur wenige Bruchſtücke geblieben, welche in einigen Ausgaben des Pindar, und in Brunks Analekten geſammelt ſind; es finden ſich manche Spuren von ihm in Horazens Oden. Ohne Pindars ſtürmiſchen Adlerflug zu haben, fehlt es ihm doch weder an Feuer und Kraft, noch an hohen und edeln Geſinnungen.

Baccio della Porta, bekannter unter dem Namen Fra Bartolomeo di San Marco oder Frata, geb. 1469 zu Sapignano bei Prato in Toscana, kam ſehr jung nach Florenz, und lernte die Anfangsgründe der Malerei bei Coſimo Roſſelli. Er machte ſchnelle Fortſchritte, und gewann durch das Studium der Werke Leonardo da Vincis jene ſchöne und große Manier, jene Kraft des Colorits und Umriſſes, die ſeine ſpätern Arbeiten auszeichnet. Aus dieſer Zeit iſt ſein berühmtes Frescogemälde auf dem Gottesacker des Hospitals Santa Maria Nuova, welches das jüngſte Gericht vorſtellt und von ſeinem Freunde Albertinelli, der ſeine Manier ſich angeeignet hatte, vollendet wurde. Verführt durch die Predigten des fanatiſchen Savonarola, verließ er alles, um ihm zu folgen, und ſchloß ſich mit einer großen Anzahl ſeiner Anhänger in das Kloſter von S. Marco ein, als dieſer wüthende Aufruhrprediger mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Das Kloſter ward förmlich belagert und Baccio that das Gelübde, Mönch zu werden, wenn er der Gefahr glücklich entginge. In Folge dieſes Gelübdes nahm er 1500 in demſelben Kloſter das Kleid des heiligen Dominicus und nannte ſich Fra Bartolomeo. Dies Ereigniß hatte ihn ſo erſchüttert, daß er vier Jahre keinen Pinſel anrührte, und auf die Bitte der Geiſtlichen ihn nur wieder nahm, um ihn Gegenſtänden der Andacht zu widmen. Die Gemälde, welche er in dieſer letzten Periode ausführte, ſind ſeine vollendetſten. Man hat ſie für Werke Raphaels gehalten. Dieſer große Meiſter war 1504 nach Florenz gekommen, und beförderte allerdings durch Rath und Beiſpiel die glänzenden Erfolge Fra Bartolomeos. Sie tauſchten wechſelſeitig ihre Kenntniſſe aus. Dieſer lernte die Perſpective von ſeinem jungen Freunde und gab ihm Unterricht im Colorit. Einige Jahre nachher beſuchte Fra Bartolomeo Michel Angelo und Raphael in Rom, und hatte die ſeltene Beſcheidenheit, ihren großen Talenten durch das Bekenntniß, daß er ihnen nachſtehe, zu huldigen. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, führte er mehrere Kirchengemälde aus, unter denen auch der heilige Marcus und der heilige Sebaſtian waren, zwei Gemälde, welche die Bewunderung aller Kenner verdienen. Fra Bartolomeo verdient der Vorläufer Raphaels genannt zu werden, und vielleicht wäre er ſein Nebenbuhler geworden, hätte er dieſelben Gelegenheiten gehabt, ſein Talent geltend zu machen. Sein Styl iſt ſtreng und erhaben, aber dabei ſehr anmuthig in ſeinen jugendlichen Figuren; ſein Colorit hat Kraft und Glanz; er nähert ſich darin dem Titian und Giorgione, und in dem Verreiben und Verſchmelzen der Farben weicht er kaum den beſten lombardiſchen Coloriſten. Beſonders aber iſt er ein Meiſter im Faltenwurf, den keiner vor ihm mit ſo viel Wahrheit, Fülle und Leichtigkeit auszuführen verſtand. Er ſtarb 1517. Seine Schüler waren Cecchino del Frate, Benedetto Ciamfanini, Gabriel Ruſtucci und Fra Paolo von Piſtoja, der ſeine Zeichnungen erbte.

Bacciochi (Felix Pascal), Ex-Fürſt von Lucca und Piombino,

Gemahl von Eliſa Buonaparte, der Schweſter Napoleons, iſt den 18ten Mai 1762 in Corſica von einer edeln, aber armen Familie geboren, kam früh als Cadet in Militärdienſte, und war Officier als Buonaparte als Obergeneral in Italien befehligte. Er beirathete nun deſſen Schweſter, wodurch er Oberſter des 26ſten leichten Infanterieregiments, und, ohne ſich, ſei es aus Mangel an Fähigkeiten oder an Gelegenheit, irgend hervorgethan zu haben, in kurzer Zeit mit immer neuen Gnaden überhäuft wurde. Er ward nach und nach Präſident des Wahlcollegiums der Ardennen, 1804 Senator, und erhielt endlich 1805 durch das ſeiner Gemahlin zugetheilte Fürſtenthum Lucca und Piombino auch den Fürſtentitel. Nach den Revolutionen von 1814 und 15 folgte er ſeiner Gattin in die Verbannung und lebte ſeitdem mit ihr und ſeinem Sohne unter Aufſicht der öſterreich. Regierung zu Trieſt. Hier ſtarb Eliſa Bacciochi, ſeine Gemahlin, am 7ten Auguſt 1820. Seine Unbedeutenheit hat ihn ſtets vor jedem eigentlichen Vorwurfe geſchützt.

Bach (Joh. Seb.), unter den deutſchen Tonkünſtlern des vorigen Jahrh. einer der berühmteſten und der größte dieſes in der muſikaliſchen Literatur ſo ausgezeichneten Namens, war 1685 zu Eiſenach geboren und ſtarb 1750. Er legte den Grund im Clavierſpielen zu Ordruff bei ſeinem ältern Bruder, Joh. Chriſtoph. Nach deſſen Tode ſtudierte er die Muſik zu Lüneburg und lernte in der herzogl. Capelle zu Halle den franzöſiſchen Geſchmack in der Muſik kennen, trat 1703 in die Dienſte des Herzogs von Weimar, kam dann 1704 nach Arnſtadt, wo er ſich eigentlich zu dem großen Componiſten und Organiſten bildete, 1707 ward er Organiſt zu Mühlhauſen, 1708 Hoforganiſt in Weimar und 1714 Concertmeiſter daſelbſt, dann 1717 Capellmeiſter zu Köthen, 1723 Muſikdirector zu Leipzig und 1736 königl. kurfürſtl. ſächſiſcher Hofcomponiſt. Als Clavier- und Orgelſpieler hatte Sebaſtian Bach in damaliger Zeit nicht ſeines Gleichen. Das Pedal behandelte er mit einer unerreichbaren Geläufigkeit. Er war vorzüglich ſtark im Contrapunct; ſeine Compoſitionen ſind voll Originalität und Kraft; ſeine Harmonie iſt kunſtvoll, ſeine Melodie neu und reich, aber zuweilen wenig gefällig. Er hat mehrere Stücke für Kirchenmuſik und vieles für das Pianoforte hinterlaſſen. Die meiſten ſeiner Compoſitionen erfordern einen Virtuoſen zur fehlerfreien Ausführung. — Die Bachſche Familie ſtammte eigentlich aus Presburg in Ungarn, welches Sebaſtians Vater, Johann Ambroſius, der ſelbſt ein guter Muſikus war, der Religion wegen verließ, um ſich in Deutſchland niederzulaſſen. Mehr als funfzig Tonkünſtler ſind von ihr ausgegangen; Sebaſtian ſelbſt hatte elf Söhne, ſämmtlich als Muſiker vortheilhaft bekannt. Die berühmteſten waren folgende vier: — Wilh. Friedemann, geboren 1710 zu Weimar, ſtarb mit dem Titel eines heſſen-darmſtädtiſchen Capellmeiſters 1784 zu Berlin. Er war einer der größten Harmoniſten und geſchickteſten Orgelſpieler. Man hat von ihm die bekannten ſechs Fugen fürs Clavier. — Carl Phil. Eman., 1714 zu Weimar geboren und 1788 zu Hamburg geſtorben, kam, nachdem er zu Leipzig die Rechtsgelehrſamkeit ſtudiert hatte, als Muſikus in königl. preußiſche Dienſte nach Berlin, und ward endlich Muſikdirector zu Hamburg. Er hat meiſtentheils für das Clavier gearbeitet, auch Melodien zu Gellerts geiſtlichen Liedern herausgegeben. Sein Verſuch über die wahre Art, Clavier zu ſpielen, iſt noch immer ein claſſiſches Werk in ſeiner Art. — Joh. Chriſtoph Friedr., geb. 1732, Concertmeiſter zu Bückeburg, ein großer Orgel-

ſpieler, der auch durch ſeine herausgegebenen Muſikalien bekannt iſt. — Joh. Chriſtian (der engliſche genannt), geboren 1735 zu Leipzig, geſtorben zu London 1782, welcher wegen der galanten Manier, in der er geſchrieben, lange Zeit ein Lieblingscomponiſt geweſen iſt.

Bachaumont (François le Coigneux), geb. zu Paris 1624, geſtorben daſelbſt 1702. Sein Vater war Parlamentspräſident in Paris, und ſein Sohn wurde frühzeitig dabei als geiſtlicher Rath angeſtellt. Er nahm in den damaligen Unruhen Partei gegen den Hof, und ihm verdankt dieſe Faction den Namen Fronde, indem er ſie einſt mit den Schulknaben verglich, die ſich in den Gräbern von Paris mit Schleudern beluſtigten, bei dem Anblick eines Polizeibeamten ſchnell ſich trennten, aber ſobald er den Rücken gewandt, wieder beiſammen wären. Der Vergleich gefiel; die Feinde Mazarins trugen ſeitdem Hutſchnüre in Form einer Schleuder, und nannten ſich Schleuderer (Frondeurs). Bachaumont fand bei dieſen Streitigkeiten oft Gelegenheit, ſeinen Witz in Epigrammen gegen den Hof auszulaſſen. Nach ihrer Beilegung zog er ſich ins Privatleben zurück, um ganz ſeiner Neigung zur Dichtkunſt, für die er viel angebornes Talent hatte, zu folgen. Gleichheit des Geſchmacks, des Charakters und der Lebensart knüpften zwiſchen ihm und Chapelle eine innige Freundſchaft, und beide arbeiteten gemeinſchaftlich an jener lieblichen Reiſebeſchreibung, welche unter den Freunden der leichten, tändelnd anmuthigen Poeſie ſo vielen Beifall fand. Außerdem rühren noch mehrere Lieder der leichten fröhlichen Gattung von ihm her, die aber zu zerſtreut ſind, als daß man ſie zu ſammeln im Stande wäre. Lefevre de St. Marc hat eine Sammlung veranſtaltet; doch wagt er nicht zu behaupten, daß alle darein aufgenommene von Bachaumont herrühren.

Backhuyſen (Ludolph), einer der berühmteſten Maler der niederländiſchen Schule, ward 1631 zu Embden geboren, und zeigte in ſeiner Jugend ganz beſondere Anlagen zum Schreiben. Nachdem er bis in ſein achtzehntes Jahr bei ſeinem Vater, der Secretär der Generalſtaaten war, gearbeitet hatte, kam er in ein Handelshaus nach Amſterdam. Hier fing er an, mit der Feder ohne Anweiſung die Schiffe zu zeichnen, die in dem Hafen ankamen. Dieſe Verſuche fanden Beifall, und veranlaßten ihn, ſich ganz der Malerei zu widmen. Er nahm jetzt Unterricht bei van Everdingen, und erlangte durch Fleiß und häufiges Beſuchen der Werkſtätten der beſten Künſtler in kurzem eine außerordentliche Gewandtheit und Fertigkeit, aber am meiſten förderte ſeine Fortſchritte der Eifer, womit er die Natur ſtudierte. Um beſonders furchtbare Naturſcenen zu beobachten, ſcheute er keine Gefahr. Oft beſtieg er bei einem herannahenden Sturme ein leichtes Fahrzeug, und beobachtete mit kaltem Blute die Bewegung der Wellen, ihre furchtbaren Brandungen, den Sturm, der die Schiffe zerſtreute und zertrümmerte. Oft ſetzten ihn die erſchrockenen Matroſen, trotz ſeiner dringenden Vorſtellung, ans Land. Voll des Geſehenen eilte er dann, ohne ein Wort zu ſprechen, ohne durch irgend etwas ſich zu zerſtreuen, nach Hauſe, und führte, mit bewundernswürdiger Genauigkeit in den Einzelheiten, die früher entworfenen Skizzen aus. Dieſes muthige Streben verſchaffte ſeinen Gemälden den erſten Rang in dieſer Gattung der Malerei. Mehrere Fürſten beſuchten ſeine Werkſtätte, und Peter der Große wollte ſogar Unterricht bei ihm nehmen. Die Bürgermeiſter von Amſterdam trugen ihm die Verfertigung eines Seeſtücks auf, das ſie mit 1300 Fl. bezahlten und 1665 Ludwig XIV. überſandten. Dies ſchöne Gemälde

Digitized by Google

iſt noch in Paris. In allen ſeinen Bildern herrſcht die äußerſte Wahrheit. Seine Farben ſind trefflich und ſein Pinſelſtrich iſt ganz vorzüglich geeignet, das Waſſer und deſſen Bewegung nachzuahmen; ſeine Himmel ſind leicht und unendlich mannichfach. Außerdem verſuchte ſich Backhuyſen noch in der Dichtkunſt, und unterrichtete in der Schreibkunſt, zu deren Vervollkommnung er vieles beitrug. Seine Heiterkeit und die Stärke ſeiner Seele verließen ihn auch in den langen Leiden nicht, die ſeinem Leben in einem Alter von 78 Jahren, 1709, ein Ende machten. — Seine Gemälde werden ſtets einen hohen Werth behalten. Bei der Gemäldeverſteigerung des Herrn P. de Smeth in Amſterdam wurden die vier von Backhuyſen darin befindlichen Stücke im Jahre 1810 mit 805, 980, 550 und 1400 Fl. bezahlt.

Baco (Roger), ein engliſcher Mönch, der durch die Kraft ſeines Genies ſich weit über ſein Zeitalter erhob, und in mehrern Wiſſenſchaften Entdeckungen machte, welchen allgemeine Bewunderung zu Theil ward. Er war 1214 zu Ilcheſter in der Grafſchaft Sommerſet aus einer alten und angeſehenen Familie geboren, und widmete ſich, den Anſichten jener Zeit gemäß, dem Kloſterleben. Anziehend und lehrreich iſt es wahrzunehmen, wie ein einfacher Kloſtergeiſtlicher, ohne allen äußern Antrieb, den von der Natur empfangenen Geiſt der Forſchung und Erfindung in Thätigkeit ſetzte, welche Hinderniſſe Unwiſſenheit und Aberglaube ihm entgegenſtellten, und welche Anſtrengungen er machen mußte, um nicht in ſeiner Wirkſamkeit von ihnen gehemmt zu werden. Er bezog die Univerſität Oxford, und ging von da nach Paris, wo Schüler aus allen Ländern Europas ſich verſammelten. Mit Eifer genoß er den Unterricht der geſchickteſten Lehrer, machte in allen ſeinen Studien ausgezeichnete Fortſchritte und erhielt die theologiſche Doctorwürde. 1240 kehrte er nach England zurück, wo er in den Franciscanerorden trat und ſich zu Oxford niederließ. Die Phyſik ſcheint damals der Hauptgegenſtand ſeiner Arbeiten geweſen zu ſein: aber dieſes Studium forderte Hülfsmittel, deren Herbeiſchaffung ſeine Vermögensumſtände ihm nicht verſtatteten. Er fand großmüthige Freunde der Wiſſenſchaft, die durch freiwillige Beiträge ihn in den Stand ſetzten, Bücher anzukaufen, Inſtrumente zu verfertigen und die nöthigen Verſuche zu machen. Indem er mit Aufmerkſamkeit die Geheimniſſe der Natur unterſuchte, machte er Entdeckungen, und leitete daraus Wirkungen ab, die dem Einſichtsvollen, der ihren natürlichen Zuſammenhang begriff, Bewunderung abnöthigten, dem Unwiſſenden aber ſo außerordentlich ſchienen, daß er ſie für Werke hölliſcher Zauberkunſt anſah. Dieſer Wahn wurde durch die Eiferſucht und den Haß noch mehr angefacht, womit die übrigen Geiſtlichen des Kloſters ſeine Überlegenheit betrachteten. Überdies ſtand Roger in freundſchaftlicher Verbindung mit Robert Greathead, Biſchof von Lincoln, einem Feinde des Papſtes Innocenz IV., den er öffentlich für den Antichriſt erklärte. Er ſelbſt tadelte laut, mündlich und ſchriftlich, die Unwiſſenheit und das Sittenverderbniß der Geiſtlichen, beſonders der Mönche, und hatte ſogar einen Brief an den Papſt geſchrieben, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geiſtlichkeit vorſtellte. Aus Rache verklagte man ihn am Hofe von Rom ſowohl wegen ſeiner gefährlichen und verdächtigen Grundſätze, als auch wegen der außerordentlichen Dinge, die er verrichtete, und die man für Werke des Teufels ausgab. Der Papſt verbot ihm, auf der Univerſität zu lehren. Bald aber ging man weiter, und verſchloß ihn in ein Gefängniß, wo jeder menſchliche Umgang ihm abgeſchnitten war, und ihm

ſelbſt die hinreichende Nahrung fehlte. Unter den wenigen Hellſehenden, die Rogers Genie bewunderten und ſein Unglück bedauerten, war der würdige Cardinal, Biſchof von Sabina und päpſtlicher Legat in England, der nicht ſobald den päpſtlichen Stuhl unter dem Namen Clemens IV. beſtiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite, und unter ſeinen Schutz nahm. Da Clemens eine Sammlung aller ſeiner Schriften forderte, ſchrieb Roger jenes, ſpäterhin unter dem Titel Opus majus gedruckte Werk, das er ihm durch ſeinen Lieblingsſchüler, Johann von Paris, überſchickte. Seine Ruhe war nur von kurzer Dauer. Unter Clemens Nachfolger, Nicolaus III., erklärte ſich der General des Franciscanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen ihn, verbot das Leſen ſeiner Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzukerkern, den der Papſt beſtätigte. Dieſe neue Gefangenſchaft währte zehn Jahre; umſonſt verſuchte Baco, als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nicolaus IV. Papſt geworden war, denſelben durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, von der Unſchuld und Nützlichkeit ſeiner Arbeiten zu überzeugen. Erſt nach dem Tode Nicolaus IV. erlangte er auf Verwendung einiger vornehmen Engländer, ſeine Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, ſchrieb einen Abriß der Theologie, und ſtarb bald darauf, nach einigen 1292, nach andern 1294. Roger erſcheint als ein außerordentlicher, weit über ſein Jahrhundert hervorragender Geiſt, wiewohl er ſich nicht von allen Vorurtheilen ſeiner Zeit freimachen konnte. Er glaubte an den Stein der Weiſen und an die Aſtrologie. Seine Haupterfindung ſind die Vergrößerungsgläſer. Außerdem finden ſich in ſeinen Schriften neue und ſinnreiche Anſichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die ſcheinbare Größe der Gegenſtände, über den um vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont. Dagegen iſt er über andere Gegenſtände in den größten Irrthümern befangen. Was er z. B. über die convexen und concaven Gläſer ſagt, ſind offenbar Hypotheſen, die auf keinen Verſuchen beruhen. Aus ſeinen irrigen Angaben geht deutlich hervor, daß er den Gebrauch des Teleſkops nicht kannte. Nicht ohne Grund wird ihm die Erfindung des Schießpulvers zugeſchrieben, obgleich, nach andern Angaben, der ungariſche König Salomon ſchon 1073 Belgrad mit ſogenannten Donnerbüchſen ſoll beſchoſſen haben. Man ſieht, daß er mehrere chemiſche Geheimniſſe für die damalige Zeit beſaß. Er ſpricht von einem unauslöſchlichen Feuer, welches wahrſcheinlich eine Art Phosphor war. An einem andern Orte ſagt er, daß man aus Salpeter und andern Stoffen ein künſtliches Feuer bereiten könne, das in der größten Entfernung brenne, und mittelſt deſſen ſich Donner und Blitz nachahmen laſſe. Ein Theil dieſer Miſchung von der Größe eines Zolls, gehörig zugerichtet, könne ein ganzes Heer, eine Stadt unter ſchrecklichem, von einer ungeheuern Beleuchtung begleitetem Knall vernichten; und an einem andern Orte ſagt er beſtimmt, daß man mit Salpeter, Schwefel und Kohle den Donner und Blitz nachmachen könne. Ihm war keine Wiſſenſchaft fremd. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er ſtudierte mehrere Sprachen, und ſchrieb lateiniſch mit großer Zierlichkeit und Klarheit. Eine beſonders ehrenvolle Erwähnung verdienen ſeine Entdeckungen der im Calender obwaltenden Irrthümer, ihrer Urſachen, und ſeine Vorſchläge und Angaben, denſelben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit ſehr nahe kam. Er verfertigte ſelbſt e-

nen berichtigten Calender, von dem noch eine Abſchrift auf der Bodlejaniſchen Bibliothek aufbewahrt wird.

Baco (Francis), Baron von Verulam, Viscount von St. Alban, Großſiegelbewahrer und Kanzler von England, einer der außerordentlichſten Geiſter, deren irgend ein Zeitalter ſich zu rühmen hat, nach Newton die erſte Zierde Englands. Geboren zu London 1561 gab er von ſeiner früheſten Kindheit an Proben eines überlegenen Geiſtes. Im 14ten Jahre bezog er die Univerſität Cambridge, wo er in allen Wiſſenſchaften bewundernswürdig ſchnelle Fortſchritte machte. Er zählte noch nicht ſechzehn Jahre, als er ſchon ein Werk gegen die Ariſtoteliſche Philoſophie ſchrieb, die ihm eher geeignet ſchien, den Geiſt in Streitigkeiten zu verwickeln, als aufzuklären. Dieſe Wahrnehmung ſcheint alle ſeine Arbeiten geleitet zu haben. Der damals in England beſtehenden Sitte gemäß, die für die Staatsämter beſtimmten Jünglinge ins Ausland, beſonders nach Frankreich, zu ſchicken, ging der junge Baco im Gefolge Sir Amias Powlet nach Paris, der eine ſolche Achtung für ihn faßte, daß er ihn bald nachher mit einer wichtigen Sendung nach England beauftragte. Er entledigte ſich derſelben zur Zufriedenheit der Königin, kehrte nach Frankreich zurück, und bereiſte mehrere Provinzen dieſes Landes, um die Sitten und Geſetze kennen zu lernen. Neunzehn Jahre alt, ſchrieb er ein Werk über den Zuſtand Europas, in welchem er die auffallendſten Proben ſeiner früh gereiften Urtheilskraft gab. Der Tod ſeines Vaters rief ihn nach England zurück, wo er, um ſeiner Geburt gemäß leben zu können, ſich für die Rechtsgelehrſamkeit entſchied, und das Studium der Geſetze mit ſolchem Eifer und Erfolg betrieb, daß er, noch nicht 28 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt wurde. Mitten unter den Arbeiten, die er zur Verbeſſerung ſeiner äußern Umſtände unternahm, verlor er nie die früh gefaßte Idee aus den Augen, den Plan der ſcholaſtiſchen Studien zu verbeſſern, und für eine geſunde Philoſophie zweckmäßiger einzurichten. Seine Stelle war mehr ehrenvoll als einträglich; ſeine Talente und ſeine Verbindung mit dem Großſchatzmeiſter Burleigh und deſſen Sohn, Sir Robert Cecil, erſtem Staatsſecretär, ſchienen ihn zu den erſten Ämtern zu berufen; aber die Feindſchaft zwiſchen letzterm und dem Grafen Eſſex, ebenfalls Bacos Freund und Beſchützer, verzögerte lange ſeine Beförderung. Eſſex ſuchte ihn durch das Geſchenk eines Landgutes zu entſchädigen, wofür Baco die lebhafteſte Dankbarkeit bezeigte. Aber er vergaß bald nachher, was er einem ſo großmüthigen Wohlthäter ſchuldig war, und verließ ihn nicht nur, ſobald er in Ungnade gefallen war, mit einer durch nichts zu entſchuldigenden Kleinmüthigkeit, ſondern trat ſogar, als ihm der Prozeß gemacht wurde, unberufen wider ihn auf. Gegen dieſen ſchändlichen Undank erhob ſich die allgemeine Stimme, und was auch Baco zu ſeiner Rechtfertigung anführen mochte, er blieb am Hofe der Gegenſtand des Haſſes und der Eiferſucht, und die Königin zeigte ſich nicht geneigt, etwas für ihn zu thun. Nach dieſen widrigen Erfahrungen ſchien er im Parlament ein redliches und würdiges Betragen anzunehmen. Er war 1593 von der Grafſchaft Middleſex ins Unterhaus gewählt worden, und ſtimmte für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Miniſter, wiewohl er ſtets im Dienſte der Krone blieb. Kann etwas ſeine großen Vergehen entſchuldigen, ſo war es die Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände, die ſo groß war, daß er zweimal wegen Schulden verhaftet wurde. Die Regierung Jacobs I. war ihm günſtiger.

Dieſer Fürſt, der ein Beſchützer der Wiſſenſchaften ſein wollte, nahm Baco mit Auszeichnung auf, und erhob ihn 1603 in den Adelſtand. Baco zeigte ſich durch ſein Betragen im Parlament würdig dieſer Gunſt. Er ward beauftragt, dem Könige feierliche Vorſtellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche ſich die königl. Lieferanten in ſeinem Namen erlaubten, und er vollzog dieſen gefährlichen Auftrag mit ſo viel Talent und Glück, daß er ſowohl dem Parlament als dem König Genüge leiſtete. Das Haus der Gemeinen erkannte ihm eine öffentliche Dankſagung zu, und Jacob I. ernannte ihn zu einem ſeiner Räthe, mit einem Jahrgehalt von 40 Pfund, wozu noch eine Penſion von 61 Pfund kam. Seine Lage verbeſſerte ſich nach und nach immer mehr, er ſchloß eine vortheilhafte Ehe, ſtieg 1617 bis zur Würde eines Siegelbewahrers, und ward 1619 zum Lordgroßkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, den er im folgenden Jahre mit dem Titel eines Viscount von S. Alban vertauſchte, erhoben. Jetzt hätte er ein gemächliches und glänzendes Leben führen können, ohne ſeinen Charakter durch Handlungen der Habſucht und des Eigennutzes zu beflecken. Dennoch wurden große Beſchwerden wider ihn erhoben. Man klagte ihn vor der Cammer der Pairs an, Beſtellungen von Ämtern und Privilegien für Geld unter dem Staatsſiegel ertheilt zu haben. Baco, der ſich nicht rechtfertigen konnte, und das Aufſehen einer gerichtlichen Unterſuchung zu vermeiden wünſchte, geſtand ſeine Vergehungen, nahm die Gnade der Pairs in Anſpruch, und bat, daß die Strafe, die man über ihn verhängen werde, ſich auf die Beraubung des hohen Amtes beſchränken möchte, das er entehrt habe. Nachdem er durch ein umſtändliches Bekenntniß die Richtigkeit faſt aller gegen ihn erhobenen Klagen eingeſtanden hatte, verurtheilte ihn das Oberhaus, ungeachtet der Verwendung des Königs und ungeachtet des Antheils, den die Pairs ſelbſt an einem ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder nahmen, zu einer Geldſtrafe von 40,000 Pfund und zur Einkerkerung in den Tower auf königliche Gnade. Außerdem ward er für unfähig erklärt, je ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Parlamente zu ſitzen und ſich nur dem Orte zu nähern, wo der König ſeinen Hof hielte. Unſtreitig war dies harte Urtheil gerecht für ſo große Verbrechen; dennoch müſſen wir zu einiger Entſchuldigung derſelben hinzufügen, daß ihre Quelle weder Geiz noch Habſucht, noch eine völlige Verderbtheit des Herzens, ſondern vielmehr eine von andern gemißbrauchte Charakterſchwäche war. Züge von Edelmuth und Feſtigkeit, die ſein Leben ebenfalls aufzuweiſen hat, zeigen deutlich, daß er die Tugend kannte und ſchätzte. Er ward ihr untreu, weil es ihm an Kraft fehlte, die ungerechten Zumuthungen anderer abzulehnen. Seinen Sturz überlebte er nur wenige Jahre und ſtarb 1626. Wir wenden den Blick ab von dieſem traurigen Gemälde der Lebensumſtände und Handelsweiſe eines von der Natur ſo herrlich ausgeſtatteten Mannes, um ihn auf die unſterblichen Werke ſeines Geiſtes zu richten, wiewohl der beſchränkte Raum dieſer Blätter uns nur eine flüchtige Betrachtung derſelben verſtattet. Wir haben ſchon angedeutet, wie er bereits früh den Gedanken einer gänzlichen Reform in dem Syſtem der Wiſſenſchaften faßte. Alle ſeine Studien, alle ſeine Beſtrebungen gingen dahin. Er überſah den ganzen Kreis der menſchlichen Kenntniſſe, unterſuchte die Beziehungen, durch welche ſie unter einander verbunden ſind, und ordnete ſie nach den verſchiedenen Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes, welche ſie vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen. Daher

die Eintheilung in Wiſſenſchaften des Gedächtniſſes, des Verſtandes und der Einbildungskraft. Mit Recht hat man Baco den Vater der Experimentalphiloſophie genannt, denn er war der erſte, der es fühlte und darthat, daß in allen Zweigen der poſitiven Wiſſenſchaften der einzige Weg zur Wahrheit die Beobachtung der Natur ſei. Wie dieſe Beobachtungen kunſtmäßig zu leiten, und wie durch ſie die Natur zu befragen ſei, hat er in mehreren Methoden aus einander geſetzt. Er behandelte dieſen Gegenſtand in ſeinem Werke De dignitate et augmentis scientiarum und dem Novum organum scientiarum. Sein allſeitiger Geiſt hatte die ſämmtlichen Wiſſenſchaften ſtudiert, er ſah, auf welcher Höhe eine jede ſtand, welche falſche Richtungen ſie genommen, und wie ſie wieder zur Wahrheit zurückzuführen ſei. Betrachtet man ihn als Metaphyſiker, ſo zeigt er eben ſo viel Scharfſinn als Tiefe in ſeinen Anſichten von der Thätigkeit der Seelenkräfte, von der Verbindung der Begriffe, von den Vorurtheilen, die uns von der Wiege an umgeben und den Gebrauch der Vernunft hindern. Er ſetzte ſehr deutlich den von Ariſtoteles aufgeſtellten, und von Locke entwickelten Grundſatz aus einander, daß die Begriffe des Verſtandes aus ſinnlichen Eindrücken entſtehen. Als Phyſiker hat er ſehr ſinnreiche Anſichten gehabt, und ſich auf dem Wege mehrer wichtigen Entdeckungen befunden. Er hatte eine Art von pneumatiſcher Maſchine erſonnen, mittelſt welcher er der Elaſticität und Schwere der Luft, die Galilei und Torricelli nach ihm entdeckten, auf die Spur gekomnen zu ſein ſcheint. Von der Anziehung der Körper, die Newton ſpäter bewies, hatte er die richtigſten Begriffe. Es fehlten ihm nur die Verſuche, um die Grundſätze derſelben zu beſtimmen. Auch die Naturgeſchichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in ſeinem Werke Sylva sylvarum u. ſ. w. Über die Arzneikunde hat er mehrere Werke geſchrieben, unter andern eine Abhandlung über das Leben und den Tod. Allein die Phyſiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zuſtande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte verfallen müſſen. Die Rechtswiſſenſchaft hatte er nicht als bloßer Rechtsgelehrter, ſondern auch als Geſetzgeber und Philoſoph ſtudiert. Man hat von ihm Aphorismen, eben ſo merkwürdig durch Tiefe der Gedanken, wie durch die Kraft und Genauigkeit des Ausdrucks. Von der Moral handelt eins ſeiner ſchönſten Werke, Sermones fideles betitelt, ein Schatz der tiefſten Kenntniß des Menſchen und der menſchlichen Verhältniſſe, vorgetragen in einem blühenden kraftvollen Styl. Als Geſchichtſchreiber hat er in ſeiner Geſchichte Heinrich VII. und VIII. nur wenig geleiſtet. Von ſeiner Kenntniß des Alterthums aber zeugt ſein Werk über die Weisheit der Alten, worin er die Fabeln der alten Zeit durch ſehr ſinnreiche Allegorien erklärt. Die einzige Wiſſenſchaft, in der Baco weniger gründliche Kenntniſſe beſaß, war die Mathematik, und dieſem Mangel iſt es zuzuſchreiben, daß er, der allenthalben die Irrthümer des menſchlichen Geiſtes entdeckte und die richtigen Lehrarten anzeigte, das Copernicaniſche Syſtem beſtreiten konnte. In dieſem Puncte allein ſtand er tiefer, als die aufgeklärten Männer ſeiner Zeit. In allen übrigen Theilen der menſchlichen Forſchung hatte er ſich zu einer Höhe emporgeſchwungen, daß keiner ſeiner Zeitgenoſſen die Kraft ſeines Genies, die Richtigkeit ſeiner Anſichten und die Wichtigkeit ſeiner Arbeiten vollkommen zu würdigen vermochte. Er allein war ſein Richter, und mit gerechtem Stolze ſagt er in ſeinem Teſtament: „Meinen Namen und mein Andenken

Digitized by Google

vererbe ich den Nationen des Auslandes und meinen eigenen Mitbürgern, wann einige Zeit verfloſſen ſein wird." — Die ſchönſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt zu London 1765 in fünf Quartbänden erſchienen. Sie ſind theils in engliſcher, theils in lateiniſcher Sprache.

Badajoz, die befeſtigte Hauptſtadt der ſpaniſchen Provinz Eſtremadura, am linken Ufer der Guadiana, über welche eine ſteinerne Brücke von 22 Bogen führt, unfern der portugieſiſchen Grenze, mit 10,000 Einwohnern. Sie hat im letzten Kriege eine bedeutende Rolle geſpielt und ward von den Engländern dreimal belagert. Badajoz war am 10ten März 1811 nach tapferem Widerſtande von dem ſpaniſchen General Imaz an Mortier übergeben worden. Nach der Vertreibung Maſſenas aus Portugal und deſſen Rückzug durch Eſtremadura mußte es eine Hauptſorge des brittiſchen Feldherrn ſein, dieſe Feſtung, ſo wie Ciudad Rodrigo und Almeida, wieder zu nehmen. Nachdem daher Olivenza am 16ten April 1811 erobert war, ſchritt er zur Berennung von Badajoz. Der Mangel an Material gewährte durchaus keinen günſtigen Erfolg und da Soult zum Entſatz anrückte, ward die Belagerung ſchon am 14ten Mai wieder aufgehoben. Nach den Schlachten von Fuentes d'Onor und an der Albuhera ward Badajoz am 25ſten Mai zum zweitenmal von 12,000 Mann eingeſchloſſen. In der Nacht zum 7ten Juni ward der Sturm einer in St. Chriſtoval gelegten Breſche verſucht, aber mit Verluſt abgewieſen; die Breſche, durch das Feuer der folgenden Tage vergrößert, ward darauf in in der Nacht zum 10ten abermals, aber wieder vergeblich, geſtürmt. Da indeß die meiſten Geſchütze unbrauchbar und die Kriegsvorräthe größtentheils verbraucht worden waren; ſo wurde die Belagerung am 12ten aufgehoben, der Platz aber noch bis zum 16ten ſtreng eingeſchloſſen. Nach Eroberung Ciudad Rodrigos (Jan. 1812) beſchloß Wellington einen erneuerten Angriff auf Badajoz. Das Belagerungsheer, 16,000 Mann ſtark, begann ſeine Arbeiten am 17ten März. Die Franzoſen hatten die Werke bedeutend verbeſſert. Am 19ten machten die Fanzoſen einen Ausfall, ohne jedoch die Belagerungsarbeiten zerſtören zu können, in der Nacht zum 26ſten ward Picurina geſtürmt, die Belagerer ſetzten ſich darin feſt, und warfen ihre Breſchbatterien darauf. Bis zum 6ten April waren drei Breſchen gelegt, welche gangbar erachtet wurden. Der Sturm ward in der Nacht zum 7ten unternommen; die erſte Abtheilung erſtieg das Schloß mit Leitern, die zweite und dritte ſtießen zuſammen, geriethen in Unordnung und blieben hier dem fürchterlichſten Feuer zwei Stunden lang ausgeſetzt. Wellington zog ſie zurück, um gegen Morgen einen zweiten Verſuch machen zu laſſen. Indeſſen hatte eine vierte Abtheilung nach 4 Uhr die weſtliche Baſtion St. Vincent genommen, ſie drang in den Rücken der Breſchen, vertrieb den Feind, und gab ſo den zu ihrem Angriff beſtimmten Truppen Gelegenheit, ohne weitern Verluſt einzudringen; die ganze Beſatzung mit dem commandirenden General Philippon ward gefangen. Die Belagerer verloren bei dieſer dritten Belagerung 72 Officiere, 963 Mann an Todten, 366 Officiere, 3483 Mann an Verwundeten. e.

Baden, ein Großherzogthum, das von einem der älteſten Fürſtenhäuſer beherrſcht wird, welches ſeinen Urſprung aus dem Geſchlechte Gottfrieds ableitet, eines Herzoges der Alemannen, der ſein Vaterland bis an ſeinen Tod im J. 709 gegen die Übermacht der fränkiſchen Oberhofmeiſter vertheidigte. Ein Abkömmling deſſelben, Kerold oder Gerold, ſo wie ſein Sohn Berthold erſcheinen in

Urkunden gegen Ende des 8ten Jahrh. als Gau- oder Landgrafen in der Baar (die Landgrafſchaft Baar, darin Doneſchingen, beſitzen jetzt die Fürſten von Fürſtenberg unter badiſcher Hoheit). Späterhin kommt ein Berthold (der von jenem Berthold in der Baar abſtammen ſoll) als Graf in Breisgau vor, nach dem Urtheile berühmter Geſchichtforſcher der Vater desjenigen Herzogs Berthold, welcher das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute, und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürſten aus dem Hauſe Zähringen beginnt. Dieſer Berthold, der vom Kaiſer Heinrich III., auf den Sterbefall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt, die Anwartſchaft auf das Herzogthum Schwaben bekam, nahm noch bei Lebzeiten deſſelben den herzoglichen Titel an. Als aber der Kaiſer vor Otto ſtarb, gab nach Ottos Tode die Kaiſerin Agnes, Vormünderin ihres Sohnes Heinrich IV., Schwaben ihrem Eidam, dem Grafen Rudolph von Rheinfelden, und entſchädigte Berthold 1060 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona, worauf er die Landgrafſchaft über den Breisgau behielt. 1073 nahm ihm jedoch der launenhafte Heinrich IV. Kärnthen und Verona wieder. Zwar verſöhnte er ſich, als die Sachſen ihn auf der Harzburg eingeſchloſſen hatten, ſcheinbar mit Berthold, und verdankte dieſem ſeine Rettung; als ihm aber die Beſiegung der Sachſen gelungen war, ſuchte er ſich Bertholds durch Meuchelmörder zu entledigen. Empört durch dieſe Untreue, erklärte ſich Berthold jetzt öffentlich gegen Heinrich, und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiſer wählte, Rudolph von Schwaben ſeine Stimme. Doch Heinrich beſiegte ſeine Feinde, und ließ Berthold nebſt den übrigen ſchwäbiſchen Grafen und Herren nach dem alemanniſchen Geſetz richten, wodurch ſie ihre Würde verloren. Berthold verheerte Oſtfranken, ſtarb aber vor dem Ende dieſes Krieges 1078 und vererbte den Herzogstitel nebſt ſeinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckargau auf ſeinen älteſten Sohn, Berthold II., deſſen Nachkommen das Herzogthum Burgund erhielten, aber nur zum Theil behaupten konnten, und 1218, mit Berthold V. in der männlichen Linie ausſtarben. Dieſen beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meiſten zähringiſchen Güter in Schwaben, nebſt Freiburg im Breisgau; und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die ſchweizeriſchen und burgundiſchen Freigüter erhielt. Das übrige fiel dem Reiche zu. — Bertholds I. zweiter Sohn, Hermann I., beſaß ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er ſich in ein Kloſter nach Clugny zurück, und ſtarb hier noch vor ſeinem Vater 1074. Sein Erbe war ſein Sohn Hermann II., der ſich zuerſt Markgraf von Baden nannte, und der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauſes Baden ward. Er ſtarb, nachdem er den hohenſtaufiſchen Kaiſern, Conrad und Friedrich I., wichtige und treue Dienſte geleiſtet hatte, und von dieſen zum Herzog von Verona ernannt worden war, 1130. Sein Sohn Hermann III., der jenen Titel behielt, war ein Liebling Kaiſer Friedrichs I., und ſtarb auf dem Kreuzzuge in Antiochien, 1190. Seine Söhne Hermann IV. und Heinrich, theilten die Lande und ſtifteten zwei Linien, jener die Badenſche, dieſer die hochbergiſche. Hermann IV. erhielt vom Kaiſer Friedrich II. für die durch ſeine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunſchweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Freigut, und Ettlingen als Lehen. Von ſeinen beiden Söhnen pflanzte Rudolph den badenſchen

Stamm fort; der ältere aber, Hermann V., erhielt durch ſeine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Öſterreich, ein Recht auf dieſes Herzogthum, kam auch in den Beſitz deſſelben, ward jedoch zwei Jahre darauf vergiftet, und ſein Sohn Friedrich mit Conradin von Schwaben 1268 zu Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbſchaft wieder verlor. Doch heirathete Eliſabeth, Hermanns V. Schweſtertochter, den Herzog Albert, Kaiſer Rudolphs von Habsburg Sohn, und dieſer erhielt, nach der Meinung der damaligen Zeit, nun erſt ein volles Recht auf Öſterreich. — Hermanns V. Bruder, Markgraf Rudolph von Baden, vereinigte die Herrſchaft Eberſtein mit ſeinen Landen, und ſuchte auch mehrere hohenſtaufiſche Güter während des großen Zwiſchenreichs an ſich zu ziehen; Kaiſer Rudolph I. aber nahm ſie ihm wieder ab. — Ihm folgten Hermann VI., deſſen Söhne Friedrich und Rudolph IV. abermals zwei Linien ſtifteten. Friedrichs Linie ſtarb bald wieder aus. Rudolph aber pflanzte ſeinen Stamm fort. — Die weitere Geſchichte von Baden enthält wenig Merkwürdiges, als immer fortgeſetzte Theilungen, die dem Lande ſehr ſchädlich waren. Von Chriſtoph I. (geſt. 1527) ſtammten die Linien von Baden-Baden und Baden-Durlach. Bernhard, der Stifter des Hauſes Baden-Baden, führte die proteſtantiſche Religion in ſeinen Landen ein. Sein Enkel Philipp ſtand unter der Vormundſchaft des Herzogs von Baiern, welcher während derſelben die evangeliſche Lehre wieder abſchaffte. Philipp ſtarb ſchon 1588 und das Land fiel an ſeinen Vetter Eduard, der ſich zur catholiſchen Kirche bekehrte. Eduard bekümmerte ſich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiſer Rudolph II. übertrug daher die Verwaltung des Landes den Herzogen von Baiern nnd Lothringen, welchem der Markgraf Ernſt Friedrich von Durlach widerſprach, und das Land 1595 in Beſitz nahm; erſt 1629 ward es dem Markgrafen Wilhelm, Eduards Sohn, wieder eingeräumt. — Chriſtophs I. zweiter Sohn, Ernſt (ſt. 1553), war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die evangeliſche Lehre an, welche von ſeinem Sohn Carl II. im ganzen Lande eingeführt ward. Der Sohn deſſelben, Ernſt Friedrich, regierte die ganze Markgrafſchaft mit vielem Ruhme. Er ſtarb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat ſeinem älteſten Sohn, Friedrich V., die Regierung ab, während er ſelbſt mit einem neugeworbenen Kriegsheer gegen Kaiſer Ferdinand II., und zur Beſchützung des Kurfürſten von der Pfalz, Friedrich V., zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckiſchen Freigüter erbte, aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., deſſen Sohn, Friedrich Magnus, 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzoſen mußte er ſich bis 1697 zu Baſel aufhalten. Nach dem ryswicker Frieden ſuchte er den Wohlſtand des Landes wieder herzuſtellen und ſtarb 1709. Ihm folgte ſein Sohn, Carl III., der 1715 die neue Reſidenz Carlsruhe erbaute, und zum Andenken daran den Orden der Treue ſtiftete. Sein einziger Sohn Friedrich ſtarb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteſte die Regierung antrat, und 1811 als Großherzog von Baden ſtarb. Da ſein älteſter Sohn auf einer Reiſe in Schweden durch einen Sturz mit dem Wagen unglücklicher Weiſe ums Leben gekommen war, ſo fiel die Regierung an ſeinen, 1786 gebornen Enkel, Carl Ludwig Friedrich, der ſeit 1806 mit Stephanie Louiſe Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleons, vermählt war, und bei ſeinem den 8ten Dec. 1818 erfolgten frühzeitigen Tode, da er keine männlichen

Nachkommen hinterließ, ſeines Vaters Bruder, den jetzigen Großherzog, Ludwig Wilhelm Auguſt, geboren 1763, zum Nachfolger hätte. Dieſer iſt bis jetzt unvermählt geblieben, und wird, wenn er dereinſt ohne männliche Leibeserben mit Tode abgehen ſollte, ſeine Stiefbrüder, die Söhne des vorletzten Großherzogs und der Gräfin von Hochberg, gebornen Geyer von Geyersberg, welche durch ein Familiengeſetz vom J. 1819 für erb- und regierungsfähig erklärt worden ſind, zu Nachfolgern haben. (S. Hochberg). — Bis zum lüneviller Frieden umfaßten die badenſchen Länder 77 □M. mit 210,000 Einwohnern. In dieſem Frieden wurden 8 □M. mit 25,000 Einwohnern abgetreten, und dabei 60 □M. mit 245,000 Einwohnern erworben. Zugleich nahm der bisherige Markgraf, am 1ſten Mai 1803 die Kurfürſtenwürde an. Durch den presburger Frieden, der den Breisgau, das alte Stammland der Herzoge von Zähringen, wieder an Baden brachte, durch den Beitritt zum Rheinbunde, welchem Baden den Großherzogl. Titel, die Landeshoheit über den größten Theil der Fürſtenbergiſchen Lande, über die Landgrafſchaft Klettgau, das Fürſtenthum Leiningen ꝛc. verdankte, und durch die 1810 mit Würtemberg gemachte Länderaustauſchung, die Baden faſt 80,000 neue Unterthanen verſchaffte, iſt die Größe der badiſchen Beſitzungen auf 270 □M. mit mehr als einer Million Einwohner geſtiegen, wovon man die jährlichen Einkünfte auf 10 Millionen Gulden ſchätzt. Das Budget von 1820 beſtimmte die Schulden zu 14,605,100 Fl. Nach der Schlacht von Leipzig trat der Großherzog von Baden vom Rheinbunde ab, und ſchloß ſich 1815 dem deutſchen Bunde an, in deſſen engerer Verſammlung er die 7te Stelle hat, und in der weitern Bundesverſammlung drei Stimmen führt. Sein Contingent ſtellt es zum 8ten Armeecorps. Der Regent war in allen innern Staatsangelegenheiten uneingeſchränkter Herr, allein im J. 1818 gab der Großherzog Carl dem Lande, dem 13ten Artikel der deutſchen Bundesacte und ſeiner eigenen Erklärung gemäß, eine landſtändiſche Verfaſſung mit zwei Cammern. — Baden gehört zu den fruchtbarſten Ländern Deutſchlands. Es erſtreckt ſich in einer anſehnlichen Länge, aber wenig beträchtlichen Breite, längs des Rheinſtroms, von da an, wo er aus dem Bodenſee trit, bis zur Vereinigung des Neckars mit demſelben, und bildet größtentheils eine fruchtbare Ebene mit vortrefflichen Fruchtfeldern und Weinhügeln, weſtlich vom Rhein beſpült, und öſtlich vom Oden- und Schwarzwald begrenzt, von welchen beiden Gebirgen auch beträchtliche Theile zu dieſem Großherzogthum gehören, und zur Bildung der ſehr ſchönen Gegenden deſſelben beitragen, worunter vorzüglich die reizende Bergſtraße und das ſchweizerartige romantiſche Murgthal ſich auszeichnen. Hauptſächlich gewinnt man Getreide in Menge, vorzüglich Spelz oder Dinkel, einen außerordentlichen Überfluß von Baumfrüchten (in den warmen Gegenden der Bergſtraße auch Mandeln, Kaſtanien und ſehr viel wälſche Nüſſe), wovon viele außer Landes gehen, Taback, Krapp, trefflichen Hanf und ſehr vielen und guten Wein, davon viele Arten ausgeführt werden. Der Affenthaler, Wertheimer, Bergſträßer und der Seewein ſind die bekannteſten. Letzterer wächſt in den Gegenden des Bodenſees, und wird unter die geringern Sorten des Landes gerechnet. Auch die Waldungen ſind beträchtlich und befinden ſich in einem trefflichen Zuſtande, indem ſie der vorletzte Großherzog auf alle Weiſe ſchonte, während andere Fürſten Deutſchlands verſchwenderiſch mit ihren Waldungen umgingen. Sie veranlaſſen, mittelſt geſchloſſener Geſellſchaften und der Flüſſe Murg, Kinzig und Rhein, einen beträcht-

lichen Holzhandel nach Frankreich und Holland. Die Viehzucht wird vorzüglich in den Gegenden des Schwarzwaldes ſtark getrieben, und die herrſchaftliche Schäferei Gottsau, bei Carlsruhe, trägt zur Veredlung der Schafheerden bei, indem man aus Spanien Merinoſchafe hat kommen laſſen. Das Land hat in dem Innern ſeiner Gebirge vielerlei Mineralien, jedoch iſt Salz nicht hinreichend vorhanden. Aus dem Rheine wäſcht man Gold, woraus ehemals Baden hat Ducaten ſchlagen laſſen, mit der Umſchrift: Sic fulgent litora Rheni. Die Fabriken ſind nicht hinreichend, und beſchäftigen ungefähr 10,000 Perſonen. Die meiſten ſind in Mannheim, Pforzheim und Carlsruhe. Allgemein bekannt ſind die Bijouteriefabriken zu Pforzheim, deren jetzt 21 ſind, und welche jährlich für 600,000 Gulden Waaren liefern. Ein eigenthümlicher Gewerbzweig der Schwarzwälder iſt die Verfertigung hölzerner Uhren, welche faſt 700 eigentliche Urmacher beſchäftigt, die jährlich über 100,000 Stück Uhren liefern. Der Eigenhandel des Landes beſteht mehr in Ausfuhr der Naturerzeugniſſe, als des Gewerbfleißes, und wird durch die guten Kunſtſtraßen und die ſchiffbaren Flüſſe Rhein, Neckar und Main befördert. Wegen der Lage zwiſchen Deutſchland, Frankreich und der Schweiz hat Baden viele Vortheile vom Tranſito- und Speditionshandel. Die Mehrzahl der Einwohner gehört der katholiſchen Kirche an, wiewohl der Regent ſich zur Lutheriſchen Kirche bekennt. Für den Unterricht der proteſtantiſchen Jugend in den überall beſtehenden Landſchulen werden Lehrer in dem Schullehrer-Seminarium zu Carlsruhe gebildet. Die gelehrte Bildung befördern die zahlreichen lateiniſchen Schulen, Pädagogien, Gymnaſien und die Univerſitäten zu Heidelberg und Freiburg. Seit dem 3ten März 1819 beſteht das Großherzogthum Baden aus folgenden ſieben Kreiſen: 1) Seekreis, Hauptſt. Conſtanz, nebſt Villingen; 2) Wieſenkreis, mit Lörrach; 3) Treiſamkreis, mit Freiburg; 4) Kinzigkreis, mit Offenburg; 5) Murg- und Pfinzkreis, mit Durlach; 6) Neckarkreis, mit Mannheim; 7) Main- und Tauberkreis, mit Wertheim. Nach dem Vertrage mit Baiern und Öſterreich (Frankf. den 10ten Jul. 1819) wurde den 4ten Oct. 1819 die bisher öſterreichiſche Graffſchaft Hohengerolsdeck mit Baden vereinigt. Die Hauptſtadt und Reſidenz gehört zu keinem Kreiſe, ſondern iſt unmittelbar dem Miniſterialdepartement des Innern untergeordnet. — Baden hat drei Ritterorden: 1) den Hausorden der Treue, geſtiftet 1715 und erneuert am 8ten Mai 1803, welcher in Großkreuze und Commandeure abgetheilt, und deſſen Ordensherr und Großmeiſter jedesmal der Großherzog iſt; 2) den Carl Friedrich-Militärverdienſtorden, vom Großherzog Carl Friedrich am 4ten April 1807 geſtiftet, deſſen Großmeiſter der Großherzog iſt und der aus drei Claſſen, Großkreuzen, Commandeuren und Rittern, beſteht; 3) den Orden des zähringer Löwen, geſtiftet vom Großherzoge Carl Ludwig Friedrich am Namenstage ſeiner Gemahlin, den 26ſten Dec. 1812. Er beſteht ebenfalls aus Großkreuzen, Commandeuren und Rittern, und hat den jedesmaligen Großherzog zum Großmeiſter. — Über die Territorialſtreitigkeiten zwiſchen Baden und Baiern ſ. d. Art. Territorialpolitik.

Baden-Baden (Ludwig Wilhelm I. Markgraf von), Enkel des Markgrafen Wilhelm I. von Baden-Baden, ward zu Paris den 8ten April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Prinzeſſin von Carignan, ſeine Mutter, wollte ihn in Paris erziehen, aber Vater und Großvater nahmen ihn in einem Al-

ter von drei Monaten heimlich weg, damit er ſeine Kindheit unter dem Volke zubringen möchte, über das er einſt regieren ſollte. Seine erſten Kriegsdienſte that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elſaß, wo dieſer große Feldherr blieb. Der Prinz von Baden erhielt den Auftrag, den Rückzug des franzöſiſchen Heeres zu beunruhigen, und er that dies mit Erfolg, bis Condé den Oberbefehl erhielt. Montecuculi nahm ſeine Entlaſſung, und der Herzog von Lothringen trat an ſeine Stelle. Ludwig befehligte unter dieſem bis zum Frieden von Nimwegen, und kehrte dann 1678 in ſeine Markgrafſchaft zurück. Als der Krieg zwiſchen Öſterreich und der Türkei ausbrach, warf er ſich mit einem Truppencorps in Wien, das die Türken belagerten. Der Herzog von Lothringen und der König von Polen, Sobiesky, kamen dieſer Hauptſtadt zu Hülfe, und es gelang ihm, durch einen tapfern Ausfall ſich mit ihnen zu vereinigen. Die Stadt wurde entſetzt, die geſchlagenen Türken zogen ſich in Unordnung zurück, und Ludwig errang mehrere Vortheile über ſie. Er behielt auch nachher den Oberbefehl an der Donau, und ſchlug die Türken den 24ſten Sept. 1689 bei Niſſa und den 19ten Aug. 1691 bei Salenkemen. 1693 ward ihm der Oberbefehl der Reichsarmee in Deutſchland gegen die Franzoſen übergeben; er nahm Heidelberg wieder, und ging darauf nach England, um ſich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsunternehmungen gegen Frankreich zu vereinigen. Er eröffnete den Feldzug im Frühjahre 1694, fiel in den Elſaß ein, täuſchte die Wachſamkeit des Herzogs von Lorges, und bewies die größte Thätigkeit, ungeachtet er heftig an der Gicht litt. Da durch den Tod des Königs Sobiesky 1697 der polniſche Thron erledigt war, bewarb er ſich um dieſe Krone; aber der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich August I., trug den Preis davon, und der Markgraf begab ſich nach dem Frieden von Ryswick wieder in ſein Land. Als der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrach, befehligte er die kaiſerliche und Reichsarmee, und eroberte 1702, ungeachtet des tapfern Widerſtandes, Landau. 1703 bewies er ſein Talent in der Befeſtigungskunſt durch Anlegung der berühmten Linien, die ſich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Doch war ihm zuletzt das Kriegsglück weniger günſtig, woran ſeine aus Kränklichkeit herrührende Behutſamkeit, und die ſchlechte Beſchaffenheit der Reichsarmee Urſache waren. Er war einer der größten Generale ſeiner Zeit, und nie eigentlich beſiegt worden. Nachdem er 26 Feldzüge gemacht, 25 Belagerungen geleitet und 13 Schlachten geliefert hatte, ſtarb er zu Raſtadt den 4ten Jan. 1707.

Baden. Drei durch ihre Bäder berühmte Orte führen dieſen Namen. 1) Baden in Schwaben, eine Stadt von 418 Häuſern und 3000 Einwohnern; bei den Römern unter dem Namen civitas aurelia aquensis bekannt, war ſpäterhin gegen 600 Jahre lang die Reſidenz der Markgrafen von Baden. Sie liegt in einem reizenden Thale, zwei Stunden vom Rhein. Das Schloß beut nach allen Seiten hin die herrlichſten Anſichten. Es enthält eine Menge unterirdiſcher Gewölbe, die, der gemeinen Sage nach, der Vehme zum Sitz gedient haben, und wahrſcheinlich ein Werk der Römer ſind. Die Antiquitätenhalle enthält römiſche Denkmäler, die um Baden her gefunden worden ſind. Das Converſationshaus, ehedem ein Jeſuitenkloſter, iſt ein Unterhaltungsort, wo man vorzüglich zu Spiel und Bällen zuſammenkommt; es hat eine herrliche Lage. Die Collegial- oder Pfarrkirche zeichnet ſich durch die Begräbniſſe der Markgrafen aus. Sechs

Altarblätter in derſelben ſind von Lill nach Guido Reni gemalt. Vorzüglich merkwürdig ſind Badens dreizehn Mineralquellen. Die Hauptquelle hat 45° Wärme nach Réaumur, und liefert in 24 Stunden 7,345,440 Kubikzoll Waſſer. Der Fels, aus welchem ſie hervorbricht, iſt noch zum Theil mit carrariſchem Marmor bekleidet und war wahrſcheinlich ein Römerbad. Auch bei dem vormaligen Armenbade finden ſich noch Überreſte römiſcher Bäder. An der Höllenquelle, von 50° Wärme, brühen die Einwohner Thiere ab. Das Armenbad vor dem geresbacher Thore iſt ſehr zweckmäßig eingerichtet. An trefflichen Spaziergängen und herrlichen Ausſichten fehlt es nicht. 2) Baden in Niederöſterreich, mit ungefähr 400 Häuſern und 2400 Einwohnern. Die Lage der Stadt, an felſigen Kalkgebirgen, iſt über alle Beſchreibung ſchön. Ungeachtet vieler widrigen Schickſale hat ſie ſich doch aus einem Dorfe zum Flecken, endlich zur Stadt emporgehoben, und iſt jetzt Sommerreſidenz mehrerer Erzherzoge von Öſterreich. Die vorzüglichſten Gebäude ſind: die Kirchen, und das mit Speiſe- und Kaffeezimmern verſehene Redoutengebäude, in welchem ſich auch die Schaubühne befindet. Auch die Häuſer der Erzherzoge und das Caſſino heben ſich hervor. Der Hauptplatz Badens iſt der Park beim Thereſienbade mit ſeinen ſchönen Baumgängen; darneben iſt der Kalkfelſen, aus welchem die wohlthätige Quelle hervorſprudelt. Die beſtändige Wärme der Bäder iſt gemeiniglich 27 bis 29° Réaumur. Die heißeſten ſind der Urſprung, das Frauen- und Joſephsbad; in allem ſind derſelben zwölf. Sie ſind ſo gebaut, daß jedes derſelben 40 bis 150 Perſonen faſſen kann. Wer nicht gemeinſchaftlich baden will, kann auch Stunden bekommen, wo er allein badet. Das gemeinſchaftliche Bad wird aber ſtets vorgezogen, da es Unterhaltung gewährt, und ſich hier oft die angenehmſten Bekanntſchaften anknüpfen; vorzüglich geſucht iſt das Frauenbad, deſſen ſich der Kaiſer ſelbſt bedient. Im Calvarienberg ſind Dampfbäder angebracht. In dem Thereſienbade badet man nur in Wannen, und hier ſind auch Tropfbäder eingerichtet. Die Höhle beim Urſprung zeichnet ſich dadurch aus, daß auf ihrem Fußboden ſich eine ſalzige Maſſe abſetzt, welche Badner Salz genannt wird. In Abſicht der Spaziergänge iſt hier trefflich geſorgt. Das gewöhnliche Ziel aller iſt das Helenenthal, in das man bei Clauſe eintrit. Je weiter man das Thal verfolgt, deſto romantiſcher und wilder werden die Wald- und Felſenpartien. Man ſchätzt die Zahl der Fremden, die alljährlich nach Baden kommen, auf 7 bis 8000. — (3 Baden in der Schweiz, im Canton Aargau, eine Stadt mit berühmten Bädern an der Limmat, in einer ſehr angenehmen Gegend. Schon die Römer legten der Heilquellen wegen hier eine Stadt an und bauten ein Caſtell da, wo jetzt die Stadt ſteht. Später waren ihr die, bis 1712 hier gehaltenen eidgenoſſiſchen Tagſatzungen ſehr vortheilhaft. Sie hat die Gerichtsbarkeit über die Bäder, die tief unten am Ufer der Limmat liegen. Eine breite, mit einer Reihe von Kirchen, Capellen und Wohnhäuſern beſetzte Straße führt dahin. Die berühmteſten derſelben liegen auf der Stadtſeite, und heißen die großen Bäder, die übrigen, kleinen, liegen auf der andern Seite der Limmat. Die großen Bäder ſind öffentlich. Perſonen höhern Standes baden in den Privatbädern der Wirthshäuſer. Da das Veronabad näher am Urſprung der Quellen liegt, ſo iſt deſſen Waſſer das wärmſte; es ſoll die Fruchtbarkeit der Frauen befördern, und wird daher von dieſen am häufigſten beſucht.

Bäder. Der Gebrauch der Bäder verliert ſich in die entfernteſten Zeiten des Alterthums hinauf. Die Natur lud in Flüſſen und im Meere zuerſt dazu ein, und führte den Menſchen früh auf den Gedanken, dieſen angenehmen und wohlthätigen Genuß auch in ſeine Wohnung zu verpflanzen. Schon beim Homer finden wir das Bad im Hauſe als eine gewohnte Sitte. Als Ulyſſes den Palaſt der Circe betrit, wird ihm zuvörderſt das Bad gerüſtet, nach welchem er mit köſtlichen Eſſenzen geſalbt und mit einem ſchönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weiſe ward überhaupt jeder Fremdling, der unter ein gaſtliches Dach einkehrte, zuerſt in das reinigende und von der Ermüdung der Reiſe erquickende Bad geführt, welches das erſte Erforderniß der Bewirthung war. Dennoch war das Baden im hohen Alterthume nicht ſo gewöhnlich, wie in den folgenden Zeiten; wo man theils in den Gebäuden eigene Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder anlegte. Die öffentlichen Bäder waren bei den Griechen meiſtentheils mit den Gymnaſien verbunden, weil man ſich ihrer nach den Übungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer üppigen Zeit auch hierin den Griechen nach, und erbauten prachtvolle Bäder ſowohl zum beſondern als zum öffentlichen Gebrauch. Folgende Beſchreibung derſelben paßt daher auf die griechiſchen und römiſchen Bäder zugleich. Das ganze länglicht geſtaltete Gebäude hatte zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder in beiden Abtheilungen ſtießen an einander, der Heizung wegen. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand ſich im Kellergeſchoß das Heizzimmer, durch welches ſowohl das Waſſer zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badſtuben erwärmt wurde. Über dem Heizzimmer befand ſich ein Gemach, in welchem drei kupferne Keſſel dergeſtalt ſtufenweiſe über einander gemauert waren, daß der untere unmittelbar über dem Feuer, der zweite über dieſem und der dritte über dem zweiten ſtand. So hatte man ein kochendes, laues und kaltes Waſſer. Durch beſondere mit Hähnen verſehene Röhren ward das Waſſer aus dieſen Keſſeln in die daneben befindlichen Badſtuben geführt, der Abgang aber aus einem Waſſerbehälter ſogleich erſetzt. Neben dem Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badeſtuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem ſich Seſſel befanden, und um welches herum eine Gallerie ging, wo ſich die Badenden, ehe ſie ins Bad ſtiegen, und die ſie Bedienenden aufhielten. Außerdem befand ſich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwitzbade, welches durch Wärmeröhren geheizt ward, und Lasonicum hieß. Dieſes Zimmer hatte oben eine Öffnung, durch welche das Licht fiel, und von welcher herab ein eherner Deckel hing, den man aufziehen und niederlaſſen konnte, um nach Bedürfniß die Hitze zu vermindern oder wieder zu verſtärken. Zum Auskleiden, zum Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es beſondere Zimmer; ferner beſtanden noch Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zu Ballſpielen und Gärten damit in Verbindung. Alle dieſe Nebengebäude, nebſt einer Menge von Badeſtuben, enthielt ein ſolches öffentliches Bad, das in ſeinem Innern mit den köſtlichſten Möbeln und allen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehörigen Gegenſtänden ausgeſtattet war, in ſeinem Äußern aber einem weitläuftigen Palaſte glich. Der immer höheren Genüſſen nachſpähende Luxus der Römer erbaute in der Folge eigene Leitungen, um das Meer-

waſſer in die Bäder zu führen, bediente ſich des Schnees von den Gebirgen, und erweiterte dieſe Anſtalten auf eine Weiſe, daß ſie uns noch in ihren Überreſten Erſtaunen und Bewunderung abnöthigen. — Bei den Neuern finden wir den Gebrauch künſtlicher Bäder weniger allgemein. Unter den Europäern ſind es eigentlich nur die Ruſſen, welche eigenthümliche Badeanſtalten haben, die von allen Volksclaſſen das ganze Jahr hindurch beſucht werden. Das ruſſiſche Bad beſteht in einem einzigen Saale, aus Holz gebaut; in demſelben erblickt man einen mächtigen metallnen Ofen, mit Flußkieſeln bedeckt, welche die Hitze des Ofens glühend macht. Rings umher ſind breite Bänke befindlich. Beim Eintrit fühlt man ſich dergeſtalt von Glut befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt iſt, dieſen Zuſtand nur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im Stande ſind, einige Zeit darin zu dauern, entkleiden ſich und ſtrecken ſich auf einer der Bänke oder vielmehr auf einer darauf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Waſſer auf die glühenden Kieſel gegoſſen, ein dicker heißer Dampf erhebt ſich, der den Badenden einſchließt, auch ihn dergeſtalt erhitzt, daß der Schweiß über ſeinen ganzen Körper ausbricht. Von fünf zu fünf Minuten wird neues Waſſer auf die Kieſel gegoſſen. Das Thermometer ſteigt in dieſen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 50° Réaumur. Hat der Ruſſe auf dieſe Weiſe ſein Bad genoſſen, ſo läßt er ſich noch mit eingeweichten Birkenruthen peitſchen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben, und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Waſſer waſchen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegoſſen werden. In Ermangelung des kalten Waſſers ſpringt er auch wohl unmittelbar nach dieſem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder ſtreckt ſich in den Schnee. Der vornehme Ruſſe genießt nachher ein Getränk aus engliſchem Biere, weißem Weine, geröſtetem Brote, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus; der gemeine hingegen trinkt, nachdem er ſich im Schnee abgekühlt hat, einige Gläſer Branntwein, und geht wieder an ſeine Arbeit. Die Ruſſen bedienen ſich dieſer Bäder ſehr häufig; ſie ſind ein Bedürfniß des Volks, und man trifft ſie in jedem Dorfe. Auch in Finnland findet man ſie. — Bei den Aſiaten ſind die Bäder ebenfalls in allgemeinem Gebrauche; wir beſchränken uns jedoch hier nur auf einige Nachrichten von den türkiſchen und indiſchen Badeanſtalten. Die Türken ſind, vermöge ihrer Religion, zu wiederholten täglichen Waſchungen verpflichtet; außerdem müſſen ſich Männer und Weiber auch unter gewiſſen Umſtänden und zu gewiſſen Zeiten beſonders baden. Zu dieſem Ende findet ſich in jeder Stadt mit einer Moſchee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatperſonen beſitzen noch eigene Badeanſtalten, die mit allen Gegenſtänden aſiatiſcher Üppigkeit ausgeſchmückt ſind. Aber außer dieſen Bädern haben die Türken auch das trockene Bad der Alten. Die Gebäude, deren ſie ſich dazu bedienen, ſind aus Stein erbaut, und enthalten gewöhnlich mehrere Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten beſteht. Dieſe Zimmer werden mittelſt Röhren geheizt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man ſich entkleidet hat, wickelt man ſich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffeln an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu ſchützen, und geht in das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß; man wird hierauf gewaſchen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche gerieben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer an-

dern der Haut zuträglichen Salbe beſtrichen. Nach dieſem Bade ruht man auf einem Bette aus und trinkt Kaffee, Sorbet oder Limonade. Die türkiſchen Frauen baden auf dieſe Weiſe täglich; die Männer nicht ſo oft. — Von ganz eigenthümlicher Art ſind die Bäder der Indier, von denen Anquetil folgende Beſchreibung macht. Der Badewärter ſtreckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Waſſer, und beginnt darauf, den ganzen Körper deſſelben mit einer bewunderswürdigen Geſchicklichkeit zu drücken, zu preſſen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt; iſt er mit einer Seite fertig, ſo fängt er bei der andern an; bald kniet er auf den Badenden, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er das Rückgrath krachen, indem er alle Wirbel deſſelben erſchüttert, bald führt er ſanfte Schläge auf die fleiſchigſten und muskulöſeſten Theile. Darauf nimt er ein härenes Tuch, und reibt damit den ganzen Körper, bis er faſt ſelbſt darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimſtein die harte Haut an den Füßen ab, ſalbt den Badenden mit Seiſe und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abſchert. Dieſe Behandlung dauert etwa drei Viertelſtunden, und man fühlt ſich nach derſelben gleichſam neugeboren. Ein Wohlbehagen von unausſprechlichem Reiz durchdringt den Körper, und löſt ſich bald in einen ſüßen Schlaf von einigen Stunden auf. — Wenn wir nichts dem ähnliches kennen, ſo iſt uns darum der Gebrauch künſtlicher Bäder keineswegs fremd, und es gibt jetzt wenig Städte, ſelbſt von mittler Größe, ohne öffentliche Badeanſtalten, die in den volkreichern Haupt- oder Handelsſtädten zum Theil mit allen Verfeinerungen des Luxus angelegt und verſehen ſind. Die Arzneikunde hat die heilſamen Wirkungen des Bades durch vielfache Erfindung neuer Miſchungen und Anwendungsarten zu vermehren geſucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Stoffe, aus denen ſie beſtehen, durch den Grad der Wärme und durch die Einwirkungsart auf den Körper beſtimmt. Man bereitet ſie aus Waſſer, Milch, Wein u. ſ. w., bald wärmer, bald kälter, in verſchiedenen Abſtufungen, miſcht ihnen Kräuter, Eiſen, Seiſe u. ſ. w. zu, wie es die Abſicht erfordert. Außerdem gibt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf- und elektriſche Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald nur auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere ſind wieder Sturz- oder Tauch-, Douſch-, Spritz- und Tropfbäder; die Wirkung derſelben iſt augenblicklich und ſehr durchdringend. Von den Sturzbädern macht man am häufigſten bei Verrücktheit und Raſerei Gebrauch; letztere gebraucht man am meiſten, um gelähmten Theilen neues Leben zu geben. — Am gewöhnlichſten verſtehen wir unter dem Ausdrucke Bäder mineralogiſche Bäder. Dies ſind ſolche, wozu das Waſſer in einer eigenen Miſchung aus der Erde quillt. An dergleichen Orten hat man gewöhnlich Anſtalten zur Auffaſſung des Waſſers, ſo wie zum Gebrauche deſſelben getroffen, und dabei für Wohnung der Kranken und andere Bequemlichkeiten geſorgt. (Vergl. Brunnen- und Badereiſen.) Die einzelnen Arten der Bäder, als Dampfbäder, Soolbäder, Seebäder u. ſ. w., ſo wie die wichtigſten Badeorte, werden unter ihren Rubriken vorkommen.

Baert (Jean), geboren zu Dünkirchen 1651 als der Sohn eines gemeinen Fiſchers, verbreitete durch ſeine muthigen und tapfern Thaten ſeinen Ruhm durch ganz Europa. Seine niedrige Geburt war Urſache, daß er ſtets einen Mangel an den feinern Umgangsſitten, aber auch eine außerordentliche Geradheit behielt. Ludwig XIV. ſchätzte

ihn ſehr, indem er ihm den größten Theil der Achtung verdankte, welche damals die franzöſiſche Seemacht bei andern Nationen genoß. Einſt war Jean Baert in Verſailles, und der König redete ihn an: „Jean Baert, ich habe Euch zum Befehlshaber eines Geſchwaders ernannt.“ „Sire, daran haben Sie wohl gethan,“ antwortete der Seemann. Die Hofleute lachten laut über dieſe naive Antwort, aber Ludwig ſagte zu ihnen: „Dies iſt die Antwort eines Mannes, der ſeinen Werth fühlt.“ Jean Baert rechtfertigte bald das Vertrauen des Königs. Er that den Flotten der Holländer und Engländer empfindlichen Schaden, brachte eine Menge ihrer Schiffe auf, und verbrannte andere, landete zu Newcaſtle, und verheerte das Land. 1692 lief er mit drei Kriegsſchiffen aus, und begegnete einer holländiſchen Flötte, die, mit Getreide beladen, aus dem baltiſchen Meere kam, ſchlug die Schiffe, die ſie deckten, und nahm 16 Kauffahrteiſchiffe. 1694, als es in Frankreich an Getreide mangelte, gelang es ihm, in den Hafen von Dünkirchen, ungeachtet der Wachſamkeit der Engländer, mehrmals Schiffe mit Getreide einlaufen zu laſſen. Einſt entriß er eine Anzahl ſolcher Schiffe auf die kühnſte Art den Engländern wieder, in deren Hände ſie gefallen waren, und wurde zur Belohnung dafür in den Adelſtand erhoben. Nachdem er 1693 die Engländer getäuſcht hatte, die mit einem dreimal ſtärkern Geſchwader den Hafen blockirten, traf er auf die holländiſche Flotte, die aus der Oſtſee kam, und aus 110 Segeln beſtand, von fünf Fregatten gedeckt. Bald fiel die Bedeckung nebſt 40 Schiffen in die Gewalt der Franzoſen; aber als er eben dieſe Priſen nach Dünkirchen führte, erſchienen 13 holländiſche Linienſchiffe, und er ſah ſich genöthigt, um einem ungleichen Kampfe zu entgehen, den größten Theil ſeiner Beute zu verbrennen. Nur der Friede, der in Ryswick geſchloſſen wurde, konnte den Thaten des tapfern Seehelden ein Ziel ſetzen. Er brachte die letzten Jahre ſeines Lebens in Dünkirchen zu, und ſtarb daſelbſt 1702, eben als der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrach, der ſeiner Erfahrung und ſeinem Muthe Gelegenheit zu neuen glänzenden Thaten gegeben haben würde.

Baffinsbai, ein großer Meerbuſen zwiſchen 294 und 332° öſtl. L. von der Inſel Ferro, und zwiſchen 65 und 78° nördl. Br., welcher die grönländiſche Halbinſel von dem nordamerikaniſchen Feſtlande trennt, und deſſen Einfahrt durch die große Jamesinſel; deren Küſten noch nicht in ihrem ganzen Umfange erforſcht ſind, in zwei Meeresarmen oder Straßen, die Baffins- und Davisſtraße, getheilt wird. Ihren Namen hat die Baffinsbai von dem Engländer William Baffin, Steuermann des Schiffes, welches ſie 1623 zuerſt entdeckte. Kruſenſtern hat jedoch auf ſeiner trefflichen neuen Weltcharte dieſem Namen auch den von Bylot, Capitän des Entdeckungsſchiffes, hinzugefügt, weil es ungerecht ſein würde, dem Steuermann, ſo groß übrigens ſeine Geſchicklichkeit auch geweſen ſein möge, die Ehre der Entdeckung allein beizulegen.

Bagdad, die Hauptſtadt des türkiſchen Paſchaliks gleiches Namens, unter 44° 24′ öſtl. Länge und 33° 20′ nördl. Br., liegt größtentheils an der Oſtſeite des Tigris, über den eine 620 Fuß lange Schiffbrücke geht. Das alte Bagdad, die Reſidenz der Khalifen mit 2 Mill. Einw., lag, jetzt in Trümmern, an der Weſtſeite des Fluſſes. Das neue iſt mit einer Mauer von Ziegelſteinen, ungefähr eine deutſche Meile im Umfange, und mit einem 5 bis 6 Klaftern tiefen Graben, der aus dem Tigris mit Waſſer gefüllt werden kann, umgeben; doch ſind die Kanonen auf den zahlreichen Mauerthürmen alt

und unbrauchbar. Das Caſtell an der Nordſeite der Stadt beſtreicht den Tigris und enthält ein Zeughaus, iſt aber kein haltbarer Platz. Die Häuſer ſind größtentheils aus Ziegelſteinen erbaut, und nur ein Stockwerk hoch; die Straßen ſind unreinlich, ungepflaſtert und ſo eng, daß kaum zwei Perſonen neben einander reiten können. Die Häuſer der Vermögenden zeichnen ſich durch eine beſſere Bauart aus. Insbeſondere iſt der Palaſt des Statthalters ſehr geräumig, und hat prachtvoll möblirte Zimmer. Die öffentlichen Bäder und die Kaffeehäuſer der Stadt werden, obwohl ſie in ſchlechtem Zuſtande ſind, häufig beſucht. Auf den Märkten trifft man Fülle an Lebensmitteln und wohlfeile Preiſe. Bagdad iſt ein bedeutender Handelsplatz und eine Niederlage für arabiſche, indiſche und perſiſche Erzeugniſſe, ſo wie für europäiſche Manufacturwaaren. Einen glänzenden Anblick gewähren die Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orientaliſcher Waaren. Die hauptſächlichſten Fabricate der Stadt beſtehen in rothem und gelbem Leder, welches in großem Rufe ſteht, auch in ſeidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen. Vor Kurzem hat der Paſcha, mit Hülfe der Engländer und Perſer, eine Kanonengießerei angelegt. Bagdad verſieht ganz Kleinaſien, Syrien und einen Theil von Europa mit indiſchen Waaren, die zu Baſſora eingeführt, den Tigris in Böten ſtromaufwärts geſchifft, und durch Karavanen nach Tokat, Conſtantinopel, Aleppo, Damaskus und in die weſtlichen Theile Perſiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird einiger Handel getrieben. Viele Fremde ſtrömen in Bagdad zuſammen, theils in Handelsgeſchäften, theils um die Gräber der Heiligen, unter denen ſich das des Propheten Ezechiel befindet, zu beſuchen. Die Sommerhitze iſt ſehr groß, und nöthigt die Einwohner, in unterirdiſchen Gemächern Kühlung zu ſuchen; dagegen iſt es im Winter ſo kalt, daß man der Heizung bedarf. Dennoch iſt die Stadt angenehm, geſund und frei von peſtartigen Übeln, doch leiden die Einwohner häufig an Hautkrankheiten. Bagdad wird von Türken, Perſern, Juden und einer geringen Anzahl von Chriſten bewohnt; die Türken machen drei Viertheile des Ganzen aus. Die Juden ſind auf einen abgeſonderten Stadtbezirk beſchränkt, und in einem äußerſt bedrängten Zuſtande. Mit Inbegriff der Araber, Hindoſtaner, Afghanen und Ägypter, die ſich hier aufzuhalten pflegen, mag ſich die Volksmenge auf 80,000 Menſchen belaufen. Die Perſer, die unter dem beſondern Schutze der Regierung ſtehen, und einen ausgebreiteten Handel treiben, haben allgemein den Ruf der Rechtlichkeit, Umſicht und Aufrichtigkeit. Die höhern Volksclaſſen ſind gegen Fremde höflicher und aufmerkſamer, als ſonſt bei den Mohammedanern der Fall zu ſein pflegt; dagegen ſind die untern Claſſen von allen vorherrſchenden Laſtern des Orients angeſteckt, übrigens kühn, unternehmend, und zur Widerſetzlichkeit geneigt. Bagdad ward 766 vom Khalifen Abu Giafar Almanſor gegründet, in vier Jahren vollendet, und im 9ten Jahrh. von Harun Al Raſchid zu hohem Glanze erhoben, 100 Jahre ſpäter aber von den Türken gänzlich zerſtört. Im 13ten Jahrh. ward es von Dſchingis-Khans Enkel, Holaku, erſtürmt, der den regierenden Khalifen ums Leben bringen ließ, und das Khalifat vernichtete. Die Nachkommenſchaft des Eroberers ward 1416 durch Tamerlan, und 1436 durch Kara Yuſef vertrieben. Im folgenden Jahrhundert bemeiſterte ſich Schach Iſmael, der erſte Regent Perſiens aus dem Hauſe Sofi, der Stadt. Seitdem war ſie unaufhörlich ein Zankapfel zwiſchen den Türken und Perſern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward ſie

1638 vom türkiſchen Kaiſer Amurat IV. erobert, und vergebens verſuchte im 18ten Jahrh. Nadir Schah, ſie den Türken zu entreißen. In den letztern Jahren ward ſie von den Wechabiten mehrmals bedroht.

Baggeſen (Jens), geb. 176. zu . . . im Däniſchen. Er bereiſte auf Koſten der Regierung mehreremale Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und England, war eine Zeit lang königl. Vorſteher des großen Theaters in Kopenhagen, privatiſirte darauf mehrere Jahre in Frankreich, wo er bei Marly, in der Nähe von Paris, ein kleines Gut beſaß, kehrte 1810 in ſein Vaterland zurück, und ward Profeſſor der däniſchen Sprache und Literatur in Kiel. Er iſt in ſeiner Mutterſprache, in der deutſchen, als Dichter und proſaiſcher Schriftſteller berühmt. Ein reich und voll ausſtrömender Geiſt, verbunden mit der regſamſten Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit, offenbart ſich in allen ſeinen Werken, denen zur Vollkommenheit jedoch die harmoniſche Vollendung fehlt. Unverkennbare Ähnlichkeit der Stimmung machte ihn zu Voſſens Geiſtesverwandten, nur unterſcheidet Voß einfache, prunkloſe, gediegene Kraft, Baggeſen mehr dichteriſche Begeiſterung und Zartheit in der Äußerung. Sein vornehmſtes deutſches Gedicht iſt Parthenaïs oder die Alpenreiſe, ein idylliſches Epos in zwölf Geſängen, wovon 1819 bei dem Herausgeber dieſer Encyklopädie eine neue ſchön gedruckte Auflage in zwei Bändchen, mit ſechs, ebenfalls neuen Kupfern erſchienen iſt. Neue, oft zu gewagte Wortbildungen und feurige Bilder zeichnen es aus. Die Einmiſchung mythiſcher, phantaſtiſcher Weſen in den modernen Stoff iſt nicht ohne Grund getadelt worden. Über ſeine Reiſen gab er ein humoriſtiſches Werk in däniſcher Sprache heraus, zuerſt unter dem Titel: das Labyrinth, dann verändert unter dem Titel: Dichterwanderungen. Es iſt aber jedesmal nur Bruchſtück geblieben. C. F. Cramer verfaßte von erſterm eine Überſetzung in ſeiner bekannten Manier, die nur ſeinen Freunden zuſagen konnte. Unter dem letztern Titel verſprach Baggeſen eine von ihm ſelbſt herrührende Bearbeitung, die aber nicht erſchienen iſt. Er lebt jetzt wieder in Paris.

Bagno, ein urſprünglich italieniſches Wort: das Bad; inſonderheit derjenige Ort bei Galata, in der Nähe von Conſtantinopel, wo die Sclaven aufbewahrt werden. Es befinden ſich hier eine griechiſche und zwei katholiſche Kirchen, zum Gebrauche der Sclaven beſtimmt. Mehrmals nennt man auch Sclavenbehältniſſe überhaupt Bagnos, und in der engliſchen Sprache bedeutet Bagna oder Bagino auch ſo viel als Bordell.

Bagrathion (Fürſt), ſ. Ruſſiſch-deutſcher Krieg.

Bahrdt (Carl Friedrich), der ſowohl wegen ſeines Charakters und ſeiner Meinungen, als auch wegen ſeiner Lebensumſtände den merkwürdigſten Theologen der neuern Zeit beizuzählen iſt, war 1741 zu Biſchofswerda im Meißniſchen geboren. Den erſten Unterricht empfing er in dem Hauſe ſeines Vaters, eines würdigen Geiſtlichen. Dann kam er nach Schulpforte und bezog von da die Univerſität Leipzig. Mit ſeltenen Fähigkeiten ausgerüſtet, that er ſich bald unter ſeinen Gefährten hervor, aber eben dieſe frühen Erfolge erzeugten einen Geiſt der Unruhe und Flüchtigkeit in allen ſeinen Studien, der auf ſeine ganze literariſche Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. Schon 1762 ward er Katechet in Leipzig, und wenige Jahre nachher ſeinem Vater beigeordnet, und zugleich bei der Univerſität als außerordentlicher Profeſſor der bibliſchen Philologie angeſtellt. Er hatte

bereits vor dieſem Zeitpunct einige Schriften über Theologie und bibliſche Kritik herausgegeben, worin die Richtung ſeines Geiſtes und die Meinungen wahrzunehmen ſind, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner erwarb ihm einen verdienteren Ruhm, als dieſe erſten Verſuche; allein eine jugendliche Ausſchweifung, die durch ihre Folgen bekannt wurde, nöthigte ihn, 1768 Leipzig zu verlaſſen. Er begab ſich nach Erfurt, wo er eine Stelle als Profeſſor der Philoſophie und der hebräiſchen Alterthümer erhielt. 1769 erwarb er die theologiſche Doctorwürde zu Erlangen. In Erfurt ſchrieb er ſeinen Verſuch eines Syſtems der bibliſchen Dogmatik und eine anonyme Schrift unter dem Titel: Wünſche eines ſtummen Patrioten; zwei Werke, in denen er ſeine heterodoxen Grundſätze darthat und die ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theologiſche Facultät zu Wittenberg verurtheilte ſeine Lehre als ketzeriſch; dagegen die göttinger theologiſche Facultät ein minder ungünſtiges Urtheil fällte, und ſehr thätig ſich bemühte, eine Vereinigung beider Parteien zu vermitteln. Mancherlei Unannehmlichkeiten, verbunden mit ſeiner natürchen Unruhe, machten ihm bald ſeinen Aufenthalt in Erfurt unerträglich. Er verließ es 1771 und ging nach Gießen, wo er theologiſche Vorleſungen hielt und mit Beifall predigte. Aber ſeine heterodoxen Meinungen und der Haß der Geiſtlichkeit, die er zu wenig ſchonte, zogen ihm neue Händel zu. Sein perſönliches Betragen, das nie regelmäßig geweſen, brachte ihn in Kurzem um die öffentliche Achtung. Er war bereits entſchloſſen, Gießen zu verlaſſen, als er 1775 nach Marſchlins in Graubünden berufen wurde, um die damals dort unter dem Namen eines Philanthropin beſtehende Erziehungsanſtalt zu leiten. Er blieb daſelbſt nur ein Jahr. Unzufrieden mit dem Vorſteher der Anſtalt, ergriff er die erſte Gelegenheit, ſich von ihm loszumachen, und ging als Generalſuperintendent nach Türkheim im Fürſtenthum Leiningen-Dachsburg. Aber auch hier war ſein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ ſich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um eine dem Philanthropin ähnliche Anſtalt zu errichten, die aber, übel organiſirt und geleitet, nicht beſtehen konnte. Vergeblich machte er eine Reiſe nach Holland und England, um Zöglinge dahin zu führen. Ein unvorhergeſehenes Unglück erwartete ihn auf dem Rückwege. Ein Urtheilsſpruch des Reichshofraths erklärte ihn für unfähig, irgend ein geiſtliches Amt zu verwalten, und verbot ihm im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in ſeinen frühern Schriften ausgeſprochenen religiöſen Meinungen widerrufen habe. Zur Baſe dieſes Urtheils diente die zweite Ausgabe ſeiner Überſetzung des neuen Teſtaments, deren erſte bereits angefochten worden. Aller Ausſichten beraubt, fand er eine Zuflucht in den Ländern des Königs von Preußen. 1779 ging er nach Halle, wo er ſein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geiſtlichkeit ſchonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptſächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unſterblichkeit der Seele nicht zu ſeinen poſitiven Sätzen. Zu Halle las er über Philoſophie, Rhetorik und alte Sprachen und ſetzte zugleich mit Thätigkeit ſeine theologiſchen Arbeiten fort. Sein Ruf verſchaffte ihm Zuhörer; aber ſein unruhiger ſtreitſüchtiger Geiſt zog ihm neue Widerwärtigkeiten von Seiten der Geiſtlichen zu. Er verließ die Stadt, um vor den Thoren derſelben einen Weinberg zu beziehen. Da er kein Bedenken trug, die Rolle eines Gaſtwirths zu übernehmen, ſo ward dieſer Weinberg bald der

Sammelplatz ehemaliger Zuhörer von Bahrdt, ſo wie aller Neugierigen, die ſein Ruf herbeizog. Zwei Schriften aber, das Religionsedict, ein Pasquill auf das königlich preußiſche Religionsedict, und die deutſche Union, worin der Vorſchlag zu einer religiöſen Verbindung gemacht wurde, der ſowohl die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelte ihn in eine Unterſuchung, in deren Folge er zu 2jähriger Feſtungshaft in Magdeburg verurtheilt wurde. Der König ſetzte die Zeit auf die Hälfte herab. Bahrdt benutzte dieſes Jahr, die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Meinungen zu ſchreiben, lebte nach wieder erlangter Freiheit auf die vorige Weiſe in Halle und ſtarb 1792. Unregelmäßigkeit, ſelbſt bereitetes Unglück und häuslicher Kummer kürzten ſein Leben ab. — Bahrdt ſprach und ſchrieb mit einnehmender Leichtigkeit; es fehlte ihm, wenn es darauf ankam, nicht an Feuer und Nachdruck. Sein Styl war zierlich, und ſein mündlicher Vortrag angenehm. Seine Werke, ſelbſt ſeine gelehrteſten, verrathen nur unvollſtändige Kenntniſſe; es fehlte ihm im ganzen Laufe ſeines Lebens an der Muße und Geiſtesruhe, ohne die kein Studium mit Nutzen betrieben werden kann; aber durch Übung im Disputiren hatte er ſich mit gewiſſen Seiten der Theologie und Kritik vertraut gemacht. Unläugbar hat er einen bedeutenden Einfluß auf die religiöſen Anſichten und Meinungen ſeiner Zeit gehabt.

Bahrrecht, ſ. Ordalien.

Bai, ein kleiner ſich ins Land erſtreckender Meerbuſen, der in ſeiner äußerſten Spitze bisweilen einen Sack, bisweilen einen Hafen bildet. Die Bucht unterſcheidet ſich darin von der Bai, daß ſie am Eingange ſehr breit und am Ende nach dem Lande zu enger iſt, als die Bai.

Baiern. — Ob die Nation von Celten oder Germanen abſtamme, iſt noch nicht entſchieden; wahrſcheinlich waren die celtiſchen Bojer ein Hauptbeſtandtheil der Bojearier, welche den heutigen Baiern ihr Daſein gaben. Frei waren dieſe Volksſtämme, der Einzelne, jede Familie und jede Gemeinde bediente ſich ihres Rechts, ſich einem Volke anzuſchließen, das ſich erhob, und von einem Volke zu trennen, welches im Sinken ſich befand, daher verſchwinden in Deutſchlands Urgeſchichte ſo viele Völker ſpurlos, weil ſie ſich gänzlich am Ende auflöſten und im Ganzen oder theilweiſe mit andern bald freiwillig, bald gezwungen verbanden; und eine Denkwürdigkeit in der deutſchen Geſchichte iſt es, daß die Nachkommen jener Völkerſchaften noch daſſelbe Stammland bewohnen, worin ihre Urväter ſich einſt niedergelaſſen haben; denn außer ihnen haben nur noch die Sachſen ſich erhalten, wiewohl dieſer Name zu Anfange des 12ten Jahrh. auf Gegenden und Völkerſchaften übergegangen iſt, die vorher nie denſelben führten. — Unter dem Namen Vindelicien und Noricum war Baiern der römiſchen Herrſchaft unterworfen; als aber Theodorich nach der Beſiegung Odoacers ein neues oſtgothiſches Reich ſtiftete, da fiel auch Baiern in die Grenzen deſſelben; Theodorich trennte die aufgenommenen Alemannen (Schwaben) durch den Lech von den angrenzenden Baiern (496). Der Sturz des oſtgothiſchen Thrones brachte dieſe unter den fränkiſchen König Theodorich von Auſtraſien; doch retteten ſie ihre Vorrechte, und die Freiheit, ihre Regenten und Feldherrn ſelbſt zu wählen; man iſt nicht gewiß, ob ſie ihre Fürſten Könige oder Herzoge nannten. Die Geſchichte nennt uns um das J. 556 das Geſchlecht der Agilolfinger, das bis gegen das Ende des 8ten Jahrh. ſich in jener Würde behauptete, und aus ihnen kennen wir Garibald, der zu Regensburg

ſeinen Sitz hatte. Thaſſilo I. (590), deſſen Regierung durch das Beginnen der Kriege mit den ſlaviſchen Stämmen und deren Bundesgenoſſen, den Avaren, merkwürdig ward; Odilo, der Schwiegerſohn Carl Martels, der den königlichen Titel förmlich annahm, aber von ſeinen Schwägern Carlmann und Pipin beſiegt ward, als er der fränkiſchen Oberhoheit ſich gänzlich entziehen wollte (743), unter deſſen Regierung der Erzbiſchof Bonifacius die baieriſche Kirche in die vier Biſthümer Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freyſingen theilte; Thaſſilo II., (748) der mit dem nachmaligen großen Carl an deſſen Vaters (Pipin), ſeines Oheims, Hofe erzogen worden war, und dieſem letztern auf dem Reichstage zu Compiegne den Vaſalleneid ſchwören mußte, kurze Zeit darauf dieſen aber fur ungültig erklärte, mit dem Longobardenkönige Deſiderius (ſeinem Schwiegervater) und dem aquitaniſchen Herzoge ſich verbündete, (777) ſeinen Sohn Theodo zum Mitregenten annahm, nach dem Falle der lombardiſchen Dynaſtie, deren Krone Carl der Große ſich aufgeſetzt hatte, gegen dieſen mit den Avaren einen Bund ſchloß, von Carl hierauf beſiegt, in der Folge aber von dieſem aufs neue der verletzten Lehnstreue beſchuldigt, von dem Reichstage zu Ingelheim (788) zum Tode verurtheilt und von Carl mit ſeiner ganzen Familie in Klöſter verbannt wurde, wo ſein Geſchlecht erloſch. Carl hob nun auf einem Landtage in Regensburg (788) die herzogliche Würde in Baiern auf (obwohl es den Titel und Rang eines Herzogthums behielt), beſtellte ſeinen Schwager, den ſchwäbiſchen Grafen Gerold, zum Statthalter, und führte die fränkiſche Lehnsverfaſſung in Hinſicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein. Die Familienbeſitzungen der Agilolfinger wurden königliche Cammergüter, der Zehnten für die Geiſtlichkeit ward eingeführt, der biſchöfliche Stuhl zu Salzburg zum Erzbisthume erhoben, und an den Grenzen wurden Markgrafſchaften gegen die feindlichen Nachbarn (Sorben und Böhmen) errichtet. 799 ward der Einfluß der Raab in die Donau Baierns Grenze, das nun, außer dem eigentlichen Baiern, Tirol, Salzburg, den größten Theil von Öſterreich, die Oberpfalz, Neuburg, Eichſtädt, Anſpach, Baireuth, Bamberg, Nürnberg, und die Gebiete von Weißenburg, Nördlingen und Dünkelsbühl umfaßte. Bei der Ländertheilung, die Carl der Große noch bei ſeinem Leben vornahm, erhielt Pipin nebſt Italien auch Baiern, wie Thaſſilo II. es beſeſſen hatte. Nach des Kaiſers Tode gab Ludwig der Fromme, der einzige ſeiner Söhne, welcher ihn überlebte, dies Land ſeinem älteſten Sohne Lothar als Königreich, welches nach deſſen Erhebung zur Mitregentſchaft auf dem Kaiſerthrone (817) an Ludwig (den Deutſchen) fiel. Die weltliche Macht der Biſchöfe hatte bisher ſich immer mehr befeſtigt, und die an die Stelle des Statthalters eingeſetzten Pfalzgrafen gelangten zu großem Anſehen. Nach Ludwigs Tode (840) ward ſein Sohn Carlmann König von Baiern, wozu damals auch Kärnthen, Krain, Iſtrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Sein Bruder, Ludwig III., folgte ihm (880) durch freie Wahl der Stände Baierns in dieſem Lande, wovon aber Kärnthen abgeriſſen wurde; durch ſeinen Tod (882) kam Baiern an Carl den Dicken, nach dieſem an Arnulph (887) und dann (899) an deſſen Sohn Ludwig IV. Von Carl dem Dicken an machte Baiern einen Theil der wieder unter Einen Herrn vereinigten Staaten Carls des Großen aus, litt aber beſonders unter Ludwigs Regierung viel durch die Einfälle der Ungarn. — Mit Ludwig IV. (911) war das carolingiſche Geſchlecht ausgeſtorben,

und Arnulph II., Sohn des baieriſchen Feldherrn Luitpold, ſeit 907 Markgraf und General, nahm mit Zuſtimmung des Volkes die herzogliche Würde und ſouveräne Gewalt an, als „aus Gottes Vorſehung Herzog der Baiern und der umliegenden Länder," wie er ſich ſelbſt ſchrieb. Nach ſeinem Streite mit dem deutſchen König Conrad empfing er von dieſem Baiern feierlich als Lehen. Unter ſeinen Nachfolgern war Baiern der Schauplatz fortdauernder Kämpfe von außen und im Innern, unter denen wir des Pfalzgrafen Arnulph von Scheyern Empörung gegen den Herzog Heinrich I. und der Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo gedenken. Wie das deutſche Reich ſelbſt oft mehrere Könige neben ſich und wider einander hatte; ſo beſaß auch Baiern mehreremale zwei Herzoge zugleich. Nachdem es durch die Kämpfe, die entvölkerndern Kreuzzüge und dem ewigen Wechſel der Herzoge, denen es von den Kaiſern bald gegeben, bald genommen worden, einige Jahrhunderte durch vielfältig gelitten hatte, erhielt es, nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen (ſ. d. Art.), der baieriſche Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des oben gedachten Herzogs Arnulph Grafen von Scheyern (1180), jedoch waren Steyermark, die welfiſchen Familiengüter und mehrere bedeutende Ländereien (dieſe letztern zu Gunſten der Geiſtlichkeit) abgeriſſen worden. Er iſt der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauſes, und ſtarb als Herzog Otto „der Größere" 1183. Unter ſeinem thätigen Nachfolger, Ludwig I., ward Baierns Umfang und Gebiet beträchtlich wieder erweitert, wie er denn unter andern die Rheinpfalz erwarb; er ward (1231), wahrſcheinlich auf Anſtiften des deutſchen Königs Heinrich, über deſſen Empörung gegen ſeinen Vater Kaiſer Friedrich II. der Herzog ſich unbilligend geäußert hatte, ermordet, und hatte ſeinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter ihm machten ſich die Biſchöfe unabhängig, das Gebiet des Staats ward nicht unbedeutend vermehrt; ſeine Hinneigung zum Kaiſer zog ihm den päpſtlichen Bannſtrahl zu, deſſen Zurücknahme er nicht erlebte (†1253). Seine Söhne, Ludwig und Heinrich, regierten zwei Jahre gemeinſchaftlich; ſie theilten (1255) ſich in das Land, ſo daß Ludwig Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern erhielt, deſſen Linie ſchon nach wenig Jahren wieder ausſtarb; an beide zuſammen fiel die Erbſchaft des unglücklichen Conradin (von Hohenſtaufen). Einer von Ludwigs beiden Söhnen, Ludwig, gelangte zur Kaiſerwürde, ſ. den ihm gewidmeten Art. (als Ludwig IV., der Baier genannt) (1314). Dieſer errichtete mit ſeines Bruders Söhnen einen Theilungsvertrag, geſchloſſen zu Pavia (1329), nach welchem er ihnen die Unter- und Oberpfalz überließ, für ſich aber blos Oberbaiern behielt, worin auch das Wechſeln der Kurſtimme zwiſchen beiden Linien und die Erbfolge derſelben nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der einen oder der andern Linie genau beſtimmt wurde. Vermöge dieſes Vertrags vereinigte der jetzige König Maximilian Joſeph alle Staaten der Wittelsbacher Dynaſtie. Nach dem Erlöſchen der niederbaieriſchen Linie vereinigte Kaiſer Ludwig, nach dem Willen der Stände, ganz Niederbaiern mit Oberbaiern; die Anſprüche der Pfalzgrafen am Rheine und der Herzoge von Öſterreich wurden dabei nicht beachtet; blos eine Abfindung erhielten ſie in der Folge (1348). Kaiſer Ludwig, groß als Kaiſer Deutſchlands und groß als Regent von Baiern, erwarb ſich um ſein Stammland unendliche Verdienſte; indem er ein neues Geſetzbuch für Oberbaiern, eine Gerichtsordnung für Niederbaiern einführte, und München das Stadtrecht

ertheilte, ordnete er auch die innere Verwaltung. Unläugbar legte er aber durch ſeine Zurückſetzung der pfälzer Linie den Grund zu dem Familienzwiſt der pfälziſchen und baieriſchen Linie. Dieſer große Kaiſer, Baierns ſtrahlender Ruhm, ſtarb den 11ten Oct. 1347, mit Hinterlaſſung ſeiner ſechs Söhne aus zwei Ehen und eines reichen Erbes, das nicht nur aus Baiern beſtand, ſondern dem auch Brandenburg, die holländiſchen und ſeeländiſchen Provinzen, Tirol u. ſ. w. verbunden waren. Doch dieſe Provinzen gingen durch unſelige Theilungen und den Zwiſt der Linien bald wieder verloren. Die meiſten der von den ſechs Brüdern gegründeten Linien ſtarben ſchnell aus, nur die Linie München vereinigte das zerriſſene Erbe zum Theil wieder. Im J. 1506 vereinigten ſich die ober- und niederbaieriſchen Landſtände zu einer Landſtandſchaft, und Herzog Albert II., von den Nachtheilen der bisherigen öftern Theilungen für den Regenten und die Unterthanen überzeugt, errichtete, mit Einwilligung ſeines Bruders Wolfgang und der Landſtände, eine ſogenannte pragmatiſche Sanction, in welcher das Recht der Erſtgeburt eingeführt und die jährliche Abfindung der nachgebornen Söhne beſtimmt wurde. Albert ſtarb 1508. — Von ſeinen drei Söhnen (Wilhelm IV., Ludwig, Ernſt) ſollte alſo Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinſchaftlichen Regierung zwiſchen Wilhelm IV. und Ludwig, die von 1515 bis 1534 dauerte, wo Ludwig ſtarb, und durch den Widerſtand, den beide Fürſten Luthers Reformation leiſteten, ſich auszeichnete. Luthers ergrimmteſter Widerſacher, Johann Eck zu Ingolſtadt, lebte unter ihrem Schutze, den ſie vorzüglich auch den Jeſuiten ertheilten. Wilhelm ſtarb 1550; ſein Sohn Albert V. (der Großmüthige) folgte ihm. Auch er begünſtigte die Jeſuiten, war aber ein ſehr freigebiger Beförderer aller Wiſſenſchaften und Künſte. Auf der trienter Kirchenverſammlung, ermächtigte er ſeinen Geſandten, auf den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt anzutragen. Die Landſtände erlangten von ihm große Vorrechte. Er ſtarb 1579. Von drei Söhnen folgte ihm der älteſte, Wilhelm V. *), genannt der Fromme, der ſchon 1596 ſeinem älteſten Sohne Maximilian I. die Regierung überließ und ſich ſelbſt in klöſterliche Einſamkeit zurückzog. Maximilian, mit ſeltenen Gaben ausgeſtattet, war die Seele der gegen die Union der Proteſtanten ſich bildenden Liga. Im Gange des ausgebrochenen 30jährigen Krieges wurde Maximilian vom Kaiſer Ferdinand II. (1623) mit der pfälziſchen Kurwürde (auch dem Erbtruchſeßamte) belehnt; beides wurde (1628) auf die ganze Wilhelmſche Linie ausgedehnt. Der weſtfäliſche Friede ſicherte Maximilian die Kurwürde, den Beſitz der Oberpfalz gegen Verzichtleiſtung auf das wegen 13 Mill. Fl. liquidirte Kriegskoſten verpfändete Oberöſterreich, wogegen für die pfälziſche Linie eine neue, die achte Kur, errichtet, und deſſen Nachfolger in Würden und Ländern, nach dem Erlöſchen der Wilhelmſchen Linie feſtgeſetzt ward. Maximilian ſtarb (den 27ſten Sept. 1651) nach einer 55jährigen Regierung. Sein Sohn Ferdinand Maria folgte ihm, und dieſem 1679 ſein älteſter Prinz Maximilian Emanuel. In dem ſpaniſchen Erbfolgekriege erklärte ſich der Kurfürſt für Frankreich. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höch-

*) Sein zweiter Bruder Ferdinand verheirathete ſich mit Genehmigung Wilhelms mit Maria Peterbeckin, der Tochter eines Rentſchreibers zu München. Ferdinands Kinder wurden vom Kaiſer zu Grafen von Wartenberg ernannt.

ſtädt (oder Blindheim, von den Engländern Blenheim genannt) ward Baiern von dem Kaiſer völlig als ein erobertes Land behandelt, der Kurfürſt (1706) geächtet und erſt im Frieden zu Baden (1714) wieder in ſeine geſammten Länder eingeſetzt. Nach ſeinem Tode (1726) folgte ihm Carl Albrecht in der Kurwürde. Ob dieſer gleich die pragmatiſche Sanction Kaiſer Carls VI. unterzeichnet hatte, ſo nahm er dennoch nach des Kaiſers Tode und dem für den König von Preußen glücklichen Anfang des erſten ſchleſiſchen Krieges die ganze öſterreichiſche Erbſchaft in Anſpruch *), unterwarf ſich mit Gewalt der Waffen ganz Oberöſterreich, nahm den Titel eines Erzherzogs von Öſterreich an (1741), ließ ſich in demſelben Jahre nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen, und ward ſogar (1742) zu Frankfurt zum deutſchen Kaiſer (als Carl VII.) gewählt. Doch hier war der höchſte Gipfel ſeines Glücks erreicht. Wie er von Öſterreich und Böhmen ſich hatte huldigen laſſen, ſo ließ, nach der plötzlichen Wendung des Waffenglücks, im folgenden Jahre (1743) Maria Thereſia ſich von Baierns Ständen und der Oberpfalz huldigen. Ungeachtet der zwiſchen ihm, dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Friedrich II. geſchloſſenen Union (1744) und der Fortſchritte, welche die preußiſchen Waffen machten, kam Carl beſonders durch des öſterreichiſchen Feldherrn, Carls von Lothringen, Talent und Übermacht, vorzüglich aber durch Friedrichs II. Abgang von der Union, abermals in die Verlegenheit, Baiern preis geben zu müſſen. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, indem er am 20ſten Jan. 1745 ſtarb. Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian Joſeph III., der anfänglich auch den Titel eines Erzherzogs von Öſterreich angenommen hatte, verſöhnte ſich mit Öſterreich einige Monate darauf im Frieden zu Füſſen (den 22ſten April 1745), trat der Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction bei, ſicherte dem Großherzoge Franz ſeine Stimme zur Kaiſerwahl zu, und erhielt dagegen alle von Öſterreich eroberten baieriſchen Lande zurück. Maximilian Joſeph widmete ſich nun ganz dem Beſtreben, ſein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Gewerbfleiß, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzweſen und Schulen wurden von ihm mit gleicher Umſicht und regem Eifer beachtet; die Wiſſenſchaften erhielten einen Stütz- und Vereinigungspunct durch die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften zu München (1759) und die Künſte fanden an ihn einen großmütigen Beſchützer. — Alle ſeit dem Vertrage von Pavia (1329) beſtehende Erbverträge mit dem pfälziſchen Kurhauſe beſtätigte er, der ohne Kinder war, und vergönnte

*) Er gründete ſeine Anſprüche auf den Ehevertrag zwiſchen Herzog Albert V. und deſſen Gemahlin, Anna, Kaiſer Ferdinands I. Tochter, worin es ausdrücklich geheißen haben ſoll, „daß Anna, oder deren Nachkommen, alle öſterreichiſche Staaten erben ſollten, wenn Ferdinands Stamm ohne männliche Erben ausſterben würde.“ (Dieſer Vertrag war auch durch Ferdinands Teſtament bekräftigt worden.) In Wien behauptete man dagegen, es ſtehe in jenem Vertrage: „ohne einige Erben.“ Hier war das Recht offenbar auf Maria Thereſias Seite, theils wegen der anerkannten pragmatiſchen Sanction Kaiſer Carls VI., theils weil Kaiſer Ferdinand I. offenbar weder als Reichsfürſt, noch als König von Ungarn oder Böhmen zu einer ſolchen Diſpoſition berechtigt war. Er beſtätigte den Ehevertrag im Teſtamente, weil er für ſeine nächſte Generation verfügte; an eine fernere konnte er nicht denken.

noch vor ſeinem Tode ſelbſt dem Kurfürſten Carl Theodor von der Pfalz die Rechte des Miteigenthums. — Sowohl nach den Verträgen des Wittelsbachiſchen Hauſes, als auch nach der Beſtimmung des weſtfäliſchen Friedens gehörte dem Kurfürſten von der Pfalz unſtreitbar die Nachfolge in Baiern, da mit dem Abſterben Maximilian Joſephs (den 30ſten Dec. 1777) die Wittelsbach-baieriſche Linie erloſch. Aber plötzlich trat Öſterreich mit Anſprüchen auf Niederbaiern hervor, die es noch vor einer beſtimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchſetzen wollte. Der kinderloſe Carl Theodor ließ ſich bereden, eine Übereinkunft zu unterſchreiben (1778 den 3ten und 14ten Jan.), in welcher er auf die baieriſche Erbſchaft förmlich verzichtete. Allein der Herzog von Zweibrücken (Bruder des jetzt regierenden Königs) erklärte als nächſter Agnat und muthmaßlicher Erbe, von Friedrich II. dazu veranlaßt, gegen jene Verzichtleiſtung. Hierdurch wurde der ſogenannte baieriſche Erbfolgekrieg veranlaßt, welcher jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert worden war (hauptſächlich nach der ruſſiſchen Erklärung wider Öſterreich), durch den teſchner Frieden (13ten Mai 1779) wieder beendigt wurde. Dem Kurfürſten von Pfalz-Baiern wurde der Beſitz Baierns, von welchem Öſterreich nur das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q. M.), auf die pfalz-baieriſchen Hausverträge zugeſichert und verbürgt. Durch dieſe Vereinigung der baieriſchen Lande erloſch zugleich, nach der Vorſchrift des weſtfäliſchen Friedens, die achte Kurwürde. — Doch ſechs Jahre darauf (1784) erwachte in Wien der Wunſch nach dem Beſitze Baierns mehr als je, und man ſuchte nun zu ſeiner Verwirklichung einen Tauſchplan hervor, der ſchon im Anfange des Jahrhunderts zur Sprache gekommen war. Kaiſer Joſeph II. nämlich ließ dem Kurfürſten den Antrag machen: Baiern gegen die öſterreichiſchen Niederlande (mit Ausſchluß Luxemburgs und Namurs) und die Summe von 3 Mill. Fl. für ſich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Titels als König von Burgund zu vertauſchen. Doch die ganzen damals von Rußland begünſtigten Unterhandlungen ſcheiterten an der Feſtigkeit des Herzogs von Zweibrücken, mit welcher dieſer, Preußens Schutzes gewiß, erklärte: „daß er nie ſeine Einwilligung in eine Vertauſchung ſeiner altväterlichen Erblande geben werde.“ — Der Ernſt, mit welchem Friedrich II. der Sache Baierns ſich annahm, da er einen ſolchen Tauſch nicht nur als einen Bruch des von ihm mit garantirten teſchner Friedens, ſondern hauptſächlich auch als eine Verletzung des reichs-verfaſſungsmäßigen Gleichgewichts der deutſchen Staaten betrachtete, verurſachte, daß man in Wien jene Idee wieder fallen ließ und zugleich erklärte: „daß man an einen erzwungenen oder gewaltſamen Tauſch nie gedacht habe und nie denken werde *).“ — Merkwürdig ward außerdem Carl Theodors Regierung noch durch den in Baiern unter ſeinen Augen entſtandenen Orden der Illuminaten (ſ. d. Art.) und den gegen dieſe geführten Prozeß, und den ſich wieder emporhebenden Jeſuitismus; die Preßfreiheit ward unter dieſen innern Kämpfen immer mehr beengt und es drohte eine Zeit wahrer Verfinſterung einzubrechen. Als die franzöſiſche Revolution losgebrochen war, ſtellte der Kurfürſt ſein Contingent zur Reichsarmee. Die Pfalz litt ſchon ſehr viel, aber bald

*) Wie dieſer Vorgang aber zur Errichtung des deutſchen Fürſtenbundes, unter Preußens Schutz, Veranlaſſung gab, das ſehe man in dem Art. Fürſtenbund nach, wo mit mehreren Ausführlichkeit davon die Rede iſt.

(1796) ward Baiern ſelbſt der Schauplatz des Krieges. Mitten in dieſer Kriſis (den 16ten Febr. 1799) ſtarb der von den Geſchichtſchreibern noch nicht hinlänglich gewürdigte Kurfürſt Carl Theodor, und zwar ohne Erben, ſo daß mit ihm der ſulzbachiſche Stamm des pfälziſchen Hauſes erloſch und der Herzog Maximilian Joſeph von Zweibrücken (geb. den 27ſten Mai 1756) zum Beſitz der geſammten baieriſchen Lande und der Kurwürde gelangte. — Der Friede von Lüneville (den 9ten Febr. 1801) machte endlich dem wiederausgebrochenen Kriege ein Ende, und ſein hauptſächlichſtes Ergebniß, „die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich,“ wurde für Baiern von den wichtigſten Folgen. Indem es auf der einen Seite ſeine ſämmtlichen Beſitzungen auf dem linken Rheinufer verlor, dazu aber auch noch ſeine dieſſeit des Rheins gelegenen pfälziſchen Lande abtrat, erhielt es dagegen durch den Reichsdeputationshauptſchluß eine Entſchädigung, wobei ſein Gewinn 99¼ Q. M. mit 216,000 Einw. betrug. Die hohe politiſche Wichtigkeit, welche Baiern für Öſterreich wie für Frankreich hatte, trat beim Ausbruch des Krieges von 1805 in immer helleres Licht. Als Öſterreich zum neuen Kriege gegen Frankreich ſich rüſtete, war ihm unter den Fürſten zwiſchen dem Inn und Rhein der Kurfürſt von Baiern vorzüglich wichtig. Es verlangte von demſelben, daß er ohne Anſtand ſeine Truppen mit dem öſterreichiſchen Heere vereinigen ſollte, indem es ihm die gewünſchte Neutralität verweigerte, „die“ (wie Kaiſer Franz am 3ten Sept. 1804 an den Kurfürſten ſchrieb) „Frankreich ſelbſt auch nur ſo lange wirklich beſtehen laſſen würde, als ſie mit ſeinem Vortheile vereinbarlich ſei.“ Doch Baiern fand es ſeinem Staatsintereſſe nicht angemeſſen, ſich Öſterreich hin zu geben. — Bei dem Ausbruche des Krieges vereinigte Baiern gegen 30,000 Mann ſeiner Truppen mit den Franzoſen, und der preßburger Friede verſchaffte dieſem Staate eine Vergrößerung von 500 Q. M. und einer Million Einw., ſeinem Regenten aber die königliche Würde mit voller Souveränetät, dagegen dieſer Würzburg abtrat, welches, ſtatt des an Öſterreich gefallenen Kurfürſtenthums Salzburg, zu einem beſondern Kurfürſtenthum erhoben wurde. Jetzt ſetzte Baiern (gleich Würtemberg und Baden) ſich auch in den Beſitz der in ſeinen Grenzen eingeſchloſſenen reichsritterſchaftlichen Beſitzungen. Das mit Frankreich neu geknüpfte politiſche Band ward durch die Vermählung der Prinzeſſin Auguſta, des Königs Tochter, mit Eugen Napoleon, dem zum Vice-König von Italien ernannten Stiefſohn des franzöſiſchen Kaiſers, nur noch feſter geknüpft. Unmittelbare Folge dieſer innigen Vereinigung waren die Vertauſchung Bergs, das Baiern an Napoleon abtrat, gegen Anſpach, welches Preußen an Frankreich gegen Hannover überlaſſen hatte, und endlich der wichtigſte Schritt: die Unterzeichnung der Rheinbundsacte (den 12ten Aug. 1806), in welchem Baiern ſich zur Stellung eines Bundescontingents von 30,000 Mann und der Befeſtigung von Augsburg und Lindau verpflichtete. Dem zufolge mußte Baierns König im J. 1806 an dem Kriege gegen Preußen Theil nehmen und 1809 an dem Kriege gegen Öſterreich (aus deſſen Ereigniſſen, in Beziehung auf Baiern, wir des Aufſtandes in Tirol gedenken), nach deſſen Beendigung Baiern bedeutende Vergrößerungen, theils auf Koſten Öſterreichs, theils durch Tauſchverträge mit Würtemberg und Würzburg erhielt. — Als im J. 1812 der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland losbrach, ſtellte Baiern das ganze vertragsmäßige Contingent aufs neue zur franzöſiſchen Armee, deren Schickſal es in jenem ewig denkwürdigen Feld-

zuge in vollem Maße theilte; nur unbedeutende Trümmer kamen von 80,000 Baiern im Frühjahre 1813 zurück. Doch ſtellte Maximilian Joſeph, ungeachtet aller Schwierigkeiten, abermals friſche Truppen unter die Befehle des ſogenannten Beſchützers des rheiniſchen Bundes, als dieſer in den letzten Tagen des Aprils den neuen Feldzug eröffnete. Nicht gering war der Verluſt dieſes Contingents, das unter dem Oberbefehle des Marſchalls Oudinot, Herzogs von Reggio, mit gewohnter Tapferkeit ſich auszeichnete, doch in den Treffen von Lucau und Großbeeren (1813) ſehr viel litt. Da änderte ſich plötzlich Baierns Syſtem und zugleich ſeine politiſche Lage nach außen. Während eine franzöſiſche Beobachtungsarmee bei Würzburg unter Augereau gebildet worden war, hatte ein baieriſches Beobachtungsheer am Inn einer öſterreichiſchen Heeresabtheilung gegenüber ſich geſtellt. Lange blieben beide Theile unthätig. Der Abmarſch des Augereauſchen Corps, wodurch Baiern auf dem verwundbarſten Puncte preis gegeben wurde, beſchleunigte den Entſchluß ſeines Königs. Der baieriſche Feldherr, Wrede, ſchloß mit dem öſterreichiſchen, Frimont, am 8ten Oct. zu Ried eine Übereinkunft ab, auf welche eine amtliche Erklärung vom 15ten Oct. folgte, nach welcher ſich Baierns König vom Rheinbunde losſagte und ſeine Streitkräfte gegen Frankreich wendete. Zugleich vereinigte Wrede, vermöge des Vertrags, worin dem Könige der bisherige Länderbeſitz mit aller Souveränetät, und für die Abtretungen, die er etwa an Öſterreich machen würde, eine vortheilhafte Abrundung zugeſichert wurde, mit ſeinem Corps das öſterreichiſche, als ernannter Oberbefehlshaber über beide. In der Schlacht bei Hanau fühlten die Franzoſen zuerſt die Schärfe des baieriſchen Schwerts und im ganzen Verfolg des Krieges bis zum Frieden von Paris im J. 1814 bewährten Baierns Krieger den wohlerrungenen Ruf deutſcher Tapferkeit. Die Kraft des Staates entwickelte ſich zu neuem Flor, als beim Ausbruche des neuen Kampfes der Kronprinz an die Spitze des Nationalheeres trat. Unterdeſſen hatte der Congreß zu Wien, und namentlich die Bearbeitung der deutſchen Bundesacte, ſo wie all die verſchiedenartigen Intereſſen, die aus dem neuerſtehenden europäiſchen und insbeſondere deutſchen Staatenſyſteme hervortraten, der baieriſchen Regierung hinlängliche Gelegenheit gegeben, auch ihre diplomatiſche Kunſt zu entwickeln; Baiern zeigte ſich ſtets auf dem von ihm rein aufgefaßten Standpuncte eines unabhängigen, ſouveränen Staats. Nachdem es, in Folge des pariſer Friedens vom 30ſten Mai 1814, Tirol und Vorarlberg an Öſterreich, gegen Überlaſſung des Großherzogthums Würzburg und Aſchaffenburg, bereits an Öſterreich wieder abgetreten hatte, überließ es demſelben vermöge eines am 14ten April 1816 abgeſchloſſenen Vertrags noch: 1) die Theile des Hausruckviertels und das Innviertel, ſo wie ſie 1809 von Öſterreich an Baiern abgetreten worden waren; 2) das Fürſtenthum Salzburg, mit Ausnahme der auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegenen vier Ämter; und 3) das Amt Vils. Dagegen erhielt es: a) den ganzen jetzigen Rheinkreis, ſo wie b) die ehemaligen fuldaiſchen Bezirksämter Hammelburg, mit Thulba und Saaleck, Brückenau mit Mollen, das Amt Weiſers, ausgenommen die Dörfer Melters und Hattenrodt, dann einen Theil des Amts Bieberſtein, und c) die Zuſicherung, durch den badiſchen Main- und Tauberkreis und nach Ausſterben der männlichen directen Linie des Großherzogs, durch die ganze badiſche Rheinpfalz entſchädigt zu werden. — Der jetzige Flächeninhalt Baierns iſt 1490 Q. M. mit 3,600,000 Einw. und einem Heere von 36,000 Mann,

welches das 7te Armeecorps des deutſchen Bundesheers ausmacht. Seine Staatsſchuld iſt kaum 100 Mill. Fl. bei etwa 30 Mill. Fl. Einkünften. Außer der activen Armee und dem Bürgermilitär war anfangs 1813 ſchon eine Nationalgarde errichtet worden, die aus drei Claſſen beſteht, deren erſte die Reſerve-Bataillons für die active Armee ausmacht, während die zweite, die mobilen Legionen genannt, innerhalb der Grenzen in Zeiten wirklicher Gefahr dient, und die dritte nur zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit innerhalb der Landgerichtsbezirke verpflichtet iſt. An die Stelle der am 1ſten Mai 1808 promulgirten Staatsverfaſſung, welche nie in Ausübung kam, trat die am 26ſten Mai 1818 bekannt gemachte Conſtitution, welche dem Lande eine neue Verfaſſung mit einer National-Repräſentation in zwei Cammern gab. Der erſte Landtag wurde im Febr. 1819 zu München eröffnet. — Die Prinzen und Prinzeſſinnen haben den Titel königliche Hoheit (Herzog Wilhelm, Sohn des Pfalzgrafen Johann von Birkenfeld, der in Bamberg reſidirt, und ſeine Nachkommen aber herzogl. Durchlaucht, er ſelbſt ſchreibt ſich Herzog in Baiern). — Zum Glanz der Krone gibt es vier Kronämter (Kron-Oberſt-Hofmeiſter, Kron-Oberſt-Kämmerer, Kron-Oberſt-Marſchall, Kron-Oberſt-Poſtmeiſter) und fünf Ritter-Orden: 1) der S. Hubertus-Orden, der erſte des Reichs, geſtiftet von Gerhard, Herzog zu Jülich und Berg, im J. 1455 zum Andenken eines erhaltenen wichtigen Sieges und vom Kurfürſten Joh. Wilh. von der Pfalz 1704 erneuert, 1808 wurden für dieſen Orden verſchiedene Abänderungen feſtgeſetzt. Der König iſt oberſter Ordensmeiſter. Die Mitglieder des Ordens ſind die Prinzen des königlichen Hauſes, zwölf Capitularen, darunter der Groß-Commenthur und Groß-Kanzler des Ordens, dann auswärtige Mitglieder, gekrönte Häupter oder Prinzen aus regierenden Häuſern, und fürſtliche Ritter aus nicht regierenden Häuſern. Die zwölf Capitularen erhalten gewiſſe jährliche, nach der Zeit ihrer Ernennung verſchiedene Penſionen. 2) Der Orden des heil. Georgs, vom Kurfürſten Carl Albrecht (nachmals Kaiſer Carl VII.) am 24ſten April 1729 geſtiftet, oder — da man den Urſprung des Ordens in die Zeiten der Kreuzzüge ſetzen will — wenigſtens wieder hergeſtellt. Der König iſt Großmeiſter. Die Mitglieder des Ordens ſind: drei Groß-Priore, blos Prinzen aus dem baieriſchen Hauſe, Großkreuze aus fürſtlichen und gräflichen nicht regierenden Häuſern, Commandeurs und Ritter. Außerdem iſt noch ein Ordensbiſchof und ein Ordens-Großkanzler. 3) Der Civil-Verdienſt-Orden der baieriſchen Krone, geſtiftet vom jetzigen König am 27ſten Mai 1808 für Perſonen, welche in Civil-Staats-Dienſten ſich um das Vaterland beſonders verdient gemacht haben. Der Orden ſoll, nach den Statuten, vier Claſſen haben, nämlich: 13 Großkreuze, 24 Commandeurs, 100 Ritter und die Claſſe derer, welche die Civil-Verdienſt-Medaille erhalten. Aus den Großkreuzen wird ein Kanzler und ein Schatzmeiſter des Ordens gewählt. Es ſoll ein Fonds angewieſen werden, aus welchem für eine beſtimmte Anzahl von Mitgliedern aller Claſſen angemeſſene jährliche Einkünfte gebildet werden können. Das Ordens-Capitel oder Conſeil wird jährlich am Stiftungstage (den 27ſten Mai) gehalten. Dieſer Orden wird, nach allen Claſſen, auch an verdiente Ausländer verliehen. 4) Der militäriſche Max-Joſeph-Orden, geſtiftet vom jetzt regierenden König am 1ſten Jan. 1807 für ausgezeichnete Kriegsdienſte. Der König iſt Großmeiſter des Ordens, der aus Großkreuzen, Commandeurs und Rittern beſteht, und auch an auswärtige Militärs

verliehen wird. Von den Großkreuzen erhalten ſechs jährlich 1500 Fl. jeder Penſion, von den Commandeurs, die ſämmtlich Generale ſind, achte jährlich 500 Fl. jeder, und von den Rittern funfzig jährlich 300 Fl. jeder Penſion. 5) Der Haus-Orden vom heil. Michael, geſtiftet am 29ſten Sept. 1693 von Joſeph Clemens, Kurfürſten zu Cöln und gebornem Herzog von Baiern, erneuert und beſtätigt von dem jetzt regierenden König am 11ten Sept. 1808 und 6ten Aug. 1810. Der Orden beſteht aus drei Claſſen, nämlich 15 Großkreuzen, welche zugleich Capitularen ſind, 8 Amtsherren oder Commandeurs und 36 Rittern. Um in eine dieſer drei Claſſen aufgenommen werden zu können, wird eine Ahnenprobe erfordert. Noch gibt es eine Claſſe unter der Benennung Ehrenritter, in welche, nach der Willkür des Großmeiſters, Männer von Verdienſten, beſonders Gelehrte, ohne Rückſicht auf Geburt, Stand und Religion, aufgenommen werden können. Der dermalige Großmeiſter des Ordens iſt Wilhelm, Herzog von Baiern. Der ehemalige Verdienſtorden des pfälziſchen Löwen, geſtiftet 1768 vom Kurfürſten Carl Theodor, iſt durch die neue Einrichtung des baieriſchen Civil-Verdienſt-Ordens (1808) für erloſchen erklärt worden, und wird nicht weiter vertheilt, doch können die Inhaber deſſelben ihn unter dieſem Namen forttragen. — Noch hat Baiern einen weiblichen Orden, den Orden der heil. Eliſabeth, geſtiftet von der Kurfürſtin Maria Eliſabeth, der Prinzeſſinnen und Hofdamen verliehen wird, und einen religiöſen Zweck hat. — Die Verfaſſung gewährt die Rechte der Staatsbürger, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, Gewiſſensfreiheit und Preßfreiheit *); die Leibeigenſchaft iſt aufgehoben; alle drei chriſtliche Confeſſionen haben freie Religionsübung und können die Rechte der Staatsbürger erwerben. — Das ganze Reich wird durch eine National-Repräſentation vertreten, die aus Landeigenthümern, Kaufleuten und Fabricanten beſteht, aus den Kreiſen gewählt wird, welche die Reichsverſammlung bilden, die vom König einen Präſidenten erhält und wenigſtens einmal im Jahre auf den Ruf des Königs ſich verſammelt; ſie theilt ſich dann in Commiſſionen für die Finanzen, die Geſetzgebung, die innere Verwaltung und die Staatsſchuldentilgung. — In allen Theilen des Königreichs iſt der Codex juris Bavarici judiciarii ſeit dem 1ſten Jan. 1811 in geſetzliche Kraft getreten. Das peinliche Geſetzbuch wird ſeiner Mängel halber jetzt einer Abänderung unterworfen. Auch wird ein allgemeines Geſetzbuch vorbereitet, da noch gegen funfzigerlei Geſetzgebungen in Baiern herrſchen. Für die Staatsverwaltung gibt es einen geheimen Rath, der aus den Staatsminiſtern, Kronbeamten und 12 bis 16 Mitgliedern beſteht und über die wichtigſten innern Angelegenheiten des Reichs in drei Sectionen berathſchlagt. Das Miniſterium theilt ſich in fünf Departements: der auswärtigen Verhältniſſe, der Finanzen, des Innern, der Juſtiz und des Kriegsweſens. — An der Spitze jedes der neun Kreiſe ſteht ein General-Kreis-Commiſſär mit einem ausgebreiteten, größtentheils executiven Wirkungskreiſe; außer ihm beſteht noch in jedem Kreiſe eine Kreis-Finanz-Deputation. Alle Untergerichte, Municipalräthe und Gemeinderäthe ſind dem General-Commiſſariat untergeben. — Die Juſtizbe-

*) Es gibt gar keine Büchercenſur, indem Schriftſteller und Verleger nicht verbunden ſind, ihre Schriften vor dem Drucke der Durchſicht einer Behörde zu unterwerfen; nur politiſche periodiſche Schriften machen eine Ausnahme.

hörden ſind: das Ober-Appellationsgericht, die Appellationsgerichte (für jeden Kreis eins) und die Untergerichte. — Die Kirchenverfaſſung der Catholiken iſt durch das den 5ten Juni 1817 mit Pius VII. geſchloſſene Concordat (ſ. d. Art.) organiſirt und ſeit dem Herbſt 1821 als Staatsgeſetz promulgirt worden. Für die Proteſtanten gibt es ein proteſtantiſches General-Conſiſtorium. — Als Mitglied des (auf dem wiener Congreſſe neu errichteten) deutſchen Bundes führt Baiern bei den Bundesverſammlungen eine Stimme, und im eintretenden Pleno, nach Verhältniß ſeiner Größe, vier Stimmen. — Unter der muſterhaften Regierung Maximilian Joſephs hat Baiern übrigens im Allgemeinen eine hohe Stufe der Bildung, in Vergleich mit dem, was es nur noch vor 20 Jahren war, erlangt. Während Landbau und Gewerbe ſich erhoben haben, die Polizei in allen ihren Zweigen vortrefflich gehandhabt wird, ſind die Erziehungs- und wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten verbeſſert worden. Der öffentliche Unterricht hat — ſo weit er ſich nach den bekannt gewordenen Planen beurtheilen läßt — gewonnen und iſt eigens entworfenen Anweiſungen untergeordnet worden. Univerſitäten ſind zu Landshut, Würzburg und Erlangen. Zu München befindet ſich auch eine Central-Veterinär-Schule für das ganze Königreich, woneben wir auch des landwirthſchaftlichen Vereins für ganz Baiern gedenken. Die Akademie der Wiſſenſchaften und die der bildenden Künſte zu München beſitzen mehrere ausgezeichnete Gelehrte des In- und Auslandes.

Bailly (Jean-Sylvain) war zu Paris 1736 geboren. Sein Vater, Aufſeher der königlichen Bildergallerie, beſtimmte ihn zum Maler, aber ſeine natürliche Neigung zog ihn zu literariſchen Beſchäftigungen. Seine erſten Verſuche waren in der Dichtkunſt. Geſellſchaftliche Verhältniſſe führten ihn mit Lacaille zuſammen, deſſen Freundſchaft, Unterricht und Beiſpiel ihn ganz für die Aſtronomie gewannen. 1763 trat er nach Lacailles Tode in die Akademie. In demſelben Jahre gab er die Berechnung vieler von jenem angeſtellten Beobachtungen von Sternen des Thierkreiſes heraus; auch unternahm er um dieſe Zeit eine große Arbeit über die Trabanten des Jupiter, deren Theorie die Akademie zum Gegenſtand einer Preisaufgabe gemacht hatte, und gab darüber 1766 ſeinen Essai sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leurs mouvemens heraus. Außerdem erſchien von ihm 1771 eine Abhandlung über das von den Jupiterstrabanten zurückgeworfene Licht, welches er auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe zu meſſen unternahm. Aber mitten unter dieſen mühſamen Arbeiten verließ ihn nicht ſein Geſchmack für die Literatur, der einſt die vorzüglichſte Grundlage ſeines Ruhms werden ſollte. Beweiſe davon ſind ſeine ſchön geſchriebenen Lobreden auf Pierre Corneille, Leibnitz u. ſ. w., welche ſo günſtig aufgenommen wurden, daß Bailly dadurch zu dem Entſchluß geleitet ward, einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand zu bearbeiten, der, eines ſchönen Vortrags fähig, ihm jenen literariſchen Ruf ſichern könnte, nach welchem er vor allem ſtrebte. Er wählte die Geſchichte der Aſtronomie, die er nach und nach in fünf Bänden abhandelte. Der Beifall, welchen dieſes Werk fand, war allgemein, und wurde durch Erörterungen noch vermehrt, welche darüber zwiſchen dem Verfaſſer und Voltaire entſtanden, und Bailly veranlaßten, ſeine Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide de Platon herauszugeben. 1784 wählte die franzöſiſche Akademie ihn an Treſſans Stelle zu ihrem Mitgliede. In demſelben Jahre ernannte die Regierung ihn zum Mitgliede einer Commiſſion,

um die Wirkungen des von Mesmer entdeckten thieriſchen Magnetis- mus zu prüfen. Bailly ſtattetete einen doppelten Bericht darüber ab, den einen für das Publicum, um ihm den richtigen Geſichtspunct für dieſe Lehre anzugeben, den andern für den König allein, über die wahren Urſachen des Magnetismus und ſeinen Einfluß auf die Sitten. Letzterer, deſſen Bekanntmachung damals gefährlich ſchien, iſt erſt ſpäter gedruckt worden. — Bailly genoß um dieſe Zeit des voll- ſtändigſten Glücks, welches dem Verdienſt und der Tugend in der allgemeinen Achtung aufbehalten iſt, als ihn die Revolution plötzlich aus ſeiner friedlichen Laufbahn riß, und in einen Abgrund von Leiden ſtürzte. Als man 1789 in Paris die Abgeordneten zu der allgemeinen Ständeverſammlung wählte, war Bailly unter den Gewählten einer der erſten, und in der Verſammlung ſelbſt wurde er zum erſten Prä- ſidenten ernannt. Er behielt dieſen Platz, nachdem die Gemeinden ſich als Nationalverſammlung erklärt hatten, und als der König ihnen unterſagte, ſich zu verſammeln, war er es auch, der am 26ſten Juni 1789 in jener berüchtigten Sitzung im Ballhauſe den Vorſitz führte, in welcher alle Abgeordnete durch einen Eid gelobten, nicht eher ſich zu trennen, bis ſie Frankreich eine neue Verfaſſung würden gegeben haben. Am 16ten Juli ward Bailly zum Maire von Paris ernannt. Er verwaltete auch dieſes Amt mit ſeiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit; aber dieſe Privattugenden reichten nicht hin, die Bewegungen einer ausgelaſſenen Volksmaſſe in Schranken zu halten, die abwechſelnd dem Einfluſſe entgegengeſetzter Parteien preis gegeben war. Die Friſtmittel, welche Bailly zur Erhaltung einer ſcheinbaren Ruhe anwandte, konnten wohl den Ausbruch der Gährung verzögern, aber nicht erſticken; vielleicht waren überhaupt die Sachen dahin ge- kommen, daß auch der kräftigſte Widerſtand vergeblich geweſen wäre. Dies möchte man wenigſtens urtheilen, wenn man ſieht, welche Fol- gen es für Bailly hatte, daß er ein einzigesmal und bei der gerechte- ſten Veranlaſſung zu gewaltſamen Maßregeln griff. Dies geſchah nach der Rückkehr des Königs von Varennes. Die erhitzten Revolutionäre wollten, daß man dieſen Augenblick benutze, um ſeine Abſetzung aus- zuſprechen. Eine große Menge derſelben verſammelte ſich (den 17ten Juli 1791) auf dem Marsfelde, um auf dem Altar des Vaterlandes eine darauf Bezug habende Bittſchrift zu unterzeichnen. Bailly begab ſich, von Nationalgarden begleitet, auf das Marsfeld und befahl den Aufrührern, aus einander zu gehen; auf ihre Weigerung ließ er ſie zerſtreuen. Die Nationalverſammlung billigte ſein Betragen; dennoch nahm er am 19ten Sept. ſeine Entlaſſung, zog ſich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und begab ſich aufs Land in die Gegend von Nantes. Als aber die zunehmenden Unruhen ihm auch hier keinen ſichern Aufenthalt mehr geſtatteten, ſchrieb er an ſeinen Freund Laplace, und fragte bei ihm an, ob er nicht zu Melun in ſeiner Nähe eine Zuflucht finden könne. Laplace antwortete ihm, daß er kommen möchte, und in ſeinem eigenen Hauſe Platz finden ſolle, da er entſchloſſen ſei, ſich ſelbſt auf ein nahe gelegenes Dorf zu bege- ben. Inzwiſchen aber waren durch die Begebenheiten des 31ſten Mai 1793 die Umſtände verändert worden. Von dem revolutionären Heere war auch eine Abtheilung nach Melun gekommen. Laplace unterrich- tete folglich Bailly von den eingetretenen Gefahren, aber unglücklicher Weiſe achtete dieſer auf die Warnung nicht, ſondern kam dennoch. Gleich beim Eintrit in Melun ward er erkannt. Man ſchickte ihn nach Paris, wo er am 11ten Nov. 1793 von dem Revolutionsgerichte

zum Tode verurtheilt und am 12ten unter vielen Mißhandlungen hingerichtet ward. Seine Verbrechen waren jene auf dem Marsfelde ergriffenen Maßregeln und die Offenheit, mit welcher er ſich über die Grundloſigkeit der wider die Königin erhobenen Anklagepuncte geäußert hatte. — Es ſind zwei nachgelaſſene Werke von ihm erſchienen, das eine betitelt: Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes, das andere ſein Tagebuch während der erſten Zeiten der Revolution.

Baireuth, Hauptſtadt des Obermainkreiſes, iſt jetzt Sitz der Kreisbehörden, jedoch ohne Appellationsgericht, liegt am rothen Main und den Flüſſen Miſtel und Sendel mit ſchönen Umgebungen, breiten und regelmäßigen Straßen und mit Inbegriff des Städtchens St. Georg und der Vorſtädte 860 Häuſer und 11,000 Einwohner, hat auch ein Gymnasium illustre, ein ſchönes Schloß, ein prächtiges Opernhaus, ein Rathhaus, eine Kaſerne, eine Münze, eine Lutheriſche und reformirte Kirche mit einem gut eingerichteten Waiſenhauſe, die beſten hieſigen Fabriken bearbeiten Bergwerksproducte der Gegend, Taback, Pfeifen, Töpferwaaren, Tuch, Leder und Pergament. Kaum eine Meile davon liegt das Luſtſchloß Hermitage und näher bei der Stadt das blühende Dorf Alt-Baireuth. Die jüngſten Schickſale des vormaligen Fürſtenthums Baireuth ſ. in dem Art. Anſpach.

Baizen heißt in der Jägerſprache, Vögel und andere Thiere mit abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, Sperbern, jagen und fangen. Die Hunde, die dabei zum Aufjagen gebraucht werden, heißen Baizhunde.

Bajaderen heißen in Oſtindien junge Mädchen von zehn bis ſiebzehn Jahren, welche tanzen, ſingen und kleine Schauſpiele aufführen lernen. Sie ſtehen unter der Aufſicht von Matronen, die in allen weiblichen Künſten, und namentlich in der Kunſt zu gefallen erfahren ſind. Dieſe wählen ſich aus den niedrigſten Volksclaſſen die ſchönſten Mädchen, von ſieben bis acht Jahren, laſſen ihnen, um ſie vor den entſtellenden Folgen der Blattern zu bewahren, dieſelben einimpfen, und führen ſie dann zu den Kenntniſſen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, deſſen Zweck und Bemühungen auf nichts anders gerichtet ſind, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und ſinnliches Vergnügen zu gewähren. Die Bajaderen ſind nach und nach ſo zum Gegenſtand des Luxus geworden, daß ſie bei den geringſten Feſten erſcheinen, um die Geſellſchaft mit ihren Künſten zu unterhalten. Hat einer von den Anweſenden Belieben, die Talente einer Bajadere näher kennen zu lernen, ſo koſtet es ihm nur einen Wink. Für ein Mädchen der beſten Art erhält die Matrone, der ſie angehört, auf einen Abend hundert Rupien oder Gulden, eben ſo viel für eine Nacht, außer dem Geſchenk für das Mädchen. Nach dem ſiebzehnten Jahre, wenn die erſten Reize verblüht ſind, pflegen die Bajaderen ſich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz der Brahminen zu begeben, doch nicht um, wie die Freudenmädchen in Europa, aus Buhlerinnen Betſchweſtern zu werden. Sie ſetzen vielmehr auch beim Dienſt im Tempel ihre vorige Lebensart fort, und was ſie durch dieſelbe gewinnen, gehört den Brahminen, die ihnen Herberge und Unterhalt geben. Übrigens wird dieſes Gewerbe in Indien für nichts weniger als unſittlich oder unanſtändig gehalten.

Bajazet I., türkiſcher Kaiſer, folgte 1389 ſeinem Vater Amurath I, der in der Schlacht bei Caſſova gegen die Servier geblieben

war. Er ließ ſeinen ältern Bruder Jacob, der ihm den Thron ſtreitig machte, erdroſſeln, eine Barbarei, die nachher am türkiſchen Hofe faſt zur Gewohnheit geworden iſt. Er machte große und ſchnelle Eroberungen, und man gab ihm deswegen den Beinamen der Blitz. In drei Jahren eroberte er die Bulgarei, einen Theil von Servien, Macedonien, Theſſalien, und unterwarf ſich die einzelnen Staaten in Klein-Aſien. Er ſchloß ſelbſt Conſtantinopel zehn Jahre hindurch ein, glaubte es durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, und, was erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter geſchah, dem morgenländiſchen Kaiſerthum ein Ende zu machen. Um ſeine Fortſchritte zu hemmen und Conſtantinopel zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn (nachmaliger deutſcher Kaiſer) ein großes Heer zuſammen, bei welchem ſich auch franzöſiſche Truppen unter Anführung des Duc de Nivers, mit 2000 Edelleuten befanden, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nikopolis in der Bulgarei an, zu deren Entſatz Bajazet herbeieilte, und über die verbundenen Ungarn, Polen und Franzoſen den 28ſten Sept. 1395 einen entſcheidenden Sieg errang. Sigismund entging verkleidet durch eine ſchleunige Flucht der Gefangenſchaft und rettete ſein Leben. Die Franzoſen, durch deren ungeſtüme Hitze die Schlacht verloren ging, wurden größtentheils gefangen, und Bajazet war ſo grauſam, ſie faſt alle hinrichten zu laſſen. Er würde ſeinen Sieg weiter verfolgt, und wahrſcheinlich das griechiſche Kaiſerthum ganz geſtürzt haben, wenn ihn nicht Timur (Tamerlan, ſ. d. Art.) behindert hätte. Dieſer berüchtigte Eroberer griff Bajazets Beſitzungen in Natolien an (1400). Bajazet ging ihm entgegen, und es kam am 16ten Juni 1402 bei Ancyra in Galatien zu einer blutigen und entſcheidenden Schlacht. Bajazet erlitt eine gänzliche Niederlage, und fiel ſelbſt in die Gewalt ſeines Beſiegers, der ihn jedoch mit Großmuth behandelte; denn die Erzählung, daß er von Timur in einem Käfig herumgeführt worden, iſt ohne hiſtoriſchen Beweis. Er ſtarb 1403, wie man ſagt, an einem Schlagfluſſe in Timurs Lager in Karamanien; ſein Nachfolger war Soliman I.

Bajazzo, von dem italieniſchen Baja, ein Spaß, und Bajaccia, ein einfältiger Spaß, iſt der bei Seiltänzern, Kunſtreitern und ähnlichen herumziehenden Geſellſchaften gewöhnliche Spaßmacher.

Balaniten, verſteinerte Seeeicheln, d. i. eichelähnliche, vielſchalige Seemuſchelthiere.

Balbek, oder Baalbek, das alte Heliopolis (Sonnenſtadt) in Cöleſyrien auf einem Hügel (Paſchalik Akre in Syrien), in einem fruchtbaren Thale am Fuße des Antilibanon, 15 — 16 Stunden von Damaskus, unter 36° 11′ Ö. L. und 34° 1′ N. B., jetzt eine kleine ſchlecht gebaute, mit verfallenen Mauern umgebene Stadt, bewohnt von etwa 5000 armſeligen Menſchen, worunter auch Chriſten und Juden ſind. Die Stadt ſteht unter einem Aga, der ſich den Titel eines Emir beilegt. Man findet hier die ſchönſten Ruinen des Morgenlandes, wovon in der Mitte des 18ten Jahrh. eine Geſellſchaft reiſender Engländer die vollſtändigſte Beſchreibung geliefert hat. Schon zu Auguſtus Zeiten hatte Heliopolis römiſche Beſatzung. Ob der prachtvolle Sonnentempel, der, noch großentheils unverſehrt, zu den ausgezeichnetſten Überbleibſeln des Alterthums gehört, vom Kaiſer Antoninus Pius, oder von Septimius Severus, auf deſſen Münzen er ſich zuerſt zeigt, erbaut ſei, iſt ungewiß. Von 54 hohen Säulen ſtehen nur noch ſechs; ihre Schäfte ſind 54 Fuß lang, halten beinahe 22 im Umfange und die Geſammthöhe mit Inbegriff des Fußgeſtells und Säu-

lenkopfes beträgt 72 Fuß. Noch ſieht man treffliche marmorne Standbilder Jupiters, Dianens und Ledas, und Abbildungen mehrerer römiſchen Kaiſer und Kaiſerinnen in erhabener Arbeit und in Bruſtbildern. Bewundernswerth iſt der ungeheure Umfang der Steine, woraus die Mauern des Tempels beſtehen; kein jetzt bekanntes mechaniſches Hülfsmittel vermöchte, ſie an ihre Stelle zu bringen. Unter Kaiſer Conſtantin ward der Tempel vernachläſſigt und in eine chriſtliche Kirche umgewandelt. So blieb er, bis er nach dem Einfall der Araber in Verfall gerieth. Der große Palaſt, als deſſen Erbauer gleichfalls Antoninus Pius genannt wird, und mehrere andere Tempel ſind ebenfalls von vorzüglicher Schönheit. Obeidah, einer der Feldherren des Khalifen Omar, eroberte die Stadt nach einer tapfern Vertheidigung. Im Jahre 1401 ward ſie durch Tamerlan eingenommen. Ein Erdbeben zerſtörte ſie 1759 faſt gänzlich; daher ohne Zweifel ihr gänzlicher Verfall.

Balbao (Vasco Nuñez de), gegen das J. 1475 geboren, war einer von den ſpaniſchen Abenteurern, welche die Bahn, die Colomb ihnen gezeigt hatte, verfolgten, und ihr Glück in Amerika zu machen ſuchten. Der ſpaniſche Hof ertheilte dieſen Leuten ſehr gern die Erlaubniß, Entdeckungen zu machen, ohne ſie jedoch beſonders zu unterſtützen. Balbao, nachdem er ſein Vermögen in Spanien verſchwendet hatte, ging nach Amerika, kam auf der Landenge Darien an, und wurde bald der Anführer eines kleinen Haufens Spanier. Seine Abſicht war, in dieſer Provinz eine feſte Niederlaſſung zu gründen, und es gelang ihm, indem er die Einwohner theils durch Güte gewann, theils durch Gewalt ſich unterwarf. Als er einſt mit einem ſeiner Gefährten eine Summe Gold theilte, und ein Streit darüber unter ihnen entſtand, erbot ſich ein Indianer, der die Begierde der Spanier nach Gold bemerkte, ihnen ein Land zu zeigen, wo dieſes Metall zu den gemeinſten Geſchirren verbraucht würde. Er hielt Wort, und führte ſie an die Küſte der Südſee, wo ihnen der Weg nach Peru offen ſtand. Balbao wagte jedoch nicht, mit ſeiner blos aus 150 Mann beſtehenden Truppe, Peru ſelbſt anzugreifen. Er begnügte ſich, Erkundigungen einzuziehen, und im Namen des Königs von Spanien, ſeines Herrn, Beſitz von dem großen Ocean zu nehmen, deſſen unabſehbare Fläche ſich vor ihm ausbreitete. Als er vier Monate darauf nach Darien zurückkam, belaſtet mit Gold und Perlen, fand er zu ſeinem Erſtaunen einen neuen Statthalter, Pedrarias, dem er nach Ferdinands Willen gehorchen ſollte. Balbao, empört über dieſen Undank, fügte ſich dennoch, und ward im folgenden Jahre zum Vicekönig des Südmeers ernannt. Pedrarias ſöhnte ſich zwar ſcheinbar mit ihm aus, ließ aber bald nachher ihm, wegen vorgeblicher Pflichtverletzungen, den Prozeß machen und ihn zum Tode verurtheilen. So ward Balbao, 42 Jahre alt, 1517 enthauptet. Der König von Spanien verlor in ihm einen ſeiner beſten Officiere, der Pizarro in der Entdeckung von Peru zuvorgekommen ſein würde, und unter dem dieſer furchtbare Eroberer ſich gebildet hatte.

Balde (Jacob), geb. zu Enſisheim im Elſaß 1603, geſt. 1668 zu Neuburg an der Donau. Er war Jeſuit und Hofprediger des Kurfürſten von Baiern, und gehört zu den vorzüglichſten neuern lateiniſchen Dichtern. Für ſein elegiſches Gedicht: Urania victrix, beſchenkte ihn Papſt Alexander VII. mit einer goldenen Medaille. Sein Andenken iſt beſonders durch Herders treffliche Überſetzungen wieder geweckt worden. Dieſer ſagt von ihm: „Starke Geſinnun-

gen, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermiſcht mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menſchheit und für das Glück ſeines Vaterlandes ſtrömten aus ſeiner vollen Bruſt, aus ſeiner innig bewegten Seele. Er ſah die jammervollen Scenen des dreißigjährigen Kriegs. Mit verwundetem Herzen tröſtete er die Vertriebenen, richtete er die Geſunkenen auf; indem er das Schickſal Deutſchlands beweinte, ſuchte er Deutſchlands beſſern Geiſt zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt iſt er gegen die falſchen Staatskünſtler! wie entbrannt für die geſunkene Ehre und Tugend ſeines Landes! Allenthalben in ſeinen Gedichten ſieht man ſeine ausgebreitete, tiefe Weltkenntniß, bei einer ächt philoſophiſchen Geiſteswürde. Er iſt ein Dichter Deutſchlands für alle Zeiten, manche ſeiner Oden ſind von ſo friſcher Farbe, als wären ſie in den neueſten Jahren geſchrieben.“ In gleichem Sinne ſagt A. W. Schlegel: „Ein tiefes regſames, oft ſchwärmeriſch ungeſtümes Gefühl, eine Einbildungskraft, woraus ſtarke und wunderbare Bilder ſich zahllos hervordrängen, ein erfinderiſcher, immer an entfernten Vergleichungen, an überraſchenden Einkleidungen geſchäftiger Witz, ein ſcharfer Verſtand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menſchlichen Verhältniſſe durchſchauend ergreift, große ſittliche Schnellkraft und Selbſtſtändigkeit, kühne Sicherheit des Geiſtes, welche ſich immer eigne Wege wählt und auch die ungebahnteſten nicht ſcheut: alle dieſe Eigenſchaften erſcheinen in Baldes Werken allzuhervorſtechend, als daß man ihn nicht für einen ausgezeichneten, ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte.“ — Minder ausgezeichnet ſind ſeine deutſchen Gedichte. — Eine Sammlung ſeiner poetiſchen Schriften iſt 1660 zu Cöln in vier Bänden 12. erſchienen, eine Auswahl zu Turin 1805.

Balearen, der gemeinſchaftliche Name der beiden, im mittelländiſchen Meere, nicht weit von den Küſten von Valencia in Spanien, belegenen Inſeln Majorca (ſpaniſch Mallorca) und Minorca, welche nebſt dem pityuſiſchen Inſeln, Jvica und Formentera, das zu Spanien gehörende Königreich Majorca oder Mallorca bilden, welches auf 83 QM. 185,000 Einw. zählt. Der Name Balearen iſt griechiſchen Urſprungs, und ward ihnen deswegen gegeben, weil die Bewohner wegen ihrer außerordentlichen Fertigkeit im Schleudern berühmt waren. Eine Zeitlang waren die Karthager Herren dieſer Inſeln, und die baleariſchen Schleuderer zeichneten ſich in Hannibals Heere ſehr aus. In der Folge bemächtigten ſich die Römer derſelben, dann die Vandalen unter Genſerich, und im 8ten Jahrh. die Mauren, denen ſie Jacob I., König von Aragonien, 1220—34 entriß. Sie machten nun ein eignes Königreich aus, das 1375 mit Spanien vereinigt wurde. Die Engländer eroberten Minorca 1708, verloren es aber 1782 und überließen es im Frieden (1783) an Spanien (ſ. auch die Art. **Majorca**, **Minorca**.)

Ball. Den Grund, warum man ein Tanzfeſt Ball nennt, findet Nachtigall in einer alten niederdeutſchen Sitte, die er auf folgende Weiſe erzählt: „In den Dörfern verſammelten ſich die erwachſenen Mädchen am zweiten und dritten Oſterfeiertage, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit ſie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn angefüllten Ball zu überreichen. Erſt wurde dieſer auf einer geſchmückten Stange durchs Dorf getragen, dann vor dem Hauſe aufgepflanzt, endlich im Hauſe ſelbſt der jungen Frau überreicht, woge-

gen dieſe verpflichtet war, der auf eigne Koſten ſchmauſenden Geſellſchaft und ihren Liebhabern freies Tonſpiel zum Tanze zu geben. So viele junge Eheleute da waren, ſo vielen wurde ein Ball gegeben und auf jedes Ballgeben getanzt.“ Mit größerer Wahrſcheinlichkeit findet man jedoch den Urſprung dieſes Wortes, ſo wie des franzöſiſchen Bal, woher es wohl zunächſt in unſere Sprache gekommen iſt, in dem barbariſch lateiniſchen und italieniſchen Zeitworte ballare, tanzen, und dem darnach gebildeten Hauptworte ballo. Dieſelbe Abſtammung hat das Wort Ballet (ſ. d. Art.) — Die Bälle ſind entweder en masque, d. h. die dabei erſcheinenden Perſonen tragen Masken, oder paré, d. h. man erſcheint dabei nur geputzt.

Ballade (Ballata) nennen die Italiener ſeit dem 12ten Jahrh. eine Art von Geſang, der aus mehrern gleichen Strophen beſteht. Der gewöhnliche Inhalt ſind Liebesklagen. Balladen nannte man ſie, entweder weil ihre Muſik tanzend war, oder weil man beim Abſingen derſelben zu tanzen pflegte. Auf letzteres ſcheint vorzüglich ihr Bau zu deuten. Bei uns wird gewöhnlich Ballade für gleichbedeutend mit Romanze genommen. (S. Romanze.)

Ballaſt (nach dem däniſchen Baglaſt) iſt eine Laſt von Sand oder Steinen, die man in diejenigen Schiffe legt, die nicht Ladung genug haben, um bis zur erforderlichen Tiefe in das Waſſer zu ſinken, um ſo Wind und Wellen Widerſtand leiſten zu können. Bei Stürmen muß oft, wenn das Schiff Lecke bekommt, der Ballaſt zum Theil ausgeworfen werden, damit das Schiff leichter werde. Wegen der engl. Navigationsacte und der Geſetze anderer Seevölker, die nach jener Retorſionsweiſe gebildet ſind, ſind häufig, entweder auf dem Hin- oder Rückwege, die Schiffe Ballaſt einzunehmen gezwungen, ſtatt für freilich geringe Fracht ſchwere und wohlfeile Landesgüter ins Ausland zu transportiren. Man zieht Backſteine jedem andern Ballaſt vor, weil man durch ſolche die Laſt beider Seiten des Schiffskiels gleich vertheilen kann und ſegelt alsdann jedes Schiff vor dem Winde ſchnell.

Balleſteros (Francesco), ein berühmter ſpaniſcher General im Kriege gegen Buonaparte. Geboren zu Saragoſſa 1770, ſtand er ſchon 1793 als Oberlieutenant bei den Freiwilligen von Aragonien im Regiment der leichten Infanterie, wo er ſich in dem ſogenannten catalouiſchen Feldzug durch Tapferkeit zum Hauptmann aufſchwang. 1804 ward er wegen Unterſchlagung von 3000 Rationen angeklagt und entlaſſen, aber auf Verwendung des Friedensfürſten wieder als Befehlshaber über die Mauthen von Aſturien angeſtellt, wo er noch 1808 beim Einfall der Franzoſen diente. Nun übertrug ihm die Junta von Aſturien den Befehl über ein Regiment. Bald erhob er ſich zum Brigadegeneral und endlich zum Maréchal-de-camp, in welcher Eigenſchaft er ſich mit den Armeen von Caſtilien unter Blake und Caſtannos vereinigte. Überall zeichnete er ſich durch kühne Tapferkeit aus, ohne jedoch große Talente als Oberfeldherr zu entwickeln. Aus Ärger über die Ernennung des Lords Wellington zum Oberfeldherrn ſämmtlicher Heere in Spanien durch die Cortes, nahm er ſeine Entlaſſung und ſuchte nun erſt durch eine Schrift ſich von den Vorwürfen öffentlich zu reinigen, als habe er aus Eiferſucht mehrere bedeutende Unternehmungen gehemmt oder ganz gehindert. Ferdinand VII. bezeigte ihm nach ſeiner Rückkehr eine beſondere Liebe und ernannte ihn 1815 zum Kriegsminiſter. Allein in den Streit der Liberales und der Königspartei verwickelt, beiden verdächtig und gehäſſig, ward er 1816 entlaſſen, auf

halben Sold geſetzt und nach Valladolid verwieſen. Er wurde im März 1820 vom König wieder angeſtellt, als dieſer die Conſtitution der Cortes anzunehmen ſich bewogen fand. Bei dem madrider Gardeaufſtand im J. 1822 hielt Balleſteros ſich zur conſtitutionellen Partei.

Ballet, in weiterm Sinne jede Darſtellung einer Reihe leidenſchaftlicher Regungen und Gefühle durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen, wobei die höchſtmögliche äſthetiſche Schönheit dieſer Bewegungen Zweck iſt. Nach dieſer Bedeutung begreift man unter dem Ballet auch Darſtellungen von Gemüthsbewegungen ohne Handlung. Im engern Sinne aber nennt man nur diejenigen Werke der Tonkunſt Ballete, deren Zweck es iſt, durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen eine Handlung, Charaktere, Geſinnungen, Leidenſchaften und Gefühle mit der höchſtmöglichen äſthetiſchen Ausbildung und Schönheit darzuſtellen. Man kann jene, nach der Analogie der lyriſchen Dichtkunſt, lyriſche Ballete, dieſe aber, welche eine Handlung darſtellen, dramatiſche Ballete nennen. Das lyriſche und dramatiſche Ballet zuſammen machen die höhere Tanzkunſt aus, im Gegenſatz der niedern, deren Zweck geſelliges Vergnügen iſt, dahingegen jene auf Erregung der Gefühle des höchſten Schönen hinarbeitet. Man theilt die dramatiſchen Ballete in hiſtoriſche, deren Stoff eine wirkliche Begebenheit iſt, in fabelhafte, deren Stoff eine Fabel oder Sage iſt, und in poetiſche, denen ein Werk der Dichtkunſt zum Grunde liegt, und zu denen auch die allegoriſchen gehören, welche ihrer Natur nach die unvollkommenſten ſein müſſen. Gewöhnlich iſt ein Ballet in fünf Acte getheilt, deren jeder mehrere Entréen hat. Entrée nennt man im Ballet eine oder mehrere Quadrillen der Tänzer, die durch ihre Pas, Geſten und Attitüden einen beſtimmten Theil der Handlung darſtellen. Bei der Beurtheilung eines Ballets hat man beſonders zu berückſichtigen, einmal die Wahl des Gegenſtandes, der Einheit der Handlung oder Leidenſchaft haben, und einer kunſtgemäßen Darſtellung durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen fähig ſein muß; dann aber den Plan und die Ausführung der einzelnen Theile, welche unter einander richtiges Verhältniß haben müſſen, und endlich die Muſik und Decorationen, durch welches alles dasjenige ergänzt werden muß, was der Tanz dem Auge nicht anſchaulich machen kann. Das Ballet iſt eine Erfindung der neuern Zeit, wiewohl einen pantomimiſchen Tanz ſchon die Alten kannten. Beſondere Verdienſte erwarb ſich um daſſelbe Noverre. Die häufig in die Oper verflochtenen Tänze verdienen größtentheils den Namen Ballet nicht, da ihnen gewöhnlich kaum eine Idee zum Grunde liegt, ſondern ihr Zweck nur iſt, daß ſie den Tänzern Gelegenheit geben, ihre Fertigkeit zu zeigen.

Ballei nannte man ehemals ein gewiſſes Gebiet oder einen Bezirk von Beſitzungen, die dem deutſchen Johanniter-Orden zugehörten, und denen ein Land-Commenthur vorgeſetzt war, weshalb Ballei und Land-Commenthurei oder Land-Commende gleichbedeutend waren. Die Balleien beſtanden aus Comthureien, und dieſe wurden durch Comthure verwaltet. Das Wort Ballei, ſo wie das damit verwandte franzöſiſche Bailli, iſt aus dem ſpätern lateiniſchen Ballivia, Balliva und Ballia zu uns gekommen. Nach Adelung ward daſſelbe ehedem auch von andern Gerichtsbarkeiten gebraucht, und er führt als Beleg eine Stelle aus den Verhandlungen des Reichstags zu Eger, 1431, an, woſelbſt verordnet war: daß die Hof- und Landgerichte keins dem andern in ſeine „Palye" greife.

Ballhorn (Johann), ein Buchdrucker zu Lübeck zwiſchen 1531 und 1599, der unter andern eine Fibel druckte, auf deren letzter Seite er das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen geſpornten Hahns in das eines ungeſpornten, dem ein Paar (nach andern ein ganzer Korb) Eier zur Seite liegen, verwandelte. Da er ſie dieſer unweſentlichen Veränderung wegen auf dem Titel: „verbeſſert durch Johann Ballhorn," nannte, ſo iſt ſein Name zum Sprichwort geworden und ballhorniſiren oder verballhornen heißt ſo viel, als abgeſchmackte und unnütze Veränderungen machen, oder auch etwas verſchlechtern, ſtatt verbeſſern.

Balliſte, ſ. **Geſchütz**.

Balliſtik iſt die Lehre von den Bahnen geworfener Körper in der Luft. Sie macht einen Theil der höhern Mechanik aus, und iſt, beſonders für die Artillerie, zur Theorie des Bombenwerfens, wie auch der Ladung und Richtung des groben Geſchützes, wichtig. Die Körper werden entweder ſenkrecht, oder wagerecht, oder ſchief geworfen, mit der aus dem Wurfe entſtandenen Bewegung verbindet ſich der durch ihre Schwere bewirkte Fall. Iſt der Wurf ſenkrecht, ſo bleibt die Bewegung gradlinicht, und wird, wenn der Wurf von oben herab geſchieht, durch den Fall beſchleunigt, wenn aber der Wurf von unten hinauf gerichtet iſt, verzögert und endlich ganz aufgehoben, worauf der Körper durch die bloße Wirkung ſeiner Schwere wieder herabfällt. Bei wagerechten und ſchiefen Würfen aber, wo die Richtung des Wurfs und der Schwere Winkel mit einander machen, entſtehen Bewegungen in krummen Linien, welche, nachdem von Galilei entdeckten Geſetzen fallender Körper, Parabeln oder Kugellinien ſein müſſen, inſofern der Widerſtand der Luft nichts dabei ändert. Die aus den Galileiſchen Sätzen hergeleiteten Lehren bilden die paraboliſche Theorie der Balliſtik, nach welcher ſich die geworfenen Körper im luftleeren Raume bewegen würden. Die Aufgabe aber, die durch den Widerſtand der Luft in der Theorie bewirkten Abänderungen zu beſtimmen, heißt das balliſtiſche Problem, und iſt nach verſchiedenen fruchtloſen Bemühungen anderer, von Tempelhof in ſeinem Bombardier prussien aufgelöſt worden. Auch gehören zur Anwendung der Balliſtik noch Unterſuchungen über die Geſchwindigkeit, welche Ladungen von beſtimmter Stärke den abgefeuerten Körpern mittheilen; ferner Berechnungen der Zeit, welche die Bombe zur Vollendung ihres Laufs gebraucht u. ſ. w., wie denn die ganze Geſchützkunde auf ihr beruht. (Vergl. **Parabel**.)

Ballotiren, durch Kugeln das Loos über etwas werfen. Die Looſenden oder Wählenden bekommen zu dem Ende eine weiße und eine ſchwarze Kugel, und drücken ihr Ja oder Nein aus, je nachdem ſie jene oder dieſe in das zum Sammeln der Looſe beſtimmte Gefäß werfen.

Ballſpiel, bei den Alten ein gymnaſtiſches Spiel, das vornehmlich in den Thermen geſpielt wurde, und womit ſich ſowohl die Erwachſenen als auch die Jugend beſchäftigten. Die Griechen und Römer hatten vier verſchiedene Arten der Bälle. Der eine war von Leder und mit Luft aufgeblaſen, mithin unſerm Ballon ähnlich; der zweite war ein ledernen Ball, der auf die Erde hingeworfen wurde, und nach welchem viele zugleich liefen; der dritte war ein kleiner Ball, der unſerm Federballe glich, und den drei Perſonen, die ſich in ein Dreieck ſtellten, einander zuſchlugen; der vierte endlich war dicht mit Federn ausgeſtopft und beſonders auf dem Lande gebräuchlich. Im Mittelalter war das Ballſpiel ſehr beliebt, und man hatte eigene

Ballhäuſer. Es waren dabei gewiſſe Perſonen angeſtellt, um die Bälle der Spielenden aufzuheben, und welche man in Frankreich und daher auch bei uns, Nanquets ſpäterhin aber Marqueurs nannte.

Balſame ſind ſtark und meiſtens angenehm riechende, etwas dickflüſſige Materien. Man theilt ſie in natürliche und künſtliche Balſame. Die natürlichen ſind eigentlich verdickte ätheriſche Öle, ſo wie die Harze ausgetrocknete Balſame ſind. Zu dieſer Verdichtung trägt wahrſcheinlich der größere Antheil von Sauerſtoff bei, welchen ſie aus der Luft annehmen. Sie fließen entweder ſelbſt aus dem Stamme verſchiedener Bäume, oder werden durch gemachte Einſchnitte in die Rinde ſolcher Bäume zu einem häufigern Ausfluſſe veranlaßt. Die vorzüglichſten unter ihnen ſind der Balſam von Gilead oder von Mecca, der koſtbarſte unter allen, der, ſo viel man weiß, von einem Baume in Arabien, nicht weit von Mecca, kommt. Man gewinnt ihn durch vorſichtiges Aufritzen der Zweige, der beſte aber tröpfelt von ſelbſt aus denſelben, jedoch ſo ſparſam, daß ein Zweig täglich nicht mehr als drei bis vier Tropfen gibt. Ein Quentchen koſtet in Mecca ſelbſt gegen zwei Thaler. Der ächte, reine Balſam wird blos für die vornehmſten Araber und Türken aufgehoben, andere bekommen ihn faſt niemals unverfälſcht. Anfangs iſt er blaß, trübe, und flüſſig, mit der Zeit aber wird er zähe, gelblich und durchſichtig. Der Copaivabalſam wird von einem ſchönen großen Baume in Südamerika geſammelt, iſt weißgelblich, durchſichtig und etwas dickflüſſig. Er wird als Arznei, und auch in der Ölmalerei und zu Firniſſen gebraucht. Der peruvianiſche Balſam iſt theils dunkelbraun, theils weißlich, und kommt aus dem ſpaniſchen Amerika, vorzüglich aus Peru. Der Balſam von Tolu, einer Stadt nicht weit von Carthagena in Amerika, ſieht rothgelb aus, und iſt zäher als die andern Balſame. Der flüſſige Storax (Liquidambar), aus dem Amberbaume, welcher in ſumpfigen Gegenden von Mexiko wächſt, kommt dem peruvianiſche Balſam nahe. Die Terpentine, aus dem Terpentin- und Lerchenbaume, gehören gleichfalls hieher; ferner der karpathiſche Balſam aus der Zirbelnußkiefer, der ungariſche Balſam aus dem Krummholzbaume. — Die Apotheker bereiten auch verſchiedene künſtliche Balſame, welche theils dickflüſſig, wie Salbe und Öl, theils flüſſig und hell, wie Spiritus ſind. Zu den erſtern wird als Grundlage gewöhnlich das ausgepreßte Muskatenöl genommen, wozu alsdann wohlriechende ätheriſche Öle, z. B. Citron-, Bergamott-, Nelkenöl, auch Moſchus u. dergl., geſetzt werden. Dergleichen ſind die Schlag-, Wund-, Kopfbalſame u. a. m. Unter den flüſſigen ſind der Hoffmanniſche Lebensbalſam, der Schaueriſche Balſam u. ſ. w. die bekannteſten. H.

Balſamiren, auch einbalſamiren, heißt irgend einen Körper, insonderheit eine Leiche mit mancherlei balſamiſchen Stoffen anfüllen und umgeben, um ſie vor der Verweſung zu bewahren. Die Erfinder dieſer Kunſt waren die Ägypter in den älteſten Zeiten. Andere Völker, z. B. die Aſſyrier, Scythen und Perſer, folgten ihnen, erreichten ſie jedoch nicht darin. Von dem Grade von Vollkommenheit, auf welchem dieſe Kunſt bei den Alten ſtand, iſt ſie überhaupt ſehr herabgeſunken, vielleicht auch weil die Veränderung in den religiöſen Begriffen und Gebräuchen das Balſamiren der Todten ſeltener machte. In den neuern Zeiten werden nur vornehme Perſonen zuweilen noch einbalſamirt; allein dieſe Balſamirung erreicht die der Alten in keinem Falle. Aus dem Körper werden die Eingeweide, und aus dem Kopfe das

Gehirn genommen, und die Höhlungen mit einer Miſchung von balſamiſchen Kräutern, Myrrhe u. dergl. m. gefüllt; die großen Blut- und andern Gefäße werden mit Balſamen, die in Weingeiſt aufgelöſt ſind, ausgeſpritzt, der Körper mit dergleichen Spiritus ſtark eingerieben u. ſ. w. (S. Mumien.) II.

Baltimore, Hauptſtadt der Grafſchaft dieſes Namens im Staat von Maryland, eine der jüngſten, aber auch eine der blühendſten Handelsſtädte in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Erſt ſeit 1796 hat ſie die Vorrechte einer City erhalten, nimt aber dennoch ſchon jetzt, in Hinſicht ihres Umfanges den vierten und in Betreff des Handels den fünften Rang ein. Sie liegt unter 78° 55′ W. L. von Greenwich und 39° 18′ N. B. an der Nordſeite des Fluſſes Patapsco, unfern ſeiner Mündung in die Cheſapeak-Bai. Die kaum einen Piſtolenſchuß breite Einfahrt des Hafens wird durch das Fort Whetſtone vertheidigt und kann folglich einer angreifenden Seemacht wirkſamen Widerſtand leiſten. Die Stadt iſt rund um das Waſſerbecken her bis zur fernen wahrſcheinlichen Vergrößerung auf und zwiſchen dem Fluſſe und drei Hügeln erbaut, worin bei gewöhnlichen Fluten das Waſſer fünf bis ſechs Fuß ſteigt; es bildet einen der ſchönſten Häfen der Welt, faſt zweitauſend Kauffahrteiſchiffe und iſt von Werften und Speichern umgeben. Da man jedoch nur bei gewiſſen Winden aus dieſem Waſſerbecken ſegeln kann, dem es auch für größere Schiffe an der erforderlichen Tiefe fehlt, ſo ankert die große Mehrzahl der Schiffe in einem äußern Hafen, gebildet durch eine Landſpitze nahe am Ausfluſſe des Waſſerbeckens, Fells point genannt. Auch hier ſind Werften angelegt, wo Schiffe von ſechshundert Tonnen Laſt völlig ſicher liegen können. Viele Anſiedler haben ſich auf dieſer Landſpitze, wo ſie der Schifffahrt am nächſten ſind, niedergelaſſen. Schon zählt man hier mehr als tauſend Häuſer, von regelmäßigen Straßen durchſchnitten, mit einem großen Marktplatze. Gewöhnlich wird dieſe neue Anlage als ein Theil der Stadt Baltimore betrachtet, obwohl ſie über eine halbe Stunde Weges von der eigentlichen Stadt entfernt iſt. Die niedrige Lage der letztern hielt man ſonſt für ungeſund, allein ihr ſchneller Anwachs und viele heilſame Verbeſſerungen ſcheinen die Nachtheile der feuchten Luft beſeitigt und den Aufenthalt geſunder gemacht zu haben. Die Hafenarbeiter und viele Laſtträger wohnen, was die Polizei in dieſem Clima hätte unterſagen müſſen, in den feuchten Kellergeſtocken von Fells point. Gerade in dieſen brechen alle zwei bis drei Jahre das gelbe Fieber oder andere gallige Fieber immer zuerſt aus. Am ungeſundeſten iſt Baltimore in der Zeit häufiger Regen an heißen Tagen, auch beziehen dann alle wohlhabendere Einwohner ihre reizend gelegenen Landſitze in der Umgegend. Der Grundriß der Stadt iſt dem von Philadelphia ähnlich und wie dort durchkreuzen ſich die Straßen in rechten Winkeln. Die Hauptſtraße iſt ungefähr 80 Fuß breit und hält über eine halbe Stunde Weges in der Länge. Baltimore mit Inbegriff des Vorſtadt Fells point hatte im J. 1820 70,000 Einw. und 200 Speicher. Die Bevölkerung beſteht aus Engländern, Irländern, Schottländern, Franzoſen und Deutſchen, außer den gebornen Amerikanern. Am zahlreichſten ſind die Irländer, worunter ſich viele der vorzüglichſten Kaufleute befinden. Auch an Franzoſen bekam die Stadt einen beträchtlichen Zuwachs. Man findet hier catholiſche, reformirte, lutheriſche, biſchöfliche, presbyterianiſche, anabaptiſtiſche, methodiſtiſche und quäkerſche Kirchen. Unter allen iſt die der Presbyterianer die

ſchönſte, und eins der beſten Gebäude der Stadt. Es befinden ſich in Baltimore mehrere gemeinnützige Geſellſchaften unter andern zum beſten armer Einwandrer aus Deutſchland, Akademien und drei mit einander verbundene Banken, deren Noten auf ſo geringe Summen ausgeſtellt werden, daß ſie den Umlauf des baaren Geldes faſt gänzlich ausſchließen.

Baltiſches Meer, oder die Oſtſee, ein großer, mit der Nordſee zuſammenhängender Meerbuſen im nordweſtlichen Europa. Es wird durch die Küſten von Dänemark, Deutſchland, Preußen, Kurland, Liefland, Rußland und Schweden begrenzt, erſtreckt ſich über 65° 30′ N. Br. hinaus, iſt 190 bis 200 deutſche Meilen lang, 24 bis 48 breit und ſein Flächeninhalt beträgt, mit Inbegriff des finniſchen und bothniſchen Meerbuſens, 7000 QM. Seine geringe Breite, die durchgehends unbedeutende, im Durchſchnitt nur 15 bis 20 Klafter, an ſehr vielen Stellen aber kaum halb ſo viel betragende Tiefe des Waſſers, die flachen preußiſchen und die meiſt felſigen ſchwediſchen Küſten, vor allem aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechſel der Winde, machen dies Meer für den Seefahrer ſehr gefahrvoll, obwohl ſeine Wellen, an und für ſich betrachtet, weit minder furchtbar ſind, als die der Nordſee. Eine Inſelkette ſcheidet den ſüdlichen Theil der Oſtſee vom nördlichen, welcher gewöhnlich der bothniſche Meerbuſen genannt wird. In Nordoſten erſtreckt ſich bis tief in Finnland ein andrer Arm, unter dem Namen des finniſchen Meerbuſens und ſcheidet dieſe Provinz von Eſthland. Ein dritter ziemlich größer Meerbuſen iſt der rigaiſche oder liefländiſche. Das kuriſche und das friſche Haff ſind Buchten an der preußiſchen Küſte. Das Gewäſſer der Oſtſee iſt kälter und klarer als das des Oceans, es enthält weniger Salztheile, und das Eis hindert jährlich drei bis vier Monate lang die Schifffahrt. Ebbe und Flut ſind, wie in allen landumgebenen Meeren, unbemerkbar, doch ſteigt und fällt das Waſſer zu Zeiten, wiewohl aus andern Urſachen, insbeſondere vermöge der reißenden Strömung durch den Sund und die beiden Belte in den Kattegat. Bei ſtürmiſchem Wetter findet man an den Küſten Preußens und Kurlands Bernſtein, den die Wellen an das Ufer ſpülen. Vierzig Ströme ergießen ſich in die Oſtſee, darunter die Newa, Düna, Warnow, Trave, Eider, Peene, Oder, Perſanthe, Wipper, Weichſel, Pregel, Niemen (oder Memel), und die wenig bekannten, auch größtentheils unbedeutenden ſchwediſchen Flüſſe. Außer Seeland und Fühnen ſind unter den Inſeln des baltiſchen Meeres noch folgende zu bemerken: Samſon, Mön, Bornholm, Langeland, Laaland und Alen, welche Dänemark gehören; die ſchwediſchen Inſeln: Gothland und Öland, desgleichen Hreen im Sunde, mit den Ruinen der von Tycho de Brahe erbauten Sternwarte Oranienburg; Rügen, jetzt preußiſch; endlich die alandiſchen Inſeln, am Eingange des bothniſchen Meerbuſens, und Dagon, nebſt Öſel, an der liefländiſchen Küſte, welche zum ruſſiſchen Reiche gehören. Drei Durchfahrten führen vom Kattegat in das baltiſche Meer: der Sund, der große und der kleine Belt; der Sund iſt die befahrenſte. Bei allen dreien wird von Alters her ein oft fünf bis ſechs Tonnen Goldes jährlich betragender Zoll entrichtet, über 1000 Seeſchiffe laufen jährlich in die Oſtſee aus der Nordſee ein.

Balzac (Jean Louis Guez de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, wurde zu Angoulême 1595 oder 1596 geboren, und lebte anfangs in Rom als Geſchäftsträger des Cardinals la Valette, ließ ſich

aber nach einem Zeitraume von zwei Jahren in Paris nieder, und zog durch ſeine Talente die Aufmerkſamkeit des Cardinals Richelieu auf ſich, der ihm einen Jahrgehalt von 2000 Franken mit dem Titel eines Staatsraths ertheilte. Er galt für einen der größten Gelehrten und für den einzigen Redekünſtler ſeines Jahrhunderts. Doch fanden ſeine zahlreichen Schriften nicht blos Bewunderer, ſondern auch heftige Tadler. Unter dieſen letztern war beſonders Goulu, General der Feuillants (eines Kloſterordens unter der Regel des heil. Bernhards), der äußerſt bitter in ſeinen Kritiken war, und ſie bis zu Schmähungen trieb. Dies veranlaßte endlich Balzac, Paris zu verlaſſen. Er endigte in Angoulême ſein Leben 1654 in einem Alter von ſechzig Jahren. Eine mißverſtandene Würde des Styls hatte ihn zu Schwulſt, Ziererei und Übertreibungen verleitet, die freilich, als der Geſchmack ſich reiner ausbildete, nicht mehr in Anſehen bleiben konnten. Indeß muß man dem Wohlklange ſeines Periodenbaues Gerechtigkeit widerfahren laſſen und bekennen, daß er zur Bildung der franzöſiſchen Proſa manches Gute beigetragen hat. Er hatte die Alten ſtudiert, und ſeine lateiniſchen Gedichte, wiewohl ohne ſonderlichen poetiſchen Werth, ſind rein, und von den Fehlern ſeiner franzöſiſchen Schreibart frei. Das vollendetſte ſeiner Werke iſt ohne Zweifel eine Abhandlung über die lateiniſchen Verſe. Zu hart iſt das Urtheil Voltaires und Laharpes, daß er unter diejenigen Schriftſteller gehöre, die ſich mehr mit Worten, als Gedanken beſchäftigt hätten. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Paris 1665, in zwei Foliobänden.

Bamberg, vormals Haupt- und Reſidenzſtadt eines Hochſtifts mit 200,000 Einw., jetzt Sitz der Provinzialbehörden des baierſchen Obermainkreiſes, nämlich einer Regierung und eines Appellationsgerichts, liegt in einer reizenden und fruchtbaren Gegend an der Regnitz und hat gegen 20,000 Einwohner. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehört das Schloß auf dem Petersberge, von Biſchof Lothar 1702 erbaut und jetzige Reſidenz des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, Schwagers des Königs, und Schwiegervaters des Fürſten von Neufchatel (Berthier), der hier 1815, durch einen Sturz aus dem Fenſter ſein Leben endigte; ferner die Domkirche mit ihrem Kirchenſchatze und den Grabmälern Heinrichs II. und ſeiner Gemahlin Kunigunde, Conrads III. und Papſt Clemens II., die ſchöne Univerſitätskirche u. ſ. w. Die hieſige Univerſität ward 1585 als ein Gymnaſium academicum errichtet, 1647 von Biſchof Otto in eine Univerſität verwandelt und 1648 eingeweiht, 1739 von Biſchof Friedrich Carl mit der juriſtiſchen und mediciniſchen Facultät vermehrt, und endlich 1803 in ein Lyceum mit vollſtändigem philoſophiſchen und theologiſchen Unterricht verwandelt. Auch die mediciniſch-chirurgiſche Lehranſtalt am großen Ludwigshoſpitale ward beibehalten und neu dotirt. Berühmt iſt die Stadt durch die Zahl und den Fleiß ihrer Gärtner, deren gegen 400 ſind, und die einen ſtarken und ausgebreiteten Handel mit Gartengewächſen, Obſt und Sämereien treiben.

Bambocciaden heißen in der Malerei ſolche Bilder, die Gegenſtände und Scenen des gemeinen Lebens und zwar auf eine groteſke Weiſe darſtellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeſte u. dergl. Sie erhielten dieſen Namen nach Peter von Laar, einem geſchickten niederländiſchen Maler, der ſich in dieſer Gattung auszeichnete und den die Italiener wegen ſeiner ſeltſamen Mißgeſtalt Bamboccio (Krüppel, verſchrobener Menſch) nannten. A. F. Bernhardi hat unter dieſem Tite-

3 Theile humoriſtiſcher Schriften herausgegeben, woran auch L. Tieck einigen Antheil hat.

Bambus iſt der Rieſe unter den Gräſern und Rohrarten in Oſt- und Weſtindien. Die Höhe kann auf 80 Fuß ſteigen. Bis zur Höhe von 20 Fuß hat der Stamm eine baumartige Dicke, wo er ſich in Äſte theilt, die Zweige beſtehen aus Gelenken, die inwendig hohl, mit lockerem Marke angefüllt und durch feſte Scheidewände getrennt ſind. Man benutzt dieſe Zweige daher zum Auffangen des Palmweins und anderer Flüſſigkeiten. Die ältern Zweige und Stämme benutzt man in Indien zu Nutzholz. Die Chineſen ſollen aus den Blättern dieſes Rohrs ihre Hüte flechten. Aus den Knoten der Gelenke ſchwitzt ein Zuckerſaft, der an der Luft trocknet und ſchon von den Griechen indiſcher Honig genannt wurde. Die Araber nennen ihn Sebaſchir und gebrauchen ihn in der Ruhr als inneres Arzneimittel, auch bei äußern Wunden und Geſchwüren. Unſere Bambusſtöcke ſind junge Schößlinge.

Band, Bänder (Anatomie) ſind gewiſſe Theile des menſchlichen und thieriſchen Körpers, welche beſtimmt ſind, Zuſammenhang unter die Knochen und andere ſchwebende Theile zu bringen, ihnen die nöthige Haltung zu geben; und zugleich zur Fortpflanzung und Einſchränkung der Bewegung zu dienen. Die Kenntniß dieſer Bänder gibt die Syndesmologie oder die Lehre von den Bändern. — Sie unterſcheiden ſich von den Knochen durch ihre Biegſamkeit und Schnellkraft, von den Muskeln durch die Farbe, von den Nerven durch die Feſtigkeit, von den Gefäßen durch die Dichtigkeit, von den Sehnen endlich durch ihre Lage und Beſtimmung. —

Banda, ſ. Gewürzinſeln.

Bandello (Matteo), ein berühmter italieniſcher Novelliſt, geboren gegen das Jahr 1480 im Mailändiſchen. Er ſtudierte zu Rom und Neapel, und legte ſich, faſt ausſchließlich auf die ſchönen Wiſſenſchaften, war aber in ſeiner Jugend Dominicanermönch zu Caſtel nuovo. Er ſcheint mehrere Jahre in Mailand gelebt zu haben, beſonders von Pirro Gonzaga und Camilla Bentivoglio geſchätzt, die ihre Tochter von ihm unterrichten ließen, bis ihn, einen Anhänger Frankreichs, nach der Schlacht von Pavia, die Spanier daraus vertrieben. Er ging anfangs zu Lodovico Gonzaga, dann zu Ceſare Fregoſo, der aus venetianiſchen in franzöſiſche Dienſte getreten war, lebte bei ihm in Piemont bis zum Abſchluß des Waffenſtillſtandes zwiſchen den kriegführenden Mächten, und folgte ihm dann nach Frankreich. Nach dem Tode ſeines Beſchützers lebte er zu Agen bei deſſen Familie, und ward 1550 zum Biſchof dieſer Stadt ernannt. Er übergab die Verwaltung ſeines Sprengels dem Biſchof von Graſſe, und beſchäftigte ſich in einem Alter von ſiebzig Jahren mit der Ausarbeitung und Vollendung ſeiner Novellen, von denen er 1554 die drei erſten Bände herausgab; ein vierter erſchien 1573 nach ſeinem Tode, von dem das Jahr nicht genau anzugeben iſt; auch Camillo Franceschini gab in Venedig, 1566 4. unter Alfonſo Ulloas Beſorgung Bandellos Novellen heraus. Außer den Novellen ſind von Bandello gedruckt Canti XI. delle lodi della S. Lucrezia Gonzaga di Ganzuela e del vero amore, col tempio di puticitia, Agen 1545; noch ein anderes Gedicht zu Ehren der Lucrezia Gonzaga, und eines auf die Geburt eines Sohnes von Ceſare Fregoſo, ſind ſämmtlich ohne großen Werth. Andere ſeiner Gedichte, welche ſich handſchriftlich zu Turin befinden, hat Coſta daſelbſt 1816 unter dem Titel

Rime di Matteo Bandello herausgegeben. In ſeinen Novellen erreicht er zwar den Boccaz nicht, allein natürliche Einfachheit ein raſcher Gang der Erzählung und harmoniſche Kürze der Perioden zeichnen ſie vortheilhaft aus, wobei jedoch der Inhalt nicht ſelten ziemlich unzüchtig iſt. Dieſer Vorwurf trifft ihn mehr als den Baccaz, da er gern bei ſchlüpfrigen Scenen verweilt, und die Farben nicht ſpart, ſie für die Phantaſie auszumalen.

Bandettini (Tereſa), eine berühmte neuere italieniſche Stegreifdichterin (improvisatrice), ward zu Lucca ums Jahr 1756 geboren, und erhielt von ihren angeſehenen Ältern eine ſorgfältige Erziehung, mußte aber, als dieſe ihr ganzes Vermögen einbüßten, ſich entſchließen, auf das Theater zu gehen. Zum erſtenmal trat ſie zu Florenz auf, und machte kein Glück. Dieſes, verbunden mit ihrer Liebe zu der ſchönen Wiſſenſchaft, zog ſie zum eifrigſten Studium der Dichter hin. Als ſie eines Tags einen berühmten Stegreifdichter von Verona hörte, brach der eigne Genius unwiderſtehlich hervor und ergoß ſich augenblicklich in einem herrlichen Lobgedicht auf jenen Improviſator. Aufgemuntert von demſelben, widmete ſie ſich ganz dieſer ſchönen Kunſt. Die Originalität, die blühendſte Einbildungskraft, Wahrheit und Harmonie im Ausdruck verſchafften ihr bald einen berühmten Namen; ſie konnte das Theater verlaſſen, als Dichterin Italien durchziehen, und genoß die Ehre, in mehrere Akademien als Mitglied aufgenommen zu werden. Eins ihrer berühmteſten Gedichte war jenes, welches ſie 1794 bei dem Prinzen Lambertini zu Bologna auf den Tod Marien Antoinettens von Frankreich improviſirte. 1813 war ſie endlich des Reiſens müde, und zog ſich wieder in ihre Vaterſtadt zurück, wo ſie von ihrem ſehr mäßigen Vermögen eingezogen lebte. Im Druck erſchienen von ihr: Ode tre, Lucca in 4., wovon die erſte Nelſons Sieg bei Abukir, die andere Suwarows Siege in Italien, und die dritte die Siege des Erzherzogs Carl in Deutſchland beſingt. Ferner unter dem Namen, Amarilli Etrusca; Saggio di versi e stemporanei (Verſuch aus dem Stegreif verfertigter Gedichte), Piſa bei Boboni in 8., worunter ſich beſonders das Gedicht über Petrarcas Zuſammentreffen mit Laura in der Kirche rühmlich auszeichnet, und ſie einem Roſſi an die Seite ſetzt.

Bandwurm (taenia) gehört (nach Batſch) unter die zweite Abtheilnng der vierten Claſſe der Eingeweidewürmer, nämlich unter die der plattgedrückten, und hat ſeinen Namen von ſeiner bandförmigen Figur. Er beſteht aus einer langen Reihe in einander hängender plattgedrückter Glieder, von welchen allemal der weitere und untere Theil, vom Kopfe an gerechnet, den engern und obern Theil des nächſtfolgenden Gliedes umgibt. Dieſe Glieder werden nach dem Schwanzende zu breiter und größer, und in jedem der größern iſt ein beſonderer Eierſtock. Am vordern Ende haben ſie vier Saugöffnungen. Von dem Kopfe aus gehen durch den ganzen Körper der Länge nach drei Canäle. Die Bandwürmer leben meiſt im Darmcanal, nicht blos im Menſchen, ſondern auch in den Thieren, bei welchen ſie zuweilen zu einer ungeheuren Menge anwachſen. Mehrere Thierarten ſcheinen eine eigene Art des Bandwurms zu haben. Man hat bei den Pferden, Affen, Hunden, bei Vögeln, in den Enten, Hühnern, ja ſogar in vielen Fiſchen, z. B. den Hechten, Bandwürmer gefunden. Im Menſchen kommen der häutige und der breite Bandwurm mit roſenförmigen Eierſtöcken, die ſich auf der Gliedfläche öffnen, und der Kürbißbandwurm mit baumförmigen Eierſtöcken am öfterſten vor. Ei-

Digitized by Google

nige haben am Kopfe, außer den Saugwarzen, auch noch einen Hakenkranz, womit ſie in den Eingeweiden ſich befeſtigen. Unter den Darmbandwürmern des Menſchen ſind vorzüglich zu bemerken der langgliedrige und kurzgliedrige oder breite. Jener kommt am öfterſten in Deutſchland vor. Die einzelnen Glieder ſind kleinen Kürbiß- oder großen Gurkenkernen ähnlich, und erreichen oft nach dem hintern Ende zu die Größe eines halben Zolls. Gegen das Kopfende hin werden die Glieder immer kleiner und ſchmaler. An dem dünnen fadenförmigen Halſe ſitzt ein rundes Knöpfchen, welches der Kopf des Wurms iſt. Von den hinterſten Gliedern, als den größten, löſen ſich von Zeit zu Zeit einige los, welche auch zuweilen abgehen. Ob die Stücke für ſich fortleben und zu vollkommnen Bandwürmern ausbilden, oder ob die Trennung ihr Abſterben nach ſich zieht, iſt unentſchieden. Der breite Bandwurm hat nur anderthalb Linien lange, aber einen halben bis ganzen Zoll breite Glieder. Der Hals iſt ſehr ſchmal und zuweilen eine halbe Elle lang. Der ganze Wurm kann über ſechzig Ellen anwachſen. Die Perſonen, welche einen Bandwurm bei ſich haben, müſſen viele Beſchwerden davon leiden, indeſſen ſind die Kennzeichen von der Gegenwart deſſelben ſehr unſicher, weil oft Zufälle auch von andern Urſachen, z. B. von Krämpfen, Hypochondrie, Hyſterie, berühren können. Das ſicherſte Zeichen iſt immer der Abgang einzelner Glieder des Wurms. Wenn aber der Kopf nicht mit abgeht, ſo wächſt er immer wieder nach, wenn gleich noch ſo viel von ihm abgetrieben worden iſt; wie denn ein Arzt in Berlin innerhalb dreier Jahre von einem Mädchen an tauſend Ellen Bandwürmer ſoll erhalten haben. Man hat von jeher viele Mittel gegen den Bandwurm gerühmt, die zwar oft, aber nicht allemal geholfen haben, z. B. das ſchottiſche, welches aus gegoſſenem und ſehr zart gekörntem Zinn beſteht, das Herrnſchwandiſche und das Nufferſche, deren Hauptbeſtandtheil aus der Farrnwurzel und Gummi Guttä beſteht. Die Hauptſache der Cur läßt ſich darauf zurückführen: den Wurm zu ſchwächen, ſo daß er ſich mit dem Kopfende nicht feſt einhaken kann, und alsdann ſeinen Abgang zu befördern, wobei es darauf ankommt, daß er nicht abreiße und ſo das Kopfende zurückbleibe. H.

Bank. Im Allgemeinen wird darunter jede Credit-Anſtalt verſtanden, bei welcher Vorräthe edlen Metalls in Stangen oder gemünzt zu irgend einem Behufe des Tauſchverkehrs hinterlegt werden. Wie die Zwecke der Banken höchſt verſchieden ſein können, ſo müſſen es auch ihre innern Einrichtungen ſein. Hauptarten ſolcher Anſtalten ſind: 1) die Depoſiten-Banken; 2) die Giro-Banken; 3) die Zettelbanken; 4) die Diskonto-Banken; 5) die Spar-Banken, worüber die beſondern Artikel nachzuſehen. Bei den wenigſten Banken in Europa treffen wir eine Einheit des Zwecks und des Syſtems an, gewöhnlich finden wir die Giro- und Depoſito-Banken mit den Disconto- und Leih-Banken vermiſcht, oft ſogar alle dieſe Gattungen vereinigt. — Je nachdem dieſe Credit-Anſtalten von einzelnen Privatperſonen oder von der Regierung errichtet und geleitet werden, heißen dieſelben entweder Privat-Banken oder Staats-Banken. (S. Londner Bank, Staatspapiere, Privatbanken, und Staatsbanken). K. M.

Bankiers ſind Handlungshäuſer, die ſich zunächſt damit beſchäftigen mittelſt eines gewiſſen Vortheils, Proviſion genannt, (gewöhnlich $\frac{1}{3}$ oder $\frac{2}{3}$ p.c.) durch Wechſel, Zahlungen an entfernten

Plätzen zu leiſten oder von daher Gelder zu beziehen. Der Geſchäftskreis dieſer Handlungshäuſer beſchränkt ſich jedoch nicht blos darauf, ſondern es gehört in denſelben jeder Verkehr, der durch Geld und Credit zu betreiben und zu erlangen iſt. Sie machen daher an Perſonen Geldvorſchüſſe, inſofern ein ſonſtiger Umſatz damit verbunden iſt, wogegen ſie auch Gelder, aber zu geringeren Procenten, von andern annehmen; ſie ſchießen auf Waaren, die an ſie conſignirt werden, Gelder vor; die wichtigſten unter ihnen beſchäftigen ſich mit Staatsanleihen, welche ſie zu negociiren ſuchen und in neuerer Zeit iſt der Einkauf und Verkauf von Staatspapieren für eigene und für fremde Rechnung einer der wichtigſten Zweige ihrer Thätigkeit. Als Bankierhäuſer des erſten Ranges führen wir beiſpielsweiſe an: in Paris Laffitte; in London Baring; in Amſterdam Hope; in Wien Geymüller; in Berlin Beneke; in Petersburg, Stieglitz; in Stockholm de Ron; in Hamburg Beneke und Sillem; in Frankfurt Bethmann; in Augsburg von Halder; in München Eichthal; in Leipzig Reichenbach; als eins der erſten Häuſer dieſer Art kann insbeſondere das große Haus Rothſchild genannt werden, deſſen Stamm ſich in Frankfurt befindet, das aber zur Betreibung ſeiner unermeßlichen Operationen auch Commanditen in London, Berlin, Hamburg, Paris und Neapel errichtet hat.

Banks, (Sir Joſeph,) Baronet. Dieſer berühmte engliſche Naturforſcher ſtammt aus einer urſprünglich ſchwediſchen Familie, welche ſeit einem Jahrhundert ſich in England niedergelaſſen hatte, und iſt in Lincolnſhire 1740 geboren. Er empfing ſeinen Unterricht zu Eton und Oxford. Nachdem er 1763 die Univerſität verlaſſen hatte, beſuchte er die Hudſonsbai, um naturhiſtoriſche Forſchungen anzuſtellen, und ſchiffte ſich, um dieſen Zweck weiter zu verfolgen, mit Cook zu deſſen Entdeckungsreiſe ein. Ihn begleitete ſein Freund, der Doctor Solander. Auf Feuerland geriethen beide Naturforſcher in die größte Lebensgefahr; auf einem Gange in das Innere dieſes wüſten Landes, deſſen Merkwürdigkeiten ſie kennen lernen wollten, hatten ſie den Weg verloren, und waren nahe daran, während der furchtbar kalten Nacht zu erfrieren; nur mit äußerſter Mühe erwehrten ſie ſich des Schlafs. Durch Banks ward der Brotbaum nach den amerikaniſchen Inſeln gebracht. In der Beſchreibung dieſer Reiſe Cooks ſind die botaniſchen Beobachtungen von ihm. 1771 ertheilte ihm die Univerſität Oxford das Diplom als Doctor des Civilrechts. Das Jahr darauf beſuchte er die Inſel Island, um ihre Naturerzeugniſſe kennen zu lernen. Nachdem Sir John Pingle 1778 ſein Amt als Präſident der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften niedergelegt hatte, trat Banks an deſſen Stelle, und blieb ununterbrochen an der Spitze dieſer gelehrten Geſellſchaft, wiewohl er 1784 ſehr heftige Angriffe von einigen der vornehmſten Mitglieder wegen ſeines Betragens gegen Dr. Hutton und ſeiner Nichtachtung des mathematiſchen Theils der Geſellſchaft erleiden mußte. 1781 ertheilte ihm der König die Pairswürde; die Franzoſen aber erwählten ihn 1801 zum Mitgliede des Nationalinſtituts, weil ſie es ſeiner Verwendung verdankten, daß ſie die Papiere von La Perouſe, welche auf deſſen Reiſe Bezug hatten und in die Hände der Engländer gefallen waren, zurück erhielten. Seine Bibliothek und ſeine naturhiſtoriſchen Sammlungen haben nicht ihres Gleichen. Eine Ehe, die er 1779 ſchloß, iſt kinderlos geblieben. Außer einzelnen Aufſätzen in verſchiedenen Zeitſchriften und Beiträgen zu den Schriften einiger gelehrten Geſellſchaf-

ten hat er nichts geſchrieben als ein kleines Werk: **A short account of the cause of blight, the mildew and rust in corn, 1805.** Er ſtarb den 19ten Juni 1820. Nach ſeines Bibliothekars Brown Tode fallen ſeine Sammlungen dem brittiſchen Muſeum anheim.

Bann und Acht, ſ. Kirchenbann und Acht.

Banner, Bannier, ſchwediſcher Feldherr im 30jährigen Kriege, ſtammte aus einem alten gräflichen Geſchlechte Schwedens, that ſeine erſten Kriegsdienſte in Polen und Rußland und begleitete ſeinen König, Guſtav Adolph, der ihn ſehr ſchätzte, nach Deutſchland. Nach dem Tode deſſelben (1634) erhielt er den Oberbefehl über 16,000 Mann und war das Schrecken der Feinde. Den größten Ruhm erlangte er durch die Schlacht bei Wittſtock 1636, welche er gegen die kaiſerlichen und ſächſiſchen Truppen gewann; auch daß nach der nördlinger Schlacht die Sache der Schweden allmählig wieder emporkam, war das Werk ſeiner Thätigkeit. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, ſondern ſtarb zu Halberſtadt 1641, noch nicht 40 Jahre alt, wie man vermuthete, an Gift. Mit ihm verlor Schweden ſeinen einſichtsvollſten Feldherrn, wie die Kaiſerlichen ihren gefährlichſten Feind. Banner ließ ſich in ſeinen Unternehmungen nur durch die Wahrſcheinlichkeit des guten Erfolgs leiten. Gefahr wußte er geſchickt zu vermeiden, und dem Feinde, der ihm zu ſtark war, zu entgehen. Unter ſeiner Anführung wurden bei verſchiedenen Gelegenheiten 80,000 Feinde geſchlagen und 600 Fahnen erobert. Immer befand er ſich an der Spitze der Seinigen und hielt gute Mannszucht. Zu Belagerungen fehlte ihm die Geduld. Seinem Betragen wird Stolz und Rauhigkeit vorgeworfen. Die Freuden der Tafel und der Liebe nahmen alle die Zeit ein, die ihm die Geſchäfte ſeines Amtes übrig ließen, und wahrſcheinlich war der unmäßige Genuß derſelben das eigentliche Gift, das ſeinen Tod herbeiführte.

Bannerherr. Wenn bei den alten Deutſchen ein Ritter ſo viel Anſehen und Vermögen hatte, daß er zehn Helme oder Spieße wohl bewaffneter Leute gegen den Feind führen konnte, ſo erhielt er vom Herzog eine Fahne oder ein Banner, und alsdann nannte man ihn einen Bannerherrn. In dem letzten deutſchen Kriege wurde das Wort Banner vielfach für Abtheilung oder Bataillon wieder gebraucht. In Sachſen nannte man die geſammten Freiwilligbewaffneten Banner (Landfahne).

Bannus, Ban, hießen die Statthalter von Dalmatien, Slavonien, Kroatien, welche vom König über alle Beamte geſetzt waren, auch zu Kriegszeiten den Oberbefehl führten. Das Wort Ban bedeutet im Slavoniſchen einen Herrn. Eine Landſchaft, über die ein Bannus geſetzt war, heißt Bannat. Jetzt gibt es nur noch einen Ban von Kroatien, welcher unter den ungariſchen weltlichen Magnaten die dritte Stelle hat. Vor ihm kommen der Palatinus Regni und der Judex Curiä.

Baphomet, Baffometus, ſ. Tempelherren.

Baptiſt, ſ. Wiedertäufer.

Baratier (Joh. Phil.) Dieſes frühzeitige Genie war 1721 zu Schwabach im Fürſtenthum Anſpach geboren, wo ſein Vater, Franz Baratier, franzöſiſch-reformirter Prediger war. Er war das einzige Kind ſeines Vaters, dieſer ſein einziger Lehrmeiſter, der den Glauben hatte, die Kinder müßten von der Wiege an lernen, und dieſen Grundſatz bei ſeinem Sohne befolgte, jedoch ſo, daß er, weit entfernt, ihm den geringſten Zwang anzuthun, ihm die Erlernung

von allem reizend und angenehm machte; der ganze Unterricht glich einer gefälligen Unterhaltung ohne Abſicht der Belehrung. Schon im zweiten Jahre ſeines Alters fing der Vater mit ihm den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache an. Die Buchſtaben lehrte er ihn ohne Buch kennen, indem er ihm einen Buchſtaben nach dem andern zeigte. Beſonders gefiel es dem Kleinen, daß er ihm die Buchſtaben als etwas Lebendiges vorſtellte, das mit ihm rede; er malte ſie beim Trinken mit Waſſer auf den Tiſch u. ſ. f. Auf ähnliche Art lehrte er ihm zu gleicher Zeit die Geographie. So lernte der Knabe in ſeinem dritten Jahre fertig leſen, im vierten fertig franzöſiſch und deutſch, im fünften lateiniſch ſprechen; mit gleicher Schnelligkeit begriff er die griechiſche und hebräiſche Sprache, worauf er auch noch andere orientaliſche Sprachen lernte. In ſeinem zwölften Jahre ſtudierte er die Weltweisheit, nebſt den mathematiſchen Wiſſenſchaften und der Kirchengeſchichte, und im vierzehnten endigte er die Widerlegung der Schrift Samuel Krels wider die Gottheit Chriſti. Als ſein Vater 1735 als franzöſiſcher Prediger nach Stettin berufen wurde, und in Halle mit ſeinem Sohne bei dem Kanzler von Ludwig eingeführt ward, veranlaßte dieſer den jungen Baratier, ſich ſofort immatriculiren, und den Tag darauf von der ganzen philoſophiſchen Facultät prüfen zu laſſen. Hier entwarf derſelbe gleich in der Verſammlung vierzehn Theſes, welche die Nacht gedruckt und den folgenden Tag, in Gegenwart von mehr als zweitauſend Zuhörern, von dem vierzehnjährigen Knaben zur Erlangung der Magiſterwürde, die er unentgeltlich erhielt, vertheidigt wurden. Vater und Sohn ſetzten nun die Reiſe nach Stettin über Potsdam fort, wo ſie dem Könige vorgeſtellt wurden, welcher dem jungen Genie auf vier Jahre funfzig Thaler jährlich ausſetzte, ihm Geld zu mathematiſchen Werkzeugen gab, und ihm nach Halle zu gehen und die Rechte zu ſtudieren befahl. Auch ward ein Prediger der franz. Gemeinde zu Halle nach Stettin verſetzt, und Baratier der Vater erhielt deſſen Stelle. In Halle ſtudierte der junge Mann die Rechte, und verband noch andere Studien damit; auch arbeitete er viele Schriften aus, welche jedoch nicht alle gedruckt worden ſind. — Eine ſo früh aufgeſchoſſene Blume konnte aber unmöglich lange fortblühen; von Natur klein und kränklich, hatte er ſchon in ſeinem zehnten Jahre ein bösartiges Geſchwür bekommen, an dem er viel litt, und zu welchem ſich eine Auszehrung geſellte, an welcher er in einem Alter von 19 Jahren, 1740, ſtarb.

Baratto-Handel heißt der reine Tauſchhandel, bei welchem Waaren gegen Waaren ohne Vermittelung der Münze umgeſetzt werden. Inzwiſchen williget keiner von beiden Theilen in einen ſolchen Baratto-Handel ein, wenn er nicht glaubt, an eingetauſchten Waaren den Werth in Münze zu bekommen, für welche er ſeine eigene Waare gegen Münze hätte umſetzen können; es treffen daher in dem Barattiren eigentlich zwei verſchiedene Handelsgeſchäfte zuſammen.

Barbaresken, die Staaten der Berberei, d. i. der Nordküſte von Afrika, weſtlich von Ägypten an das atlantiſche Meer, nämlich 1) Tripolis mit Barka, 2) Tunis, 3) Algier, 4) Fez und Marocco, ſind, mit Ausnahme einiger kleinen Republiken in Barka, ſämmtlich Sitze des militäriſchen Despotismus der Türken und Mauren. Dieſen Landſtrich von 35,000 Q. M. durchzieht der Atlas, ein Gebirge, deſſen höchſte Gipfel beſtändig mit Schnee bedeckt ſind. Der höchſte darunter, unweit der Stadt Marocco, hat 12,000 Fuß. An der Küſte weht das ganze Jahr eine milde, geſunde Frühlingsluft;

außer im Julius und Auguſt, wenn der erſtickende Südwind eintrit. Die ſcharfe Bergluft iſt ſchwachen Augen und einer zarten Bruſt nachtheilig. Jahreszeiten wechſeln regelmäßig. Krankheiten ſind ſelten. Die Peſt erzeugt ſich nie, ſondern wird nur aus Conſtantinopel hingebracht. Der Boden iſt fruchtbar da, wo ihn die vom Atlas in das Mittelmeer fallenden Flüſſe bewäſſern. Vom Jul. bis Oct., wenn alle andere Pflanzen von der Sonne verbrannt ſind, belebt und erfriſcht die Landſchaft der Oleander. Im Winter befeuchten häufige Regengüſſe den Boden aufs neue. Schon im Januar ſind die Wieſen mit Blumen geſchmückt; im April und Mai iſt das ganze Land ein unermeßlicher Blumenteppich. Die feuchte Wärme ertheilt den Erzeugniſſen eine ausnehmende Kraft und einen hohen Wuchs. Gerſte iſt die wichtigſte Ernte. Weizen, Mais, Hirſe, Reiß, und eine Art Kichererbſen (ſpaniſch Parbanços), die man gebraten in Menge genießt, werden häufig gebaut. Der leichtwurzelnde indiſche Feigenbaum wird zu undurchdringlichen Hecken für Gärten und Weinberge benutzt. Der hohe Weinſtock dehnt ſich in prächtigen Gewinden von einem Baume zum andern hin. Sein Stamm iſt oft ſo ſtark wie der eines mäßigen Baumes. Überall erblickt man wohlunterhaltene Olivengärten. Die Granatäpfel ſind dreimal ſo groß als in Italien. Vortreffliche Orangen reifen in Menge. Melonen, Gurken, Kohl, Salat ſind in Überfluß. Die Artiſchocken wachſen wild. Die Henna wird in den Gärten gezogen. Die Eicheln der hochſtämmigen Quercus ballota, eine Speiſe der Einwohner, ſchmecken wie wilde Kaſtanien. Überall wachſen die hohe pyramidaliſche Cypreſſe, die Ceder, der Mandelbaum, der weiße Maulbeerbaum, die zur Färberei wichtige Indigofera glauca, die gegen den Stein wirkſame Cineraria der Sümpfe, wohlriechende Ciſten, die prachtvolle Cactus u. ſ. w. Die Hügel ſind mit Thymian und Rosmarin bedeckt, welche die Luft reinigen und als Brennholz dienen. Hin und wieder ſieht man Gebüſche von weißen Roſen, aus denen die reinſte Eſſenz gezogen wird. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Eine Abart deſſelben, Seliman, erreicht eine bedeutende Höhe, und iſt ſaftreicher als jede andre in der Welt. Den größten Vortheil gewähren den Einwohnern der Lotus und der Palmenbaum. Die Fächerpalme wächſt auf der ganzen Küſte, die Dattelpalme in den der Sahara (Wüſte) näher liegenden Gegenden. Waldungen von Korkbäumen gibt es längs der Küſte. Gummi wird aus den Acacienbäume gewonnen. — Unter den nützlichen Thieren ſteht das Kameel oben an. Auf die Pferde- und Büffelzucht könnte mehr Fleiß gewandt werden. Schafe mit Fettſchwänzen ſind häufig. Wilde Schweine und anderes Wildpret gibt es in Menge. Im Innern des Landes: Affen, Schakals, Hyänen, Löwen, Panther, Onzen und die freundliche Gazelle. Strauße leben in der Wüſte. Geflügel iſt zahlreich; aber auch Heuſchrecken, Mücken, Fliegen, Wanzen, Kröten und Schlangen, letztere 9 bis 12 Fuß lang; Fluß- und Seefiſche, auch Schildkröten in Überfluß; die Bienen legen in die Felſen und Bäume lieblichen Honig nieder. Der Bergbau iſt vernachläſſigt; doch gibt es viel Eiſen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Mineralquellen, Gyps, Kalkſtein, gute Thonarten u. ſ. w. nebſt Quell- und Seeſalz in Überfluß. — Dieſes große, ſchöne, nur durch ein Seebecken von unſerm Europa geſchiedene Land iſt ſchon mehrmals der Mittelpunct einer vorgerückten Bildung geweſen. Es war ausgezeichnet durch Wohlſtand, Bevölkerung und Kunſtfleiß unter den Karthagern, Römern, Vandalen und Arabern. Und welche Vortheile bietet es dar für den

Verkehr der Völker! Seine Verbindung mit allen europäiſchen Küſtenländern findet ungleich leichter und ſchneller ſtatt, als die Verbindung eben dieſer Küſten mit ihren eignen Hauptſtädten und der Waarentransport iſt minder koſtbar von Marſeille und Genua nach Tunis und Algier, als nach Paris, oder ſelbſt nach Turin und Mailand. Cato zeigte dem römiſchen Senate friſche Feigen, die unter den Mauern von Karthago gepflückt waren, da doch dieſe Frucht nach drei Tagen nicht mehr eßbar iſt. Das Ganze kann 60 Millionen Einwohner ernähren, und enthält jetzt kaum 10½ Millionen. Nach Ägypten war es für Rom die ergiebigſte und reichſte Provinz, und einer von den Kornſpeichern der weltherrſchenden Stadt. Die römiſchen Schriftſteller nannten ſie die Seele der Republik, das Kleinod des Reichs, speciositas totius terrae florentis, und die vornehmſten Römer ſahen den Beſitz von Paläſten und Landhäuſern auf dieſer lieblichen Küſte für das höchſte Wohlleben an. Auch die kleinen arabiſchen Höfe von Fez, Tetuan, Tremezene, Garbo, Conſtantine ließen es an Aufmunterung der Künſte und der Landwirthſchaft nicht fehlen. Amalfi, Neapel, Meſſina, Piſa, Genua, Florenz bereicherten ſich durch ihre mannichfache Verbindung mit jenem ſchönen Lande, und die venetianiſche Flotte beſuchte alle Städte der afrikaniſchen Küſte. Seit drei Jahrhunderten iſt dies alles nicht mehr. Das Land wurde die Werkſtätte des Verbrechens und des Elends, — eine Mördergrube, und die Beute von 13 bis 14,000 Abenteurern, die, in einem andern Welttheile zuſammengerafft, hier von den Einwohnern verabſcheut werden. Die Bewohner des Landes theilen ſich in Kabylen oder Berbern, Araber und Mauren, Neger, Juden und Türken. Erſtere, die Ureinwohner, auch Breber, Barabra oder Berber (daher Berberei) genannt, wohnen in den Gebirgen in kleinen Dörfern. Die Guanchen auf den Canarien waren ebenfalls Berbern. Die Berbern ſind wilde, kräftige, wohlgebildete Menſchen von großer Muskelſtärke, die Hunger und Beſchwerden aller Art leicht ertragen. Alle Stämme derſelben zeichnen ſich durch dünnes Barthaar aus. Sie ſind meiſtens Räuber, dabei unmenſchlich und treulos; doch üben ſie Gaſtfreundſchaft und man reißt unter ihrem Schutze ſicher. Auf ihre Freiheit eiferſüchtig, gehorchen ſie ihrem Oberherrn nur dem Namen nach, und führen gewöhnlich Krieg mit den Truppen, welche die Steuern eintreiben. Sie verfertigen ihr Feuergewehr ſelbſt, und ſind gute Schützen. Die Hirten auf den höhern Gebirgen wohnen in Höhlen, wie die alten Troglodyten. Unter allen ſind die Schilluh-Berbern in Marokko die unverſöhnlichſten und rachſüchtigſten Feinde. — Das zahlreichſte von den Völkern Nordafrikas ſind die Araber. Die, welche in Städten wohnen, heißen vorzugsweiſe Mauren; die auf dem Lande, welche in Zelten wohnen und Nomaden ſind, heißen Beduinen. Letztere ſtammen von den Saracenen, den erſtern Eroberern des Landes, ab. Sie ſind groß, muskelkräftig, mit geiſtvollen, ſchönen Geſichtszügen, großen, ſchwarzen, durchdringenden Augen, etwas gebogener Naſe, regelmäßigen Zähnen, weiß wie Elfenbein, vollem, ſtarkem Bart und ſchwarzem Haupthaar. Die Hautfarbe in den nördlichen Gegenden iſt hellbraun, und wird ſüdwärts immer dunkler, endlich ganz ſchwarz; doch ohne die Negerphyſiognomie, welche erſt in Sudan ſich zeigt. Sie wohnen 10, 12 bis 100 Familien ſtark, patriarchaliſch in wandernden Zeltlagern; jeder Stamm unter ſeinem Scheich, welcher den Koran erklärt, Recht ſpricht und Streitigkeiten ſchlichtet. Auch ſie führen auf die wildeſte Art beſtändig Krieg, entweder mit

Digitized by Google

den Berbern, oder mit den Steuereinnehmern des Oberherrn. Ihr Geſchäft iſt Krieg, ihr Einkommen Plünderung; wenn ſie keinen Krieg mit ihren Nachbarn führen, vermiethen ſie ſich als Hülfstruppen an die Deys. Allgemein haſſen ſie die Chriſten; doch ſind ſie weniger verſtellt und betrügeriſch als die Mauren und Berbern. Das Recht der Gaſtfreundſchaft gilt blos innerhalb ihres kleinen Lagers. — Die Mauren oder Mohren ſind ein Gemiſch von allen Nationen, die ſich in Nordafrika niedergelaſſen haben, doch dem Hauptcharakter nach Araber. Sie nennen ſich ſelbſt Moslimin, d. i. Gläubige, oder Medainia, d. i. Stadtvolk. Als eifrige Bekenner von Mohammeds Lehre verachten und haſſen ſie Chriſten und Juden. Sie ſind eiferſüchtig, argwöhniſch, ungeſellig, verſtellt, grauſam, der Liebe und Freundſchaft unfähig, dabei ſo träge und unthätig, daß ſie ganze Tage mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen an die Mauer gelehnt ſitzen, und, ohne ein Wort zu ſprechen, die Vorübergehenden betrachten. Keine Spur mehr von jener geiſtigen Bildung, zu der ſie im Mittelalter unter einer beſſern Regierung in Spanien ſich erhoben hatten. Sie ſind im höchſten Grade abergläubig, und in ihren Augen iſt es ein Verbrechen, ein gedrucktes Buch auch nur zu beſitzen. Der Maure lacht nie; ernſt und, wie es ſcheint, in ſich vertieft, den Bart ſich ſtreichelnd, gibt er kein Zeichen von Wißbegier oder geiſtigem Leben. Sein größtes Vergnügen iſt, ins Bad zu gehn, Kaffee zu ſchlürfen und Mährchen zu hören. Die gewöhnliche Speiſe iſt Kuskuſſu, eine Art Maccaroni. Auch trinken die Maroccaner viel Thee. Allgemein herrſcht unter den Mauren der Glaube, daß ſie einſt an einem Freitage zur Stunde des Gebets von einem rothgekleideten Volke werden überfallen und unterjocht werden. Bei ihrem blinden Fanatismus ertragen ſie jeden Wechſel des Schickſals gleichgültig, und ſterben unter den größten Schmerzen ruhig, wenn ſie nur mit dem Geſichte nach Mecca gewandt liegen können. — Unter den Mauren haben ſich auch freie Neger angeſiedelt, die in Marocco ſogar Staatsämter bekleiden und im Heere dienen. — Juden ſind über die ganze Berberei zerſtreut. Sie treiben den auswärtigen Handel. Sie ſtammen von der früheſten Einwanderung der Israeliten aus Phönizien ab, zu denen noch die Hunderttauſende, welche man aus Spanien und Portugal vertrieb, gekommen ſind. Ungeachtet der Verachtung, in welcher ſie in engen Bezirken von den übrigen Bewohnern der Städte abgeſondert, vom Pöbel beſchimpft und von den Reichen bedrückt leben, geſchieht doch alles durch ſie. Der unwiſſende Maure verpachtet an Juden ſeine Einkünfte, wählt unter ihnen ſeine Geſchäftsleute, Zöllner, Schreiber, Dolmetſcher u. ſ. w. Sie prägen die Münze und verfertigen alle Arten Schmuck. Man legt ihnen nach ihrem Alter harte Taxen auf; ſelten wird ein Mord beſtraft, den ein Maure an einem Juden begeht. Nur die den Mauren verhaßte ſchwarze Farbe iſt den Juden zu tragen erlaubt. Deſto mehr putzen ſie ſich in ihren Häuſern. — Die vorherrſchende Volksclaſſe ſind die Türken. Seit ſich vor 300 Jahren durch den Verrath des erſten Horuc Rothbart (Barberousse) türkiſche und andere Seeräuber hier anſiedelten, haben die Türken Künſte, Wiſſenſchaften, Landwirthſchaft und Handel zerſtört, durch welche die arabiſchen Staaten hier wie in Granada blühten. Mittelſt ihrer politiſchen Vorrechte und ihres durch Seeraub und Sclavenhandel erworbenen Reichthums tyranniſiren ſie die Einwohner. Die Veranlaſſung zur Seeräuberpolitik dieſer nordafrikaniſchen Militärſtaaten gab zum Theil der beſtändige Krieg, den der Johanniter-Orden auf Malta

mit den Ungläubigen führte. Die Ritter zerstörten den mauriſchen Handel. Nun forderten Selim und Soliman auch ihre Unterthanen zu Raubzügen gegen die Chriſten auf. Bald bildeten ſich unter der Flagge des Halbmondes treffliche Seeleute. Unter ihnen zeichneten ſich die beiden Brüder Horuc und Ariadeno (oder Khair Eddyn; ſt. 1546) aus, beide mit dem Zunamen Barberouſſe. Sie gründeten ſeit 1518 den Corſaren-Freiſtaat Algier, und gaben der Seeräuberei durch religiöſe Schwärmerei einen heiligen Anſtrich. Da der arabiſch-mauriſche Handel abnahm, indem der chriſtliche ſich hob, ſo machten die Malteſer wenig, die Algierer hingegen viel Beute. Tunis, Tripolis und Marocco folgten dem lockenden Beiſpiele, doch zeichnete ſich Algier ſtets vor den übrigen Babaresken durch wilden Übermuth und Frevel aus. Hier ward, wie in Malta, die Eigenherrſchaft ausſchließlicher Beſitz ausländiſcher Krieger. Das regierende Kriegsvolk ward durch freiwillige Werbungen in Ländern von gleichem Glauben, mit Ausſchluß desjenigen, in welchem es herrſchte, unterhalten. Die Miliz behielt ſich das Recht der Wahl ihres Oberhaupts vor, und der Dey war der erſte unter ſeines Gleichen, für die Soldaten ein General und für die Landeseinwohner ein unbeſchränkter Herrſcher. Auch hinderte die algieriſche Regierung die Ehen ihrer Soldaten, und ſchloß eiferſüchtig die Kinder derſelben, die Chiloulis, von aller Theilnahme an der Regierung aus, indem ſich die Türken die höheren Stellen vorbehielten. Daher läßt jedes zweite Jahr die Regierung Schiffe mit Commiſſarien nach der Levante zum Behufe neuer Werbungen abgehen. Man nimt die Rekruten ſelbſt unter den Verbrechern in Conſtantinopel. Hier verachtet, werden ſie ſogleich in Algier Effendis, mit allem Hochmuth von Emporkömmlingen und Glücksrittern. Ihrer ſind nicht über 12 bis 13,000 und doch herrſchen ſie über mehrere Millionen Unterthanen. — Folgendes über die Geſchichte und den gegenwärtigen Zuſtand der einzelnen Barbareskenſtaaten. Seit der Einnahme Nordafrikas durch Omar (647 nach Chr.) und andere Heerführer der arabiſchen Khalifen entſtanden an der Küſte mehrere kleine Staaten. Zeiri, ein vornehmer Araber, erbaute Algier (Aſchir) im J. 944 und erweiterte das Gebiet. Der fathimitiſche Khalif ertheilte der Familie des weiſen Zeiri (ſt. 970) die erbliche Gewalt. Sie regierte unter dem Namen der Zeirithen bis 1148, in welchem Jahr Roger, König von Sicilien, dem letzten derſelben, Haſſan Ben Ali, Tripoli und einen großen Theil ſeines Landes abnahm, worauf ſich die Moraviden, Gebieter von Marocco, des Reſtes bemächtigten. Die Dynaſtie der Moraviden beherrſchte die ganze Küſte bis 1269, in welchem Jahre die Negerfürſten Abouhafs ein Reich zu Tunis ſtifteten. Ludwig der Heilige ſtarb bei der Belagerung an der Peſt (1270). Hierauf wurden die Beni Zian Meiſter des größten Theils des algieriſchen Staats, konnten aber nicht verhindern, daß ſich die wichtigſten Städte Oran, Algier, Tunis und Tripolis, zu Freiſtaaten erhoben, welche durch Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien (ſeit 1492) ſehr volkreich wurden. Um das J. 1494 fingen ſie an, ſich für ihre Vertreibung aus Spanien durch Seeräuberei zu rächen. Ferdinand der Catholiſche rüſtete ſich daher mit ganzer Macht gegen ſie. Er eroberte 1506 Oran und mehrere andere Städte, machte ſich die Regenten von Tunis und Tremezene zinsbar; 1509 nahm er Tripolis ein, unterwarf Algier, und erbaute vor dem Hafen dieſer Stadt auf einer Inſel ein Caſtell, welches, mit einer ſtarken Beſatzung verſehen, den Handel dieſer Stadt ſchützte. Aber nach Ferdinands Tode riefen die

Algierer einen türkiſchen Seeräuber, den oben genannten Horuc Barberouſſe, zu Hülfe, der nebſt ſeinem Bruder Khair Eddyn mit einem Geſchwader vor Algier erſchien. Er wurde von den Einwohnern feſtlich empfangen, ließ darauf den Emir Selim Eutemi, welcher bisher Algier vertheidigt hatte, erdroſſeln, und ſich 1518 von ſeinen Türken zum König ausrufen. Jetzt trat in Algier eine ſolche Tyrannei von Seiten der Türken ein, welche ohne Widerſtand mordeten und plünderten, daß die Einwohner ſich genöthigt ſahen, die Spanier ſelbſt um Hülfe anzuflehen. Aber ein Sturm zerſtreute die ſpaniſche Flotte. Darauf ſchlug Horuc Barberouſſe die Araber zurück, und eroberte Tunis und Tremezene. Allein vor Oran erlitt er von dem ſpaniſchen Statthalter, Marcheſe von Gomarez, eine ſolche Niederlage, daß er mit 1500 Türken auf dem Platze blieb. Da ſein Bruder und Nachfolger, Khair Eddyn, keine Möglichkeit ſah, ſich gegen die Chriſten und die unzufriedenen Algierer zu behaupten, ſo übergab er 1519 ſein Königreich an den Sultan Soliman, der ihn zum Paſcha ernannte und ihm 10,000 Janitſcharen überließ. Mit dieſen Truppen vertrieb er die Spanier aus der befeſtigten Inſel, welche er 1529 durch einen Damm mit dem feſten Lande verband, ſo daß die Stadt einen vortrefflichen Hafen erhielt. Er nahm hierauf Tunis mit Liſt, mußte es aber 1535 Carl V. überlaſſen, der den vertriebenen König wieder einſetzte, 20,000 Chriſtenſclaven befreite und die Citadelle Goletta für ſich behielt. Gegen Khair Eddyns Nachfolger in der Paſchawürde, Haſſan, einen Renegaten aus Sardinien, unternahm Carl V., wider den Rath des erfahrnen Doria, im Spätjahre 1541 die Belagerung von Algier mit einer Flotte von 200 Segeln und 30 000 Mann. Die Spanier wollten ſich förmlich hier anſiedeln; denn Kaufleute, Handwerker und Weiber, ſogar Hofdamen, hatten ſich mit eingeſchifft. Allein den 28ſten Oct. zerſtörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Carl mußte Geſchütz, Gepäck und einen großen Theil ſeines zerſtreuten Heeres zurücklaſſen. Er verlor blos im Sturme 15 Kriegsſchiffe, 140 Transportſchiffe und 8000 Mann. Sid-Utika, erzählen die Mauren, ein frommer Marabut, ſchlug das Meer ſo lange mit ſeinem Stocke, bis es die Geduld verlor und die Schiffe der Ungläubigen zerſtörte. Man errichtete dem Heiligen nach ſeinem Tode ein Denkmal, und noch jetzt glaubt das Volk, man dürfe nur das Meer mit ſeinen Knochen ſchlagen, um eine chriſtliche Flotte durch Sturm zu vertreiben. Dieſer Erfolg machte die Barbaren kühn. Der Paſcha von Ägypten eroberte 1544 Tremezene, 1555 Bugia und 1569 Tunis, das ſich aber 1628 wieder befreite, bis es 1694 zinsbar gemacht und 1754 zum zweitenmale erobert wurde. Seitdem iſt es ſtets von Algier bald mehr, bald weniger abhängig geblieben. Vergebens erneuerten die Spanier 1703 ihre Angriffe gegen Algier, ſie verloren ſogar Oran 1708. Eben ſo vergeblich waren die Angriffe der Engländer, Niederländer und Franzoſen, doch ſchloſſen zuerſt die Engländer ſeit 1662 Verträge mit Algier, und züchtigten zuletzt, in Verbindung mit den Niederländern, den Trotz der Algierer 1816. (S. d. Art. Sklavenhandel und Sklaverei der Weißen.) Allein die Beſchränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der fanatiſchen Algierer anwandte, die Eiferſucht der europäiſchen Staaten, alles trug dazu bei, daß Algier blos augenblickliche Demüthigungen erfuhr. Die Nordküſte von Afrika kann nur, nach völliger Ausrottung der türkiſchen Miliz, durch ein verſtändiges Colonialſyſtem gerettet wer-

den. Der Übermuth der Barbaresken iſt trotziger als je. 1817 wagten ſich algieriſche Seeräuber bis in die Nordſee, und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geſchenke ſchickt, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit denen ſie Verträge abgeſchloſſen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. Zwar haben die Regierungen von Marocco, Algier, Tunis und Tripolis die chriſtlichen Gefangenen nicht mehr als Sclaven, ſondern mehr als Kriegsgefangene zu behandeln verſprochen (ſ. d. Art. Sklavenhandel), allein dadurch iſt das Loos der Unglücklichen, die in ihre Hände fallen, nicht beſſer geworden, die Mißhandlung vielmehr ärger. Man hat die Mannſchaft beraubter Schiffe ermordet gefunden. Auch die Flagge der minder mächtigen Staaten wird ungeachtet der Verträge ſelten geachtet, und am Ende des J. 1817 lief aus dem von der Peſt heimgeſuchten Algier eine ganze Raubflotte aus, die noch überdies die Peſt am Bord hatte. Ihre Wuth kehrte ſich vorzüglich gegen die deutſche Schifffahrt. Es ward deshalb in Hamburg ein antipiratiſcher Verein gebildet und auf dem Bundestage ein eigner Ausſchuß ernannt, der zweckdienliche Maßregeln vorſchlagen ſollte. Die meiſten Mächte ſcheinen Englands Schutz zu ſuchen; nur Baden hat es als eine Nationalſache des deutſchen Bundes angeſehen, ſelbſtthätig Schiffe zum Schutze des deutſchen Handels auszurüſten, wie ſchon die Hanſe es vermochte. — Was die von Großbritannien und Frankreich im Namen aller europäiſchen Mächte an die Barbaresken 1819 gethane Aufforderung, das europäiſche Völkerrecht als verbindlich zu beobachten, bewirken wird, muß die Zukunft zeigen. — Unter den drei Seeräuberſtaaten, Algier, Tunis und Tripolis, iſt Algier der Sitz des wildeſten Soldatenpöbels. Die willkürlichen Erpreſſungen des ehemaligen Paſcha machten ſeine Herrſchaft ſo verhaßt, daß die Einwohner im J. 1628 Abgeordnete nach Conſtantinopel ſandten, welche Achmed I. bewogen, in die Beſchränkung der Macht des Paſcha einzuwilligen. Man ernannte daher einen Dey als Oberhaupt der Finanzen, und ließ dem Paſcha nur Gehalt und Rang. Als hierauf die Paſchen ihr voriges Anſehen wieder zu erlangen ſuchten, ließ der Dey, Babu Ali, 1710 den Paſcha auf ein Schiff werfen, und ſandte ihn mit der Erklärung nach Stambul, daß die Algierer keinen Paſcha mehr von der Pforte annehmen, ſondern ſich durch ſelbſt gewählte Deys regieren würden. Achmed III. ernannte jetzt den jedesmaligen Dey zu ſeinem Paſcha, und entſagte dadurch aller Einwirkung in die Staatsgewalt dieſer Soldaten-Republik. Seitdem ſchickt der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Chiaux oder Bevollmächtigten nach Algier, den man mit großer Ehre empfängt, bewirthet, bewacht und baldigſt wieder fortſchickt. Aber auch das perſönliche Schickſal der Deys war nicht geſicherter, als das ihrer Vorgänger. Selten iſt einer ſo glücklich wie Mohammed III., welcher 1791, nach einer 23jährigen Regierung, in einem Alter von 93 Jahren ſtarb. Den letzten, Omar Paſcha, der dem Lord Exmouth einen ſo entſchloſſenen Widerſtand entgegenſetzte, und eben ſo tapfer als klug und thätig war, ermordeten die Soldaten 1817. Sein Nachfolger, Aly Hodja, ein geborner Türke, begab ſich daher in der Nacht vom 2ten Nov. 1817 mit ſeiner Familie, ſeinen Schätzen und den Miniſtern in das feſte Schloß Kiaska oder Charba, bis in die Mitte des 16ten Jahrh. die Reſidenz ſeiner Vorfahren, auf deſſen Beſatzung er ſich ganz verlaſſen konnte, und hielt die Stadt nebſt der unruhigen Türkenmiliz durch 50 Kanonen in Ordnung. Er be-

handelte die europäiſchen Conſule und die fremden Kaufleute mit empörender Willkür und Grauſamkeit. Sein Nachfolger, Huſſein, der friedlicher geſinnt zu ſein ſcheint, hat ebenfalls um ſeiner Sicherheit willen jenes Schloß zu ſeiner Reſidenz gewählt. Der Dey von Algier hat eine unumſchränkte Gewalt, obgleich die erſten Staatsbeamten und Officiere einen Divan bilden. Die Wahl des Dey hängt ganz von gemeinen Soldaten ab. Sie muß einſtimmig ſein, daher gewöhnlich eine Partei die andere zum Beitritt nöthigt. Der Gewählte muß die Stelle annehmen. Der neue Dey läßt nicht ſelten, um ſeine Anhänger mit Stellen zu belohnen, alle Beamte ſeines Vorgängers umbringen. Der Dey kann über alles verfügen, außer über Religionsangelegenheiten. Sein Hauptgeſchäft iſt die Rechtspflege. Er hält täglich Gericht, außer Donnerstags und Freitags, wobei ſämmtliche Beamte zugegen ſind. Alles wird ſchnell abgethan, und die Urtheile werden auf der Stelle vollzogen. Der vorige Dey bewaffnete die Eingebornen des Landes, Mohren und Neger, gegen die eigenen Landsleute, die türkiſche Miliz, und erkaufte ihre Anhänglichkeit durch den heiligen Schatz im alten Schloſſe, deſſen er ſich bemächtigt hatte. Um Europa zu trotzen, war er mit Marocco, Tunis und Tripolis in einen Kriegsbund zuſammengetreten. Befolgt auch ſein Nachfolger Huſſein dieſen Plan, ſo beginnt eine neue Periode in der Geſchichte dieſer bisher türkiſchen Soldaten-Republik. Die brittiſche Regierung wird von dieſen Barbaren mehr gefürchtet, als jede andere. Sie beobachten die mit England geſchloſſenen Verträge, und in Marocco hat ſeit dem Vertrage von 1721 der brittiſche Conſul ſtets in großem Anſehen geſtanden. Aus dieſem Grunde mißbilligte das Quarterly Review (Vol. XV. 1816) mit engherziger Politik jede Theilnahme Englands an einem Kreuzzuge gegen die Barbaresken, wozu Sir Sidney Smith, als Präſident des nun aufgelöſten Antipiraten-Vereins in Paris, die chriſtlichen Mächte aufgefordert hatte. Jene Zeitſchrift führt glaubwürdige Zeugniſſe an, daß der Zuſtand der Sclaven, wenigſtens in Marocco und Tripolis, ſtets leidlich geweſen, und daß ihre Auslöſung nie Schwierigkeiten gehabt, ſeit aber auch in Marocco die Sclaverei der Chriſten abgeſchafft worden, hätten Schiffbrüchige und andere Europäer, die in die Hände der Araber und türkiſchen Freibeuter fielen, keinen Werth mehr, und man ermorde ſie, wenn man ſie nicht in das Innere von Afrika ſchleppen könne. Die meiſten Chriſtenſclaven ſind Italiener; aber auch die italieniſchen Staaten behandeln die gefangenen Mohren als Sclaven. — Über den gegenwärtigen Zuſtand der einzelnen Staaten der Berberei iſt Folgendes das Wichtigſte. I. Das Reich Fez und Marocco enthält 13,700 Q. M., und nach Jackſon 14 Mill. Einw. Andere ſchätzen die Volksmenge gewiß richtiger, auf höchſtens 5 Mill. Seit 1797 regierte Muley Solyman, ein Abkömmling von einem Geſchlecht der erſten arabiſchen Eroberer dieſes Landes. Er iſt ein friedlicher Fürſt, der keine Türken als Peiniger ſeiner Unterthanen anſtellt. Die wichtigſten Ämter bekleiden freie Neger ohne Gehalt, daher ſie denn freilich Geſchenke nehmen und erpreſſen. Der marocaniſche Handel iſt äußerſt wichtig, vorzüglich zu Marocco, und die meiſten chriſtlichen Mächte erkaufen das friedliche Verkehr mit jährlichen Geſchenken, z. B. Schweden mit jährlichen 25,000 Piaſtern. Der Sultan reſidirt in Mekinez. Über den Zuſtand der arabiſchen Literatur in Fez, der hohen Schule der Mohammedaner in Afrika, ſ. Ali Beys (eines Spaniers) Reiſe in Marocco, Tripoli u. ſ. w. in den J. 1803 und 1807. Die Spanier

beſitzen noch im Reiche Fez die Feſtungen Ceuta, Velez de Gomera und Melilla. Da jeder Muſelmann in Marocco, im Fall eines Krieges, Soldat iſt, ſo hält der Kaiſer oder Sultan, außer einer Leibwache von 10,000 Mann, kein ſtehendes Heer. — II. Der Staat von Algier liegt zwiſchen Tunis und Fez; er enthält 9000 Q. M. mit 2½ Mill. Einw. Nach dem 1816 zwiſchen Neapel und Algier geſchloſſenen Frieden zahlt Neapel jährlich an Algier 24,000 Piaſter und gibt für jeden gefangenen Neapolitaner 1000 Piaſter (1300 Thlr.) Löſegeld. Die Amerikaner haben ſich von dieſem Tribute befreit. Denn, nachdem ſie am 20ſten Juni 1815 die algieriſche Escadre bei Carthagena völlig geſchlagen, mußte der Dey einen Vertrag mit ihnen abſchließen, in welchem er allem Tribut entſagte, und ſogar für die aufgebrachten amerikaniſchen Schiffe einen Erſatz von 60,000 Piaſtern leiſtete. Über das Verhältniß Algiers zu England ſ. d. Art. Sklavenhandel. 10,000 Mann, meiſtens türkiſcher Miliz, bilden das Heer; im Nothfall können 100,000 Mann zuſammen gebracht werden. Die Hauptſtadt Algier (140 Seemeilen von Gibraltar) mit 80,000 Einw., darunter 10,000 Juden, iſt von der Seeſeite ſtark befeſtigt. In den Provinzen, unter welchen Conſtantine (zugleich die volkreichſte Stadt nach Algier, mit alten Denkmälern) an Tunis grenzt, regieren Beys despotiſch; die Dörfer haben eigene Scheichs; befiehlt ein Scheich über mehrere Dörfer, ſo heißt er Emir. — III. Der Staat von Tunis, zwiſchen dem Meerbuſen Kabes und Algier, enthält auf 3400 Q. M. 1 Mill. (nach Holk 3 Mill.) Einw. In Tunis, das 130,000 Einw. zählt, darunter 30,000 Juden, kommen jährlich drei Karavanen aus dem innern Afrika an, und andere aus Conſtantinopel über Ägypten. Die Regierung hat viele Monopole, welche ſie (wie die Zölle) Meiſtbietenden (gewöhnlich Juden) überläßt. Der Bey von Tunis, ſeit 1814 Sidi Mahmud Flaſſen, iſt ein mauriſcher Fürſt, der dem Großſultan in Conſtantinopel jährlich anſehnliche Geſchenke entrichtet. Sein Hof (ein Divan von 37 Perſonen) und ſeine Unterthanen ſind gebildeter, weniger bigott und weniger feindſelig gegen die Fremden, als die von Algier. Das Heer beſteht aus 25,000 Mann, wovon 2500 beſoldet werden, und 5400 Türken ſind, ohne die irregulären Truppen. Nach Tunis iſt Kairwan die volkreichſte Handelsſtadt, mit einer großen Moſchee, die auf 500 Granitſäulen ruht, der heiligſten in ganz Nordafrika. Bei Berſach (vielleicht Byrſa, die feſte Burg des alten Karthago) ſieht man noch die hohen Bogen einer karthagiſchen Waſſerleitung. Aber verſchwunden iſt der dreifache Wall mit ſeinen hohen Thürmen, mit den Ställen für 300 Elephanten und 4000 Pferden, und den Caſernen des karthagiſchen Miethheeres, keine Spur mehr von dem alten Hafenbau, wo die 2000 Kriegs- und 3000 Transportſchiffe lagen, auf denen Hamilkar ſeine Truppen nach Sicilien führte. Kaum einige Trümmer von Ciſternen und Cloaken zeigen den Ort, wo Karthago ſtand, die Stadt von 700,000 Einw. Noch immer hofft man vom Grafen Borgia in Neapel (dem Neffen des Cardinals) eine Beſchreibung von Tunis und den Ruinen Karthagos zu erhalten. — IV. Der Staat von Tripolis mit Barka, zwiſchen der großen und kleinen Syrte (dem Buſen von Kabes), enthält 8800 Q. M., mit mehr als 2 Mill. Einw., von denen der größte Theil vom Raube lebt. Der Handel iſt faſt ganz in den Händen der Juden. Dem Dey von Tripolis iſt noch ein Paſcha an die Seite geſetzt, der dem Namen nach Unterthan der Pforte iſt und vom Großherrn beſtätigt wird. Die einzelnen Provinzen werden durch Beys re-

giert. Auch an Tripolis zahlen die chriſtlichen Mächte jährliche Geſchenke, z. B. Dänemark ſeit 1806 6000 Piaſter. Der Dey hält 3000 Mann ſtehende Truppen, ohne die Reiterei und die Miethtruppen; kann jedoch, durch Aufbietung der arabiſchen Stämme, 50,000 Mann zuſammenbringen. Die Caper ſind ſämmtlich Eigenthum des Paſcha. Neapel mußte 1816 für jeden gefangenen Neapolitaner 300 Piaſter Löſegeld bezahlen, und bei der Anſtellung eines neuen Conſuls 4000 Piaſter entrichten. Die Hauptſtadt Tripolis hat 20,000 Einw., ein Hoſpital für kranke Chriſtenſclaven und wichtige Fabriken. Am Eingange der Stadt ſteht ein Triumphbogen Marc Aurels. Auch oſtwärts an der Küſte der großen Syrte, vorzüglich zu Lebida (Leptis Magna), gibt es prächtige Ruinen von Waſſerleitungen, Amphitheatern und zerbrochenen Säulen von Porphyr, Granit und Verdantico. Von Bildhauerarbeit hat man nur unbedeutende Bruchſtücke gefunden; doch iſt die Küſte vom Cap Bon bis Alexandria noch wenig erforſcht. Die Landſchaft Fezzan mit der Reſidenz des Königs, Murzuk, einer Stadt von 20,000 Einw., 80 Meilen von Tripolis, hat wichtigen Handel. Der Sultan ſchickt dem Paſcha von Tripolis jährliche Geſchenke. Auch die Landſchaft Barka (ſ. d. Art.) ſteht größtentheils unter der Oberherrſchaft des Bey von Tripolis. — V. Die Landſchaft Biledulgerid, Palmen- oder Dattelland, von Sus bis Tripolis, ſüdwärts am Fuße des Atlas, iſt größtentheils eine unfruchtbare Sandwüſte, mit einigen grünen Oaſen. Das Land iſt reich an Dattelfrucht. Die Einwohner treiben Karavanenhandel ins innere Afrika, nach Ägypten, Arabien und Perſien. Einige Theile dieſes Landes, z. B. Tafilet und Dara, ſind von Marocco, andere von Algier, noch andere (mit Tozer, dem Hauptdattelmarkte) von Tunis abhängig. Das unabhängige Biledulgerid, mit der Hauptſtadt Gademes, ſteht unter einem geiſtlichen Fürſten, der unumſchränkt regiert und in Illerik wohnt. — Die eigentliche Seemacht der ſämmtlichen nordafrikaniſchen Staaten iſt von jeher, im Vergleich mit den europäiſchen Flotten, unbedeutend geweſen. — Über die Berberei vergl. man des Dänen v. Holſts Nachrichten über Tunis. Blaquieres Letters from the Mediterranean containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta. Lond. 1813. 2 Bde. mit Kupfern; des verſtorb. Richard Tullys (britt. Conſuls) ſehr anziehende Narrative of a ten Years Residence at Tripoli; an account of the Domestic Manners of the Moors, Arabs and Turks. Lond. 1816. 4.; Keatings Travels in Europa and Africa, with a particular Account of Marocco. Lond. 1816. 4. und Macgills Account of Tunis. Glasgow 1811. K.

Barbou, der Name einer berühmten Buchdruckerfamilie, die bis in das 16te Jahrh. hinaufſteigt. Die aus ihren Preſſen hervorgegangenen Werke zeichnen ſich durch richtigen Druck und Zierlichkeit aus. Mit dem Anfange des 18ten Jahrh. ließen ſie ſich in Paris nieder. Hier ſetzte Joſeph Gerard Barbou die Sammlung lateiniſcher Claſſiker fort, welche Antoine Couſtelier angefangen hatte, und die ſich durch ihr ſchönes Äußere empfehlen. Couſtelier hatte gedruckt den Catull, Tibull, Properz, Lucrez, Salluſt, Virgil, Nepos, Lucan, Phädrus, Horaz, Vellejus, Eutrop, Juvenal und Perſius, Martial und Terenz. Barbou druckte den Cäſar, Curtius, Plautus, Tacitus, Seneca, Ovid, Cicero, Juſtin, beide Plinius und Livius; und außerdem in gleichem Format einige Nicht-Claſſiker. Der jetzige Beſitzer des Verlags, Auguſte Delalain, hat ganz neuerlich die

Sammlung noch mit 4 Bänden vermehrt, wovon zwei den Quintilian, einer den Juvencius, und einer Musae rhetorices enthalten.

Barcarolles, eine Art Geſänge der Gondelfahrer zu Venedig, zwar nur für den Pöbel, und öfters von den Gondelfahrern ſelbſt componirt, aber von höchſt angenehmer Melodie. Die meiſten dieſer Schiffer haben einen großen Theil von Taſſos befreitem Jeruſalem, ja manche daſſelbe ganz inne; ſie ſingen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern, und man kann wohl behaupten, daß vor Taſſo nur Homer und außer dieſen beiden kein anderer epiſcher Dichter ſo in dem Munde ſeiner Nation gelebt habe und lebe.

Barcelona iſt eine der größten Städte Spaniens und die Hauptſtadt der Provinz Catalonien. Sie liegt, zierlich gebaut, in Geſtalt eines halben Mondes am mittelländiſchen Meere unter 2° 9′ 57″ öſtl. L. und 41° 21′ 44″ nördl. Br. und iſt ein Hauptplatz für den Handel in dieſem Meere, welchem ſie hauptſächlich Gedeihen und Wohlſtand verdankt. Die Stadt iſt gut befeſtigt, und hat auf der öſtlichen Seite eine ſtarke Citadelle, welche 1715 erbauet ward, und mit der am Meere liegenden Schanze San Carlos eine verborgene Verbindung hat. An der Abendſeite der Stadt liegt der Berg Montjouy, auf deſſen Gipfel ſich ein Fort, das den Hafen beſchützt, befindet. Sie iſt in die obere und untere Stadt eingetheilt, und enthält mit Inbegriff der anſtoßenden Stadt Barcelonetta (gegründet im J. 1752, regelmäßig gebaut und bewohnt von 10,000 Menſchen, hauptſächlich Schiffswerkleuten, Matroſen und Soldaten) 360 Straßen, 10,200 Häuſer und 140,000 Einw. Das Gewerbweſen von Barcelona iſt ſehr wichtig. Man zählt 30 Kalico-Preſſen, 150 Baumwollen-Manufacturen, viele Seidenwebereien; auch Spitzen, Franzen, Stickereien, Treſſen, Bänder, Hüte, Strümpfe, Seife, Stahl- und Kupferarbeiten, insbeſondere aber treffliche Flinten, Piſtolen und Seitengewehre für das ſpaniſche Heer, früher auch für Neapel und die amerikaniſchen Colonien, werden hier in großer Menge verfertigt. Der Hafen iſt zwar ſehr geräumig, hat aber eine beſchwerliche Einfahrt und iſt für Kriegsſchiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geſchirmt, an deſſen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich ſind. Die Ausfuhr beſteht außer den erwähnten Manufacturartikeln größtentheils in Wein und Branntwein; die Einfuhr hingegen in franzöſiſchen und italieniſchen Fabrikwaaren, Getreide, Reiß, Bauhölz aus der Oſtſee, gelbem Wachs aus der Berberei, ſchwediſchem Eiſen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer und Eiſendraht aus Deutſchland. Ein weſentlicher Einfuhrartikel iſt auch Stockfiſch, den die Engländer aus Newfoundland einbringen. Der Geſammtbetrag des Ein- und Ausfuhrhandels wird auf mehr als 10 Millionen Thaler angeſchlagen. Die Stadt enthält 82 Kirchen, worunter 9 Pfarrkirchen, 27 Mönchs- und 18 Nonnenklöſter, ferner eine Univerſität, mehrere öffentliche Bibliotheken, eine öffentliche Naturalienſammlung, eine Freiſchule im Zeichnen, eine Ingenieur- und Artillerieſchule, eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, ein Findelhaus, ein großes Hoſpital, welches 3000 Kranke enthalten kann, ein Theater, ein großes Zeughaus, und eine ſtarke Kanonengießerei und einen Schiffswerft. Es iſt hier der Sitz eines Biſchofs, Suffragans des Erzbiſchofs von Tarragona, ferner eines General-Capitäns und eines hohen Gerichtshofes. Das vormalige Inquiſitionsgericht iſt aufgehoben. Bis zum 12ten Jahrh. ſtand Barcelona unter der Herrſchaft eigener Grafen, ward aber durch die Ver-

mählung Raymunds V. mit der Tochter Ramirus II., Königs von Aragonien, mit dieſem Reiche vereinigt. 1640 entzog es ſich mit ganz Catalonien der ſpan. Herrſchaft, und unterwarf ſich der franz. Regierung; doch 1652 kehrte es zum Gehorſam gegen Spanien zurück, ward 1691 durch eine franz. Flotte beſchoſſen, von einer Armee der nämlichen Macht 1697 eingenommen, im ryswicker Frieden an Spanien zurückgegeben. Im ſpan. Erbfolgekriege ſchlug ſich Barcelona auf die Seite des Erzherzogs Carl, ward von Philipps V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert, und nach einem tapfern äußerſt beharrlichen Widerſtande erobert. Um die Einwohner für die Zukunft im Zaume zu halten, ward die oben erwähnte ſtarke Citadelle an der Oſtſeite der Stadt aufgeführt. Am 16ten Febr. 1803 ward Barcelona von franzöſiſchen Truppen unter dem General Duhesme durch Überrumpelung eingenommen, und blieb im Beſitz der Franzoſen, bis 1814 ſämmtliche Truppen dieſer Nation aus Catalonien zuzückgezogen wurden, um Frankreich zu vertheidigen, worauf Barcelona von den Spaniern wieder in Beſitz genommen ward. Im J. 1821 ward Barcelona vom gelben Fieber abermals verheert.

Barclai de Tolly, Fürſt, ſ. **Ruſſiſch-deutſcher Krieg.**

Barden, Dichter und Rhapſoden der Celten (Kelten, Galen, von den Römern Gallier genannt), welche die Thaten der Helden zur Harfe ſangen, vor der Schlacht das Heer zur Tapferkeit anfeuerten, demſelben zum Kampfe voranſchritten und während der Schlacht die Streitenden beobachteten, um die Thaten der Gegenwart dem Andenken der Nachkommen im Liede zu überliefern. Sie waren ſo heilig geachtet, daß der hitzigſte Kampf ſtille ſtand, wenn ſie ſich zwiſchen die Kämpfenden ſtellten. Die Celten, welche zu Cäſars Zeiten zwiſchen der Rhone und Garonne wohnten (Jul. Caes. I. 1.), brachten ſie mit nach England. Allein ſie wurden von da nach Irland, Schottland und in die umliegenden Inſeln gedrängt. Hier, beſonders in der oberſten Spitze des abgeſonderten Schottlands, erhielt ſich ihre Sprache, und mit ihr der Bardengeſang am längſten. Ein ſolcher Barde war der berühmte Oſſian, unter deſſen Namen viele Geſänge geſammelt, und kürzlich von Ahlwardt nach dem galiſchen oder gäliſchen (Gaulois) Original überſetzt worden ſind. Man nennt die ſchottiſchen Barden auch kaledoniſche, und Oſſian vorzugsweiſe den kaledoniſchen Barden, von den frühern Bewohnern Schottlands, den Kaledoniern, deren Wohnſitze die Galen einnahmen. Die Barden verſchwanden mit der wachſenden Herrſchaft des Chriſtenthums allmählig; eben ſo wie Druiden oder Prieſter der Galen, zu deren Orden ſie gehört haben ſollen. Ob auch die germaniſchen Völker, welche zu dem gothiſchen Stamme gerechnet werden, Barden gehabt haben, iſt ſehr beſtritten worden; ſo viel iſt aber gewiß, daß in der neuern Zeit mit dieſem Namen die älteſten Sänger der Vorzeit überhaupt, ohne Rückſicht auf Nation, belegt zu werden pflegten. Daß aber auch die Deutſchen in letzterer Hinſicht (und da ohnehin das Wort Barde von dem celtiſchen und germaniſchen Bar, Geſang, Geſchrei, abſtammt) Barden, d. h. ihre älteſten Nationaldichter, und Bardenlieder, obgleich nicht auf dieſelbe Weiſe wie die Galen oder Celten beſaßen, leidet kaum einen Zweifel. S. auch **Skalden**.

Bardiet (auch Bardit — der und das). Dieſe Benennung iſt auf eine ſehr unbeſtimmte und beſtrittene Stelle des Tacitus (Germ. 7.) gegründet. Selbſt Heyne wagte nicht zu entſcheiden, ob bardi-

tus, barritus oder baritus zu leſen ſei, mit welchem Worte Tacitus den Vortrag der Schlachtgeſänge bei den Germanen bezeichnet. Adelung in ſeiner älteſten Geſchichte der Deutſchen ꝛc. Leipzig 1806, S. 337, zieht baritus vor, verſteht darunter das Kriegsgeſchrei, den Schlachtruf der Germanen, und läugnet damit zugleich, daß es bei ihnen Barden gegeben habe. Andere, welche barditus leſen, verſtehen darunter den Bardengeſang in der Schlacht und nehmen daher auch Barden bei den Deutſchen an. Indeſſen redet doch Tacitus auch an andern Stellen (Cap. 2 und 3) von alten Geſängen der Germanen, welche den Urſprung und die Thaten ihres Geſchlechts beſangen, mithin hatten dieſelben auch Barden und Bardenlieder, nur in einem allgemeinern Sinne (ſ. d. vor. Art.), als die Völker celtiſchen Urſprungs, welche in den Oſſianiſchen Geſängen Überbleibſel ihrer Bardenzeit gerettet haben; und wir können uns folglich des Namens Bardiet mit Recht zur Bezeichnung des Bardengeſanges fortbedienen, wenn wir nur nicht an die Eigenthümlichkeit jener celtiſchen Nationalſänger denken, welche urſprünglich allein Barden geheißen zu haben ſcheinen. Carl der Große ließ eine Sammlung deutſcher Bardenlieder (uralter Nationalgeſänge) veranſtalten, welche aber leider verloren gegangen iſt. Die ſkandinaviſchen Völker beſitzen noch einige Bardenlieder in den Geſängen ihrer Skalden (ſ. d. A.). Auch treffen die Geſänge der älteſten Nationaldichter aller Völker gewöhnlich in einem Gegenſtande zuſammen, d. i. in der Beſingung der Thaten der Helden, welche an die Götter grenzen, und in dem kriegeriſchen Charakter der Geſänge, welcher zur Tapferkeit entflammt. Daß nun auch die Deutſchen ſolche Geſänge hatten, ſagt Tacitus in jener Stelle; daß aber der Geſang kaum mehr als ein wildes Geſchrei geweſen, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt auch aus mehrern andern Stellen zu beweiſen. Letzteres iſt in den Begriff des neuern Bardiets, wie es vorzüglich zu Klopſtocks Zeit aufkam, mit aufgenommen worden, und man verſteht daher unter Bardiet in der neuern Poeſie ein Lied, in dem vorgeſtellten Charakter eines Barden oder älteſten Sängers der Nationalvorzeit gedichtet, beſonders ein religiöſes und kriegeriſches Lied; oder einen Schlachtgeſang in dem wildkräftigen Tone der Urzeit, vorzüglich der germaniſchen Völker, wovon das in Ton und Sitten gebildetere Kriegslied unſerer bürgerlichen Zeit ſehr weit verſchieden ſein muß. Die Dichter, welche zu Klopſtocks Zeit das Bardiet ausbildeten und bis zum Überdruſſe erſchallen ließen, ahmten in demſelben jedoch meiſtentheils die empfindſame Weichheit Oſſians, der eben durch Macpherſon wieder erweckt worden war, nach, oder ihre Geſänge arteten im Gegentheil in rohes kunſtloſes Gebrüll aus, über welches ſich ſchon Hölty (ſ. dieſ. Art.) und ſeine Freunde durch Parodien luſtig machten. Im Ganzen konnte dieſe Gattung nicht lange gefallen, weil ſie in dem einen Falle nur Nachahmung, und zwar eines ſehr unbeſtimmten und nebelhaften Urbildes, ſein konnte, in dem andern aber dem gebildeten neuern Leſer zumuthete, ſich einige Stufen zurückzuſtellen und die Miene der deutſchen Rohheit anzunehmen, welches bei dem großen Mangel perſönlicher und individueller Züge, oder bei der Einmiſchung einer rohen Mythologie, die erſt der Erklärung bedurfte, ohne großen Vortheil zu ſein ſchien. Doch müſſen wir dieſe Ausartungen der neuern Poeſie nicht mit den, wenn auch zum Theil mißlungenen, Verſuchen Klopſtocks und einiger ſeiner Freunde zuſammenſtellen. Klopſtock, welcher das neuere Bardiet erfand, vermiſchte zwar Celtiſches und Germaniſches,

daher bei ihm auch von Druiden ꝛc. die Rede iſt, auch konnte es ihm nicht gelingen, die nordiſche Mythologie mit ſeiner Poeſie zu verſchmelzen; aber nie verläugnet ſich doch ganz der Genius, und ſeine Bardiete zeigen der Welt, mit welchem Ernſte ſein ahnender Geiſt die deutſche Kraft auftief und bei den Schatten der Vorfahren beſchwor. Übrigens gab Klopſtock dem Bardiet auch die dramatiſche Form, wie in ſeiner Hermannsſchlacht, in welche einige Schlachtgeſänge verwebt ſind. Denis und Gerſtenberg behandelten dieſe Gattung richtiger in lyriſcher Form; Kretſchmann in epiſcher. Letzterer bildete ſich auch eine Regel für das Bardiet, in welcher er den Bardengeſang ſchon ſehr idealiſirt, und für das neuere nachgebildete Bardiet Gegenſtände beſtimmt, die deſſen hiſtoriſchen Charakter aufheben müßten; ſ. K. F. Kretſchmanns ſämmtl. Werke, 1ſter Bd. Leipzig 1734. T.

Bardili (Chriſtoph Gottfried), ſ. Deutſche Philoſophie.

Barfüßermönche heißen diejenigen Mönche, die ſich keiner Schuhe, ſondern nur einfacher Sohlen oder gar keiner Fußbekleidung bedienen. In mehrern bedeutenden Bettelorden, z. B. unter den Carmelitern, Franciscanern, Auguſtinern, gibt es Congregationen von Barfüßern und Barfüßerinnen, doch nirgends einen beſondern Barfüßerorden.

Bariton, auch Bardon, Viola di Bordone genannt, ein mit ſieben Saiten bezogenes Inſtrument, an Geſtalt faſt der Viola di Gamba gleich; außerdem ſind unter dem Halſe mehrere Drahtſaiten angebracht, welche mit dem Daumen geriſſen werden, während jene der Bogen ſtreicht. Es ward um das J. 1700 erfunden, nachher durch Anton Lidel, welcher die untern Saiten bis auf 27 vermehrte, und vorzüglich durch Carl Franz zu Wien verbeſſert, wird aber ſehr wenig gebraucht. — In der Vocalmuſik heißt Bariton diejenige Stimme, welche zwiſchen Tenor und Baß fällt, ſo daß ſie zwar nicht die ganze Höhe des Tenors erreicht, aber auch nicht die volle Tiefe des eigentlichen Baſſes hat.

Barka, ein wüſtes, zum Anbau nur an wenigen Stellen taugliches Land an Afrikas Nordküſte zwiſchen Tripolis und Ägypten (4150 □M. mit 300,000 Einw.) Es hat einen hoch mit Flugſand bedeckten Kalkſteinboden. Das im Weſten und Süden belegene Gebirge Harutſch iſt wahrſcheinlich vulcaniſchen Urſprungs. Dies Küſtenland iſt eine osmaniſche Provinz unter einem Sandſchack in der Stadt Barka. Hier liegt auch Tolometa (Ptolemais) mit griechiſchen Ruinen. Die Überbleibſel des einſt berühmte Cyrene heißen jetzt Katen oder Grenne. Die Gebirge von Derne mit der Stadt gleichen Namens, ſtehen unter einem Bei, den der Bei von Tripolis ernennt. Erſterer zahlt letzterem jährlich 6000 Piaſter. Auch der Bei von D. Bingazi (ſonſt Berenice) mit den Häfen am Golf von Sydra (v. B. Tajonne), ſo wie die kleine Handelsrepublik Augila im innern Lande ſtehen unter dem Bei von Tripolis. In der Wüſte liegen vier Tagereiſen weſtlich vom Nil einige fruchtbare und bewohnte Oaſen. Eine ſolche Oaſe iſt auch der waſſerreiche Theil der Republik Schiwa, die den Schutz der Pforte anerkennt und an den Paſcha von Ägypten den Tribut entrichtet. Die Hauptſtadt Schiwa (das alte Ammonium) (ſ. d. Art. Ammon) hat 6000 Einw. und Dattelnhandel. Im März 1820 will der Ritter Frediani in der Oaſe des Jupiter Ammon die Ruinen des alten Orakeltempels wiedergefunden haben. Seiner Beſchreibung haben jedoch der Architect Gau in Rom und der

franz. Conſul Drovetti in Ägypten, widerſprochen. Die Einwohner ſind meiſt arabiſcher Abkunft, Mohammedaner und zum Theil Straßenräuber.

Barke, ein Schiff von mittelmäßiger Größe, das man auf Flüſſen zum Vergnügen, auf dem Meere zum Befrachten oder Ausladen größerer Schiffe gebraucht. Auf dem Mittelmeer hat man zweimaſtige Barken von 50 Fuß Länge. **Barkaſſe**, das größte Boot, welches Schiffe mit ſich führen. **Barkerole**, ein maſtloſes Fahrzeug zum Gebrauch auf der Rhede oder im Hafen, auch eine Gondel.

Barlow (Joel), berühmt als der Verfaſſer der Columbiade, des erſten in Nordamerika gedichteten Epos, war im Staate Connecticut geboren. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters ward er in den Collegien zu Dartmouth und Newhaven erzogen, und zeigte ſchon hier ſeine dichteriſchen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden. Im amerikaniſchen Freiheitskriege trat er als Freiwilliger in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, und erſt nach glücklich erkämpftem Frieden kehrte er zu den Wiſſenſchaften zurück. Ihn beſchäftigte damals die Herausgabe einer Zeitung, die ihn mit den politiſchen Verhältniſſen beider Welttheile vertrauter machte; zugleich ſtudierte er die Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaften. 1785 unternahm er in Aufträgen einer Geſellſchaft, die am Ohio weitläuftige Ländereien erkauft hatte, und einen Theil davon wieder verkaufen wollte, eine Reiſe nach Europa, um Käufer dafür anzuwerben. Bei dem bald darauf erfolgenden Ausbruch der franzöſiſchen Revolution zeigte er ſich als ein warmer Freund derſelben, weshalb die Conſtitutionsgeſellſchaft zu London ihn zu ihrem Abgeordneten nach Paris ernannte, um den Nationalconvent ihre Glückwünſchungsſchreiben zu überreichen. In Paris verſchlang die Politik alle ſeine Zeit. Er ſchrieb eine Abhandlung über die Mängel der franzöſiſchen Conſtitution von 1791, welche ſein Freund, der bekannte Thomas Payne, dem Convent übergab. Als bald darauf er ſelbſt vor den Schranken mit ſeiner Sendung erſchien, ward er mit dem rauſchendſten Beifall empfangen. Im Febr. 1793 ließ ſogar Guyton-Morveau ihm die Ehre des franzöſiſchen Bürgerrechts zuerkennen. Deſto unfreundlicher nahm ihn bei ſeiner Rückkehr Pitt auf, der ihn für einen Geſchäftsträger der engliſchen Jacobiner anſah. Barlow verweilte nicht lange in England, denn er erhielt von Waſhington 1795 den Auftrag, mit den Barbaresken in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripolis und Algier in Gefangenſchaft lebenden Amerikaner auszulöſen. Barlow unterhandelte ſo glücklich, daß ihm die Regierung ſeines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte. Nach ſeiner Rückkunft in Paris gab er Briefe an ſeine Mitbürger heraus, welche in einer kraftvollen Sprache ſehr geſunde Begriffe über die Regierung und Geſetzgebung, aber auch Ideen von politiſcher und bürgerlicher Freiheit vortrugen, die ihm manchen Gegner weckten. Später kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er ſich in der Nähe der Bundesſtadt Waſhington ein Landgut ankaufte. Hier arbeitete er den Plan für eine große Univerſität oder polytechniſche Schule aus, und brachte damit ſeine Ideen über Nationalerziehung in Verbindung. Allein er fand nicht mehr den zur Ausführung ſeiner Vorſchläge nöthigen Gemeingeiſt, und war entſchloſſen, ſeine letzten Tage in ländlicher Ruhe der Ausarbeitung einer Geſchichte der amerikaniſchen Revolution und ihrer Folgen zu widmen, als er 1811 den Auftrag erhielt, ſich als Geſandter der nordamerikaniſchen Freiſtaaten nach Paris zu begeben. Er nahm dieſe

Sendung an, folgte 1812 dem franzöſiſchen Kaiſer nach Rußland, und ſtarb zu Ende deſſelben Jahres in Litthauen während des Rückzugs der franzöſiſchen Heere. — Seine Columbiade, welche 1807 prachtvoll gedruckt zu Philadelphia erſchienen iſt, wird wegen ihres Reichthums an herrlichen Scenen und würdigen Empfindungen, ungeachtet mancher Fehler, lange eine der ſchönſten Blüthen des amerikaniſchen Parnaſſes bleiben. Eigenthümlich iſt die Art der Einkleidung; von der Form anderer Epopöen abweichend, iſt der ganze Inhalt als eine Viſion dargeſtellt, welche Columbus in ſeinem einſamen Kerker von Valladolid hat.

Barmen, in einem zwei Stunden langen Thale an der Wipper im preuß. Herzogthume Cleve-Berg (im elberfelder Kreis des Regierungsbezirks Düſſeldorf) gelegen, welches in Ober- und Unter-Barmen eingetheilt wird, und wozu die Ortſchaften, Gemarke, Wipperfeld, Rittershauſen, Hecklinghauſen und Wichlinghauſen gehören, zählt 1010 Wohnhäuſer und 221 Manufacturgebäude. Die Zahl der Einwohner beträgt 19,030, wovon 9280 männlichen und 9750 weiblichen Geſchlechts, und zwar lutheriſch 10,302, reformirt 6969, katholiſch 1744, jüdiſch 15. Hier ſind 15 öffentliche Elementarſchulen, eine lateiniſche oder Gelehrtenſchule, zwei Privat-Erziehungs-Inſtitute. Eine Mineralquelle und Badeanſtalt befindet ſich in Unter-Barmen. Barmen iſt der Hauptſitz aller Bandmanufacturen auf dem Continente; dieſe Branche umfaßt alle leinene, wollene, baumwollene, ſeidene und halbſeidene Bänder von jeder Qualität, eben ſo alle Sorten Schnürriemen und Rundkordel; bedeutend ſind die Manufacturen von gewebten Spitzen, Nähzwirn, Siamoiſen ꝛc. Dieſe Fabricate werden in alle Welttheile verſandt. Zahlreiche Bleichereien und Färbereien befinden ſich in dieſem höchſt merkwürdigen, überaus reizenden Wipperthale, das in Rückſicht ſeines Gewerbfleißes in Deutſchland nicht ſeines Gleichen hat. Gemarke iſt der Hauptort von Barmen. Fremde ſahen mit Vergnügen die Spitzen- und Bandſtühle, die Schnürriemsmaſchinen ꝛc. Das Panorama von Barmen zeigt ſich am ſchönſten auf Dieckmanns Felde und in Wippermanns Garten.

Barmherzige Brüder und Schweſtern, ſ. Brüderſchaften.

Barnabiten heißen die 1536 zu Mailand entſtandenen, wie Weltgeiſtliche ſchwarzgekleideten, regulirten Chorherren des heil. Paulus nach der ihnen damals eingeräumten Kirche des heil. Barnabas daſelbſt. Sie widmeten ſich der Miſſion, dem Predigen, der Seelſorge und dem Jugendunterrichte, und hatten in Italien, wo ſie auf den Akademien zu Mailand und Pavia die Theologie lehrten, in Frankreich, Öſterreich und Spanien Häuſer, die ſie Collegien nannten. In Frankreich und Öſterreich ward dieſer Orden zur Bekehrung der Proteſtanten gebraucht. Jetzt beſteht er nur noch in Spanien und an einigen Orten Italiens. E.

Barnave (Antoine-Pierre-Joſeph-Marie), Advocat und Abgeordneter zu den franzöſiſchen Generalſtänden, großer Redner, eifriger Anhänger und frühes Opfer der Revolution. Er war 1761 in Grenoble geboren, Sohn eines ſehr reichen Procurators, proteſtantiſcher Religion, ward ſehr jung Advocat, und ergriff mit Feuer die revolutionären Grundſätze bei ihrem erſten Ausbruch. Zum Abgeordneten des dritten Standes bei der Verſammlung der Generalſtände gewählt, zeigte er ſich ſogleich als einen offnen und bittern Feind des Hofes. Er ward kurz hinter einander Secretär der Verſammlung,

Mitglied des Ausſchuſſes für die Colonien, Mitglied des diplomatiſchen Ausſchuſſes, und endlich im Jan. 1791 Präſident. Als er in den Ausſchuß für die Colonien getreten war, drang er darauf, daß nicht eher ein Decret gegen die Schwarzen gegeben würde, als bis die Colonien den erſten Widerſtand gegen die Neuerungen gezeigt haben würden. Aber er ſetzte es nicht durch, das Gegentheil geſchah; und durch dieſen Antrag, der gegen die Grundſätze der meiſten übrigen, ja gegen ſeine eignen früher geäußerten, ſehr anſtieß, fing ſogar ſein Credit an zu ſinken. Nach der Flucht des Königs war er faſt der Einzige, der ruhige Faſſung behielt. Er vertheidigte Lafayette gegen die Beſchuldigung des Mitwiſſens dieſes Schritts, und ward nach der Feſthaltung der königl. Familie, nebſt Petion und Latour-Maubourg, derſelben entgegengeſchickt, um ſie nach Paris zu begleiten. Der Anblick des erhabenen Mißgeſchicks und der Entweihung der königl. Würde ſcheint ihn erſchüttert zu haben. Er behandelte die Gefangenen mit aller ihrem Range und Unglück gebührenden Ehrfurcht, und machte einen trockenen Bericht, ohne alle Anmerkung. Von dieſem Augenblick an ging eine immer ſichtbar werdende Veränderung in ſeinen Grundſätzen vor. Er vertheidigte die Unverletzbarkeit der Perſon des Königs, und ſchilderte die Unglücksfälle, die der Republik drohten; nahm in einem, bei einem Regimente vorgefallenen Streite die Partei der Officiere gegen die Unterofficiere und Gemeinen; widerſetzte ſich der Verordnung, welche ſcharfe Maßregeln gegen die widerſpenſtigen Prieſter befahl; brachte es, wiewohl mit vieler Mühe, dahin, daß das auf die Colonien Bezug habende ſtrenge Decret zurückgenommen wurde. Sein Anſehn ſank immer tiefer, und er ward endlich von der Revolutionspartei ganz aufgegeben. Als nach dem 10ten Aug. 1792 die Correſpondenz des Hofes in die Hände der ſiegenden Partei fiel, gab man vor, auch Beweiſe ſeiner geheimen Verbindungen mit demſelben gefunden zu haben, und er ward den 29ſten Nov. 1793 guillotinirt.

Barneveldt (Johann von Olden), Großpenſionär von Holland, ein Mann, der mit einem durchdringenden Geiſte die einfachſten Sitten verband. Er war 1549 geboren, und zeigte früh einen glühenden Eifer für die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, welche das ſpaniſche Joch abgeworfen hatten. Als Generalanwalt der Provinz Holland bewährte er eben ſo ſehr ſeine Einſichten als ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlungen. Dreißigjährige Dienſte und Arbeiten hatten ſeinen Ruf befeſtigt. Er, der ſein Vaterland vor dem Ehrgeize Leiceſters geſchützt hatte, betrachtete mit aufmerkſamen Augen die geheimen Plane des Moritz von Naſſau, den ſeine Mitbürger zur Würde eines Statthalters erhoben hatten, und faßte bald ein ſolches Mißtrauen gegen die Talente und Anſichten dieſes Fürſten, daß er ſelbſt das Haupt der republikaniſchen Partei wurde. Das Verlangen derſelben war, daß die Macht getheilt, und der Statthalter der geſetzgebenden Gewalt untergeordnet werde. Die vereinigten Provinzen waren im Begriffe, die Früchte ihrer Ausdauer und ihres Muths zu ernten. Spanien eröffnete, unter Vermittelung des Erzherzogs, Gouverneurs der Niederlande, Friedensunterhandlungen. Barneveldt erſchien dabei als Bevollmächtigter, und entwickelte in dieſer ſchwierigen Angelegenheit die Talente eines Staatsmannes und die Feſtigkeit eines ächten Republikaners. Moritz von Naſſau, der den Krieg ſeines perſönlichen Vortheils wegen vorzog, wirkte dem Friedensgeſchäft entgegen; Barneveldt, der dies merkte, konnte nur

durch die dringendſten Bitten der Staaten bewogen werden, ſeine Geſchäftsführung fortzuſetzen, und ſchloß endlich 1609 mit Spanien einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde. Sein Anſehen ſtieg durch die glückliche Beendigung dieſer Angelegenheit noch höher, und reizte das Haus Naſſau zu immer größerer Eiferſucht. Schon waren die beiden Parteien in hohem Grade erbittert auf einander, als theologiſche Streitigkeiten dieſe Erbitterung noch vermehrten, die einen Bürgerkrieg befürchten ließ. Dieſem vorzubeugen, ſchlug Barneveldt eine Kirchenverſammlung vor, welche eine allgemeine Duldung in Anſehung der ſtreitigen Puncte feſtſetzte. Die Staaten gaben dieſer weiſen Maßregel auch anfangs ihre Zuſtimmung, bis ſpäter die Ränke der naſſauiſchen Partei ſie zu andern Anſichten brachten. Dieſe ſtellte die Arminianer als heimliche Freunde Spaniens dar; Barneveldt ward in Schmähſchriften angegriffen, und und in der Verſammlung der Staaten ſelbſt von dem Volke beleidigt, deſſen Abgott Moritz geworden war. Da Barneveldt nicht mehr hoffen durfte, den reißenden Strom aufzuhalten, und vorausſah, welches Schickſal ihm bevorſtehe, dachte er aufs neue daran, ſein Amt niederzulegen, um ſich der Wuth ſeiner Feinde zu entziehen; doch ſeine Pflicht und ſeiner Freunde Bitten ſiegten auch diesmal über ihn. Moritz dagegen verlangte die Zuſammenberufung einer Generalſynode, unter dem Vorwande, den Religionsſtreitigkeiten ein Ende zu machen. Auf Barneveldts Antrieb erklärten ſich die Staaten gegen dieſe Maßregel, deren Folgen nicht zweifelhaft waren. Man hob ſogar ohne Moritz Zuſtimmung Truppen aus, um die Ordnung in den Städten, wo die Gomariſten ſie geſtört hatten, wieder herzuſtellen; aber ſelbſt dieſe Eingriffe in die Gewalt des Statthalters raubten Moritz nichts von ſeiner Volksgunſt und von ſeiner Macht. Er ließ die Angriffe und Schmähungen gegen Barneveldt verdoppeln, welcher zur Widerlegung derſelben jene berühmte Denkſchrift herausgab, worin er den vereinigten Provinzen alle Ränke der naſſauiſchen Partei vor Augen legte, und ſie aufmerkſam auf die Gefahr machte, welche von dort ihrer Freiheit drohte. Moritz ließ 1618 die Synode zu Dortrecht halten, zu der faſt alle Calviniſtiſchen Kirchen Europas Abgeordnete ſchickten. Sie verurtheilte die Arminianer mit der ungerechteſten Strenge; für Moritz war dieſe Verurtheilung die Aufforderung zu noch gewaltſamern Schritten. Er ließ, ungeachtet der Vorſtellungen der Staaten, Barneveldt, nebſt den andern Häuptern der Arminianer, verhaften, und von 26 erkauften Richtern, die wegen des erdichteten Verbrechens des Hochverraths den Mann, dem ſein Vaterland ſein politiſches Daſein dankte, zum Tode verurtheilen. Umſonſt waren die Vorſtellungen der verwitweten Prinzeſſin von Oranien und des franz. Geſandten, umſonſt erhoben ſeine Freunde und Verwandten laut ihre Stimme; Moritz blieb unerſchütterlich Am 13ten Mai 1619 beſtieg der ehrwürdige 72jährige Greis das Blutgerüſt, und litt den Tod mit derſelben Feſtigkeit, die er unter allen Umſtänden ſeines Lebens bewieſen hatte.

Barometer, ein Werkzeug, um den Druck der Luft und ſeine Veränderungen zu meſſen. Gewöhnlich beſteht es aus einer oben luftleeren und verſchloſſenen Glasröhre mit Queckſilber. Bei ſtärkerem Drucke der Luft ſteigt darin das Queckſilber höher, bei geringerem ſinkt es herab. Evangeliſta Torricelli, ein Schüler des berühmten Galilei, und deſſen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik zu Florenz, iſt der Erfinder des Barometers. Er kam gegen die Mitte

des 17ten Jahrh. auf den Gedanken, daß dieſelbe Urſache, welche das Waſſer nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte (ſ. Atmoſphäre) — eine Entdeckung ſeines Lehrers Galilei — auch das 14mal ſchwerere Queckſilber, und zwar nur 2¼ Fuß oder 27½ Zoll treiben und halten werde. Er fing an Verſuche zu machen, und ſchmelzte zu dem Ende eine Glasröhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Öffnung füllte er ſie mit Queckſilber, kehrte ſie dann mit Vorhaltung des Fingers um, und ſetzte ſie, indem er den Finger von der Öffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Queckſilber. Zu ſeiner Freude fand er ſich in ſeiner Erwartung nicht getäuſcht. Das Queckſilber floß aus dem obern Theile der Röhre ab, und blieb in einer 27½ Zoll hohen Säule ſtehen. Nur einiges Nachdenken war erforderlich, um Torricelli zu der Überzeugung zu bringen, daß die Erhaltung der Queckſilberſäule von 27½ Zoll von nichts anderm, als von dem Drucke der auf der Queckſilberfläche im Gefäße ruhenden und ſich bis an die Grenzen der Atmoſphäre erſtreckenden Luftſäule herrühre. Während ſich Torricelli mit dem weitern Nachdenken über dieſen Gegenſtand beſchäftigte, übereilte ihn 1647 der Tod. Die beſchriebene Vorrichtung, die nichts anders, als das Barometer ſelbſt iſt, führt von ihm den Namen der Torricelliſchen Röhre. — Pascal machte ſich Torricellis Muthmaßungen zu eigen, und ſtellte zu ihrer Beſtätigung mehrere Verſuche an. Einem ſeiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Verſuche auf dem Berge Puy de Dome anzuſtellen. Dieſer fand dabei, daß das Queckſilber der Torricelliſchen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Fuß hohen Berges über drei pariſer Zoll niedriger ſtand, als es am Fuße der Berges geſtanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewieſen, daß nicht, „Abſcheu vor dem leeren Raume," (horror vacui) wie man bis dahin geglaubt hatte, ſondern der Druck der Luftſäule, deren Höhe und alſo auch Schwere auf dem Berge abgenommen hatte, die Aufrechthaltung der Queckſilberſäule in der Röhre verurſache. Man bemerkte auch deutlich das allmählige Fallen der letztern beim Beſteigen des Berges. — Schon den erſten Erfindern des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß ſich der Stand des Queckſilbers in der Torricelliſchen Röhre faſt täglich verändere. Sie ſchloſſen hieraus ganz natürlich, daß auch der Druck der Atmoſphäre unaufhörlichen Veränderungen unterworfen ſein müſſe, und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Beſtimmung dieſer Veränderungen brauchen könne; doch verfolgten ſie dieſen Gedanken nicht weiter. Otto von Guericke war darauf vorzüglich aufmerkſam, und nach und nach wurden es mehrere. Man gab bald der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. Schweremeſſer, oder auch Baroſcop, d. i. ein Werkzeug, welches zur Beobachtung der Schwere dient, und fing ſogar bald an, aus dem Steigen und Fallen des Queckſilbers auf Wetterveränderungen zu ſchließen, wodurch beim großen Haufen der Name Wetterglas veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Beſtimmung der Witterung kann das Barometer nur in ſo fern gebraucht werden, als gutes Wetter mit trockner, ſchlechtes Wetter mit feuchter Luft verbunden zu ſein pflegt, die Schwere der Luft aber ſich nach ihrer trocknen oder feuchten Beſchaffenheit verändert. Obwohl die einfache Torricelliſche Röhre hinreichte, dieſe Veränderungen wahrzunehmen, ſo hat man doch mancherlei Verbeſſerungen damit vorgenommen. Ohne die verſchiedenen Arten der Barometer anführen zu wollen, erwähnen wir nur, daß man

der Bequemlichkeit wegen die Torricelliſche Röhre unten krümmte, und an das hinaufgekrümmte Ende derſelben ein rundes oder längliches, oben offenes Gefäß anſchmelzte, in welches das Queckſilber gegoſſen ward, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befeſtigte man die ganze Röhre, nebſt dem erwähnten daran angeſchmelzten und mit ihr in Verbindung ſtehenden Gefäß, auf ein Bret, und verzeichnete auf daſſelbe einen Maßſtab, um das Steigen und Fallen des Queckſilbers deſto genauer zu beobachten. Dieſe Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer. Da, nach dem Angeführten, das Fallen des Queckſilbers in einem gewiſſen Verhältniß zu der erſtiegenen Höhe ſteht, ſo kann das Barometer auch zu Höhenmeſſungen angewendet werden, wozu aber die gewöhnliche Einrichtung nicht ausreicht. De Luc fand, daß in dieſer Hinſicht das Heberbarometer, welches ſeinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die beſten Dienſte leiſte. In dieſem Barometer haben die Queckſilberſäulen in beiden Schenkeln der Röhre gleichen Durchmeſſer; auch iſt an beiden Schenkeln ein Maßſtab angebracht. Zu einem genauen Barometer wird beſonders erfordert: 1) daß allein die äußere Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn erhält ſie Luft, ſo bekommt die Queckſilberſäule nicht die gehörige Höhe, und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Queckſilber. Um alle Luft herauszuſchaffen, wird bei Verfertigung des Barometers das Queckſilber in der Röhre ſtark ausgekocht; 2) ein genauer Maßſtab und 3) daß das Barometer genau lothrecht hänge. Bei Beobachtung des Barometers muß übrigens das Auge völlig in einerlei Ebene mit dem Stande des Queckſilbers gehalten, und dieſer beim höchſten Puncte ſeiner Rundung gemeſſen werden.

Baron (Michel), eigentlich Boyron, geboren zu Paris 1653, war der Sohn eines Schauſpielers, der früher Kaufmann geweſen war, und wurde der Zögling und Freund Molières. So ſehr er ſeinen Lehrer als Schauſpieler übertraf, ſo ſehr ſtand er ihm als Schriftſteller nach. Er war von der Natur mit den herrlichſten Gaben ausgeſtattet, und bemühte ſich, dieſelben durch Kunſt zu entwickeln und auszubilden. Doch fühlte er ſehr wohl, daß das Genie ſich den Regeln der Kunſt nicht ſklaviſch unterwerfen könne. „Die Regel will," ſagt er, „daß der Schauſpieler in der Action die Arme nicht über den Kopf erhebe, bringt jedoch die Leidenſchaft eine ſolche Bewegung von ſelbſt mit ſich, ſo iſt ſie dennoch gut; denn die Leidenſchaft gilt mehr als die Kunſt." Man nennt ihn einſtimmig den Roscius ſeines Jahrhunderts. Im J. 1691 verließ es das Theater mit einer Penſion von 3000 Livres, betrat aber daſſelbe im J. 1720 als ein Greis von 68 Jahren aufs neue, und fand ſeinen ehemaligen Beifall wieder. Baron hatte eine ſehr hohe Idee von ſeinem Stande; er pflegte zu ſagen, die tragiſchen Schauſpieler ſollten an den Brüſten von Königinnen geſäugt werden. Nicht weniger groß als ſein Eifer für ſeinen Stand war ſeine Eitelkeit; nach ihm ſieht die Welt alle Jahrhunderte einen Cäſar, aber es werden Jahrtauſende erfordert, einen Baron hervorzubringen. Er ſtarb 1729, 77 Jahre alt. 1760 erſchienen drei Bändchen Theaterſtücke unter ſeinem Namen, die jedoch, vielleicht mit Unrecht, nicht alle für ächt gehalten werden. Seine vorzüglichſten Luſtſpiele, die auch noch jetzt zu dem Repertorium des Théâtre français gehören ſind: L'homme à bonnes fortunes, La coquette et la fausse prude und L'Andrienne, nach Terenz.

Baron. So nannte man im Mittelalter jeden freien Gutsherrn, der, weil er kein Lehn beſaß, kein Dienſtmann war. Sie hatten über ihre Hörigen die nämlichen Rechte, als die Statthalter der Provinzen. Man nannte ſie auch Dynaſten. Sie gehörten zum hohen Adel und erſchienen wegen ihres Beſitzes auf Reichs- und Landtagen. Der jetzige Baronstitel ſteht zwiſchen jenem des Grafen und gewöhnlichen Edelmanns. Die Baronin oder Baronne heißt auf deutſch Freifrau oder Freiin — Baron iſt gleichbedeutend mit dem Worte Bannerherr. — Die engliſchen Baronets erſtanden erſt 1612 unter Jacob I. Er hatte dazu alle Perſonen ernannt, welche drei Jahre lang auf ihre Koſten 80 Mann in Irland zur Unterhaltung der Ordnung daſelbſt unterhalten wollten. Alle Baronets führen daher in ihrem Wappen eine blutige Hand, als das Wappen der iriändiſchen Provinz Ulſter — **Barons** der 5 Häfen heißen die Abgeordneten der Städte Dover, Sandwich, Hithe, Romney, Haſtings, Wiechelſea und Ryn, deren jede dieſer Städte zwei ins brittiſche Unterhaus ſendet.

Barras (Paul François Jean Nicolas, Vicomte de), Mitglied des Nationalconvents, und nachher des vollziehenden Directoriums, geboren zu Fohempoux in der Provence, 1755 aus der Familie der Barras, deren Alter in der Gegend zum Sprichwort geworden war. Er fing ſeine Laufbahn als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc an, und diente bis 1775. Um dieſe Zeit machte er eine Reiſe nach Isle de France, wo einer ſeiner Verwandten Gouverneur war, und trat in das Regiment von Pondichery; nachdem Pondichery ſich ergeben hatte, diente er auf Suffrens Geſchwader und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankreich mit dem Charakter eines Capitäns, überließ er ſich ſeinem Hange zu Spiel und Weibern, und zerrüttete dadurch ſeine Vermögensumſtände. Die Revolution trat ein, und er zeigte ſich ſogleich als Gegner des Hofes, und ſpielte ſeine Rolle in den Verſammlungen des dritten Standes, während ſein Bruder in denen des Adels ſaß. Den 14ten Juli 1789 nahm er Theil an dem Angriffe auf die Baſtille, ſo wie den 10ten Auguſt 1792 gegen die Tuilerien. Gleich darauf ward er zum Geſchwornen bei dem hohen Gerichtshofe von Orleans ernannt, und im September zum Abgeordneten bei dem Nationalconvent, wo er für den Tod Ludwigs XVI. ſtimmte. Im October ward er nebſt Freron in die mittägigen Provinzen geſchickt, und zeigte ſich zu Marſeille minder heftig als dieſer. So feſt er ſich daſelbſt den Ruf eines Patrioten begründet hatte, ſo mißfiel er doch Robespierre. Nur Barras Charakter und Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielten jenen zurück, und er beſchloß, ihn in die große Proſcription, mit der er umging, zu verwickeln. Barras vereinigte ſich mit den Ausſchußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall nahe ſahen, und einen Machtſtoß verſuchen mußten, um ihren Unterdrücker zu ſtürzen, und ſpielte auf dieſe Art eine Hauptrolle am 9ten Thermidor (27ſten Juli 1794). Er erhielt den Oberbefehl der bewaffneten Macht, trieb die Truppen Henriots zurück, und bemächtigte ſich Robespierres. Den folgenden Tag legte er den Oberbefehl nieder, und ward einige Tage darauf zum Secretär ernannt. Den 4ten Febr. 1795 ward er Präſident. Am 10ten Oct. 1795, als die Wahl des geſetzgebenden Körpers neue Unruhen in Paris herbeiführte, und die Aufrührer gegen den Convent anrückten, erhielt Barras abermals den Oberbefehl über die Truppen des Convents und das Bataillon der zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. Bei dieſer Gelegenheit berief er den General

Buonaparte an ſeine Seite und machte von ſeinen Dienſten trefflichen Gebrauch. In ſeinem Berichte ſchrieb er ſogar den ganzen Sieg dieſem jungen Generale zu, und erhielt wenige Tage darauf für ihn den Oberbefehl des Heers im Innern. Seine wichtigen Dienſte beförderten ihn ins Directorium. Man hat geſagt, daß Buonaparte ihm das Commando der italieniſchen Armee zu verdanken gehabt habe. Wie dem auch ſei, ſo fühlte doch Barras, daß Buonaparte dem, der ihn zu leiten vermöchte, ein entſchiedenes Übergewicht geben würde, und brachte von Carnot das Portefeuille des Kriegsminiſters an ſich. Dieſes entzweite beide, und Carnot neigte ſich deshalb einige Zeit auf die Seite des Rathes, in deſſen Mitte ſich eine Partei zur Einſchränkung der Directorialmacht, und beſonders der Gewalt des Barras gebildet hatte. Die Spaltung konnte ſich nur mit dem Sturze der einen oder der andern Partei endigen; die des Rathes ſank bei den Ereigniſſen des 18ten Fructidor (4ten Sept. 1797), wovon Barras einer der Haupturheber war. Von dieſem Zeitpuncte an regierte er unumſchränkt bis zum 13ten Juni 1799, wo Sieyes in das Directorium trat. Barras gelang es deſſen ungeachtet, ſich neben jenem zu erhalten, während Merlin von Douay, Treilhard und Larevellière-Lepaux ſich genöthigt ſahen, ihren Abſchied zu nehmen. Er ſelbſt aber ward ein Opfer des 18ten Brumaire (9ten Nov. 1799). In einem höchſt ungeordneten Briefe, den er nach St. Cloud ſandte, legte er ſeine Stelle nieder, und erhielt auf ſein Verlangen vom erſten Conſul eine Begleitung, die ihn noch denſelben Abend auf ſein Gut Grosbois brachte. Nachher verkaufte er dieſes, und zog ſich nach Brüſſel zurück, wo er mehrere Jahre lang ein anſehnliches Haus machte. Später erhielt er die Erlaubniß, ſich in das mittägige Frankreich zu begeben. Man erwartet von ihm Memoiren.

Barre iſt ein Wort, das in dem Berg- und Münzweſen vorkommt, wo eine Silber- oder Goldbarre ſo viel als ein länglich viereckiges, mehr oder minder ſtarkes Stück gegoſſenen Silbers oder Goldes bedeutet, zum Unterſchiede von den längern und ſchmälern, mehr ſtabförmigen Stücken, welche Zain heißen. — Außerdem hat Barre auch bei der Schiffahrt mehrere Bedeutungen, z. B. der Ruderſtock, oder die Stücken Holz, die um den Maſt unter den Maſtkörben ſich befinden, um dieſe zu halten ꝛc. — Ferner eine Sandbank, oder eine Reihe Klippen im Meere, beſonders an den Mündungen der Flüſſe; endlich auch gewiſſe gefährliche Wellen längs der Küſte von Guinea in Afrika.

Barrère (Bertrand), geboren zu Tarbes, aus einer angeſehenen Familie, war anfangs Parlamentsadvocat zu Toulouſe, wo er durch ſeinen geſchmackvollen und leichten Vortrag Aufmerkſamkeit erregte. 1789 kam er als Abgeordneter zu der Generalſtändeverſammlung, wo er ſeine republikaniſchen Grundſätze bereits laut äußerte. Dann ward er Mitglied des Convents und am 29ſten Nov. 1792 deſſen Präſident. Am 11ten Dec. ward Ludwig XVI. unter Barrères Vorſitz zum erſtenmal vor Gericht verhört. Hierauf ward er eins der thätigſten Mitglieder des berüchtigten Wohlfahrtsausſchuſſes. Um Barrère ganz kennen zu lernen, müßte man alle Verhandlungen des Convents vom 21ſten Sept. 1792 wo derſelbe eröffnet ward, bis zum 27ſten Juli 1794 (9ten Thermidor) aufführen. Es ſind wenige Sitzungen vergangen in denen er nicht die Rednerbühne einige Stunden lang behauptet hätte. Noch den Tag vor Robespierres Sturz hielt ihm Barrère eine Lobrede, als er aber ſah, daß der Convent ſich ge-

gen ihn erklärte, verließ er ihn plötzlich und ſchloß ſich ſeinen Feinden an. Durch dieſes Verfahren nahm Barrère nebſt andern Theil an dem glücklichen Ausgange der Ereigniſſe vom 8ten Thermidor, und erhielt ſich dadurch noch einigen Einfluß. Im März 1795 ward er dennoch zur Deportation verurtheilt; er entzog ſich derſelben aber durch die Flucht. Nach der Revolution vom 18ten Brum. hob der erſte Conſul, ſeine Verbannung auf. Später ließ er ein Journal unter dem Titel: Mémorial antibritannique, erſcheinen. Seitdem zeigte er ſich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Regierung Napoleons, ohne jedoch unter derſelben eine bedeutende Rolle zu ſpielen. 1815 traf auch ihn die rächende Nemeſis: er ward gleich allen andern ſogenannten Königsmördern, die unter Napoleon bei ſeiner zweiten Uſurpation Dienſte genommen hatten, verbannt.

Barri (Marie-Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), die berüchtigte Geliebte Ludwigs XV., Königs von Frankreich, war die Tochter eines Commis beim Steuerpachtweſen zu Vaucouleurs, Namens Gomart de Vaubernier. Sie wurde 1744 geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters frühzeitig zu einer Modehändlerin, dann zu der berüchtigten Gourdan, wo man ſie als Mademoiſelle Lange kannte, und ward dann des Grafen du Barri Mätreſſe, der auf ihre außerordentlichen Reize höhere Plane baute. Er leitete es ſelbſt dahin ein, daß ſie dem Könige bekannt wurde (dont les sens étaient blasés par la débauche, ſagt ein Schriftſteller, et qui ne savait plus ennoblir par son choix ses honteuses faiblesses. Le vieux monarque, fährt er fort, accoutumé à rencontrer le respect jusque dans les bras de ses maîtresses, retrouva des jouissances et des désirs près d'une femme d'une espèce nouvelle pour lui. Il l'aima de toute sa faiblesse, et l'empire d'une vile prostituée sur le souverain le plus majestueux et le plus imposant fut fondé par la lubricité). Schnell trat ſie an die Stelle der Marquiſe von Pompadour. Es ſchien dem Könige nöthig, ſie zu verheirathen; dies Glück ward dem Grafen du Barri, einem Bruder des vorigen, zu Theil, und nunmehr ward die Gräfin du Barri öffentlich am Hofe eingeführt. Bald regierte ſie ganz Frankreich; ſie ſtürzte den Herzog von Choiſeul, deſſen ſtolzer Geiſt ſich nicht vor ihr beugen wollte; erhob den Herzog von Aiguillon, und unterſtützte denſelben in ſeiner Rache gegen das Parlament, in welcher dieſer ſo weit ging, daß daſſelbe im Jan. 1771 aus Paris verwieſen, und wenige Wochen darauf ganz aufgehoben ward. Man würde ihrem Geiſte jedoch zu viel Ehre erzeigen, wenn man das, was ſie wirkte, ihrer Selbſtthätigkeit, und nicht vielmehr den Ränken anderer Höflinge zuſchreiben wollte, welche ſich ihrer zu bedienen wußten; ſie ſelbſt war eine Frau, die mehr das Vergnügen, als die Intrigue liebte. Nach dem Tode des Königs wurde ein Verhaftsbefehl gegen ſie erlaſſen, und ſie in eine Abtei bei Meaux verbannt. Später erhielt ſie Erlaubniß, in ihrem ſchönen Pavillon unweit Marly zu wohnen. Bis zu Robeſpierres Regierung lebte ſie während der Revolution ruhig. Allein ihre Reichthümer und ihre Verbindung mit den Briſſotiſten ſtürzten ſie. Sie ward vor Gericht gezogen, zum Tode verurtheilt, und den 9ten Dec. 1792 guillotinirt. Als ſie zum Tode geführt wurde, hörte ſie nicht auf, um Gnade zu flehen; ihre Augen waren in Thränen gebadet; ſie ſchrie laut und bat das Volk um Mitleiden. Im Augenblicke ihrer Hinrichtung hörte man ſie noch ausrufen: Monsieur le bourreau, encore un moment. Man hat

Digitized by Google

bemerkt, daß von allen vom Revolutionstribunal in dieſer ſchrecklichen Zeit zu Tode verurtheilten Frauen und Mädchen ſie die einzige geweſen, die ſo viel Schwäche und Todesfurcht gezeigt habe.

Barriere-Tractat. Als im utrechter Frieden, 1715, das Haus Öſterreich die ſpaniſchen Niederlande erhielt, geſchah dieſe Abtretung von Seiten der Holländer, welche jene Provinzen in Gemeinſchaft mit England erobert hatten, nur unter der Bedingung, daß ihnen, zu Sicherung ihrer Grenzen gegen den übermächtigen Nachbar, das Recht gelaſſen ward, in verſchiedenen Feſtungen des Landes, namentlich in Namur, Dornick, Menin, Furnes, Warneton Ypern und Fort Knocke eigene Beſatzungen, und in Dendermonde mit Öſterreich gemeinſchaftliche Beſatzung zu haben, und daß Öſterreich ſich verpflichtete, zu Unterhaltung dieſer Mannſchaften jährlich 500,000 Thaler an Holland zu zahlen. Der Vertrag, welcher dieſerhalb zwiſchen beiden Mächten abgeſchloſſen ward, hieß der Barriere-Tractat. 1781 ward derſelbe, aller Gegenvorſtellungen der Generalſtaaten ungeachtet, von Kaiſer Joſph II. eigenmächtiger Weiſe für aufgehoben erklärt.

Barros (Joande), der berühmteſte portugieſiſche Geſchichtſchreiber, wurde zu Viſeo 1496 geboren, und ſtammte aus einer ausgezeichneten alten adeligen Familie. Er ward anfänglich Page bei dem König Emanuel, aber ſein Verſtand und ſeine Geſchicklichkeit zeichneten ihn ſo aus, daß ihn der König in einem Alter von 17 Jahren zum nähern Geſellſchafter des Kronprinzen machte. Früh zeigte er ſeine Neigung zu den Wiſſenſchaften, und alle ſeine Muße wendete er an, um den Salluſt, Livius und Virgil zu leſen. Mitten unter den an einem Hofe unvermeidlichen Zerſtreuungen, im Vorzimmer, ſchrieb er ſein erſtes Werk, einen hiſtoriſchen Roman, Kaiſer Clarimond betitelt, der ſich vortheilhaft durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. Es erſchien 1520, als der Verfaſſer erſt 24 Jahre alt war. Barros überreichte es dem Könige, der es wohlgefällig aufnahm, und ihm den Auftrag ertheilte, die Geſchichte der Portugieſen in Indien zu ſchreiben. Zwar ſtarb der König einige Monate darauf, aber ſein Auftrag ward dennoch ausgeführt, und 32 Jahre ſpäter erſchien dieſes ſchöne hiſtoriſche Werk. König Johann III. ernannte Barros zum Gouverneur der portugieſiſchen Niederlaſſungen in Guinea, und in der Folge zum Generalagenten dieſer Länder. Er verwaltete dieſe Stelle mit vieler Einſicht und Redlichkeit. 1530 ſchenkte ihm der König die Provinz Maranhon in Braſilien, um dort eine Niederlaſſung zu bewerkſtelligen. Barros verlor aber dabei einen großen Theil ſeines Vermögens, und gab die Provinz dem Könige zurück, der ihn auf eine andere Weiſe dafür entſchädigte. In einem Alter von 72 Jahren zog er ſich auf ſein Landgut Alitem zurück, wo er drei Jahre nachher ſtarb. Sein Werk über die Portugieſen in Indien beſteht aus 40 Büchern, führt den Titel: l'Azia Portugueza, und wird in dieſem Fache immer ein claſſiſches Werk bleiben. Soltau in Lüneburg liefert daraus einen Auszug für deutſche Leſer. Außerdem hat er einen moraliſchen Dialog, Rhopicancuma, geſchrieben, worin er zeigt, wie verderblich es iſt, ſeine Grundſätze zu verlaſſen, um ſich nach den Umſtänden zu fügen; allein dieſes Werk wurde von der Inquiſition verboten. Noch gibt es von ihm einen Dialog über falſche Scham, und eine portugieſiſche Grammatik, die erſte, die herausgekommen iſt.

Barry (James), ein berühmter Maler und Schriftſteller über die Kunſt, geboren zu Cork in Irland 1741, geſtorben 1806. Sein Vater trieb Küſtenhandel zwiſchen England und Irland, und hatte auch ihn zum Seemann beſtimmt, aber ſein unwiderſtehlicher Hang zum Zeichnen und Malen gewann die Oberhand. Durch eins ſeiner erſten Ölgemälde, welches den Schutzpatron von Irland, den heiligen Patrik, darſtellte, erwarb er ſich die Unterſtützung des berühmten Burke, der ihn in ſeinem 23ſten Jahre mit nach London nahm, und ihn dem ſogenannten Athener-Steward empfahl, bei dem er alte Ölgemälde copirte. Dann aber gaben ihm die Gebrüder Burke die nöthige Unterſtützung, um nach Paris und Rom zu gehen, von wo er Ausflüge nach Florenz, Bologna und Neapel machte. Drei Jahre hielt er ſich in Italien auf, bildete ſeinen Geſchmack durch das Studium der großen Meiſterwerke, lernte ſie trefflich beurtheilen, und ſchrieb gründliche Kritiken über ſie. Unter ſeinen eigenen Erzeugniſſen werden Adam und Eva, Venus, Jupiter und Juno auf dem Ida, und beſonders der Tod des Generals Wolf, am meiſten gerühmt. Nach ſeiner Rückkehr ward er zum Mitglied der königl. Akademie und zum Profeſſor der Malerkunſt ernannt. Er arbeitete 7 Jahre lang an den Gemälden, die den großen Saal der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte verzieren. Auch gab er ein berühmtes Werk: Unterſuchung über die Urſachen, welche die Fortſchritte der Künſte in England hindern, 1775 heraus. Er ſucht dieſe Urſachen in der proteſtantiſchen Religion, in dem unruhigen, bürgerlichen Sinn der Engländer, und in ihrer Vorliebe für das Nützliche in Gewerben und Künſten. So ſehr man ſeine Kritik des Schönen und ſeine Theorie der Künſte bewundert, ſo vielen Beifall ſeine Werke bei ſeinen Landsleuten gefunden: ſo ſehr hat man die Unrichtigkeit ſeiner Zeichnung und die Ungeſelligkeit ſeiner Sitten getadelt.

Bart, die Haare an Kinn, Wange und Oberlippe, welche eine Auszeichnung des männlichen Geſchlechts ſind. Sie unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Haaren nur durch größere Härte und ihre Form. Der Bart ſprießt mit dem Eintritt der Mannbarkeit; früher iſt das Geſicht mit einem dünnen Flaum bedeckt, welcher der Keim des Bartes zu ſein ſcheint. Den Zuſammenhang des Bartes mit der Mannbarkeit beweiſt unter andern auch der Umſtand, daß er ſich bei den Verſchnittenen gar nicht entwickelt; doch hat die Verſchneidung im männlichen Alter den Verluſt des bereits vorhandenen Bartes nicht zur Folge. — Die Deutſchen ſahen nach Cäſars Bericht, und vielleicht mit Recht, die Verſpätung des Bartes als günſtig für die Entwickelung der Kräfte an. Indeß giebt es auch Fälle, wo die Verzögerung des Bartes ein Zeichen von Schwäche iſt; dieſe Bemerkung macht man an Männern von zartem Bau, deren weiße Farbe wenig Lebenskraft verräth. Bei den Amerikanern, die von Natur weichlich und feigherzig ſind, beſteht der Bart nur aus wenig einzelnen Haaren, die ſie als überflüſſig ausraufen. Es iſt nicht unwichtig, auf die Verſchiedenheit in der Farbe, Dichtigkeit, Anzahl und Länge der Barthaare zu merken, weil dieſe Eigenſchaften mit der Natur der Individuen, dem Clima, das ſie bewohnen, ihrem Alter, ihrem Körperzuſtand und ihrer Nahrung in Beziehung ſtehen. Sie ſind ſchwarz, trocken, hart und einzeln bei jähzornigen Männern, die im reifen Alter ſtehen, ferner bei den Bewohnern heißer und trockner Länder, wie die Araber, Äthiopier, Indier, Italiener, Spanier. Dagegen haben Perſonen von wäſſeriger Beſchaffenheit, junge Leute, die Bewohner kalter und

feuchter Länder, wie die Holländer, Engländer, Schweden, gewöhnlich einen blonden, dichten, wenig krauſen Bart. Je nachdem dabei die Umſtände zuſammenwirken, erzeugt ſich eine unendliche Mannichfaltigkeit. Die Nahrung erzeugt in der Beſchaffenheit der Haare ſehr merkliche Veränderungen. Bei einer guten, kraft- und ſaftvollen Nahrung iſt der Bart weich und ſanft: er iſt hart und ſpröde, wenn die Nahrung dürftig, trocken und unverdaulich iſt. Die Farbe ſcheint größtentheils von zufälligen Urſachen abzuhängen. — Im Allgemeinen iſt von jeher und bei allen Völkern der Bart als eine Zierde des Mannes angeſehen worden; den Juden verbot Moſes das Scheren deſſelben; bei den alten Deutſchen war die Beraubung des Bartes eine ſtreng verpönte Schmach, bei den Indiern eine ſchwere Strafe. Noch jetzt iſt bei vielen Völkern der Bart ein Zeichen beſonderer Würde und Hoheit, z. B. bei den Türken. Das gegenwärtig in ganz Europa übliche Abſcheren des Bartes ſchreibt ſich von den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. her, die beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen ſich die Hofleute und Bürger ſcheren, um ihren Königen ähnlich zu ſein, und nachher ward eine, immer allgemeiner gewordene Sitte daraus, welcher ſich wenigſtens der Vorzug größerer Sauberkeit nicht abſprechen läßt; wogegen aber auch wohl nicht zu läugnen ſein möchte, daß der, durch das tägliche Abſchneiden des Barthaars ſo ungemein beförderte Wachsthum deſſelben, dem übrigen Körper nothwendiger Weiſe einen Theil derjenigen Säfte rauben müſſe, deren er zu ſeinem Gedeihen bedarf, und daß folglich die Sitte des Bartſcherens als eine mitwirkende Urſache der gegenwärtigen Verweichlichung des Menſchengeſchlechts angeſehen werden könne.

Barthélemy (Jean Jacques), am 20ſten Jan. 1716 zu Caſſis, unweit Aubagne, in der ehemaligen Provence geboren, erhielt eine gute Erziehung bei den Vätern vom Oratorium zu Marſeille, und ſollte ſich ſpäterhin bei den Jeſuiten zum geiſtlichen Stande vorbereiten, deren verkehrte Behandlung ihm aber dieſe ſeine Beſtimmung ſo ſehr verleidete, daß er in der Folge alle Anträge zu geiſtlichen Stellen ablehnte, und den Titel eines Abbé blos annahm, um anzuzeigen, daß er zu dieſem Stande gehörte. Von Jugend auf liebte er das Studium der alten Sprachen, ſogar der älteſten orientaliſchen, und der Alterthümer überhaupt. Sein unermüdeter Fleiß und der Scharfſinn, womit er alle Gegenſtände der mühſamſten und trockenſten Unterſuchung erforſchte, ſetzten ihn bald in den Stand, den Gelehrten in dieſem Fache neue Entdeckungen mitzutheilen, unter welchen das palmyreniſche Alphabet, das er (1758) bekannt machte, eine vorzügliche Stelle behauptet. Schon 1747 ward er Mitglied der pariſer Akademie der Inſchriften, nachdem er bald nach ſeiner Ankunft in Paris (1744) dem Aufſeher des königl. Medaillencabinets zum Gehülfen beigeſellt worden war. Um eben dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft des nachher ſo berühmten Miniſters Choiſeul, damaligen Grafen Stainville, welcher eben im Begriff ſtand, als Geſandter nach Rom abzugehen, und Barthélemy einlud, ihn dahin zu begleiten. Dieſer, ſeit 1758 Oberaufſeher des Medaillencabinets, nahm das Anerbieten an, und ging 1764 nach Rom. Er durchwanderte ganz Italien, ſammelte neue Alterthumsſchätze und beſchäftigte ſich nach ſeiner Rückkehr mit gelehrten Arbeiten, und mit der Einrichtung des ihm anvertrauten Cabinets, das er mit einer großen Anzahl koſtbarer und ſeltener Medaillen vermehrte. Unter ſeinen Privatarbeiten zeichnete ſich keine durch Gelehrſamkeit und ſchöne Darſtellung ſo ſehr aus, als die Reiſe

des jungen Anacharſis nach Griechenland, an der er von 1757 an, 30 Jahre arbeitete. Er ſelbſt war beſcheiden genug, dieſes Werk eine unbehülfliche Compilation zu nennen, während alle geiſtreichen Köpfe Frankreichs und des Auslandes daſſelbe mit der größten Hochachtung aufnahmen, und die glückliche Darſtellungsgabe des Verfaſſers nicht genug bewundern konnten, der die ungleichartigſten Theile des griechiſchen Alterthums aus verſchiedenen Zeiten in ein ſo ſchönes Ganze verwebt, und mit eben ſo viel Gelehrſamkeit als Geſchmack verarbeitet hatte. Barthélemy, welcher noch in ſeinem Alter ein vollſtändiges Verzeichniß des königl. Medaillencabinets ausarbeiten wollte, aber durch die ſchon 1788 ſich erhebenden Revolutionsſtürme daran verhindert wurde, blieb bei ſeinen eignen Arbeiten ſtehen, und erwartete ruhig den Ausgang der öffentlichen Angelegenheiten, an denen er nicht den geringſten Antheil nahm. 1789 erhielt er eine Stelle in der Académie française. Zwar raubte ihm die Revolution den größten Theil ſeines bedeutenden Einkommens; allein er ertrug dieſen Verluſt mit Gelaſſenheit. Am 20ſten Aug. 1793 ward er von einem Beamten bei der Nationalbibliothek des Ariſtokratismus beſchuldigt, und am 2ten Sept. verhaftet, jedoch bald darauf nicht allein wieder in Freiheit geſetzt, ſondern auch durch den damaligen Miniſter des Innern, Paré, wieder unter die Zahl der Bibliothekare aufgenommen. Der Vorfall hatte aber auf ſeine ohnedies ſchon ſchwächliche Geſundheit die nachtheiligſten Folgen. Als der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek, der berüchtigte Carra, am 31ſten Oct. 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm die Stelle an; er lehnte ſie aber ab, um ſeine wenigen Lebenstage ruhig zuzubringen. Er ſtarb am 30ſten April 1795, mit dem Ruhme eines durchaus rechtſchaffenen Mannes, eines vielſeitigen Gelehrten und ausgezeichneten Schriftſtellers.

Barthélemy (François), des vorigen Neffe, geboren um das J. 1750, hatte ſich der diplomatiſchen Laufbahn gewidmet, und ſchon unter der königl. Regierung mehrere Geſandtſchaften an auswärtige Höfe als Secretär begleitet. Er war lange Zeit Geſandter am ſchwediſchen Hofe, und wurde beim Ausbruch der Revolution in dieſer Eigenſchaft nach London geſendet. Im Dec. 1791 ward er nach der Schweiz geſchickt, vertrat dort mit Eifer Frankreichs Sache, ſchloß den Frieden zwiſchen Frankreich und Preußen in Baſel und bald darauf auch mit Spanien und dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel. Seine Unterhandlungen mit Wickham, dem engliſchen Geſandten in der Schweiz, hatten nicht denſelben günſtigen Erfolg. 1796 rief ihn ein höherer Poſten in ſein Vaterland zurück. Man hatte ihn im Rathe der Alten an die Stelle Letourneurs, zum Mitgliede des vollziehenden Directoriums gewählt. Alle Parteien waren mit dieſer Wahl zufrieden, und ſchon wurden Anſtalten gemacht, den künftigen Director feierlichſt einzuholen; der beſcheidene Barthélemy vermied aber dieſes Gepränge, und kam in aller Stille in Paris an. Indeſſen erfuhr er auch hier das Schickſal ſo vieler anderer: er ward am 4ten Sept (1797) verhaftet, und mit Pichegru und andern Verbannten nach Cayenne geführt. Nach kurzer Zeit wußte er jedoch mit ſechs andern und ſeinem treuen Kammerdiener, Le Tellier, der ſelbſt die Verbannung mit ſeinem Herrn getheilt hatte, zu entfliehen, worauf er nach England kam, und nach der Revolution vom 18ten Brumaire (9ten Nov. 1799) einer der erſten war, welche wieder zurückgerufen wurden. Bald nachher ward er Senator und Reichsgraf.

Während Napoleons Regierung hatte er nie bedeutenden Einfluß. In den Tagen der Abdankung bekam er einige Wichtigkeit als Präſident des Senats. Er ward in der Folge zum Pair ernannt, und zum Großoffizier der Ehrenlegion. Graf Barthélemy verbindet mit ungewöhnlichen Talenten eine ſeltene Rechtſchaffenheit. Ohne Ehrgeiz und Ruhmgierde ſuchte er immer dem Vaterland als einer ſeiner treueſten Söhne zu dienen, und erwarb ſich die Hochachtung aller Parteien. Als Pair hat er ſich auf die Seite der Ultras geneigt. Darum trug er im Feb. 1819 auf die Abänderung des Wahlgeſetzes von 1817 an; allein die Miniſter (Decazes und Deſſolles) verſchafften ſich durch die Ernennung von 59 neuen Pairs die Mehrheit, und Barthélemys Antrag ward den 23ſten März verworfen.

Bartholomäer, eine Verbindung von Weltgeiſtlichen in Baiern, geſtiftet von Bartholomäus Holzhauſer, einem Prieſter zu Ingolſtadt, 1640. Ihre Zahl iſt nicht klein, und ſie beſchäftigen ſich mit der Erziehung junger Leute und haben Koſtgänger. Kinder und Jünglinge, die kein Vermögen haben, erziehen ſie unentgeltlich, laſſen ſie ſtudieren und promoviren, wofür ihnen dieſe nichts ſchuldig ſind, als die Pflicht, wenn ſie in gute Umſtände kommen, gegen ihre Wohlthäter Dankbarkeit zu beweiſen. Ihre Tracht beſteht in einem langen Rocke und einer Binde um den Leib.

Bartholomäusnacht, ſ. Bluthochzeit.

Bartolozzi (Francesco), einer der berühmteſten Kupferſtecher, geboren 1730 zu Florenz, wo er die Zeichenkunſt bei Hugfort, Feretti und andern erlernte. In Venedig (wo er beſonders in dem Hauſe des Dichters, Grafen Gozzi, wegen ſeines Talents auf der Guitarre wohl gelitten war) bei ſeinem Lehrer Wagner, in Florenz und Mailand ätzte er eine Menge andächtiger Vorſtellungen, ging dann nach London, wo er die anſehnlichſten Unterſtützungen fand, und ſeine Blätter endlich ſo allgemein geſucht wurden, daß eine vollſtändige Sammlung derſelben bis auf 1000 Pf. St. galt. Auch ward ihm die Stelle eines königlichen Kupferſtechers, ſo wie ein Platz in der königl. Akademie der Künſte zu London zu Theil. 40 Jahre war er in London, als er, um das Porträt des Regenten in Kupfer zu ſtechen, nach Liſſabon ging, wo er 1807 den Chriſtusorden erhielt. Er ſtarb daſelbſt im April 1815. „Bartolozzi — dieſes Urtheil findet man ſchon in Archenholz britt. Annalen von 1789 — iſt einer der größten und fleißigſten Künſtler, gleich vortrefflich in mehrern Manieren, und im Zeichnen ſo geübt, daß nicht ſelten die Mängel des incorrecten Gemäldes, nach welchem er arbeitet, unter ſeiner Behandlung im Kupferſtiche verſchwinden, oder wenigſtens gemildert erſcheinen. Wegen der großen Anzahl ſeiner Zöglinge verdient er mit Recht der Stifter der engliſchen Kupferſtecherſchule genannt zu werden." Geſchmack und Genie finden ſich in allen ſeinen Werken, und ſein Grabſtichel verbindet mit Richtigkeit der Zeichnung eine hohe Zartheit der Ausführung. Eines ſeiner vorzüglichſten Blätter iſt der Tod des Lord Chatam, nach Copyel, wovon ſchon vor vielen Jahren ein guter Abdruck mit 150 Thalern bezahlt wurde; eins der lieblichſten ſeine Lady and Child. Die Geſammtzahl ſeiner Werke ſteigt über 2000. Sein Sohn, der in London lebt und deſſen Tochter mit dem jüngern Veſtris verheirathet iſt, zeichnet ſich als Maler aus.

Baſalt, eine mit dem Schörl nahe verwandte Steinart von dunkler Farbe, welche durch Scheidewaſſer zum Theil aufgelöſt wird, eiſenhaltig iſt und nur ſchwer im Feuer ſchmilzt. Man findet ihn in

ganzen Bergen, z. B. im Kurheſſiſchen, wo man ihn zum Steinpflaſter nutzt. Der Meißner hat unter andern große Baſaltlager. Dahin gehören die ungeheuren Baſaltpfeiler in der Fingalshöhle auf der hebridiſchen Inſel Staffa, der Rieſenbaum in Irland u. ſ. w. Die Pfeiler ſind bald fünf-, bald viereckig. Wegen ſeiner großen Ähnlichkeit mit der Lava und wegen anderer Eigenſchaften hält man ihn für ein vulcaniſches Erzeugniß, das ſich verhärtet, kryſtalliſirt und ſenkrecht geſpalten habe. Andere glauben, er ſei aus einer flüſſigen Maſſe durch Kryſtalliſation entſtanden, noch andere endlich, die Maſſe des Baſalts ſei anfangs von Waſſer durchgeweicht, aber nicht flüſſig, ſondern breiartig geweſen, habe ſich nach und nach verdichtet, Riſſe bekommen, und jene Pfeilergeſtalt angenommen, wobei vielleicht ein unterirdiſches Feuer mitgewirkt habe. Die Gold- und Silberarbeiter gebrauchen den Baſalt als Probierſtein.

Baſchkiren oder Baſchkurt ſind ihrer Abkunft nach wahrſcheinlich Nogajer, welche Bulgaren unter ſich aufgenommen haben; wenigſtens iſt ihr Land ein Theil der ehemaligen Bulgarei. Vormals zogen ſie unter eigenen Fürſten im ſüdlichen Sibirien umher; von den ſibiriſchen Khanen beunruhigt, ließen ſie ſich in ihren jetzigen Beſitzungen nieder, breiteten ſich an der Wolga und dem Uralfluſſe aus, und unterwarfen ſich der Oberherrſchaft des kaſaniſchen Khanats. Als dieſer Staat durch Iwan II. zerſtört wurde, fügten ſie ſich freiwillig unter Rußlands Scepter; empörten ſich jedoch nachmals zu verſchiedenen Zeiten, wodurch ihr Wohlſtand und ihre Volksmenge bedeutend vermindert ward. 1779 machten ſie 27,000 Familien aus, die ihre Wohnſitze in den Statthalterſchaften Ufa und Perm haben. Sie ſind Mohammedaner, meiſtens mit Pfeilen, Bogen und Lanzen bewaffnet, und leben von der Jagd, Vieh- und Bienenzucht. Aus gegohrner Pferde, und Kameelmilch bereiten ſie ein berauſchendes Getränk, Kumüß, das ſie ſehr lieben.

Baſedow (Joh. Bernh.), gehört zu den merkwürdigern Männern ſeines Jahrhunderts. In Hamburg, wo ſein Vater Perückenmacher war, 1723 geboren, beſuchte er das daſige Johanneum, und ſtudirte in Leipzig, von wo er als Hauslehrer nach dem Holſteiniſchen ging, 1753 Profeſſor der Moral und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Soroe und 1761 Lehrer am Gymnaſium zu Altona ward. Die Erſcheinung des Emil von Rouſſeau (1762) begeiſterte ihn mit dem Gedanken, Verbeſſerer des Erziehungsweſens zu werden, und die Grundſätze Rouſſeaus und des von ihm ſehr geſchätzten Comenius in Ausübung zu bringen. An Talent und Kraft dazu fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und ſeine Zeit war nicht unempfänglich. 15,000 Rthl. Beiträge von Fürſten und Privatperſonen deckten die Koſten ſeines Elementarwerks, das nach dem pomphafteſten Ankündigungen als eine gemalte Welt mit 100 Kupfertafeln in deutſcher, franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache 1774 erſchien. Es ſollte der Jugend eine Maſſe der Vorſtellungen aus der wirklichen Welt an die Hand geben, um zugleich die Augen zu ergötzen und den Weltbürgerſinn zu entwickeln, auf den es Baſedow bei ſeiner Erziehungsmethode abgeſehen hatte. Die Muſterſchule dieſer Methode wurde ſeit 1774 zu Deſſau, wohin der edle Fürſt Franz ihn ſchon ſeit 1771 berufen hatte, ſein eröffnetes Philanthropin. Doch verſprach er mehr, als er leiſtete; ſein unruhiger, immer mit weitausſehenden Planen und Idealen beſchäftigter Geiſt und eine ſeinen Mitarbeitern oft fühlbare Herrſchſucht ließ ihn nicht ausharren. Schon

1778 verließ er nach vielen Mißhelligkeiten und Händeln, beſonders mit ſeinem fleißigern, aber eigenſinnigen Mitarbeiter Wolke, das Philanthropin, fuhr aber mit gleichem Eifer fort, durch pädagogiſche und philoſophiſche Schriften für ſeine Ideen thätig zu ſein, bis er 1790 zu Magdeburg ſtarb. Sein Einfluß auf die Denkart ſeiner Zeit war groß; um die damals anhebende Aufklärung von Deutſchland hat er ein entſchiedenes Verdienſt, und wenn ihm auch die Humaniſten die Herabwürdigung der Alten, wozu ihm am meiſten der Mangel an eigener gründlicher Gelehrſamkeit verleitete, und eine Menge von Übertreibungen, Mißgriffen und Spielereien mit Recht vorgeworfen haben; ſo wird ihm doch niemand ſtreitig machen, daß er durch ſeine ſiegende Beredſamkeit für die von vielen vergeſſene heilige Sache der Menſchenerziehung, Aufmerkſamkeit und Begeiſterung zu wecken, treffliche Ideen und nothwendige Wahrheiten in ſchnellen Umlauf zu ſetzen, und die Theilnahme der Regierungen zu gewinnen verſtand, obwohl er ſelbſt lieber umwälzen und neu ſchaffen, als ausbilden, ordnen und vervollkommnen mochte. Über ſeine Methode und Muſterſchule vergl. die Art. Philanthropin und Philanthropinismus. E.

Baſel, die größte Stadt in der Schweiz, Hauptſtadt des Cantons gleiches Namens, der auf 13 QM. 47,000 reformirte Einw. zählt und 409 Mann zum Bundescontingente ſtellt. Sie liegt in einer ſchönen Gegend unter 7° 31′ öſtl. L. und 47° 40′ nördl. Br., iſt im Ganzen wohl gebaut, hat in 2100 Häuſern 16,000 Einw. und wird durch den Rhein in zwei ungleiche Theile, die „mehrere" und „mindere," (größere und kleinere) Stadt getheilt, welche durch die 715 rheinl. Schuh lange Rheinbrücke verbunden ſind. Zwiſchen den Bewohnern beider Stadttheile herrſchte ſeit uralten Zeiten eine Abneigung, die noch jetzt nicht gänzlich auszurotten iſt. Ehemals war Baſel eine Reichsſtadt, trat aber 1501 in den Schweizerbund. Hiſtoriſch wichtig iſt ſie durch das von 1431 bis 1448 hier gehaltene Concilium (welches den Grundſatz erneuerte, daß ein Concilium über dem Papſte ſei, Eugen IV. abſetzte, den Huſſiten (ſ. d. Art.) den Kelch im Abendmahle zugeſtand, und erſtlich auf Verbeſſerung der Kirchenverfaſſung und Kirchenzucht dachte, aber von dem römiſchen Hofe nicht anerkannt wird) und durch den am 5ten April 1795 hier zwiſchen der franzöſiſchen Republik und Preußen (Barthélemy und Hardenberg) abgeſchloßnen Frieden geworden (ſ. Friedensſchlüſſe). Ökolampadius, Grynäus, Burtorf, Wetſtein, Hermann, die Bernoullis und Euler wurden hier geboren. Auch Erasmus lebte hier mehrere Jahre lang und liegt in der Domkirche begraben. Zu den Merkwürdigkeiten gehört die 1459 geſtiftete Univerſität mit einer trefflichen Bibliothek, ein Münzcabinet, ein botaniſcher Garten, ein Gymnaſium, eine Kunſt- und Naturalienſammlung, eine Geſellſchaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen, ein Seminar für Miſſionarien, die deutſche Bibelgeſellſchaft, welche Bibeln mit ſtehenden Lettern druckt, und bei jeder Auflage mehrere Hundert an die Armen vertheilt. Zu den Eigenheiten Baſels zählt man, daß die Uhren um eine Stunde gegen die Uhren anderer Orte vorgehen. Die Stadtverwaltung iſt in den Händen eines großen Raths von 280 Mitgliedern, aus deren Mitte der kleinere Rath, beſtehend aus 60 Perſonen, gewählt wird. Der Handel iſt ausgebreitet, hauptſächlich durch die Erzeugniſſe der Seidenbandmanufakturen, auch die Fabriken von Seidenzeugen, Kattun, Papier, Leinwand und

Handſchuhen, ſo wie die Bleichereien und Färbereien, ſind bedeutend. In der neueſten Zeit hat die Univerſität Baſel beſondere Aufmerkſamkeit erregt, indem die in Deutſchland wegen politiſcher Geſinnungen gewiſſermaßen geächteten berühmten Lehrer, wie Oken, de Wette, Snell und andere, hier Aufnahme, Schutz und Anſtellung gefunden.

Baſilica, buchſtäblich Königswohnung. In den erſten Jahrhunderten Roms waren die Baſiliken prächtige öffentliche Gebäude, von länglich viereckiger Geſtalt, gewöhnlich mit korinthiſchen Säulen und mit Statuen ausgeſchmückt und zu verſchiedenen Geſchäften beſtimmt. Die Bürger verſammelten ſich hier zu Berathſchlagungen über Gemeinwohl, Kaufleute ſtellten ihre Waaren aus, junge Redner übten ſich hier in der Declamation u. ſ. w. Conſtantin der Große räumte den Chriſten in Rom einige Baſiliken zu ihrem Gottesdienſte ein. Daher kam es, daß die erſten chriſtlichen Kirchen ſelbſt den Namen der Baſiliken erhielten, und daß man, als in der Folge neue Kirchen erbaut wurden, die Form der alten Baſiliken für ſie beibehielt.

Baſilius, der Heilige, auch zum Unterſchiede von andern Kirchenlehrern gleiches Namens der Große genannt, geb. 329 und 370 Biſchof zu Cäſarea in Kappadocien, wo er 379 ſtarb, ragt unter den griechiſchen Kirchenvätern an Gewicht und kirchlichem Anſehen als der vorzüglichſte hervor. Die entſchiedenen Verdienſte, die er ſich um die Reglung der Kirchenzucht, des Gottesdienſtes und der Verhältniſſe der Geiſtlichkeit erworben, die Menge ſeiner erbaulichen und gehaltreichen Predigten, die Kraft, mit der er bei aller Friedfertigkeit gegen die Arianer kämpfte, und vor allen ſeine erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens, für das er noch jetzt geltende Gelübde und Regeln entwarf, und in ſeinem eigenen ſtrengen Leben ſelbſt befolgte, erklären das große Anſehen dieſes Heiligen. Die griechiſche Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichſten Schutzheiligen, und feiert ſein Feſt den 1ſten Jan.; die Mönche und Nonnen, ſowohl dieſer als auch der übrigen orientaliſchen nicht unirten Kirchen, folgen faſt durchaus ſeiner Regel, und auch in Italien gab es ſonſt, und in Sicilien, Spanien, Portugal und Amerika gibt es noch jetzt Klöſter dieſer Gattung, welche den Orden der Baſilianer bilden. Die Baſilianer tragen ſchwarze Kleidung, und widmen ſich nur dem beſchauenden Leben. Die vom heil. Baſilius verordneten Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der Armuth ſind die Regel aller Ordensgeiſtlichen der Chriſtenheit, ob er gleich vorzugsweiſe der Stammvater der morgenländiſchen Ordensgeiſtlichen iſt, wie der heil. Benedict Patriarch der abendländiſchen. E.

Baſilisk, eine Art gelber, ſehr giftiger Schlangen in Afrika. Man hatte daraus ein Wunderthier erdichtet, welches die Geſtalt eines Hahns mit bunten Drachenflügeln und einem Drachenſchwanze haben ſollte. Schon ſein Anblick ſollte tödtlich ſein; man könne ihn, fabelte man, nur dadurch tödten, daß man durch einen vorgehaltenen Spiegel ſeinen giftigen Blick gegen ihn kehre. Sonſt hieß auch eine Art großer Kanonen, oder die doppelten Feldſchlangen, Baſilisken.

Baskerville (John), ein berühmter engliſcher Buchdrucker, geb. 1706 zu Wolverley, in der Grafſchaft Worceſter. Nachdem er früher Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham geweſen, unternahm er es 1750, neue Schriften zu ſchneiden, die erſt nach mehrjährigen Verſuchen und vielen Koſten zu ſeiner Zufriedenheit ausfielen. Er druckte mit denſelben 1756 ſeinen Virgil in Quart, dem, von lateiniſchen Claſſikern, ſpäter der Horaz, Terenz, Catull, Lucrez, Ju-

venal, Salluſt und Florus in gleichem Formate folgten. Außerdem druckte er mehrere engliſche Claſſiker, z. B. den Milton, und einige andere Werke. Seine Verdienſte um die Buchdruckerkunſt ſind allerdings groß, und um ſo mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zu Theil ward. Seine Typen können wegen ihrer Schönheit noch jetzt als Muſter dienen, wenn auch durch die Prachtdrucke eines Bodoni und Didot die Erzeugniſſe ſeiner Preſſen jetzt übertroffen worden ſind. Sein Virgil und ſeine engliſche Bibel werden in typographiſcher Hinſicht ganz beſonders geſchätzt. Baskerville ſtarb 1775 in einem Alter von 69 Jahren, und nach ſeinem Tode kaufte Beaumarchais die von ihm nachgelaſſenen Druckſchriften für 3700 Pfund, und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaires Werken. Baskerville war ein durchaus rechtlicher, gefälliger, aber finſterer Mann, von ſchönem Äußern. Als eine ſonderbare Eigenthümlichkeit wird von ihm angeführt, daß er die entſchiedenſte Abneigung gegen allen äußern Gottesdienſt hatte, den er unter jeder Form für Aberglauben und Blendwerk erklärte. Er machte es daher auch ſeinen Erben ausdrücklich zur Pflicht, ſeinen Leichnam nicht auf den Kirchhof und unter kirchlichen Gebräuchen, ſondern ohne dieſelben in einer auf ſeinem Grund und Boden zu dieſem Zweck erbauten Pyramide zu begraben.

Basquen, Biscayer, der Name der Cantabrer (Gasconier), eines Volks, das ehedem in Spanien an den Pyrenäen wohnte, und ſich am Ende den 6ten Jahrh. an der Nordſeite dieſes Gebirges zwiſchen demſelben und der Garonne niederließ. Nach langen Kämpfen unterwarfen ſie ſich den fränkiſchen Königen. Unter den Carolingern wählten ſie ſich einen eigenen Herzog; als aber die Familie deſſelben erloſchen war, kamen ſie im 11ten Jahrh. unter die Herrſchaft von Aquitanien, und mit dieſem 1453 an Frankreich. Sie haben ihre uralte Sprache und alten Sitten, z. B. die Nationaltänze, beibehalten. Sie ſind ſehr gute Seeleute, und waren die erſten unter den Europäern, die auf den Wallfiſchfang ausgingen, den ſie aber ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr betreiben. Sie bewohnen in Spanien die Provinzen Biscaya, Guipuzcoa und Alava (zuſammen 147 QM. 188,000 Einw.); in Frankreich die Departements Ober- und Nieder-Pyrenäen, Arriège und Obergaronne.

Basrelief. Wir gebrauchen dieſes Wort durchaus gleichbedeutend mit Hautrelief, und verſtehen darunter mehr oder weniger erhobene Figuren auf einem flachen Grunde. Einen völlig genügenden deutſchen Ausdruck dafür haben wir noch nicht, weshalb uns denn vor der Hand nichts anders übrig bleibt, als den franzöſiſchen beizubehalten; und lächerlich iſt die Verirrung einiger neuern Schriftſteller, aus übelverſtandenem Franzoſenhaß, ſtatt der faſt ganz bei uns eingebürgerten franzöſiſchen Ausdrücke, die italieniſchen Wörter Baſſo-rilievo und Alto-rilievo einführen zu wollen. Die Alten, und die ihren Grundſätzen folgenden Künſtler bedienten ſich in ihren Reliefs gemeiniglich nur einer einzigen Fläche; allein die glücklichen Verſuche mehrerer Neuern, eines Bernini, Algardi, Angelo, Roſſi, haben gezeigt, daß das Basrelief keineswegs in ſo enge Grenzen beſchränkt iſt, und daß es durch gehörige Anordnung der Figuren und Verſchießung der Lichter und Schatten ſehr wohl eine verhältnißmäßige Täuſchung in Rückſicht der Flächen hervorzubringen vermag, wenn auch die Wirkungen der Malerei dabei nicht erreicht werden können. Stellt der Künſtler im Relief mehrere Flächen dar, ſo muß er allerdings die Figuren

der erſten Fläche weit hervorſpringen laſſen, deſſen ungeachtet aber ſind ſie von einem talentvollen Künſtler mit den Figuren der zweiten und dritten Fläche in Übereinſtimmung zu bringen, ſobald er nur den erforderlichen Platz hat. Den Geſetzen der Compoſition gemäß, wird er die Hauptfiguren durch das höchſte Licht und den höchſten Schatten herausheben. Aber dieſer Hauptſchatten wird durch keine kleinen und magern Schattenpartien unterbrochen werden, ſondern vielmehr eine große Maſſe bilden, wodurch er gleichſam geſchwächt wird, und mit den übrigen in Übereinſtimmung kommt. Kleine Lichtfäden, durch jene große Schattenmaſſe gezogen, würden die Harmonie ſtören. Die Bekleidung der Figuren der erſten Fläche müſſen alſo im großen Styl, und an den Figuren ſelbſt nichts von Verkürzungen ſein, die, beſonders nach vorwärts, von übler Wirkung ſind. Die ganzen Figuren der zweiten und folgenden Flächen, und jeder Theil derſelben müſſen weniger hervorſpringen, keine ſo große Maſſen und feſte Tinten bilden wie die erſtern. Die Formen müſſen je entfernter, deſto ſchwächer und in ihren Umriſſen, in Lichtern und Schatten unbeſtimmter erſcheinen; wobei der Künſtler die Geſetze der Perſpective auf das genaueſte beobachten muß, da er die Entfernungen auszudrücken nur wenig Vertiefung hat. Um nicht durch den Schatten, den unvermeidlich eine Figur immer auf die andere wirft, jede Täuſchung vernichtet zu ſehen, muß er die Figuren ſo ordnen, daß dieſe Schatten natürlich ſcheinen. Das Basrelief dient zur Verzierung von Werken der Baukunſt, und muß jederzeit mit dem Charakter des Gebäudes, zu welchem es gehören ſoll, übereinſtimmen.

Baß heißt in der Muſik die unterſte oder tiefſte von den vier angenommenen Stimmen. Er iſt die Hauptſtimme und der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher beſonders gut und ſtark beſetzt ſein. Als Generalbaß (ſ. d.) wird er zu einer eignen Wiſſenſchaft. Der Umfang des Baſſes iſt vom großen F bis zum eingeſtrichenen d oder e. Als einzelnes Inſtrument hat der Baß (auch Violon genannt) heut zu Tage gewöhnlich vier Saiten, und geht vom tiefen e (die Stimmung von unten herauf iſt e, a, d, g) bis ins $\overline{d}$ und $\overline{c}$. Der kleinere Baß (Baſſetto oder gewöhnlich Violoncello genannt) wird ebenfalls mit vier Saiten bezogen, fängt in der Tiefe vom großen C an (die Stimmung iſt c, g, d, a,) und geht bis ins $\overline{f}$ und $\overline{g}$.

Baſſa, ſ. Paſcha. Zu unterſcheiden davon iſt Baſcha oder Baſchi, eigentlich ein Oberer, dann aber ein Ehrentitel, der jedem türkiſchen Soldaten zukommt und den faſt jeder Türke dem andern gibt, da ſie ſich alle als Soldaten betrachten.

Baſſano, eine blühende italieniſche Handelsſtadt in der venetianiſchen Delegation Vicenza, an der Brenta, unter 11° 43′ ö. L. und 45° 46′ n. Br. Sie hält kaum eine italieniſche Meile im Umfange, hat aber geräumige Vorſtädte und 11,500 Einw. Eine ſteinerne Brücke, 182 Fuß lang, verbindet die Stadt mit dem großen Dorfe Vicantino. Das Clima iſt geſund, und dem Wein- und Olivenbau ſehr günſtig. Der Handel mit Seide, Tuch und Leder wird lebhaft betrieben, und Remontinis Buchdruckerei liefert fortwährend eine große Anzahl ſchön gedruckter eleganter Werke. Napoleon erhob ſie zu einem Herzogthume mit 15,000 Thl. jährl. Einkünfte, und verlieh dieſes 1809 ſeinem Miniſter Staatsſecretär, Maret. Die Stadt iſt mit Baſſanelle am See Baſſano, im Kirchenſtaate, dem Hauptorte

eines Herzogthums, dem Hauſe Colanna gehörig, nicht zu der
wechſeln.

Baſſeliſſe, ſ. Hauteliſſe.

Baſſe-taille heißt in der Muſik die Tenorſtimme, der Teno-
riſt, die Tenorgeige und Tenorflöte; in der Baukunſt etwas erhobene
oder halb erhobene Arbeit; auch die Kunſt und Wiſſenſchaft, dergleichen
Arbeiten zu verfertigen.

Baſſethorn, das tonreichſte unter den Blasinſtrumenten, we-
gen ſeiner krummen Biegung auch Krummhorn genannt, und, wie
man glaubt, in Paſſau erfunden. Später iſt es vorzüglich durch
Theodor Lotz in Presburg vervollkommnet worden. Es iſt genau ge-
nommen ein größeres Clarinet und gleicht demſelben, ungeachtet der
Verſchiedenheit in der Form, nicht allein in Anſehung der Beſtand-
theile und des Tons, ſondern auch der Intonation, des Anſatzes und
der Applicatur, ſo daß jeder Clarinettiſt es ohne beſondere Hinder-
niſſe ſpielen kann. Außer dem Schnabel, vermittelſt deſſen das In-
ſtrument intonirt wird, beſteht es aus fünf Stücken, welche zuſammen
funfzehn Tonlöcher enthalten, von denen vier mit offenen und vier
mit verſchloſſenen Klappen verſehen ſind. Sein Umfang beträgt drei
volle Octaven, nämlich vom großen bis zum zweigeſtrichenen f.

Baſſompierre (François de), Marſchall von Frankreich, und
einer der ausgezeichnetſten und liebenswürdigſten Männer, unter den
Regierungen Heinrichs IV. und Ludwigs XLI., war 1579 in Lothrin-
gen geboren; er ſtammte von einem Zweige des cleviſchen Hauſes ab.
Nachdem er Italien bereiſet hatte, erſchien er am Hofe Heinrichs IV.,
wo ſeine Neigung für Pracht, Spiel und Galanterie ihn angenehm
machte, und wo er bei den Feſten und Luſtbarkeiten der Hauptſtadt
glänzte; bald aber betrat er eine würdigere Laufbahn. Er machte
1602 ſeinen erſten Feldzug gegen den Herzog von Savoyen mit Aus-
zeichnung, und focht nicht minder rühmlich im folgenden Jahre unter
dem kaiſerl. Heere gegen die Türken. Seine Liebe für Frankreich
führte ihn dahin zurück, er erſchien wieder am Hofe, und bewarb
ſich um die Tochter des Connetable von Montmorency, deren Reize
dem guten Heinrich IV. die heftigſte Leidenſchaft einflößten. Baſſom-
pierre gab den Bitten und Verſprechungen ſeines Königs nach, und
leiſtete auf die Verbindung mit ihr Verzicht. Nach Heinrichs Tode
zeichnete er ſich aufs neue durch Tapferkeit aus; 1622 ernannte ihn
Ludwig XIII. zum Marſchall von Frankreich, und gewann ihn ſo
lieb, daß Luynes, der erklärte Günſtling, darüber beunruhigt wurde,
und ihm offen erklärte, daß er auf ſeine Entfernung vom Hofe be-
ſtehe, wobei er ihm die Wahl ließ, ob er eine Geſandtſchaft, den
Oberbefehl eines Heers, oder eine Gouverneurſtelle übernehmen wolle.
Baſſompierre entſchied ſich für einen Geſandtſchaftspoſten, und be-
kleidete einen ſolchen nach einander in Spanien, in der Schweiz und
in England. Nach ſeiner Rückkehr in Frankreich trat er wieder in
die militäriſche Laufbahn, und wohnte den Belagerungen von Ro-
chelle und Montauban bei. Der Cardinal Richelieu, der bald darauf
den König und ganz Frankreich ſeinem Deſpotismus unterwarf,
fürchtete Baſſompierres Kühnheit und vertraute Verbindung mit dem
Hauſe Lothringen, und nahm, da jener ſich in Anſchläge gegen ihn
einließ, dieſe zum Vorwand, ihn 1631 verhaften und in die Baſtille
ſetzen zu laſſen, aus welcher er erſt 1643 nach des Cardinals Tode
befreit wurde. Er ſtarb 1646. Baſſompierre hatte in ſeiner Jugend
mit vielem Erfolg die Philoſophie, Rechtsgelehrſamkeit, Arzneikunde

und Kriegskunſt ſtudiert. Während ſeiner Gefangenſchaft arbeitete er ſeine Denkwürdigkeiten und die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaften in Spanien, der Schweiz und England aus, die über die Ereigniſſe jener Zeit viel Licht verbreiten.

Baſſora, Buſſora oder Basrah, Hauptſtadt des Paſchaliks gleiches Namens in der ottomaniſchen Provinz Turkomanien oder „türkiſch Armenien," jetzt vereinigt mit dem Paſchalik Bagdad, liegt unter 44° 46′ ö. L. und 30° 32′ n. Br. am weſtlichen Ufer des Schatal Arab, ungefähr 20 deutſche Meilen von der Mündung dieſes Stroms, der für Schiffe von 500 Tonnen Laſt bis an die Stadt ſchiffbar iſt. Die von ſeinen Gewäſſern beſpülten Stadtmauern haben einen Umfang von etwa 2 deutſchen Meilen, ſind mit ſchwerem Geſchütze beſetzt und von einem breiten, tiefen Waſſergraben umgeben. Innerhalb der Ringmauern ſieht man viele Gärten und Pflanzungen von kleinen Canälen durchſchnitten. Deß ungeachtet iſt die Stadt unreinlich; überdies iſt ſie ſehr mittelmäßig gebaut, und die Straßen ſind unregelmäßig. Die durchgehends niedrigen von Lehmſteinen aufgeführten Häuſer haben platte Dächer. Auch die Bazars, obwohl ſie eine Fülle der koſtbarſten Erzeugniſſe des Orients enthalten, ſind ſchlechte Gebäude. Die engl. Factorei wird für das ſchönſte Haus in der Stadt gehalten. Die Landcorreſpondenz zwiſchen dem engl. Oſtindien und dem Mutterland geht über Baſſora, unter der Leitung des dortigen brittiſchen Reſidenten. Die Einwohner, deren Zahl man auf 50 — 60,000 anſchlägt, beſtehen aus Arabern, Türken, Perſern und wenigen Europäern, die in den Factoreien ihrer Nationen wohnen. Am zahlreichſten ſind die Araber, und nächſt ihnen die Türken und Armenier. Unter den Arabern gibt es einige reiche Leute, allein die große Mehrheit iſt ſehr arm, und muß ſich die ſchwerſten Arbeiten um geringen Lohn gefallen laſſen. Die Türken beſtehen faſt lediglich aus Beamten oder Militärperſonen; die Kaufleute ſind faſt durchgehends Armenier, deren viele zu großem Anſehen gelangt ſind. Faſt alle Einwohner von Baſſora leben mittelbar oder unmittelbar vom Handel, der hier eine der Hauptniederlagen für alle in der Türkei eingeführten indiſchen Erzeugniſſe bildet. Die Einfuhrartikel ſind: Seidenwaaren, Mouſſelin, Tuch, Gold- und Silberſtoffe, mancherlei Arten von Metallen, Sandelholz, Indigo, Perlen, Mocka-Kaffee, Shawls, Specereien u. ſ. w. Europäiſche Waaren ſind ſelten und theuer, und unter ihnen haben die engl. Fabricate bei den hieſigen Kaufleuten einen entſchiedenen Vorzug. Die Ausfuhrartikel beſtehen größtentheils aus den eingebrachten Waaren, auch wird ein ausgedehnter Handel mit ſchönen und ſtarken Pferden geführt. Der Handelsverkehr ins Innere des Landes geſchieht durch Karavanen über Aleppo und Bagdad nach Conſtantinopel. Durch das öftere Austreten des Fluſſes, und die dadurch verbreiteten ſchädlichen Ausdünſtungen wird der Aufenthalt in Baſſora, insbeſondere für Fremde, ſehr ungeſund. Die Umgebungen ſind mit Roſen zum Deſtilliren bepflanzt; doch leidet der Landmann ſehr von den Räubereien der Araberhorden; um ihre Streifzüge abzuwehren, hat neuerlich der Staathalter längs der nahen Wüſte eine beinahe 20 deutſche Meilen lange Mauer aufführen, und an allen Durchfahrten mit Wachen beſetzen laſſen. — Baſſora, im J. 636, auf Befehl des Khalifen Omar, gegründet, ward bald eine der blühendſten und berühmteſten Städte des Orients. Nach manchen Kämpfen zwiſchen den Türken und Perſern gerieth es 1668 unter die Botmäßigkeit der erſteren, ward 1777 von den Perſern erobert, im folgenden Jahre aber aufs neue von den Türken beſetzt

Sie wurden zwar 1787 durch die Araber daraus vertrieben, allein bald gelang es dem Paſcha von Bagdad, die Stadt wieder einzunehmen. Noch immer wird ſie, wenn gleich ihres ehemaligen Rufes beraubt, dem Range nach als die zweite Stadt der Provinz betrachtet.

Baſtard iſt im Allgemeinen ein von ungleichen Ältern erzeugtes Geſchöpf. Bei Menſchen kann dieſe Ungleichheit nur in dem Range und Stande der Ältern beſtehen. Man pflegt indeß hauptſächlich ein uneheliches, natürliches Kind mit dem Namen Baſtard zu bezeichnen. Ein minder edler Ausdruck für Baſtard iſt im deutſchen Bankert. Unter den Thieren nennt man Baſtarde diejenigen, die von zwei Thieren verſchiedener Art gezeugt ſind, wie z. B. das Maulthier, der Mauleſel u. ſ. w. Die Natur hat allen aus einer ſolchen Vermiſchung entſprungenen Gattungen die Fähigkeit verſagt, ſich weiter fortzupflanzen, wodurch ſonſt die Thiergattungen und ihre Spielarten ins Unendliche vermehrt werden würden. Übrigens iſt zu bemerken, daß nur gewiſſe Gattungen von Thieren ſich mit einander vermiſchen, andere hingegen, z. B. Hunde und Katzen, durch eine natürliche Abneigung von einander geſchieden bleiben. Endlich ſpricht man auch im Pflanzenreich von Baſtarden, und verſteht darunter die unter einen fremden Himmelsſtrich verpflanzten und dort ausgearteten Gewächſe.

Baſtia, ehemalige Hauptſtadt der Inſel Corſica unter 9° 26′ 30″ ö. L. und 42° 41′ 36″ n. Br. auf einem Hügel im nordöſtlichen Theile der Inſel. Sie iſt in amphitheatraliſcher Form, übrigens ſchlecht gebaut und hat enge Gaſſen, eine ſtarke Citadelle am Meere, einen geräumigen, aber nicht ſehr bequemen Hafen. Die Einwohner (11,500) treiben einen beträchtlichen Handel mit Häuten, Wein, Öl, Feigen und Hülſenfrüchten, welches alles die Umgegend in großer Fülle hervorbringt. Die hier verfertigen Dolche werden von den Italienern ſehr geſchätzt. Die Stadt hat eben ſo oft die Oberherrſchaft gewechſelt als der Reſt der Inſel. Im J. 1745 ward Baſtia von den Engländern genommen. Im folgenden Jahre aber den Genueſern zurückgegeben. Vergeblich ward ſie 1748 von den Öſterreichern und Piemonteſern belagert; 1768 erfolgte ihre Vereinigung mit Frankreich und blieb, mit Ausnahme eines kurzen Zeitraums, nach ihrer abermaligen Eroberung durch die Engländer beſtändig in den Händen derſelben. Bei der neuen Eintheilung des franzöſiſchen Gebiets (1791) ward Baſtia die Hauptſtadt im Departement und das Hauptquartier der 23ſten Militärdiviſion und der Sitz eines Civil- und Handelsgerichts.

Baſtiden heißen die Landhäuſer bei Marſeille, mit denen die Umgegend der Stadt beſät iſt und deren Anzahl auf 10,000 angegeben wird. Sie ſind meiſt ſehr einfach, alle weiß angeſtrichen, und dienen den reichen wie den unbemittelten Bewohnern von Marſeille zum Erholungsaufenthalt in der heißen Jahreszeit, da ſie außerdem die ſchönſte Erquickung, die kühlende Seeluft, die nicht bis in die Stadt dringt, ganz entbehren würden.

Baſtille, 1) im altfranzöſiſchen: hölzerne Thürme, die bei Belagerungen gebraucht wurden. 2) Vor der Revolution, ein altes Schloß zu Paris mit acht Thürmen, die oben durch eine fortlaufende Terraſſe verbunden waren, auf welcher Kanonen ſtanden. Carl V. ließ es gegen die Engländer errichten. Hugues Aubriot, Stadtmajor und Vorſteher der Kaufmannſchaft zu Paris, legte 1369 den erſten

Grundſtein dazu, und hatte das Schickſal, ſelbſt als Gefangener hineingeſetzt zu werden. Die Thürme dienten zu Gefängniſſen, vorzüglich für Staatsverbrecher und ſolche, welche man zu Staatsverbrechern machte. Die Geſchichte der Baſtille iſt zugleich die Geſchichte der gemißhandelten, unterdrückten Menſchheit. Die Nation hegte längſt den tiefſten Abſcheu gegen dieſe Zwingburg, und die Beſtürmung derſelben war eine der erſten bedeutenden Unternehmungen des pariſer Volks zu Anfange der Revolution. Sie ward am 14ten Juli 1789 erobert, und noch in demſelben Jahre dem Erdboden gleich gemacht. Der Platz, wo die Baſtille ſtand, heißt jetzt, nach einem darauf angelegten Springbrunnen, deſſen Waſſer aus dem Rüſſel eines koloſſalen Elephanten ſich ergießt, der Elephanten-Platz.

Baſtion (Bollwerk), ein in der Umfaſſungslinie (im Polygon) einer Feſtung angelegtes Werk aus zwei Facen und eben ſo viel Flanken beſtehend, wahrſcheinlich zuerſt bei der Befeſtigung von Verona im Anfang des 16ten Jahrh. in ſeiner jetzigen Form angebracht, da die ſonſt an den Umfaſſungsmauern angebrachten runden Thürme denſelben Zweck der Seitenvertheidigung und die bis 1526 angelegten Bollwerke dieſelbe runde Form hatten. Man baut ſie entweder voll oder hohl, wo hinter dem Wallgange eine dem Horizont gleiche Vertiefung (der Keſſel) iſt, und es ſcheint die letztere Art den Vorzug zu verdienen.

Baſtonnade, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe, die in Schlägen auf den Rücken oder auf die Fußſohlen beſteht, welche mit einem leichten hölzernen Stabe, oder auch wohl mit einem knotigen Stricke gegeben werden.

Bataillon, die Unterabtheilung eines Fußregiments, die gewöhnlich ein Stabsofficier befehligt. **Bataillon Quarré**, eine Schlachtordnung, bei welcher die Mannſchaft ins Gevierte geſtellt wird.

Bataver, ein altdeutſches Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands bewohnte. Ihr eigentlicher Wohnſitz war die Inſel, welche derjenige Arm des Rheins, der ſich bei Leiden in das Meer ergießt, nebſt der Waal mit der Maas bildet, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erſtreckte ſich ihr Land auch noch über die Waal. Tacitus lobt ihre Tapferkeit Nach ihm waren ſie urſprünglich Katten, die ſich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hieher gezogen. Dies muß noch vor Cäſars Zeiten geſchehen ſein. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Inſel zum Sammelplatz ſeiner Flotte. Nachdem ſie den Römern unterworfen waren, leiſteten ſie dieſen gute Dienſte, und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des römiſchen Volks. Man verſchonte ſie daher auch mit Auflagen, Schatzungen und Steuern, und erlaubte ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Beſonders war ihre Reiterei vortrefflich. Ihre Feldmuſik machten ſie mit einer Art von Hörnern. Unter der Regierung Veſpaſians empörten ſie ſich unter Civilis Anführung gegen die Römer und zwangen dieſe zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen ſie wieder; zu Ende des 3ten Jahrh. aber nahmen die ſaliſchen Franken die Bataver-Inſel in Beſitz. Von 1798 an, wo unter franzöſiſcher Leitung die bis dahin beſtandene Verfaſſung der vereinigten Niederlande aufgehoben ward, bis zur Ernennung Ludwig Napoleons zum König von Holland (1806), führte dieſer Staat den Namen der bataviſchen Republik.

Batavia, eine Stadt mit einem Seehafen an der Nordküſte der Inſel Java unter 160° 51′ öſtl. L. und 6° 10′ ſüdl. Br., die Hauptſtadt des geſammten holländiſchen oder jetzt niederländiſchen Indiens. Sie ward 1619 von den Holländern gegründet, und in der Folge der Mittelpunct aller ihrer Macht und ihres geſammten Handels in Oſtindien, ſo wie der Sitz des Oberſtatthalters und des hohen Raths. Doch hat ſie ſeit den letzten 10 Jahren eine große Umwandlung erlitten. Von ihrer Pracht, welche ihr den Beinamen der „Königin des Orients“ zuzog, iſt wenig übrig. Ganze Straßen ſind niedergeriſſen, Canäle halb ausgefüllt. Forts geſchleift und Paläſte der Erde gleich gemacht. Batavia liegt an der Mündung des kleinen Fluſſes, der von dem Gebiete, welches er durchſtrömt, den Namen Jakkatarg führt. Längs den Ufern dieſes Fluſſes und eines kleinern, der ſich aus Weſten mit demſelben vereinigt (beide nur für kleine Böte ſchiffbar), wohnt der Haupttheil der Volksmenge; doch ſind die angeſehenſten europäiſchen Einwohner in den letztern Jahren weiter ſüdwärts gezogen und bewohnen jetzt zwei ſchöne Straßen in den Vorſtädten Molenvliet und Ryswick, etwa eine halbe deutſche Meile vom Mittelpuncte der Altſtadt. Dieſe hat einen Umfang von zwei deutſchen Meilen, eine ſteinerne Mauer und enthielt vor ihrem neuerlichen Verfall 20 ſchnurgerade Straßen und 1993 Gebäude, worunter ſich noch jetzt das Rathhaus, der Palaſt des Oberſtatthalters, eine reformirte, eine lutheriſche und eine portugieſiſche Kirche, einige mohammedaniſche Moſcheen, das Hoſpital, Spinnhaus, Waiſenhaus, das chineſiſche Hoſpital, die chineſiſche Halle und eine große Herberge für Fremde auszeichnen. Die Vorſtädte enthalten 8277 Häuſer, welche meiſtens Chineſen bewohnen. Ungefähr eine deutſche Meile von der Stadt liegt die Niederlaſſung Weltegreden, enthaltend ein ſchönes Militär-Cantonnement und ein großes aber unvollendetes Gouvernementshaus. Der Hafen von Batavia iſt einer der beſten und gelegenſten der Inſel. — Beim erſten Anblicke macht Batavia einen großen Eindruck. Die Häuſer in den europäiſchen Stadttheilen ſind geräumig, und zwar im neuern, aber nicht im beſten Geſchmack gebaut, ſo auch die vorerwähnten öffentlichen Gebäude. Die Stadtverwaltung und die Polizei ſind einzig in den Händen der Regierung, welche einen Magiſtrat, beſtehend aus einem Präſidenten und vier Mitgliedern, ernennt und beſoldet. Außerdem iſt hier eine ſogenannte Waiſenkammer, welche das Vermögen aller derjenigen verwaltet, die unbeerbt mit Tode abgehen, oder deren Teſtamentsvollſtrecker abweſend ſind. Unter den öffentlichen Anſtalten zeichnet ſich vor andern die 1777 errichtete und während der Dauer der brittiſchen Regierung erneuerte Geſellſchaft der Wiſſenſchaften aus, die ſich vorzüglich unter der Leitung des letzten engliſchen Gouverneurs Raffles durch treffliche Nachrichten über den Zuſtand von Java rühmlichſt bekannt gemacht hat. Die äußerſt ungeſunde Luft, verurſacht durch die fauligen Dünſte der moraſtigen Canäle, und das Zurückweichen des Meeres während des letzten Jahrhunderts, erzeugt in Batavia unaufhörliche, mehrentheils tödtliche Fieberkrankheiten, welche vorzüglich durch nächtlichen Aufenthalt in der Stadt befördert werden, daher auch diejenigen Kaufleute, welche ſich ihrer Geſchäfte halber nur am Tage in der Stadt, Nachts aber in der geſunden Umgegend aufhalten, einer eben ſo guten Geſundheit genießen, als andere Europäer in irgend einem tropiſchen Clima. Batavias Volksmenge nimt jetzt ungemein zu, weil beſonders die Nordamerikaner hier jetzt aſiatiſche Waaren

und manche ſogar aus Europa einnehmen. Dies ſchnelle Anwachſen hat bereits den Neid der engliſch-oſtindiſchen Compagnie erregt und iſt Folge der liberaleren Handelsanſichten der niederländiſchen Colonialregierung, die nicht mehr, wie vormals, in der Hand einer Handelsgeſellſchaft ruht. Die Einwohnerzahl ſoll ſchon wieder 80,000 ſein. Die Regierung bemüht ſich, die Geſundheit der Stadt zu verbeſſern und erlaubt den Javanen, gegen mäßige Abgaben, ihren Boden aufs höchſte zu benutzen. Der hohe Zoll von Ein- und Ausfuhren entſchädigt die Regierung reichlich für alle Opfer, die ſie dieſem Syſtem brachte, wobei ſich freilich die vom Staat Angeſtellten weniger gut als unter der Regierung der Handelsgeſellſchaft befinden mögen. — Seitdem die Holländer 1617 ſich der Niederlaſſungen der Engländer auf der Inſel Java bemächtigt hatten, waren ſie im ungeſtörten Beſitze derſelben geblieben. Sie verdankten dieſe Sicherheit, außer ihren Vertheidigungsmitteln, beſonders dem ungeſunden Clima von Batavia, welches Urſache war, daß der einzige ernſtliche Angriff der Engländer 1799 ſcheiterte. Erſt 1811 ward die Unternehmung wiederholt, und diesmal gelang ſie. Statthalter von Batavia war General Janſens, welchen Napoleon kurz vorher, ſtatt des Generals Daendels, ernannt hatte. Dieſer, von den Rüſtungen der Engländer unterrichtet, hatte nach Verbrennung der Magazine Batavia verlaſſen, und ſich mit ſeiner Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen, ſo daß die Engländer am 19ten Aug. die Stadt ohne Widerſtand in Beſitz nehmen konnten. General Janſens hielt ſich im Fort Cornelis bis zum 26ſten, wo die Engländer es mit Sturm nahmen, leiſtete alsdann noch in verſchiedenen Stellungen Widerſtand, und unterzeichnete endlich am 18ten Sept. eine Capitulation, vermöge welcher er die Colonie übergab. Nach hergeſtelltem Frieden ward ſie am 19ten Aug. 1816 der niederländiſchen Regierung wieder zurückgegeben.

Bath, eine ſchön gebaute Stadt in Somerſetſhire in England, liegt unter 51° 22′ 32″ nördl. Br. und 2° 21′ 30″ weſtl. L. von Greenwich, in einem Thale an der nordöſtlichen Grenze der Provinz, an dem ſchiffbaren Fluſſe Avon. Sie iſt berühmt wegen ihrer Heilquellen und als einer der beſuchteſten Badeorte Großbritanniens. Die heißen Quellen, denen Bath vorzugsweiſe ſeinen Ruf, und wahrſcheinlich ſein Daſein verdankt, wurden, allem Anſcheine nach, ſchon vor der Ankunft der römiſchen Legionen im J. 44 benutzt, doch ſchweigt die Geſchichte über den Zeitpunct ihrer Entdeckung. Mönchiſche Sagen verſetzen ihn in das 870ſte J. v. Chr. So viel iſt gewiß, daß die Römer zu deren Gebrauche zuerſt die nöthigen Einrichtungen trafen, und daß die hier errichteten prachtvollen und zweckmäßigen Badehäuſer und übrigen dazu gehörigen Anſtalten, wovon es noch jetzt eine Menge der anziehendſten, für den Alterthumsforſcher belehrendſten Überreſte gibt, zu den früheſten, in Britannien von ihnen errichteten öffentlichen Gebäuden gehörten. Auch ſieht man ſorgfältig erhaltene Säulenbruchſtücke eines prachtvollen Minerventempels, deſſen ehemalige Grundfläche jetzt zu einem großen, 85 Fuß langen und 46 Fuß breiten Pumpzimmer dient. Es ſind hier fünf öffentliche Bäder, welche der Stadt gehören, und ein ſechstes, das Eigenthum des Grafen Manvers. Der Wärmegrad dieſer Bäder iſt verſchieden und hält von 93 — 117° (Fahrenheit). Sie ſind ſehr wirkſam gegen die Gicht, rheumatiſche Übel, Unverdaulichkeit, Lähmungen und gallige Verſtopfungen. Seit den älteſten Zeiten der Stadt ſind ihre wechſelnde Namen

von dieſen Quellen entlehnt. Die Römer nannten ſie Aquae salis, auch fontes calidi, die Britannier Caer Badun, die Sachſen Hat Bathun, und Accamannum oder die Stadt der Kranken. 1750 wurden neue Verſammlungsſäle für die Badegäſte erbaut und 1771 mit einem ausgezeichnet ſchönen Tanzſaale, 106 Fuß lang, 42 Fuß breit und eben ſo hoch, ferner mit einem 70 Fuß hohen und einem dritten achteckigen, 48 Fuß im Durchmeſſer haltenden Saale vermehrt. Die 1805 eröffnete, ſehr geräumige, Schaubühne, wird für das erſte Provinzialtheater in Großbritannien gehalten. Faſt das ganze Jahr hindurch kann man hier, unter geſetzlicher Verbannung aller Rangſtreitigkeiten, welche ſo manchem geprieſenen Badeorte Deutſchlands einen großen Theil ſeiner Annehmlichkeiten rauben; zu mäßigen Preiſen öffentliche Vergnügungen aller Art genießen, auch ſind die mannichfaltigen lieblichen Gegenden, und eine heilſame Luft für den Fremden anlockend und belohnend. Die Straßen und Häuſer ſind von ausgezeichnet ſchöner Bauart. Die Hauptkirche iſt das neueſte und im reinſten Geſchmack aufgeführte Werk gothiſcher Baukunſt in ganz England; ſie ward 1495 begonnen. Unter den öffentlichen Plätzen werden der Königin-Platz (Queen's Square), der Circus, der halbe Mond und der Paradeplatz vorzüglich bewundert. Von den öffentlichen Anſtalten verdienen folgende erwähnt zu werden: eine Ackerbaugeſellſchaft, eine philoſophiſche und harmoniſche Geſellſchaft, ein großes Hospital, für 150 Kranke, und mehrere andere Krankenhäuſer, endlich verſchiedene Geſellſchaften zur Beförderung des Erwerbfleißes und der Religion. Die Zahl der eingeſeßnen Einwohner beläuft ſich, mit Inbegriff der Vorſtädte, auf 88,000.

Bathori, ein berühmtes altadeliges, und nachher fürſtliches Geſchlecht in Siebenbürgen, deſſen Urſprung ſich in dem Dunkel der Zeiten verliert. Gegen 1070 ſtand Opos Bathori in großem Anſehen am ungariſchen Hofe. Im 15ten Jahrh. war Stephan Bathori Palatinus von Ungarn. Ein anderer Stephan Bathori ward 1571, nachdem das in Siebenbürgen regierende Haus Zapolia mit Johann Sigismund erloſchen war, zum Fürſten dieſes Landes erwählt, und ſowohl von Ferdinand I., römiſchem Kaiſer und König von Ungarn, als von dem damaligen türkiſchen Kaiſer anerkannt, leiſtete jedoch, nachdem er 1575 auch die polniſche Krone erhalten hatte, zu Gunſten ſeines Bruders, Chriſtoph, auf Siebenbürgen Verzicht. Nach Chriſtophs Tode, 1581, kam zwar ſein Sohn Sigismund zur Regierung, trat dieſelbe aber 1599 an ſeinen Vetter, Andreas Bathori, ab; ward, als dieſer noch in demſelben Jahre auf dem Schlachtfelde blieb, 1601 aufs neue erwählt, mußte ſich aber bald darauf dem Kaiſer Rudolph II., der die ältern Anſprüche ſeines Hauſes auf Siebenbürgen mit gewaffneter Hand durchſetzen wollte, ergeben, und ſtarb 1613 zu Prag in der Gefangenſchaft. Während dieſer Unruhen waren verſchiedene andere Fürſten, namentlich Michael, Woiwode der Wallachei, Georg Baſta, kaiſerlich öſterreichiſcher General, Stephan Bocskay und Sigismund Rakoczy, die beiden letztern aus angeſehenen ſiebenbürgiſchen Geſchlechtern, nach und nach auf kurze Zeit zur Regierung gekommen. Rakoczy überließ dieſelbe 1608 dem letzten Sprößlinge des Hauſes Bathori (Gabriel), welcher wegen der Empörung des von den Türken begünſtigten Gabriel Bethlen (ſ. d. Art.) bei dem Kaiſer Matthias Hülfe ſuchte, wegen der harten Bedingungen aber, die dieſer ihm vorſchreiben wollte, mit den Türken Unterhandlungen anknüpfte, und aus dieſem Grunde auf Anſtiften des kaiſerlichen Ge-

nerals Apaſſi, der bereits mit ſogenannten Hülfsvölkern ins Land gerückt war, im October 1613 meuchelmörderiſcher Weiſe erſchoſſen ward.

Bathos, ein griechiſches Wort, welches das Tiefe bedeutet. Wir bezeichnen hiermit das Niedrige, Gemeine, Kriechende in der Schreibart und poetiſchen Darſtellung, und zwar nach Swift, welcher in ſeiner Kunſt, in der Poeſie zu ſinken, die Tiefe der Höhe, ſo wie die Oberländer des Parnaſſes den Niederländern entgegenſetzt. Die luſtige mit Beiſpielen ausgeſtattete Theorie dieſes Bathos muß man in der genannten Swiftiſchen Abhandlung ſuchen.

Bathyll, aus Alexandrien gebürtig, der Nebenbuhler des Pylades und einer der berühmteſten Pantomimen des Alterthums, beſonders ausgezeichnet in heiteren und üppigen Darſtellungen. Er war ein Sclave Mäcens, der ihn freiließ und nach dem Zeugniß des Tacitus vertraute Verbindungen mit ihm hatte. — In Anakreons Liedern wird unter dem Namen Bathyll ein ſchöner Knabe geprieſen.

Batiſt, eine ſehr feine, dichte und weiße Leinwand, die vorzüglich in mehrern Provinzen Frankreichs verfertigt wird; man nimt dazu den allerſchönſten weißen Flachs, der unter dem Namen Ramé bekannt iſt, und beſonders im franzöſiſchen Hennegau gebaut wird. Schon im 13ten Jahrh. ward dieſe Leinweberei in Flandern von einem Manne, der ſich Baptiſt Chambray nannte, in Gang gebracht, und ſpäterhin ſoll nach ihm die Leinwand den Namen Batiſt oder Cammertuch (toile de Chambray) erhalten haben, wiewohl andere der Meinung ſind, daß die erſtere Benennung von derjenigen außerordentlich feinen Leinwand herkomme, die wir aus Indien erhalten, und die dort unter dem Namen Baſtas bekannt iſt. Verſchiedene Arten von Batiſt werden auch Linons, Claires, Chambrays u. ſ. w. genannt, und nicht nur in den Niederlanden, ſondern auch in der Schweiz, in Böhmen und in Schleſien verfertigt. Die vorzüglichſten ſind aber die, welche aus Indien zu uns kommen. S. auch Cambrai.

Batocken oder Battocken ſind zwei dünne Stöcke, womit in Rußland ſonſt Verbrecher auf den bloßen Rücken geſchlagen wurden. Der Verbrecher lag dabei auf der Erde, und einer der Zuchtmeiſter ſetzte ſich ihm auf den Kopf, der andere auf die Füße. Durch das Geſetzbuch Catharinens II. iſt dieſe Strafe abgeſchafft.

Batoni (Pompeo), geb. zu Lucca 1708, geſt. zu Rom 1787. Dieſer berühmte Mann, den man als den Wiederherſteller der neueren römiſchen Schule betrachten kann, würde der erſte Maler ſeines Jahrhunderts ſein, wenn Mengs ihm nicht den Vorzug ſtreitig machte. Man darf ihn einen gebornen Maler nennen. Den Lehrern ſeiner Jugend verdankte er nur die Grundſätze der Kunſt; ſeit er ſich aber zu Rom aufhielt, beſuchte er keine Schule, ſondern beſchäftigte ſich allein mit dem Studium der Antike, der Werke Raphaels, und lernte in ihnen das große Geheimniß, die Natur zu ſehen und mit Einſicht und Wahrheit darzuſtellen. Dadurch erwarb er eine große Mannichfaltigkeit, die man in ſeinen Gemälden wahrnimt. Er componirte keine Scene, die er nicht in der Natur geſehen hatte; ſeine Farbengebung iſt glänzend, ſanft, und hat ſich in ihrer ganzen Reinheit erhalten. Der Chevalier Boni, der ihn Mengs vergleicht, nennt dieſen den Maler der Philoſophie, ihn aber den Maler der Natur. Batoni malte viele Altarblätter und eine große Menge Porträts. Er war übrigens ein religiöſer, gerader, oft rauher Mann, mit vielen

Sonderbarkeiten. Eine ſeiner Töchter galt vor mehrern Jahren für die beſte Sängerin in Italien.

Batrachomyomachia, der Froſchmaus-Krieg, ein dem Homer zugeſchriebenes komiſches Heldengedicht, worin ein Krieg zwiſchen den Fröſchen und Mäuſen mit vieler Laune beſungen wird. S. Homer und Rollenhagen.

Batterie nennt man in der Kriegskunſt 1) jede Verſchanzung, worin eine Anzahl Kanonen ſteht; 2) jede Stelle im Felde, wo einige Kanonen aufgeſtellt ſind; 3) alle Linien einer Feſtung, hinter deren Bruſtwehren ſich Kanonen befinden; 4) Geſchützabtheilungen von 6 bis 8 Kanonen nebſt 1 oder 2 Haubitzen. In Hinſicht der Stellung gibt es Feld-, Feſtungs-, Küſten-, Belagerungs-Batterien und ſchwimmende Batterien, je nachdem ſie auf freiem Felde, auf Feſtungswerken, an See- und Meeres-Küſten, vor einem zu belagernden Platz, oder auf Gewäſſern errichtet, erbaut und aufgeſtellt werden. Nach der Geſchützgattung unterſcheidet man Kanonen-, Haubitzen-, Mörſer-, Steinböller-Batterien; nach der Richtung ihres Feuers aber gerade Batterien, welche ſenkrecht in die Fronte des Feindes treffen, ſchräge, welche den Feind unter einem Winkel beſchießen, Rückenbatterien, welche eine Truppe im Rücken, Flankenbatterien, welche eine Linie der Länge nach beſchießen, Kreuzbatterien, deren zwei auf den nämlichen Ort dergeſtalt gerichtet ſind, daß die Schüſſe in einem rechten Winkel zuſammentreffen. In Anſehung des Zweckes gibt es: Demontirbatterien, welche die Brüſtwehren der feindlichen Werke und das dahinter befindliche Geſchütz zerſtören ſollen (ſ. Demontiren); Breſche-Batterien, von welchen aus man den Fuß eines feindlichen Werks mit einem ſtark ſenkrecht auf daſſelbe wirkenden Feuer angreift, um dieſen Theil der äußern Seite des Walls und der Bruſtwehr ſo niederzuſtürzen, daß man darauf hingehen und das Werk ſtürmen kann; Scarpier-Batterien, welche neben den Breſchebatterien unter einem Winkel von 20 — 30 Grad errichtet werden, um den zur Breſche beſtimmten Ort ſchief zu beſchießen; Ricochetbatterien, welche zum Beſtreichen der Linien dienen, ſo daß die abgeſchoſſenen Kugeln vom Anfang bis zum Ende derſelben Sprünge machen, und alles Entgegenſtehende niederwerfen, wodurch die ganze Länge der Linie unſicher wird. Ihre Lage iſt ſenkrecht auf der zu beſtreichenden Linie; endlich Keſſel- oder Wurfbatterien, welche das Wurfgeſchütz enthalten. In Anſehung der Lage unterſcheidet man Horizontal-, erhöhte und verſenkte Batterien. Die Einrichtung ſchwimmender Batterien kann ſehr verſchieden ſein. Gewöhnlich beſteht eine ſolche aus einem Floß, auf deſſen Mittellinie die Kanonen und vor den Kanonen Bruſtwehren von Wollſäcken ſtehn. Das Floß wird durch ein ſtarkes Tau an einem Balken oder Anker befeſtigt, um welchen es ſich wie um einen Mittelpunct bewegen läßt, will, durch Ruder oder Stangen an den Ort, wo man ſich ſeiner bedienen will, gebracht. Über die von Arçon erfundenen ſchwimmenden Batterien, von denen 1782 gegen Gibraltar Gebrauch gemacht wurde, ſ. Elliot. In der Experimentalphyſik nennt man Batterien eine Verbindung mehrerer Flaſchen oder Metallplatten, um die Wirkungen der Elektricität und des Galvanismus zu verſtärken. S. Elektricität, Flaſche und Galvanismus.

Batteux (Charles) machte in der äſthetiſchen Kunſttheorie Epoche. Er wurde zu Rheims 1713 geboren, 1761 Mitglied der franz. Akademie der Wiſſenſchaften und Profeſſor am königl. Collegio

zu Paris und ſtarb 1780. Seine Unterſuchungen richteten ſich aber, wie die der meiſten Äſthetiker, zunächſt auf Poeſie, von welcher er dann vergleichend zu dem Begriffe der Kunſt aufſtieg. Dazu kam auch, daß die für claſſiſch geachteten dramatiſchen Dichterwerke ſeiner Nation eine tiefere Würdigung forderten, und durch ihren Schimmer die Aufmerkſamkeit derer, welche über die ſchöne Kunſt Unterſuchungen anſtellten, vorzüglich auf ſich zogen. Wie man nun gewohnt war, dieſe Werke den claſſiſchen Dramen der Griechen, in hohem Nationalgefühl an die Seite zu ſtellen, ſo ſchien es auch, als müßten die theoretiſchen Grundſätze welche von jenen Muſtern abgeleitet waren, auch von den Werken der Nachfolger, und von allen übrigen gelten. So wurde Batteux auf Ariſtoteles geführt und für deſſen Grundſatz der Poeſie, Nachahmung der Natur ſo eingenommen, daß er denſelben auch auf die Malerei anwandte, und mit einer geringen Veränderung, welche die bürgerliche Zeit zu erfordern ſchien, als „Nachahmung der ſchönen Natur" für alle Künſte aufſtellte. Denn ihm konnte nicht der Gegenſatz zwiſchen dem Pathos der Dichterwerke ſeines Zeitalters, und der Proſa der Wirklichkeit entgehen, ja er war wohl ſelbſt in einer äſthetiſchen Grundmeinung ſeiner Nation befangen, welche die Schönheit in der Kunſt für eine verzierte Wirklichkeit hält, wie er denn in das Weſen der Schönheit, durch welche der Begriff der Kunſt erſt ſeine wahre Grundlage erhält, nicht tiefer eindrang. War daher bei ſeinem Vorgänger Ariſtoteles die Anſicht von einer Nachahmung der Natur, vorzüglich weil er vom Drama ausging, und bei einem ſchon poetiſchen Volke, welches das ideale Leben der Gegenwart und Vorzeit in den Werken ſeiner Kunſt nur nachgebildet zu haben ſchien, eine ſehr verzeihliche Abſtraction der erſten Kunſttheorie, durch welche zuerſt die Außenſeite der Kunſt bezeichnet wurde: ſo mußte ſie nun auf mancherlei Irrthümer führen, da jene poetiſche Anſicht der Natur, vermöge deren der Künſtler nur das Äußere wie im Spiegel aufzufangen ſcheint, und gleichſam nur das Schöne ſieht, verſchwunden oder wenigſtens nicht mehr die herrſchende war. Es mußte dagegen von einer Auswahl der Gegenſtände der Natur die Rede ſein, für welche kein Maßſtab, kein Kennzeichen gegeben werden konnte; und die Aufgabe, die ſchöne Natur nachzuahmen, verleitete den noch ſchwankenden Künſtler entweder ſich zu den Alten zu wenden, und ihnen blind zu folgen, oder zu einem ſogenannten Verſchönern des äußerlich gegebenen Stoffes. So leuchtet ein, welchen mittelbaren und unbeſtimmten Sinn dieſer von Batteux aufgeſtellte Grundſatz hatte, welcher in der Theorie der Muſik und der ihr verwandten Künſte nicht einmal durchzuführen iſt, ja daß derſelbe ſogar, als Erklärung des Weſens der ſchönen Kunſt, in einem fehlerhaften Kreiſe geht, indem er das hier eigentlich zu Erklärende (das Schöne, als Weſen der ſchönen Kunſt in der Erklärung wieder voraus ſetzt, und es nur in eine andere Sphäre, nämlich in die von der Kunſt geſchiedene Natur verlegt, in welcher der Künſtler es ſuchen ſoll. Der Künſtler aber wird das Schöne nie ergreifen, der es außer ſich ſucht, ja er täuſcht ſich in dem Drange ſeines künſtleriſchen, alles veräußernden Triebes, wenn er es äußerlich zu ſchauen, und von außen erhalten zu haben glaubt. Dieſe Täuſchung iſt es eigentlich, welche in jenem Grundſatze als pſychologiſche Thatſache ausgeſagt wird; wer aber als Künſtler denſelben mit Strenge befolgen wollte, würde nur ſklaviſcher Nachahmer, kein freier Künſtler ſein. Der Werth des Ariſtoteliſchen Grundſatzes beruht alſo, richtig verſtanden, blos auf

einer Vergleichung der Natur nach ihrem Weſen (nicht nach ihren einzelnen Erſcheinungen) und des lebendig geſtalteten Künſtlergeiſtes (als einer höhern Natur). Inſofern hat Göthe nicht Unrecht, wenn er in polemiſcher Hinſicht, und abgeſehen von dem Verdienſte, welches die Ausführung jeder ſelbſtſtändigen Behauptung für das Fortſchreiten der Wiſſenſchaft gewährt, Batteux „den Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur nennt, das allen ſo willkommen iſt, die allein ihren Sinnen trauen, und deſſen, was dahinter iſt, ſich nicht bewußt ſind." Wenden wir unſern Blick aber auf das, was Batteux noch mit den Äſthetikern ſeiner Zeit und ſeiner Nation gemein iſt, und was ihn von dieſer unterſcheidet, ſo finden wir eines Theils, daß er der erſte war, der in die aufgehäufte Summe der Kunſtregeln, welche man nach und nach gewonnen hatte, Einheit und Anordnung durch jenen Grundſatz zu bringen ſuchte, wodurch der tiefern Kritik die Prüfung derſelben und ein weiteres Fortſchreiten erleichtert werden mußte; ferner eine Anwendung dieſes Grundſatzes auf die einzelnen Künſte, die er wie Ariſtoteles nach Verſchiedenheit der Darſtellungsmittel unterſchied, gemacht hat; andern Theils aber blieb er, wie andere ſeiner Zeitgenoſſen, welche die Theorie der Kunſt vor der Äſthetik bearbeiteten, bei einem unbefriedigenden Empirismus ſtehen, der über das Gebiet des Techniſchen hinaus keine Wahrheit hat, vielmehr nach einem höhern, oder tiefer liegenden Grundſatze ſtets begierig macht; ja er ſtellte ſo manches, was aus des Ariſtoteles Abſtraction von den Werken der griechiſchen Bühne natürlich folgte, als nothwendige und allgemeingültige Regel für alle Zeit auf; worin ihn das neuere Griechthum der franzöſiſchen Dichter, und das ſtolze Anſehen, welches deren Dramen bei der franzöſiſchen Nation, wie bei den galliſirenden Deutſchen erhielten, mit allgemeinem Beifall unterſtützte. Von Batteux Lebensumſtänden bemerken wir folgendes: Er war 1713 zu Allond'huy, einem Dorfe in dem Bisthum Rheims, geboren, ward Canonicus zu Rheims, dann Profeſſor der Rhetorik an dem königl. Collegium zu Paris, Mitglied der franzöſiſchen Akademie und der Akademie der Inſchriften, und ſtarb zu Paris 1780. T.

Bauart nennt man den eigenthümlichen Geſchmack in der Anordnung und Verzierung der äußern und innern Theile der Gebäude. Dieſer Geſchmack wird bei verſchiedenen Völkern ſehr verſchieden angetroffen. Die ägyptiſche Bauart zeigt eine außerordentliche Feſtigkeit und Stärke, welche jedoch zum Theil noch in Rohheit beſteht. Die griechiſche iſt voll Schönheit und Geſchmack und vorzüglich voll Regelmäßigkeit; ſie hat drei Hauptzweige, die doriſche (welche ſich durch edle Einfalt und erhabene Größe), die ioniſche (welche ſich durch ein gefälligeres Anſehen) und die korinthiſche (die ſich durch alle mit der Haupteigenſchaft der griechiſchen Gebäude verträgliche Pracht auszeichnet). Die römiſche Bauart, eine Schülerin der griechiſchen, wich von dieſer oft durch zu große Pracht ab. Später herrſchte neben der gothiſchen Bauart die arabiſche, welche nach der griechiſchen, und die mauriſche, welche nach den Überreſten römiſcher Gebäude in Spanien gebildet war. Was die letztere betrifft, ſo kann der Kenner bei allen ihren Fehlern dennoch die Überbleibſel der mauriſchen Gebäude zu Granada, Sevilla und Cordova nicht ohne Bewunderung betrachten. Die arabiſche zeichnet ſich vorzüglich durch leichte Verzierung und Pracht aus. Die gothiſche, worunter hier die neugothiſche verſtanden wird, welche nach der Zerſtörung des gothiſchen Reichs durch die Ara-

ber und Mauren üblich wurde (die altgothiſche Bauart, welche wahrſcheinlich unter Theodorich, König der Oſtgothen, entſtand, unter deſſen Regierung in Italien die Römer, ohne Gefühl fürs Schöne, die altrömiſche Bauart nachahmten, iſt plump und ſchwerfällig), zeigt eine wunderbare Größe und Pracht, die zugleich mit der ſorgfältigſten, nur von den Unkundigen kleinlich geſcholtenen Ausarbeitung verbunden iſt; erſt in neuern Zeiten hat man ihre großen Meiſterwerke, als den Münſter in Strasburg, den Dom zu Cöln u. ſ. w., richtiger zu würdigen angefangen. Die italieniſche Bauart, welche nach den römiſchen Muſtern, vorzüglich nach denen aus den ſpätern Zeiten, gebildet wurde, verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, nur daß ſie zuweilen etwas Nachläſſigkeit zeigt. Nach der italieniſchen iſt die engliſche Bauart gebildet worden, welche ſich aber mehr der griechiſchen Genauigkeit nähert. Die franzöſiſche iſt leicht, flüchtig und gefällig. Die Bauart der Deutſchen war anfangs gothiſch, und näherte ſich der altgothiſchen eben ſo ſehr als der neugothiſchen, welche letztere die Deutſchen unſtreitig aus Frankreich bekamen. In den neuern Zeiten nahm ſie ſich bald die italieniſche, bald die franzöſiſche zum Muſter, je nachdem die Großen, welche bauen ließen, eine Vorliebe für die eine oder die andere dieſer Nationen hatten. Die Baumeiſter, denen wir den Geſchmack, der noch jetzt in der Baukunſt herrſcht, verdanken, ſind die Italiener Palladio, Vincent, Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio (unter dem Namen Vignola bekannt), welchen Männern Filippo Brunelleſchi, Leon Baptiſta Alberti, vorzüglich aber Bramante und Giocondo, zu Ende des 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrh., die Bahn eröffnet hatten. (S. Baukunſt (Geſchichte der).)

Bauchredner ſind Perſonen, die, durch ihre Organe und ihren Körperbau unterſtützt, ſich eine Fertigkeit erworben haben, mittelſt Hinunterdrückung der Stimme in den Schlund, Töne und Worte auf eine ſolche Art hervorzubringen, daß die Anweſenden glauben müſſen, der Schall komme nicht von ihnen, ſondern von einer andern Gegend her. Wenn ſolche Perſonen dieſe Fertigkeit auf einen hohen Grad gebracht haben, ſo läßt ſich an ihnen nicht einmal eine Bewegung des Mundes wahrnehmen. Ein Genfer, Comte, der vor einigen Jahren in der Schweiz und in Frankreich mehrere Proben ſeiner Kunſt ablegte, ſoll unter den bis jetzt bekannt gewordenen Bauchrednern der geſchickteſte ſein. Von ihm erzählt man manche beluſtigende Anekdote. So fuhr er im Jahre 1807 mit der Poſtkutſche nach Grenoble. Die Reiſegeſellſchafter hören auf einmal Stimmen von Spitzbuben, die ihnen zurufen, ſtille zu halten. Sie erſchrecken, langen Geld hervor, um ſie zu befriedigen. Comte nimmt es in Empfang, und händigt es anſcheinend den Spitzbuben ein. Im nächſten Wirthshauſe aber ſtellt er jedem ſein Geld wieder zu, indem er ihnen erklärt, daß er es geweſen ſei, der ſie in Contribution geſetzt habe.

Bauer, ſ. Bauerſtand.

Bauerhof. Man nennt die Wohnung, die Ackergebäude und die um dieſe liegenden Ländereien, Wieſen und Waldungen, welche beſonders in Weſtfalen gleichſam einen kleinen Staat für ſich bilden, auf dem eine Bauernfamilie wohnt, einen Bauerhof. Die Rechte und Verhältniſſe dieſes kleinen Staates zu kennen, iſt ungemein wichtig, da aus der Natur deſſelben gewöhnlich die Natur des großen Staates hervorgeht, der aus einer Zuſammenſetzung einer Menge kleinerer beſteht. Denn jede Staatseinrichtung iſt, wenn man ſie bis in ihren

innern Kern verfolgt, republikaniſcher Natur, weil ſie geſellſchaftlicher Natur iſt. Als die Jäger- und Hirten-Völker anfingen, Ackerbau zu treiben und das bewegliche Zelt in die feſte Hütte zu verwandeln, ward der erſte Grund zu den kleinen Staaten gelegt, die wir Bauerhöfe nennen. Dieſe entwickelten ſich nach und nach, und im Ganzen in allen Ländern auf dieſelbe Weiſe, da die Natur des Ackerbaues doch im Ganzen immer dieſelbe bleibt. Bei den alten Sachſen bildete jeder Bauerhof (Weiler) nach unſerer Art zu reden, eine Staatsactie, die nicht durfte getheilt werden, wenn ſie nur, wie in früher Zeit der Fall war, der Cultur von zwei Pferden oder einem Paar Ochſen bedurfte. Hier war der Bauerhof geſchloſſen. Bei den Franken war er ungeſchloſſen, denn da ſie ganz auf den Eroberungskrieg eingerichtet waren, ſo mußte eine große Theilung des Bodens und eine daraus fließende ſtarke Bevölkerung ihnen genehm ſein. Möſer in ſeiner osnabrückſchen Geſchichte hat treffliche Unterſuchungen über den Bauerhof in Sachſen angeſtellt, und Möller in Elſey hat eine beſondere Schrift unter dem Titel: Der weſtfäliſche Bauerhof, geſchrieben. In Weſtfalen bildeten nämlich in der Vorzeit mehrere Höfe einen kleinen Staat, ſie lagen alle in einem Verbande und ſtanden unter ihrem Oberhofe. Wahrſcheinlich hatten zuerſt Geſchwiſter und Verwandte dieſe Unterhöfe gebaut und waren unter der väterlichen Gewalt des Oberhofes geblieben, auf dem die Erſtgeburt forterbte. Übrigens waren alle freie Männer, ein und deſſelben Blutes und Stammes, und in keiner Art von Hörigkeit. Aus den Beſitzern der Oberhöfe hat ſich nach und nach der Adel entwickelt, der ein reiner Bauernadel iſt, ſo wie in Schwyz, Uri und Unterwalden. Die Unterhöfe ſind aber nach und nach in große Abhängigkeit vom Oberhofe gerathen. Wenn ein Unterhof ausſtarb, indem das Bauerngeſchlecht, welches auf ihm wohnte, erloſch, ſo mußte ihn der Oberhof binnen Jahr und Tag wieder mit einer neuen freien Bauernfamilie beſetzen. Dieſe gab beim Einzuge eine kleine Erkenntlichkeit an den Oberhof, die von Seiten des Oberhofes bald höher, bald niedriger beſtimmt war; auch wohl von Jahr zu Jahr wiederholt werden mußte, ſo verwandelten ſich nach und nach, nachdem der urſprüngliche Hofesverband ſchwach geworden, die freien Unterhöfe in Pachtgüter von ihren Oberhöfen. Dieſes iſt die Quelle der Streitigkeiten zwiſchen den Gutsherren und den Bauern in der Grafſchaft Mark, welche zuerſt durch die bekannten kaiſerlich franzöſiſchen Decrete in helle Flammen aufgeſchlagen ſind. Die Unterhöfe wollen wieder Eigenthümer werden. In den Ländern, wohin ein fremder Eroberer kam, iſt der Bauerhof in Dienſtbarkeit gerathen, indem ihn der Eroberer mit ſeinem Knechte beſetzte, über den er das Dominium hatte, ſo z. B. in Schleſien, in Preußen in Brandenburg. In dieſen Staaten iſt der Eroberer der Edelmann, der Unterworfene war hörig, und blos die Rittergüter bildeten den Staat, indeß die Bauernnahrungen, ſo zu ihrem Dominio gehörten, keine eigene Selbſtändigkeit hatten. Durch die preußiſchen Ackergeſetze von 1810 und 1820 ſind jedoch alle Dominien geſprengt, und die Bauernnahrungen in freie Bauerhöfe verwandelt worden. — Eine große Anzahl freier Ackerbauern iſt aber die erſte Bedingung zu einer ſtarken und freien Staatsverfaſſung. S. d. Art. Staatsverfaſſung. Bg.

Bauernkrieg. Wir bezeichnen in der deutſchen Geſchichte mit dieſer Benennung jenen Zeitraum innerer Zerrüttung, in welchem die Landleute in Franken und Schwaben und ſpäter auch in Sachſen und Thüringen die Waffen ergriffen, anfänglich um ſich einer traurigen Lage

zu entreißen, nach und nach aber, um eine eingebildete Freiheit zu erkämpfen. Mehrere, beſonders die catholiſchen Schriftſteller, pflegen dieſe Unruhen, welche ſich bereits gegen Ende des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrh. äußerten, vorzüglich aber diejenigen, welche im dritten Jahrzehend des 16ten Jahrh. wütheten, blos auf Rechnung von Luthers Reformation zu ſetzen. Allein der Umſtand, daß ſich die erſten Spuren derſelben weit früher zeigten, als Luther auftrat, beweiſt das Gegentheil. Die wahren Urſachen dieſer verderblichen Unruhen waren vielmehr die harten Bedrückungen, denen die Bauern faſt unterlagen, ungeachtet ſich nicht läugnen läßt, daß Luthers mißverſtandene Lehren, ſpäterhin einigen, wiewohl geringen und zufälligen Einfluß darauf gehabt haben. Viele Bauern waren wirklich leibeigen, oder mußten wenigſtens ſo viele Zinſen, Zölle, Steuern und Frohnen entrichten, daß ihnen dieſelben nach und nach unerſchwinglich wurden; es war daher natürlich, daß ſie ſich nach Befreiung ſehnten. Da jedoch weder der Adel, noch die Geiſtlichkeit von ihren Gerechtſamen etwas nachlaſſen wollten, und die Landesherren ſelbſt nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Einrichtungen geradezu aufzuheben; ſo blieb den Bedrückten nichts übrig, als ſich eigenmächtig Hülfe zu ſchaffen, wozu ſie bald von einigen ſchwärmeriſchen Köpfen hingeriſſen wurden. Die Unruhen brachen zuerſt im Würzburgiſchen aus, wo ein Schwärmer, Johann Böhme (nicht mit dem görliter Jacob Böhme zu verwechſeln), ein junger Menſch, der ſich durch Liederſingen in den Herbergen ſein Brot verdiente, als Freiheitsprediger auftrat, und, wie er ſagte, auf Eingebung der Mutter Gottes, bekannt machte, daß nun bald unter den Menſchen gänzliche Freiheit und Gleichheit hergeſtellt werden, Papſt, Kaiſer, Fürſten und Obrigkeiten nicht mehr beſtehen, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht durch gemeinſchaftlichen Fleiß ſein Brot, einer wie der andere, gewinnen, und Wälder, Weiden und Gewäſſer zu jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen würden. Durch dergleichen verführeriſche Vorſpiegelungen, denen man den Namen Predigten gab, machte er ſich weit und breit bekannt, und aus Franken, Schwaben, Baiern und an dem Rheine herauf ſtrömten ihm Zuhörer in ſo großer Menge herbei, daß auf einmal an 40,000 Menſchen um ihn verſammelt geweſen ſein ſollen. Er beſchied dieſe auf einen beſtimmten Abend, und gebot ihnen, bewaffnet zu erſcheinen, Weiber und Kinder aber zu Hauſe zu laſſen — eine Verfügung, die über ſeine Abſichten, einen Aufruhr zu erregen, keinen Zweifel übrig ließ. Zwar ließ der Biſchof von Würzburg, Rudolph, der dieſen Vorfall erfuhr, den Schwärmer gefänglich einziehen; allein ſeine Zuhörer fanden ſich zur beſtimmten Zeit ein, und als ſie ſeine Gefangenſchaft erfuhren, rückten 46,000 Mann vor das Schloß zu Würzburg. Vergebens ließ ſie der Biſchof durch ſeinen Marſchall zur Ruhe verweiſen; dieſer mußte, um nicht geſteinigt zu werden, ſich ſchnell entfernen. Der Biſchof ließ darauf Geſchütz gegen die Rebellen aufführen, und ſie nochmals auffordern, ſich zu entfernen, welches ſie auch thaten. Bei ihrem Abzuge wurden die Rädelsführer *) ergriffen, gefänglich eingezogen und zugleich mit dem Freiheitsprediger

*) Dieſe Benennung ſoll ihren Urſprung dem Bauernkriege zu danken haben, indem die Bauern in ihren Fahnen und Siegeln ein Pflugrad, als das Sinnbild ihres Gewerbes, führten, und einander zugeſchworen hatten, ungetrennt zu bleiben, wie die Speichen eines Rades.

Böhme zu Würzburg hingerichtet. Aber nicht blos in Würzburg, ſondern auch in Speier traten 1502 (mithin lange vor Luther) ein Paar ähnliche Aufrührer unter den Bauern gegen den Biſchof und die Geiſtlichkeit auf. Indeß kamen die Unruhen erſt 1525 zum völligen Ausbruch. Damals ſchickten die Bauern ihre in zwölf Artikeln abgefaßten Beſchwerden ſchriftlich nach Würzburg, und baten um ſchleunige Abſtellung derſelben, indem ſie ſich, in Anſehung der Rechtmäßigkeit ihrer Forderung, beſonders auf die Bibel gründeten. Vorzüglich wollten ſie 1. ihre Pfarrherren ſelbſt wählen; 2. der Zehend ſollte nur zur Unterhaltung der Pfarrer eingeſammelt; 3. Leibeigenſchaft aufgehoben werden; 4. Jagd und Fiſcherei keine ausſchließende Gerechtſamkeit des Fürſten und Adels ſein; 5. die Frohndienſte billiger beſtimmt werden und ein Lehnsherr von ſeinem Lehnsmann nicht willkürliche Dienſte fordern u. ſ. w. — Der Biſchof verſprach dieſe Forderungen zu erfüllen; allein die Bauern, die ihm nur halb glaubten, ergriffen die Waffen, und ſelbſt die Bürger, die er zu Hülfe rief, traten auf ihre Seite. Vergebens ſchrieb der Biſchof einen Landtag aus, um die Unruhen zu ſtillen, vergebens ließ er einen Anführer hinrichten; die Bauern fingen nach Oſtern 1525 an, mit Waffen gegen Würzburg zu ziehen, ſo daß der Biſchof ſich genöthigt ſah, nach Heidelberg zu flüchten. Nun durchzogen die Aufrührer ganz Franken; in den Klöſtern, Rittergütern und an den Orten, wo man ihnen Widerſtand leiſtete, wurde alles ausgeplündert, zerſchlagen, gemißhandelt und die Orte ſelbſt in Brand geſteckt. Auch die Stadt Würzburg ergab ſich ihnen; die Feſtung derſelben aber, Marienberg, konnten ſie nicht erobern, ungeachtet ſie ſolche mit ſchwerem Geſchütz beſchoſſen. Sie zogen darauf weiter, und wurden von den gegen ſie ausgeſandten Truppen bei Königshofen, und ein anderer Haufen derſelben gleich darauf bei Sulzdorf geſchlagen. Beide Schlachten koſteten ihnen 9000 Mann, und weil man ihnen Schuld gab, daß ſie geſchworen hätten, keinen Gefangenen leben zu laſſen, wurden ihre Gefangenen ebenfalls niedergehauen. Würzburg mußte ſich wieder an die Sieger ergeben; am 8ten Juni 1525 kehrte der Biſchof dahin zurück und ſtellte in kurzem die Ruhe wieder her. 189 Schlöſſer und Burgen nebſt 26 Klöſtern, waren in dieſen Unruhen theils zerſtört, theils verbrannt, und gegen 12,000 Menſchen hatten ihr Leben dabei verloren. In Lothringen, am Ober-Rhein und im Breisgau hatten die Bauern auch die Waffen ergriffen; in den beiden erſten Ländern wurden ſie ebenfalls in mehrern Treffen geſchlagen, und im Breisgau legten ſie bald von ſelbſt die Waffen nieder. So war dieſer Bauernkrieg in Franken und Schwaben geſtillt, nachdem er über 50,000 Bauern das Leben gekoſtet hatte, ohne daß ſie ihren Zweck, Verminderung ihrer Laſten, erreichten, die vielmehr hier und da noch vermehrt wurden. Auf die Unruhen in Franken und Schwaben folgte der Bauernkrieg in Sachſen und Thüringen, den beſonders Thomas Münzer veranlaßte. (S. d. Art. Münzer und die Geſchichte des Bauernkriegs von Sartorius.)

Bauerſtand, die zahlreichſte und nützlichſte Claſſe von Staatsbürgern, welche alle diejenigen begreift, deren unmittelbare Beſchäftigung in Landwirthſchaft beſteht, ſofern ſie nicht durch adelige Geburt, Amt oder beſondere Rechte davon ausgenommen ſind. Taglöhner und Handwerker auf dem Lande gehören, jene zu dem Bauer-, dieſe zu dem Bürgerſtande. Auch nach der Geſchichte iſt das deutſche Wort Bauer, ſonſt Bawr, Bar, (Nach-Bar d. i. naher Bauer) ein allgemeiner Ausdruck, mit dem jeder freie Landmann, dem der

Beſitz und die Nutzung eines Grundſtücks zuſtand, bezeichnet ward. Freie Bauern gab es in Deutſchland vor und nach Carls des Großen Eroberungen; durch dieſe und durch die Unterjochung der Slawen, die indeß nicht ſofort Leibeigene wurden, wuchs die Zahl der Leibeigenen außerordentlich. Eigentlich reichsunmittelbare Bauern gab es nicht. Die einzelnen Bauern in den ehemaligen Reichsdörfern (z. B. die freien Leute auf der Leutkircher Heide in Schwaben) waren Unterthanen der unmittelbaren Dorfgemeinde. S. Rundes deutſches Privatrecht. (Vergl. d. Art. Leibeigenſchaft und Stände.) In Rußland hat Alexander I. den freien Bauernſtand wieder hergeſtellt, indem er die Leibeigenſchaft nach und nach mit Einwilligung der Gutsherren aufhob. Bürger und Bauer machen, im Gegenſatz zu Adel und Geiſtlichkeit, den dritten Stand (tiers-état) aus; allein das Recht, durch Abgeordnete, die er aus ſeiner Mitte wählt, in der Verſammlung der Land- oder Reichsſtände vertreten zu werden, beſitzt der Bauerſtand bisher nur in Schweden und Norwegen, in Tirol, und ſeit kurzem auch in Weimar, Hildburghauſen, Baiern, Darmſtadt, Naſſau, Braunſchweig, Hannover, Baden und Heſſen-Caſſel; übrigens unterſcheidet man Kron- und Cammerbauern, welche dem Landesherrn Grundzins bezahlen und Frohndienſte leiſten, auch deſſen Gerichtsbarkeit unmittelbar unterworfen ſind, und Patrimonialbauern, welche ihrem Guts- und Gerichtsherrn jene Verpflichtungen ſchuldig, folglich dem Landesherrn nur mittelbar unterworfen ſind. Nach dem Umfang ihrer Wirthſchaft unterſcheidet man große Bauern (Anſpänner, Hüfner, auch vorzugsweiſe Ackerleute genannt, die wenigſtens eine ganze Hufe — an vielen Orten 30 Morgen Acker — und Halbhüfner oder Halbſpänner, die eine halbe Hufe beſitzen) und kleine Bauern (Häusler, oder Köther, Kothſaſſen, Koſſäten und Gärtner), die nur ein Haus (Kothe), einen Garten und wenig Feld oder Wieſe beſitzen, aber zur Dorfgemeinde gehören. (Vergl. d. Art. Frondienſte und Patrimonialgerichtsbarkeit.) S. Buris Abhandlung von den Bauerngütern in Deutſchland mit Zuſätzen von Runde, 1789. 4. Auch Garves ſchätzbare Schrift über den Charakter der Bauern und ihre Verhältniſſe gegen den Gutsherrn und gegen die Regierung. Bresl. N. A. 1796. K

Baukunſt iſt im Allgemeinen (ſubjectiv) die methodiſch erworbene Geſchicklichkeit oder (objectiv) das Syſtem von Regeln, alle Arten von Gebäuden, nach der Abſicht des Bauherrn und den dazu beſtimmten Koſten, zur Beſchützung und Wohnung, zum Vergnügen und Gewerbe ſtark, bequem und ſchön aufzuführen. Da nun dieſe Abſichten ſehr verſchieden ſein können, wird die Baukunſt, je nach den Gegenſtänden, mit denen ſie beſchäftigt iſt, eingetheilt in bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Waſſer-, Brücken-, Straßen-Baukunſt, und wiefern man alle dieſe Arten unter ihr befaßt denkt, iſt ſie Baukunſt im weitern Sinne. Im engern Sinne verſteht man blos die bürgerliche Baukunſt unter ihr, welche man wieder in die Häuſer-, land- und ſtaatswirthſchaftliche Baukunſt, eintheilt. Da es einleuchtet, daß mehrere dieſer Arten und Unterarten nur dem Bedürfniß dienen und zum einzigen Zweck Nützlichkeit haben, ſo hat man ziemlich allgemein die ſchöne Baukunſt in die Sphäre der bürgerlichen eingeſchränkt, und auch hier vornehmlich die eigentliche Wohnung berückſichtigt. Daß die Schönheit der Baukunſt in den Verhältniſſen beſtehe, ward bei Aufführung des Panionions,

dieſes Nationaltempels der verbündeten ioniſchen Städte, in dem damals zuerſt aufgeſtellten Grundſatze ausgeſprochen: daß in der Bildung der Theile eines jeden Gebäudes allenthalben Regelmäßigkeit und diejenige Rückſicht auf ein beſtimmtes Verhältniß der Theile zu einander erſcheinen müſſe, welche die Natur in der Bildung des menſchlichen Körpers beobachtet hat. — Hiermit war ein Hauptſchritt zur Vollendung der griechiſchen Baukunſt gethan, denn der bis zu einem hohen Grade veredelte Kunſtgeſchmack gelangte bald zu Wohlgeſtalt, harmoniſcher Bildung der Theile, und mittelſt der feſten Kenntniß, womit die Verhältniſſe aufgegeben waren, zu reinerer Schärfe und Zierlichkeit der Durchſchnitte, wozu ſich ſchöne Zeichnung und Arbeit der Verzierungen und Sparſamkeit in deren Gebrauch geſellten. — Doch nicht bei dem Durchſchnitte dürfen wir ſtehen bleiben. Ein Gebäude iſt ein in geometriſche Form eingeſchloſſener, ſonſt in mehrere, gleichfalls geometriſche Abtheilungen getheilter Raum, gemäß dem Zwecke, wozu es beſtimmt iſt. Auch dieſer eingeſchloſſene Raum mit ſeinen Abtheilungen iſt in Betracht zu ziehen. Da aber die Zwecke des Baues ſo unendlich verſchieden ſein können und ſind, und dadurch eine ungemeine Verſchiedenheit des Beſondern erzeugt wird; ſo war es mit großen Schwierigkeiten verbunden, zu einem Allgemeinen zu gelangen. Endlich fand man, daß, welchen Zweck ein Gebäude auch habe, und aus welchen Stoffen es errichtet ſei, ſeine Zweckmäßigkeit ſich auf zwei Eigenſchaften zurückführen laſſe: auf Feſtigkeit und Bequemlichkeit. Die Feſtigkeit geht auf Dauer und Sicherheit des Gebäudes, und fordert, daß der Bau wohl gegründet, und aus tüchtigen Materialien wohl zuſammengefügt ſei, damit er allen äußern Einwirkungen und ſeiner eignen Laſt möglichſt lange widerſtehe. Zur Erreichung dieſes Zwecks hat der Baumeiſter vornehmlich auf eine feſte Grundlage des Baues, auf die Wahl guter Materialien, die verhältnißmäßige Vertheilung und tüchtige Verbindung derſelben, und endlich auf das Verhältniß zwiſchen Kraft und Laſt zu ſehen. Die Bequemlichkeit geht auf den Gebrauch des Gebäudes. Ein Wohnhaus muß, außer den allgemeinen Erforderniſſen, daß es ſich ſicher, geſund und bequem bewohnen laſſe, für die beſondern Zwecke des Beſitzers, für ſein häusliches Leben und für ſein Gewerbe eingerichtet ſein, wodurch Lage, Größe, Geſtalt und Eintheilung des Gebäudes beſtimmt werden. Feſtigkeit und Bequemlichkeit aber beziehen ſich nur auf die Nützlichkeit; erſt wo zugleich dem Zwecke des Gefallens Einfluß auf den Bau verſtattet wird, hebt das Gebiet äſthetiſcher Zweckmäßigkeit an. Dabei entſteht nun die Frage: wie kann Schönheit in einem Gebäude als einem regelmäßigen, in verſchiedene Räume geometriſch abgetheilten Körper Statt finden? Freilich in dem geometriſch abgetheilten Plane liegt die Schönheit eines Gebäudes nicht, wohl aber in dem architektoniſchen Aufriß; der Plan kann nur zweckmäßig, nie an ſich ſchön ſein, aber in dem wohl geordneten Plane iſt eine Grundlage zur Schönheit enthalten, wodurch ihm ſchöne Verhältniſſe möglich werden. Die gefällige Zuſammenſtimmung der durch die zweckmäßige Eintheilung entſtehenden Verhältniſſe der Theile zu einander und zum Ganzen macht die an ſich blos regelmäßige Figur eines Gebäudes, ſie ſei übrigens welche ſie wolle, der Schönheit fähig; denn die bloße Anſchauung des Werks erregt Wohlgefallen, ohne daß wir nöthig haben, an den Zweck deſſelben zu denken; und jenes gefallende Etwas

könnte mangeln, ohne daß die ſonſtige Zweckmäßigkeit des Gebäudes darunter litte, wiewohl ein völlig unzweckmäßiges Gebäude nie ſchön ſein könnte, da die architektoniſche Schönheit an den Zweck gebunden, durch ihn bedingt und beſtimmt iſt; wie denn überhaupt jedes Kunſturtheil ſich auf objective Zweckmäßigkeit des Werks gründet, ohne daß darum Zweckmäßigkeit und Schönheit einerlei wären. Oben iſt geſagt worden, die Schönheit der Baukunſt liege in den richtigen, übereinſtimmenden Verhältniſſen. Dazu berechtigt uns der Grund, daß die Richtigkeit und Übereinſtimmung der Verhältniſſe gefällt. Allein, was gefällt, iſt darum noch nicht ſchön. Wir unterſcheiden demnach und ſagen: das Wohlgefallen an jenen Verhältniſſen geht auf die Form, das Wohlgefallen am Schönen auf den dieſe Form beſeelenden Geiſt. Forſchen wir aber dem gemäß nach dem Ausdruck äſthetiſcher Ideen in der Baukunſt, wodurch allein ſie in die Reihe der ſchönen Künſte trit, ſo iſt nicht zu läugnen, daß ſich manches Gegründete gegen ſie ſagen läßt. Zwar hat jede ſchöne Kunſt ihren techniſchen und ihren äſthetiſchen Theil, aber bei der Malerei, Bildhauerei, Muſik, Poeſie iſt jener dieſem untergeordnet, er iſt nur Mittel zum Zweck. Anders iſt es mit der Baukunſt, welche den Nutzen im Auge hat, und das äſthetiſche Wohlgefallen nur inſofern damit verbindet, als dieſes mit dem Gebrauche verträglich iſt. Bei ihr iſt der äſthetiſche Theil dem techniſchen blos zur Zierde beigeordnet. Mithin iſt die Baukunſt an und für ſich keine ſchöne, ſondern eine mechaniſche Kunſt; keine Kunſt des Gefallens, ſondern des Nutzens. Der Begriff des Gebrauchs iſt ſo weſentlich mit ihren Werken verknüpft, daß ſie ſelbſt da, wo ſie nicht nützen, ſondern nur zieren will, den Schein des Gebrauchs annehmen muß. Ohne ihn würde ihren Werken der Gehalt, die Bedeutung fehlen, ſie würden willkürlich, leer und zwecklos erſcheinen. Soll aber die Baukunſt als ſchöne Kunſt ſich erweiſen, inſofern ſie ihre, dem Zwecke des Gebrauchs gemäß erfundenen, und nach mechaniſchen Geſetzen ausgeführten Werke, zugleich mit Rückſicht auf Wohlgefallen, durch den bloßen Anblick bildet; ſo hat ſie die Aufgabe zu löſen, in ihren Hervorbringungen die objective Zweckmäßigkeit des Gebrauchs mit der ſubjectiven Zweckmäßigkeit des Gefallens in der bloßen Betrachtung, oder mit zwei Worten, das Nützliche mit dem Wohlgefälligen zu verbinden. Äſthetiſche Ideen aber, und um ſo mehr das Ideal, müſſen ihr nothwendig mangeln, da ſie kein Vorbild in der Natur hat, deſſen allgemeiner Begriff in ihren Darſtellungen ſichtbar würde, ſondern ihre Werke nur nach der Vorſtellung von Zwecken hervorbringt. Wie zweckmäßig und in ihrer Art vollkommen dieſe Werke auch ſein mögen, ihr Zweck bleibt immer nur techniſch und auf das Nützliche beſchränkt, unfähig einer idealen Erhöhung und Veredlung. Der Spielraum, den Einbildungskraft und Geſchmack behalten, beſchränkt ſich nur auf die Verbergung der ſteifen geometriſchen Einförmigkeit und auf Verzierung der Theile; auf die Formen, welche der Verſtand den Zwecken gemäß beſtimmt, dürfen ſie ihren Einfluß nicht erſtrecken. Der Architekt hat blos mit Form, Verhältniß und Maſſe lebloſer Dinge zu ſchaffen, ſein Geſchmack iſt blos auf Verzierung eingeſchränkt, und durch dieſe Mittel kann er wohl Eleganz und Größe, feſtliche Pracht, Ernſt und Erhabenheit ausdrücken; aber zum eigentlichen Ideal kann er nicht bringen, und Geiſt, Seele und Leben liegen außerhalb der Sphäre ſeiner Kunſt. Haben wir nun zwar der Baukunſt das Ideal abgeſprochen, ſo haben wir doch zugleich

eingeräumt, daß ihre Werke einen verſchiedenen Ausdruck und eigenthümlichen Charakter haben. Dieſen Charakter enthält ein Gebäude, wenn ſeine Geſtalt und Verhältniſſe genau den Zweck ausdrücken, wozu es da iſt. Durch eine dem Zwecke gemäße Ausführung entſteht er von ſelbſt, kann aber auch gefliſſentlich von dem Künſtler, um der äſthetiſchen Wirkung willen, ſtärker ausgedrückt und durch bedeutende Verzierungen unterſtützt und gehoben werden. Unterſcheiden wir nun einen logiſchen und äſthetiſchen Charakter, ſo können wir nicht in Abrede ſtellen, daß die Baukunſt des letztern fähig ſei. Wer hätte nicht empfunden, daß Gebäude Gefühle der Größe, der Pracht, der Zierlichkeit, der Erhabenheit erregen, daß ſie einen ernſten oder erheiternden, einen ſchaudervollen oder lachenden Eindruck hinterlaſſen, je nach ihrem verſchiedenen Charakter. Ehe wir jedoch zeigen, daß die Baukunſt, im Geſichtspuncte des Schönen, eine äſthetiſche Kunſt ſei, wollen wir verſuchen, ihre Theorie aufzuſtellen. Die Baukunſt (blos als Kunſt betrachtet) iſt die Kunſt, Begriffe von Wohnungs-, Sicherungs-, Aufbewahrungs-, Geſchäftsplätzen, wiefern ſie blos in der Kunſt ihren Urſprung haben, und ihre Form nicht die Natur, ſondern einen willkürlichen Zweck zum Beſtimmungsgrunde hat, dieſem Zwecke gemäß darzuſtellen. Ein architektoniſches Werk hervorzubringen, bedarf es demnach einmal der idealen Zuſammenſtellung im Geiſte des Künſtlers, und ſodann der Darſtellung. Dort iſt Entſtehung der Form, hier Behandlung des Stoffs und der Maſſe. Die Sphäre der Baukunſt geht ſo weit, als die Geſetze der Mechanik geſtatten; die Kenntniſſe des Architekten müſſen Mathematik, vornehmlich Geometrie, Statik und Mechanik, Phyſik und Chemie, Zeichenkunſt und dazu gehörige Optik umfaſſen, theils damit er die Maſſe gehörig behandle, theils damit er ſchickliche Form wähle. Mit dieſem allen aber iſt er nur Techniker; äſthetiſcher Künſtler wird er, wenn er durch ſeine Werke äſthetiſche Eindrücke, deren Maſſe und Form fähig ſind, zu bewirken verſteht. Dies wird ihm gelingen durch Nachahmung der Natur. Zwar ſagten wir oben, daß die Baukunſt kein Vorbild in der Natur habe; allein wir beſtimmen dieſen Satz jetzt dahin näher, daß ſie zwar nicht, wie andere Künſte, ſchon etwas Fertiges vorfindet, das ſie nur nachzuahmen braucht, daß aber dennoch die Natur, inſofern ſie als ein Bewirktes, Ruhendes erſcheint, ihr Urbild ſei. Das äſthetiſche Gemüth bemerkt an ihr Maſſe und geometriſche Form, die theils an ſich, theils durch die gegenſeitigen Verhältniſſe, des Phyſiſchen zum Geiſtigen, durch die bloße Betrachtung Eindrücke machen und Ideen wecken. Wie dieſe Eindrücke bei dem Landſchaftsmaler und Gartenkünſtler, bei jedem nach ſeiner Weiſe, beſtimmend werden für die Hervorbringungen ſeiner Kunſt, ſo auch bei dem Architekten ſein Geiſt ſtrebt, die durch die Natur in ihm hervorgerufenen Gefühle durch ſeine Kunſt zu erregen, ſo weit ſie dies vermag. Dazu aber muß ihn, außer der Fähigkeit, äſthetiſche Anſichten von der Natur zu faſſen, jene ſchöpferiſche Kraft inwohnen, die aus freiem Vermögen Werke der Kunſt hervorbringt, welche nicht nur einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke der Natur, ſondern ſelbſt einen höheren im Gemüth zu bewirken vermögen, weil ſeine Kunſt das einzeln Zerſtreute, wie in einem Brennpuncte geſammelt, durch Vermittelung ſeines Geiſtes zurückſtrahlen ſoll. Er wird alſo Genie, d. h. eigenthümlich in ſeinen Hervorbringungen ſein müſſen; denn ſein Werk, für das kein fertiges Vorbild da iſt, wird nur durch eigene

Erfindung möglich. Er geht von einer Idee aus, und zwar von einer äſthetiſchen, welcher gemäß er alles in ſeinem Werke anordnet und ausführen läßt, womit er zugleich die beengenden Schranken objectver Zweckmäßigkeit vor ſich niederwirft; denn ihn leitet blos äſthetiſche Zweckmäßigkeit, durch welche er ſeine Kunſt zur freien, d. h. nicht fremdartigen Zwecken dienſtbaren Kunſt erhebt, als deren Vollendung ihm vorleuchtet Harmonie der Maſſen, Formen Verhältniſſe des Lichts und Schattens, als hier gebrauchter Empfindungszeichen oder Mittel. So wäre denn die Baukunſt, in äſthetiſcher Hinſicht definirt, diejenige bildende Kunſt, welche äſthetiſche Ideen in wirklicher Raumerfüllung, nach blos ideellen Geſetzregeln, unter Bewegungsverhältniſſen blos für das Auge darſtellt. — Wo die objective Zweckmäßigkeit zu walten anfängt, da ſcheiden ſich eigentlich äſthetiſche und bürgerliche Baukunſt; in Fällen aber, wo die Grenzen in einander überzugehen ſcheinen, wird man auf das überwiegende ſehen müſſen. Wichtiger iſt es, die Darſtellungsfähigkeit und daraus entſpringende eigenthümliche Wirkſamkeit der Architektur, in Beziehung auf die übrigen ſchönen Künſte, zu erforſchen. Die Darſtellungsfähigkeit einer jeden ſchönen Kunſt iſt durch ihre Mittel bedingt. Die Architektur iſt durch die ihrigen eine Kunſt des Raumes, dies unterſcheidet ſie von Poeſie und Muſik; ſie iſt eine bildende Kunſt, die aber nicht durch Sinnenſchein wirkt, wodurch ſie von der Malerei, und keine ſchon fertigen Vorbilder in der Natur nachahmen kann, wodurch ſie von der Plaſtik unterſchieden iſt. Kann ſie demnach weder mit der Poeſie in allumfaſſender Darſtellung, noch mit der Muſik in Gefühlsübergängen, noch mit der Malerei in Reiz und Mannichfaltigkeit, noch mit der Plaſtik in Beſtimmtheit wetteifern, ſo dürfen wir doch nur auf die Ähnlichkeiten ſehen, die ſie mit jenen Künſten hat, um uns zu überzeugen, daß ſie nicht wirkungslos iſt. Mit den bildenden Künſten, ſofern dieſe auch räumlich ſind, hat ſie unmittelbare Anſchauung und Beſchränkung auf einen Augenblick gemein. Was ſie gegen die Malerei an Sinnenſchein verliert, gewinnt ſie an Sinnenwahrheit, die ſie mit der Plaſtik gemein hat; und geht ihr gegen dieſen Beſtimmtheit ab, ſo gewinnt ſie dagegen wieder an Freiheit. Übrigens kann ſie nach Art der Malerei Farben und Licht mitwirken laſſen, und ſelbſt bis auf einen gewiſſen Grad, entweder durch Hinzuziehung der Optik oder durch Erwägung der Verhältniſſe mit Sinnenwahrheit Sinnenſchein zu deſto größerer Wirkung verbinden. Der Ausdruck des Geiſtigen aber, oder die Poeſie der Architektur, iſt nicht im Raume zu ſuchen, ſondern an die Zeit gebunden. Daher die Ähnlichkeit der Architektur mit Poeſie und Muſik als Künſten der Zeit, wiewohl jene mit ihren Mitteln nicht zu wirken vermag, was dieſe mit den ihrigen hervorbringen. Was die Theorie der Baukunſt betrifft, ſo ſind für ihren wiſſenſchaftlichen und techniſchen Theil eine Menge Regeln von den vorhandenen Werken abgezogen, und in vielen trefflichen Lehrbüchern zuſammengeſtellt worden. Der äſthetiſche Theil kann ſich nicht eines gleichen Vorzugs rühmen. Ohne die Idee dieſer Kunſt gefaßt zu haben, ging man nicht über das Vorhandene hinaus, und verfuhr auch dabei höchſt einſeitig. Die großen Verſchiedenheiten, die man in verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern in der Baukunſt wahrnahm, hinderten nach einem allgemeingültigen Schönen zu fragen. Man glaubte ſich durch eine beſtimmte Wahl entſcheiden zu müſſen, und entſchied ſich ziemlich allgemein für die griechiſche Archi-

tektur, die allerdings als die eigentlich ſchöne zu preiſen iſt. Ihre Schönheit iſt aber nicht das Äſthetiſche überhaupt, welches als das Allgemeine ſorgfältig davon zu unterſcheiden iſt. Erſt wenn wir dies ins Auge gefaßt und uns überzeugt haben, daß keine Nation die Kunſt allein und ganz beſeſſen habe, daß die griechiſche Baukunſt als ſchöne im engern Sinne, die ägyptiſche in ihrer Düſterheit und Größe, die gothiſche in ihrer Erhabenheit und Feierlichkeit, die mauriſche in ihrer phantaſtiſchen Leichtigkeit, die franzöſiſche in ihrer Zierlichkeit und Niedlichkeit u. ſ. w. zu ſchätzen ſei, werden wir durch vorurtheilsfreie Vergleichung aller unter einander zu einer Theorie der äſthetiſchen Architektur gelangen und einen Schatz bewährter Regeln erhalten, wozu die mißlungenen Verſuche ſowohl, als die gelungenen nützlich werden können. In allen Fällen aber wird ſich folgende allgemeine Regel bewährt finden: Nie darf der Künſtler ſeinen Zweck unter willkürlichen Formen und Zierrathen verbergen, noch weniger um der Zierlichkeit willen die Zweckmäßigkeit aufopfern. Der Zweck muß rein und beſtimmt vor Augen liegen, und Alles bis auf die geringſte Verzierung in Bezug auf denſelben als nothwendig erſcheinen.

Baukunſt (Geſchichte der). — Die Entſtehung der Baukunſt verliert ſich in dem Dunkel des Alterthums, da eine Wohnung, die gegen Witterung und wilde Thiere Schutz gab, zu den erſten Bedürfniſſen des Menſchen gehörte. Dieſe früheſten Wohnungen waren, nach Maßgabe der von der Natur dargebotenen Hülfsmittel und der Bedürfniſſe ihrer Erbauer, Hütten, Höhlen und Zelte. Als aber die Menſchen aus dem erſten Zuſtande der Rohheit heraustraten, ſich geſellſchaftlich vereinigten, und den Boden, den ſie bewohnten, zu bauen anfingen, dachten ſie auch darauf, ſich dauerhaftere und bequemere Wohnungen zu erbauen und ſie einander näher zu rücken. Man bearbeitete das Holz ſorgfältiger, und verband die einzelnen Stämme mit einander, bereitete Ziegel aus Lehm und Erde, die man anfangs nur an der Luft trocknete, nachher aber am Feuer brannte, glättete die in der Natur vorhandenen Steinmaſſen, und fügte ſie, anfänglich ohne ein Bindungsmittel, zuſammen. Aus der das Dach tragenden Stütze entſtand die Säule u. ſ. w. Aber beſondern Fleiß wandte der Menſch im Fortgange ſeiner Ausbildung auf die Wohnungen, die er ſeinen Göttern widmete. So wie die Wohnungen, die er für ſich ſelbſt baute, größer und zierlicher wurden, erhielten auch die Tempel einen größern Umfang, und wurden mit Säulengängen, Hallen, Höfen und allerlei Zierrath ausgeſchmückt. — Die älteſten uns bekannten Völker, bei welchen die Baukunſt einige Ausbildung erhielt, ſind die Babylonier, deren berühmteſte Gebäude der Tempel des Belus, der Palaſt und die ſchwebenden Gärten der Semiramis waren; die Aſſyrier, deren Hauptſtadt Ninive reich von prächtigen Gebäuden war; die Phönizier, deren Städte, Sidon, Tyrus, Aradus und Sarephta, ſich auf gleiche Weiſe auszeichneten; die Israeliten, deren Tempel als ein Wunder der Baukunſt geprieſen wird; die Syrer und Philiſter. Doch von allen dieſen Völkern iſt kein architektoniſches Denkmal auf uns gekommen. Von den Indiern dagegen ſehen wir noch auf den Inſeln Elephanta und Salſetta unterirdiſche, in Felſen gehauene Tempel; von den Perſern die Ruinen von Perſepolis; von den Ägyptern Obelisken, Pyramiden, Tempel, Paläſte, Grabmäler; von den Etruskern einige Grabmäler und Überbleibſel von Stadtmauern. Der Charakter jener frühern Baukunſt war unerſchütterliche Feſtigkeit, rie-

ſenhafte Größe, verſchwenderiſche Pracht, welche Erſtaunen und Bewunderung, aber kein wahres Wohlgefallen erweckten. Die Griechen zuerſt gingen von dem Rohen und Rieſenhaften zu edler Einfalt und Erhabenheit über. Unter ihnen wetteifern, nachdem die Ruhe von außen und innen erkämpft war, die größten Meiſter, ein Phidias, Iktinus, Kallikrates u. a., von Perikles aufgemuntert und unterſtützt. Es erhoben ſich der ſchöne Minerventempel auf der Burg zu Athen, die Propyläen, das Odeum und andere Prachtgebäude. Gleicher Kunſtſinn regte ſich im Peloponnes und in Klein-Aſien. Hohe Einfalt verband ſich mit majeſtätiſcher Größe und Schönheit in der Form. Man wandte die veredelte Kunſt nicht blos auf Tempel, ſondern auch auf Theater, Odeen, Säulengänge, Marktplätze, Gymnaſien an. Neben der doriſchen Säule entſtand noch die ioniſche und korinthiſche. Mit dem peloponneſiſchen Kriege war die Blüthe der Baukunſt dahin. Edle Einfalt ging in Zierlichkeit über. Dieſen Charakter trägt die Kunſt zu Alexanders Zeiten, der eine Menge neuer Städte anlegte. Immer aber herrſchte neben der Zierlichkeit noch ſtrenge Regelmäßigkeit. Nach Alexander brachte das ſtets zunehmende Beſtreben nach Schmuck und Putz die Kunſt ihrem Falle immer näher. In Griechenland ſelbſt ward ſie wenig mehr getrieben, und in Aſien unter den Seleuciden, in Ägypten unter den Ptolemäern in einem unreinen Geſchmacke ausgeübt. Die Römer hatten in der Baukunſt nichts den griechiſchen Meiſterwerken Ähnliches aufzuweiſen, wiewohl ſie ſchon früher ihren Fleiß an andere Fächer der Baukunſt an Waſſerleitungen, Cloaken und an den Waſſerbau gewandt hatten. Das Capitol und den Tempel des capitoliniſchen Jupiter hatten etruskiſche Baumeiſter aufgeführt. Bald nach dem zweiten puniſchen Kriege aber wurden die Römer mit den Griechen bekannt. Sulla brachte zuerſt die griechiſche Baukunſt nach Rom; er, Marius und Cäſar errichteten in Rom und andern Städten große Tempel. Aber erſt unter Auguſt erhob ſich die Kunſt zu der Vollkommenheit, deren ſie zu dieſer Zeit fähig war. Er gab den griechiſchen Künſtlern, die ihr Vaterland mit Rom vertauſcht hatten, Aufmunterung, und führte, zum Theil aus Politik, viele prächtige Werke der Baukunſt auf. Agrippa baute Tempel, Waſſerleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden mit Säulen und Marmor verziert. Nicht minder prächtig erbaute man die Landhäuſer, deren die reichen Römer oft mehrere beſaßen. Das Innere ward mit Kunſtwerken, in Griechenland erbeutet, ausgeſchmückt. Die Wände überzog man mit dünnen Marmorplatten, oder malte ſie aus und theilte ſie in Felder, in deren Mitte Gegenſtände aus der Mythologie oder Geſchichte vorgeſtellt, und die ringsum mit den zierlichſten Einfaſſungen verſehen waren. Dieſe Einfaſſungen waren das, war wir Grotesken nennen. Auguſtus Nachfolger verſchönerten faſt alle mehr oder weniger die Stadt, errichteten die prächtigſten Paläſte und Tempel, und ſchmückten auch die eroberten Länder damit; bis endlich Conſtantin der Große die Reſidenz von Rom nach Conſtantinopel verlegte, wo denn für Roms Verſchönerung nichts weiter geſchah. — Als die Römer die Baukunſt von den Griechen empfingen, war ſie bei dieſen ſchon von ihrer Vollkommenheit und Reinheit herabgeſunken. Zwar erhob ſie ſich kurze Zeit in Rom zu ihrer frühern Höhe, artete aber bei der immer ſteigenden Prachtliebe der Kaiſer, durch Überladung und Spielerei bald wieder aus. Um dieſe Zeit entſtand die römiſche oder zuſammengeſetzte Säule, der man ſich bei Tempeln und Prachtgebäuden zu bedienen pflegte. Schon

von Nero an nahm der Luxus überhand; das Äußere und innere der Gebäude ward überflüſſig verziert. Hadrian, der die Künſtler möglichſt aufmunterte, konnte den edeln Geſchmack in der Baukunſt nicht zurückführen. Statt das Vorhandene nachzuahmen, wollte man Neues erfinden und das Schöne noch ſchöner machen. Dadurch entfernte man ſich aber immer mehr von dem Großen. Jetzt entſtanden die Verſchröpfungen, die Fußgeſtelle unter derſelben, die vielen Basreliefs an den Außenſeiten der Gebäude, die Cannelirungen der Säulen, die Verjüngung derſelben nach einer krummen Linie, die gekuppelten Säulen, die verjüngten Pilaſter hinter den Säulen, kleine Säulen zwiſchen großen, runde und durchſchnittene Giebel, die ausgebauchten Frieſe. So ward die Kunſt von den Zeiten Veſpaſians bis zur Regierung der Antonine ausgeübt. Sie lieferte Werke, die zwar immer noch als Meiſterſtücke angeſehen werden können, denen aber doch der große edle Styl der Griechen fehlte. In den Provinzen war der Geſchmack noch tiefer geſunken. Nach den Antoninen verfiel die Kunſt immer mehr; man bemühte ſich, noch häufigere Verzierungen anzubringen als bisher, welches beſonders der ſogenannte Bogen der Goldſchmiede bezeugt. Alexander Severus half ihr als Kenner zwar einigermaßen auf; allein ſie verſank unter ſeinen Nachfolgern nur deſto ſchneller und nahte ſich allmählig ihrem gänzlichen Verfalle. Die Gebäude aus dieſer Zeit ſind entweder mit tändelnden und kleinlichen Verzierungen überladen, wie die zu Palmyra, oder grenzen an das Rohe, wie die unter Conſtantin zu Rom erbauten. Unter den folgenden Kaiſern geſchah, wegen der ſteten Unruhen der Völker, wenig für die Verſchönerung der Städte. Juſtinian baute wieder viel. Sein vorzüglichſtes Gebäude war die Sophienkirche zu Conſtantinopel. Die alten ſchönen Werke der Baukunſt ſanken durch die Einfälle der Gothen, Vandalen und anderer Barbaren in Italien, Spanien, Griechenland, Aſien und Afrika großentheils in Trümmer, und was der Zerſtörung entgangen war, blieb unbeachtet. Theodorich, König der Oſtgothen, ein Freund der Künſte, zeigte ſich ſorgſam für die Erhaltung und Herſtellung der alten Gebäude, und ließ ſelbſt viele neue aufführen. Wie wir überhaupt dieſen Zeitraum als den Scheidepunct zwiſchen alter und neuer Kunſt betrachten können, ſo ſehen wir auch jetzt an die Stelle der alten claſſiſchen Baukunſt mehr und mehr eine neue treten, die ſich ſo weit erſtreckt, als die Eroberungen der Gothen durch Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, einen Theil von Deutſchland, aber auch nach Britannien, wohin doch keine Gothen kamen. Ob dieſe neue Baukunſt von dem germaniſchen Stamme, welcher den Namen Gothen führte, herkam, iſt nicht ausgemacht. Wir finden an den, unter Theodorich aufgeführten Gebäuden das Beſtreben, blos Einfaches, Starkes und Nationales in dem Äußern der Gebäude (das Innere kennen wir nicht) hervorzubringen. Alle Bauart aber aus der Zeit der longobardiſchen Herrſchaft in Italien (von 563 an) und die ganze Mönchsbauart jener Zeit hat man fälſchlich gothiſch genannt, und ſie nachher, als man das Unrecht einſah, durch den Namen der altgothiſchen Bauart von der eigentlich gothiſchen, die man nun des Gegenſatzes wegen, die neugothiſche nannte, unterſchieden. Die Longobarden, hegten keine Achtung für die Alterthümer, und mochten ſie weder ſchonen, noch erhalten. Was ſie bauten, war geſchmacklos und fehlerhaft. Ihre Kirchen erhielten im Äußern halbrunde Säulchen und kümmerlich in einer Reihe längs dem Kranz der Giebel hinaufſteigende Pfeiler, im Innern aber plumpe Pfeiler, durch ge-

wölbte Halbkreiſe verbunden; die kleinen Fenſter und Pforten waren mit Halbkreiſen geſchloſſen; die Säulen, Capitäler und Bogen wurden nicht ſelten mit ungereimten Steinhauerarbeiten belegt, öfters die Decken der Kirchenſchiffe mit Balken und Bretern bedeckt, die erſt ſpäterhin in Gewölbe verwandelt wurden, und daher zuweilen von außen aufgeführte Strebe- oder Stützbogen nothwendig machten. Dieſer lombardiſche Bauſtyl bezeichnet den Verfall der Wiſſenſchaften und Künſte; er ward im 7ten Jahrh. zu Pavia, dem Hauptſitze des lombardiſchen Reichs, bei dem Bau der Kirchen St. Johann und St. Michael, dann in Parma bei der Johanniskirche und zu Bergamo bei der Kirche St. Julia, bei der Gruftkirche zu Freiſing, bei den Capellen zu Altenötting in Baiern, zu Eger und der Burg zu Nürnberg, bei der Schottenkirche in Regensburg und bei vielen andern Kirchen angewandt. Dann vermiſchten mit ihm die aus Conſtantinopel (Byzanz) verſchriebenen Baumeiſter zuerſt den Gebrauch der mit ioniſchen Fußgeſtellen und mit den nach ihrer Zuſammenſetzung gebildeten Capitälen verſehenen Säulen, worunter auch gewundene waren. In dieſem lombardiſch-neugriechiſchen Styl ſind die Dome zu Bamberg, zu Worms und zu Mainz, ſo wie die Kirche Miniato al Monte bei Florenz und der ältere Theil des ſtrasburger Münſters erbaut. Dann fügte man die im Orient gebräuchlichen Kuppeln hinzu; in ihrer Anwendung, ſo wie im Gebrauche der geſchmackloſen Capitäler und der vielen dünnen Säulen und Säulchen, deren man öfters zwei Reihen auf einander ſtellte, findet man den eigentlichen byzantiniſchen oder morgenländiſchen Bauſtyl. Nach ihm iſt außer der ſchon genannten Sophienkirche zu Conſtantinopel unter andern die Marcuskirche zu Venedig, das Baptiſterium und der Dom zu Piſa, ſo wie die Kirche St. Vital zu Ravenna erbaut. Die Normannen, die ſich in Sicilien feſtgeſetzt hatten, bauten den Dom von Meſſina auf den Grund eines alten Tempels, ein großes aber geſchmackloſes Gebäude, an welchen man, nach den damit in verſchiedenen Jahrhunderten vorgenommenen Veränderungen, das Sinken und Steigen der Kunſt neben einander ſieht. Die Vandalen, Alanen, Sueven und Weſtgothen waren in Spanien und Portugal eingedrungen; die Araber und Mauren vertrieben ſie und zerſtörten das gothiſche Reich. Dieſe waren jetzt faſt allein im Beſitze der Künſte und Wiſſenſchaften. Saraceniſche Baumeiſter traten in Griechenland, Italien, Sicilien und andern Ländern auf; mit ihnen verbanden ſich nach einiger Zeit viele chriſtliche, beſonders griechiſche Meiſter, und ſie ſtifteten unter einander eine Zunft, die ihre Kunſt und Regeln geheim hielt, und deren Mitglieder ſich an gewiſſen Zeichen erkannten (ſ. d. Art. F r e i m a u r e r). In dieſem Zeitraume ſind drei verſchiedene Bauarten herrſchend: die arabiſche, eine eigene, nach griechiſchen Muſtern gebildete Bauart; die maureriſche, in Spanien aus den überreſten römiſcher Gebäude entſtanden, und die neugothiſche, welche in dem weſtgothiſchen Reiche in Spanien durch Dazwiſchenkunft der arabiſchen und mauriſchen Baukunſt entſtand und ihre Periode vom 11ten bis ins 15te Jahrh. hatte. Die beiden erſten Bauarten weichen nur wenig von einander ab, vorzüglich zeichnet ſich die mauriſche durch ihre Bogen in Hufeiſenform von der arabiſchen aus. Sehr verſchieden aber iſt die gothiſche. Swinburne gibt folgende Unterſcheidungszeichen an: die gothiſchen Bogen ſind ſpitzig, die arabiſchen nach einem Cirkelbogen gebildet; die gothiſchen Kirchen haben ſpitzige und gerade Thürme; die Moſcheen endigen ſich in Kugeln, haben hin und wieder ſchlanke Mi-

narete, die mit einem Balle oder mit einem Tannzapfen bedeckt ſind; die arabiſchen Mauern ſind mit Moſaik und Stuck verziert, welchen man in keiner alten gothiſchen Kirche findet. Die gothiſchen Säulen ſtehen oft in Gruppen beiſammen und ſind in einander gewachſen, worüber entweder ein ſehr niedriges Gebälk angebracht iſt, auf welchem ſich Bogen erheben, oder die Bogen ſtehen unmittelbar auf den Capitälen der Säulen. Die arabiſchen und mauriſchen Säulen ſtehen einzeln, und wenn ja einige neben einander angebracht ſind, um einen ſehr ſchweren Theil des Gebäudes zu tragen, ſo berühren ſie ſich doch nie einander; die Bogen aber werden von einem ſtarken und dicken Unterbogen unterſtützt. Trifft es ſich in einem arabiſchen Gebäude, daß vier Säulen neben einander vereinigt ſind, ſo geſchieht dies durch eine kleine viereckige Mauer unten zwiſchen den Säulen. Die gothiſchen Kirchen ſind außerordentlich leicht gebaut und haben große Fenſter, oft mit bunten Scheiben. In den arabiſchen Moſcheen iſt meiſtentheils die Decke niedrig, ihre Fenſter ſind von geringer Höhe und oft noch mit vieler Bildhauerbeit bedeckt, ſo daß man das Licht weniger durch ſie, als durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der gothiſchen Kirchen gehen tief hinein, und ſind an den Anſchlag= oder Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Niſchen und andern Zierrathen geſchmückt; die Thore der Moſcheen aber und anderer arabiſchen, ſo wie auch der mauriſchen Gebäude ſind flach und auf die Art, wie man die Thore jetzt baut. Überdies bemerkt Swinburne, daß er unter den verſchiedenen arabiſchen Capitälen, die er geſehen, keins gefunden, das in Abſicht der Zeichnung und Anordnung denen gleiche, die man in den gothiſchen Kirchen in England und Frankreich antrifft. Die mauriſche Baukunſt erſcheint in ihrer ganzen Herrlichkeit an dem alten Palaſte der Mohammedaniſchen Monarchen zu Granada, welcher das rothe Haus heißt, und eher einem Zauberpalaſte, als einem Werke von Menſchenhänden gleicht. Damals war die beſte Schule der Künſte zu Conſtantinopel; von hier gingen die Künſtler nach allen Gegenden aus. Ganze Geſellſchaften derſelben ſollen die Päpſte nach dem Norden geſchickt haben, um die verfallenen Kirchen wieder aufzubauen. Der Charakter der arabiſchen Baukunſt war Leichtigkeit und Pracht. Reiche Verzierungen und Leichtigkeit in den einzelnen Theilen machen ſie dem Auge gefällig. Die neugothiſche Baukunſt, welche dadurch entſtand, daß die griechiſchen Baumeiſter das Plumpe und Schwerfällige der altgothiſchen durch den Anſchein der Leichtigkeit zu verdecken ſuchten, erregt die Einbildungskraft durch ihre reich geſchmückten Gewölbe, ihre großen Perſpectiven und ihr heiliges, durch gemalte Fenſter hervorgebrachtes Dunkel, und gefällt dem Kenner ungeachtet ihrer gänzlichen Verſchiedenheit von den Werken alter griechiſcher Kunſt. Sie behielt von der altgothiſchen Bauart die hohen, kühnen Gewölbe, die feſten und ſtarken Mauern bei, verkleidete ſie aber durch mancherlei Schnörkel, Blumen, Niſchen, durchbrochene Thürmchen, ſo daß ſie leicht und ſchwach zu ſein ſcheinen. Man ging in der Folge noch weiter, durchbrach die hohen, ungeheuern Thürme, daß die Treppen in der Luft zu ſchweben ſchienen, gab den Fenſtern eine außerordentliche Größe, und zierte das Gebäude ſelbſt mit Bildſäulen. Dieſer Styl, in dem ſehr viele Kirchen, Klöſter und Abteien erbaut wurden, bildete ſich in Spanien, und verbreitete ſich von da über Frankreich, England und Deutſchland. Alle dieſe Länder beſitzen bewundernswürdige Denkmäler der neugothiſchen Baukunſt. — Die Deutſchen waren bis auf

Carl den Großen mit der Baukunſt unbekannt geblieben. Carl brachte die Kunſt aus Italien nach Deutſchland, und dies war die damals übliche neugriechiſche Bauart. Nachher hatte die arabiſche Kunſt Einfluß auf die Kunſt der Abendländer; auch zeigte bereits die deutſche Kunſt ihre Eigenthümlichkeit in den Spitzbogen und Strebepfeilern u. dgl. Dies wurde mit der neugriechiſchen Baukunſt vereinigt, der man damals noch im Ganzen treu blieb, und hieraus entſtand eine gemiſchte Bauart, die bis in die Mitte des 13ten Jahrh. ſich erhielt. Nun erwachte die neugothiſche oder deutſche Bauart, die wir auch die romantiſche, weil ſie ſich durch den romantiſchen Geiſt des Mittelalters ausbildete, nennen können, die in Deutſchland gebildet, in den Thürmen des Münſters zu Strasburg, in dem Dom zu Cöln, der Stephanskirche zu Wien, dem Dom zu Erfurt, der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, der Eliſabethkirche in Marburg ihre Vollendung erhielt, und ſich von da nach Frankreich, England, Spanien und Italien verbreitete. So wird ſchon im 12ten Jahrh. ein deutſcher Baumeiſter in Italien, Namens Wilhelm, und im 13ten Jacob, mit dem Beinamen Lapo (ſt. 1262), und ſein Sohn oder Schüler Arnolph de Lapo (ſt. 1300), angeführt, welche die Baukunſt verbeſſert haben ſollen. Auch die deutſche Baukunſt zeigt einen climatiſchen und religiöſen Charakter, der vorzüglich in den deutſchen Kirchen ſichtbar wird. Hoch ſtreben die ſchlanken Säulenbüſchel auf, immer mehrere ſich feſt an einander ſchmiegend, gleich den Stämmen des Hains, in deſſen Umſchattungen der alte Teutone ſeinen Altar baute. Das Chriſtenthum führt ſeine Bekenner aus dem Vergänglichen in eine ſtille Geiſterwelt. Im Helldunkel des Doms muß das Gemüth ſich ſammeln aus der Zerſtreuung des Irdiſchen, ſich, wie der Dom, zu dem Unendlichen erheben, und durch Gebet und Entſagung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Darum ſind auch die Verzierungen an den alten chriſtlichen Kirchen nichts weniger als ein zufälliger Schmuck. Es iſt eine religiöſe Bilderſprache, und ein Heiligthum; wo die Monſtranz ſteht, iſt ſinnbildlich der ganze Tempel im Kleinen wiederholt. In dieſen Gebäuden wird jeder tiefe Zweckmäßigkeit des Plans, kühne, wohlverſtandene Anordnungen, unermeßlichen, redlichen Fleiß, großen Eindruck der kühnen Maſſen von außen, hohen Ernſt im Innern, der den Hineintretenden zu frommen Gefühlen erweckt, bewundern und ehren müſſen. Demnach müſſen wir der deutſchen Baukunſt mehr ſymboliſche, als hieroglyphiſche Beredſamkeit und Würde, die ſich nicht ſelten ins Seltſame verliert, als ſelbſtſtändige Schönheit beilegen. (S. Coſtenoble über altdeutſche Architektur und deren Urſprung, Halle 1812, nebſt den Bemerkungen ſeiner Recenſenten; Rumohr Fragmente einer Geſchichte der Baukunſt in Schlegels deutſchem Muſeum 1813, Märzheft u. ſ. f.) Von den Kirchen und Abteien ging die neugothiſche Bauart auch auf andere Gebäude, als Schlöſſer, Paläſte, Brücken und Stadtthore über. In Mailand wurden ſechzehn Stadtthore von Marmor und viele neue Paläſte, in Padua ſieben Brücken und drei neue Paläſte, in Genua zwei verſchloſſene Häfen und eine prächtige Waſſerleitung, und die Stadt Aſti 1280 faſt von Grund auf neu erbaut. Immer mehr erhob ſich die Baukunſt in Italien, beſonders im 14ten Jahrh. Galeazzo Visconti endigte die große Brücke zu Pavia und erbaute einen Palaſt, der ſeines Gleichen noch nicht hatte. Um dieſelbe Zeit ward der bewunderte Dom zu Mailand aufgeführt. Die Markgrafen von Eſte bauten zu Ferrara, und Albert den prächtigen Palaſt zu

Belſiore; in Bononien fing mag die große Kirche des heiligen Petronius und in Florenz den berühmten Thurm der Domkirche an. Am vortheilhafteſten zeichnete ſich das 15te Jahrh. aus. Die Herzoge von Ferrara, Borſo und Hercules von Eſte ermunterten die Baumeiſter zum thätigſten Eifer. Herzog Franz verſchönerte Mailand mit dem herzoglichen Palaſt, dem Caſtell Porta di Giova, dem Hoſpital und andern großen Gebäuden; Ludwig Sforza errichtete das Univerſitätsgebäude zu Pavia und das Lazareth zu Mailand. Die Päpſte verzierten Rom, und Lorenz von Medicis Florenz mit herrlichen Gebäuden. Ihrem Beiſpiele folgten mehrere kleinere Fürſten und Herren. Dieſe Aufmunterungen erweckten den guten Geſchmack wieder; man kehrte zu den Denkmälern des Alterthums zurück, und ſtudierte an ihnen die ſchönen Formen und richtigen Verhältniſſe. Die berühmteſten Baumeiſter dieſer Zeit waren Filippo Brunelleſchi, der zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche S. Spirito und den Palaſt Pitti, außerdem viele Gebäude zu Mailand, Piſa, Peſaro und Mantua errichtete; Battiſta Alberti, der zugleich über die Baukunſt ſchrieb; Bramante, der den Bau der Peterskirche begann; Michael Angelo Buonaroti, der nach ihm die ſtolze Kuppel derſelben aufführte, und Giocondo, der vieles in Frankreich baute und ſpäter nebſt Raphael ebenfalls dem Bau der Peterskirche vorſtand. Dieſen Männern, welche die Bahn gebrochen hatten, folgten andere, die in ihrem Geiſte weiter ſtrebten, ein Palladio, Scamozzi, Serlio, Barozzio, unter dem Namen Vignola bekannt. Sie ſind die Begründer des noch jetzt in der Baukunſt herrſchenden Geſchmacks. Daß ſie indeß ihre Kunſt an Werken des Alterthums ſtudierten, die ſich ſchon weit von ihrer erſten Reinheit und erhabenen Größe entfernt hatten, beweiſen an ihren Gebäuden die vielen Verſchröpfungen, die runden, ausgeſchweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen, Fußgeſtelle und andere Dinge, welche die Kunſt zu Perikles Zeiten nicht kannte. So hatte in Italien eine neue Periode der Baukunſt begonnen. Italieniſche Meiſter und nach Italien geſchickte junge Künſtler brachten den römiſchen Geſchmack ins Ausland, der nach und nach an die Stelle des gothiſchen trat. Seitdem erfuhr die Baukunſt in verſchiedenen Ländern Europas noch mancherlei Schickſale; ſie ſtieg und fiel in verſchiedenen Zeiträumen; doch äußert ſich in der neueſten Zeit allenthalben ein rühmliches Beſtreben, die Kunſt ihrer wahren Vollkommenheit näher zu bringen, wiewohl ſich nicht behaupten läßt, daß es allenthalben gelungen wäre.

Baum. 1. Gewächſe, die mit Stamm und Äſten mehrere Jahre dauern, und deren Wurzel, Stamm und Zweige holzicht ſind. Gewöhnlich hat ein Baum Einen Stamm, der ſich nur oben in Äſte und Zweige verbreitet, dagegen der Strauch mehrere Stämme aus einer Wurzel treibt, zum Theil auch von unten auf mit Äſten und Zweigen beſetzt iſt. Durch eine genaue Grenze werden jedoch beide Gewächsarten nicht von einander geſchieden; ſie gehen vielmehr in einander über, und mancher Strauch bildet ſich unter gewiſſen Umſtänden entweder von ſelbſt oder mit Hülfe des Menſchen zum Baum, ſo wie umgekehrt, mancher eigentliche Baum unter Umſtänden zu einem Strauche wird. Der Baumſtamm, ſo wie die im Bau ihm ganz ähnlichen Äſte und Zweige, beſtehen aus verſchiedenen Lagen, wovon die erſte die Rinde, die zweite das Holz und die dritte das Mark genannt wird. So lange dieſe Theile noch nicht beiſammen ſind, oder mit andern Worten, ſo lange der Baumſtamm überhaupt oder ein Baumzweig insbeſondere noch jung und weich iſt, dehnt er ſich in die Länge

und Dicke aus; wird er aber allmählig härter, welches von unten nach oben geſchieht, ſo nimt die Ausdehnung in die Länge immer mehr ab und hört endlich bei vollkommner Verhärtung (Verholzung) ganz auf. Alles völlig ausgebildete Holz dehnt ſich weder in die Länge noch in die Dicke weiter aus. Dennoch nimt ſowohl der Stamm als die Äſte an Dicke zu. Dies geſchieht aber durch keine Ausdehnung von innen nach außen, ſondern dadurch, daß ſich neue Holzlagen von außen anſetzen. Dieſe Holzlagen bilden ſich aus der Rinde, deren das Holz zunächſt umgebende Theile (Baſt) ſich zu ganz dünnen und feinen Blättchen verdicken, welche den ſogenannten Jahresring bilden. Dieſe Meinung wird auch dadurch unterſtützt, daß, wie die Erfahrung lehrt, daß Holz eine neue Rinde hervorzubringen vermag. Man darf nur einen von aller Rinde entblößten Baumſtamm mit Stroh dergeſtalt umwinden, daß dieſes noch einen Raum zwiſchen ſich und dem Stamme läßt, alles Eindringen der Luft und Sonne aber verhindert wird, ſo bildet ſich nach zwei Jahren aus den gallertartigen Erhebungen, die aus den Fibern des Splints hervortreten, eine neue Rinde. Auch an Höhe und Größe der Krone nimt der Baum jährlich zu. Dies geſchieht aber ebenfalls, wie bei dem Zunehmen an Dicke, durch ein wirkliches Hinzukommen neuer Theile, die ſich den alten anſetzen. Die dünnen jährigen Zweige führen nämlich den an ihnen befindlichen Augen oder Blattknospen Nahrungsſäfte zu, wodurch dieſelben zu neuen Zweigen ausgebildet werden, welche ſich ſo lange nach allen Richtungen ausdehnen, bis ſie ſich allmählig von unten nach oben verhärten. Auf dieſe Weiſe lebt oder wächſt der Baum fort, bis er allmählig abſtirbt. — 2. Eine Anzahl ſtarker, durch Ketten mit einander verbundener Balken, mittelſt welcher ein Hafen geſchloſſen wird.

Baumannshöhle, eine aus mehreren Abtheilungen beſtehende natürliche Höhle auf dem Harz, zu deſſen vorzüglichſter Merkwürdigkeit ſie gehört, im Fürſtenthum Blankenburg, am linken Ufer der Bode, zwei Stunden von Blankenburg und eine halbe Stunde von Elbingerode entfernt. Sie liegt in einem Kalkgebirge, und beſteht aus ſechs Abtheilungen (die vielen kleinen nicht gerechnet), welche überall mit Tropfſtein oder Stalaktit überzogen ſind, deſſen erdige Beſtandtheile das allenthalben durchdringende Waſſer mit ſich führt und als kalkigen Stein anſetzt. Alle ſechs Höhlen halten zuſammen 758 braunſchweigiſche Fuß Länge. Der Eingang iſt 136 Fuß über der Sohle des Bodethals erhoben. Die erſte Höhle von 31 Fuß Höhe iſt die größte und ſchauerlichſte. Überall findet man von Tropfſtein gebildete Figuren und Säulen, welche in der dritten Höhle am vorzüglichſten ſind, und worunter eine, die ſogenannte klingende Säule, wenn man daran ſchlägt, einen ſtarken Klang von ſich gibt. Die Höhle hat den Namen von ihrem Entdecker, dem Bergmann Baumann, welcher ſie in der Abſicht, Erze darin zu finden, im J. 1672 zuerſt befuhr, aber den Eingang, als er zurückkehren wollte, lange vergebens ſuchte. Nach zwei Tagen endlich fand er ihn, ſtarb aber, von Hunger und Angſt entkräftet, bald darauf.

Baumgarten (Alexander Gottlob), geb. 1714 zu Berlin, als Profeſſor der Philoſophie zu Frankfurt an der Oder geſt. 1762, ein durch ſcharfe Analyſe und Klarheit der Begriffe ausgezeichneter Schüler Wolfs, und Stifter der **Äſthetik** (ſ. dieſ. Art.). Baumgarten ſah ſchon das Unbefriedigende und Verwirrende der von Kunſtwerken und ihrer Wirkung hergeleiteten Kunſtregeln ein; ſo lange man da-

her, ſagt er ſelbſt, die Regeln des Geſchmacks auf nichts anders bauen kann, verdienen ſie auch den Namen einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft nicht. Hierdurch unterſchied ſich Baumgarten ſchon vortheilhaft von den Kunſttheoriſten ſeiner Zeit, (vgl. z. B. Batteux,) denn er ſuchte die Kunſttheorie ſelbſt wiſſenſchaftlich zu begründen. Die Ergebniſſe einer ſolchen, behauptete er, müßten vielmehr allgemein gültig ſein, welches ſie nicht ſind, wenn ſie ſich blos auf Folgerungen oder Autorität gründen. Man müſſe alſo zu den erſten, allgemeinen, aus der Natur des menſchlichen Geiſtes geſchöpften Grundſätzen aufſteigen, wenn eine wahre Philoſophie des Geſchmacks entſtehen ſolle. In der Schönheit aber beſtehe das Weſen aller Künſte. So weit war Baumgartens Behauptung richtig. Die Schönheit ſelbſt aber erſchien ihm unter dem Begriffe der Wolfſchen Schule, als ſinnlich erkannte Vollkommenheit, ſinnlich vollkommene Erkenntniß des ſinnlich Vollkommenen. Durch dieſe Erklärung machte er eines Theils das Schöne blos zu einem Gegenſtande der ſinnlichen Empfindung, wobei das höhere Weſen deſſelben ganz überſehen wurde, andern Theils wurde die Wiſſenſchaft deſſelben, als Wiſſenſchaft der ſinnlichen Erkenntniß (dieſe Bedeutung hat bei ihm der für dieſelbe gewählte Ausdruck Äſthetik), eine von der Logik abgeſonderte, in ihrem Weſen aber ganz logiſche Theorie des ſogenannten niedern Erkenntnißvermögens. Denn er folgerte aus ſeinem Begriff des Schönen, „daß die Regeln der Äſthetik aus den allgemeinen Regeln der Vollkommenheit fließen;“ und Vollkommenheit iſt ihm, wie ſeinem Lehrer Wolf, Übereinſtimmung des Gegenſtandes mit ſeinem Begriffe. Dadurch unterſcheidet er aber die logiſche von der äſthetiſchen Vollkommenheit, daß ihm jene eine deutlich erkannte, dieſe eine dunkle Erkenntniß iſt, wodurch der Begriff einer Wiſſenſchaft des Schönen wiederum ſehr ſchwankend wird. Die Idee einer ſolchen Wiſſenſchaft nun ſtellte er zuerſt in ſeiner akademiſchen Streitſchrift de nonnullis ad poema pertinentibus (Halle 1735, 4.) auf, und ſieben Jahre nachher ward er aufgefordert, dieſe Wiſſenſchaft öffentlich vorzutragen. Aus ſeinen Dictaten entſtand Georg Fr. Meiers Werk: Anfangsgründe aller ſchönen Wiſſenſchaften, 3 Thle, Halle 1748 ff. Erſt acht Jahre ſpäter gab Baumgarten ſelbſt ſein größeres Werk über dieſelbe (Aesthetica, Frankf. a. d. O. 1750 bis 1758, 2 Thl. 8. und mehrmals) heraus, deſſen Vollendung aber ſein Tod verhinderte. Das Ganze ſollte aus zwei Theilen beſtehen, einer theoretiſchen und praktiſchen Äſthetik; erſtere theilte er wiederum in die Heviſtik (Lehre von der Erfindung), Methodologie (Lehre von der Anordnung) und Semiotik (Lehre von der Bezeichnung oder Darſtellung). Nur die Einleitung, worin er den Grund des Ganzen legte, nebſt der Heviſtik iſt vollendet. Übrigens hatte er faſt überall bei Aufſtellung ſeiner Regeln die ſogenannten redenden Künſte vor Augen. (Eine genauere Würdigung der Baumgartenſchen Anſicht findet man in Heydenreichs Syſtem der Äſthetik S. 65 u. f., und in deſſelben Abhandlung: Entſtehung der Äſthetik, Kritik der Baumgartenſchen ꝛc., im N. phil. Magaz. von Abicht und Born.) Weniger iſt Baumgarten durch ſeine übrigen philoſophiſchen Schriften (z. B. Philosophia generalis, von Chr. Förſter, Halle 1770, herausgegeben; ſeine Metaphysica, Halle 1739, 8. von Eberhard, 1783; Ethica philosophica, Halle 1740, 8.; Annotatt. in logicam, 1761; Jus naturae 1765, Halle 8.) berühmt geworden. — Baumgarten ſtudierte zu Halle das Wolfſche Syſtem, wurde daſelbſt nachher außerordentlicher Profeſſor (1738), dann ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Frank-

furt (ſeit 1740), wo er mit vorzüglichem Beifall lehrte. Daſelbſt ſtarb er auch. Sein Leben iſt von Meier, ſeinem obenerwähnten Schüler, beſchrieben worden (Halle 1763, 8.) Vergl. Abbts Werke, 4. Bde. und Adelung zu Jöcher. T.

Baumgarten (Siegmund Jacob), ein ſehr gelehrter Theolog, Hiſtoriker und Literator, 1706 zu Wolmirſtädt geboren, ſtudierte auf dem halliſchen Pädagogio und ſeit 1724 auf der dortigen Univerſität, erhielt 1726 die Aufſicht über die lateiniſche Schule des Waiſenhauſes, wurde 1728 Frankens Adjunct an der Martinskirche, fing 1732 akademiſche Vorleſungen an und ward Magiſter auch Adjunctus der theologiſchen Facultät, 1734, ordentlicher Profeſſor, 1744 Director des theologiſchen Gymnaſiums und ſtarb 1757. Baumgarten hat mit großem Fleiße und vieler Gründlichkeit alle Theile der Theologie bearbeitet (z. B. Hermeneutik 1742, nach Ausg. von Semler; primae lineae breviarii antiquitatum christianarum 1747, 8., ſeinen damals ſehr brauchbaren Auszug der Kirchengeſchichte von der Geb. Jeſu an, 3 Thle., 2te Aufl., Halle 1743 bis 1746 u. m. a.); und die Herausgabe mehrer bedeutenden hiſtoriſchen und literariſchen Werke (die engl. allgemeine Weltgeſchichte, welcher er Anmerkungen hinzufügte, 16 Thle., 1744 bis 1756, 4.; Nicerons Nachrichten, 15 Thle., 1749 bis 1757, 8.; Ferreras allgem. Hiſtorie Spaniens, 8 Bde., 1753 bis 1757, 4.; die Lebensbeſchreibungen aus der britanniſchen Biographie, 10 Thl., gr. 8., 1754 ff. u. a.) beſorgte, auch durch ſeine literariſchen Sammlungen (Nachrichten von der halliſchen Bibliothek 1748 bis 1751, 8 Bde., 8., und ſeine Nachrichten von merkw. Büchern, 12 Bde., 1752 bis 1767) ſich ſehr verdient gemacht hat. Sein Leben hat Semler (1758, 4.) genau beſchrieben.

Baumſchlag nennen wir in der Natur den Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach charakteriſtiſcher Verſchiedenheit, und in den zeichnenden Künſten die Art der Darſtellung derſelben. Der Künſtler hat dabei den Anforderungen der Natur, der äſthetiſchen Idealiſirung und der Technik ein Genüge zu leiſten. Jede Gattung von Bäumen hat ihre Eigenthümlichkeiten im Stamme, in der Stärke, dem Anſatze, der Stellung der Äſte und Zweige, in der Form, Farbe und Stellung der Blätter, und der aus dieſem allen ſich bildenden Krone. Einige dieſer Eigenſchaften ſind wieder dem Wechſel unterworfen, z. B. die Blätter und Zweige nach den Jahreszeiten. Ferner hat die nächſte Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Geſtalt eines Baumes und ſeiner einzelnen Theile alles dieſes kann der Künſtler nur durch unmittelbares Studium der Natur kennen lernen. — Wie weit er aber in treuer Darſtellung der Natur zu gehen habe, da die Erfahrung lehrt, daß man ſich oft bei allzugenauer Nachahmung der Natur in Kleinigkeiten des Einzelnen verwickelt, welche die Wirkung des Ganzen ſtören, dieſe Unterſuchung weiſet auf die Anforderungen der zweiten Art hin. Dieſe Anfoderungen ſind, daß die dargeſtellte Landſchaft Charakter habe, denn eine Landſchaft ohne Charakter iſt leer und unbedeutend. Dem äſthetiſchen Charakter aber, welcher hier ausgedrückt werden ſoll, liegt der natürliche zum Grunde; ohne das Wahre und Charakteriſtiſche kann das Schöne gar nicht zur Erſcheinung kommen. Darum aber iſt an keine bloße Nachbildung zu denken, ſondern vielmehr gerade darum, weil der Charakter mit reinſter Beſtimmtheit ſich ausſprechen ſoll, muß der Künſtler Nebendinge von dem Weſentlichen ſondern. Geſchickte Technik endlich hilft zur Vollkom-

menheit. Der Baum ſoll rund, der Baumſchlag nicht maſſen- und klumpenartig, ſondern hohl und luftig erſcheinen, d. h. die untere Anſicht von Maſſen, die über dem Auge oder Horizonte vorkommen, ſoll man eben ſo deutlich als die hinter derſelben befindlichen Maſſen, rundum, wenigſtens zum Theil bemerken. Licht und Schatten, Farbengebung, Perſpective ſind die Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks, wozu Studium der Natur inſofern verhilft, als man das Auge übt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten.

Baumwerk. Eins der wichtigſten Mittel, deren die Gartenkunſt, um äſthetiſche Zwecke zu erreichen, ſich bedient, iſt der Baum, der jetzt die Erquickung eines kühlenden Schattens gewährt, jetzt durch ſeine Belaubung das Auge, durch die ſüßen Düfte ſeiner Blüthen den Geruch reizt, durch ſein ganzes Weſen den Geiſt dichteriſch anſpricht, und ſo auf mannichfaltige Weiſe auf das empfängliche Gemüth wirkt. Der Gartenkünſtler, der ihn zu ſeinem Zwecke gehörig benutzen will, muß ihn unter verſchiedenen Geſichtspuncten betrachten, zuvörderſt den Unterſchied zwiſchen Baum und Strauch ins Auge faſſen, dann ſehen, was jedes einzeln, was es in Verbindung wirkt. Aus Verbindung der Bäume entſteht die Allee, die Baumgruppe, der Hain, der Wald; aus Verbindung der Sträucher entſteht Hecke, Gebüſch, Wildniß, Labyrinth, aus beiden vereint Waldung. Alles zuſammen umfaßt die Benennung Baumwerk. Seit man, die franzöſiſche Künſtelei in der Gartenkunſt verlaſſend; die Natur ſelbſt zum Muſter nahm, ward Beſtandheit in dem charakteriſtiſchen Ausdrucke der Form der Bäume, Belaubung, Malerei des Laubwerks und der Blüthen, Zeit der Blüthe, Dauer der Belaubung, Beſchattung Hauptaugenmerk des Künſtlers. Daß verſchiedene Bäume durch ihre bloße Form einen verſchiedenen Charakter ausdrücken, den auch der gemeine entlaubende Herbſt ihnen nicht zu rauben vermag, lehrt die gemeine Erfahrung. In ihrer höchſten Vollkommenheit aber erſcheint dieſe äſthetiſche Eindrucksfähigkeit in der wechſelnd gleichförmigen Bekleidung des Frühlings und Sommers. Um alſo eine Charakteriſtik des Baumwerkes zum Behufe äſthetiſcher Gartenanlagen zu Stande zu bringen, muß der Künſtler ſehen auf Stamm, Zweigung, Belaubung, Blüthe und Frucht, je nachdem dieſe bald äſthetiſche Ideen zu wecken, bald den Sinn durch angenehmen Reiz zu ergötzen fähig ſind, wozu in Hirſchfelds Gartenkunſt treffliche Fingerzeige gegeben werden. Hat er ſo durch ein ſorgfältiges Studium ſich eine hinreichende, natürliche Charakteriſtik dieſer Darſtellungsmittel ſeiner äſthetiſchen Ideen entworfen, ſo bleibt ihm nur noch übrig, die Anwendung davon zu machen. Dieſe geſchieht entweder im Einzelnen, oder wovon die Hauptwirkung abhängt, in Zuſammenſtellung mehrerer, wobei es vorzüglich ankommt auf die Form der Gruppen, die Malerei des Laubwerks, Licht und Schatten, alles in Gemäßheit des eigenthümlichen Charakters einzelner Partien, deren Übergang und Contraſt.

Baumwolle. Das Gewächs, welches die Baumwolle hervorbringt, iſt entweder Baum oder Staude, oder auch wohl Kraut, je nachdem die Beſchaffenheit des Bodens und Climas verſchieden iſt. Die gemeine, oder krautartige Baumwollenpflanze iſt ein Sommergewächs, hat eine faſerige Wurzel, einen aufrechtſtehenden, zwei bis drei Fuß hohen, etwas rauhen, krautartigen Stengel, der unterwärts braun, oben aber mit ſchwärzlichen Puncten gezeichnet iſt. Das Samenbehältniß hat bei dieſer Gattung gemeiniglich nur drei Fächer und eben ſo viele Klappen. Wenn es ſich öffnet, quillt gleichſam ein

Knaul verwickelter weißer Wolle hervor, womit die Samenkörner feſtgebunden ſind. In Arabien und Perſien wächſt dieſe Pflanze wild. Sie wird im Orient, auf Malta, Sicilien, in Apulien, Griechenland, Ungarn und Spanien in Menge gebaut. Zur Zeit, wo die Samenkapſeln ſich öffnen, wird jeden Morgen die Baumwolle geſammelt. Demnächſt iſt die wichtigſte Arbeit das Abſondern der anhängenden Samenkörner, welches mittelſt einer eigenen, im Weſentlichen aus zwei über einander liegenden Cylindern beſtehenden Maſchine geſchieht. Dann wird die Wolle, nachdem ſie gereinigt und gut getrocknet worden, in grobe Haardecken gepackt und ſo verſandt. Die Baumwolle, welche in Natolien und den benachbarten Ländern gewonnen wird, kommt meiſtentheils über Smyrna nach Europa, die ſyriſche über Akre und Said. Die in Macedonien gebaute ſteht der orientaliſchen nach; ſie kommt theils über Salonichi zu Waſſer, theils über Semlin zu Lande. Perſien gewinnt beſonders in Maſanderan von der krautartigen Staude viel Baumwolle, die jedoch außer Rußland wenig in Europa gebraucht wird. Von noch geringerer Güte iſt die in Italien und Spanien gewonnene. Die baum- oder ſtaudenartige Baumwollenpflanze hat einen ſtrauchartigen, mehrere Jahre dauernden Stamm, und wächſt in Oſtindien auf dürrem Boden wild. In Ägypten, der Levante, auf Cypern, den weſtindiſchen Inſeln und in Amerika wird ſie angebaut. Ihre Cultur iſt faſt die nämliche wie bei der vorigen; eben ſo die Gewinnung und Behandlung der Baumwolle. Unſer Clima iſt für die Baumwollenpflanze viel zu kalt. Selbſt im Sommer muß ſie bei uns im Glashauſe gehalten werden, außerdem bringt ſie nur ſelten reife Früchte. Es gibt unterſchiedliche Arten von Baumwolle. Die beſte und feinſte wird in Siam und Bengalen, und zwar meiſt von der baumartigen Gattung gewonnen. Sie kommt wenig oder gar nicht nach Europa, ſondern wird in China und Oſtindien zu den feinſten Zeugen verarbeitet. Unter den übrigen Sorten iſt die ſyriſche und cypriſche die beſte; ſchlechter iſt die ſmyrniſche und die in Nordafrika gewonnene. Die weſtindiſche ſoll der oſtindiſchen am nächſten kommen.

Baumwollengarne, ſ. **Twiſt**.

Baumwollenſpinnmaſchinen, ſ. **Spinnmaſchinen**.

Bauriſſe ſind Entwürfe und Zeichnungen von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude, aus denen man ſich einen vollſtändigen Begriff von deſſen innerer und äußerer Form und Einrichtung bilden kann, und wonach die Bauleute ſich richten müſſen, damit das Gebäude der Abſicht des Erbauers entſpreche. Man hat ihrer folgende Arten: Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchſchnitte, perſpectiviſche und Deckenriſſe.

Bauſe (Joh. Friedr.), berühmter Kupferſtecher in Leipzig. Er war 1736 zu Halle geboren, widmete ſich ſeit ſeinem 18ten Jahre ganz der Kupferſtecherkunſt, und arbeitete zuerſt für Buchhändler. 1759 ging er nach Augsburg, und kehrte ein Jahr darauf nach Halle zurück, wo er ſeine künſtleriſchen Studien vollendete. Der große Wille in Paris, mit dem er correſpondirte, war ſein vorzüglichſtes Muſter, und deſſen Belehrungen dankt er einen großen Theil ſeiner Fortſchritte. In Leipzig ließ er ſich 1766 nieder, und ward in der Folge Mitglied der dortigen Kunſtakademie, ſo wie nachher auswärtiges außerordentliches Mitglied der berliner Akademie der Künſte. Er hat glückliche Verſuche in verſchiedenen Manieren gemacht; ſein größtes, bleibendes Verdienſt aber iſt die Feſtigkeit und Reinheit ſeines

Grabſtichels. Seine hiſtoriſchen Blätter und vorzüglich ſeine Porträts ſind am meiſten geſchätzt. Sein ganzes Werk enthält über 200 Stücke. Ein Verzeichniß davon liefert Meuſels Künſtler=Lexikon. Er ſtarb 1816.

Bautzen oder Budiſſin, die wohlgebaute Hauptſtadt der Oberlauſitz königl. ſächſ. Antheils, auf einer weſtlich, von ſteilen Felſen bewehrten Anhöhe, an deren Fuße die Spree vorüberfließt, beherrſcht eine weite, meiſt ebene, nur im Süden von bedeutenden Bergen begrenzte, und größtentheils von Wenden bewohnte Gegend. Das in den Ringmauern gelegene königl. Schloß Ortenburg iſt der Sitz der Oberamtsregierung (ſeit 1819), als der höchſten Behörde der Oberlauſitz und des damit verbundenen Hofgerichts. Die Stände dieſer Provinz halten jährlich drei Landtage in Bautzen, nehmen aber jetzt auch an den ſächſ. Landtagen Antheil. Unter den 9 bis 11,000 meiſt Lutheriſchen Einwohnern gibt es viele Wenden, für welche in einer Lutheriſchen und in einer catholiſchen Kirche in ihrer Sprache Gottesdienſt gehalten wird. Das Domſtift, deſſen Dechant Biſchof in partibus und das kirchliche Oberhaupt aller Catholiken in der Oberlauſitz iſt, hat das für die kleine catholiſch=deutſche Gemeinde hinreichende Drittheil der Hauptkirche mit dem Hochaltar inne, das Schiff derſelben dient der Lutheriſchen Stadtgemeinde zur Pfarrkirche, und der gegenſeitige Duldungsgeiſt beider Parteien hat in neuern Zeiten jede von dieſem Verhältniß zu beſorgende Störung zu verhüten gewußt. Auch an dem durch ſeinen ſich immer gleichbleibenden guten Ruf ausgezeichneten Lutheriſchen Gymnaſium nehmen die Catholiſchen Theil. Es werden hier viele Tücher, Barchente, Kattune und Strumpfwaaren verfertigt, mit welchen, wie auch vorzüglich mit Leinwand und Wolle, ein bedeutender Handel getrieben wird. Die Schlachten vom 20ſten und 21ſten Mai 1813 (ſ. d. folg. Art.) haben die nächſten Umgebungen von Bautzen berühmt gemacht. Nach einer zum Vortheil Napoleons getroffenen Übereinkunft blieb die Stadt ſelbſt aus der Linie des Gefechts, und nur ihre öffentlichen Gebäude wurden durch das Belegen mit Verwundeten auf lange Zeit unbrauchbar. E.

Bautzen, Schlacht bei Bautzen und bei Wurſchen, am 20ſten und 21ſten Mai 1813. Nach der Schlacht bei Groß=Görſchen oder Lützen (ſ. Lützen) am 2ten Mai war Napoleon im Beſitze von Leipzig, hinter ihm lag Wittenberg und ſeitwärts Torgau. Daher zog ſich das Heer der Verbündeten, unter dem General Grafen von Wittgenſtein, welcher ſich nicht für ſtark genug hielt, um die Schlacht mit ſicherm Erfolg am 3ten zu erneuern, in zwei Colonnen, die Blücher und York führten, gedeckt durch eine zahlreiche Reiterei und den Nachtrab unter dem General Miloradowitſch, über Dresden, Meißen und Mühlberg, am 8ten und 9ten auf das rechte Elbufer zurück. Napoleon, den es an Reiterei fehlte, rückte nur langſam nach. Er beſetzte Dresden am 8ten Abends, und die Neuſtadt am 11ten. Das Heer der Verbündeten aber nahm am 14ten eine durch Natur und Kunſt befeſtigte Stellung bei Bautzen am rechten Ufer der Spree. Zu demſelben waren nach und nach an 25,000 Mann friſche Truppen, theils Preußen unter Kleiſt, theils Ruſſen unter Barclay de Tolly geſtoßen, ſo daß es an 96,00 Mann (68,000 Mann Ruſſen und 28,000 Mann Preußen) zählte. Auch Napoleon, der jetzt Meiſter der Oberelbe von Wittenberg und Torgau bis an die böhmiſche Grenze war, verſtärkte ſein Heer durch Sachſen, Würtenberger, Baiern, und neue Bataillone (aus Frankreich und Italien) bis auf 143,000 Mann.

Das 5te, 6te und 7te Corps (Ney, Lauriſton und Reynier), welche anfangs unter Ney von Torgau aus gegen die Marken ihre Richtung nehmen ſollten, wurden in dem Augenblicke zurückgerufen, als Napoleon ſich überzeugte, daß die Verbündeten bei Bautzen eine Schlacht liefern würden. Bei dieſer Stärke des franzöſiſchen Heeres konnte der Ausgang der Schlacht nicht zweifelhaft ſein; allein Preußen wollte für ſeine Rüſtungen in Schleſien Zeit gewinnen; ſodann lag es in dem Syſtem der Verbündeten, dem Feinde das Terrain ſoviel als möglich ſtreitig zu machen, und Europa, vornehmlich Öſterreich, zu zeigen, daß durch die Schlacht bei Lützen das Heer weder moraliſch noch phyſiſch außer Stand geſetzt worden, dem Feinde die Stirn zu bieten. Außerdem wünſchten die von Kampfbegier belebten Truppen, ſich mit dem Feinde wieder zu meſſen, dagegen würde ein fortgeſetzter Rückzug, ohne Schlacht, das Heer entmuthigt und ſein Vertrauen zu den Feldherren geſchwächt haben. Alſo beſchloſſen der Kaiſer Alexander und der König Friedrich Wilhelm, in dem ruſſiſch-preußiſchen Hauptquartiere zu Wurſchen, einem Dorfe öſtlich von Bautzen, wo ſich auch die Geſandten von England, Öſterreich und Schweden befanden, den Feind in der im ſiebenjährigen Kriege berühmt gewordenen Stellung zwiſchen Hochkirch (ſ. d. Art.) und Bautzen zu erwarten. Das Heer war hinter einer zweifachen Reihe von Verſchanzungen, in einer Ausdehnung von beinahe zwei Stunden, vortheilhaft aufgeſtellt. Der linke Flügel lehnte ſich an Hochkirchs bewaldeten Bergrücken, der ſich oberhalb des ſteilen Spreeufers bis an die nahe böhmiſche Grenze hinzieht; das Mitteltreffen war durch Sümpfe, verſchanzte Dörfer, die Anhöhen bei Burg, das durch Palliſadirungen befeſtigte Bautzen und das tiefe Bette der Spree gedeckt; der rechte Flügel ſtützte ſich an befeſtigte Hügel, welche die Übergangspuncte über die Spree beherrſchten. Allein dieſer Flügel konnte umgangen werden, und ſeine Verbindung mit den übrigen Armeetheilen war durch eine Menge Teiche ſehr erſchwert. Da nun Napoleon den Vortheil der Übermacht hatte, ſo war der Sieg ſtrategiſch ihm gewiß. Hätten aber auch die Alliirten den Sieg erkämpft, ſo konnten ſie ihn bei ihrer geringen Zahl nicht benutzen. — Schon bei dem erſten Vordringen des franzöſiſchen Heeres auf der Straße von Dresden nach Bautzen, kam es zwiſchen dem Nachtrab unter Miloradowitſch, und dem Marſchall Macdonald, der den franzöſiſchen Vortrab führte, am 11ten bei Biſchofswerda, und noch mehr am 12ten beim Kapellenberge zu einem hitzigen Gefechte, wobei jenes Städtchen von den italieniſchen Scharen geplündert und gänzlich in die Aſche gelegt wurde *). — Napoleon verließ Dresden, wo er am 16ten dem von Öſterreich an ihn geſandten General Grafen Bubna die Verſammlung eines Friedenscongreſſes zu Prag vorgeſchlagen hatte, erſt am 18ten Mai. Am 19ten überzeugte er ſich von der taktiſchen Klugheit, mit welcher die Verbündeten ihr Lager gewählt und befeſtigt hatten; allein ſchon war ſein Plan gemacht, den Feind auf ſeiner rechten Flanke zu überflügeln. In dieſer Abſicht hatte er bereits am 18ten die Diviſion Pery nach Königswartha entſendet, um die Verbindung mit dem von Hoyerswerda heranrückenden Corps des Marſchalls Ney zu eröffnen. Dagegen ſetzten ſich von Seiten der Alliirten in der Nacht zum 19ten 18,000 Mann Ruſſen unter Barclay,

*) Napoleon verſprach den Brandſchaden zu erſetzen, und ließ der Stadt ungefähr 25,000 Thlr. anweiſen.

und 5600 Preußen unter York in Marſch. Barclay ſtieß am 19ten Mittags bei Königswartha auf Lauriſton, und ſchlug ihn; zwei Stunden ſpäter beſtand York eine Stunde davon, bei Weiſſig, ein heftiges Gefecht mit dem Marſchall Ney, den er bis zum Abend aufhielt. Allein die Vereinigung des 3ten und 5ten Corps, und ihre Verbindung mit dem Heere unter Napoleon, wodurch die rechte Flanke der Stellung der Verbündeten gewiſſermaßen ſchon überflügelt war, konnte nicht verhindert werden. Barclay und York zogen ſich daher in der Nacht auf die Hauptarmee zurück, wo Barclay mit 14,000 Mann auf dem rechten Flügel ſich aufſtellte und den Windmühlenberg vor dem Dorfe Gleina beſetzte. — Am 20ſten früh entwickelte ſich Napoleons Angriffsplan. Das franzöſiſche Heer ging auf mehrern Puncten über die Spree; Oudinot rückte gegen den linken Flügel der Verbündeten vor; Ney und Lauriſton bedrohten den rechten von Weiſſig her und gingen bis gegen Klix vor, während das 7te Corps unter Reynier von Kalau her Hoyerswerda erreichte; im Mittelpuncte, wo Soult den Oberbefehl hatte, begann um 1 Uhr Mittags der erſte Angriff von Macdonald und Marmont auf die von Wittgenſtein und Blücher vorgeſchobenen Abtheilungen, welche unter Miloradowitſch und Kleiſt in und bei Bautzen aufgeſtellt waren. Erſt um 6 Uhr Abends beſetzte das 6te Corps unter Marmont die vom Feinde verlaſſene Stadt Bautzen, und bemächtigte ſich hierauf am ſpäten Abend der Anhöhen von Nieder-Kayna; am längſten widerſtand Kleiſt auf den Anhöhen bei Burg, dem Angriffe des 4ten Corps unter Bertrand; doch nach Zurückweiſung aller Frontalangriffe mußte er Abends 9 Uhr nach Litten zurückgehn, da ihm nach der Beſetzung der Höhen von Nieder-Kayna durch das 6te Corps, eine überlegene Maſſe des Feindes im Rücken ſtand. Napoleon war jetzt im Beſitze des Spreethals und nahm ſein Hauptquartier in Bautzen. Am folgenden Morgen wurde zuerſt der linke Flügel der Verbündeten, den jetzt Miloradowitſch befehligte, angegriffen; nach dem heftigſten Gefechte aber, am Mittage, ließen die Franzoſen auf dieſer Seite vom Kampfe ab. Unterdeſſen hatte Ney bereits den rechten Flügel der Verbündeten aus ſeiner geſtrigen Stellung zurückgedrängt, ſich der Höhen von Baruth bemächtigt und durch die Wegnahme des Dorfes Preititz, im Rücken von Blüchers rechten Flügel die Verbindung des Barclayſchen Corps mit Blücher, welcher das Centrum an den klein-bautzner und kreckwitzer Bergen befehligte, aufgehoben. Zwar nahm Blücher das Dorf wieder; allein mit aller Macht in ſeiner Fronte angegriffen, wo der Feind den Schlüſſel der feindlichen Stellung, die Anhöhen von Kreckwitz, erſtürmte, während auf dem rechten Flügel Preititz wieder verloren ging, und Ney immer weiter in die Flanke und dem Rücken von Barclay und Blücher vordrang, ſah ſich der letztere in der Nothwendigkeit, entweder ſein Mitteltreffen noch mehr durch Truppenabſendungen nach dem rechten Flügel zu ſchwächen, — worauf Napoleon deſſen Verbindung mit dem linken Flügel ganz durchbrochen und die Alliirten von der böhmiſchen Grenze abgedrängt haben würde — oder den Rückzug nach Purſchwitz anzutreten. Da nun um dieſelbe Zeit das 7te Corps bei Gleina eingetroffen und ſogleich in der Richtung nach Weißenberg — in Blüchers Rücken — vorgeſchoben worden war; ſo wagten die Heerführer der Verbündeten es nicht, durch Verwendung der Reſerve gegen den nun concentrirten Feind, das Heer einem entſcheidenden Schlage auszuſetzen, ſondern ordneten um 4 Uhr Nachmittags, als ſie noch alle Vortheile der Behauptung des Gebirgs auf

dem linken Flügel in ihrer Gewalt hatten, den allgemeinen Rückzug an. Das Heer führte denſelben, in drei Colonnen über Weiſſenberg und Löbau nach Görlitz und Schleſien, in ſolcher Ordnung aus, daß Napoleon keine weiteren unmittelbaren Früchte ſeines mit vielem Blute errungenen Sieges erlangen konnte. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt und wurde von dreißig brennenden Dörfern erleuchtet. Zwar gab der franzöſiſche Bericht den eigenen Verluſt nur zu 12,000 Mann an; allein er beſtand nach den Liſten, in ungefähr 8000 Todten und 18,000 Verwundeten; die Verbündeten hatten etwas über 8000 Mann (nach andern 12,000 Mann) an Todten und Verwundeten verloren, und mehr Gefangene gemacht, als der Sieger. Doch um den Siegesmuth ſeiner Völker zu erhöhen, verordnete Napoleon am 22ſten Mai, daß zum Andenken der Siege bei Bautzen und Wurſchen, auf dem Mont Cenis ein Denkmal errichtet werden ſollte, das ſeine Dankbarkeit gegen die Völker Frankreichs und Italiens bezeugte. Er beſtimmte dazu die Summe von 25 Millionen Franken. Allein weit mehr hatte die von den verbündeten Truppen bewieſene Tapferkeit und die Klugheit der Heerführer das Vertrauen und den Muth der Deutſchen erhöht. Zwar drängte Napoleon dem ruſſiſch-preußiſchen Heere nach; allein am 22ſten widerſtand ihm der Nachtrab, den Miloradowitſch führte, wobei Dûroc tödtlich verwundet wurde, und bei Haynau erlitt Neys Vortrab unter Maiſon am 26ſten eine Niederlage von Blüchers Nachtrab. Hierauf zog ſich, gegen Napoleons Erwarten, das ruſſiſch-preußiſche Heer, über welches jetzt an Wittgenſteins Stelle, Barclay de Tolly den Oberbefehl übernahm, nicht auf Breslau, ſondern ſeitwärts auf Schweidnitz zurück, wo daſſelbe am 29ſten Mai das verſchanzte Lager von Pülzen bezog; Lauriſton aber beſetzte, nach dem Gefechte bei Mark-Neukirchen, am 1ſten Junius ohne Widerſtand Breslau. Jene drohende und zugleich geſicherte Aufſtellung der Alliirten in der rechten Flanke des franzöſiſchen Heeres, der Verluſt, den dieſes erlitten, und die fliegenden Corps, welche Napoleons Verbindungslinie mit Frankreich in Sachſen ſtörten, bewogen jetzt den franzöſiſchen Kaiſer, den ihm von den Alliirten nach dem Gefecht bei Haynau angetragenen Waffenſtillſtand, wozu er ſelbſt, bereits am 18ten Mai, die erſte Eröffnung an den Kaiſer von Rußland gemacht hatte, einzugehen. Dieſer kam am 4ten Junius in dem Dorfe Poiſchwitz bei Jauer zu Stande. (Vergl. d. Art. Ruſſiſch-franzöſiſcher Krieg in dem Jahre 1813 fg.) K.

Bavius und ſein Geiſtesverwandter Mävius, zwei elende Versemacher und noch jetzt als Anfeinder der veredelten Poeſie berüchtigt. Beide werden von Virgil in der dritten Ekloge gezüchtigt, wo denen, die des Bavius Verſe leiden mögen, zur Strafe auferlegt wird, die noch ſchlechtern des Mävius ſchön zu finden.

Wer nicht Bavius haßt, ſei, o Mävius deinem Geſang hold!

In der neuern Poeſie wird beſonders noch Bavius (Bav) als Vertreter des Ungeſchmacks, kurzſichtiger Krittelei und ſchlechter Verskunſt verhöhnt.

Bayard (Pierre-du-Terroil, Herr von), genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel, vielleicht der einzige Held des Mittelalters, der uneingeſchränkt Lob und Bewunderung verdient. Einfach, beſcheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menſchlich und hochherzig, vereinigte ſein Herz alle Tugenden in einem Grade, daß man ohne das einſtimmige Zeugniß der gleichzeitigen Schriftſteller verſucht ſein möchte zu bezweifeln, das je in der Wirklichkeit eine

ſolche Vollkommenheit zu erreichen geweſen. Er war 1476 auf dem Schloſſe Bayard unweit Grenoble geboren. Das Haus Terroil, eines der älteſten in der Dauphiné, war berühmt durch Adel und Ritterthaten. Der junge Bayard, auferzogen unter den Augen ſeines Oheims George-du-Terroil, Biſchofs von Grenoble, ſog früh in der Schule dieſes würdigen Prälaten die Tugenden ein, die ihn einſt auszeichnen ſollten. — Bayard war kaum dreizehn Jahre alt, als er in die Zahl der Pagen des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Savoyen trat. Carl VIII., der ihn zu Lyon im Gefolge des Prinzen ſah, war erſtaunt über die Geſchicklichkeit, mit welcher der Jüngling ſein Roß bändigte, erbat ihn ſich von dem Herzog und übergab ihn der Sorgfalt Pauls von Luxemburg, Grafen von Ligny. Die Turniere eröffneten ihm zuerſt ein Feld des Ruhms und der Ehre; bald aber riefen ihn ernſtere Kämpfe. Er begleitete, 18 Jahre alt, Carl VIII. nach Italien, verrichtete in der Schlacht bei Verona Wunder der Tapferkeit, und eroberte eine Fahne, die er dem König überreichte. — Zu Anfang der Regierung Ludwigs XII. verfolgte er die Flüchtlinge mit ſolcher Erbitterung in einem Treffen bei Mailand, daß er zugleich mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen ward. Ludwig Sforza ließ ihm ſeine Waffen und ſein Roß zurück geben, und entließ ihn großmüthig ohne Löſegeld. — Während die Franzoſen in Apulien ſtanden, ſchlug Bayard ein ſpaniſches Corps und machte den Anführer, Don Alonzo de Sotomayor, zum Gefangenen. Er behandelte ihn mit Edelmuth; dennoch nahm jener nicht nur wortbrüchig die Flucht, ſondern verleumdete noch Bayard, der nach der Sitte jener Zeit ſeinen Gegner zum Zweikampf forderte, und ihn erlegte. Dann, wie Horatius Cocles, vertheidigte er allein gegen die Spanier eine Brücke über den Garigliano, und rettete das franzöſiſche Heer, indem er das Vordringen des ſiegreichen Feindes verzögerte. Für dieſe tapfre That erhielt er zum Sinnbilde und Wahlſpruche einen Igel mit der Umſchrift: Vires agminis unus habet. Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueſer und Venetianer. — Als Julius II. ſich gegen Frankreich erklärt hatte, zog Bayard dem Herzog von Ferrara zu Hülfe. Sein Plan, den Papſt gefangen zu nehmen, ſcheiterte; aber nicht minder groß als Fabricius zeigte er ſich, als ein Verräther ſich erbot, den Papſt zu vergiften. Mit Unwillen verwarf ſein edles Herz ſo ſchändlichen Verrath. — Schwer verwundet bei der Beſtürmung von Breſcia, ward Bayard in das Haus eines Edelmanns gebracht, der entflohen war, und ſeine Frau nebſt zwei Töchtern dem Übermuthe und der Rohheit der Soldaten Preis gegeben hatte. Er war der Schutz der Wehrloſen, ſchlug die ihm von der dankbaren Familie dargebotene Belohnung von 2500 Ducaten aus, und kehrte, ſobald er geneſen war, in das Lager Gaſtons zurück, der vor Ravenna ſtand. Er ſtimmte für die Schlacht, nahm den Spaniern zwei Fahnen, und verfolgte die Flüchtlinge. Gaſton, die Hoffnung Frankreichs, kam um, weil er Bayards Rath nicht befolgt hatte. Auf dem Rückzuge von Pavia ward Bayard aufs neue verwundet. Man führte ihn nach Grenoble; ſein Leben war in Gefahr. „Nicht der Tod ſchmerzt mich," ſagte er, „aber daß ich ſterben ſoll auf dem Bette wie ein Weib." — In dem von Ferdinand dem Catholiſchen begonnenen Kriege entfaltete Bayard jenſeits der Pyrenäen dieſelben Talente, denſelben Heldenmuth, die ihn jenſeits der Alpen berühmt gemacht hatten. — Die Unglücksfälle, welche die letzten Jahre Ludwigs XII. trübten, warfen auf Bayards perſön-

lichen Ruhm nur einen noch hellern Glanz. Im Bunde mit Ferdinand und Maximilian bedrohte Heinrich VIII. von England die Picardie im J. 1513, und belagerte Terouane. Das franzöſiſche Heer nahm ſchimpflich die Flucht, ohne daß es den Anführern möglich war, ſie aufzuhalten. Bayard bietet umſonſt mit ſeiner gewohnten Unerſchrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl iſt ſeine Truppe im Begriff, die Waffen niederzulegen. Bayard erblickt in einiger Entfernung einen engliſchen Officier, ſprengt auf ihn zu, ſetzt ihm das Schwert auf die Bruſt und ruft: „Ergib dich, oder ich durchbohre dich." Der Engländer gibt ihm ſeinen Degen; Bayard reicht ihm ſogleich den ſeinigen mit den Worten hin: „Ich bin Bayard und Euer Gefangener, wie Ihr der meinige." — Dies ſinnreiche und kühne Benehmen ward dem Kaiſer und dem Könige von England hinterbracht, welche entſchieden, daß Bayard keines Löſegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenſeitig ihres Wortes entbunden ſeien. — Als Franz I. den Thron beſtiegen hatte, ſandte er Bayard in die Dauphiné, um ſeinem Heere den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. Proſper Colonna erwartete ihn auf dem Zuge und hoffte ihn zu überfallen, aber Bayard nahm ihn gefangen. Dieſe glänzende That war indeß nur das Vorſpiel zu der berühmten Schlacht von Marignan, in welcher Bayard Wunder der Tapferkeit an des Königs Seite verrichtete, und den Sieg entſchied. Nach dieſem ruhmvollen Tage ließ Franz ſich von dem tapfern Bayard mit deſſen Schwerte zum Ritter ſchlagen. — Bald ſollte dieſes Schwert in Bayards Händen noch glorreicher und furchtbarer werden. Carl V. war mit einer ungeheuern Macht in Champagne eingebrochen, und drohte bis in das Herz Frankreichs vorzudringen. Bayard eilt herbei, wirft ſich in das ſchwach befeſtigte Mezières, und vertheidigt es gegen alle Angriffe, bis Uneinigkeit die feindlichen Heerführer zum Abzuge nöthigt. Bayard ward in Paris als der Retter des Vaterlandes begrüßt, der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens des heil. Michael, und übergab ihm eine Compagnie von 100 Mann, um ſie in ſeinem eigenen Namen anzuführen; eine Ehre, die bisher nur Prinzen vom Geblüt ertheilt worden war. — Bald darauf ſtand Genua gegen Frankreich auf; Bayards Gegenwart unterwarf es. Nach der Einnahme von Lodi aber wandte ſich plötzlich das Glück, und die bisher ſiegenden Heere Frankreichs wurden aus ihren Eroberungen vertrieben. Bonnivet hatte bei Rebec, unweit Mailand, Bayard ſchlagen laſſen, und gab, da er auf dem Rückzuge ſelbſt verwundet worden, in Bayards Hände das Heer, der ſie retten ſollte. Dieſer ſah die ihn umringende Gefahr, doch verſprach er, die Armee mit Aufopferung ſeines Lebens zu erhalten. Es kam darauf an, im Angeſichte eines überlegenen Feindes über die Seſia zu gehen, Bayard, ſtets der Letzte auf dem Rückzuge, griff mit Nachdruck die Spanier an, als ein aus einem Doppelhaken geſchoſſener Stein ihn in die rechte Seite traf, und ihm das Rückgrath zerſchmetterte. Mit den Worten: „Jeſus, mein Gott, ich bin des Todes!" ſank der Held nieder. Man eilt herbei. „Setzt mich unter jenen Baum," ſagte er, „alſo daß mein Geſicht den Feind ſieht." Dann küßte er in Ermangelung eines Crucifixes, das Kreuz ſeines Schwertes, beichtete ſeinem Stallmeiſter, tröſtete ſeine Diener und Freunde, empfahl ihnen ſein Lebewohl an ſeinen König und ſein Vaterland, und ſtarb von Freunden und Feinden umringt, die ſämmtlich Thränen der Bewunderung und Rührung vergoſſen. Dies geſchah am 30ſten April 1524. Sein Tod ſetzte

ganz Frankreich in Trauer. Der Leichnam, der in den Händen der Feinde geblieben war, ward von denſelben einbalſamirt und den Franzoſen übergeben. Er ward nach Grenoble gebracht und eine halbe Stunde von dieſer Stadt in der Kirche eines Minoritenkloſters beigeſetzt. Sein Grabmal beſteht in einem einfachen Bruſtbilde mit einer lateiniſchen Inſchrift.

Bayle (Pierre), geboren zu Carlat in der ehemaligen Grafſchaft Foix (Languedoc) im J. 1647, empfing den erſten Unterricht von ſeinem Vater, einem reformirten Geiſtlichen. Früh gab er Proben eines bewundernswürdigen Gedächtniſſes und einer beſondern Lebhaftigkeit des Geiſtes. Mit neunzehn Jahren begab er ſich auf die Schule von Puy-Laurens, um hier ſeine Studien zu vollenden. Die Leidenſchaft, mit der er ſtudierte, koſtete ihm beinahe das Leben, ſeine Geſundheit ward dadurch für immer geſchwächt. Alle Bücher waren ihm gut; ſein Geſchmack an der Dialektik zog ihn beſonders zu den religiöſen Streitſchriften; aber Amyots Plutarch und Montaigne waren ſeine Lieblingswerke. Letzterer ſchmeichelte ohne Zweifel ſeinem Hange zum Skepticismus; beide theilten vielleicht ſeinem Styl jene Lebendigkeit, jene Freiheit des Ausdrucks und jenen altfränkiſchen Anſtrich mit, die darin wahrzunehmen ſind. In Toulouſe, wohin er gegangen war, um die Philoſophie zu ſtudieren, beſuchte er die Hörſäle der Jeſuiten. Die Argumentationen ſeines Profeſſors, noch mehr aber die freundſchaftlichen Disputationen mit einem catholiſchen Geiſtlichen, der neben ihm wohnte, beſtärkten ihn in den Zweifeln, die gegen die Orthodoxie des Proteſtantismus bereits in ihm entſtanden waren, in dem Grade, daß er die Religion zu vertauſchen beſchloß. Sein Übertritt war ein Triumph für die Catholiken, aber ein Donnerſchlag für ſeine Familie, die alles anwandte, ihn wieder zu gewinnen. Auch kehrte er nach ſiebzehn Monaten zu ihnen zurück. Um ſich der Strafe des ewigen Banns, womit die catholiſche Kirche damals die Abtrünnigen belegte, zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Copet, wo der Graf Dohna ihm die Erziehung ſeiner Söhne anvertraute. Aber dieſer Aufenthalt und dieſes Geſchäft wurden ihm bald läſtig; er kehrte nach Frankreich zurück, und ließ ſich in Rouen nieder, wo er abermals genöthigt war, Unterricht zu ertheilen. Von da kam er nach Paris, wo ihn wenigſtens die Geſellſchaft gelehrter Männer für die Beſchwerden einer Beſchäftigung ſchadlos hielt, der er ſich zum drittenmale hatte unterziehen müſſen. 1675 erhielt er den philoſophiſchen Lehrſtuhl zu Sedan, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieſer Akademie 1681 lehrte. Er ward hierauf in derſelben Eigenſchaft nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erſcheinung eines Cometen 1680, der ein faſt allgemeines Schrecken verurſacht hatte, gab er 1682 ſeine Pensées diverses sur la comète heraus; ein Werk voll Gelehrſamkeit, in welchem tauſend Gegenſtände aus der Metaphyſik, Moral, Theologie, Geſchichte und Politik abgehandelt werden. Dieſem folgte die Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Maimbourg. Dieſes Werk, das von Catholiken und Proteſtanten gleich beifällig aufgenommen und von Maimbourg ſelbſt mit Achtung genannt wurde, erweckte die Eiferſucht des Theologen Jurieu, deſſen Réfutation du P. Maimbourg kein Glück gemacht hatte, und verwickelte Bayle in Streitigkeiten, von deren nachtheiligen Folgen für ihn weiter unten die Rede ſein wird. Er unternahm indeß eine periodiſche Schrift unter dem Titel: Nouvelles de la république des lettres. Ein darein aufgenommenes Schreiben aus

Rom reizte den Unwillen der Königin Chriſtine von Schweden, die ihm zwei heftige Briefe ſchreiben ließ. Bayle rechtfertigte ſich, und ſeine Entſchuldigungen genügten der Königin ſo vollkommen, daß ſie ſeitdem einen literariſchen Briefwechſel mit ihm führte. Ernſtlicher ward ſeine Ruhe durch den Tod ſeines Vaters und ſeiner beiden Brüder geſtört. Dieſe Verluſte, verbunden mit den immer ſteigenden Religionsverfolgungen in Frankreich, veranlaßten ihn zu dem Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains les d'entrer, der weder in Anſehung des Styls, noch des Tons ſeiner würdig iſt. Auch wollte ſich Bayle nicht dazu bekennen. Jener Jurieu aber, den an dem Eifer, womit die Glaubensduldung in dieſem Werke vertheidigt wurde, den Verfaſſer erkannt haben mochte, griff daſſelbe mit Wuth an. Sein Haß wartete nur auf einen Vorwand, um öffentlich gegen Bayle ſelbſt auszubrechen; dieſen gab ihm der Avis aux refugiés, ein Werk, worin die Proteſtanten mit wenig Schonung behandelt ſind. Jurieu beſchuldigte Bayle nicht nur, der Verfaſſer dieſer Schrift zu ſein (die gewiß nicht von ihm iſt), ſondern er ſtellte ihn zugleich als die Seele einer Frankreich ergebenen Partei gegen die Proteſtanten und vereinigten Mächte dar. In zwei Schriften widerlegte Bayle dieſe Beſchuldigungen; aber die Verleumdung ſiegte und 1693 entſetzte ihn der Magiſtrat von Rotterdam ſeines Amtes, und verbot ihm ſogar Privatunterricht zu geben. Da er ſich auf dieſe Weiſe von allen Geſchäften frei ſah, die Arbeit aber ſeinem raſtlos thätigen Geiſte Bedürfniß war, widmete er jetzt ſeinen ganzen Fleiß der Abfaſſung ſeines Dictionnaire historique et critique, das er zuerſt 1696 in zwei Foliobänden herausgab. Dieſes Werk war das erſte, das unter ſeinem Namen erſchien. Jurieu, deſſen Wuth noch nicht geſtillt war, trat abermals als Bayles Gegner auf, und veranlaßte das Conſiſtorium, bei dem er nur in zu großem Anſehen ſtand, dem Verfaſſer verſchiedene heftige Vorwürfe zu machen. Bayle verſprach zwar alles, was das Conſiſtorium anſtößig gefunden, zu vertilgen; da er indeß fand, daß die Welt andere Anſichten habe, und ihm mehr an der Zufriedenheit ſeiner Leſer als ſeiner Richter gelegen war, ſo ließ er das Werk, bis auf einige Kleinigkeiten, unverändert. Zwei neue Feinde erhoben ſich gegen ihn in Jacquelot und Leclerc, die beide ſeine Religion angriffen; andere verfolgten ihn als einen Feind ſeiner Religionspartei und ſeines neuen Vaterlandes. Dieſe Streitigkeiten waren langwierig und hartnäckig, ſie blieben nicht ohne Einfluß auf ihn, und vermehrten ſeine Körperleiden. Seit lange war ſeine Bruſt in einem gereizten Zuſtande; ſie entzündete ſich. Bayle wollte keine ärztliche Hülfe gegen eine Krankheit anwenden, die er als ein Erbtheil und für unheilbar anſah. Er ſtarb, ſo zu ſagen, die Feder in der Hand, 1706, in einem Alter von 59 Jahren. „Bayle,“ ſagte Voltaire, „iſt der erſte Dialektiker und Skeptiker. Seine größten Feinde müſſen zugeben, daß in ſeinen Werken ſich nicht eine Zeile findet, die eine offenbare Läſterung gegen das Chriſtenthum wäre; aber ſeine größten Vertheidiger müſſen auch geſtehen, daß in ſeinen Controversartikeln keine Zeile iſt, die nicht den Leſer zu Zweifeln und oft zum Unglauben führe.“ Er ſelbſt vergleicht ſich mit Homers Herrſcher im Donnergewölk Zeus: „Mein Talent“ ſagt er, „beſteht darin, Zweifel zu erregen, aber es ſind nur Zweifel. Die Zuverſichtlichkeit der meiſten Theologen reizte ihn zu dem Unternehmen, ihnen darzuthun, daß gewiſſe Dinge nicht ſo unerſchütterlich und ſonnenklar ſind, wie ſie ſich einbildeten. Er

überſprang aber nach und nach das Ziel, und zog ſelbſt die erwieſenſten Thatſachen in Zweifel. So groß er als Dialektiker war, ſo wenig verſtand er von der Phyſik; nicht einmal die Entdeckungen Newtons waren ihm bekannt. Sein Styl iſt zwar natürlich und klar, aber oft weitſchweifig, nachläſſig und unrein. Er ſelbſt nennt ſein Dictionnaire eine unförmliche Sammlung an einander gereihter Sätze. Ohne dieſes zu beſcheidene Urtheil zu unterſchreiben, muß man geſtehen, daß die Artikel ſelbſt wenig werth, und daß ſie nur der Noten wegen da ſind, in denen der Verfaſſer zugleich ſeine Gelehrſamkeit und die Stärke ſeiner Dialektik zeigt. Von Charakter war Bayle ſanft, gefällig, uneigennützig, höchſt beſcheiden und friedliebend; er lebte ganz den Wiſſenſchaften. Wir unterlaſſen die Aufzählung ſämmtlicher Werke, und begnügen uns anzuführen, daß die geſchätzteſte Ausgabe ſeines Dictionnaire historique die vom J. 1740 in 4 Foliobänden iſt (einen basler Nachdruck gibt es von demſelben Jahre) und daß im Haag ſeine vermiſchten Werke unter dem Titel: Oeuvres diverses de P. Bayle (ebenfalls vier Foliobände) erſchienen ſind. (Bei Deſoer in Paris erſcheint jetzt (1822) eine Ausgabe des Dict. histor. in 16 Octavbänden, die ſehr zu empfehlen und mit großer typographiſcher Schönheit gedruckt iſt.)

Baylen (Capitulation des Generals Dupont bei, im Juli 1808). Schon war Joſeph Buonaparte als König in Madrid eingezogen; die Provinzen Leon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca waren den franzöſiſchen Siegern unterworfen und entwaffnet. Doch im Süden, am Guadalquivir, in dem von der Natur ſelbſt befeſtigten Andaluſien, in Cordova, Granada, Jaen herrſchte mit voller Gewalt der Geiſt der Inſurrection, den die Junta zu Sevilla möglichſt unterhielt. Dorthin zog mit drei Diviſionen am Schluſſe des Mai General Dupont. Cordova und Jaen wurden unter den ſchrecklichſten Scenen mit Sturm erobert; auch das heiligſte ward gemißhandelt. Da verſprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegefeuer, einem jeden, welcher drei Franzoſen geopfert haben würde. Dieſe Anweiſung auf des Himmels Belohnung that Wunder. Bald ſah der ſpaniſche Inſurgenten-Feldherr, Don Xaver Caſtannos, ſein Heer auf 30,000 M. angewachſen. Doch weniger dieſe Mannzahl, als die geſchickten Bewegungen des ſpaniſchen Heerführers, die Hungersnoth und zunehmenden Krankheiten im franz. Heere, erhöht durch den gänzlichen Mangel an Lazareth-Bedürfniſſen, da die umherſchwärmenden Inſurgenten die dazugehörigen Wagen weggenommen hatten, bereiteten dem Gen. Dupont ſein Schickſal vor. 3000 Spanier hielten in Duponts Rücken die ſchwierige Sierra Morena beſetzt, um die unterbrochene Verbindung mit der Hauptſtadt möglichſt wieder herzuſtellen, ließ Dupont die Stadt Baylen und Carolina beſetzen, während er eine Stellung bei Andujar am Guadalquivir, unter dem Schutze eines angelegten Brückenkopfs, nahm. Jaen ward vom General Caſtannos beſetzt. Dieſe Anordnungen geſchahen, nachdem bei Pennaflor ein Sieg über die Spanier erfochten worden war. Am 14ten Juli begann Caſtannos angriffsweiſe zu verfahren. 13,000 Mann mit ſchwerem Geſchütz verſehen, rückten vor die Fronte der franz. Stellung bei Andujar, andere 3000 M. kamen durch die ihnen bekannten Engpäſſe der Sierra Morena ihren Feinden in den Rücken, und noch 6000 M. ſtellten ſich auf Duponts linke Flanke. Dupont hielt ſich mit Tapferkeit und Beſonnenheit drei Tage lang; doch der 18te Juli entſchied. Die ſpaniſchen Generale Reding und Compigny griffen

Baylen an, Pennas und Jones beſchäftigten das Hauptcorps unter Dupont. Dieſer mußte Andujar räumen, nachdem Baylen von den Spaniern genommen war. Nach einem neunſtündigen hartnäckigen Kampfe ſah er ſich genöthigt, auf einen Waffenſtillſtand anzutragen, der aber nur unter der Bedingung, „ſich unbedingt zu ergeben,“ verwilligt werden ſollte. Da griff die Diviſion Wedel, von dem Schritte Duponts noch nicht unterrichtet, die Spanier noch einmal an, nahm auch das Regiment Cordova mit 2 Kanonen gefangen, mußte aber endlich doch auch der Übermacht unterliegen. Am 23ſten Juli capitulirte das ganze eingeſchloſſene franz. Heer, 17,000 Mann ſtark, nachdem 3000 auf dem Platze geblieben waren. Die Bedingungen waren: „Die Diviſion Dupont iſt kriegsgefangen; die von Wedel legt die Waffen nieder, bis zu ihrer Ankunft in Cadix, wo ſie nach Rochefort eingeſchifft wird.“ Doch ward noch vermittelt, daß auch Duponts Diviſion über Rochefort nach Frankreich zurückkehren ſollte. Dem General Dupont nahm man in Paris dieſen Ausgang ſeiner Unternehmung ſehr übel, und wollte ihn mehrerer großen Fehler bezüchtigen. „Wie Sabinus Titurius (heißt es in einem amtlichen Artikel) ward er durch einen Geiſt des Schwindels zu ſeinem Untergange hingeriſſen, und ließ ſich durch die Ränke und Verſicherungen eines zweiten Ambiorix täuſchen; allein die römiſchen Soldaten waren glücklicher als die unſrigen, ſie ſtarben alle mit den Waffen in der Hand.“ Übrigens hatte dies Ereigniß für die Angelegenheiten Napoleons in Spanien den entſchieden nachtheiligſten Einfluß. Es gab den Spaniern Muth und Hoffnung wieder, und in den ſchon faſt beruhigten Provinzen brach der Aufruhr aufs neue mit verſtärkter Gewalt los. (Vergl. die Art. Dupont und Spanien.)

Bayonne, eine wohlgebaute, reiche Handelsſtadt im franzöſiſchen Departement der Unterpyrenäen, ſonſt der Hauptort des Bezirks von Labour in Gascogne, liegt unter 1° 24′ w. L. und 43° 29′ n. Br., am Zuſammenfluſſe der Nive und des Adour, etwa ½ deutſche Meile von der Bai von Biscaya. Sie hat 1520 Häuſer und 13,200 Einw., wovon 6000 in den Vorſtädten wohnen. Die Nive und der Adour, von denen der erſtere Fluß ungefähr ſechs, und der letztere 15 bis 16 deutſche Meilen weit ſchiffbar iſt, bilden einen bequemen Hafen, der Kriegsſchiffe von 40 bis 50 Kanonen faßt, aber eine etwas beſchwerliche Einfahrt hat. Jene beiden Flüſſe dienen, Bauholz, Theer und Eiſen aus den Pyrenäen nach Bayonne zu verſchiffen. Sie durchſchneiden die Stadt in drei Theile: die „große Stadt“ am linken Ufer der Nive, „die kleine Stadt“ zwiſchen der Nive und dem Adour und die Vorſtadt St. Esprit, größtentheils von portugieſiſchen Juden bewohnt, am rechten Ufer des Adour. Eine Citadelle, von Vauban erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Vorſtadt beſtreicht den Hafen und die Stadt. Bayonne iſt, wenn gleich ihrer Lage wegen, nicht die Hauptſtadt, doch die größte Stadt des Departements, und der Hauptort des weſtlichen Bezirks. Der hieſige Biſchof ſtand vormals unter dem Erzbiſchof von Auch, jetzt ſteht er unter dem von Toulouſe, und übt die geiſtliche Gerichtsbarkeit über drei Departements. Die Hauptkirche iſt ein alterthümlich ſchönes Gebäude; die beſuchteſten öffentlichen Spaziergänge ſind der vortreffliche Kai, und vorzüglich der öffentliche Platz, „Place de Grammont“ genannt. Eine hölzerne Zugbrücke verbindet die Vorſtädte mit der Stadt. Bayonne treibt einen beträchtlichen Handel mit Spanien und Frankreich und tauſcht ausländiſche Waaren für Eiſen, Früchte, Geld und Silber ein. Die

Hauptgegenſtände des Seehandels ſind der Stockfiſch- und Wallfiſchfang, worauf vor der Revolution 30 bis 40 Schiffe von 250 Tonnen Laſt ausliefen. Maſtbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen wird nach Breſt und mehrern Häfen Frankreichs ausgeführt. Die bayonner Schinken ſtehen ſeit langer Zeit in großem Rufe, und in Menge werden Weine und Chocolade von hier aus ins nördliche Europa verſchifft. Das Bajonnet (der Flintenſpieß), trägt von dieſer Stadt, wo es im 17ten Jahrh. erfunden ward, ſeinen Namen. Unter den geringeren Volksclaſſen iſt hier die alte biscayiſche oder baskiſche Sprache üblich. Im Mai 1808 fand zu Bayonne die berühmte Zuſammenkunft Napoleons mit dem König von Spanien, Carl IV. und dem Prinzen von Aſturien Statt, in deren Folge am 10ten Mai jenes Jahres von beiden letztern eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin ſie und ſämmtliche andere Infanten alle ihre Rechte auf die ſpaniſchen Reiche in Europa und in Indien dem franzöſiſchen Kaiſer übertrugen. Am 4ten Juni ernannte Napoleon ſei- Bruder Joſeph zum König von Spanien, und berief zugleich eine Generaljunta oder Reichsverſammlung zur Abfaſſung einer neuen Conſtitution, welche am 15ten Juni ebenfalls in Bayonne eröffnet wurde. Am 6ten Juli ward dieſe Conſtitution bekannt gemacht, und am 9ten reiſete Joſeph von Bayonne nach Madrid.

Bazar heißt bei den Morgenländern der Markt oder eine geräumige Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölbe haben.

Beatification, die feierliche Handlung, wodurch der Papſt eine Perſon nach ihrem Tode ſelig ſpricht. Sie iſt die erſte Stufe zur Canoniſation (ſ. d. A.). Niemand kann vor dem funfzigſten Jahre nach ſeinem Tode beatificirt werden. Zuvor werden, oft mehrere Jahre lang, die Zeugniſſe von den Tugenden und Wundern des Verſtorbenen, deren es zu ſeiner Heiligkeit bedarf, von der Congregation der Gebräuche geprüft. Der Leichnam oder die Reliquie des künftigen Heiligen werden ſodann zur Verehrung des Volks ausgeſtellt, ſeine Bildniſſe mit Strahlen gekrönt und ihm ein eignes Offiz angeordnet. Auch werden am Tage ſeiner Beatification Abläſſe ertheilt.

Beattie (James), als philoſophiſcher und poetiſcher Schriftſteller nicht unvortheilhaft bekannt. Er war 1735 in der Grafſchaft Kincardine in Schottland geboren, ward Profeſſor der Moralphiloſophie an der Univerſität zu Edinburgh, und dann zu Aberdeen, wo er 1803 ſtarb. Er hatte nicht die Tiefe und Gründlichkeit ſeines Landsmanns Hume, gegen deſſen Skepticismus er nebſt Thomas Reid und Oswald zu gleicher Zeit auftrat, aber eine Wärme und Leichtigkeit, die ſich dem gemeinen Menſchenſinne, von welchem er ausging, und den er bei Vertheidigung der angefochtenen Wahrheiten in Anſpruch nahm, ſehr empfahl; daher er auch unter den Volksphiloſophen einen vorzüglichen Rang behauptet. Seine philoſophiſchen Schriften ſind ein Verſuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit (zum erſtenmal 1770, Edinb.; in der fünften Auflage 1774, London; deutſch, Kopenhagen 1772 und Leipzig 1777, auch in Beatties Werken, Lpz. 1779 u. 1780, 2 Bde. 8.); Elements of moral science 1790 (deutſch von Moritz, Grundlinien der Pſychologie 1790, 1. Thl. 8.), eine Theory of the language 1788, 8. (deutſch von Meiners 1789, 2 Bde. 8.); endlich moraliſche und kritiſche Abhandlungen, London 1783, 4. (deutſch von K. Groſſe 1789, 3 Bde. 8.). In den letztern Schrif-

ten theilt er viele nützliche Beobachtungen über Sprache, Natur, Kunſt, Schönheit und Erhabenheit mit. Unter ſeinen poetiſchen Werken, worunter ſich beſonders viele Elegien befinden, iſt vorzüglich der Minſtrel, oder die Fortſchritte des Genies, ein beſchreibendes Gedicht in zwei Büchern (1776; n. Ausg. 1799, 2 Bde. 8.) und ſein allegoriſch didaktiſches Gedicht: das Urtheil des Paris (1765, 4.) bekannt geworden. Beattie iſt zwar nicht originell, vielmehr ein reflectirender Dichter; aber ſeine Darſtellung iſt angenehm, ſeine Sprache elegant, und ſeine Abſicht immer edel. Seine Gedichte ſind geſammelt in ſeinen Original poems 1760, 8., und in den Poems on several subjects, London 1766, 8. T.

Beaucaire, eine kleine, aber wohlgebaute Handelsſtadt Frankreichs mit 8000 Einw., liegt unter 4° 43′ ö. L. und 43° 48′ n. Br. in Nieder-Languedoc, jetzt im Gard-Departement, am rechten Ufer der Rhone, Tarascon gegenüber, wohin eine Schiffbrücke führt. Sie hat einen bequemen Hafen für Schiffe, welche aus dem nur 7 Stunden weit entfernten mittelländiſchen Meere Strom aufwärts fahren, und iſt hauptſächlich berühmt wegen ihrer großen Meſſe, welche hier jährlich am 22ſten Juli eröffnet wird, und zehn Tage dauert. In früheren Zeiten ward dieſer große Jahrmarkt von Kaufleuten und Fabricanten nicht nur aus ganz Frankreich, ſondern auch aus den meiſten Ländern Europens, aus der Levante, und ſelbſt aus Perſien und Armenien beſucht, ſo daß ſonſt jede Waarengattung hier zu finden war, und für die Fremden, deren Zufluß den Raum in der Stadt überſtieg, Tauſende von Hütten in einem nahe liegenden Theile errichtet werden mußten. Vor 1632 war die Meſſe von Beaucaire von allen Abgaben frei, und der Vertrieb auf derſelben belief ſich auf mehrere Millionen Thaler; allein ſeit dieſer Zeit wurden gewiſſe Abgaben auferlegt, welche, zuſammengenommen mit den auswärtigen Kriegen, und mit den angewachſenen Waarenlagern in Marſeille, Lyon und andern großen Städten, die Wichtigkeit derſelben ſehr verringerten. Noch unbedeutender ward ſie während der Revolution, und jetzt beläuft ſich der Verkehr, hauptſächlich beſtehend in Seide, Weinen, Öl, Mandeln, Specereien, Materialwaaren, Leder, Wolle und Baumwolle, nach einer Schätzung v. J. 1816, auf 23 Mill. Fr.

Beauharnais (Alexander Vicomte de) ward 1760 auf der Inſel Martinique geboren, zeichnete ſich bei Hofe durch Talent und Liebenswürdigkeit aus, heirathete eine begüterte Landsmännin, Demoiſelle Joſephine Taſcher de la Pagerie (nachmalige Kaiſerin der Franzoſen) und war Major beim Ausbruch der Revolution, als er zum Mitglied der Nationalverſammlung gewählt ward. Hier machte er im Namen des Militärcomités mehrere Anträge im philoſophiſchen Sinne, wie z. B. für die Gleichheit der Strafen für alle Bürger, und deren Wählbarkeit zu jeder Stelle im Staate. Bei der Abreiſe des Königs, am 21. Juni 1791, war er Präſident der Verſammlung und einer von den Wenigen, welche unerſchrocken und beſonnen bei der Nachricht blieben. Kurz darauf ging er als General-Adjutant zur Nordarmee, wo er mit Auszeichnung focht. Anfangs 1792 ward er Obergeneral der Rheinarmee, erhielt auch kurz darauf einen Ruf als Kriegsminiſter, den er ausſchlug. Bald nachher zog er ſich in Folge der Decrete, welche die Adligen von der Armee ausſchloſſen, nach la Ferté-Beauharnais zurück. Hier gab er, auf eine Anklage von Barlet, Bemerkungen über die Verbannung der Adligen heraus, und ward endlich verhaftet und in das Carmelitergefängniß gebracht.

Obgleich man ihm eigentlich nichts zur Laſt legen konnte, ward er doch zum Tode verurtheilt und am 23ſten Juli 1794 hingerichtet. Den Tag vorher ſchrieb er an ſeine Gattin, und bat ſie, Sorge für die Kinder zu tragen, und ſeinen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Über ſeinen Sohn, nachmaligen Vicekönig von Italien, ſiehe Eugen und über ſeine Tochter Hortenſia, Buonaparte (Louis). Sein älterer Bruder, François, Marquis von Beauharnais, iſt der Vater der verwitw. Großherzogin von Baden. Er zeigte ſich als Mitglied der Nationalverſammlung ſtets der Monarchie und den Bourbons zugethan, verlies nachher Frankreich, nahm Dienſte in dem Corps des Prinzen Condé, und erhielt erſt 1804 Erlaubniß zur Rückkehr. Napoleon ernannte ihn darauf 1805 zum Geſandten bei der Königin von Hetrurien, dann am ſpaniſchen Hof, und zum Senator. Seine Rechtſchaffenheit erlaubte ihm aber nicht, hier in die geheimen Plane und Ränke Napoleons einzugehen, weshalb er bald zurückgerufen und nach Polen verwieſen ward, von wo er erſt nach Wiederherſtellung der Bourbons nach Paris zurückkehrte. Daſelbſt ſtarb er den 10ten Jan. 1819.

Beaumarchais (Pierre Auguſtin Caron von), zu Paris 1732 geboren. Er war der Sohn eines Uhrmachers, der ihn für ſeine Kunſt beſtimmte, und ſeine erſten Studien verſchafften ihm ausgebreitete Kenntniſſe in der Mechanik. Bald aber zeigte er die entſchiedenſte Neigung für die Künſte des Geiſtes. Anfangs übte er mit Leidenſchaft die Muſik, durch die er den Grund zu einem dauernden Glücke legte. Er ward bei den Töchtern Ludwigs XV. eingeführt, um ihnen Unterricht auf der Harfe und Guitarre zu geben, ward zu ihren Privatconcerten und bald zu ihrer Geſellſchaft gelaſſen, und benutzte dieſen mächtigen Schutz, um mit dem reichen Financier Pâris Duverney in Verbindung zu treten. Dadurch befeſtigte ſich ſein Credit, und ſchon früh gelangte er durch ſeine Unternehmungen zu einem bedeutenden Vermögen. Darauf bemühte er ſich, durch literariſche Erfolge ſeinen etwas zweideutigen Ruf zu heben. Eugénie erſchien 1767, Les deux amis 1770. Das erſte dieſer beiden Schauſpiele verdient unter den zahlreichen Erzeugniſſen dieſer Gattung, welche nach der ſtrengen Anſicht der franzöſiſchen Kritiker, die vorzugsweiſe ſogenannte Drama, weil es eigentlich weder Trauer- noch Luſtſpiel iſt, als genre larmoyant gänzlich verwerfen, ſo nachtheilig auf die franzöſiſche Bühne gewirkt haben ſoll, ausgezeichnet zu werden; durch eine Art von Intereſſe, wovon Diderot in ſeinem Père de famille das Beiſpiel gegeben hatte, erhält es ſich noch auf dem Theater; die deux amis hingegen ſind längſt davon verſchwunden. Man erkennt, daß Beaumarchais bis dahin die Gattung noch nicht gefunden hatte, in welcher er ſein Talent in vollem Glanze zeigen konnte. Dies geſchah in ſeinem Prozeß gegen die Herren La Blanche und Goezmann. Die Streitigkeiten des Miniſteriums und der Gerichtshöfe theilten damals die Intereſſen und Meinungen, oder vielmehr alles vereinigte ſich gegen das ſogenannte Parlament Maupeou. Goezmann war Mitglied deſſelben. Beaumarchais faßte auf den erſten Blick alle Vortheile dieſer Lage auf. Er forderte von den Erben von Pâris Duverney die Bezahlung eines eben nicht unbeträchtlichen Rechnungsreſtes. Wenn er die Thatſachen mit der gehörigen Klarheit aus einander geſetzt, und für ſeine Rechte mit der ihn charakteriſirenden eindringlichen Logik geſtritten hätte, ſo würde er die Richter überzeugt und ſeinen Prozeß ohne Aufſehen gewonnen

haben. Da er mit eben ſo viel Gewandtheit als Muth die Leidenſchaften in Anſpruch nahm, verlor er ihn, aber er beſchäftigte ganz Frankreich mit ſich. Zum erſtenmale vielleicht fand die Bosheit in einer gerichtlichen Streitſache Komödienſcenen, Romanenanekdoten, die Galle der bitterſten Satyre, die ganze Macht der bündigſten Logik vereinigt. Jene ſonderbaren Memoires begründen noch jetzt die höchſten literariſchen Anſprüche ihres Verfaſſers. Sie verſchafften ihm einen lärmenden Ruf, der ſelbſt den auf jede Art des Ruhms eiferſüchtigen Voltaire beunruhigte, und Beaumarchais in eine gewiſſe öffentliche Gunſt verſetzte, die allen ſeinen Werken eine vortheilhafte Aufnahme vorbereitete. Der Barbier von Sevilla, der bald auf das erſte Memoire folgte, iſt ein ſehr unterhaltendes Intriguenſtück, in welchem der Verfaſſer auf eine eigenthümliche Weiſe die älteſten Theaterperſonagen, ſchelmiſche Bedienten und hintergangene Vormünder, verjüngte. Die Hochzeit des Figaro zeichnete ſich noch mehr aus. Die Zeit hat den Tadel beſtätigt in Anſehung der Unwahrſcheinlichkeiten des fünften Actes, der Unſittlichkeit mehrerer Situationen und des Cynismus des Styls, der durchgängig von ſatyriſchen Späßen und ausgelaſſenen Wortſpielen entſtellt iſt; aber die Zeit hat auch die Wirkung des zweiten Actes beſtätigt, der voll dramatiſcher Verwickelungen iſt; und nie hat das Werk aufgehört, die Menge anzuziehen. Darauf aber beſchränkt ſich Beaumarchais Verdienſt in jeder Art. Kurz vor der Revolution ward er in den Prozeß des Banquiers Kornmann verwickelt, und fand in Bergaſſe einen Gegner, deſſen männliche und ſtrenge Beredſamkeit weit über das halb ernſt-, halb ſcherzhafte Talent erhaben war, das die Goezmann, die Marin, die Arnaud u. ſ. w. zu Boden geſchlagen hatte. Beaumarchais verlor um dieſe Zeit einen Theil des öffentlichen Wohlwollens und ſeine Oper Tarare (1787) verſchaffte ſie ihm nicht wieder. Nie hatte ein monſtröſer philoſophiſches Werk jenes Theater in Erſtaunen geſetzt, auf dem allerdings weder Philoſophie noch Regelmäßigkeit zu Hauſe ſind. 1792 brachte er La mère coupable auf die Bühne, das werthloſeſte von allen ſeinen Werken. Seine Abſicht war klärlich, den furchtbaren Gegner, den er in dem Kornmannſchen Prozeß gefunden hatte, unter dem Namen Bergaſſe dem öffentlichen Abſcheu Preis zu geben, und er verſchmähte zu dieſem Zwecke die ſchändlichſten Verleumdungen nicht. Aber das Publicum ahnete nicht, daß man die Ehre und Tugend unter den Zügen der ſchändlichſten Heuchelei zu ſchildern gewagt habe, und der Angegriffene fand es nicht werth, die gehäſſige Abſicht zu rügen. Doch abgeſehen davon iſt die Mère coupable zugleich ein Stück ohne Geſchmack und Werth. Beaumarchais fand nur noch einmal nach der Hochzeit des Figaro ſein wahres Talent wieder, in dem Memoire, welches die Aufſchrift hat: Mes six époques. Er erzählt darin mit eben ſo viel Intereſſe als Nachdruck die Gefahren, denen er ausgeſetzt war und ausgeſetzt ſein mußte in einer Revolution, wo ein berühmter Name, Talent, Reichthum hinreichende Gründe zur Verbannung waren. Damals beſaß er, in einem Alter von mehr als 60 Jahren, noch die ganze Kraft ſeiner Jugend; nichts als die Heiterkeit hatte er verloren. Die Zeiten waren für ihn ſehr verändert. Der nordamerikaniſche Krieg hatte ſeine Glücksumſtände erhöht, von denen er ſtets einen edeln und großmüthigen Gebrauch machte; der Revolutionskrieg ſtürzte das Gebäude ſeiner Induſtrie und Arbeitſamkeit um. Er hatte ſchon bei der berühmten Ausgabe der Voltaireſchen Werke, de-

ren ſehr unvollkommene Ausführung keineswegs dem ungeheuren Koſtenaufwande entſpricht, faſt eine Mill. verloren. Er vollendete ſeinen Ruin, um 60,000 Flinten nach Frankreich zu ſchaffen, deren die Heere bedurften. Dies geſchah zu Ende des J. 1792. Er glaubte irriger Weiſe, daß dieſe Unternehmung ihn zugleich ehren und retten würde. Indeß überſtand er auch dieſe verderbliche Periode. Nach der Rückkehr in ſeine Heimath ſah er noch nichtswürdigere und nicht minder grauſame Tyrannen denjenigen folgen, die man vertrieben hatte. Mißvergnügt mit der Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, müde mit der Revolution und ſeinen Gläubigern über die Trümmer ſeines Vermögens zu ſtreiten, ſtarb er in einem Alter von 69 Jahren plötzlich und ohne Krankheit im Mai 1799. 1802 iſt ſeine Lebensbeſchreibung und 1809 eine Ausgabe ſeiner Werke in 7 Bänden erſchienen. Werfen wir einen prüfenden Blick auf dieſelben, um zu erfahren, wie er als Menſch nach Geiſt und Charakter darin erſcheint, ſo finden wir eine feurige Einbildungskraft, die ſich immer mit voller Energie ihres Gegenſtandes bemächtigt, dabei aber ſo eindringenden Verſtand, ſo treffende Beurtheilungskraft, ſo viel überſehende Klugheit, daß er ſeiner Einbildungskraft ſtets Herr bleibt. Neben dieſen Eigenſchaften wohnte in ihm ein ſo vollkommener Geſchäftsgeiſt, daß das Verwickeltſte ihn nur wie ein Spiel beſchäftigte und vermöge ſeiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmſten war, und eine Thätigkeit, die ſich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konnte, ſondern immer alles aufbot, um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Gab ihm ſein durchdringender Verſtand die Mittel an die Hand, ſo ſicherten ihm ſein Muth und ſeine Kraft den Erfolg, zumal da ſeiner Überredungskraft nicht leicht jemand widerſtand, ſeine Gleichheit der Laune ihn vor Verzagtheit bewahrte, beſtändige Gegenwart des Geiſtes ihn den geltenden Augenblick ergreifen, und Feſtigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindſam ohne Schwäche, fröhlich ohne Unbeſonnenheit, nie das Spiel ſeiner Leidenſchaften, kalt in Gefahr, ſtark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichſten Lage weder Gleichmuth noch Geiſtesgegenwart, und konnte ſeine Lage ſtets überſehen und beherrſchen. Zu dieſem allen noch eine ausgebreitete Welt- und Menſchenkenntniß, Witz, Liſt, Gewandtheit, Streben nach Auszeichnung. Beaumarchais, wo er auch geſtanden hätte, würde ſich überall ausgezeichnet haben; die Art, wie er es that, offenbart zunächſt die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung ſetzten. Lebhafter Geiſt der Intrigue, von dem er beſeelt war, ſollte ihn zum Ziele führen. Dieſer war es, der ihn zu den gewagteſten Unternehmungen trieb, in den verwickeltſten am meiſten ſich gefallen, und ihn auch zweideutig erſcheinen ließ, indem die Grenzen, wo hier Witz und Bosheit, Liſt und Tücke in einander laufen, ſehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zum andern führen, oft unmerklich ſind. Daß er als Dichter allein im Intriguenſtück glänzte, iſt aus dem Angeführten leicht erklärlich.

Beaumont (Francis) und John **Fletcher**, zwei ausgezeichnete engliſche Schauſpieldichter, von denen jener 1585 geboren war, zu Cambridge ſtudierte und ſchon 1615 ſtarb, dieſer aber 1576 zu London geboren war, und ebendaſelbſt 1635 an der Peſt ſtarb. Von früher Neigung zur Dichtkunſt beſeelt, widmeten beide ſich ihr gemeinſchaftlich, und da ihre Schauſpiele, gegen funfzig an der Zahl, ohne Abſonderung unter ihren beiden Namen erſchienen ſind, ſo iſt es jetzt

unmöglich anzugeben, was von dem einen und was von dem andern herrührt. Wir wiſſen jedoch, daß Beaumont in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, und Fletcher, der mit anhaltendem Eifer fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, ihn um zehn Jahre überlebte. Daher können wir annehmen, daß vielleicht die Hälfte der Stücke von dieſem allein iſt. Nach dem Zeugniſſe einiger Zeitgenoſſen war Fletcher das erfindende Genie, Beaumont dagegen, obwohl der jüngere, der ordnende und geſtaltende Verſtand; allein es iſt wahrſcheinlich, daß nicht dieſe gleichſam ergänzenden Eigenſchaften, ſondern vielmehr Gleichheit der Geſinnung vereinigt habe. Shakſpeare, deſſen Zeitgenoſſen ſie waren, diente ihnen bei ihren Arbeiten zum Muſter; ſie laſſen wie er pathetiſche und niedrig-komiſche Scenen mit einander abwechſeln, aber die oft nicht zu verkennende Abſicht, ihr Vorbild zu überbieten, bringt zuweilen Mißtöne hervor; wie es ihnen den bei den ausgezeichnetſten Talenten nur an der künſtlichen Mäßigung und Beſonnenheit gefehlt zu haben ſcheint, um das Höchſte und Vollkommenſte in ihrer Gattung zu leiſten. Der Wunſch, dem Publicum, welches in jener Periode roher Kraft leichter Ausſchweifungen als Schlaffheit vergab, zu genügen, führte ſie von der reinen künſtleriſchen Anſicht ab; aber die genaue Kenntniß dieſes Publicums und der Mittel ihm zu gefallen, läßt ſie mit Feſtigkeit und Zuverſicht auf dem gewagteſten Wege gehen, und dadurch erſetzen ſie zum Theil, was an innerer Harmonie und Übereinſtimmung ihnen abgeht. Am beſten gelingen ihnen komiſche und poſſenhafte Scenen, minder die tragiſchen, die nicht genug die Tiefen der menſchlichen Natur anſprechen. Ihre Zeitgenoſſen nahmen ihre Arbeiten mit dem lauteſten Beifall auf, und zogen ſie ſelbſt dem Shakſpeare vor, mit der Behauptung, daß durch ſie erſt die engliſche Bühne den höchſten Gipfel erreicht habe. Die unparteiiſche, nicht mehr vom Rauſche des Augenblicks ergriffene Nachwelt hat dieſes Urtheil verworfen, und Shakſpeare die Palme zuerkannt. — Man erzählt von ihnen, daß ſie Schenken und Wirthshäuſer gern beſuchten, um dort die menſchlichen Charaktere zu ſtudieren, und daß ſie einſtmals, als ſie an einem ſolchen Ort über den Schluß eines Stückes geſtritten, wobei der eine auf der Ermordung des Königs, der andere auf dem Gegentheile beſtand, beide verhaftet worden ſeien, weil man ſie für Leute angeſehen, die das Leben des Königs bedrohten. Das auf unſere Bühne mit Beifall gebrachte Luſtſpiel: Stille Waſſer ſind tief, iſt eine freie Bearbeitung ihres Rule a wife and have a wife. L. Kannegießer hat angefangen, eine Auswahl ihrer Schauſpiele in einer deutſchen Überſetzung zu liefern. (Bis jetzt 2 Bände.)

Beaumont (Madame Le Prince de), geboren zu Rouen 1711 und geſtorben zu Annecy in Savoyen 1780, lebte theils in Frankreich, theils in England, zwar nur in mäßigen Glücksumſtänden, aber in derjenigen Achtung, die nützlichen Talenten gebührt. Sie widmete die ihrigen dem Unterrichte der Jugend. Ein einfacher und leichter Styl, eine gefällige Moral, gut gewählte hiſtoriſche Züge, eine glückliche Einbildungskraft machen ihre Schriften angenehm, wiewohl manches darin zu weit ausgeſponnen iſt, auch die theologiſchen Anſichten keinen Werth mehr haben. Sie hat viel geſchrieben, theils Romane, theils Kinderſchriften. Die bekannteſte der letztern iſt das Magazin des enfans, ſonſt das Troſt- und Hülfsbuch aller Gouvernanten und franzöſiſchen Penſionen.

Beaune, eine offene Stadt im ehemaligen Burgund, mit einem Schloſſe und fünf Vorſtädten, jetzt der Hauptort eines Bezirks von 9 Cantons im Departement der Côte d'or, liegt in einer angenehmen Gegend unweit der Saone, am rechten Ufer des Flüßchens Bourgeoiſe. — Der weit ausgebreitete Handel mit Burgunder- und Champagnerweinen macht Beaune vorzüglich merkwürdig, und beſchäftigt einen großen Theil der Einwohner, deren Anzahl 11,000 beträgt. Ein vom Kanzler Rollin geſtiftetes ſchönes Hospital iſt unter den öffentlichen Anſtalten die einzige bemerkenswerthe.

Beaurepaire, franzöſiſcher Commandant von Verdun, unſterblich durch ſeinen Heldentod. Nachdem er früher unter den Carabiniers gedient hatte, ward er im Anfange der Revolution Bataillonschef und Commandant von Verdun. Als 1792 die Preußen unter dem Herzog von Braunſchweig dieſe Feſtung aufforderten, verſuchte er alles, die Truppen und die ſtädtiſchen Behörden zu einer tapfern Gegenwehr zu bewegen; aber umſonſt. Er verſammelte den Kriegsrath; auch dieſen konnte ſein Heldenfeuer nicht entflammen. Die Übergabe der Stadt ward beſchloſſen; der Commandant nun erſchoß ſich im Angeſichte der ganzen Verſammlung. Der Nationalconvent ließ ſeinen Leichnam im Pantheon beiſetzen. Sein Grab führt die Inſchrift: „Beaurepaire aima mieux mourir que de capituler avec les tyrans!“ Seine Witwe erhielt eine Penſion, und eine Section von Paris nahm ſeinen Namen an.

Beccaria (Giovanni Battiſta), geb. 1716 zu Mondovi, ging 1732 nach Rom, wo er ſtudierte, und dann den Auftrag erhielt, Grammatik und Rhetorik zu lehren; zu gleicher Zeit widmete er ſeinen Fleiß mit glücklichem Erfolge der Mathematik. Er ward hierauf öffentlicher Lehrer der Philoſophie zu Palermo und dann zu Rom, und erregte an beiden Orten große Aufmerkſamkeit. Der König von Sardinien, Carl Emanuel, berief ihn daher 1754 als Profeſſor der Phyſik an die Univerſität von Turin. Zu eben der Zeit war die Elektricität durch Franklins, Dalibords und Delors Verſuche ein Gegenſtand des allgemeinen Intereſſe geworden. Dies gab ihm Veranlaſſung, ein Buch über die natürliche und künſtliche Elektricität herauszugeben, welches den Titel führt: Dell' elettricismo naturale ed artifiziale. Turin 4. In demſelben ſetzte er Franklins Theorie in ein helleres Licht; die Verſuche, die dieſes Werk über die atmoſphäriſche Elektricität enthält, ſind ſo zahlreich und mannichfaltig, daß Prieſtley in ſeiner Geſchichte der Elektricität behauptet, Beccarias Arbeit übertreffe weit alle andere, die vor und nach ihm über dieſen Gegenſtand unternommen worden ſeien. Die Akademien in London und Bologna nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er ſchrieb noch manches von bleibendem Werth über dieſen Gegenſtand. Das wichtigſte derſelben erſchien 1772 unter dem Titel: Dell' elettricismo artifiziale, und enthält alles, was man bis dahin von der Elektricität wußte. Franklin, der Beccarias Arbeiten ſehr ſchätzte, veranſtaltete davon eine engliſche Überſetzung. 1759 bekam Beccaria vom Könige den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu meſſen. Er begann die Meſſung 1760, gemeinſchaftlich mit dem Abt Canonica und machte das Reſultat derſelben 1774 bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Caſſinis gegen die Genauigkeit ſeiner Meſſung, ſchrieb er ſeine Lettere d'un Italiano ad un Parigino, und zeigte darin, welchen Einfluß man der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels einräumen müſſe. Da ſein Geiſt ſich unabläſſig

mit ſeiner Wiſſenſchaft beſchäftigte, ließ er ſich oft kleine Verletzungen des Wohlſtandes zu Schulden kommen, wodurch aber keinesweges die allgemeine Achtung vermindert ward, in der er ſtand. Er ſtarb den 27ſten April 1781.

Beccaria (Ceſare Boneſana, Marcheſe de), geb. zu Mailand 1735, ward früh durch die Lettres persannes von Montesquieu zur Entwickelung ſeines philoſophiſchen Talents angeregt, und nachher durch ſeine, von edlem Feuer für die Menſchheit erfüllte merkwürdige Schrift dei delitti e delle pene, Nap. 1764. 8. (von den Strafen und Verbrechen, auch in mehreren, beſonders deutſchen Überſetzungen, z. B. von Hommel und Bergk, Leipz. 1798, 8.) als philoſophiſcher Schriftſteller der Italiener ruhmvoll bekannt. Mit der Beredſamkeit des Gefühls und einer lebendigen Einbildungskraft beſtreitet er in demſelben die Todesſtrafe und Tortur. Für die Sache war durch dieſes Werk gewonnen, daß man dadurch deſto eifriger auf eine feſtere und wiſſenſchaftlichere Begründung des peinlichen Rechts, als das trügliche Gefühl ſein kann, hinzuarbeiten aufgefordert, und der Abſcheu gegen unmenſchliche Strafen allgemeiner verbreitet wurde. Schon Kant zeigte die Schwäche ſeiner Gründe gegen die Todesſtrafe, aber er that Beccaria Unrecht, den die edelſten Beweggründe, „Liebe für die Wiſſenſchaften, Liebe für Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menſchen, als Sclaven ſo vieler Irrthümer und Vorurtheile" belebten, wenn er ihm eine „theilnehmende Empfindelei aus affectirter Humanität" vorwirft. Auch als Menſch verdient Beccaria große Achtung, denn er war ein treuer Freund, guter Sohn, zärtlicher Gatte und uneigennütziger Menſchenfreund. Übrigens iſt er auch noch durch eine philoſophiſche Sprachlehre und Theorie des Styls unter dem Titel: Ricerche intorno alla natura dello stilo (Milano 1770, 8.), und als Verf. mehrerer guten Abhandlungen über den Styl, über den redneriſchen Schmuck u. a. (in der von ihm in Verbindung mit ſeinen Freunden Visconti, Veri u. a. herausgegeb. ital. Zeitſchrift Il Caffè (das Kaffeehaus) in ſeinem Vaterlande bekannt. Ein Schlagfluß endigte im Nov. 1793 ſein gemeinnütziges Leben. — Über ihn ſ. Bergk in der Vorrede zur angeführten Überſetzung, und Fuhrmanns denkwürdige Perſonen der alten und neuen Zeit. 1ſter B. S. 310. T.

Becher (Joh. Joach.), berühmt als Verfaſſer der erſten Theorie der Chemie, wurde zu Speier 1635 geb. Nach dem frühzeitigen Verluſte ſeines Vaters war er genöthigt, durch Unterricht ſich und ſeine Familie zu erhalten. Sein Eifer und ſeine großen Anlagen überwanden alle Hinderniſſe. Er erwarb ſich ausgebreitete Kenntniſſe in der Medicin, Phyſik, Chemie und ſelbſt in der Politik und Staatsverwaltung, und war nach und nach Profeſſor in Mainz, kaiſerlicher Hofrath in Wien, und erſter Leibarzt des Kurfürſten von Baiern. In Wien, wo er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und den Plan zu einer indiſchen Handelsgeſellſchaft entworfen hatte, fiel er in Ungnade, begab ſich von da nach Mainz, München, Würzburg, Harlem und andern Städten, und endigte 1685 ſein unruhiges Leben in London. Er hatte viele Feinde, und man beſchuldigte ihn nicht ganz mit Unrecht der Marktſchreierei; doch iſt ſein Verdienſt um die Chemie bleibend. Er war der erſte, der ſie der Phyſik näher brachte, und in beiden Wiſſenſchaften die Urſachen aller unorganiſchen Erſcheinungen in der Welt ſuchte. Dies iſt der Zweck ſeines wichtigen Werks, Physica subterranea betitelt. Zugleich fing er an, eine

Theorie der Chemie zu gründen; er ſuchte eine Grundſäure, von der alle andern nur Abarten wären. Auch den wichtigen Prozeß des Verbrennens unterſuchte er. Er lehrte, jedes Metall beſtehe aus einem gemeinſchaftlichen erdigen Stoff, aus einem gleichfalls identiſchen verbrennlichen Princip und aus einer eigenthümlichen mercurialen Subſtanz. Erhitze man ein Metall, ſo daß es ſeine Geſtalt verändere, ſo entbinde man die mercuriale Subſtanz, und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin liegt der erſte Keim der von Stahl weiter ausgeführten Theorie, die bis auf Lavoiſier galt. Bechers zahlreiche Schriften ſind noch jetzt nicht ohne Intereſſe.

Bechteltag nennt man in der Schweiz den zweiten Tag im Jahre, von dem altdeutſchen Worte Becheln, ſich gütlich thun. Man feiert ihn ungefähr um gleiche Zeit und auf ähnliche Weiſe, wie ehemals die Saturnalien. In Zürich iſt es insbeſondere ein Feſttag für Kinder, indem ſie ſchön geputzt mit ihrem Sparpfennig auf die Zünfte kommen, und dort dafür Lebkuchen, Kupferſtiche und Lieder bekommen; die ſogenannten und wohlbekannten züricher Neujahrsgeſchenke für Kinder.

Beck (Chriſtian Dan.), als einer der größten jetzt lebenden Literatoren, Antiquare, Philologen und Hiſtoriker in der gelehrten Welt bekannt. Er ward geboren zu Leipzig 1757, wo er auch von Jugend auf die philologiſchen Wiſſenſchaften mit großem Eifer getrieben, dann ſeit 1779 durch ſeine vielſeitigen und kenntnißreichen Vorleſungen im Fache der Theologie, Philologie und Geſchichte der Univerſität daſelbſt, dem Vaterlande und den gelehrten Studien in Deutſchland überhaupt, mit ununterbrochenem Fleiße genützt hat. Während dieſer Zeit empfing er mehrere akademiſche Würden und Ämter (ſeit 1785 die Profeſſur der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſeit 1809 das Directorium eines königl. philologiſchen Seminars u. a.), welche er mit der größten Sorgfalt und ſtets zum Vortheile der Univerſität verwaltet. Auch ward er 1803 zum königl. ſächſ. Hofrath erhoben. Alle Zeit, welche ihm von dieſen akademiſchen Beſchäftigungen übrig geblieben, hat er vorzüglich der alten Literatur gewidmet, und ſeine ſehr zahlreichen philologiſchen archäologiſchen und hiſtoriſchen Werke, von denen mehrere noch unvollendet ſind, werden ungemein geſchätzt. Vorzüglich ſind anzuführen ſeine Ausgaben der alten Claſſiker, z. B. des Pindar, Apollonius, Euripides, Ariſtophanes, Calpurnius; ſeine trefflichen und lehrreichen Programme über hiſtoriſche und archäologiſche Gegenſtände; ſein reichhaltiges geſchichtliches Werk: Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte (1787 — 1806. 4 Bde. bis zur Entdeckung von Amerika und die 1ſte Abth. des 1ſten 1813 in einer völlig umgearbeiteten neuen Ausgabe); ſeine Überſetzungen von Goldſmiths Geſchichte der Griechen, Fergusons Geſchichte der römiſchen Republik, und ſein für Theologen wichtiges Werk: Commentarii historici decretorum religionis Christianae et formulae Luther. 1800. Leipz. gr. 8., welche alle eben ſowohl von ungemeiner Beleſenheit, als von ſeltener Schärfe und Feinheit des kritiſchen Urtheils zeugen.

Becken iſt in ſeiner anatomiſcher Bedeutung eine am untern Theile des Unterleibes bei Menſchen und Thieren befindliche, aus ſieben Knochen zuſammengeſetzte, ohne völlig offene, unten unterbrochene und bis auf die Steißbeine meiſtunveränderliche Höhle. Auswendig iſt dieſelbe rundlich, oben breiter unten ſchmaler. Im Stehen ruht es auf dem dickſten Theile des Hüftbeins, im Sitzen auf dem Sitzknorren. Das ganze Becken

Digitized by Google

iſt ſowohl unter den Lendenwirbeln, als auf den Schenkeln beweglich, daher ſteigt das Hüftbein beim Gehen in die Höhe, und zwar allemal auf der Seite, mit welcher man ſich auf die Schenkel ſtützt; es ſinkt hingegen zugleich mit dem Rumpfe auf der Seite, auf welcher der Fuß aufgehoben und fortgeſetzt wird. Die Wände der Beckenhöhle ſind eben, glatt und hin und wieder mit Fleiſch bedeckt. Eine faſt in der Mitte des Beckens hervorragende Querlinie theilt daſſelbe in zwei Theile, wovon das eine das obere oder große, das andere das untere oder kleine genannt wird. In wohlgebauten Perſonen von mittler Größe beträgt der Durchmeſſer des großen Beckens oder die Entfernung der einen Spitze des Hüftknochens von der andern, beim männlichen Geſchlecht neun, beim weiblichen elf Zoll. Daß das Becken bei den Menſchen wegen ihres gerade aufgerichteten Körpers eine andere Richtung haben müſſe, als bei Thieren, läßt ſich von ſelbſt ſchließen. In dem Becken liegen ein Theil der dünnen Gedärme, der Maſtdarm, die Urinblaſe, die innern Zeugungswerkzeuge, die großen Nerven- und Blutgefäße der untern Gliedmaßen, und viele Saugadern mit ihren Drüſen.

Becker (Balthaſar), ein aufgeklärter Theolog des 17ten Jahrh., ward 1634 zu Metſelawier in Friesland geboren, wo ſein Vater Prediger war. Er ſtudierte in Gröningen und Francker und ward dann Prediger in Oſterlittens. Hier ſchrieb er einige kleine Schriften, und zog ſich durch die darin geäußerten Meinungen über einige Glaubenslehren Verfolgungen zu. Man beſchuldigte ihn, ungeachtet ſeiner Vertheidigung, des Socinianismus und Carteſianismus. Er verließ daher ſeinen bisherigen Wohnort, ward Pfarrer in Loen und Weeſp, und dann Feldprediger. 1679 ließ er ſich in Amſterdam nieder, und erweckte bald durch neue Schriften den Haß ſeiner Amtsbrüder; denn er ſchrieb eine Unterſuchung über die Cometen, in der er bewies, daß ſie weder Vorbedeutungen, noch Vorläufer von Unglücksfällen wären, und ein Buch unter dem Titel: de betoverde Weereld (die bezauberte Welt), in dem er die abergläubiſchen Meinungen über die Macht böſer Geiſter, ihren Einfluß auf die Menſchen, über Hexen u. a. m. angreift. Dieſe Schrift ſetzte alle Federn in Bewegung. Er trug ſelbſt darauf an, daß man ſie vor der Synode unterſuchen möchte, und ſchrieb eine Rechtfertigung derſelben; aber die Synode verwarf die Meinungen dieſes Werks, und entſetzte ihn ſeines Predigtamts. Er ſtarb 1698, ohne wider eine Anſtellung erhalten zu haben.

Becker (Wilh. Gottlieb), geb. 1753 in Calenberg im Schönburgiſchen, geſt. 1813 zu Dresden als königl. ſächſ. Hofrath und Antiken-Inſpector, hat ſich als Dichter und Erzähler und als Kunſtkenner nicht unrühmlich bekannt gemacht. — Er ſtudierte von 1773 bis 1776 in Leipzig. Seine Briefe an Eliſe und die Epiſteln an Gärtner wurden damals gern geleſen. Früchte ſeiner Kunſtſtudien waren eine Schrift vom Coſtüm an Denkmälern, und die Überſetzung von Bardons Schrift über das Coſtüm. 1776 ging Becker als Lehrer an dem Philantropin nach Deſſau, und im nächſten Jahre nach Baſel. Hier, in Mechelns Umgang, bildete ſich ſein Geſchmack an Kupferſtichen und ſeine Kenntniß alter Meiſter. Er bereiſte dann die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Ober-Italien. Die auf dieſer Reiſe gemachte Bekanntſchaft Girardins veranlaßte ihn, deſſen Schrift über die Verſchönerung ländlicher Wohnungen zu überſetzen. Auch bekam er von dieſem das Bruchſtück aus Rouſſeaus noch geheim gehaltenen Bekenntniſſen über den Banddiebſtahl, durch deſſen Mittheilung er

Wieland ſo heftig erzürnte, daß er ſich in ſeinem eigenen Schreiben deshalb rechtfertigen mußte. Des großen Meiſters Hans Holbein Malereien und ſatyriſche Einfälle hatten Becker in Baſel vielfach beſchäftigt. Eine Folge davon war eine neue Ausgabe von Erasmus Lob der Narrheit, ſowohl im Original als in einer Überſetzung, mit den Holbeinſchen Federzeichnungen dazu, aufs neue in Kupfer geſtochen. Becker erhielt 1782 die Stelle eines Profeſſors der Moral bei der Ritterakademie in Dresden, welcher er bis 1795 vorſtand, worauf er die durch Wackers Tod erledigte Aufſicht über die Antikengallerie und das Münzcabinet unter dem Titel eines Inſpectors erhielt, die er bis zu ſeinem Tode verwaltete, damit auch ſeit 1805 die Aufſicht über das grüne Gewölbe verband. Die mäßigen Amtsgeſchäfte, welche Becker in dieſen Lagen hatte, erlaubten ihm ſich mannichfaltigen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen zu widmen. Dieſe wurden nur einmal 1784, durch eine Reiſe nach Italien unterbrochen. Bei der Würdigung ſeiner literariſchen Verdienſte muß man den darſtellenden und beurtheilenden Schriftſteller, den Dichter und Künſtler unterſcheiden. In der ſchönen Literatur haben wir von ihm eine Reihe anmuthig vorgetragener Gedichte und Erzählungen. Größer noch war ſein Verdienſt um die Leſewelt durch die Herausgabe ſeines Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen, welches ſeit 1794 in ununterbrochener Folge erſchien und nach ſeinem Tode einen Fortſetzer in Friedr. Kind erhielt. Zu ſeinen ſonſtigen Schriften gehören ſein Taſchenbuch für Gartenfreunde, 1795 bis 1800, ſeine Garten- und Landſchaftsgebäude in drei Lieferungen, ſeine Beſchreibungen des ſeifersdorfer Thals und des plauiſchen Grundes bei Dresden, mit Hinſicht auf Naturgeſchichte und ſchöne Gartenkunſt. Letztere Schrift gab dem Verfaſſer noch zu einem andern Werke Veranlaſſung, worin er zeigte, wie dieſes von der Natur ſo reich ausgeſtattete Thal durch Hinzutritt der Kunſt in einen großen Naturgarten umgeſchaffen werden könne. Verdienen dieſe verſchiedenen Werke eine rühmliche Erwähnung, ſo verdient ſie noch mehr das prachtvoll ausgeſtattete Auguſteum (13 Hefte ſeit 1804), das Dresdens antike Denkmäler auf 154 Kupfertafeln, nebſt einem erläuternden Texte enthält. Auch die Schätze des dresdner Münzcabinets gedachte Becker in einem eigenen Werke bekannt zu machen. Um den Kennern zu zeigen, was ſie zu erwarten hätten, gab er vorläufig eine Schrift heraus, welche die Aufſchrift führt: Zweihundert ſeltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen und hiſtoriſchen Erläuterungen, und in Anſehung der Genauigkeit der Münzabbildungen alles übertrifft, was bis dahin in dieſer Art erſchienen iſt. S. Beckers Leben, von Haſſe im Taſchenb. z. geſelligen Vergn. 1815.

Becker (Rud. Zach.), Hofrath, wurde zu Erfurt gegen 1757 geboren, nach geendigten Univerſitätsjahren Hofmeiſter im Hauſe des dortigen Präſidenten von Dacheröden, 1782 Lehrer am Erziehungsinſtitut zu Deſſau, ließ ſich 1783 in Gotha nieder. Er bildete ſich frühzeitig, durch eigene Beobachtungen und durch ein raſtloſes Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit zu einem weltbürgerlichen Volksſchriftſteller; er ſteht in dieſer Hinſicht, ſowohl durch ſeine vielfältigen dahin einſchlagenden ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, ſondern auch unter den höhern Claſſen geſtiftet haben dürfte, vielleicht vor allen andern deutſchen Schriftſtellern als der Einzige da. Schon ſeit mehr als dreißig Jahren hat er ſich bemüht, in den mannichfaltigſten ſchriftſtelleriſchen Gewändern diejenigen Grundſätze, welche

er ſich für das bürgerliche Leben gebildet hatte, zur Kenntniß des großen Haufens zu bringen, und dadurch gleichſam als allgemeiner Volkslehrer allen denjenigen nützlich zu werden, die theils durch verdammliche Gewohnheit, theils auch durch noch verdammlichere Abſicht, in einem Zuſtande von phyſiſcher und ſittlicher Rohheit gehalten worden ſind, welcher auch dem gleichgültigſten Beobachter nicht entgangen ſein kann: wir meinen die niedern Volksclaſſen. Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, durch welche er die beſagten Zwecke zu verwirklichen ſich bemühte, ſteht ſowohl ſeiner Nützlichkeit, als auch ſeiner größern Verbreitung wegen, ſein Noth- und Hülfsbüchlein in Vereinigung mit dem mildheimiſchen Liederbuche oben an, von welchem erſtern nach Beckers eigener Angabe, ſeit der fünfundzwanzigjährigen Erſcheinung deſſelben, die ungeheure Anzahl von vielleicht einer Million Exemplare gedruckt und nachgedruckt worden ſind. Dieſer beiſpielloſe Abſatz bürgt für die Zweckmäßigkeit des Werks, alſo für die richtige Anſicht ſeines thätigen, um das allgemeine Wohl raſtlos bemühten Verfaſſers. Eine nicht minder nützliche obgleich nicht ſo ſehr verbreitete, aber deſſen ungeachtet ſehr verdienſtliche Unternehmung iſt ſein allgemeiner Reichs-Anzeiger, der 1791 begann, 1806 wegen der veränderten Lage Deutſchlands den Titel: allgemeiner Anzeiger der Deutſchen, erhielt und jetzt noch als ſolcher fortgeſetzt wird. Auch die National-Zeitung der Deutſchen, welche der 1796 begonnenen Zeitung für die Jugend von 1800—1811 folgte, bewährte die lobenswürdige Abſicht und den raſtloſen Eifer, mit welchem Becker für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu handeln ſtrebt. Aber nicht minder als die genannten Schriften zwecken auch alle ſeine übrigen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, deren vollſtändige Erwähnung uns hier die Beſchränktheit des Raumes verbietet, auf gleiche Nützlichkeit ab, und erreichen dieſe Abſicht, ſo wie den Vortheil des Verf. auf eine ausgezeichnete Weiſe. Ein unbekannter Anlaß, wahrſcheinlich irgend ein freimüthiges Wort im allgemeinen Anzeiger, machte ihn der franzöſiſchen Regierung verdächtig, und war Urſach, daß er gewaltſamer Weiſe von Gotha entführt und nach Magdeburg gebracht ward, wo er eine ziemlich lange Muße zur Durchſicht und gänzlichen Umarbeitung ſeines Noth- und Hülfsbüchleins verwandte; erſt im Frühling 1813 kehrte er in den Schoß ſeiner Familie zurück. Jene Umarbeitung des Noth- und Hülfsbüchleins und des mildheimiſchen Liederbuchs iſt ſeitdem erſchienen. Er ſtarb 1822.

Becket (Thomas), bekannt unter dem Namen Thomas von Canterbury und berühmt durch die Rolle, die er unter Heinrichs II. Regierung ſpielte, war zu London 1119 geboren. Nachdem er zu Oxford, Paris und Bologna ſeine Studien vollendet hatte, ernannte ihn, auf Empfehlung Theobalds, Erzbiſchofs von Canterbury, König Heinrich II. zum Großkanzler und zum Lehrer ſeines Sohns. Becket machte auf dieſem Poſten großen Aufwand, und war eben ſo ſehr bemüht, ſich bei dem Volke durch ſeine Freigebigkeit, als durch unbegrenzte Ergebenheit beim Könige beliebt zu machen, ſo daß der letztere, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde, allen ſeinen Einfluß anwandte, die Wahl zu dieſer hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf Becket zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er ſich von einer neuen, dem König höchſt unerwarteten Seite zeigte. Nicht nur ging er von dem höchſten Luxus und Wohlleben plötzlich zu dem Ernſte und der Strenge des andächtigſten Geiſt-

lichen über, ſondern er trat zugleich als eifrigſter Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König auf. Dieſer berief zur Beſchränkung derſelben eine allgemeine Verſammlung des Adels und der Geiſtlichkeit nach Clarendon, wo mehrere dem Willen des Königs gemäße Beſtimmungen gemacht wurden, denen ſich Becket auch, aus Unvermögen, ſich zu widerſetzen, anfänglich unterwarf. Als aber der Papſt ihnen ſeine Genehmigung verſagte, trat auch Beket, ungeachtet ſeines geleiſteten Eides, laut dagegen auf; Heinrich, um ſich an dem Meineidigen zu rächen, ließ ihn verurtheilen, ſeine Güter einziehen, die Einkünfte des Erzbisthums mit Beſchlag belegen, und nöthigte ihn, in Frankreich Sicherheit zu ſuchen. Deſſen ungeachtet blieb Becket unbeugſam, und Heinrich, dem daran lag, ſich mit ihm auszuſöhnen, ließ ſich nicht nur zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit ihm auf der Grenze der Normandie herab, ſondern demüthigte ſich ſo ſehr, dem ſtolzen Prälaten beim Auf- und Abſteigen den Zügel ſeines Pferdes zu halten. Becket kehrte zwar nach England zurück, zeigte ſich aber eben ſo unabhängig von der königlichen Gewalt als zuvor. Eine Äußerung des Unwillens, die der König einſt vor ſeinem Hofe darüber fallen ließ, beſtimmte vier Edelleute, ſich eidlich unter einander zur Rache zu verbinden. Sie begaben ſich nach Canterbury, und ermordeten dort Becket, der ſich zur Abendmeſſe in die Kirche begeben hatte, am Fuße des Altars. Dies geſchah 1170. Nur mit großer Anſtrengung und vielen Opfern gelang es dem Könige, den furchtbaren Bannſtrahl, der für dieſen Frevel England drohte, abzuwenden; Becket aber ward zwei Jahre darauf, als ein Märtyrer des Glaubens, unter die Heiligen vom erſten Range verſetzt. 1221 ließ Heinrich III. ſeine Gebeine in eine eigene Capelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl wallfahrteten und fromme Gaben brachten. Jährlich ward ein großes Feſt, und alle funfzig Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach ſeiner Trennung von der römiſchen Kirche nicht dulden konnte, daß man einem Biſchofe ſolche Ehre erwies, der der königlichen Gewalt entgegengearbeitet hatte. Er bemächtigte ſich des reichen, in Beckets Capelle aufgehäuften Schatzes, ließ den Heiligen vor ſeinen Gerichtshof laden, und da er ausblieb, als Verräther verurtheilen. Sein Name ward aus dem Calender geſtrichen, die Feier ſeines Feſtes unterſagt und ſeine Gebeine verbrannt und in die Winde geſtreut.

Beckmann (Joh.), der faſt 45 Jahre Profeſſor in Göttingen war, wurde zu Hoya 1739 geb. Sein Vater war Steuereinnehmer und Poſtmeiſter in dieſem Städtchen, und beſchäftigte ſich nebenbei mit der Bearbeitung eines kleinen Grundſtücks. Dies ſcheint dem Sohne Liebe für die Feldwirthſchaft eingeflößt zu haben. Er verlor ſeinen Vater in einem Alter von ſieben Jahren, und verdankte ſeine Erziehung ſeiner Mutter, die ihn auf die Schule in Stade ſchickte, und der beſonderen Leitung des Rectors Gehlen übergab. Er wurde zum Prediger beſtimmt, und begab ſich zur Vollendung ſeines Studiums 1759 nach Göttingen. Hier änderte er aber, vielleicht auf Hollmanns Rath, oder durch den Unterricht der Mathematiker Käſtner und Mayer veranlaßt, ſeinen vorgefaßten Entſchluß, und wendete ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Naturwiſſenſchaft und deren nützliche Anwendung für den bürgerlichen und Staats-Haushalt. 1763 verlor er ſeine Mutter, und da er nun aller Hülfsquellen fortzuſtudieren beraubt war, nahm er den Antrag des Geographen Büſching an, die Stelle eines Profeſſors der Phyſik und Naturgeſchichte am

Lutheriſchen Gymnaſium zu Petersburg anzutreten. Als aber Büſching Petersburg verließ, legte auch Beckmann ſeine Stelle nieder, und machte eine Reiſe nach Schweden, um ſich eine genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und ihrer Bearbeitung zu verſchaffen. In Upſal machte er die Bekanntſchaft mit Linné, hielt ſich hier längere Zeit auf, und benutzte den Umgang und Unterricht dieſes großen Naturforſchers. Auf Büſchings Empfehlung ward er 1766 zum Profeſſor in Göttingen ernannt, gab hier mehrere Werke über Naturwiſſenſchaft und Landwirthſchaft heraus, und brachte letztere zuerſt in eine wiſſenſchaftliche Form. Sein großer Ruf zog viele Studierende nach Göttingen, und beförderte das Anſehen dieſer berühmten Univerſität. Er ſtarb 1811, als Mitglied faſt aller gelehrten Geſellſchaften Deutſchlands und der nordiſchen Reiche.

Beda, mit dem Beinamen Venerabilis, ein angelſächſiſcher Mönch und Schriftſteller. Er war 673 im Biſthum Durham geboren und ging ſchon im 7ten Jahre ins St. Peterskloſter zu Weremouth. Dort ward er erzogen und ſtudierte, ward Diakonus, Prieſter und ſtarb 735, ohne es je verlaſſen zu haben. Er hatte alles geleſen und gelernt, was man zu ſeiner Zeit in lateiniſchen Schriftſtellern leſen und lernen konnte. Unter ſeinen Schriften, die alle lateiniſch ſind, iſt die nützlichſte eine engliſche Kirchengeſchichte von Cäſars Landung bis zum Könige von Northumberland Ceolulf. Sein Chronikon (Jahrbuch der Weltgeſchichte) iſt merkwürdig, weil Beda darin zuerſt die Aera Christiana (Jahre von Chriſti Geburt an) nach der Beſtimmung des römiſchen Abtes Dionyſius Exiguus zum Grunde legte, und dieſe Aera dadurch im Occident eingeführt ward. Beda verdankte man auch die Beſchreibung des verlornen Dionyſianiſchen Cyklus.

Beddoes (Thomas), ein berühmter brittiſcher Arzt und Schriftſteller, der 1760 in Shropſhire geboren war und 1808 ſtarb. Von ſeinem Großvater erzogen, machte er ſchon auf der Schule glänzende Fortſchritte in den claſſiſchen Studien; auch auf der Univerſität Oxford zeichnete er ſich nicht allein durch gründliche Kenntniß der alten Literatur, ſondern auch durch eine ſeltene Bekanntſchaft mit den neuern Sprachen aus. Die großen Entdeckungen in der Naturlehre, der Chemie und der Phyſiologie zogen ihn unwiderſtehlich an. Er ſetzte ſeine Studien in London und Edinburgh mit Beifall fort. In ſeinem 26ſten Jahre promovirte er zu Oxford, beſuchte darauf Paris, um Lavoiſiers Unterricht zu nutzen, und ward, nach ſeiner Rückkehr, zum Profeſſor der Chemie in Oxford ernannt. Hier lebte er ganz ſeinem Beruf, und gab treffliche chemiſche Abhandlungen und Beobachtungen über den Scorbut, den Blaſenſtein u. ſ. w. heraus. Bald aber feſſelte ihn die glänzende Außenſeite der franzöſiſchen Revolution dergeſtalt, daß er, um ſeinen Sinn für Freiheit durch nichts beſchränkt zu ſehen, ſeine Stelle aufgab, und ſich aufs Land zu einem ſeiner Freunde Reynolds begab. Hier arbeitete er ſeine Bemerkungen über das Weſen der Mathematik aus, worin er zu beweiſen ſucht, daß dieſe Wiſſenſchaft auf der Evidenz der Sinne, und die Geometrie auf Experimenten beruht. Dann erſchien ſeine Geſchichte des Iſaak Jenkins, die darauf berechnet war, der arbeitenden Claſſe Lebensregeln und Sittenlehren in anziehendem Gewande mitzutheilen. Von dieſer trefflichen Volksſchrift wurden in kurzer Zeit über 40,000 Exemplare verkauft. Nachdem er 1794 ſich verheirathet hatte, machte er den Plan einer Anſtalt, durch künſtliche Luftarten mehrere Krankheiten

beſonders die Schwindſucht, zu heilen. Durch des bekannten Wedgwood Unterſtützung gelang es ihm, dieſe Anſtalt 1798 eröffnen zu können. Er nahm als Aufſeher des Ganzen einen jungen Mann, Humphry Davy, an, deſſen nachmaliger Ruhm hier gegründet ward. Indeß zeigte ſich, daß der Hauptzweck der Anſtalt nicht erreicht werden konnte, und Beddoes Eifer erkaltete endlich ſo ſehr, daß er ein Jahr vor ſeinem Tode ſich gänzlich zurückzog, doch nicht, ohne vorher eine Menge gründlicher Schriften über die Anwendung künſtlicher Luftarten herausgegeben zu haben. In den ſpätern Jahren ſeines Lebens erſchien er als der geachtetſte mediciniſche Volksſchriftſteller in Großbritannien. Unter andern iſt ſeine Hygiea in 3 Bänden ein ſowohl wegen der Darſtellung, als auch wegen der Nützlichkeit der Lehren ſehr gerühmtes Werk. Seine patriotiſchen Flugſchriften, die 1795 — 97 herauskamen, ſind vergeſſen.

Bedeckter Weg heißt der äußerſte Wallgang hinter dem Glacis einer Feſtung dieſſeits des Grabens vom Felde herein. Er läuft daher zwiſchen der äußern Grabenböſchung (Contreſcarpe) und dem freien Felde um die ganze Feſtung. Seine Bruſtwehr, die Feldabdachung, Glacis, läuft allmählig nach dem Felde zu ab. Sein Nutzen iſt mannichfach. Er verſchafft eine ſichere Gemeinſchaft um die ganze Feſtung; erleichtert die Ausfälle und ihren Rückzug, auch die Aufnahme von Hülfstruppen; zwingt den Feind, ſeine Belagerungsarbeiten in einer ſehr großen Entfernung anzufangen; erſchwert die Annäherung des Feindes und die Errichtung der Breſchbatterien, und deckt durch ſeine Bruſtwehre die hinter ihm liegenden Werke.

Bedingung iſt im Allgemeinen jede Vorausſetzung, unter der man etwas anderes gelten läßt. Enthält dieſelbe für den Verſtand einen Grund, warum er einem Subject ein gewiſſes Prädicat beilegt, ſo iſt es eine logiſche; enthält ſie etwas Zufälliges oder Ungewiſſes, von deſſen Wirklichwerdung etwas anders abhängt, ſo iſt es eine juridiſche; enthält ſie endlich den Grund oder ein nothwendiges Erforderniß, das man vorausſetzen muß, um etwas anderes zu verſtehen oder zu begreifen, ſo iſt es eine metaphyſiſche Bedingung. Aus der erſtern entſpringen die logiſch bedingten Sätze und Schlüſſe; aus der zweiten die bedingten Verträge, und zwar theilt man hier die Bedingungen in mögliche und unmögliche, im phyſiſchen ſowohl als moraliſchen Sinne. Jene ſtehen entweder in unſerer Gewalt, oder hängen vom Zufall ab, oder beides findet zugleich Statt. Ferner ſind ſie entweder verneinend oder bejahend, und in Hinſicht ihrer Wirkung entweder aufſchiebend oder aufhebend. In metaphyſiſcher Hinſicht ſetzt z. B. die Abwechslung der Eigenſchaften oder der Beſtimmungen etwas Beharrliches voraus, an dem es wechſelt; eine Begebenheit, eine Urſache, woraus ſie entſteht, und das Zugleichſein der Dinge ihre Wechſelwirkung. Hier iſt das Beharrliche der Grund, welcher vorausgeſetzt werden muß, wenn etwas wechſelt; Urſache der Grund, woraus das Entſtehen eines andern Dinges begriffen wird. Die kritiſche Philoſophie nennt ſie daher Bedingungen, conditiones sine quibus non. Was keine Bedingung weiter hat, iſt das Unbedingte. Die kritiſche Philoſophie erkennt drei Arten des Unbedingten: das Unbedingte der Inhärenz, der Dependenz und der Concurrenz, Seele, Gottheit und Welt.

Bedlam, ſ. London.

Beduinen, **Bedewi**, wörtlich, Bewohner der Wüſte, ein zahlreicher Mohammedaniſcher Völkerſtamm, welcher die Wüſten Ara-

biens, Ägyptens und des ganzen nördlichen Afrikas bewohnt. — Ob dieſe Beduinen ein wirklich abgeſondertes, durch urſprüngliche natürliche Abweichungen ausgezeichnetes, und aus einem ganz verſchiedenen Stamme entſproſſenes Volk ſeien, oder ob ihre ſcheinbare Verſchiedenheit von den übrigen Arabern ſich befriedigend aus ihrer beſonderen Lebensweiſe herleiten laſſe, iſt zweifelhaft. Wahrſcheinlich iſt jedoch dieſes letztere, da ihre Sitten und Gebräuche im Weſentlichen nur wenig von der allgemeinen Form abweichen. — Die Beduinen wohnen fern von Städten und andern feſten Wohnplätzen in Familien unter Schachs (Scheichs), oder in zahlreichern Stämmen unter Emirn beiſammen. Zelte, Hütten, Grotten, Höhlen und Ruinen ſind ihre Wohnungen. Mit ihren Herden und Laſtthieren, welche ihr geringes Eigenthum tragen, ziehen ſie von Ort zu Ort, dem friſchen Waſſer und der grünenden Weide nach. Alle Beduinen ſind gute Reiter; viele lieben die Jagd. Gegen Pferde, die ſie mit Sorgfalt erziehen, und gegen Schlachtvieh tauſchen die friedlichen Stämme ihre Bedürfniſſe an Waffen und Kleidern von den Grenzbewohnern der benachbarten Länder ein. Andere Stämme dagegen ſind ſo offenbare Räuber, daß es höchſt gefährlich iſt, ohne hinlängliche Macht, oder ohne einen Sicherheitspaß, wie ihn die einzelnen Oberhäupter verkaufen, die Gegenden, wo ſie ſtreifen, zu bereiſen; zumal da ſie nicht blos plündern, ſondern auch morden, wenn gleich die Reiſenden keinen Widerſtand leiſten. — Dieſes Hanges zur Grauſamkeit ungeachtet halten die Beduinen die Rechte der Gaſtfreundſchaft für heilig, und der wehrloſeſte Feind iſt ihres Schutzes gewiß, wenn ihm einmal die Zuflucht geſtattet ward. — Als Feind betrachtet der Beduine aber jeden, der nicht ſein Bruder, Bundesverwandter oder Schutzgenoſſe iſt. — Stets auf ſeine Sicherheit bedacht, greift er keine Karavane, kein Lager an, ohne ſeiner Überlegenheit gewiß zu ſein. Der Mehrzahl und dem kraftvollen Widerſtande weicht er in ſchneller Flucht. — Ringsum ein Schrecken aller Nachbarvölker, lebt der räuberiſche Beduine in ſteter Wachſamkeit, arm, unwiſſend, wild und roh, aber frei und auf ſeine Freiheit ſtolz.

Beelzebub, hebräiſch der Fliegengott, ein Abgott der Moabiter oder Syrer, unter dem in der Bibel der oberſte Teufel verſtanden wird.

Beerdigung, das Begraben eines menſchlichen Leichnams in die Erde. Zu früh iſt die Beerdigung, wenn ſie vorgenommen wird, ehe man durch hinlängliche Zeichen weiß, ob der Menſch wirklich und nicht blos ſcheinbar todt iſt, in welchem letztern Falle er im Grabe zu einem ſchrecklichen Zuſtande wieder erwachen könnte. Dies zu verhüten, muß die Sorge einer wohleingerichteten Polizei ſein. Schon die ältern Völker beſtrebten ſich, durch mancherlei Vorkehrungen und Gebräuche mit den Todten von ihrem wirklichen Tode überzeugt zu werden. Die alten Ägyptier ließen ſie einbalſamiren, die Römer ſchnitten den einen Finger ab, ehe ſie ſie verbannten; andere Völker ließen ſie vielmals waſchen und ſalben. Wie die Behandlung der Todten bei uns in einigen Gegenden Deutſchlands iſt, kann es geſchehen, daß noch Leben in ihnen ſchlummert, wenn ſie begraben werden. Nie ſollten daher Beerdigungen bei denen, welche an oben benannten Zufällen geſtorben ſind, Statt finden dürfen, bis ſich die gewiſſeſten Merkmale der Fäulniß eingeſtellt haben. Selbſt bei den an den andern Krankheiten Verſtorbenen ſollte man im Winter wenigſtens drei und im Sommer zwei volle Tage warten. Am ſicherſten

aber wäre es, eine Todtenſchau einzuführen, vermöge welcher ein vom Arzt unterrichteter Mann, oder in deſſen Ermangelung die gewöhnliche, hiezu beſonders unterrichtete und in Pflicht genommene Leichenfrau, dazu angeſtellt würde, jeden Todten zu verſchiedenenmalen genau zu unterſuchen, ſo daß keiner eher begraben werden dürfte, als bis das Zeugniß des Leichenbeſchauers den wirklichen Tod des Verſtorbenen beſtätigte. In manchen Fällen iſt das längere Aufbewahren des Todten im Hauſe freilich läſtig, auch wohl gefährlich, z. B. bei anſteckenden Krankheiten, bei gänzlichem Mangel an Raum im Hauſe. Daher wäre es ſehr zweckmäßig, wenn überall, wie in Weimar, Todtenhäuſer dazu beſtimmt und eingerichtet würden, in welchem jeder ſeine Todten gleich nach den erſten Stunden bringen könnte, wo nun im Fall obwaltender Zweifel (wie z. B. bei oben angeführten Krankheiten) alle mögliche Mittel zu deren Wiederbelebung anzuwenden wären, und wo die Verſtorbenen mit der gehörigen Ordnung und Ruhe bis zum Eintrit der unbezweifelten Merkmale eines wirklichen Todes liegen bleiben. (Vgl. Scheintod.) H.

Beethoven (Ludwig von), einer der genialſten Tonkünſtler unſerer Zeit, geb. zu Bonn 1772, der Sohn eines ehemaligen Tenoriſten an der kurfürſtlichen Capelle daſelbſt; nach einer andern von Fayolle angeführten Meinung aber ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Schon in ſeinem elften Jahre hatte er die Fertigkeit im Clavierſpielen ſo weit gebracht, daß er Sebaſtian Bachs wohltemperirtes Clavier ſpielte, und im dreizehnten componirte er ſchon eigne Sonaten für ſich. Dieſe ausgezeichneten und vielverſprechenden Eigenſchaften bewogen den damaligen Kurfürſten von Cöln, ihn 1792 auf ſeine Koſten nach Wien zu Haydn reiſen zu laſſen, damit er ſich durch den Unterricht deſſelben in der Kunſt des Satzes vervollkommnen möchte. Nach einiger Zeit, ungefähr 1794 oder 1795, entſchloß er ſich, ganz in Wien zu bleiben, wo er denn auch bis jetzt ſich aufhält. Nach Mozart haben ſich vielleicht die Deutſchen, was Inſtrumentalmuſik betrifft, keines ihm ſo nahen Genies wieder zu erfreuen gehabt, wie in Beethoven. Die Fülle, dieſe Neuheit, dieſer Reichthum an Ideen, dieſe Kunſt, mit welcher er alle ſeine Compoſitionen durchführt, ſind in der That bewundernswerth, obgleich man nicht in Abrede ſein kann, daß der Flug ſeiner Phantaſie ihn bisweilen unverſtändlich macht. Am meiſten beurkundet ſich ſein großes Genie in den vielſtimmigen Arbeiten, beſonders in den Symphonien, die jetzt mehr bekannt werden, und unter denen vorzüglich eine große charakteriſtiſche Symphonie (sinfonia eroica) ſich auszeichnet, und in ſeinen Clavierconcerten. Auch für die Singmuſik hat er geſchrieben; doch ſcheint dieſe, und namentlich die Oper, nicht den Erwartungen entſprochen zu haben, die man davon hatte.

Befeſtigungskunſt iſt die Kunſt, einen Ort ſo einzurichten, daß ſich darin Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Oft hat ſchon die Natur Vorrichtungen dazu getroffen. Dergleichen natürliche Befeſtigungen ſind Orte, die auf unerſteiglichen Felſen liegen, deren Zugänge leicht ungangbar zu machen, die mit natürlichen Moräſten umgeben ſind, über welche kein Geſchütz reicht u. ſ. w. Die künſtlichen Befeſtigungen ſind entweder beſtändige, oder Feldbefeſtigungen. Jene ſind die eigentlichen Feſtungen oder befeſtigten Städte (ſ. Feſtung); dieſe die Verſchanzungen, welche blos für einen Krieg, für einen Feldzug oder für eine noch kürzere Zeit aufgeworfen werden (ſ. Schanze).

Befruchtung. Jeder mit Gliedern verſehene (organiſirte) Körper wird von andern ihm ähnlichen erzeugt. Dies gilt vom Thier- und Pflanzenreiche. — Zur Fortpflanzung und Erzeugung ſeines Geſchlechts erhielt jeder gegliederte Körper eigene Theile, welche man Zeugungs- und Befruchtungs-Werkzeuge nennt. Sie ſind eben ſo verſchieden als bewundernswürdig, und bezwecken, daß der befruchtende Stoff oder Samen mit dem zu befruchtenden Keime in Berührung gebracht wird. Das Geſchäft, welches dieſe Befruchtung bewirkt, heißt Begattung. Bei den Menſchen und Säugthieren geſchieht nach allgemeiner Annahme die Befruchtung dadurch, daß ſich ein oder mehrere Bläschen, die den erſten Keim des jungen Geſchöpfs enthalten, von dem weiblichen Eierſtocke losreißen und durch die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben werden, wo die Berührung des befruchtenden Stoffes mit dem Keime vor ſich geht. Wie aber aus dem befruchtenden Keime durch allmählige Ausbildung die Frucht entſtehe, iſt eine der ſchwerſten Fragen, die wohl niemand genüglich beantworten wird. Die bekannte Evolutions- oder Entwickelungshypotheſe (vgl. Epigeneſie), nach welcher angenommen wird, daß alle neuentſtehende organiſchen Weſen ſchon von der erſten Schöpfung an völlig bereitet in den Ältern gelegen, ſcheint im erſten Augenblicke die Sache genügend zu erklären; aber bei näherer Beleuchtung finden ſich große Schwierigkeiten. Nach jener Meinung liegen die Keime, wie oben geſagt, in der Mutter vorräthig, bis ſie ſich durch den befruchtenden Stoff entwickeln. Wäre dies, woher bei Menſchen und Thieren die Ähnlichkeit zwiſchen dem Erzeuger und dem Erzeugten? Warum erzeugen Neger und Weiße einen Mittelſchlag? Woher die Baſtarde bei Befruchtung von ungleichen Gattungen, die ſowohl Ähnlichkeit mit dem Vater als der Mutter haben? Es bleibt die Vorſtellung, daß die neuentſtehenden organiſirten Körper durch allmählige Ausbildung hervorgebracht werden, unſerm Erkenntnißvermögen und ſelbſt den Regeln aller philoſophiſchen Naturforſchungen weit angemeſſener, als die Lehre von der Entwickelung. Zufolge dieſer Hypotheſe, nimt man an, daß der Zeugungsſtoff der Ältern, der an ſich ungeformt iſt, wenn er zur rechten Zeit und unter den erforderlichen Umſtänden an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, für eine in denſelben nun zweckmäßig wirkende Lebenskraft, nämlich den Bildungstrieb, zuerſt empfänglich wird, kraft deſſen bei der Empfängniß die allmälige Ausbildung erfolgt. Durch die beſtimmte zweckmäßige Wirkſamkeit des Bildungstriebes in den beſtimmten dafür empfänglichen Stoffen wird nun die eben ſo beſtimmte Form und Beſchaffenheit aller einzelnen Gattungen von organiſirten Körpern erhalten. Die Befruchtung der Gewächſe, folglich ihre Erzeugung, geſchieht auf eine ähnliche Art, wie bei den Thieren. Die Gewächſe haben ebenfalls männliche und weibliche Geſchlechtsglieder, die ſich mit bloßen Augen ſehen und unterſcheiden laſſen, doch ſind bei ihnen dieſe Theile gewöhnlich nicht, wie bei den Thieren, getrennt, ſondern faſt immer in einem und demſelben Körper verbunden. Der Samenſtaub wird in eigenen hiezu beſtimmten Gefäßen (den Staubbeuteln) bereitet und aufbewahrt. Sein feinſter Theil dringt durch die in dem weiblichen Geſchlechtstheile, der Narbe, befindliche Öffnung, durch den Griffel oder Staubweg zu dem Eierſtock oder Fruchtknoten, und befruchtet die darin liegenden Keime oder Eier auf einmal. Dieſe Befruchtungstheorie der Pflanzen (das ſogenannte Sexualſyſtem) haben neuerlich Schelver und Henſchel mit Gründen beſtritten, welche

ungeachtet ſie ſehr ſcharfſinnig ſind und manche Beobachtungen dafür zu ſprechen ſcheinen, doch ſtarken Widerſpruch gefunden haben. (S. d. Art. Pflanzen.)

Befugniß nennen wir jede Erlaubniß, etwas zu thun oder zu laſſen, beſonders die Erlaubniß zu einer Handlung und die daraus hervorgehende moraliſche Möglichkeit, ſie zu verrichten, ja auch die Handlung ſelbſt, deren Möglichkeit auf dieſe Erlaubniß begründet, oder welche dadurch gerechtfertigt wird. Die Erlaubniß ſelbſt kann entweder daraus entſpringen, daß durch ein Geſetz eine gewiſſe Claſſe von Handlungen verboten wird, wodurch die übrigen (nicht verbotenen) erlaubt ſind, oder die Befugniß dazu vor andern ausdrücklich zugeſtanden wird, wie z. B. durch ein Privilegium, durch einen Vertrag. Iſt jenes Geſetz ein Geſetz, durch welches die Vernunft überhaupt das Freiheitsgebiet der einzelnen Menſchen gegen einander oder zur ganzen Geſellſchaft innerlich oder äußerlich feſtſetzt, ein Geſetz für die vernünftige Gemeinſchaft unter den Menſchen in Beziehung auf ihr gegenſeitiges äußeres Handeln, d. i. ein Rechtsgeſetz, oder iſt die ausdrücklich ertheilte Befugniß einem ſolchen gemäß: ſo hat der Handelnde einen Anſpruch oder Forderung an andere, welche von ihrer Seite eine Verpflichtung, Rechtsverbindlichkeit iſt, ihn in einer Verrichtung oder in der Unterlaſſung einer Handlung nicht zu ſtören: eine Forderung, die, wenn ſie Wirkung haben ſoll, auch gegen den Willen des andern, muß geltend gemacht werden können. Dieſes nennen wir aber eine rechtliche Befugniß, ein Recht, welches mithin ſeinem Weſen nach ein Rechtsverhältniß vorausſetzt, das erſt im Staate vollkommen vorhanden iſt. Nicht jede Befugniß iſt daher ein Recht, weil nicht jedes Dürfen (jede Erlaubniß) auf einem Rechtsgeſetz oder einer rechtlichen Thatſache beruht. Der Freund iſt z. B. oft befugt, von dem Freunde, in Beziehung auf ihr gegenſeitiges Verhältniß, eine Unterſtützung zu verlangen, oder etwas ihn Betreffendes zu thun, was auf keiner Verabredung beruht, und ohne eine ſolche nimmermehr würde rechtlich, d. i. mit Zwang, gefordert werden können. Doch finden wir im gemeinen Leben die Ausdrücke ein Recht und eine Befugniß oft verwechſelt und der Rechtsverbindlichkeit gegenübergeſtellt; beſonders wenn von einer Handlungsweiſe geredet wird, welche durch ein Geſetz im Staate gerechfertigt iſt. T.

Beg, Fürſt oder Herr, der Titel gewiſſer türkiſchen Beamten deren mehrere unter einem Beglerbeg ſtehen.

Begehrungsvermögen iſt in der Seelenlehre ein Hauptvermögen der Seele, welches den Willen und Widerwillen, die Neigungen und Abneigungen unter ſich begreift. Kant rechnet dazu, daß irgend etwas dadurch bewirkt werde: „Es iſt das Vermögeu eines Weſens, durch ſeine Vorſtellungen Urſache von der Wirklichkeit der Gegenſtände dieſer Vorſtellung zu ſein." Dies iſt aber kein weſentlicher Theil des Begriffs von dieſem Vermögen, weil wir oft etwas begehren, was wir nicht erlangen noch verwirklichen können. Es gibt ein vernünftiges und ein ſinnliches Begehrungsvermögen. Dieſes, Liebe, das Gefühl der Sinnlichkeit aus einem Triebe; jenes, Achtung, das Gefühl der Vernunft, aus dem Bedürfniſſe der Sittlichkeit entſpringend. Beide zuſammen werden auch unter dem Ausdruck Gemüth begriffen. Das Sinnliche erſcheint gepaart entweder mit Geiſt oder mit Sittlichkeit, oder mit beiden zugleich, und nur in ſolcher Vereinigung vermag ein Weſen anzuziehen, das über die Thierheit erhaben iſt. Was nicht zu dem Geiſte ſpricht, und blos

eine ſinnliche Theilnahme erregt, iſt gemein; zeigt es aber gar Rohheit des Gefühls und verächtliche Geſinnung, ſo iſt es niedrig; dagegen kann auch das Sinnliche, wo es mit dem Geiſt genoſſen oder geſucht wird, weit mehr noch, wo es in ſittlicher Verſchönerung erſcheint, die Theilnahme des am reinſten gebildeten Menſchen erregen.

Begeiſterung (Enthuſiasmus), der Zuſtand ungewöhnlicher Regſamkeit des Gemüthes, namentlich der Einbildungskraft und des Gefühls, in welchem gleichſam ein höherer Geiſt über den Menſchen kommt und in ihm wirkt, unterſcheidet ſich von der zügelloſen und verworrenen Schwärmerei nur durch die feſtere Richtung des Gemüthes auf einen beſtimmten Gegenſtand, welcher die Seele ſo erfüllt, daß der Geiſt deſſelben, oder etwas Ideales an demſelben lebendig aufgefaßt wird, und das bewegte Gefühl ſich mitzutheilen antreibt; von dem Entzücken aber dadurch, daß dieſes eine ſtillere, ſprachloſe, jedoch tiefe, und durch verklärtere Geberde ſich ankündigende Begeiſterung iſt. Dieſer Zuſtand aber kann unmittelbar durch einen äußeren Gegenſtand, oder durch Ideen und Bilder, welche die Seele erfüllen, bewirkt ſein. Auch iſt die Begeiſterung verſchieden, je nachdem in einem mehr empfänglichen als ſelbſtthätigen Geiſte das bewegte Gefühl nur zur unmittelbaren Mittheilung ſeiner Regungen treibt, oder das der ſelbſtthätigeren und eigenthümlichen Mittheilung fähige Gemüth zu einem in ſeiner Art vollendeten Ausdrucke des Innern, das iſt zur Hervorbringung einer den idealen Gegenſtand ſelbſt darſtellenden, oder ſeiner Wirkung nach ausſprechenden vollkommenen Form angeregt wird. Letztere iſt die Begeiſterung des Künſtlers, die man auch vorzugsweiſe Begeiſterung nennt; und ſein Werk, in dieſer Begeiſterung empfangen, zugleich Symbol dieſes innern vollendeten Zuſtandes, iſt das Kunſtwerk. Aus dieſem läßt ſich auch abziehen, wie die Begeiſterung des Künſtlers, oder, weil das Vollendete in der Kunſt nur durch den Genius hervorgebracht wird, des Genies beſchaffen ſein müſſe, und ſich äußere. Das Kunſtwerk iſt ein abgeſchloſſenes, ſelbſtſtändiges, harmoniſches Werk, welches in ſeiner anſchaulichen, vollendeten Form eine Idee auf eigenthümliche Weiſe offenbart. Dieſe Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit wird nicht durch Bewußtſein der Regeln, nach welchen die Kunſt wirkt, hervorgebracht, ſondern ſetzt eine natürliche, durch Übung zur Fertigkeit erhobene Fähigkeit des Gemüthes voraus, einen beſtimmten Stoff zufolge einer leitenden Idee, welche man demſelben einprägt, gleichſam zu beleben; welche Fähigkeit, in Hinſicht der äußeren Bedingungen der Bearbeitung, mit ſpielender Leichtigkeit und, wie eine höhere Naturgabe, den Kunſttrieben der Thiere ähnlich wirkt. Dieſe Leichtigkeit wird auch durch das völlige Hingeben des Gemüthes an den gewählten oder gefundenen Gegenſtand befördert, vermöge deſſen der hervorbringende Künſtler ſeine äußeren zufälligen Umgebungen ganz vergißt, und einzig in ſeinem Werke, wie in einer andern Welt, verweilt. Das Wunderbare dieſes Zuſtandes iſt daher das in dem Weſen des Genius begründete natürliche, und nur augenblicklich aufgehobene Gleichgewicht einer bewußtloſen Kraft, welche gleichſam inſtinctmäßig bildet und geſtaltet, und des Bewußtſeins, welches die Idee beim Bilden vorhält. Letztere zeigt ſich an dem Kunſtwerke durch ſeine Anordnung und zweckmäßige Einrichtung, in Beziehung auf den ihm zum Grunde liegenden Gedanken, ſo wie im Gegenſatze der Verworrenheit und Zügelloſigkeit, welche im Traume

und im ſchlechten Werke herrſcht; erſtere in der Unendlichkeit harmoniſcher Beziehungen, welche das Kunſtwerk in ſich trägt, ohne einen beſtimmten äußern Zweck und Abſichtlichkeit in ſeiner Zuſammenſtellung zu verrathen. Man kann Augenblicke der Begeiſterung unterſcheiden, obwohl niemals als in der Zeit geſchieden beſtimmen. Denn erſtlich faßt der Künſtler irgend einen Gegenſtand im idealiſchen Lichte auf, und dieſer ſetzt ſeine Kräfte in außerordentliche Regſamkeit; dann bildet ihn die Phantaſie in ſeine Theile vollkommen aus, und das innerlich geſchaute Bild wird endlich in einem anſchaulichen Darſtellungsmittel (Sprache, Ton, Geſtalt) lebendig und äußerlich; die Fülle der innern Anſchauung treibt zur Mittheilung. Jene Regſamkeit der Kräfte aber, die hier, ohne der Willkür unterworfen zu ſein, das in ſich Vollendete ſo ſicher und leicht hervorbringt, daß ihre Erzeugniſſe den Künſtler ſelbſt überraſchen müſſen, der ſich von dieſem Zuſtande keine Rechenſchaft zu geben weiß, hat man ſchon im Alterthume einer höheren Eingebung zugeſchrieben, vermöge welcher der Künſtler gleichſam als Werkzeug der Gottheit wirke, und daher auch behauptet, der Künſtler werde geboren. Wie nun das wahre Kunſtwerk ſelbſt eine lebendige Regel für ſich iſt, ohne die Regel unmittelbar zu lehren und hervorleuchten zu laſſen, ſo iſt des wahren Künſtlers Begeiſterung keine das ſchöne Gleichgewicht des Geiſtes aufhebende Aufwallung, die ſich mit Sturm und Drang, durch Thränen und Verzuckungen, oder durch andere Wirkungen eines jeglichen Weinrauſches ankündigt, ſondern die tiefe, mit Ruhe wohl beſtehende Bewegung, und der Drang eines harmoniſchen Gemüthes, dem das Maß des Schönen zur natürlichen Form ſeines Wirkens geworden iſt, bei Bildung und Darſtellung eines harmoniſchen Werkes. Auch leuchtet ein, daß derjenige, welcher ein reichhaltiges harmoniſches Werk hervorbringen ſoll, einen Reichthum von Ideen und Anſchauungen überhaupt ſchon in ſich tragen müſſe, welche in der Begeiſterung nur leichter und freier zuſtrömen und ſich entwickeln, keineswegs aber überhaupt erſt in dieſem Zuſtande ohne Zuthun des Künſtlers entſpringen; weshalb manche, um ihrem Gedankenmangel abzuhelfen, ſich durch künſtliche Mittel in Begeiſterung zu verſetzen ſtreben. Iſt aber die Begeiſterung des Künſtlers nicht nothwendig eine ſtürmiſche Aufwallung, ſondern tiefe, ſtarke Regung der erzeugenden Kräfte des Gemüthes; ſo kann ſie, obwohl nicht immer in gleichem Grade, herrſchende Stimmung des Künſtlers ſein. Übrigens iſt die Begeiſterung des Künſtlers auch nach der weſentlichen Verſchiedenheit der Künſte und Kunſtgattungen verſchieden, indem z. B. die bildende Kunſt eine hohe Regſamkeit der durch Naturanſchauung entwickelten Einbildungskraft, die Tonkunſt eine ungemeine Schwungkraft des Gefühles, welche in harmoniſchen Tönen ihren Ausdruck findet, vorausſetzt. Überall aber iſt kein wahres Kunſtwerk ohne Begeiſterung möglich, und inſofern iſt ſie Quelle des Kunſtwerks und Grundurſache der Kunſt. Über die Künſtlerbegeiſterung hat der Abt Bettinelli ein beſonderes Werk dell' entusiasmo nelle belle arti (zuerſt 1769 Milano, dann auch in ſeinen Opere; deutſch von Werthes, Bern 1778, 8.), und Fernow (in ſeinen röm. Studien) eine beſondere Abhandlung hinterlaſſen.

Begharden, ſ. Beguinen.

Beglaubigungsſchreiben, ſ. Geſandten.

Begleitung, in der Muſik (franz. accompagnement, italieniſch accompagnamento) heißt im Allgemeinen derjenige muſikali-

ſche Vortrag, welcher zur Unterſtützung einer Hauptmelodie zu dienen beſtimmt iſt. Dieſe Hauptmelodie (Solo- oder obligate Stimme) kann entweder von der menſchlichen Stimme, oder auch von jedem beliebigen muſikaliſchen Inſtrument geführt, und von allen andern Inſtrumenten, nach der Willkür des Tonſetzers (Componiſten), begleitet werden. So können alle, oder doch wenigſtens die gebräuchlichſten, oder auch nur einzelne Inſtrumente, die Hauptſtimme unterſtützen. Man hat alſo (muſikaliſche Stücke) mit Begleitung von mehrern und auch von einem einzigen Inſtrumente. Die Verzeichnung alles deſſen, was ſowohl die jedesmalige Hauptſtimme als auch die dazu gehörige Begleitung, beſonders wenn dieſe von mehrern Inſtrumenten geführt wird, vorzutragen hat, iſt in demjenigen vorhanden, was man Partitur nennt (ſ. d.). In dem Falle jedoch, wo die Hauptſtimme nur von einem einzigen oder höchſtens von zwei Inſtrumenten begleitet wird, pflegt man die Bezeichnung deſſen, was die begleitenden Inſtrumente nebſt der Hauptſtimme zu ſpielen oder zu ſingen haben, nicht Partitur zu nennen. In künſtleriſcher Hinſicht kann die muſikaliſche Begleitung aus einem doppelten Geſichtspunct betrachtet werden: einmal als Erzeugniß des Tonſetzers und zweitens als darzuſtellende Hervorbringung des Inſtrumentaliſten (desjenigen, der die in Noten geſetzte Begleitung auf ſeinem Inſtrumente zum Gegenſtande des Gehörs macht). Beide, der Componiſt ſowohl als der Inſtrumentaliſt, haben, jener bei dem Satze der Begleitung und dieſer bei dem Vortrage derſelben, große Schwierigkeiten zu überwinden, und dies um ſo mehr, weil beide bei der Wirkung, die ſie hervorzubringen haben, von keiner eigentlichen Regel, von keiner Vorſchrift, ſondern einzig und allein von ihrem Genie, und nebenbei auch von der Erfahrung geleitet werden müſſen. Die Wirkung, welche die Begleitung, als muſikaliſcher Satz genommen, zu machen im Stande iſt, beruht auf ſo unbewußten und von dem Verſtande noch ſo wenig logiſch aufgefaßten Grundſätzen, daß der Satz der Begleitung vielleicht ſchwieriger iſt, als die Hervorbringung der Melodie (Hauptſtimme) ſelbſt. Bald bringt irgend ein muſikaliſcher Gedanke durch die Begleitung eine gute, bald ſchlechte Wirkung hervor, ohne daß ſehr häufig der Verſtand den Grund von dieſer Verſchiedenheit klar und deutlich aufzufinden vermag. Bis jetzt ſind noch immer vorzugsweiſe die Italiener im Beſitze des Verdienſtes einer klaren, ſich auf wenige Noten beſchränkenden und dennoch höchſt wirkſamen Begleitung geweſen, und in dieſer Hinſicht unterſcheidet ſich die italieniſche Muſik auf eine ſehr auffallende Weiſe von der deutſchen und franzöſiſchen. Überhaupt ſcheint die Kunſt, mit wenigen Noten eine große Wirkung hervorzubringen, noch als der ſchwierigſte Theil des muſikaliſchen Satzes zu betrachten zu ſein, der gerade das größte Genie und die höchſte Ausbildung durch praktiſche Erfahrung erfordert, und worin, wie geſagt, die Italiener bisher das Meiſte geleiſtet haben, denen die Deutſchen aber, beſonders in der neueſten Zeit, rühmlichſt nacheifern. Die Franzoſen dagegen ſind auch in dieſem Theile der Compoſition bei weitem hinter beiden Völkern zurückgeblieben, weil bei ihnen im Allgemeinen die Menge der Noten auch für die Wirkung derſelben gehalten zu werden pflegt. Was nun die Begleitung als Werk des ausübenden Inſtrumentaliſten anbetrifft: ſo erfordert dieſe ebenfalls das ſorgfältigſte Studium und die ſinnigſte, feinſte Ausübung des bildenden Künſtlers. Beſonders iſt die Begleitung der einzelnen Soloinſtrumente, wie z. B. der Geige, der Flöte, des Claviers u. ſ. w.

von der höchſten Schwierigkeit, und ſetzt, wenn ſie zweckmäßig ſein ſoll, große Einſicht und Gewandtheit voraus. So machen die italieniſchen Tonſetzer aus der Begleitung des Flügels zum ganzen Orcheſter, beſonders aber zu dem Recitativ (ſ. d.), eine eigentliche Kunſtaufgabe, die ſie mit dem angeſtrengteſten Fleiße zu löſen ſuchen. Denn da der Zweck aller muſikaliſchen Begleitung kein andrer ſein kann und ſein ſoll, als die Wirkung der Hauptſtimme zu erhöhen; ſo geht daraus hervor, daß die Pflicht des Begleiters beſonders in der Kunſt beſtehe, ſich jener anzuſchmiegen, ſie zu unterſtützen, keinesweges aber ſie beherrſchen oder gar unterdrücken zu wollen. Aus dieſer doppelten Natur des Begleiters, daraus nämlich, daß er handelnd und leidend zugleich ſein muß, ergibt ſich nun ſchon von ſelbſt, wie ſchwierig die ausübende Begleitung im Allgemeinen iſt, und daß, wenn wir dieſe mit dem Soloſpiele vergleichen, letzteres unſtreitig minder ſchwierig iſt, als die Begleitung ſelbſt. So auffallend auch dieſe Behauptung dem erſten Anſcheine nach ſein möchte, ſo wird ſie nichts deſto weniger jeder wahre Kenner der Muſik gegründet finden. Pq.

Beglerbeg, wörtlich Fürſt der Fürſten, oder Herr der Herren, iſt der Titel eines türkiſchen hohen Beamten, der als Statthalter über eine Provinz, welche alsdann Beglerbeglie heißt, geſetzt iſt, und verſchiedene Sandſchaks, Begs, Agas u. ſ. w. unter ſich hat. Diejenigen Statthalter, welche zu Sophia, Kiutahya und Damaskus ihren Sitz haben, bekommen vorzüglich dieſe Benennung.

Begnadigungsrecht, ein in dem Rechte der Geſetzgebung enthaltenes Majeſtätsrecht, vermöge deſſen dem Staatsoberhaupt zuſteht, Strafen, die durch die Geſetze beſtimmt ſind, in einzelnen Fällen zu mindern oder gänzlich aufzuheben. Der Grund davon iſt, weil der Geſetzgeber am beſten beurtheilen kann, ob der Zweck eines Strafgeſetzes, deſſen rechtsgültiger Ausleger er iſt, in einem vorkommenden Falle eine Ausnahme erleidet; dieſer Grund iſt mithin nicht ſubjectiv (aus der Perſon des Geſetzgebers hergenommen), ſondern objectiv (auf die Perſon des zu Strafenden ſich beziehend).

Begräbniß, ſ. **Beerdigung**.

Begräbnißplätze, diejenigen Örter, welche zur Beerdigung der Verſtorbenen beſtimmt ſind. Bei jedem Volke iſt es wohl im Anfang willkürlich geweſen, wo die Hinterbliebenen ihre Todten begraben wollten. In der Folge, da zunehmende Bildung die Völker in engere und zahlreichere geſellſchaftliche Verbindungen brachte, wurde ein gemeinſchaftlicher Ort ausgewählt, an welchem alle ihre Todten begruben. Dieſen Gebrauch findet man bei allen, auch den älteſten Nationen. Die Römer hatten ihn in den früheſten Zeiten; ſpäterhin aber, da die Republik am blühendſten war, wurden die Todten verbrannt, und nur die Aſche, in Töpfen (urnae) geſammelt, begraben. Die alten Deutſchen begruben ihre Verſtorbenen in die von ihren Prieſtern geheiligten Haine. Mit Einführung der chriſtlichen Religion unter ihnen wurden gemeinſchaftliche geweihte Örter dazu beſtimmt, und nun ward es für Schande gehalten, nicht in die geweihte Erde zu kommen; daher die Verweigerung des Begräbniſſes dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Dieſe Begräbnißplätze bekommen in verſchiedenen Gegenden und Gemeinden auch verſchiedene Namen, z. B. Kirchhof, Gottesacker, Gottesgarten, Friedhof. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre Begräbniſſe wenigſtens mit einem Steine zu verſehen, auf welchem der Name des Verſtor-

benen, und der Wunſch, er ruhe wohl (sit illi terra levis, d. i.) die Erde ſei ihm leicht), bezeichnet war. Dies erhielt ſich auch bei den Chriſten, und pflanzte ſich zu den Deutſchen fort. Die Begräbniſſe in den Kirchen rühren ebenfalls aus den älteſten Zeiten, oder vielmehr von einem, den Menſchen aller Zeiten und Nationen gemeinſchaftlichen Hange her, ſeine Angehörigen noch im Tode zu ehren. Daher wurden ſchon bei den Ägyptern, Griechen und Römern, über die Gräber der Vornehmen oder ſonſt merkwürdiger Perſonen Gebäude, Pyramiden, Mauſoleen oder Tempel geſetzt, ſo wie in den chriſtlichen Zeiten kleine Kirchen, die man Capellen nannte. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums begrub man die Märtyrer in Felſenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdiſchen Gewölben erweiterte und Schlafkammern nannte. Andere ſchätzten es in der Folge für ein Glück, wenn ihre Gebeine neben der Aſche eines Märtyrers ruhen durften. Die Gräber der Märtyrer wurden deswegen in der folgenden Zeit dadurch ausgezeichnet, daß man weiße Altäre darüber errichtete. Da die Verfolgungen über die Chriſten nachließen, und ſie ihre Religion öffentlich bekennen und ausüben durften, erbauten ſie ſich Kirchen, und ſpäterhin, als die chriſtliche Religion die herrſchende ward, wandelte man ſogar die heidniſchen Tempel in chriſtliche Kirchen um. Schon im 4ten Jahrh. bauete man daher Kirchen über die Gräber der heiligen Märtyrer, und weil man glaubte, daß ein Ort durch die Aſche derſelben vorzüglich geheiligt werde, ſo ſuchte man bei Erbauung neuer Kirchen in den Städten, oder bei Umwandlung der heidniſchen Tempel in chriſtliche Kirchen, die Überbleibſel (Reliquien) der Märtyrer ſorgfältig auf, und begrub ſolche unter dem Altare der neuen Kirche um dieſe dadurch zu heiligen. Der Glaube, daß es ein Glück ſei, in der Nähe eines Heiligen begraben zu werden, erhielt ſich, und ward immer allgemeiner unter den Chriſten. Kaiſer Conſtantin, der 337 ſtarb, war der erſte, von dem man weiß, daß er ſein Grab in einer Kirche, und zwar in der Apoſtelkirche zu Conſtantinopel beſtellte, wozu er, als der Erbauer derſelben, wahrſcheinlich ein vorzügliches Recht zu haben glaubte. Ihm machten es die Biſchöfe bald nach, und endlich kamen alle diejenigen, welche die Kirche reichlich beſchenkten, zu gleicher Ehre. Die Kaiſer Theodoſius und Juſtinian unterſagten zwar die Begräbniſſe in den Kirchen, allein vergeblich; Leo der Weiſe erlaubte ſie jedermann wieder. Man erhielt indeſſen in neuern Zeiten viele Beweiſe, wie äußerſt nachtheilig für die Geſundheit der Lebenden es iſt, wenn ſie in der Geſellſchaft der Todten längere Zeit zubringen ſollen, vollends wenn die Leichen in bloßen Särgen ſtehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie der Fall meiſtens in den Grabgewölben in Kirchen iſt, wo die giftigen Dünſte um ſo eher aufſteigen, und ſich in der Luft verbreiten können. Es trug ſich zu, daß, wenn ſolche Begräbnißgewölbe in Kirchen geöffnet wurden, nicht nur die, welche ſie öffneten und welche zunächſt dabei ſtanden, todt niederfielen, ſondern daß es ſogar lange Zeit niemand wagen durfte, in dieſe Kirchen zu gehen, ohne ſich gefährlichen Zufällen auszuſetzen. Auch wenn ſie nicht geöffnet werden, ſteigt doch, zumal im Sommer bei heißer Witterung, der Moder- und Leichendunſt in die Luft und gibt Veranlaſſung zu Krankheiten. Auch durch Einſtürzen ſolcher Grabgewölbe kann Unglück geſchehen, wie z. B. 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg während des Gottesdienſtes geſchah, wo mehrere Menſchen mit hinunterſtürzten. Man hat jetzt beinahe allenthalben das

Begraben in die Kirchen abgeſchafft oder doch ſehr beſchränkt. Selbſt in Neapel und in Rom wurden 1809 die bis dahin allgemein üblichen Begräbniſſe in den Kirchen verboten, und die Anlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Wie vernünftig und nachahmungswürdig iſt hierin die Sitte der Herrnhuter Gemeinden, welche aus ihrem Begräbnißplatze einen Garten bilden, und ſonach durch ihre Todten nicht den Lebendigen Nachtheil bringen, ſondern vielmehr bei dem Genuſſe einer heitern Natur und dem erquickenden Dufte der Blumen und Blüthen die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten durch den lebendigen Gedanken an den Herrn der Natur, an Wiederſehen und an das unvergängliche Leben des Unſterblichen in uns, zur ſanften und heilſamen Rührung mildern, und in erhebende, troſtvolle Hoffnung umſtimmen. H.

Begriff, Vorſtellung, Gedanke, Idee können im Allgemeinen als gleichbedeutende Ausdrücke angenommen werden, ob ſie gleich, ſtreng geprüft, von einander zu unterſcheiden ſind. Wir haben einen Begriff von einer Sache, wenn wir ſie wahrgenommen haben, und uns deſſen mit Bewußtſein zu erinnern im Stande ſind, das heißt, wenn wir die Merkmale einer Sache (dasjenige, was eine Sache dergeſtalt von der andern unterſcheidet, daß der Verſtand beide mit einander nicht verwechſeln kann) aufgefunden und uns gehörig verſinnlicht haben. Es erhellt aus ſich ſelbſt, daß, um Begriffe bekommen zu können, wir des Bewußtſeins bedürfen, weil ohne ein ſolches durchaus kein Begriff möglich iſt. In Anſehung ihres Urſprungs ſind die Begriffe entweder urſprüngliche oder abgeleitete. Ein urſprünglicher Begriff iſt die bloße Ankündigung von dem veränderten Zuſtande eines Organs, unabhängig von jeder Wirkung eines Geiſtes; ein abgeleiteter Begriff iſt ein ſolcher, welcher durch irgend eine Wirkung des Geiſtes, durch Nachdenken und Vergleichung, hervorgebracht wird. Zu den abgeleiteten Begriffen gehören auch die analogen Begriffe, die wir weder durch innere, noch durch äußere Anſchauung bekommen, ſondern nach gewiſſen Ähnlichkeiten bilden, die ſie mit andern Vorſtellungen gemein haben. Sinnliche Begriffe ſind in demjenigen Ergebniſſe begründet, welches durch die Wirkung der Gegenſtände auf die Sinne hervorgebracht wird. Sie zerfallen wiederum, je nachdem man dabei auf die Sache ſelbſt, oder auf die Empfindung ſieht, in ſinnliche und Empfindungsbegriffe, welche letztere wiederum in die äußern und innern getheilt werden. Abſolute Begriffe ſind diejenigen, in welchen ein Ding vorgeſtellt wird, das für ſich ſelbſt und ohne Beziehung auf ein anderes gedenkbar iſt. Unter relativen Begriffen verſtehen wir ſolche, welche das Verhältniß der Dinge unter einander darthun, inſofern ſie ſich nämlich die Gegeneinanderhaltung und Vergleichung derſelben zum Geſchäfte machen. Empiriſche Begriffe ſind ſolche, die Merkmale in ſich faſſen, welche ſich ſinnlich empfinden laſſen; ſie werden hingegen zu reinen Begriffen, ſobald nichts dergleichen Sinnliches in ihnen vorhanden iſt, und ſie kein zu Empfindendes, wohl aber ein zu Denkendes darbieten. Die reinen Begriffe ſind wiederum reinſinnliche Begriffe, wenn ſie ſogleich in der reinen Anſchauung ihren Gegenſtand darſtellen, wie z. B. Dreiecke; oder reine Verſtandesbegriffe, wie z. B. Urſache. Letztere ſind entweder reine Verſtandesbegriffe an ſich (Kategorien, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicate) oder abgeleitete Verſtandesbegriffe (Prädicabilien, Schemata), welche letztere durch die Verknüpfung mehrerer Kategorien unter ſich und durch Be-

ziehung derſelben auf reine Anſchauung, oder auf Empfindung überhaupt entſtehen. Erheben ſich die reinen Verſtandesbegriffe bis zur höchſten Einheit (zum Abſoluten): ſo heißen ſie Ideen; enthalten ſie hingegen logiſche Vergleichungen oder Vorſtellungen von Raum und Zeit unter ſich; ſo werden ſie zu Reflexions- (Vergleichungs-) Begriffen. Haben die reinen Verſtandesbegriffe ihre Anſchauung und die Gegenſtände derſelben in der Sinnenwelt, das heißt, finden dieſelben den Stoff zur Anſchauung, und dadurch alſo wirkliche Gegenſtände derſelben in der Natur, welche ſich in einer möglichen Erfahrung (Natur) zeigen und anſchaulich machen laſſen können: ſo heißen ſie Natur- oder Erfahrungsbegriffe. Andere heißen transſcendentale Begriffe, wenn die Formen derſelben ſo beſchaffen ſind, daß ihnen kein Stoff in der Anſchauung und Erfahrung angemeſſen ſein kann, daß ſie vielmehr alle Möglichkeit der Erfahrung überſteigen, und für ſie in der Sinnenwelt kein ihnen entſprechender Gegenſtand vorhanden iſt, wie z. B. Weſen aller Weſen. Problematiſch heißt ein Begriff, wenn weder die Möglichkeit noch die Unmöglichkeit ſeines Gegenſtandes erkannt wird: unmöglich, wenn er ſich ſelbſt, oder dem Gegenſtande widerſpricht; uſurpirt, wenn ſein Gebrauch ſich weder auf Erfahrung, noch auf Vernunft gründet, wie z. B. Glück. In Hinſicht auf die Form unterſcheidet man 1) der Quantität nach, die Extenſion der Begriffe, welche alle diejenigen Begriffe in ſich zuſammenfaßt, die unter einem allgemeinen Begriffe ſtehen, und den Umfang und die Sphäre deſſelben ausmachen, z. B. eine geradlinige, krummlinige Fläche, und die Intenſion (Comprehenſion) der Begriffe. Dieſe iſt der Inbegriff aller Merkmale, welche in dem Begriff überhaupt gedacht werden, z. B. ein von drei Linien eingeſchloſſener Raum. Hiebei iſt die Regel der Logiker zu bemerken: wie die Intenſion zunimt, ſo nimt die Extenſion ab, und umgekehrt. Wenn wir z. B. die menſchlichen Triebe erklären wollen und den Begriff aller derſelben in einer engen Bedeutung nehmen, wo alſo dieſer Begriff alle diejenigen Merkmale oder Beſtimmungen bekommt, welche jenen Trieben eigen ſind: ſo werden natürlich dieſer Triebe weniger, oder es laſſen ſich vielmehr nicht alle darunter rechnen. In dieſem Falle hat alſo die Extenſion zu-, die Intenſion hingegen abgenommen. Und ſo auch umgekehrt. 2) Die Qualität der Begriffe, welche ſich auf die Güte und Vollkommenheit derſelben bezieht, bringt deutliche oder undeutliche, vollſtändige oder unvollſtändige, ausführliche oder unausführliche hervor. Analytiſche Begriffe ſind diejenigen, durch welche dasjenige beſtimmt angegeben werden kann, was in dem Begriffe gedacht wird und in demſelben enthalten iſt. Durch die ſynthetiſchen Begriffe werden alle diejenigen Begriffe gedacht und aufgezählt, welche, nebſt ihren Unterbegriffen, unter einem allgemeinen Hauptbegriffe enthalten ſind. Durch die analytiſchen Begriffe ſoll man die Frage beantworten: was iſt die Sache? durch die ſynthetiſchen Begriffe: wie vielerlei iſt dieſelbe?

Beguinen oder **Begutten** hießen weibliche Perſonen, die ſich, ohne Kloſtergelübde gethan, und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben, zu Übungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten und Geſellſchaften bildeten, welche in eignen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäuſern oder Beguinerien zuſammenlebten, und ſich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien auszeichneten. Solche Geſellſchaften waren ſeit Ende des 11ten Jahrh. in Deutſch-

land und den Niederlanden entſtanden, und im 12ten und 13ten Jahrh. ſehr blühend. Sie wurden auch von Männern nachgeahmt, die ſich, auf ähnliche Weiſe verbunden, Begharden nannten. Beide Gattungen, deren Namen ſo viel als Beter oder Bettler bedeutet, mußten von der Eiferſucht der geiſtlichen Orden manche Verfolgungen leiden, und wurden bisweilen mit den Lollharden (ſ. Brüderſchaften) verwechſelt. Sie waren die Pietiſten des Mittelalters. Am längſten erhielten ſich die Beguinen in Deutſchland, wo ſie bis zur Reformation unter dem Namen Seelenweiber, weil ſie ſich der Seelſorge ihres Geſchlechts annahmen, beliebt waren, und in den Niederlanden, wo man noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dergleichen zu Löwen geſehen hat. Unter dieſelbe Claſſe ohne päpſtliche Berechtigung und ohne Regel zuſammengetretener Geſellſchaften gehörten die Reuer und Reuerinnen, Büßende, die im 12ten und 13ten Jahrh. in Deutſchland umherzogen, und die Fraticellen oder Freroten, meiſt Reſte der 1260 aufgehobenen Tertiarier vom Franciscaner-Orden in der Lombardei, welche jedoch bald unterdrückt wurden. Noch jetzt gibt es hie und da in Deutſchland ſogenannte Beguinenhäuſer, welche jedoch nichts weiter ſind, als fromme Stiftungen, in denen unverheirathete Perſonen des weiblichen Geſchlechts, aus den niedern Bürgerclaſſen, freie Wohnung erhalten, und zuweilen auch noch anderer Vortheile genießen. E.

Behaim (Martin), geboren zu Nürnberg gegen das Jahr 1430, geſtorben 1506 in Liſſabon, war einer der gelehrteſten Mathematiker und Aſtronomen ſeines Jahrhunderts. Er hatte die Handlung erlernt, und reiſte in Kaufmannsgeſchäften von 1455 bis 1479, trieb aber nebenbei mathematiſche und nautiſche Wiſſenſchaften (worin Regiomontanus ſein Lehrer geweſen ſein ſoll), ging nach Antwerpen, und von da 1480 nach Liſſabon. Hier in einem Lande, wo man auf neue Entdeckungen ausging, ward dieſer geſchickte Erdbeſchreiber mit vieler Auszeichnung empfangen, machte auf der Flotte des Diego Can eine Entdeckungsreiſe und unterſuchte die Inſeln an der Küſte von Afrika, wo er bis an den Fluß Zaire gelangte. Nach dieſer Reiſe ward er zum Ritter ernannt, und ging auf einige Zeit in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er 1492 einen Erdgloben verfertigte, der indeß alle Spuren der damaligen Unbekanntſchaft mit dem wahren Umfange der Erde an ſich trägt. Ältere ſpaniſche Geſchichtſchreiber behaupten, daß Behaim mehrere Entdeckungen gemacht, und ſeinem Freunde Columbus die Idee von dem Daſein eines andern Erdtheils gegeben habe. Robertſon (in der Geſchichte von Amerika) und andere widerſprechen dieſer Behauptung als einer Fabel. Bei dem Mangel ganz zuverläſſiger Nachrichten aus jenem Zeitalter dürfte dieſer geringfügige Streit nicht leicht zu entſcheiden ſein.

Behandlung iſt, in Beziehung auf das Äſthetiſche, die Art und Weiſe, einem Stoffe, gemäß einer äſthetiſchen Idee und demnach entſprechend dem Zwecke ſchöner Kunſt, eine Form zu ertheilen. Iſt der Gegenſtand glücklich gefunden, ſagt Göthe, dann trit die Behandlung ein, die wir in die geiſtige, ſinnliche und mechaniſche eintheilen möchten. Die geiſtige arbeitet den Gegenſtand in ſeinem innern Zuſammenhange aus, ſie findet die untergeordneten Motive: und wenn ſich bei der Wahl des Gegenſtandes überhaupt die Tiefe des künſtleriſchen Genies beurtheilen läßt, ſo kann man an der Entdeckung der Motive ſeinen Reichthum, ſeine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die ſinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wo-

durch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm erfreulich, und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird. Die mechaniſche zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Werkzeug auf beſtimmte Stoffe wirkt, und ſo der Arbeit ihr Daſein, ihre Wirklichkeit verſchafft. Regeln für die geiſtige Behandlung, welche das Werk des Genies und die Frucht der Begeiſterung iſt, laſſen ſich nur finden durch Erforſchung derſelben an den vollkommnen Werken ſolcher Künſtler, die mit Genie und Begeiſterung darſtellten. Im Allgemeinen ergibt ſich die Forderung, ein in ſich beſchloſſenes Ganze äſthetiſcher Ideen in organiſchem Zuſammenhange harmoniſch und mit lebendigſter Anſchaulichkeit vor die Einbildungskraft zu bringen. Das Daſein äſthetiſcher Ideen in des Künſtlers Seele wird vorausgeſetzt; die Geſetze für die geiſtige Behandlung ſind demnach lediglich auf die Organiſation derſelben gerichtet, welche der auf die Thätigkeit der Einbildungskraft reflectirende zurückwirkende Verſtand vorſchreibt. Sucht nun der Künſtler die innere Schöpfung ſeiner Einbildungskraft außer ſich darzuſtellen, ſo trit die mechaniſche Behandlung ein, welche verſchieden ſein muß nach den verſchiedenen Mitteln und Stoffen, deren ſich die verſchiedenen Künſte bedienen. Der Tonſetzer ſetzt ſeine Idee in Noten, der Dichter ſetzt ſie in gemeſſene Worte, der Architekt und Bildner gräbt oder haut ſie in Stein oder andere Maſſen, der Maler trägt ſie mit Farben auf einen Grund. Für die mechaniſche Behandlung gibt die Technik Geſetze. Die geiſtige Behandlung macht eine Darſtellung zum ſchönen Werke, die mechaniſche zum Kunſtwerke; beide machen ein ſchönes Kunſtwerk. Die eine gibt demſelben ſeine äußere, die andere ſeine innere Zweckmäßigkeit, durch deren innige Verbindung allein die Vollkommenheit beſteht. Die äußere Zweckmäßigkeit gibt Zuſammenſtimmung der Wirkungen, die innere gibt Zuſammenſtimmung der Theilverhältniſſe zum Ganzen. Damit dieſe bewirkt werde, muß Vollſtändigkeit, Richtigkeit und Ordnung in dem Kunſtwerk ſein, welches demnach die Puncte ſind, worauf es bei der mechaniſchen Behandlung ankommt. Die ſinnliche Behandlung endlich bezieht ſich zum Theil auf das Geiſtige, zum Theil auf das mechaniſche im Kunſtwerke, und geht in beiden Beziehungen auf Correctheit; dieſe Eigenſchaft als durchgängige Angemeſſenheit eines Kunſtwerks im Äußern und Innern, der Ausführung und dem Entwurfe, zu dem Geſetze der Schönheit gedacht. Die Eigenſchaften, welche ein Kunſtwerk dadurch erhält, ſind Reinlichkeit im Innern und Äußern, Deutlichkeit und Wahrheit; nur durch erſtere wird es lieblich, nur durch letztere faßlich. — Man könnte jene drei Behandlungsarten äſthetiſcher Stoffe zu ſchönen Kunſtwerken auch die Behandlung des Genies, des Verſtandes und des Geſchmackes nennen, welche drei Geiſtesvermögen nur im vereintem Zuſammenwirken ein Werk ſchöner Kunſt hervorbringen können. Das erſte erfindet und entwirft, das zweite regelt die Ausführung und bietet dazu die Mittel dar, das dritte urtheilt ſo hier wie dort über die Zweckmäßigkeit.

Beichte iſt der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Chriſt zu gewiſſen Zeiten, namentlich vor dem Genuſſe des heiligen Abendmahls, ein Bekenntniß ſeiner Sünden vor dem Geiſtlichen ablegt. Die katholiſche Kirche fordert von dem Beichtenden das Bekenntniß ſeiner einzelnen Vergehungen; die evangeliſche Kirche verlangt blos ein allgemeines Bekenntniß. Doch ſtellt es auch dieſe Kirche ihren Mitgliedern frei, einzelne Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren, und das ſchuldbewußte Herz durch ein ſolches Bekenntniß zu erleichtern

weshalb die proteſtantiſchen Geiſtlichen eben ſo wie die catholiſchen verpflichtet ſind, das ihnen im Beichtſtuhle Anvertraute unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu bewahren. In der evangeliſchen Kirche iſt die Beichte an einigen Orten eine beſondere, indem jeder einzeln das Bekenntniß ſeiner Sünden ablegt, an andern eine allgemeine, indem dieſe von mehrern, welche ſich zu dieſem Zwecke verſammelt haben, zugleich geſchieht. Es iſt viel darüber geſtritten worden, welche Art der Beichte den Vorzug verdiene. Da, wo der Geiſtliche die einzelnen Gemeindeglieder näher kennt, ſcheint die beſondere Beichte zweckmäßiger zu ſein, weil ſie es dem Geiſtlichen möglich macht, bei ſeinen Ermahnungen und Tröſtungen beſondere Verhältniſſe zu berückſichtigen und darum eindringlicher zu ſprechen. Durch die Gelegenheit, welche die Beichte dem Geiſtlichen darbietet, Anleitung zur Selbſtprüfung zu geben, zu erwecken, zu warnen, zu ermahnen und zu tröſten, wird ſie ein ſehr heilſamer, den Zweck der öffentlichen Religionsübung wirkſam befördernder Gebrauch. Die Worte, welche bei dieſer Handlung geſprochen werden, pflegen ſtärker als die Predigt zu wirken, weil ſie mehr perſönlich ſein können, auch von dem zur Andacht erweckten Beichtenden aufmerkſamer gehört, und näher auf ſeinen Zuſtand bezogen werden. Ferner gründet ſich die Beichte auf eine ſehr wahre Idee, auf die Idee der Unvollkommenheit der menſchlichen Tugend, und befriedigt das Bedürfniß des ſchuldbewußten Herzens, durch das Bekenntniß ſeiner Schuld ſich zu erleichtern. Das erkannten die Reformatoren, und darum behielten ſie dieſen Gebrauch bei, obgleich ſie ſehr wohl wußten, daß er nicht von Chriſto vorgeſchrieben, ſondern aus den Anſtalten der alten Kirchenzucht entſtanden iſt, weshalb ſie auch keine unbeſchränkte Nothwendigkeit dieſes Gebrauches behaupteten. Daß mit der Beichte, in der catholiſchen Kirche beſonders, mancher Mißbrauch getrieben worden iſt, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen; denn es iſt das Loos aller, auch der ehrwürdigſten und heilſamſten Anſtalten, daß ſie von dem Wahne und der Leidenſchaft entſtellt und zu unwürdigen Zwecken gebraucht werden. N.

Beil (Joh. Dav.), berühmter deutſcher Schauſpieler, wurde 1754 zu Chemnitz geboren. Seine Ältern konnten nur wenig auf ſeine Erziehung und Ausbildung wenden. Die Natur hatte ihn an Körper und Geiſt vortheilhaft ausgeſtattet, und ihm einen glücklichen Leichtſinn gegeben. Früh entzückte ihn die Gewalt der Dichtkunſt. Begebenheiten, welche in ſeiner Vaterſtadt vorfielen, beſang er mit komiſcher Laune, ohne hämiſche Galle. Die Erfüllung ſeines Wunſches, die Univerſität Leipzig zu beſuchen, um dort die Rechte zu ſtudieren, dankte er einem würdigen Manne aus dem Kriegsſtande, der ihn von jeher geliebt hatte. Die Vorliebe zu Platners Vortrage ſetzte indeß bald ſeinen Plan in Hinſicht des Rechtsſtudiums zurück. Die Zwiſchenzeit widmete er der Dichtkunſt. Ein unſeliger Zufall führte ihn einſt in die Geſellſchaft reicher Landsleute. Er ſpielt und gewinnt. Das Glück ſoll ſich verdoppeln, deshalb ſpielt er täglich fort, verliert täglich, und mit dem Gelde geht auch ſeine bisherige gute Laune zu Grabe. Er beſucht oft nach aufgehobener Bank mit ſeinen Spielgeſellen das Theater. Die hohe Dichtung ergreift ihn, die Charakterſchilderung beſchäftigt ihn, ſeine frohe Laune wacht wieder auf. — Die Seyleriſche Geſellſchaft, welche einen Reinecke, Opitz, Thering, Mad. Seyler, Brandis, Reinecke, Koch zählte, gab damals Vorſtellungen in Leipzig. Er ſuchte Anſtellung; Seyler ſchlug ſie ihm ab.

Er ging nach Naumburg zu einer Geſellſchaft, und ward angenommen. Er ſpielte alt und jung, Bediente, Fürſten, Bauern und Helden. Die Truppe ging nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Carl v. Dalberg, kennen lernte, welcher ihn dem Herzoge von Gotha empfahl, und er ward Mitglied vom gothaer Hoftheater. Hier trat er 1777 auf, und gefiel ausnehmend. Komiſche Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Burſche waren ſein Fach. 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und Beil nebſt den meiſten Mitgliedern, ließen ſich bei dem neuzuerrichtenden kurfürſtlichen Theater zu Mannheim anſtellen. Seyler war Director, und Herr v. Dalberg unterzog ſich der Sache mit dem reinſten Kunſtgefühle. Schröder erſchien 1780 in Mannheim, und mit ihm gleichſam ein neuer Zeitabſchnitt für die deutſche Schauſpielkunſt. Gegen das Ende ſeiner Laufbahn ward Beil abermals von der Spielſucht ergriffen, die er bei kälterm Blute bald unterdrückte. Melancholiſcher Mißmuth bemächtigte ſich ſeiner Seele, welcher auch endlich ſeine Körperkraft aufzuzehren anfing. Er ſtarb 1794 in ſeinem 40ſten Lebensjahre. Beil iſt auch als Theaterdichter vortheilhaft bekannt. Wir beſitzen von ihm verſchiedene Schau- und Luſtſpiele. Iffland ward ſein Biograph; ſein Bildniß findet man im Theateralmanach von ebendemſelben auf das Jahr 1808.

Beilbrief iſt der ſchriftliche Vertrag mit einem Schiffszimmermann über den Bau eines Schiffs; desgleichen die Verſchreibung über Gelder, die zum Schiffsbau aufgenommen werden.

Beilegen heißt in der Schifferſprache, die Segel des Schiffes ſo gegen einander richten, daß ſich der Wind darin fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt, wodurch ſolches zum Stillſtehen gebracht wird. Dies geſchieht gemeiniglich bei einem heftigen Sturm, oder wenn das Schiff in einer Gegend bleiben ſoll, wo man kein Anker auswerfen kann oder will. Man mäßigt dadurch nur die Kraft des Windes, macht aber das Schiff von der Strömung um ſo abhängiger. In ſolcher Lage iſt eine nahe, zumal unter dem Winde gelegene Küſte ſehr gefährlich. — Beilegen bezeichnet ferner das hinanſegeln an ein andres Schiff, oder das Einziehen der Segel.

Beiram, gleichſam das Oſterfeſt der Mohammedaner, welches unmittelbar auf den Ramaſan oder Faſtenmonat folgt und drei Tage dauert. Daſſelbe nimt, wie der Ramaſan, ſeinen Anfang, ſobald von gewiſſen dazu verordneten Perſonen der Neumond verkündigt wird, und hat, als bewegliches Feſt, das eigenthümliche, im Verlaufe von 33 Jahren in alle Jahrszeiten und alle Monate des Jahres zu fallen, weil die Türken nach Mondenjahren rechnen. Es iſt gebräuchlich, daß an dieſem Feſte die Geringern den Vornehmern Geſchenke verehren, welche Sitte ſich ſonſt auch auf die Europäer erſtreckte, die den Großen der Pforte, den Baſſen und Cadis, Geſchenke machen mußten. Auch der Großherr pflegt an dieſen Tagen Gnaden und Geſchenke zu ſpenden. Sechzig Tage nach dieſem erſten großen Beiram, tritt ein zweites, das kleine Beiram, ein. Sie ſind die einzigen Feſte, deren Feier die Mohammedaniſche Religion ihren Bekennern zur Pflicht macht.

Beireis (Gottfried Chriſtoph), geſtorben 1809 als Profeſſor der Chemie und Medicin auf der Univerſität Helmſtädt, hat durch ſeine Sonderbarkeiten in Deutſchland eine große Berühmtheit erlangt. Er war in der ehemaligen freien Reichsſtadt Mühlhauſen 1730 gebo-

ren, wo ſein Vater eine Magiſtratsperſon war, und ſich mit Pharmacie beſchäftigte. 1750 bezog er die Univerſität Jena, wo er drei Jahre die Rechte als Brotwiſſenſchaft, aus Neigung aber Mathematik, Phyſik, Chemie und Medicin ſtudierte. Er machte hierauf drei Jahre lang Reiſen, theils um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, theils aber auch, um ſeine im Felde der Chemie gemachten Entdeckungen und Erfindungen ins Geld zu ſetzen. Dieſe Reiſen, welche übrigens ein undurchdringliches Dunkel deckt, gingen wahrſcheinlich durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutſchland. 1756 kam er unvermuthet zurück, und brachte bedeutende Summen Geldes mit. Noch in demſelben Jahre ging er nach Helmſtädt, ließ ſich wieder als Student aufnehmen, und ſtudierte mit beſonderm Fleiße unter dem berühmten Heiſter die Chirurgie. Nach Heiſters Tode ging deſſen medicinische und chirurgiſche Praxis meiſtens auf ihn über. Der Herzog Carl, der ihn kennen gelernt hatte, ernannte ihn ſofort 1759 zum ordentlichen Profeſſor der Phyſik, 1762 zum ordentlichen Profeſſor der Medicin und 1767 zum Hofrath. Ein Jahr darauf erhielt er die Profeſſur der Chirurgie und 1802 ernannte ihn Herzog Carl Wilhelm Ferdinand zu ſeinem Leibarzt. Beireis beſaß manche gute Eigenſchaft; hatte vielen natürlichen Verſtand und einen großen Reichthum an Kenntniſſen; er war ein geſchickter, uneigennütziger und ſorgfältiger Arzt und nützlicher Lehrer; ſeine Geſpräche waren anziehend, und eine große Menge Gelehrter und vornehmer Reiſender beſuchten ihn, die er jederzeit mit freundlichem Wohlwollen empfing. Eine andere, jedoch unſchädliche, Eitelkeit war aber die eigentliche Triebfeder aller ſeiner Handlungen, und um dieſe zu befriedigen, ſcheute er die Lüge nicht. Er lebte faſt ohne allen Umgang, blieb unverheirathet, und war bemüht, ſich ein geheimnißvolles Anſehen zu geben. Sein weitläuftiges Haus war mit Sonderbarkeiten und vielen Gegenſtänden angefüllt, die theils wirklich ſelten und koſtbar waren, theils mit beſonderer Geſchicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte ſiebzehn verſchiedene Sammlungen von Gegenſtänden ſchöner Kunſt, der Wiſſenſchaften, der Natur, Mechanik u. a. m., und hatte ſein ganzes Leben und große Summen darauf verwandt, ſie zuſammenzubringen. Seine Gemäldeſammlung enthielt manches koſtbare Stück, ob er gleich auch Nachahmungen für Originale ausgab; wie z. B. die Nacht von Correggio, und ſogar behauptete, von jedem großen Meiſter die vorzüglichſten Stücke zu beſitzen, ſo daß ſeine Sammlung unter allen die reichſte ſei. Außerdem beſaß er die drei berühmten Vaucanſonſchen Automate, die von Droz verfertigte ſogenannte Zauberuhr, und andere ſchätzbare Kunſtwerke. Von großer Wichtigkeit waren ſeine phyſiologiſch-anatomiſchen Präparate, und unter dieſen als einzig die Lieberkühnſchen. Sein Münzcabinet enthielt ſelbſt viele alte Goldmünzen und war von einem anſehnlichen Werthe. Selten und mit großer Vorſicht zeigte er eine durchſichtige Maſſe, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß ſie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht ſei, den alle Fürſten der Erde nicht zu bezahlen im Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiſer von China dies koſtbare Juwel bei ihm verſetzt habe, und wußte dieſe Fabel mit allen Einzelheiten auszuführen. Merkwürdig iſt es, daß man nach ſeinem Tode dieſe vorgebliche Koſtbarkeit nicht gefunden hat; Kunſtverſtändige behaupten, daß es ein madagaskariſcher Kieſel geweſen ſei. So übertrieben auch der Werth ſein mochte, den Beireis ſelbſt dieſen allerdings ſchätzbaren Sammlungen

beilegte, ſo kann man doch nicht läugnen, daß ſie ein außerordentliches Vermögen erfordert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um andern dieſes Räthſel zu löſen, gab Beireis ſelbſt vor, daß er die Kunſt, Gold zu machen verſtehe, und zeigte auch Beweiſe derſelben vor. Das wahrſcheinlichſte iſt, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch in ein großes Dunkel gehüllt war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die beſſere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß den Holländern mittheilte, welche ſich ſehr dankbar dafür bewieſen; ferner die Kunſt, aus bisher unbekannten Mitteln Eſſig zu bereiten, die er andere, unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Was er geſchrieben hat, beſteht in einigen unbedeutenden phyſiologiſchen Abhandlungen. Das achte Heft der Zeitgenoſſen enthält eine ausführliche Darſtellung von Beireis, auf welche wir verweiſen.

Beiwerk nennt man in Werken der bildenden Künſte alle jene mit dargeſtellten Gegenſtände, welche, ſtreng genommen, zur Darſtellung des Hauptgegenſtandes nicht weſentlich erfordert werden, dem Künſtler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakteriſirung der dabei obwaltenden Nebenumſtände, theils zur Ausführung ſeiner Darſtellung dienen, damit dieſe als kunſtmäßiges Erzeugniß nicht lückenhaft erſcheine, und die dargeſtellte Idee ein in ſich vollendetes Ganze bilde. Bisweilen erſcheint auch das Beiwerk als Anſpielung, wodurch es in größerer Bedeutung hervortrit. In jedem Falle muß der Künſtler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, ſo ſparſam wie möglich damit ſein, es weder in Menge noch Ausführung auf Koſten des Hauptgegenſtandes hervortreten laſſen, und es ſo ſchicklich anbringen und einweben, daß es faſt nothwendig ſcheine.

Beiwort, Adjectivum, ſ. Adjectiv und Nomen. In der Poeſie bedeutet das Beiwort (epitheton, das Hinzugeſetzte) denjenigen Ausdruck, der dem Hauptworte hinzugefügt iſt, und welcher dazu dient, die Idee des letztern zu ergänzen, zu erweitern, oder im Allgemeinen auch zu verſchönern. Dem Sinne nach kann das äſthetiſche Beiwort (ephitheton) doppelter Art ſein: nämlich einmal logiſch, wenn z. B. geſagt wird, der ſtarke Geiſt, in welchem Falle das Beiwort dem Gebiete des Verſtandes anheim fällt; zweitens hat daſſelbe auch einen poetiſchen Sinn, und gehört ſomit in das Gebiet der Phantaſie, wo man es dann das verſchönernde Beiwort (epitheton ornans) zu benennen pflegt. Ein ſolches iſt, wenn geſagt wird, das roſige Mädchen. Daß die Beiwörter in der Poeſie mit Aufmerkſamkeit gewählt und nicht zwecklos angewandt werden müſſen, ergibt ſich von ſelbſt; denn ſo ſehr ſie, mit Sorgfalt gebraucht, zur Verſchönerung und zur Verſtärkung des Sinnes beizutragen im Stande ſind, eben ſo ſehr können ſie auch, zur Unzeit und zu häufig angewandt, Schwächung oder gänzliche Störung des Ausdrucks verurſachen.

Beizen heißt bei gewiſſen Künſtlern und Handwerkern diejenige Arbeit, die durch chemiſche Mittel bewirkt wird. Es iſt eine Behandlung, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zuſammenhange der Theile gewiſſer feſter Körper eine beſtimmte Veränderung hervorbringt, indem man ſie der Einwirkung einer eigenen, meiſtentheils ſalzartigen Feuchtigkeit auf gewiſſe Zeit ausſetzt, ohne daß dadurch der Zuſammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung dringen die Theile des Beizmittels in den zu beizenden Körper,

mehr oder weniger tief ein, und machen entweder denſelben mürbe, oder verringern die Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpökeln des Fleiſches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Eſſig; ſie machen ſeine Oberfläche reiner und zur Aunahme eines andern Überzuges geſchickter, wie beim verzinnten Eiſen; oder ſie färben die Oberfläche, wie beim Beizen des Holzes durch Scheidewaſſer. Je feiner oder gröber die Beſchaffenheit des zu beizenden Körpers iſt, deſto gelinder oder ſchärfer müſſen auch die Beſtandtheile der Beizmittel ſein, um den Zweck zu erreichen. — In der Forſtſprache heißt beizen oder baizen, Thiere mit dazu abgerichteten Raubvögeln jagen.

Bel, ſ. Baal.

Belagerung. Wenn der Feind eine Feſtung umringt, einſchließt, beſchießt, Verſchanzungen gegen dieſelbe errichtet, die Parallelen eröffnet, durch Laufgräben immer näher an dieſelbe heranrückt, ſo belagert er die Feſtung. Die dabei thätigen Truppen bilden das Belagerungsheer, deſſen Stärke, ſo wie die Zeit der Belagerung, ſich nach dem Umfange der Feſtung, der Stärke der Beſatzung und des etwa zum Entſatz anrückenden Heeres richtet (ſ. Feſtung). Belagerungsgeſchütz ſ. Geſchütz. Belagerungspark iſt der Verein, der zu einer Belagerung erforderlichen Artillerie, Munition und übrigen Bedürfniſſe. Eine Stadt in den Belagerungsſtand erklären, heißt: die Wirkſamkeit aller Civilbehörden ausſetzen, oder dieſelben der Militärbehörde unterordnen.

Belehnung iſt die mit gewiſſen Feierlichkeiten begleitete Verleihung eines Lehens. In der deutſchen Reichsverfaſſung war ein Unterſchied zwiſchen Thronlehen und andern. Über letztere ward die Belehnung im Reichshofrathe ertheilt, über jene, dergleichen nur Kurfürſten- und Fürſtenthümer waren, vom Kaiſer in Perſon. Unſre ſouveränen Fürſten nennen die wichtigeren bei ihnen genommenen oder gemutheten Lehen ebenfalls Thronlehen.

Belemniten, Pfeilſteine, gewiſſe Steinmaſſen, die aus der höhern Atmoſphäre auf die Erde fallen. S. Meteorſteine.

Beleuchtung wird in der Malerei die Art und Weiſe genannt, wie ſich das natürliche oder künſtliche Licht über ein Gemälde verbreitet, welches abhängt von der angenommenen Scene der Tages- und Jahreszeit, der Witterung u. ſ. w., und zum Theil eine Folge der maleriſchen Anordnung (Dispoſition) iſt. Anders iſt die Abend-, anders die Mittagsbeleuchtung, anders im Winter, anders im Sommer, anders im Freien, anders im verſchloſſenen Raum; und die Gegenſtände werden, je nachdem man die eine oder die andere Beleuchtung wählt, ein verſchiedenes Anſehen gewinnen, und einen verſchiedenen Eindruck machen. Sie iſt demnach ein wichtiges Mittel des Ausdrucks, ein Mittel, mit welchem der Künſtler nur durch unmittelbares Studium der Natur, ſowohl in Rückſicht der beſondern Wirkung der eigenthümlichen Farben, als auch in Rückſicht der Änderung derſelben, durch die größern oder kleinern dazwiſchen liegenden Luftmaſſen, vertraut werden kann. Einheit der Beleuchtung iſt einem Gemälde eben ſo nothwendig, als Einheit der Zeit; ſie wird den Künſtler, im Einverſtändniſſe mit den Geſetzen des Accordes und der Harmonie, beſonders in hiſtoriſchen Stücken, oft zu einer angemeſſenen Wahl, oder doch zu einer Milderung oder Verſtärkung der eigenthümlichen Farben nöthigen, indem er nach dem beſondern Orte der

Gegenſtände ſie oft heller oder dunkler darſtellen muß, als ſie in der Natur ſind. (Vgl. Farbengebung.)

Belfaſt, die wichtigſte Handelsſtadt in Irland, mit einem Hafen, in der Grafſchaft Antrim. Ein für leichte Fahrzeuge ſchiffbarer Canal in der Mündung des Lagan vereinigt den Hafen mit dem großen Landſee Lough-Neagh. Die Stadt iſt gut gebaut; die Straßen ſind breit, gut gepflaſtert und bei Nacht gut erleuchtet. Seit 1758, wo Belfaſt nur 8549 Einwohner zählte, iſt die Bevölkerung bis auf 40,000 geſtiegen. Die Leinen- und Baumwollen-Manufacturen beſchäftigen allein über 2000 Menſchen. Achtundfunfzig den Einwohnern von Belfaſt zugehörige Schiffe haben 1816 8235 Tonnen Ausfuhrgut größtentheils nach entfernten Weltgegenden geladen, und ihre Mannſchaft beſtand aus 7212 Köpfen. Unter den öffentlichen Gebäuden und Anſtalten zeichnen ſich zwei ſchöne Hauptkirchen, eine Menge von Vereinigungsplätzen für Religionsverwandte aller Art, eine Stiftung für Blinde, und vorzüglich eine Armenanſtalt aus, in welcher auf Koſten einer mildthätigen Geſellſchaft über 400 Perſonen von jedem Alter und Geſchlecht verpflegt werden, und eine Anzahl armer Kinder Unterricht genießt.

Belgien, ein Name, der die ehemaligen öſterreichiſchen Niederlande, welche jetzt zum Königreich der Niederlande gehören, bezeichnete.

Belgier, ein Gemiſch von deutſchen und celtiſchen Völkerſchaften. Sie wohnten am weſtlichen Ocean bis an den Rhein und von der Marne und Seine bis an die ſüdliche Mündung des Rheins, der mit der Maas vereinigt iſt. Anfangs wohnten in dieſen Gegenden Celten; aber da bis auf Cäſar von Zeit zu Zeit deutſche Völker über den Rhein drangen und die Celten theils verjagten, theils ſich mit ihnen vereinigten; ſo entſtand daraus ein gemiſchtes Volk, das ſich in Sprache und Sitten mehr den Deutſchen als den Celten näherte. Cäſar nennt ſie tapferer als die übrigen Gallier, beſonders diejenigen, welche nördlich an den Grenzen Deutſchlands wohnten, und mit den Deutſchen noch in genauer Verbindung ſtanden. Durch Cäſars Kriege ward die Verbindung der Belgier und Deutſchen, ſo wie die Einwanderung der letztern verhindert.

Belgrad, Griechiſch Weißenburg, eine berühmte türkiſche Handelsſtadt und Feſtung in Servien, am Zuſammenfluſſe der Sau und Donau. Mit einer Bevölkerung von 23,000 Einw. Sie begreift: 1) die Feſtung oder das Oberſchloß, welches in der Mitte des Ganzen liegt und die Donau beherrſcht, hohe Wälle, feſte Thürme, dreifache Gräben hat und mit Minen und bombenfeſten Caſematten verſehen iſt. Hier iſt die Reſidenz des Paſcha von Servien, und hier befindet ſich auch die Haupt-Moſchee, deren 14 es überhaupt in Belgrad gibt. Zwiſchen der Feſtung und den übrigen Stadttheilen iſt ein leerer, 400 Schritt breiter Zwiſchenraum. 2) die Waſſerſtadt, der hübſcheſte Theil der Stadt, mit Wällen und Gräben; gegen Norden am Zuſammenfluß der beiden Ströme. 3) die Raitzenſtadt, weſtlich am Sauſtrom, mit Palliſaden umgeben. 4) Die Palanka, welche gegen Süden und Oſten die Feſtung umgibt. Im Ganzen iſt Belgrad ſchlecht gebaut, und die Straßen ſind nicht gepflaſtert. Oberhalb der Stadt ankern die Donauſchiffe mit Sicherheit zwiſchen drei länglichen Inſeln. An der Mündung des Sauſtroms liegt die ſogenannte Zigeunerinſel. — Belgrad iſt, wie gewöhnlich die Grenzfeſtungen, merk-

würdigen Eroberungen und oftmaligen Zerſtörungen unterworfen geweſen. — Gegen Ende des 11ten Jahrh. (1073) eroberte es der ungariſche König Salomo von den Griechen, und die vorhergegangene Belagerung zeichnet ſich durch den Umſtand aus, daß dabei, einer ältern, auf der kaiſerl. Bibliothek zu Wien befindlichen Chronik zufolge, zum erſtenmal mit Schießpulver, aus ſogenannten Donnerbüchſen ſoll geſchoſſen worden ſein. In den folgenden unruhigen Zeiten war die Stadt abwechſelnd im Beſitz der Griechen, Bulgaren, Bosnier und Servier, von welchen letztern ſie im Anfange des 15ten Jahrh. an Kaiſer Sigismund verkauft ward. 1442 und 1456 von den Türken, mit großem Zeit- und Koſtenaufwande, vergeblich belagert, ward ſie endlich 1521 durch Soliman II. erobert. Von den Öſterreichern 1688 erobert, ging ſie 1690 wieder an die Türken verloren. Prinz Eugen erhielt ſie 1717 durch Capitulation und der paſſarowitzer Friede (1718) ſicherte Öſterreich ihren Beſitz. 1739 ward ſie abermals belagert, und ergab ſich ohne einen Schuß zu thun. Die Pforte behielt es im belgrader Frieden 1739, mit der Bedingung, daß die von den Öſterreichern angelegten neuen Feſtungswerke zerſtört werden ſollten; eine Arbeit, wozu faſt 9 Monate gebraucht wurden. In der Folge belagerte Laudon Belgrad 1789 und nahm es durch Capitulation. Im Frieden zu Sziſtowe 1791 ward es aber wieder zurückgegeben. Im J. 1806 nahmen es die ſerviſchen Empörer in Beſitz; ſeit ihrer Unterwerfung befindet es ſich von neuem in den Händen der Türken. Der früher hier errichtete Sitz eines chriſtlichen Biſchofs iſt nach Semendria verlegt.

Belial war bei den Hebräern, was Pluto bei den Griechen, der Höllenfürſt.

Beliſar, einer der größten Helden ſeiner Zeit, lebte unter der Regierung des Kaiſers Juſtinian, der den Talenten, der Treue und den Siegen dieſes tapfern Feldherrn den größten Theil des Glanzes ſeiner Regierung verdankte. Er war in Thrazien aus einer unbekannten Familie entſproſſen, und diente anfangs unter der Leibwache des Kaiſers, erhielt bald den Oberbefehl eines Heers von 25,000 Mann an der perſiſchen Grenze, und trug durch ſeine Klugheit 530 über ein perſiſches Heer von 40,000 Mann einen vollſtändigen Sieg davon. Nicht ſo glücklich war er im nächſten Jahre in Syrien, wohin die Perſer gedrungen waren, um Antiochien zu überfallen. Er verlor eine Schlacht, zu der ihn wider ſeinen Willen die Ungeduld ſeiner Soldaten gezwungen hatte; und dieſe von ihm vorhergeſehene Niederlage, die einzige, die er auf ſeiner ganzen militäriſchen Laufbahn erlitt, bewirkte ſeine Zurückberufung. Auch jetzt war Beliſar die Stütze ſeines Fürſten. Die Unruhen von zwei Parteien, die ſich die Grünen und Blauen nannten, und große Verheerungen in Conſtantinopel anrichteten, ſetzten 532 das Leben und die Herrſchaft Juſtinians in die größte Gefahr, und ſchon war Hypatius zum Kaiſer gewählt, als Beliſar mit einer kleinen Zahl treuer Anhänger die Ruhe wieder herſtellte. Der Kaiſer ſchickte ihn nach Afrika, um den König der Vandalen Gelimer, deſſen Reich er mit dem ſeinigen vereinigen wollte, zu bekriegen. Beliſar hatte nur 15,000 Mann, drang aber ſchnell vor, und nach zwei über Gelimer erfochtnen Siegen nahm er ihn mit ſeinen Schätzen gefangen. Gelimer ward zu Conſtantinopel im Triumph aufgeführt, und Juſtinian ließ dem Beliſar zu Ehren Münzen mit der Aufſchrift: Belisarius gloria Romanorum (Beliſar der Ruhm der Römer), ſchlagen, die ſich bis auf unſere Zei-

ten haben. Die Spaltungen, in der königl. Familie der Oſtgothen (ſ. d. Art. Gothen), in Italien bereiteten dem Helden neue Siege, und eröffneten Juſtinians Ehrgeize eine Gelegenheit, Italien und Rom unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Beliſar ſchlug den gothiſchen König Vitiges, machte ihn (540) in Ravenna zum Gefangenen, und führte ihn mit vielen andern Gothen nach Conſtantinopel. Der Krieg gegen die Gothen in Italien dauerte noch einige Zeit fort; aber weil Beliſar vom Kaiſer nicht gehörig mit Geld und Truppen unterſtützt ward, verlangte er ſelbſt (548) ſeine Zurückberufung. Narſes (ſ. d. Art.) ward ſein Nachfolger. Späterhin zog er noch gegen die Bulgaren zu Felde, und auch da blieb ihm der Sieg getreu. Als er aber nach Conſtantinopel zurückgekehrt war, wurde er der Theilnahme an einer Verſchwörung beſchuldigt, und mußte ſich dagegen rechtfertigen. Juſtinian ſoll ſeine Unſchuld erkannt und ihm ſeine Güter und Würden wiedergegeben haben, deren man ihn beraubt hatte. Doch dieſe Demüthigung verkürzte ſeine Tage, und er ſtarb 565. Die Dichter, und beſonders der in ſeiner Art treffliche, philoſophiſch-politiſche Roman von Marmontel, haben die Geſchichte Beliſars ſehr entſtellt. Nach dieſem ließ der Kaiſer ihm die Augen ausſtechen, und der Unglückliche mußte auf den Straßen von Conſtantinopel ſein Brot erbetteln, nach Andern ließ ihn Juſtinian in ein Gefängniß werfen, das man noch gegenwärtig zeigt, und den Thurm Beliſars nennt. Hier ſoll er einen Beutel, an einem Strick befeſtigt, heruntergelaſſen und die Vorübergehenden angeſprochen haben: date Belisario obolum, quem virtus evexit, invidia depressit (gebt dem Beliſar, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat, einen Obolus). Kein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber aber weiß etwas davon, und dieſe Fabel verdankt ihren Urſprung einem wenig geſchätzten Schriftſteller des 12ten Jahrh., Tzetzes, den man ſie ohne Prüfung nacherzählt hat. Zuverläſſig iſt es, daß die Schwäche gegen ſeine Gattin Antonina ihn zu mancher Ungerechtigkeit veranlaßte, und er eine knechtiſche Gefälligkeit gegen die abſcheuliche Theodora, die Gemahlin des Juſtinian, bewies.

Belladonna, Wolfskirſche, Tollkraut, eine gefährliche Giftpflanze, die in Geſtalt eines 4—6 Fuß hohen Strauches wächſt. Sie trägt Beeren, die an Größe einer mittelmäßigen Kirſche gleichen, und glänzend ſchwarz ausſehen, wenn ſie reif ſind. Die Pflanze iſt in allen Theilen, von der Wurzel bis zum Samen, giftig. Schon die Ausdünſtung derſelben iſt widrig und betäubend, und reibt man mit den abgeſchnittenen Zweigen oder Blättern die Hand, ſo entſteht Entzündung. Dieſes Gewächs trifft man faſt in allen europäiſchen Ländern an. Den Namen Belladonna oder ſchöne Frau hat es, weil aus ſeinem Safte Schminken gemacht werden.

Belle-Alliance, ſ. Waterloo.

Bellegarde (Graf von), aus einer der älteſten ſavoyiſchen Familien, geboren zu Chamberi in Savoyen 1760. Er kam ſchon ſehr früh in öſterreichiſche Dienſte, und zeichnete ſich in den Feldzügen 1793, 94 und 95 ſo vortheilhaft aus, daß er Mitglied des Kriegsraths beim Erzherzoge Carl, und 1796 zum Feldmarſchall-Lieutenant erhoben wurde. Als ſolcher ſchloß er 1797 den berühmten Waffenſtillſtand zu Leoben mit Buonaparte und führte 1799 den Oberbefehl über das Heer, welches die Verbindung zwiſchen Suwarow und dem Erzherzog Carl erhalten ſollte. Zu Betreibung der Friedensunterhandlungen eilte er von Wien nach Prag und Berlin, ohne ſeinen

Zweck erreichen zu können, und mußte daher 1800 nochmals nach Italien, um dem Erzherzog Ferdinand mit ſeinem Rathe im letztern Feldzuge zu dienen, nach deſſen unglücklichem Ende er eine der erſten Stellen im Hofkriegsrath und 1805 nach dem Abgang des Erzherzogs Carl das Präſidium deſſelben übernahm. Im Jul. 1805 ward ihm aber der Oberbefehl im Venetianiſchen übertragen. 1806 ward er zum Feldmarſchall und Civil- und Militär-Gouverneur von beiden Galizien ernannt, erhielt bald hernach das Großkreuz des Leopoldordens und das ehrenvolle Amt eines Gouverneurs des Kronprinzen. Im Feldzug 1809 zeichnete er ſich vorzüglich bei Großaspern aus. Nach dem Frieden von Wien übernahm er zum zweitenmale den Oberbefehl in Galizien, wo er bis zum Wiederausbruch des Kriegs 1813 blieb. Nun ward er zum Präſidenten des Hofkriegsraths ernannt, mußte jedoch bald zur Armee nach Italien abgehen, wo er vom Vicekönig lebhaften Widerſtand erfuhr, aber dennoch bis Piacenza vordrang und dort am 16ten April einen Waffenſtillſtand mit ſelbigem abſchloß. Als General-Gouverneur der öſterreichiſchen Provinzen in Italien hatte er ſeinen Sitz zu Mailand und erwarb ſich die Liebe der neuen Völker in hohem Grade, wodurch er beim Einbruch Murats 1815 nicht weniger zur Erhaltung der Ordnung beitrug, als durch ſeine ſchönen Vertheidigungsſiege bei Ferrara und bei der Brücke von Occhio Bello. Er blieb ſo lange Gouverneur, bis der Erzherzog Anton zum Vicekönig des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs ernannt war, und der Graf Saurau als Gouverneur der Lombardei auftrat. Hierauf reiſte er nach Paris, wo er lange Zeit als Privatmann lebte. Jetzt ſteht er wieder an der Spitze des Hofkriegsraths.

Belleisle (Charles Louis Auguſte Fouquet Graf v.), Marſchall von Frankreich, geboren den 22ſten Sept. 1684 zu Villefranche, einer der berühmten Staatsmänner und glücklichen Feldherren Frankreichs. Bei der berühmten Belagerung von Lille that er ſich hervor, und ward Brigadier der Armeen des Königs. Nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege ging er mit dem Marſchall Villars nach Raſtadt, wo er ſich auch als Staatsmann zeigte. Der Friede von 1736 ſicherte Lothringen der Krone Frankreich zu, und dieſe Abtretung war beſonders das Werk des Grafen Belleisle, dem der Cardinal Fleury ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Ludwig XV. übergab ihm das Gouvernement von Metz und den drei lothringiſchen Biſthümern, das er ſein ganzes Leben hindurch verwaltete. Er ward Marſchall von Frankreich. Einige Monate vor dem Ausbruche des Krieges 1741 reiſte er an die erſten Höfe Deutſchlands, um ſie nach Carls VI. Tode insgeheim für die Ernennung des Kurfürſten von Baiern zum römiſchen Kaiſer zu gewinnen, und verfuhr dabei mit ſo viel Geſchicklichkeit und Glück, daß er die Bewunderung Friedrichs II. erregte. Als der Krieg ausbrach, trat er nebſt Broglio an die Spitze der franzöſiſchen Armeen, um die Heere Maria Thereſias zu bekämpfen. Er nahm Prag durch Sturm, mußte ſich aber zurückziehen, als der König von Preußen einen beſondern Frieden geſchloſſen hatte, und machte dieſen Rückzug mit bewundernswürdiger Klugheit. Im Dec. 1744 ward er, auf einer diplomatiſchen Reiſe nach Berlin, in Elbingerode von dem dortigen hannövriſchen Amtmann verhaftet, nach England geſchickt, und 1746 wieder ausgewechſelt. 1747 nöthigte er den öſterreichiſchen General Browne, der von Italien aus in das ſüdlich Frankreich gedrungen war, die Belagerung von Antibes aufzuheben, und über den Var zurückzugehen. 1748 belohnte der König ſeine Verdienſte dadurch

daß er ihn zum Herzog und Pair des Reichs erhob; er erhielt das Kriegsdepartement, ſchaffte bei dem Militär eine Menge Mißbräuche ab, vergrößerte und verſchönerte die Militärſchule, und veranlaßte die Stiftung eines Verdienſtordens. Metz erhielt durch ihn eine Akademie. Er ſtarb 1761.

Bellĕrophon (urſprünglich Hipponoos), ein Sohn des Glaukus, und einer Tochter des Siſyphus, Königs von Korinth, tödtete ohne Vorſatz ſeinen Bruder und flüchtete zu Prötus, König von Argos, der den Verwandten gaſtfreundlich aufnahm und ſühnte. Aber die Königin, Antea mit Namen, faßte bald eine ſträfliche Liebe für den Jüngling, und als Bellerophon aus Achtung für das heilige Gaſtrecht ihre ſtrafbare Neigung nicht erwiederte, rächte ſie ſich durch Verleumdung und Anklage des Unſchuldigen bei ihrem Gemahl. Prötus wollte die Rache nicht ſelbſt an dem Gaſtfreunde vollziehen, ſondern ſchickte ihn zu ſeinem Schwiegervater Jobates, König von Lycien, mit einer Tafel, worauf dem Überbringer verderbliche Zeichen eingegraben waren. Glücklich vollendete er ſeine Reiſe. Jobates bewirthete den Ankömmling, nach gaſtfreundlichem Heldengebrauch, neun Tage, ehe er ihn um ſeine Aufträge befragte, und als er am zehnten die Zeichen erkannte, und die Abſicht der ganzen Sendung verſtanden hatte, da ſcheute auch er ſich, Hand an den Fremdling zu legen. Er befahl ihm aber ein gefährliches Abenteuer zu beſtehen, und die feuerſpeiende, dreigeſtaltete **Chimära** (ſ. d. A.) zu erlegen, weil er überzeugt war, daß auch der Tapferſte dieſen Kampf nicht zu beſtehen vermöge. Aber Bellerophon bekämpfte ſie auf dem Pegaſus, den Pallas ihm geſchenkt hatte, aus den Lüften, und ſeine ſtarke Hand erlegte das Ungeheuer. Hierauf bezwang er auch noch die Solymer und endlich die mannhaften Amazonen. Da erkannte Jobates des Jünglings göttlichen Urſprung, vermählte ihm ſeine Tochter, und theilte das Reich mit ihm. Mit ſeiner Gemahlin erzeugte Bellerophon Iſandros, Hippolochos und Hippodamia, erhielt ſich aber in ſeinem Glücke nicht bis ans Ende, denn wahnſinniger Übermuth brachte ihm Verderben. Er wollte ſich auf dem Flügelroſſe zum Olymp emporſchwingen, und zog dadurch die Rache der Götter auf ſich. Nach einigen traf ihn der Blitz des Zeus, nach andern warf ihn der Pegaſus, von einer Bremſe geſtochen, ab, und er durchirrte einſam und menſchenſcheu die Wüſte von Aleia in Cilicien, wo er auch vor Hunger umkam.

Bellona, die Schweſter, nach einigen die Gemahlin des Mars, den ſie auf das Schlachtfeld begleitete; daher man in ihr die Göttin des Krieges verehrte. Auf den alten Denkmälern iſt ſie ſchwer von der Minerva zu unterſcheiden. Bellona (welche von einigen auch für die Wagenlenkerin des Mars ausgegeben wird, deſſen Roſſe ſie mit blutiger Geißel antreibt) iſt eigentlich eine von der Minerva ganz verſchiedene Göttin; denn in ihr erkennt man nur die Wuth, Mordluſt, Grauſamkeit und alles Zerſtörende und Scheußliche des Krieges; daher wird ſie auch mit fliegenden blutigen Haaren, in der einen Hand die Geißel, Waffen in der andern, abgebildet; dagegen Minervas Weisheit und Mäßigung ſelbſt im Getümmel der Waffen noch ſichtbar iſt.

Belloy (Pierre Laurent Buyrette de), ein nicht unberühmter franzöſiſcher Dramatiker, und der erſte, welcher mit Erfolg ſtatt der griechiſchen und römiſchen, oder doch immer wenigſtens ausländiſchen Helden, eigentlich vaterländiſche Stücke auf die franzöſiſche Bühne

brachte, ward 1727 zu St. Flour in Auvergne geboren, und als ein Kind von fünf Jahren nach Paris gebracht. Hier verlor er ſeinen Vater nach einem Jahre; ſeine einzige Stütze war ein Oheim, der ein berühmter Parlamentsadvocat war, und ihm denſelben Beruf anwies. Er trieb dieſes Geſchäft mit Widerwillen, und zeigte viel Talent und Neigung für die dramatiſche Kunſt. Sein Oheim kämpfte dieſem Geſchmacke entgegen, und veranlaßte ihn dadurch, ſich heimlich zu entfernen. Er erſchien nun an mehreren nordiſchen Höfen als Schauſpieler unter dem Namen Dormont de Belloy. Sein Charakter erwarb ihm überall Liebe und Achtung. Mehrere Jahre verlebte er am Hofe zu Petersburg, wo die Kaiſerin Eliſabeth ihm viele Güte erwies. Aber Frankreich blieb immer der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht, und er ging 1758 dahin zurück, um ſeine Tragödie Titus aufführen zu laſſen. Sein Oheim, nun ſein unverſöhnlicher Feind geworden, wirkte bei dem Könige einen Verhaftsbefehl aus, der vollzogen werden ſollte, ſobald ſein Neffe die Bühne betreten würde. Belloy hoffte durch den guten Erfolg des Titus ſeine Familie zu verſöhnen; aber dieſe Hoffnung ſchlug fehl, denn der Titus mißfiel, und er ging wieder nach Petersburg. Kurz darauf ſtarb ſein Oheim. Nun kehrte Belloy nach Frankreich zurück, wo er bald ſeine Tragödie Zelmire mit dem entſchiedenſten Beifall gab. Hierauf folgte 1765 Le Siège de Calais, ein Trauerſpiel, das außerordentliches Aufſehen machte, und noch immer geſchätzt wird, wiewohl es den gewonnenen Beifall mehr dem Inhalte, als wahrem poetiſchen Verdienſte zu danken habe. Er erhielt die Medaille, welche der König für ſolche Dichter geſtiftet hatte, von denen drei Stücke mit Beifall würden aufgenommen ſein, und die nur dieſesmal ausgetheilt worden iſt. Eine beſonders ehrenvolle Auszeichnung für den glücklichen Dichter war es, daß man bei dieſer Gelegenheit, den großen Beifall welchen die Belagerung von Calais gefunden hatte, ihm als einen doppelten Erfolg anrechnete, da dieſe Tragödie erſt ſein zweites gelungenes Stück war. Die Stadt Calais überſchickte ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Kapſel, mit der Aufſchrift: Lauream tulit, civicam recipit. Er ſchrieb noch mehrere Theaterſtücke, worunter ihm Gaston et Bayard, 1771 die Aufnahme in die Académie française verſchaffte. Im Allgemeinen verſtand er ſich nicht auf den Ausdruck des tragiſchen Pathos. Er ſtarb 1775.

Bell-Rock oder **Inch-Cap**, ein für die Schiffer höchſt gefährlicher Felſen an der Küſte von Schottland, unweit der Mündung des Tay-Fluſſes. Der Name Bell-Rock, Glockenfelſen, ſoll von einer Glocke (Bell) herrühren, welche die Mönche von Aberbrothok ehemals dort aufgehangen, und zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Flut geläutet haben. Dieſer Felſen bleibt bei gewöhnlicher Flut faſt völlig vom ſinkenden Waſſer bedeckt. Nach einer Springflut aber ragt er oft 427 Fuß lang, 230 Fuß breit, gegen 4 Fuß hoch über der Meeresfläche hervor. Seine allen Küſtenfahrern und insbeſondere aller nach dem Tay-Haf (Frith of Tay) ſegelnden Fahrzeugen höchſt gefährliche Lage war längſt anerkannt; erſt 1807 ward ein Leuchtthurm darauf zu bauen angefangen, und 1811, trotz der faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe, glücklich vollendet. Der Fuß dieſes cirkelrunden 115 Schuh hohen Gebäudes, welches bei gewöhnlicher Ebbe vom Waſſer frei iſt, wird bei Springfluten bis auf die Höhe von 15 Fuß unter Waſſer geſetzt. Das Signal auf dieſem Leuchtthurm beſteht aus einem abwechſelnd weißen und rothen Licht,

welches durch das Umwenden der Reflectoren hervorgebracht wird, und aus Zwiſchenräumen von Dunkelheit. Bei Nebelwetter, wenn das Licht nicht geſehen werden kann, läutet die nämliche Maſchine, welche den Wechſel des Lichts bewirkt, bei Tag und Nacht zwei Glocken von beträchtlicher Größe.

Belohnung. Es gibt dreierlei Arten von Belohnung: eine bürgerliche (Entſchädigung für Dienſtleiſtungen und für den damit verbundenen Zeit- und Müheaufwand), eine moraliſche (das Gefühl, eine gute Handlung nur ihrer ſelbſt wegen, und nicht aus Streben nach Gewinn, gethan zu haben), und eine natürliche (z. B. Wohlſein, welches eine natürliche Folge der Mäßigkeit iſt). Es iſt bisher noch immer ein Streit unter den Moralphiloſophen geweſen, ob die Erwartung endlicher Belohnung nach dieſem Leben der Zweck moraliſch guter Handlungen ſein müſſe oder nicht. Wir fühlen uns geneigt, in der Moral auf eine unbedingte Ausübung guter Handlungen, die weder in dieſem noch in jenem Leben auf Belohnung hofft, zu dringen, und dies um ſo mehr, da beſonders die jetzige Zeit der Selbſtſucht und dem Streben nach Gewinn, abgeſehen von aller reinen Begeiſterung für die Sache ſelbſt, nur zu ſehr zu fröhnen ſcheint. Es kann überhaupt im ſtrengſten Verſtande als eine moraliſche Täuſchung angeſehen werden, wenn man uns zwar verbietet, hier im Leben auf Belohnung für Tugend und ſittlichen Wandel zu hoffen, aber es uns doch dagegen gleichſam zur Pflicht macht, dieſer Belohnung in jenem Leben entgegenzuſehen. Was wir hier für das Leben im Allgemeinen behaupten, gilt auch insbeſondere im Fache der Erziehung, wo man ebenfalls die Frage aufgeworfen hat, ob es nützlich ſei, die Kinder durch Belohnungen zur Ausübung ihrer Pflicht anzureizen, oder ob man vielmehr dieſe bisher übliche Verfahrungsart als verderblich anzuſehen, und ſie als ſolche auch abzuſchaffen habe. Wenn es überhaupt die Pflicht jeder Theorie ſein muß, ihre Grundſätze ſo ſtreng und ſo unwandelbar als möglich aufzuſtellen, weil die Ausübung derſelben ohnehin durch die der menſchlichen Natur einmal inwohnende Schwachheit und Gebrechlichkeit ſchon genug gefährdet zu werden pflegt; ſo müſſen wir auch in der Erziehungswiſſenſchaft jede Belohnung für erfüllte Pflicht als verderblich anſehen, und vor derſelben, als vor einem dem Zwecke gänzlich entgegengeſetzten Mittel, warnen. Überhaupt, dünkt uns, dürfte jede Erziehung und jeder Unterricht auf durchaus ſchlechten Grundſätzen beruhen, die eigentliche Belohnungen und Beſtrafungen zur Stütze ihres Strebens machen wollten. Denn wir ſind überzeugt, daß da, wo nicht ſchon durch reinſittliche Beiſpiele das moraliſche Gefühl und die Handlungsweiſe in den Kindern gebildet, und gleichſam zur Gewohnheit und anderen Natur geworden iſt (in welchem letztern Falle durchaus weder Belohnung noch Beſtrafung, weder Lob noch Tadel vonnöthen ſind), von eigentlicher Erziehung und Bildung zur höhern weltbürgerlichen Tugend nicht die Rede ſein könne. Pq.

Belt (der große und kleine), zwei Meerengen, welche nebſt dem Sunde die Oſtſee mit dem Kattegat verbinden. Der große Belt trennt die däniſchen Inſeln Seeland und Laland von Fühnen und Langeland. Seine Breite iſt von 3 bis 5 Meilen, ſeine Tiefe von 5 bis 20 Faden, Sandbänke und kleine Inſeln machen die Schifffahrt ſchwierig. Die durchpaſſirenden Schiffe müſſen bei Nyborg auf Fühnen einen Zoll entrichten. Der kleine Belt ſcheidet die Inſel Fühnen von Jütland, und verengt ſich bei der Feſtung Fridericia, wo der

Zoll erhoben wird, bis auf eine Viertelmeile, ſo daß die Einfahrt aus dem Kattegat vollkommen beherrſcht iſt. Die Küſte iſt nur an wenig Orten ſteil, aber voller Sandbänke, die Strömung aus der Oſtſee iſt heftig, die Tiefe von 4 bis 27 Faden. Die Schiffahrt durch beide Belte iſt überhaupt ſo gefährlich, daß große Schiffe meiſtens und lieber durch den Sund gehen.

Belvedere (franz. Bellevue), nennt man in Italien ſolche Gebäude, die vorzüglich zum Genuſſe einer ſchönen Ausſicht beſtimmt ſind, und wofür Campe die deutſche Benennung „Sieh dich um" vorgeſchlagen hat. Auch benennt man mit demſelben Namen kleine, ſich über die Häuſer erhebende Thürmchen, die man beſteigt, theils um friſche Luft zu ſchöpfen, theils ſich des Anblicks der ſchönen Natur zu erfreuen. Dergleichen Thürmchen haben in Rom die meiſten Häuſer; eigentliche ſogenannte Belvederes aber findet man nur in den Paläſten und Häuſern der Reichen. In Frankreich gibt man den Namen Belvedere kleinen Gebäuden von ländlicher Bauart und einfacher Verzierung, oder einer Bogenlaube am Ende eines Gartens oder Parks, worin man der Kühlung genießt, und ſich vor der Glut der Sonnenſtrahlen ſchützt. In Deutſchland haben mehrere fürſtliche Luſtſchlöſſer dieſen Namen, z. B. das Belvedere bei Wien, bei Weimar u. a.

Beludſchiſtan (Beloochiſtan), ein Land in Aſien, an der Nordweſtküſte der indiſchen Halbinſel, wovon wir erſt in den neueſten Zeiten nähere Kenntniß erhalten haben. Seiner größten Ausdehnung nach umfaßt dieſer Name den ganzen Raum zwiſchen 24° 5′ — 30° 40′ n. Br. und 58° 55′ — 67° 30′ ö. L. von Greenwich. Beludſchiſtan erſtreckt ſich demnach von Söhiſtan und Afghaniſtan im Norden bis an den indiſchen Ocean, und von den Provinzen Lariſtan und Karman in Weſten bis Sinda in Oſten. Es beſteht, wenn Sinda, deſſen Regenten Beludſcher ſind, dazu gerechnet wird, aus 5 bis 6 Abtheilungen. 1) Cihalawan und Sarawan, ſammt dem Bezirk von Kelat. 2) Mekran und Lus, 3) Kohiſtan oder das Land der Hügel, weſtlich von der Wüſte, 4) die Wüſte, 5) Kutſch-Gundawa und der Bezirk von Hurrund Dajal-Sinda. Der Boden, das Clima, und die oberflächliche Anſicht eines ſo weitläufigen Landes iſt ſehr verſchieden, und während mehrere hohe Gebirge mit Schnee bedeckt ſind, iſt die Hitze in den Ebenen zur Sommerzeit faſt unerträglich. Im Allgemeinen iſt das Waſſer ſelten, und die fließenden Gewäſſer ſind wenig mehr als Bergbäche, die ſich im Sande verlieren oder als ſeichte Flüßchen ihren Weg nach dem Meere nehmen. Zu den letztern gehören der Puralle, Mokru, Daſti, Nugor, Sinru und Sodſchi. Der Daſti iſt der breiteſte, und ſoll ſeinen Weg unter mancherlei Namen über 1000 engl. oder 200 deutſche Meilen fortſetzen. Die Wüſte von Beludſchiſtan iſt ungefähr 65 deutſche Meilen lang und wenig mehr als 40 breit, ſie beſteht aus klarem Flugſand, und iſt ungemein ſchwer zu durchreiſen. Ein großer Theil des Landes, namentlich der öſtliche, iſt bergig, Kohiſtan ausgeſchloſſen. Eine große Gebirgskette, die Brahuiksberge, erhebt ſich vom Meeresufer bei Cap Monza, oder Mowari, unter 25° n. Br. und 66° 58′ L., ſtreicht nordwärts bis über die Grenzen von Beludſchiſtan hinaus, und ſcheint gewiſſermaßen mit den Hazarah oder den paropamiſiſchen Bergen weſtlich von der Stadt Kolat zuſammenzuhängen. Verſchiedene andere Gebirgszüge und regelloſe Bergmaſſen durchſchneiten das Land in andern Gegenden und Richtungen. Gold, Silber, Blei, Eiſen, Kupfer und Zinn finden

ſich hier, und zwar verſchiedene von dieſen Metallen in großer Menge. Steinſalz, Alaun, Salpeter und Schwefel liefern verſchiedene Gegenden in Überfluß. Der Boden iſt fruchtbar, und die Gärten in der Nähe der Städte bringen die feinſten Früchte hervor. Getreide wird im Überfluß gebaut. Die nördlichen Gegenden bringen Krapp, Baumwolle und einen Indigo von vorzüglicher Güte hervor. Aſſafötida wächſt zwiſchen den Hügeln. — Obſchon Beludchiſtan im Allgemeinen kein Holzland zu ſein ſcheint, ſo gibt es doch daſelbſt Bäume von ausgezeichneter Größe und Stärke. Die Hausthiere ſind: Pferde, Mauleſel, Eſel, Kameele, Dromedare, Büffel, ſchwarzes Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben. — Truthühner, Gänſe und Enten fehlen. — Unter den wilden Thieren befinden ſich Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, Tigerkatzen, wilde Hunde, Füchſe, Haſen, Mongus, Bergziegen, Antelopen, rothe und andere Elenthiere, wilde Eſel u. ſ. w. Faſt alle europäiſche und aſiatiſche Vögelgattungen ſind hier beiſammen. — Zwei Völkerſchaften theilen ſich vorzugsweiſe in den Beſitz des Landes, die Beludcher und die Brahus. Beide ſind ſowohl durch ihr äußeres Anſehen, als durch ihre Gebräuche von einander verſchieden, und beide theilen ſich in eine zahlloſe Menge einzelner Stämme. Die 3 Hauptſtämme der Beludcher ſind die Nharus, die Rhinds, und die Mugſchis. Alle ſind ſchlank, wohlgebildet und thätig, aber von geringer Körperkraft. Ihre Farbe iſt dunkel, das Haar ſchwarz. Alle haben einen Hang zum Rauben, ſie fürchten keine Gefahr, und ſind tapfer im Gefechte. Die Nharus, von allen die räuberiſcheſten, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll. Ihre Lebensweiſe zu Hauſe iſt, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein patriarchaliſches Hirtenleben. Sie wohnen meiſtens unter Zelten oder Hütten. — Die Brahus ſind von kurzem, ſtämmigem Wuchs, haben runde Geſichter und flache Züge. Bei manchen ſind Haupthaar und Bart braun. Sie leben als eigentliche Nomaden, welche der Weideplätze wegen ihren Wohnort nach Maßgabe jeder Jahreszeit wechſeln. Frei von dem räuberiſchen Unternehmungsgeiſte der Beludcher ſind ſie ein braves, ruhiges und betriebſames Volk. Aber trotz dieſer weſentlichen Verſchiedenheit ſind die Sitten beider Völker in vielen Stücken dennoch einander ähnlich. Beide halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich, und beide ſind gleich gaſtfrei. Die Hauptſtadt Kelat, ein weitläuftiger Ort von ungefähr 3750 Häuſern, iſt der Sitz des Khan oder Souveräns von ganz Beludchiſtan, welchem alle untergeordneten Stämme einen gewiſſen Tribut bezahlen, und bei vorfallenden Kriegen Hülfstruppen liefern müſſen. Die jährlichen Einkünfte des Khan betragen wenig mehr als den Werth von 250,000 Rthlr., ein großer Theil davon beſteht in Naturallieferungen. In früheren glänzenden Zeiten ſoll der Khan von Kelat 250,000 Mann ins Feld geſtellt haben. Jetzt mag ſeine wirkliche Macht in etwa 60,000 ſtreitbaren Männern beſtehen. Die urſprünglichen Landeseingebornen ſollen tatariſchen Urſprungs ſein. Sie bekennen ſich zum ſunnitiſchen Islam, und ſollen die 48 Stämme der Beludſchen und die 74 der Brahus 1,400,000 Köpfe betragen. Außer ihnen leben aber noch eine beträchtliche Menge Diwars (Dehwars) und Hindus im Lande zerſtreut. Der jetzige Regent von Beludchiſtan, Mohammed Khan, geboren 1781, iſt ein leutſeliger Mann, aber ohne die ſelbſtſtändige Kraft, welche zur Leitung eines halbrohen Volkes unentbehrlich iſt. Verſchiedene untergeordnete Häuptlinge haben daher das Joch des Gehorſams abge-

ſchüttelt, und dieſes weitläufige Reich iſt jetzt durch innere Unruhen zerrüttet.

Bembo (Pietro), einer der berühmteſten Gelehrten und Schriftſteller Italiens, welche das 16te Jahrh. verherrlicht haben, war zu Venedig 1470 geboren. Er erlernte ſehr früh die lateiniſche, und dann zu Meſſina unter Lascaris die griechiſche Sprache, kehrte darauf in ſein Vaterland zurück, wo er zunächſt eine kleine Schrift über den Ätna herausgab, und wollte, nach dem Willen ſeines Vaters, in die Laufbahn der öffentlichen Geſchäfte eintreten; aber bald fand er Mißbehagen daran, widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften, und trat in den geiſtlichen Stand, der ihm einen ruhigern Wirkungskreis eröffnete. Zu Ferrara, wo er ſeine philoſophiſchen Studien vollendete, verband er ſich genau mit Hercules Strozzi, Tibaldeo und beſonders mit Sadolet, der für immer einer ſeiner liebſten Freunde blieb. Von Ferrara kehrte er nach Venedig zurück, wo ſich in dem Hauſe des Buchdruckers Aldus Manutius eine gelehrte Akademie gebildet hatte. Bembo ward eines der vorzüglichſten Mitglieder derſelben, und fand einige Zeit lang Vergnügen daran, die ſchönen Ausgaben zu corrigiren, die aus dieſer berühmten Druckerei hervorgingen. Nach einem Beſuche in Rom begab er ſich 1506 an den Hof von Urbino, der damals einer von denen in Italien war, wo die Wiſſenſchaften am meiſten in Anſehen ſtanden. Er verlebte hier ungefähr ſechs Jahre und erwarb ſich mächtige Freunde. 1512 war er Julius von Medicis (dem Bruder des Cardinals Johann, nachmaligen Papſtes Leo X.) nach Rom gefolgt, und Leo X., ſein Nachfolger, ernannte, noch ehe er das Conclave verließ, Bembo zu ſeinem Secretär, und gab ihm ſeinen Freund Sadolet zum Amtsgenoſſen. Um dieſe Zeit machte Bembo die Bekanntſchaft mit einer jungen und hübſchen Dame, Namens Moroſina, mit welcher er 22 Jahre lang in dem zärtlichſten Einverſtändniß lebte. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Seine vielen Amtsgeſchäfte, ſeine literariſchen Arbeiten, verbunden mit einem vielleicht zu anhaltenden Genuß der Lebensfreuden, hatten ſeine Geſundheit ſo geſchwächt, daß er zu ihrer Wiederherſtellung die Bäder von Padua brauchte, als er dort den Tod Leos X. vernahm. Da er bereits hinlänglich mit Kirchengütern ausgeſtattet war, beſchloß er, ſich ganz von den Geſchäften zurückzuziehen, und ſeine Tage in Padua, deſſen Luft ihm wunderbar zuſagte, in der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und dem Umgange mit ſeinen Freunden zu verleben. Die Gelehrten dieſer berühmten Univerſität beſuchten ſein Haus eifrigſt, und die Fremden ſtrömten dahin. Bembo brachte eine anſehnliche Bibliothek, eine Sammlung von alten Münzen und Denkmälern zuſammen, die damals für eine der reichſten in Italien galt, und legte einen ſchönen botaniſchen Garten an. Den Frühlung und Herbſt verlebte er auf einer Villa, Bozza genannt, welche von Alters her ſeiner Familie gehörte. Die ungetrübte Muße des Landlebens wandte er beſonders für ſeine ſchönwiſſenſchaftlichen Arbeiten an. Im Jahre 1429 ward ihm von Venedig, nach Andreas Navageros Tode, das Amt eines Geſchichtſchreibers der Republik angetragen, das er, wiewohl mit einigem Widerſtreben, und unter Ablehnung des damit verbundenen Gehalts, annahm. Zugleich ward er zum Bibliothekar der St. Marcusbibliothek ernannt. Papſt Paul III., der 1534 Clemens VII. gefolgt war, und bei einer von ihm beſchloſſenen Cardinalbeförderung die Augen auf die berühmteſten Männer ſeiner Zeit warf, hatte auch Bembo dazu auserſehen, und

würde ihn ſchon 1538 zum Cardinal ernannt haben, wenn nicht die Feinde deſſelben die Wahl um ein Jahr verzögert hätten. Ihr Entgegenwirken war Urſache, daß Bembo erſt 1539 den Cardinalshut empfing, als er ſich eben in Venedig befand. Von jetzt an entſagte er der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, und machte die Kirchenväter und die heilige Schrift zu ſeinem Hauptſtudium. Von ſeinen frühern Arbeiten ſetzte er allein die Geſchichte von Venedig fort. Zwei Jahre nachher ertheilte ihm Paul III. das Bisthum von Gubbio und bald darauf das reiche Bisthum von Bergamo. Er lebte noch drei Jahre, mit Ehren überhäuft, und ſtarb 1547 in einem Alter von 77 Jahren. Bembo vereinigte in ſeiner Perſon, ſeinem Charakter, in der Anmuth ſeiner Unterhaltung und ſeines Geiſtes alles, was liebenswürdig iſt. Sein literariſches Verdienſt war ſchon bei ſeinen Lebzeiten anerkannt. Er war der Wiederherſteller des guten Styls ſowohl in der lateiniſchen Sprache, wo er Cicero, Virgil und Julius Cäſar zu ſteten Muſtern wählte, als auch in der italieniſchen, wo er beſonders Petrarca nachahmte. In Anſehung der Reinheit des Styls war er ſo ſtreng, daß er, wie man erzählt, gegen vierzig verſchiedene Fächer hatte, welche ſeine Schriften nach und nach, ſo wie er ſie immer mehr und mehr gefeilt hatte, durchwandern mußten, und erſt wenn ſie vierzig Prüfungen beſtanden hatten, machte er ſie bekannt. Seine ſämmtlichen Werke, die vielfach einzeln gedruckt worden, ſind 1729 zu Venedig in vier Foliobänden erſchienen. Die wichtigſten derſelben ſind die Geſchichte Venedigs von 1487 bis 1513 in zwölf Büchern, die er ſowohl lateiniſch als italieniſch abfaßte: Le prose, Dialogen, in welchen die Regeln der toscaniſchen Sprache aufgeſtellt werden; Gli Asolani, Dialogen über die Natur der Liebe; Le rime, eine Sammlung trefflicher Sonette und Canzonen; ſeine Briefe, ſowohl die italieniſch als die lateiniſch geſchriebenen; De Virgilii Culice et Terentii fabulis liber: Carmina, eben ſo geiſtreich als geſchmackvoll, aber zum Theil von einem freiern Geiſte, als der Stand des Verfaſſers erwarten ließ, und einige andere.

Ben (hebräiſch: Sohn), eine Vorſetzſylbe vieler jüdiſchen Namen, wie z. B. Bendavid, Benaſſer ꝛc., welche bei den Iſraeliten in Deutſchland ſich in das deutſche „Sohn" verwandelt hat, wie die Namen Mendelsſohn, Jacobsſohn ꝛc. bezeugen; eine Benennungsart, deren Urſprung in dem altherkömmlichen, und in vielen Ländern noch jetzt beſtehenden Gebrauche der Iſraeliten zu ſuchen iſt, daß ſie keinen eigentlichen Familiennamen führen.

Benannte Zahlen. Iſt außer der Zahl auch der Gegenſtand angegeben, auf welchen ſie ſich bezieht, ſo heißt die Zahl benannt, z. B. 10 Thaler, 20 Pfund. Die Regel de tri fordert oft Multiplication und Diviſion benannter Zahlen durch benannte Zahlen. In ſolchen Fällen iſt aber der Multiplicator eventualiter mit ſeinen Bruchtheilen, als eine abſolute Zahl zu betrachten; Diviſor und Dividendus aber müſſen gleichartig ſein. Die Anſicht jedes Regel de tri Exempels macht dies deutlich.

Benares, Bhanaras, eine große fruchtbare Landſchaft in der brittiſchen Statthalterſchaft Bengalen in Hindoſtan, auf beiden Seiten des Ganges, zwiſchen dem 23ſten und 87ſten Grad n. Br., von 591¼ Q. Meilen und mit 2 Millionen Einwohnern. Die Hauptſtädte ſind Benares, Joanpur, Ghazypur und Mirzapur, nebſt den beiden berühmten Feſtungen Chunar und Bijaghur. Der ehemals unabhängige Rajah oder Fürſt ward 1775 von den Engländern zinsbar ge-

macht, und mußte ihnen jährlich 900,000 Thlr. bezahlen; aber ſchon 1781 nahm der General-Gouverneur Haſtings das Land für England förmlich in Beſitz, vertrieb den Rajah Cheit Sing, und ſetzte deſſen Neffen Babu Sing zum Scheinregenten ein, mit ſehr eingeſchränkter Gewalt, und mit Erhöhung des Tributes auf mehr als zwei Millionen Thaler. Die Hauptſtadt Benares oder Kaſchy am Ganges, unter 25° 18′ 36″ n. Br. und 83° ö. L. von Greenwich, iſt eine der größten indiſchen Städte, hat aber keine Mauern, meiſtens enge ſchmutzige Gaſſen, 12,000 Häuſer von gehauenen und Backſteinen, deren manche bis 5 und 6 Stockwerke hoch ſind, und 16,000 Lehmhäuſer, 580,000 beſtändige Einwohner, worunter 7000 Braminen, und 50,000 Mohammedaner ſind, und wovon 3000 zur Dienerſchaft der drei Hindu-Rajahs gehören, die ſtatt ihrer Herren die nöthigen Opfer und Reinigungen beſorgen. Zur Zeit der religiöſen Feſte iſt die Zahl der Bewohner nicht zu berechnen. Benares iſt der Hauptſitz der indiſchen Gelehrſamkeit, wo die Braminen in der Sanſkrit-Sprache, in der Aſtronomie, zu deren Behuf eine Sternwarte vorhanden, und in anderen Kenntniſſen regelmäßigen Unterricht ertheilen. Die Stadt enthält viele Pagoden, von welchen unter andern eine uralte als Wallfahrtsort für beſonders heilig gehalten wird. Die Hindus glauben, wer in Benares ſtirbt, kommt unmittelbar ins Paradies. Ein Gegenſtand der Bewunderung und ein Denkmahl der Mohammedaniſchen Übermacht ſowohl als der Unterdrückung von Indien iſt die prächtige in der Mitte der Hindu-Tempel im 17ten Jahrh. von Aurengzeb erbaute Moſchee. Die Einwohner von Benares ſind meiſtens Kaufleute, deren viele ſehr beträchtliche Geldgeſchäfte durch ganz Indien, ja ſogar bis an die ruſſiſche Grenze, treiben. Baumwollene Zeuge, Shawls, Gold- und Silbertreſſen, Brokate und Seidenzeuge werden von Benares durch den ganzen Oſten ausgeführt; auch iſt hier der Hauptmarkt für die Diamanten und andere Edelſteine aus den Gruben von Bundelkund. — Der Palaſt des Rajahs iſt zu Ramnaghur oberhalb der Stadt, auf dem gegenſeitigen Ufer des Ganges. Das engliſche Obergericht iſt die letzte Inſtanz der Provinz Benares. Die ſolchem Obergericht untergeordneten Richter haben Tribunäle zu Mirzapur, Allahabad, Bundelkund, Joanpur, Gorukpur und Benares, aber keine Criminal-Rechtspflege, die über Leben und Tod entſcheidet.

Bench, Kingsbench (Königsbank), iſt ein hohes Gericht in England, welches in London in dem ehemaligen Palaſt von Weſtminſter und abwechſelnd auch im Stadthauſe (Guildhall) gehalten wird, und über Sachen, welche die Krone betreffen, auch über Verbrechen, welche das Leben angehen, urtheilt. Es beſteht aus einem Präſidenten und drei Beiſitzern. Außerdem aber heißt auch Kingsbench das in London in der Vorſtadt Southwark gelegene, aus mehreren Gebäuden und Hofräumen beſtehende Gefängniß, das für die geringerer Vergehen, beſonders aber Schulden halber Verhafteten beſtimmt iſt, welche im Umfange des Gefängniſſes der vollkommenſten perſönlichen Freiheit genießen, und ungehindert ihre Geſchäfte fortſetzen können, auch einem eigenen Gerichte unterworfen ſind. Sehr intereſſante Nachrichten theilt unter andern Archenholz darüber mit.

Benda (Franz), älteſter Sohn eines böhmiſchen Leinwebers, war 1709 zu Albenatky in Böhmen geboren, und iſt als der Stifter einer eigenen Violinſchule in Deutſchland zu betrachten. Er hatte ſich auf das Studium der Geige gelegt, aber es gebrach ihm ſo ſehr an allen Hülfsmitteln, daß er ſich zu einer Truppe herumziehender Mu-

ſikanten begeben mußte, um ſeinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Unter dieſen befand ſich ein blinder Jude, mit Namen Löbel, der die Geige mit bewundernswürdiger Kühnheit und Vollkommenheit ſpielte und als das Vorbild zu betrachten iſt, nach welchem Benda ſich bildete. Dieſer, des unſteten Lebens müde, kehrte in ſeinem 18ten Jahre nach Prag zurück, wo er ſchon vorher Sopranſänger an der St. Nicolaikirche geweſen war. Nachdem er daſelbſt einige Zeit bei dem dortigen vortrefflichen Geiger Konyczeck Unterricht genoſſen hatte, unternahm er eine Reiſe nach Wien, und fand daſelbſt Gelegenheit, den Unterricht des berühmten Franziscello zu benutzen. Von hier trat er nach zwei Jahren als Capellmeiſter in die Dienſte des Staroſten Szaniawsky, wo er bis 1732 verblieb, in welchem Jahre ihn der damalige Kronprinz von Preußen (nachmals Friedrich II.), auf Quanz Empfehlung in ſeine Dienſte nahm. 1771 ward er an Grauns Stelle zum königlichen Concertmeiſter ernannt, und ſtarb als ſolcher 1786 zu Potsdam in einem Alter von 76 Jahren. Burney drückt ſich über ihn alſo aus: „Seine Manier war nicht Tartinis noch Somis, noch Veracinis, noch irgend eines andern bekannten Stifters einer Muſikſchule. Es war ſeine eigene, die er ſich nach den Muſtern der großen Meiſter gebildet hatte." Hiller, im erſten Bande ſeiner Biographie, ſagt: „Er brachte auf ſeinem Inſtrumente die ſchönſten, reinſten, lieblichſten Töne hervor, die man hören kann. Keiner kam ihm gleich in Präciſion des Spiels und in der Schärfe des Bogenſtrichs. Er kannte alle Schwierigkeiten und alle Hülfsmittel ſeines Inſtrumentes vollkommen, und verſtand die letztern zu benutzen. Der erhabene Geſang hatte für ihn den meiſten Reiz." Von ſeinen vielen Compoſitionen hat er nur zwölf Solos für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Unter ſeine Zöglinge im Geſange zählt man ſeine beiden Töchter, die Gattinnen der Capellmeiſter Reichard und Wolff.

Benda (Georg), zweiter Bruder von Franz, gothaiſcher Capelldirector, 1721 zu Altbenatky in Böhmen geboren, wurde zuerſt von Friedrich II. bei der zweiten Geige in der Capelle zu Berlin angeſtellt, trat aber 1748 als Capellmeiſter in die Dienſte des Herzogs von Gotha, wo er Gelegenheit fand, ſein Talent für Compoſition, beſonders für den Kirchenſtyl, immer mehr auszubilden. Der damalige Herzog von Gotha, Friedrich III., der ſelbſt ein großer Freund und Beſchützer der Tonkunſt war, ſetzte ihn in den Stand, 1765 eine Reiſe nach Italien zu machen, und ernannte ihn hierauf mit erhöhtem Range, zum Capelldirector. In Venedig traf Georg Benda den damals ſehr berühmten Haſſe an, deſſen freundſchaftlichen Umgang er auf eine ausgezeichnete Weiſe genoß. Auch mit ſeinem künftigen Nachfolger, dem Capellmeiſter Schweizer, traf er in Venedig zuſammen. Dieſe Reiſe gab ſeinem Geſchmacke und ſeiner Ausbildung einen Umfang und eine Vielſeitigkeit, welche er ohne dieſelbe vielleicht nie erreicht haben würde. Seine Talente hatten ſeit geraumer Zeit gleichſam geſchlummert; denn mit dem Tode Friedrichs III., 1772, hörte die Kirchenmuſik in der Hofkirche auf, für welche Benda ſeine vorzüglichſten Werke geſchrieben hatte. Jetzt aber begann in ſeinem Leben eine neue, glänzendere Periode. In Folge des Brandes, der 1774 das Schloß zu Weimar zerſtörte, war die berühmte Seilerſche Schauſpielergeſellſchaft gezwungen, von dort auszuwandern und begab ſich nach Gotha. Mit ihr kam auch Schweizer, der damals durch die Compoſition der Wielandſchen Oper Alceſte bekannt geworden war.

Durch ihn fühlte ſich Benda, der ſein Talent für die Theatermuſik ſchon durch die Opern Ciro riconosciuto und il buon Marito bewieſen hatte, aufs neue angeregt, für die Bühne zu arbeiten. Die erſte, ſehr bekannt gewordene Frucht davon war ſeine Ariadne, mit deren Entſtehung es folgende Bewandtniß hatte. Die Schauſpielerin Brandes, die Mutter der nachmals ſo berühmten Minna Brandes, hatte kein Talent für den Geſang. Aber Benda war ein großer Bewunderer ihrer Declamation und ihres Geberdenſpiels. Er wünſchte daher ihre Kunſt als Schauſpielerin zugleich mit der Kraft der Muſik verbinden zu können, und faßte die Idee zu einem Melodrama, die auch, nach Gotters und Engels Angaben, welcher letztere eben in Gotha war, von dem Schauſpieler Brandes ausgeführt wurde. Benda componirte den Text und ſomit entſtand das Melodrama Ariadne. Als Sonderbarkeit verdient angeführt zu werden, daß J. J. Rouſſeau ſchon einige Jahre früher dieſelbe Idee gehabt, und ſie auch in ſeinem Pygmalion ausgeführt hatte. Doch iſt erwieſen, daß Benda, als er den Plan zu ſeiner Ariadne faßte, von Rouſſeaus Unternehmung nichts wußte. Ariadne wurde bald in ganz Deutſchland und nachher auch in dem übrigen Europa, mit ſchwärmeriſchem Beifall aufgenommen, und ſie verdiente ihn wegen ihrer Originalität, Lieblichkeit und wahrhaft genialen Ausführung. Der Ariadne ließ Benda noch in derſelben Gattung die Medea von Gotter folgen, in welcher er jedoch mehrere Stellen arienmäßig behandelte. Dann ſetzte er noch folgende Opern: der Jahrmarkt, Walder, Romeo und Julie, der Holzbauer, Pygmalion und das tatariſche Geſetz. Alle haben zu ihrer Zeit wegen der wirklich in ihnen wohnenden Genialität einen mehr oder minder großen Beifall erhalten. Gegen das J. 1778 ſuchte Benda um ſeinen Abſchied in Gotha nach, weil er ſeinen Nebenbuhler Schweizer nachgeſetzt zu ſein glaubte, und beharrete, trotz der Einreden des Herzogs und der dringenden Bitten des ganzen Hofes und ſeiner ſämmtlichen Freunde, auf ſeinem Entſchluſſe, worauf er eine Reiſe durch Deutſchland machte, bald aber ſeines unſteten Herumirrens müde, wieder nach Gotha zurückkehrte und dort, wo er ehemals mit einem Gehalte von mehr als 1200 Thlrn. nicht hatte leben können, jetzt um eine Penſion von 400 Thlrn. nachſuchte, die er auch erhielt. In dieſe Zeit fällt ſeine Reiſe nach Paris, wohin er 1781 gerufen ward, um dort ſeine Ariadne, der man einen franzöſiſchen Text unterlegt hatte, in Perſon aufzuführen. Obgleich der Beifall, den dieſe Arbeit in Paris fand, getheilt war; ſo kehrte Benda, doch hinlänglich für ſeine Reiſe entſchädigt, nach Gotha zurück, von wo er ſich in ſeinen ländiſchen Aufenthalt nach Georgenthal, einem angenehmen Walddorfe, drei Stunden von Gotha, begab. 1785 zog er aber nach Ronneburg, und von da nach dem nahe gelegenen Köſtritz, wo er von nun an ganz in der Stille lebte, und von der Muſik gänzlichen Abſchied nahm. Hier ſtarb er 1795 in einem Alter von 78 Jahren. Die anziehenden Anekdoten, zu welchen ſeine Zerſtreutheit, ſo wie ſeine ganze übrige Originalität, Anlaß gegeben hat, müſſen wir, aus Mangel an Raum, hier mit Stillſchweigen übergehen. Sein Sohn, Friedrich Benda, der als Tonkünſtler nicht unberühmt war, und in meklenburg-ſchwerinſchen Dienſten ſtand, ſtarb noch vor dem Vater.

Bender, ſonſt Teckin oder Tigine, moldauiſch Tigino, 47° 16′ öſtl. L. 46° 50′ 32″ nördl. Br. Die Hauptſtadt eines Bezirks in der ruſſiſchen Provinz Beſſarabien am Dnieſter, an deſſen Ufern ſie halbmondförmig erbaut iſt, halb nach alter, halb nach neuer Art ſtark

befeſtigt, mit Gräben und Wällen umgeben, und mit einem auf der Anhöhe liegenden Caſtell. Sie hat zwei Vorſtädte, 7 Thore, 12 Moſcheen, eine armeniſche Kirche, dunkle, enge, ſchmutzige Gaſſen, 20,000 Einwohner, worunter 250 armeniſche Familien, ferner Tataren, Moldauer, Juden u. ſ. w. Der Handel iſt in Bender bedeutend, auch finden ſich hier Papiermühlen, Gerbereien, Eiſenſchmieden und eine Salpeterſiederei. Auch durch Carl XII. (ſ. d. Art.) iſt Bender berühmt geworden. 1771 erſtürmten die Ruſſen unter Panin dieſen Ort, wobei Beſatzung und Einwohner (an 30,000) niedergehauen und die Stadt verbrannt wurde. Der darauf folgende Frieden zu Kainard gab Bender den Türken zurück. Am 15ten Nov. 1809 eroberten es die Ruſſen wieder mit geringer Anſtrengung, und obſchon es im Frieden von Jaſſy abermals den Türken zufiel, ſo beſetzten es die Ruſſen doch im letzten Kriege von neuem, und behielten es im bucharester Frieden 1812, mit ganz Beſſarabien und der Moldau bis an den Pruth.

Benedict XIV. (Prosper Lambertini), einer der ausgezeichnetſten Päpſte, geb. 1675 zu Bologna aus einer angeſehenen Familie. Schon in ſeiner Jugend zeichnete er ſich durch ſchnelle Fortſchritte in allen Wiſſenſchaften aus. Mit beſonderer Vorliebe ſtudierte er den heiligen Thomas. Er legte ſich mit großem Erfolg auf das canoniſche und bürgerliche Recht, und ward zu Rom Conſiſtorialadvocat. In der Folge ernannte man ihn zum Promotor Fidei, wodurch er veranlaßt wurde, ſich die bei den Seligſprechungen üblichen Gebräuche bekannt zu machen, und ſpäter ein ſchätzbares Werk darüber zu ſchreiben. Leidenſchaftlich für die Wiſſenſchaften, für hiſtoriſche Forſchungen, für die Denkmäler der Kunſt eingenommen, verband Lambertini ſich mit allen berühmten Männern ſeiner Zeit. Er hegte die höchſte Achtung für den Pater Montfaucon, den er in Rom kennen lernte, und der von ihm ſagte: „daß er zwei Seelen habe, eine für die Wiſſenſchaften und eine für die Geſellſchaft.“ Seine ernſten Studien hinderten ihn nicht, ſich auch mit den trefflichſten Dichterwerken vertraut zu machen, durch die er ſeinen Geiſt erhob und ſeinen Ausdruck belebte. Nach und nach wurden ihm mehrere geiſtliche Ämter und Würden ertheilt. Benedict XIII. ernannte ihn 1727 zum Biſchof von Ancona, 1728 zum Cardinal und 1732 zum Erzbiſchof von Bologna. Allenthalben zeigte er große Talente und Tugenden, und erfüllte ſeine Pflichten mit dem gewiſſenhafteſten Eifer. Er widerſtand der Religionsſchwärmerei ſelbſt mit Gefahr ſeiner eigenen Sicherheit, nahm ſich der Unterdrückten an, und äußerte ſich gegen Clemens XII. mit ſeltener Freimüthigkeit, ohne darum das Wohlwollen deſſelben zu verlieren. Als nach Clemens XII. Tode 1740 im Conclave die Umtriebe des Cardinals Tencin die Wahl über den gewöhnlichen Zeitpunct hinaus verzögerten, und die Cardinäle ſich über die Wahl nicht vereinigen konnten, ſagte Lambertini mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit zu ihnen: „Wollt ihr einen Heiligen, ſo nehmt Gotti, einen Politiker, Aldobrandi, einen guten Alten, mich.“ — Dieſe gleichſam von ungefähr hingeworfenen Worte wirkten wie eine plötzliche Eingebung auf das ganze Conclave. Tencins Plane wurde vereitelt, und Lambertini beſtieg unter dem Namen Benedict XIV. den päpſtlichen Stuhl. Die Wahl der Miniſter und Freunde, mit welchen er ſich umgab, gereichte ſeiner Urtheilskraft zur höchſten Ehre. Der Zuſtand der Kirche und die Lage des römiſchen Hofes waren dem Scharfblicke und der Klugheit Lambertinis nicht entgangen. Seit der Reformation

zitterten die Fürſten nicht mehr vor dem Bannſtrahle des Vaticans. Die Päpſte hatten ihren Anſprüchen auf die zeitliche Oberherrſchaft entſagt, und Lambertini ſah wohl ein, daß das Anſehen des päpſtlichen Stuhls nur durch Nachgiebigkeit und weiſe Mäßigung erhalten werden könne. In dieſem Geiſte handelte er unabweichlich, und ſo gelang es ihm ſelbſt unter verwickelten und widerſtreitenden Verhältniſſen nicht nur die catholiſchen, ſondern durch Willfährigkeit und Duldung auch die proteſtantiſchen Fürſten zufrieden zu ſtellen. Die Wiſſenſchaften, die er mit Leidenſchaft liebte, waren ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Sorgfalt. Er ſtiftete Akademien zu Rom, erhöhte den Flor der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians meſſen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem ſelbſt entworfenen Plane erbauen, die ſchönen Gemälde in St. Peter in Moſaik ausführen, die beſten engliſchen und franzöſiſchen Werke ins Italieniſche überſetzen, und auf ſeinen Befehl fing man an, ein Verzeichniß der Handſchriften der vaticaniſchen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Er beſchützte und belohnte die Gelehrten. Die Verwaltung des Innern gereicht ſeiner Weisheit nicht minder zur Ehre. Er gab ſtrenge Geſetze gegen den Wucher, begünſtigte die Handelsfreiheit, und verminderte die Zahl der Feſttage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und duldſam. Er bemühete ſich, die Glaubensſätze und die guten Sitten aufrecht zu erhalten, wozu er ſelbſt das löblichſte Beiſpiel gab. Nach einer ſchmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit ſeiner Seele, noch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes verlor, ſtarb er am 3ten Mai 1758. Der einzige Vorwurf, den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel ſchreibe und zu wenig regiere. Wirklich füllen ſeine Werke in der zu Venedig erſchienenen Ausgabe 16 Foliobände. Das wichtigſte derſelben iſt ſeine Schrift von den Synoden, in welcher man den großen Canoniſten erkennt.

Benedictbeurn, ehemals eine Abtei, liegt im Königreich Baiern im Iſarkreiſe, 15 Stunden von München, in einer ſchönen fruchtbaren Gegend am Fuße des Vorgebirges gegen Tirol. Das Kloſter ward von den drei Brüdern Landfried, Waltram und Eliland, welche aus altherzoglich baierſchem Geſchlecht entſproſſen waren, ſchon um 740 geſtiftet. Die prächtige Stiftskirche ward unter dem Abt Placidus erbaut, und 1686 dem heil. Benedict zu Ehren eingeweiht. Bei der allgemeinen Aufhebung der Klöſter in Baiern ward auch das Kloſter Benedictbeurn 1804 verkauft. Seit 1805 iſt es im Beſitz des vormaligen geheimen Referendars Joſeph von Utzſchneider. Um die verlaſſenen Kloſtergebäude wieder mit Menſchen zu beſetzen und die Kloſterwaldungen zu benutzen, legte dieſer noch 1805 eine gemeine Glashütte an. 1806 errichtete er dann hier eine Kunſt-Glashütte, um das mechaniſche Inſtitut in München, welches er 1804 mit dem damaligen pfalzbaierſchen Artillerie-Hauptmann, Georg Reichenbach und dem Mechanikus Joſeph Liebherr, gegründet hatte, mit dem erforderlichen Flint- und Crown-Glas daraus zu verſehen. So bildete ſich hier in Zeit von 12 Jahren das berühmte optiſche Inſtitut, das zu allen aſtronomiſchen Inſtrumenten, die in den Werkſtätten der Hrn. v. Reichenbach und Liebherr für die meiſten Sternwarten von Europa verfertigt wurden, die optiſchen Gläſer geliefert hat. — Joſeph Fraunhofer, aus Straubing in Baiern gebürtig, iſt der geſchickte Optiker, welcher ſich hier in Benedictbeurn ſelbſt

ausgebildet hat, und nun dieſem Inſtitute vorſteht. (S. d. Art. Reichenbach.) Während der Continental-Sperre ward zu Benediktbeurn aus Kartoffeln mit Vortheil Zucker bereitet. Als dieſes Geſchäft anfing in Gang zu kommen, ward das Continental-Syſtem geſprengt, und Hr. v. Utzſchneider, um die Gebäude, die Geräthſchaften und Arbeiter nicht unbenutzt zu laſſen, errichtete dafür auf der Stelle eine Rauch- und Schnupftaback-Fabrik; eine Anſtalt, die nun in vollem Betrieb iſt, ſehr gute Tabake liefert, und viele Menſchen der umliegenden Gegend nützlich beſchäftigt. Die Schulanſtalt im Ortsgericht Benedictbeurn iſt in ſehr gutem Zuſtande, und wird von Hrn. v. Utzſchneider vorzüglich unterſtützt. Die von dem aufgehobenen Kloſter noch lebenden Geiſtlichen haben in einem Theile des ehemaligen Kloſtergebäudes eine Freiſtätte; ſie ſind gebildete Männer, werden von Hrn. v. Utzſchneider theils zu ökonomiſchen Geſchäften, theils und vorzüglich aber bei der Schule verwendet, und erhalten von ihm kleine Zulagen, um in ihrem Alter bequemer leben zu können. In der Nähe liegt das berühmte Wildbad Heilbrunn.

Benedictiner konnten vom 6ten bis in das 10te Jahrh. faſt alle Mönche im Abendlande genannt werden, weil ſie der Regel des heil. Benedictus von Nurſia (ſ. d. Art.), des Patriarchen der abendländiſchen Kloſtergeiſtlichen, folgten. (Vergl. d. Art. Klöſter und Orden.) Was einzelnen Klöſtern in Spanien und Frankreich um dieſe Zeit von ihren Biſchöfen vorgeſchrieben worden war, ſtimmte, wie die Regel des Irländers Columbanus (geb. 560, geſt. 615), im Weſentlichen mit der Regel Benedicts überein, und bei dem Fortgange ſeines Ordens vereinigten ſich jene Klöſter und die vom Orden Columbans mit ihm. Montecaſſino bei Neapel, das Stammkloſter der Benedictiner, ward das Muſter aller übrigen, ohne ihnen zu gebieten; denn die Klöſter ſtanden ohne gemeinſame Ordensobere noch unter den Biſchöfen ihrer Gegenden, und wichen in mancherlei theilweiſen Erweiterungen, Schärfungen oder Milderungen der Grundregel von einander ab. Nicht einmal die Farbe der Kleidung war übereinſtimmend. Die Columbaner hatten ſie weiß, wie auch die älteſten der Benedictinerinnen, welche im 6ten Jahrh. in Frankreich entſtanden. Nach den ſpäter erfolgten Vereinigungen trugen ſie alle Mitglieder dieſes Ordens ſchwarz, wie der Stifter gekleidet geweſen ſein ſoll. Der Verfall der Kloſterzucht ſeit dem 8ten Jahrh. veranlaßte die Verbeſſerungen Benedicts von Aniana in Frankreich, die erneuerte Einſchärfung der alten Regel und zeitgemäße Verordnung auf dem Concilium zu Aachen 817, die beſondern Satzungen und Brüderſchaften der berühmten Klöſter in Frankreich, Deutſchland und England, welche ſich in der Wildheit jener Zeiten zu Sitzen der Bildung erhoben (ſ. d. Art. Klöſter) und die Stiftung der Cluniacenſer, eines neuen Zweiges der Benedictiner, der aus dem 910 gegründeten Kloſter Clugny in Burgund hervorging. An die Stelle der bisherigen ungleichen und ſchwankenden Satzungen gaben die Cluniacenſer feſte Beſtimmungen über die Stunden des Gottesdienſtes, über den Gehorſam, die Zucht und die gemeinſchaftliche Regierung aller Klöſter ihres Ordens, die bald in ganz Europa Beifall und Nachahmung fanden. Im 12ten Jahrh. zählte ihr Orden 2000 Klöſter, deren Reichthum und Üppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Haupturſache ihres nachmaligen Verfalls wurde. Die Überreſte der Cluniacenſer vereinigten ſich im 17ten Jahrh. unter Richelieus

Begünſtigung mit den Benedictiner-Brüderſchaften von St. Vannes und St. Maurus, welche letztere 1618 geſtiftet, im Anfange des 18ten Jahrh. 180 Abteien und Priorate in Frankreich hatte, und durch gelehrte Glieder, wie Mabillon, Montfaucon, Martène, zu verdientem Anſehen gelangt iſt. Zu der Familie Benedicts gehören die auf den Stamm ſeines Ordens und auf ſeine Grundregel gebauten neuen Orden, welche ſeit dem 11ten Jahrh. entſtanden ſind, und ſich durch Tracht, Namen und beſondere Satzungen von den Benedictinern unterſcheiden, z. B. die Camaldulenſer, die Mönche von Vallombroſa, die Sylveſtriner, Grandmontaner, Karthäuſer, Cöleſtiner, Ciſtercienſer und Bernhardiner, Trappiſten und Religioſen von Fontevraud (ſ. die Art.). Ein verfaſſungsmäßig geordnetes und ariſtokratiſch oder monarchiſch regiertes Ganze haben die Klöſter von der Regel des heil. Benedict niemals ausgemacht, vielmehr mußten eine Menge Klöſter, welche von den alten exemten Benediktern abſtammten, ſich auf Befehl der tridentiniſchen Kirchenverſammlung nach und nach zu beſondern Brüderſchaften vereinigen. Unter dieſen verdienen die Benedictiner von Monte Caſſino, von Monte Vergine, von Monte Oliveto, welche ſich Olivetaner nennen, in Italien und Sicilien, wo ſie bis jetzt ununterbrochen geblüht haben, von Valladolid mit Montſerrat in Spanien, wo ſie noch gegenwärtig zu den reichſten Orden gehören, von Hirſchau und Fulda mit Bursfeld, welche beide eingegangen ſind, und von Mölk in Deutſchland wegen der Größe ihrer Beſitzungen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer Regel vorzügliche Erwähnung. Zu der noch jetzt beſtehenden und, durch die vom Staate angeordnete Verwendung ihrer Mitglieder und Einkünfte zu gemeinnützigen Zwecken, dem Zeitgeiſte angepaßten Brüderſchaft von Mölk halten ſich die übrigen Benedictiner-Klöſter im Öſterreichiſchen, z. B. Kremsmünſter, Mariazell, das Schottenkloſter in Wien u. a. m. An vielen der weiblichen Klöſter dieſes Ordens hat ausſchließend der Adel Antheil, weil die Stellen darin den einträglichſten Pfründen gleichen. Das ungebundenſte Leben führen die Benedictiner in Sicilien, meiſt jüngere Söhne vornehmer Familien. In Frankreich, wo die Zucht viel ſtrenger war, hat dieſer Orden mit den übrigen aufgehört. In Modena haben ſich Benedictiner wieder angeſiedelt und ein Kloſter mit Einkünften erhalten. E.

Benedictus (St.), der Gründer des erſten occidentaliſchen Mönchsordens, und daher der Patriarch der abendländiſchen Mönche. Er war 480 zu Nurſia in Umbrien (im jetzigen Kirchenſtaat) geboren, ging im 14ten Jahre ſchon in die Einſamkeit einer 40 Meilen von Rom in der Wüſte Subliaco gelegenen Höhle, und entwarf 515 eine Regel für ſeine Mönche, die zuerſt in dem von ihm auf dem Monte Caſſino bei Neapel, in einem Hain des Apollo, nach Zerſtörung deſſen Tempels, 599 geſtifteten Mönchskloſter eingeführt, und dann, da ſie vernünftiger und wohlthätiger als die vorigen war, und nach und nach die Regel alles abendländiſche Mönchsthums ward. Die Äbte von Monte Caſſino erlangten in der Folge biſchöfliche Gerichtsbarkeit und eine gewiſſe Patriarchie über den ganzen Orden. Benedict wollte die Geſchäftsloſigkeit verbannen, und verordnete daher, außer dem Werke Gottes (wie er Gebet und das Leſen geiſtlicher Bücher nannte), Unterweiſung der Jugend im Leſen, Schreiben, Rechnen, im Chriſtenthum, Handarbeit (worunter Handwerker und Künſtler aller Art) und Ökonomie des Kloſters. Kleidung und Leibespflege waren ſtrenge,

doch nicht übertrieben. Er ließ eine Bibliothek anlegen, wozu die alten gebrechlichen Brüder (ordo scriptorius) Handſchriften abſchreiben mußten. Dadurch half Benedict, ohne gerade eine ſolche Abſicht zu haben, die literariſchen Kenntniſſe vom Untergange retten. Denn obſchon er nur das Abſchreiben religiöſer Bücher verſtanden hatte, ſo ward dies doch in der Folge auf claſſiſche Werke aller Art ausgedehnt; und dem Benedictinerorden verdankt die gelehrte Welt die Erhaltung großer literariſcher Schätze. E.

Benevento, ein Herzogthum in der neapolitaniſchen Provinz Principato Oltra, von 8 □M., mit 20,348 Einw., welches mit Stadt und acht Dörfern ſeit dem 11ten Jahrh. dem päpſtlichen Stuhl gehörte. 1806 ſchenkte Napoleon es ſeinem Miniſter Talleyrand, der daher den Titel eines Prinzen von Benevent annahm, aber 1815 erhielt es der Papſt zurück. Ausgeführt werden Hornvieh, Getreide, Wein, Südfrüchte und Wildpret; die Staatseinkünfte betragen nicht über 6000 ſpaniſche Thaler, und dennoch empörten ſich die Einwohner 1820 auf eine kurze Zeit, was auffallend war, da ſich ſonſt ſolche Enclaven anderer Staaten in der Regel nicht übel befinden. In den früheſten Zeiten gehörte der weit ausgedehntere Staat von Benevent zum Lande der Samniter. Die Lombarden erhoben ihn 571 zu einem Herzogthum, welches noch lange nach dem Fall des lombardiſchen Königreichs unabhängig blieb. Später fiel es nach und nach in die Hände der Saracenen und der Normannen. Nur die Stadt und deren heutiger Bezirk blieben von den letztern verſchont, weil Kaiſer Heinrich III. dieſelben dem Papſt Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger abgetretenen Lehnrechte auf Bamberg in Franken überließ. Die befeſtigte Stadt Benevent (32° 27′ Länge, 40° 6′ Breite) auf einer Anhöhe zwiſchen den Flüſſen Sabato und Calore, welche ſich unweit derſelben vereinigen, hat 13,900 Einw., 8 Pfarrkirchen, 19 Klöſter, 8 Collegiatſtifte, ein Erzbisthum (ſeit 969) und mehrere Fabriken von gold- und ſilberplattirten Waaren, Leder und Pergament. Der Getreidehandel iſt beträchtlich; die jährlich hier gehaltenen Meſſen aber ſind unbedeutend. Faſt keine Stadt in Italien, Rom ausgenommen, verdient wegen ihrer Alterthümer ſo viel Aufmerkſamkeit als Benevent. Beinahe keine Mauer beſteht aus einem andern Stoffe als aus Bruchſtücken von Altären, Grabmälern, Säulen und Gebälken. Unter andern Denkmälern zeichnet ſich der prächtige, hoch wohl erhaltene, im J. 114 erbaute Triumphbogen Trajans aus, welcher unter dem Namen des goldenen Thors (Porta aurea) dem heutigen Benevent als Stadtthor dient. Die Hauptkirche iſt ein finſtres Gebäude im altgothiſchen Styl.

Bengalen, Bengal, eine Landſchaft in Oſtindien, zwiſchen 21—27° n. Br. und 86—92° ö. L. von Greenwich, enthält auf 4062½ □M. 18 Mill. Einw., wovon $\frac{4}{5}$ Hindus, $\frac{1}{10}$ Mohammedaner von afghaniſcher und arabiſcher Abſtammung, und $\frac{1}{10}$ theils portugieſiſche Abkömmlinge, theils andere Anſiedler fremden Urſprungs ſind. — Der Ganges, Burramputer (Brahmapootra), Dummuhda und verſchiedene andere Flüſſe durchſtrömen das Land, und ſtehen durch eine Menge kleiner Gewäſſer ſowohl, als durch die regelmäßigen jährlichen Überſchwemmungen dergeſtalt mit einander in Verbindung, daß faſt keine einzige Stadt die Wohlthat der Binnenſchifffahrt ganz entbehrt. — Bengalen liegt unter einem heißen Himmelsſtrich, allein die hohen Gebirge im Norden, und die große Menge fließenden Waſſers mildern die Hitze ſehr. Alle Gebäude müſſen auf Pfähle gegründet werden,

weil man in einer Tiefe von 3—4 Fuß überall Waſſer findet. Das bis auf ¼ ſeines Flächeninhalts ungemein fruchtbare Land bringt meiſtens in einem Jahre den zweijährigen Lebensbedarf der Einwohner an Getreide, Obſt und Gartenfrüchten hervor; und nur durch ganz ungewöhnlichen Mißwachs des Reißes, als des vorzüglichſten Nahrungsmittels aller Stände, kann zuweilen Mangel entſtehen. Die übrigen Landeserzeugniſſe ſind Baumwolle und Seide in großer Menge, Hanf, Flachs, Indigo, Wachs, Gummilack, Opium, Sandelholz, Pfeffer und andere Gewürze, Salpeter, der an manchen Orten aus der Erde hervorwächſt, Seeſalz und Eiſen. Zu den Hausthieren, welche Bengalen mit Benares (ſ. d. Art.) gemein hat, gehören noch die im ſüdöſtlichen Theile des Landes einheimiſchen Elephanten. Die Pferde ſind klein und unanſehnlich. Die Wälder ſind reich an Wildpret und Geflügel aller Art, aber die Jagd iſt gefährlich, wegen der Menge reißender Thiere, unter welchen der ſogenannte bengaliſche Königstiger, der Leopard und der Panther die erſten Stellen einnehmen. In den Flüſſen finden ſich neben den köſtlichſten Fiſchen Krokodille von allen Größen. Der größte Theil der Einwohner beſteht, wie ſchon erwähnt, aus Hindus. Beide Geſchlechter ſind ſchlank und fein von Wuchs, und trotz einer gewiſſen angebornen Furchtſamkeit außerordentlich ſtreitſüchtig. Ihre große, nützliche und ſinnreiche Betriebſamkeit wird blos von ihrer noch größeren Mäßigkeit in ſinnlichen Genüſſen übertroffen. Mit den einfachſten Hülfsmitteln liefern die bengaliſchen Weber, welche eine eigne Kaſte ausmachen, die feinſten und koſtbarſten Zeuge in Seide und Baumwolle. — Die Einkünfte, welche die oſtindiſche Compagnie, außer dem nicht zu berechnenden Vortheil eines faſt unbeſchränkten Handelsmonopols, von Bengalen bezieht, beſtehen hauptſächlich in den Pachtgeldern für Acker- und Gartenland, welches in ganz Hindoſtan für ein Eigenthum der Landesherrſchaft angeſehen wird. Dieſe Einkünfte betrugen von 1811—12, die von Bahar und Orixa mit eingeſchloſſen, 2,590,000 Pf. Sterling, wozu noch ungefähr 200,000 Pf. als Ertrag des Monopols über Salz und Opium gerechnet werden können. Die vorzüglichſten Städte von Bengalen ſind: Kalkutta (ſ. d. Art.), Dacca und Murſchedabad (Moorſchedabad); dann die Bezirkshauptorte: Birbkum (Beerbkoom), Boglepur, Burdwan, Dſchittagong (Chittagong) oder Islamabad, mit einem guten Hafen, Dinagpur, Hugley, Dſcheſſur (Jeſſore), Midnapur, Momenſing, Nuddiah mit einem Hinduſeminarium, Purniah, Radſcheſſahaye (Rajeſhahaye), Ramghur, Rungpur und Sylhot. Ferner Bendel, wo ſeit mehreren Jahrhunderten die Impfung der Kinderblattern üblich war; Kaſſimbaſar, Saidabad, Nattor, Maldah, Radſchomal und Mungulghaut. Merkwürdig iſt das Gebirgsland Garrau in Nordoſt, deſſen friedliche, den Engländern zinsbare Einwohner unter der Regierung ihrer Baneas (Älteſten) mit eigenen Prieſtern, in patriarchaliſcher Einfachheit leben. Bengalen ſtand ehemals unter dem Großmogul, und ward von einem Nabob oder Unterkönig regiert. Die Städte Gaur, Tonda, Radſchemal, Dacca und Murſchedabat waren wechſelsweiſe die Hauptſtädte des Landes. Nach der Zerrüttung des mongoliſchen Reiches durch Thomas Kuli-Khan, alſo ungefähr von 1757 an, verfuhr die engliſch-oſtindiſche Handelscompagnie, die in Kalkutta und andern Orten anſehnliche Beſitzungen hatte, ſehr willkürlich mit den Nabobs, die ſich von dem Großmogul meiſt unabhängig gemacht hatten. Der Major Adams eroberte 1763 in 4 Monaten ganz Bengalen, und verjagte den Nabob. — Shah Zadah, der den Titel Mogul

angenommen hatte, erklärte hierauf, beſonders in Folge der Bemühungen des damaligen Generalgouverneurs Lord Clive 1765 die Compagnie zu ſeinem Duan oder Einnehmer der Staatseinkünfte in Bengalen, Bahar und Orixa, gegen das Verſprechen, ihm jährlich eine gewiſſe Summe zu bezahlen, und dem beizubehaltenden faſt bloßen Titularnabob ebenfalls etwas Beſtimmtes zu Beſtreitung der Civilregierung auszuzahlen, für den Überreſt der Einkünfte aber die zum Schutz des Landes erforderlichen Truppen zu unterhalten. Auf dieſe Weiſe erhielt die Compagnie ein reines jährliches Einkommen von beinahe 1,700,000 Pf. Sterling, und nach dem Tode des Nabob Mir Jaffir 1770 die alleinige und höchſte Gewalt im Lande (der jetzige Nabob iſt nämlich ein Penſionär ohne alle ausübende Macht, die nicht ſelten von den Beamten grauſam gemißbraucht wurde. — Durch das 1766, zu Gunſten einer Geſellſchaft von 60 Perſonen mit Inbegriff Lord Clives, eingeführte Monopol auf Salz, Betel und Tabak, verloren die Landeseinwohner, binnen der 2 Jahre ſeiner Dauer, über 670,000 Pf. Sterling, welche ſie mehr als beim frühern und ſpätern freien Handel bezahlen mußten. — 1770 entſtand durch Mißwachs ein Mangel an Reiß, und die Beamten der Compagnie veranlaßten durch Aufkauf der ſchwachen Vorräthe eine Hungersnoth, in welcher über 3 Mill. Menſchen umkamen. Bengalen, Bahar, Orixa, Benares, Auhd und Tipra bilden die Präſidentſchaft Kalkutta, die erſte und wichtigſte der 4 engliſch-oſtindiſchen Präſidentſchaften, von zuſammen 16,000 □M. mit 32 Mill. Einwohnern. Die Militärmacht, welche die Compagnie in dieſen Ländern hält, beſteht in Friedenszeiten gewöhnlich aus 8000 Europäern und 60,000 Seapoys oder einheimiſchen Mohammedaniſchen Soldaten zu Fuß und zu Pferde unter europäiſchen Oberofficieren. Die 5 Hauptmilitärſtationen außer Fort Williams bei Kalkutta ſind: Barrakpur, Berhampur, Dſchittagong, Dacca und Daſchpur (Tajepore). Die oberſte bürgerliche Regierung von Bengalen beſteht aus einem Gouverneur (der zugleich Generalgouverneur von ganz Indien iſt, und drei Räthen, deren einer der Generalcommandant der Militärmacht iſt, während die beiden andern jedesmal auf drei Jahre aus den Civilbeamten der Compagnie gewählt werden. Die Provinzial- und Bezirksgerichte werden zwar gleichfalls von brittiſchen Beamten verwaltet, allein der Form wegen haben die Europäer überall einige Mohammedaniſche und indiſche Beiſitzer neben ſich. Die Geſetze ſind aus urſprünglich indiſchen, Mohammedaniſchen und engliſchen zuſammengeſetzt. Alle Religionen genießen gleiche Freiheit.

Bengel (Joh. Alb.), ein berühmter Lutheriſcher Geiſtlicher, geboren 1687 zu Winneden im Würtembergiſchen. Er ſtudierte zu Stuttgart und Tübingen, und ward dann 1713 Prediger und Profeſſor zu Denkendorf, machte aber vorher eine gelehrte Reiſe. Die griechiſche Sprache war ein Hauptgegenſtand ſeines Unterrichts. Beſonders beſchäftigte er ſich mit den Kirchenvätern und dem neuen Teſtament. 1741 wurde er Rath und Propſt zu Herbrechtlingen, 1747 in den weiten und 1748 in den engen Ausſchuß der Landſchaft gezogen, 1749 Prälat zu Alpirsbach. Er ſtarb 1752. Bengel war der erſte Lutheriſche Theolog, der die Kritik der Schriften des neuen Teſtaments in ihrem ganzen Umfange mit dem Scharfſinn, der Geduld und Reife des Urtheils behandelte, die eine ſolche Arbeit erfordert. Beſonders hat er ſich um die Berichtigung des Textes große Verdienſte erworben. Weniger Werth haben ſeine Bemerkungen, in welchen er ſich zuweilen durch ſeine Neigung zum Myſticismus hat irre

leiten laſſen. Seine Auslegung der Apokalypſe hat ihn bei Einigen den Ruf eines begeiſterten Propheten, bei den meiſten aber den eines Schwärmers erworben. Seine Sitten und ſein Charakter wurden allgemein geſchätzt.

Benjowſky (Mor. Aug. Graf von), ein Mann von raſtloſer Thätigkeit und von mannichfaltigen und außerordentlichen Schickſalen. Er war 1741 zu Werbowa in Ungarn geboren, wo ſein Vater General in kaiſerlichen Dienſten war, trat in das nämliche Heer, und diente im 7jährigen Kriege bis 1758, wo ihn ein Oheim, den er beerben ſollte, nach Lithauen rief. Seine Schwäger entriſſen ihm indeß ſein Vermögen in Ungarn, weshalb er dahin zurückkehrte, um ſie mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Aber die wiener Kanzlei erklärte ihn für einen Rebellen, und Benjowſky war genöthigt, nach Polen zu flüchten, wo er nach verſchiedenen Reiſen den polniſchen Conföderationen gegen die Ruſſen beitrat. Er ward nach und nach Oberſter, Befehlshaber der Cavallerie und Generalquartiermeiſter. Bei Kumenka ſchlug er einen ruſſiſchen Heereshaufen; bald nachher aber verlor er ein Treffen, und ward gefangen. Er entfloh dieſer höchſt grauſamen Gefangenſchaft, ward wieder ergriffen, und gegen das Verſprechen des Grafen von Panin 1770 nach Kamtſchatka verwieſen. Auf der Reiſe dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug; dieſer Umſtand verſchaffte ihm bei dem Statthalter Nilow eine gute Aufnahme, in deſſen Hauſe er in der Folge Eingang fand, und deſſen Kinder er in der franzöſiſchen und deutſchen Sprache unterrichtete. Hier verliebte ſich Aphanaſia, Nilows jüngere Tochter, in ihn, und ihre Liebe vermochte ihren Vater in der Folge, den Grafen in Freiheit zu ſetzen, und ihn mit derſelben zu verloben. Während deſſen hatte er ſchon den Plan entworfen, mit mehrern Mitverſchwornen aus Kamtſchatka zu entfliehen. Er war nahe daran, verrathen zu werden; ſogar Aphanaſia erfuhr ſein Vorhaben; aber ſie verließ ihn nicht, ſondern beſchloß, ihm zu folgen, und warnte ihn, als man damit umging, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. In Begleitung Aphanaſiens, die ihm unveränderlich treu blieb, obgleich ſie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet ſei, verließ er Kamtſchatka im Mai 1771. Seine Abſicht war, nach China zu ſegeln; ſtatt deſſen aber kam er nach vielen Mühſeligkeiten, die er ſowohl von der Natur als von ſeinen Leuten zu erdulden hatte, nach der japaniſchen Inſel Uſmay Ligon, wo man ihn überaus gut empfing. Er mußte ſich hier mit einem jungen Frauenzimmer verloben, und den Inſulanern das Verſprechen geben, wiederzukommen und eine Colonie zu errichten; ein Verſprechen, das er auch nach ſeiner Zurückkunft aus China zu halten gedachte. Er ſegelte nach Formoſa, wo er ſich ſelbſt durch die glänzendſten Anerbietungen nicht bewegen ließ, von ſeiner Reiſe abzuſtehen. Endlich kam er nach Macao, wo ihm von den Franzoſen, Holländern und Engländern Vorſchläge gethan wurden. Da er die erſten annahm, ſo erkauften die Engländer einen Theil der Beſatzung ſeines Schiffes, und Stepanow, ein Ruſſe, der ſchon früher mehrmals Meutereien zu erregen geſucht hatte, zettelte eine Verſchwörung wider ihn an. Allein ſie mißlang; Stepanow ward mit 4000 Piaſtern abgefunden, und ging in holländiſche Dienſte. Viele von Benjowſkys Begleitern ſtarben zu Macao am Fieber, unter ihnen auch Aphanaſia, die ihrem Geliebten ſtets treu verblieb. Endlich kam er glücklich nach Frankreich, und ward hier beſtimmt, auf der Inſel Madagaſcar eine Niederlaſſung zu gründen; ein Unternehmen, deſſen Schwierigkeit er

ſelbſt vorherſah, beſonders da der glückliche Erfolg deſſelben ganz von dem guten Willen der Beamten von Isle de France abhing, an die er wegen des größten Theils ſeiner Ausrüſtung und Unterſtützung verwieſen war. Dennoch begab er ſich auf die Reiſe, kam im Juni 1774 in Madagascar an, und betrug ſich, bei allen Widerwärtigkeiten des Climas und bei der Vernachläſſigung, die er vom franzöſiſchen Miniſterio erfuhr, ſtandhaft und klug. Er gewann die Achtung verſchiedener Völkerſchaften und ihrer Oberhäupter. Mehrere derſelben ſchickten feierliche Geſandtſchaften an ihn, und gaben ihm den Wunſch zu erkennen, ihn zu ihrem Ampanſacabe oder König zu ernennen. Der Graf nahm dieſe Anerbietung an, behielt ſich jedoch vor, dem König von Frankreich verpflichtet zu bleiben, bis er ſeine Entlaſſung erhalten habe. Dieſer Fall trat bald ein, als franzöſiſche Commiſſarien nach Madagascar kamen, welche Befehl hatten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, denen er aber auszuweichen wußte. Da nun ſeine Verbindung mit Frankreich gänzlich aufgehört hatte, ward er 1776 feierlich zum Ampanſacabe erhoben; wobei auch die Weiber ſeiner Gemahlin (die er ſchon in Frankreich aus Ungarn hatte kommen laſſen) den Unterwerfungseid ſchworen. In der Folge erklärte er ſeinen Vorſatz, ſelbſt nach Europa zu reiſen, um der Nation einen mächtigen Verbündeten und Handelsausſichten zu verſchaffen. Vergebens ſtellten ihm ſeine Unterthanen vor, daß er ſeinen Tod ſuchen wolle. Es ſcheint, des Grafen beleidigter Ehrgeiz habe ihn getrieben, Gelegenheit zu ſuchen, ſeinen Gegnern die Gerechtigkeit ſeiner Sache unter die Augen zu ſtellen. Bei ſeiner Zurückkunft in Frankreich ward er durch die Verfolgungen des franzöſiſchen Miniſteriums genöthigt, in kaiſerliche Dienſte zu treten, in welchen er jedoch nur zwei Jahre blieb, weil ihm der Kaiſer zu ſeinem Plane nicht behülflich ſein konnte. Von da wandte er ſich an den König von England, ebenfalls vergebens; dagegen fand er bei londner Privatleuten, und vorzüglich bei einem Handelshauſe zu Baltimore in Amerika, wohin er ſegelte, Unterſtützung. Im Oct. 1784 reiſte er ab, ließ aber ſeine Gemahlin in Amerika zurück, und landete glücklich im J. 1785 auf Madagascar. Als er hier aber Feindſeligkeiten gegen die Franzoſen anfing, ſchickte die Regierung von Belle Isle 60 Mann Soldaten gegen ihn. In einem Gefecht ward er von einer Kugel in die rechte Seite der Bruſt getroffen, und ſtarb wenig Minuten nachher. Dies geſchah im Mai 1786. Benjowsky hat ſeine Begebenheiten ſelbſt franzöſiſch beſchrieben. William Nicholſon hat dieſelben aus der Handſchrift engliſch überſetzt herausgegeben; wir beſitzen mehrere deutſche Überſetzungen davon. Kotzebue hat dieſen merkwürdigen Mann auch auf die Bühne gebracht.

Bennigſen, ſ. Ruſſiſch-deutſcher Krieg.

Benſerade (Iſaac von), ein berühmter witziger Dichter Frankreichs, wurde 1612 zu Lyons-la-Forêt, einer kleinen Stadt in der obern Normandie, geboren. Er ſchrieb mehrere Theaterſtücke, und verfertigte eine große Menge ſinnreicher Verſe für den König Ludwig XIV. und andere ausgezeichnete Perſonen. In der erſten Hälfte der Regierung dieſes Königs begünſtigte noch der Hof, und wer ſich nach dem Hofe bildete, die galanten Lieder, Rondeaux, Triolets, Madrigale und Sonette, deren Inhalt artige Einfälle und Tändeleien, beſonders aber Galanterien waren, die man im gezierten Hofſtyle den Damen ſagte. Niemand hatte es in dieſer Kunſt ſo weit gebracht, als Benſerade, der deswegen auch vorzugsweiſe le poëte de la cour hieß. Er empfing dafür mehrere Penſionen, ſo daß er im Stande war,

einen ungewöhnlichen Aufwand zu machen. Er beſaß viel Leichtigkeit im Reimen, und reichen Witz. Des Hoflebens überdrüſſig, zog er ſich bei vorgerücktem Alter auf ſein Landgut Gentilly zurück. Er litt am Stein, und war im Begriff, ſich operiren zu laſſen, ſtarb aber an den Folgen eines, durch die Ungeſchicklichkeit des Wundarztes, mißlungenen Aderlaſſes, im J. 1691.

Bentheim, eine Grafſchaft in Hannover, zwiſchen 24° 8′ und 24° 57′ öſtl. L. und 52° 15′ bis 52° 40′ n. Br., begrenzt von den Niederlanden, den hannöveriſchen Fürſtenthümern Aremberg und Rheina-Wolbeck und dem preußiſchen Fürſtenthum Salm. Der Flächeninhalt beträgt 19 □M., die Bevölkerung gegen 25,000 Seelen. Man zählt 3 Städte, 1 Marktflecken und 62 Dörfer. Die Einkünfte betragen gegen 100,000 Fl. Ein großer Theil des Bodens beſteht aus Moorland und dient nur zu ſchlechten Viehweiden und Torfgräbereien. Der übrige Theil iſt ziemlich fruchtbar an Getreide, Hülſenfrüchten, Rübſamen, Kartoffeln, Flachs und Holz. Auch Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine u. ſ. w. gehören zu den Erzeugniſſen des Landes. Die Landesreligion iſt die reformirte. Lutheraner und Katholiken haben freie Religionsübung. — Sonſt war Bentheim eine unmittelbare Reichsgrafſchaft. Schulden nöthigten 1753 den Prinzen Friedrich Carl Philipp, ſein Land auf 30 Jahre an Hannover zu verpfänden, welcher Vertrag 1783 auf andere 30 Jahre verlängert ward. Nach der Beſitznahme Hannovers durch die Franzoſen ward der Prinz bewogen, 1804 ſein Land durch Erlegung einer gewiſſen Summe auszulöſen. Aber deſſen ungeachtet unterwarf es Napoleon 1807 der Oberherrſchaft des Großherzogs von Berg, und vereinigte es 1810 ganz mit Frankreich. Gegenwärtig beſitzt Hannover die Landeshoheit und der Fürſt von Bentheim-Steinfurt, iſt wegen Bentheim hannövriſcher und wegen Steinfurt preußiſcher Standesherr.

Bentink (William Henry Cavendiſh, Lord), jüngerer Bruder des Herzogs von Portland, geb. 1774 und vermählt 1803 mit Marie Acheſon, einer Tochter des Grafen Gosford. In demſelben J. ward er zum Gouverneur von Madras ernannt. Nach ſeiner Rückkehr aus Oſtindien ſandte ihn der König als bevollm. Miniſter nach Sicilien, und gab ihm als Gen. Lieut. ein Armeecorps zur militäriſchen Beſetzung dieſer Inſel mit. Sein Beharren bei einem Syſtem, ſein Stolz und die Macht, womit er Sicilien gleichſam beherrſchte, nöthigten die Königin, ſich nach Wien zurückzuziehen, und brachten in Sicilien 1812 eine Art von Revolution hervor, wonach dieſe Inſel eine beinahe der engliſchen gleiche Verfaſſung durch Berufung eines Parlaments annahm. Im Juli 1813 landete er in Catalonien, belagerte Taragona, mußte ſich aber nach der Schlacht bei Villa Franca im Oct. wieder einſchiffen. Zu Anfang des J. 1814 verließ er abermals Sicilien, landete zu Livorno, und wendete ſich dann nach Genua, welches er eroberte und lange Zeit gleich einem Herrſcher regierte. Während des Friedensbruchs des Königs Murat, (1815), befand er ſich wieder in Toscana, ohne die Unternehmungen der Öſterreicher zu unterſtützen, und eilte dann nach Neapel, wo er aber vom König nicht angenommen wurde. Als er ſpäter, während ſeiner diplomatiſchen glänzenden Anweſenheit zu Rom, von dieſem König eine Brillantdoſe mit ſeinem Bilde zum Geſchenke erhielt, war er ſtolz genug, im Andenken an deſſen früheres Benehmen, dieſelbe nicht anzunehmen. Von Rom zurückberufen, trat er in die Cammer der Gemeinen als Deputirter der Grafſchaft Nottingham.

Bentley (Richard), einer der gelehrteſten und genialſten Kritiker, Sohn eines Gerbers; war 1662 in Oulton bei Wakefield in der Grafſchaft York geboren, und zeigte ſehr früh außerordentliche Talente mit einem ſeltenen Fleiß verbunden. Er beſuchte zuerſt die Schule von Wakefield, ging von da 1676 nach Cambridge, welches er 1681 verließ, um Schulhalter zu Spalting, dann Lehrer bei dem Sohne des Dechanten von St. Paul, und hierauf Capellan des Biſchofs von Worceſter zu werden. Mit welchem Eifer er die alten Sprachen ſtudierte, beweiſt der Umſtand, daß er vor ſeinem 24ſten Jahre ſich ein alphabetiſches Verzeichniß aller hebräiſchen Wörter in der Bibel mit ihren chaldäiſchen, ſyriſchen, lateiniſchen u. a. Bedeutungen zuſammengeſetzt hatte. Da Robert Boule, einer von den Söhnen der Grafen Cork, in ſeinem Teſtamente ein Vermächtniß für eine beſtimmte Anzahl Predigten, die jedes Jahr zur Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion gehalten werden ſollten, gegründet hatte, wurde Bentley 1692 dazu gewählt, den Willen dieſer Stiftung zu erfüllen. Er arbeitete acht Reden aus, deren Gegenſtand die Ungereimtheit des Atheismus iſt, und wobei er ſich auf die philoſophiſchen Ideen Newtons ſtützt und ſelbſt einige von Locke angenommen hat. Dieſe Schrift hat im Engliſchen mehrere Ausgaben erhalten, und iſt in verſchiedene Sprachen überſetzt worden. Im J. 1697, als Grävius den Kallimachus herausgegeben hatte, ſchickte ihm Bentley eine große Sammlung von Bruchſtücken dieſes Dichters, nebſt ſeinen Bemerkungen, und in demſelben Jahre ſchrieb er, in der Folge der Wottonſchen Schrift über die Gelehrſamkeit der Alten und Neuen, eine Abhandlung über die Briefe des Themiſtokles, Sokrates, Euripides, Phalaris und über die Fabeln des Äſop. Sie wurde eigentlich durch ſeinen ungefälligen und ſtreitſüchtigen Charakter veranlaßt. Boyle, Graf von Orrery, hatte 2 Jahre vorher die Briefe des Phalaris herausgegeben, und ſich in der Vorrede über Bentleys Ungefälligkeit beklagt, der ihm eine Handſchrift von der St. James-Bibliothek nur auf ſo kurze Zeit vergönnt hatte, daß er ſie nicht gehörig benutzen konnte. Bentley, um ſich für dieſen Angriff zu rächen, bewies die Unächtheit der Briefe. Im J. 1700 ward er Lehrer an dem Collegium der heil. Dreieinigkeit zu Cambridge. Er verzichtete auf das Canonicat von Worceſter, und wurde das Jahr darauf zum Archidiakonus von Ely ernannt. Während er ſich hier in die verdrießlichſten Streitigkeiten verwickelte, ſetzte er ſeine gelehrten Arbeiten fort, und gab 1710 ſeine kritiſchen Bemerkungen über 2 Luſtſpiele des Ariſtophanes, und unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis ſeine Verbeſſerungen der Bruchſtücke des Menander und Philemon, 1711 ſeinen trefflichen Horaz (3te Ausg., Amſterdam 1728) und 1726 ſeinen Terenz und Phädrus heraus, welcher letztere aber von Hare in der berühmten Epistola critica ſcharf durchgenommen wurde. Seine Ausgabe des Horaz, die noch jetzt für die beſte gelten darf, iſt als ſein vorzüglichſtes Werk zu betrachten. Tadel erhielt er von den Engländern über ſeine Ausgabe des verlornen Paradieſes von Milton, worin er ohne Rückſicht Veränderungen vornahm, und dadurch manche Eigenthümlichkeit und Schönheit verwiſchte. Er ſtarb 1742.

Benzel-Sternau (Carl Chriſtian Graf von), Geheimerrath und Miniſterialdirector für das Departement des Innern im ehemaligen Großherzogthum Frankfurt; früher churfürſtl. erzkanzl. Staatsrath zu Regensburg, jetzt privatiſirend in der Schweiz, als einer der ausgezeichnetſten humoriſtiſchen Schriftſteller unſerer Zeit, und Gei-

ſteverwandter J. Pauls bekannt. Seinen literariſchen Ruhm begründete das goldene Kalb (eine Biographie, 1802 bis 1804. 4 Bde. 8., in der erſten Ausg), welches geiſtvolle Werk ſehr zahlreiche Leſer fand; ihm folgten die Lebensgeiſter, Gotha 1804, 8.; Geſpräche im Labyrinth, 3 Bde., 1806, 8.; der ſteinerne Gaſt; die Zeitſchrift Jaſon u. a. — Mannichfaltigkeit und ſchwelgender Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üppiger Witz, Feinheit und Beobachtung, tiefe Weltkenntniß, die ſich vorzüglich in Ausmalung der Charaktere und Einwebung ſeiner Bemerkungen und kräftiger Sittenſprüche zeigt, dunkle Miſchung von Scherz und Ernſt ſind ſeinen Werken eben ſo eigen, als die mangelhafte Erfindung und eine oft nach Witz jagende, räthſelhaft dunkle und ſpitzfündig tiefe Behandlung ſeiner Gegenſtände, welche nebſt dem Seltſamen, Überraſchenden und Überladenen der Compoſition den reinen Genuß nicht ſelten ſtört, und die Gediegenheit der Form unmöglich macht. Dennoch bleibt das Leſen derſelben höchſt anziehend, und wenn es nicht lange Zeit ununterbrochen fortgeſetzt wird, ſehr genußreich.

Benzoë nennt man den an der Luft ausgetrockneten milchigen Saft aus dem Stamme des Styrax benzoin, eines in Oſtindien, Siam und Sumatra wachſenden Baums. Wir erhalten die Benzoë in Form röthlich gelber, durchſichtiger, aromatiſcher Maſſen. Die Benzoëſäure iſt ein Beſtandtheil vieler Pflanzen, beſonders in aromatiſchen Balſamen, in der Vanille, im Bibergeil, im Harn der Kinder und aller von Kräutern lebender Thiere, ja die jetzige Kunſt vermag ſolche zu bilden. Sie macht einen Übergang in die Harze und in den Kampfer, bildet durchſichtige, weiße, nadelförmige Prismen, hat einen ſcharfen Geſchmack und, beſonders etwas erwärmt, einen aromatiſchen Geruch. In Alkohol und in Äther iſt ſie leicht auflöslich. Auch concentrirte Mineralſäuren löſen die Säure auf, ohne ſie zu zerſetzen. Die Sublimation der Säure aus Benzoëharz, in feine Spießchen, nannte man ehemals Benzoëblumen.

Beobachtung iſt der Zuſtand des Geiſtes, in welchem man die Gegenſtände auf ſich einwirken läßt, um mit ungeſtörter Aufmerkſamkeit auf ihre Veränderungen und Wirkungen das Eigenthümliche und Unterſcheidende derſelben kennen zu lernen. Hieraus geht hervor, daß alle Beobachtung mit Abſicht verbunden, und auf Erfahrung oder gewiſſe Kenntniß der Erſcheinungen gerichtet iſt, welche man durch dieſelbe zu gewinnen ſucht, ja daß die reine Erfahrung nicht ohne Beobachtung erworben wird. Ferner leuchtet auch ein, daß zur Beobachtung, wenn ſie dieſes Ergebniß hervorbringen ſoll, nicht nur ein Gegenſtand, welcher in dem Kreiſe der Erfahrung liegt, ſondern auch von Seiten des Beobachtenden, ein feiner Sinn (des äußern oder innern, je nachdem eine äußere oder innere Erfahrung gemacht werden ſoll), d. i. ein natürlich unverfälſchtes und richtig geübtes Wahrnehmungsvermögen, mit geſunden Sinnen, im Zuſtande des ruhigen, leidenſchaftloſen Bewußtſeins, und ein gewandtes Nachdenken, welches das Wahrgenommene zu vergleichen, zu unterſcheiden, und ihm ſeinen gebührenden Platz in dem Gebiete der ganzen Erkenntniß anzuweiſen fähig iſt, erfordert werde. Wo dieſe Erforderniſſe in einem hohen Grade vorhanden, und durch Übung und Ausbildung zu einem beſondern Talente, das Eigenthümliche der Dinge leicht, ſicher, vollkommen und genau aufzufaſſen, entwickelt und verbunden ſind, da redet man von dem Beobachtungsgeiſte. Unentbehrlich iſt er dem Geſchäftsmanne, der ſich auszeichnen will, und demjenigen, welcher die Erfah-

rungswiſſenſchaften bearbeitet. Doch unterſcheidet ſich die gemeine Beobachtung, d. i. die Beobachtung zu Zwecken des gemeinen Lebens, von der wiſſenſchaftlichen dadurch, daß letztere methodiſch, d. h. nach beſtimmten und leitenden Grundſätzen, welche aus dem Weſen der Wiſſenſchaft, zu deren Behuf die Beobachtung gemacht wird, hervorgehen, angeſtellt werden muß, und auf das Auffinden allgemeiner Geſetze, ſo wie auf die Unterſcheidung des Weſentlichen und Zufälligen, ausgeht. Auch iſt ſie verſchieden nach den verſchiedenen Gegenſtänden und Gebieten der Erfahrung. So iſt z. B. die Beobachtung äſthetiſcher Gegenſtände hauptſächlich von einer ruhigen oder lebendigen Einbildungskraft, und von einem regen, zarten Gefühle abhängig; einer andern Beobachtung ferner bedarf der bildende Künſtler, einer andern der Tonkünſtler, Dichter, Staatsmann u. ſ. w., um in ſeinem Kreiſe etwas Zweckmäßiges zu wirken. Die Kunſt insbeſondere ſetzt Beobachtungen zwar voraus, aber der geniale Künſtler bildet nicht durchaus abhängig von der Beobachtung, ſondern nur mittelbar. Die Beobachtung entſpringt in ihm aus einer regen Theilnahme für die zu beobachtenden Gegenſtände der Kunſt und Natur, oder aus irgend einem bedeutſamen Geſichtspunct derſelben, iſt ohne Ängſtlichkeit und Zwang, und trägt dem Künſtler früher oder ſpäter bei der Bildung ſeiner Ideale herrliche Früchte, indem die gewonnene Wahrnehmung, in den ſelbſtgeſchaffenen Kreis ſeiner Ideale unvermerkt aufgenommen, in die Darſtellung verwebt, oder in eine höhere Anſchauung verwandelt wird, und dem ſinnigen Beſchauer aus dem Werke des Künſtlers mit bedeutungsvoller Wahrheit, obwohl in einem höhern Lichte, entgegentrit. Zur Anwendung und glücklichen Verarbeitung der Beobachtungen in der Kunſt aber gehört Freiheit, Geſchmack und Witz. Auch hat die Beobachtung der Natur und der Kunſtwerke verſchiedene Vortheile. Der äſthetiſche Kritiker aber bedarf zur richtigen Beurtheilung gegebener Kunſtwerke, nebſt den leitenden Ideen der Kunſttheorie und Äſthetik, auch der vielſeitigen Beobachtung, um denſelben an ſich und im Verhältniß zu andern Werken ihrer Gattung den gebührenden Platz anzuweiſen. Eine beſondere Art der Beobachtungen wird durch Verſuche oder Veränderungen bewirkt, welche man mit einem Gegenſtande vornimt; um ihn in verſchiedenen Lagen und von verſchiedenen Seiten zu betrachten, und dadurch das Weſentliche von dem Zufälligen genauer abzuſondern. Daher ſtellt man auch oft Verſuche den Beobachtungen entgegen, und ſetzt für die letztern, obwohl etwas willkürlich, voraus, daß der Gegenſtand in ruhigem, von dem Beobachter nicht veränderten Zuſtande betrachtet werde. Beobachten heißt ſonach, die Natur und Verhalten eines Gegenſtandes mit Aufmerkſamkeit betrachten und wahrnehmen. T.

Bepuncten (in der Muſik), mit Puncten verſehen. Der muſikaliſche Punct iſt zweierlei Art: 1) Ein Punct über der Note bedeutet, daß dieſelbe abgeſtoßen werden ſoll; dies pflegt man auch durch den italieniſchen Ausdruck staccato zu bezeichnen. Das Abſtoßen ſteht dem Schleifen (legato), welches durch einen halbcirkelförmigen Strich über den Noten angedeutet wird, entgegen. Zuweilen trifft es ſich aber auch, daß unter dieſem Striche, der das Schleifen der Noten andeutet, und über den Noten ſelbſt ſich noch Abſtoßungspuncte obenein befinden. In dieſem Falle iſt der Vortrag der Paſſage halb ſchleifend, halb abſtoßend, d. h. bei den Bogeninſtrumenten wird der Bogen zwar bei jeder Note von der Saite aufgehoben, fährt aber in derſelben Richtung fort. 2) Der Punct neben der Note bedeutet eine Ver-

größerung derſelben in Hinſicht ihrer Dauer. Steht z. B. der Punct hinter einer Viertelnote, ſo wird dieſelbe zu einer Anderthalbviertel- oder Dreiachtelnote, u. ſ. w. Stehen zwei Puncte hinter einer Note, ſo gilt die zweite wiederum die Hälfte von dem erſten, ſo daß z. B. eine Viertelnote mit zwei dahinter geſetzten Puncten den Werth von ſieben Sechzehntheilen erhält.

Berberei, ſ. Barbatesken.

Berbice, eine der drei von den Niederländern an England abgetretenen Guiana-Colonien. Dieſe ſowohl als Demerary und Eſſequebo gewinnen durch ihre Lage in der Nähe der ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten und durch ihre natürliche Fruchtbarkeit und leichte Vertheidigung, verglichen mit den koſtbaren kleinen Antillen-Colonien, eine große Wichtigkeit für ihr jetziges Mutterland und ſind von der Politik deſſelben ſeit der Erwerbung beſtimmt zu Eingangspuncten der brittiſchen Induſtrie auf dem ſüdamerikaniſchen Continent zu dienen. Der Fluß Berbice hat den Fehler, durch eine Sandbank vor der Mündung gerade in dieſer ſeicht zu ſein, doch liegen ungefähr 100 reiche Plantagen von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao und Tabak, von der Mündung bis Fort Naſſaw am Ufer. Die Colonie reicht jetzt am Meere vom Abarry-Fluß (Creek) bis an den Fluß Courantine, und hat reichlich 2° Küſtenbreite am Meer. Der Boden der ganzen Colonie iſt aus Fluß- und Meeranſchwemmungen allmählig erhöht worden, und reicht bis an den großen Waſſerfall des Berbice, der immer große Maſſen Erde und fruchtbarer Vegetationsreſte in die Ebene hinabwälzt und dieſe dadurch aufſchlickt. Die engliſche Regierung, die die große Wichtigkeit dieſer jungen Niederlaſſung einſah, ließ den ganzen Marſchgrund der Colonie ausmeſſen, und läßt die eingedeichten Gründe an Plantagenliebhaber von einigem Vermögen in mäßigen Landlooſen vertheilen, da von den Niederländern bisher nur wenig Land in Bebauung genommen worden war. Alle Waldung an Manglebäumen, die hier die Sümpfe verewigte, wurde ausgerottet und die nämliche Gegend dadurch geſund, die früher ein wahres Fieberland war; zugleich wurde die Gegend bedeicht und durch Abwäſſerungen in 8 Jahren trocken gelegt; der Weg von Berbice nach Demerary, vormals ein Waldpfad, iſt jetzt ein ſchöner trockner Straßendamm, 60 Fuß breit mit 6 Fuß breiten Einfaſſungen. Die niedrigen Weiden (Savanen) der Pflanzungen dienen jetzt zur Nahrung für geſundes Plantagenvieh, ſo ſehr hat ſich die Natur des Bodens durch Kunſt verändert. Kaffee (an 2 Mill. Pf.), Baumwolle und Cacao ſind noch die Haupterzeugniſſe dieſer blühenden Colonie, deren Abgaben, um ihr noch mehr aufzuhelfen, gegen andre europäiſche Colonien ſehr mäßig ſind und die auch das Vorrecht genießt, ihre Producte nach den Niederlanden ausführen zu können. Weiße und Mulatten leben in der Colonie 5010 und Neger 40,110 Köpfe. Neu-Amſterdam iſt der Hauptort der Colonie und Sitz ſeiner Regierung. Die Stadt liegt in der Gabel des Canje-Fluſſes und des Berbice und iſt noch 6 deutſche Meilen ſtromaufwärts ſchiffbar. (48)

Berchas, richtiger aber Birchath, ſind zwei Brote, über welche die Iſraliten beim Aufbrechen den Sabbath einweihen, und haben ihren Grund in dem 2. Buch Moſis 16. Cap. 22. u. 29. V. Ihren Namen haben ſie von Birchas Elohim, welches Segen Gottes heißt; um das Wort Gott nicht immer vergeblich dazu zu ſetzen, haben ſie Segen allein ſtehen laſſen. Frauen dürfen den Segen, auch

in Abweſenheit ihrer Männer, über das Brot und den Wein nicht ſprechen, ſondern müſſen alsdann einen andern darum erſuchen.

Berchtold (Leop. Graf von), ein durch ſein unausgeſetztes Streben für Menſchenwohl merkwürdiger Mann. Den größten Theil ſeines Lebens brachte er damit zu, Unglückliche aufzuſuchen, die Thräuen der Leidenden zu trocknen, und diejenigen, die dem Verderben nahe waren, demſelben zu entreißen. Dreizehn Jahre durchreiſte er Europa, und 4 Jahre Aſien und Afrika, um Menſchenglück und Menſchenelend kennen zu lernen, und überall das erſtere zu befördern und letzteres zu mildern. Seine auf allen dieſen Reiſen gemachten Erfahrungen legte er zuerſt in einem Werke nieder, unter dem Titel: Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers (London 1789, 2 Thle.). Außer dieſem Werke verfaßte er mehrere, meiſtens kleinere Schriften, welche ſämmtlich den Zweck haben, durch Verbeſſerung der polizeilichen Verfaſſung größeres Wohlſein des Volks zu befördern, und welche er meiſtens, und zwar in mehrern europäiſchen Ländern, auf ſeine Koſten drucken nnd unentgeltlich unter das Volk austheilen ließ. Zu dieſem Zwecke ſetzte er auch aus ſeinem großen, der Menſchheit ganz gewidmeten Vermögen Preisaufgaben aus, durch welche er theils unmittelbar, theils auch durch ſeine großen Verbindungen in allen Ländern Europas, die mancherlei Flug- und Preisſchriften, welche damals über die Rettungsmittel der Ertrunkenen und Scheintodten herauskamen, veranlaßte. Von 1795 — 1797 bereiſte er die aſiatiſche und europäiſche Türkei hauptſächlich in der Abſicht, um den Verheerungen der Peſt entgegenzuarbeiten, und, wo möglich, auch Mittel zu ihrer Heilung aufzufinden. Späterhin beſchäftigte ihn die Verbreitung der Schutzpocken ungemein. Noch iſt im friſchen Andenken, wie er einen Preis von 1000 Fl. für das beſte Lehrbuch der Humanitätsanſtalten ausſetzte, und in der furchtbaren Hungersnoth, welche von 1805 — 1806 in dem Rieſengebirge herrſchte, dort Korn und Nahrungsmittel aus entfernten Gegenden herbeiſchaffte. Zuletzt hatte er auf ſeinem Gute Buchlau in Mähren das ſchöne Schloß Buchlowitz zu einem Spital für die kranken und verwundeten öſterreichiſchen Krieger eingerichtet, und hier raffte den Patrioten und Menſchenfreund 1809 ein anſteckendes Nervenfieber hinweg.

Beredſamkeit heißt im Allgemeinen die Fähigkeit, ſich ſo auszudrücken, wie es erforderlich iſt, um den mit der zu haltenden Rede beabſichtigten Zweck erreichen zu können. Dieſer Zweck iſt doppelter Art: man kann nämlich belehren und überreden wollen, woraus alſo auch für uns neuere Völker Kanzel- und gerichtliche Beredſamkeit hervorgeht. Die bloße mittheilende Beredſamkeit des geſellſchaftlichen Lebens kann hier, wo nur von einer künſtlichen Beredſamkeit die Rede iſt, nicht berückſichtigt werden. Dieſe letztere hat es mit zwei Gegenſtänden zu thun, mit dem Inhalt und mit der Form. Da jedoch der Zweck der künſtlichen Beredſamkeit an ſich ſelbſt kein rein künſtlicher, ſondern im Gegentheil gerade zu ein bürgerlicher iſt, ſo geht hieraus ſchon von ſelbſt hervor, daß es bei ihr durchaus weniger auf die äußere künſtliche Form, als auf den innern Gehalt, und auf die Kraft des Geiſtes ankomme, mit welcher dieſer im Stande iſt, den gegebenen Stoff nicht etwa mit der Einbildungskraft, ſondern einzig und allein mit dem überlegenden Scharfſinne zu verarbeiten. Es iſt demnach vorzüglich auf die Anordnung des Stoffes zu ſehen, welche ſo beſchaffen ſein muß, daß dadurch theils das

Ganze, theils auch ſeine einzelnen Theile dem Zuhörer auf die möglichſte klare Weiſe vorgeſtellt und deutlich gemacht werden, wobei es denn vorzüglich auf die Kunſt ankommen dürfte, die Haupt- und Unterabtheilungen der Rede in ſo ſcharfen Umriſſen von einander zu trennen, daß der Zuhörer ſie leicht auffaſſe. Nächſt dieſem Erforderniſſe dürfte beſonders zu beobachten ſein, daß der Redner ſich einer ſolchen Einkleidung befleißige, welche durch die ſchnellſte und deutlichſte Verſinnlichung der Ideen bewirkt werde. Die wirkliche Beredſamkeit findet übrigens nur in der eigentlichen Rede Statt. In dieſer glänzten beſonders die alten Griechen und Römer, deren ſämmtliche Staatsverhältniſſe und gerichtliche Gegenſtände öffentlich verhandelt wurden. Was die öffentlichen gerichtlichen Reden in Frankreich und England, nebſt den Parlamentsverhandlungen betrifft, ſo ſind dieſe, die nicht des ganzen Volkes, ſondern nur einiger theilnehmender Perſonen wegen gehalten werden, durchaus nicht im Stande, die eigentliche Beredſamkeit, wie ſie die Römer und Griechen hatten, bis zur Kunſt auszubilden. Alles, was demnach Frankreich und England in der öffentlichen Beredſamkeit geleiſtet haben, möchte beſonders im erſtern Lande, in Vergleichung mit den großen Muſtern der vormaligen Griechen und Römer, nur Stückwerk zu nennen ſein. Pq.

Berengar von Tours, Lehrer der philoſophiſchen Schule daſelbſt und 1040 Archidiaconus zu Angers, iſt eben ſowohl durch ſeinen philoſophiſchen Scharfſinn unter den Scholaſtikern, als durch die Freimüthigkeit, mit der er ſich ſeit 1050 gegen die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahle erklärte, und ſeine dadurch veranlaßten Leiden berühmt. Mehreremal mit Gewalt zum Widerruf gezwungen, und dennoch immer wieder zu der Anſicht, das Brot im Abendmahle ſei ein Zeichen und Unterpfand des Leibes Chriſti, worin er mit dem Schotten Joh. Erigena, gewöhnlich Scotus genannt, übereinſtimmte, zurückgekehrt, rechneten ihn die Orthodoxen unter die ſchlimmſten Ketzer, und wenn auch Gregor VII. ihn anfangs ſchützte, und immer glimpflich behandelte, waren doch die Scholaſtiker von der Partei des großen Anſelm Lanfrank von Canterbury zu ſehr gegen ihn aufgebracht, als daß er und ſeine Anſicht hätte wieder zu Ehren kommen können. Berengar zog ſich daher 1080 auf die Inſel St. Cosmas bei Tours zurück; wo er, von den Unparteiiſchen geachtet, ſein Leben unter frommen Übungen in einem hohem Alter beſchloß (1088). Über die von den Benedictinern ſehr entſtellte Geſchichte ſeines Streites hat Leſſing in ſeinem Berengar (1770) neues Licht verbreitet. Dieſer Berengar darf übrigens nicht mit Peter Berengar von Poitiers verwechſelt werden, der durch eine geiſtreiche Apologie ſeines Lehrers Abälard bekannt iſt. E.

Berenhorſt (Franz Leop. von), ein berühmter taktiſcher und ſtrategiſcher Schriftſteller, der in ſeinen Betrachtung über die Kriegskunſt, ihre Fortſchritte, ihre Widerſprüche und ihre Zuverläſſigkeit, zuerſt die neuern Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft ſyſtematiſch aufzuſtellen verſuchte, und als der Vorläufer Bülows anzuſehen iſt. Seine Verdienſte um die Kriegswiſſenſchaften ſind groß, und ſichern ihm ein ehrenvolles Andenken. — Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir, das er 1733 zu Sandersleben geboren worden, und 1748 als Lieutenant bei dem Infanterieregiment von Anhalt in preußiſche Dienſte trat. 1757 ward er Brigademaior im Generalſtabe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs II. Nach dem 7jährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürſten von Anhalt-Deſſau,

ging mit dieſem, und ſpäterhin mit dem Prinzen Hans Görge, auf Reiſen nach Frankreich, Italien und England, bekleidete nach der Rückkehr mehrere anſehnliche Ämter am Hofe zu Deſſau, erhielt den Charakter als Oberhofmeiſter, lebte ſeit 1790, von Geſchäften frei, ſich und den Muſen, und ſtarb 1803.

Berenice, ein griechiſcher Name, welcher wörtlich eine Bringerin des Sieges bedeutet. Unter der großen Anzahl Frauen, welche dieſen Namen in der alten Geſchichte geführt haben, bemerken wir 1) die Gemahlin des pontiſchen Königs Mithridates des Großen. Ihr Gemahl ließ ſie, als er ſich vom Römer Lucullus geſchlagen ſah, umbringen (gegen das 71ſte Jahr vor Chr. Geb.), damit ſie nicht in die Hände ſeiner Feinde fallen möchte. Eben ſo verfuhr er gegen ſeine andere Gemahlin Monime und ſeine beiden Schweſtern Roxane und Statira. 2) Die Gemahlin des Herodes, des Brudes ihres Vaters, des großen Agrippa, auf deſſen Vorbitte jener vom Kaiſer Claudius zum König von Chalcis gemacht wurde, aber bald ſtarb. Trotz ihrer Ausſchweifungen wußte ſie ſich dem Kaiſer Veſpaſian und ſeinem Sohn Titus ſo gefällig zu machen, daß letzterer ſie faſt zu ſeiner Gemahlin gewählt hätte. 3) Die Gemahlin des Ptolemäus Evergetes, welche ihren Gemahl mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, und als dieſer nach Syrien in den Krieg ziehen mußte, ein Gelübde that, ihr ſchönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies geſchah, und Bernice ſchnitt ohne Bedenken die Locken ab, um ſie in dem Tempel der Venus den Göttern zu weihen. Bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Aſtronom Konon aus Samos breitete aus, die Götter hätten daſſelbe hinweggenommen, und als Sternbild an den Himmel verſetzt. Daher heißen die ſieben Sterne nahe am Schweife des Löwen das Haupthaar der Berenice.

Berennen. Die Berennung einer Feſtung geht der Belagerung voraus, und beſteht darin, daß man Truppen abſchickt, welche alle Zugänge beſetzen und die Zwiſchenräume beſtändig durchſuchen müſſen, damit nichts zur Feſtung heraus- noch hineinkommen könne. Dies Vorhaben zu verbergen, bedient man ſich des Mittels, daß man eine andere Feſtung bedroht, wodurch der Feind veranlaßt wird, diejenige zu ſchwächen, auf welche die Abſicht eigentlich gerichtet iſt.

Beresford (William, Baron, Herzog von Elvas und Marquis von Campo Mayor), trat zuerſt ins hiſtoriſche Leben hervor im Kriege Portugals mit Frankreich, und entwickelte dabei ſo reiche Kenntniſſe, einen ſo richtigen Blick und ſo hohen Muth, daß er mit Recht unter die ausgezeichneten Männer Großbritanniens in den letzten Jahrzehnten gezählt wird. Er bildete nicht nur das portugieſiſche Heer, ſondern auch die Milizen ſo trefflich, daß ſie in dem furchtbaren Revolutionskriege von Spanien mit dem Kern des verbündeten Heers wetteiferten. Den höchſten Ruhm erwarb ſich aber Beresford 1810 durch den blutigen Sieg bei Albufera, welchen er allein über Soult gewann. 1812 übernahm er den Befehl über ein Armeecorps unter Wellington, und in den drei folgenden Jahren hatte er an allen großen Siegen der Verbündeten, bei Vittoria, Bayonne und Toulouſe, den bedeutendſten Antheil. Er zog am 13ten März 1814 mit dem Herzog von Angouleme in Bordeaux ein. Am 6ten Mai ward er zum Baron von England erhoben, und bald nachher mit wichtigen Aufträgen nach Braſilien geſandt, von wo er im Juli 1815 nach England zurückkehrte. Der Prinz Regent von Portugal

übertrug ihm nun, mit Englands Bewilligung, von neuem die Stelle eines Generaliſſimus über die Armeen in Portugal. Kaum war er aber zu Liſſabon eingetroffen, als ihn neue wichtige Aufträge ſeines Hofes nach Rio-Janeiro riefen. Wegen der (1817) gegen das britiſche Heer und die Regentſchaft gerichteten, von Beresford aber entdeckten und vereitelten Verſchwörung ſ. d. Art. Freyre d'Andrade. Nach der jüngſten Revolution vom J. 1820 wurde er von den Cortes verabſchiedet.

Berezina. Der Übergang des franzöſiſchen Heers unter Napoleon am 26ſten und 27ſten November 1812 über die Berezina, einen Fluß im ruſſiſchen Gouvernement Minsk, macht Epoche in dem Rückzuge der franzöſiſchen Armee aus Rußland. Alle Augenzeugen ſtimmen darin überein, daß keine Sprache Worte habe, um die gräßliche Scene zu ſchildern; um ſo mehr muß unſere Feder auf eine einfache Darſtellung der Hauptſache ſich beſchränken. — Der für das franzöſiſche Heer ſo gefährliche Umſtand, daß der Admiral Tſchitſchakow mit der Moldauarmee von unten ſich heraufdrängte, um mit dem Hauptheere ſich zu vereinigen, daß dieſes, nach der Wiedereinnahme von Boriſſow, auch dem Wittgenſteinſchen Corps, das von der Düna herabkam, die Hand bieten, und daß auf dieſe Weiſe Napoleon von der Weichſel abgeſchnitten werden konnte, nöthigte dieſen, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten, welche Boden, Witterung und der ſchon ſo bedenkliche Zuſtand ſeines Heers ihm entgegenſtellten, alles aufzubieten, um Minsk, oder wenigſtens die Berezina, eher zu erreichen und zu paſſiren, als die Ruſſen. Nur mit Vernichtung eines großen Theils des Gepäckes, und ſelbſt der Artillerie war es möglich geworden, daß am 25ſten Nov. die Armee am linken Ufer der Berezina ankommen konnte; noch an dieſem Tage wurden die beiden Ufer unterſucht. Nachdem der Vortrab der Moldauarmee von Oudinot nach Boriſſow zurückgeworfen worden, die daſelbſt befindliche Brücke von jener aber noch abgebrannt worden war, wurden am 26ſten Nov. früh, etwa zwei Meilen oberhalb Boriſſow, bei Sembin zwei Brücken geſchlagen, deren Herſtellung um ſo ſchwieriger war, als an beide Ufer des Fluſſes breite Moräſte grenzen, die wie der Fluß, nur mit ſchwacher unhaltbarer Eisdecke belegt, die ſchicklichſten Übergangspuncte aber ſchon von den Ruſſen bedroht waren. Woher auch endlich hinlängliche Mittel zu den nöthigen Brücken nehmen? — Nur mit völliger Verachtung der Gefahren, denen ſo viele Tauſende in dieſen Augenblicken Preis gegeben waren, durfte der Übergang gewagt werden. Im Sturmſchritt ſtürzte das halb verzweifelte Heer über die Rettungsbrücken, die jeder einzelne zuerſt betreten wollte. Schon ſeit längerer Zeit war die Kriegszucht aus dem Heere verſchwunden. Mit jeder Minute nahm die Verwirrung mehr überhand. Wer auf den Brücken, dieſen ſchmalen Pfaden, ſich nicht retten zu können glaubte, ſuchte ſein Heil auf dem Treibeiſe der flutenden Berezina; doch die mehrſten fanden den Tod unter den Schollen, während viele andere von ihren Cameraden in den Fluß hinabgeſtoßen, oder von den ruſſiſchen Kartätſchen zerſchmettert wurden. Bei dieſem ſchrecklichen Zuge führte der Herzog von Reggio (Oudinot) den Vortrab, an deſſen Spitze die Polen unter Dombrowsky marſchirten; die Nachhut bildete das Corps des Herzogs von Belluno. Mehreremale wurde der Vortrab von Tſchitſchakow zurückgedrängt, und nur mit großen Anſtrengungen gelang es ihm, ſich Bahn zu machen. Endlich, am 27ſten Nov. Mittags, war man an dem theuer erkauften Ziele, und ſchlug

nach einigem Bedenken die Straße über Wilna nach Warſchau ein, indem man die über Minks verließ, da man in Wilna ſich erholen und mit allem wieder verſehen zu können hoffen durfte. Wie ſehr aber man ſich auch in den mäßigſten Erwartungen täuſchte, hat das Ende dieſes Rückzugs gelehrt. — Außer den zahlloſen Opfern, die jenſeits der Berezina, in den Tagen des Übergangs, zurückgeblieben waren, war auch die Diviſion Partonneaux, die den Beſchluß machte noch verloren gegangen. Ihre Beſtimmung war, die Brücken hinter ſich abzubrennen; allein ſie fiel (nach franzöſiſchen Berichten nur zum Theil, mit 2000 Mann und durch Verirren vom Wege, nach ruſſiſchen ganz, mit 7500 Mann und 5 Generalen) in die Gewalt ihres Feindes. — „Mit dieſem Übergange (ſagt der ruſſiſche General von Pfuel in ſeiner Darſtellung des Rückzuges der Franzoſen bis zum Niemen) endigte ſich die zweite Periode dieſes Rückzuges; die Ergebniſſe derſelben waren über 20,000 Gefangene, gegen 200 Kanonen und eine unermeßliche Beute."

Berg, das Bergiſche, iſt der Name des vormaligen Herzogthums Berg, das bis 1806 baieriſch blieb und damals gegen Anſpach vertauſcht wurde. Dies volkreiche Land macht jetzt einen Theil der preußiſchen Provinz Cleve-Jülich-Berg aus und wird bei dieſem Artikel ſtatiſtiſch behandelt werden. Hier iſt nur die Rede von dem erſten Fabriklande Deutſchlands, das ſich durch Reichthum, Induſtrie und ſeine große Bevölkerung zugleich auszeichnet. Als Handels- und Fabrikplätze ſind in ſolchem das Wupperthal mit Elberfeld und Barmen, noch wichtiger als das ſonſt freilich als Hauptſtadt und Sitz einer Regierung, ſo wie wegen ſeines Wohlſtandes berühmte Düſſeldorf. Jede deutſche Fabrikatur hat ihren Sitz in dieſem wahren deutſchen Gewerblande aufgeſchlagen. Die ganze Provinz iſt bergicht, reich an Eiſen, Blei und Steinkohlen, producirt lange nicht ſo viel Getreide, als die zahlreiche Volksmenge bedarf, ſtellt übrigens eine wohlhabende civiliſirte Bevölkerung auf einem kleineren Raume dar, als irgend eine andere Provinz Deutſchlands, ja wetteifert darin mit der durch die Natur weit mehr begünſtigten terra di Lavoro im Neapolitaniſchen. Es iſt vielleicht nicht ohne Intereſſe, durch welche Paſſivität der Regierung und zufällige örtliche Begünſtigung, ſich auf dieſem Fleck ſo viele Menſchen aufhalten, und ſtatt Noth, Reichthum, Wohlſtand und Gewerbefleiß um ſich verbreiten. Folge von der Fruchtbarkeit des Bodens iſt dieſe hohe und wohlhabende Bevölkerung keineswegs, auch hat nicht gerade die Regierung der alten Herzoge, die gemeinſchaftliche des Hauſes Pfalz-Neuburg und Brandenburg und die pfälziſche, die jener nach der Landestheilung von 1666 folgte, direct für dies Land außerordentliche Landesväterlichkeit gezeigt, ſondern das ſchöne Reſultat, wie wir es jetzt blühen ſehen, war Folge einer Menge zufälliger Ereigniſſe, die politiſch dies kleine Land begünſtigten. Sie entwickelt ſich am leichteſten aus der kurzen Geſchichte dieſes Landes, von der Reformation Luthers und Calvins an. Bis dahin herrſchte die größte Gewerbſamkeit, wenigſtens in Norden in den ſogenannten ſpaniſchen Niederlanden und hier wiederum vorzüglich in den ganzen weſtlichen Küſtenſitze Hollands, bis an Frankreichs Grenzen. Öſtlich und ſüdlich herrſchte ſie dagegen bis Namur und Brabant unter dem milden burgundiſchen Scepter, bis unter dem Könige Philipp II. von Spanien die ärgſte Verfolgung der Proteſtanten ausbrach, deren Urſache weniger der Religionshaß als der Haß des Freiheitsſinns dieſer Provinzen war. Die zahlloſen

Hinrichtungen und Güterconfiscationen führten am Ende in den 7 nördlichen Provinzen die Inſurrection herbei, und eine Auswanderung der gewerbfleißigen und reichen Belgier. Die reichſten derſelben im ſüdlichen Belgien, das ſich vom Joche Spaniens nicht los zu machen vermochte, wanderten nach Hamburg, London, Cöln u. ſ. w., die weniger reichen Fabricanten und ihre Arbeiter gingen nicht ſo weit von ihrem unglücklich gewordenen Vaterlande, indem ihnen daran gelegen war, in einer neutralen Nähe die weiteren Ereigniſſe zu erwarten und Fabriken in einem wohlfeilen Lande anzulegen, das in ſeinen Metallproducten manche Veredlung anbot und von dem neuen Sitz der Fabricatur aus, leichte Verſorgung der vormaligen Abnahme zu See über Holland auf dem Rheinſtrom und zu Lande nach Deutſchland anbot. Willkommen waren hier die fleißigen Belgier und ihre Capitale oder Induſtrie. Von jeher herrſchte hier eine vollkommene Duldung aller Religionsſekten. Die Regenten des kleinen Landes hatten ſchöne Domänen, deren Ertrag durch die reichen Eingewanderten ſich hob und forderten von ihren treuen, aber gar nicht freigebigen Landſtänden wenige Beiträge. In den Städten herrſchte eine große Unabhängigkeit des Bürgerſtandes von ihrem Magiſtrat. Auf dem Lande war der zum Theil verſchuldete Adel froh, die Domänen ſeiner Oberhöfe zerſtücken und vortheilhaft zertheilen zu können. Frohndenvermehrung oder Erneuerung kannte man dort nicht, wenn ſich eine Gemeinde einmal davon und von den gutsherrlichen Abgaben frei gekauft hatte. Die Fabriken konnten ſchon damals der Aufſtauung fähige Bäche zu Fabrikmühlen und Steinkohlen nicht entbehren. Beide Bedürfniſſe einer großen Fabricatur gab hier die Natur, und die Geldmittel, ſo wie Fabrikarbeiter, brachten die Belgier mit. Diesſeits des Rheins, nicht jenſeits, war der angeſiedelte Fabricant vor dem Kriegsgetümmel ſicher, das ſo lange die ſpaniſchen Niederlande an der Grenze verheerte und da der Krieg hier die Gewerbe ſtocken ließ, und Spanien ſeine Schätze aus Amerika ſo wie die Inſurgenten ihre Colonial- und Seebeute zum Theil für Armeebedürfniſſe an Montur und Armatur zu verwenden ſich gezwungen ſahen, und deren Anſchaffung am nächſten im neutralen Bergiſchen oder Lüttichſchen fanden: ſo blühete hier zuerſt die Fabricatur in allen Heerbedürfniſſen, in Pulver, Blei, Eiſen, Stahl, Tuch, Leinwand, Leder u. ſ. w. Als im J. 1609 der bergiſche Regentenſtamm ausſtarb, machte der öſterreichiſche Hof auf das Land als ein Reichslehen Anſpruch, und wollte es durch einen Erzherzog ſequeſtriren laſſen, wobei Spanien Hülfsleiſtung verſprach. Dies war nun weder dem ſächſiſchen Hauſe gelegen, welches ſeit dem 15ten Jahrh. eine Anwartſchaft auf dieſe Lande erlangt hatte, wenn der männliche Stamm des Hauſes Jülich-Berg erlöſchen ſollte, noch den Häuſern Pfalz-Neuburg und Kur-Brandenburg, die ſich auf das privilegium habilitationis, vom J. 1546 vom Kaiſer Carl V. der weiblichen Nachkommenſchaft des Herzogs Wilhelm II. ertheilt, beriefen, als jener Herzog ſeines Bruders Ferdinand II. Tochter Maria ehelichte, und ſogar ſolches auf deren männliche Nachkommen ausdehnte. Beide Bewerber aus dem Hauſe Pfalz-Neuburg und Kur-Brandenburg erlangten die Zuſtimmung der Landſchaft zu ihrer gemeinſchaftlichen Regierung, welche von den Ständen anerkannt und von der Republik der Niederlande garantirt wurde, weil dieſe es ihrem Intereſſe durchaus unangemeſſen fand, hier einen katholiſchen Landesherren und Alliirten Spaniens zu dulden. Dieſe bis 1666 fortgeſetzte gemeinſchaftliche Regierung war

in aller Rückſicht für dies Land ſehr ſegensvoll. Sie ſchützte daſſelbe kraft der holländiſchen Garantie vor dem Kriegstheater zwiſchen den Öſterreichern und Schweden und deren Verbündeten, die ſo oft das übrige Weſtfalen heimſuchten und behielten einen geringen Tarif der Abgaben an die Landesfürſten bei, die ſich bei vorgeſchlagenen Erhöhungen weder unter einander noch mit den Ständen vereinigen konnten. Gerade im Anfange des 30jährigen Krieges wurden die ſtrengen Grundſätze der dortrechter Synode, welche die Remonſtranten und unter deren Namen die ſtrengen Republikaner in den 7 vereinigten Provinzen der Niederlande verfolgte, die meiſtens antioraniſch waren, eine neue Quelle zahlreicher Auswanderungen reicher Niederländer aus den nördlichen Provinzen in das nahgelegene Bergiſche, die freilich großentheils ſpäter zurückkehrten, indeß ſo lange ſie im Bergiſchen verweilten, die umlaufenden Fabrikcapitale ſehr vermehrten, weil ihnen die dortige große bürgerliche, religiöſe und gewerbliche Freiheit ungemein gefiel. — Ungern gaben die Landſtände dieſer Lande, die von den Regentenhäuſern beſchloſſene Landestheilung im J. 1666 zu und wirklich ſteigerten die Pfalzgrafen, denen das Bergiſche bei der Theilung zugefallen war, etwas ihre Donativforderungen an die treuen Stände, aber das Land war reich geworden und konnte erhöhte Steuern jetzt eher als 100 Jahr früher tragen. Als Ludwigs XIV., Königs von Frankreich, Intoleranz wider ſeine reformirten Unterthanen das Edict von Nantes aufhob und die gewaltſamen Bekehrungen der Reformirten begannen; da waren es wieder die bergiſchen Lande, denen wegen ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheit viele gewerbfleißige und oft wohlhabende Franzoſen zuwanderten. Dieſe waren es, welche den Geſchmack der franzöſiſchen Induſtrie, in Seide und Baumwolle, in Bleicherei, in Spitzen, feinem Linnen u. ſ. w. in dortiger Fabricatur gründeten. Redlich war in dem langen Zeitalter des Königs Ludwigs XIV. dies Land beſtändig neutraler Boden, indeß im ſüdlichen Belgien faſt immer der Krieg wüthete. Auch im 18ten Jahrhunderte begünſtigte dieſe Lande die Neutralität, eine gute Verfaſſung und ein mildes Verwaltungsſyſtem, das öſtliche Deutſchland bezog hier beſtändig manche Bedürfniſſe und ſtrenge Conſcriptionsgeſetze der Nachbarſchaft vermehrten die Bevölkerung und die Theilung des Bodens. Düſſeldorf wurde auch ein Hauptſitz der freiwilligen franzöſiſchen Emigrirten. Endlich freilich, aber erſt 1806 verlor es ſeine Dynaſtie durch Tauſch an die Krone Preußen und als es von dieſer abgeriſſen und zu dem neuen Großherzogthum Berg, nach dem tilſiter Frieden, geſchlagen wurde, war ſein größtes Leiden, daß es dem Bergiſchen an Abſatz nach Frankreich fehlte. Dies war das einzige deutſche Land, das wegen ſeiner in Frankreich geſchätzten Fabricate immer und dennoch vergeblich die Vereinigung mit Frankreich wünſchte, ſo lange es einen Theil des von Frankreichs Kaiſer vormundſchaftlich regierten Großherzogthums Berg ausmachte. Mit Preußen jetzt wieder vereinigt, hat es wenigſtens die alte leichte Communication mit dem übrigen Deutſchland wieder erlangt und ſeine zahlreiche Bevölkerung ernährt ſich weniger von dem freilich höchſt ſorgfältig genutzten Boden; als von ſeinen zahlreichen Fabriken in Eiſen, Stahl, Gewehren, Tuch, Linnen, Leder, Seife, Taback, Papier, Tapeten, Eſſig, Hanf, Seide und Baumwolle. Es waren beſonders Elberfelder und andre unternehmende Fabrikherren des Bergiſchen, welche die Idee der rheiniſch-weſtindiſchen Compagnie auffaßten und daran Theil nahmen,

die deutſche Boden- und Induſtrieproducte ins Ausland zu verkaufen, beabſichtigt. Im J. 1821 ging die erſte Ladung dieſer Compagnie nach der Inſel Hayti und fand dort guten Abſatz. Bekannt iſt, daß die rheiniſch-weſtindiſche Compagnie Agenten mit Magazinen deutſcher Producte in Mexico, Neu-Orleans, in den Haupthäfen Columbias künftig zu organiſiren gedenkt.

Bergamo, die Hauptſtadt der Delegation Bergamo mit $79\frac{3}{4}$ Q. M. und 366,010 Einw., gehört zum lombardiſch venetianiſchen Königreiche. Dieſe leicht befeſtigte Stadt liegt auf Hügeln zwiſchen den Flüſſen Brembo und Serio, hat eine Citadelle in der Stadt und eine zweite, la Castella, außer ſolcher, ferner zwei ummauerte und vier offene Vorſtädte, auch wenigſtens 25,000 Einw. Die hieſige Bartholomäusmeſſe iſt berühmt, der meiſte Meßverkehr wird in Seide gemacht. Die Stadt iſt auch der Sitz eines Biſchofs und der Provinzialbehörden einer Delegation. An Gelehrten wurde hier Bernardo Taſſo, Torquatos Vater, Giovanno Pietro Maffei, der Abbate Seraſſi und Girolamo Tiraboſchi geboren. — Die komiſchen Bedienten der italieniſchen Masken-Komödie, Arlechino oder Truffaldino und Brighella, ſind Bergamasker oder affectiren auf der Bühne der hieſigen Landleute Mundart.

Bergart oder **Gebirgsart** heißen die verſchiedenen Erd- und Steinarten, woraus die Gebirge (im geognoſtiſchen Sinn) beſtehen. Man unterſcheidet einfache und gemengte Gebirgsarten. Jene zeigen eine Gleichartigkeit der Theile in ihrem Gefüge, das entweder ſchiefrig, oder körnig, oder dicht iſt; die gemengte Gebirgsart aber beſteht aus meiſt ſichtlichem Theilen einfacher Gebirgsarten und iſt ſeinem Gefüge nach entweder körnig, oder ſchiefrig, faſerig, porphyrartig, mandelſteinartig. Zuſammengekittete Gebirgsarten ſind ſolche, bei welchen die Gemengtheile von verſchiedener Art und Größe durch ein Bindemittel gleichſam zuſammen geleimt ſind, wie die Breccine oder Conglomirate.

Bergbau. Dies Wort begreift alle zur bergmänniſchen Gewinnung nutzbarer Foſſilien erforderlichen Verrichtungen und Arbeiten in ſich. Da nun dieſe Arbeiten und Verrichtungen theils nach den vorkommenden Foſſilien, theils nach den Lagerſtätten, worauf dieſelben gewonnen werden, ſehr verſchieden ſind, ſo iſt auch der Bergbau verſchieden. In Beziehung auf die Foſſilien gibt es mithin Goldbergbau, Silber-, Kupfer-, Zinn-, Blei-, Eiſen-, Kobaltbergbau ꝛc., und in Hinſicht der Lagerſtätte hat man Gangbergbau, Lager- und Flötzbergbau, Stockwerks- und Seifenbergbau. Die Wiſſenſchaft alſo, welche ſich über die mechaniſchen Beſchäftigungen beim Bergbaue verbreitet, heißt die Bergbaukunſt, in welcher die Bergtechnik ganz, von der Bergwerkskunde aber nur diejenigen Theile enthalten ſind, welche unmittelbaren Bezug auf den praktiſchen Bergbau haben. Die Bergwerkskunde oder die Bergwerkswiſſenſchaft enthält die Vorbereitungswiſſenſchaften, die eigentliche Bergtechnik und die bergmänniſchen Hülfswiſſenſchaften. (S. Bergwiſſenſchaften.) Hingegen die Bergbaukunſt iſt gleichſam ein Auszug aus der Bergwerkskunde, und ein Inbegriff aller derjenigen Kenntniſſe, welche uns die nutzbaren Foſſilien aufſuchen, vortheilhaft gewinnen, zu Tage fördern, aufbereiten, ſo wie auch die dabei vorkommenden phyſiſchen Hinderniſſe geſchickt und zweckmäßig überwinden lehren. Der berühmte Werner nimt zwei Haupttheile der Bergbaukunſt an: nämlich einen mechaniſchen und einen techniſchen. Der mechaniſche Haupttheil enthält in

ſieben Abſchnitten einige geognoſtiſche Vorkenntniſſe; eine Überſicht der beim Bergbaue anwendbaren mathematiſchen, beſonders markſcheideriſchen Kenntniſſe; einen kurzen Unterricht in der bergmänniſchen Unterſuchung der Gebirge, mit Hinſicht auf die darin vorkommenden Lagerſtätten der Foſſilien; einen kurzen Unterricht in den hauptbergmänniſchen Unterſuchungen über die Beſchaffenheit der Gebirge; die Lehre von der Arbeit auf dem Geſtein und von den dazu gehörigen Geräthſchaften oder dem Gezähle (Gezeug); die Lehre von den Grubenbauveranſtaltungen und Betrieben, und endlich die Lehre von dem Grubenausbaue. Der techniſche Haupttheil der Bergbaukunſt aber behandelt in ſechs Abſchnitten die Wetterlehre, die Bergmaſchinen=, Waſſerwirthſchafts=, Waſſerhaltungs=, die Förderungs= und Aufbereitungslehre. Zu den beiden letztern gehören die Lehre von praktiſcher Aufſuchung der Erzlagerſtätte durch Schürfen, Überröſchen und Abbohren; die Häuerarbeitslehre durch die Gewinnerkunſt und die Grubenbauveranſtaltungskunſt; die Grubenausbauungslehre; die Aufbereitungslehre und die Hüttenkunde, welche in die Schmelzhüttenkunde, Amalgamirhüttenkunde, Deſtillir= und Sublimirhüttenkunde, Siedehütten= und Cämentirhüttenkunde zerfällt. X.

Berge nennen wir die beträchtlichen Erhebungen der Oberfläche unſerer Erde, ſo wie auch anderer Planeten; die Hügel unterſcheiden ſich von ihnen durch geringere Größe. Mehrere Berge zuſammen, die eine ganze Fläche bedecken, heißen Gebirge. Berge, die in meilenlangen Reihen fortlaufen, führen den Namen Bergketten oder Bergrücken. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen, meiſtens finden ſich mehrere derſelben beiſammen. Die Vertiefungen, welche zwiſchen den Bergen laufen, werden Thäler genannt. Die Oberfläche der Erde iſt ſehr ungleich, und ſelbſt in ebnen Gegenden gibt es Erhöhungen und Vertiefungen in Menge, nur daß ſie weniger auffallend als in Gebirgsländern ſind. Die Seeküſten ſind insgemein die niedrigſten Stellen des feſten Landes, das von ihnen her ſich allmählig erhebt, ſo daß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Feſtlandes der höchſte und mit anſehnlichen Gebirgen bedeckt iſt. Die nähere Kenntniß unſers Erdbodens lehrt, daß die vornehmſten Gebirge mittelſt großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zuſammenhangen. Das Uralgebirge, das Aſien und Europa ſcheidet, und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Sembla ſendet, hängt mit dem Sewo=Bergrücken zuſammen, der die Grenze zwiſchen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein anderes Gebirge erſtreckt ſich aus dem nördlichen Indien bis nach Tibet und Kaſchemir, woſelbſt es die höchſte Gegend nicht allein von Mittel=Aſien, ſondern auch von der ganzen bekannten Erde bildet, nach Weſten durch Perſien und nach Oſten durch China hinläuft. Von der höchſten Landhöhe Nordaſiens, beim Gebirge Berghbo, welches die Wohnſitze der Kalmücken von denen der Mongolen ſcheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Muſſart ſüdlich nach Tibet, eine andere zieht ſich weſtlich unter dem Namen Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei, und kommt mit dem Uralgebirge zuſammen; eine dritte läuft oſtwärts unter dem Namen Khanghai, in der Mongolei, wendet ſich dann, und bildet Korea und die Klippen und Inſeln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaiſche Gebirge, welches Sibirien vom Irtiſch bis zum Amur begrenzt. Die kleinen Ketten und Nebenzweige dieſer hohen aſiatiſchen Gebirge ſind unzählbar. Zwiſchen dem kaspiſchen und ſchwarzen Meere liegt der Kau=

kaſus, eins der höchſten Gebirge Aſiens. Sein etwaniger Zuſammenhang mit einer der vorgehenden Bergreihen iſt noch nicht ausgemittelt; allein er ſendet Zweige durch Klein-Aſien bis nach Arabien, die den Taurus, Sinai und Libanon bilden, andere um das ſchwarze Meer nach Europa, namentlich nach Macedonien, wo ſie verſchiedene Namen führen. Vom ſchwarzen Meere erſtreckt ſich zwiſchen der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen das Karpatengebirge, welches durch Polen und Schleſien ſtreicht, und mit Deutſchlands Gebirgsländern zuſammenhängt. Das Sudetengebirge läuft durch Öſterreich zwiſchen Böhmen und Schleſien hin und ſendet nord- und weſtwärts durch das ſächſiſche Erzgebirge und das Voigtland einige Zweige. Das Harzgebirge verbreitet ſich in mehrern Zweigen durch die Mitte von Deutſchland. Europas höchſte Länder ſind die Schweiz und das ehemalige Savoyen, deren Alpengebirge (ſ. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutſchlands, Italiens und Frankreichs zuſammenhangen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchſchneidet ganz Italien bis Reggio hin, und reicht, wahrſcheinlich unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrikas. Die rhätiſchen Alpen gehen zwiſchen Graubünden und Mailand, die tridentiniſchen zwiſchen Tirol und dem Venetianiſchen, die noriſchen zwiſchen Tirol und Salzburg, und die kärnthenſchen zwiſchen Kärnthen, Krain, Friaul und Iſtrien. Weſtwärts erſtreckt ſich ein Zweig der Alpen, in einer Kette von Bergen durch Frankreich, und ſcheidet unter dem Namen Pyrenäen dies Land von Spanien. In Afrika iſt der Atlas das berühmteſte Gebirge. Man unterſcheidet den großen und kleinen Atlas. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zuſammenhängt, läuft weſtwärts nach der Barbarei, die er von Biledulgerid ſcheidet; dieſer reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs den Ufern des Nils niedrige Bergreihen durch Ober-Ägypten, Nubien und Habeſch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo ſie mit den Mondbergen zuſammenhangen. Von da mögen ſich Bergketten in das ſüdliche Afrika erſtrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden ſind. Amerika hat nächſt Aſien die höchſten Gebirge. Die Cordilleren, zu denen der Chimboraſſo, gehört, ziehen ſich nach der Weſtküſte von Chili und Peru. Mit dieſem Hauptgebirge ſtehen andere Bergketten in Verbindung, die ſich durch das übrige Südamerika erſtrecken. Von ihm geht ferner eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo ſie längs der Weſtküſte gegen Mitternacht läuft, und verſchiedene Zweige landeinwärts oder nach Oſten ſendet, die im höchſten Norden wahrſcheinlich mit den Bergreihen des nördlichſten Aſiens zuſammenhängen. Die Höhen der berühmteſten Berge unſerer Erde ſind zu verſchiedenen Zeiten gemeſſen worden. Die höchſten ſollen die Spitzen des Himalaya in Tibet ſein, bis 26,862 Fuß, wenn anders die Meſſungen genau ſind. Wir ſetzen ein Verzeichniß von den vornehmſten dieſer Meſſungen hieher, wobei zu bemerken iſt, daß die angeführte Zahl allemal die ſenkrechte Höhe des Gipfels des Berges über der Meeresfläche anzeigt. Demnach iſt eine, von den engliſchen Oberſten Crawfurd gemeſſene Spitze des Muſtaggebirges in Mittel-Aſien 4166, der Chimboraſſo nach Humboldt 3267, der Mauna Krah, auf den Sandwich-Inſeln 3066, der Cayambeorcu in Südamerika 3030, der Antiſana desgl. 2950, der Pitchincha desgl. 2430, die Stadt Quito, der höchſte von Menſchen bewohnte Ort 2462, nach Andern jedoch

nur 1462, der Montblanc 2426, der Ophyr auf Sumatra 2306, der Lonzira im franzöſiſchen Departement der Ober-Alpen 2258, die Aiguille d'Argentière 2094, Corne du Midi 1945, der St. Gotthardt 1650, der Ätna 1632, die Furka 973, der Brocken 546, das Thal von Chamouni 524, der Mont Cenis 970, die Stadt Genf 188 Toiſen (zu 6 par. Fuß) über der Meeresfläche erhaben. — So koloſſaliſch auch viele Berge an und für ſich erſcheinen, ſo unbedeutend ſind ſie doch im Vergleich mit der großen Maſſe der Erde, deren Kugelgeſtalt durch ſie nicht weſentlich verändert wird; denn der bekannte Chimboraſſo verhält ſich zum Erddurchmeſſer noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgeſtalt, d. h. ſie ſteigen vom Fuße allmählig in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger ſpitzigen Gipfel. Dieſe allgemeine Form aber leidet, beſonders bei hohen Gebirgen, verſchiedene Abweichungen. Den Rücken eines Gebirges nennt man die ſchmalen, auf der Oberfläche zugerundeten Maſſen, die bei einer Zuſchärfung Gebirgsrücken, bei kreisförmiger Vertiefung zwiſchen zwei ſolchen Erhöhungen, Sattelrücken, und bei fortlaufender Vorragung über die andern, Kamm heißen. Die abnehmende Höhe zu beiden Seiten des Gebirgsrückens, heißt der Abfall. Erhabene Puncte, die ſich zuweilen an den Abfällen zeigen, nennt man Gebirgshöhen, welche wenn es Ebenen ſind, Platten heißen. Beträchtliche Vertiefungen, oder Aushöhlungen werden Mulden, und Einbiegungen, beſonders gegen den Fuß des Gebirges, Buſen genannt. Die Begränzung eines Gebirges nach der Länge nennt man Enden. In Anſehung der Höhe theilt man die Gebirge in Hochgebirge (die höchſten Bergreihen), Mittelgebirge (die Abfälle) und Vorgebirge, oder das hügelige Land am Fuße. Gebirge, die bei ihrem Anſteigen in die Höhe einen Winkel von 45° bilden, heißen ſanfte, und diejenigen, die dieſen Winkel überſteigen jähe Gebirge. Hauptgebirge nennt man Gebirge die eine Ausdehnung in der Länge von 50 Meilen haben, Gebirge mittlerer Größe haben eine Ausdehnung von 30 — 10 Meilen, und unter 10 Meilen lang heißen kleine Gebirge. In Beziehung auf die Richtung, nach welcher ſie fortlaufen, nennt man die Gebirge Bergzüge, wobei der, nach einerlei Richtung fortlaufende der Hauptzug, andre aber die Mittel-, Seiten- und Nebenzüge heißen. Alpengebirge, dergleichen die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen ſind, beſtehen aus einer ungeheuren Sammlung der verſchiedenſten Berge, die in mehrere gleichlaufende Ketten geordnet ſind. Von dieſen Bergketten befindet ſich die höchſte in der Mitte der ganzen Gebirgsmaſſe; die ſich anſchließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer mehr an Höhe ab. Dazwiſchen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchſte Kette iſt mit ſteilen Felſen beſetzt, welche allenthalben, die ſteilen Abhänge ausgenommen, mit Eis und Schnee bedeckt ſind. Zwiſchen den Felſenmaſſen, die in Geſtalt von Pyramiden u. dgl. die höchſte Bergkette krönen, befinden ſich Thäler, in welchen, weil ſie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeſchmolzenen Schnee gebildete Eis ſelbſt im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit ſchönem Grün bedeckt ſind, und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß iſt, Getreide und Obſtbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach dieſen begrünten Thälern erſtrecken ſich von den oberſten Felsthälern Schluch-

Digitized by Google

ten herab, die, wie jene, mit ewigem Eiſe ausgefüllt ſind und **Gletſcher** heißen (ſ. d.). Diejenigen Bergketten, welche ſich zunächſt an die Hauptkette anſchließen, von der ſie durch tiefe, begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieſelben Erſcheinungen, nur nach einem kleinern Maßſtabe, dar. Ihre Gipfel beſtehen nämlich auch aus Felſenſpitzen mit Schluchten, die ſelbſt im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter ſich die Ketten von der Hauptkette entfernen, deſto niedriger werden ſie. Schnee und Eis verſchwinden und alles gewinnt einen minder rauhen und todten Anblick. Die einzelnen Berge erſcheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit ſchönem Grün bedeckt, und verlieren ſich allmählig in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verſchiedenen Höhen die Erſcheinungen verſchiedener Himmelsgegenden innerhalb eines ſehr beſchränkten Raumes dar. Man ſteigt allmählig aus den blühendſten, entzückendſten Thälern, welche mit Getreide, Obſtbäumen und Weinreben prangen, zu den mit duftenden Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, ſieht das Wachsthum immer mehr und mehr abnehmen, bis es endlich, ſo wie alles organiſche Leben, aufhört, und die grimmige Kälte das Weiterbringen verhindert. Dieſe Grenze iſt nach der Lage des Landes ſehr verſchieden; ſie liegt um ſo höher, je heißer, und um ſo tiefer, je kälter das Land iſt. Daß die Luft auf Bergen kälter ſein müſſe als in Ebenen, erhellt aus dem Geſagten. Die Urſachen davon ſcheinen nicht allein darin zu liegen, daß die Sonnenſtrahlen in niedrigen Ebenen ſtärker wirken und heftiger zurückprallen, ſondern es kommt unſtreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die ſtärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Daß die Bergluft reiner ſei, als die gewöhnliche, iſt allerdings wahr, daß ſie aber auch geſünder ſei, gilt nur für eine gewiſſe mäßige Höhe. In beträchtlichen Höhen fühlt man ſich im Gegentheil ungemein beſchwert, und ein faſt unnennbares Übelbefinden, verbunden mit großer Kraftloſigkeit, bemächtigt ſich des ganzen Körpers, welches Sauſſure aus dem veränderten Drucke der Luft auf die Gefäße und aus ihrer dadurch erſchlafften Elaſticität herleitet. Das innere der Gebirge iſt nur ſo weit bekannt, als es ſich bei dem Bergbau dem Bergmanne aufdeckt. — Über die Entſtehung der Gebirge, ſo wie die Eintheilung derſelben hinſichtlich der Entſtehungsart und der Beſtandtheile ſ. die Art. **Geognoſie**, **Geologie**, **Urgebirge**, **Flötzgebirge**. — Berg nennt der Bergmann jedes taube oder erzloſe Geſtein, oder auch dasjenige, wovon das Erz geſchieden werden muß, oder die Metallmütter, und in dieſem Sinne iſt es mit Gebirgsart gleichbedeutend.

Bergen, auch **Bergenhuus**, Stiftsamt im Königreich Norwegen, welches in Oſten an Aggerhuus, in Norden an Drontheim, in Süden an Chriſtianſand, und in Weſten an die Nordſee grenzt, 22° 55′ — 25° 5′ öſtl. L. und 59° 34′ — 62° 39′ nördl. Br., iſt gegen 730 Q. M. groß, und enthält 2 Ämter, 1 Baronie, 5 Vogteien, und überhaupt 180 Kirchen und Kirchſpiele mie 153,000 Einwohnern, ohne die Bevölkerung der Stadt Bergen, ſo daß zwiſchen 180 — 190 Menſchen auf 1 QM. leben. Die befeſtigte Hauptſtadt Bergen, mit einer Citadelle (Bergenhuus), die anſehnlichſte Stadt in Norwegen, liegt am Ende des Meerbuſens Waag, der tief in das Land hineingeht, und einen guten rings mit hohen und ſteilen Felſen umgebenen Hafen bildet. Da die Stadt gleichfalls mit rauhen

Klippen umgeben iſt, und nur von Oſten her frei liegt, ſo genießt ſie zwar den Vortheil einer ſtarken Schifffahrt, aber der Zugang zu Lande iſt beſchwerlich. Das Clima iſt wegen der geſchützten Lage verhältnißmäßig mild, aber regnicht. Bergen iſt groß und wohlgebaut, doch ſind des Felſengrundes halber manche Straßen krumm und uneben. Die Stadt hat 2200 Häuſer, 18,000 Einw., eine deutſche und 3 däniſche Pfarrkirchen, iſt der Sitz eines Biſchofs, und beſitzt, außer einer lateiniſchen Stadtſchule, ein durch den Biſchof Pontoppidan geſtiftetes Seminarium für 12 Zöglinge, welche daſelbſt in den höhern Wiſſenſchaften unterrichtet werden, ferner ein Hospital für Perſonen, die mit dem Scorbut (einer wegen der Hauptnahrung der Einwohner an geräuchertem oder geſalzenem Fleiſch und Fiſchen hier nicht ſeltenen Krankheit) behaftet ſind, und verſchiedene andre milde und gemeinnützige Anſtalten. Die Bewohner der mittleren norwegiſchen Küſte bringen ihre Erzeugniſſe, welche in Bretern, Maſten, Latten, Brennholz, Theer, Thran, Häute u. ſ. w., vornehmlich aber in einer erſtaunlichen Menge getrockneter Fiſche (Stockfiſch) beſtehen, nach Bergen, um ſie gegen Getreide und andere Lebensbedürfniſſe zu vertauſchen, woran Norwegen Mangel leidet, und welche die Engländer, Niederländer und Deutſchen dahin bringen, um ihre Rückfracht in Landeserzeugniſſen zu nehmen. — Auf eigenen Schiffen führt Bergen nach Verhältniß nur wenig aus. — Das Wachsthum des hieſigen Handels fängt vom J. 1445 an, wo die deutſchen Handſeeſtädte hier eine Factorei und Waarenhäuſer anlegten, ja ſogar im Verlaufe der Zeit ſich einer gewiſſen Gewalt über die ſogenannten deutſchen Handwerker, die des Schutzes der Hanſe genoſſen, anmaßten, welche jedoch längſt wieder erloſchen iſt. Aus jener Zeit ſchreiben ſich noch her: die deutſche Kirche, die einzige in Norwegen, das deutſche Armenhaus und das deutſche Comptoir. Dieſes letztere beſtand aus etwa 60 Waarenſpeichern, welche die deutſchen Factoren bewohnten, jetzt ſind ſolche faſt ſämmtlich Eigenthum bergenſcher Bürger, die ſie als Waarenlager benutzen. Die Straßen von hier ins Innre pflegen nur im Winter mit Schlitten befahren zu werden. Die meiſte Ein- und Ausfuhr der Stadt findet durch den Hafen ſtatt. — Der berühmte däniſche Luſtſpieldichter, Ludwig von Holberg, war in Bergen geboren.

Bergen-op-Zoom, als Markgrafſchaft des Hauſes Pfalzbaiern exiſtirt nicht mehr, weil es von dieſem Hauſe an Frankreich und im pariſer Frieden an die Niederlande abgetreten wurde. Bergen-op-Zoom iſt eine ſtarke Feſtung, durch welche der kleine Fluß Zoom fließt, der ſich in die Oſter-Schelde ergießt, mit welcher die Stadt durch einen guten Hafen Gemeinſchaft hat. Sie hat 1150 Häuſer, 5000 Einwohner, 1 altes Schloß, 3 Kirchen, ein Zeichen- und Architektur-Inſtitut, Sardellen-Fiſcherei, und liefert feine Töpferwaaren. Die Holländer hielten hier eine Garniſon, und betrachteten dieſen Ort als eins ihrer erſten Bollwerke. Die Spanier belagerten ihn 1586 und 1622 vergeblich. Die Franzoſen nahmen ihn 1747 nach faſt dreimonatlicher Belagerung durch Kriegsliſt, gaben ihn aber im aachner Frieden 1748 ziemlich verwüſtet wieder zurück. Am 30ſten Jan. 1795 fiel er mit mehreren andern holländiſchen Feſtungen wieder in die Hände der Franzoſen, und ein Regiment Engländer, welches die Feſtung damals beſetzt hielt, ward kriegsgefangen gemacht. Die Franzoſen machten ſich ſpäterhin zwar anheiſchig, den Ort zurückzugeben, behaupteten aber während der Dauer des Kriegs das Garniſonsrecht.

Ein Sturm, welchen Sir Th. Graham (nachmals Lord Lyredoch) am 8ten März 1814 an der Spitze eines engliſchen Truppencorps auf dieſe Feſtung unternahm, ward mit außerordentlichem Verluſt zurückgeſchlagen.

Berger (Ludwig von), beim erſten Ausbruch der neuen deutſchen Freiheit als ein Opfer der franzöſiſchen Tyrannei gefallen, hat dadurch einen Namen erhalten, welcher den Deutſchen anfeuert, das Leben und die Eigenſchaften des edeln Mannes näher zu beleuchten. — Er war 1768 zu Oldenburg geboren, wo ſein Vater an der Spitze der Regierungskanzlei ſtand. Mit trefflichen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, ging Berger auf die Univerſität Göttingen, um ſich nach dem Willen ſeines Vaters der Rechtsgelahrtheit zu weihen. Er liebte aber auch das Studium der Geſchichte, der Politik und Poeſie vorzüglich, und iſt dieſer Liebe treu geblieben, wie neben den eifrigen Rechtsſtudien auf der Akademie, ſo in dem juriſtiſchen Geſchäftsleben, welches ihn nach ſeiner Heimkehr in das väterliche Haus bald nach Eutin, doch auch noch bei Lebzeiten ſeines Vaters wieder nach Oldenburg führte. Rechtſchaffen auf das ſtrengſte, pflichtmäßig, ſowohl unterrichtet, als durchdringend und ſcharfſichtig, bewies er ſich als Richter. Seine Reiſen in Deutſchland, der Schweiz, Frankreich und Italien ſind durch ſeine Briefe bekannt, in welchen ſich lebendig der Sinn abdrückt, womit er vielſeitig und fein das menſchliche Treiben, die Natur und das Schauſpiel eines harmloſen, unſchuldigen Lebens umfaßte. Auch nach dem Tode ſeines Vaters gab er das Geſchäftsleben nicht auf, und verließ Oldenburg nicht. Während der traurigen Zeit der Franzoſenherrſchaft wollte er lieber in dem Vaterlande verharren und für daſſelbe ſeine Kräfte aufopfern, um eines neuen Zuſtandes der Dinge, auf welchen er immer hoffte, eines neuen Deutſchlands, mit um ſo größerem Rechte frei genießen zu können. Dieſe Erwartung ward ihm ſchrecklich getäuſcht. Für ſein Vaterland Oldenburg, für das allgemeine deutſche Vaterland fiel er als Opfer. Wie ihn die Franzoſen ohne allen Schein von Recht und Schuld zum Todesopfer beſtimmten, mit welcher Klarheit, Feſtigkeit, Macht der Sprache er das Poſſenſpiel von Gericht, welches über ihn gehalten ward, in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit entlarvte, wie er nebſt einem Freunde und Patrioten durch die Kugeln der franzöſiſchen Mörder zu Bremen fiel, iſt allgemein bekannt und kräftig genug beſchrieben worden. (S. die kleine Schrift: Finks und Bergers Ermordung, von Gildemeiſter in Bremen.) Oldenburgs Fürſt hat die irdiſchen Reſte der beiden patriotiſchen Märtyrer nach ſeiner Reſidenz bringen und dort beerdigen laſſen.

Bergerac, ein lieblicher franzöſiſcher Wein, der an den Ufern der Dordogne gebaut wird. Es gibt eine weiße und eine rothe Sorte von dieſem Weine. In Frankreich erhält er hie und da auch den Namen petit Champagne.

Berghem (Nicolaus), einer der berühmteſten Maler der niederländiſchen Schule, war 1624 zu Harlem geboren. Sein Vater, Peter von Harlem, ein ſehr mittelmäßiger Künſtler, gab ihm den erſten Unterricht in der Malerei, worauf er in der Folge unter den geſchickteſten Meiſtern, beſonders unter van Goyen und Weninx, ſeine Studien fortſetzte. Man erzählt, daß er einſt, von ſeinem Vater verfolgt, in die Werkſtätte des van Goyen geflohen ſei, der ſich bemüht habe, ihn zu ſchützen, und gerufen: Berghem (verbergt ihn), und dieſes ſei die Veranlaſſung ſeines neuen Namens geworden. Die glück-

lichen Anlagen des Jünglings entwickelten ſich ſchnell, und er erlangte bald einen Ruf. Liebe für ſeine Kunſt, und die Nachfrage nach ſeinen Gemälden waren Urſache, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Hiezu kam noch der Geiz ſeiner Frau, die ihn in dem Grade beherrſchte, daß ſie ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte, und ſich alles Geldes bemächtigte, das er verdiente. Sein einziger Troſt war ihm die Kunſt, der er ſich im Sommer von Morgens vier Uhr an bis auf den Abend weihte. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Seine Liebe für Kupferſtiche nicht mit Freiheit befriedigen zu können, kränkte ihn. Dieſe löbliche Liebhaberei nöthigte ihn oft, Geld von ſeinen Schülern zu borgen, welches er nur dadurch zurückbezahlen konnte, daß er ſeine Frau über den Ertrag ſeiner Gemälde täuſchte. Auf dieſe Weiſe gelangte er zu einer reichen Sammlung, die nach ſeinem Tode ſehr theuer bezahlt wurde. Berghems Werke ſind eben ſo zahlreich als geſchätzt, und eine Zierde der erſten Gallerien. Ihr Reiz beſteht in einer leichten und heitern Manier, einem hinreißenden Colorit und natürlichen und zugleich genialen Gruppen. Ob er gleich ſeine Werkſtatt faſt nie verließ, ſo hatte er doch bei einem langen Aufenthalte auf dem Schloſſe Bentheim die Natur genau beobachten und kennen gelernt. Die ſtrengere Kritik könnte ihm allerdings eine zu große Leichtigkeit zum Vorwurf machen, weniger Kunſt und eine größere Einfalt in Nachahmung der Natur und einen fleißigern und richtigern Umriß der Thiergeſtalten verlangen; aber dieſe geringen Fehler Berghems werden durch ſo viele Vorzüge verdeckt, daß man ihn mit Recht in die Reihe der größten Landſchaftsmaler ſtellt. Er ſtarb 1683 zu Harlem. Carl Dujardin und Glauber waren ſeine Zöglinge. In der Auction der Gemäldeſammlung des Bankier P. de Smeth in Amſterdam, die 1810 ſtatt hatte, befanden ſich vier Gemälde von Berghem, die um 800, 1000, 1625, 2500 holländiſche Gulden verkauft wurden.

Bergmann (Torbern), ein großer ſchwediſcher Naturforſcher und Chemiker, war 1735 in Catharinberg, in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, geboren. Nur nach vielen Schwierigkeiten erhielt er von ſeiner Familie die Erlaubniß, ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Linné erregte damals die Aufmerkſamkeit aller Gelehrten in Europa, und von allen Gegenden ſtrömten Schüler zu ihm. Zu dieſen geſellte ſich auch Bergmann, und er erregte durch mancherlei Kenntniſſe, Thätigkeit, Scharfſinn und Entdeckungen, die durch ſeine Kenntniſſe in der Geometrie und Phyſik erleichtert und vervielfältigt wurden, dieſes berühmten Mannes Aufmerkſamkeit. 1761 ward er zum Profeſſor der Naturphiloſophie und Mathematik zu Upſal ernannt, und ſtand dieſem Amte fünf Jahre lang mit vielem Ruhme vor. Als der berühmte Profeſſor der Chemie und Mineralogie, Wallerius, ſeine Entlaſſung forderte und erhielt, meldete Bergmann ſich zu dieſer Stelle. Seine Mitbewerber beſchuldigten ihn, daß er von dieſem Gegenſtande nichts verſtehe, weil er nie etwas darüber geſchrieben hatte. Sie zu widerlegen, verſchloß er ſich einige Zeit in ein Laboratorium, und trat mit einer Abhandlung über die Fabrication der Alaune hervor, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er ward nun wirklich Profeſſor der Chemie, trieb dieſe Wiſſenſchaft mit aller ſeiner Kraft, leiſtete darin unendlich viel, und machte wichtige Entdeckungen. Er erfand die Bereitung künſtlicher Mineralwaſſer, und entdeckte in dem mineraliſchen Waſſer das geſchwefelte Waſſerſtoffgas. Man verdankte ihm die Angabe der Kenn-

zeichen, wodurch ſich der Nickel von andern Metallen unterſcheidet. Eine große Menge von Mineralien unterſuchte er chemiſch, und verfuhr dabei mit einer bisher ungewöhnlichen Genauigkeit und Beſtimmtheit. Er gab eine Claſſification der Mineralien heraus, in der die Hauptabtheilungen nach ihrer chemiſchen Natur, und die Unterabtheilungen nach der Verſchiedenheit ihrer äußern Form gemacht ſind. Hierzu erhielt er beſonders Licht durch die früher gemachte Entdekkung über die geometriſchen Verhältniſſe, die unter den verſchiedenen Kryſtalliſationen deſſelben Stoffes ſtatt finden, und die ſich von einer Grundform herleiten laſſen, und durch Anſetzen ähnlicher Theilchen, nach beſtimmten und leicht zu berechnenden Geſetzen, geſchehen. Bergmann genoß die Achtung ſeines Vaterlandes und ganz Europas, erhielt den Waſaorden, und ſchlug den Ruf nach Berlin aus, den er von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Er ſtarb, erſchöpft durch ſeinen unabläſſigen Fleiß, im 49ſten Lebensjahre 1784.

Bergſtraße iſt ein ſchmaler, aber ſchöner und fruchtbarer Strich Landes dieſſeits des Rheins, und macht einen herrlichen mit Nuß- und Kaſtanienbäumen und mit Weinreben beſetzten Weg am Odenwalde und Melibocus die öſtlich liegen, von ungefähr ſechs Meilen, aus, der ſich von Darmſtadt bis an das Stift Neuburg, eine halbe Stunde von Heidelberg, erſtreckt.

Bergwiſſenſchaften, Bergwerkswiſſenſchaften, heißen die ſämmtlichen Kenntniſſe, durch deren Hülfe man die Bergwerke eröffnet, ſie regelmäßig betreibt, und die dadurch gewonnenen Foſſilien zu gute macht. Je ſchwieriger in den neuern Zeiten der Bergbau, vermöge der geſtiegenen Preiſe ſeiner Bedürfniſſe, und des Gewinnes der Foſſilien in größerer Tiefe wurde, um ſo nöthiger war es, alles dasjenige, was Naturwiſſenſchaften und mechaniſche Künſte uns in Bezug auf das Mineralreich lehren, zu Rathe zu ziehen, und daraus das Syſtem der bergmänniſchen Wiſſenſchaften oder die Bergwerkskunde zu bilden. Man kann die zu der möglichſt vollkommenen Betreibung eines Bergbaues nöthigen Wiſſenſchaften zweckmäßig in zwei Abtheilungen bringen, als I. in die vorbereitenden und II. in die angewandten. Vorbereitende Wiſſenſchaften ſind: 1) Die Mineralogie in ihrem ganzen Umfange, welche die durch den Bergbau zu gewinnenden Foſſilien erkennen und aufſuchen lehrt. 2) Die Chemie und beſonders jene der Mineralkörper, welche, indem ſie die Miſchungstheile der Foſſilien enthüllt, und die Eigenſchaften der Metalle und anderer Mineralſtoffe kennen lehrt, zu einem vervollkommneten Ausbringen und zu der Veredelung der Hüttenerzeugniſſe führt. 3) Die reine und angewandte Mathematik, als Hülfswiſſenſchaften zur Vervollkommnung der Mechanik des Bergbaues. 4) Die Phyſik, welche, indem ſie die Naturkräfte uns kennen lehrt, zu einer richtigen Anwendung derſelben bei dem Bergbau leitet. 5) Die Atmoſphärologie als Unterſtützungswiſſenſchaft zur richtigen Erkenntniß der Lehre von den Grubenwettern. Noch mögen einige botaniſche und zoologiſche Kenntniſſe als dem zum wiſſenſchaftlichen Mineralogen ausgebildeten Bergmann nützlich genannt werden. Die angewandten bergmänniſchen Wiſſenſchaften ſind folgende: 1) Die Bergtechnik. Sie zerfällt: a) in die Bergbaukunde und b) in die Hüttenkunde. Die Bergbaukunde lehrt: 1) die Aufſuchung der Foſſilien auf ihren Lagerſtätten; 2) die Einleitungsarbeiten zu der Gewinnung der Foſſilien; 3) die Arbeiten auf dem Geſtein; 4) den Grubenbau und Betrieb; 5) den Grubenausbau; 6) die Wetterhaltung; 7) die Waſſerwirthſchaft; 8) den Berg-

maſchinenbau; 9) die Förderungskunſt; 10) die Waſſerhaltung; 11) die Aufbereitung; 12) den Erztransport. Die Hüttenkunde lehrt: 1) die Übernahme; 2) die Aufbewahrung; 3) das Probiren der Erze, Docimaſie; 4) die Claſſification und Beſchickung der Erze; 5) die richtige Wahl der Zuſchläge; 6) die Vorarbeiten von dem zu Gute machen der Erze, als Röſten, Verwittern u. dgl.; 7) die Hüttenbaukunſt, welche zerfällt: a) in die Kunſt, Hüttengebäude zu errichten, b) in die Hüttenöfen-Baukunſt, c) in die Hüttenmaſchinen-Baukunſt; 8) die Kenntniß der Hüttengefäße; 9) die hüttenmänniſchen Hauptarbeiten, als Schmelzen, Amalgamiren, Deſtilliren, Sublimiren, Sieben u. dgl.; 10) die Scheidung der Hüttenerzeugniſſe, als Goldſcheidung, Abtreiben u. ſ. w.; 11) die hüttenmänniſchen Verfeinerungsarbeiten, als Silberbrennen, Eiſenfriſchen u. ſ. w.; 12) die Benutzung der Hüttenabfälle. Die übrigen Wiſſenſchaften der angewandten Bergwerkskunde ſind noch folgende: II. die Bergwerksökonomie, welche beſonders lehrt, den Bergbau und die Hüttenprozeſſe ſo zweckmäßig und vortheilhaft als möglich zu betreiben und zu überſehen. Sie lehrt: 1) den Grubenhaushalt; 2) den Hüttenhaushalt; 3) das Bergrechnungsweſen; 4) das Hüttenrechnungsweſen; 5) die Berghandlungswiſſenſchaft; 6) die Bergcameralwiſſenſchaft; 7) den Vertrieb der Hüttenwaaren. III. Die Bergjurisprudenz, nämlich: 1) eigentliche Bergrechtslehre, oder Kenntniß der Bergwerksgeſetze; 2) die Auslegungskunſt der Bergrechte; 3) die Kunſt, die Berg- und Hüttengeſetze auf alle vorkommende Fälle anzuwenden. IV. Die Berg- und Hüttengeſchichte. V. Die Berg- und Hüttengeographie. Da in manchen Ländern die Holz- und Kohlenverſorgung einen Gegenſtand der Bergwerksdirection mit ausmacht, ſo müſſen für dieſen Fall manche forſtmänniſche Kenntniſſe mit in das Studium der Bergwiſſenſchaft gezogen werden. Perſonen, welche ſich den Bergwiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange widmen wollen, müſſen durch Sprachkenntniſſe, Arithmetik, Schreibe- und Zeichenkunſt ſich zu dieſem Studium gut vorbereitet haben. S. Lehmanns Verſuch einer ſyſtematiſchen Encyclopädie der Bergwiſſenſchaften. Freiberg 1804.

Bering, geboren zu Horſens in Jütland, hatte ſich früh in ſeinem Vaterlande den Ruhm eines geſchickten Seemannes erworben, ſo daß er von Peter dem Großen zu der Zeit geſucht wurde, als die Marine zu Kronſtadt in ihrem Beginnen war. In ruſſiſchen Dienſten zeichnete er ſich als Lieutenant und Capitän in den Seekriegen gegen die Schweden aus, und ſeine Unerſchrockenheit und ſeine Talente erwarben ihm die Ehre, zur Leitung einer Entdeckungsreiſe ins Meer von Kamſchatka gewählt zu werden. Seit der Reiſe vom Jahre 1728 kannte man die nördlichen Küſten dieſer großen Halbinſel, und wußte, daß Aſien nicht mit Amerika zuſammenhange, aber, ob die Kamſchatka gegenüberliegenden Küſten auch wirklich Küſten des feſten Landes, oder nur dazwiſchen liegender Inſeln wären, dieſes Räthſel ſollte Bering durch ſeine Reiſe löſen. Am 4ten Juni 1741 lief er mit zwei Schiffen aus, und landete an der nordweſtlichen Küſte von Amerika zwiſchen dem 55ſten und 60ſten ° n. Breite. Aber Stürme und Krankheit hinderten ihn, ſeine Entdeckungen fortzuſetzen, und er wurde weit ab auf eine wüſte Inſel geworfen. Schnee und Eis bedeckte damals das unwirthbare Land. Bering ward gefährlich krank, und ſtarb hier am 8ten Dec. 1741. Man hat ſein Andenken dadurch geehrt, daß man der Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika den Namen Beringsſtraße (auch

Anian genannt) und der Inſel, auf welcher er ſtarb, den Namen Beringsinſel gegeben hat (ſ. d. folg. Art.).

Berings-Straße, eine Meerenge zwiſchen der Weſtküſte von Nordamerika und der Oſtküſte von Aſien. (S. Bering.) Nach Capitän Cooks Verſicherung hat die Meerenge unterm 66ſten° n. Br., wo ſie am ſchmalſten iſt, nicht mehr als 13 Leagues oder 10 deutſche Meilen in der Breite. Weiter hinauf weicht das Land gegen N. O. g. O. und W. N. W. zurück, ſo daß die Entfernung unterm 69ſten° mehr als 100 Leagues oder 75 deutſche Meilen beträgt. — Auffallend iſt die Ähnlichkeit beider Länder, nördlich von der Meerenge. Beide ſind ohne Holz. Die Küſten ſind niedrig, aber tiefer in das Land hinein erheben ſich beträchtliche Gebirge. Die Waſſertiefe in der Mitte der Straße beträgt 29 bis 30 Faden, und nimt gegen beide Küſten hin langſam ab, nur daß bei gleicher Entfernung vom Lande die See an der amerikaniſchen Seite ſeichter als an der aſiatiſchen iſt.

Beryll, auch Thalaſſius, Marinus, und noch bekannter unter dem Namen Aquamarin, iſt ein durchſichtiger Edelſtein, der wegen ſeiner meergrünen Farbe den letztern Namen erhalten hat. Er iſt quarzartig, und unter den Edelſteinen der weichſte und leichteſte. Die Farbe, welche theils meergrün, theils ſeladonfarben, theils blaugrün iſt, und deren Schönheit den ganzen Werth dieſes Steins beſtimmt, verliert er im Feuer und ſchmilzt zu einem Fluß. Es gibt orientaliſche, welche in Oſtindien, auf der Inſel Ceylon, Pegu, Kambaja ꝛc. gefunden werden, und occidentaliſche, welche in Böhmen, Sachſen, Schleſien ꝛc. ihr Vaterland haben; die ſächſiſchen ſind oft noch ſchöner als die indiſchen.

Berkeley (Georg) oder Berkley, Biſchof zu Cloyne in Irland, 1684 zu Kilcrin in Irland geboren, wurde 1707 Mitglied des Dreieinigkeits-Collegiums an der Univerſität zu Dublin, reiſte 1713 und 1714 in Italien bis Livorno und war ſpäter auf einer Reiſe des Britten Aſhe nach Italien, Sicilien und Frankreich deſſen Begleiter. 1721 ward er Hofprediger des Statthalters in Irland, Herzogs von Grafton, und trat ſchon vor ſeinem zwanzigſten Jahre mit allgemeinem Beifalle als Schriftſteller in der gelehrten Welt auf. Seine verſchiedenen philoſophiſchen und mathematiſchen Schriften, unter welchen insbeſondere ſeine Theorie der Erſcheinungen von dem Scharfſinne ihrer Verfaſſers die glänzendſten Beweiſe ablegt, erwarben ihm einen ſolchen Ruf, daß ſelbſt Hume die Werke deſſelben als ſehr ausgezeichnet anführt, und von ihnen bemerkt, daß ſie, mehr als ſelbſt Bayles Schriften, zum Skepticimus führten, indem nämlich Berkeleys Behauptungen weder eine Antwort zuließen, noch von der andern Seite eine vollkommene Überzeugung verſchafften. Berkeleys Vermögensumſtände erhielten 1722 durch einen ſehr unerwarteten Zufall einen beträchtlichen Zuwachs. Während ſeines erſten Aufenthalts in London, 1713, verſchaffte ihm nämlich der Doctor Swift bei einem Mittagsmahle die Bekanntſchaft der Miſtreß Vanhomrigh, der berühmten Vaneſſa, welche durch ihre Liebe zu Swift ſo bekannt geworden iſt. Da dieſe Dame einige Jahre vor ihrem Tode erfahren hatte, daß Swift mit Miſtreß Johnſon, welche unter dem Namen Stella bekannt iſt, verheirathet ſei, änderte ſie ihr Teſtament, in welchem ſie dieſen zum Erben eingeſetzt hatte, und vermachte ihr ganzes Vermögen einem ihrer Anverwandten und Berkeley, welchen letztern ſie ſeit ſeiner Rückreiſe nach Irland nie wiedergeſehen hatte. Ungefähr um dieſelbe Zeit entſchloß ſich Berkeley, ein Vorhaben auszuführen, welches ihn

ſchon lange beſchäftigt hatte, und von welchem er in einer Druckſchrift unter dem Titel: Vorſchläge zur Bekehrung der amerikaniſchen Wilden zum Chriſtenthume durch die Gründung einer Lehranſtalt auf den bermudiſchen Inſeln, Nachricht gab. Dieſe Schrift erregte einen ſolchen Eifer für Berkeleys Unternehmen, daß die angeſehenſten Perſonen eine Subſcription veranſtalteten, die in kurzer Zeit ſo beträchtlich wurde, daß Berkeley nach Niederlegung ſeiner Stelle, in Geſellſchaft von mehreren Perſonen, bei welchen er Theilnahme für ſeinen Plan erregt hatte, ſich nach Rhodeisland einſchiffte, um daſelbſt zur Unterhaltung ſeines Collegiums Ländereien anzukaufen. Da er aber auf die Unterſtützung, welche ihm das Parlament für ſeine Unternehmung verſprochen hatte, Verzicht leiſten mußte, ſo ſah er ſich genöthigt, Amerika zu verlaſſen und nach England zurückzukehren, nachdem er ſieben Jahre ſeines Lebens und einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens auf dieſe Unternehmung verwandt hatte. Er ſchrieb hierauf noch eine Menge Schriften philoſophiſchen, religiöſen und ſtaatswirthſchaftlichen Inhalts. Gegen ſein ſechzigſtes Jahr befiel ihn eine Nervenkolik, von welcher er ſich durch den Gebrauch des Theerwaſſers zu heilen ſuchte, auch deshalb zwei Abhandlungen über den Nutzen dieſes Waſſers herausgab. Dies waren ſeine letzten ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe, worauf er 1753 ſehr plötzlich ſtarb. Berkeley wird als ein ſehr gelehrter, faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens bewanderter Mann geſchildert, der überdies allen denjenigen, die ihn kannten, Verehrung für ſeinen moraliſchen Charakter abnöthigte, weshalb auch Pope, ſein beſtändiger Freund, von ihm ſagte, er beſäße alle Tugenden, die unter dem Himmel zu finden wären.

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eiſernen Hand, geboren zu Jaxthauſen, war ein tapferer Ritter des Mittelalters. Ihn erzog ſein Vetter, Conrad von Berlichingen, den er 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Götz trat zum Heere des Kurfürſten Friedrich von Brandenburg, diente dem Kurfürſten von Baiern in dem Kriege gegen die Pfalz, und da er in demſelben ſeine Hand verloren hatte, ließ er ſich eine eiſerne machen, wovon er den Beinamen erhalten hat. Er zog ſich nun auf ſein Schloß zurück, und bekam hier Händel mit ſeinen Nachbaren, die in Fehden übergingen, in denen er ſich durch ſeine Tapferkeit furchtbar machte; aber eben ſo ſehr erwarb er ſich durch ſeine Biederkeit Achtung. Als er dem Herzoge Ulrich von Würtemberg gegen den ſchwäbiſchen Bund beiſtand, ward er 1522 gefangen genommen, und nachdem der Herzog aus ſeinem Lande vertrieben worden war, mußte er ſich ſelbſt durch ein Löſegeld von zweitauſend Gulden frei machen. Als der Bauernkrieg ausbrach, nöthigten ihn die Anführer, ſie anzuführen; aber nach vier Wochen ward er von neuem gefangen genommen, und konnte ſeine Freiheit nur unter dem Verſprechen einer gänzlichen Unthätigkeit erhalten. Er ſtarb den 23ſten Juli 1562. Man hat von ihm ſelbſt eine Beſchreibung ſeines Lebens, die 1775 in 8. in Nürnberg mit Anmerkungen zum zweiten- und 1813 zu Breslau zum drittenmale gedruckt worden iſt. Dieſes Buch enthält ein vortreffliches Gemälde des geſelligen Lebens und der Sitten des Mittelalters, und hat Göthen den Stoff zu ſeinem ſchönen Schauſpiel dieſes Namens geliefert, welches die Thaten und Geſinnungen des Helden, ſo wie den Zuſtand und die Sitten jener Zeit, in meiſterhaften Zügen darſtellt.

Berlin, die Hauptſtadt des preußiſchen Staates und eines Regierungsbezirks (der jedoch nur aus Berlin, Charlottenburg und einigen Dörfern gebildet wird), erſte königliche Reſidenzſtadt und Siz der höchſten Landescollegien, liegt in der Provinz Brandenburg, an der Spree, 127 Fuß über der Meeresfläche, 51° 2′ 30″ Länge, 50° 31′ 14″ Breite, und iſt eine der größten und ſchönſten Städte in Europa. Sie hat über $2\frac{1}{4}$ deutſche Meilen im Umfange, 931,035 Q. Ruthen Flächeninhalt, und beſtehet aus 6 zuſammengezogenen Städten: dem eigentlichen Berlin, Cöln an der Spree, Friedrichswerder, Neuſtadt oder Dorotheenſtadt, Friedrichsſtadt (die ſeit 1714 die königlichen Reſidenzſtädte heißen) und Luiſenſtadt (ehemals eine ſogenannte Vorſtadt, welche ihren Namen erſt in neuſten Zeiten erhalten hat), mit den großen (uneigentlich ſogenannten, von der Ringmauer umgebenen) Vorſtädten: Königs-, ſpandauer und ſtralauer Vorſtadt, und außerhalb der Mauern Neuvoigtland. Sie hat 133 Straßen, 91 Gaſſen, 22 öffentliche Plätze und Märkte, 15 Thore, 27 Pfarrkirchen, 34 Brücken u. ſ. w.; im Jahre 1817 waren hier 7133 Häuſer mit Einſchluß der Kirchen, der öffentlichen (174) und Fabrik-Gebäude (61), auch Ställen und Scheunen (433), die mit einem Werth von 45,963,805 Thalern in der Feuer-Societät verſichert waren. Der Civil-Einwohner, mit Inbegriff des beurlaubten Militärs, waren im Jahre 1817 173,811 (87,099 männlichen und 91,712 weiblichen Geſchlechts), unter dieſen 3347 Juden, ungefähr 3500 Catholiken und über 10,000 Reformirte. 1817 waren 6605 geboren und 5580 geſtorben. Die wichtigſten Gebäude und andre Merkwürdigkeiten ſind nach den einzelnen Stadttheilen: 1) im eigentlichen Berlin, das 1163 von Markgraf Albrecht dem Bär erbaut worden, ſeinen Namen von der buſchigen wüſten Gegend führt, in der ſich holländiſche Ausgewanderte anſiedelten, und 39 Straßen hat: das königl. Poſthaus, das Rathhaus, das Stadtgerichthaus, die Militär-Akademie, das Cadettenhaus, das Gymnaſium zum grauen Kloſter, das Joachimsthaliſche Gymnaſium, die Lutheriſche Pfarrkirche St. Nicolai (die älteſte Kirche Berlins) die Marienkirche (mit einem 286 Fuß hohen Thurme, deſſen Aufſatz unter der Regierung Friedr. Wilh. II. von Langhans ausgeführt iſt, und zu deſſen beſten Arbeiten gehört), die reformirte Parochialkirche (mit einem Glockenſpiele), die neue franzöſiſche Kirche, das Friedrichs-Waiſenhaus (1818, für 1009 älternloſe Kinder, mit einer Kirche und der königlichen Kuhpocken-Impfung, wo ſeit 1802 25,332 Kinder und Erwachſene unentgeltlich geimpft wurden), die Garniſonkirche, die Judenſynagoge, das Landſchaftshaus, das königl. ſogenannte Lagerhaus, früherhin kurfürſtl. Reſidenz, dann Sitz einer ſehr bedeutenden Tuchmanufactur, welche größtentheils das Fabricat zur Bekleidung der Truppen, beſonders das Tuch für die Officiere lieferte, jetzt Sitz mehrerer königl. Caſſen und Büreaux), der neue Markt. — Die Vorſtädte des eigentlichen Berlin ſind: die Königsvorſtadt, wo die neue Königsbrücke und das Arbeitshaus am Alexandersplatz; die ſpandauer Vorſtadt, wo die ſpandauer und Monbijou-(Hercules-) Brücke, das königl. Luſtſchloß Monbijou, die Thierarzneiſchule, der Schiffbauerdamm, das große Hoſpital la Charité, mit dem das kliniſche Inſtitut verbunden iſt (1816 mit 5144 Kranken, worunter 419 Geiſteskranke), die neue königl. Münze u. ſ. w. und vor dem oranienburger Thore die Eiſengießerei, wo vorzügliche Gußwaaren von allen Gattungen nach Beſtellung geliefert werden, das königl. Invalidenhaus, welches an Officieren, Soldaten, Frauen und

Kindern an 1000 Seelen unterhält; und die ſtralauer Vorſtadt, wo Zuckerraffinerien und mehrere Kunſtgärten. Außerhalb der Mauer liegt die roſenthaler Vorſtadt oder Neuvoigtland mit vier Straßen. 2) In Cöln an der Spree, das ſchon bei ſeiner Erbauung dieſen Namen von den Collnen (Pfählen) führte, auf welchen die von Albrecht dem Bär gedrängten Wenden zwiſchen Sümpfen und Moräſten ihre Gebäude errichteten, mit 25 Straßen, die von 2 Armen der Spree eingeſchloſſen werden, zeichnen ſich aus: die lange Brücke, 160 Fuß lang, ſteinern, auf 5 Bogen ruhend, und mit der koloſſalen, trefflichen von Schlüter modellirten und von Jacobi gegoßnen ehernen Bildſäule des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm zu Pferde geziert; das königl. Schloß 460 Fuß lang, 276 Fuß breit und 101½ Fuß hoch, mit der Bildergallerie, der Kunſt- und Naturalienkammer, Münzſammlung ꝛc.; der Luſtgarten, mit der trefflichen von Schadow verfertigten Bildſäule des Fürſten Leopold von Deſſau, die Domkirche, die königl. Reitakademie, der neue Packhof ꝛc. Ein Theil von Cöln heißt Neucöln und beſteht aus 4 Straßen längs der Spree. Hier iſt die königl. Salzniederlage (Salzhof), der Spittelmarkt ꝛc. 3) Der Friedrichswerder iſt von dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden, und hat 19 Straßen. Merkwürdig ſind: die Hauptmünze, das Adreßhaus (wo Geld gegen Pfand ausgeliehen wird), das Fürſtenhaus, die werderſche deutſche und franzöſiſche Kirche (ein langes Gebäude, welches nur inwendig durch eine Scheidewand getrennt wird), der große Packhof (Mauthgebäude), das Friedrichs- und franzöſiſche Gymnaſium, mit einem theologiſchen Seminar, der Palaſt, welchen der König bewohnt, das prachtvolle Zeughaus, in deſſen Hofe die berühmten Köpfe ſterbender Krieger, von Schlüter in Hautrelief gearbeitet, den Fenſteröffnungen als Schlußſteine dienen, das königl. Gießhaus, das von Schinkel erbaute neue Wachtgebäude, bei welchem die Bildſäulen von Scharnhorſt und Bülow zu ſtehen kommen werden und bei welchem 3 Stück erobertes Geſchütz von dem größten Caliber aufgefahren ſind ꝛc. 4) Die Neu- oder Dorotheenſtadt, ebenfalls von Kurfürſt Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt und nach ſeiner zweiten Gemahlin benannt, hat nur 5 regelmäßige Straßen, aber unter dieſen die prächtige Straße unter den Linden, 2088 Fuß lang und 170 Fuß breit, mit dem ſchönſten Spaziergange in der Stadt, und einem Theil der 4250 Schritt oder 890 Ruthen langen Friedrichsſtraße. Merkwürdig ſind hier: das Univerſitätsgebäude (ſonſt der Palaſt des Prinzen Heinrich), die nach Art des Pantheon zu Rom erbaute catholiſche Kirche, die dorotheenſtädtiſche Kirche, das Opernhaus, die königl. Bibliothek, das Akademiegebäude, zum Muſeum beſtimmt, mit einer Sternwarte, deren Plattform 84 Fuß über dem Steinpflaſter der Straße erhaben iſt, der pariſer Platz ꝛc. Vor dem brandenburger Thor, welches 195 Fuß breit in der Form des Propyläum zu Athen, jedoch nach einem weit größern Maßſtabe von Langhein 1789 erbaut iſt, und die berühmte Victoria in einer Quadriga trägt, welche die Franzoſen 1807 entführten und die Preußen 1814 von Paris zurückbrachten, befinden ſich der ſogenannte Thiergarten, ein Wald, der 830 Morgen Landes einnimt, und außer den mannichfaltigſten Spaziergängen das Luſtſchloß Bellevüe, den großen Exercierplatz, und mehrere prächtige Villen reicher Privatmänner enthält. Da auf der einen Seite beſonders Juden Grundſtücke erworben haben, ſo pflegt dieſer Theil Neujeruſalem genannt zu werden. 5) Die Friedrichsſtadt, von Kurfürſt Friedrich III.

(König Friedrich I.) 1688 angelegt, übertrifft die 4 übrigen Reſidenzſtädte an Größe, und hat 23 breite Straßen, unter denen die Wilhelmsſtraße 530, die leipziger 400 Ruthen lang und die ſchon erwähnte Friedrichsſtraße ſich auszeichnen. Merkwürdig ſind: der Gensdarmenmarkt, der Wilhelmsplatz, ein 190 Schritt langes und 90 Schritt breites Viereck, mit den marmornen Bildſäulen der Generale Schwerin, Winterfeld, Seydlitz, Krith und Ziethen, der dönhoffſche und leipziger Platz, der Platz von Belle-Alliance (ſonſt das Rondel), die Jeruſalemskirche, die böhmiſche Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, die franzöſiſche und neue Kirche mit 2 berühmten Thürmen, der ehemals anſpachiſche Palaſt (jetzt der Luiſenſtiftung eingeräumt), die königl. Porzellan-Fabrik, das Friedrich Wilhelms-Gymnaſium mit der Realſchule (einer höhern Bürgerſchule, 1816 650 Schüler), das Collegienhaus (wo die Geſetz-Commiſſion, das Obertribunal, das Cammergericht, das Pupillen-Collegium und das brandenburgiſche Lehns-Archiv ſind), die Gold- und Silberfabrik, die Bank, das Haus der Seehandlungsgeſellſchaft, das Komödienhaus, welches im J. 1817 abbrannte, und deſſen Wiederaufbau, nach Schinkels Anordnung, nun beendigt iſt, verſchiedene prächtige Privatgebäude ꝛc. 6) Die Luiſenſtadt (ehemals köpenicker Vorſtadt), beſteht größtentheils aus Feldern und Gärten. Vor dem cottbuſer Thor, auf der waldigen Anhöhe, Haſenhaide, war der erſte deutſche Turnplatz. Berlin zählt an 100 öffentliche und 50 Privatſchulen für den erſten Unterricht der Kinder; an Bürger- oder Mittelſchulen 10 öffentliche, 60 Privat- und 13 Specialſchulen; an höheren Bildungsanſtalten 5 gelehrte Schulen, 7 höhere Specialſchulen und die 1820 gegründete Univerſität. Dieſe letztere hat 54 Lehrer und 1000 Studenten, worunter 396 Mediciner. Außerdem beſitzt Berlin noch verſchiedene Akademien und gelehrte Geſellſchaften, namentlich: die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, die Akademie der bildenden Künſte, mechaniſchen Wiſſenſchaften und Baukunſt, mit den dazu gehörigen Kunſtſchulen, die naturforſchende, die mediciniſch-chirurgiſche, die pharmaceutiſche, philomatiſche, die phyſiſch-mediciniſche Geſellſchaft, die Geſellſchaft für die deutſche Sprache und den Künſtlerverein. Zur Univerſität ausſchließlich gehören: der botaniſche Garten außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach Potsdam, bei Schönberg gelegen, das anatomiſche Theater, das anatomiſche und das zoologiſche Muſeum, das theologiſche und philologiſche Seminar, das Mineraliencabinet, kliniſche Inſtitut, eine Entbindungsanſtalt u. ſ. w. Ferner ſind hier ein Antiken-Muſeum geſtiftet 1820, die königl. mediciniſch-chirurgiſche Akademie für das Militär, die königl. med. chirurgiſche Pepinière, die königl. Thierarzneiſchule, zwei Seminare zur Bildung von Land- und Stadtſchullehrern, das Seminar für Miſſionarien zur Bekehrung der Heiden in Weſtafrika, Taubſtummen- und Blindeninſtitute, eine jüdiſche Freiſchule, eine Forſtakademie, eine Singakademie, eine Militär-Schwimmſchule, eine Bibelgeſellſchaft u. ſ. w. In Berlin ſind viele wohlthätige Anſtalten und es bedarf deren, da ungefähr 12,000 Arme ohne Hülfe nicht beſtehen können. Unter andern verpflegte der weibliche Wohlthätigkeitsverein durch 32 aufſichthabende Frauen, im Dec. 1816, in 180 Familien an 1200 Arme. Die wohlthätigſte, leider nicht hinreichend unterſtützte Anſtalt iſt das von dem bekannten Kriegsrath Kranz im J. 1794 errichtete Bürgerrettungs-Inſtitut, das verarmte Bürger, um ihnen wieder empor zu helfen, bedeutend unterſtützt, und bereits unter ſeinen Mitgliedern mehrere ſeiner ehemaligen Pfleglinge

zählt. Die Fabrication war früher ſehr wichtig. Im J. 1811 waren unter andern in Berlin 298 Spinnmaſchinen auf Wolle und Baumwolle, mit 28,323 Spindeln; 4834 Weberſtühle für Tücher, ſeidne, wollene, baumwollene, leinene Zeuge, Teppiche u. ſ. w., 1181 Gänge für ſeidne, wollene und leinene Bänder; 326 Poſamentirer, 44 Zeugdruckereien, 66 Färbereien, 5 Zuckerraffinerien, 4 Fabriken von lackirten Blechwaaren, die Porzellan- und Steingut-Fabriken mit 411 Arbeitern, die königl. Bronze Fabriken, bedeutende Gold- und Silberwaaren-Manufacturen, ſchöne Tiſchlerarbeit-, Petinet-, Strohhut-, Blumen- und Federfabriken; 25 Buchdruckereien mit 73 Preſſen; 8 Pulvermühlen 2c.

Berliner Blau, ein wichtiges Farbenmaterial, das eine reine dunkelblaue Farbe, einen matten Bruch, weder Geſchmack noch Geruch hat, in Waſſer, Weingeiſt und Äther unauflöslich iſt und durch die Auflöſung der ätzenden Alkalien zerſetzt wird. Die Erfindung dieſer Farbe wurde 1704 von dem Farbenfabricanten Diesbach in Dippels Laboratorium zufällig gemacht, indem er einer mit Alaun und Eiſenvitriol bereiteten Cochenilleabkochung, in der Abſicht, Cochenillelack zu bereiten, Kali hinzuſetzte, über welches Dippel thieriſches Öl abgezogen hatte, und dadurch den bekannten blauen Niederſchlag erhielt. Dippel, welcher fand, daß das Kali durch die Behandlung mit thieriſchem Öl die Eigenſchaft erhalten hatte, das Eiſen blau zu fällen, bereitete es bald auf einem einfachern Wege, indem alle thieriſche Stoffe und ſelbſt alle vegetabiliſche, welche an Stickſtoff reich ſind, zur Verfertigung dienen. Alle Stoffe zu dieſem Fabricat müſſen nur im Zuſtande der Reinheit angewandt werden, oder die Reinigung wird hernach ſehr koſtbar. Der Alaunzuſatz gibt dieſem Blau mehr Körper und eine hellere Farbe. Dieſes Blau iſt ein inniges Gemenge von blauſaurem Eiſenoxyd (52 Theile braunrothes Eiſenoxyd und 48 Theile Blauſäure). Der Zuſatz der Alaunerde ſteigt von 20 auf 80 Procent. Je mehr Alaunerde dieſes Blau hat, je ſchlechter iſt ſeine Güte.

Bern, der größte unter den Cantonen der Schweiz, und die Hauptſtadt gleiches Namens. Schon im 12ten Jahrh. umgab Cuno von Bubenberg den kleinen Ort Bern, welcher bei der Feſte Nydeck lag, mit Graben und Mauern, und der Herzog von Zähringen, welchem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Geſetze, worauf dieſelbe im 13ten Jahrhunderte immer mehr bevölkert ward. Beſonders ſuchte hier der niedere Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen des höhern, wozu auch noch Landleute, und beſonders Bürger aus den Städten Freiburg und Zürich kamen. Kaiſer Friedrich II. erklärte die Stadt 1218 zu einer freien Reichsſtadt, und beſtätigte die Freiheiten derſelben durch eine alte Urkunde, die noch im dortigen Archive aufbewahrt und die kaiſerliche Handfeſte genannt wird. 1288 wurde Bern von Rudolph von Habsburg belagert, aber nicht genommen, und 1291 fochten die Berner, unter Anführung Ulrichs von Bubenberg, gegen ihren eigenen feindlich geſinnten Adel, welchen Ulrich von Erlach befehligte. Bern ward nun eine Freiſtätte für alle diejenigen, welche von Öſterreichs Adel gedrückt wurden, wodurch die Stadt ſelbſt zu einer Macht und Größe gelangte, die den Neid der übrigen Städte und des eigenen Adels erregte. Beide ſchloſſen daher ein Bündniß mit einander, um Bern zu vertilgen, wodurch ein Heer von 18,000 Mann, theils Reiter, theils Fußvolk, auf die Beine gebracht wurde, welches 700 Herren mit gekrönten Helmen,

und 1200 Ritter anführten. Die Berner, unter Anführung Rudolphs von Erlach, zogen in der Mitternacht, am 21ſten Juni 1339, gegen jenes weit überlegene Heer, und ſchlugen den dreimal ſtärkern Feind bei Laupen gänzlich aufs Haupt. Nach dieſem Siege ward Bern immer mächtiger, und die Stadt ſelbſt ſehr erweitert, worauf ſie im J. 1353 in den ewigen Bund der Eidgenoſſen trat, in welchem ſie die Stelle nach Zürich, mithin die zweite im Bunde, erhielt. Bis zu Ende dieſes Jahrhunderts vergrößerte Bern ſein Gebiet theils durch Kauf, theils durch Eroberung dergeſtalt, daß die mehrſten um die Stadt her liegenden Ortſchaften dazu kamen. Nachdem im J. 1405 der größte Theil der Stadt abgebrannt und darauf regelmäßig wieder aufgebaut worden war, begannen die langen Kriege mit Öſterreich, Mailand, Burgund und Savoyen, aus denen allen die Eidgenoſſen als Sieger hervorgingen, und in welchen Bern das ganze Aargau eroberte. 1528 nahmen die Berner die Kirchenverbeſſerung an, indem ſie ſich von der Herrſchaft des Papſtes losſagten. In dem darauf folgenden Kriege mit dem Herzoge von Savoyen eroberte Bern das ganze Waadtland (pays de Vaud). Die ſämmtlichen eroberten Länder wurden durch Landvögte verwaltet, die auf den Feſten wohnten. Von nun an bis zum 5ten März 1798 waren der Wohlſtand und Reichthum Berns in ſtetem Wachsthume, und auf die öffentliche Verwaltung wurden große Summen verwendet, welche dies aufs deutlichſte zu erkennen gaben. Der ſämmtliche Flächeninhalt des ganzen Cantons betrug damals 236 Quad. Meil. mit 380,000 Einw. An jenem Tage rückten 30,000 Mann Franzoſen gegen Bern. Zwar führte wieder ein Erlach 18,000 Berner und 8000 übriger Eidgenoſſen dieſen entgegen; aber die Tage von Morgarten, von Laupen, von Murten waren vorüber; die Eidgenoſſen ermordeten ſogar auf dem Rückzuge ihren eigenen Anführer. Bern öffnete nun zum erſtenmale dem Feinde ſeine Thore, und verlor, in Folge dieſer Begebenheit, ungefähr die Hälfte ſeines bisherigen Beſitzſtandes, indem der nördliche Theil zu dem jetzigen Canton Aargau geſchlagen, und aus dem ſüdweſtlichen (pays de Vaud) der jetzige Canton Waadt gebildet wurde. Durch die Beſchlüſſe des wiener Congreſſes wurde der größere Theil des Bisthums Baſel dem Cantone Bern zugetheilt, ſo daß derſelbe jetzt 171½ QM. und 297,600 größtentheils reformirte Einw. enthält. Nach der neueren Verfaſſung des Cantons wird die ſouveräne und oberſte Gewalt ausgeübt durch Schultheiß, Klein und Große Räthe der Stadt und Republik Bern, beſtehend aus den 200 der Stadt Bern und 99 von Städten und Landſchaften gewählten Mitgliedern. Die 200 der Stadt Bern werden aus dem Mittel der regimentsfähigen Bürger, die das 29ſte Jahr zurückgelegt haben, durch ein aus den Mitgliedern des kleinen Raths und einem Ausſchuſſe des großen Raths beſtehendes Wahlcollegium gewählt. Die 99 Mitglieder aus Städten und Landſchaften werden theils von den betreffenden Städten durch ihre Ortsbehörden, theils von jedem der 22 Amtsbezirke durch ein aus ſeinem Mittel zuſammengeſetztes Wahlcollegium, theils unmittelbar von dem großen Rathe ſelbſt gewählt. Zwei Schultheiße haben abwechſelnd, jeder ein Jahr lang, den Vorſitz im großen und kleinen Rathe. Der große Rath, der ſich immer am erſten Montag in jedem Monate verſammelt, hat die geſetzgebende Gewalt. Der kleine Rath hat die vollziehende Gewalt, beſteht aus den beiden Schultheißen, 23 Mitgliedern und 2 Heimlichern, und wird von dem großen Rathe aus ſeiner Mitte gewählt. — Der

nördliche Theil des Cantons iſt hügelig mit ſchönen Ebenen und Thälern, und hat einen fruchtbaren, ſorgfältig angebauten Boden, der zum Getreide-, Wein- und Obſtbau benutzt wird. Hier iſt das Emmenthal, eins der ſchönſten, fruchtbarſten und reichſten Thäler der Schweiz, wo die Rindviehzucht vortrefflich iſt und die bekannten emmenthaler Käſe verfertigt werden. Schöne Gebäude, gute Kleidung und Fröhlichkeit zeugen von dem Wohlſtande der Bewohner dieſes Thales. Der ſüdliche Theil des Cantons hingegen, das Oberland (wozu die Hauptthäler Hasli, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kander, Frutigen, Adelboden, Simmen und Saanen mit zahlreichen Seitenthälern gehören), nimt am Fuße der hohen Bergreihe gegen Wallis ſeinen Anfang und zieht ſich bis auf ihre oberſte Höhe. Die tiefſten Thäler bringen noch gutes Obſt hervor, ſind fruchtbar und angenehm; höher hinauf ſind vortreffliche Alpenweiden, dann aber folgen kahle Felſen, ausgedehnte Gletſcher und die höchſten Gebirge der Schweiz, als das Finſteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau, auf deren Höhe alles Wachsthum aufhört. Die Einwohner des Oberlandes nähren ſich daher vorzüglich von der Viehzucht. Die hohen Gebirge, ſehenswürdigen Gletſcher und prächtigen Waſſerfälle, die man im Oberlande antrifft, ziehen jährlich eine Menge Reiſender in dieſe Gegenden. Der Hauptzweig des Gewerbfleißes dieſes Cantons beſteht in den Leinwand- und Wollentuchmanufacturen. Die ausgezeichnetſte Gegend in dieſer Hinſicht iſt das Emmenthal, deſſen Einwohner neben der Viehzucht beträchtliche Leinwandmanufacturen unterhalten. Bern, die Hauptſtadt des Cantons, iſt eine der wohlgebauteſten Städte in der Schweiz, und liegt auf einer Anhöhe und Halbinſel, auf drei Seiten von der Aar umfloſſen. Die Straßen ſind meiſtentheils gerade, breit und gut gepflaſtert, und die Häuſer zum Theil mit Arcaden verſehen. Bern enthält 1100 Häuſer und 13,000 Einw. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich aus: das gothiſche große Münſter, die geſchmackvoll gebaute Heilige-Geiſtkirche, die akademiſchen Gebäude, die Inſel oder das ſchön gebaute Krankenhaus ꝛc. Eine Akademie und mehrere wiſſenſchaftliche Vereine befinden ſich zu Bern, worunter die ökonomiſche Geſellſchaft ſich große Verdienſte um die Verbeſſerung der Landwirthſchaft vaterländiſcher Naturfreunde und die nähere Kenntniß der Schweiz in naturhiſtoriſcher Hinſicht erworben hat. Die 1802 geſtiftete Gallerie der vaterländiſchen Naturgeſchichte enthält die Säugethiere, Vögel, Schmetterlinge, Inſecten, Kräuter der Schweiz, und die öffentliche Bibliothek beſitzt ſowohl an gedruckten Büchern als Handſchriften große Schätze. Außerdem haben mehrere Privatperſonen ſehenswerthe Kunſtſammlungen, die den Fremden meiſtens offen ſtehen. Gewerbfleiß und Handel ſind ziemlich lebhaft; es ſind daſelbſt verſchiedene Fabriken, welche Wollentuch, gedruckte Leinwand, Seidenzeug, Strümpfe ꝛc. liefern. Wenige Städte haben ſchönere und beſſer unterhaltene Spaziergänge, z. B. einer der beliebteſten die mit großen Koſten aufgefahrne Platteforme, worauf das Münſter ſteht, welche mit vier Reihen von Bäumen beſetzt iſt, und eine treffliche Ausſicht gewährt. Die nach der Aar zugehende Seite erhebt ſich 108 Fuß über dieſen Fluß, welcher hier einen ſchönen Fall bildet, der dem des Rheins bei Laufen zwar bei weitem nicht an Höhe, wohl aber an Breite gleich kommt.

Bernadotte, ſ. Carl XIV. Johann.

Bernard (Pierre Joſeph), eines Bildhauers Sohn, geboren zu Grenoble 1710, geſtorben zu Choiſy bei Paris 1775. Den Grund ſeiner Studien legte er bei den Jeſuiten zu Lyon, dann diente er zu Paris bei einem Notar als Schreiber. Hier ward er dem Marquis de Pezay durch einige Gedichte bekannt, folgte dieſem 1734 in den italieniſchen Feldzug, ward dem Marſchall von Coigny vorgeſtellt, von dieſem als Secretär in Dienſt genommen, und Ludwig XV. empfohlen, der ihn zum Schatzmeiſter der Dragoner und zu ſeinem Bibliothekar in Choiſy ernannte. 1771 verlor er durch einen Schlagfluß Gedächtniß und Ideenverbindung, und blieb in dieſem Zuſtande bis an ſeinen Tod. Unter Frankreichs gefälligen Dichtern der Freude und des Lebensgenuſſes verdient Bernard ſtets mit Achtung genannt zu werden. 1737 brachte er die Oper Caſtor und Pollux auf die Bühne, welche von Kennern als ein Meiſterſtück lyriſcher Dramatik geprieſen wird. Rameaus Muſik trug noch mehr zu jenem allgemeinen Beifalle bei. Früher gearbeitet, allein erſt 1762 herausgegeben, iſt ſein Gedicht: Phroſine und Melidor, in vier Geſängen, welches ebenfalls großes Lob erhielt. Nach ſeinem Tode, allein ſeinen Freunden ſchon früher mitgetheilt, erſchien: L'Art d'aimer, in welcher er zwar dem Ovid folgt, jedoch ohne ſich ſclaviſch an ihn zu binden. Einige meinen, dieſes Gedicht lehre mehr die Kunſt zu verführen als zu lieben; richtiger iſt der Ausdruck: eine Kunſt zu genießen, denn der Verfaſſer geht nur auf das den Sinn Ergötzende, wozu er öfters die Einbildungskraft, niemals das Herz in Anſpruch nimt. Voltaire hatte unſerm Dichter das Epithet le gentil gegeben, das ihm immer blieb.

Bernardin de St. Pierre (Jacques=Henri), der berühmte Verfaſſer der Etudes de la Nature, des Romans Paul et Virginie etc., war 1737 in Havre=de=Grace geboren. Er genoß der beſten Erziehung, ward aber ſchon im zwölften Jahre des Schulzwangs ſo überdrüßig, daß er mit ſeinem Oheim, Capitän eines Kauffahrteiſchiffs, nach Martinique ſegelte, jedoch ſogleich wieder zurückkam, „weil," wie er ſelbſt ſagt, „dieſe Reiſe ihn unzufriedener mit ſeinem Oheim, mit der See und mit der Inſel, auf der er vor Heimweh zu ſterben geglaubt, gemacht habe, als er je mit Claſſen, Büchern und Rector geweſen;" und ſetzt ſeine Studien fort. Seine Ältern ſandten ihn nach Paris in die Ingenieurſchule, und er ging im folgenden Jahre als Ingenieurofficier nach Malta. Ein unglücklicher Zweikampf nöthigte ihn, ſich von dort nach Holland einzuſchiffen, von wo er nach Portugal wollte. Ein Zufall vereitelte dieſe Abſicht, und er eilte nach Rußland, um Peter III. ſeine Dienſte anzubieten. Unterwegs erfuhr er deſſen Tod, ging aber doch nach Petersburg, um Catharinen denſelben Antrag zu machen, und erhielt eine Unterlieutenantsſtelle beim Ingenieurcorps, die er nach achtzehn Monaten niederlegte, um nach Frankreich zurückzukehren. Sein Weg führte ihn durch Polen, das eben in Aufruhr war. Er nahm Dienſte unter der franzöſiſchen Partei, und ward von den Ruſſen gefangen genommen, jedoch wieder frei gelaſſen. Nun hielt er ſich in Warſchau auf, und beſuchte dann Dresden, Berlin und Wien, in der Abſicht, in die Dienſte einer fremden Macht zu treten. Es gelang ihm aber nicht, er reiſte nach Paris und von dort als Ingenieurofficier nach Isle de France. Nach zwei Jahren bewogen ihn Zwiſtigkeiten, ſeinen Abſchied zu nehmen und nach Frankreich zurückzukehren. Hier enden ſeine Reiſen und ſeine militäriſche Laufbahn, und ſein literariſches Leben beginnt. Von 1000 Fr. Penſion über=

ließ er 300 einer Mutter und 100 einer alten Magd; ihm blieben alſo nur 600 Franken zu einem kümmerlichen Leben. Er begrub ſich in eine geringe Wohnung der Vorſtadt St. Etienne, und gab 1773, ohne ſich zu nennen, ſein Voyage à l'Isle de France heraus. Noch elf Jahre lang ordnete und verarbeitete er in den emſigen und fortgeſetzten Studien einer ununterbrochenen Eingezogenheit die koſtbaren Materialien, welche die reichhaltigen Erfahrungen und Beobachtungen ſeines Lebens ihm geliefert hatten. So erſchienen 1784 ſeine Etudes de la nature. Seine äußere Lage verwandelte ſich nun ſchnell. Er erhielt anſehnliche Penſionen. Ludwig XVI. ernannte ihn, mit dem Ausdruck: „in ihm einen würdigen Nachfolger Buffons gefunden zu haben," zum Intendanten des botaniſchen Gartens und naturhiſtoriſchen Muſeums. Unter Napoleon erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, und Joſeph Buonaparte ſetzte ihm unaufgefordert eine Penſion von 6000 Fr. aus. Die erſten fünf Jahre nach Herausgabe ſeiner Naturſtudien beſchäftigte er ſich, Materialien zur immer gründlichern Entwickelung dieſes Stoffes zu ſammeln. Seine vortreffliche Idylle, Paul et Virginie, erſchien 1789. Kurz nach Paul et Virginie gab er ſeine Chaumière Indienne heraus. Er ſtarb 1814 auf ſeinem Landgute bei Paris. In ſeinem Nachlaß haben ſich die unvollendeten Harmonien der Natur, Memoiren über ſein Leben, und eine Menge unregelmäßiger Dramen und anderer leichten Werke der Phantaſie gefunden.

Bernburg (Anhalt-), eins von den drei anhaltiſchen Herzogthümern, welches 1665 an Joachim Ernſts fünften Sohn, Ludwig, deſſen Nachkommen es jetzt beſitzen, kam, nach Ausſterben der zerbſter Linie, 1793 aber, deren Länder die übrigen drei Linien 1797 unter ſich theilten, noch einen Zuwachs erhielt. (S. Anhalt.) Die Größe des Fürſtenthums beträgt 16 □M. mit 37,000 Einw. Die Einkünfte ſchätzt man auf 450,000 Gld. Das Bundescontingent 370 M. Der jetzt regierende Fürſt, welcher ſeit ſeinem Beitritt zum Rheinbunde, am 30ſten April 1807 den Herzogstitel annahm, iſt Alexius Friedrich Chriſtian, geb. d. 12ten Juni 1767, ſucced. d. 9ten April 1796, vermählt 1794 mit Maria Friederike, Tochter des Kurf. von Heſſen-Caſſel, geb. 1768; von ihr geſchieden im Aug. 1817; er reſidirt zu Ballenſtädt. Der Erbprinz iſt Alexander Carl, geb. d. 2ten März 1805. Das reg. Haus iſt reform. Die Hauptſtadt, Bernburg an der Saale, mit einem herz. Schloß, hat 4800 Einw., Fabriken und Weinbau. Die Nebenlinie Anh. Bernb. Schaumburg-Hoym bildeten die Nachkommen des F. Lebrecht, des zweiten Sohns des F. Victor Amadeus. Sie erloſch 1812 im Mannsſtamm hatte die Güter Zeitz und Belleben zu einem Paragio erhalten, und außerdem durch Heirath die Grafſchaft Holzapfel nebſt den Herrſchaften Schaumburg und Lauenburg eigenthümlich erworben. Die Tochter des letzten Fürſten, Hermine, war die Gemahlin des Erzherz. Joſeph v. Öſterreich, und ſtarb 1817. Die zweite Tochter Adelaide war vermählt an den Erbprinzen Paul von Holſtein-Oldenburg, und ſtarb 1820, die beiden jüngſten, Emma und Ida, ſind noch unvermählt.

Bernhard (der heilige), geb. 1091 zu Fontaine in Burgund und 1115 erſter Abt des ciſtercienſer Kloſters Clairvaux bei Langres in Champagne, war nicht minder groß unter den Mönchen als Gregor VII. unter den Päpſten. Mehr geiſtreich als gelehrt, ſchnell im Überblick, unerſchütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen, begabt mit einer hinreißenden Beredſamkeit, und durch die

ſtrenge Heiligkeit ſeines Lebens, wie durch eine Menge ihm zugeſchriebener Wunder, über die Geiſtlichen ſeiner Zeit erhaben, ſchien er vor andern zum Herrſcher der Kirche berufen. Aber ein Feind alles äußern Glanzes und wohl wiſſend, daß man den Titel der Macht verſchmähen muß, die man erlangen will, lehnte er jede Erhebung zu höhern kirchlichen Würden ab, und immer nur als Abt ſeines geliebten Jeruſalems, wie er Clairvaux zu nennen pflegte, war in aller Demuth der freimüthigſte Sittenrichter der Geiſtlichkeit, der Rathgeber der Päpſte, unter denen ihm Innocenz II. ſeine Anerkennung und die Erhaltung des Inveſtiturrechts in Deutſchland, und Eugen III. ſeine Bildung verdankten, der Schiedsrichter der Fürſten und Biſchöfe, und ſeine Stimme galt auf den Kirchenverſammlungen wie eine göttliche. Der kalten Speculation und Dialectik, mit der die ſcholaſtiſchen Philoſophen jener Zeit die Glaubenslehren eben ſo oft mißhandelten und auflöſten als begründeten und ordneten, hielt ſeine ſtrenge Rechtgläubigkeit und wohl bisweilen ſchwärmende, doch immer auf thätiges Chriſtenthum dringende Myſtik ein heilſames Gegengewicht, und unſtreitig hat er dem kirchlichen Syſtem durch ſeinen ſiegreichen Eifer in Verfolgung der Irrlehrer wichtige Dienſte geleiſtet, wenn auch ſeine Härte und Unduldſamkeit gegen Abälard und Gilbert von Porree keineswegs gebilligt werden kann. Allgemein verehrt und gefürchtet ſtarb er 1153 und wurde 1174 von Alexander III. heilig geſprochen. Die römiſche Kirche ſetzte ihn unter die Heiligen vom erſten Range, ſeine ſalbungsvollen Predigten werden auch von den Proteſtanten geſchätzt, und Luther ſagt von ihm: iſt jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch geweſen, ſo wars St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich zwar ſeines Gleichen auch ſonſt niemals weder geleſen noch gehört habe. Clairvaux wurde durch ihn weltberühmt; man hat aus ſeinen Mönchen eine Menge Biſchöfe und Äbte gewählt; alles wollte dieſem Sitze apoſtoliſcher Einfalt und Heiligkeit in irgend einer Beziehung angehören. Alfons I. von Portugal gab ſein Reich 1143 dieſem in Lehen, worauf die Mönche deſſelben, nach dem Tode des Königs Sebaſtian 1578, Anſprüche auf die portugieſiſche Krone begründeten. Im 13ten Jahrh. hatte es ſchon 800 Filialklöſter in allen Ländern der Chriſtenheit, und obgleich die Glieder dieſer Klöſter und der davon ausgegangenen Ordensgeſellſchaften Ciſtercienſer blieben, ſo nannten ſie ſich doch, ihrem zweiten Vater und Stifter zu Ehren, Bernhardiner und Bernhardinerinnen, dergleichen noch jetzt vorhanden ſind. E.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der größten Feldherren im dreißigjährigen Kriege, geb. am 6ten Aug. 1604, war der vierte Sohn des Herzogs Johann von Sachſen-Weimar. Er ging frühzeitig in holl. Dienſte, die beſte Kriegsſchule damaliger Zeit, wo Prinz Moritz von Naſſau (bekanntlich der Schöpfer einer beſſern Taktik), deſſen Bruder Friedrich Heinrich, der Marcheſe Spinola und andere große Generale gegen einander fochten. Bernhard nahm ſpäterhin Dienſte unter dem däniſchen Heere, welches der Markgraf von Baden-Durlach in Holſtein gegen die Kaiſerlichen befehligte, und befand ſich mit auf dem Friedenscongreß zu Lübeck 1629. Als Guſtav Adolph nach Deutſchland kam, vereinigte ſich Bernhard mit ihm, und war bei dem Sturme auf Wallenſteins Lager bei Nürnberg (d. 24ſten Aug. 1636) zugegen. In der Schlacht bei Lützen (6ten Oct. 1632) befehligte er den ſchwediſchen linken Flügel, rächte Guſtav

Adolphs Tod, und obgleich er ſelbſt hart verwundet wurde, ſchlug er doch den rechten Flügel der Kaiſerlichen in die Flucht. Der Kanzler Oxenſtierna, ſchwediſcher Kriegsdirector in Deutſchland, übertrug ihm nach des Königs Tode den Befehl über die Hälfte des Heers. Bernhard nahm 1633 Bamberg, Cronach, Höchſtädt und Eichſtädt ein, aber der Verſuch auf Ingolſtadt mißlang; er bemächtigte ſich ferner der Städte Regensburg und Straubingen und vereitelte Wallenſteins Abſichten. Er ward von der Krone Schweden zum Herzog in Franken erklärt. Seine allzugroße Lebhaftigkeit war Urſache an der Niederlage (24ſten Aug. 1634), bei Nördlingen. Die Schweden unter Bernhard und Guſtav Horn eilten zum Entſatz dieſer, von einem weit überlegenen kaiſerl. Heere unter dem Erzherzog Ferdinand belagerten Stadt herbei; noch ein anderes ſchwediſches Corps ſollte zu ihnen ſtoßen. Allein ohne dieſes abzuwarten, griff Bernhard, dem Rath und Willen des Grafen Horn entgegen, die Kaiſerlichen an. Die Schweden, von vielen Märſchen ermüdet, wurden völlig auf dem für ſie ungünſtigen Terrain geſchlagen; ſie verloren einen großen Theil ihrer Infanterie und alles Gepäck; die Cavallerie hatte ſich durch zu frühe Flucht gerettet. Viele vornehme Officiere blieben oder wurden gefangen, unter letztern war auch der General Horn; Herzog Bernhard ſelbſt entkam nur mit Mühe. Die ſchwed. Angelegenheiten in Deutſchland kamen durch dieſe Niederlage in die größte Verwirrung, aber Oxenſtiernas kluges Benehmen und Bernhards Tapferkeit glichen dem begangenen Fehler bald wieder aus. Frankreich verband ſich nun genauer mit Schweden und ſchloß mit Bernhard, der ſelbſt nach Paris reiſte (16ten Oct. 1634), einen beſondern Vertrag. Bernhard verpflichtete ſich, für vier Mill. Livres 13,000 M. am Rhein gegen Öſterreich aufzuſtellen. Er führte nun den Krieg in der Rheingegend mit abwechſelndem Glücke, eroberte die Feſtung Zabern im Elſaß, breitete ſich in Lothringen und Burgund aus, und ſchlug die Kaiſerlichen in verſchiedenen Gefechten. Im Anfange des J. 1638 belagerte er Rheinfelden unweit Baſel. Ein öſterr. Heer kam zum Entſatze dieſer Feſtung herbei, und griff ihn in ſeinem Lager am 18ten Febr. unvermuthet an. Bernhard mußte der Übermacht weichen, ſammelte aber ſeine mehr zerſtreuten als geſchlagenen Truppen bald wieder, griff (21. Febr.) die Öſterreicher, die es nicht erwarteten, an, und erhielt einen völligen Sieg über ſie. Mehrere kaiſerl. Generale wurden gefangen, und die Feſtung Rheinfelden mußte ſich bald nachher (13ten Mai) ergeben. Er glaubte nun die Belagerung von Breyſach, das ihm zur Behauptung des Elſaſſes nothwendig war, unternehmen zu können. Ein kaiſerlich Heer unter dem General Götze kam zum Entſatz dieſer Feſtung herbei. Bernhard bot den Kaiſerlichen am 29ſten Juli ein Treffen an, welches ſie jedoch nicht annahmen. Den 30ſten Juli aber (Montags, nachdem der Tags vorher verſäumte Gottesdienſt nachgeholt worden war, und der Herzog eine Predigt über die Thränen Chriſti gehört hatte) nahm das Treffen Nachmittags um 1 Uhr ſeinen Anfang, und wurde bald ſehr hartnäckig. Nach einem Kampfe von vier Stunden, und einem heftigen Widerſtande mußten die Kaiſerlichen mit großem Verluſte das Schlachtfeld räumen. Bernhard eroberte nun verſchiedene kleine Orte, und ſetzte die Belagerung von Breyſach fort, die ſich jedoch in die Länge zog, weil er die Feſtung nicht mit Sturm einnehmen wollte. Erſt nachdem er die Öſterreicher noch einigemal geſchlagen hatte, ergab ſich Breyſach auf ſehr billige Be-

dingungen, die Berhard blos in ſeinem Namen, ohne Frankreich dabei zu erwähnen, unterzeichnete. Der Beſitz des Elſaſſes, das ihm Frankreich ſchon vorher unter gewiſſen Bedingungen überlaſſen hatte, war ihm nun geſichert; aber er verlangte auch Breyſach als eine Zubehör vom Elſaß zu erhalten. Er beſetzte alle von ihm eroberten Plätze mit deutſchen Truppen, und ließ ſogar eine Münze mit dem ſächſiſchen und breyſachiſchen Wappen ſchlagen. Umſonſt verſuchte man von Seiten Frankreichs, Breyſach dem Herzog zu entreißen, indem man ihm den Antrag machte, neben ſeinen Truppen eine gleiche oder ſtärkere Anzahl franz. Truppen in dieſe Feſtung zu legen; der Herzog ſchlug ſowohl dieſes Anerbieten, als auch eine Einladung nach Paris, endlich auch die Heirath mit einer Nichte des Cardinals Richelieu, der Ducheſſe d'Aiguillon, aus, und erklärte, daß ihn an jener ſeine Geſchäfte und Krankheit hinderten, die angetragene Vermählung aber für ihn nicht ſtandesmäßig ſei. Dagegen trug er auf eine Heirath mit der Prinzeſſin Rohan an, welche aber der franzöſiſche Hof nicht zugeben wollte, um die Partei der Hugenotten nicht zu verſtärken. Dieſe Zwiſtigkeiten waren Urſache, daß die Schweden in Deutſchland nicht viel unternehmen konnten. Es iſt wahrſcheinlich, daß Richelieu geheime Mittel angewendet habe, Frankreich von dem Herzoge, als einem durch ſeine wachſende Macht furchtbaren Nachbar, zu befreien. Denn dieſer verfiel plötzlich in eine Krankheit, die ſo geſchwind zunahm, daß er am 8ten Juli 1639 ſein Heldenleben endigte. Die meiſten gleichzeitigen Schriftſteller vermuthen, daß ihn Richelieu habe vergiften laſſen; der Herzog ſelbſt zweifelte nicht, daß er Gift bekommen habe. Gleich nach ſeinem Tode kamen franzöſiſche Bevollmächtigte, welche ſeine Truppen in franzöſiſche Dienſte nahmen; den Marſchall Guebriant ward der Oberbefehl derſelben übergeben. Mit Bernhard fiel zwar eine der mächtigſten Stützen der Proteſtanten, allein da ſeine Nachfolger, Banner und Torſtenſohn (ſ. d. Art.), ſeine Siegesbahn rühmlich verfolgten, und Frankreich ſelbſt zum Vortheil der Proteſtanten ernſtlichern Antheil an dem Kriege nahm, ſo war jener Todesfall für dieſe jetzt weniger nachtheilig, als er es einige Jahre früher geweſen ſein würde. Denn ſchwerlich würden ſich die Schweden, einem Wallenſtein gegenüber, in Deutſchland behauptet haben, wenn Bernhard nicht bei Lützen Guſtav Adolphs Schlachtplan glücklich ausgeführt hätte. Was war von dieſem Helden, der im 35ſten Jahre ſeines Lebens ſtarb, nicht noch zu erwarten! Er verband mit Anmuth im Betragen Verſtand und Tapferkeit, eine Seelenſtärke, die auch durch widrige Vorfälle nicht erſchüttert werden konnte; ſein einziger Fehler war ſeine zu große Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugſam überlegten Unternehmungen verleitete.

Bernhardiner, ſ. Bernhard (der heilige) und Ciſtercienſer.

Bernhardsberg (der große St.), erhebt ſich zwiſchen Wallis und dem Thal Aoſta in den Alpen und hat eine Höhe von 7732 pariſer Fuß. Auf ſeiner höchſten Spitze iſt die Grenze zwiſchen Wallis und Piemont. Über ihn geht die Straße vom genfer See, durch das walliſer Land, in das Thal von Aoſta und das Piemonteſiſche. Den Namen hat er von einem ſavoyſchen Edelmann, Bernhard von Menthon, der von 923 bis 1003 lebte, und ſich in den Jahrbüchern der Religion durch ſeinen apoſtoliſchen Eifer, in den Jahrbüchern der Menſchheit aber durch zwei Anlagen verewigt hat, in welchen ſeit neun Jahrh. die Reiſenden eine Zuflucht vor den Gefahren finden, de-

nen ſie bei dem Übergange über die Alpen im Winter ausgeſetzt ſind. Gerührt von den Übeln, welche die franzöſiſchen und deutſchen Pilgrime zu erdulden hatten, wenn ſie nach Rom wallfahrteten, kam er auf den Gedanken, auf dem Gipfel der Alpen zwei Hospitien zu ihrer Aufnahme zu erbauen, das eine auf dem Mont Jour, wo ein Tempel des Jupiter ſtand, das andere auf dem über die griechiſchen Alpen führenden Wege, an der Stelle, welche Colonne Jou heißt, von einer damals dort befindlichen ſteinernen Säule, welche der Gegenſtand einer abgöttiſchen Verehrung war. Der von heiligem Eifer beſeelte Bernhard brachte die Einwohner dieſer wilden Gegenden von ihrem Aberglauben zurück, ſtürzte die Säule und den Tempel um, und erbaute auf ihren Trümmern die beiden Hospitien, die nach ihm der große und der kleine St. Bernhard genannt werden. Er vertraute die Sorge für dieſe beiden Anlagen Mönchen des Auguſtinerordens, welche im Geiſte des frommen Gründers, und mit faſt beiſpielloſer Selbſtaufopferung, die edelmüthigſte Gaſtfreiheit gegen die Reiſenden bis auf die Zeiten Carl Emanuels III. von Sardinien übten. Dieſer König gerieth über die Ernennung des Propſtes mit den Schweizer-Catonen in Streit, zog die Güter ein und übergab die Verwaltung der Hospitien Weltgeiſtlichen, die mit gleicher Menſchenliebe, gleicher Treue und Ergebenheit ihren frommen Beruf üben. Furchtbar und grauſenhaft iſt der Aufenthalt auf dieſer wüſten Höhe (7446 Fuß), die für den höchſten bewohnten Punct in Europa gehalten wird. Es herrſcht faſt ein ewiger Winter hier; man ſucht umſonſt einen Baum oder Strauch, ja nur einen Grashalm; der Glanz des Schnees blendet das Auge des Wanderers. Wahrhaft heldenmüthig iſt daher der Eifer und die Aufopferung dieſer Geiſtlichen, welche ſich hier vereinigen, um denjenigen beizuſtehen, die ihrer Hülfe bedürfen können. Mit Hülfe der Kloſterknechte geleiten ſie die, mit Brot und Wein verſehenen Reiſenden, und leihen oder ſchenken Armen, um ſie vor Froſt zu ſchützen, Kleidungsſtücke die in Vorrath gehalten werden. Es gehen jährlich gegen 9000 Menſchen über den Berg, die ſich kürzere oder längere Zeit im Hospiz aufhalten. Gerade an den Tagen, wo die ſchrecklichſten Wetter und die fürchterlichſten Schneegeſtöber wüthen, machen ſie ſich, von ihren treuen Hunden begleitet, auf den Weg, um Verunglückte aufzuſpüren, zu deren Rettung ſie alle Mittel verſuchen. Iſt keine Rettung möglich, ſo wird der Leichnam in das Todtengewölbe gebracht, wo er, in ein leinenes Tuch gehüllt, ſo lange auf einem Tiſche liegen bleibt, bis ein neuer Wanderer kommt. Dann wird er abgenommen und an die Wände zu den andern Todten geſtellt, deren Verweſung wegen des ſteten Froſtes ſo langſam vor ſich geht, daß oft Tode noch nach Jahren von ihren Freunden hier wieder erkannt worden ſind. Neben dem Todtenhauſe iſt eine Art Kirchhof, auf den die Gebeine gelegt werden, wenn ſie ſich zu ſehr im Gewölbe anhäufen, und wo ſie dann vollends aufgelöſt werden. Rings um das Hospitium ſind nichts als nackte Felſen ohne eine Decke von Erde. Das Begraben der Todten, iſt alſo unmöglich. In der Kirche befindet ſich das Denkmal Deſſairs, der in der Schlacht von Marengo fiel, und todt nach dem Bernhard zurückgebracht wurde, über den er eben mit dem Heere gekommen war. Der erſte Conſul hatte befohlen, ihn zu balſamiren und ihm eine Ruheſtätte auf den hohen ewigen Alpen anzuweiſen. Das Marmordenkmal ſtellt in halb erhobener Arbeit dar, wie Deſſaix verwundet vom Pferde ſinkt, ſeinem Adjutanten Le Brun in die Arme. Auf der Kloſtertreppe ſteht

ſeine marmorne Bildſäule. Gegenüber iſt eine ſchwarze marmorne Tafel, auf der die damalige Republick Wallis mit einer goldenen Inſchrift den Übergang des Imperators über den Bernhard geehrt hat.

Berni (Franceſco), den einige Schriftſteller auch Berna und Bernia nennen, iſt einer der berühmteſten italieniſchen Dichter des 16ten Jahrh. Er war gegen das Ende des 15ten Jahrh. zu Lamporecchio im Toscaniſchen in einer edeln, aber armen florent. Familie geboren. Sehr jung kam er nach Florenz; als er 19 Jahr alt war, begab er ſich nach Rom zu dem Cardinal Bibiena, ſeinen Verwandten, der ihm, wie er ſelbſt ſagte, weder Gutes noch Böſes erwies. Er war endlich genöthigt, als Secretär ſich zu dem Biſchof von Verona, Ghiberti, zu begeben, welcher päpſtl. Kanzleipräſident war. Er trat in den geiſtlichen Stand, um fähig zu ſein, von dem Wohlwollen dieſes Biſchofs, wenn es ihm zu Theil würde, Vortheil zu ziehen; aber der Überdruß, den ihm die untergeordneten Geſchäfte ſeines Amts einflößten, veranlaßten ihn, Zerſtreuungen zu ſuchen, welche dem Prälaten mißfielen. Er fand Berni zu luſtig, um ſich ſeiner beſonders anzunehmen. Es hatte ſich zu Rom eine Geſellſchaft oder Akademie junger Geiſtlichen gebildet, wie Berni, von heiterer Stimmung und ſcherzhafte Dichter, welche, um ihre Liebe für den Wein und ihre Sorgloſigkeit zu bezeichnen, ſich i Vignajuoli (Winzer) nannten. Unter ihnen waren Mauro, Caſa, Firenzuola, Capilupi und andere. Sie belachten alles, und beſpotteten und beſangen die ernſteſten und ſelbſt die traurigſten Dinge. Die Verſe Bernis waren die beſten, die anziehendſten, und hatten eine ſo eigenthümliche Wendung, daß ſein Name der Gattung, in welcher er ſie abfaßte, verblieben iſt (maniera bernesca oder berniesca). Er war 1527 zu Rom, als dieſe Stadt von den Truppen des Connetable von Bourbon ausgeplündert ward, und verlor dabei ſeine ganze Habe. Er machte darauf mehrere Reiſen mit ſeinem Gönner Ghiberti nach Verona, Venedig und Padua. Endlich, müde zu dienen, und begnügt mit einem Canonicat der Domkirche von Florenz, das er ſeit mehrern Jahren beſaß, zog er ſich dahin zurück. Aber die Gunſt der Großen, die er zu ſuchen ſchwach genug, oder zu vermeiden nicht ſtark genug war, verſetzte ihn in eine ſchwierige Lage, in welcher ihm die Ausübung eines Verbrechens zugemuthet wurde, deren Verweigerung ihm das Leben koſtete. Alexander von Medicis, damals Herzog von Florenz, war in offener Feindſchaft mit dem jungen Cardinal Hipolyt von Medicis. Berni war beider Freund, mit beiden ſo vertraut, daß es zweifelhaft iſt, wer von beiden ihm den Antrag machte, den andern zu vergiften. Gewiß, iſt daß der Cardinal 1535 an Gift ſtarb. Am 26ſten Juli 1536 ſtarb Berni; und endigte er, wie man verſichert, durch Gift ſein Leben, ſo fällt das Verbrechen auf den Herzog Alexander. Berni iſt ausgezeichnet in der burlesken Gattung, in der er noch jetzt für das beſte Muſter gilt. Er wird oft ſehr bitter; in ſeinen Satyren verbindet er nicht ſelten die Gemüthlichkeit des Horaz mit der Lauge des Juvenal. Die höchſte Ausgelaſſenheit aber iſt an allen ſeinen Werken zu tadeln, und nur damit zu entſchuldigen, daß er ſeine Verſe nur für ſeine Freunde ſchrieb und daß ſie erſt nach ſeinem Tode gedruckt wurden. Merkwürdig iſt es, daß die bewunderungswürdige Leichtigkeit, die ſeine Werke auszeichnet, die Frucht einer großen Anſtrengung war, und daß er faſt alle ſeine Verſe mehrmals änderte und wegſtrich und wieder umarbeitete. Man ſagt daſ-

ſelbe von Arioſt, und doch ſind dies die beiden italieniſchen Dichter, deren Verſe die fließendſten und leichteſten ſind. Berni ſchrieb auch die lateiniſche Sprache ſehr rein, und verſtand gut griechiſch. Seine vorzüglichſten Werke ſind ſeine Rime burlesche und ſein Orlando innamorato, composto già dal Sig. Bojardo conte di Scandiano, ed ora rifatto tutto di nuovo da M. Fr. Berni. Nicht zu verwechſeln mit dieſem Dichter iſt der Graf Franceſco Berni, geb. 1610 und geſt. 1693, welcher elf Dramen, auch verſchiedene lyriſche Gedichte verfaßt hat.

Bernier, geb. 1764, geſt. 1806. War Pfarrer zu Angers als während der franzöſiſchen Revolntion die Vendée zu den Waffen griff. Er hatte auf die Leitung der Angelegenheiten in dieſem Bürgerkriege großen Einfluß, worüber man in dem Art. Vendée das Nähe finden wird. Nach der Reſtauration wurde zum Biſchof von Orleans ernannt.

Bernini (Giovanni Lorenzo), genannt der Chevalier Bernini, ein berühmter Künſtler, der das 17te Jahrh. mit ſeinem Ruf, und Rom mit ſeinen Werken erfüllte, nnd von ſeinen Zeitgenoſſen als der Michel Angelo der neuern Zeit geprieſen wurde, weil er ſich als Maler, Bildhauer und Baukünſtler (Architekt) in einem vorzüglichen Grade auszeichnete. Beſonders in letzter Eigenſchaft verdient er ſeinen Rnhm. Eben ſo reich an Gaben der Natur, als begünſtigt durch die Umſtände erhob er ſich über die Regeln der Kunſt, und ſchuf ſich eine gewiſſe leichte Manier, deren Fehler er durch einen eben ſo glänzenden Firniß zu verdecken wußte, daß die Menge davon verblendet wurde, und daß ſein Name, den Italien mit Stolz, das Ausland aber aus Gewohnheit mit Achtung nannte, den Künſtlern und der Kritik noch die Rückſichten zur Pflicht macht, welche ſie großen Talenten ſchuldig iſt. Er war geboren zu Neapel 1598. Von früher Jugend auf zeigte er eine bewundernswürdige Leichtigkeit für das Studinm der zeichnenden Künſte, nnd in einem Alter von 8 Jahren führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wnrde. Um ſo glückliche Anlagen möglichſt auszubilden, brachte ihn ſein Vater nach Rom, und flößte ihm für die großen Meiſter eine Hochachtung ein, welche er nie verläugnet hat, wiewohl er in der Folge ihre Spur verließ. Eins der erſten Werke Berninis war die Marmorbüſte des Prälaten Montajo, welcher die Büſte des Papſtes, einiger Cardinäle nnd mehrere Figuren in natürlicher Größe folgten. Er war noch nicht 18 Jahr alt, als er Apollo und Daphne in Marmor arbeitete, ein Meiſterwerk der Anmuth und Ausführung. Als er dieſe Gruppe gegen das Ende ſeines Lebens wiederſah, geſtand er, daß er ſeitdem wenige Fortſchritte gemacht habe. Wirklich war ſein Styl reiner und minder geziert als in der Folge. Den Gipfel ſeines Glücks und Anſehens erreichte er, als nach Gregors XV. Tode der Cardinal Maffeo Barberini zum Papſt erwählt wurde. Dieſer trng ihm ſofort auf, Vorſchläge zur Verſchönerung der Baſilica von St. Peter zu machen, und ſicherte ihm eine monatliche Penſion von 300 Thlr. zu, die bald nachher vermehrt ward. Ohne die Bildhauerei zu verlaſſen, wandte ſich Berninis Genie auf die Baukunſt und entwarf den Plan zu dem Baldachin, zu der Kanzel des heil. Petrus und zu dem runden Platze, der vor der Kirche angelegt werden ſollte. Da es unmöglich iſt, die zahlreichen Werke, welche Bernini in dieſem Zeitraume ausführte, einzeln anzuzeigen, begnügen wir uns, nur den Palaſt Barberini, den

Glockenthurm von St. Peter, das Modell des Grabmals der Gräfin Mathilde, und endlich das Grabmal ſeines Wohlthäters Urbans VIII. anzuführen. Alle dieſe Werke trugen dazu bei, Berninis Ruf immer mehr zu verbreiten. — 1644 verſuchte der Cardinal Mazarin, der Bernini in Rom kennen gelernt hatte, ihn nach Frankreich zu ziehen, und bot ihm in des Königs Namen einen Gehalt von 12,000 Thalern an. Bernini aber folgte dieſer Einladung nicht. Kaum hatte Urban VIII. die Augen geſchloſſen, und Innocenz X. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, als der Neid, den der begünſtigte Künſtler bisher unterdrückt hatte, gegen ihn laut ward und ſeine Feinde triumphirten. Doch ein Modell zu einem Springbrunnen gewann ihm des Papſtes Gunſt wieder. Bernini führte um dieſelbe Zeit den Palaſt von Monte Citorio aus. Alexander VII., Innocenz Nachfolger, zeigte eben ſo viel Geſchmack für die Künſte als Wohlwollen gegen Bernini, und bat ihn um einen Vorſchlag zur Verzierung des Petersplatzes. Nach Berninis Angabe ward jener herrliche Säulengang erbaut, der in ſo ſchöner Übereinſtimmung mit der Baſilica ſteht. Ferner führen wir an den Palaſt Odescalchi, die Rotunda della Riccia, das Novizenhaus der Jeſuiten auf dem Monte Cavallo u. ſ. w. Ludwig XIV. lud ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken nach Paris ein. Bernini konnte ſo dringenden Bitten nicht widerſtehen, und reiſte, 68 Jahre alt, 1665 mit einem ſeiner Söhne und einem zahlreichen Gefolge von Rom ab. Nie reiſte ein Künſtler mit ſo viel Pomp und Annehmlichkeit. Seine Aufnahme in Paris war höchſt ehrenvoll und ausgezeichnet. Er beſchäftigte ſich zuerſt mit den Entwürfen zu Wiederherſtellung des Louvre. Als ihm jedoch Perraults zu gleichem Zweck entworfene Pläne vorgelegt wurden, bezeigte er dem Könige ſeine Bewunderung über die Trefflichkeit dieſer Arbeiten, erklärte, in Frankreich nichts mehr zu thun zu haben. So große Achtung er übrigens in Paris einerntete, ſo erfuhr er doch einige Unannehmlichkeiten, die in ihm den Wunſch erregten, nach Rom zurückzukehren. Reichlich belohnt, verließ er Paris. Als der Cardinal Rospiglioſi Papſt geworden war, zog ihn dieſer in ſeinen vertrauten Umgang, und beauftragte ihn mit verſchiedenen Arbeiten, unter andern mit der Verſchönerung der Engelsbrücke. 70 Jahr alt vollendete dieſer unermüdliche Künſtler noch eins ſeiner ſchönſten Werke, das Grabmal Alexanders VII., widmete ſich noch verſchiedenen architektoniſchen und Bildhauerarbeiten mit einer Anhaltſamkeit, die ihm keine Ruhe vergönnte und endlich die Lebenskraft des 82jährigen Greiſes erſchöpfte. Er ſtarb den 28ſten Nov. 1680, und ward mit großer Pracht in der Kirche St. Maria Maggiore beerdigt. Seinen Kindern hinterließ er ein Vermögen von faſt einer Million Thalern. Berninis Lieblingsregel, die er oft wiederholte, war: Chi non esce talvolta della regola, non passa mai. Daraus ergibt ſich, daß er glaubte, um in den Künſten ſich hervorzuthun, müſſe man ſich über die Regeln erheben und ſich eine eigene Gattung bilden. Dies hat Bernini mit einem ſeltenen Glück, aber mit nur vorübergehendem Erfolg gethan. Bernini hatte viele Schüler; die vorzüglichſten derſelben waren Pietro Bernini, ſein Bruder, Bildhauer, Architekt und Mathematiker, Mattia Roſſi, François Duquesnoi, mit dem Beinamen der Flamländer und Borronimi.

Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de), geboren zu St. Marcel de l'Ardeche 1715. Er ſtammte

aus einem ſehr alten, aber vom Glück wenig begünſtigten Geſchlechte, weshalb ihn ſeine Ältern dem geiſtlichen Stande widmeten. Er trat zuerſt in das adelige Capitel von Brioude. Noch unausgebildete Plane führten ihn nach Paris. Nachdem er einige Jahre in dem Seminar von St. Sulpice zugebracht hatte, trat er in die Welt wo eine einnehmende Geſichtsbildung, gefällige Sitten, ein heiterer Sinn und Talent leichte und angenehme Verſe zu machen, ſo wie ſeine Rechtſchaffenheit ihn empfahlen. Die Pompadour, damals noch Madame d'Etioles, ſtellte ihn Ludwig XV. vor, welcher Geſchmack an ihm fand; und ihm nur eine Wohnung in den Tuilerien nebſt einer Penſion von 1500 Livres gab. Alle ſeine Wünſche gingen damals darauf hinaus, ſeine Einkünfte auf 6000 Livres zu bringen, und da es ihm mit dieſem mäßigen Glück nicht gelingen wollte, beſchloß er, nach einem größern zu ſtreben, zu welchem er ſich ſchnell und glücklich emporſchwang. Er begab ſich als Geſandter nach Venedig, und ſetzte ſich auf dieſem ſchwierigen Poſten in große Achtung. Nach ſeiner Zurückkunft genoß er der höchſten Gunſt am Hofe. Ehe er noch in den Miniſterrath trat, hatte er ſchon den größten Einfluß auf denſelben, bald darauf, erhielt er das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Damals wechſelte das politiſche Syſtem von Europa. Frankreich und Öſterreich, bisher Nebenbuhler und Feinde, verbanden ſich durch ein Schutz= und Trutzbündniß. Dieſem folgte der für Frankreich ſo unglücklich und ſchimpflich geführte ſiebenjährige Krieg. Mehrere Schriftſteller haben Bernis als die Haupttriebfeder dieſes Bündniſſes genannt, allein Duclos verſichert, Bernis habe das alte Syſtem aufrecht erhalten wollen, das ſeit Heinrich IV., und beſonders ſeit Richelieu Frankreich zum Beſchützer der mindermächtigen deutſchen Staaten und zum Nebenbuhler Öſterreichs machte. Niedergebeugt von den Unfällen ſeines Vaterlandes, die, wie er ſich nicht verbergen konnte, ihm wenigſtens zum Theil zugeſchrieben wurden, gab Bernis das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab. Bald darauf ward er vom Hofe verwieſen, und ſeine Ungnade war vollſtändig. Er trug ſie mit Würde; ſie dauerte ungefähr ſechs Jahre, bis 1764. Damals ernannte ihn der König zum Erzbiſchof von Alby, und ſandte ihn fünf Jahre nachher als ſeinen Geſandten nach Rom, wo er bis zum Ende ſeines Lebens blieb und zwei Papſtwahlen beiwohnte. Er betrieb auch im Namen ſeines Hofs und gegen ſeine eigne Meinung die Aufhebung der Jeſuiten. 1791 nahmen die Tanten Ludwigs XVI., als ſie Frankreich verlaſſen hatten, ihre Zuflucht zu ihm, und wohnten bei ihm während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in Rom. Die Revolution unterbrach ſein Glück, und den edlen Gebrauch, den er davon machte. Er ſank in eine Art von Hülfloſigkeit, aus welcher ihn der ſpaniſche Hof durch eine anſehnliche Penſion zog, welche Gunſt er nur drei Jahre überlebte und zu Rom den 2ten Nov. 1794, in einem Alter von beinahe achtzig Jahren, ſtarb. In ſeiner Jugend hatte Bernis ſich mit leichten Poeſien beſchäftigt, und damit ſeinen erſten Ruf begründet. Sie verſchafften ihm einen Platz in der franzöſiſchen Akademie, und wurden von niemanden ſtrenger beurtheilt, als von ihm ſelbſt. Man hat ihnen Ziererei, Nachläſſigkeiten und eine zu große Fülle von mythologiſchen Bildern und Blumen vorgeworfen. Voltaire nannte ihn bekanntlich Babet la Bouquetière, nach einer wohlbeleibten Blumenhändlerin, die vor dem Opernhauſe feil hielt. Indeß wenn auch Voltaire ſeine Poeſie nicht beſonders ſchätzte, ſo hatte er deſto mehr Achtung für ſeinen Geiſt, ſein Urtheil, ſeine Kritik und

Digitized by Google

Perſon, wie aus dem von Bourgoing 1799 herausgegebenen Briefwechſel zwiſchen beiden hervorgeht, welcher Bernis in jeder Rückſicht zur beſondern Ehre gereicht. Ein anderer Briefwechſel zwiſchen Bernis und Paris du Verney iſt 1790 in Druck erſchienen. Nach ſeinem Tode iſt von Azara ſein Gedicht: La Religion vengée, herausgegeben worden, in welchem man zwar ſchöne Verſe und erhabene Gedanken findet, dem es aber im Ganzen an Feuer und Lebendigkeit fehlt. Bernis ſämmtliche Werke ſind 1797 bei Didot erſchienen.

Bernoulli. Dieſer in den Geſchichtbüchern der Gelehrſamkeit verherrlichte Name gehört einer Familie, die ſich rühmen darf, in einer bis jetzt einzigen Folge acht ausgezeichnete Männer hervorgebracht zu haben, welche ſämmtlich mit beſonderer Vorliebe die mathematiſchen Wiſſenſchaften zum Gegenſtande ihrer eifrigſten Studien wählten. Die Familie Bernoulli ſtammte urſprünglich aus Antwerpen, wanderte unter der Verwaltung des Herzogs von Alba der Religionsbedrückungen wegen aus, flüchtete anfangs nach Frankfurt, und ging dann nach Baſel, wo ſie zu den erſten Ämtern der Republik emporſtieg. Folgende Nachrichten mögen von jedem einzelnen genügen. 1) Jacob Bernoulli, geb. zu Baſel 1654, ward daſelbſt 1687 Profeſſor der Mathematik und ſtarb 1705. Die von Leibnitz und Newton erfundene Rechnung des Unendlichen wandte er auf die ſchwerſten Fragen der Geometrie und Mechanik an, und berechnete die loxodromiſche und die Kettenlinie, die logarithmiſche Spirale und die Evolute verſchiedener krummen Linien. 2) Johann Bernoulli, geb. zu Baſel 1667, glänzte als einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit, und durfte ſich einem Newton und Leibnitz an die Seite ſtellen. Er ſollte die Kaufmannſchaft erlernen, hatte aber mehr Neigung zu den Wiſſenſchaften, ſtudierte ſeit 1683 vorzüglich Medicin und Mathematik, und wurde 1685 Magiſter. Ihm und ſeinem Bruder Jacob verdanken wir eine ausgezeichnete Bearbeitung der Differentialrechnung, auch dachte er ſelbſt auf eine Erfindung, wie er von unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könne, wovon jene die Elemente oder die Differenzen ſind, und dieſe Methode benannte er calculum integralem. Als er 1690—92 reiſte und ſich auch in Paris aufhielt, unterrichtete er den Marquis de l'Hopital in der Mathematik. Bei dieſer Gelegenheit erfand er den calculum deponentialem eher, als Leibnitz etwas davon mitgetheilt hatte, und machte ſolchen 1697 bekannt. 1694 ward er zu Baſel Doctor der Medicin, und ging 1695 als Profeſſor der Mathematik nach Gröningen, wo er das leuchtende Wetterglas erfand. Für die dem König Friedrich I. von Preußen überreichte Probe erhielt er eine goldene Medaille, und ward Mitglied der berliner, in der Folge auch der pariſer u. a. Akademien. Nach ſeines Bruders Tode, 1705, übernahm er die Profeſſur der Mathematik in Baſel, und verwaltete dieſelbe bis an ſeinen Tod, 1ſten Jan. 1748. 3) Nicolaus Bernoulli, Neffe des vorigen, geb. zu Baſel 1687, ſtudierte die Rechte, mehr aber die Mathematik, ging 1705 nach Gröningen zu Joh. Bernoulli, kehrte aber mit demſelben zu Ende des Jahrs nach Baſel zurück und ward Profeſſor der Mathematik daſelbſt. Er bereiſte die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und ward 1713 Mitglied der londoner und berliner Societät. Auf Leibnitzens Empfehlung kam er 1716 als Profeſſor der Mathematik nach Padua, aber 1722 kehrte er wieder in ſeine Vaterſtadt, als Profeſſor der Logik, zurück. 1731 ward er daſelbſt Profeſſor des Codicis und Lehnrechts, und ſtarb 1759. Der

oben genannte Johann Bernoulli hatte folgende drei Söhne: 4) Nicolaus Bernoulli, geb. zu Baſel 1695, ward daſelbſt 1723 Profeſſor der Rechte, und ſtarb 1726 in Petersburg. 5) Daniel Bernoulli, geb. zu Gröningen, 9ten Febr. 1700. Er ſtudierte Medicin, in welcher er die Doctorwürde annahm; aber zugleich beſchäftigte ihn die Mathematik, die ihn ſein Vater gelehrt hatte. Er beſuchte Baſel, Heidelberg, Straßburg, Venedig und Padua. In einem Alter von 24 Jahren ward ihm die Präſidentenſtelle einer Akademie angetragen, die Genua errichten wollte. Er nahm aber im folgenden Jahre einen Ruf nach St. Petersburg an. Sein Bruder Nicolaus ſtarb daſelbſt. In Geſellſchaft ſeines jüngern Bruders, Johann, ging er 1733 nach Baſel, ward daſelbſt Profeſſor der Anatomie und Botanik, 1750 Profeſſor der Phyſik, trat 1777 die Stelle Alters halber ſeines Bruders Sohne, dem jüngern Daniel Bernoulli, ab, und ſtarb 1782. Er war einer der größten Phyſiker und Mathematiker ſeiner Zeit. Zehnmal erhielt er den Preis der pariſer Akademie. 1734 theilte er mit ſeinem Vater einen doppelten Preis bei der genannten Akademie, über die Urſachen der verſchiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator. Die meiſten ſeiner Schriften befinden ſich in den Acten der petersburger, pariſer, berliner u. a. Akademien, deren Mitglied er war. 6) Johann Bernoulli, geb. zu Baſel 1720, ging 1732 nach Petersburg, ward 1743 zu Baſel Profeſſor der Beredſamkeit und 1748 der Mathematik. Er ſtarb 1790. Er hatte folgende zwei Söhne: 7) Johann Bernoulli, Licentiat der Rechte und königlicher Aſtronom in Berlin, war zu Baſel 1744 geb., und ſtarb zu Berlin 1807, wohin er in ſeinem 19ten Jahre berufen worden. Er bereiſte alle Länder Europas, und lebte ſeit 1779 in Berlin, wo er Director der mathematiſchen Claſſe der Akademie ward. Er iſt der Verfaſſer zahlreicher Schriften. 8) Jacob Bernoulli war 1759 zu Baſel geb., ging nach St. Petersburg, wo er Profeſſor der Mathematik ward, ſich mit einer Enkelin Eulers verheirathete, aber ſchon in ſeinem 30ſten Jahre, 1789, am Schlagfluſſe ſtarb, als er ſich in der Newa badete. M.

Bernſtein (succinum) iſt der Milchſaft von Harzbäumen, der bei heiterer heißer Luft zu einer durchſichtigen, bei trüber Luft zur wolkigen, trüben und weißen Maſſe erhärtete. Waren ſpäter Erdrevolutionen mit unterdrücktem Erdbrande ſtellenweiſe verknüpft: ſo findet man Bernſtein in Schiefer und Steinkohle eingeſprengt, immer iſt aber der Bernſtein der Pflanzenſaft verſchütteter Bäume. Der Hauptfundort des edeln Bernſteins bildet der Strand der Inſel Samland zwiſchen dem friſchen und kuriſchen Haff, von Pillau an der Oſtſee bis an die kuriſche Nehrung in einer Länge von 10 Meilen. Man fiſcht und gräbt ihn aus. Die ganze Küſte der Oſtſee hat zwar Bernſtein, aber immer ſparſamer, je mehr ſie ſich von jenem Hauptfundort entfernt. Hier findet man bituminöſes Holz in Spänen, Blöcken und oft ſehr großen Bäumen, deren einzelne Stellen ganz von Bernſtein durchdrungen ſind. In Braunkohllagern, deren Bäume nicht ſo harzig ſind, findet man den Bernſtein nur in den Harzgefäßen der Bäume ſelbſt. Von großen Stücken werden allerhand Figuren und Geräthſchaften gedreht, kleinere Stücke verwendet man zum Räuchern und zum Bernſteinfirniß, mit welchem lackirt wird. Auch zieht man durch die Deſtillation ein Bernſteinöl und Bernſteinſalz davon, welche beide ziemlich theuer ſind. Er wird auch

Agtſtein genannt, welches wohl von Achat zu unterſcheiden iſt, franz. ambre jaune.

Bernſtorff (Grafen von). Es gibt unter den deutſchen adeligen Geſchlechtern nicht viele, die in einer Folge ſo viele verdiente Staatsmänner hervorgebracht haben, als dieſes. Unter ihnen zeichnet ſich beſonders aus: Johann Hartwig Ernſt, Graf von Bernſtorff, königl. däniſcher Staatsminiſter, geh. Rath und Ritter des Elephantenordens, im Hannöverſchen, 13ten Mai 1713 geboren. Durch ſeinen Vetter, den hannöverſchen erſten Staatsminiſter, Andreas Gottlieb von Bernſtorff (ſtarb 1726) einer ſehr guten Erziehung theilhaftig kam er, ungefähr 20 Jahr alt, in däniſche Dienſte, wo er zuerſt zu Geſandtſchaften gebraucht, und beſonders ſeit 1741 zu Regensburg und Paris in dieſer Eigenſchaft angeſtellt ward. Nach einiger Zeit Cammerherr (1746) Ritter des Danebrog-Ordens, (1750) Staatsſecretär und geheimer Rath, und im folgenden Jahre im geheimen Staatsrath eingeführt, zeigte ſich ſeine Thätigkeit, ſo wie ſein vortreffliches Herz immer mehr. Er war der erſte in Dänemark, der ſeinen Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienſte aufhob, Hebammenſchulen errichtete, und vorzüglich ſeine Vorſorge auf die Armen richtete, unter die er jährlich den vierten Theil ſeiner Einkünfte vertheilte und auch nach ſeinem Weggange aus Dänemark jährlich 3000 Thaler auszahlen ließ. Er bewirkte Dänemarks Neutralität im ſiebenjährigen Kriege, brachte es dahin, daß Friedrich V., König von Dänemark, nach dem Tode des letzten Herzogs von Holſtein-Plön, 1761 deſſen Lande mit ſeiner Krone vereinigte, und als der Herzog von Holſtein und nachmalige ruſſiſche Kaiſer Peter III. ſowohl deshalb, als wegen Schleswig ſeine Forderungen geltend machen wollte, ſorgte Bernſtorff für die möglichſten Zurüſtungen zum Kriege. Allein er ſollte ſo glücklich ſein, ſeinem Staate Vergrößerung zu ſchaffen, ohne Blutvergießen. Peters Tod (1762) hinderte den Ausbruch des Krieges, Catharina II. ſetzte dieſe Streitigkeiten auf gütliche Ausgleichung aus, die auch durch die nachherige Vertauſchung Oldenburgs und Delmenhorſts gegen Holſtein erfolgte. Bernſtorff war zugleich ein großer Freund und Beförderer der Gelehrſamkeit und ſelbſt Kenner. Es war daher nicht Glück, ſondern Belohnung ſeiner Verdienſte, daß er zu immer höhern Ehrenſtellen gelangte. Auch als Friedrich V., deſſen Regierung er ſo trefflich geleitet hatte, 1766 ſtarb, genoß er die Gnade des neuen Königs Chriſtian VII., der ihn 1767 in den Grafenſtand erhob. Allein deſſen neuer Liebling, Struenſee, wußte es dahin zu bringen, daß Bernſtorff am 15ten Sept. 1770 durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs (mit dem er ſo eben von einer Reiſe aus Schleswig und Holſtein zurückgekommen war) in Gnaden ſeine Entlaſſung, mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Thalern, erhielt. Er ging jetzt nach Hamburg, wo er bald genug Struenſees Fall erlebte, und die Genugthuung genoß, ſeine Verdienſte auf die ausgezeichnetſte Art anerkannt zu ſehen, und wieder nach Dänemark zurückberufen zu werden. Bereit, dieſen Ruf anzunehmen, ward er jedoch durch einen unvermutheten Tod (19ten Febr. 1772) daran gehindert. Ein Beweis der Zuneigung und Achtung, die er auch nach ſeinem Tode genoß, war es, daß nach 1783, am 28ſten Aug., die Bauern ſeines Gutes in Dänemark, wegen der von ihm aufgehobenen Leibeigenſchaft und bewirkten landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen, auf den Feldern deſſelben ihm eine Ehrenſäule errichten ließen, die als ein freiwilliges Denkmal der Dankbarkeit merkwürdig iſt. Sehr ſchön

Digitized by Google

ſagt Spittler von dieſem großen Manne: „In der Reihe trefflicher Miniſter, die König Friedrich V. von Dänemark hatte, glänzt Graf Bernſtorff als ein Mann von erſter Größe. Was irgend ein Miniſter in ſeiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine großen durchgreifenden Unternehmungen ausführte, ſondern alles dem allmähligen Beſſerwerden überließ, das ſich von ſelbſt ergibt, ſobald die wichtigſten vacant werdenden Plätze mit fähigen, edeln Männern beſetzt werden: ſo folgte er einem Reformationsplan, der hier ſeinen Einſichten eben ſo viel Ehre machte, als ſeinem Herzen.“ — Eben ſo große, und in mancher Hinſicht noch größere Verdienſte um den däniſchen Staat erwarb ſich der Vetter des vorigen, Andreas Peter, Graf von Bernſtorff, königl. däniſcher Staatsminiſter, geb. in Hannover am 28ſten Aug. 1735, wo ſein Vater, welcher Landrath war, beträchtliche Güter beſaß. Nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien und Reiſen kam er 1755 als Cammerjunker in däniſche Dienſte, bildete ſich unter ſeinem Onkel zum Staatsmann, und ſuchte ſeit 1767 als Mitglied des oberſten Finanzcollegiums, in Verbindung mit ſeinem Onkel und einigen andern, die Freiheit und das Eigenthumsrecht des Bauerſtandes zu bewirken. Schon war er Ritter des Danebrogordens, 1767 mit ſeinem Vetter zugleich in den däniſchen Grafenſtand erhoben, und 1769 zum geheimen Rath ernannt worden, als auch er, bei Struenſees Eintritt ins Miniſterium, ſeine Entlaſſung erhielt. Allein am Ende des Jahres 1772 zurückgerufen, ſtieg er bald zum Miniſter. Er brachte die Austauſchung des gottorpiſchen Antheils von Holſtein gegen Oldenburg und Delmenhorſt, ſo wie die Erneuerung der freundſchaftlichen Verbindung zwiſchen England und Dänemark zu Stande, und that im October 1778 dem ſchwediſchen Hofe den erſten Vorſchlag zur bewaffneten Neutralität. Aus Urſachen, die noch nicht hinlänglich bekannt ſind, beſonders aber wohl, um ſich den Ränken ſeiner Feinde zu entziehen, nahm er 1780 ſeine Entlaſſung, ward aber 1784 von neuem zurückberufen, und erhielt alle ſeine vorher bekleideten Stellen wieder. Nun unterſtützte er nachdrücklich die Einführung eines neuen Finanzplans, und bereitete die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Schleswig und Holſtein vor, die nach ſeinem Tode wirklich erfolgte. Eben ſo war er ein ſtandhafter Beſchützer der bürgerlichen Freiheit, und erklärte ſich ſtets gegen Einſchränkung der Preßfreiheit. Ungeachtet er kein Freund der franzöſiſchen Revolution war, und ungeachtet Dänemark gleich anfangs zu einer Verbindung gegen Frankreich eingeladen wurde; ſo erklärte er doch, daß Dänemark ſich nur dann in ein Bündniß einlaſſen wolle, wenn die Verbündeten zur erſten Grundlage ihres Bündniſſes ſich gegenſeitig das heilige Verſprechen gäben, blos zur allgemeinen Sicherheit und zur Wiederherſtellung der Ruhe Europas, nicht aber zur Errichtung geheimer und eigennütziger Abſichten ſich zu vereinigen. Da er überhaupt für den innern Wohlſtand Dänemarks, und eben ſowohl für das Militär, als für den Handel, die Manufacturen, Fabriken und Schifffahrt, und, in gleichem Maße für den Ackerbau ſorgte; ſo ward immer mehr und mehr Liebe und Verehrung ſein Lohn. Allgemeine Beſtürzung herrſchte daher, als er 1797 aufs Krankenlager kam. Die ganze Reſidenz und beſonders der Kronprinz (der gegenwärtige König Friedrich VI.) äußerten die innigſten und lauteſten Wünſche für ſein längeres Leben, und letzterer war täglich an ſeinem Krankenbette. Bernſtorff, der noch wenige Tage vor ſeiner Krankheit den Abſchluß der Friedenspräliminarien zu Leoben (18ten April 1797) erfuhr, ſtarb

nun mit der frohen — leider auch für Dänemark in der Folge fehlgeſchlagenen — Hoffnung, Europa in Frieden und Dänemark außer Gefahr zu verlaſſen, am 21ſten Juni 1797. Sein Begräbnißtag war, wenigſtens im Kleinen, was Waſhingtons im Großen war. Uneingeladen folgten ſeinem Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, und unter ihnen auch der Kronprinz ſelbſt, der ſeinen Platz unter Bernſtorffs Söhnen nahm. Sein Sohn, Chriſtian, anfänglich Erbe ſeines Einfluſſes am däniſchen Hofe, begab ſich 1805 nach Berlin, um eine bewaffnete Neutralität zu unterhandeln. Er ſtand nachher an der Spitze der auswärtigen Geſchäfte in Dänemark, zog ſich aber von dieſen 1810 zurück, und nahm den Geſandtſchaftspoſten in Wien an. Im J. 1818 wurde er zum königl. preuß. Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. In der neuen Folge dieſes Lexicons (Bd. I. Abth. 1.) werden genauere Nachrichten über Chriſtian v. B. mitgetheilt.

Berry (Charles Ferdinand, Duc de), zweiter Sohn des Grafen von Artois, und der Mar. Thereſia von Savoyen, geb. zu Verſailles, den 24. Jan. 1778. Mit dem Herzoge von Angoulème ward er vom Herzog von Serent erzogen, und entwickelte früh ſchon Züge einer freundlichen Gutmüthigkeit, ſteter Geiſtesgegenwart und einer hohen Kunſt, dem Charakter der Umgebung gemäß zu ſprechen. Mit ſeinem Vater floh er 1792 nach Turin, machte mit ihm und unter Condé ſeine erſten Feldzüge am Rhein, und wußte damals ſchon ſich bei den Soldaten beliebt zu machen. Mit ſeiner Familie (ſ. Artois und Angoulème) zog er nach Rußland, mußte aber ſchon 1801 nach England flüchten, wo er abwechſelnd in London und Hartwell lebte, ſtets mit Planen zur Wiederherſtellung der Bourbonen beſchäftigt. 1805 wollte er der Einladung Guſtav Adolphs IV. folgen, und unter ihm commandiren, mußte aber wegen des Rückzugs der Schweden aus Hannover von dieſem Vorhaben abſtehen. 1813 ſchien endlich eine günſtigere Zeit gekommen zu ſein, und mehrere Abgeſandte bewogen ihn, ſich nach der Normandie einzuſchiffen, wo er 40,000 bewaffnete Franzoſen finden würde. Aber noch zu rechter Zeit erfuhr er, daß das Ganze nur eine Schlinge war, um ihn zu fangen. Die Stunde der Befreiung ſchlug endlich 1814, und Berry landete am 13ten April im Hafen von Cherbourg, von wo er die Städte Bajeux, Caen, Rouen ꝛc. beſuchte, überall Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbonen und mehr noch für ſeine Perſon zu gewinnen wußte, reiche Almoſen austheilte, Gefangene befreite und mit kluger Milde ſprach und handelte. — Den 21ſten April hielt er ſeinen Einzug in Paris, wo er der Sache der Bourbonen einen großen Anhang erwarb, indem er Handelsleute, Fabricanten und Künſtler mit Beſuchen und ſchmeichelhafter Anerkennung beehrte. Am 15ten Mai ward er zum General-Oberſten der Chaſſeurs und Chevauxlegers-Lanciers ernannt, erhielt das ehemalige Regiment Kaiſerin Dragoner, und eine Civilliſte von 1,500,000 Franken. Vom 1ſten Aug. an bereiſte er die Departements des Nordens, machte eine kurze Reiſe nach England, kehrte dann nach Paris zurück, und beſuchte hierauf die Feſtungen in Lothringen, Franche-Comté und Elſaß. Eben ging er damit um, die öſtlichen Departements zu bereiſen, als Buonapartes Ankunft von Elba ſeine Plane zerſtörte. Jetzt mußte er, dem Willen des Königs gemäß (welchem, unter dem Vorwande der kleinen Zwiſtigkeiten mit Angoulème, Berrys Gegenwart in Paris als nöthig geſchildert worden war), den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris

übernehmen. Alle ſeine Schritte, dieſe treu zu erhalten, waren vergebens, er mußte zwiſchen dem 19ten und 20ſten März mit den Haustruppen ſich nach Gent und Aloſt zum König zurückziehen, von wo aus er dann die lebhafteſten Unterhandlungen am Hof zu Brüſſel perſönlich unterhielt, bis die Schlacht von Waterloo den Rückweg nach Paris öffnete, wo er am 8ten Juli eintraf, und ſeinen Oberbefehl über die Haustruppen in die Hände des Königs wieder niederlegte. — Im Auguſt ward er zum Präſidenten des Wahlcollegiums der nördlichen Departements ernannt, und mit Begeiſterung in Lille aufgenommen; hierauf ſchwur er in der Sitzung der Cammern zu Paris den Conſtitutionseid, und ward zum Präſidenten des vierten Bureau ernannt; allein er zog ſich vom öffentlichen Leben zurück. Am 17ten Juni 1816 vermählte er ſich zu Paris mit der älteſten Tochter des Kronprinzen beider Sicilien, Caroline Ferdin. Luiſe, geb. 1798. Zwei Kinder ſtarben bald nach der Geburt; den 21ſten Sept. 1819 wurde ihm wieder eine Tochter geboren. Aber ein Fanatiker, Louvel, der ſchon Jahre lang die Vernichtung des Hauſes Bourbon durch die Ermordung des Herzogs bei ſich beſchloſſen hatte, fiel den Prinzen, als er den 13ten Febr. 1820 aus der Oper kam und in den Wagen ſteigen wollte, mörderiſch an. Der Prinz ſtarb an der erhaltenen Stichwunde, mit chriſtlicher Ergebung den 14ten Febr., indem er ſeiner Gemahlin zurief: Ménagez-vous pour l'enfant, que vous portez dans votre sein! Zugleich empfahl er ihr ſeine Kinder, die er mit einer Geliebten in London erzeugt hatte. Wohlthätigkeit und Dankbarkeit waren Charakterzüge des Prinzen, der übrigens aufbrauſend und heftig war. Sein Mörder, ein Riemer und ehemal. Buonap. Trainſoldat, hatte keine Mitſchuldige. Ohne Reue litt er die Todesſtrafe im Juni. — Chateaubriands Mém. touchant la vie et la mort du Duc de Berry enthalten vielen rhetoriſchen Bombaſt. Die Parteien wurden durch dieſe Mordthat aufs neue angeregt. Endlich ſahen das königliche Haus und die Nation ihren Wunſch erfüllt. Die Witwe des H. v. Berry ward den 29ſten Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden, Heinrich, Herzog von Bordeaux, dem wahrſcheinlichen künftigen Thronerben.

Berthier (Alexander), Fürſt von Neufchatel und Wagram, Marſchall, Viceconnetable von Frankreich ꝛc., geb. zu Paris d. 30ſten Dec. 1753, war der Sohn und Adjunct des Gouverneurs vom Kriegsgebäude. Frühzeitig im Generalſtabe angeſtellt, diente er in Amerika, focht mit Lafayette für die Freiheit der vereinigten Staaten und erhielt den Charakter eines Oberſten. In den erſten Jahren der Revolution ward er zum Generalmajor der Nationalgarde von Verſailles ernannt, und zeigte dabei eine ſich ſtets gleichbleibende Mäßigung. Den 28ſten Dec. 1791 begab er ſich nach Metz, ward bei des Marſchalls Luckner Armee Chef des Generalſtabs, ging von da 1793 gegen die Vendée. 1796 ſchickte man ihn, mit dem Grade eines Diviſionsgenerals, zur italieniſchen Armee, wo er als Chef des Generalſtabs viel zu den Erfolgen dieſes Feldzugs beitrug. Im October 1797 ſchickte ihn der General Buonaparte nach Paris, dem Directorium den Friedensvertrag von Campo Formio zu überbringen. Im Jan. 1798 erhielt er den Oberbefehl des Heers in Italien, und von dem Directorium den Auftrag, gegen den römiſchen Staat zu ziehen. In den erſten Tagen des Februars zog er in Rom ein, ſchaffte die päpſtliche Regierung ab, und errichtete ein Conſulat. Doch blieb er nicht lange auf dieſem Poſten; aus Anhänglichkeit an den General Buonaparte

folgte er dieſem nach Ägypten als Chef des Generalſtabes. Nach ſeiner Zurückkunft aus Ägypten ernannte ihn Buonaparte nach dem 18ten Brumaire zum Kriegsminiſter. Bald darauf ward er Obergeneral der Reſervearmee, begleitete abermals Buonaparte nach Italien, und trug zum glücklichen Übergange über den St. Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den darauf folgenden Waffenſtillſtand zwiſchen dem öſterreichiſchen und franzöſiſchen Heere, richtete während des Sommers 1800 die proviſoriſche Regierung von Piemont ein, beſuchte einige Plätze in Belgien, und ging von da mit einer außerordentlichen Sendung nach Spanien. Bei ſeiner Rückkunft übernahm er das Kriegsminiſterium wieder, welches unterdeſſen Carnot geführt hatte. Nach der Thronbeſteigung Napoleons begleitete er im Juni den Kaiſer zur Krönung nach Mailand, und ward im October 1805 zum Chef des Generalſtabs der großen Armee in Deutſchland ernannt. Den 19ten Oct. unterzeichnete er mit Mack die Capitulation von Ulm, und am 6ten Dec. den Waffenſtillſtand zwiſchen Öſterreich und Frankreich. Nach dem presburger Frieden, zu Anfange des J. 1806 begleitete er den Kaiſer in den franzöſiſch preußiſchen Feldzug, und unterzeichnete im Juni 1807 den Waffenſtillſtand von Tilſit. Seitdem legte er die Kriegsminiſterſtelle nieder, ward zum Viceconnetable von Frankreich erhoben, vermählte ſich 1808 mit Maria Eliſabeth Amalia, Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, geb. 1784, und blieb der Begleiter Napoleons auf allen ſeinen Reiſen. In dem Feldzuge gegen Öſterreich, im J. 1809, zeichnete er ſich vorzüglich bei der Schlacht bei Wagram aus, und erhielt auch nachher den Titel eines Fürſten von Wagram. 1810 empfing er vom Kaiſer Napoleon den Auftrag, der Brautwerbung und Übernahme der Erzherzogin Marie Louiſe, Tochter Kaiſer Franz I. Später erhob ihn Napoleon noch zum Generaloberſten der Schweizertruppen. 1812 befand er ſich bei der Armee in Rußland als Chef des Generalſtabs, und bekleidete dieſen Poſten auch 1813. Nach Napoleons Abſetzung verlor er zwar ſein Fürſtenthum Neufchatel, behielt aber ſeine übrigen Würden, und ſtand bei Ludwig XVIII. in Gunſt und Vertrauen, den er nach Buonapartes Wiederkehr, in die Niederlande begleitete und ſich dann zu ſeiner Familie nach Bamberg begab, wo er am 30. Mai ankam. Man glaubte während ſeines Aufenthalts in Bamberg eine tiefe Schwermuth an ihm bemerkt zu haben. Am 1ſten Juni Nachmittags, in dem Augenblicke, als eine ſtarke Colonne ruſſiſcher, gegen die franzöſiſchen Grenzen ziehender Truppen mit ihrer Feldmuſik in Bamberg einrückte, endete er, durch einen Sturz aus einem Fenſter im dritten Stock des Schloſſes, gewaltſam ſein Leben.

Berthollet (Claude Louis, Graf), Mitglied der Akademien der Wiſſenſch. zu Paris, London, Turin, Harlem u. ſ. w., einer der erſten theoretiſchen Chemiker unſerer Zeit, geb. zu Talloire in Savoyen um das J. 1758, ſtudirte Medicin und nahm in dieſer Wiſſenſchaft die Doctorwürde an. 1794 erhielt er eine Profeſſur an der Normalſchule zu Paris, und ward 1796 nach Italien geſchickt, um dort verſchiedene Denkmäler auszuwählen, die nach Frankreich geſchafft werden ſollten. Er folgte Buonaparte nach Ägypten und kam 1799 mit ihm zurück. Nach dem 18ten Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungsſenats, dann Graf und Großofficier der Ehrenlegion. Im Mai 1804 gab ihm Napoleon die Senatorie von Montpellier. Im Mai 1806 präſidirte Berthollet dem Wahlcollegium der Oſtpyrenäen, und 1813 erhielt er das Großkreuz des Ordens der Réunion. Aber am

1ſten April 1814 ſtimmte er für die Errichtung einer proviſoriſchen Regierung und die Abſetzung Buonapartes. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair; Buonaparte dagegen überging ihn 1815 und ſo trat er nach Ludwigs XVIII. zweiter Rückkehr wieder in die Pairskammer. Unter den verſchiedenen Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wiſſenſchaften und Künſte bereichert hat, ſind die wichtigſten das Auskohlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Waſſers auf Schiffen, das Appretiren des Leinenzeugs u. a., vorzüglich aber das Bleichen von Pflanzenſtoffen durch überſaure Salzſäure, welches ſeit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet worden. Außer verſchiedenen Abhandlungen in den Sammlungen der Akademie und des Inſtituts, hat er einige größere Werke geliefert, unter denen ſein Essai de statique chimique 1808, 2 Bde. 8., als das wichtigſte und überhaupt als eins der ſchönſten Denkmäler unſers Zeitalters anzuſehen iſt. Die ſo zuſammengeſetzten Erſcheinungen der Chemie ſind darin den ſtrengen und einfachen Geſetzen der Mechanik unterworfen. Großen Antheil hat er auch an der Méthode de nomenclature chimique gehabt.

Berthoud (Ferdinand), ein berühmter mechaniſcher Künſtler und Verfertiger der beſten Seeuhren, war 1727 zu Plancemont in der Grafſchaft Neufchatel geboren. Sein Vater hatte ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt; aber der junge Berthoud, der in ſeinem 16ten Jahre den Mechanismus einer Uhr geſehen hatte, faßte eine leidenſchaftliche Neigung für die Mechanik, und überließ ſich derſelben ganz. Sein Vater, der ihm nicht hinderlich war, zog einen geſchickten Arbeiter an ſich, der ihn in der Uhrmacherkunſt unterrichtete, und erlaubte ihm alsdann, ſich nach Paris zu begeben, um dort ſeine Kenntniſſe auszudehnen und zu vervollkommnen. Hier ließ er ſich nieder, und verfertigte ſeit 1745 ſeine erſten Seeuhren, die von den franzöſiſchen Seefahrern vielfach benutzt wurden, um die Geographie zu erweitern und zu berichtigen. Er hat mehrere Werke, dieſe Kunſt betreffend, hinterlaſſen. Er ſtarb 1807 an der Bruſtwaſſerſucht. Sein Neffe, Ludwig Berthoud, der Erbe ſeiner Talente und ſein Zögling, hat die Grenzen ſeiner Kunſt noch erweitert. Die Seeuhren deſſelben befinden ſich jetzt in den Händen aller Seefahrer, und ſind noch bequemer, als die ſeines Oheims. Sie ſind ſo genau gearbeitet, daß ſie in allen Jahreszeiten dieſelbe Regelmäßigkeit und Bewegung behalten.

Bertoli (Graf Giovanni Domenico), ein italieniſcher Literator und Antiquar, geboren 1676 zu Moreto in Friaul, war Patriarch von Aquileja, dem eigenthümlichen Vaterlande vieler Alterthümer, um die ſich aber bis dahin niemand bekümmert hatte. Bertoli hingegen widmete ſich dem Studium derſelben mit ſolchem Eifer, daß ihm die größte Ausbeute zu Theil ward, er aber auch zugleich den bitterſten Schmerz darüber empfand, daß dieſe Alterthümer bis dahin ſo wenig geſchont worden waren. Die dortigen Einwohner hatten nämlich ſchon ſeit geraumer Zeit zu dem Bau ihrer Häuſer keine andern Steine gebraucht, als welche ihnen die Ruinen in und um Aquileja lieferten. Um dieſen Zerſtörungen vorzubeugen, kaufte er in Verbindung mit mehrern Gelehrten alle Steine, welche man in den dortigen Gegenden unter der Erde fand. Nachdem er einen großen Vorrath davon zuſammengebracht hatte, ließ er von denſelben einen Porticus bauen, welcher bald die Bewunderung der Fremden und ſelbſt der Einwohner von Aquileja auf ſich zog. Zugleich nahm er mit der un-

ermüdlichſten Sorgfalt Abbildungen von den Ruinen, welche theils in der Stadt, theils in der Provinz vorhanden waren, theils ließ er ſie abbilden, zu welchem Ende er mit den ausgezeichnetſten Gelehrten in Briefwechſel trat und ihnen von ſeinen Entdeckungen Nachricht gab. Hierauf gab er, aufgemuntert durch ſeine zwei berühmten Freunde, Muratori und Apoſtolo Zeno, mehrere Abhandlungen über Gegenſtände des Alterthums heraus, und widmete dieſer Arbeit alle Muße, welche ihm ſeine Amtsgeſchäfte übrig ließen. Er ſtarb nach 1758. Sein vorzüglichſtes Werk führt den Titel: Weltliche und heilige Alterthümer Aquilejas (Le antichità di Aquileja profane e sacre), Venedig 1739, in Folio. Der zweite und dritte Theil dieſes Werks, welchen Bertoli ſchon für den Druck beſtimmt hatte, ſind nie erſchienen. Mehrere einzelne Abhandlungen, welche er über verwandte Gegenſtände geſchrieben hat, ſtehen in der Sammlung des P. Calogera; andere befinden ſich in den Denkſchriften der Società columbaria zu Florenz.

Berton (Henri Montan), der Sohn Pierres Berton, der als Director der großen Oper und dadurch, daß er Gluck und Piccini nach Paris zog, ſich einen Ruf in der muſikaliſchen Welt gemacht, ward 1767 zu Paris geboren. Schon von ſeinem ſechsten Jahre an lernte er Muſik, und bildete ſich als Componiſt unter den großen Meiſtern Gluck, Piccini, Paëſiello und Sacchini, die er vor Augen hatte. Ungeachtet ihm von einem ſeiner Lehrer vorausgeſagt worden war, daß er ſich nie als Tonſetzer auszeichnen würde, fühlte er dennoch eine ſo große Liebe zur Muſik in ſich, daß er eine Oper arbeitete, und ſie Sacchini zur Durchſicht überreichen ließ, der über den Verfaſſer derſelben ein günſtiges Urtheil fällte, und dieſem die Erlaubniß ertheilte, jeden Tag zu ihm zu kommen, und unter ſeinen Augen zu arbeiten. Berton trat zuerſt im 19ten Jahre als Componiſt im Concert spirituel mit verſchiedenen Oratorien auf, die den ehrenvollſten Beifall erhielten. 1787 führte er auf dem ſogenannten italieniſchen Theater ſein erſtes Werk auf, welches die Heirathsverſprechungen waren. Als das Muſikconſervatorium errichtet ward, ſtellte man ihn als Lehrer des Tonſatzes bei demſelben an; eine Stelle, die Berton auch ſo lange bekleidete, bis er 1807 zum Director der eigentlichen italieniſchen Oper ernannt wurde. Er verließ dieſe Stelle, um bei der kaiſerlichen großen Oper als Director des Geſanges angeſtellt zu werden, welches Amt er mehrere Jahre bekleidete, und darauf in kaiſerlich ruſſiſche Dienſte trat, die er aber auch bald wieder verließ, und nach Paris zurückkehrte. Seine berühmteſten Opern ſind folgende: Ponce de Léon; Montano et Stéphanie; le grand deuil; le concert interrompu; Aline, reine de Golconde; les maris garçons.

Bertrand, Graf, Diviſions-General, Adjutant bei Napoleon, Großmarſchall des Palaſtes ꝛc., berühmt durch ſeine Anhänglichkeit an Napoleon, bei dem er nebſt Frau und Kindern freiwillig in St. Helena lebte. Von bürgerlichen Ältern geboren, widmete er ſich dem Kriegsdienſt und trat in das Ingenieurcorps ein, wo er ſich durch nicht gewöhnliche Fähigkeiten und ein ehrenvolles Betragen auszeichnete und bis zum Brigadegeneral ſtieg. Als er 1804 im boulogner Lager beſchäftigt war, hatte Napoleon Gelegenheit, ſeinen Werth kennen zu lernen, und faßte von dieſer Zeit an die Vorneigung für ihn, welche er ſtets behalten hat. Bertrand folgte ihm in allen Feldzügen, und that ſich überall hervor, namentlich bei Auſterlitz, wo er Adjutant des Kaiſers ward; 1806 nahm er Spandau nach einer Berennung von

wenig Tagen, und trug viel zur Entſcheidung des Sieges bei Friedland über die Ruſſen bei; was aber ſeinem Ruhme die Krone aufſetzte, und ſelbſt die Bewunderung des Feindes erregte, war der meiſterhafte Bau jener berühmten zwei Übergangsbrücken über die Donau nach der Schlacht bei Aspern, in dem öſterreichiſchen Kriege von 1809. Auch in den Feldzügen von 1812 und 1813 focht er mit gleicher Ehre, und that beſonders bei Lützen und Bautzen Wunder der Tapferkeit. Im October 1813 vertheidigte er verſchiedene wichtige Poſten lange gegen eine beträchtliche Mehrzahl von Feinden, und nahm nach der Schlacht von Leipzig, wo er den wichtigen Punct von Lindenau ſiegreich gegen Giulay behauptete, ſeinen Rückzug mit Ordnung. Nach der Schlacht bei Hanau deckte er Caſſel und Mainz, bis die Armee über den Rhein war. Den Feldzug von 1814 machte er an Napoleons Seite mit. Er verließ ihn auch im Unglück nicht, begleitete ihn nach Elba, kehrte mit ihm zurück, und theilte endlich auch den traurigen Aufenthalt auf St. Helena mit ſeinem Herrn. Wenige Männer ſeit der Revolution haben einen ehrenvollern militäriſchen Charakter gezeigt, und ſeine aufopfernde Hingebung an einen geächteten Mann, der aber ſeinen Schwur der Treue empfangen hatte, macht ihn perſönlich achtenswerth. Nach Napoleons Tode (1821) kehrte er von St. Helena nach Frankreich zurück.

Bertuch (Friedr. Juſtin), geb. zu Weimar 1746, hat ſich, ſelbſtthätig und befördernd, um mehrere Zweige der Wiſſenſchaften und Künſte ſehr bedeutende Verdienſte erworben. Während er in Jena (1765—1769) ſtudierte, fand er in dem Studium alter und neuer Poeſie ſeine Erholung, wovon ſeine Arbeiten: Copien für meine Freunde ꝛc. zeugen. Die Verbindung, in die er 1769 in Weimar mit Wieland, Muſäus, von Seckendorf dem ältern, Bode, ſpäterhin mit Göthe, von Einſiedel und andern trat, war völlig geeignet, die Liebe zur Poeſie und ſchönen Literatur in ſich zu unterhalten. So erſchien der Prolog zu ſeinem Mährchen von Balboquet, in welchem ächte Laune nicht zu verkennen iſt. In Verbindung mit Wieland kam er als Theilnehmer an der Herausgabe des deutſchen Merkurs mit der ſchönen Literatur in noch vielfachere Berührung. Seine Liebe zur deutſchen Bühne wurde damals durch das weimarſche Hoftheater, wobei ſich ein Seiler, Eckhof, Böckh, Brandes, Mecour und Schweizer auszeichneten, neu angefeuert. Er lieferte eine Überſetzung von St. Albines Schauſpieler. Eine andere Überſetzung von ihm war: Über die dramatiſche Kunſt, von Herrn M. Für die Oper ſchrieb er das große Loos und Polyxena, ein lyriſches Monodrama, das Schweizer vortrefflich componirte. Elfriede, Trauerſpiel in drei Acten, wobei er von Diderots Grundſätzen ausgegangen war, ward in ganz Deutſchland mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen. Aus dem Engliſchen überſetzte er die Geſchichte des berühmten Bruders Gerundio von Campazas, wofür ihm ebenfalls ein allgemeines Lob ward. In den J. 1769 bis 1773 bekleidete Bertuch die Hofmeiſterſtelle bei den zwei Söhnen des auch als Dichter bekannten Barons von Echt. Dieſer vielſeitig gebildete Mann, der einige Zeit als däniſcher Geſandter in Spanien gelebt hatte, brachte Bertuchen Liebe zur ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur bei, welche damals nur von einzelnen in Deutſchland gekannt, durch ihn aber bekannter und beliebter wurde. Bertuchs Verdeutſchung von Cervantes Meiſterwerk: Leben und Thaten des weiſen Junkers Don Quixote von la Mancha, mit der Fortſetzung von Avellaneda, war für die damalige Zeit eine außerordent-

liche Erſcheinung. Was Meinhard für die italieniſche Poeſie geleiſtet hatte, verſuchte er, in Verbindung mit Seckendorf und Zanthier, für die ſpaniſche und portugieſiſche Sprache zu leiſten, daher das Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur. 1788 überſetzte er: Don Thomas de Yriarte literariſche Fabeln. Seit 1775 war er als Rath und geheimer Cabinets-Secretär in herzoglich ſachſen-weimarſche Dienſte getreten, die ihn jedoch ſeiner literariſchen Thätigkeit nicht entzogen. Sein patriotiſches, und für die deutſche Dichtkunſt ſo erſprießliches Unternehmen, eine neue Herausgabe der ſämmtlichen Werke unſers ſo oft verkannten Meiſterſängers, Hans Sachs, fand leider die gewünſchte Unterſtützung nicht. Was er dabei geleiſtet haben würde, hat er in ſeinen Proben aus des alten deutſchen Meiſterſängers Hans Sachs Werken gezeigt. Etwa acht Jahre lang, nach deren Verlauf er (1785) zum herzogl. Legationsrath ernannt ward, ſchien ſeine literariſche Thätigkeit zu ſchlummern; allein ſie erwachte wieder, denn 1784 entwarf er mit Wieland und Schütz den Plan zur allgemeinen Literaturzeitung, die erſt in Jena erſchien und jetzt in Halle herauskommt. Im In- und Auslande iſt man dieſer Anſtalt für die Stiftung ſo manches Guten ſteten Dank ſchuldig. Seit 1786 erſchien von ihm, in Verbindung mit ſeinem Freunde Kraus, das Journal des Luxus und der Moden, und in demſelben Jahre begann ſein Bilderbuch für Kinder, welches ebenfalls hier genannt zu werden verdient. 1791 ward er der Stifter des weimarſchen Landes-Induſtrie-Comptoirs, welchem man viele bedeutende Unternehmungen für Literatur und Kunſt verdankt. Mit dieſem hing die weit frühere Stiftung der weimarſchen fürſtlichen freien Zeichenakademie unter Göthes Leitung zuſammen, an deren Spitze ſonſt Kraus ſtand, und jetzt Meyer ſteht. Auch um dieſe Anſtalt hat Bertuch große Verdienſte. Daß er die Liebe zur Poeſie und Kunſt nicht verloren habe, beweiſt, daß er den Plan zur blauen Bibliothek aller Nationen, einer ſchätzbaren Sammlung von Feenmährchen, in guten zum Theil vortrefflichen Überſetzungen, mit kurzen, aber zweckmäßigen Biographien und Charakteriſtiken, entwarf, und die Einleitung zum erſten Bande ſchrieb. Außer dem Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar gründete er ſpäterhin dort auch eine große Anſtalt für Landchartenſtecherei unter dem Namen: Geographiſches Inſtitut, welches in Verbindung mit den zuerſt von ihm und Herrn v. Zach, nachher von ihm mit Gaspari, Ehrmann und andern herausgegebenen geographiſchen Ephemeriden, auf mannichfaltige Weiſe mit der verſtändigſten Thätigkeit zur Beförderung und Verbreitung des geographiſchen Studiums gewirkt hat und noch wirkt. Die von ihm veranſtaltete, von mehrern Gelehrten bearbeitete allgemeine Erdbeſchreibung iſt ihrer Vollendung nahe. Von der Länder- und Völkerkunde ſind 22 Theile bereits erſchienen. Der Tod ſeines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, 1815, mußte dem würdigen Greiſe höchſt ſchmerzhaft ſein. Seitdem entſchloß ſich ſein Schwiegerſohn, Profeſſor von Froriep, ſeine Stelle als Leibarzt des Königs von Würtemberg aufzugeben, und nach Weimar zurückzukehren, um dort mit Bertuch vereint die verſchiedenen Geſchäfte und Unternehmungen deſſelben fortzuſetzen, unter welchem das Oppoſitionsblatt genannt werden muß, das 1817 anfing und 1820 unterdrückt wurde. Er ſtarb 1822.

Beruf, in der Moral, kann doppelter Art ſein: ein innerer und ein äußerer Beruf. Wir verſtehen unter Beruf diejenige Nothwendigkeit, vermöge welcher wir durch uns ſelbſt, oder durch die Pflicht gegen den Staat angetrieben werden, uns in eine, dem Wohle

deſſelben erſprießliche und daſſelbe fördernde Thätigkeit zu verſetzen. Der innere Beruf iſt in uns vorhanden, wenn wir uns durch Anlagen des Geiſtes, oder durch ein gewiſſes Streben der Triebe im Allgemeinen zu dieſem Berufe hingezogen fühlen; den äußern Beruf hat der Menſch, wenn er durch die bürgerlichen Verhältniſſe vorzugsweiſe zu einem gewiſſen Geſchäfte mehr als zu einem andern angetrieben und aufgelegt gemacht wird. Außer dem innern und äußern Berufe gibt es noch einen dritten, welchen man den bürgerlichen nennen könnte, der dann entſteht, wenn wir nicht durch uns ſelbſt einen Beruf erwählen, ſondern durch den Staat zu einem ſolchen beſtimmt werden. Von letzterem kann hier, wo es aber auf moraliſche Begriffe ankommt, durchaus nicht die Rede ſein. Es iſt häufig darüber verhandelt worden, ob der Menſch verpflichtet ſei, irgend einen Beruf zu wählen, und ſich irgend einem bürgerlichen oder moraliſchen Geſchäfte zu unterziehen. Man hat ſich geradezu für eine ſolche Behauptung erklärt, und als Grundſatz dafür aufgeſtellt, daß jegliches Einzelweſen, inſofern es in die menſchliche Geſellſchaft getreten und ein Mitglied derſelben geworden ſei, eben deshalb die Verpflichtung auf ſich habe, zu dem Zwecke dieſer Geſellſchaft nach Maßgabe ſeiner Kräfte mitzuwirken. Gegen dieſe Behauptung läßt ſich aber allerdings der Einwurf machen, daß, da der Menſch nicht freiwillig, ſondern gezwungen in die menſchliche Geſellſchaft tritt, er auch zu keinen Verpflichtungen gezwungen ſein kann, die ihm der Eintritt in jene Geſellſchaft auferlegen möchte. Was nun den Beruf des Menſchen im Allgemeinen betrifft, ſo iſt die Gebrechlichkeit, welche bisher noch in den meiſten menſchlichen Anordnungen geherrſcht hat, unſtreitig in dem Umſtande begründet, daß die wenigſten Menſchen im Stande ſind, ſich aus freiem Willen einen ihnen zuſagenden Beruf zu wählen, ſondern, daß ſie vielmehr erſt durch die äußern Umſtände zur Wahl deſſelben beſtimmt werden. Hiebei iſt ferner wahrhaft zu beklagen, daß es, den bürgerlichen Einrichtungen zufolge, nun einmal eine gänzliche Unmöglichkeit zu ſein ſcheint, die Menſchen nach demjenigen Berufe, den ſie in ſich fühlen, anzuſtellen oder zu gebrauchen, oder die Anlagen eines Menſchen, die ihn vorzugsweiſe zu dieſem oder jenem Berufe eignen, im voraus zu beſtimmen. Hieraus entſpringen die meiſten derjenigen Mißbräuche, welche in der Verwaltung der menſchlichen Geſellſchaft wahrgenommen werden, welche Mißbräuche das Urtheil des Volks häufig zu erkennen gibt, indem es zu ſagen pflegt, dieſer oder jener ſtehe nicht auf ſeiner rechten Stelle. Der höhere geiſtige Beruf alſo wird bei den meiſten Menſchen verfehlt. Anders verhält es ſich mit demjenigen Berufe des Menſchen, der zu den mechaniſchen Beſchäftigungen des Lebens führt. Hier, wo der Sohn meiſtens das Geſchäft ſeines Vaters erwählt, pflegt jeder ſchon mehr oder weniger an ſeiner rechten Stelle zu ſtehen. Denn dadurch, daß die Leute bei den Beſchäftigungen der Ältern aufwachſen und erzogen werden, nehmen ſie die äußern Eindrücke derſelben tief in ſich auf, ſo daß ihnen dadurch gleichſam von außen her ein Beruf für das Geſchäft ihres Vaters beigebracht wird. Aus dieſem Grunde hatten die Ägyptier und Lacedämonier das Geſetz aufgeſtellt, daß die Kinder die väterliche Kunſt erlernen und die Ältern ſie darin unterrichten mußten. Pq.

Bervic, einer der größten Kupferſtecher der franzöſiſchen Schule iſt 1756 in Paris geb.; er ſtudierte ſeine Kunſt unter dem großen Georg Wille, als deſſen erſter Schüler er betrachtet werden darf. Die Werke Bervics gehören zu den geſuchteſten der franzöſiſchen Schule,

ſind aber wenig zahlreich. Seine berühmteſte Arbeit iſt das Bildniß Ludwigs XVI. in ganzer Figur nach einem Gemälde von Callot. Da die Platte hiezu in den Revolutionsſtürmen 1793 zerſchlagen worden iſt, ſo ſind Abdrücke von derſelben äußerſt ſelten und theuer. Die Richtigkeit ſeiner Zeichnung, die feſte Reinheit und der Glanz ſeines Grabſtichels gab ſeinen Arbeiten einen claſſiſchen Werth. Er ſtarb 1822.

Berwick (James Fitz-James, Herzog von), führte die Heere der drei erſten Monarchen in Europa an, der Könige von England, Frankreich und Spanien, bekleidete als Pair von England und Frankreich und als Grand von Spanien die erſten Würden dieſer Königreiche, und jeder dieſer Könige verlieh ihm ſeine Orden. Er war der natürliche Sohn des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jacob II. und der Arabella Churchill, Schweſter des Herzogs von Marlborough, wurde 1670 geboren, und führte anfangs den Namen Fitz-James. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und ſeine erſten Kriegsdienſte that er unter dem Herzog von Lothringen, Carl, welcher General Leopolds I. in Ungarn war. Kurz nachher brach die engliſche Revolution aus; Berwick folgte ſeinem Vater in den Unternehmungen auf Irland, und ward in einem Kampfe 1689 verwundet, welches, wie er in ſeinen Memoiren bemerkt hat, das einzigemal in ſeinem Leben war. Darauf diente er unter Luxemburg in Flandern, in den J. 1702 und 1703 unter dem Herzog von Burgund, dann unter dem Marſchall Villeroi, und ließ ſich in Frankreich nationaliſiren. 1706 ward er Marſchall von Frankreich, und nach Spanien geſandt, wo er die Schlacht von Almanza gewann, die den König Philipp V. wieder zum Herrn von Valencia machte. Aber in den J. 1718 und 1719 war er ſelbſt genöthigt, gegen Philipp V. zu kämpfen, dem er vorher ſo rühmlich beiſtand und der aus Erkenntlichkeit einen Sohn des Marſchalls in Spanien angeſtellt hatte. Als er das ſpaniſche Gebiet betrat, ſchrieb er an ſeinen Sohn, der unter dem Namen Herzog von Liria bekannt iſt, und ermahnte ihn in dieſem Briefe, ſeine Pflicht zu thun und nach allen ſeinen Kräften für ſeinen Souverän zu kämpfen. Bei der Belagerung von Philippsburg endigte 1734 eine Kanonenkugel ſein Leben.

Beſançon, deutſch Biſanz, 23° 42′ 16″ Länge, 47° 14′ 12″ n. Br., eine große, alte, wohlgebaute und von Ludwig XIV. ſtark befeſtigte Stadt, welche durch den Nymweger Frieden mit der Franche-Comté an Frankreich kam, jetzt der Hauptort der ſechsten Militärdiviſion und der neunten Forſtconſervation von Frankreich, und eines Bezirks von 26 QM. mit 93,211 Einw. im Departement Doubs. Der Doubs theilt die Stadt in die obere und untere, welche durch eine ſteinerne Brücke verbunden ſind. Sie hat 3300 Häuſer mit 30,000 Einw., ſechs Thore, eine Citadelle, acht Kirchen, acht Hospitäler, einen Erzbiſchof, dem die Biſchöfe von Autun, Metz, Nancy, Straßburg und Dijon untergeordnet ſind; ein ſtatt der früher hier beſtandenen Univerſität 1801 errichtetes Lyceum und Collegium, eine 1752 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, eine Maler- und Bildhauer-Akademie, eine Artillerieſchule, eine Uhrmacherſchule für 200 Zöglinge, eine Stadtbibliothek mit einer Münzſammlung, ein Naturaliencabinet, ein Muſeum, einen botaniſchen Garten und eine Ackerbaugeſellſchaft ꝛc. Die Gegenſtände der hieſigen bedeutendſten Fabriken ſind: Eiſen, Stahl, Waffen, Leinwand, Wolle, Baumwolle, Seide, Taback, und namentlich Taſchen- und Stutzuh-

ren. — Beſançon, vor Alters Viſontium, war ſchon zu Cäſars Zeiten, der die Sequaner daraus vertrieb und hier den Arioviſt ſchlug, ein Waffenplatz. Mehrere Straßen führen noch die alten römiſchen Namen. Von den Deutſchen und Hunnen verheert, ward es zuerſt unter der Regierung der Grafen von Burgund wiederhergeſtellt.

Beſatzung wird im vollen Sinne die in einer Feſtung, Stadt, Ort, Verſchanzung u. ſ. f. zur Beſetzung derſelben befindliche Mannſchaft genannt. Die Regeln, nach welchen die Stärke der Beſatzung einer Feſtung beſtimmt wird, ſind verſchieden. Einige rechnen auf jede fünf Fuß des Umfangs einen Mann; andere auf jedes Bollwerk 200. Vauban beſtimmt, wenn die Feſtung mit halben Monden und einem bedeckten Wege verſehen iſt, für jedes Bollwerk 5 bis 600 Mann; für jedes Hornwerk und jedes andere große Außenwerk 600 Mann mehr, für jede abgeſonderte Redoute 150 Mann; für jedes abgeſonderte Fort, nach ſeiner Größe, 6 bis 800 Mann. Die Cavallerie beſtimmte er auf den zehnten Theil der Infanterie.

Besborodko (Alexander, Fürſt von), Miniſter unter der Regierung Catharinas II. und Pauls I., war anfangs Secretär bei dem Feldmarſchall Romanzoff, den er auf ſeinen erſten Feldzügen gegen die Türken begleitete. Dann ward er bei der Kanzlei als Cabinetsſecretär angeſtellt. Sein vorzüglichſtes Talent war eine genaue Kenntniß der ruſſiſchen Sprache, die er ſehr rein ſchrieb, und eine große Geſchicklichkeit, ſchnell etwas ſchriftlich abzufaſſen. Einſt erhielt er den Befehl, eine Ukaſe zu entwerfen; er vergaß den Auftrag und erſchien, ohne ſie geſchrieben zu haben. Die Kaiſerin forderte ſie, und Besborodko, ohne ſich lange zu beſinnen, zog aus ſeiner Schreibtafel ein leeres Blatt Papier und las die Ukaſe ab, als wenn er ſie vor Augen hätte. Die Kaiſerin, damit ſehr zufrieden, verlangte das Blatt zur Unterſchrift, und war ſehr erſtaunt, es leer zu finden, machte ihm aber über ſeine Liſt und Nachläſſigkeit keinen Vorwurf, ſondern ernannte ihn zu ihrem geheimen Rath und 1780 zum Miniſter des Innern. Hier genoß er das ganze Vertrauen Catharinas, ward ſehr mächtig und reich, und verband ſich mit der Familie Woronzoff, wodurch er ein geheimer Gegner Potemkins ward. 1791 ſandte ihn die Kaiſerin nach Jaſſy, um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzuſetzen, die Potemkin abgebrochen hatte. Besborodko ſchloß den Frieden zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiſerin, die ihn zu neuen Würden erhob. Nach ſeiner Rückkehr ward er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und ſein Anſehen vergrößerte ſich; allein kurz darauf verdrängte ihn der Günſtling Plato Suboff, und er verlor ſeinen Einfluß, ohne gerade in Ungnade zu fallen. Als Paul I. auf den Thron gelangte, erhob ihn dieſer in den Fürſtenſtand, und wählte ihn 1797, um ein Bündniß zwiſchen Rußland und England gegen Frankreich zu ſchließen. Besborodko ſtarb in Petersburg zu Anfange des Jahres 1799.

Beſchicken, im Münzweſen, auch bei den Gold- und Silberarbeitern und bei den Zinngießern, heißt: den reinen edlern Metallen (Gold, Silber, Zinn) ſo viel von einem geringern Metalle (Silber, Kupfer, Blei) zuſetzen, daß ſie dadurch den verlangten geringern Gehalt oder Werth bekommen. (S. auch Legiren.)

Beſchickungsrechnung, ſ. Alligation.

Beſchneidung iſt die bei mehrern ſüdlichen Völkern herrſchende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuſchneiden. Das älteſte Volk, wo dieſe Sitte herrſchte, ſind die Ägypter, und noch

wird ſie bei den Urbewohnern Ägyptens, ſelbſt bei den chriſtlichen Kopten, auch bei den Abyſſiniern (die ſich bekanntlich zum Chriſtenthume bekennen) und bei andern afrikaniſchen Völkern, welche ihn eben ſo wie die Abyſſinier von den Ägyptern empfangen zu haben ſcheinen, gefunden. Am merkwürdigſten iſt die Beſchneidung der Juden, welche als eine uralte Sitte, durch die ſich die Nachkommen Abrahams von andern Völkern unterſcheiden ſollen, bei dieſem Volke herrſcht, als ein von Gott ſelbſt angeordneter Gebrauch betrachtet, und jedesmal acht Tage nach der Geburt vollzogen wird. Sie iſt die Handlung, durch welche der Beſchnittene gleichſam eingebürgert, zu einem Mitgliede des Volks Gottes geweiht wird. Moſes fand ſie ſchon bei ſeinem Volke, und beſtätigte ſie. Die Mohammedaniſche Beſchneidung iſt wahrſcheinlich keine Nachahmung der jüdiſchen, ſondern ein uralter ismaelitiſcher Gebrauch, welchen Ismaeliter und Israeliter von ihrem gemeinſchaftlichen Vater Abraham erhalten haben. Mohammed hat im Koran kein Gebot der Beſchneidung gegeben, ſie war ſchon Sitte ſeines Volks, und ward von demſelben mit dem Mohammedanismus zugleich in allen den Ländern, wo dieſer Glaube Eingang fand, als ein heiliger Gebrauch eingeführt. Der wahrſcheinliche Grund dieſer Sitte liegt darin, daß ſie die den Bewohnern heißer Länder doppelt nöthige Reinlichkeit befördert, und dadurch manchen Krankheiten wehrt; daß ſie aber die Fruchtbarkeit vermehre, iſt eine irrige Meinung. Noch iſt zu bemerken, daß es auch eine Art von Beſchneidung gibt, welche an dem weiblichen Geſchlechte vollzogen wird. In Ägypten beſchneidet man häufig Mohammedaniſche Mädchen, und in Abyſſinien werden beide Geſchlechter beſchnitten. N.

Beſchützer des Glaubens, ſ. Großbritannien und Heinrich VIII.

Beſeſſene nannte man in alten und neuen finſtern Zeiten die epileptiſchen, hyſteriſchen und wahnſinnigen Kranken, und nahm an, daß ein oder viele Teufel in ſolchen Unglücklichen ihr Weſen trieben. Verſtellung, im Bunde mit mönchiſcher Argliſt, brachte damit Wunder, und Dummheit und Bosheit Autodafés zu Stande. Das Licht der neuern Zeit hat dieſe Werke der Finſterniß enthüllt; aber ob der ausgetriebene Teufel nicht hie und da in der Maske des Magnetismus und Galvanismus ſich einſchleicht, mag die Zeit lehren.

Beſitz nennt man im weitern Sinne dasjenige Verhältniß einer Perſon zu einer Sache, vermöge deſſen es ihr nicht nur phyſiſch möglich iſt, fortdauernd über dieſelbe, und zwar in eigener oder fremder Perſon, nach Willkür zu verfügen (phyſiſcher oder eigentlicher Beſitz, Inhabung, detentio), ſondern auch die Abſicht, dieſelbe ausſchließend zu behalten (animus detinendi), mit dem Bewußtſein jener phyſiſchen Möglichkeit verbunden, fortdauernd vorhanden iſt (Mentalbeſitz, intellectueller Beſitz). Auch wird oft der Gegenſtand, welcher beſeſſen wird, Beſitz genannt. Der Beſitz iſt aber an ſich noch kein Recht zu beſitzen, ſondern nur ein Factum, und als ſolches überhaupt ausſchließende Verfügung über eine äußere Sache, welche mit der Bemächtigung entſteht. Dadurch unterſcheidet ſich der Beſitz (possessio) auch vom Eigenthume (dominium). Das Eigenthum ſetzt ein beſtehendes Rechtsverhältniß unter Menſchen voraus, welches erſt im Staate vollkommen ſtatt findet, in welchem jedem ein Beſitz rechtlich zuerkannt wird. Unter Vorausſetzung des Eigenthums iſt der Beſitz ein Recht des Eigenthümers, welches er auch, unbeſchadet ſeines Eigenthumsrechts auf andere übertragen kann, und welches mehrere

einzelne Befugniſſe (ſich mit Gewalt im Beſitze zu behaupten — retentio — die beſeſſene Sache von jedem dritten Beſitzer zurückzufordern — rei vindicatio) umfaßt. Da aber ſo der Beſitz ein Theil und natürliches Zeichen des Eigenthums iſt, ſo gewährt er auch im Staate, er mag erworben ſein wie er wolle, im ſtreitigen und zweifelhaften Falle dem Beſitzer einen Vorzug gegen jeden, der ſeinen Anſpruch oder ſein Eigenthum an der Sache nicht beweiſen kann, und jener wird, bis zum Erweiſe des Gegentheils, für den Eigenthümer gehalten. Auch gibt überhaupt die Dauer eines Zuſtandes, die Gewöhnung an denſelben, und die durch Länge der Zeit feſter gewordene Aneignung und Verbindung der Kraft und Gewalt mit einem Gegenſtande — kurz die allen Anſpruch lähmende Gewohnheit, ſelbſt da, wo der Beſitz mit Rechtsgründen beſtritten werden könnte oder ungern zugeſtanden wird, demſelben einen ſolchen Schein der Ehrfurcht, daß man mit dem Dichter ſagen kann: „Wer im Beſitz iſt, iſt im Recht, und heilig wird's die Menge ihm bewahren.“ T.

Beſſières, Herzog von Iſtrien, Reichsmarſchall von Frankreich. Er ſchwang ſich vom gemeinen Soldaten bis zum Infanteriehauptmann, und ging 1796 zur italieniſchen Armee, wo er als Befehlshaber der Guiden des Generals Buonaparte angeſtellt wurde. Den 4. Sept. deſſ. Jahres nahm er mit ſechs Cavalleriſten zwei Kanonen, und trug dadurch zum Siege von Roveredo bei. Hierauf ward er nach Paris geſandt, dem Directorium die dem Feinde genommenen Fahnen zu überbringen, und kehrte als Oberſt zurück. Er begleitete den General Buonaparte nach Ägypten, und kam wieder mit ihm nach Frankreich. Nach der Revolution vom 18ten Brumaire ward er Brigadegeneral, und kurz darauf Diviſionsgeneral. Er befehligte dann die Guiden zu Pferde von der Conſulargarde, und ward nach Napoleons Thronbeſteigung Reichsmarſchall. 1812 befand er ſich mit in Rußland, und 1813 in Deutſchland, wo ihn den Tag vor der Schlacht bei Lützen am 1ſten Mai eine Kanonenkugel tödtete.

Beſtimmung des Menſchen. Wozu bin ich da, und was ſoll aus mir werden? Dieſe Fragen ſind unſtreitig die wichtigſten, welche der Menſch ſich ſelbſt vorlegen kann. Die Antwort darauf kündigt ihm ſein Beruf oder ſeine Beſtimmung an, welche überhaupt nichts anders iſt, als der vernünftige Gebrauch, den er von ſeinen Kräften machen ſoll, oder ſchlechthin der Zweck ſeines Daſeins. Dieſer Zweck beſteht in einem, ſeiner ſittlichen Veredlung angemeſſenen Grade der Glückſeligkeit. Sittliche Veredelung iſt Erhöhung der Menſchenkraft, den ihm möglichen Grad von Sittlichkeit zu erreichen; und Sittlichkeit in der engſten Bedeutung iſt die übereinſtimmung der freien Handlungen mit den moraliſchen Geſetzen. Der Menſch hat Neigungen und Kräfte in ſeiner Natur, die unaufhörlich nach etwas ringen. Dieſes Ziel ſeines Beſtrebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Beſitz deſſelben ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Auf dieſe Weiſe begehrt er Geſundheit, Reichthum, Schönheit, Anſehen u. ſ. w. Dieſe Güter aber ſind hinfällig, veränderlich, dem Verluſt unterworfen, und ob ſie gleich ſeinen Zuſtand eine Zeit lang verbeſſern oder zu verbeſſern ſcheinen, ſo kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Der Grund davon iſt, weil ſie nicht vollkommen in der Macht des Menſchen ſtehen, und alles Bemühen, ihnen eine ſtete Fortdauer zu geben, vergeblich iſt. Die Stoiker bezeichneten ſie daher als Dinge, welche als nützlich vorgezogen zu werden verdienen. Sie machen die äußere Beſtimmung des Menſchen aus, inwiefern

derſelbe ein Glied der Sinnenwelt iſt. Bei dieſer äußern Beſtimmung, welche nach Epikurs Syſtem darin beſtand, ſich das Menſchenleben möglichſt angenehm zu machen, blieb dieſer Philoſoph ſtehen. Er würde Recht gehabt haben, wenn der Menſch nur ein Sinnenweſen wäre. Allein als ein moraliſches Vernunftweſen bemerkt er in ſeinem Innern höhere Neigungen einer moraliſchen Natur. Dem gemäß muß ſich alles übrige auf ihn, als nothwendigen Zweck, beziehen. Seine moraliſche Natur beſtimmt den Preis der Güter nicht nach einem niedern Begehrungsvermögen, oder nach der Annehmlichkeit des ſinnlichen Lebens allein, ſondern nach dem obern Begehrungsvermögen, aus vernünftigen Beſtimmungs- und Erkenntnißgründen, in welchen eben das Vermögen beſteht, das obere Begehrungsvermögen zu lenken. Die bloße Annehmlichkeit des ſinnlichen Lebens kann das moraliſche Vernunftweſen unmöglich befriedigen, denn es hängt von zu vielen Bedingungen ab, über welche der Menſch nicht Herr iſt. Die Vernunft hingegen, wenn ſie ſein oberes Begehrungsvermögen lenken ſoll, ſtellt in ihm das Geſetz der Sittlichkeit als das höchſte, nothwendige und unbedingte Geſetz auf, worauf ſich alles beziehen muß, das ſelbſt aber auf nichts weiter bezogen wird. Es lautet ſo: Du ſollſt alle deine Pflichten aus uneigennützigen Abſichten, nach allen deinen Kräften erfüllen; du ſollſt allenthalben, ſo weit deine Kräfte reichen, nach Tugend ſtreben. Sie erlaubt ihm als einem Sinnenweſen den Genuß der Sinnenfreuden, jedoch nur mit der Einſchränkung, daß der Genuß mit Tugend und Pflicht beſtehen könne. Da nun für den Menſchen nichts Höheres gedacht werden kann, als die tugendhafte Pflichterfüllung; ſo muß auch hierin ſein höchſter und letzter Zweck, d. h. ſeine Beſtimmung beſtehen. Der Menſch aber iſt ein endliches eingeſchränktes Weſen. Zwar hält ihm die Vernunft das Sittengeſetz und deſſen ſtrenge uneigennützige Forderung unabläſſig vor; allein wegen ſeiner Endlichkeit, und weil er dadurch mit Sinnlichkeit umgeben iſt, bleibt die durchgängige Reinigkeit ſeines Willens und die Erreichung einer durchgängigen vollendeten Sittlichkeit für ihn nur ein Wunſch. Möglich aber, und darum Pflicht für ihn iſt die Annäherung zu dieſem Ziele, und zwar eine Annäherung ins Unendliche. Dadurch erhält ſeine ſittliche Thätigkeit ein unbegrenztes Feld, auf welchem dieſelbe unaufhörlich fortſchreiten kann. Dieſes Fortſchreiten heißt ſittliche Veredlung. Der Menſch iſt zwar nicht moraliſch gut geboren, ſein Beſtreben aber muß ſein, ſeinen Willen nach und nach der ſittlichen Güte ſo nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dies kann er durch ſeine Freiheit hervorbringen. Der Beſitz dieſes ſeines ihm möglichen ſittlichen Kraftgebrauchs iſt moraliſche Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut. So wäre denn die Frage: Wozu bin ich da? damit beantwortet: dich ſittlich zu veredeln. Der Menſch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein ſittliches beſitzt, deſſen Gegenſtand das größtmögliche Wohlſein, welches man Glückſeligkeit nennt, iſt, darf zwar nach dieſer Glückſeligkeit ſtreben, aber nur inſofern, als ſie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar iſt. Demnach beſteht die Beſtimmung des Menſchen in einem ſeiner ſittlichen Veredlung angemeſſenen Grade von Glückſeligkeit; und wiewohl ein Menſch, welcher dieſen Grad von ſittlicher Güte ſeines Willens erreicht hat, nicht frei iſt von den Verdrießlichkeiten und Beſchwerden des Lebens, die außer ſeiner Macht liegen, ſo tröſtet ihn doch ſtets der Gedanke, ſeine Pflicht möglichſt erfüllt zu haben.

Beſtreichen (flankiren) heißt, von der Seite beſchießen. Des nächtlichen Feuers und Gebrauchs der Kanonen wegen müſſen zwei Linien, welche einander beſtreichen ſollen, ſenkrecht auf einander ſtehen. In dieſem Falle iſt die Vertheidigung rechtwinklig; machen aber die beiden Linien einen ſpitzigen Winkel mit einander, ſo iſt ſie einbohrend. Jene vertheidigt den Graben, und hindert alſo den Übergang über denſelben; dieſe beſchießt die Breſche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geſchieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten ſo dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang ſein

Beſtuchef (Riumin Alerei). Dieſer in der neuern Geſchichte merkwürdige Mann, welcher eine Zeit lang das ruſſiſche Reich regierte, war geboren zu Moskau 1693. Er begleitete anfangs als Cavalier die ruſſiſche Geſandtſchaft zu dem utrechter Frieden, ward Miniſter am engliſchen Hofe, hierauf kaiſerlich ruſſiſcher Obercammerjunker und Geſandter am däniſchen Hofe. Die Kaiſerin Anna machte ihn zum geheimen Rath und Cabinetsminiſter. Er kam, nachdem er dem Herzog von Curland während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentſchaft ausgewirkt, und dieſer wieder entſetzt worden, in Verhaft. Die Kaiſerin Eliſabeth aber ſetzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenſtand, und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Er bewies ſich auf dieſem Poſten als einen Freund des Hauſes Öſterreich, und brachte, vermöge ſeiner Abgeneigtheit gegen das preußiſche Haus, 1756 das merkwürdige Bündniß zwiſchen den beiden Kaiſerhöfen zu Stande, leitete auch damals den Krieg wider Preußen ein. Die Unpäßlichkeit der Kaiſerin ließ ihn ihren Tod befürchten; er ſuchte ihre Erbfolgeverordnung umzuſtoßen, den Großfürſten, Peter Federowitſch, von dem er gehaßt wurde, und den er wieder haßte, von der Thronfolge auszuſchließen, und dieſelbe auf den Prinzen Paul Petrowitſch zu bringen. In dieſer Abſicht ſchrieb er an den General Apraxin, der die ruſſiſchen Truppen im ſiebenjährigen Kriege befehligte, daß er unvorzüglich mit dem Heere aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that ſolches gerade nach der für die Ruſſen ſo glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägerndorf. Die Kaiſerin erholte ſich indeſſen wieder, und erfuhr den Rückzug ihres Heers. Beſtuchef wurde nun, als des Hochverraths ſchuldig, aller ſeiner Würden entſetzt, und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwieſen. Seine Verbannung währte nicht nur bis an den Tod der Kaiſerin Eliſabeth, ſondern auch unter der Regierung Peter III. fort, von 1758 bis 1764; die Kaiſerin Catharina II. aber ſetzte ihn mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in ſeine vorigen Würden ein. Während ſeiner Verbannung ſchrieb er ein Buch, welches 1764 ins Deutſche überſetzt, und unter dem Titel: Auserleſene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Troſt eines jeden unſchuldig leidenden Chriſten zuſammengetragen, herausgekommen iſt.

Betel bezeichnet urſprünglich in Oſtindien eine rebenartige Pflanze, welche zum Pfeffergeſchlecht gehört. Die Früchte wachſen auf langen ſchwanzförmigen Ähren. Merkwürdig iſt dieſe hochrankende Pflanze mit ihren langen ſcharf zugeſpitzten ſiebennervigen Blättern von ſehr bitterem Geſchmack mit einem rothen Safte, deswegen, weil ſie einer Miſchung den Namen gegeben hat, welche in jenen Ländern ſehr häufig gekauet wird, und deren Hauptbeſtandtheile aus den Blättern der Betelpflanze (piper-betel L.) beſtehen. Sie werden mit Ta-

backsblättern, gelöſchtem Kalke, und mit der Arekanuß, welche erſtere (Pinang, Cardamomen, Nelken) viel Gallsäure enthalten ſoll, zuſammengeſetzt. Dieſe Miſchung dient, wie ſchon geſagt, den Bewohnern des heißen Himmelsſtrichs zum Kauen. Männer und Weiber von allen Ständen führen dieſelbe in einer beſondern Büchſe bei ſich, und bedienen ſich ihrer unaufhörlich, wie man ſich etwa in Europa des Schnupftabacks bedient. So reichen die Oſtindier einander die Betelbüchſe, wie die Europäer die Tabacksdoſe zum Zeichen der Freundſchaft dar; der Geringere darf den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkäuen überhaupt in gewiſſen Fällen unterlaſſen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Übrigens ſtärkt der Gebrauch des Betels auf eine beſondere Weiſe die Speicheldrüſen und die Verdauungswerkzeuge, ſo wie er überhaupt die Hautausdünſtung vermindert, und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der zu häufigen Ausleerung des Schweißes zu entſtehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, ſondern auch die andern Ausleerungen backſteinroth und zerfrißt bei zu häufigem Gebrauch die Zähne.

Bethlehem, 1) der Geburtsort Chriſti, ein Dorf (ehemals eine Stadt) in Syrien, oder genauer: in Paläſtina, welches einen Theil von Syrien ausmacht, im Paſchalik Damaskus, eine Meile ſüdlich von Jeruſalem, an einem ganz mit Weinſtöcken und Ölbäumen bedeckten Berge, welcher jedoch nicht mit dem in der Bibel erwähnten Ölberge zu verwechſeln iſt, mit 300 Häuſern und 2400 griechiſchen und armeniſchen Einwohnern, welche hölzerne Roſenkränze und mit Perlmutter eingelegte Crucifixe für die Pilger verfertigen, und ſehr guten weißen Wein bauen. In einer reich mit ſilbernen und kryſtallenen Lampen ausgezierten Grotte, unter dem Chor einer hieſigen Kloſterkirche, wird ein mäßiges Becken von Marmor gezeigt, welches die Krippe ſein ſoll, in welche Chriſtus als Kind gelegt worden. — 2) Bethlehem, die Hauptniederlaſſung der evangeliſchen Brüdergemeinde in Nordamerika, eine 1741 gegründete Stadt in der penſylvaniſchen Grafſchaft Northampton am Einfluß des verſchiedene Mühlen treibenden Manakiſſy-Creek (Bach) in den Leheigh, 11 Meilen nordweſtlich von Philadelphia, 75° 14′ w. L. von Greenwich, 40° 37′ n. Br., mit einer ſchönen Kirche, 100 ſteinernen Häuſern und 1436 Einwohnern, welche deutſch ſprechen. Die drei verſchiedenen Häuſer für unverheirathete junge Männer, Mädchen und Witwen zeichnen ſich durch ihre Größe und die in ihrem Innern herrſchende faſt klöſterliche Zucht aus. In die damit verbundenen zweckmäßigen Koſtſchulen werden auch Kinder anderer chriſtlichen Glaubensverwandten aufgenommen. — 3) Bethlehem, ſ. Bedlam.

Bethlen (Gabriel), gewöhnlich, nach der altungariſchen Gewohnheit, die Taufnamen den Familiennamen nachzuſetzen, Bethlen Gabor genannt, geboren 1580, ſtammte aus einem ſehr angeſehenen oberungariſchen, auch in Siebenbürgen begüterten Geſchlechte, welches die proteſtantiſche Religion angenommen hatte. Bei den Unruhen in Siebenbürgen, während der Regierungen Sigismunds und Gabriels, aus dem Hauſe Bathori, wußte Bethlen ſich unter den Großen des Landes Freunde zu machen; und nach dem Tode der beiden unglücklichen Fürſten, 1613, gelang es ihm, ſich mit türkiſcher Hülfe zum Fürſten von Siebenbürgen erwählen zu laſſen, da das Haus Öſterreich damals nicht in der Lage war, ſeine Anſprüche auf dieſes Land gegen ihn zu behaupten. Als 1619 die böhmiſchen Stände ſich gegen

Digitized by Google

Öſterreich auflehnten, verband ſich Bethlen mit ihnen, drang mit einem ſtarken Heer in Ungarn ein, eroberte ſogar Presburg, bedrohete Wien, und ließ ſich am 25ſten Aug. 1620 zum Könige von Ungarn erwählen. Als jedoch das Glück den kaiſerlichen Waffen günſtig geworden war, machte Gabor, ehe man ſichs verſah, mit Ferdinand Frieden, und verzichtete auf das Königreich und den königl. Titel, wogegen ihm ſieben ungariſche Geſpannſchaften, nebſt der Stadt Kaſchau überlaſſen, und die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor zugeſagt wurden. Aber ſchon im J. 1623 griff der unruhige Fürſt wieder zu den Waffen, drang mit einem auf 60,000 Mann geſchätzten Heere bis gegen Brünn in Mähren vor, und ward nur durch das Mißlingen ſeiner beabſichtigten Vereinigung mit den Truppen des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig bewogen, 1624 einen Waffenſtillſtand einzugehen, und bald darauf, unter den vorigen Bedingungen, aufs neue Frieden zu ſchließen. Ein wiederholter Friedensbruch, den Bethlen 1626 mit dem bekannten Grafen von Mansfeld verabredet hatte, blieb ebenfalls, da letzterer von Wallenſtein geſchlagen ward, und von allen Hülfsmitteln entblößt in Siebenbürgen ankam, ohne weitere Folgen. Am 5ten Nov. 1629 ſtarb Bethlen Gabor, im 50ſten Jahre ſeines unruhigen und, man kann wohl ſagen, thatenreichen Lebens, an der Waſſerſucht, mit Hinterlaſſung eines Teſtaments, worin er, ſein Land und ſeine kinderloſe Witwe, eine geborne Prinzeſſin von Brandenburg, der Obhut des römiſchen Kaiſers Ferdinand II. empfahl, übrigens den türkiſchen Kaiſer zum Vollſtrecker ſeines letzten Willens ernannte, und jedem derſelben, ſo wie dem römiſchen Könige, Ferdinand III. ein ſchönes Pferd mit koſtbarem Geſchirr, und 40,000 Ducaten an baarem Gelde vermachte.

Bethmann (Friederike), vorher verehelicht geweſene Unzelmann, war eine der erſten Zierden des berliner Nationaltheaters, geboren den 24ſten Jan. 1766 zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, herzoglicher Beamter war. Nach dem Tode deſſelben verheirathete ſich ihre Mutter mit dem bekannten Schauſpieldirector Großmann. Dieſer ging mit ſeiner Familie in die Rheingegenden, wo ſich die Tochter mit Herrn Unzelmann, dem noch jetzt in Berlin lebenden, durch ſein reiches Talent allgemein beliebten und rühmlich bekannten Komiker, verheirathete, und die Bühne betrat. Ihre angenehme Stimme machte, daß ſie ſich zuerſt in der Oper verſuchte, die ſie auch ſpäterhin nie ganz aufgab. Bald erhielt ſie durch Geſang und Spiel in muntern und unſchuldigen ſowohl als empfindſamen Rollen großen Beifall, und ward nebſt ihrem Gemahl nach Berlin gerufen, wo ſie ſich nach und nach zu einer der erſten Schauſpielerinnen, welche Deutſchland beſeſſen hat, im Trauer- wie im Luſtſpiel, ausbildete. 1803 ließ ſie ſich von ihrem Gatten ſcheiden, um ſich mit dem ebenfalls in Berlin angeſtellten Schauſpieler Bethmann zu verheirathen. Sie ſtarb 1814. Eine wahrhaft ſchöpferiſche Phantaſie, ein tiefes und zartes Gefühl, ein ſcharfer Verſtand vereinigten ſich in ihr mit einem anmuthsvollen, mehr zarten als ſtarken Körper, einer ausdrucksvollen Geſichtsbildung, und einer Stimme, welche durch Biegſamkeit und Wohllaut geſchickt war, das Gemüth im Innerſten zu bewegen, und mit ſeltener Vollkommenheit die leiſeſten Abſtufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen. Wenn es oft, und nicht mit Unrecht dem deutſchen Schauſpielweſen zum Vorwurf gemacht worden iſt, daß man die Tragödie von der Komödie nicht ſo ſcharf trenne, um jeder ihre beſonderen Darſteller zu laſſen, ſondern

daß ſelbſt dieſe den Ruhm der Allſeitigkeit dem der Vollendung in einem ſcharf begrenzten Fache vorziehen; ſo muß man doch geſtehen, daß eben dieſe Einrichtung auch die Entwickelung ausgezeichneter Talente ungemein befördert*), und auf der deutſchen Bühne die ſeltenſten Erſcheinungen hervorgebracht hat. Unter dieſe war die Bethmann unbedingt zu rechnen. Im Trauerſpiel ſtrebte ſie mit hohem Glücke nach jener edlen Einfachheit, welche die Herrſchaft des Geiſtes über die Sinnlichkeit, der Menſchheit über die Natur offenbart, ohne daß ſie dem Ausdrucke der Gefühle und Leidenſchaften das Geringſte vergab, und ſo wahrhaft veredelte Natur darſtellte. Ihre Fürſtin in der Braut von Meſſina, Iphigenia in Göthes unſterblichem Werke, Phädra, Orſina u. ſ. w. beweiſen dies zur Genüge. Im Luſtſpiel ſtanden ihr überall die heitern Grazien zur Seite, und mit dem ſchalkhafteſten Muthwillen wußte ſie die Sitte gebildeter Menſchheit unnachahmlich zu vereinen. Ihr höchſter Triumph war das Naive. Ihr Spiel war überall voll Seele, Wahrheit und unverkünſtelter Natur, ihre Gewandtheit unerreichbar, ihr feiner Tact in Auffaſſung alles deſſen, was zur Darſtellung einer Perſönlichkeit gehört, bewundernswürdig. Sie verſtand die dem Schauſpieler ſo wichtige Kunſt, ſich nicht nur paſſend, ſondern ideal und charakteriſtiſch zugleich zu kleiden, ſo gründlich, daß ſie, wo ſie erſchien, immer eine anziehende Erſcheinung gewährte. Ihre Declamation beſonders verdiente als Muſter aufgeſtellt zu werden, denn gleich entfernt von ſteifem Prunk und affectirter Betonung, ſo wie von falſch verſtandener Natürlichkeit und nachläſſiger Behandlung der Rede, welche mehr als Geſellſchaftsſprache ſein ſollte, ging ſie den ſchönen Mittelweg des Schicklichen. Ob ſie gleich, noch ehe Iffland die Leitung der berliner Bühne übernahm, ſchon als eine ausgezeichnete Darſtellerin anerkannt war, ſo iſt doch wohl nicht zu läugnen, daß ſie erſt durch das Studium dieſes großen Muſters der Menſchendarſtellung ſich in die heitern Höhen der Kunſt erhob.

Betonung, ſ. Accent.

Betrug. Die vorſetzliche Erweckung einer irrigen oder unrichtigen Vorſtellung bei einem Menſchen, um ihn zu einem Entſchluſſe zu beſtimmen, heißt ein Betrug. Da hiedurch der andere geradezu gegen ſeine Beſtimmung handelt, alſo gleichſam ſeiner Perſönlichkeit entſetzt und zu einer Sache herabgewürdigt wird; ſo geht daraus ſchon von ſelbſt hervor, daß es gegen alle Sittlichkeit iſt, ſich einen Betrug zu Schulden kommen zu laſſen. Wenn ein ſolcher Betrug unter Perſonen, die einen Vertrag mit einander ſchließen, begangen wird; ſo verſteht es ſich übrigens von ſelbſt, daß dadurch, dem Naturrecht nach, für denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich die bürgerlichen Geſetze dem Betruge nicht immer zu ſteuern im Stande ſind. Denn in dem Falle, wo der Betrogene den Betrug hätte wiſſen können, und deſſen ungeachtet den Vertrag eingegangen iſt: muß er, jenen Geſetzen zufolge, dieſen Vertrag zu ſeinem Schaden

*) Deswegen und weil überhaupt jene Allſeitigkeit das Ideal des dramatiſchen Darſtellens ſein muß, kann der angedeutete Vorwurf nicht ſo ſchwer treffen; wenigſtens möchte was dem deutſchen Schauſpielweſen Nachtheil gebracht hat, wohl nicht darin gegründet ſein. Wie gleiche Trefflichkeit in beiden Fächern vereint geweſen iſt, weiß man aus Garricks Leben. A. d. H.

erfüllen, obgleich auch hier die Geſetze einer reinen Sittlichkeit anders ſprechen dürften.

Bettelmönche, ſ. Orden.

Bettinelli (Saverio), einer der berühmteſten italieniſchen Literatoren des 18ten Jahrhunderts, geboren zu Mantua 1718. Nachdem er unter den Jeſuiten daſelbſt und zu Bologna ſtudiert hatte, trat er 1736 in das Noviciat dieſes Ordens. Er ſetzte darin ſeine Studien fort, und lehrte dann von 1739 bis 1744 die ſchönen Wiſſenſchaften zu Brescia, wo der Cardinal Quirini, die Grafen Mazzuchelli, Duranti und andere Gelehrte eine glänzende Akademie bildeten. Er fing an, ſich hier durch einige für die Schulübungen abgefaßte Poeſien bekannt zu machen. In Bologna, wohin er, die Theologie zu ſtudieren, gegangen war, fuhr er fort, ſein dichteriſches Talent auszubilden, und ſchrieb für das Theater des Collegiums ſeine Tragödie Jonathan. Hier zogen damals die von dem Grafen Marſigli geſtiftete Anſtalt, die Clementiniſche Zeichenakademie, die Schule des als Dichter und Aſtronom berühmten Manfredi, Zanotti, Algarotti u. a. die Augen der gelehrten Welt auf ſich. Mitten in dieſem Verein vollendete Bettinelli ſeine Bildung. 1757 ward ihm die Direction des adeligen Collegiums zu Parma anvertraut; er leitete hier beſonders die hiſtoriſchen und poetiſchen Studien und die Theaterübungen. Acht Jahre verweilte er daſelbſt, während welcher er jedoch mehrere Städte Italiens beſuchte. Hierauf machte er längere Reiſen durch Deutſchland und Frankreich, und ward überall mit den geiſtreichſten Männern bekannt. Endlich kehrte er nach Verona zurück, und verblieb daſelbſt bis 1767, beſchäftigte ſich mit Predigen und Unterricht, und bekehrte, wie Pindemonte in ſeinen Poesie campestri ſagt, die Jugend in der Kirche zu Gott, und in ſeinem Hauſe zum guten Geſchmack. Nach der Aufhebung des Ordens, 1773, kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er ſeine literariſchen Arbeiten mit erneutem Eifer wieder vornahm. Er gab mehrere Werke heraus, unter denen verſchiedene waren, durch die er auch die Gunſt der Frauen ſich zu erwerben ſuchte, namentlich ſeinen Briefwechſel zwiſchen zwei Frauen, ſeine Briefe an Lesbia über die Epigrammen, und endlich ſeine vier und zwanzig Geſpräche über die Liebe. Er hatte ſie 1796 eben herausgegeben, als die Belagerung Mantuas ihn nöthigte, die Stadt zu verlaſſen. Als ſich 1797 Mantua ergeben hatte, kehrte er dahin zurück, und widmete ſich, obwohl er bereits ein Achtziger war, ſeinen gewohnten Arbeiten. 1799 begann er eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, welche 1801 zu Venedig beendigt ward, und aus 24 Duodezbänden beſteht. Noch als ein Greis von 90 Jahren behielt er die Fröhlichkeit und Heiterkeit ſeines Geiſtes, und ſtarb endlich 1808 mit der Faſſung eines Philoſophen und den Empfindungen eines religiöſen Mannes. Außer ſeinen bereits erwähnten Werken führen wir noch an: Risorgimento negli studj, nelle arti e ne' costumi dopo il mille (3 Bände), ein zwar nur oberflächliches Werk, dem es jedoch nicht an neuen und richtigen Anſichten fehlt, und Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi (1 Band), dasjenige von Bettinellis Werken, welches das meiſte Aufſehen machte. Die darin ausgeſprochenen Anſichten über die beiden großen Lichter am poetiſchen Himmel Italiens, beſonders über Dante, verwickelten ihn in viele Streitigkeiten. Seine Poesie (3 Bände) enthalten ſieben poemetti, ſechzehn Briefe in Verſen, Sonette, Canzonen u. ſ. w. Ohne ſich darin als großen Dichter zu zeigen, iſt er immer zierlich und geiſtreich. Voran geht eine Abhandlung über die italieniſche Poeſie.

Bettung, in Feſtungen die aus Balken und Bohlen beſtehende Bedeckung der Kanonenbänke. Oft nennt man auch andere Lager, worauf andere Dinge gelegt werden, Bettung, z. B. im Waſſerbaue die Grundlage einer Schleuſe u. ſ. w.

Beurtheilung überhaupt iſt die Beſtimmung der Wahrheit nach Gründen. Dieſe Gründe rühren nun entweder her von der Wahrheit des Gegebenen, aus welchem man ſchließen will, oder es ſind Folgen, welche bei Vorausſetzung des Gegebenen gezogen werden. Das Gegebene ſelbſt, in ſo fern dergleichen Folgen daraus gezogen werden, liefert die Beurtheilungsgründe. Dieſe ſind zweierlei: Beweisgründe der einen oder der andern Meinung (rationes dubitandi), oder Entſcheidungsgründe (rationes decidendi). Die Beweisgründe der ſtreitenden Meinungen (rationes dubitandi) ſind entweder einſeitig (unilaterales), wenn ſie nur auf eine Meinung paſſen, oder zweiſeitig (bilaterales), wenn ſie auch für die andere angeführt werden können. Die Entſcheidungsgründe zeigen, welche von zwei angeführten rationibus dubitandi vorgezogen werden müſſe. Dieſe Entſcheidung kann nur auf zweierlei Weiſe geſchehen: einmal, wenn man einen höhern Grund angibt, woraus erhellt, welcher von zwei einſeitigen Beweisgründen dem andern vorzuziehen ſei, oder zweitens, wenn man unter zwei ſtreitenden Gründen den einen widerlegen kann, wodurch alſo der Vorzug des andern erwieſen wird. Die erſtern können höhere oder poſitive Entſcheidungsgründe, die andern dagegen widerlegende Entſcheidungsgründe genannt werden. Die Beweiskraft eines gegebenen Beweisgrundes wird widerlegt, wenn entweder klar gemacht wird, daß ein ſolcher gegebener zweiſeitiger Beweisgrund nur einſeitig ſei, und alſo für die eine Meinung allerdings beweiſe, aber auf die andere überhaupt, oder wegen beſonderer ſubjectiven Umſtände gar nicht paſſe. Kann man aber den Beweisgrund ſelbſt ſeinem Inhalte nach widerlegen, nämlich, kann man beweiſen, daß dasjenige, was darin als geſchehen oder ſonſt als Wahrheit angenommen wird, nicht wahr ſei; ſo braucht es weiter keiner Entſcheidung, man müßte denn ad hominem weiter fortſchließen wollen. Weil aber auch eine zweifelhafte Frage dadurch ausgemacht werden kann, ſo ſieht man, daß ſolche Widerlegungsgründe zu beiden Claſſen, nämlich zu den Gründen von der Wahrheit des Gegebenen und zugleich auch zu den Entſcheidungsgründen, gehören. — Im Naturrechte rechnen einige das Recht der Beurtheilung unter die Majeſtätsrechte. Da iſt es nämlich das Recht, über einen einzelnen Fall zu beſtimmen, ob er in dem Geſetze beſtimmt ſei oder nicht. Dieſes Recht, ſagen ſie, iſt nicht in der richterlichen Gewalt begriffen, denn dieſe hat nur das Recht, einen beſtimmten Fall zu beurtheilen, und dies iſt nur ein Theil der beurtheilenden.

Beutel iſt bei den Türken die Summe von 500 Löwenthalern oder 250 Laubthalern, und wird darum ſo genannt, weil alles Gold und Silber, das in den Schatz des Serails kommt, in lederne Beutel gethan wird.

Bevölkerung. Man gebraucht dieſes Wort theils gleichbedeutend mit Volkszahl, theils auch insbeſondere zur Bezeichnung des Verhältniſſes der Volksmenge zum Flächeninhalte eines Landes, und in dieſer Beziehung ſpricht man von ſchwach oder ſtark bevölkerten Ländern, von Dichtigkeit der Bevölkerung, und ſagt z. B. Malta ſtehe hinſichtlich der Bevölkerung (in Verhältniß der Quadratmeilen des Flächenraums) über Schweden. In Beziehung auf das Verhältniß der Volkszahl zum Flächenraum nimt man an, daß auf jeder QM.

3000 Menſchen ſich ernähren können, doch gibt es mehrere Gegenden, beſonders in Manufacturſtaaten, wo jenes Maximum weit überſtiegen wird. Über die Mittel, die Bevölkerung eines Landes zu berechnen, ſehe man d. Art. politiſche Arithmetik, und über die wirkliche und mögliche Bevölkerung unſers Erdballs d. Art. Erde.

Bevölkerungspolitik. Weil man wahrgenommen, daß wohlhabende Staaten gewöhnlich auch volkreich ſind, ſo hat man, Urſache und Wirkung mit einander verwechſelnd, lange Zeit geglaubt, den Regierungen ſei keine größere Sorgfalt zu empfehlen, als die, für Vermehrung der Volksmenge; auch wähnte man, die Zunahme der letztern ſei ſtets als Zuwachs der Streitkräfte und der Macht eines Staats zu betrachten; daher kam die Maxime der Volksvermehrung ſogar als höchſter Grundſatz in die Staatslehre. Als unmittelbare Folgen dieſer irrigen Anſicht müſſen die verkehrten, theils ungerechten, theils lächerlichen und ſogar unſittlichen Maßregeln betrachtet werden, welche, um jenen Zweck zu erreichen, in vielen Ländern getroffen werden. Namentlich gehören dahin: Verbote des Auswanderns, Ermunterungen zum frühen Heirathen, Strafen auf das Nichtheirathen, Belohnungen auf die Erzeugung vieler Kinder, Aufforderungen zur Unzucht durch Findelhäuſer, Anlockung von Coloniſten u. d. m. In der neueſten Zeit erſt iſt man zu der vollen Überzeugung gelangt, daß die Regierungen weit ſeltener ihre Aufmerkſamkeit dahin zu richten haben, die Volkszahl zu vermehren, als vielmehr darauf, eine allzugroße Vermehrung zu verhüten. Malthus, der Hauptſchriftſteller über dieſen Gegenſtand (An essay on the principle of population, or a view of its past and present effects on human happiness. 3. Edit. London 1806, überſ. ins Deutſche von Hegewiſch. Altona 1807), hat verſucht darzuthun, daß die Vermehrung der Menſchen in geometriſcher Form ſtatt finden könne, die Vermehrung der Nahrungsmittel hingegen kaum in arithmetiſcher. Verſchwenderiſch, ſagt er, ſäet die Natur in den organiſirten Reichen den Samen des Lebens aus, ſparſam iſt ſie in Anweiſung der Nahrung — ein Grundſatz, den jeder, dem die künftigen Verbeſſerungen des Landbaus vorſchweben, abläugnen muß. Die Keime, welche die Erde jährlich gebiert, wenn ihnen vollkommene Entwickelung geſtattet würde, vermöchten Millionen Welten in wenig Jahrtauſenden zu füllen, aber der eiſerne Scepter der Nothwendigkeit zeichnet ihnen beengende Grenzen. Schon Franklin machte die Bemerkung, daß die unendliche Erzeugungskraft der Pflanzen und Thiere nur durch das Gedränge und den Kampf derſelben um gehörige Nahrungsmittel in Schranken gehalten werde. Auch der Menſch vermag durch keine Anſtrengungen der Vernunft dieſe Schranken niederzureißen. Euler berechnete nach einem Sterblichkeitsverhältniß von 1 zu 36, daß, wenn die Anzahl der Gebornen ſich zu der der Verſtorbenen wie 3 zu 1 verhielte, die Bevölkerung ſich binnen 12¼ Jahren verdoppeln müßte. Und dieſe Verhältniſſe ſind nicht blos möglich, ſondern haben wirklich in mehrern Ländern, wenn auch nur auf kurze Zeit, ſtatt gefunden. Nimt man aber auch, um ganz ſicher zu gehen, an, daß, wenn keine Hinderniſſe eintreten, die Bevölkerung nur alle 25 Jahre ſich verdoppelt, ein Verhältniß, welches durch unbezeifelte Zeugniſſe bewährt wird; ſo nimt die Volksmenge immer in geometriſcher Progreſſion zu. Ganz anders aber iſt das Verhältniß, worin die Erzeugniſſe der Erde zunehmen. Tauſend Millionen Menſchen verdoppeln ſich in 25 Jahren eben ſo leicht, als einfache Tauſend; nicht ſo die Nahrung. Wenn alles ackerbare Land

urbar gemacht worden, ſo kann die Zunahme der Nahrungsmittel einzig von der Verbeſſerung des Bodens abhangen. Dieſe Quelle wird indeſſen immer reichlicher fließen, die Anzahl der Verzehreuden wird, wenn auch hinreichende Nahrung geſchafft werden könnte, im Luxus, in dem Reiſen aus einem Clima ins andere und in der Verſetzung mancher Krankheiten in Gegenden, wo man ſie früher nicht kannte nnd in der abnehmenden Neigung der Menſchen ſich zu verehelichen, wenn die Schwierigkeit zur Ernährung einer Familie wächſt, ihre Grenzen finden. — Menſchen, ſagt Möſer mit Recht, kann man mit einer Waare vergleichen, die, wenn ſie ſtark abgeht, auch ſtark verarbeitet wird. Wenn es einem Staate an Menſchen fehlt, wenn dem Ackerbau Hände mangeln, wenn große, productionsfähige Landſtriche ungebaut liegen, wenn ſich die Staatsbürger die meiſten ihrer zum Wohlſtand nothwendigen Bedürfniſſe von fremden Nationen verſchaffen müſſen; ſo ſchlage man nur die Verfaſſungsurkunde oder das Staatsgeſetzbuch auf, und das Räthſel wird ſich bald löſen. Kein anderes Mittel in der Welt iſt im Stande, in irgend einem Lande auf eine dauernde und für die Nation unſchädliche Art eine ſtarke Bevölkerung hervorzubringen, als Erhöhung und Beförderung des Wohlſtandes der Nation. Wohlſtand iſt der Magnet, der alles an ſich zieht; da, wo dem Streben nach ihm keine Hinderniſſe entgegenſtehen, und ſei es eine Wüſte, wird ſich der Menſch hindrängen; der Trieb nach Wohlſtand iſt ſo allmächtig, daß endlich jede andere, der Menſchheit auch noch ſo theure Neigung ihm nachſtehen muß, alſo ſelbſt die tief in der Natur der menſchlichen Seele liegende Anhänglichkeit an die Heimath. So iſt einſt Tyrus und Karthago entſtanden, ſo iſt Amerika in wenig Jahren mit einer großen Menſchenmenge bedeckt, und der Aufenthalt zerſtreuter nomadiſcher Jäger zu einem mächtigen, blühenden, noch immer im Wachsthum fortſchreitenden Freiſtaat umgeſchaffen worden; Löſung der Feſſeln dieſes Strebens nach Wohlſtand iſt der einzige Talisman, mit dem man, wie einſt Deukalion, Menſchen hervorbringt; allenthalben, wo dieſe Feſſeln gelöſt ſind, iſt auch Volksmenge. K. M.

Bewahrungsanſtalten würde man Erziehungsinſtitute für Kinder vom zweiten bis ſechsten Lebensjahre nennen können, in denen, nächſt der beſſern körperlichen Wartung und Pflege durch wohleingerichtete Umgebungen, planmäßig anregende Gegenſtände der Anſchauung und gefliſſentliche Abwehrung aller Anläſſe zu übeln Eindrücken, für eine freie Entwickelung der kindlichen Anlagen zum Guten geſorgt und dem Schulunterrichte zweckmäßig vorgearbeitet werden ſoll. Wenn man die Menge von Waiſen, Findlingen und Kindern armer oder unverſtändiger Ältern bedenkt, welche in den erſten Lebensjahren verwahrloſt werden und an Leib und Seele verkrüppeln; ſo muß man ſolche Anſtalten für ein dringendes Bedürfniß des Staats und der Menſchheit erklären, dem die Findelhäuſer, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Verwaltung, nicht hinlänglich abhelfen konnten. Wolke hat die Idee der Bewahrungsanſtalten in ſeiner kurzen Erziehungslehre (Leipzig 1805) zur Sprache gebracht; in der Ausführung derſelben iſt uns nur das von der menſchenfreundlichen Fürſtin Pauline zu Detmold errichtete Bewahrinſtitut, in dem die gebildetſten Frauen ſichs zur Freude machen, abwechſelnd die Aufſicht zu führen, und der Verſuch des M. Heinze in Leipzig bekannt. E.

Bewegliche Feſte heißen diejenigen chriſtlichen Feſte, die nicht immer auf einen und denſelben Monatstag fallen, nämlich Oſtern und

alle, deren Beſtimmung von Oſtern abhängt, wie Faſtnacht, der grüne Donnerstag, Charfreitag, Himmelfahrtstag, Pfingſten. Dagegen ſind die Marientage, der Michaelistag, Weihnachten u. a. unbewegliche Feſte, denn ſie fallen jedesmal auf denſelben Monatstag.

Bewegung eines Körpers iſt die Veränderung ſeiner äußern Verhältniſſe im Raume. Alle Veränderungen auf der ganzen Natur oder doch in der ganzen Körperwelt beruhen in der Bewegung, ohne welche alles todt und unwirkſam wäre. Bewegung iſts, die in den organiſchen Reichen der Schöpfung Leben hervorbringt, und auch die unorganiſchen Körper in Thätigkeit erhält. Zwar ſind uns Natur und Urſprung der Bewegung unbekannt, wohl aber laſſen ſich die Geſetze erkennen, nach denen ſie erfolgt. Von der Bewegung der Körper in ihrem Raume überzeugt uns blos die Erfahrung. Sehen wir, daß ein Körper ſeine äußeren Verhältniſſe in demſelben ändert, ſo ſchließen wir, daß er ſich bewege; ſein Beharren in denſelben Verhältniſſen nennen wir Ruhe. Bei Wahrnehmung veränderter Lagen oder Verhältniſſe der Körper pflegt man ſich oft zu täuſchen, und Ruhe und Bewegung zu verwechſeln. So ſcheinen von einem ſchnell fahrenden Kahne aus die Ufer und die darauf befindlichen Gegenſtände in Bewegung, der Kahn aber in Ruhe zu ſein. So leicht es in dieſem Falle iſt, den Irrthum gewahr zu werden, ſo ſchwer iſt es in andern geweſen, ſo daß Jahrtauſende dazu gehört haben, die Täuſchung zu enthüllen, z. B. in dem Verhältniß der Erde zu der Sonne. — Bei jeder wirklichen Bewegung ſind ſieben verſchiedene Umſtände zu betrachten, nämlich die Urſache derſelben, der bewegte Körper ſelbſt, die Richtung ſeiner Bewegung, ſein durch dieſelbe zurückgelegter Weg, die Zeit, die dazu erfordert worden, die Geſchwindigkeit und endlich die Größe der Bewegung. Was die Urſache der Bewegung betrifft, ſo iſt dieſelbe in ein vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel gehüllt. Wir ſchließen mit Recht, daß eine Kraft vorhanden ſein müſſe, deren Wirkung die Bewegung iſt; wir ſehen dieſe Kraft ſelbſt in den Muskeln der Thiere und Menſchen; wir nehmen ferner wahr, daß ein in Bewegung geſetzter Körper einen andern ebenfalls in Bewegung ſetzen kann, daß die Planeten ſich bewegen, daß ein Stein aus der Luft ſich zur Erde niederbewegt u. ſ. w. Allein was dieſe Kraft ſei, ihr Weſen und ihre Beſchaffenheit kennen wir nicht weiter. Das Wort Kraft iſt alſo blos die Bezeichnung einer Urſache, von der wir nichts weiter wiſſen, als daß ſie vorhanden iſt. Der bewegte Körper ſelbſt, oder vielmehr die Maſſe kommt bei der Bewegung darum in Betracht, weil von der Menge der Maſſe die Größe der Bewegung abhängt. Doppelt ſo viel Maſſe zu bewegen, erfordert doppelt ſo viel Kraft. Die Richtung der Bewegung eines Körpers iſt die Linie nach der Gegend hin, nach welcher ein bewegter Punct entweder ſeinen ganzen Weg hindurch oder an einer einzelnen Stelle deſſelben fortgeht. Wenn ſich alle Puncte eines Körpers durchaus auf gleiche Weiſe bewegen, ſo braucht man nur die Bewegung eines einzigen Punctes zu betrachten. Die durch die Bewegung dieſes Punctes beſchriebene Linie iſt der Weg oder die Bahn des bewegten Körpers. Iſt die Bahn geradlinig, ſo gibt ſie ſelbſt die Richtung der Bewegung an; iſt ſie krummlinig, ſo wird die Richtung an jeder Stelle durch die Tangente der krummen Linie an dieſer Stelle beſtimmt. Dieſe Tangente geht nämlich nach der Gegend hin, nach welcher der bewegte Punct an dieſer Stelle auch geht und zu gehen fortfahren würde, wenn er hier mit einemmale aufhörte, ſeine Richtung zu än-

dern. — Bewegen ſich nicht alle Puncte eines Körpers auf gleiche Weiſe, ſo muß die Bewegung eines jeden Punctes für ſich ſelbſt betrachtet werden, und aus dieſem Grunde kann man jede Bewegung als Bewegung eines Punctes betrachten. Unter Raum der Bewegung verſteht man die Länge ſeines durch die Bewegung zurückgelegten Raumes. Da nun immer die Bewegung von Puncten betrachtet wird, ſo iſt dieſer Raum allezeit eine Linie, und hierdurch wird die Betrachtung der Bewegung geometriſch. Zeit wird zu jeder, auch der kleinſten, Bewegung erfordert. Aus der Vergleichung des Raums, den ein Körper durchläuft, und der Zeit, die er dazu braucht, ergibt ſich die Geſchwindigkeit ſeiner Bewegung. Ein Körper bewegt ſich geſchwinder als ein anderer, wenn er in derſelben Zeit einen größern Raum, oder denſelben Raum in kürzerer Zeit durchläuft. Bei der Größe der Bewegung kommt außer der Geſchwindigkeit noch die Menge der bewegten Maſſe in Betracht. Zwei Pfund bewegen iſt doppelt ſo viel, als ein Pfund mit derſelben Geſchwindigkeit bewegen. Einen Körper mit der Geſchwindigkeit 2 bewegen, iſt auch doppelt ſo viel als eben denſelben mit der Geſchwindigkeit 1 bewegen. Hieraus erhellt dann, daß z. B. zwei Pfund mit der Geſchwindigkeit 3 bewegen, ſechsmal ſo viel ſei, als ein Pfund mit der Geſchwindigkeit 1 fortführen. Die Bewegung iſt in mehr als einer Hinſicht verſchieden. In Rückſicht auf die Veränderung der Lage, aus welcher man ſie erkennt, iſt ſie entweder abſolut oder relativ. Wenn ein Körper aus einem Raume in den andern übergeht, ſo heißt dies ſeine abſolute Bewegung; relativ iſt ſie, wenn man die Gegenſtände, auf welche die Bewegung des betrachteten Körpers bezogen wird, gleichviel, ob ſie in Ruhe oder ſelbſt in Bewegung ſind, als feſte Standpuncte betrachtet. In Rückſicht auf die Veränderung der Lage iſt die Bewegung ferner entweder gemeinſchaftlich oder eigen, endlich entweder ſcheinbar oder wirklich. — In Rückſicht auf die Kräfte oder Urſachen, welche die Bewegung hervorbringen, iſt dieſelbe theils einfach, theils zuſammengeſetzt; erſteres, wenn ſie nur von einer einzigen oder von mehreren Kräften nach einerlei Richtung bewirkt wird, letzteres aber, wenn mehrere Bewegungen zuſammenkommen, deren verſchiedene Richtungen Winkel mit einander machen. In Hinſicht auf die Richtung iſt die Bewegung entweder gerad- oder krummlinig; endlich in Hinſicht auf die Geſchwindigkeit entweder gleichförmig oder beſchleunigt oder vermindert, und die beſchleunigte wieder entweder ungleichförmig oder gleichförmig beſchleunigt, ſo wie die verminderte gleichförmig oder ungleichförmig vermindert.

Bewegung der Erde. Die Erde hat zwei Bewegungen, die tägliche um ihre Achſe, und die jährliche in ihrer Bahn um die Sonne. Die Lehre von der Bewegung der Erde iſt dadurch in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes merkwürdig geworden, daß ſich hier der Menſch zum erſtenmale klar vom Scheine los machte, und es wagte, das Gegentheil von dem zu glauben, was die Menſchen — die Prieſter und die Kirche — Jahrtauſende hindurch geglaubt und gelehrt hatten. Man kann nicht läugnen, daß die Lehre des Copernicus nicht allein die neue Aſtronomie begründet, ſondern daß ſie auch den Menſchen kühn gemacht, jeden Glaubensſatz zu bezweifeln, nachdem er hier geſehen, daß man 6000 Jahre hindurch irrige Weiſe die Ruhe der Erde gelehrt und geglaubt. In dieſer Hinſicht ſei dieſem Artikel ein größerer Umfang in einem Werke gegönnt, welches durch die Zuſammenſtellung alles Wiſſens den Charakter der neuern Zeit trägt. —

Alle Meinungen der Alten über die Bewegungen der Erde waren bloße Philoſopheme, die aus der Pythagoräiſchen Schule entſprangen, welche bekanntlich das Feuer für den Mittelpunct der Welt hielt, um den ſich alles bewegte. So muß auch die Stelle von Ariſtarch von Samos gedeutet werden, welche Ariſtoteles in ſeinem Arenario anführt, und die unſtreitig das Beſte iſt, was das Alterthum hierüber aufzuweiſen hat. Ariſtarch kam als Pythagoräer darauf, daß er ſagte: die Erde drehe ſich um ihre Achſe, und zugleich in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne; und die Entfernung der Sterne ſei ſo groß, daß dieſer Kreis gleichſam nur ein Punct gegen die Fixſternenſphäre ſei, woher dann die Bewegung der Erde keine ſcheinbare Bewegung an den Sternen verurſache. Auf dieſen Satz konnte jeder Pythagoräer kommen, der die Sonne oder das Feuer für den Mittelpunct der Welt hielt, und der dann zugleich ein ſo guter Kopf und ein ſo guter Aſtronom war, wie Ariſtarch von Samos. Allein dieſes war nicht die Copernicaniſche Weltordnung. Die Bewegungen der Planeten, ihr Stillſtehen und ihr Rückwärtsgehen, dieſes war dasjenige, was die Aſtronomen nicht erklären konnten, und was ſie auf die verwickelte Bewegung der Epicykel gebracht, wodurch die Planeten in Radlinien um die Erde liefen. Ariſtarch lebte 280 Jahre vor Chr. Geburt, Hipparch, der große Aſtronom des Alterthums, 150 Jahre, alſo um 130 Jahre nach ihm. Damals waren noch alle Schriften des Ariſtarch vorhanden, und wenn in dieſen die Copernicaniſche Weltordnung geweſen, ſo hätte Hipparch nicht verzweifelt, die Bewegungen der Planeten zu erklären. Eben ſo Ptolemäus, der in ſeinem Almageſt, dem vollſtändigſten Werke des Alterthums über Aſtronomie, von der Copernicaniſchen Weltordnung des Ariſtarch keine Erwähnung thut. Jeder Copernicaner ſpricht von der Bewegung der Erde, aber nicht jeder, der von der Bewegung der Erde ſpricht, iſt ein Copernicaner. Copernicus kam durch den verwickelten Planetenlauf auf ſein Syſtem, und in der Zueignung ſeines unſterblichen Werkes: de revolutionibus orbium, an den Papſt Paul III. ſagt er: daß gerade aus dem Planetenlaufe die Wahrheit ſeines Syſtems hervorgehe, weil ihr Stillſtehen und Rückwärtsgehen, und wieder Stillſtehen und wieder Vorwärtsgehen ganz einfach und eine nothwendige Folge der Bewegung der Erde um die Sonne ſei, und man nicht genöthigt ſei, zu den verwickelten Epicykeln ſeine Zuflucht zu nehmen brauche. So viel von der Geſchichte dieſes Syſtems, das dem menſchlichen Verſtande ſo große Ehre macht, und von dem die Franzoſen behaupten, daß ſolches lange vor Copernicus vorhanden geweſen, und daß dieſer es nur aufgefriſcht, welche Meinung viele Deutſche mit flacher Rednerei wiederholt, die, ungeachtet der ſo geprieſenen deutſchen Gründlichkeit, doch nicht zu den Quellen gegangen waren. Copernicus gab ſein Werk, an dem er 36 Jahre gearbeitet, erſt ganz am Ende ſeines Lebens heraus. Es wurde in Nürnberg gedruckt, und das erſte Exemplar erhielt er nur ein Paar Tage vor ſeinem Tode. Er erlebte alſo die Verfolgungen nicht, welche die römiſchen Prieſter gegen ſein Syſtem erhoben. Dieſe fingen eigentlich erſt 100 J. ſpäter an (gegen 1610), als das Fernrohr erfunden, als die Jupitermonde und die ſichelförmige Geſtalt der Venus entdeckt, und hierdurch die Theilnahme an der Sternkunde und an der Aſtronomie aufs lebhafteſte aufgeregt wurde. Jede Stadt in Italien war damals ein kleines Athen, worin Künſte und Wiſſenſchaften blühten. Galilei lebte in großem Anſehn, und dieſer erklärte ſich für die neue Weltordnung und vertheidigte ſie auf alle Weiſe.

Die römiſche Inquiſition lud ihn vor, und er mußte dieſe Lehre abſchwören. (S. den Art. Galilei.) Die Theilnahme, die man an dem Schickſale des alten Mannes nahm, vermehrte die Theilnahme am Syſtem, und man ſuchte es von der einen Seite eben ſo heftig zu beweiſen, als von der andern es zu beſtreiten. Unter den Gründen gegen die Umdrehung der Erde hatte man immer den angeführt: daß ein Stein, der von der Spitze eines Thurmes falle, nicht nach Weſten zurückbleibe, ungeachtet während der 4 oder 5 Secunden ſeines Falles der Thurm doch um mehrere hundert Fuß nach Oſten rücke. Hierauf hatte Copernicus richtig geantwortet: daß der Stein beim Thurme bliebe, rühre daher, weil er dieſelbe Bewegung nach Oſten habe, und indem er falle, verliere er dieſe nicht, ſondern gehe mit nach Oſten. Galilei ſagte daſſelbe, und behauptete, daß ein Stein, der auf einem ſchnellſegelnden Schiffe von der Spitze des Maſtes herabfalle, am Fuße deſſelben niederfalle, ungeachtet der Maſt ſich während des Falls vielleicht um 10 oder mehrere Fuß fortbewege. Gaſſendi ſtellte dieſe Verſuche im Hafen von Marſeille an, und die Steine fielen am Fuße des Maſtes nieder, wenn das Schiff auch mit vollen Segeln ging. Gallilei behauptete daher: man könne überhaupt keine Verſuche über die Umdrehung der Erde anſtellen, weil die Körper auf der bewegten Erde gerade ſo fielen, wie auf der ruhenden. Galilei ſtarb 1642. In demſelben Jahre ward Newton geboren. Dieſer zeigte 1679, daß Galileis Meinung irrig geweſen, und daß man allerdings Verſuche über die Umdrehung der Erde machen könnte, die Kugeln würden aber nicht nach Weſten abweichen, ſondern öſtlich vom Lothpuncte fallen, aber nur wenig, bei einer Höhe von 300 Fuß etwa nur einen halben Zoll. Die Urſache ſei folgende: Weil die Spitze des Thurms weiter von der Erdaxe entfernt ſei, als der Fuß, ſo ſei dort der Schwung größer. Indem die Kugel falle, verliere ſie dieſen größeren Schwung nicht, und eile deswegen dem Lothpuncte vor, der im Fußboden des Thurms ſei, weil dieſer eine kleinere Geſchwindigkeit nach Oſten habe. Dieſen von Newton gegebenen Wink verfolgte Hooke — der ſo recht ein Meiſter Allerlei war, und beſtändiger Secretär der Akademie, — und ſtellte Verſuche über die Umdrehung der Erde bei 160 Fuß Fallhöhe an; behauptete auch, daß ſie gelungen. Die Akademie ernannte den 14ten Jan. 1680 eine Commiſſion, vor der er dieſe Verſuche wiederholen ſollte. Wahrſcheinlich ſind ſie nicht befriedigend ausgefallen, da ihrer weiter keine Erwähnung in den Philos. Transactions geſchieht, und ſie wurden völlig vergeſſen, obſchon die Idee dazu von dem berühmteſten und größten Manne in Europa herrührte. Erſt nach 112 Jahren wagte es ein junger Geometer in Bologna, Namens Guglielmini, dieſe vergeſſenen und von den Aſtronomen für unendlich ſchwierig gehaltenen Verſuche wieder aufzunehmen, und auf dem dortigen Thurme degli Asinelli bei einer Fallhöhe von 240 Fuß zu wiederholen. Nachdem er alle Schwierigkeiten überwunden, gelang es ihm, 16 Kugeln fallen zu laſſen, welche auch merklich gegen Oſten abwichen. Allein Guglielmi beging den Fehler, daß er nicht jedesmal das Loth aufhing, ſo oft er 3 oder 4 Verſuche in einer Nacht angeſtellt. Erſt nachdem alle vollendet, hing er das Loth auf, und da dieſes erſt nach 6 Monaten zu völligem Stillſtande kam, weil ſtürmiſches Wetter eingetreten, ſo hatte ſich unterdeß der Thurm etwas gekrümmt, ſein Lothpunct war verrückt, und ſeine Verſuche waren verloren. Dieſes war 1792. Im Jahr 1804 ſtellte Benzenberg dieſe Verſuche im Michaelisthurme in Hamburg an. Er ließ 30 Kugeln

fallen, bei einer Fallhöhe von 235 Fuß, die Kugeln wichen im Mittel 4 Linien nach Oſten ab. Allein ſie wichen zugleich 1½ Linie nach Süden ab, welches wahrſcheinlich von einem kleinen Luftzuge im Thurme herrührte. Er wiederholte dieſe Verſuche 1805 in einem Kohlenſchacht zu Schlebuſch in der Grafſchaft Mark, bei einer Fallhöhe von 260 Fuß; hier fielen die Kugeln im Mittel um 5 Linien nach Oſten, gerade ſo wie es die Lehre von der Bewegung der Erde für die Polhöhe von 51 Grad angibt, — und übrigens weder nach Süden noch nach Norden. Aus dieſen Verſuchen hat La Place mit Hülfe der Wahrſcheinlichkeitsrechnung berechnet, daß man 8000 gegen 1 wetten könne, daß die Erde ſich um ihre Achſe drehe. Dieſe Verſuche geben einen ſo entſcheidenden und ſo in die Augen fallenden Beweis, daß ſelbſt Tycho und Riccioli das copernicaniſche Syſtem würden angenommen haben, wenn ſie geſehen, daß die fallenden Körper nicht ſenkrecht fallen, ſondern immer etwas nach Oſten hinfliegen. Durch die Entdeckung des Fernrohrs, mittelſt deſſen die Axendrehung Jupiters bald beobachtet wurde, noch mehr aber durch Newtons Entdeckung von der allgemeinen Schwere und von der Natur der himmliſchen Bewegungen, wurde die Lehre von der Bewegung der Erde die ſiegende, und in neuern Zeiten hat kein Mann von Bedeutung ſie mehr bezweifelt. Die abgeplattete Geſtalt der Erde (ſ. Abplattung) und die Abnahme der Schwere gegen den Äquator hin, welche aus Richers und vieler andern Pendelverſuchen in den Äquatorialgegenden (ſ. Pendel) folgte, geben außerdem für die Axendrehung der Erde eben ſo einleuchtende Beweiſe ab, als die Abirrung des Lichts (ſ. d. Art.) für die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne; und ſo hat denn der Verſtand des Menſchen hier den vollſtändigſten Sieg über den Schein davon getragen, und über das römiſche Prieſterthum, das die Lehre von der Bewegung der Erde für eine Unwahrheit und für eine Ketzerei erklärte. Allein wie ſehr alles dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit weicht, ergibt ſich aus folgendem. Als Guglielmini 1792 die Verſuche in Bologna anſtellte, half ihm hiebei Borſiali, Hausprälat des Papſtes Pius VI.; dieſer maß unten die Abſtände der fallenden Kugeln. Die Geſchichte dieſer Verſuche findet ſich ausführlich in dem Verſuche über die Umdrehung der Erde von Benzenberg. Dortmund bei Mallinckrodt, 8. mit 7 Kupfern.

Beweis, im pſychologiſchen Verſtande, iſt die Anwendung des Verſtandes und der Vernunft zur Hervorbringung der Überzeugung bei uns und andern. Das Mittel dazu ſind die Gründe und ihre Verknüpfung. Im logiſchen Verſtande iſt ein Beweis die Herleitung eines Satzes oder einer Wahrheit aus unbezweifelten Gründen in gehöriger Verknüpfung; denn der Verſtand iſt unbeſtechlich, und theilt ſeinen Beifall nur nach Beſchaffenheit ſeiner Einſicht in die Unwiderlegbarkeit einer Wahrheit aus, und dieſe kann nur durch wahre Gründe des Beweiſes bewirkt werden. Ein Grund heißt wahr, wenn er den Geſetzen des Denkens gemäß iſt, und jede Prüfung der Vernunft aushalten kann. Das Gegentheil hievon iſt ein falſcher Grund. Das Fürwahrhalten aus wahren Gründen heißt Überzeugung. Diejenigen Nebenſätze, aus welchen die Wahrheit eines Hauptſatzes eingeſehen wird, heißen Beweisgründe (argumenta), und derjenige Satz, worauf bei dem ganzen Beweiſe alles ankommt, heißt der Hauptgrund (nervus probandi). Alle Beweiſe werden durch Schlüſſe geführt, oder können doch in ſolche aufgelöſt werden; denn vermittelſt der Schlüſſe wird die Wahrheit eines Satzes aus andern

Gründen erkannt. Die Richtigkeit eines Beweiſes beruht daher auf der Wahrheit und Richtigkeit der Vorderſätze, und auf der Richtigkeit ihrer Verknüpfung nach logiſchen Regeln. Man fängt hiebei entweder von dem Schlußſatze oder dem Satze, den man beweiſen will, an, löſet denſelben in zwei Vorderſätze auf, und jeden von dieſen wiederum in ſeine Vorderſätze, ſo lange, bis die Vorderſätze keiner fernern Auflöſung bedürfen, oder man fängt bei den Vorderſätzen an, und läßt den Schlußſatz zuletzt folgen. Das erſtere iſt die analytiſche Art zu beweiſen, das andere die ſynthetiſche. Die Beweiſe a priori entſtehen, wenn die Überzeugung, welche durch den Beweis hervorgebracht wird, als ein Ergebniß aus der Einſicht in den Zuſammenhang allgemeiner Begriffe und Grundſätze betrachtet werden muß; Beweiſe a posteriori (empiriſche Beweiſe) können ſolche genannt werden, welche in der Überzeugung des Gefühls begründet ſind. Bei den Beweiſen a priori erkenne ich nicht, daß die Sache wahr iſt, ſondern auch, warum ſie wahr iſt; bei den Beweiſen a posteriori hingegen fehlt das Warum. Die Beweiſe a priori folgern das Daſein oder Nichtdaſein einer Sache aus dem Geſetze oder der Wirkung, welche aus der Urſache hervorgeht, und können auf förmliche Schlußſätze gebracht werden. Die Beweiſe a posteriori ſchließen die Wahrheit oder Falſchheit der Regel aus der Aufzählung der gegebenen Fälle. Wenn ein Beweis a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, ſo iſt er ein dogmatiſcher (discurſiver, akroamatiſcher) Beweis. Sie heißen ſo, weil ſie ſich nur durch lauter Worte (d. h. den Gegenſtand in Gedanken) führen laſſen, und niemals zu eigentlicher Anſchauung gebracht werden können. Man rechnet dahin auch die transſcendentalen Deductionen. Soll nämlich unſere Erkenntniß a priori kein bloßes Spiel mit Begriffen ſein, ſo muß ihr eine objective Wirklichkeit verſchafft werden können. Dies geſchieht dadurch, daß man die Möglichkeit der Erfahrung zeigt, und dies heißt die transſcendentale Deduction derſelben. Daß eine ſolche nicht anders als a priori geführt werden könne, lehrt der Begriff. Auch gehören zu den Beweiſen a priori die eigentlich ſogenannten Demonſtrationen, unwiderlegliche Beweiſe, inſofern ſie intuitiv (anſchaulich) ſind, dergleichen aber nur die Mathematik aufzuweiſen hat, weil dieſe ihre Erkenntniß nicht mit den Begriffen allein, ſondern auch aus ihrer Conſtruction ableitet. Dadurch, daß ſie z. B. den Begriff von einer beſtimmten Figur auf der Tafel verzeichnet, bringt ſie ihn zur Anſchauung, und zwar zu einer ſolchen Anſchauung, die dieſer Figur ihrem Begriffe entſprechend, a priori gegeben werden kann. Dies iſt der höchſte Grad von Augenſcheinlichkeit, welcher alle Möglichkeit des Gegentheils mit einemmale abſchneidet, und dem Verſtand zum Beifallgeben nothwendiger Weiſe zwingt. Die Beweiſe a priori geben Überzeugung des Verſtandes, die Beweiſe a posteriori (die empiriſchen Beweiſe) hingegen geben nur Überzeugung des Gefühls. Die Beweiſe ſind ferner entweder directe oder indirecte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache aus richtigen Grundſätzen im Zuſammhange und ohne Hinſicht auf das Gegentheil derſelben darthut, ſo iſt dies ein directer (oſtenſiver) Beweis; wenn aber aus der Falſchheit des Gegenſatzes auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, ſo iſt es ein indirecter (apogogiſcher) Beweis. Dieſer letzte Beweis kann zwar Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit, in Anſehung ihres Zuſammenhanges mit den Gründen ihrer Möglich-

telt, hervorbringen. Daher iſt dieſer Beweis, ſo zu ſagen, nur eine Nothhülfe. Sein Vorzug aber beſteht darin, daß der Widerſpruch durch ihn deutlicher einleuchtet, als bei der erſten Verknüpfung eines oſtenſiven Beweiſes. In Anſehung des Zweckes, den man ſich bei Beweiſen vorſetzt, werden dieſe in Beweiſe ad veritatem und ad hominem eingetheilt. In jenen nimt man den Beweisgrund ſelbſt als wahr an, in dieſen zeigt man nur, daß jemand wegen ſeiner angenommenen Sätze etwas als wahr zugeben müſſe, wie z. B. wenn man gegen einen Zweifler aus demjenigen, wozu er ſich wider Willen und gezwungen bekennen muß, etwas beweiſt. — Beweis in der Rechtswiſſenſchaft iſt zweierlei: einmal verſteht man darunter, das Geſetz anführen, welches das Recht der einen oder der andern Partei in Schutz nimt; zweitens auch formgerechte Darſtellung der juriſtiſchen Wahrheit in Betreff der bezweifelten Thatſache. Die letztere Art des Beweiſes wird im bürgerlichen Prozeſſe nach vorgeſchriebenen Förmlichkeiten von den Parteien ſelbſt geführt, ſo wie er in peinlichen Sachen Zweck der richterlichen Unterſuchung iſt. Die Form der civilrechtlichen Beweisführung iſt eins der wichtigſten Capitel der Prozeßordnungen und an der Behandlung der Beweismittel iſt der geſchickte Advocat, an richtiger Abwägung der Beweisergebniſſe der weiſe Richter zu erkennen. Der Beweis wird entweder vom Richter auferlegt, oder nachgelaſſen, oder vorbehalten, und hat zur Folge, daß die andere Partei dawider den Gegenbeweis führen darf. Die Geſetze binden die Beweisführung an gewiſſe Friſten, und ſchreiben dem Gebrauche der Beweismittel beſtimmte Formen vor. Beweismittel ſind: Zeugen, Urkunden, Beaugenſcheinung, Gutachten der Sachverſtändigen und Eideszuſchiebung. Der Gegenſtand des Beweiſes ſind zweifelhafte Thatſachen, und deſſen Zweck die Auffindung der Wahrheit. Man nimt nach den Ergebniſſen der Beweisführung einen vollen, halben, mehr als halben und weniger als halben; nach der Beſchaffenheit und Zuſammenſtellung der Beweismittel einen künſtlichen und natürlichen, einfachen und zuſammengeſetzten; nach der mehr oder minder unbeſtändigen Form einen ſolennen und ſummariſchen Beweis an. Nach geführten Beweiſen wird über deren Form, und nach Vollendung der Beweiſe über deren Ergebniſſe endlich erkannt. Um einen Nichtjuriſten die Theorie des Beweiſes zu verdeutlichen, müßte man ihn das ganze künſtliche Lehrgebäude der Rechtswiſſenſchaft durchwandern laſſen, welches in den meiſten Fällen nicht thunlich, und beinahe in allen höchſt zwecklos ſein würde.

Bewußtſein. Wenn wir eine Sache von der Vorſtellung, die wir von ihr in uns haben, und die Vorſtellung und ihren Gegenſtand von ſelbſt unterſcheiden; ſo nennen wir dies Bewußtſein. Das Bewußtſein iſt demnach derjenige Zuſtand, in welchem wir die Vorſtellung der Dinge als Veränderungen in uns nebſt ihren Gegenſtänden, ſowohl unter ſich, als von uns ſelbſt unterſcheiden. Derjenige Zuſtand, wo jedes Bewußtſein aufhört, iſt der Zuſtand der Ohnmacht. Erklären läßt ſich das Bewußtſein weiter nicht, weil es ein einfacher Begriff iſt, der ſich durch keinen verwandten Begriff anſchaulich machen läßt, ſondern vielmehr bei jedermann vorausgeſetzt werden muß. Die Erfahrung lehrt uns blos, daß wir uns der Veränderungen in uns bewußt ſind, oder doch bewußt ſein können. Dieſe Veränderungen bewirken dasjenige, was wir im Allgemeinen unſern Zuſtand im moraliſchen Sinne nennen. Dies macht unſer er-

piriſches Bewußtſein aus. Nach demſelben ſind wir uns der abwechſelnden Zuſtände in uns, unſerer angenehmen und unangenehmen Empfindungen, überhaupt alles desjenigen, was in uns gedacht und empfunden wird, bewußt, und unterſcheiden dieſe von den vorhergehenden Zuſtänden, woraus alsdann relatives Vergnügen oder Mißvergnügen entſteht. Da nun aber dieſe Zuſtände immerfort wechſeln, ſo muß mit ihnen auch dieſes Bewußtſein abwechſeln; es iſt alſo das empiriſche Bewußtſein wandelbar. Alle Vorſtellungen haben eine Beziehung auf ein mögliches empiriſches Bewußtſein; denn ſonſt wäre es ganz unmöglich, ſich ihrer bewußt zu werden, und ſo würden ſie für uns gar nicht da ſein. Alles empiriſche Bewußtſein aber hat eine nothwendige Beziehung auf ein transſcendentales Bewußtſein, d. h. ein ſolches, welches vor aller Erfahrung vorausgeht. Dies iſt das Bewußtſein unſer ſelbſt, oder die urſprüngliche Apperception. Nach derſelben muß in unſerer Erkenntniß alles Bewußtſein zu einem Bewußtſein unſer ſelbſt gehören. Dieſes iſt nun die Bedingung der Möglichkeit aller Vorſtellungen, daß wir uns nämlich a priori der durchgängigen Identität unſer ſelbſt in Anſehung aller Vorſtellungen, die zu unſerer Erkenntniß jemals gehören können, bewußt ſind. Es iſt die bloße Vorſtellung Ich, als die Bedingung der Einheit und des nothwendigen Zuſammenhangs aller Vorſtellungen. Hierin eben beſteht das transſcendentale Bewußtſein. Daher iſt der Satz, daß alles verſchiedene empiriſche Bewußtſein in einem eigenen Selbſtbewußtſein verbunden ſein müſſe, der ſchlechthin erſte und ſynthetiſche Grundſatz unſers Denkens überhaupt.

Beyme, ehemals königl. preuß. Großkanzler, jetzt Mitglied des Staatsraths für die Section der Juſtiz, beauftragt mit der Einrichtung des Juſtizweſens in den Rheinprovinzen. Er iſt gegen das Jahr 1770 geboren, und erhielt ſeinen erſten Unterricht auf dem halliſchen Waiſenhauſe. Nach vollendeten Studien trat er in die juriſtiſche Laufbahn. Als Cammergerichtsrath zu Berlin erwarb er ſich bald den Ruf eines ſcharfſinnigen und überaus thätigen Juriſten, und ward mit zwei andern Geſchäftsmännern zum königl. geheimen Cabinetsrath vorgeſchlagen, als der edle, an Geſinnung und Wiſſen wahrhaft humane Menke, welcher dem jungen König zuerſt Liebe erworben, und Ruhm über deſſen Regierungsanfang verbreitet hatte, durch gänzliche Erſchöpfung ſeiner phyſiſchen Kräfte verhindert wurde, mit der nie getrübten Klarheit ſeines Geiſtes und Herzens die Geſchäfte des Cabinets noch länger zu leiten. Auf den erſten Blick ward Beyme von dem König erkoren, deſſen eigne Geradheit von der Offenheit des Mannes im Ausdruck der Rede, des hellen Auges, in der beſtimmten und lebendigen Haltung angezogen zu ſein ſcheint. Von nun an ſchenkte er demſelben auch 7 Jahre hindurch, bis zu der unglücklichen Kataſtrophe der preuß. Monarchie ununterbrochen ſein ganzes Vertrauen. Der Poſten eines königl. geheimen Cabinetsrathes für die innere Staatsverwaltung war damals von einer Macht bekleidet, welche das Anſehen der ſämmtlichen Staatsminiſter weit überwog. Beyme beſaß alle erforderliche Eigenſchaften, nur daß man zweifeln mußte, ob er die umfaſſende allgemeine Bildung, die gründlichen Kenntniſſe in allen Zweigen der Staatswiſſenſchaft beſitze, welche demjenigen unentbehrlich ſind, der beſtändiger Rath eines unumſchränkten Königs für alle Theile der Staatsverwaltung ſein ſoll. Es hat ſich gezeigt, daß er wenigſtens bemüht war, ſich dieſe allgemeinen und umfaſſenden Kenntniſſe anzueignen,

und beſtimmte Anſichten von allen Gattungen der Staatsgeſchäfte zu gewinnen. Nach der Zertrümmerung der preuß. Monarchie war es unmöglich, die alte Regierungsmaſchine wieder einzurichten und fortgehen zu laſſen. Freiherr von Stein übernahm es, der Schöpfer eines neuen preuß. Staates zu werden. Ein heftiger Gegner der bisherigen Cabinetsregierung, wollte er ſie bis auf die letzte Spur vertilgen. Aber es gereicht zum großen Lobe Beymes, daß gleichwohl jener unumwundene Staatsmann gegen ſein beſtimmtes und nie zu bezweifelndes juriſtiſches Verdienſt Achtung genug empfand, um ihn dem König, der gern darauf einging, zur Würde des Großkanzlers zu empfehlen. Keiner unter den alten Staatsminiſtern Preußens hatte den Rang, die Wirkſamkeit, die nöthigen ſelbſtſtändigen Grundſätze eines ſolchen gegen den mächtigen Cabinetsrath ſo zu behaupten gewußt, als der Freiherr von Hardenberg. Schon deshalb mochte die Revolution in der preuß. Staatsverwaltung, welche dieſen als Staatskanzler an die Spitze brachte, für Beyme nicht angenehm ſein; aber in eine Einrichtung, wodurch die Miniſter von dem Kanzler ziemlich abhängig werden ſollten, glaubte er ſich nicht fügen zu dürfen. Er bekam deshalb ſeinen Abſchied als Großkanzler; weil indeß auch Hardenberg ein zu großes eigenes Verdienſt und zu hohes Gemüth beſitzt, um das Verdienſt nicht auch am Gegner zu achten, blieb Beyme bald in dieſer, bald in jener Thätigkeit für den Staat. In den J. 1813 und 1814 war er Civilgouverneur von Pommern. Aber auch hier gelang es ihm nicht, durch ſeine Geſchäftsführung die ihm nachtheilige Stimmung des Volks zu vermindern. 1815 ward er Staatsminiſter und 1816 in den Adelſtand erhoben. Ihm ward die Organiſation der Rechtspflege übertragen, doch wurde er ſeines Miniſterpoſtens im J. 1819 wieder enthoben.

Beys ſind eigentlich türkiſche Befehlshaber in Städten und Seehäfen, von geringerem Stande als die Baſſen, und haben nur einzelne Provinzen zu regieren.

Bezoar, Bezoarſtein, eine Kugel, die ſich in dem Magen einiger Thiere, beſonders des Ziegen- und Antilopengeſchlechts, aus Haaren und Pflanzenfaſern bildet. Der Bezoar beſteht aus verbrennlichen Stoffen und enthält Spuren ſalziger Verbindungen. Die verbrennlichen Stoffe ſind verſchieden nach der Nahrung der Thiere und dem Zuſtande des Magens worin er ſich bildete. Man theilt die Bezoarſteine in orientaliſche, occidentaliſche und gemeine ein. Die erſtern werden für die koſtbarſten gehalten; ſie ſind zarter und glatter als andere, auswendig ſehen ſie gräulich oder bläulich aus, inwendig beſtehen ſie aus zarten, blättrigen Theilen, die faſt wie die Schalen der Zwiebel über einander liegen. Ehemals wurde dieſen Körpern eine beſondere Heilkraft zugeſchrieben; jetzt aber iſt der Glaube daran verſchwunden.

Bezifferung. Wenn der harmoniſche Inhalt eines Tonſtücks, nachdem er in einzelne Theile, die man Accorde nennt, aufgelöſt worden iſt, zum Behufe des Generalbaßſpielers oder desjenigen, der eine vollſtimmige Muſik auf einem Clavierinſtrumente begleitet, durch Zahlen oder andere Zeichen über den Noten der Grund- (Baß) Stimme dargeſtellt wird, pflegt man dies die Bezifferung zu nennen. Da zu den Tönen einer Grundſtimme ganz verſchiedene Folgen von Accorden ſtatt finden können, ſo kommt der Generalbaßſpieler, auch bei der größten Aufmerkſamkeit auf den Fortgang der Melodie und Harmonie, ohne Bezifferung des Baſſes ſehr oft in den Fall, daß er zu dieſem

oder jenem Grundton einen ganz andern Accord anſchlägt, als denjenigen, deſſen ſich der Tonſetzer bedient hat. Hieraus ſieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundſtimmen bei ſolchen Tonſtücken iſt, wobei man, wie z. B. bei den Kirchencantaten, gewohnt iſt, den Generalbaß zu ſpielen. Die Bezifferung einer Grundſtimme beſteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, deſſen ſich der Tonſetzer bei dieſer oder jener Note des Baſſes bedient hat, vermittelſt ihrer Zahlen anſchaulich macht. Dies geſchieht auf folgende Weiſe. Wenn z. B. der Grundton des Baſſes c heißt, ſo muß unterſucht werden, zu welchem Accorde dieſer Ton der Grundton iſt, ob zu c dur, c moll, f dur, f moll u. ſ. w. Iſt nun der Accord c dur, d. h. iſt er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave beſteht, ſo iſt man dahin übereingekommen, daß dieſer Dreiklang entweder gar nicht, oder doch nur mit der Zahl 3 bezeichnet, und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundtone c die große Tertie, alſo e genommen werden ſolle, wobei ſich dann die Quinte und Octave von ſelbſt ergeben. Soll aber dieſer Grundton c den Mollaccord andeuten, ſo ſetzt man über dies c ein b, und dies b zeigt in dieſem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden ſoll, wo ſich alsdann die Quinte und Octave abermals von ſelbſt ergeben. Auf gleiche Weiſe wird nun auch der Sextenaccord blos mit 6, und der Septimenaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieſer aber außer der Septime noch die Tertie und Quinte enthält. Alle übrigen Accorde jedoch, außer dem eigentlichen Dreiklange, dem Sexten- und Septimenaccorde, werden gänzlich durch Zahlen ausgedrückt, wie z. B. der Quart-Sextenaccord durch $\frac{6}{4}$ u. ſ. w. Sind die Accorde aber Molltöne, ſo wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b geſetzt, wo alsdann h, b, ſtatt a, as u. ſ. w. geſpielt oder geſungen wird.

Bianchini (Franceſco), ein berühmter italieniſcher Gelehrter, geb. zu Verona 1662. Nach Vollendung ſeiner erſten Studien begab er ſich nach Bologna, wo er in dem Collegium der Jeſuiten ſeinen rhetoriſchen und philoſophiſchen Curſus machte. Mathematik und Zeichenkunſt beſchäftigten ihn in der Folge. Er ging 1680 nach Padua und ſtudierte dort Theologie, Mathematik und Phyſik, worin der gelehrte Montanari ſein Lehrer war, die Anatomie, und mit Vorliebe die Botanik. Für die geiſtliche Laufbahn beſtimmt, begab er ſich nach Rom, und ſtudierte hier die Rechtswiſſenſchaft, jedoch ohne ſeine Arbeiten über die Experimentalphyſik, die Mathematik und Aſtronomie aufzugeben. Er verband ſich mit den ausgezeichnetſten Gelehrten, und vermehrte ſeine Kenntniſſe durch das Griechiſche, Hebräiſche und Franzöſiſche. Die Alterthümer wurden nun ein Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigungen. Er brachte ganze Tage unter den alten Denkmälern zu, befand ſich bei allen Nachgrabungen, beſuchten alle Muſeen und zeichnete mit eben ſo viel Geſchmack als Geſchicklichkeit alte Denkmäler. Als nach Innocenz XI. Tode der Cardinal Ottoboni unter dem Namen Alexander VIII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, verlieh dieſer dem Bianchini eine reiche Pfründe, und ernannte ihn zum Aufſeher und Bibliothekar ſeines Neffen, des Cardinals Pietro Ottoboni. Papſt Clemens XI. ſetzte dieſe Gunſtbezeugungen fort, und erwählte ihn zum Secretär der mit der Kalenderverbeſſerung beſchäftigten Commiſſion. Bianchini bekam den Auftrag, in der

Kirche St. Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen, und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte dieſe ſchwere Arbeit, bei welcher der gelehrte Maraldi ihm half, glücklich zu Stande. Als er von einer Reiſe durch Frankreich, Holland und England zurückkehrte, faßte er die Idee, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie nach dem Muſter derjenigen zu ziehen, welche der berühmte Caſſini mitten durch Frankreich gezogen hatte, und beſchäftigte ſich 8 Jahre auf ſeine Koſten damit; allein andere Arbeiten zerſtreuten ihn, und dies Werk blieb unvollendet. In den J. 1727 und 28 erſchienen zwei wichtige Werke von ihm, eins über die Venus, das andere über Auguſts Grabmal, mit welchen er ſeine Laufbahn beſchloß. Er ſtarb 1729 an der Waſſerſucht; ſein Vaterland ließ ihm in dem Dom zu Verona ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften ſind Zeugen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit, mit welcher er Beſcheidenheit und die gefälligſten Sitten verband.

Bias, des Teutamus Sohn, war zu Priene, einer der vorzüglichſten Städte Ioniens, gegen das J. 570 vor Chr. geboren. Er widmete ſich der Philoſophie, welche noch nicht in leeren Grübeleien beſtand, da diejenigen, die man mit dem Namen von Weiſen belegte, ſich vornehmlich mit der Moral und Politik beſchäftigten. Bias that ein gleiches, und pflegte zu ſagen, daß unſere Kenntniſſe von der Gottheit ſich darauf beſchränken, daß wir wiſſen, ſie ſei da, und daß man ſich jeder Unterſuchung über ihr Weſen enthalten müſſe. Er ſtudierte vornehmlich die Geſetze ſeines Vaterlandes und wandte die dadurch erlangten Kenntniſſe zum Nutzen ſeiner Freunde an, indem er für ſie vor Gericht ſprach, oder ihre Streitigkeiten als Schiedsrichter ſchlichtete. Von dem ihm zu Theil gewordenen Glücksgütern machte er einen edeln Gebrauch. Da die Niederlage des Crösus und die Eroberung Lydiens von Cyrus die Ionier ſehr beunruhigte, welche einen Angriff des Siegers beſorgten, rieth er ihnen, ſich mit ihrem Eigenthum einzuſchiffen, und ſich auf Sardinien, einer der fruchtbarſten Inſeln des mittelländiſchen Meeres, niederzulaſſen; aber ſeine Meinung ward nicht befolgt, und nach einem vergeblichen Widerſtande wurden die Ionier von den Feldherren des Cyrus unterjocht. Die Einwohner von Priene ſelbſt, welches Mazares belagerte, beſchloſſen, mit ihren Koſtbarkeiten die Stadt zu verlaſſen. Bei dieſer Gelegenheit antwortete er einem ſeiner Mitbürger, der ſich wunderte, daß er keine Anſtalt zu ſeiner Abreiſe machte: „Ich habe alles bei mir." Bias blieb in ſeinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter ſtarb, nachdem er für einen ſeiner Freunde vor Gericht geſprochen. Seine Landsleute beſtatteten ſeinen Leichnam prachtvoll und ehrten ſein Gedächtniß. Man kannte von ihm keine weiteren Werke, als ein Gedicht über die Mittel, Ionien glücklich und blühend zu machen; dagegen führte man eine Menge von ſeinen Sittenſprüchen und Lehrſätzen an. Er ward zu den ſieben Weiſen Griechenlands gezählt.

Bibbiena (Fernando). Sein Vater, Giovanni Maria Galli, ein Maler und Architekt, legte ihm den Namen Bibbiena von einer Stadt in Toscana bei, wo jener geboren war. Der Vater, obgleich ein Schüler Albanis, zeichnete ſich doch als Maler nicht ſonderlich aus; der Sohn hingegen, 1657 zu Bologna geboren, beſaß die glücklichſten Anlagen für die Kunſt, welche ſich ſchon von ſeiner Kindheit an zeigten. Carlo Cignani, ein geſchickter Zögling der Albaniſchen Schule, gewann ihn daher bald beſonders lieb, und flößte

ihm, indem er ihn für das Praktiſche der Kunſt bildete, Neigung ein, ſich mit Kenntniſſen zu bereichern. Zuerſt ſtudierte Fernando die Geometrie; alsdann beſchäftigte er ſich mit architektoniſchen Zeichnungen, als dem der hiſtoriſchen Gattung, wofür Cignani ihn beſtimmte, unentbehrlichen Studium. Aber jener fühlte eine angeborne Neigung für dieſe ſchöne Kunſt und ward Architekt. Die erſten Gebäude, die ihm anvertraut wurden, fanden Beifall, und dies bewog den Herzog Ranuccio Farneſe, ihm die Erbauung eines Luſthauſes zu Colorno und die Verſchönerung der dortigen Gärten zu übertragen. Sein Ruf ſtieg ſchnell und ward die Urſache, daß er nach Barcelona berufen wurde, um die Feſte bei der Vermählung des Erzherzogs von Öſterreich, der unter dem Namen Carl III. die ſpaniſche Krone in Anſpruch nahm, zu leiten. Seine geiſtreichen Angaben bei dieſer Gelegenheit fanden großen Beifall, und er kehrte aus Spanien, mit Lobſprüchen und Geſchenken überhäuft, zurück. Darauf machte ihn der Herzog von Parma zum Vorſteher ſeiner Schauſpielhäuſer, mit dem Titel ſeines erſten Malers und Architekten. Aber ein größerer Wirkungskreis erwartete ihn. Carl, welcher unter dem Namen Carl VI. Kaiſer geworden war, rief Bibbiena nach Wien, wo er dieſelben Ämter wie in Parma bekleidete. Mehrere ſchöne Gebäude wurden in Öſterreich nach ſeinen Zeichnungen aufgeführt. Nach den Kupferſtichen davon zu urtheilen, fehlt ihnen jedoch jener Charakter der Einfachheit und des Adels, die man in den Antiken und in den Werken der guten Baumeiſter Italiens und Frankreichs ſeit dem 15ten Jahrh. findet. In ſeinen Theatermalereien hat er den fehlerhaften und verworrenen Styl des Barromini und anderer noch weiter getrieben; dennoch ſind ſeine Arbeiten im Ganzen groß, und wohl fähig, Erſtaunen und Wohlgefallen zu erregen. Nicht genugſam kann man dabei bewundern, welche Vortheile er aus der geſchickten Behandlung der Perſpective und aus dem außerhalb des Rahmens der Bilder gelegten Geſichtspuncte zu ziehen wußte. Er rühmt ſich mit Recht in der Vorrede zu ſeinen Abhandlungen über die Baukunſt und Perſpective (Parma 1711), die ganze Tiefe dieſer Methode in ſeinen theatraliſchen Docorationen dargethan zu haben. Seine Schriften beweiſen ſeine gründlichen Kenntniſſe. Seine Compoſitionen waren genau und geiſtreich, die Ausführung feſt, ſein Colorit ahmte den Stein vortrefflich nach; aber er hatte weder den Reichthum noch die Abwechslung der Tinten eines Pannini, Servandoni u. a. Als in ſeinem Alter ſein ſchwaches Geſicht ihn am Malen verhinderte, beſchäftigte er ſich mit einer Durchſicht ſeiner Schriften, die er zu Bologna 1725 und 1731 neu in 2 Bänden herausgab, den erſten unter dem Titel: Direzioni a' giovani studenti nel disegno dell' architettura civile. Im zweiten handelt er von der Perſpective in allen ihren Theilen. Er ward zuletzt blind und ſtarb 1743. Seine 3 Söhne haben die Kunſt ihres Vaters durch ganz Italien und Deutſchland verbreitet. Antonio bekleidete das Amt ſeines Vaters bei Kaiſer Carl VI., Giuſeppe ſtarb zu Berlin und Aleſſandro im Dienſte des Kurfürſten von der Pfalz. Zu Augsburg iſt eine Sammlung ſeiner Decorationen herausgekommen.

Bibel hat ihren Namen von dem griechiſchen Worte Biblos, welches eigentlich die weichere Baumrinde bezeichnet, worauf die Alten ſchrieben. Daher nannte man ſpäterhin jedes Buch Biblos oder Biblion; vorzugsweiſe aber wurde ſo die Sammlung heiliger Schriften genannt, welche die Chriſten als die Quelle ihrer Religion

verehren; weshalb man auch im Deutſchen dieſes Buch der Bücher ſchlechtweg die heilige Schrift nennt. Einige dieſer Schriften, welche auch die Juden als Urkunden ihrer Religion verehren, befaßt man unter dem Titel des alten Teſtaments, oder der Schriften des alten Bundes, weil man die jüdiſche Religionsverfaſſung unter dem Bilde eines Bundes oder Vertrages zwiſchen Gott und dem jüdiſchen Volke vorſtellt, das griechiſche Wort Diatheke aber, welches einen Bund oder Vertrag bezeichnet, auch die Bedeutung eines Vermächtniſſes oder Teſtaments bekommen hat. Daſſelbe Bild trug man auch auf die ſpätere, durch Chriſtum geſtiftete Religionsverfaſſung über; indem man dieſelbe als eine Erweiterung oder Vervollkommnung des alten Bundes, nämlich als einen Bund oder Vertrag zwiſchen Gott und dem ganzen Menſchengeſchlechte betrachtete. Daher befaßt man diejenigen Schriften, welche die Chriſten als eigenthümliche Urkunden ihrer Religion verehren, unter dem Titel des Neuen Teſtaments oder der Schriften des neuen Bundes. Zwiſchen den Schriften des A. und N. T. findet man in den gewöhnlichen Bibelausgaben noch einige Schriften, welche Apokryphen genannt und als ein Anhang zum A. T. betrachtet werden (ſ. Apokryphiſche Bücher). Kein Buch in der Welt iſt ſo häufig geſchrieben, gedruckt, überſetzt und erläutert worden, als die Bibel, ſo daß eine Sammlung aller Ausgaben, Überſetzungen und Erläuterungen der Bibel eine der größten Bibliotheken ausmachen würde. Um die Verdeutſchung der Bibel hat ſich Luther unſtreitig das größte Verdienſt erworben. Denn ob man gleich in neuern Zeiten in den Sinn der bibliſchen Schriften tiefer eingedrungen iſt, als es zu Luthers Zeiten möglich war; ſo iſt doch die Lutheriſche Bibelüberſetzung im Ganzen noch von keiner neuern an Kraft und Würde und Einfachheit übertroffen worden. Durch dieſe Überſetzung kam auch zuerſt die Bibel in die Hände der Laien, denen das Leſen der Bibel ſchon dadurch verboten war, daß dieſelbe nur in todten, für die Gelehrten allein verſtändlichen Sprachen geleſen werden konnte. Seit der Reformation aber iſt wohl kein chriſtliches Volk auf der Erde, daß nicht die Bibel in ſeiner Mutterſprache leſen könnte. Um die Verbreitung guter und wohlfeiler Abdrücke der Bibel in deutſcher Sprache hat ſich vornehmlich die Canſteinſche Bibelanſtalt in Halle verdient gemacht. D.

Bibelgeſellſchaften. Ein Geiſtlicher aus dem engliſchen Fürſtenthum Wales, den zunächſt der Mangel der walliſiſchen Bibel nach London führte, und der ſich darüber mit einigen chriſtlichen Menſchenfreunden beſprach, gab die Veranlaſſung, daß am 7ten März 1804 zu London die brittiſche und ausländiſche Bibelgeſellſchaft geſtiftet wurde. Bibelgeſellſchaft nannte ſie ſich, weil ſie die Verbreitung der Bibel, dieſes beſten und trefflichſten aller Bücher, das für alle Zeiten und Menſchengeſchlechter beſtimmt iſt, zu ihrem Zwecke machte; brittiſch ſollte ſie ſein, weil ſie ihre wohlthätige Wirkſamkeit zunächſt auf die Armen Großbritanniens richtete; aber auch ausländiſch, weil ſie, ſoweit ihre Mittel und Kräfte zureichen würden, Bibeln in allen Sprachen nach allen Gegenden der Welt zu liefern ſich vorſetzte. Um denſelben eine deſto allgemeinere Brauchbarkeit zu geben, ſollten die von der Geſellſchaft zu vertheilenden Bibeln ohne Zuſätze und Erklärungen ſein. Noch in demſelben Jahre war die erſte allgemeine Verſammlung in London, welche den ihr vorgelegten einfach ſchönen Plan einmüthig annahm. Lord Teignmouth ward bald darauf zu ihrem Präſidenten gewählt, und mehrere Biſchöfe, Lords und Parlamentsglieder nah-

men die Stellen von Vicepräſidenten an. Jetzt begannen die Geſchäfte. Das durch die londner Geſellſchaft gegebene Beiſpiel fand Theilnahme und Nachahmung, und bis 1815 hatten ſich in allen Theilen Großbritanniens bereits 484 ähnliche Anſtalten gebildet, und an die erſtere als Muttergeſellſchaft angeſchloſſen, um dieſe mit Geldbeiträgen zu unterſtützen, und dagegen von ihr mit Bibeln verſorgt zu werden. Außerdem beſtehen noch viele Bibelgeſellſchaften unter den geringern Volksclaſſen, deren Glieder wöchentlich einen halben oder ganzen Penny erlegen, um ſich, ihren Kindern oder noch Ärmern eine Bibel zu verſchaffen. Aber nicht nur in Großbritannien, ſondern auch in Deutſchland, der Schweiz, Holland, Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, ja ſelbſt in den übrigen Welttheilen haben ſich bis zum J. 1819 gegen 590 ähnliche Bibelgeſellſchaften gebildet, welche mit der engliſchen in Verbindung getreten ſind. Die Einnahme und dem gemäß die Ausgabe hat mit jedem Jahre zugenommen; erſtere betrug in den erſten zehn Jahren 299,287 Pf., letztere 267,571 Pf. Im 11ten Jahre allein nahm die Geſellſchaft faſt 100,000 Pf. ein, und gab über 80,000 Pf. aus. Sie hat die Bibel ganz oder theilweiſe in 66 theils europäiſchen, theils außereuropäiſchen Sprachen (mehrere ſtereotypiſch) drucken laſſen, und außerdem große Summen auf den Druck anderer Ausgaben der Bibel und des neuen Teſtaments in andern Ländern und Sprachen verwendet. So nimt ſie Theil an der Überſetzung und dem Druck der Bibel in 25 orientaliſchen Sprachen, welche in Oſtindien unternommen werden. Auch die Vollendung des chineſiſchen Neuen Teſtaments hat ſie unterſtützt. Unter die wichtigſten Werke, welche die Geſellſchaft jetzt befördert, gehören: ein ſyriſches Neues Teſtament, der äthiopiſche Pſalter, ein perſiſches Neues Teſtament, der Druck der türkiſchen Bibel, welche Herr v. Dietz zu Berlin leitete u. v. a. Die ſchwerſte Überſetzung war die in die Sprache der Eskimos. — In Deutſchland beſtanden 1817 folgende Hauptbibelanſtalten: Zu Hannover, wo eine Bibelausgabe von 10,000 Exemplaren vollendet war; zu Berlin; zu Dresden, welche außer einer Stereotyp-Ausgabe der deutſchen Bibel auch eine Bibelausgabe in wendiſcher Sprache für die Lauſitz beſorgt; zu Frankfurt a. M.; zu Marburg, wo van Eß über 60,000 Neue Teſtamente an Catholiken vertheilte, zu München, wo Goßner 20,000 Neue Teſtamente an Catholiken abſetzte; zu Stuttgart, wo eine Ausgabe von 10,000 Bibeln und 2000 Neuen Teſtamenten ſchon vergriffen war; zu Hamburg, Bremen, Lübeck; die ſchleswig-holſteiniſche zu Schleswig, zu Schwerin, Ratzeburg, Eutin, Braunſchweig u. ſ. w.; jede derſelben hat ihre Hülfsgeſellſchaften. In der Schweiz iſt die berühmteſte Bibelgeſellſchaft zu Baſel. In Strasburg wird eine Ausgabe von 20,000 Bibeln für den Elſaß gedruckt. In Schweden, wo die Hauptgeſellſchaft in Stockholm ſchon 415,000 und 47,800 Neue Teſtamente vertheilt hatte, Norwegen und Dänemark veranſtaltete man ähnliche Ausgaben, und die däniſche Geſellſchaft hat Hülfsgeſellſchaften in Island und Weſtindien. Die ruſſiſche zu Petersburg beſorgte 1816 87,100, 1817 69,000 und 1818 105,000 Abdrücke der Bibel in den verſchiedenen Sprachen des Reichs, unter andern finniſche, ſlavoniſche, eſthniſche, lettiſche, alt- und neugriechiſche, georgiſche, armeniſche, wallachiſche, bulgariſche und neuruſſiſche Überſetzungen. Die kalmückiſchen Evangelien und perſiſchen Neuen Teſtamente finden viel Abgang; auch für die Burjäten, mongoliſche Lamadiener am Baikalſee, wird mit Hülfe zweier junger Burjäten von hoher Geburt, welche zu Peters-

urg das Chriſtenthum angenommen haben, eine Überſetzung der Bi-
el ausgearbeitet und von ihnen begierig erwartet; zu Irkutsk, To-
olsk, unter den Tſcherkaſſen, Georgiern und doniſchen Koſacken ha-
en ſich Hülfsgeſellſchaften gebildet; von Odeſſa aus verbreitet ſich
as göttliche Wort in die Levante. Die durch den Erzbiſchof von
Gneſen veranlaßte Bulle Pius VII. vom 28ſten Juni 1816 gegen die
Verbreitung der Bibel, hinderte die Polen nicht, unter dem Schutze
Alexanders eine Geſellſchaft in Warſchau zu errichten. Im Öſter-
reichiſchen erſchien 1817 ein Verbot der Bibelverbreitung durch ſolche
Geſellſchaften, und die in Ungarn ſchon beſtehenden wurden unter-
drückt. Die Bibel findet aber auf andern Wegen Eingang in dieſe
Länder. Italien, Frankreich, Spanien und Portugal thaten noch
nichts für dieſe Sache, die Engländer haben aber zur See und von
den Inſeln aus dieſen Nationen Bibeln in ihren Sprachen mit Er-
folg zugeführt. In Nordamerika wirkt ſeit 1816 eine große ameri-
kaniſche Bibelgeſellſchaft mit ihren Töchtern, jetzt hundert, weit über
die Grenzen der vereinigten Staaten hinaus. Die Colonien wett-
eifern für dieſe Sache; auch Hayti hat dazu die Hände geboten, und
die Eskimos auf Labrador leſen ſchon die Apoſtelgeſchichte in ihrer
Sprache. Ein gleicher, weit wirkender Eifer für die Verbreitung der
Bibel regt ſich im ſüdlichen Afrika und in Oſtindien, wo mehrere
Druckereien Bibeln in den Landesſprachen liefern; ſelbſt die Inſeln an
der Oſtſeite Aſiens werden nicht überſehen. Der Mittelpunct dieſer
großen Unternehmungen iſt die brittiſche Bibelgeſellſchaft in London,
die ſeit ihrer Stiftung bis jetzt an 2 Mill. Bibeln und Neue Teſta-
mente vertheilt hat. In den Niederlanden bemerkt man eine brüder-
liche Vereinigung der verſchiedenen Confeſſionen für dieſen Zweck, die
auch in andern Ländern von gemiſchter Religion durch das Zuſam-
mentreten der Bibelgeſellſchaften bewirkt worden iſt. Sie tragen über-
haupt viel dazu bei, unter Chriſten von allen Parteien das Gefühl
ihrer Gemeinſchaft in den wichtigſten Überzeugungen anzuregen, und
bringen ohne Zwang, die Quellen der wahren Religion in die Hände
von Millionen, die ſonſt vielleicht nie dazu gekommen wären. Was
dadurch ſowohl unter den Völkern der Chriſtenheit, als unter den
Heiden, die das Chriſtenthum auf dieſem Wege kennen lernen, an
richtiger Religionserkenntniß, Frömmigkeit und Verbeſſerung der Sit-
ten gewonnen werden kann und wird, überſteigt alle Berechnung.
In der Geſchichte der ſittlichen und religiöſen Bildung des Menſchen-
geſchlechts muß eine ſo weitumfaſſende Verbreitung der Bibel Epoche
machen, da ſchon ihre Überſetzung in Sprachen, denen bisher alle
Literatur, ja meiſtentheils auch die Schreibekunſt fehlte, eine höchſt
bedeutende welthiſtoriſche Wichtigkeit hat. Ob aber wohl überall der
Sinn in der Überſetzung richtig getroffen iſt? Und ob nicht die rohen
Völker wunderliche Vorſtellungen damit verbinden werden, ſo lange
es ihnen an Schulen und Predigern fehlt? — Die durch die Bibel
gewonnenen neuen Chriſten ſind größtentheils Schüler der evange-
liſchen Miſſionäre, folglich gehören ſie zu der proteſtantiſchen Kirche,
in welche das Bibelleſen wohl auch Catholiken hinüberführen könn-
te. — Alle Feinde der Bibel ſind auch Gegner der Bibelgeſellſchaf-
ten; man darf aber nicht umgekehrt ſchließen. Indeß läßt eine jetzt
von neuem beſtätigte Erfahrung nicht bezweifeln, daß die innere
Kraft des göttlichen Wortes unaufhaltſam fortfahren wird, den
Segen der ewigen Wahrheit über die ganze bewohnte Erde zu ver-
breiten. E.

Biber. Dieſes merkwürdige und kunſtreiche Thier findet man in Europa faſt überall an Flüſſen und Seen. Es ſieht einer Waſſerratte ähnlich, hat aber die Größe eines Hundes. Für beſonders bewundernswerth hielt man ſeine Kunſtfertigkeit im Bauen. Es ward vielfach erzählt und geglaubt, daß in Canada, wo die Biber häufig leben, ſich oft mehrere hunderte zu einem gemeinſchaftlichen Baue vereinigten, Bäume fällten und in die Erde ſchlügen, mit Zweigen durchflöchten, und ſo einen Damm zu Stande brächten. In dieſem Damme erbaute ſich jeder eine Wohnung von mehrern Gemächern, und 3 Stockwerk Höhe, belege die Fußböden mit Moos, glätte die Wände u. ſ. w.; dabei rühmte man ihre bewundernswürdige Ordnungsliebe, Unterwürfigkeit und Pünctlichkeit, gab ihnen einen Rath und Präſidenten u. ſ. w. Allein ein neuerer engliſcher Reiſebeſchreiber, Hearne, der viele Biberbaue unterſucht hat, will von ſolcher Kunſtfertigkeit nichts bemerkt haben. Sie leben in Uferhöhlen, und richten ſich, wie jedes Thier, dieſelben bequem zur Wohnung ein. Das Fleiſch des Bibers wird gegeſſen, als lecker wird aber ſein Schwanz betrachtet, der dick, fett und fiſchartig iſt. Die Biberfelle geben ein treffliches Pelzwerk, beſonders werden die Haare zu Hüten verwandt, die, nach dem lateiniſchen Namen des Thieres, Caſtorhüte genannt werden. Das Bibergeil, eine ölige Feuchtigkeit, die ſich in eignen Drüſen bei dem Thiere ſammelt, wird als ein krampfſtillendes Mittel gebraucht. Auch in Preußen und Polen, ſo wie in Oberbaiern an Flüſſen, welche weite Wälder durchſtrömen und auch hier und da an der Elbe gibt es Biber.

Bibliographie, auch **Bibliognoſie** und **Bibliologie** genannt, beſchäftigt ſich mit der innern und äußern Kenntniß der Bücher, und kann, dieſer doppelten Beziehung gemäß, in eine wiſſenſchaftliche und materielle eingetheilt werden. Die wiſſenſchaftliche betrachtet die Bücher blos nach ihrem Inhalte, und hat bei der, bald blos berichtenden, bald zugleich kritiſchen und beurtheilenden Verzeichnung derſelben den Zweck, jeden Gelehrten mit den vorzüglichſten Büchern ſeines Fachs bekannt zu machen. Bibliographien in dieſem Sinne des Worts (auch Literaturen und Bibliotheken genannt) ſind gewöhnlich in ſyſtematiſcher Form abgefaßt — ſollte für manche die chronologiſche nicht geeignet ſein? — und es verdienen unter den ſpeciellern vorzügliche Erwähnung: J. A. Nöſſelts Anweiſung zur Kenntniß der beſten allgemeinen Bücher in der Theologie (4te Aufl. Leipz. 1800, 8. und Simons Fortſetzung, Leipz. 1813, 8.), E. Chr. Weſtphals Anleitung zur Kenntniß der beſten Bücher in der Rechtsgelahrtheit (3te Aufl. Leipz. 1791, 8.), C. F. Burdach Literatur der Heilwiſſenſchaft (Gotha 1810. II. 8.), W. Gf. Ploucquet Literatura medica (Tübingen 1808. IV. 4.), J. G. Meuſels Bibliotheca historica (Leipz. 1782—1802. XI Tomi in 22 Bänden unvollendet), deſſen Literatur der Statiſtik (Leipz. 1816. II. 8.), F. W. A. Murhard Literatur der mathematiſchen Wiſſenſchaften (Leipz. 1797. V. 8.), F. Bd. Weber Handbuch der ökonomiſchen Literatur (Berlin 1803. II. 8. nebſt Suppl. 1809), G. R. Böhmer Bibliotheca scriptorum historiae naturalis (Leipz. 1785—99. VII. 8.), Alb. Haller Bibliotheca botanica (Zürich 1771. II. 4.), anatomica (ib. 1774. II. 4.), chirurgica (Bern 1774. II. 4.) und medicinae practicae (Bern 1776 ff. IV. 4.) u. a. m. Auch gut geordnete und fleißig gearbeitete Verzeichniſſe von Bibliotheken, welche ſich in einzelnen Fächern auszeichnen, können mit Nutzen gebraucht werden (ſ. **Bücherkatalo-**

je). Nicht minder gibt es nationale Bibliographien oder Werke über die Literatur einzelner Völker, wohin Nic. Haym Biblioteca italiana (Milano 1813. IV. 8.), Egerton Brydge's British bibliographer (London 1809. IV. 8.) u. a. gehören. Ein umfaſſenderes und erſchöpfenderes Werk über alle Zweige der Literatur zu allen Zeiten und bei allen Völkern beſitzen wir, einige ganz unerhebliche Verſuche abgerechnet (denn die ebenfalls ſehr mangelhaften und unrichtigen Bücherlexika von Georgi, Leipz. 1742 ff. Fol. und Heinſius, Leipz. 1812 IV. 4. nebſt Suppl. können ſchon der lexikaliſchen Form wegen kaum hierher gezogen werden), noch nicht, und können es auch wegen der vielen in die Augen fallenden Schwierigkeiten, mit denen ein ſolches Unternehmen verknüpft iſt, namentlich auch zum Theil wegen des noch immer ſehr unvollkommenen literariſchen Verkehrs, nicht ſobald erwarten. Treffliche Vorarbeiten dazu ſind J. S. Erſchs Handbuch der deutſchen Literatur ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts (Amſterdam und Leipz. 1812—14. in 2 Bänden oder 8 Abtheilungen in 8., und in der 2ten bis 1820 fortgeführten Ausgabe — Leipz. 1822—23 in 4 Bdn. oder 7 Abtheil.) und deſſen allgemeines Repertorium der Literatur von 1785—1800 (Jena 1793—1809. II. 4.). Allgemeinere und mehr hiſtoriſche Anleitungen zum Studium der Bibliographie enthalten M. Denis Einleitung in die Bücherkunde (Wien 1795. II. 4.), Achard Cours de bibliographie (Marſeille 1807. III. 8.), Th. Hartwell Horne Introduction to the study of bibliography (Lond. 1814. II. 8.) und Gabr. Peignot Dictionnaire raisonné de bibliologie (Paris 1802—4. III. 8.). — Die materielle Bibliographie, oft vorzugsweiſe Bibliographie genannt, betrachtet die Bücher nach ihrer äußern Beſchaffenheit, ihren Schickſalen und andern hiſtoriſchen Umſtänden, und hat ihre Ausbildung vorzüglich in Frankreich und England erhalten. Unter den allgemeinen Werken in lexikaliſcher Form behauptet Brunet's Manuel du libraire (Paris 1814. IV. 8. — Ad. Clarke's bibliographical Dictionary, Liverpool 1802 ff. VIII. 12. iſt unbrauchbare Zuſammenſtoppelung) ohne Widerſpruch den erſten Rang *), ſo wie unter den ſyſtematiſchen, ungeachtet mancher Übereilungen und Unſicherheiten, Debure Bibliographie instructive (Paris 1763. X. 8.). Von den einzelnen Zweigen der materiellen Bibliographie (andere ſind im Art. Bibliomanie genannt) mögen hier Erwähnung finden: die Kenntniß der alten Drucke (Incunabeln, oder, wenn von claſſiſchen Schriftſtellern die Rede iſt, editiones principes), über welche das Hauptwerk G. Wfg. Panzers Annales typographici (Nürnberg 1793—1803. XI. 4. geht bis aufs Jahr 1536) ſind, mit welchem jedoch immer die noch etwas weiter gehenden und nicht bloße Buchtitel enthaltenden Annales Typographici von Maittaire (Hag. Com. 1719 ff. XI. 4.) verbunden werden müſſen. Ausführlichere Beſchreibungen einzelner alten Drucke liefern Serna Santander Dictionn. bibliogr. du 15. siècle (Brux. 1805. III. 8.), Dibdin Bibliotheca Spenceriana (Lond. 1804. IV. 8.), Foſſius catalogus codicum sec. 15. impressor. bibliothecae Magliabechianae (Flor. 1793. III. f.) u. a. m. Die Kenntniß der ſeltenen Bücher, welche wegen der Zufälligkeiten und des unſichern Grundes, auf welchem ſie beruht, ſchwie-

*) Den Rang möchte ihm jetzt wohl Eberts allgemeines bibliographiſches Lexicon ſtreitig machen, das in 2 Bänden 4. (Leipzig 1821 bis 23) erſchienen iſt. A. d. H.

riger iſt, als man gewöhnlich glaubt, und nur zu leicht in oberflächliches Geſchwätz und Willkürlichkeiten ausartet, haben mehr entſtellt als gefördert J. Vogt Catalogus librorum rariorum (Frankfurt und Leipz. 1793, 8.) und J. Jac. Bauers Bibliotheca libror. rarior. universalis (Nürnb. 1770—91. XII. 8.); werthvoller aber unvollendet (bis zum Buchſtaben J) iſt David Clements Bibliothèque curieuse (Gött. 1750—60. IX. 4.). Ebenfalls auf richtigern Wegen, obgleich nicht auch ganz zuverläſſig, iſt G. Peignot in der Notice des livres imprimés à cent exemplaires au plus (in ſ. Répertoire des bibliographies speciales, Paris 1810, 8.). Auch mögen hieher die Verzeichniſſe der in der römiſchen Kirche verbotenen Bücher (indices librorum prohibitorum et expurgandorum) gerechnet werden. Zur Entdeckung der Verfaſſer anonym und pſeudonym erſchienener Schriften dienen außer der unbehülflichen und unbibliographiſchen Compilation des Vinc. Placcius (Theatrum anonymor. et pseudon. Hamb. 1708 ff. nebſt Mylius Suppl. 1740 ff. 8.) Barbiers durch Genauigkeit und weiſe Sparſamkeit ſich gleich empfehlendes Dictionnaire des ouvrages anon. et pseudon. Paris 1806—9. IV. 8. (doch blos franzöſiſche und lateiniſche Schriften enthaltend). Endlich gibt es auch mehrere vermiſchte Sammlungen von Beſchreibungen verſchiedner merkwürdiger und ſeltner Bücher, von denen beſonders die von F. G. Freytag (Analecta lit. Leipzig 1750, 8. Apparatus lit. Leipz. 1752. III. 8. Nachrichten von ſeltenen und merkwürdigen Büchern Th. 1. Gotha 1776, 8.), M. Denis (Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek. Wien 1780, 4.) und Th. Frognall Dibdin (Bibliographical decameron. Lond. 1817. III. 8.) ausgezeichnet zu werden verdienen. Welche wichtige Quelle für die Bibliographie übrigens die gelehrten Zeitſchriften ſind (ſ. d. Art. Literaturzeitung), bedarf keiner Erinnerung. A—s.

Bibliomanie entſpricht zwar dem deutſchen Worte Bücherſucht, wird aber in unſern Tagen mit einer Nebenidee verbunden, welche der Sache ein wo nicht gerade edleres, doch wenigſtens kunſtgerechteres Anſehen gibt. Schon zu Höltys Zeit bezeichnete der Name Biblioman etwas mehr, als einer, von dem ſich blos im Allgemeinen ſagen läßt:

> Jener liebet den Prunk gleißender Wiſſenſchaft,
> Stapelt Bücher auf Bücher auf,
> Und begaffet den Band und den bemalten Schnitt,
> Und den gläſernen Bücherſchrank.

Der ächte Biblioman im jetzt üblichen Sinne des Worts kauft nicht ohne Auswahl alles zuſammen, was ihm nur vor die Hand kommt, ſondern ſammelt allerdings nach gewiſſen Rückſichten, legt aber dabei auf außerweſentliche und zufällige Umſtände und Beſchaffenheit der Bücher einen vorzüglichen Werth, und läßt ſich bei dem Ankaufe mehr durch dieſe, als durch den wiſſenſchaftlichen Gehalt, oder doch wenigſtens in gleichem Grade mit letzterm beſtimmen. Dieſe Rückſichten beziehen ſich theils auf ſogenannte Collectionen, theils auf Schickſale und Alter der Bücher, theils auf das Material derſelben. Die Collectionen oder Sammlungen von Büchern, welche als zuſammengehörig betrachtet werden, weil ſie einen gewiſſen, den Bibliomanen wichtigen Gegenſtand betreffen, oder in einer gewiſſen beliebten Manier gearbeitet, oder in einer berühmten Druckerei erſchienen ſind, ſind zum Theil noch am meiſten wiſſenſchaftlich belehrend. Dahin gehören Sammlungen von Ausgaben der Bibel (die vollſtändigſte zu

Stuttgart) oder einzelner Claſſiker (über Horaz und Cicero auf der Rathsbibliothek zu Leipzig, über Sleidans Commentarien auf der daſigen Univerſitätsbibliothek, über Virgil in der Trewſchen Bibliothek zu Altdorf), der Elzevirſchen Republiken (Dresdner Bibliothek), der Ausgaben in usum Delphini und cum notis variorum, der von der Crusca angeführten Ausgaben italieniſcher Claſſiker, der bei Aldus, Comino in Padua und Bodoni (von letztern vollſtändigſte Sammlung in der Bibliothek der Herzogin von Abrantes) gedruckten Bücher, der bei Maittaire, Foulis, Barbou, Brindley, Baskerville und zu Zweibrücken erſchienenen Ausgaben der Claſſiker u. a. m. Früher am meiſten gepflegt, aber jetzt weniger an der Tagesordnung ſind Sammlungen von Büchern, welche durch ihre Schickſale merkwürdig ſind, wohin ſeltne (ehemalige beträchtliche Sammlungen von Engel und Salthon, von den noch beſtehenden die verhältnißmäßig ſtärkſte zu Dresden), verbotene, wegen merkwürdiger Verſtümmelungen geſuchte u. a. Bücher gehören. Noch immer allgemein geſucht ſind indeſſen die in den früheſten Zeiten der Buchdruckerkunſt erſchienenen Bücher (Incunabeln), insbeſondere die erſten Ausgaben (editiones principes) claſſiſcher Schriftſteller. Am gewöhnlichſten aber bezieht ſich der Luxus der Bibliomanen auf das Material der Bücher. Mit vorzüglicher Begierde werden geſucht, und oft mit unerhörten Preiſen bezahlt, Prachtausgaben, von Kupferwerken Abdrücke avant la lettre und farbige Abdrücke, Exemplare, die mit Miniaturen und ſchön gemalten Anfangsbuchſtaben verziert, oder auf Pergament (beträchtlichſte Sammlung derſelben die 1815 verſteigerte von Mac Carthy; an einem eignen bibliographiſchen Werke über dieſen Gegenſtand arbeitet van Praet in Paris), auf Papier in ungebräuchlichen Stoffen (Oeuvres du Marq. de Villetto. Lond. 1786, 16.) auf verſchiedenen Papierverſuchen, Fr. E. Bruckmann Historia naturalis Asbesti. Brunſv. 1727, 4. auf Asbeſtpapier), auf farbigem Papier (in Italien gewöhnlich blau, in Frankreich roſenfarbig, in ältern deutſchen Büchern gelb, ſeltner grün; Verzeichniß derſelben in Peignot Répertoire des bibliographies spéciales. Paris 1810, 8.), auf großem, d. h. mit ſehr breitem (von den ächten Bibliomanen oft nach Zollen und Linien beſtimmten) Rande verſehenen Papier, oder mit Gold, Silber und andern Farben gedruckt (Fasti Neapolionei. Paris 1804, 4. ein Exemplar auf blauem Velinpapier mit goldnen Buchſtaben; Magna Charta. London, Whitaker 1816, Fol. drei Exemplare auf purpurfarbnem Pergament mit goldnen Buchſtaben), oder deren Text ganz in Kupfer geſtochen iſt (Verzeichniß derſelben bei Peignot a. a. O.). In Frankreich und England iſt auch der Einband ein vorzüglicher Gegenſtand dieſes Luxus geworden. In erſterm Lande ſind vorzüglich die Einbände von Derome und Bozerian geſchätzt, in letzterm die von Charles Lewis und Roger Peyne, von deſſen Arbeit die Bibliothek des Lord Spencer unter andern den glasgower Äſchylus von 1795 beſitzt, deſſen Einband 16 Pf. Sterling 7 Schill. koſtete. Überhaupt wird in London in dieſem Stücke eine ſolche Verſchwendung getrieben, daß ein prachtvoller Einband des Macklinſchen Bibelwerks (4 Foliobände) in rothem oder blauem Saffian 75 Guineen, und Boydells große Ausgabe des Shakſpeare (9 Bände mit den großen Kupfern) 132 Pf. Sterling koſtet. Oft iſt ſelbſt der Schnitt des Buchs mit den ſauberſten Gemälden verziert. Auch durch Sonderbarkeiten aller Art ſuchte man bisweilen den Einbänden einen eigenthümlichen Werth zu geben. Der Buchhändler Jeffery zu Lon-

von ließ Fox Geſchichte Jacobs II. mit Anſpielung auf den Namen des Verfaſſers, in Fuchsleder (Fox-skin), und der bekannte engliſche Biblioman Askew ein Buch ſogar in Menſchenhaut binden. Die dresdner Bibliothek beſitzt mehrere in vergoldetes Meſſing, und die königsberger Schloßbibliothek zwanzig in Silber eingebundene Bücher (gemeiniglich die ſilberne Bibliothek genannt), welche mit großen und ſchön gravirten Goldplatten in der Mitte und auf den Ecken reichlich beſetzt ſind. Zur äußern Ausſchmückung gehört auch die Einfaſſung der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien (exemplaire réglé), gewöhnlich von rother Farbe; eine Sitte, die man ſchon in frühern Drucken, namentlich in den bei Stephanus erſchienenen, findet. Das ehemals ſehr übliche Illuminiren der Kupfer iſt dagegen, wenn es nicht der Inhalt derſelben nothwendig macht (z. B. bei naturhiſtoriſchen oder das Coſtüm betreffenden Werken), jetzt abgekommen, weil die Farben die Kunſt des Grabſtichels verbergen. Daher werden auch z. B. illuminirte Exemplare von Dürerſchen Holzſchnitten weniger geſchätzt, als ſolche, denen man ihre urſprüngliche Geſtalt gelaſſen hat. Wie groß indeſſen auch die Menge der künſtlichſten Erfindungen, durch welche immer ein Biblioman den andern zu übertreffen ſuchte, ſein mag, ſo waren ſie doch faſt alle erſchöpft, bis man endlich auf den ſublimen Einfall gerieth, manche Werke durch Hinzufügung von Kupferſtichen, welche zwar den Text des Buchs erläuterten, übrigens aber nicht im mindeſten zu demſelben gehören, zu bereichern, und ſo ſich auf dieſe Art einzige Exemplare verſchaffen. So bietet Longman in London eine ſolche illustrated copy von dem ſonſt ganz gewöhnlichen Biographical dictionary of all the engravers by Joh. Strutt (Lond. 1785—86. II. 4.) aus, welche bis zu 37 Großfoliobänden angeſchwellt iſt, und nicht weniger als 2000 Pf. Sterl. koſten ſoll, und die dresdner Bibliothek verwahrt aus früherer Zeit ein ähnliches Exemplar von Buddeus hiſtoriſchem Lexicon. Unter den Verſteigerungen, in welchen ſich die Ausſchweifungen der Bibliomanen beſonders zeigten, behauptet die der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh zu London, 1812, einen Rang, der ihr nie wird ſtreitig gemacht werden können. Alles wurde in derſelben faſt mit unglaublichen Preiſen bezahlt (es iſt bekannt, daß die erſte bei Valdarfer 1471 erſchienene Ausgabe des Boccaccio um 2260 Pf. Sterl. wegging), und zu ihrem Andenken ward im folgenden Jahr ein Bibliomanio-Roxburgh Club geſtiftet, deſſen Präſident Lord Spencer iſt, und der ſich jährlich am 13ten Juli, dem Jahrestage des Verkaufs des Boccaccio, in der St. Albans Tavern verſammelt. Es bedarf wohl keines weitern Beweiſes, daß in der Bibliomanie, die ihre erſte kunſtmäßige Ausbildung gegen das Ende des 17ten Jahrh. in Holland erhielt, die Engländer jetzt einen Rang behaupten, den ihnen weder die Franzoſen noch Italiener, und noch weniger die kleine Zahl von Sammlern im Süden von Deutſchland ſtreitig zu machen vermögen. Zu gleicher Zeit haben ſie auch das freilich etwas zweideutige Verdienſt, in Th. Frognall Dibdins Bibliomania or book madness (Lond. 1811, 8., womit deſſelben Bibliographical decameron. Lond. 1817. III. 8. zu verbinden iſt) die ſonderbarſten Einfälle, auf welche ein reicher Sammler nur immer gerathen kann, in ein Syſtem gebracht zu haben. A—s.

Bibliotheken. Die älteſte Bibliothek wird dem ägyptiſchen Könige Oſymandyas zu Memphis zugeſchrieben, aber wahrſcheinlich aus einem Mißverſtändniß. Unter den Griechen legte Piſiſtratus zu

ſthen zuerſt eine Bibliothek an, welche Xerxes nach Perſien abführen, Seleucus Nicator aber wieder nach Athen zurückbringen ließ. Am berühmteſten war im Alterthum die Alexandriniſche Bibliothek, über welche der Art. Alexandria zu vergleichen iſt. Nach Rom brachten die erſten Bibliotheken Ämilius Paulus und Lucullus als Kriegsbeute. Die erſte öffentliche Bibliothek ſtiftete Aſinius Pollio, auch aus gemachter Beute. Eine ſehr bedeutende Bibliothek legte Julius Cäſar an, und übergab die Einrichtung dem gelehrten Varro. Auguſt ſtiftete zwei Bibliotheken, von denen die eine palatina hieß, weil ſie im Tempel des Apollo auf dem palatiniſchen Hügel ſtand, die andere ſich im Theater des Marcellus befand. Neros Brand richtete mehrere Bibliotheken zu Grunde. Domitian ließ ſie wieder herſtellen. Trajan legte eine ſehr berühmte Bibliothek an. Publius Victor zählt 28 öffentliche Bibliotheken in Rom; außerdem gab es viele große Privatbibliotheken. Dieſe Schätze wurden zerſtört oder verſtreut, theils durch die verwüſtenden Völkerwanderungen, theils durch die Bilderſtürmer. — Im 9ten und 11ten Jahrh. wurden durch den weiſen oſtrömiſchen Kaiſer Baſilius Macedo und durch die gelehrte Komneniſche Kaiſerfamilie mehrere Bücherſammlungen, beſonders in den Klöſtern auf den Inſeln des Archipelagus und auf dem Berge Athos angelegt. Die Araber hatten zu Alexandria eine anſehnliche Bibliothek von arabiſchen Büchern angelegt. Al Mamun ließ auch viele griechiſche Codices aufkaufen und nach Bagdad bringen. Im Occident wurden vorzüglich ſeit der zweiten Hälfte des 8ten Jahrh. auf Carls des Großen Ermunterung Bibliotheken angelegt. In Frankreich war eine der berühmteſten in der Abtei St. Germain de Prés zu Paris; in Deutſchland die Bibliotheken zu Fulda, Corvey, und ſeit dem 11ten Jahrh. zu Hirſchau. In Spanien hatten die Araber im 12ten Jahrh. 70 öffentliche Bibliotheken, wovon die zu Cordova 250,000 Bände enthielt. Auch in England, in Italien wurden mit großem Eifer Bücherſammlungen angelegt, namentlich von Richard Angervyle, Petrarca, Boccaccio u. a. Nach Erfindung der Buchdruckerkunſt konnte dies leichter und mit mindern Koſten geſchehen. Nicolaus V. gründete die Vaticanbibliothek, der Cardinal Beſſarion vermachte ſeine treffliche Bibliothek der Marcuskirche zu Venedig. Die berühmteſten Bibliotheken der neuern Zeit ſind: die königliche Bibliothek zu Paris (über 350,000 gedruckte Bücher und 80 000 Handſchriften), die Centralhofbibliothek zu München (über 400,000 gedruckte Bücher und 9000 Handſchriften), die kaiſerliche zu Petersburg (300,000 Bücher und 11,000 Handſchriften), die kaiſerliche zu Wien 300,000 Bücher und 12,000 Handſchriften), die akademiſche zu Göttingen (gegen 300,000 Bücher), die königliche zu Dresden (wenigſtens 220,000 gedruckte Bücher, 150,000 Diſſertationen und kleine Schriften nicht gerechnet, und 2700 Handſchriften *)), die königliche zu Kopenhagen (130,000 Bücher und 3000 Handſchriften), im Escurial (130,000 Bände und treffliche arabiſche Handſchriften), die königliche zu Berlin (180,000 Bände und 7000 Handſchriften), die akademiſche zu Prag (130,000 Bände und 8000 Handſchriften), die königliche in Stuttgart (116,000 Bände), die vaticaniſche zu Rom (30,000 Bücher und 40,000 Handſchriften). In England ſind die beiden größten Bibliotheken die bodlejaniſche in

*) S. Eberts Geſch. und Beſchreib. der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden. Leipzig 1822. 8.

Oxford (500,000 Bände und 80,000 Handſchriften), und die Biblio-thek des brittiſchen Muſeums zu London (150,000 Bücher und gegen 60,000 Handſchriften).

Bibliſche Alterthümer oder Antiquitäten nennt man die Wiſſenſchaft, welche die Verfaſſung, die Sitten und Gebräuche theils des jüdiſchen Volks, theils der früheſten chriſtlichen Kirche beſchreibt. Die bürgerlichen Verhältniſſe, die gottesdienſtlichen Einrichtungen, die Gewohnheiten des häuslichen Lebens, die Wohnungen und die heiligen Orte, die Trachten und die Geräthſchaften und andere Dinge des äußern Lebens machen den Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft aus. Die bibliſchen Alterthümer ſind theils jüdiſche, theils chriſtliche. Die Quellen der erſtern ſind das alte Teſtament, die Schriften des Joſephus und des Philo und der Talmud, nebſt den Schriften der Rabbinen. Doch muß man den Talmud und die Schriften der Rabbinen mit großer Vorſicht gebrauchen, wenn man nicht die Sitten der ſpätern Zeit auf die frühere Zeit übertragen will. Die Quellen der chriſtl. Alterthümer ſind das Neue Teſtament und die Schriften der Väter, welche bald nach den Zeiten der Apoſtel lebten und ſchrieben. Ohne die Kenntniß der Sitten und Gebräuche eines Volkes bleiben viele Stellen ſeiner Schriftſteller, in denen darauf angeſpielt wird, unverſtändlich, und es iſt daher dem Schriftausleger die Kenntniß der bibliſchen Antiquitäten unentbehrlich. Unter den neuern Schriftſtellern, welche über die jüdiſchen Alterthümer geſchrieben haben, ſind beſonders Roland, Johann Simonis, Ernſt Auguſt Schulz, Georg Lorenz Bauer, Warnekros und Johann Jahn zu bemerken. Über die chriſtlichen Alterthümer findet man theils Commentaren über das N. T., theils bei den Kirchenhiſtorikern den nöthigen Unterricht. N.

Bibliſche Erdkunde iſt die Wiſſenſchaft, welche die natürliche Beſchaffenheit und die Verfaſſung der Länder kennen lehrt, die der Schauplatz der heiligen Geſchichte, d. h. theils der Begebenheiten des jüdiſchen Volkes, theils der erſten Pflanzung des Chriſtenthums geweſen ſind. Sie beſchreibt daher vorzüglich Paläſtina, gibt aber zugleich von den an Paläſtina grenzenden aſiatiſchen Ländern und von den Provinzen des römiſchen Reichs Nachricht, in die das Chriſtenthum während des apoſtoliſchen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieſer Wiſſenſchaft ſind die heiligen Bücher ſelbſt, die Schriften des Joſephus, die geographiſchen Schriftſteller der alten Welt, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein Onomasticon urbium et locorum scripturae s., welches der Biſchof von Cäſarea Euſebius im 4ten Jahrh. in griechiſcher Sprache ſchrieb und Hieronymus ins Lateiniſche überſetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche dieſe für den Schriftausleger höchſt wichtige Wiſſenſchaft bearbeitet haben, werden beſonders die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand von Hamelsfeld geſchätzt. N.

Bienen. Dieſe durch bewunderungswürdigen Kunſttrieb, durch Ordnungsliebe und Fleiß ſo merkwürdigen Inſecten ſind von den Menſchen früh unter die Hausthiere verſetzt worden. In Polen, Rußland und in vielen andern Ländern trifft man ſie auch noch wild. Die wilden Bienen, die in Baumhöhlen hauſen, ſind rauher, dicker und ſchwärzer als die zahmen. Der Haushalt der Bienen iſt höchſt bewunderungswürdig; ſie iſt zwar viel beobachtet worden, allein die Beobachtungen ſind über viele Eigenthümlichkeiten noch ſehr widerſprechend. Die Bienen leben in zahlreicher Geſellſchaft zuſammen, die

man Schwarm nennt, und aus ungefähr 20,000 Arbeitsbienen oder Geſchlechtsloſen, aus 1600 Drohnen oder männlichen Bienen und einem Weibchen, welches man Königin oder Weiſel nennt, beſteht. Die Arbeitsbienen ſind die kleinſten; ſie bilden den Staat, bauen die Zellen, ſammeln Wachs und Honig und nähren die Brut. Die Zellen ſind aus Wachs verfertigt und dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs, theils zur Zeitigung der Brut. In einem Stocke befinden ſich gewöhnlich 50,000 Zellen. Den Stoff zum Honig holen die Bienen aus dem Nektar der Blumen zuſammen. Den Honigſtoff verſchlucken ſie, bereiten ihn im Magen zum wirklichen Honig und geben ihn dann in den Zellen von ſich. Den Wachsſtoff holen ſie ebenfalls als Blüthenſtaub aus den Blumen, und bringen ihn nach Hauſe, indem ſie denſelben an ihre ausgehöhlten Hinterbeine kleben. Zu Hauſe wird der Staub angefeuchtet, durchknetet und zu Wachs verarbeitet. Die Kunſt und Regelmäßigkeit, mit welcher die Zellen gebaut ſind, kennt jedermann. Die Drohnen ſind größer als die Arbeitsbienen, haben aber keinen Stachel, ihre Beſtimmung ſcheint nur die Befruchtung der Königin zu ſein. Kurz darauf ſterben ſie, oder werden, wie einige behaupten, von den Werkbienen umgebracht. Die Königin iſt die Seele des Schwarms; neben ihr wird keine zweite geduldet; entſtehen bei einer Brut ihrer mehrere, ſo bilden ſie entweder mit ihrem Anhange neue Schwärme und wandern aus, oder werden umgebracht. Regelmäßig entwickelt ſich alle Jahr ein neuer Schwarm, trennen ſich aber zwei oder gar drei, ſo iſt dies von keinem Vortheile, weil die Schwärme dann zu ſchwach werden. Die Königin iſt größer als die übrigen Bienen, doch nicht ſo groß als die Drohnen; ihre Beſtimmung iſt, das Geſchlecht fortzupflanzen. Sie legt in jede Zelle ein Ei, welches dann, wenn es ſich entwickelt, von den Arbeitsbienen gepflegt wird. Alle Bienen zeigen große Zuneigung gegen ſie, und der ganze Schwarm zerſtreut ſich oder ſtirbt, wenn ſie durch einen Zufall umkommt. Doch wollen einige Naturforſcher beobachtet haben, daß ſie ſich zuweilen eine neue Königin verſchaffen; ſie erweitern nämlich eine gewöhnliche Zelle, pflegen die darin befindliche Brut mit Sorgfalt, und ſo entwickelt ſich daraus eine neue Herrſcherin. Übrigens vergleiche man über die bewundernswürdige Haushaltung der Bienen und ihre Pflege Bonnets Betrachtungen über die Natur, Struves prakt. Anleitung zur Bienenzucht und Lehnkes Bienenzucht.

Bienenrecht iſt der Inbegriff der zum Beſten der Bienenzucht erlaſſenen landesherrlichen und obrigkeitlichen Geſetze, und das darin gegründete Recht. Die Bienen werden nach dem römiſchen Rechte zu den wilden Thieren, nach dem alten Sachſenrechte zu den Gewürmen, und nach verſchiedenen Provinzialgeſetzen zu dem gezähmten Viehe gezählt, oder dem Geflügel angereiht. Auf ſeinem Eigenthum iſt jeder Bienen zu halten befugt, inſofern den Nachbaren dadurch kein weſentlicher Schaden zugefügt wird, oder von andern ein Verbietungsrecht gezeigt werden kann. Auf fremdem Grunde und Boden iſt aber zur Anlegung eines Bienenſtandes die Einwilligung des Grundeigenthümers erforderlich, und der Ertheilung derſelben können weder die Hutungsberechtigten, noch andere Immeker oder Bienenväter, welche in der Gegend bereits Bienenſtellen haben, widerſprechen, wenn die letztern kein beſonderes Verbietungsrecht zeigen oder erweiſen können, daß durch die zu nahe Anlage des neuen Bienenſtandes ihren ältern

Stellen Schaden und Nachtheil zugefügt wird. Wider die Aufnahme fremder Bienen hat in der Regel kein Widerſpruch ſtatt, weil es dem Beſitzer einer Bienenſtelle freiſtehen muß, ſein Eigenthum ſelbſt, oder durch Verpachtung, zu benutzen. Die Abgaben, Zehnten ꝛc., welche von den Bienen entrichtet werden müſſen, beruhen auf Herkommen und auf beſonderen Geſetzen, nach welchen man auch, ſowohl die Strafe des Bienendiebſtahls überhaupt, als die verſchiedenen künſtlichen Arten deſſelben zu beurtheilen hat. Wer ſogenannte Heer- oder Raubbienen mit Gift oder auf andere Weiſe tödtet, muß zwar den Eigenthümer derſelben entſchädigen, aber er begeht dadurch kein criminelles Verbrechen. Gegen den Herrn der Raubbienen kann übrigens der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenerſatz nicht klagen, weil nach den Erfahrungen und Beobachtungen verſtändiger Bienenkenner der letztere gewöhnlich ſelbſt Schuld an der Beraubung ſeiner Bienen iſt. Allein auf die zahmen jungen Bienenſchwärme hat der Eigenthümer des Mutterſtocks ein ausſchließendes Recht, und er kann ſie auch auf fremdem Grund und Boden, gegen Erſatz der dadurch verurſachten Beſchädigungen, verfolgen und daſelbſt einfangen. Hat jedoch der Eigenthümer des Mutterſtocks die Verfolgung des jungen Schwarmes aufgegeben oder aufgeben müſſen, weil er gänzlich aus den Augen verſchwunden iſt; ſo kann der Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf welchem der Schwarm ſich geſetzt hat, denſelben einfangen oder deſſen unentgeltliche Herausgabe fordern, wenn ihn ein Dritter, ohne des Eigenthümers Vorwiſſen, oder wider deſſen Willen, eingefangen hat. Wer hingegen ſeines Nachbars Bienen verbrennt, weil ſie um ſeinen Stock ſchwärmen, iſt zum Schadenerſatz verpflichtet. Der Waldbienenſtock endlich gehört zu Waldnutzungen und mithin kann nur der Waldeigenthümer darauf rechtlichen Anſpruch machen. X.

Bier. Die Erfindung des Biers iſt keinesweges der neuern Zeit vorbehalten geweſen; ſchon ſeit länger als 2000 Jahren kennt man den Gebrauch deſſelben. Der griechiſche Dichter und Satyriker Archilochus, der ungefähr 700 Jahre, und die griechiſchen Tragödienſchreiber Äſchylus und Sophokles, welche länger als 400 Jahre vor Chriſti Geburt lebten, nennen es Gerſtenwein. Diodor von Sicilien, welcher zu den Zeiten des Julius Cäſar, alſo gerade vor Chriſti Geburt lebte, gedenkt im 20ſten Cap. des 1ſten Buchs ſeiner Geſchichte ebenfalls des Biers. So redet auch Plinius, ungefähr in der Mitte des 1ſten Jahrh. nach Chr., an mehrern Orten ſeiner Naturgeſchichte von dieſem Getränke. Er ſagt, daß daſſelbe auf verſchiedene Weiſe zubereitet würde, ja, daß es eine Art deſſelben gäbe, welche noch geſchickter als der Wein ſelbſt wäre, die Menſchen trunken zu machen. Er nennt es deshalb eine abſcheuliche Art von Getränk, und beklagt ſich über deſſen Zubereitung, als ob die gütige Natur den Menſchen das Getreide nicht zu einem andern Gebrauche gegeben habe. Er gibt uns ferner die Nachricht, daß dieſes Getränk in Spanien celia und ceria, in Gallien und in andern Provinzen des römiſchen Reichs aber cerevisia genannt worden, beſonders bei den alten Deutſchen in Gebrauch geweſen, und bei dieſen ebenfalls cerevisia (von Ceres, die Göttin des Getreides, und von vis, die Macht) geheißen worden ſei. Übrigens haben, ſagt man, die Ägypter, als die erſten Beförderer des Ackerbaues, auch das Bier zuerſt erfunden und dergleichen in der ſpätern Zeit zu Peluſium verfertigt, welches den Namen dieſer Stadt geführt haben und ſehr berühmt

geweſen ſein ſoll. Jetzt hingegen iſt das Bier gänzlich unbekannt in Ägypten. Dieſe und andere Zeugniſſe mehr beweiſen deutlich, daß die Zubereitung des Biers eine der älteſten Erfindungen iſt, wobei jedoch gänzlich unerörtert bleibt, ob und inwiefern das Bier der Alten mit dem unſrigen, beſonders mit dem ſtarken Hopfenbiere, eine Vergleichung aushalten dürfte. Das deutſche Wort Bier kann am natürlichſten von bibere (trinken) abgeleitet werden. — Was die Geſundheit des Bieres und die Zuträglichkeit ſeines Genuſſes betrifft, ſo muß man die leichten und die ſtarken Bierarten von einander unterſcheiden. Die leichten ſchäumenden Biere ſind nur im Frühlinge, und bald nachdem ſie gebraut worden, gut, und ſowohl Geſunden als Kranken heilſam. Gut bereitet, gehörig mit Hopfen gebraut, klar, von goldgelber Farbe und leicht ſchäumend, ſind ſie faſt für jedermann ein überaus geſundes, dem Magen zuträgliches, Durſt ſtillendes Getränk. Man empfiehlt ſie in Nierenkrankheiten, und eine Menge Beobachtungen ſcheint darzuthun, daß ſie auch der Steinkrankheit entgegenwirken; denn dieſes Übel iſt in den Ländern, wo Bier getrunken wird, viel weniger verbreitet als in den Weinländern. Die leichten Biere mit wenigem Hopſen ſind ebenfalls denen zu empfehlen, die zur Schwindſucht Anlage haben, und beſonders denen, die von trocknem und gallichtem, oder ſanguiniſchem und reizbarem Temperament ſind; ſie ſtillen den entzündlichen Zuſtand, wenn die Krankheit einen gewiſſen Grad erreicht hat, oder beugen ihr im Entſtehen vor. Die Wirkungen, welche ſie in dieſen Fällen thun, ſind oft bewundrungswürdig. Zu den ſtarken oder ſchweren Bieren gehören einmal mehrere Braun- und dieſen ähnliche Weißbiere, zu welchen die Beſtandtheile in ſtarken Maſſen genommen werden; dann aber die geiſtigen Biere, die eine vollſtändigere Gährung und Kochung durchgegangen ſind und ſich länger halten. Die erſte Abtheilung enthält die ſchädlichſten Weiß- und Braunbierſorten, welche trübe, aus ſchlecht bereitetem Malze verfertigt, ſchlecht gebraut ſind, oder nicht hinlänglich gegohren haben. Sie verurſachen, zumal jung, Koliken, Blähungen, Harnzwang u. dgl. Doch verlieren ſie dieſe ſchädlichen Eigenſchaften, wenn ſie einige Zeit auf dem Faſſe gelegen und die Hefen abgeſtoßen haben. Ein anderer Nachtheil dieſer Biere, den ſie ſelbſt für diejenigen haben, die ſie gut verdauen, beſteht darin, daß ſie die Werkzeuge des Unterleibes erſchlaffen, die Eingeweide verſchleimen, oder eine übermäßige Entwickelung der zellichten Fetthaut bewirken. In die zweite Abtheilung gehören die ſtarken geiſtigen Biere, in welchen die Stoffe gut verbunden ſind, und welche lange genug gekocht und gegohren haben. Sie haben nicht jene nachtheiligen Folgen, und ſind eben ſo berauſchend und noch nahrhafter als der Wein, den ſie ſehr gut erſetzen. Dahin gehört vorzüglich der engliſche Porter, deſſen berauſchende Kraft übrigens, wenn er, wie in England gewöhnlich, vom Faſſe getrunken wird, nur gering iſt, und der auch in mehreren Krankheiten mit Nutzen angewandt wird. In Ägypten führte die franzöſiſche Expedition die Bierbrauerei ein, die ſchon den alten Ägyptern bekannt war, und nach neuern Nachrichten geht dort auch noch jetzt die Bierbrauerei fort.

Bieſter (Joh. Erich), erſter Bibliothekar an der königl. Bibliothek zu Berlin, verdient als ein Mann, der nicht nur in ſeinem nächſten Wirkungskreiſe durch die uneigennützigſte Bereitwilligkeit in Mittheilung der ſeiner Aufſicht anvertrauten literariſchen Schätze vielfach genützt, ſondern auch mit wohlgemeintem Eifer für die Verbrei-

tung der Aufklärung kräftig gewirkt hat, einer löblichen Erwähnung. Wir entlehnen aus ſeiner von ihm ſelbſt entworfenen Biographie folgende Umſtände ſeines Lebens. Geboren 1749 zu Lübeck, wo ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, zeigte er früh Neigung für Sprachen, und ward daher den Studien gewidmet. Nachdem er auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, unter der Leitung des würdigen Overbeck, einen guten Grund gelegt, ging er nach Göttingen, um die Rechte zu ſtudieren. Allein ſeine Lieblingsfächer blieben Literaturgeſchichte, Sprachen, Kritik, Geſchichte. Er faßte keinen beſtimmten Lebensplan, weder zum Brot- noch zum Ruhmerwerb. Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt begann er die juriſtiſche Praxis, und arbeitete nebenbei an der roſtockſchen gelehrten Zeitung, und nachher an der allgemeinen deutſchen Bibliothek. 1773 übernahm er eine Lehrerſtelle an der Univerſität zu Bützow. Es fanden ſich damals vorzügliche Männer dort, mit denen er in Berührung kam: Tetens, Toze, Karſten, Witte, Trendelenburg, Quiſtorp u. a. Bieſter lehrte Sprachen, Geſchichte und ſogenannte ſchöne Wiſſenſchaften und ward 1774 Doctor der Rechte. 1775 legte er ſein Amt nieder, machte eine Reiſe nach Berlin, hielt ſich dann noch in Mecklenburg und Lübeck auf, und trat 1777 zu Berlin die Stelle eines Privatſecretärs bei dem die Künſte und Wiſſenſchaften eifrig liebenden und befördernden Miniſter von Zedlitz an. Hier befand er ſich glücklich in einem angemeſſenen Wirkungskreiſe, als der Haus- und Tiſchgenoſſe eines edlen Mäcen. Er kam mit den trefflichſten und ausgezeichnetſten Männern Berlins und des Auslandes in Berührung. Am innigſten verband er ſich mit Gedike, deſſen Eifer auch ihn bald zu öffentlicher Thätigkeit anmahnte. Sie unternahmen 1785 gemeinſchaftlich die berliniſche Monatsſchrift, welche vornehmlich durch Bieſters Thätigkeit und Verbindungen zu einer der gehaltvollſten Zeitſchriften wurde, die damals erſchienen. 1784 ward er zum Bibliothekar an der königlichen Bibliothek ernannt. Dies war ein Amt, das ſeinen Wünſchen ganz entſprach, und er erwarb ſich darin bedeutende Verdienſte. Er ordnete die Bibliothek, öffnete ſie dem allgemeinen Gebrauche, und ſah ſie auf ſeine Vorſchläge vielfach bereichert. Der jetzige König, der ſie mit der Akademie verband, ernannte Bieſtern 1798 zum Mitgliede dieſer Anſtalt. Er ſtarb 1816. Außer der berliniſchen Monatsſchrift, die er von 1791 an noch allein, mit einigen Unterbrechungen und Veränderungen, eine Reihe von Jahren lang fortſetzte, verdanken wir ihm eine Überſetzung von Anacharſis Reiſen, die er mit Anmerkungen und Zuſätzen bereichert hat, welche von ſeiner genauen Kenntniß des Alterthums zeigen.

Bièvre (Marſchall, Marquis von), geb. 1747, diente unter dem Corps der Musquetäre, einer damaligen adeligen Leibgarde der Könige von Frankreich, und erwarb ſich einen gewiſſen Namen durch ſeine witzigen Antworten und Calembourgs, welche bald Mode wurden. Nachdem er verſchiedene Werkchen und Unterhaltungsſchriften herausgegeben hatte, brachte er 1783 le Séducteur, ein Luſtſpiel in Verſen, auf die Bühne, welches gedruckt worden und ſich auf dem Repertorium erhalten hat, wiewohl das Stück in Plan und Ausführung ſchlecht iſt. Ein anderes Luſtſpiel von ihm, Les Réputations, iſt nach der erſten Aufführung verſchwunden. Als einen Beweis ſeiner Fertigkeit in treffenden Antworten führt man an, daß, als er Ludwig XV. vorgeſtellt ward, dieſer den Wunſch äußerte, einen Calembourg von ihm zu hören. Donnez-moi un sujet, Sire,

ſagte Bièvre. — Faites-en un sur moi. — Sire, le roi n'est pas un ſujet, war die witzige Antwort Bièvres. 1789 war er nach Spaa zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit gegangen und ſtarb daſelbſt. Wie man behauptet, blieb er auch auf dem Sterbebette ſeiner Neigung für die Calembourgs getreu. Mes amis, ſagte er ſterbend, je m'en vais de ce pas (de Spa). Man hat mehrere Schriften von ihm, unter andern einen Almanac des Calembourgs. Auch gibt es eine Sammlung ſeiner Witzſpiele unter dem Titel: Bièvriana.

Bigamie iſt die in den Geſetzen verbotene Ehe mit zwei Perſonen. Vormals beſtrafte man ſie mit dem Tode, jetzt mit den Strafen des Ehebruchs.

Bignon, Baron, ehemaliger Miniſter von Frankreich an mehreren Höfen, und Verfaſſer eines 1814 erſchienenen, wichtigen Werks über den finanziellen, militäriſchen, politiſchen und moraliſchen Zuſtand Frankreichs und der vorzüglichſten Mächte Europas. Er iſt 1762 in der Normandie geboren, widmete ſich erſt mit Erfolg den Studien, ward aber hernach Soldat und diente unter dem General Huet. Dieſer bemerkte Bignons Talente, machte ihn zu ſeinem Secretär, und bahnte ihm ſo den Weg, den er bisher durchlaufen. Durch Privatverbindungen gelang es ihm, 1798 als Legationsſecretär nach der Schweiz, und das Jahr darauf nach Mailand geſchickt zu werden. In und nach dem Kriege von 1806 und 1807 half er Daru die preußiſchen Provinzen bewirthſchaften. Von 1808 — 11 war er Geſandter beim Großherzog von Baden, 1812 ward er beauftragt, die Angelegenheiten mit Preußen zu ordnen, und ward zugleich bis 1813 Reſident in Warſchau. De Pradt hat ihn in ſeiner Geſchichte ſeiner politiſchen Geſandtſchaft, dieſer letztern Miſſion wegen, hart getadelt. Nach der erſten Zurückkunft der Bourbonen ſchrieb er jenes Werk (Exposé comparatif de la situation de la France et celle des principales puissances de l'Europe), in welchem er große Einſichten und Kenntniſſe entwickelte, ſich aber auch als ächten Franzoſen aus der Napoleonſchen Schule zeigte. Als Napoleon 1815 zurückkam, ward er Director der politiſchen Correſpondenz des auswärtigen Departements, und nach deſſen Sturz erhielt er von der proviſoriſchen Regierung das Portefeuille dieſes Miniſteriums. Er unterzeichnete die Capitulation von Paris. In der Deputirtenkammer von 1818 und 19 ſtand er mit an der Spitze der liberal-conſtitutionellen Partei. Damals ſchrieb er auch ſein coup d'oeil sur les démêlés de Bavière et de Bade, wie ſpäter ſeine Schrift über den troppauer Congreß und die Streitigkeiten zwiſchen den anhaltſchen Häuſern und Preußen. Mehr über ſeine politiſche Thätigkeit in der neuen Folge d. W. Bd. 1.

Bigot iſt derjenige, der die Äußerlichkeiten der Religion oder des Gottesdienſtes für das Weſen derſelben hält, und daran mit übermäßiger Strenge hängt, daher auch gegen Andersdenkende gewöhnlich unduldſam iſt. Bigotterie iſt die Folge einſeitiger Ausbildung oder auch gedankenloſer Angewöhnung, gleichſam eine Schwärmerei ohne Leidenſchaft.

Bilanz oder **Bilanze**, bei den Kaufleuten die monatliche oder jährliche Schlußrechnung über Einnahme und Ausgabe, um Gewinn und Verluſt, Forderungen und Schulden gegen einander zu halten; und die Hauptſummen einander gleich zu machen, indem man das, was der einen Hauptſumme fehlt, unter dem Ausdrucke pro Saldo:

d. h. zum Abſchluß, hinzurechnet. Man kann es mit einem Worte durch Schlußrechnung oder Abſchluß ausdrücken. Das Buch, worin dieſe Rechnung geführt wird, heißt Bilanzbuch.

Bilbao, Bilboa, 14° 57′ 45″ Länge, 43° 16′ 30″ Breite, Hauptſtadt der ſpaniſchen Provinz Biscaya, eine deutſche Meile von der See, am ſchiffbaren Strome Ybaizabal, über den zwei Brücken führen, von welchen die eine, erſt vor wenig Jahren von Holz erbaute, einen einzigen kühnen Bogen hat, unter welchem die größten dort gewöhnlichen Flußfahrzeuge wegfahren. Die 1300 von Don Diego Lopez de Haro gegründete Stadt iſt gut gebaut, hat fünf Pfarrkirchen, zehn Klöſter, an 1000 Häuſer und ungefähr 15,000 Einw., eine Schifffahrtsſchule, einen ſchönen Damm, eine Waſſerleitung, ein Arſenal, Gerbereien, eine Segeltuchmanufactur, Tauſpinnereien, eine Ankerſchmiede und vier Kupferhämmer. Sie hat keinen eigentlichen Hafen; kleine Fahrzeuge kommen den Strom herauf bis an die Kaien, die großen legen in Olaviaja an. Im Durchſchnitte pflegen 500 bis 600 größere und kleinere Schiffe jährlich anzukommen. Der Hauptgegenſtand des Ausfuhrhandels iſt die ſpaniſche Wolle, deren Menge ſich in manchen Jahren auf 100,000 bis 120,000 Centner beläuft. Mit den über Bilbao eingeführten fremden Fabrikartikeln wird ganz Nordſpanien verſorgt, und das nördliche Europa mit Kaſtanien, Öl und Wein.

Bild iſt, nach Kant, die empiriſche mittelbare Darſtellung eines Gegenſtandes, inſofern derſelbe ein Mannichfaltiges in gewiſſen Verhältniſſen, mithin eine Geſtalt in ſich enthält. Wir werden dieſen Gegenſtand aus vier verſchiedenen Geſichtspuncten zu betrachten haben, nämlich phyſiologiſch, pſychologiſch, äſthetiſch und artiſtiſch. Phyſiologiſch betrachtet iſt Bild verkleinerte Darſtellung der dem Auge vorſchwebenden Geſtalten, Farben, Bewegungen und anderer ſichtbaren Eigenſchaften und Verhältniſſe der Körper, vermittelſt des Lichts und ſeiner Strahlen, auf dem hintern Grund der Netzhaut, welche letztere nichts anders als der verbreitete Sehnerv iſt. Dies iſt die gewöhnliche phyſiologiſche Erklärung von dem, was wir Sehen nennen. Pſychologiſch liegt es dem Anthropologen, Pſychologen und Philoſophen ob, auszumachen, wo die letzte Urſache des Sehens und des Bewußtſeins deſſelben vorhanden ſein möge. Wie man ſich nun auch hierüber mit einander verſtändigen möge, ſo bleibt es doch ausgemacht, daß es die Einbildungskraft iſt, welche jenes Bild durch die Sinne überkommt, und den körperlichen Stoff in einen geiſtigen verwandelt. Äſthetiſch und artiſtiſch genommen, iſt Bild die ſichtbare Darſtellung, oder Vorſtellung eines körperlichen oder verkörperten Gegenſtandes, welcher ſeinem Urbilde in allen ſeinen Theilen nach ſeinen ſichtbaren Äußerungen mit treueſter Angemeſſenheit nachgeahmt iſt. Dieſe Darſtellung iſt auf verſchiedene Weiſe möglich, je nachdem ſie durch verſchiedene räumliche, an Stoffen angewandte, Mittel bewerkſtelligt wird, entweder für das Geſicht allein, oder für das Geſicht und phyſiſche Gefühl zugleich (ſ. Bildnerei). Man kann daher eine Zeichnung, einen Kupferſtich, ein Gemälde, eine Statue, jedes andere Bildwerk aus Thon, Holz, Metall und Stein ein Bild nennen, obſchon man häufig vorzugsweiſe die Gemälde ſo nennt. Nun nimt aber der Künſtler das Urbild ſeiner Darſtellung entweder aus der Wirklichkeit, oder aus der Einbildungskraft, und in beiden Fällen iſt ſein Verfahren, wie ſeine Wirkung, verſchieden. Wo er das Urbild in der Wirklichkeit vor ſich hat, da wird nur eine mittel-

are hervorbringende (reproductive) Einbildungskraft bei ihm in Thä-
igkeit geſetzt; ein ſolches Werk wird nämlich eine bloße Abbildung,
n die man nur die Forderungen der Wirklichkeit zu machen hat.
Wo hingegen das Urbild nur vor der Seele des darſtellenden Künſt-
ers ſchwebt, da iſt die eigentliche productive (unmittelbar hervor-
ringende) Einbildungskraft in Thätigkeit, und hier ſtellt ſich alſo
as Äſthetiſche von ſelbſt ein, weil der Stoff dadurch, daß die pro-
uctive Einbildungskraft denſelben erſt gänzlich bilden, ihn dann um-
nd ausbilden, und ihn zuletzt mit dem lebendigen Gepräge des
Menſchlichen ausprägen muß, Bedeutſamkeit erhält und dann, weit
ntfernt, ein bloßer roher Stoff zu ſcheinen, vielmehr als eine voll-
ndete menſchliche Natur, als ein rein in ſich abgeſchloſſenes Ganze
ich darſtellt. Dieſemnach ſcheint es, als ob man vorzugsweiſe nur
ie ſichtbare Darſtellung eines körperlichen Gegenſtandes ein Bild
ennen könne, inſofern ſich nämlich in dieſer Darſtellung die produc-
ive Einbildungskraft zu erkennen gibt, da hingegen die reproductive
Einbildungskraft kein Bild, ſondern nur eine Abbildung liefert. Je-
es Bild muß nothwendiger Weiſe mehr oder weniger Abbildungen
nthalten, nicht aber jede Abbildung iſt ein Bild. Das Bild nämlich
uß zweierlei Eigenſchaften in ſich faſſen, nämlich eine artiſtiſche und
ne äſthetiſche. Durch die artiſtiſchen Eigenſchaften müſſen die Wirk-
chkeitsforderungen, durch die äſthetiſchen hingegen der Schönheitsſinn
efriedigt werden. Jenes geſchieht durch genaue Beobachtung des
hyſiſchen und phyſiologiſchen Bildes; dieſes hängt von den Geſetzen
er Einbildungskraft ſelbſt ab. Der reproductive Künſtler hat alles
ethan, was ihm oblag, wenn ſeine Darſtellung anſchaulich, rein
bjectiv, alſo dem in der Natur phyſiſch vorhandenen Urbilde getreu
nd in ihren Verhältniſſen richtig iſt. Der productive Künſtler hin-
egen hat zwar alle dieſe Pflichten ebenfalls auf ſich, weil ohnedies
ine Darſtellung ein Unding ſein würde; allein er ſoll uns noch über
eſes alles eine Geſammtanſchauung verſchaffen, durch welche allein
ine Darſtellung als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze erſcheinen kann,
elches in dieſer Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm iſt, und
s Gemüth durch Bedeutſamkeit ergötzt. Außer den oben angegebe-
n vier verſchiedenen Rückſichten, unter welchen wir den Begriff
ild betrachtet haben, müſſen wir hier noch einen fünften erwähnen,
imlich der poetiſchen. Es gibt nämlich auch ein Bild, welches durch
Worte hervorgebracht werden kann. Inſofern nun Worte das Werk-
ug der Poeſie ſind; ſo kann man ein ſolches Bild ein poetiſches
nnen. Zum Weſen der Poeſie gehört es, Bilder und in Bildern
rzuſtellen. Was man aber in der Poeſie Bild nennt, hat nur un-
gentlich dieſen Namen, weil das Bild, gleich der Vorſtellung durch
Bild, Glauben an eine äußere Wirklichkeit und dadurch Empfin-
ng bewirkt. Man denkt alſo hiebei mehr an die Beſchaffenheit
r Vorſtellung durch ein Bild, als an das Bild ſelbſt. Bild wird
mnach hier blos metaphoriſch gebraucht, als bloße Vorſtellung, welche
ttelſt der Einbildungskraft auf eine Anſchauung bezogen wird, ſo
ß dieſe den Schein des Seins erhält, welcher dem Bilde, ſo wie
s Sein ſelbſt der Anſchauung zukommt. Übrigens iſt die Sphäre
s Bildes von vielen noch mehr erweitert, nicht blos in der Poeſie,
ndern auch in allen Künſten. Denn außer der Mimik, welche einige
Plaſtik beigeſellen, zeigt ſich wirklich, daß es Bilder in der Tanz-
nſt (Tanzbilder, Touren), in der Tonkunſt (Tonbilder), ſo wie
der Rede (Redebilder, Wortbilder) gebe. In allen dieſen Künſten

pflegt man jedoch dasjenige, was wir hier Bild genannt haben, Figur (ſ. d. Art.) zu nennen. Was hier noch von dem muſikaliſchen Bilde zu ſagen ſein möchte, ſoll in dem Art.: Muſikaliſche Malerei, beſonders abgehandelt werden.

Bilderſtürmer (Ikonoklaſten) nannte man diejenige chriſtliche Partei, welche in den Kirchen keine Bilder, noch viel weniger aber die Verehrung derſelben dulden wollte. Der Streit über den Bilderdienſt fing zuerſt in Griechenland an, und verbreitete ſich von da durch Europa, war aber beſonders im 8ten und 9ten Jahrh. ſehr heftig. In den erſten drei Jahrhunderten nach Chriſti Geburt wußte man bei den Chriſten von keinen Gemälden und Bildniſſen in den Kirchen. Die erſte Veranlaſſung zum chriſtlichen Bilderdienſte gab theils die Gewohnheit, daß man den Kaiſern Ehrenſäulen mit ihren Bildniſſen errichtete, theils auch der Umſtand, daß man das Andenken der Biſchöfe und der Märtyrer durch ihre Bildniſſe zu erhalten ſuchte. Man ſtellte dieſe im 4ten, beſonders aber im 5ten Jahrh. nach und nach in den Kirchen auf, ohne ihnen jedoch einige Verehrung zu erweiſen. Allein ſeit dem 6ten Jahrh. fing man an, die Bilder aus Hochachtung zu küſſen, Lampen vor ihnen anzuzünden, und zu ihrer Verehrung Weihrauch zu verbrennen, auch ihnen Wunder zuzuſchreiben. Manche Biſchöfe ſuchten die Chriſten von dieſer Verehrung der Bilder abzuziehen, andere duldeten ſie blos als eine anſtändige Verzierung der Kirche, dahingegen noch andere ſich in ihrer Verehrung der Bilder einer wahrhaften Abgötterei näherten. Der orientaliſche Kaiſer, Leo III., welcher dem Aberglauben und der Verehrung der Bilder ſehr abgeneigt war, befahl im J. 726 alle Bilder der Heiligen, Chriſtus Bild ausgenommen, aus den Kirchen wegzunehmen, und ſich der Verehrung derſelben ganz zu enthalten. Über dieſen Befehl entſtanden zuerſt auf den Inſeln des Archipelagus Unruhen. Da jedoch die Päpſte Gregor II. und III. ſich des Bilderdienſtes annahmen, der Kaiſer Leo hingegen nicht, wie ſie verlangten, ſeinen Befehl zurücknahm, und jene ihn deshalb für keinen wahren Chriſten erklärten, ſo fingen auch in Italien Leos Unterthanen an, ſich zu empören. Von nun an bildeten ſich zwei Parteien in der chriſtlichen Kirche, nämlich die Bilderverehrer und Bilderſtürmer, die einander wechſelſeitig verfolgten und mordeten. Leos Sohn, Conſtantin, der ihm in der Regierung und auch ſeinem Beiſpiele in Anſehung des Bilderverbots folgte, verfuhr jedoch gelinder. Er hielt 754 eine Kirchenverſammlung in Conſtantinopel, auf welcher ſowohl der Gebrauch, als die Verehrung der Bilder verworfen wurde. Auch Conſtantins Sohn, Leo IV., welcher 775 zur Regierung kam, folgte denſelben Beiſpielen; allein ſeine Gemahlin Irene ließ ihn 780 vergiften, und eine Kirchenverſammlung zu Nicäa in Bithynien in Kleinaſien beſtätigte 786 die Verehrung der Bilder, und belegte diejenigen mit Strafen, welche behaupteten, daß man außer Gott nichts verehren und anbeten dürfe. Wie ſehr nun auch die Griechen und die Italiener dem Bilderdienſte gänzlich ergeben waren, ſo folgten doch die meiſten Chriſten des Occidents (Britten, Deutſche, Franzoſen) ihrem Beiſpiele nicht, ſondern behaupteten vielmehr, daß man zwar die Bilder beibehalten und in den Kirchen aufſtellen könne, daß ſie aber, ohne Gott zu beleidigen, nicht verehrt werden dürfen. Auch Carl der Große ſchrieb (wahrſcheinlich mit Hülfe Alcuins) gegen den Bilderdienſt, und eine Kirchenverſammlung, die er 794 zu Frankfurt am Main halten ließ, ſprach für ihn und

ſeine Schrift, trotz der Gegenſchrift des Papſtes Hadrian. Unter den Griechen ging jedoch der Bilderſtreit, nach Irenens Verweiſung (802), von neuem an, und dauerte faſt die Hälfte dieſes Jahrhunderts hindurch. Ihr Nachfolger Nicephorus entfernte zwar die Bilder nicht aus den Kirchen, doch durften die Anhänger der Bilder ihre Gegner nicht verfolgen. Endlich ſtellte die Kaiſerin Theodora, nach einer 840 zu Conſtantinopel gehaltenen Kirchenverſammlung, bei den Griechen den Bilderdienſt wieder her, welche Verfügung durch eine zweite 870 daſelbſt gehaltene Kirchenverſammlung beſtätigt wurde. Im occidentaliſchen Reiche behielt man anfänglich die Bilder bei, blos um das Andenken der verdienten Männer zu erhalten, dagegen die eigentliche Verehrung derſelben verboten war. Dieſes verordnete auch eine unter Ludwig dem Frommen, 824 gehaltene Kirchenverſammlung. Allein nach und nach entfernte man ſich von dieſer Meinung, und das Urtheil des Papſtes, deſſen Anſehen immer mehr wuchs, und welches für den Bilderdienſt ſprach, fand endlich auch in der occidentaliſchen Kirche Eingang.

Bildhauerkunſt (Sculptur) iſt eine Tochter der Plaſtik, oder der Kunſt, halb- und ganz erhobene Figuren aus Thon und Gyps zu formen; plaſtiſch geformt waren die älteſten Götzenbilder aller Völker, das ſchwerere Schneiden der Geſtalten aus Holz und Elfenbein, und das noch ſchwerere Aushauen derſelben aus Stein und Gießen aus Metall, waren die Erfindungen ſpäterer Zeiten. Doch auch dieſe Erfindungen wurden durch Religion geweckt, wie alle Kunſt von ihr ausgeht; man ſtellte nur das vor, was angebetet werden ſollte. Und ſo fällt der erſte Anfang aller Bildnerei in das graueſte Alterthum. Es gab Blöcke und rohe Steine oder Bäthylien, von denen es hieß, ſie ſeien vom Himmel gefallen, was man jetzt Aërolithen oder Meteorſteine nennt. Die Blöcke wurden auch als Grenz- und Markſteine verehrt, und hießen Termen. Vom 9ten bis 7ten Jahrh. v. Chr. hatten die Griechen viel Verkehr mit den Phöniziern. Dies kluge Handelsvolk verehrte den Gott Theut, Taaut, der ihnen die Buchſtabenſchrift gelehrt hatte. Wo ſie nun dieſen als Grenzſtein hinſetzten, ſagten ſie, es ſei ihr Gott, und zwangen die rohen Autochthonen, ihn zu verehren. Solche Pfeiler hießen Hermä, daher wurde ſpäter der Gott der Wege und der Reiſenden bei den Griechen Hermes genannt. Später ſetzte man auf dieſe Säulen einen Kopf, dies iſt der Urſprung aller Büſten. Alle Werke der Bildhauerkunſt theilt man in runde und halbrunde ein. Unter den erſten verſteht man ſolche, die von allen Seiten betrachtet werden können, es mögen nun ganze Geſtalten, Hermen, Bruſtbilder, Köpfe, Masken, Vaſen, Fußgeſtelle oder andere Geräthſchaften ſein. Die ältere Schweſter dieſer Bildhauerei in runden Formen iſt die Architektur. Von Tempelerbauungen und Verzierungen geht alle Bildhauerkunſt aus. Unter halbrunden Figuren verſteht man ſolche, die nur einem Theil der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen. Dieſe nennt man Reliefs, und theilt ſie, je nachdem ſie über die Hälfte, genau die Hälfte, oder unter die Hälfte ihrer Dicke herausſtehen, in Haut-, Demi- und Basreliefs ein, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß, dem deutſchen Sprachgebrauche zufolge, die letztere Benennung für alle Arten der erhobenen Arbeit gebraucht zu werden pflegt. Um eine Überſicht über dieſe reiche Kunſt zu gewinnen, wollen wir zuerſt ihre Geſchichte betrachten, dann die berühmten Bildhauer alter und neuer

Zeit anführen, und zuletzt einige Worte über den mechaniſchen und techniſchen Theil der Kunſt ſagen.

Bildhauerkunſt (Geſchichte der). Man findet in der Bibel ſehr alte Spuren der Bildhauerei; Laban, der im 23ſten Jahrh. vor Chr. lebte, hatte geformte Hausgötter, die im Hebräiſchen Teraphim heißen. In den uralten indiſchen Höhlen- und Grottentempeln findet man Bildhauereien; z. B. in der Pagode von Elephantine bei Bombay eine rieſengroße Bildſäule des Brahma. Dieſe Gottheit iſt ſitzend mit gekreuzten Armen gebildet, und vorn mit dem Geſichte und den Formen eines Mannes, und von hinten mit Geſicht und Geſtalt eines Weibes; auf der rechten Bruſt iſt die Sonne ausgebildet, auf der linken Mond und Sterne; Gewäſſer, Berge, Thiere und Pflanzen ſind dargeſtellt auf dieſer Statue, van welcher die Hindus glaubten, Gott habe ſie ſeinem Sohn als Modell geſchenkt bei Erſchaffung der Welt. Die Phantaſie der Indier war ſehr reich, aber ſie neigte ſich ſo beſonders zum Symboliſchen und Allegoriſchen hin, daß ſie nie zu einem reinen Kunſtſtyl gelangten. Höchſt bedeutungsvoll ſind ihre Bildwerke, aber ohne Schönheitsſinn geformt, zeigen ſie uns gleichſam eine Moſaik von Ideen. Die prachtliebenden Perſer hatten viele Bildwerke, wie die Ruinen von Perſepolis beweiſen; aber ſchon, daß ſie nie unbekleidete Geſtalten bildeten, hinderte ſie, einen richtigen Begriff der menſchlichen Formen zu gewinnen. In Aſſyrien blühte die Kunſt unter der Königin Semiramis. Man erwähnt bronzne Statuen, welche ſie, Belus und Ninus darſtellten. In den Gebirgen von Kurdiſtan fand man uralte Bildwerke, in welchen die Landesbewohner Abbildungen von Khosru und ſeiner geliebten Schirin ſehen, und den Sänger und Künſtler Ferhad als Bildner nennen. Einen beſtimmten Kunſtſtyl gewannen zuerſt die Ägyptier. Düſter und ernſt, aber voll tiefen Sinnes waren die Kunſtwerke dieſer Völker, eben ſo verwandt durch die ſie bedeckenden Hieroglyphen mit der Dichtung und Geſchichte, als durch die Mumienbilder mit dem Glauben an die Unſterblichkeit. Aber ſo wie das Todtenreich der Mumien ihnen erſt das wahre Daſein ſchien, ſo iſt die Kunſt der Ägypter auch dem Tode verwandter als dem Leben; ſtarr und bewegungslos ſind alle ihre Geſtalten, mumienartig; ſo ſind ſelbſt ihre Iſisbilder. Dieſe ſind dem uralten Dianenbilde zu Epheſus und der urälteſten griechiſchen Kunſt überhaupt verwandt, ſo wie die dienende Anwendung der menſchlichen Geſtalt bei den Capitälern der Säulen zu Dendera, und den ſeltſam ausgedehnten weiblichen Körpern ebendaſelbſt, die einen einſchließenden Calendercyklus bilden, und die Vermiſchung menſchlicher und thieriſcher Formen bei den Sphinxen, dem Anubis ꝛc. augenſcheinlich mit der indiſchen Kunſt verwandt iſt. Wenn wir nun den altgriechiſchen Kunſtſtyl betrachten, ſo finden wir zuerſt wieder jene, früher erwähnten Hermenbilder, die Doppelköpfe, die man Janusbilder nennt und die urſprünglich auf Sonne und Mond hindeuteten, zahlloſe Abänderungen der Hermen in Hermeraklen, Hermathenen, Hermeoten ꝛc. Von dieſen, an denen weder Hände noch Füße angedeutet waren, iſt die nächſte Stufe zu den noch mumienähnlichen Bildern in Ebenholz und Cedern, wo die Arme anliegen, die Füße nur durch einen Mittelſchnitt, Augen und Mund nur durch einen Schlitz bezeichnet waren. Später löſte man die Arme und Füße und gab den Götterbildern Waffen, Schild und Spieß in die Hände, ſo entſtanden die erſten Pallasbilder. Selbſt andere bewaffnete Götterbilder, die in die kretenſiſche Götterfamilie gehören, wur-

n Palladien genannt, ſo z. B. die tauriſche Diana. Da ſie immer ır klein waren, ſo wurden ſie gewöhnlich auf Säulen geſtellt, da- r ſtammt das ſpäter immer auch bei größer ausgearbeiteten Figuren ibehaltene Wort Bildſäule. Wo man größere Bilder in Metall ıs̃hämmerte, war doch der Körper der Bilder nur ein ſäulenförmi- r Cylinder, wie der Koloß des amyklaiſchen Apollo. Mit dem ädalus beginnt nun eine neue Kunſtepoche. Von ihm ſagten die riechen ſymboliſch, ſein göttliches Genie habe gemacht, daß die ildſäulen gingen, ſähen und ſprächen. Unter ihm dachte man ſich n Kunſtmenſchen oder Kunſterfinder überhaupt, er war zugleich das ymbol für den erſten Bergmann, daher die Fabel von dem Däda- chen Labyrinth in Kreta, oder den horizontalen Gängen in dem ſten Bergwerk des metallreichen Kreta. Man ſetzt ihn drei Men- jenalter vor dem trojaniſchen Krieg und macht ihn zum Zeitgenoſſen s Minos. Alle Schüler und Nachahmer nannte man Söhne, daher eßen ſymboliſch alle Künſtler Dädaliden. Hier trennt ſich die alt- riechiſche Kunſt in den Styl drei verſchiedener Völkerſchaften, den t-attiſchen, den äginetiſchen und den hetruriſchen. Die Künſte er- ühten in den Tempeln nicht blos durch Bildſäulen, ſondern weit ehr noch durch Anathemata, Weihgeſchenke, figurenreiche Throne, äſten, Schilde, Dreifüße und Vaſen. Berühmt ſind hiervor 1) der aſten des Cypſelus in Olympia, aus Cedernholz in Gold und El- nbein eingelegt, und 2) der Thron des Apollo zu Amyklä, als loſſale Einfaſſung eines noch ältern Koloſſes des Apollo, vom lagneſier Bathykles, etwa im Zeitalter des Solon gearbeitet. Er nfaßte in 28 Feldern auswendig, und 14 Feldern inwendig, den ınzen damaligen Kunſtkreis der Götter- und Heldenfabel. Auf die- n zwei Werken findet man charakteriſtiſchen Ausdruck ſelbſt bei der öſten Dürftigkeit und Unrichtigkeit der Zeichnung und des Verhält- ſſes; die überſchrift muß überall noch zu Hülfe kommen, die Ge- nſtände ſind widrig; es iſt an Bilderſchrift grenzende Allegorie. wei Tempel ſind in dieſem Zeitraume merkwürdig als Werke der ſten Dädaliden Dipönus, Rhökus und Skyllis: 1) das Heräum er der uralte Tempel der Here, der Juno zu Samos. Das älteſte ild der Juno darin hatte der Ägi̇nete Smilis gemacht, es war ver- ıleiert und mit Stützen verſehen; 2) das Artemiſion zu Epheſus; ıs älteſte Bild darin hieß vom Himmel gefallen und war von den mazonen geweiht; dann kam das ſchwarze Dianenbild in Mumien- ſtalt mit den vielen Brüſten, als Naturgöttin, dahin. In jener eit ſetzte man auch Bilder aus getriebenem Erzblech zuſammen, ſpä- r fing man in Samos an, ſie in Bronze zu gießen, aber ſtückweiſe; an heftete ſie mit Nägeln zuſammen, die wie Schwalbenſchwänze formt waren. Es haben ſich noch mehrere Werke aus dieſem älte- n Zeitraume erhalten. Alles iſt in ihnen übertrieben, die Bewe- ıngen ſind eckig, die Falten ängſtlich überhäuft, die Gewänder zackig egend, die Umriſſe charakterlos und ſchwankend. Dieſer älteſte tyl zeugte von Stärke und Kraft, ohne Ausdruck und Schönheit. nter den Piſiſtratiden blühte die Kunſt immer mehr. Doch erſt in n zwanzig glücklichen Jahren unter Perikles Herrſchaft erwachte der ›here Kunſtſinn. In dieſem kurzen Zeitraume erhielt Athen köſtli- ere Kunſtwerke, als die Weltbeherrſcherin Rom ſich in ſieben Jahr- ınderten verſchaffen konnte. Die Wirkung der großen Dichter dieſer eit auf die Kunſt war gewiß ſehr bedeutend. Es war das Zeitalter r Muſterformen und des Idealſtyls. Phidias ſchuf zwei Haupt-

ideelle, die Minerva und den Jupiter, die erſtere für das Parthenon n Athen; der letztere war der berühmte olympiſche Jupiter zu Elis. Beide waren in Elfenbein und Gold gearbeitet; der Gott war reizend gebildet und hatte dennoch vierzig Fuß Höhe. Sein Thron war herrlich verziert, der Ausdruck Jupiters ſelbſt war eine Vereinigung von Macht, Klugheit und Milde, er thronte hier als oberſter Kampfrichter bei dem Panhellenenfeſte. Seine Größe wird uns am anſchaulichſten durch die Worte eines Epigrammatiſten, welcher ſagt: „Die Bildſäule würde das Dach des Tempels wie eine dünne Schale abgeſtoßen haben, wenn ſie je von ihrem golden Stuhle aufgeſtanden wäre.“ Durch Phidias war nun der Kreis der Idealgeſtalten eröffnet, der ſich für die männlichen Gebilde ſpäter in Götter, Halbgötter und Helden theilte; für die weiblichen konnten vielerlei Geſtaltungen ſich zum Ideal erheben: 1) die Jungfrau; dieſe ſondern ſich wieder nach den zwei Hauptſtämmen ab, in: a) die doriſch-kretenſiſche hochgeſchürzte, zweimal gegürtete Jungfrau zur Diana, zu Amazonen, Nymphen und Bacchantinnen; b) die attiſch-ioniſche Jungfrau zu den Muſen, Kanephoren und Prieſterinnen; 2) die Matrone, zum höchſten Ideal in der argiviſchen Juno, ferner zum Ideal der Ceres, Cybele und ſpäter der Nemeſis, Fortuna, Pudicitia, Pietas, bis auf die römiſchen Kaiſerinnen und Veſtalinnen, ſo wie die ſchönen Herculanerinnen in der dresdner Antikenſammlung; 3) die Hetäre wurde zum Ideal der Venus Anadyomene erhoben; 4) die Männin (Virago) zur Pallas Athene, als krieg- und kunſtübende ewige Jungfrau. Zu den männlichen Geſtaltungen gehört nun noch der gymnaſtiſche und der athletiſche Kreis. Polyklet ſchuf den erſten, indem er zweierlei Jünglingsideale bildete, in ſeinem Diadumenos, dem Jüngling, der ſich ſelbſt die Siegerbinde um das Haupt ſchlingt, den ſanftmüthigen, und in ſeinem Doryphoros, der kühn die Lanze vor ſich hinſtellt, den kampfluſtigen Jüngling. Polyklet bildete auch den berühmten Kanon, das Muſterbild aller Proportionen. Den athletiſchen Kreis bildete zuerſt Myron; ſeine Ringergeſtalten ſind hoch berühmt, beſonders ſein Diſkobulus, welcher den linken Arm aufs Knie ſtützt, und ſich umbiegend den Diſkus mit der Rechten rückwärts wirft. Er ſchuf ferner das dieſen Kreis beſchließende Ideal des Hercules, und formte die Ideale des ganzen Thierreichs. Nun erſt, hundert Jahre nach Phidias, 364 vor Chr. Geb. ging der hohe oder Idealſtyl in den ſchönen über. Jetzt fingen die eigentlichen Marmorbildner an, Skopas und Praxiteles waren die erſten; ſie arbeiteten den Kreis der bacchiſchen Tänze oder Thyaſen, hier wurden die zarteſten Formen der Schönheit mit ſchwärmeriſchem Wahnſinn verſchmolzen. Die Gruppe wurde von Skopas erfunden, von Praxiteles die Ideale der Diana, der Venus und des Bacchus. Er war der Vater einer zahlreichen Künſtlerfamilie; nach ihm ging der ſchöne Styl in den graziöſen über, der an Ausdruck und Weihe gewann, was er an Größe verlor. Auf Verhältniß und Ebenmaß hielt man jetzt am meiſten. Es war das Zeitalter Alexanders, wo Lyſippus einen neuen Weg in der Kunſt wählte, indem er viele Portraitſtatuen bildete. Er war der einzige, dem es erlaubt ward, Alexandern darzuſtellen, ſo wie nur Apelles ihn malen durfte. Dieſe letzte blühende Periode griechiſcher Kunſt fing 336 Jahr vor Chr. Geb. an. Sie umfaßte den letzten möglichen Kunſtkreis, den der idealiſirten Könige- und Kriegerfiguren. Lyſipp behielt Polyklets Regeln der Verhältniſſe im Auge, aber er machte die Körper ſchlanker, die Köpfe kleiner, er

verwandte auch beſondere Sorgfalt auf die Ausarbeitung der Haare. Man rühmt ſehr ſeine geiſtathmenden Bilder. Die plaſtiſche Kunſt erhielt durch die Einwirkung der Malerei etwas empfindſames, deſſen höchſte Vollendung im Pathetiſchen die Laokoonsgruppe iſt. Der Koloſſal-Geſchmack verbreitete ſich und trug viel zum Verfall der Kunſt bei, das überladene hängt genau damit zuſammen. Seit den macedoniſchen und ſyriſchen Kriegen, 200 Jahre vor Chr. Geb., fingen die Kunſtplünderungen der Römer an. Paulus Ämilius ſchmückte ſeinen dreitägigen Triumphzug mit ungeheuren Schätzen von griechiſchen Kunſtwerken. Das Forum Romanum ward oft mit koſtbaren Teppichen umſpannt und zum Theater umgeſchaffen, welches dann wohl 3000 Statuen zierten. 12,000 ſtanden auf dem Capitol allein. Mit den Kunſtwerken wendeten ſich auch die griechiſchen Künſtler nach Rom, doch die Kunſt ward hier nie heimiſch. Seit den Zeiten des Sylla wuchs die Kunſtliebhaberei bis zur Raſerei, die letzte Spätblüthe der Kunſt bemerken wir in Adrians Zeitalter. Höchſte Zierlichkeit, Glätte und Vollendung war ihr Charakter. Dieſer Geſchmack erhielt ſich unter den Antoninen mit leiſer Ausartung, ſank aber ganz unter Severus und ſeinen Nachfolgern; vor Conſtantin dem Großen war die Kunſt völlig untergegangen. Erſt im 13ten Jahrh. entſtand die Bildhauerkunſt wieder in Italien; die neuern Künſtler waren auch wieder geſchickte Erzbildner. Der größte Meiſter jener erſten Periode neuer Kunſt war Michel Angelo Buonaroti, durch ihn und ſeine Schüler erhob ſich die Bildhauerkunſt im Abendlande. Was rohe Barbarei, Religionsſchwärmerei und zerſtörende Naturbegebenheiten nicht ganz vernichtet hatten, das rettete man aus den Trümmern der alten Größe und Herrlichkeit. Vorzüglich dankt die Kunſt und die Menſchheit dem edlen Cosmus und Lorenzo von Medicis das Wiederaufleben einer ſchönern Zeit. Die Künſtler wurden geehrt und unterſtützt, die Schätze des Alterthums geſammelt und Muſeen angelegt. Die benachbarten Fürſten wetteiferten, es den Mediceern gleich zu thun. Doch erreichte die neuere Kunſt nie die Hoheit und ſtille Größe der alten. Objective Reinheit in den Darſtellungen zeichnet die alte Kunſt ſo beſonders aus, nichts Subjectives war ihr beigemiſcht; unter allen neuern Künſtlern hat nur Raphael dieſe Objectivität; jeder neuere Künſtler ſprach ſich ſelbſt in ſeinen Werken aus, der alte Künſtler verſchwand hinter den ſeinigen. Durch Buonarotis ſtolze Kraft artete die Kunſt bald in Unnatur aus, und durch Berninis geſuchte Anmuth in Manier und Geziertheit; der ächte Schönheitsſinn war verſchwunden, man wollte eitel die Alten übertreffen, nicht fühlend, daß man zu tief ſtand, um ſie zu verſtehen und zu ehren; Durch das überwiegende Beiſpiel von Frankreich ſank der gute Geſchmack in allen Künſten immer mehr, die Natur der Menſchen ſelbſt wurde verſchroben. Modethorheit herrſchte tyranniſch. Im 18ten Jahrh. zündete zuerſt Winckelmann die Fackel der neuen Kunſt wieder an, und öffnete ſeinen Zeitgenoſſen die Augen für die hohe Schönheit der Antike. Der Cardinal Albani und Mengs boten ihm die Hand; ſo ward die neue Morgenröthe des Kunſt- und Schönheitsſinnes wieder herbeigeführt. Die jetzige Zeit iſt ſtolz auf mehrere wackere Bildner. Es mußte erſt ein ſcheinbarer Stillſtand in der Kunſt eintreten, das Schlechte mußte ganz ſinken, ehe das Schöne wieder erblühen konnte. Canova wurde der Gründer einer neuen Kunſtperiode, Thorwaldſen ſteht ihm kräftig zur Seite, und nach den Fortſchritten zu urtheilen, die ſeit 30 Jahren die neuere Bildhauerkunſt machte und dem Herr-

lichen, was in ſo kurzer Zeit darin geleiſtet wurde, darf man hoffen, daß ſie auf ſicherer Bahn iſt, als im 16ten Jahrh. Jetzt wollen wir einen Blick auf die Meiſter werfen, um durch ſie und ihre Werke den Gang der Geſchichte deſto klarer zu verſtehen.

(*Die berühmteſten Bildner der Alten*). *Früheſte Periode*. Daß wir hier nicht mit Vulcan (Tubalkain) und Prometheus anfangen dürfen, lehrt uns die Kunſtgeſchichte. Jenes ſind nur ſymboliſche Geſtalten, und die ſinnigen Griechen deuten uns durch dieſen gebrechlichen Gott und göttergleichen Menſchen nur die alle irdiſchen Stoffe beſiegende techniſche Kraft und Geſchicklichkeit, und im Gegenſatz, die Kühnheit, welche durch den himmliſchen Geiſtesfunken irdiſche Gebilde unſterblich macht, an. In Dädalus aus Athen ſehen wir den erſten großen Bildner, man kann ſein Daſein ungefähr vierzehn Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung annehmen. Zugleich lebte Smilis in Ägina. Epeus ſoll das trojaniſche Pferd verfertigt haben. Rhökus aus Samos erfand 700 Jahre vor unſerer Zeitrechnung die Kunſt zu modelliren und Statuen aus Erz zu gießen. Theodorus und Telekles, ſeine Söhne, reiſten der Kunſt wegen nach Ägypten. Jener machte, wie die Sage erzählt, in Epheſus die Hälfte der Statue des pythiſchen Apoll für den Tempel zu Samos, und dieſer die andere Hälfte zu Samos; eine Art zu arbeiten, welche bei dem Zuſtande der ägyptiſchen Kunſt vielleicht möglich war. Dibutades erfand die Kunſt, Portraits in gebrannter Erde zu machen; ſeine Tochter Kallirrhoe erweckte dieſe Idee in ihm, indem ſie den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle auf der Wand umriß. Euchir von Korinth begleitete 663 Jahr vor Chr. Geb. den Demaratus, Vetter des ältern Tarquin, nach Italien und brachte die Modellirkunſt nach Hetrurien. Dipönus und Skylles wurden die Meiſter einer großen Schule. Malas und ſeine Nachkommen gehörten zu den berühmteſten Bildnern jener Zeit. Perillus arbeitete für Phalaris, welcher 564 Jahr vor Chr. Geb. in Sicilien herrſchte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunſtwerk, worin aber der Künſtler ſelbſt verbrannt wurde. Unter die vorzüglichſten Kunſtwerke in Stein gehörten die Arbeiten des Bathykles aus Amyklä. Kallon aus Ägina lebte 540 Jahr vor Chr. Geb. Demeas von Krotona verfertigte die Statue des Milon. Iphikrates bildete die eherne Löwin der Leäna, welche um die Verſchwörung des Harmodius und Ariſtogiton gegen Hipparchus wußte, und bei der Tortur, unter welcher ſie ſtarb, dennoch nichts verrieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieſes Mädchens auszudrücken, gab der Künſtler der Löwin keine Zunge. Onatas aus Ägina mußte das Bild der ſogenannten ſchwarzen Ceres zu Phygalea wieder herſtellen. Ageladas aus Argos hält man für den Lehrer des Phidias. *Zweite Periode. Hoher Kunſtſtyl.* Mit Phidias aus Athen fing die Zeit des hohen Idealſtyls an, deſſen Schöpfer er war. Er lebte in der glücklichen Zeit des Perikles. Außer ſeinen beiden Hauptwerken, Pallas Athene und Jupiter, ſind noch ſehr berühmt: ſeine Pallas aus Erz für Athen, ſeine Venus Urania, ſeine Nemeſis im Tempel bei Marathon und ſeine Amazone, die ſchöngeſtaltete genannt. Er arbeitete nur einen einzigen Knaben nach dem Leben. Seine Lieblingsſchüler waren Alkamenes aus Attika, und Agorakritus von Paros. Die berühmteſten Werke des erſtern waren ſein Vulcan, ſein olympiſcher Sieger, ſein Amor, ſein Mars und ſeine Venus. Der zweite wurde noch mehr vom Phidias geliebt, er wetteiferte mit Alkamenes bei Verfertigung einer Venus, und wurde von den Athenien-

fern nur aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgeſetzt; er ſchuf ſeine Venus zu einer Nemeſis um und verkaufte ſie nach Rhamnus; Varro hielt dieſe Statue für die ſchönſte, die je geſchaffen worden ſei. Polykletus von Argos war Schöpfer der Juno daſelbſt, dieſes dritten Hauptideals, eines Seitenſtücks zum olympiſchen Jupiter. In der ludoviſiſchen Juno iſt uns noch eine Nachbildung ihres Kopfes aufbewahrt. Außer ſeinem berühmten Kanon bildete auch Polyklet alle ſchönen Stellungen der Knabengymnaſtik und alle naiven Spiele der Jugend; höchſtes Ideal dieſes Kreiſes iſt ſein Mercur. Da zarte Weichheit dieſem Meiſter eigen war, ſo iſt es natürlich, daß ihm die reizenden Kanephoren von Athen ſo gelangen. Er war hauptſächlich Erzbildner. Sein Mitſchüler und Nebenbuhler war Myron aus Eleutherä in Böotien. Er ſchuf drei auf einer Baſis zuſammengeſtellte Koloſſe, Minerva, die den vergötterten Hercules dem Jupiter vorſtellt. Myrons vielumfaſſende Mannichfaltigkeit zeigte ſich auch in der Wahl neuer, kühner Stellungen. Er verſchmähte die zarteren Ephebengeſtalten und zeigte ſeine Kraft in der Darſtellung der ausgearbeitetſten Athletenkörper. Sein Läufer, ſein Wurfſcheibenſchleuderer und ſeine Pankratiaſten ſind berühmt, dieſen Kreis ſchloß ſein Ideal des Hercules. Überdies ſind unter den Thiergeſtalten ſeine Kuh und ſein Seedrache berühmt. Nur eins war dieſem großen Bildner verſagt, die Grazie des Ausdrucks; hierin übertraf ihn ſein Nebenbuhler Pythagoras von Rhegium, der die Wellenlinie als Schönheitszug beſtimmte, und zuerſt die Nerven und Adern zart anzudeuten verſtand. Dieſer ſchuf das Ideal des Apollo in der Stellung des Pythonſchützen, deſſen Nachbildung die herrlichſte Statue iſt, die wir noch beſitzen, der Apoll von Belvedere. Dritte Periode. Schöner Kunſtſtyl. Sokrates, der Bildner der bekleideten Grazien, macht den Übergang zu dieſer Kunſtepoche, ſo wie Athenodorus und Naucydes. Praxiteles und Skopas brachten die Kunſt zur höchſten Vollendung, indem ſie Schönheit mit Anmuth vereinten. Die berühmteſten Werke des Skopas waren ſeine raſende Bachantin (ein Gott ſchien dieſe Mänade zu beſeelen, der weit rückgebogene Kopf vereinte die höchſte Schönheit mit bacchiſchem Wahnſinn); ſein Amor, ſeine Venus (wahrſcheinlich das Vorbild der mediceiſchen) und ſeine Gruppe, der Triumph des Achilles, den Thetis nach ſeinem Tode in die glücklichen Inſeln führt, wobei Skopas Gelegenheit fand, zahlloſe Tritonen, Nereiden und Seeungeheuer in den anmuthigſten Gruppirungen zuſammenzuſtellen. Praxiteles, der ſeelenvollſte aller Bildner, ſchuf die vollendeten Ideale der Diana und des Bacchus. Letztern bildete er als Gegenſatz zu den Satyrn und Faunen, die alles Rohe und Ausgelaſſene ausdrücken; er war mit zarter Weichheit gebildet ohne weiblich zu ſein, es war die perſonificirte ewige Fröhlichkeit im ſiegreichen Götterſohn, das holdeſte und würdevollſte Far niente im Spiel mit den ſcherzenden Umgebungen. Die Diana dieſes Künſtlers zeigte die jungfräulichſte Sittlichkeit bei raſcher Thatkraft. Homers Nauſikaa begeiſterte ihn dazu. Er ſchuf ferner die geprieſene Satyrſtatue, Periböetos, und das Ideal des Eros. Dieſer wurde von den Alten nie als Kind gebildet, die wahre Kinderbildung konnte erſt im chriſtlichen Kunſtkreis ſtatt finden. Eros wurde ſtets als ein zum Jüngling reifender Knabe dargeſtellt. Praxiteles wagte zuerſt, die Venus ganz zu entkleiden und ſchuf ſo das neuere Ideal derſelben. Vor allen berühmt ſind ſeine Venusbilder zu Kos und zu Gnidos. Erſtere iſt von unten bis auf die Hüften verhüllt, die gnidiſche ganz enthüllt, hielt das Gewand mit der Linken

über das Badegefäß. Wir beſitzen von beiden Nachbildungen. Auch die Gruppe der Niobe ſchreibt man dieſem Meiſter zu. Sein Sohn Cephiſſoderus war berühmt durch ſein gymnaſtiſches Symplegma (ſo nennt man es, wenn die Ringer alle vier Hände in einander verſchränken) und ſeinen Äſkulap. Von ihm an artete die Kunſt durch die üppigſten Darſtellungen aus, ſchon Praxiteles bildete für Phrynen eine Gruppe in Bronze, worin er eine lachende Hetäre einer weinenden Matrone gegenüberſtellte. Hermaphroditen, Satyr- und Nymphengruppen wurden mit hoher Kunſtvollendung aber zügelloſem Sinn gebildet. Vierte Periode. Zeitalter Alexanders des Großen. Nur durch Grazie und immer zartere Ausführung konnte die Kunſt jetzt noch etwas gewinnen, indem die hohe Idealſchönheit ſank. Lyſippus Sikyon trat auf und wurde der Meiſter veredelter Porträtbildung. Unter den Göttern war Hercules ſein Liebling, und er vollendete die vom Euphranor angegebene Idealfigur des Neptun. Er ſtellte den Alexander vom Knaben an bis zum Manne dar. Plinius behauptet, er habe allein 1500 Statuen gebildet, Andere ſchränken dieſe Zahl auf 610 ein; doch iſt bei dieſer Angabe jede Geſtalt ſeiner großen Gruppen einzeln gezählt. Unter dieſen Statuenvereinen ſind Alexanders Jagd und die 25 Statuen zu Pferde, die macedoniſchen Freunde vorſtellend, die beim erſten Angriff am Granikus an Alexanders Seite fielen, die berühmteſten. Seine Pferde waren ſehr ſchön. Euthykrates, ſein Sohn, Apollodorus und Silanion waren große Bildner dieſer Zeit. Chares von Lindus goß den berühmten Sonnenkoloß zu Rhodus, er brachte zehn Jahre damit zu. Man hat nach einer, von Plinius gegebenen Schilderung die Höhe des Koloſſes auf 70 Ellen berechnet. Er wurde nach 56 Jahren durch ein Erdbeben zerbrochen, die Trümmer lagen gegen 870 Jahr und wurden im J. 651 n. Chr. verkauft, und auf 900 Kameelen fortgeſchafft. Ageſander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon mit ſeinen Söhnen, Glykon von Athen den Farneſiſchen Hercules, Apollonius und Tauriskus den Farneſiſchen Stier. — Die Bildhauer der Römer waren Griechen, wir kennen von ihnen nur den Arceſilaus, Freund des Lucius Lucullus, und Praxiteles, den größten Modellirer zu Pompejus Zeit. Er ſchrieb fünf Bücher über die berühmteſten Kunſtwerke. Zenodorus hatte in Gallien einen ungeheuer großen Mercur in Erz gebildet, und ward von Nero nach Rom berufen, um deſſen Bild in einem 110 Fuß hohen Koloß darzuſtellen; der Guß mißlang. Unter dem Kaiſer Auguſt wurde die ſchöne liegende Statue der ſterbenden Kleopatra gebildet. Kleomenes, ein Athenienſer, verfertigte unter Tiberius die ſchöne Statue des Germanicus. Die vier ungemein ſchönen metallenen Pferde, über dem Haupteingang der Marcuskirche zu Venedig, wurden unter Nero gearbeitet. Der herrliche Antinous, eine der vollendetſten und ſchönſten Statuen, aus Hadrians Zeit.

Die berühmteſten Bildner der neuern Zeit. Frühere Periode. 1) Italieniſche Bildhauer. Im 11ten Jahrh. wird zuerſt wieder ein Bildhauer Buono erwähnt, im 12ten Bonanno aus Piſa. Nicolo Piſano ſtarb 1270, und wird Wiederherſteller des guten Geſchmackes in der Bildhauerkunſt genannt. Von ſeinem Sohn Giovano Piſani ſieht man noch viele Werke in Piſa. Andrea Orgagna, mit dem Beinamen Buffalmaco, ſtarb 1389. Luca della Robbia wußte ſeine aus gebrannter Erde gemachten Werke mit einem guten Firniß zu überziehen. Lorenzo Ghiberti, der 1455 ſtarb,

war ein ſehr geſchickter Meiſter; ſeine in Erz gegoſſenen Thüren am Battiſterio zu Florenz ſind berühmt; Michel Angelo erklärte ſie für würdig, an dem Eingange des Paradieſes zu ſtehen. Donatello, geboren zu Florenz 1383, bereicherte Venedig, Florenz, Genua und Faenza mit ſeinen Werken; ein kahlköpfiger Greis von ihm iſt in Florenz berühmt. Er bildete für die Marcuskirche zu Florenz die ehernen Statuen des heil. Petrus, Georgs und Marcus, die letztere iſt beſonders merkwürdig durch die Frage des Michel Angelo: „Marco, perchè non mi parli?“ (Marcus, warum ſprichſt du nicht mit mir?) Donatello ſtarb 1466. Sein Bruder Simon machte eine der Bronzethüren der Peterskirche, und das Grabmal Martins V. in der Laterankirche. Andrea Piſano war als Bildner und als Stempelſchneider berühmt. Lor. Lotto, Lorenzetto genannt, war der erſte, der es wagte, beſchädigte alte Statuen wieder zu ergänzen. Andrea Verrocchio gab aus Neid über Perugino und Leonardo da Vinci, ſeine Schüler, die Malerkunſt auf, und widmete ſich einzig der Bilnerei. Er war der erſte, der die Kunſt wieder erfand, Verſtorbene abzuformen. Ruſtici, 1470 zu Florenz geboren, war der Schüler des Verrocchio, und nachher des Leonardo da Vinci. Von letzterm lernte er die Kunſt zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perſpective. Seine berühmteſten Arbeiten ſind eine Europa, eine Leda, ein Vulcan und ein Neptun. Michel Angelo Buonaroti, geboren zu Florenz 1474, geſtorben 1564, lieferte ſchon in früher Jugend Werke, worüber man ſtaunte, den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Hercules. Man bewundert beſonders ſeinen Bacchus, die berühmte Koloſſalſtatue Julius II., für deſſen Grabmal er drei Figuren bildete, unter denen ſein berühmter Moſes iſt, ferner ſeinen David, ſeine Victoria zu Florenz und ſeine Bildſäule der Nacht auf dem Grabmal des Julius von Medicis. Sein Amor, den er in Florenz vergraben hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine ſchöne Antike gehalten, bis der Künſtler einen zurückbehaltenen Arm deſſelben vorzeigte. Tatti, von ſeinem Geburtsorte Sanſovino genannt, 1477 geboren, verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der Laokoonsgruppe, welches nach Raphaels Urtheil den Preis erhielt, und in Erz gegoſſen wurde. Er verfertigte viele Werke für Venedig, worunter beſonders die Marmorbilder der Jungfrau in der St. Marcuskirche und Johannes des Täufers in der Kirche zu Caſa Grande berühmt ſind. Man lobt beſonders die Leichtigkeit ſeiner Gewänder und die Bewegung ſeiner Figuren. Baccio Bandinelli, 1487 zu Florenz geboren, wetteiferte mit Buonaroti. Er hatte große Kenntniß der Anatomie, ſeine Manier iſt kräftig aber rauh. Er ergänzte den rechten Arm des Laokoon, ſeine Basreliefs auf den Grabmälern Leos X. und Clemens VII. ſind bekannt. Benvenuto Cellini, 1500 zu Florenz geboren, war Bildner, Goldſchmid und Maler. Properzia Roſſi, aus Bologna, iſt die einzige berühmte Bildhauerin. Zwei Engel in Marmor, welche die Vorderſeite der Kirche der heil. Petronia ſchmücken, und mehrere Büſten gründeten ihren Ruf. Sie ſtellte geſchickt und zart die Leidensgeſchichte und viele Apoſtelgeſtalten auf Pfirſichkernen in Basrelief dar. In der Gallerie des Marcheſe Graſſi in Bologna bewahrte man elf ſolche Kerne. Sie ſtudierte die Regeln der Baukunſt und der Perſpective, war geſchickte Malerin und Tonkünſtlerin. Eine unglückliche Liebe veranlaßte ihren frühzeitigen Tod, 1530. Sie grub die traurige Geſchichte ihrer Gefühle in Marmor, und dies Basrelief ward ihr Mei-

ſterwerk. Guglielmo della Porta, aus Mailand, ſtellte mehrere Antiken in Rom her, beſonders ergänzte er die Beine des Farneſiſchen Hercules ſo gut, daß Buonaroti die 27 Jahre ſpäter gefundenen ächten nicht beſſer fand. Die ſchöne Statue der Gerechtigkeit auf dem Grabmal Pauls III. in der Peterskirche iſt von dieſem Meiſter, ſo wie die vier großen Propheten in den Niſchen zwiſchen den Pfeilern der erſten Arcade derſelben Kirche. Mit Bernini, 1598 zu Neapel geboren, fängt eine zweite Periode der italieniſchen Bildhauerei an. Er war ein Mann von ungemeinen Talenten, aber ſeine Kühnheit, ſeine Phantaſie und beſonders ſein Streben, allgemein zu gefallen, riſſen ihn zu regelloſer Manier hin; er ſuchte die natürliche Anmuth zu überbieten und ſetzte ſie vergeblich in die Grübchen in den Wangen. Seine heil. Thereſia und heil. Bibiana waren ſeine Meiſterwerke. Aleſſandro Algardi, zu Bologna geboren, wetteiferte mit Bernini. Er war ein Schüler des Lodovico Caracci, nnd der Maler blickte oft aus ſeinen Werken hervor. Durch zwei Statuen von übernatürlicher Größe, einen Johannes und eine Magdalena, gründete er ſeinen Ruf. Sein berühmteſtes Werk iſt ein ſehr großes Basrelief aus einem einzigen Stück Marmor in der Peterskirche, Papſt Leo den Großen vorſtellend, wie er den wüthenden Attila mit der Rache der Apoſtel Paulus und Petrus bedroht. Es iſt 32 Fuß hoch und 18 breit. Seine eherne Statue Papſt Innocenz X. iſt die ſchönſte Statue der Päpſte in Rom. Algardi hatte eine beſondere Gabe, die Schönheit der Kinder und Liebesgötter darzuſtellen. Er ſtarb 1654. Höchſt berühmt und durch zahlloſe Abbildungen bekannt iſt ſein Crucifix. Er überſchritt oft die Grenzen der Bildhauerei; indem er die Wirkungen des Helldunkels in ſeinen Basrelief aufſuchte, und dem Schein mehr als der Wahrheit huldigte. Er war der Stifter einer großen Schule. Domenico Guido, Antonio Raggi, Ercole Ferrata und Gabriel Brunelli zeichnen ſich unter den vielen Nachfolgern jener beiden letztern aus. Gonnelli, der Blinde von Cambaſſi genannt, verlor ſchon im 20ſten Jahre die Sehkraft, und machte ſich einzig durch das taſtende Gefühl zum Bildner. So formte er in gebrannter Erde Cosmus I. Großherzog von Toscana. Tubi, 1630 in Rom geboren, arbeitete viel für Frankreich. Die berühmte Gruppe auf Turennes Grabmal iſt von ihm. Camillo Rusconi, 1658 zu Mailand geboren, liebte die antiken Vorbilder und bildete ſie meiſterhaft nach. Sein Hauptſtück iſt das Grabmal Gregors XIII. in der Peterskirche. Die Stellung ſeiner Figuren iſt majeſtätiſch und ſchön, ſein Styl iſt rein, voll Ausdruck, Feuer und Leben. Angelo Roſſi, 1671 in Genua geboren, zeichnete ſich beſonders durch ſeine trefflichen Reliefs aus. Er folgte mehr dem Geſchmacke der Alten als Algardis Styl, und arbeitete ſie nicht ſo tief, ſondern mehr als Demirelief. Seine Arbeit in dieſer Gattung, für das Grabmal Alexanders VIII. iſt das ſchönſte Basrelief in der Peterskirche. Gaetano Zumbo, 1656 zu Syrakus geboren, hatte keinen andern Lehrer als ſein Genie. Er brachte das Arbeiten in farbigem Wachs zu großer Vollendung; den bekannten Cyklus der Verweſung, wo alle Grade derſelben in fünf nach der Natur colorirten Leichnamen, mit ſchaudererweckender Wahrheit dargeſtellt ſind, arbeitete er für den Großherzog von Toscana. Eine Geburt des Heilands und eine Kreuzabnahme gehören zu ſeinen Meiſterwerken.

2) Franzöſiſche Bildhauer. Jean Goujon, aus Paris, iſt der erſte berühmte Bildner in Frankreich. Sein berühmteſtes

Werk der Nymphenbrunnen auf dem Markte des Innocents in Paris, welchen er unter Franz I. anfing, und 1550 unter Heinrich II. endigte. Er war auch Baukünſtler und Stempelſchneider. Seinen Tod fand er 1572 bei dem Blutbad der Bartholomäusnacht. Germain Pilon, aus Paris, hatte viel Grazie, aber ſein Styl war oft unrein. Er zuerſt unterſchied genau die verſchiedenen Stoffe der Gewänder. Ein ſchönes Werk war die Gruppe der drei chriſtlichen Tugenden, aus einem weißen Marmorblock gebildet, für die Cöleſtinerkirche. Jean von Boulogne war 1524 zu Douai geboren. Er kam früh nach Rom und ward Buonarotis Schüler. Seiner Armuth wegen wollte er ſchon wieder heimkehren, als ihm ein Kunſtfreund in Florenz ein Stück Marmor gab, woraus er eine Venus bildete, durch die er ſehr berühmt wurde. Seine vorzüglichſten Werke ſind Simſon und ein Philiſter zu Florenz, ſein koloſſaler Neptun und ſein Raub der Sabinerinnen daſelbſt, ſein fliegender Mercur in Erz und ſein Jupiter Pluvius, der größte Koloß der neuern Kunſt. Von ſeinem Schüler Taca war das Pferd der Statue Heinrichs IV. auf dem Pont-neuf und die Statue Philipps IV., Königs von Spanien, zu Pferde, im vollen Gallopp dargeſtellt, in Buen-Retiro. Jacques Saraſſin, 1590 zu Noyen geboren, bildete ſich in Rom, und verband Genie mit Geſchmack und Grazie. Die Karyatiden, welche den großen Pavillon des alten Louvre zieren, und die Gruppe Romulus und Remus in Verſailles gehören zu ſeinen Meiſterwerken. Er ſtiftete eine fruchtbare Schule und ſtarb 1660. Von François Anguier war das ſchöne Grabmal des Herzogs von Montmorency in der Marienkirche zu Moulins, und von deſſen Bruder Michel die Statuen und Reliefs des Thores St. Denis. Von Theodon war die ſchöne Statue des heil. Johannes im Lateran, und die beiden Gruppen im Tuileriengarten, Atlas, der ſich in einen Felſen, und Phaetuſa, die ſich in eine Pappel verwandelt. Er ſtarb 1680. Lerambert verfertigte viele Gruppen für Verſailles. Puget, 1622 zu Marſeille geboren, war Maler, Architekt und Bildhauer. Hätte er die reinen Formen der Antike mehr ſtudiert, ſo würde er alle neuern Bildner haben übertreffen können. Seine Werke ſind kühn und kräftig. Beſonders berühmt ſind ſeine zwei koloſſalen Termen am Rathhauſe zu Toulon, ſeine Statue des Milon im Park von Verſailles, und ſein ſterbender Fechter. Die Brüder Marſy, 1624 und 1628 zu Cambray geboren, verfertigten die ehernen Statuen des Bacchus und der Latona zu Verſailles, und die berühmte Pferdegruppe bei den Bädern des Apoll daſelbſt. François Girardon, 1630 zu Troyes geboren, war der berühmteſte Bildner aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Seine Ritterſtatue dieſes Königs, die ſonſt auf dem Platz des Königs Vendome ſtand, 21 Fuß hoch, war das erſte Werk der Neuern, welches in einem einzigen Stücke gegoſſen wurde. Die meiſten von Girardons Werke ſind nach Zeichnungen von Le Brun und zieren den Park von Verſailles. Pierre le Gros, 1656 zu Paris geboren, lebte faſt ſtets in Rom, und gehört zu den beſten franzöſiſchen Künſtlern. Seine berühmteſten Arbeiten ſind eine ſchöne bekleidete Römerin im Tuileriengarten, der heil. Dominicus in der Peterskirche, die Gruppe des heil. Ignaz, und die heil. Thereſia in der Carmeliterkirche zu Turin. Er ſtarb 1719, tief gekränkt durch die Gleichgültigkeit, welche die pariſer Akademiker ihm bewieſen. Nicolas Couſtou, 1658 zu Lyon geboren, hatte viel Geſchmack und Leichtigkeit, doch einen ganz franzöſiſchen Styl. Sein Bruder Guillaume übertraf ihn noch, er vollen-

dete das von jenem angefangene Basrelief der Rheinübergang. Edme Bouchardon, zu Chaumont geboren, ward beſonders berühmt durch ſeine Fontaine des Grenelles in Paris, und ſeinen Amor zu Choiſy, der ſich aus der Keule des Herkules einen Bogen macht. Ein herrliches Werk war ſeine Ritterſtatue Ludwigs XV. Sein Styl war mehr ſanft als erhaben, mehr geregelt als kühn. Von Lambert Adam, 1700 zu Nancy geboren, ſind die beiden 18 Fuß hohen Statuen, die Seine und Marne, zu St. Claud, ſo wie die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Verſailles. Sein Styl iſt rauh und wild. Lemoyne zeichnete ſich durch Portraits aus; er war feurig aber incorrect. René Slodz, 1705 zu Paris geboren, arbeitete im einfach-großen Styl, wenige verſtanden die Bekleidung beſſer als er; doch ſind ſeine Formen nicht immer rein. Baptiſte Pigalle, 1714 zu Paris geboren, bildete ſich nur durch unſäglichen Fleiß. Seine Statuen, Mercur und Venus, ſind berühmt, beide erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmal des Marſchalls von Sachſen zu Strasburg iſt ſein Werk. Ein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen iſt, erwarb ihm durch die Wahrheit der Formen und des Ausdrucks allgemeinen Beifall. Er ſtarb 1785. Etienne Falconet ward nach Petersburg berufen, um die metallne Ritterſtatue Peter des Großen zu machen. Demoiſelle Collot machte das Modell zu dem Kopf derſelben.

3) Deutſche Bildhauer. Lange ſchon vor Albrecht Dürers Zeit blühten in Süddeutſchland gar wackere Bildner, deren Fleiß und Trefflichkeit uns die Kirchen, Rathhäuſer und Brunnen in Nürnberg und andern Orten beweiſen, ja der Spuren noch älterer Bildhauerkunſt finden wir in den zahlloſen Rittergeſtalten und Heiligenbildern noch viele, die ſich in allen Münſtern und beſonders im Dom zu Cöln bis in die zarteſten Thürmchen hinaufranken. Doch die Namen dieſer Meiſter ſind unbekannt, wahrſcheinlich kamen die erſten von Byzanz herüber. Albrecht Dürer, der ein allgemeines Kunſtgenie war, zeigte ſich auch als trefflichen Bildner in großen und kleinen, ganz und halb erhobenen Geſtalten aus Holz und Stein. Leonhard Kern, 1580 zu Forchtenberg geboren, bildete ſich in Italien, und arbeitete mit vieler Kunſt in Holz, Stein und Elfenbein. Gottfried Leygebe, 1630 zu Freiſtadt in Schleſien geboren, 1683 zu Berlin geſtorben, beſaß die zuvor unbekannte Kunſt, aus einer Maſſe von Eiſen kleine Rittergeſtalten zu machen. Von ihm iſt der Kaiſer Leopold I. zu Kopenhagen, Carl II. von England als heiliger Georg zu Dresden, und Kurfürſt Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller arbeitete an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitsſäule zu Wien. Andreas von Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, ſtudierte in Italien beſonders den Buonaroti, und ward nach Berlin berufen, wo er das Zeughaus verzierte und das Modell zu der trefflichen Ritterſtatue des Kurfürſten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Johann Jacobi gegoſſen ward. Balthaſar Permoſer, 1650 im Salzburgiſchen geboren, und 1732 zu Dresden geſtorben, hat zu Berlin, Dresden und Leipzig viele treffliche Arbeiten hinterlaſſen. Übrigens ſind Meſſerſchmidt aus Wien, Osner aus Nürnberg, Zwenkhof, Dunker und Stahlmeier aus Wien, Schwarz aus Dresden, Adam und die Brüder Ränz zu erwähnen.

4) Niederländiſche, engliſche, ſchwediſche und ruſſiſche Bildhauer. Von dieſen nennen wir beſonders: Franz Du-

quesnoy, 1594 zu Brüſſel geboren, berühmt unter dem Namen il Fiamingo. Er hat wie Algardi eine beſondere Gabe, die Schönheit der Kinder darzuſtellen, und fliegende ſich emporſchwingende Geſtalten gelangen ihm beſſer als keinem zuvor. Er ſchloß eine innige Freundſchaft mit Pouſſin, und beide lebten der Kunſt mit reinem Eifer ohne Grenzen. Sein 22 Palmen hoher Andreas in der Peterskirche zu Rom iſt eine der ſchönſten Statuen dort, und ſeine Suſanna zu Loretto wurde wegen ihrer edeln Stellung, ihres ſanften, frommen Ausdrucks und ihrer trefflichen Bekleidung ſehr bewundert. Buyſter, Slodz, Quellius und Van Obſtal waren geſchickte niederländiſche Bildner. Cibber verfertigte die beiden trefflichen Statuen am Eingange des Bedlam-Hoſpitals zu London, welche den ſtillen Wahnſinn und die Raſerei darſtellen. Gibbons, der 1721 zu London ſtarb, zeichnete ſich beſonders in ſchön gearbeiteten und fleißig vollendeten Ornamenten aus. Seine Blumen und Vögel ſind unübertrefflich zart. Wilton und Rysbrack im graziöſen Styl arbeiteten beſonders; die weiblichen Gebilde des letztern ſind höchſt anmuthig. Nolkens hatte gute Stellungen, aber wenig Correctheit. Unter den ſchwediſchen Bildhauern, muß vor allen der Ritter Sergel genannt werden. Der Ruſſe Pawlof war ein geübter Portraitbildner. In der neuſten Zeit zeichnet ſich Launitz, Thorwaldſens, Schüler aus.

5) Spaniſche Bildhauer. Deren gibt es unzählig viel und ſie alle hier zu nennen, wäre zwecklos. Die Kunſt blühte ſeit dem 11ten Jahrh. dort, und ſchön 1033 arbeitete Aparicio von Caſtilien ein Basrelief in Gold und Elfenbein, in 22 Abtheilungen die Jagd des heil. Millan vorſtellend, welches in dem Kloſter Yuſo aufbewahrt wird, und deſſen Verhältniſſe und Grazie man bewundert. Klöſter und Kirchen gaben den Künſtlern reichliche Beſchäftigung. Man zählt bis auf 160 ausgezeichnete ſpaniſche Bildhauer.

Neueſte Kunſtperiode. Cavaceppi in Rom macht den Übergang zu den großen Bildnern der jetzigen Zeit. Der vielverdiente 1822 verſtorbene Ritter Canova war nicht allein in Hinſicht auf die Schönheit und Grazie des Styls, die zarte Vollendung der Arbeit und die reiche Erfindungsgabe der erſte Bidner jetziger Zeit, ſondern er verdiente auch durch die Güte und Großmuth, womit er junge Künſtler unterſtützte und Preiſe für ſie ausſetzte, doppelten Ruhm. So wie in früherer Zeit der leider zu früh (1793) verſtorbene ſehr verdienſtvolle Trippel an Kraft und ſtrengem Styl rühmlich mit Canova zu wetteifern begann, ſo that es in der neuſten Zeit der treffliche Däne Thorwaldſen, der für die Heldengeſtalten, ſo wie für die Beſtimmtheit und Hoheit der Formen von vielen als noch größerer Meiſter anerkannt wird. Beide wirken herrlich vereint auf ihre Zeit, als Meiſter der Kraft und Anmuth. Ausgezeichnet brave und verdienſtvolle Künſtler unſerer Zeit ſind ferner: der tieffühlende Dannecker (über ihn und ſeine Werke in der N. Folge des Conv. Ler.) in Stuttgart, deſſen Ariadne an Schönheit mit der Antike wetteifert, Schadow, Rauch und Tieck in Berlin, Zauner in Wien, Ruhl in Caſſel, Pozzi in Manheim, Ohnmacht in Strasburg, Döll in Gotha, Chaudet und Houdon in Paris, Flaxman, Chantrey und Gahagan in London. Den vorzüglichſten dieſer Künſtler haben wir beſondere Artikel gewidmet, welche an Ort und Stelle nachzuſehen ſind.

Bildhauerkunſt (Technik der). In Hinſicht des mechaniſchen und techniſchen Theils kommen zuerſt Stoff und Werkzeug in

Betracht. Jener iſt bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten iſt der Marmor für den Künſtler am ſchicklichſten. Das vornehmſte und faſt einzige Werkzeug der Bildhauerkunſt iſt der Meiſel, von welchem es aber verſchiedene Arten gibt, wie z. B. das Spitzeiſen, das Zahneiſen, der Pickhammer, das Breiteiſen, das Rundeiſen, Zwergeiſen. Zur Arbeit in Marmor ſind alle von Stahl und werden mit eiſernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandſteine hingegen hat man ſie nur verſtählt, und treibt ſie mit hölzernen Schlägeln. Die feinern Werkzeuge der Bildhauerei ſind der Drittbohrer (Findelbohrer), die Raſpel; Nebenwerkzeuge die Menſur, das Richtſcheit, das Stichmaß und der Krummcirkel (Taſter). Bevor aber der Künſtler an dieſe Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Maſſe geformt haben, deren Weichheit ihm weniger Schwierigkeiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende härtere. Ein ſolches Vorbild heißt Modell, vor welchem manche Künſtler öfters noch eine Skizze verfertigen, welche das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künſtlern vertritt die Skizze nicht ſelten die Stelle des Modells ſelbſt; Andere können hingegen das letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man ſich zu beiden des Thons oder Wachſes. Der Thon wäre die geſchickteſte Maſſe, Figuren zu bilden, wenn er ſeine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa in allen Theilen gleich ſehr zuſammen (in welchem Fall daſſelbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), ſondern die kleinen Theile trocknen weit ſchneller, als die größern, und der Leib der Figur, als der ſtärkſte Theil, zuletzt. Das Wachs hat dieſe Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher ſein Modell aus Thon, oder Gyps, und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieſer Arbeit auf dem Boſſirſtuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe deſſelben, welche ſich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, ſondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand, mittelſt der Boſſirhölzer, bildet der Künſtler die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Boſſirhölzern und dem naſſen Schwamme weiter, und ebnet ihn mit dem Pinſel. Nachdem nun der Künſtler auf dieſe Weiſe der weichen Maſſe Form gegeben hat, trägt er dieſe auf die harte Maſſe über, in welcher das Werk eigentlich aufgeſtellt werden ſoll. Der Block, welcher beſtimmt iſt, zu demſelben bearbeitet zu werden, ſteht vollkommen ſenkrecht auf einem Geſtelle, oder dem ſogenannten Boſſirſtuhle, auf welchem er, mittelſt eines Hebebaums, nach Erfordern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes ſteht, ebenfalls auf einem Boſſirſtuhle, das Modell. Nachdem nun dieſe Vorkehrungen ſämmtlich getroffen ſind, begibt ſich der Künſtler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier gibt es nun eine doppelte Art, nach Maßgabe des Modells die Maſſen zu bearbeiten, die praktiſche und die akademiſche. Nach der erſten Art überzieht der Künſtler Modell und Block mit einander durchſchneidenden Linien, welche auf beiden in gleichen Verhältniſſen Vierecke bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleines Viereck des Modells ſeine Flächenmaſſe gleichergeſtalt auf jedem großen Viereck des Blockes an. Da nun aber hierdurch gewiſſermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, ſo wie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells beſtimmt werden kann, ſo

wird der Künſtler ſeiner künftigen Figur allerdings ein gewiſſes Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung ſeines Auges überlaſſen, und muß deshalb beſtändig zweifelhaft ſein, ob er in Hinſicht auf ſein Modell, zu tief, oder zu flach, ob er zu viel, oder zu wenig Maſſe weggenommen. Er iſt ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche angezeigt, durch ſolche Linien zu beſtimmen, durch die er ganz natürlich und ohne die geringſte Abweichung, eben dieſelben Umriſſe auf ſeinem Stein entwerfen könnte. Weil nun auch keine Grenzen der Tiefen geſetzt werden können; ſo kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen iſt, nicht wieder gut gemacht werden. Und endlich iſt es ein Hauptmangel dieſer Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien ſich alle Augenblicke weghauen, und eben ſo oft, nicht ohne Beſorgniß der Abweichung, von neuem müſſen gezogen und ergänzt werden. Dieſe Ungewißheit nöthigte die Künſtler, einen ſicherern Weg zu ſuchen, und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der franzöſiſchen Akademie in Rom zum Nachbilden der Antiken zuerſt erfunden war. Nach dieſer befeſtigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die ſogenannte Menſur, welches ein viereckiger Rahmen iſt, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifäden herunterfallen läßt. Durch dieſe Fäden werden die äußerſten Puncte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der erſten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punct der äußerſte iſt, geſchehen konnte; ſie geben auch dem Künſtler ein ſinnliches Maß von einigen der ſtärkſten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche ſie decken, wodurch er in den Stand geſetzt wird, freier und mit mehrerem Muthe bei ſeiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu beſtimmen iſt; ſo werden ebenfalls die Umriſſe der Figur durch dieſen Weg ſehr zweifelhaft für den Künſtler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird ſich derſelbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe ſehen. Es iſt ſehr begreiflich, daß in dieſer Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren ſchwer zu finden iſt. Um dieſem Übelſtande auszuweichen, bemüht man ſich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifäden durch Horizontalfäden durchſchneiden läßt. Michel Angelo erfand einen neuen, ſehr ſinnreichen Weg, auf welchem er das richtige Verhältniß der Figuren zu beſtimmen ſuchte. Eine Nachricht davon findet man in Vaſaris Leben der Maler ꝛc. ausführlicher aufgezeichnet, als es hier geſchehen könnte, weswegen wir dahin verweiſen. Hat nun der Künſtler nach einer dieſer Methoden jeden Theil ſeines Modells nach ſeiner Lage und ſeinem Verhältniß an dem Blocke beſtimmt, ſo arbeitet er denſelben mit dem Eiſen und, nach Erforderniß der Umſtände, mit dem Bohrer aus. Hierbei geht er von dem äußerſten Puncte nach den innern Puncten fort, und gründet ſo die Hauptpuncte der Glieder, Muskeln, Gewänder u. ſ. w. von allen Seiten. Iſt ein Punct gefunden, und, wo es möglich iſt, mit dem Bohrer vorgearbeitet, ſo ſchlägt der Künſtler den überflüſſigen Stoff mit dem Spitzeiſen aus, läßt jedoch noch etwas ſtehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich ſchlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken, und rundet jeden Theil. Das Eiſen darf, damit nicht

zu viel Stein abſpringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen ſoll, erhalten; ſo wird er ausboſſirt (mit dem Zahneiſen weiter ausgebildet) und die Anlage zu den feinſten und zärteſten Theilen gemacht. Die Maſſen unter den ſchwebenden oder ſchwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwiſchen den Fingern und Füßen, den Falten u. ſ. w. zu deren Bearbeitung das Spitzeiſen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Ausboſſiren vermittelſt des Bohrers und der Raſpel weggenommen, welches eine ſehr mühſame Arbeit iſt. Auf dieſelbe Art entſtehen auch die Vertiefungen des krauſen Haupthaares, der Naſenlöcher u. ſ. w. Hierauf ſchreitet der Künſtler zu dem Zähnen, das heißt, er nimt mit dem Zahneiſen alle bisher noch eckig angelegten Theile ab und gibt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er ſich des Taſterzirkels, um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modell zu beſtimmen. Nun ſteht das Werk kenntlich da, und darf nur rein gemacht, d. h. rein und ſauber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteiſen, dem Rundeiſen und dem Zwergeiſen geſchieht. Das erſte ebnet gemeiniglich das Nackte und alle ebene Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und das dritte die kleinen ſchwebenden Theile. Da aber das Eiſen den harten Stein nicht völlig ebnet, ſo muß ihm die Raſpel zu Hülfe kommen, welche überdies die feinſten Theile, z. B. die Augenlider, Nägel u. ſ. w. ausbildet. Nach dem Unterſchiede der Flächen werden gerade, aufgeworfene, runde, flache u. a. Raſpeln erfordert. Das Rauhe, welches ſie zurücklaſſen, wird mit feinem Sandſteine abgeſchliffen. Beſteht das Werk aus Marmor, ſo erhält dieſer zuletzt noch Politur, mit gepulvertem Bimsſtein, mit einem feuchten Tuche, oder mit Zinnaſche, oder, und zwar am häufigſten bei gefärbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen, oder mit Schmergel.

Bildlich (in der Äſthetik). Der bildliche Ausdruck iſt dem eigentlichen entgegengeſetzt, und beſteht darin, daß man ſich der Vorſtellung eines ſinnlichen Gegenſtandes, welcher weſentliche und geſetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorſtellungen von dieſem mit deſto größerer Leichtigkeit ihrer für den jedesmaligen Zweck wichtigen Merkmale und beſonderer Rührungskraft zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck ſchon erregten Vorſtellung deſſelben, ſeinem Zwecke gemäß, zu erhöhen. Das Vergnügen an dem bildlichen Ausdrucke entſteht nicht in allen Fällen aus einem und demſelben Intereſſe, denn bald iſt es in dem Erkenntnißvermögen, bald in dem Begehrungsvermögen, und bald in dem Geſchmacke begründet. Oft bedienen wir uns der bildlichen Darſtellung, um Wahrheiten und Begriffe einzukleiden, damit wir die Aufmerkſamkeit deſto ſicherer erregen und feſſeln, um theils diejenigen Seiten und Merkmale der Gegenſtände, die wir vorzüglich in Betrachtung gezogen wiſſen wollen, deſto lebhafter hervorzuheben, theils auch um über allgemeine, abgezogene Sätze Anſchaulichkeit zu verbreiten, und Leichtigkeit der Einſicht mit dem Vergnügen an Ähnlichkeit und harmoniſcher Thätigkeit des Verſtandes und der Einbildungskraft zu verknüpfen. Aus dieſer Quelle entſpringen ſinnbildliche Darſtellungen, Parabeln, Fabeln und mehrere redneriſche Figuren. Bei der Wahl der Bilder muß man vorzüglich darauf ſehen, daß ſie aus einem Kreiſe von Dingen hergenommen werden, welcher denen vollkommen bekannt iſt, für welche man ſie gebraucht; es muß

eine wirkliche Übereinſtimmung zwiſchen ihren Merkmalen und den Merkmalen der einzukleidenden Sache herrſchen; eine Übereinſtimmung, welche nicht blos zufällig ſein und etwa nur für ein Individuum, ſondern welche vielmehr weſentlich ſtatt finden und allgemein gelten muß. Dieſe Übereinſtimmung muß aber auch augenblicklich einleuchten, nicht erſt eines längern Nachdenkens bedürfen, um aufgefaßt werden zu können. Das Bild muß überhaupt keine Wirkung hervorbringen, welche derjenigen, die man beabſichtigt, widerſtreben würde; ſie muß im Gegentheile Gefühle erregen, die mit dem Hauptgefühle, welches man beabſichtigt, übereinſtimmen. Das Bildliche iſt übrigens wohl zu unterſcheiden vom Sinnbildlichen, vom Tropiſchen und vom Blühenden.

Bildung iſt ein Vorzug, den nur der Menſch, aber, wie die Verhältniſſe noch ſtehen, nicht jeder Menſch haben kann. Eine Menge von innern und äußern Anläſſen und Hülfsmitteln müſſen ſich vereinigen, um das rohe Geſchöpf mit menſchlichen Anſichten und menſchlicher Stimme zum Menſchen zu machen und aus dem harten Dienſte der Naturnothwendigkeit, in dem es überall ſeine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Der eiſerne Himmel des Nordens und die Glut des Südens laſſen keine freiere Entwickelung der menſchlichen Kräfte aufkommen. Der milde Himmelsſtrich, wo die Natur nicht reich genug, um den Menſchen der Anſtrengung und Übung ſeiner Kräfte zu überheben, und doch ergiebig iſt, ſeine Thätigkeit zu belohnen, ſcheint zum Sitze der Bildung beſtimmt. Hier, wo eine glückliche Miſchung der Grundſtoffe dem Körper Geſchmeidigkeit gibt und den Aufſchwung des Geiſtes befördert, finden wir die gebildetſten Völker der alten und neuen Zeit. Der Ackerbau feſſelte ſie an beſtimmte Wohnörter, das Bedürfniß lehrte ſie bauen, der Nachahmungstrieb Geſtalten formen und in die Töne der belebten Natur einſtimmen. Leid und Freude, Liebe und Dankbarkeit deuteten ſie in Denkmälern und Feſten an, ſprachen ſie in Geſchichten und Liedern aus, die frühe Ahnung eines göttlichen Lebens in der Natur und die Abbildung ihrer bedeutſamen Körper führte zu Symbolik und Schrift. So gewannen Gefühl und Gedanke den entſprechenden Ausdruck; die Geſellſchaft das Werkzeug einer leichten Mittheilung ihrer Kenntniſſe nach allen Seiten; die Kunſt den Stoff und Antrieb ihrer Übungen; die That ihren unvergänglichen Ruhm, und die Religion ihre Herrſchaft unter den Menſchen. Die Mitte des ſüdweſtlichen Aſiens ward die Wiege der Bildung, die uns in ihrem Gange die bekannteſte, und als die Mutter der unſrigen die wichtigſte iſt. Nur an die Zone, doch nicht an beſtimmte Länder gebunden, wanderte ſie von Oſten nach Weſten, und die Betriebſamkeit der Bewohner des europäiſchen Weſten hat ihre im Orient allmählig verſteinerten Schätze mannichfaltig ausgeprägt und gemeinnützig gemacht. Die freieren Verfaſſungen der Europäer, die Reibungen und Verbindungen ihrer kleinen Staaten, die Leichtigkeit des Verkehrs auf ihren wegſameren Straßen und Gewäſſern, ihre öffentlichen Anſtalten und gemeinſchaftlichen Unternehmungen, ihre religiöſen Myſterien und philoſophiſchen Schulen waren wechſelsweis Früchte und Beförderungsmittel einer Bildung, die bei den alten Griechen in eigenthümlicher, nirgends übertroffener Schönheit und Rundung erſcheint, und zum Unterſchiede von der neuen, der ſie zum Muſter dient, nun die antike heißt. Ihre Wendepuncte waren religiöſe Mythen und das Vaterland, der Patriotismus gab ihr Thaten-

größe, Öffentlichkeit und moraliſche Kraft, der Mythenglaube ſchmückte ſie mit den Reizen einer Poeſie, die auch dem Vernunftloſen menſchliches Leben mittheilte, und es wagen durfte, die Wirklichkeit der Menſchwelt treu und unverhüllt hervortreten zu laſſen, weil ſie noch ſchön war. Die Bildung der Alten zeigt ſich daher als ein geſundes Gewächs der Natur und ihrer freien Verhältniſſe, ſie weiß nichts von Abſichtlichkeit und Ziererei, ſie bedarf keines fremden Scheines und keiner mühſamen Beweiſe, um ihre Schritte zu rechtfertigen; ihre Einheit und Übereinſtimmnng mit ſich ſelbſt, ihre Wahrheit und Naivetät, die Sicherheit und das kräftige Behagen, womit ſie auf dem Wege der Natur fortſchreitet, gefällt durch ſich ſelbſt. Doch hatte ſie mit den Blüthen, wie die Anmuth, ſo auch das Loos der Hinfälligkeit gemein. Das Vaterland nahmen ihr römiſche Unterdrücker, und ihre Götterwelt wich den Grübeleien einer Philoſophie, die die Natur entſeelend, dem neu aufgehenden Lichte der Religion des Einigen und Unendlichen Bahn machte. In Rom ward die Bildung der Griechen zur Dienerin des ausſchweifendſten Luxus, und der Ernſt ihres Glaubens zum leichtfertigen Spiele der Phantaſie, und auch ihre letzten Schatten verſchwanden mit dem Falle des römiſchen Reichs. Auf deſſen Trümmern ſtehen im Occident germaniſche Völker, ihre Sitten und Sprachen verſchmolzen mit denen der unterjochten Weichlinge, der ihnen eigenthümliche Adel des Geſchlechtsverhältniſſes, der ein romantiſches Frauenreich ſchuf, die Lehren und Gebräuche des ihnen bald eingeimpften Chriſtenthums wurden unter der planmäßigen Leitung des Prieſterregiments die Grundlagen einer neuen Bildung, bei der die antike, ſo weit man ſie noch aus ihren Reſten und Rückerinnerungen kannte, nur ein Gegenſtand des geiſtigen Luxus der Gelehrten und Künſtler werden, aber nie in der Mitte des Volks mit ihrer Friſche und Lieblichkeit wieder aufleben konnte. Ob nun gleich die germaniſchen Völker, treu der alten Sitte und Sinnesart, eigne Wege gingen, und dem Hirtenſtabe des Vormunds in Rom nur langſam gehorchen lernten, ſo wuchſen aus ihrer Natur und Landesart doch blos ihre Nationaleigenheiten, jedem beſondere, ſcharf von den fremdartigen geſchiedene in behaglicher Freiheit hervor, das auf dieſen wilden Stamm gepfropfte Reis aber, die neuere Bildung, iſt ein Erzeugniß beſtimmter Abſichten und zwangloſer Verhältniſſe. Sie unterſcheidet ſich von der antiken ſowohl durch bloße Entſtehungsart, als auch durch den Umſtand, daß ſie, weil es den Neuen an Öffentlichkeit des Lebens, an Feſten, wo das Schöne der Gegenſtand eines allgemeinen Genuſſes geworden wäre, ja im Ganzen ſelbſt an Sinn dafür gebrach, nie die Maſſe der Völker völlig durchdringen konnte, ſondern bis in die neueſten Zeiten ein Vorrecht der Höfe, der höhern Stände und gelehrten Schulen blieb, von denen ihre Denkmäler in Kunſt und Wiſſenſchaft ausgegangen ſind. Der Natur fremd geworden, erſcheint ſie bald als eine mehr oder weniger verunglückte Nachahmung der Alten, und nur in wenigen großen Geiſtern eigenthümlich; bald ſucht ſie, von der Religion ſelbſt dazu angeleitet, ein verlornes Paradies, ohne es zu finden. Überall von der Anſchauung zum Überſinulichen, vom Bilde zum Begriff durchdringend, den durch Überreiz in Anſtrengung und Genuß ohnehin geſchwächten Körper immer mehr abſtreifend, geht ſie auf Ideale aus und ringt nach einem Ziele, das in der Unſterblichkeit liegt, ohne ſich wehmüthiger Rückblicke auf die goldene Vorzeit erwehren zu können, wo Leib und Seele noch ein kräftiges Ganze, und der Menſch mit der Natur und ſich ſelbſt eins

war. Daher die empfindſame Sehnſucht, das mühſame Streben, das krankhafte Schmachten und die ewige Klage der Neuern; daher ihre jeden reinen Genuß verkümmernde Überlegung und Kritik, die ſich in Theorien und Planen erſchöpfen, die ſchöne Natur, hinter der die Weichlichkeit des jetzigen Lebens weit zurückbleibt, wo möglich noch zu überbieten. Aber weder die Unſchuld der Urwelt, noch die harmoniſche Schönheit der griechiſchen Bildung, werden ſie zurückbringen können; der ewige Erzieher des Menſchengeſchlechts wiederholt ſich nicht, jede Epoche ſeiner Führung bringt neue Epochen zu Tage; auch die Form der neuern Bildung beurkundet auf ihre Weiſe das Fortſchreiten der Menſchen. Die unbehaglichen Widerſprüche, in welche die Neuern zugleich rückwärts und vorwärts ſchauend, und immer nach dem Unerreichbaren haſchend, ſich mit ſich ſelbſt verwickelt haben, können friedlich gelöſt werden und in ein ſicheres, freudiges Streben übergehen, wenn man ſich endlich darein ergeben wird, für uns ſei nur Troſt und Rettung in der Idee, auf die das Chriſtenthum, das mit ſeinen ewigen Wahrheiten und unendlichen Beziehungen die Hauptgrundlage unſerer Bildung iſt, hinweiſt. Und deutlich genug ſticht dieſe Richtung zum Idealen in den beſſern Leiſtungen der Neuern hervor: gründlicher Fleiß, tiefe Forſchung, allzuumfaſſende Wißbegierde, ein ſcharfer Verſtand, eine des Fernſten und Höchſten mächtige Phantaſie und ein Vermögen zu ſondern und zuſammen zu ſtellen, dem die Alten nur ſpärliche Anfangsgründe an die Seite zu ſetzen haben, zeichnen die Werke der neuern Kunſt und Wiſſenſchaft aus. Sind auch Michel Angelo und Canova nur geiſtreiche Zöglinge der antiken Plaſtik, ſo wetteifern doch die Heroen der italieniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und deutſchen Dichtkunſt rühmlich mit den herrlichſten Alten. Johannes Erigena, Spinoza, Leibnitz, Hemſterhuis, Kant u. ſ. w. ringen mit Plato und Ariſtoteles um den Preis der Tiefe und Gründlichkeit, die alte Leier verſtummt im Inſtrumentenſturm einer Haydniſchen Symphonie, und Zeuxis Trauben verſchwinden vor Raphaels Madonnen. Die Vervielfältigung der Schildereien in Holzſchnitt und Kupferſtich, die Buchdruckerkunſt mit ihrem unabſehlichen Einfluſſe, der Compaß zur Schifffahrt und der Wechſelbrief zum Handel ſind Erfindungen der Neuern; die Anwendung der Mathematik auf die kunſtreichen Arbeiten und Maſchinerien, die das Leben erleichtern, die Elemente dienſtbar machen, und tauſend neue Bedürfniſſe befriedigen; die Leitung des Blitzes, der Gebrauch des Pulvers bezeugen das neuere Fortſchreiten, deſſen größte Ergebniſſe unſere Zeit an den ungeheuren Wirkungen der Staats- und Kriegskunſt Napoleons zu erkennen glaubte. Ob die ſittliche und religiöſe Bildung der Menſchen bei dieſen Fortſchritten gewonnen habe, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage, die nur dem Sohne der neuern Zeit einfallen kann. Die Alten wußten nur von einer Bildung, der menſchlichen, die ſich durch Gymnaſtik und Muſik (Muſik im Sinne der Griechen iſt die freie Entwickelung der Seelenkräfte durch die den Muſen geheiligten Künſte und Wiſſenſchaften) vollenden ließ und zu allen Dingen nützlich war. Die Künſtlichkeit der neuern Verhältniſſe und Theorien, die unendliche Vervielfältigung der Bedürfniſſe und der Mittel ſie zu befriedigen, hat dieſen einen Stamm in hundert Äſte geſpalten, und der Einzelne bringt es mit aller Mühe nicht dahin, ſie wieder zu einem Ganzen in ſich zu vereinigen. Denn nicht genug, daß wir es zugleich auf eine geiſtige, äſthetiſche und moraliſche Bildung anlegen, und bald Verſtand und Einbildungskraft

im Denken und Zuſammenſtellen des Wahren und Möglichen, bald dieſe beiden mit dem Gefühl in der Empfindung und Beurtheilung des Schönen, bald Gefühl und Willen in der Empfindung und Wahl des Guten üben müſſen, um unſere Seelenkräfte zu entwickeln: als Schüler der Alten bedürfen wir dazu einer claſſiſchen, als Bewahrer der Literatur einer gelehrten und literariſchen Bildung, und wo wäre irgend eine Wiſſenſchaft und Kunſt, die nicht zu ihrer Pflege eine eigne, allein auf ihr Gebiet berechnete, und den Fleiß eines ganzen Menſchenlebens in Beſchlag nehmende Bildung erforderte. Ähnliche Anſprüche machen die verſchiedenen Stände, Geſchäftskreiſe und Gewerbe der bürgerlichen Geſellſchaft; militäriſche, cammeraliſtiſche mercantiliſche, ökonomiſche Bildung wird in eigenen Erziehungsanſtalten erworben, und unſer Jahrhundert hat es ſogar zu einer beſondern Bildungsanſtalt für Runkelrübenzuckerfabricanten gebracht. So iſt unſere Aufmerkſamkeit und Kraft in tauſend einzelne Zweige der Bildung zertheilt, wie hätten wir Zeit, den Menſchen in uns auszubilden, da wir kaum mit dem Bürger fertig werden? Viele fangen es daher gar nicht mehr auf etwas Höheres an, als was der Zwang der Verhältniſſe, der National- und Standesgeiſt aus ihnen macht, und ſchwer verbergen ſie oft die verletzenden Ecken dieſer Einſeitigkeit hinter dem Scheine von Bildung, den ſie als ein zum äußern Anſtande nothwendiges Geſellſchaftskleid für die Unterhaltungsſtunden anlegen. Aber die geſellige Bildung, in der die feineren Cirkel der Franzoſen den Ton angaben, und die höheren Stände aller europäiſchen Nationen ſich verſtehen, hat einen edleren Sinn. Sie ſetzt Einſichten und Kenntniſſe, die über alles, was dem Menſchen als theilnehmenden Welt- und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein Urtheil erlauben, und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls, eine ſchnelle und richtige Überſicht der Verhältniſſe, eine Leichtigkeit und Übung des Geiſtes im Gebrauchen der mannichfaltigſten Formen, kurz einen feinen Tact voraus, der jedem Gedanken im Geſpräch die rechte Stelle, die anziehendſte Bedeutung, den ſchicklichſten Ausdruck und die heiterſte Farbe zu geben weiß, und ungern entbehrt ſie die angenehmen Talente und Kunſtfertigkeiten, deren ſinnvolle Leiſtungen beſcheiden in den Lauf der Unterhaltung eingeflochten, als Proben von Fleiß und Genie den Geber ehren und die Empfangenden zu höherer Freude ſtimmen; oder wenn man dieſe empfehlenden Eigenſchaften nicht in hinlänglichem Grade beſäße, um der Geſellſchaft durch eigne Gaben gefällig zu werden, erfordert ſie doch wenigſtens eine ſich ungezwungen äußernde Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Gute, was ſie zur Befriedigung der höhern Bedürfniſſe des Geiſtes darbieten will. (Vergl. d. Art. Converſation.) Alle Zweige der neuern Bildung fänden in dieſer geſelligen, Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft angenehm verſchmelzenden, den beſten Vereinigunspunct, gehörten die Kreiſe, in denen ſie einheimiſch iſt, nicht unter die Seltenheiten. Und auch dieſe gebildeten Kreiſe ſind nicht ganz frei von dem Einfluſſe der Eigenheiten, welche die Nationen in Sitte, Stimmung und Lebensweiſe von einander unterſcheiden, und eben wegen ihrer nicht immer liebenswürdigen Eigenthümlichkeit keineswegs für Merkmale wahrer Bildung gelten können. Was aber die gutgemeinte, kräftig ausgeſprochene und unter günſtigern Umſtänden auch wohl zum Theil ausführbare Idee, dieſe Volkseigenthümlichkeit durch gewiſſe ihr angemeſſene Anſtalten für die öffentliche Bildung zum allgemeinen Charakter einer veredelten Menſchheit zu erziehen, betrifft,

ſo läßt ſich, weil ſie bis jetzt zu wenig Eingang gefunden, noch keine beſtimmte Hoffnung darauf bauen. Wie ſehr daher auch der allzufreigebige Sprachgebrauch des gemeinen Lebens, welcher jedem in Romanen und Gedichten etwas beleſenen, durch feinere Bedürfniſſe des Luxus und eine gewiſſe Höflichkeit vor der niedern Volksclaſſe ausgezeichneten Mitgliede der Geſellſchaft Bildung beilegt, beehrt, von der Allgemeinheit des Beſtrebens gebildet zu heißen zeugen mag; ſo wird es doch, bei der Seltenheit des Zuſammentreffens günſtiger Umſtände und edler Beſtrebungen mit glücklichen Anlagen des Geiſtes und Herzens, immer nur wenige auserleſene Menſchen geben, welche nach einem unſerer Beſtimmung angemeſſenen Begriffe von Bildung genannt zu werden verdienen. Bilden heißt ein Bild von etwas machen, und dies kann, wo es auf Menſchenbildung abgeſehen iſt, kein anderes ſein, als das Bild des Menſchenideals, oder nach den Anſichten der Religion, das Bild der Gottheit. Bildung in dieſem allgemeinen Sinn iſt uns daher die durch zweckmäßigen Unterricht und geregelte Selbſtthätigkeit zu bewerkſtelligende harmoniſche Entwickelung der geſammten Menſchenkraft zur Gottähnlichkeit, und weil dieſe Aufgabe nur eine unendliche Annäherung verſtattet, nennen wir den gebildet, der bereits glückliche Fortſchritte zum Ziele der Menſchheit gemacht hat. Eine Bildung, die dieſem Begriffe entſpricht, wird eben ſo ſehr den Forderungen der Geſellſchaft an das zu bildende Subject Genüge leiſten, als ſie ſeinen eignen Geiſtes- und Herzensbedürfniſſen vollkommene Befriedigung gewährt, und es kommt nur darauf an, daß dieſe Bildung allen gemein werde und der Vergeiſtigungprozeß, in dem die Menſchheit begriffen iſt, eine entſchiedene Richtung auf ihren heiligen Endzweck gewinne, um die frommen Wünſche der Weltbürger und Menſchenfreunde zur glücklichſten Erfüllung zu bringen. E.

Bildungstrieb. So nennen die Naturlehrer die in allen organiſchen Körpern wirkſame Kraft, eine beſondere Bildung und Form von innen heraus anzunehmen (nisus formandi oder nisus formativus). Dieſe Kraft offenbart ſich durch Selbſtbildung und Selbſterhaltung, indem der Körper verſchiedene Stoffe in ſich aufnimt (die Nahrungsmittel), ſich dieſelben aneignet, das Fremdartige abſondert, verlorne Theile wieder herſtellt, und ſo ſich ernährt, erhält, und als organiſches Individuum beſtimmter Gattung fortbildet und aufwächſt; eben ſo iſt der Erzeugung eines neuen Gattungsindividuums durch Verbindung zweier Individuen verſchiedenen Geſchlechts (Fortpflanzung der Gattung), indem der organiſche Körper nur ein Weſen ſeiner Gattung erzeugt, und nicht aus Eigenthümlichkeit herausgeht. (Eine vorzügliche Schrift über den Bildungstrieb gab Blumenbach.) Auf eine ähnliche Weiſe redet man auch von einem geiſtigen Bildungstriebe, oder einem natürlichen Streben des Menſchen, eine geiſtige Individualität zu erlangen und zu behaupten, ſeine geiſtigen Anlagen nach dem Ideale der Menſchheit eigenthümlich zu entwickeln, und insbeſondere die von außen aufgenommenen Stoffe oder Einwirkungen zu ſeinen Zwecken mit Bewußtſein zu benutzen und zu bearbeiten. T.

Biliner Sauerbrunnen quillt bei dem Städtchen Bilin in Böhmen in 4 Quellen hervor, am Fuße eines hohen Felſen, des biliner Steins oder Portzen. Die Gegend umher iſt bergig. Vor Allem aber hebt ſich maleriſch daraus hervor der hohe, faſt auf allen Seiten frei aufſtrebende biliner Stein, von deſſen Höhe man einer

wahrhaft reizenden Ausſicht genieſt. Das Städtchen Bilin ſelbſt iſt alt, und ſoll vordem ſeine eigenen Herzoge gehabt haben, die die Gegend beherrſchten, aber von den böhmiſchen Königen unterdrückt wurden, die nun Burggrafen hieher ſetzten. Später kam es an die königliche Kammer, die es wieder zu Lehn gab. Jetzt ſind die Fürſten v. Lobkowitz in dem Beſitz dieſer Herrſchaft. Der biliner Brunnen mag zuerſt im Anfange des 18ten Jahrh. entdeckt worden ſein; ward aber erſt um die Mitte deſſelben gefaßt. Da jedoch das Waſſer ſchon verſendet wurde, und dieſe Verſendung zunahm, ſo baute man hiezu ein Haus, legte Spaziergänge an, und half überhaupt der Gegend durch Kunſt nach. Wie ſehr der Brunnen hierauf im Rufe zugenommen, beweiſt der Abſatz deſſelben. 1779 wurden 2698, und 1786 bereits 42,000 Flaſchen verſchickt. Die Brunnen entquellen der Erde ganz rein; der Geſchmack iſt friſch, kühlend, ſäuerlich; das Waſſer wirft viel Perlen und ſchäumt, vorzüglich wenn es mit Wein und Zucker vermiſcht wird; die Wärme der Quelle iſt 12 Grad Réaumur. Das Waſſer enthält in einem Pfunde zu 16 Unzen: luftſaures mineraliſches Laugenſalz 30$\frac{1}{2}$ Gr., Glauberiſches Wunderſalz 4$\frac{3}{5}$ Gr., Kochſalz 1$\frac{7}{9}$ Gr., luftſaure Bittererde 2$\frac{4}{7}$ Gr., luftſaure Kalkerde 3$\frac{1}{18}$ Gr., Kiſelerde $\frac{3}{4}$ Gr., Extractivſtoff $\frac{7}{17}$ Gr., Luftſäure 49 Kubikzoll, und reine Luft 4 Kubikzoll. Mit Nutzen wird der biliner Brunnen getrunken bei Hypochondrie, ſchleimigen Schlagflüſſen, Lähmungen, Kopfkrankheiten, bei Faulfiebern, Bräune, Geſchwüren, Hautausſchlägen, Skrofeln, Scorbut, in gichtiſchen und ſolchen Krankheiten, die Erſchlaffung zum Grunde haben, bei Krankheiten des Unterleibes, der Bruſt, der Harnwege ꝛc. Obſchon der Brunnen auch an Ort und Stelle getrunken wird, ſo trinkt man ihn doch auswärts noch ſtärker, beſonders da Teplitz nur eine Stunde entfernt iſt. Die Luſtpartieen von hier aus ſind nach den Luſtorten um Teplitz gerichtet.

Bill, ſ. Großbritannien.

Billard nennt man eine große, gewöhnlich mit grünem Tuche überzogene, mit einem erhöhten Rand (Bande) eingefaßte Tafel, worauf man elfenbeinerne Kugeln mit einem Stabe (Queue) gegen einander ſtößt, um ſie in gewiſſe an den Ecken und Seiten angebrachte Öffnungen zu treiben. Es iſt ein durch ganz Europa ſehr beliebtes Spiel. Die Kunſt beruht darauf, genau zu wiſſen, auf welchem Puncte und mit welcher Kraft, die mit dem Stabe angeſtoßene Kugel die andere berühren müſſe, um ſie in eine Öffnung zu treiben, und in der Fertigkeit, der erſten Kugel mit dem Stabe die nöthige Kraft und Richtung zu geben. Man ſpielt mit mehr oder weniger Kugeln, und nach verſchiedenen Regeln in Rückſicht des Treffens der verſchiedenen Kugeln und der Öffnungen, in die ſie getrieben werden müſſen. Daher die verſchiedenen Benennungen des Spiels à deux, à la boule, Carambole, Caroline, u. ſ. w.

Billington (Miſtreß), eine der erſten Sängerinnen von London. Als Tochter eines umherziehenden deutſchen Muſikus, Namens Weichſel, übte ihr muſikaliſches Talent ſchon früh; in ihrem ſiebenten Jahre ſpielte ſie ein Concert im Haymarkettheater, und im elften trug ſie eins von ihrer eigenen Compoſition öffentlich vor. Ihr erſter ſehr redlich denkender, aber ſchwacher Mann, Billington, vom Orcheſter des Drurylanetheaters, führte ſie nach Irland, um ſie zur öffentlichen Sängerin zu bilden. Sie war jung, ſchön, und bald fröhnte ſie in dem üppigen Dublin ihrem leidenſchaftlichen Hange zu

Ausſchweifungen auf die ärgerlichſte Weiſe. 1786 trat ſie in Coventgardentheater zu London auf, ohne großen Eindruck zu machen, weil ſie die Kunſt zu ſehr vernachläſſigt hatte. Sie ging deshalb nach Paris, und nahm 1787 Unterricht bei Sacchini. Ihr nachheriges erſtes Gelingen zu London verdankte ſie dieſen italieniſchen Lehrſtunden. 1794 reiſte ſie zu ihrer Vervollkommnung nach Italien. Jetzt waren ihre Fortſchritte ſchnell, ihre perſönliche Zauberkraft war ſchon ausgebildet, und an Ausgelaſſenheit blieb ihr nichts mehr zu lernen übrig. Ihr bekümmerter Gatte ſtarb zu Neapel, wie damals behauptet, aber wenigſtens nicht bewieſen ward, an Gift, und die junge Witwe heirathete bald darauf einen Lyoner, Namens Floriſſent, und ließ ſich im Venetianiſchen nieder. Unerwartet aber erſchien ſie 1801 in London. Damals war ſie auf dem Gipfel ihrer Kunſt und ihrer Künſte. In allem, was Aug und Ohr feſſeln kann, ein außerordentliches Weſen; in den Jahren des Übergangs vom Frühling ihres Lebens zum Sommer, in vollendeter Entwickelung ihres Talents, mit einer tiefrührend ſchönen Stimme, eingeweiht in alle Geheimniſſe der italieniſchen Tonkunſt, ſtand ſie da, eine edle, holdſelige, liebenswürdige Geſtalt, die größte Sängerin, die England geboren. Ganz London huldigte ihr; durch ein ungewöhnliches Engagement ſpielte ſie abwechſelnd in Coventgarden und Drurylane; ihre lange Abweſenheit hatte das Vergangene gleichſam verwiſcht; ein anſtändiger, geregelter Lebenswandel würde die Sünden ihrer frühern Jugend gewiſſermaßen geſühnt haben; allein nur zu bald ſank ſie in ihre gewohnte Ausgelaſſenheit zurück, und lebte, wie die Rede ging, im Ehebruch mit einem Manne vom höchſten Rang, bis kurz vor dem Zeitpuncte, wo ein früher Tod ihr ſchuldvolles Leben endete. Ihr Gatte, durch die Fremdenbill dazu genöthigt, hatte ohne ſein treuloſes Weib England verlaſſen müſſen, und ſie, vielleicht von Reue gefoltert, war kurz vor ihrem Tode (zu St. Artive unweit Venedig, 26ſten Aug. 1818) ihm gefolgt. —

Bingerloch, ſ. **Rhein**.

Binocular-Teleſkop, ſ. **Fernrohr**.

Binomiſch, zweitheilig, zweigliedrig, z. B. eine binomiſche Wurzelzahl in der Rechenkunſt. Binomialcoëfficienten ſind die Zahlen, welche anzeigen, wie oft in der entwickelten Potenz eines Binomii, z. B. $a+b$, jede Gattung von Product aus den Theilen deſſelben vorkommt. — Der **Binomiſche Lehrſatz** iſt jene merkwürdige Formel, welche die Zuſammenſetzung einer Potenz des Binomii $a+b$ aus den beiden Theilen a und b und dem Exponenten der Potenz darſtellt. Dieſer Lehrſatz, die wichtigſte Grundlage des Gebäudes der Analyſis, war, für ganze poſitive Exponenten, ſchon mehrern Analyſten vor Newton bekannt. Aber erſt Newton lehrte ihn auch auf gebrochene und negative Exponenten anwenden, und dieſe Entdeckung, eine der ſchönſten des großen Mannes, iſt auf ſeinem Grabmale eingegraben.

Biographie oder Lebensbeſchreibung iſt die Erzählung der Schickſale, Handlungen und Eigenſchaften einer einzelnen denkwürdigen Perſon, und macht einen Theil der Geſchichtſchreibung aus. Sie iſt den allgemeinen Regeln einer guten Erzählung und Charakterſchilderung unterworfen, unterſcheidet ſich jedoch von letzterer dadurch, daß ſie nicht blos das Innere und Beharrliche, ſondern auch die äußern Umſtände und Veränderungen des Lebens zum Inhalt hat. Der Biograph darf nur Perſonen wählen, deren Leben an

ziehend und fruchtbar genug iſt, und die ſich durch ihren Rang, durch vorzügliche Verdienſte, oder durch beſonders denkwürdige Glücksveränderungen unterſcheiden oder merkwürdig gemacht haben. Verſteht er aber bei ſolchen die Kunſt, das Erhebliche und Anziehende aufzufaſſen und darzuſtellen, die wahren Gründe der Handlungen aufzufinden und ſcharf zu erkennen, und wiefern äußere Umſtände auf Charakter und Handlungsweiſe einwirkten, überzeugend anzugeben, und bleibt er ſtets der Natur und Wahrheit getreu; ſo wird ſein Werk mit dem Intereſſe zugleich den herrlichſten Nutzen verbinden, indem es eine Quelle der Kenntniß und Erforſchung des menſchlichen Geiſtes und Herzens ſein wird. Was iſt geſchickter, uns zu belehren, und gegen die Lockungen des Laſters zu verwahren, uns in Noth und Gefahren zu erheben und zu ermuthigen, uns zu edeln Thaten anzufeuern, als die Beiſpiele, welche die Geſchichte uns aufſtellt? Eine beſondere Art der Biographie iſt diejenige, in welcher eine Perſon ſelbſt ihre Schickſale, Handlungen und Meinungen erzählt und angibt; es gehört dazu ein ſeltener Grad von Selbſtkenntniß, und ein noch ſeltener Grad von Wahrheitsliebe; Eigenſchaften, die nur von demjenigen in dem erforderlichen Maße zu erwarten ſind, der im gerechten Gefühl ſeines moraliſchen Werthes auch ſeine Schwächen und Fehler ohne Beſchämung bekennen darf, wie wir dies z. B. in der trefflichen und einzigen Selbſtbiographie Alfieris finden. Es gibt in allen Sprachen viele Sammlungen von Biographien. Die trefflichſte aller iſt die ſeit 1812 in Paris erſchienene Biographie universelle. Es ſind davon bis 1822 32 Bände erſchienen, die bis zum V reichen.

Biologie, ſ. Leben.

Bion, aus Smyrna gebürtig, ein griechiſcher Idyllendichter, von deſſen Lebensumſtänden ſich nirgends einige Nachricht findet. Aus der Elegie, welche ſein Freund und Schüler Moſchus auf ſeinen Tod verfaßte, ſcheint hervorzugehen, daß er ein Zeitgenoſſe Theokrits geweſen und an Gift geſtorben ſei. Wahrſcheinlich lebte er in Sicilien oder Großgriechenland. Von den wenigen auf uns gekommenen Gedichten des Bion wird ſein Klaggeſang auf Adonis für das vorzüglichſte gehalten. Er iſt vielfältig ins Deutſche überſetzt worden, unter andern auch von Voß. Man findet dieſes Gedicht, ſo wie die des Moſchus, gewöhnlich als einen Anhang bei den Idyllen des Theokrits. Einzeln von Manſo. — Außerdem nennt uns das griechiſche Alterthum einen Philoſophen Bion, welcher zu Boryſthene am Boryſthenes, ungefähr 800 J. v. Chr. geboren war, und als der letzte der cyniſchen Secte genannt wird.

Biörnſtahl (Jacob Jonas), bekannt durch ſeine Reiſen, war 1731 in der ſchwediſchen Provinz Südermannland zu Rotarbo geb. Er ſtudierte in Upſal, ging von da als Lehrer in das Haus des Baron Rudbeck, und reiſte mit deſſen Sohn nach England, Frankreich, Italien, Deutſchland, Holland und der Schweiz. Bei ſeinem Aufenthalte in Paris ſtudierte er mit vielem Eifer die morgenländiſchen Sprachen, für die er immer eine beſondere Vorliebe gehabt. Da ſein Zögling, der Baron Rudbeck, den er auf Reiſen geführt hatte, nach Schweden zurückgekehrt war, wurde Biörnſtahl von Guſtav III. beſtimmt, Griechenland, Syrien und Ägypten zu bereiſen, und erhielt zu gleicher Zeit den Titel eines Profeſſors an der Univerſität Lund. Nun ging er auf Koſten des Königs Guſtav III. 1776 nach

Conſtantinopel, wo er ſich einige Zeit aufhielt, um die türkiſche Sprache zu erlernen, ſetzte dann ſeine Reiſe fort bis Salonichi, und ſtarb hier 1779 an der Peſt. Biörnſtahl hatte eine Beſchreibung ſeiner Reiſen in Briefform an ſeinen Freund, den Bibliothekar Gjörwell, geſchickt, der ſie anfangs in eine Zeitſchrift, die in Stockholm erſchien, einſtreute, dann aber auch 1783 beſonders herausgab. Groskurd hat davon eine deutſche Überſetzung geliefert. Dieſes Werk enthält gelehrte und gründliche Unterſuchungen über Münzen, Handſchriften, ſeltene Bücher, eine große Menge Anekdoten, von denen die anziehendſten diejenigen ſind, welche Voltaire betreffen, den er in Ferney beſucht hatte; aber ſeine Bemerkungen und Urtheile über Sitten, Gebräuche, Religion und Literatur ſind oft zu wenig richtig, genau und unparteiiſch. Er hatte mehr Gelehrſamkeit als Geſchmack, mehr Gedächtniß als ſichern Tact und Unterſcheidungskraft. Seine von Natur ſtarke und abgehärtete Geſundheit ſetzte ihn in den Stand, viel zu arbeiten und die größten Beſchwerden der Reiſe zu ertragen.

Biot (Jean Baptiſte), einer der erſten jetzt lebenden Phyſiker Frankreichs, ward 1774 zu Paris geb. und machte ſeine erſten Studien im Collegium Ludwigs des Großen, von wo er zum Artilleriedienſt überging. Er iſt vieler in- und ausländiſcher gelehrten Geſellſchaften Mitglied. Seine Begierde nach höherm Wiſſen trieb ihn bald wieder nach Paris zurück, wo er an der polytechniſchen Schule ſo lange eifrigſt fortſtudierte, bis er ſich zu einer Profeſſur in Beauvais fähig fühlte. Sein Name hatte ſchon einen bedeutenden Ruhm gewonnen, und er erhielt daher 1800 den Ruf als Profeſſor der Phyſik am Lycee de France. 1802 ward er zum Mitglied der erſten Claſſe des Inſtituts ernannt. Er allein bewog 1804 das Inſtitut, nicht für Buonapartes Ernennung zum Kaiſer zu ſtimmen. 1806 ward er mit Arago nach Spanien geſendet, um den Meredian von Frankreich zu verlängern, und ward noch vor ſeiner Abreiſe zum Mitgliede des Büreau des Longitudes ernannt. Seine Sendung hatte den gewünſchten Erfolg. Unabläſſig widmete er ſich nun den Studien und Vorleſungen, und vermehrte ſeine Schriften der Zahl nach, wie ſie dem Werthe nach ſich täglich vergrößerten. 1816 trat er der Herausgabe des Journal des Savans für die mathematiſchen Wiſſenſchaften bei. Seine vorzüglichſten Werke ſind: Traité de physique expérimentale et mathématique 1816; der populär geſchriebene Auszug daraus Précis élémentaire de physique expérimentale, und: Traité élémentaire d'astronomie physique. Im J. 1817 bereiſte er die Orkneyinſeln, um noch ſtreitige aſtronomiſche Beobachtungen zur Gradmeſſung zu berichtigen. Neben ſeinen größten Werken arbeitete er ununterbrochen an wichtigen Aufſätzen für gelehrte Zeitſchriften ꝛc. und gehört unbezweifelt zu den thätigſten und gründlichſten Gelehrten unſerer Zeit und ſeiner Nation.

Biren (Johann Ernſt von), Herzog von Kurland, war, wie man behauptet, der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jacob von Kurland und der Sohn eines kurländiſchen Bauers, Namens Bühren. Er war 1687 geboren, und wußte durch ſeine natürlichen Fähigkeiten und eine nicht ganz vernachläſſigte Erziehung ſich glücklich auf eine Stufe des Anſehens zu erheben, die ſeine niedrige Abkunft verbarg. Sein angenehmes Äußere und ſein gebildeter Verſtand verſchafften ihm die höchſte Gunſt der Herzogin von Kurland, Anna, Nichte des ruſſiſchen Kaiſers; dennoch gelang es ihm nicht, unter den

kurländiſchen Adel aufgenommen zu werden. Als Anna 1730 den ruſſiſchen Thron beſtieg, machte es ihr die Partei, die ſie dazu erhob, zur Bedingung, Biren nicht mit nach Rußland zu bringen; aber dies war die erſte Bedingung, welche die neue Kaiſerin brach. Biren, mit Ehren überhäuft, ward am ruſſiſchen Hofe eingeführt, nahm den Namen und das Wappen der Herzoge von Biron in Frankreich an, und beherrſchte unter dieſem Namen ſeine Gebieterin ſelbſt. Stolz und hart, überließ er ſich allen Leidenſchaften des Haſſes gegen die Nebenbuhler ſeines Ehrgeizes. Die Fürſten Dolgorucky waren ſeine erſten Opfer; 11,000 Perſonen ließ er hinrichten, und zweimal ſo viel ſchickte er in die Verbannung. Man verſichert, daß die Kaiſerin ſich ihm bisweilen zu Füßen geworfen habe, um ihn zu beſänftigen, aber Bitten und Thränen derſelben waren nicht fähig, ihn zu rühren. Doch brachte die Stärke ſeines Charakters Thätigkeit und Kraft in alle Theile der Staatsverwaltung des großen Reichs. Anna zwang die Kurländer, 1737, ihren Günſtling, der ſchon eine Kurländerin aus der Familie Treben geheirathet hatte, zu ihrem Herzoge zu wählen. Sie, die es wünſchte, daß er auch nach ihrem Tode, 28ſten Oct. 1740, fortregieren ſollte, und den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger beſtimmt hatte, übergab ihm die Regentſchaft. Nachdem er auch dieſen höchſten ſeiner ſtolzen Wünſche erreicht hatte, entfernte er alle diejenigen, welche er fürchtete, und ließ nur zu deutlich die Abſicht merken, ſeine Familie auf den Thron zu erheben. Er verheirathete ſeinen Sohn an die Prinzeſſin Eliſabeth und ſeine Tochter an den Herzog von Holſtein, den nachmaligen Kaiſer Peter III. Aber eine einzige Nacht zerſtörte ſeine Plane. Der Marſchall Münnich, dem Biren die Regentſchaft größtentheils verdankte, war mit ſeinem Betragen unzufrieden; er ließ ihn in der Nacht vom 19ten zum 20ſten Nov. 1740 in ſeinem Bette verhaften und auf das Schloß Schlüſſelburg abführen. Man machte ihm den Prozeß und ſprach das Todesurtheil über ihn aus; doch ward ihm das Leben geſchenkt, und er ſelbſt ſeiner Güter beraubt, mit ſeiner Familie nach Polim in Sibirien in ein Gefängniß gebracht, zu welchem Münnich ſelbſt den Plan entworfen hatte. Im folgenden Jahre kam Eliſabeth, die Tochter Peters des Großen, durch eine Revolution auf den ruſſiſchen Thron, Münnich ward geſtürzt, Biren zurückberufen, und jener mußte ſein Gefängniß einnehmen. In Kaſan trafen die Schlitten zuſammen; beide erkannten einander, grüßten ſich und ſetzten ihre Reiſe fort, ohne ein Wort mit einander zu wechſeln. Als nachmals Catharina II. den Thron beſtieg, bekam Biren das Herzogthum Kurland zurück, regierte mit Weisheit und Milde, übergab 10 Jahre nachher, 1756, ſeinem älteſten Sohne Peter die Regierung, und endete ruhig 1772 ſein langes und unruhiges Leben.

Brigittenorden oder Orden von St. Salvator, hieß ein aus Nonnen und Mönchen zuſammengeſetzter geiſtlicher Verein, der von einer vornehmen Schwedin, Namens Brigitta, 1344 durch Errichtung des vermiſchten Nonnen- und Mönchskloſters Wadſtena in Oſtgothland geſtiftet ward, und der Regel des heiligen Auguſtinus folgte. Die Nonnen hatten darin, wie in dem Orden von Fontevraud in Frankreich, die Regierung über die Mönche, welche der Abtiſſin untergeben waren, neben dem Kloſter der Nonnen in abgeſonderten Gebäuden lebten, und den Kirchendienſt, wie auch die Hausdienſte verrichten mußten. Bei dieſer ſonderbaren Vereinigung der

Geſchlechter zum anſchauenden Leben war doch kein geſelliger Umgang derſelben mit einander erlaubt, und auf alle Weiſe für die Erhaltung guter Zucht und Ehrbarkeit geſorgt. Dieſer Orden verbreitete ſich weder ſchnell, noch in großem Umfange; doch gab es noch nach der Kirchenverbeſſerung einige Klöſter deſſelben im Süden von Europa, welche im 17ten Jahrh. eingingen. E.

Birkenſtock (Joh. Melch. Edler von), erwarb ſich um das Schulweſen in den öſterreichiſchen Landen unſterbliche Verdienſte. Er war geboren zu Heiligenſtadt im Eichsfeld 1738, ging nach der Vollendung ſeiner Studien nach Wien, ward in der k. k. geheimen Staatskanzlei angeſtellt, und gewann bald großen Einfluß auf die Studien- und Cenſurangelegenheiten. Unter Joſeph II. ward er Mitglied der Studiencommiſſion, und war unabläſſig bemüht, die Schulen zu verbeſſern und geläuterte Grundſätze einzuführen. Als die Erziehung dem Piariſtenorden übergeben wurde, ward er in den Ruheſtand verſetzt. Er ſtarb 1809. Sein gebildeter Geſchmack, richtiger Blick, und ſeine humaniſtiſche Bildung zeichneten ihn unter den öſterr. Staatsdienern vortheilhaft aus. Als Schriftſteller hat er ſich nur durch die Gewandtheit, im ſogenannten Lapidarſtyle ſich auszudrücken, berühmt gemacht.

Birmaniſches Reich. Dies iſt eins der mächtigſten im öſtlichen Aſien, mit einer Bevölkerung von wenigſtens 17 Mill. Menſchen. Die Bewohner ſind ein ſchönerer und kräftigerer Menſchenſchlag als die Hindus, aber nicht ſo reinlich. Die Birmanen ſind ſehr kriegeriſch, gaſtfreundlich, haben keine Bettler und viel Ehrfurcht fürs Alter. Der birmaniſche Staat begreift die aus Miſſionsberichten uns früher bekannt gewordenen Königreiche Ava, Pegu und Arracan mit andren nördlichen Nebenſtaaten, die derſelbe mit ſich vereinigte, und erſtreckt ſich vom 32ſten bis 102ten Gr. öſtl. L. und zwiſchen dem 9ten und 26ſten Gr. nördl. Br. Thibet, Aßam und China machen ſeine nördliche Grenze, weſtlich das brittiſche orientaliſche Reich, durch ein hohes Gebirge und den Grenzfluß Naaf getrennt, ſüdlich und öſtlich iſt der Staat noch nicht feſt ausgerundet. Im 16ten Jahrh. machten ſich in dem von Pegu abhängigen Ava die Birmanen von jenem Staate unabhängig, wurden aber im J. 1740 vom Könige von Pegu unterjocht. Dies bewog den berühmt gewordenen birmaniſchen Häuptling Alompra mit ungefähr 100 treuen Männern die Fahne des Aufruhrs unter den kaum unterworfenen Birmanen mit ſolchem Erfolg aufzupflanzen, daß er 1753 die Hauptſtadt Ava wiedereroberte. Siege und Niederlagen wechſelten, bis Alompra im J. 1757 auch die Hauptſtadt Pegu eroberte und die Stadt plünderte. Immer weiter drang nun der Eroberer Alompra öſtlich vor, und ſein letzter großer Plan war, die Regierung zu Siam für den Beiſtand zu züchtigen den ſie ſeinen Feinden geleiſtet hatte. Funfzig Jahr alt ſtarb er 1760 betrauert von ſeinem Volke. Alompra war nicht ſo ſehr Eroberer als ein Fürſt, der ſein Volk glücklich machen wollte durch ſtete Verbeſſerung ſeines Schickſals, ſei es durch kluge Beförderung der Fruchtbarkeit ſeines Reichs, oder durch Beſchränkung der Willkür der Beamten, oder durch Einſchärfung der Sittlichkeit unter ſeinen Unterthanen. Jede Handlung der Beamten im birmaniſchen Reiche muß öffentlich geſchehen und öffentlich jeder Beſchluß derſelben bekannt gemacht werden, ſogar die Handelstractate und alle Verhältniſſe mit dem Auslande werden in die Regiſter der Staatsgeſetze eingetragen, die jedermann einſehen kann. Nur kurze Zeit regierte auch ſein älte-

Digitized by Google

ſter Sohn und Nachfolger (Nambogee), der 1764 ſtarb und im väterlichen Geiſt aus der Regierung andrer Nationen das für den Regenten und ſein Volk Gemeinnützige nachahmte und die Mißbräuche abzuſtellen befliſſen war. Beſonders beachteten Vater und Sohn die Verwaltung der oſtindiſchen Compagnie. Sein Bruder, Shambuan, ſollte als Vormund für ſeinen Neffen Mornien die Regentſchaft antreten. Er ſetzte ſich aber ſelbſt auf den Thron und eroberte Siam. Dieſes ſtand aber bald wieder in Aufruhr und erlangte ſeine Unabhängigkeit, weil eine ſtarke chineſiſche Armee die Birmanen zwang, wider ſolche ihr Hauptheer aufzuſtellen. Die Birmanen ſiegten, machten die ihrem Schwerte entronnenen Chineſen zu Gefangnen und zwangen ſie, ſich mit Birmanerinnen zu verehelichen, ſich im Reiche des Siegers niederzulaſſen und folglich die Stärke der Birmanen zu vermehren. Der Sieg blieb im ganzen Lebenslauf dieſem Fürſten treu, der ſein vergrößertes Reich ſeinem Sohne Chengenza 1776 hinterließ, aber dieſer lebte, bis er 1782 entthront und getödtet wurde, blos dem Vergnügen und erntete dafür der Zeitgenoſſen Aufſtand und der Nachkommenſchaft Fluch. Den Thron beſtieg durch Revolution Alompras vierter Sohn, Shembuan Menderagan, und ließ ſeinen Neffen Mornien, der Staatsgefangener war, erſäufen, eroberte aber 1783 das Königreich Arracan. Bis zum J. 1793 kriegte er mit Siam, und obgleich ſelten glücklich, erlangte er doch am Ende eine bedingte Unterwerfung von den Siameſen. Einige Straßenräuber flohen nun aus dem birmaniſchen Reiche ins Gebiet der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, Shembuan verlangte deren Auslieferung und ging mit einem ſtarken Heere über die Grenze, als man mit der Auslieferung zögerte. Bald aber zog er vor, friedliche Unterhandlungen mit der Regierung in Calcutta anzufangen, deren Reſultat die Auslieferung der Straßenräuber und der Schluß eines Freundſchafts- und Handelstractats der Völker beider Regierungen war, die ſich zum gegenſeitigen Beiſtande bei jedem Angriffe Chinas verpflichteten. Capitän Symes ſchloß ſolchen ab. — Kurz vor dem Anfange des Regens iſt in dieſem ſonſt geſunden Lande die Hitze in den Thälern ſehr groß. Das Reich hat gerade in ſeinem fruchtbarſten Boden große Öden, iſt im Norden ſehr gebirgig, aber reich an Gold, Silber, Edelſteinen und Marmor und nicht weniger an Eiſen, Blei, Zinn, Spießglas, Arſenik, Schwefel und Petroleum, das aus der Erde in großer Maſſe hervorquillt. In der ſüdlichen Gegend der Strömung der Flüſſe ins Meer iſt der Boden Marſchland und daher überaus fruchtbar. Hier wächſt Reiß, Zuckerrohr, trefflicher Taback, Baumwolle, Indigo und jede Frucht der Tropen. Der Kaufpreis der Grundſtücke iſt hier wohlfeil, Schiffsbauholz, beſonders Teak- oder indiſches Eichenholz, das den ſchweren Marſchboden in der Nähe der Ströme liebt, in Überfluß, und der Arbeitslohn theuer. Jeder nicht zu niedrige Boden dient zum Getreidebau oder zur Weide. An Manufacturen führt Birman aus: Stoffe von Baumwolle und Seide, Glas, Salpeter, Pulver, Porzellan und Gaudama-Götterbilder von Marmor, denen die eigenthümliche Geſchicklichkeit der Steinarbeiter die feinſte Glätte zu geben vermag. Die brittiſche Handelsgeſellſchaft läßt auf birmaniſchen Werften Schiffe bis zu 1000 Tonnen bauen, wodurch die dortigen Schiffbauer, koloſſale Geſtalten, wenn man ſie mit den ſchwachen Hindus vergleicht, viel Beſchäftigung finden, doch ſollen die Peguſchiffe nicht ſo feſt ſein, als diejenigen, welche die Compagnie in ihrem eignen

Reiche bauen läßt. Der Handel der Birmanen iſt beſonders mit China, mittelſt des Fluſſes Irawaddy, der in einer Länge von 270 Meilen reiche mit Städten bevölkerte Ufer hat, ſehr lebhaft. Von Barnoo werden die Waaren landeinwärts nach China gebracht, auch verſenden die Birmanen dahin viele Waaren aus dem öſtlichen Archipel Aſiens. Die Regierung ſucht ihre Volksmenge durch Einwandrer zu vermehren, duldet daher in den Häfen Rangoon, Negrais und Merguk den Gottesdienſt aller Nationen und ſieht gern, daß ſich Ausländer mit birmaniſchen Mädchen verehelichen. Statt der Münze dient ihnen Silber und Blei in Stangen, deren Reinheit ſie ſehr genau im Handel beachten. Es iſt die Sache einer eignen Gewerbsclaſſe, die Stangen zu ſtempeln und zu ſchmieden. Menderagee verlegte ſeine Reſidenz nach der neu erbauten Stadt Ammerapoora auf einer Landzunge, die ſich in den See Taunzemahn erſtreckt. Dagegen wird das einſt ſo prächtige, eine Meile davon liegende Ava ſchon jetzt eine Ruine. Leicht baut der Birmane, ſo will es die Regierung, meiſtens von Holz oder Bambusrohr. Dabei hat man ſehr gute Feuerlöſchungsanſtalten, die einigermaßen dieſe ſonſt leicht verbrennlichen, von Rohr und Holz erbauten Häuſer ſchützen. Die Birmanen haben einen Adel, der ſich durch Kleidung, Wohnung und beweglichen Hausrath vor den andern Claſſen auszeichnet und in verſchiedene Rangſtufen abgetheilt iſt. Der Regent iſt zwar Autokrat, er muß aber doch den Adel, dem Herkommen nach, um ſeine Meinung bei wichtigen Staatshandlungen befragen, ohne an den ihm ertheilten Rath gebunden zu ſein. Alle Birmanen ſchminken ſich gern, ſowohl das Geſicht als die Hände. Sie ſchlachten keine zahmen Thiere, leben meiſtens aus dem Pflanzenreich und haben eine einfache Tafel. Der Birmane darf nur eine Frau haben, aber Beiſchläferinnen nach Belieben. Letztere leben im nämlichen Hauſe und ſind die Mägde der Hausfrau. Ein Fremder und ein erwachſener Birmane kann das Reich zu jeder Zeit verlaſſen, aber das weibliche Geſchlecht und Kinder haben dies Recht nicht. Frauenzimmer können vor den Gerichtshöfen nicht erſcheinen. Das größte Vergnügen der Birmanen iſt ihr Theater, wobei Rede, Tanz und Muſik abwechſeln und bei den Vornehmen auch das Schachſpiel. Das neue Jahr wird mit Reinigungen jeder Art gefeiert, Bekannte und junge Frauenzimmer erſcheinen öffentlich mit Waſſer und beſpritzen beliebig jedermann. Es iſt aber unſchicklich, Frauenzimmer zuerſt und überall Schwangere mit Waſſer zu beſpritzen. Vornehme Leichen werden bei den Birmanen verbrannt, Arme begraben und die allerreichſten einbalſamirt und zwar gewöhnlich nach alter einfacher Weiſe in Honig. Die Wiſſenſchaften haben unter allen Claſſen dieſer Nation ſich dergeſtalt verbreitet, daß jedermann rechnen, leſen und ſchreiben lernt. Der gemeine Birmane ſchreibt auf Palmblätter mit eiſernem Griffel, der reiche hat Bibliotheken mit Büchern auf feinen Elfenbeinblättern mit vergoldetem Rand. Überhaupt liebt der Birmane, allenthalben Vergoldung anzubringen. Ihre Medicin kennt nur botaniſche Heilmittel, Aromas und Queckſilber. Die Einimpfung der Blattern kennen ſie ſchon lange. Man duldet hier engliſche Miſſionsanſtalten, die der oſtindiſchen Compagnie als die Vorpoſten ihrer Diplomatik dienen. Die birmaniſchen Gelehrten überſetzen wichtige wiſſenſchaftliche, beſonders juriſtiſche Werke aus dem Engliſchen und glauben beſonders ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe durch Überſetzungen erweitern zu müſſen. Die birmaniſche Religion iſt diejenige des Buddha, den ſie Gaudamah nennen;

ſie kennt keine blutigen Opfer und iſt äußerſt tolerant. Die Birmanen haben nur eine in Klöſtern wohnende Mönchs- und keine Säcular-Geiſtlichkeit. Alle Geiſtliche leben ohne Eheſtand und ſpeiſen täglich nur einmal. Jede fleiſchliche Ausſchweifung hat die Ausſtoßung des in der Standesehre Befleckten aus der Claſſe der Geiſtlichen, mit allem Schimpfe der Öffentlichkeit, zur Folge. Alle Geiſtliche ſind Gelehrte und genießen wegen ihrer Sittlichkeit und Kenntniſſe viele Achtung. Sie allein dürfen malen und vergolden. Vormals gab es auch Prieſterinnen, man hat dies aber abgeſchafft, weil es der Bevölkerung nachtheilig befunden wurde; ein Gegenſtand, der die birmaniſche Regierung ſehr beſchäftigt, um ihres Staats Unabhängigkeit zwiſchen dem Reiche der Britten am Ganges und dem chineſiſchen behaupten zu können. Zu große Bevölkerung fürchtet man in keinem Theile des öſtlichen Aſiens und duldet deswegen auch in China keine Auswanderung der Frauenzimmer. Das birmaniſche Reich kennt keine erblichen Ämter, hat aber ein ſehr vernünftiges Civil- und Criminal-Geſetzbuch, in dem der Geſetzgeber erſt allgemeine Rechtsgrundſätze ausſpricht und ſie hernach auf die Rechtsverhältniſſe der Privaten näher anwendet. Auf den Diebſtahl ſteht nur dann Todesſtrafe, wenn der Belang ſehr groß war, oder ſehr beſchwerende Umſtände ihn begleiteten. Die Todesſtrafe wird gemeiniglich durch Enthauptung vollzogen und trifft auch diejenigen, welche Opium genießen und überhaupt Trunkenbolde. Indeß hat die Obrigkeit eine große Macht, die geſetzlichen Strafen äußerſt zu mildern, und wenige Strafgeſetze werden in voller Strenge vollzogen. Die ſtehende bewaffnete Macht iſt ſehr gering in dieſem Reiche. Die Aushebung eines Heers geſchieht im Wege der Conſcription, indem eine gewiſſe Zahl Häuſer einen Krieger mit voller Ausrüſtung ſtellen oder eine beträchtliche Geldſtrafe entrichten muß. Alle Fehler der Subordination büßt entweder der Conſcribirte perſönlich, oder ſeine Familie, ſo unſchuldig dieſe auch ſein mag. Das meiſte Landesmilitär dient auf den großen Seeböten der Krone, die nur 3 Fuß tief gehen und mit Geſchütz verſehen ſind. Das Staatseinkommen iſt der Zehnte jedes Bodenertrags und jeder Einfuhr. Der Schatz iſt reich und der Regent ſieht einen ſtarken Handel der Unterthanen als die ſicherſte Baſe der Einkünfte an, und nennt ſeine großen Zolleinkünfte den Tribut der Fremden.

Birmingham, wichtigſte Fabrikſtadt Englands, in der Grafſchaft Warwick, unregelmäßig gebaut, mit 16,000 Häuſern und 86,000 Einwohnern, hat eine bergige Lage, in einer an Steinkohlen und Eiſen reichen Gegend. Die Einfarbigkeit der Häuſer, welche aus dunkelrothen Mauerſteinen erbaut ſind, die man, wie überall in England, nicht übertüncht, gibt der Stadt etwas ſehr Trauriges, wozu noch kommt, daß der beſtändig auf der Stadt liegende dicke Rauch, der aus den zahlreichen Metallwerkſtätten ſich verbreitet, ihr ein düſteres, ſchmutziges Anſehen verleiht. Birmingham, zu Ende des 17ten Jahrh. ein unbedeutender Ort von 900 Häuſern und 5000 Einw., iſt jetzt eine der blühendſten Städte des brittiſchen Reichs, und der Hauptort für gröbere und feinere Arten von Stahl- und plattirten Waaren, für Gewehre, Knöpfe, Schnallen und Meſſingwaaren aller Art, für Bijouterie und Quincaillerie und lackirte Arbeiten. Die Wichtigkeit der daſigen Fabriken ſieht man daraus, daß 1794 der Werth der daſelbſt verfertigten Waaren 34½ Mill. Fl. betrug. Außerordentlich groß iſt die Mannichfaltigkeit der hier verfertigten Artikel, die unter dem Namen der bir-

minghamer Waaren bekannt ſind, und bewunderungswürdig iſt die Menge neuer Erfindungen, welche Einfachheit und Zweckmäßigkeit mit einander verbinden, und ſämmtlich darauf berechnet ſind, den Lebensgenuß angenehmer und bequemer zu machen. Z. B. man verfertigt tragbare Stühle, die man in ein Rohr zuſammenlegen kann, Taſchenſonnenſchirme, Kutſchentritte mit einer Feder, die heraus- und hineinſpringen, ſobald man die Kutſchthür öffnet oder ſchließt, Peitſchen, aus deren Seiten bei dem Drucke einer Feder kleine Stacheln hervorſpringen, ſo daß man ſich derſelben als Sporen bedienen kann, Krücken, die man durch eine Feder länger und kürzer machen kann, Meſſer für Leute, die nur eine Hand haben ꝛc. Sehenswürdig iſt die Verfertigung der Flintenläufe. Ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt, welche die Kraft von 120 Pferden hat, zerſchmettern die Eiſenſtäbe, wenn ſie aus den Öfen kommen. In einem Augenblicke ſind ſie in eiſerne Bänder verwandelt, um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Flintenmaß beſtimmt, die Enden zuſammenſchweißt, und ſo iſt der Flintenlauf faſt fertig. Stabeiſen, dicker als ein Zoll, wird in ungeheure Scheren gehalten, die es wie Papier zerſchneiden. Eiſendraht, 1 bis $\frac{1}{18}$ Zoll ſtark, kommt aus dem Zieheiſen eben ſo leicht, als ein baumwollener Faden ſich um die Spindel windet. Die Kupfergießerei bietet andere Wunder des Kunſtfleißes, der Geſchicklichkeit und der Macht dar. Dies Metall dehnt ſich unter der Walze der Dampfmaſchine, wie der Teig unter dem Rollholze des Paſtetenbäckers, und man macht daraus jene dünnen Platten, womit die Schiffe beſchlagen werden. — In der Nähe von Birmingham, aber ſchon in der Grafſchaft Stafford, liegt der Fabrikort Soho, 1768 noch bloßes Heideland, wo man jetzt engliſche Kupfermünzen und ausländiſche für die oſtindiſche Geſellſchaft prägt. Vermittelſt der Dampfmaſchinen ſchlagen acht Knaben in einer Stunde 33,600 Stück. Ferner iſt daſelbſt eine große Fabrik von plattirten Waaren und eine Fabrik von Dampfmaſchinen, die Boulton erſt auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat. Vier Öfen verſchaffen flüſſiges Eiſen genug, um Güſſe bis auf die Schwere von 200 Ctn. in einem Stücke auszuführen.

Biron (Charles de Gontaut, Duc de), ein Sohn des Marſchalls Armand de Gontaut, Baron von Biron, war geboren gegen das J. 1562. Als Calviniſt erzogen, hatte er bis zum 16ten Jahre zweimal ſeine Religion gewechſelt, und achtete beide Parteien gleich wenig. Seine herrſchende Neigung war für die Waffen. Als 1589 Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt worden, diente ihm Biron nach dem Beiſpiel ſeines Vaters mit eben ſo viel Ergebenheit als Unerſchrockenheit. Die Gunſt und Freundſchaft des Königs machte, daß er ſchnell durch alle Grade ſtieg. In ſeinem 14ten Jahre Oberſt der Schweizer, dann Maréchal de camp, Lieutenant-général, ward er 1592 zum Admiral von Frankreich ernannt. Aber dieſer am Hofe und auf dem Schlachtfelde ſo ausgezeichnete Mann hatte nicht die geringſten moraliſchen Grundſätze; gefürchtet und ſtets geprieſen, war er jähzornig, eigenſinnig, anmaßend geworden. Bei der Wiedereinnahme von Amiens 1598 diente Biron unter Heinrich IV. und ward in demſelben Jahre Duc und Pair. Doch konnten weder die Freundſchaft des Königs, noch Reichthümer und Ehrenſtellen verhindern, daß Biron, der ſich nicht hinlänglich belohnt glaubte, gegen den König erbittert wurde. Die ſpaniſche Partei, die nach dem Frieden von Vervins Heinrich IV. nur durch geheime Ränke ſchaden

konnte, ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, welche ihr Birons Mißvergnügen darbot. Unglücklicher Weiſe ernannte Heinrich gerade jetzt dieſen zu ſeinem Botſchafter am Hofe zu Brüſſel, um den Erzherzog den Frieden von Vervins beſchwören zu laſſen. Der ſpaniſche Hof berauſchte ihn abſichtlich durch Feſte, Schauſpiele und Ehrenbezeigungen; die Weiber wandten alle Künſte der Verführung an, und der ſchwache Biron verſprach, wenn die Catholiken wieder aufſtehen würden, ſich mit ihnen zu vereinigen. Die Reiſe, welche der Herzog von Savoyen 1599 nach Frankreich machte, vollendete Birons Treuloſigkeit. Er ſchloß mit dieſem Fürſten und dem Grafen von Fuentes einen Vertrag, worin er die Waffen gegen ſeinen Wohlthäter zu ergreifen verſprach. 1600 ward dem Herzog von Savoyen der Krieg erklärt, und Biron ſah ſich genöthigt, ihn zu bekriegen und wider ſeinen Willen zu beſiegen. Aus Furcht, ſein Einverſtändniß möchte zu ſichtbar werden, bemächtigte er ſich faſt aller Plätze des Herzogthums, was um ſo leichter war, da Emanuel auf Schonung gerechnet hatte. Fuentes und der Herzog wagten, Biron die Auslieferung des Königs vorzuſchlagen; er verweigerte dies; aber ihre Eingebungen machten ihn mit dem Verbrechen vertraut, und als er bei der Belagerung des Forts St. Catharina bei Genua wohl vermuthen konnte, daß Heinrich die Laufgräben zu beſehen kommen würde, ließ er dem Gouverneur ſagen, er ſolle mit dem Geſchütz auf einen bezeichneten Punct zielen und an einen andern Ort Büchſenſchützen ſtellen, die auf ein verabredetes Zeichen Feuer gäben. In dem entſcheidenden Augenblick jedoch hinderte er den König, ſich an den gefährlichen Ort hinzubegeben. 1601 ward mit Savoyen Frieden geſchloſſen; ſo viel Verhandlungen, Zuſammenkünfte, heimliche Reiſen aber hatten dem Könige eben ſo wenig, als ihr Zweck verborgen bleiben können. Er nahm daher eines Tages den Marſchall bei Seite, befragte ihn über ſeinen Anſchlag, und verſprach ihm Verzeihung. Biron machte ein unvollſtändiges Geſtändniß, und unglücklicher Weiſe drang der König nicht weiter in ihn. Der Marſchall ſetzte ſeine geheimen Verſtändniſſe fort, und wiewohl Heinrich davon unterrichtet war, ſandte er ihn doch in demſelben Jahre an die Königin Eliſabeth von England, um ihr ſeine Vermählung mit Maria von Medicis anzuzeigen. Birons geheime Verhandlungen dauerten nichts deſto weniger fort; aber ſein Rathgeber und Vertrauter ward dem Grafen Fuentes verdächtig; und dieſer, der für ſich ſelbſt zu fürchten anfing, entdeckte die ganze Verſchwörung und alle Theilnehmer. Ein freies Geſtändniß und Reue würden Biron gerettet haben, da Heinrich geneigt war, ihm zu verzeihen. Er aber beharrte auf ſeinem ſtolzen Läugnen, ſchlug die ihm angebotene Gnade aus, und ward endlich auf der Königin dringende Bitten der Strenge der Geſetze übergeben. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer des Königs ward er verhaftet, in die Baſtille gebracht, dort gerichtet, und am 31ſten Juli 1602 enthauptet.

Biſam, ſ. Moſchus.

Biscaya, ſ. Spanien und Basquen.

Biſchof iſt nach dem Sprachgebrauche des neuen Teſtaments der Lehrer und geiſtliche Vorſteher einer chriſtlichen Gemeinde. Die Biſchöfe, welche die Apoſtel ſelbſt eingeſetzt oder die Gemeinden, nach der apoſtoliſchen Idee von dieſem Amte, gewählt haben, waren die Bewahrer der Lehre, die Gehülfen und Nachfolger der Apoſtel in

dem Geſchäfte der Erhaltung und weitern Verbreitung des Chriſtenthums. Als ſolche führten ſie, wie über die ganze Gemeinde, auch über die andern Beamten derſelben, Presbytern und Diakonen, die Aufſicht, ohne jedoch in den 1ſten Jahrh. ſchon den Vorrang und die Diöceſanrechte zu behaupten, die ihnen bei der allmähligen Bildung der Kirchenverfaſſung zu Theil wurden. Aber eben dies, hauptſächlich durch den Eifer der Biſchöfe entſtandene Syſtem des Prieſterregiments entfernte ſie immer mehr von ihrer urſprünglichen Beſtimmung. Die faſt unumſchränkte Herrſchaft über die Geiſtlichen ihrer Sprengel, die Theilnahme an den Angelegenheiten der Staaten, denen ſie ſich bald durch ihre vorzügliche Bildung und als die erſten Reichsſtände wichtig zu machen wußten, die Verwaltung der Kirchengüter, die Vertheidigung ihrer kirchlichen Gerechtſame und ihre weit um ſich greifende geiſtliche und criminelle Gerichtsbarkeit beſchäftigten ſie zu ſehr, als daß ihnen zu den Pflichten des Lehramts und der Seelſorge noch Luſt und Zeit übrig geblieben wäre. Sie behielten ſich daher nur die wichtigſten Amtshandlungen, z. B. die Weihe der Geiſtlichen, Confirmation der Jugend und Verfertigung des heiligen Salböls vor, und fingen im Mittelalter ſogar an, ſich auch für dieſe und die nothwendig beizubehaltenden Geſchäfte, die Aufſicht über das Kirchenweſen, eigene Vicarien zu halten, die man unter dem Namen Weihbiſchöfe und Coadjutoren kennt; ſolche Biſchöfe aber, die ſelbſt predigten und ſich der Seelſorge annahmen, gehören ſeit dem 7ten Jahrhundert unter die Seltenheiten. Kein Wunder, daß daher nicht nur der Adel, ſondern ſelbſt Fürſten- und Königsſöhne ſich um eine Würde bewarben, die eben ſo ehrenvoll als einträglich war und, wenn man ſich einzurichten verſtand, auch ritterliche Luſtbarkeiten und Lebensgenüſſe aller Art erlaubte. Eben dieſe Bewerbung des Adels und der Fürſten, welche durch reichliche Schenkungen an die Kirchen und eine politiſche Begünſtigung von Seiten der Kaiſer unterſtützt wurde, gab beſonders den deutſchen Bisthümern einen Glanz und eine Hoheit, wovon ſich in den übrigen chriſtlichen Reichen nur ſelten ein Beiſpiel zeigen konnte. Die deutſchen Biſchöfe wurden Reichsfürſten, und ihr Einfluß auf alle öffentliche Angelegenheiten entſcheidend. Die Reformation verminderte jedoch ihre Zahl, und wenn auch die höhere Geiſtlichkeit in den von der catholiſchen Kirche getrennten nordiſchen Reichen den biſchöflichen Titel beibehielt, ſo verlor ſie doch den beſten Theil der ehemaligen biſchöflichen Einkünfte und Vorrechte. Die ſchwediſchen Biſchöfe blieben Reichsſtände wie die engliſchen, jedoch mit geringem Einfluſſe. Die engliſche Kirche hat ihren Biſchöfen noch das meiſte Anſehen gelaſſen, und eben darum den Namen der biſchöflichen erhalten. Andererſeits hat die römiſche Kirche ſchon viel früher durch die Eroberungen der Mohammedaner eine Menge Biſthümer verloren, die der päpſtliche Stuhl nichts deſto weniger zu beſetzen fortfuhr. Daher die vielen Titularbiſchöfe, deren Biſthümer in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen, liegen und weder Einfluß geſtatten, noch Einkünfte abwerfen können, weshalb man nur wirkliche Decane und andere höhere Geiſtliche mit dieſem Titel zu beehren pflegt. Neuerdings mußten auch die deutſchen Biſchöfe den Wechſel der Umſtände erfahren; 23 Biſthümer wurden in Folge der Abtretung deutſcher Länder an Frankreich aufgehoben; jedoch ſind in den neueſten Zeiten, beſondern Verabredungen mit dem römiſchen Hofe gemäß, in mehrern deutſchen zum Theil catholiſchen Staaten wieder Landesbi-

ſchöfe eingeſetzt worden. S. die Art. **Concordat** und **Deutſche Kirche** in der neuen Folge d. Werks. In Frankreich kamen manche während der Revolution vertriebene Biſchöfe zwar wieder zu ihren Ämtern, jedoch nur mit Verluſt eines beträchtlichen Theils ihrer Einkünfte und Vorrechte, und die Begebenheiten der neueſten Zeit ſcheinen nicht geeignet zu ſein, den Biſchöfen der catholiſchen Chriſtenheit das Anſehen wieder zu verſchaffen, das ihnen durch die Umwälzung des europäiſchen Staatenſyſtems und den Verfall des Papſtthums entzogen wurde. Gleichwohl erinnern ſich die ehemaligen Unterthanen deutſcher Biſchöfe noch mit Dank ihrer ſanften Regierung, und das Sprichwort: „unter dem Krummſtab iſt gut wohnen,“ beweiſt, daß die biſchöfliche Gewalt dem Aufkommen des bürgerlichen Wohlſtandes und der Zufriedenheit der Gehorchenden nicht hinderlich war. E.

Biſchöfliche Kirche, ſ. **Anglicaniſche Kirche**.

Biſchofsmütze, ſ. **Inful**.

Biſchofsſtab (auch Krummſtab genannt), ein hoher, oben gekrümmter Stab von Silber oder Gold, den die Biſchöfe, Äbte und Äbtiſſinnen als Ehrenzeichen ihrer Würde bei Amtsverrichtungen neben ſich tragen laſſen, und im Wappen führen. Wenn ſie das Volk ſegnen, nehmen ſie den Stab ſelbſt in die Hand. Urſprünglich war es ein Hirtenſtab, den die Biſchöfe zu führen anfingen, da ſie ſich als Hirten der Gläubigen betrachteten. Durch Überreichung dieſes Stabes geſchah auch die Belehnung oder Inveſtitur eines Biſchofs.

Biſchofswerder (Joh. Rud. von), preußiſcher General und Miniſter, war in Sachſen geboren, ſtudirte ſeit 1756 in Halle, trat 1760 in preußiſche Dienſte, war 1779 Major und galt unter Friedrich Wilhelm II. alles am Hofe zu Berlin. Die Neigung, die er Friedrich Wilhelm, als er noch Kronprinz ohne Macht und Einfluß war, bewieſen hatte, erwarb ihm eine dauernde Gunſt, welche die Ränke der Hofleute nicht zu zerſtören vermochten. Er ward zum bevollmächtigten Miniſter des berliner Hofes beim Congreſſe zu Siſtowe ernannt, hatte vielen Theil an den Entſcheidungen, die dort genommen wurden, und ward vom Kaiſer mit vieler Auszeichnung behandelt. Späterhin trug er mit Lord Elgin viel dazu bei, die bekannte Zuſammenkunft in Pillnitz zu Stande zu bringen, wo ſich Friedrich Wilhelm und der Kaiſer Leopold verbanden, um den König von Frankreich wieder einzuſetzen, begleitete 1792 den König in dem Feldzuge in der Champagne, und kehrte mit ihm nach Berlin zurück. Er ward darauf nach Frankreich als Geſandter geſchickt, verließ 1794 dieſes Land wieder, und ſtarb 1803 auf ſeinem Landgute bei Berlin. Feinheit des Geiſtes, bei aller anſcheinenden Gutmüthigkeit und Plumpheit kann ihm nicht abgeſprochen werden, als Staatsmann hatte er jedoch beſchränkte Anſichten. Er bewies in ſeinem Leben übrigens eine ſtete Rechtſchaffenheit und war frei von Rachſucht. Biſchofswerder gehörte zu dem Illuminatenorden und glaubte ſich in dem Beſitze eines Univerſalmittels, das er allen ſeinen Freunden empfahl, das aber doch nicht vermögend war, ihm ein langes Leben zu erhalten.

Bitaubé (Paul Jeremie), berühmt durch ſeine franz. Überſetzung Homers, war zu Königsberg 1732 in einer reformirten, aus Frankreich geflüchteten Familie, geboren. Frühe Liebe zu den Wiſſenſchaften beſtimmte ihn, Theologie zu ſtudiren, und häufiges Leſen der Bibel erweckte in ihm Gefühl für die einfache erhabene Poeſie. Er lernte den Homer kennen, und dieſer zog ihn zur griech. Literatur,

der er ſich mit allem Eifer ergab. Ein Preuße von Geburt, hing er dennoch mit ganzer Seele an Frankreich, und ſich in Paris feſtzuſetzen, war der Zweck aller ſeiner Anſtrengungen. Mit Grund hielt er für das beſte Mittel, wieder in ſeinem Vaterlande aufgenommen zu werden, wenn er ſich der großen Familie der Gelehrten jenes Landes beigeſellte, und dies veranlaßte ihn, den Homer zu überſetzen. Durch dieſes Werk und die Gunſt d'Alemberts, die er ſich auf ſeiner erſten Reiſe nach Paris erworben hatte, der ihn ſehr nachdrücklich Friedrich II. empfahl, ward er zum Mitgliede in die Akademie in Berlin aufgenommen, und verſchaffte ſich die Erlaubniß zu einer zweiten Reiſe nach Frankreich, wo er ſich ſo lange aufhalten durfte, als er nöthig hatte, ſeine Überſetzung zu verbeſſern. Außerdem hat er ein Gedicht, unter dem Titel: Joſeph, geſchrieben, und Göthes Hermann und Dorothea überſetzt. Während der Revolution ward Bitaubé nebſt ſeiner trefflichen Gattin ins Gefängniß geworfen, ſie erhielten aber bald ihre Freiheit wieder. Napoleon ernannte ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion, und belohnte ihn für ſeine gelehrten Verdienſte. Der Tod ſeiner Gattin ſchmerzte ihn tief, und hatte 1808 auch den ſeinigen zur Folge.

Bithynien, ein aſiatiſches Land, welches längs des Parthenius (Geradaſu), des Pontus Euxinus, des traziſchen Bosporus und Propontis bis an den Rhyndakus (Lupati) reichte und ſüdlich an Phrygien grenzte. Früher hieß dieſe Provinz Bebrycia, von den hier wohnenden Bebrycern. — Lange vor Kröſus war Bithynien ein freier Staat unter der Herrſchaft eigner Regenten. Erſt nachdem Pruſias I. gegen Kröſus das Leben verloren hatte, kam es in die Gewalt der Lydier 560, der Perſer 555 und Alexanders 320 v. Chr. Der Wiederherſteller des bithyniſchen Throns war Bias oder Bas, ein einheimiſcher Fürſt, bei deſſen ſpäterm Nachfolger Pruſias II. Hannibal ſein Grab fand, nachdem er den Antiochus verlaſſen hatte. Nikomedes, der letzte König dieſes Stammes, vermachte ſein Reich den Römern, worauf es vier Jahre v. Chr. eine römiſche Provinz ward und lange blieb. Im 11ten Jahrh. ward Bithynien von den Seldſchucken erobert, deren ungeheures Reich jedoch nicht beſtehen konnte. Die Ottomanen eroberten Bithynien und gründeten daſelbſt 1298 ein neues Reich, wo 1327 Pruſa als Hauptſtadt glänzte.

Bivouac und **Bivouaquiren** (Biwacht und Biwachten) bezeichnet das Liegen der Soldaten im Gewehr unter freiem Himmel, ohne Zelte, im Gegenſatz von Campiren und Cantonniren. Da man in den jetzigen Kriegen zur Verminderung des Gepäcks die Zelte bei den Heeren abgeſchafft hat, ſo ſind große Truppenmaſſen jedesmal genöthigt zu bivouaquiren, auch wenn ſie nicht gerade in der Nähe des Feindes ſtehen. Alles, was dabei der Soldat zu einigem Schutz gegen die Witterung thun kann, iſt, daß er ſich offne Stroh- oder Laubhütten erbaut. Das Bivouaquiren iſt unläugbar die verderblichſte Verpflegungsart eines Heers, da ſie nicht nur dem Lande, ſondern auch der Geſundheit der Soldaten höchſt nachtheilig iſt. Nur die Rückſicht auf die damit verbundenen höhern Vortheile kann ſie rechtfertigen.

Bizarr, Bizarrerie, nennt man jene Art des ungereimt Seltſamen, welche, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die allgemeine Regel aus Willkür verläßt und eine gezwungene Eigenthümlichkeit an die Stelle jener ſetzt. Der Bizarre iſt ein Wahnwitziger mit Freiheit, und die Eigenthümlichkeit, welche bei dem wirk-

lichen Humoriſten und dem Launenhaften Natur iſt, iſt bei ihm nur angenommene, mithin gezwungene Natur. Hier wollen wir nur das Allgemeine des Bizarren in Beziehung auf das Äſthetiſche bemerken. Im Äſthetiſchen wird hier die Regel, welche man verläßt, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, zur Regel des Geſchmacks ſelbſt, mithin zur Regel der Urtheilskraft in Beziehung auf das Schöne, ſo daß da, wo das Urtheil hätte walten ſollen, eine ungezügelte, der Bildung und Zucht ermangelnde, Phantaſie eintrit. „Bizarrerie," ſagt Millin in ſeinem Dict. des beaux arts, „bezeichnet einen Geſchmack, der den angenommenen Grundſätzen zuwider iſt, ein Verfahren, welches nach dem Außerordentlichen haſcht, und deſſen einziges Verdienſt in eben der Neuheit beſteht, wodurch es fehlerhaft iſt. Der bizarre Geſchmack unterſcheidet ſich von dem eigenſinnigen (capricieux) darin, daß dieſer aus bekannten Formen willkürlich zuſammenwählt, und durch unüberlegte Wahl die Regeln der Kunſt entſtellt; der bizarre Geſchmack ſchimpft auf dieſe Regeln und ſucht durch einen Gebrauch außerordentlicher Formen alle Regeln umzuſtoßen. Der eigenſinnige Geſchmack, der ſich, im Ganzen genommen, nur auf bloße Einzelheiten bezieht, gleicht einem Kinderſpiele, das jedoch oft von gefährlichen Folgen ſein kann; der bizarre Geſchmack hingegen gebiert ein Syſtem, welches die von der Natur vorgeſchriebenen Formen zerſtört, und die Grundformen der Kunſt angreift. Der eigenſinnige Geſchmack ſtellte einige von den Geſetzen auf, welche Gebrauch und Ehrfurcht für das Alterthum in den Verzierungen geheiligt haben; die größten Männer, die ſchönſten Jahrhunderte der Kunſt, die Kunſt ſelbſt haben die Macht deſſelben gefühlt. Der bizarre Geſchmack findet ſich weder in der Antike, noch bei den großen Meiſtern der Neuern; der eigenſinnige Geſchmack hat ſich bisweilen ohne den bizarren, dieſer hingegen ſich nie ohne den eigenſinnigen gezeigt. Gemeiniglich entſteht, wie die Erfahrung beſtätigt, der bizarre Geſchmack aus Überdruß des Beſſern, öfters jedoch, ſowohl bei Nationen, wie bei Einzelnen, aus dem Überfluſſe ſelbſt. Eine andere Urſache der Bizarrerie in der Kunſt iſt eine unmäßige Neuheitsſucht, welche ein auszeichnender Charakter der neuern Zeit iſt." Überall, wo ſich Bizarrerie zeigte, war ſie ein Zeichen des ſinkenden Geſchmacks.

Blacas d'Aulps (Graf), franz. Staatsmann und einer der feurigſten Anhänger des Hauſes Bourbon, ſtammt aus einer der berühmteſten Familien in der Provence, und ward 1770 geboren. Als Capitän bei einem Cavallerieregimente wanderte er aus, diente mit Auszeichnung bei dem Heer der Prinzen, und begab ſich alsdann zum König nach Verona, deſſen Vertrauen er vollkommen gewann, ſeine Angelegenheiten als Geſandter zu Petersburg beſorgte, von dort mit ihm 1800 ſich nach England begab, und nach der Abreiſe des Herrn von Avaray ſein erſter Miniſter wurde. 1814 kam er im Gefolge des Königs nach Paris zurück, ward zum Hausminiſter und Staatsſecretär ernannt, handelte mit Feſtigkeit und zarter Schonung, ohne es beſtimmt mit einer der politiſchen Parteeien zu halten, und machte ſich dadurch alle und ſelbſt die Prinzen zu Feinden, ſo daß der König, um die Ruhe zu erhalten, ihn noch vor ſeiner Rückkehr von Gent nach Paris vom Miniſterium entfernen mußte. Blacas ward als Geſandter nach Neapel geſchickt, wohin er über London durch Deutſchland und die Schweiz reiſte, und dort die Verheirathung der Prinzeſſin Marie Caroline mit dem Herzoge von Berry unterhan-

delte. Nach glücklicher Vollendung dieſes Geſchäfts mußte er im April 1816, mit neuen höchſt wichtigen Aufträgen verſehen, den Herrn von Preſſigny in ſeinem Geſandtſchaftsposten zu Rom ablöſen, wo er im Sommer 1817 das Concordat zwiſchen Frankreich und dem heiligen Stuhle zu Stande brachte, welches aber nicht ratificirt wurde. Im Jahre 1820 kehrte er nach Paris zurück, wurde darauf abermals franz. Geſandter in Rom und im J. 1822 durch den Herrn v. Laval-Montmorency nach deſſen Abberufung erſetzt; jetzt lebt er in einer hohen Hofſtelle in Paris.

Black (Joſeph), ein berühmter Chemiker, geboren 1728 zu Bordeaux von ſchottiſchen Ältern, kam ſehr jung nach Schottland und ging auf die Univerſität Glasgow, um Medicin zu ſtudiren. Der Doctor Cullen, ſein Lehrer, gewann ihn lieb, und flößte ihm Neigung für die chemiſchen Studien ein. 1754 ward er zu Edinburgh Doctor der Medicin, und ſprach bei dieſer Gelegenheit de humore acido a cibis orto et magnesia alba. Einige Zeit nachher gab er neue Bemerkungen über dieſen Gegenſtand in einer Abhandlung im 2ten Bande der philoſophiſchen und literariſchen Schriften der edinburgher Geſellſchaft 1756 unter dem Titel: Erfahrungen über die weiße Magneſia, den gelöſchten Kalk und einige andere alkaliſche Subſtanzen, heraus. Er zeigt darin aufs deutlichſte und ſinnreichſte das Daſein einer luftförmigen Flüſſigkeit, welche er fixe Luft nennt, deren Gegenwart die Ätzkraft der Alkalien und Kalkerden mildert; man kann dieſe Entdeckung als die Mutter aller derjenigen betrachten, welche die Namen Cavendiſh, Prieſtley, Lavoiſier u. ſ. w. unſterblich gemacht und der Chemie eine neue Geſtalt gegeben haben. 1757 bereicherte Black die Wiſſenſchaft mit ſeiner ſchönen Lehre von der verborgenen (latenten oder fixirten) Wärme, welche ſo wichtige Ergebniſſe hervorgebracht hat. Er war 1756 an des Doctors Cullen Stelle, der nach Edinburgh gegangen war, zum Profeſſor der Medicin auf der Univerſität Glasgow ernannt worden. Als 1765 Cullen jenen Lehrſtuhl ebenfalls verließ, erſetzte Black ihn auch hier, und zeigte ſich würdig, dieſem berühmten Arzte zu folgen. Nie wußte ein Lehrer ſeinen Zuhörern einen gleichen Eifer einzuflößen; auch trug ſein Unterricht viel dazu bei, den Geſchmack für die Chemie in Großbritannien zu allgemein zu machen. Er ſtarb 1799, in einem Alter von 71 Jahren. Auf Lavoiſiers Antrag hatte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ihn zu einem der acht auswärtigen Mitglieder ernannt. Seine Sitten waren einfach, ſein Charakter kalt und zurückhaltend. Als Mediciner hatte er einen geringen Ruf, als Chemiker ſchadete er ſich durch ſeine lange Widerſetzlichkeit gegen die Einführung der neuen chemiſchen Theorien, wiewohl er zuletzt ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Zwei Abhandlungen von ihm befinden ſich in den Philosophical Transactions von 1774 und 1791. Zwei ſeiner Briefe über chemiſche Gegenſtände haben Crell und Lavoiſier, und ſeine chemiſchen Vorleſungen hat 1803 Robinſon in 2 Bänden herausgegeben.

Blackfiſch, ſ. Sepia.

Blackſtone (William), ein berühmter engliſcher Rechtsgelehrter, geboren zu London 1723, Sohn eines Seidenwebers. Im J. 1638 ging er auf die Univerſität nach Oxford, und zeichnete ſich hier durch Fleiß und Talente aus. Er zeigte ſelbſt Geſchmack und Anlage für die Poeſie und die ſchönen Künſte. Frühzeitig jedoch entſagte er ihnen, um ſich ganz den Rechtswiſſenſchaften zu widmen, wodurch man ſich in England die glänzendſte Laufbahn eröffnen kann.

Er ſchrieb damals ſeinen Abſchied eines Rechtsgelehrten an die Muſen; ein kleines geſchmackvolles Gedicht. 1746 erſchien er zuerſt vor den Schranken; allein da ihm das Talent der mündlichen Beredſamkeit fehlte, gelang es ihm nicht, ſich einen bedeutenden Ruf zu erwerben. Dies bewog ihn, nach Orford, woſelbſt er die Doctorwürde erhalten hatte, zurückzugehen, und hier eine Stelle bei der Univerſität anzunehmen. Er war der erſte, welcher hier ſeit 1753 über die Verfaſſung und Geſetzgebung Englands Vorleſungen hielt, die allgemein den verdienteſten Beifall fanden. Dieſe glückliche Neuerung hatte ſchnell heilſame Folgen. Sie brachte einen gelehrten Juriſten, Namens Viner, auf den Gedanken, in ſeinem Teſtament eine bedeutende Summe zur Gründung eines Lehrſtuhls für das gemeine Recht auszuſetzen, und als man nach ſeinem Tode 1758 die Sache ins Werk ſetzte, fiel die Wahl für dieſen neuen Lehrſtuhl einſtimmig auf Blackſtone. Die Vorleſungen, welche er eine Reihe von Jahren hindurch hielt, verſchafften ihm den Stoff zu ſeinem großen Werke, das ihn berühmt gemacht hat, und das er betitelte: Commentarien über die Geſetze Englands. Der Verfaſſer begnügt ſich darin nicht, die Geſetze zu ſammeln, zu ihrem Urſprung hinaufzuſteigen, und ſie klar und beſtimmt zu erklären; er dringt in die Grundſätze der Geſetzgebung, in den Geiſt der Geſetze ein, er unterſucht ihre Wirkungen, und behandelt die Rechtswiſſenſchaft als Philoſoph; wiewohl gerade der philoſophiſche und politiſche Theil der Commentarien dem Verfaſſer das wenigſte Lob erworben hat. Sein anhaltender Fleiß untergrub ſeine Geſundheit, und machte 1780 ſeinem Leben ein Ende, nachdem er noch verſchiedene Ämter bekleidet hatte, auch 1761 ins Parlament gewählt worden war. Die beſte Ausgabe ſeines Werks iſt die von Chriſtian beſorgte, die 1809 in 4 Octavbänden zu London erſchien. Im Auszuge hat es von Colditz (Schleswig 1822) zu überſetzen angefangen.

Blair (Hugh), einer der berühmteſten geiſtlichen Redner und Schriftſteller in der neuern Zeit. Er war ein Enkel Robert Blairs, welcher unter Carl I. die Rechte der presbyterianiſchen Kirche mit Muth und Kraft vertheidigte, geboren zu Edinburgh 1718, und bereitete ſich auf der Univerſität daſelbſt zu einem geiſtlichen Amte vor. Sein Lehrer ward auf ſeine ausgezeichneten geiſtigen Anlagen vorzüglich durch eine Abhandlung über das Schöne aufmerkſam, und belebte dadurch ſeine Neigung zur ſchönen Literatur, welche er nachher ſehr glücklich mit ſeinen theologiſchen Arbeiten verband. In ſeiner Vaterſtadt ſtieg er bis zur höchſten geiſtlichen Würde der presbyterianiſchen Kirche in Schottland (1751). Mit Erreichung dieſer Stufe ſeines praktiſchen Wirkungskreiſes, welchen er nie aus den Augen verlor, eröffnete ſich nun auch ſein literariſcher, und breitete ſich allmählig weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes aus. Denn nachdem er bisher nur (ſeit 1755) an der geſchätzten Zeitſchrift: Edinburgh-Review, einigen Antheil genommen hatte, fing er nun an die Ergebniſſe ſeiner Erfahrungen über rhetoriſche Compoſition öffentlich mitzutheilen, indem er zugleich ſeiner Neigung für die ſchöne Literatur Befriedigung verſchaffte. Er hielt nämlich zuerſt (im Winter 1759) öffentliche Vorleſungen über dieſen Gegenſtand. Die Regierung bemerkte den gewinnreichen Einfluß derſelben, ſtiftete 1762 eine beſondere Profeſſur der Rhetorik und der ſchönen Wiſſenſchaften, und übertrug ihm dieſelbe mit ehrenvoller Anerkennung ſeiner Verdienſte. Wir kennen ſeine Theorie der Beredſamkeit aus ſeinen ſpäter er-

ſchienenen Lectures on Rhetoric and belles lettres (Vol. II. 1783, 4. Deutſch von K. G. Schreiter, Liegnitz, 3 Thle. 1788, 8.). Ein großes Verdienſt hat er ſich um die Poeſie dadurch erworben, daß er nebſt ſeinem Landsmann Home die verdienſtvollen Bemühungen Macphersons um die Sammlung und Herausgabe der Oſſianiſchen Geſänge nicht nur thätig unterſtützte, ſondern auch letztere in einer muſterhaften Abhandlung (deutſch, im 3ten Bande der Überſetzung des Oſſian von Denis) zuerſt würdigte. Vor allen aber iſt Blair berühmt geworden durch ſeine Predigten, welche als Muſter der engliſchen Kanzelberedſamkeit angeſehen werden. Sehr ſorgfältig und gewiſſenhaft in der Ausarbeitung derſelben, gab er dennoch nur das Auserleſenſte im Druck heraus. Sie ſind nicht auf glänzende redneriſche Wirkung, ſondern auf ſanfte Überzeugung berechnet, welche durch Anregung des Verſtandes mittelſt eines gründlichen, leichten und wohlgeordneten Vortrags bewirkt wird, und tragen, nach der Art der engliſchen Predigten, mehr den Lehrton moraliſcher Abhandlungen. Auch wählte er zum Drucke diejenigen aus, welche für gebildete Leſer geeignet ſind. Erſt in ſeinem 60ſten Jahre (1777) erſchien der erſte Theil ſeiner Predigten, die ſchon im folgenden Jahre die zehnte Auflage erlebten, und welchen der Verfaſſer noch eine andere oftmals aufgelegte Sammlung folgen ließ. Die beſte deutſche Überſetzung iſt von Sack und Schleiermacher. — Dieſe Predigten mußten bei den Zuhörern um ſo mehr wirken, da Blair durch eigenes Beiſpiel ſeinen Lehren Kraft und Anwendung gab, und dadurch das Bild eines vollkommenen Religionslehrers, ſo weit es unter Menſchen möglich iſt, in ſeinem thätigen und verdienſtvollen Leben darſtellte. In öffentlichen Amtsgeſchäften wirkte er mit beſcheidener Mäßigung für die Freiheit und das Wohl ſeiner Kirche; eben ſo verehrungswerth war er in ſeinem übrigen Leben, überall zu Rath und Hülfe bereit, ein ſanfter Vater, ein zärtlicher Freund und Gatte, und durch ſeine Ruhe und Zufriedenheit des Gemüthes, wie durch Mäßigkeit und Ordnung ſeiner Lebensweiſe eines ausgezeichneten Grades menſchlicher Glückſeligkeit bis in ſein hohes Alter empfänglich. Er ſtarb 1800.

Blake (Robert), ein berühmter engliſcher Seeheld, 1599 zu Bridgewater, in der Grafſchaft Sommerſet, geboren, hat viel dazu beigetragen, daß die engliſche Seemacht auf den hohen Punct geſtiegen iſt, auf dem ſie ſteht. Er ſchwächte die Macht der Holländer und Spanier, und nahm letztern eine reichbeladene oſtindiſche Flotte weg. Cromwell ſchätzte ihn ſehr, da er aber ſeine Anhänglichkeit an die republikaniſche Verfaſſung kannte, ergriff er die Gelegenheit, Blake 1657 zu entfernen, um in dem mittelländiſchen Meere die Ehre der brittiſchen Flagge aufrecht zu erhalten. Blake erfüllte dieſen Auftrag vollkommen. Schon ſein Name reichte hin, den Raubſtaaten und den andern benachbarten Ländern Furcht und Achtung einzuflößen. Die zunehmende Schwäche ſeiner Geſundheit nöthigte ihn zu dem Entſchluſſe, in ſein Vaterland zurückzukehren. Doch noch ehe er daſſelbe betreten konnte, ſtarb er 1657 in dem Augenblicke, da ſeine Flotte in den Hafen von Plymouth einlief. Cromwell ehrte ſein Andenken durch ein prächtiges Leichbegängniß, und ließ ihn in der Weſtminſterabtei beiſetzen. Sein Charakter war finſter und ſtreng, und in jeder Lage blieb er ruhig und kalt.

Blanchard (François). Dieſer berühmte Luftſchiffer, einer der erſten, welche das große Wagſtück unternahmen, ſich dem unſichern Elemente der Luft anzuvertrauen, war zu Andelys (in dem

jetzigen Departement Eure) 1738 geboren. Schon ſehr jung in mechaniſchen Künſten geübt, zu denen er von Natur viele Talente hatte, trug er ſich immer mit dem Gedanken, eine Maſchine zum Fliegen zu erfinden. In ſeinem 16ten Jahre erfand er einen mechaniſchen Wagen, mit dem er eine Strecke von 7 Stunden fuhr, und dieſe Erfindung, die er 1773 noch vervollkommnete, empfahl ihn am Hofe zu Verſailles. Gleiche Geſchicklichkeit zeigte er im 19ten Jahre bei einer ſehr künſtlichen Waſſermaſchine; aber immer verfolgte er ſeine Lieblingsidee — die Kunſt zu fliegen; und ſo erfand er ein fliegendes Schiff, welches durch ein Gegengewicht von 6 Pfund ſich 20 Fuß über die Erde erhob. Willkommen waren ihm die zu gleicher Zeit gemachten Entdeckungen der Brüder Montgolfier, beſonders aber des Prof. Charles und Roberts zu Paris. Er ſchiffte, nachdem er ſchon die erſte Luftreiſe den 4ten März 1784 angeſtellt hatte, 1785 mit dem D. Jeffries über den Canal von Dover nach Calais, wofür er vom Könige von Frankreich durch ein Geſchenk von 12,000, und eine Rente von 1200 Livres belohnt ward. Bei einem in demſelben Jahre zu London unternommenen Luftfahrt bediente er ſich zum erſtenmale des von ihm, oder, nach andern Angaben von Etienne Montgolfier erfundenen Fallſchirmes. In der Folge traf ihn, nachdem er viele Luftreiſen auch in fremden Ländern angeſtellt hatte, (1793) das Unglück, auf die Feſtung Kufſtein in Tirol geſetzt zu werden, weil man ihm Schuld gab, revolutionäre Grundſätze ausgeſtreut zu haben. Doch ward er nachher wieder frei gegeben, und machte 1796 zu Neu-York ſeine 46ſte Luftreiſe. 1798 ſtieg er zu Rouen mit 16 Perſonen in einem großen Luftſchiffe in die Höhe, und ließ ſich 6 Stunden davon erſt nieder. Mit dem berühmten Aſtronomen Lalande machte er auch in demſelben Jahre zu Paris eine Luftreiſe. Außerdem iſt er faſt in allen Hauptſtädten Europas aufgeſtiegen, und man zählte 1807 ſchon über 66 glücklich vollbrachte Luftreiſen. Er ſtarb 1809. — Madame Blanchard hat mit Erfolg dieſe Luftreiſen fortgeſetzt. 1811 ſtieg ſie in Rom auf und nachdem ſie 60 Miglien zurückgelegt hatte, erhob ſie ſich aufs neue, um ſich nach Neapel zu begeben. Im Jun. 1819 aber hatte ſie das Unglück, daß ihr Ballon bei einer an dem pariſer Luſtgarten Tivoli aus unternommenen Luftfahrt, durch ein mitgenommenes und in einer beträchtlichen Höhe angezündetes Feuerwerk, in Brand gerieth. Die Gondel fiel in Paris in der Straße Provence nieder, und die gräßlich zerſchmetterte Luftſchifferin ward ohne Leben aufgehoben.

Blanco. In Blanco laſſen, heißt bei den Kaufleuten, weiß oder unausgefüllt laſſen, z. B. bei Wechſeln und Vollmachten die Stelle, wohin die Summe kommen ſoll, damit ſie von dem Beſitzer den Umſtänden nach ausgefüllt werden könne. Einen Wechſel in blanco indoſſiren, heißt, auf der Rückſeite blos ſeinen Namen hinſchreiben und Platz darüber frei laſſen, wohin der Name desjenigen, an den der Wechſel gegeben wird, eingeſchrieben werden kann. Bei Wechſelgeſchäften in blanco ſtehen, heißt, Tratten des Andern acceptiren, ohne dafür Deckung zu haben, auch Vorſchuß leiſten, ohne gedeckt dafür zu ſein.

Blangini (Giuſeppe Marco Maria Felice), geboren zu Turin 1781, hat ſeine Studien unter dem Abt Ottani, Capellmeiſter bei der dortigen Domkirche, gemacht. Von ſeinem 12ten oder 13ten Jahre an begleitete er den Chor dieſer Kirche auf der Orgel, in welcher Kunſt er ausgezeichnet iſt. In einem Alter von 14 Jahren ließ er eine Meſſe mit vollſtändigem Orcheſter aufführen. Als er

1799 nach Paris kam, gab er mit dem beſten Erfolg Unterricht im Geſang und beſchäftigte ſich mit dem Componiren. Ihm wurde aufgetragen, die falſche Dame, eine von Della Maria unvollendet gelaſſene Oper zu beendigen, und bald darauf trat er mit Zelie und Terville, Naphthali und mehrern andern Opern auf. Dieſe ſowohl als verſchiedene andere Compoſitionen von ihm wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Seine Concerte, in denen er ſeinen Geſang mit vielem Geſchmack und Ausdruck ſelbſt begleitete, waren der Sammelplatz aller Kenner und Liebhaber der Muſik. Als er 1805 nach München berufen ward, ließ er daſelbſt eine Oper aufführen, in deren Folge ihn der König von Baiern zu ſeinem Capellmeiſter ernannte. 1806 machte ihn die Prinzeſſin Borgheſe zu ihrem Muſik- und Concertmeiſter, und 1809 berief ihn nach Reichardts Abgang der König von Weſtfalen mit denſelben Titeln nach Caſſel. Nach der Vertreibung des weſtfäliſchen Hofs lebte er einige Zeit wieder in München, ließ dort ſeinen Trajan in Dacien aufführen, ging aber nach einiger Zeit nach Paris, wo er noch lebt. Außer vielen komiſchen und heroiſchen Opern beſitzen wir von ihm auch eine Sammlung artiger Romanzen, Notturnos und italieniſcher Arien.

Blankenburg (Chr. Friedr. von), ward 1744 bei Colberg geboren. Er war ein Verwandter des als Held und Dichter berühmten Kleiſt, widmete ſich dem Kriegsdienſte und ward ſchon im 17ten Jahre aus der königl. Militärſchule zu Berlin als Cornet zu Friedrichs Heere geſchickt, bei dem er 21 Jahre lang diente, und als Adjutant des von Krokowſchen Dragonerregiments im 7jährigen Kriege verſchiedenen blutigen Schlachten beiwohnte. Seine zerrüttete Geſundheit zwang ihn, 1777 ſeinen Abſchied zu fordern. Er erhielt ihn mit dem Charakter als Hauptmann, und ließ ſich nun in Leipzig nieder, wo er vorzüglich mit Weiße in der engſten Verbindung ſtand. Er ſtarb 1796, von allen, die ihn kannten, geſchätzt und geliebt. Von ſeinen Schriften ſind die vorzüglichſten ſein — in den darin niedergelegten Anſichten freilich veralteter — Verſuch über den Roman, und die Zuſätze zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte.

Blasinſtrumente, ſ. Inſtrumentalmuſik.

Blaſon, Blaſoniren, ſ. Heraldik.

Blatt. Die Blätter der Gewächſe ſind ſehr wichtige Theile derſelben. Man verſteht darunter die faſerigen, zelligen Fortſätze, welche gewöhnlich in einer häutigen Fläche ausgedehnt und von Farbe grün ſind. Die Zergliederung der Blätter beweiſt, daß ſie im Kleinen eben dieſelben Bedeckungen und Gefäße enthalten, welche man im Großen am Stamme und an den Zweigen wahrnimt. — Schon aus dem künſtlichen Baue der Blätter läßt ſich auf wichtige Abſichten ſchließen, die durch ſie erreicht werden ſollen, und durch nähere Zergliederung und Beobachtung ergibt ſich ihre wichtige Beſtimmung wirklich. Das Äußere der Blätter erfordert eine eigne Betrachtung. Man theilt die Pflanzenblätter in einfache und zuſammengeſetzte. Von beiden Arten ſind die Lage oder der Standort, den ſie an den Zweigen haben, ihre Geſtalt, ihre äußere Fläche und der Umriß betrachtungswerthe Gegenſtände. — Ein einfaches Blatt wird dasjenige genannt, deſſen Stiel ſich ohne alle Vertheilung an das Blatt anſetzt, und nur in demſelben ſich in Zweige verbreitet. Ein zuſammengeſetztes Blatt iſt das, deſſen Stiel ſich in mehr oder weniger, größere oder kleinere Zweige vertheilt, ehe er noch in das Blatt eintrit. Hier ruhen

demnach mehrere kleinere Blätter auf Einem Stiele, ſie heißen Blättchen und das Ganze, welche alle dieſe Blättchen bilden, ein zuſammengeſetztes Blatt. Beiſpiele von einfachen Blättern gibt die Primel, die Aurikel, der Taback, der Birn-, Äpfel-, Pflaumen- und Kirſchbaum und viele andere. Zuſammengeſetzte Blätter haben die Roſe, die Kartoffeln, die Eſche, Acacie, Schoten, Wicken ꝛc. Der Blattſtiel vertheilt ſich in dem Blatte ſelbſt in Zweige; von dieſen Zweigen heißt der mittelſte und ſtärkſte die Ribbe; oft ſind deren mehrere von gleicher Stärke. Die übrigen Äſte und Zweige, die der Stiel im Blatte ſelbſt bildet, heißen Nerven oder Adern, und man nennt ein Blatt insbeſondere nervicht, wenn ſeine Zweige und Äſte ganz gerade fortlaufen und ſtark hervorſtehen. Dieſe Betrachtung der Blätter nach ihrer ſo äußerſt mannichfaltigen Bildung iſt ſehr wichtig. Die Gattungsmerkmale der Pflanzen ſind faſt immer von der Bildung der Blätter hergenommen. Die Theile eines Pflanzenſtiels ſind: das Oberhäutchen, mannichfaltige Gefäße und ein ſchwammiges Gewebe. Alle dieſe Theile findet man auch im Blatte wieder. Die Blätter ſind für das Wachsthum der Pflanzen von großer Wichtigkeit, denn das Abpflücken oder Zerſtören der Blätter führt immer nachtheilige Folgen für ihr Wachsthum mit ſich. Die Reifung der Früchte wird beſchleunigt, wenn man die Pflanze entlaubt; aber die Früchte welken, wenn man das Entlauben vornimt, ehe ſie noch ihre gehörige Größe erlangt haben. Es wird nämlich die Bewegung des Saftes in dem ganzen Gewächſe durch die Blätter befördert, hingegen durch den Mangel derſelben gehemmt. Nach angeſtellten Erfahrungen ſind die Blätter die vornehmſten Ausdünſtungswerkzeuge; findet nun eine Menge Saft durch ſie ſeinen Ausgang, ſo iſt es nothwendig, daß ein Hinſtrömen deſſen aus allen Theilen der Pflanze nach ihren Blättern erfolgen muß. Die Blätter ziehen auch, und zwar vornehmlich mit der untern Seite, eine Menge in der Luft befindlicher Feuchtigkeiten ein, die ſie durch andere Gefäße der Pflanze als Nahrungsſaft zuführen. Die Farbe der Pflanzenblätter iſt mit wenig Ausnahmen grün in verſchiedenen Abſtufungen. Die Natur ſcheint hiebei Rückſicht auf das Bedürfniß des thieriſchen, wenigſtens des menſchlichen Auges, genommen zu haben. Wie wohlthätig iſt unſerm Auge der grüne Teppich, der im Frühlinge den Erdboden bekleidet, und der Anblick eines friſchen grünen Waldes! Sogar die Beleuchtung des Grüns durch die Sonnenſtrahlen ſchadet dem Auge nicht. Das Abfallen der Blätter iſt die Aufhebung der Vereinigung, welche zwiſchen ihnen und den Zweigen durch die Gefäße und Faſern bewirkt wird. Die Blätter dünſten ſtark aus; liefern ihnen nun im Herbſte die Wurzeln nicht mehr Säfte genug, ſo müſſen ſie vertrocknen, zu wachſen aufhören und endlich abfallen. Das Laub der Bäume und Gewächſe gewährt dem Menſchen und Thieren im Sommer erquickenden Schatten. Friſch abgebrochen dient es zum Viehfutter, und eine Menge größerer und kleinerer Geſchöpfe nähren ſich davon; ſo braucht man es auch zur Streu; ja den Bäumen ſelbſt iſt das abgefallene Laub nützlich, indem es ihre Wurzeln bedeckt, und ſie dadurch vor dem Froſte ſchützt. Wenn die Blätter keine platte, breite, ſondern eine runde, nadelförmige Geſtalt haben, ſo werden ſie Nadeln oder Tangeln genannt. In der Botanik heißt bei den gefingerten Blättern jedes einfache Blatt folium (Blättchen); das Blatt eines doppelt gefiederten Blattes pinna, jedes einfach gefiederte Blatt eines doppelt gefiederten, und das Blättchen eines gefiederten Blattes pinnula.

Blattern, Kinderblattern (auch wilde Blattern, im Gegenſatze zu den geimpften), eine fieberhafte Ausſchlagskrankheit, welche in ihren Eiterpuſteln einen anſteckenden Stoff erzeugt, mittelſt deſſen ſie auch bei andern Menſchen, welche ſie noch nicht ausgeſtanden haben, wieder entſtehen kann. Nach der Anſteckung vergehen ungefähr ſieben Tage, ehe das Gift wirkt und die Krankheit hervorbringt. Es entſteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel drei Tage dauert; am dritten Tage erſcheinen rothe Flecken, zuerſt im Geſichte, alsdann über die Bruſt, die Hände und den ganzen übrigen Körper, bald in unzähliger Menge verbreitet, bald in geringerer Zahl Dieſer Ausbruch dauert gleichfalls drei Tage lang. Aus den Flecken erheben ſich Puſteln, welche ſich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber währt dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Puſteln an abzutrocknen und in Grinder oder Schorfe ſich zu verwandeln, was gewöhnlich am ſiebenten Tage anhebt. Bei uns entſteht dieſe Krankheit nie von ſelbſt, ſondern blos durch Anſteckung. Das Blattergift ſteckt jedoch in der Regel nur einmal an; wer die Blattern gehabt hat, bekommt ſie nicht wieder; es ſteckt auch nicht jederzeit an, ſondern es ſcheint, daß der Menſch eine gewiſſe Neigung dazu haben muß, denn es gibt Beiſpiele genug, daß Menſchen, bei mehreren Blatterepidemien verſchont geblieben, erſt in ſpätern Jahren angeſteckt worden, ja daß manche zeitlebens davon frei geblieben ſind. Auch gehört das Gift nicht zu den in der Luft auflöslichen, ſondern zu den ſogenannten fixen Contagien, welche nur durch Berührung der Oberfläche des menſchlichen Körpers, oder durch Einathmen des nächſten Dunſtkreiſes eines Blatterkranken anſtecken. Der Urſprung der Kinderblattern iſt nicht ganz klar. Nach einigen arabiſchen Schriftſtellern kamen ſie, ſo wie die Maſern, zuerſt aus Äthiopien gegen das Jahr 572 nach Chr. Geb. nach Arabien. In der erſten Hälfte des 17ten Jahrh. kamen ſie nach Ägypten. Von da brachten ſie die im Orient geführten Kriege, vornehmlich die Kreuzzüge im 13ten Jahrh. nach Europa, zunächſt nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder. Als Maximilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach deſſen Beendigung die Lanzenknechte oder Soldaten ihren Weg durch franzöſiſche Provinzen wieder nach Deutſchland nahmen, wurden ſie durch die Blattern 1495 aus Frankreich zuerſt nach Deutſchland gebracht. Aus Europa verpflanzten ſie ſich nach Amerika und Afrika; ſelbſt nach Grönland verbreiteten ſie ſich (1733) von Dänemark aus. Jedesmal, wenn ſie zuerſt in ein Land kommen, ſind ſie viel mörderiſcher und richten größere Verheerungen unter den Menſchen an, als wenn ſie eine Zeit ſchon geherrſcht haben, da ſie alsdann milder werden. Doch behauptet noch Roſenſtein, daß ſie mehr Menſchen das Leben raubten, als die Peſt ſelbſt. Auf die oben berührten Erfahrungen geſtützt, daß dieſe Krankheit bei uns nur durch Anſteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn dieſe nur immer vermieden wird, auch die Krankheit niemand weiter befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einſtigen Verbannung dieſer Blatterpeſt, zu welcher man durch ſtrenge Abſonderung der Blatterkranken und durch Errichtung von Blatterhäuſern zu gelangen hoffte. Indeſſen waren die ſich dagegen ſtellenden Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu groß, und vielleicht nach den jetzigen Verhältniſſen der Völker und bei der allgemeinen Verbreitung dieſer Krankheit unter allen Nationen und in allen Himmelsſtrichen, unüberſteigbar. Man verſuchte daher das Übel, dem man nicht entgehen konnte, einſt-

weilen zu mindern. Da man wußte, daß diejenigen, welche einmal die Blattern gehabt hatten, in der Regel nicht wieder angeſteckt würden; ſo veranlaßte man die Anſteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigſtens die Krankheit etwas gemildert, die Gefahr verringert wurde, und daß man günſtige Zeit und Umſtände zur Erweckung dieſer Krankheit auswählen konnte. In der Türkei war die Impfung der Blattern ſchon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geſchlechte, um die Schönheit der Mädchen zu ſichern. Die geiſtreiche Lady Montague brachte die Impfung zuerſt nach Europa. Schon in Conſtantinopel, wohin ſie ihren Gemahl begleitet hatte, ließ ſie ihrem damals ſechsjährigen Sohn die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurückkunft nach England (1722) auch ihrer Tochter. Von da an wurde die Einimpfung der Kinderblattern zuerſt in England, jedoch nicht ohne Widerſpruch vieler Ärzte, und von dort aus auch in andern Ländern gebräuchlich, doch nie allgemein, theils weil allenthalben noch viel Vorurtheil dagegen herrſchte, theils, weil die Krankheit, wenn gleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder ſelbſt an den geimpften Blattern ſtarben. In neuerer Zeit hat nun die viel wohlthätigere und ſicherere Impfung der Kuhplattern jene ganz verdrängt. (S. d. Art. Inoculation, Jenner, Kuhpocken und Vaccination.) H.

Blaufarbenwerke ſind ein Zweig der Hüttenkunde, und in denſelben werden die Kobalterze zuerſt durch Pochen und Waſchen von Bergarten befreit, und der Schlich in Flammiröfen geröſtet. Das Kobalterz, z. B. Glanzkobalt, iſt eine Verbindung von 0,4 Kobalt mit 0,6 Arſenik, in welche jedoch auch andere Metalle, vorzüglich Eiſen und Nickel, mit eingehen. Durch die oben erwähnte Bearbeitung der Kobalterze verfliegt größtentheils der Arſenik, dem man in Giftfängen auffängt, und der dadurch poröſ werdende Kobalt oxydirt ſich um ſo leichter. Je mehr er nun Sauerſtoff an ſich zieht, deſto größer wird ſeine färbende Kraft; jedoch darf er nicht zu ſtark geglüht werden, weil er ſonſt anfängt zuſammenzuſchmelzen, wodurch er ſich wieder entoxydirt, welches man das Todtbrennen nennt. Allein ein Theil Arſenik bleibt immer im Kobalt als Säure zurück, die nachher im Schmelzfeuer denſelben auflöſen hilft. Das graue geröſtete Kobaltoxyd wird theils roh mit Kiesſpulver naß vermiſcht, und ſo zum Behufe der blauen Töpferglaſur unter dem Namen Zaffer, Zaffera, Zafflor, fälſchlich Saflor genannt, verkauft, theils zu Smalte und Eſchel verarbeitet. In dieſem Falle verſetzt man den gedachten Kobaltoxyd mit reiner Glasfritte, und ſchmelzt das Blauglas in gewöhnlichen Glasöfen. Sobald es dünn und klar fließt, wird er in kaltes Waſſer ausgegoſſen, darauf klein gepocht, und auf den Blaufarbenmühlen zwiſchen zwei kieſelartigen Mühlſteinen naß feingemahlen, zuletzt aber mit Waſſer gewaſchen und durch verſchiedene Fäſſer geſchlemmt. Die metallhaltigſten Glastheile fallen in den erſten Fäſſern nieder, und geben die höchſte Farbe; die bläſſeſten aber, welche den Eſchel bilden, ſenken ſich zuletzt. Man läßt die Smalte eine Zeitlang in den Fäſſern liegen, wobei ſie zuſammenbackt, ſich mehr oxydirt und höher färbt. Dieſes Pulver wird ſodann ferner in den bequem eingerichteten Schlämmanſtalten, ſo rein als möglich iſt, geſchlämmt und auf Reibebreter geſchüttet. Hier werden die größern Körner zerpocht, und das übrige mit Reibehölzern fein zerrieben, auf dem Reibeherde in Haufen geſchüttet und alsdann auf die Far-

benbreter gebracht. Auf dieſen wird ſie auf der über einem ledigen Faſſe ſtehenden Reibebank mit den Händen eben gemacht, in der Trockenſtube auf Gerüſten aufgeſtellt, und nach 24ſtündigem Trocknen in den Siebkaſten durch verſchiedene Haarſiebe geſiebt. Wenn der Kaſten voll iſt, wird die Smalte etwas mit Waſſer beſprengt, damit ſie ſich gut in die Fäſſer einpacken laſſe. Bei der Verfertigung guter Smalte kommt es hauptſächlich auf folgende Stücke an: 1) auf eine richtige Verſetzung der verſchiedenen Kobalterze; 2) auf eine gute Auswahl der Kieſelerde zur Glasfritte, und 3) auf die Beſchaffenheit des Waſſers, welches zum Abkühlen und Schlämmen gebraucht wird. Im Königreiche Sachſen, wo ſeit 1500 mehrere Blaufarbenwerke entſtanden, wovon noch fünf übrig ſind, nämlich zu Oberſchlema, Pfannenſtiel, Zſchoppenthal und unweit Albernau, verfertigt man überhaupt gegen 23 Sorten. Außerdem gibt es in den herzoglich ſächſiſchen Landen noch Blaufarbenwerke bei Friedrichshöhe, Grüb am Forſt und Alten-Saalfeld. In Böhmen macht man, ſo wie in Schleſien, nur fünf bis ſechs Sorten, und in Frankreich hat man am Ende des 18ten Jahrh. in den Gebirgen Chalonches in der ehemaligen Dauphiné, in den Pyrenäen, und der Graf von Beuſt 1784 zu St. Mamet an der Pique ein Blaufarbenwerk errichtet. Die Holländer hingegen ſollen aus der ſächſiſchen Smalte, durch nochmaliges Feinreiben, Beizen in Säuren und Verſetzen mit Indig und andern Mittel, gegen 55 Sorten verfertigen. X.

Blech wird in ſehr verſchiedenen Sorten aus Gold, Silber, Kupfer, Meſſing, Zinn, und am häufigſten aus Eiſen, im Ganzen auf eine und dieſelbe, nur in einzelnen Handgriffen und Vorarbeiten abweichende Art, in dünnen, flachen, viereckigen und runden Tafeln oder Scheiben verfertigt. Man nimt dazu jedesmal das reinſte und geſchmeidigſte Metall, zum Eiſenblech aber ganz vorzüglich das weichſte und zäheſte Eiſen, welches von allem Kaltbruche frei iſt. Es wird auf einem Eiſenhammer, der Blechhammer genannt, zu drei Hauptarten, nämlich Kreuz-, Sturz- oder Strohblech, als das ſtärkſte, Federblech etwas ſchwächer oder das mittelſte, und Schenkelblech, als das dünnſte, geſchmiedet. Behalten die Bleche ihre natürliche Eiſenfarbe, ſo heißen ſie Schwarzbleche; ſollen ſie aber eine weiße Farbe erhalten, ſo verzinnt man ſie in beſondern Zinnhäuſern und nennt ſie Weißbleche, wozu auch die Pontonbleche oder Bodeneiſen gehören, welche ſtärker als die gewöhnlichen Weißbleche ſind. Zum Behufe der Salzſiedereien werden noch beſondere ſtärkere und ſchwächere ſchwarze Bleche geſchmiedet, die man in Boden- und Bordbleche abtheilt. Man nimt zum Blechausſchmieden entweder Roheiſen oder Stabeiſen. In beiden Fällen wird das Eiſen zuerſt in Blechſturzen gearbeitet, dann geruhrwellt und zuletzt gegleicht. Während dieſer Bearbeitung müſſen die Bleche ſtets nur zwiſchen Weiß- und Rothglühen gehalten werden, weil ſie ſich ſonſt leicht zuſammenſchweißen. Gegenwärtig werden in Frankreich und in Deutſchland, vorzüglich in Braunſchweig, ſchönere Blecharten geliefert, als in England. X.

Blei, von den Chemikern durch ♄ (Saturn) bezeichnet. Unter allen feſten Metallen iſt das Blei das weichſte, und hat am wenigſten Dehnkraft und Klang. Auch an Schnellkraft und Zähigkeit ſteht es allen übrigen Metallen nach. In Rückſicht der Schwere wird es nur von der Platina, dem Golde und dem Queckſilber übertroffen. Seine Farbe iſt weiß, und kommt der Farbe des Zinns am nächſten. Im Feuer ſchmilzt es ſehr leicht, und lange vorher, ehe

es roth glüht. Es hat einen glänzenden Bruch, aber der freien Luft ausgeſetzt, wird dieſer Glanz bald matt und die Oberfläche endlich ganz blind. Nach einiger Zeit ſetzt ſich auf derſelben ein weißlicher Roſt an, der jedoch bei weitem nicht ſo zunimt, wie beim Eiſen und Kupfer, daher das Blei auch weit länger den vereinigten Wirkungen der Luft und der Witterung trotzt, als jene beiden Metalle. Es verkalkt ſehr leicht, auch bei dem gelindeſten Feuer. Sobald es zerfloſſen iſt, bildet ſich augenblicklich ein Überzug von Aſche auf ſeiner Oberfläche. So ähnlich die Bleiaſche oder der graue Bleikalk dem äußern Anſcheine nach der Zinnaſche auch immer ſein mag, nimt man doch einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen beiden wahr, wenn man ſie bei mäßigem Feuer, ohne daß ſie ſchmelzen, zu calciniren fortfährt. Anſtatt weißer zu werden, wie die Zinnaſche, nimt die Bleiaſche vielmehr anfangs eine gelbe Farbe an, in welcher Geſtalt ſie Bleigelb oder Maſſicot heißt, und wird darauf von Zeit zu Zeit dunkler, bis endlich das ſchöne Roth erſcheint, das wir unter dem Namen Mennige kennen. Alle ätzende, kalienauflöſende Bleioxyde auf naſſem Wege auf Zink oder Phosphor fällen das Blei daraus metalliſch. Noch kennt man keine Verbindung des Bleis mit Waſſerſtoff und Kohle. Erhitzt man den Bleikalk ſo, daß er in Fluß kommt, ſo bildet er ſich zu einer gelblichen, glasartigen Maſſe, welche Bleiglätte heißt. Sämmtliche Bleikalke ſind heftige Gifte. Das Blei iſt ein ſehr gemeines Metall, das aber nie gediegen, ſondern nur vererzt gefunden wird. Sein Nutzen und Gebrauch iſt ſehr mannichfach. In der Arzneikunde wird es äußerlich in verſchiedenen Bereitungen als Bleiſeife mit fetten Ölen angewandt. Innerlich darf dies aber nie geſchehen. Es gibt auch den Grund faſt zu allen Glaſuren irdener Gefäße. Der ſtärkſte Gebrauch iſt zu Kugeln und Schrot für Schießgewehre.

Bleichart, ſ. Rheinweine.

Bleichen iſt die Kunſt, der Leinwand, der Wolle, der Baumwolle, dem Wachſe, ſelbſt dem Papierzeug und andern Dingen die nöthige Weiße zu geben. Sie beruht auf der Erfahrung, daß organiſche Körper, wenn das Leben davon gewichen, und ſie die nöthige Feſtigkeit und Trockenheit haben, durch die Einwirkung der Luft und der Sonnenſtrahlen ihre Färbeſtoffe verlieren, und weiß werden. Daher iſt die ältere Art zu bleichen darauf beſchränkt, daß man eine hinlängliche Zeit hindurch den Gegenſtand den Sonnenſtrahlen ausſetzt, und die Einwirkung derſelben durch verſchiedene Mittel zu befördern ſucht. Zu den letztern gehört bei der Leinwand das vorgängige Einlaugen derſelben, oder das ſogenannte Beuchen, Büken und das öftere Beſprengen und Waſchen während des Bleichens. Um den Färbeſtoff, der theils dem Flachs eigenthümlich, theils fremdartig iſt, und durch das Spinnen ſowohl als durch das Weben hineingebracht worden, auszuziehen, bediente man ſich bisher allgemein einer Auflöſung von Potaſche, oder der ſogenannten Lauge. Da dieſe indeß die Stärke der Fäden merklich ſchwächt, ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß das von Lees angegebene Verfahren allgemein angewandt würde. Er ſucht nämlich die färbenden Stoffe auf mechaniſche Art von den Flachsfaſern zu trennen, und bleicht alsdann den Flachs, noch ehe er geſponnen wird, durch öfteres Waſchen in warmem Waſſer. Um das langweilige Bleichen an der Sonne, das gewöhnlich einen ganzen Sommer hinnimt, abzukürzen, ſchlug Berthollet zuerſt 1786 die übergeſäuerte Kochſalzſäure vor. Bekanntlich hat dieſe ſo wenig ätzende Kraft,

daß man ſie in bedeutender Menge innerlich nehmen kann. Nach Berthollet vervollkommnete Watt beſonders dieſe Methode; doch fand man, daß allerdings die Leinwand leibet, wenn man die Säure zu ſtark anwendet. Jetzt braucht man in England jene Säure mit der Hälfte Kalk, in Waſſer aufgelöſt. Die von dieſem Salz zum Bleichen erforderliche Menge iſt nach dem verſchiedenen Zuſtande der Leinwand ſehr verſchieden. Gewöhnlich rechnet man den zwölften oder den zwanzigſten Theil des Gewichtes der Leinwand darauf. Nachdem die zu bleichende Leinwand gekocht oder gebeucht worden, bringt man ſie in die Auflöſung jenes Salzes, zieht ſie darin hin und her, und läßt ſie alsdann an der Sonne trocknen. Nach mehrmaliger Wiederholung dieſes Verfahrens wäſcht man ſie rein aus, und gewinnt auf ſolche Weiſe an Zeit und Koſten ganz ungemein. Auch Schwefelſäure hat man zu dem gleichen Zwecke benutzt. Nach Hume muß man ſie mit 60 oder 80mal ſo viel Waſſer verdünnen, ſo daß dieſe Flüſſigkeit nur anderthalb Procent ihres Gewichts an wirklicher Schwefelſäure enthält. Hierin muß die Leinwand acht bis zwölf Stunden lang ſtehen, und hernach in reinem Waſſer ausgewaſchen werden. Auch Baumwolle wird auf ähnliche Art gebleicht, nachdem ſie vorher in verdünnter Kalkauflöſung gebeucht worden.

Bleiſtift nennt man ein in Holz gefaßtes längliches Stück Reiß- oder Waſſerblei, das zum Zeichnen gebraucht wird. Das beſte Reißblei wird in England, zu Borrowdale, in der Grafſchaft Cumberland, gebrochen, aber die Gruben werden, und zwar, wie man behauptet, um die Waare im Preiſe zu erhalten, nur alle fünf bis ſechs Jahre einmal geöffnet. Nach Simond ſoll die Ausbeute von 1809 an 90,000 Pf. Sterl. betragen haben, jedoch hat die Ausbeute der Gruben zu Borrowdale in neuern Zeiten bedeutend abgenommen, weshalb man in England auch auf andre Gruben, die Hoffnung geben, die Aufmerkſamkeit richtet. Die Bereitung der Bleiſtifte geſchieht auf keine andere Weiſe, als daß man das Reißblei in kleine Stücken ſägt und in die hölzernen Formen legt. In Deutſchland haben Baiern und Öſterreich Reißblei. Die feinern Sorten der ſeit einiger Zeit in Wien verfertigten und in den Handel gekommenen Bleiſtifte geben den beſten engliſchen ſehr wenig nach, und ſind ungleich wohlfeiler. Noch eine andere, ſehr ſchlechte Art von Bleiſtiften, die man zum Unterſchiede von jenen unächte nennen könnte, werden aus dem Abfalle des Reißbleies verfertigt. Kenner laſſen ſich zwar damit nicht betrügen, aber auch für den Nichtkenner gibt es ein ſicheres Unterſcheidungsmittel: die unächten nämlich brennen, wenn man ſie ans Licht hält, mit bläulichter Flamme, weil ſie mit Schwefel gemengt ſind, die ächten aber brennen gar nicht.

Bleiweiß iſt ein mit Kohlenſäure geſättigtes Bleioxydul, welches fabrikmäßig bereitet wird; es entſteht, wenn das Blei von der in Dünſte verwandelten Eſſigſäure zerfreſſen und halb aufgelöſt worden iſt. Um es im Großen zu gewinnen, werden etwa drei Fuß lange, ſechs Zoll breite und eine Linie dicke Bleiplatten zuſammengerollt, ſo daß zwiſchen den Windungen ein halber oder ganzer Zoll Raum bleibt. Hierauf ſetzt man ſie gerade aufrecht in irdene Gefäße, in welchen unten guter Eſſig befindlich iſt; dieſer darf die Platten aber nicht berühren, daher legt man über denſelben kreuzweis hölzerne Stäbchen. Die Gefäße werden ſodann mit Bleiplatten bedeckt und einer gelinden Wärme ausgeſetzt, indem ſie horizontal in Gerberlohe oder Pferdemiſt geſtellt werden. Hiedurch ſteigt der Eſſig

in Dämpfe auf, welche ſich an die Wände der Bleiplatten anſetzen, ſie durchdringen und eine Menge des Metalls auflöſen. Die Eſſigſäure der Dämpfe überſättigt ſich mit dem Bleie in drei bis ſechs Wochen und verwandelt es in einen mattweißen Stoff, der nach einiger Zeit von den aus einander gerollten Platten abgeſchabt und geſammelt wird. Die Platten rollt man aufs neue zuſammen, und verfährt auf die nämliche Art. Am häufigſten wird das Bleiweiß in der Ölmalerei gebraucht, und hiezu fein zerſtoßen und zerrieben. Dieſe Arbeit iſt für die Geſundheit des Menſchen höchſt gefährlich; der eingeſchluckte Staub verurſacht eine grauſame Krankheit, die man die Malerkolik oder Hüttenkätze nennt. Ein großer Theil des käuflichen Bleiweißes iſt durch beigemiſchte Kreide verfälſcht.

Bleiwurf, Bleiloth, Bleiſchnur, ein Stück Blei an einem langen Seile, das man ins Meer läßt, um die Tiefe und Eigenſchaft des Grundes zu unterſuchen. Man beſtreicht nämlich den unterſten Theil mit Unſchlitt, wodurch etwas von Sand, oder was ſich ſonſt auf dem Grunde findet, mit heraufgebracht wird. Bleiſtange, eine an den Enden mit Blei ausgegoſſene hölzerne Stange, deren ſich die Seiltänzer bedienen, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, Balancierſtange.

Bleizucker, Blei in Geſtalt eines Salzes, welches man erhält, wenn man dieſes Metall in einer Säure auflöſt, und die Auflöſung abdünſtet. Seinen Namen hat dieſes Gift von ſeinem ſüßen Geſchmack. Es wird zur Arznei und Färberei gebraucht, und beſonders auch zur Weinverfälſchung. Um dieſe höchſt ſchädliche Vermiſchung zu erkennen, bedient man ſich der ſogenannten Hahnemannſchen Weinprobe. (S. **Weinprobe**.)

Blendungen werden in der Kriegskunſt alle Vorrichtungen genannt, welche dem Feinde die Einſicht in einen beſtimmten Ort benehmen. Einige Arten hiervon ſind: 1) man pflöckt eine Faſchine an der einen Seite quer über die Schießſcharten, von einer Schartenzeile zur andern feſt, um dem Feinde das, was bei den Kanonen vorgeht, zu verbergen; 2) Blendungen vor Schießſcharten ſind von ſtarken Bohlen verfertigte Laden, welche nach der Abfeuerung des Geſchützes vor die Schießſcharte geſtellt werden, um dem Feinde die Einſicht zu benehmen; 3) einfache und doppelte Blendungen. Die erſtern werden aus drei ſtarken, ſenkrechten, fünf Fuß hohen Pfoſten verfertigt, zwiſchen welchen ſchußfreie, auf der äußern Seite mit Blech beſchlagene Bohlen eingeſchoben ſind. Unten wird dieſe Wand mit Rollrädern verſehen, damit ſie von den Arbeitern vor ſich hergeſchoben werden könne; die letztern ſind große, auf vier Blockrädern ſtehende hölzerne Kaſten, die mit Erde oder Sandſäcken ausgefüllt werden, und dienen ebenfalls in den Approchen u. ſ. w., die Mannſchaft vor dem feindlichen Feuer zu decken; 4) eine andere Art Blendungen bei den Laufgrabenarbeiten ſind die ſogenannten Chandeliers. Man legt nämlich zwei viereckige Balken, ſechs Fuß von einander, gleichlaufend auf die Erde, und befeſtigt ſie durch zwei eingezapfte Querhölzer. Auf die Enden der Balken ſetzt man ſenkrechte Pfoſten, und füllt den Zwiſchenraum wenigſtens fünf Fuß hoch mit Faſchinen aus; 5) die Blendungen von oben, Deckungen, indem man die gefährlichſten Örter in den Sappen oder auf der Feſtung, der Breite nach, mit Balken bedeckt, über welche Hürden oder Faſchinen kommen, über welche endlich eine hinreichend ſtarke Lage von Erde gelegt wird.

Blenheim, Blindheim, Dorf im baierſchen Oberdonaukreiſe, Landgericht Höchſtädt, an der Donau. Hier ſchlugen am 13ten Auguſt 1704 die Engländer und Öſterreicher unter dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen die vereinigten Franzoſen und Baiern unter den Marſchällen Tallard und Marſin, und dem Kurfürſten von Baiern. Dieſe Schlacht war in taktiſcher Hinſicht höchſt merkwürdig. Schon Morgens um 6 Uhr ſtanden die Heere einander im Angeſicht; aber erſt um Mittag kam es zum eigentlichen Gefecht. Die Angriffslinie war ungewöhnlich (faſt eine deutſche Meile) lang. Marlborough ſtürmte das zur Deckung ſeines rechten Flügels dienende Blenheim ohne Erfolg, änderte ſogleich ſeinen Plan, und warf ſich mit der Hauptmacht auf den weiten Raum zwiſchen dem rechten Flügel und dem feindlichen Mittelpuncte, während er nur ſo viel vor Blenheim ſtehen ließ, als nöthig war, um dieſen Poſten im Schach zu erhalten. Bald war der Sieg entſchieden, die Franzoſen im Mittelpuncte mußten ſich zurückziehen, und ihnen folgten die Baiern auf dem linken Flügel, welche dem ungeſtümen Angriff des Prinzen Eugen lange widerſtanden hatten. Marlborough, anſtatt den weichenden Feind zu verfolgen, ſetzte ſich zwiſchen ſeinem Rückzuge und dem 18,000 Mann ſtarken Poſten von Blenheim, und zwang dieſen letztern, durch Aufhebung aller Verbindung, das Gewehr zu ſtrecken. Frankreich und Baiern verloren gegen 30,000, Öſterreich und England an 12,000 Mann. — Tallard war unter den Gefangenen. Die Franzoſen und Baiern mußten ſich bis an den Rhein zurückziehen. Die Königin Anna ſchenkte dem Herzog von Marlborough in Orfordſhire ein Schloß mit einem ſchönen Park, das nach jenem Siege Blenheim heißt.

Blick. 1) Ein ſchnell vorübergehender Schimmer. Ein Blick durch die Wolken. Das Silber auf dem Treibheerde thut einen Blick, wenn es, indem das Blei von demſelben in den Teſt (ein flaches, irdenes Gefäß, worin man das Silber fein brennt) geht, einen ſchnellen vielfarbigen Schein von ſich gibt, der Silberblick. 2) Ein Körper, der einen ſolchen Blick von ſich gibt. So heißt bei den Hüttenleuten diejenige Maſſe Silber, welche auf einmal blickt, oder ſo viel auf einmal abgetrieben wird, ein Blick. 3) Verſtehen die Maler und Kupferſtecher unter Blicken diejenigen Theile des Körpers, welche vorzüglich hell erleuchtet ſind. Die andern Bedeutungen des Wortes gehören nicht hieher, da ſie als bekaunt vorausgeſetzt werden können. Blickfeuer ſind auf der See ein Signal, eine Loſung, indem man Pulver auf dem Verdecke abbrennt.

Blinde, des Geſichts Beraubte. Der Verluſt des edelſten und ſchönſten Sinnes, mittelſt deſſen der Menſch die ihn umgebende Außenwelt ſich vorſtellt, theils die verſchiedenſten Eindrücke bekommt, theils die der andern Sinne, beſonders des Gefühls, berichtigt, iſt unter die ſchwerſten, die Geſundheit und Vollſtändigkeit des Körpers verletzenden Zufälle zu rechnen. Und doch ſind die Gefahren, die dieſen Sinn bedrohen, ſo vielfältig, da der Bau des ihm beſtimmten Werkzeuges, des Auges, ſo überaus zuſammengeſetzt und künſtlich iſt, und daſſelbe nicht nur aus feſten Theilen, ſondern auch aus den hellſten Flüſſigkeiten, aus unzähligen Blutgefäßen und Nerven beſteht. Die Blindheit iſt verſchieden, 1) dem Grade nach; indem manche Blinde noch einigen Schein vom Lichte haben, die hellſten Farben und die Umriſſe der Körper unterſcheiden können; andere auch das geringſte Sehvermögen verloren haben; 2) den Urſachen nach. Man-

che Menſchen ſind gleich von der Geburt an blind geweſen, andere ſind es erſt in der Folge, von örtlichen Krankheiten der Augen geworden, z. B. von Entzündung, Vereiterung, Krebs des Augapfels, Flecken, Fellen, Gewächſen auf der Hornhaut, wodurch dieſe ihre Durchſichtigkeit verliert, Verwachſung der Pupille, Trübung der klaren Flüſſigkeit in den Augenkammern, Lähmung der Augennerven ꝛc., oder von allgemeinen Krankheiten des Körpers, heftigen Fiebern, Nervenfiebern, Vollblütigkeit und Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Rothlauf im Geſicht, Blattern, Scharlachfieber u. a. m., oder von zu ſtarker Anſtrengung der Sehkraft und dadurch bewirkte Schwäche der Augennerven, daher manche Handwerker und Künſtler, z. B. Schmiede, Glas- und Hüttenarbeiter, Uhrmacher u. a. m., leicht um das Geſicht kommen, und in den lange mit Schnee bedeckten, vom Sonnenſchein blendenden nördlichen Gegenden, ſo wie in den Sandwüſten Afrikas häufige Blindheit ſtatt findet. Das hohe Alter ſelbſt führt zuweilen Blindheit herbei vom Eintrocknen der feinen Flüſſigkeiten im Auge, von der Trübung der Hornhaut, der Kryſtallinſe u. ſ. w. Bei den Blindgebornen finden gleichfalls mehrere Urſachen ſtatt. Zuweilen ſind die Augenlider an den Rändern zuſammengewachſen, oder ſie ſind mit dem Augapfel ſelbſt verwachſen, oder es iſt eine beſondere Haut über die Augen gezogen; zuweilen iſt der Augenſtern verſchloſſen, oder er iſt zugleich an die Hornhaut gewachſen, oder die Pupillenöffnung iſt nicht an der rechten Stelle, ſo daß die Lichtſtrahlen nicht in die Mitte des Auges fallen; anderer, zum Theil unerkennbarer Fehler nicht zu gedenken. Die Blindgebornen haben gar keine Begriffe vom Sehen; alle von dieſem Sinne abhängende Vorſtellungen ſind ihnen unbekannt. Sie können ſich daher nicht ſo unglücklich fühlen, als diejenigen, welche erſt in ſpätern Jahren ihr Geſicht verloren haben, da ſie nicht wiſſen, was ſie entbehren. Die Erfahrung hat bei manchen Blindgebornen, oder ſolchen, welche in der Kindheit ſchon das Geſicht verloren haben, gelehrt, daß ſie ſich von allen Gegenſtänden ganz andere Begriffe machen. Einem jungen Menſchen, welchen Cheſelden am grauen Staar operirte, kam es in dem Augenblicke, da er ſehen konnte, vor, als wenn ihm alle Gegenſtände ganz nahe vor die Augen geſtellt wären; er konnte keinen Gegenſtand von dem andern unterſcheiden, ſo verſchieden auch ihre Form war. Gegenſtände, die ihm durch das Gefühl ſchon vorher bekannt waren, betrachtete er mit vieler Aufmerkſamkeit, um ſie ein andermal wieder zu erkennen; allein er vergaß bald wieder alles, weil er auf einmal zu viel zu merken hatte. Er wunderte ſich ſehr, daß die Perſonen, die er am meiſten liebte, nicht ſchöner waren, als die andern. Ehe er das Geſicht wieder bekam, äußerte er keine große Begierde, dieſen Sinn zu erlangen. Bei allen den Perſonen, die lange blind geweſen ſind, ſchärfen ſich die andern Sinne deſto mehr, vielleicht weil die Zerſtreuung wegfällt, welche bei Sehenden von dem Erblicken ſo mannichfaltiger Gegenſtände ſtatt findet. Daher iſt bei vielen Blinden ſelbſt die innere Seelenthätigkeit verſtärkt, und bei vielen entwickeln ſich ihre Talente auf bewundernswürdige Weiſe. Beſonders wird das Gefühl und Gehör ſehr ſcharf bei ihnen. So wird von einem Blinden erzählt, der zu Puiſaux in Frankreich lebte, und Chemiker und Muſiker war. Er konnte genau das Ebenmaß der Gegenſtände beurtheilen, gab die Nähe des Feuers nach dem Grad der Wärme an, beurtheilte die Anfüllung der Gefäße nach dem Geräuſche, welches die Flüſſigkeit machte, während er ſie aus einem in

das andere Gefäß goß, und die Nähe der Gegenſtände nach der Einwirkung der Luft auf ſein Antlitz. Er beſtimmte genau das Gewicht der Dinge, und wie viel ein Gefäß enthalten konnte. Der berühmte Saunderſon, Profeſſor der Mathematik zu Cambridge, hatte in früher Jugend das Geſicht verloren. Er erfand mehrere Vorrichtungen, ſowohl in der Arithmetik als Geometrie, um ſein Studium ſich zu erleichtern. Er hatte ein ſo feines Gefühl, daß, wenn er mehrere Münzen durch die Finger laufen ließ, er die falſchen unterſchied, wenn ſie gleich ſo genau nachgemacht waren, daß ſelbſt die Augen des Kenners dadurch betrogen wurden. — Blindeninſtitute ſind ſolche Anſtalten, wo mehrere Blinde zur Heilung, oder die unheilbaren zur Verſorgung aufgenommen werden. Von der erſtern Art ſind an verſchiedenen Orten theils öffentliche, theils Privatanſtalten errichtet worden. So hat in Leipzig der Doctor und Profeſſor Clarus mit dem Wundarzt Fels eine Privatanſtalt für arme Augenkranke und Blinde errichtet, wo Dürftige unentgeltlich beſorgt werden. Eine ähnliche Anſtalt beſteht in Erfurt unter der Leitung des Doctors Fiſcher und für denſelben Zweck wirken zwei in Dresden beſtehende Anſtalten, ein Privatverein zur Heilung und Verpflegung armer Blinden und eine öffentliche Arbeitsanſtalt für dieſelben, worin ſie Korbwaaren und allerlei geſtrickte Arbeiten verfertigen. — Auch die an mehreren Orten beſtehenden Lehranſtalten für Blinde, worin dieſe Unglücklichen ſowohl in wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und Muſik, als in angemeſſenen Handarbeiten unterrichtet werden, ſind eine Einrichtung neuerer Zeit. Die vorzüglichſten Anſtalten dieſer Art haben Paris, Wien, Berlin, Dresden. H.

Blitz, Wetterſtrahl. Hierunter verſteht man einen ſtarken elektriſchen Funken, der aus einer Wolke in die andere, oder aus derſelben in einen andern Gegenſtand, z. B. in die Erde, fährt und das geſtörte Gleichgewicht der Elektricität beider Gegenſtände durch einen plötzlichen und gewaltſamen Übergang herſtellt. Die Verwüſtungen, welche der Blitz anrichtet, ſind bekannt. Die Unwiſſenheit, welche ſich dieſelben nicht zu erklären wußte, fabelte von einem Donnerkeile, der zugleich mit dem Blitze herabgeſchleudert würde, und dieſelben anrichtete. Die Elektricität gab den unterſuchenden Naturforſchern Licht über die Wirkungen des Blitzes. D. Wall, Rollet, Franklin, Winkler und andere machten nützliche Entdeckungen in dieſer Hinſicht. Franklin, von den bei der Elektricität gemachten Beobachtungen geleitet, kam auf den Gedanken, daß ſpitzige Körper eine beſondere anziehende Kraft für die Entladung des Blitzes haben müßten, und gab ſo den erſten Gedanken zu den Blitzableitern. Dieſem folgten in mehreren Ländern Beobachtungen und Verſuche über die Ähnlichkeit des Blitzes mit der Elektricität. Die Elektricität wird bekanntlich durch das Reiben urſprünglich elektriſcher oder nicht leitender Körper, zuweilen auch durch die Abwechslung der Wärme erregt, und ſodann in iſolirten Leitern geſammelt und angehäuft, und dem gemäß entſteht auch die Elektricität der Gewitterwolken wahrſcheinlich durch die Reibung der Lufttheilchen oder durch die Abwechſelung der Wärme. Die Ausdünſtung des Waſſers erzeugt negative Elektricität, die aufſteigenden Dünſte müſſen daher poſitiv elektriſch ſein, ein Unterſchied, welcher in dem Art. Elektricität erklärt wird. Demnach befindet ſich im Luftkreiſe immer einige Elektricität, welche ſich vielleicht den Wolken, als iſolirten, überall mit Luft umgebenen Leitern, mittheilt und in denſelben anhäuft. — Belegt man zwei ebene, kreiſ-

runde und glatte Breter mit Zinnfolie, und kehrt ſie in wagerechten und gleichen Lagen mit ihren belegten Flächen gegen einander; ſo kann man folgenden, für die Lehre vom Blitze wichtigen Verſuch anſtellen. Verbindet man das obere (an ſeidenen Schnüren ſo aufgehängte Bret, daß es ſich iſolirt auf- und niederziehen läßt) mit einer Elektriſirmaſchine, und nähert es dem untern, ſo erhält es die entgegengeſetzte Elektricität. Berührt man ſie unter dieſen Umſtänden beide zugleich, ſo entladen ſie ſich durch einen Erſchütterungsſchlag. Nähert man beide Breter einander, und elektriſirt das obere ſehr ſtark, ſo erfolgt meiſtentheils eine freiwillige Entladung mit einem ſtarken, die Luft durchbrechenden Funken. Vor dieſem Schlage ziehen die Breter einander ſtark an; beim Schlage ſelbſt aber werden ſie aus einander geſtoßen. Iſt in der Mitte des einen oder des andern Bretes ein kleiner hervorragender Körper befeſtigt, ſo geſchieht der durchbrechende Schlag allemal an dieſer Stelle. Steht aber anſtatt des hervorragenden Körpers auf dem einen Brete eine ſcharfe Spitze, ſo kann weder eine Ladung noch ein Schlag hervorgebracht werden. Gleiche Erſcheinungen gibt das Gewitter im Großen. Hier iſt die Luft der urſprünglich elektriſche Körper, in welchem die Elektricität erregt wird. Eine elektriſche Wolke vertrit die Stelle des obern, eine andere Wolke oder die Erdfläche die Stelle des untern Brets. Im Wirkungskreiſe einer poſitiven Wolke wird die Erdoberfläche ſtets eine negative Elektricität annehmen: beide werden einander anziehen, und wenn die Wolke nahe genug und ihre Elektricität ſtark genug iſt, oder wenn zwiſchen der Erdoberfläche und der Wolke irgend eine leitende Verbindung entſteht; ſo wird eine Entladung, d. h. ein Blitz, erfolgen, der zunächſt die hervorragenden Körper trifft. Auch zwei Wolken können eben ſo auf einander wirken, wenn die eine davon entweder mit der Erde in Gemeinſchaft ſteht, oder wenigſtens weiter fort innerhalb ihres Wirkungskreiſes Körper antrifft, in welchen ſie eine, der ihrigen entgegengeſetzte Elektricität erzeugen kann. In dieſem Fall entſtehen abwechſelnde Elektricitäten an den verſchiedenen Seiten mehrerer Wolken, und bei der Entladung ſchlägt der Blitz zugleich aus der erſten in die zweite u. ſ. w. — Die Anziehung, welche zwiſchen den elektriſchen Wolken ſelbſt und zwiſchen ihnen und der Erdoberfläche ſtatt findet, verurſacht unregelmäßige Bewegungen der Wolken, plötzliche und veränderliche Windſtöße; daher Wirbelwinde, kräuſelndes Aufſteigen des Staubes und anderer leichten Körper, heftige Regengüſſe und auf der See die bekannten Waſſerſäulen oder Waſſerhoſen. Der Blitz ſelbſt, welcher eigentlich ein Ausbruch eines leuchtenden Stoffes iſt, und ſtillſtehend einen Feuerball bilden würde, erſcheint bei ſeiner ſchnellen Bewegung nicht leicht anders als ein Strahl. Man ſieht ihn, wie den elektriſchen Funken bisweilen gerade auf den Gegenſtand zugehen, bisweilen aber ſich ſchlängeln und einen Dreizack bilden, nicht ſelten aber auch von einem Theile der Wolke zum andern überſpringen und oft ſich in mehrere Strahlen zertheilen. Bekanntlich hört das Gewitter auf, wenn ſich die Wolken durch Blitz, oder durch ſtillen Abzug im Regen, oder auf andere Art entladen haben. Jeder Blitz hat ein Ziel, nach welchem er ſtrebt und nach welchem er ſeine Bahn von der zuerſt berührten Stelle an, auf dem leichteſten Wege verfolgt. Dieſes Ziel iſt die feuchte Erde oder das Waſſer. Hat er dieſes erreicht, ſo hören mit einemmal alle ſeine gewaltſamen Wirkungen auf, und er theilt ſich in der Stille durch die leitende Feuchtigkeit dem ganzen

Erdballe mit. Von der Erde aufwärts fahrende Blitze, welche einige beobachtet haben, machen darin keinen Unterſchied. Leitende Körper ſucht der Blitz auf und folgt ihnen willig und ohne Geräuſch; dazwiſchen liegende, nicht leitende, durchbricht er mit Gewalt, um wieder zu leitenden zu gelangen. Feſtere Körper ſind allemal beſſere Leiter als die Luft, dieſe ſucht er daher auf ſeiner Bahn zu vermeiden, und fährt aus dieſem Grunde nie durch Thüren und Fenſter herein, ſondern ſtreicht an Säulen, Sparren und Pfoſten weg. Metalle ſind unſtreitig die beſten Leiter, dieſe ſucht der Blitz am erſten auf, und verläßt andere Körper, um dieſe zu ergreifen. Daher werden Thurmſpitzen und andere metalliſche Hervorragungen ſo leicht vom Blitze getroffen. Nächſt den Metallen ſcheint der Blitz Feuchtigkeiten zu lieben, inſonderheit das Waſſer. Bäume und andere mit Feuchtigkeit angefüllte Gegenſtände leiten ihn am beſten. Bei grünen Bäumen ſucht er die ſaftigſten Stellen aus, und fährt z. B. zwiſchen dem Holze und der Rinde fort. Feuchte Wände, Mauern, Rauch und Dampf locken den Blitz mehr an als trockene. Die Vorſichtsregeln in Gewittern ſind bekannt genug. Der Blitz dringt nie in den menſchlichen Körper, ſondern verletzt nur ſeine Oberfläche. Was man von Knochenzerſplitterung vom Blitze Erſchlagener erzählt, iſt gewiß falſch und rührt von andern Umſtänden her. Nicht Verbrennung, ſondern heftige Erſchütterung, beſonders des Gehirns und überhaupt des Nervenſyſtems, verurſacht wahrſcheinlich den Tod. In der Nähe des Blitzes befindliche Perſonen werden betäubt. Nicht ſelten ſind vom Blitz Getroffene wieder hergeſtellt worden. Das Barometer zeigt die Nähe oder Ferne des aufſteigenden Gewitters durch das Steigen und Fallen des Queckſilbers. Je näher die Gewitterwolken dem Scheitel des Beobachters kommen, deſto mehr ſteigt das Queckſilber und deſto mehr rückt die Gefahr, der man, wenn ſich viele Leiter an dem Orte befinden, entfliehen muß, wiewohl ſie nicht ſo groß iſt, als übertriebene Ängſtlichkeit ſich einzubilden pflegt. Fällt das Queckſilber, ſo flieht die Gefahr. Das Läuten der Glocken hält wohl jetzt kein Vernünftiger mehr für ein Vertreibungsmittel der Gewitter, man kann aber auch nicht behaupten, daß ſie dadurch angelockt würden. —

Blitzableiter (Wetterableiter), iſt eine Vorrichtung, durch welche entweder die Elektricität der Wolken, als die Urſache des Blitzes, ſtillſchweigend und ohne Schlag zur Erde geführt, oder der entſtehende Blitz aufgefangen und auf einem beſtimmten Wege, ohne Schaden der Gebäude, Schiffe u. ſ. w. in die Erde oder in das Waſſer geleitet wird. Die Erfindung gehört dem Doctor Franklin. Bei ſeinen Verſuchen über die Elektricität bemerkte er, daß, wenn ein zugeſpitzter Metalldraht an einen elektriſirten Körper gebracht werde, eine ſolche Spitze dieſem ſeine Elektricität allmählig, und ohne daß dabei Funken erſcheinen, entziehe. Da nun die Wetterwolken elektriſch ſind, ſo glaubte er, daß man ihnen ihre Elektricität (welche den Blitz und das Einſchlagen verurſacht) nehmen könne, wenn man eine zugeſpitzte Stange von Metall an den höchſten Theil des Gebäudes befeſtige, und von der Stange einen Draht bis in die Erde hinunterführe, damit die Elektricität der Wolke, welche die Spitze an ſich gezogen, in die Erde abgeleitet werde. Franklins Vermuthung fand ſich gegründet, und man hat nach ihm an vielen Orten die Blitzableiter eingeführt, welche anfänglich in einer, an dem Gebäude hinab in die Erde geleiteten eiſernen Stange beſtanden,

deren Spitze über dem Gebäude mehrere Fuß hervorragte. — Nach den bisherigen Verſuchen und Erfahrungen aber iſt die beſte Einrichtung eines Blitzableiters folgende: Der Ableiter beſteht aus einer eiſernen, einen Zoll ſtarken Stange, deren oberer Theil mit einer acht bis neun Zoll langen Spitze von Kupfer verſehen, welche, um das Roſten zu verhindern, in Feuer vergoldet iſt. Dieſe Stange (Auffangſtange) wird auf der höchſten Stelle eines Gebäudes ſo befeſtigt, daß ſie wenigſtens fünf bis ſechs Fuß über daſſelbe hervorragt; an dieſe fügt man einen an einander genieteten Kupferſtreif, drei bis vier Zoll breit, der bis zur Erde herab und ungefähr einen Fuß tief in dieſelbe hineingehen muß. Der Streif wird genau auf das Dach und die Wand des Gebäudes angenagelt. — 1762 ward zu Payneshill in England von D. Watſon, und 1769 zu Hamburg, am Jacobithurm, in Deutſchland der erſte Blitzableiter errichtet. Man hat in neuern Zeiten Blitzableiter vorgeſchlagen, die jene oben beſchriebene Einrichtung erſetzen ſollen. Dahin gehört der von Nicolai angegebene wohlfeile Blitzableiter aus Blechſtreifen, der brauchbar zu ſein ſcheint und auch bereits, z. B in Lohmen bei Pirna, ausgeführt worden iſt; wogegen die von Lapoſtolle vorgeſchlagenen Blitzableiter aus Strohſeilen, die mit Metallſpitzen verſehen ſind, gegründeten Widerſpruch gefunden haben, da Verſuche gezeigt haben, was ſchon aus theoretiſchen Gründen zu erwarten war, daß Strohſeile kaum zu den Halbleitern zu rechnen ſind, und daher nicht als Blitzableiter gebraucht werden können.

Blitzröhre. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts fand der gelehrte Paſtor Hermann zu Maſſel im ſchleſiſchen Fürſtenthume Oels, 4 Meilen von Breslau, in einem flachen Sandhügel, Namens Töppelberg, ein merkwürdiges Foſſil, das aus einer, geſchmolzenem Glas- oder Eiſenfluß ähnlichen Röhre beſtand, und in verſchiedener Dicke und Stärke tief in die ſandige Erde hinabging. Er beſchrieb es zwar genau, jedoch vorgefaßte Meinung mit Wahrnehmung vermengend, in ſeiner 1711 zu Brieg erſchienenen: „Maslographia, oder Beſchreibung des ſchleſiſchen Maſſel im Fürſtenthume Oels, mit ſeinen Schauwürdigkeiten," wo er es fossile arborescens oder Beinbruch (Beinbrech) nannte, und die Meinung aufſtellte, daß es ein von unterirdiſchem Feuer hervorgebrachtes mineraliſches Gewächs ſei, das zu gewiſſen Jahreszeiten von Natur in die Höhe treibe. Der damalige Arzt und Profeſſor Rivinus zu Leipzig, der Stücke von jenem Funde von Hermann erhielt, beſchrieb dieſe Röhren in ſeiner 1723 zu Leipzig gedruckten Dissertatio sistens tentamina circa terras medicales, unter dem Namen Osteocolla (Tuff) Maslensis vitrificata als eine durch Feuer veränderte (mehr oder weniger äſtige), mit Säuren nicht brauſende Concretion, von Geſtalt ein unregelmäßiger zuſammengedrückter Cylinder, und innerlich mit einer glaſigen Rinde überzogen, an der von außen eine ſandige Rinde klebt. Mit der naturgeſchichtlichen Sammlung und den Schriften dieſes Gelehrten kamen auch jene Röhren durch Kauf in das Naturaliencabinet zu Dresden, wo dieſelben unter dem Kalkſinter lagen. (Ausführlich ſpricht von jenen frühern Beobachtungen Gilbert in d. Ann. der Phyſik, Bd. 61, S. 149 ff. und Bd. 71, S. 338 ff.) Selbſt noch Emmerling, der in der 2ten Lieferung des 2ten Bandes von Molls Annalen der Berg- und Hüttenkunde eine ſolche Röhre genau beſchreibt, hielt ſie für Kieſelſinter. Man hatte zwar bereits früher verſchieden gebildete, durch den Blitz geſchmolzene Foſſilien gekannt, die man mit dem Gattungsnamen Fulguriten bezeichnen kann, wohin unter

Digitized by Google

andern ein merkwürdiges, den Blitzröhren ähnliches Gebilde im Quarzſand gehört, das in der 2ten Abtheil. des 80ſten Bandes der philosophical transactions beſchrieben wird, ſo wie die von Sauſſüre auf dem Montblanc gefundene, offenbar durch den Blitzſtrahl veränderte Maſſe von Hornblende-Schiefer, die von Raymond auf mehreren Gipfeln der Pyrenäen bemerkten Verglaſungen verſchiedener Steinarten, und vorzüglich die von A. von Humboldt auf der ſchneebedeckten Nevada de Toluca aufgefundenen und in der königl. Mineralienſammlung zu Berlin aufbewahrten Stücke von röthlichem Trachyt-Porphyr, die unverkennbar durch elektriſche Exploſion auf der Oberfläche verglaſet ſind, und an mehreren Stellen auch röhrenförmige Löcher haben, deren innerer Rand gleichfalls eine Glasrinde hat. Das Verdienſt aber, die Beſchaffenheit jener verkannten röhrenförmigen Foſſilien dargethan, und deren Entſtehung durch elektriſche Wirkungen faſt zur Gewißheit erhoben zu haben, gebührt deutſchen Beobachtern. Der Oekonom Hentzen zu Oſterholz unweit Pyrmont fand um 1795 in einer ſandigen Gegend der Senne, auf Stellen, die durch ſtarke Winde vom heidigen Raſen entblößt und zu Sandgruben gemacht worden ſind, jene röhrenförmigen Gebilde, und als er dieſen Erzeugniſſen ſeit 1801 eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit widmete, gelang es ihm, eine derſelben in ihrer natürlichen Lage zu finden, und ihr einige Fuß tief nachzugraben. Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde (Bd. 10. 1805. S. 491 ff.) gibt umſtändliche Nachricht von ſeinen Beobachtungen, worauf er ſeine Anſicht von ihrer Entſtehung durch elektriſche Wirkungen gründete, und die Abbildung von einer der gefundenen Röhren in natürlicher Größe. Auf Blumenbachs Anregung ſuchten auch einige engliſche Naturforſcher Blitzröhren, und ſchon 1812 fand man bei Drigg in Cumberland gleichfalls in einem, vom Winde entblößten Sandhügel Röhren, die den in der Senne und ſeitdem auch anderwärts gefundenen ganz ähnlich waren und mit der Beſchreibung, die wir nachher geben wollen, völlig übereinſtimmen. Die drei Naturforſcher, Irton, Greenough und Buckland, deren Bericht von ihrem Fund in einer eignen Schrift (On the vitreous tubes found near Drigg in Cumberland, compiled by the Secretaries from several communications of the geological society. Lond. 1814) niedergelegt iſt, ſuchten die Entſtehung dieſer Gebilde gleichfalls durch Blitzentladungen zu erklären. Dieſe Meinung wurde jedoch erſt von D. Fiedler in Freiberg, deſſen unermüdeten Nachforſchungen und fleißigen Beobachtungen wir die vollſtändigere Kenntniß dieſer merkwürdigen Erzeugniſſe verdanken, völlig begründet. Er unterſuchte bereits 1816 die in der Senne vorkommenden Blitzröhren an Ort und Stelle und gab in Gilberts Annalen der Phyſik (Bd 55, S. 121 ff.) ſowohl eine genaue Beſchreibung des Fundorts und der Blitzröhren, als die Gründe für die von ihm behauptete Entſtehung derſelben, die er in einem ſpätern Aufſatze (ebendaſ. Bd. 61, S. 235 ff.) ergänzte und bekräftigte. Es wurden indeß noch andere Fundorte der Blitzröhren bekannt, wie bei Pillau in Preußen, bei Rietleben unweit Halle, in der Bantelge, einer Heidegegend bei Rheine im ehemaligen Bisthum Münſter, in der Sandgegend unter dem Regenſtein bei Blankenburg am Harz, und in den Sandebenen von Bahia in Braſilien. Neuerlich aber entdeckte Fiedler auch auf einem kahlen Sandhügel, ¾ Stunden oberhalb Dresden, am Prießnitzbach eine Lagerſtätte, und fand hier im Herbſte 1821

durch ſorgfältiges, 14 Tage lang fortgeſetztes Nachgraben eine 16 Fuß lange Blitzröhre, die unter allen bis jetzt bekannten Exemplaren kaum ihres Gleichen hat, und ſpäter, ſehr gut erhalten, in die königl. Naturalienſammlung zu Dresden kam. Eine Beſchreibung dieſer Bemühungen und der aufgefundenen Blitzröhre ſelbſt gibt er im 3ten St. des 71ſten Bandes (S. 301 ff.) von Gilberts Annalen. Die Blitzröhren finden ſich gewöhnich von anſehnlicher Länge, aber unbeträchtlicher Stärke, von der Dicke eines Strohhalms bis höchſtens eines Fingers. Die bis jetzt bekannten Fundorte dieſer Erzeugniſſe ſind nackte, von Pflanzenwuchs entblößte kleine Hügel oder Vertiefungen von einem gelblich weißen Quarzſande, der vermöge eines geringen Eiſengehalts durch Glühen röthlich wird, und unter welchem man gewöhnlich in einer größern oder geringern Tiefe Waſſer findet. Die Außenſeiten der Röhren ſind dem Tropfſtein oder Kalkſinter ähnlich, womit man ſie früher verwechſelt hat, theils ziemlich abgerundet, theils aber, und zwar am gewöhnlichſten, beſtehen ſie aus zackigen, knorrigen, längs hinablaufenden Hervorragungen, die oft durch Vertiefungen unterbrochen ſind. Beide Arten ſind mit einer Kruſte von Quarzkörnern umgeben, die nur Spuren einer theilweiſen Schmelzung zeigen und ſich meiſt noch im natürlichen Zuſtande befinden. Die Fläche der innern röhrenförmigen Öffnung iſt glatt und email-artig, dem Glasopal ähnlich, nach außen aber nimmt die Schmelzung immer mehr ab. Am ſeltenſten ſind diejenigen Röhren, deren dünne Seitenwände aus Quarzkörnern beſtehen, die blos an ihren Außenſeiten glaſig mit einander verbunden ſind, deren Inneres aber milchweiß und beinahe undurchſichtig iſt. Die Form der Röhren iſt, ſowohl ihrem äußern, als dem innern leeren Raum nach, verſchieden. Eine Röhre von großer Länge zeigt gewöhnlich unregelmäßige Krümmungen. Die Stärke der Ausdehnung nimt vom Anfange nach dem Ende hin unmerklich ab, doch zeigt ſich darin kein regelmäßiges Fortſchreiten, und es finden ſich nach frühern Verdünnungen oft wieder dickere Stellen, und einzelne Äſte laufen hier und da ab. Die Beſchaffenheit des Sandes, und die dem Blitzſtrahl aufſtoßenden Hemmungen mögen ſolche Abweichungen veranlaßt haben. Die Röhren gehen zwar oft ſenkrecht, doch ſcheinen ſie ſehr häufig eine etwas ſchiefe Richtung zu haben, aber die Lage ändert ſich auch in einer und derſelben Röhre. Sie gehen entweder als eine einzige hinab, oder ſie theilen ſich, meiſt in einiger Tiefe, in ein paar Äſte, deren jeder wieder kleinere Seitenäſte von einem Zoll, ja bis über einen Fuß Länge ausſchickt. Nach den bisher ausgegrabenen zu urtheilen, betragen ſie in ihrer ganzen Länge 20 bis 30 Fuß, und endigen ſich ſpitzig. Röhren mit ſtarken Seitenwänden haben ſtets eine knorrige Außenſeite, und ſind in ihrer natürlichen Lage durch Querſprünge in genau auf einander paſſende Stücke getheilt, was in dem ſchnellen Erkalten der geſchmolzenen glaſigen Maſſe in dem ſie umgebenden feuchten Sande ſeinen Grund haben muß. Hat man ein Stück von einer ſolchen Röhre erſt ſo weit frei gemacht, daß ſie ſich, wie von einer Wand herablaufend, im Sande im Profil zeigt, ſo ſieht man ſie in völligem Zuſammenhange; es trennen ſich aber bei der leiſeſten Berührung die auf einander ſtehenden Stücke. Blitzröhren mit dünnen Seitenwänden haben immer eine abgerundete Außenfläche und eine rundere innere Höhlung, und Querſprünge ſind ſeltener darin. Auch die längern Seitenäſte ſind ſelbſt bei ſehr knorrigen Röhren ſtets abgerundeter. Wo die Seitenwände blos aus

einer Lage unvollkommen mit einander verſchmolzener Sandkörner beſtehen, ſind die Querſprünge noch ſeltener, doch zeigen ſich dann viele, nach der Länge der Seitenwände hinablaufende Riſſe. Bei der großen Zerbrechlichkeit der Blitzröhren, die aus dieſen Umſtänden ſich abnehmen läßt, iſt es nicht möglich, eine Blitzröhre ganz auszugraben, ſondern man muß jedes ausgegrabene Stückchen einzeln einwickeln, und nach der Reihe mit einer Nummer bezeichnen, um dieſelben dann in ihrer natürlichen Lage zuſammenzukitten, ſo daß eine große Blitzröhre oft aus mehrern hundert ſolchen Stückchen beſteht. An ihrem Fundorte ſind die Blitzröhren von einem gerötheten Sande umgeben, der ſeine Farbe von der Wirkung der Hitze erhalten haben muß. Die Beſtandtheile der Blitzröhren ſind Kieſel mit geringem Eiſengehalt. Die Entſtehung derſelben durch elektriſche Wirkungen läßt ſich zwar noch nicht aus unmittelbarer Beobachtung erweiſen; jede Annahme einer andern Entſtehungsart — z. B. daß ſie Incruſtate von Wurzeln, oder dem Hyalyt und Sinter ähnliche mineraliſche Gebilde (wie noch 1816 der Mineralog Clarke in Cambridge aus dem augenblicklichen Schmelzen einer Blitzröhre vor der Flamme des mächtigen Newmanſchen Gebläſes mit Knallglas ſchließen wollte), oder endlich Gehäuſe ehemaliger Meeresbewohner (die doch alle hauptſächlich aus Kalkerde beſtehen) ſeien — hat jedoch viel gegen ſich, und überdies wird die angenommene Entſtehungsweiſe auch dadurch beſtätigt, daß man ähnliche unläugbar von elektriſchen Wirkungen herrührende Veränderungen an Foſſilien beobachtet hat, wie bereits oben angedeutet worden iſt. Die Zeit der Entſtehung läßt ſich zwar nicht, wie man geglaubt hat, aus einer vorgeſchichtlichen Zeit, jedoch allerdings in den meiſten bis jetzt beobachteten Fällen aus einer frühern Zeit herleiten, wiewohl unter günſtigen Umſtänden noch täglich ſolche Erzeugniſſe gebildet werden können. Über das Verfahren und die Vorſichtsmaßregeln bei dem Graben nach Blitzröhren geben Fiedlers angeführte Aufſätze in Gilberts Annalen (beſonders Bd. 55 und 71) umſtändliche Anweiſung. Hier nur noch einige Winke. Man faſſe an Orten, wo man die Lagerſtätte einer Blitzröhre gefunden hat, einen weiten Kreis, wobei die Weite deſſelben, und die Böſchungen des herabfallenden Sandes die Tiefe beſtimmen, bis zu welcher ſich die Röhre verfolgen läßt. Hat man die Blitzröhre, oder die Spur des Blitzes, wie an einer Wand vor ſich, ſo macht man eine Zeichnung von der Lage des Erzeugniſſes, mit Angabe der Länge und Breite deſſelben und der Richtung, nach welcher der elektriſche Strahl in die Erde gedrungen iſt, ſo wie der Veränderungen, die er an benachbarten Foſſilien hervorgebracht hat. Solche ausgezeichnete Umgebungen einer Blitzröhre befeſtigt man mit Gummiwaſſer an dieſelbe, um ſie zu weiterer Beobachtung aufzubewahren. Die Nachgrabung wird ſo weit als möglich fortgeſetzt, um zu erforſchen, was den Blitz in die Tiefe hinab geleitet hat. — Hofrath Böttiger hat bei Gelegenheit der unweit Dresden aufgefundenen Blitzröhre durch ſcharfſinnige Gründe (ſ. den der Abendzeitung beigelegten Wegweiſer im Geb. d. Künſte und Wiſſenſchaften, 1822, St. 87) wahrſcheinlich gemacht, daß ſchon die in der Blitzbeobachtung geübte, hetruriſche Prieſterclaſſe der Blitzbeſchauer (Fulguriatores) die Blitzröhren und deren elektriſchen Urſprung gekannt haben.

Bloch (Marcus Elieſer), ein berühmter Naturforſcher jüdiſcher Nation, war zu Anſpach 1723 von armen Ältern geboren. Erſt ſehr ſpät fing er an zu ſtudiren; er war 19 Jahre alt, und verſtand

weder Deutſch, noch Lateiniſch, noch hatte er außer einigen rabbiniſchen Schriften etwas geleſen. Indeſſen ward er Hauslehrer bei einem jüdiſchen Wundarzt in Hamburg. Hier lernte er Deutſch, und ein armer böhmiſcher Catholik lehrte ihn Latein; auch erwarb er ſich einige anatomiſche Kenntniſſe. Jetzt holte er mit Rieſenſchritten das Verſäumte nach, und ging nach Berlin, um daſelbſt bei Verwandten zu leben. Er ſtudirte mit unglaublichem Eifer die Anatomie und alle Zweige der Naturgeſchichte, empfing den Doctorhut zu Frankfurt an der Oder und kam nach Berlin zurück. Der berühmte Naturforſcher Martini ließ ihn in die Geſellſchaft naturforſchender Freunde aufnehmen. Anhaltende Arbeiten bereicherten ihn mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen. Er genoß eines in jeder Rückſicht verdienten Anſehens, und ſtarb in einem Alter von 76 Jahren 1799. Sein Hauptwerk iſt ſeine Naturgeſchichte der Fiſche, eine Zierde der deutſchen Literatur. Der Verfaſſer hatte dies koſtbare Werk auf ſeine Koſten herauszugeben angefangen. Als indeß der Aufwand nach und nach ſein Vermögen überſtieg, das überhaupt mehr in ſeltenen naturhiſtoriſchen Sammlungen als in Baarſchaft beſtand, ward er bei der Fortſetzung auf das ehrenvollſte von fürſtlichen und andern begüterten Perſonen unterſtützt; daher findet man in den letzten ſechs Bänden unter jeder Kupferplatte den Namen des Gönners angegeben, auf deſſen Koſten ſie geſtochen worden. Ihm widerfuhr auf dieſe Weiſe die in Deutſchland ſeltene Ehre, durch ein literariſches Unternehmen zugleich allgemeine Theilnahme zu erregen. M.

Blockhaus bezeichnet in der Befeſtigungskunſt ein aus zuſammengeſchränkten, oft doppelten Balken beſtehendes, mit einer Decke und Schußſpalten verſehenes Haus für 25 — 100 Mann. Meiſtens iſt daſſelbe noch mit Erde überdeckt, um es völlig bomben- und feuerfeſt zu machen. Gewöhnlich iſt es einige Fuß in die Erde geſenkt, doch gibt es auch ſolche Hohlſchanzen von zwei Stockwerken, ja ſelbſt für einige Geſchütze eingerichtet. Man baut die Blockhäuſer gewöhnlich in Form eines Vierecks, oder Kreuzes. Ihr Zweck iſt, es einer ſchwachen Beſatzung bei wichtigen, ſehr exponirten Orten möglich zu machen, dem feindlichen Wurfgeſchütz und Sturm bis zum Entſatz zu trotzen. Eben ſo braucht man ſie als bombenfeſte Wachhäuſer und letzte Rettungsörter im Innern von Schanzen, und in den Waffenplätzen des bedeckten Wegs der Feſtungen. P.

Blockiren, einen Ort mit Soldaten einſchließen, ſo daß niemand heraus noch hinein kann. Eine ſolche Einſchließung heißt Blockade, und geht der Belagerung voraus. Ein Hafen iſt ſonſt als blockirt anzuſehen geweſen, wenn der Feind eine ſolche Anzahl Kriegsfahrzeuge davor aufgeſtellt hatte, daß kein Schiff ohne augenſcheinliche Gefahr ein- oder auslaufen konnte. Erſt in den letztern Zeiten haben die Engländer angefangen, Häfen durch bloße Erklärung in den Blockadeſtand zu ſetzen.

Blocksberg, der große Brocken, der höchſte Berg auf dem Harz, im preußiſchen Regierungsbezirke Magdeburg. Ein großer Theil des Brockengebirges, beſonders der eigentliche hohe Brocken, liegt in der ſtolbergiſchen Grafſchaft Wernigerode. Es hebt ſich nämlich in der Mitte der Harzgebirge ein beſonderes noch höheres Gebirge hervor, das aus dem Brocken und den ihn umgebenden gleichartigen Bergen beſteht, die ihrer Beſchaffenheit nach ganz vom übrigen Harz verſchieden ſind. Sie nehmen in ihrer Höhe zu, je näher

ſie dem Mittelpuncte, dem Brocken, kommen; und wiewohl allemal Berge für ſich, ſo ſieht man doch bei genauerer Betrachtung, daß ſie nur einen Hauptberg ausmachen, und wahre Theile des Brocken ſind. Das Ganze beſteht, wie alle urſprünglichen Gebirge der Erde, aus Granit, den man hier Brockenſtein nennt. In ſeiner größten Pracht erſcheint der Brocken dann, wenn er mit Schnee bedeckt iſt, und alle ſeine Ungleichheiten damit ausgefüllt ſind; dies iſt in den neun Monaten vom October bis in den Juni der Fall. Der Name Brocke heißt Berg. Seine Höhe beträgt 3590 franz. Fuß über dem mittelländiſchen Meere und 3489 Fuß über der Oſtſee. Zur Aufnahme der Fremden hat der Graf von Wernigerode das Brockenhaus auf dem Berge erbauen laſſen. Vergl. d. Art. Harz.

Bloemart, bisweilen auch **Blom** (Abraham), ein berühmter niederländiſcher Maler des 16ten und 17ten Jahrh. Er war um 1565 in Gorkum geboren und ſtarb 1647 in Utrecht. Er lernte die Anfangsgründe der Zeichenkunſt bei ſeinem Vater, der Ingenieur, Baumeiſter und Bildhauer war, hatte dann Florio und Frank zu eigentlichen Lehrern, entfernte ſich aber von ihrer Manier und ſchuf ſich eine eigne. Seine Bildung dankte er hauptſächlich ſich ſelbſt. Er vollendete ſeine Studien in Paris, wurde dann Stadtbaumeiſter in Amſterdam, und ließ ſich endlich als Maler in Utrecht häuslich nieder. Im Portraitiren war er nicht ſtark, ſo wie man ihm überhaupt ein wenig Untreue gegen die Natur, in der Nacktheit ſowohl als in den Gewändern, vorwirft. Auch tragen alle ſeine Gemälde einige Spuren der Ungeduld. Dieſe Fehler werden aber durch die Schönheit ſeines glänzenden Colorits, und den Reichthum in der Erfindung weit übertroffen. Er malte Geſchichte, Thiere, Muſchelwerk und beſonders Landſchaften, welche letzteren am meiſten geſchätzt ſind. Vorzüglich groß iſt er im Helldunkel. Er war auch Kupferätzer und Formſchneider. Seine Werke ſind zahlreich. Er hatte vier Söhne. Adrian ging nach Rom, und erwarb ſich als Maler und Kupferſtecher Ruhm. Er ſtarb zu Salzburg in einem Duell. Heinrich malte blos Bildniſſe. Friedrich hat Vieles mit Beifall nach ſeinem Vater in Kupfer geſtochen, worunter ein Zeichenbuch von 119 Blättern beſondern Werth hat. Cornelius war der geſchickteſte. Er iſt 1603 in Utrecht geboren, war erſt Maler, dann Kupferſtecher, hielt ſich eine Zeit lang in Paris auf, und ging dann nach Rom, wo er 1680 ſtarb. Sein Stich zeichnete ſich durch eine bisher unbekannte Reinheit und Schönheit, durch ſanfte Übergänge der Lichter und Schatten, Verſchiedenheit und Weichheit der Töne ſo muſterhaft aus, daß er der Schöpfer einer neuen Schule ward, aus welcher Baudot, Poilly, Chaſteau, Speier, Roullet u. a. hervorgingen.

Blondel, vertrauter Diener und Muſikmeiſter König Richards I. (Löwenherz) von England um 1190. Während ſein Herr als Gefangener des Herzogs von Öſterreich in einem Thurme ſeufzte, durchwanderte er das ganze gelobte Land und alle Gegenden Deutſchlands, wo er vermuthen konnte, daß ſich derſelbe befinden möchte. Er hörte, daß man auf dem Schloſſe von Löwenſtein einen vornehmen Gefangenen bewache, und eilte dahin. Nachdem er das Schloß mit Aufmerkſamkeit betrachtet, und einen ſtark vergitterten Thurm entdeckt hatte, fing er an, eins von den franzöſiſchen Liedern zu ſingen, die er vormals mit Richard componirt hatte. Er hatte kaum die erſte Strophe geendigt, als eine Stimme aus der Tiefe des Thurms die zweite anfing, und bis ans Ende fortfuhr. So entdeckte er ſeinen König, be-

Google

ſtreite ihn, und erwarb ſich den Namen des getreuen Blondel. Grétrys ſchöner Oper, Richard Löwenherz, liegt dieſe Anekdote zum Grunde.

Bloomfield (Robert), geb. 1766 zu Honigton, war der Sohn eines Dorfſchneiders, ſeine Mutter war Schulhalterin. Der Vater ſtarb, ehe Robert ſein erſtes Lebensjahr erreicht hatte, und dieſer erhielt in der Folge ſeinen Unterricht von der Mutter, wie die übrigen Dorfkinder. Als er einen Stiefvater bekommen hatte, ward er im elften Jahre zu einem Landwirth gebracht. Sein ſchwacher Körper hielt aber die Beſchwerden der Landwirthſchaft nicht aus, und nun erbot ſich ſein Bruder Georg, ihn das Schuhmacherhandwerk zu lehren; ein zweiter Bruder unterſtützte ihn mit der nöthigen Kleidung. So kam er 1781 nach London. Unter andern kleinen Geſchäften, die unſer Robert übernehmen mußte, war auch das Vorleſen der Zeitungen. Um ihm dies zu erleichtern, kaufte ihm ſein Bruder ein Wörterbuch, und bald verſtand er Burkes, Foxes, Norths und anderer herrliche Reden, welche ſeinen Kopf mit neuen Ideen bereicherten. Das Beſuchen einiger Bethäuſer, einer Debattengeſellſchaft, des Covent-Garden-Theaters, das Leſen mehrerer Bücher, des London Magazine — dies alles führte ihn in eine neue Außenwelt und zugleich in ein geiſtiges Reich ein, worin allmählig ſein eigner immer mehr und mehr ſich entwickelnder Geiſt ſein wahres Element fand. So ward er Dichter, ohne es faſt ſelbſt zu wiſſen. Einſt ſprach er ein Volkslied, das er nach einer alten Weiſe gedichtet hatte. Sein darüber erſtaunter Bruder vermochte ihn, es dem Herausgeber des London Magazine anzubieten und es ward angenommen. Das Gedicht hieß the Milk Maid. Ein zweites Gedicht: the Sailors Return, fand ebenfalls in jener Schrift einen Platz. Thomſons Jahrszeiten, Miltons verlornes Paradies und andere Werke der Art erfüllten ſeine ganze Seele, um Robert zum Schöpfer einer Dichtkunſt zu machen, welche die Engländer im Ganzen neben und in Einzelnheiten noch über Thomſons Jahrszeiten ſetzen. Ein Streit unter den londner Schuhmachern über die Frage: „ob diejenigen, welche nicht förmlich ihre Lehrjahre bei einem Meiſter beſtanden hätten, als Geſellen arbeiten dürften?“ und welche Robert, der bei ſeinem Bruder, der nicht ſelbſt Meiſter war, gelernt hatte, ſo gar nahe anging, nöthigte ihn, (1786) ein paar Monate lang bei ſeinem ehemaligen Herrn eine Zuflucht zu ſuchen, welcher ihn auch mit vieler Güte aufnahm. Hier, im Schooße der Natur, umgeben von ihren Reizen, ausgeſtattet mit einer reichen Empfänglichkeit für die ſchönſten und reinſten ihrer Eindrücke, begeiſtert von den Bildern, welche ſein junges Gemüth aus Thomſons Schilderungen aufgenommen hatte, ergriff er zuerſt die Idee zu einem Gedichte, welches in der Folge unter dem Titel: the Farmers Boy, a rural poem by Robert Bloomfield erſchien und Roberts eigenthümliche Liebenswürdigkeit charakteriſirt. Er arbeitete es jedoch unter nicht angenehmen Verhältniſſen aus; denn nach einer dreimonatlichen Abweſenheit von London ging er dahin zurück und trat noch bei einem Schuhmachermeiſter in die Lehre. Hierauf (1790) verheirathete er ſich und arbeitete als Geſelle in einer Dachſtube mit ſechs bis ſieben andern Geſellen, und in dieſer Lage vollendete er ſein Werk. Ein Rechtsgelehrter, Capel Lofft, ſah es 1799 zuerſt, und entzückt davon, veranſtaltete er im Vereine mit einem Freunde, Gill, den Druck deſſelben. Ein engliſcher Kritiker bezeichnet das Vortreffliche dieſes Ge-

dichts folgendermaßen: „ſanft fließende Verſe, Empfindung, Frömmigkeit, Dichterfeuer, ein Talent im Maleriſchen, ein richtiges Gefühl des Natürlichen und Rührenden, Kraft der Gedanken und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ſind Thomſon und Bloomfield gleich gemein; aber in Bloomfields Gedicht herrſcht eine höhere Einfalt als in Thomſons: ihn charakteriſirt eigentlich ganz das Horaziſche molle atque facetum.“

Blücher (Lebrecht von), aus dem Hauſe Großen-Renſow im Meklenburgiſchen, Fürſt von Wahlſtadt, königl. preuß. Feldmarſchall und Ritter aller europäiſchen hohen Militär-Orden, war den 16ten December 1742 in Roſtock geboren. Sein Vater, Rittmeiſter in heſſen-caſſelſchen Dienſten, ſchickte ihn in ſeinem 14ten Jahre nach der Inſel Rügen. Hier erregte der Anblick der ſchwediſchen Huſaren in ihm den Drang, Soldat zu werden. Vergebens riethen die Ältern und Verwandte ihm ab; er nahm Dienſte als Junker in einem ſchwediſchen Huſarenregimente. Seinen erſten Feldzug machte er gegen die Preußen, und gerieth in die Gefangenſchaft deſſelben Huſarenregiments, dem er in der Folge ſo rühmlich vorſtand. Der damalige Chef dieſes Regiments, Oberſt von Belling, bewog ihn, in preußiſche Dienſte zu treten. Es ward ein Tauſch mit den Schweden getroffen, und Blücher als Lieutenant bei demſelben Regimente angeſtellt. Mißvergnügt, bei einem Avancement übergangen worden zu ſein, nahm er als Rittmeiſter den Abſchied, widmete ſich der Landwirthſchaft, ward dann Landrath, und erwarb ſich durch Fleiß und geſchickte Geſchäftsführung den Beſitz eines Landguts. Nach dem Tode Friedrichs II. trat er als Major in ſein altes Regiment wieder ein, und ward bald deſſen Commandeur. Als ſolcher focht er in den Feldzügen am Rhein 1793 und 94 mit ſteter Auszeichnung. Orchies, Luxemburg, Frankenſtein ſind Zeugen ſeiner Thaten. Bei Oppenheim (16. Jan. 1794) errang er wichtige Vortheile über den Feind, ſo wie bei Kirweiler und Edesheim in der Pfalz. Nach dem für ihn ſo glorreichen 18ten Sept. 1794 bei Leyſtadt kam er, als Generalmajor, zu dem Beobachtungsheere am Niederrhein. Der nachfolgende Friede verſetzte ihn in eine ſeinem unternehmenden Geiſte gewiß unwillkommene Unthätigkeit. 1802 nahm er für den König von Preußen Beſitz von Erfurt und Mühlhauſen. Bei den Bewegungen des preußiſchen Heers im J. 1805 blieb er nicht unthätig; der Ausbruch des Kriegs im folgenden Jahre führte ihn auf das Schlachtfeld von Auerſtädt (am 14ten Oct. 1806). Das Ergebniß dieſes unglücklichen Tages war von entſcheidendem Einfluſſe auch auf Blüchers Schickſal. Er folgte mit dem größten Theile der Cavallerie dem Rückzuge des Fürſten von Hohenlohe nach Pommern in deſſen linker Flanke; der Zwiſchenraum, der beide von einander trennte, war aber zu groß geworden, nur durch übermäßige Tag- und Nachtmärſche, welche letztere Blücher nicht wagen zu dürfen glaubte, wäre eine Vereinigung möglich geweſen; unterdeſſen war der Fürſt von Hohenlohe genöthigt worden, ſich bei Prenzlau zu ergeben. Dadurch abgeſchnitten von Stettin, warf ſich Blücher ins Meklenburgiſche, wo er ſich bei Dambeck mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunſchweig-Öls führte, vereinigte. Aber ſämmtliche Truppen waren zu ſehr ermattet, um mit ihnen etwas wagen zu können. Den Großherzog von Berg in ſeiner linken Flanke, den damaligen Prinzen von Pontecorvo in der Froute und den Marſchall Soult auf dem rechten Flügel, ſah Blücher ſich genöthigt, ſich hinter der

Trave zu ſetzen, wobei er den Plan hatte, dieſe drei großen Corps der Franzoſen möglichſt lange von der Oder abzuziehen. So rückte er in das Gebiet der freien Reichsſtadt Lübeck ein. Allein dieſe Stadt, in Eile etwas befeſtigt, ward von der Übermacht der andringenden franzöſiſchen Heere in Sturm genommen. Blücher hatte mit einigen Truppen ſich aus der Stadt gerettet, und mußte, aller Vertheidigungs- und Ausfluchtsmittel beraubt, am 6ten und 7ten Nov. zu Ratkau, einem fürſtlich-lübeckſchen Dorfe, ſich ergeben. Er that dies jedoch nicht anders, als unter der ihm nach vielen Weigerungen zugeſtandenen Bedingung, bei ſeiner Unterſchrift den Zuſatz zu machen, daß „ihm die Capitulation vom Prinzen von Pontecorvo angetragen und von ihm nur wegen Mangels an Munition, Proviant und Fourage eingegangen worden.“ Blücher war nun Kriegsgefangener, wurde aber bald gegen den franzöſiſchen (damaligen) General Victor ausgewechſelt, und gleich nach ſeiner Ankunft in Königsberg, an der Spitze eines Corps, zu Schiffe nach Schwediſch-Pommern geſandt, um Stralſund vertheidigen zu helfen, und die Unternehmungen der Schweden zu unterſtützen. Der tilſiter Friede hob dieſe Beſtimmung wieder auf, und Blücher arbeitete eine Zeit lang in Königsberg und Berlin zur Seite des Königs im Kriegsdepartement. Dann erhielt er das Militärcommando in Pommern, und war ſpäterhin unter den bedeutenden Männern des preußiſchen Staates, welche auf Napoleons Veranlaſſung in den Ruheſtand verſetzt wurden. An dem Zuge des preußiſchen Hülfscorps bei dem franzöſiſchen Heere in Rußland, im Sommer 1812, nahm Blücher keinen Theil; aber als ſein König ſich an Alexander anſchloß, um die ſchmachvolle Feſſel zu zerbrechen, in welche Frankreichs Übermuth ganz Deutſchland geſchlagen hatte, als Preußens edle Nation ſich erhob, um den erlittenen Schimpf zu rächen: da war Blücher — nun ſchon im Greiſenalter von ſiebenzig Jahren — einer der thätigſten. Er genoß die ausgezeichnete Ehre, den Oberbefehl über die Preußen und über das ruſſiſche Corps des Generals von Winzingerode zu erhalten, welches letztere in der Folge wieder von ihm getrennt wurde. In der Schlacht von Lützen (2ten Mai 1813) bedeckte der ehrwürdige Feldherr ſich mit Heldenruhm, der von Alexander durch Ertheilung des Georgenordens anerkannt wurde. Die Tage bei Bautzen und Hochkirch wanden, ungeachtet der Erfolg für die Franzoſen günſtig erſchien, neue Lorbeeren um ſeinen Scheitel, aber das Maß ſeines Ruhmes ward erfüllt durch die großen Tage an der Katzbach und bei Leipzig. Dort vernichtete Blücher das Corps des Marſchalls Macdonald, und reinigte ganz Schleſien von den Feinden. Sein Heer erhielt nun den Namen des ſchleſiſchen. Vergebens verſuchte Napoleon ſelbſt, den alten Helden — von ihm ſpottweiſe der Huſarengeneral genannt — in ſeiner Rache und ſeinem Siegeszuge aufzuhalten. Er drang unaufhaltſam durch die Lauſitz vor. Am 3ten Oct. ging er bei Wartenburg über die Elbe, und zwang durch dieſen kühnen Schritt auch das große böhmiſche Heer unter Schwarzenberg, und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zu größerer Thätigkeit. Die großen Tage von Leipzig nahten. Am 16ten Oct. errang er über den Marſchall Marmont bei Möckern einen glänzenden Sieg, und drang ſchon an dieſem Tage bis nahe an die Vorſtädte Leipzigs vor. Am 18ten hatte er, im Verein mit dem Kronprinzen von Schweden, großen Theil an der vollendeten Niederlage des Feindes, und am 19ten waren es ſeine Truppen, die zuerſt Leipzig erſtürmten. Seine eigenthümliche Schnelligkeit und die

Art ſeiner Angriffe hatten ihm ſchon zu Anfang des Feldzugs von den Ruſſen den Beinamen: „Marſchall Vorwärts“ erworben. Von nun an ward es ſein Ehrenname im ganzen deutſchen Volke. Am 1ſten Jan. 1814 ging er mit dem ſchleſiſchen Heere — das nun aus zwei preußiſchen, zwei ruſſiſchen, einem heſſiſchen und einem gemiſchten Corps beſtand — über den Rhein, beſetzte den 17ten Nancy, gewann (1. Febr.) das bedeutende Treffen von La Rothière, und drang bis in die Nähe von Paris vor. Dann aber erhielt Napoleon im Laufe des Februars wieder einige bedeutende Vortheile, die allerdings ſehr gefährliche Folgen hätten haben können, und Blücher mußte ſich nach Chalons zurückziehen, bis er zu Anfang März wieder vordrang, und am 9ten durch den entſcheidenden Sieg bei Laon den Verbündeten den Weg nach Paris öffnete. Der Tag von Montmartre krönte die Großthaten dieſes Feldzugs, und am 31ſten März zog Blücher in die Hauptſtadt Frankreichs ein. Sein König belohnte ſeine Verdienſte, indem er ihn, zur Erinnerung an einen ſeiner erſten und wichtigſten Siege, bei Wahlſtadt (ſ. d. Art.) an der Katzbach, zum Fürſten von Wahlſtadt, mit Begleitung einer angemeſſenen Dotation, ernannte. Faſt alle europäiſche Regenten zierten ihn mit ihren höchſten Orden. England, wohin er ſich im Juni d. J. mit den verbündeten Monarchen begab, empfing ihn mit allen Zeichen der höchſten Verehrung, welche es nur den geprieſenſten Helden ſeiner eignen Nation zollen kann. In Oxford ward er mit vielen Feierlichkeiten zum Doctor der Rechte ernannt. Von London zurück begab er ſich auf ſeine Güter in Schleſien, und lebte dort, bis 1815 die Landung Napoleons in Frankreich das preußiſche Heer wieder ins Feld rief. Er erhielt abermals den Oberbefehl, und führte das Heer ſchnell in die Niederlande. Am 15ten Juni eröffnete Napoleon die Feindſeligkeiten, und da das ganze verbündete Heer noch nicht hatte zuſammengezogen werden können, drangen die Franzoſen vor. Am 16ten verlor Blücher die Schlacht bei Ligny, und gerieth ſelbſt durch den Sturz ſeines getödteten Pferdes, unter deſſen Körper er geworfen ward, in die Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Sein Glücksſtern rettete ihn. Nach dieſem unglücklichen aber ehrenvollen Tage zeigte ſich die wahre Größe des Feldmarſchalls und ſeines Heers. Weit entfernt, durch dieſe Unfälle Faſſung und Muth zu verlieren, wurden beide dadurch nur verdoppelt, und am 18ten erfocht Blücher, der in dem entſcheidendſten Augenblick auf dem Schlachtfelde eintraf, und Napoleon in Rücken und Flanke nahm, im Verein mit Wellington, den großen Sieg bei Belle Alliance oder Waterloo (ſ. d. Art.), deſſen Folgen bekannt ſind. Er ſchlug den angebotenen Waffenſtillſtand ab, zwang Paris, ſich zu ergeben, und widerſetzte ſich bei ſeiner zweiten Einnahme dieſer Hauptſtadt nachdrücklich dem im vorigen Kriege ausgeübten Schonungsſyſtem, wiewohl nicht allenthalben mit völligem Erfolg. Um dieſes neue Verdienſt um Preußen und die allgemeine Sache zu erkennen, beehrte Friedrich Wilhelm III., da Blücher bereits im Beſitz aller zu erhaltenden Würden und Ehrenzeichen war, ihn mit einem eigenen für ihn allein beſtimmten Ordenszeichen. Es beſteht in einem von goldnen Strahlen umgebenen eiſernen Kreuz, das er ihm mit den Ausdrücken zuſchickte: „wie er zwar wohl wiſſe, daß keine goldnen Strahlen den Glanz ſeiner Verdienſte erhöhen könnten, es ihm jedoch Vergnügen gewähre, deren Anerkennung auch durch eine äußere entſprechende Auszeichnung zu beurkunden ꝛc.“ Nach dem pariſer Frieden zog ſich der Fürſt auf ſeine Güter zurück, um von

den Beſchwerden des Krieges auf ſeinen wohl errungenen Lorbeern auszuruhen. Am 26ſten Aug. 1819, als am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach, ward dem gefeierten Helden auch zu Roſtock, ſeinem Geburtsorte, eine beſonders in Deutſchland ſeltene, hohe Ehre zu Theil, indem ihm von der Geſammtheit ſeiner Landsleute, der Meklenburger, unter Anordnung des engern Ausſchuſſes der meklenburgiſchen Stände, noch bei ſeinen Lebzeiten, ein, von dem rühmlich bekannten Bildhauer Schadow zu Berlin ausgeführtes Denkmal geſetzt, und feierlich eingeweiht ward. Das Denkmal beſteht aus dem in Erz gegoſſenen koloſſalen Standbilde Blüchers, auf einem hohen Fußgeſtelle von fein polirtem Granit. Nur 14 Tage überlebte der würdige Greis die Nachricht von dieſer Feierlichkeit, welche der oben erwähnte Ständeausſchuß ihm unter Überſendung der Medaille, welche bei der Gelegenheit geprägt worden, mittheilte. Er ſtarb am 12ten Sept., nach einem kurzen Krankenlager, auf ſeinem Gute Kriblowitz in Schleſien, im beinahe vollendeten 77ſten Jahre ſeines Heldenlebens. (Ausführlich handelt über Blücher: Förſter, der Feldmarſchall Blücher und ſeine Umgebungen. Leipzig 1821. gr. 8.)

Blum (Joach. Chriſt.) wurde 1739 zu Rathenau in der Mark Brandenburg geboren, wo ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er ſtudirte in Frankfurt unter Baumgarten, und verband ſich durch die innigſte Freundſchaft mit Abbt und Töllner. Nach vollendeten Studien ging er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, ohne ein beſtimmtes Geſchäft zu ſuchen. Seine Mitbürger nannten ihn deshalb auch den Müßiggänger, bis er ſeine vortrefflichen Spaziergänge herausgab und ſie dadurch überzeugte, daß man auch ohne Amt auf eine nützliche Weiſe thätig und ſelbſt beim Spazierengehen zum Beſten ſeiner Mitmenſchen beſchäftigt ſein könne. Er ſtarb 1790. Man kann ihn als Schriftſteller einen eben ſo anmuthigen als lehrreichen Proſaiſten und leichten gefälligen Dichter nennen. — Von ſeinen Spaziergängen erſchien die erſte Auflage 1774; die dritte 1785. Außer den Spaziergängen verdient auch noch ſein deutſches Sprichwörterbuch, 2 Bde. 1780 und 1782, bemerkt zu werden. — In neuerer Zeit haben ſich zwei andere **Blum** als glückliche Bearbeiter franzöſiſcher Operetten und als gute Muſiker ſehr bemerkbar und beliebt gemacht.

Blumauer (Aloys). Dieſer bekannte Dichter, geb. zu Steyer in Öſterreich ob der Ens 1755, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt, trat 1772 zu Wien in den Jeſuitenorden, privatiſirte daſelbſt nach der Aufhebung deſſelben, bis er als Cenſor angeſtellt wurde, welche Stelle er aber 1793 niederlegte, da er die Gräfferſche Buchhandlung übernahm, an der er ſchon ſeit 1786 einigen Antheil gehabt hatte. Er ſtarb 1798. Seine traveſtirte Äneide machte ihn als einen Eingeweihten in die komiſche und ſcherzhafte Poeſie auf das rühmlichſte bekannt, und erwarb ihm den ausgezeichnetſten Ruf. Es iſt ein poetiſches Zerrgemälde, reich an burleskem Witz und drolligen Verdrehungen. Dieſe Eigenſchaften findet man auch in mehrern ſeiner übrigen zahlreichen Gedichte. Einige derſelben athmen Feuer und Leben und ſind in einer ſchönen, reinen und männlichen Sprache vorgetragen. Zuweilen iſt ſein Witz gemein, die Sprache unrein und das Mechaniſche des Versbaues verfehlt. In dem Trauerſpiele Erwine von Steinheim zeigte er ſich als Theaterdichter zu ſeinem Vortheil. Seine ſämmtl. Werke erſchienen 1806—12 zu Königsberg 8. in 7 Bden.

Blume, Blüthe. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche verwechſelt man häufig die beiden Ausdrücke; denn eigentlich nennt man

r die Blüthen derjenigen Gewächſe, welche um der Blüthe willen
Gärten gezogen werden, Blumen. Von Fruchtgewächſen, z. B.
pfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen, ſagt man Blüthen. Die
lumen unterſcheiden ſich von allen übrigen Theilen der Pflanzen
) dadurch, daß an dem Orte, wo die Blume erſcheint, der Wuchs
r Pflanze aufhört; 2) daß die Blumen die Befruchtungswerkzeuge
r Gewächſe enthalten. — Im Allgemeinen beſtehen die Blumen
der Blüthen aus dem Kelche oder der Blumendecke, aus der Blu-
enkrone, aus den Staubgefäßen und Staubträgern, welche wieder
mehrere Theile zerfallen, den Staubweg oder Stempel, und den
ruchtkeim oder Fruchtknoten. Die eigentlichen Befruchtungswerkzeuge
nd die weſentlichſten Theile der Blume. Auf ihnen beruht das wich-
ge Vermehrungsgeſchäft der Gewächſe, welches auf eine ähnliche Art,
ie in der thieriſchen Schöpfung erfolgt. Die im Fache der Flora
) zahlreich erſchienenen Schriften, und die in der Gartenkunſt vorge-
ommenen Verſuche und Unterſuchungen belehren hierüber am beſten,
eshalb wir hier davon ſchweigen. Die Blumen ſind in Rückſicht
hres Standorts an der Pflanze ſehr verſchieden; viele ſtehen einzeln,
it oder ohne Stiel auf der Pflanze, andere gehäuft. Die einzelnen
Blüthen, woraus eine Blume zuſammengeſetzt iſt, nennt man Blüm-
jen. Das Auge wird durch die ſchöne Zierde der Natur, die Blu-
e, ergötzt. Der prächtige Farbenſchmuck, die ſchönen Zeichnungen
nd Schattirungen, welche ſich auf den Blumenblättern befinden,
üſſen uns erfreuen und zur Bewunderung hinreißen. Eine vortreff-
iche Eigenſchaft derſelben iſt der liebliche und erquickende Geruch;
icht zu gedenken, daß alle dieſe Gewächſe einen großen Theil des
Thierreichs durch ihren Honigſaft ernähren, wodurch ihn nachher der
Renſch auch genießt. — In Treibhäuſern zeugt die menſchliche Kunſt
itten im Winter, wenn draußen die ganze Natur oder doch das
Bachsthum erſtorben ſcheint, Roſen, Hyacinthen und andere Blu-
en, und zaubert gleichſam den Frühling im Winter herbei. — Die
Hinfälligkeit, welche die meiſten Blumen in ihrer größten Pracht
berfällt, iſt bedauernswerth; manche blühen nur einige Stunden,
nanche nicht über einen Tag, andere hingegen Wochen lang. — Nur
venige behalten, abgebrochen und getrocknet, noch Jahre lang ihre
Farbe, und dies ſind die ſogenannten Unſterblichen. Die meiſten ver-
velken bald nach dem Abpflücken, ſchrumpfen ein und werden unan-
ehnlich. Bei der Eintheilung der Gewächſe nach dem Geſchlechtsſyſtem
ſ. Befruchtung und Pflanzen) leiſten die Blumen ſehr weſent-
iche Dienſte; denn außer, daß bei den meiſten die Staubgefäße die Claſſe,
nd die Staubwege die Ordnung beſtimmen, geben die übrigen Theile der
Blumen und ſelbſt die Bildung ihrer Geſchlechtstheile, nebſt der Beſchaf-
enheit der Frucht die Merkmale der Geſchlechter ab. Blumendecke iſt in
er Botanik der unterſte Theil der Blume, auf welchem die übrigen Theile
itzen, der Ort, wo die Blume anfängt, oder wo der Stiel ſich in die
Blume ſelbſt ausbreitet; auch der Blumenboden. — Blumenblatt
oder Blumenkrone können füglich zuſammengefaßt werden. Die Blu-
nenkrone beſteht aus den Blumenblättern. Sie macht bei den mei-
ten Blumen die innere oder zweite Bedeckung der Befruchtungstheile
us, und hat zunächſt die Beſtimmung, jene Theile zu beſchirmen.
Für das Auge iſt ſie der ſchönſte Theil. Die Blumenkrone iſt es ei-
gentlich, welche mit den ſchönſten Zeichnungen und Farben prangt.
Nicht alle Blumen haben eine Krone oder Blumenblätter, bei vielen
ind die Befruchtungswerkzeuge nur mit dem Kelche umgeben. Blu-

men, deren Krone nur aus einem Blatte beſteht, nennt man einblättrige, andere haben zwei, drei, vier, fünf, ſechs und mehrere Blätter, und werden nach deren Zahl benannt; die über ſechs Blätter haben, heißen vielblättrige. — Die Geſtalt der Blumenkronen überhaupt iſt bewundernswürdig mannichfaltig, ſo daß man für jede einzelne Form unmöglich Namen finden würde. — Jeder Freund der Natur und ihrer Erzeugniſſe lernt die ſchönen und mannichfaltigen Geſtalten der Blumenkrone am beſten durch eigene Unterſuchung und Zergliederung der Blumenkrone kennen. — Der innere Bau eines Blumenblattes, mithin der ganzen Krone, iſt künſtlicher und zuſammengeſetzter, als man ahnet. Man bemerkt daran ein Oberhäutchen, ein ſchwammiges Gewebe und Bündel von Gefäßen, die ſich in verſchiedene Äſte vertheilen. Blumenſcheide iſt ein längliches Blatt, welches mit ſeinem untern Ende den Stengel umfaßt, und den Blumen, ehe ſie ſich entwickeln, zur Bedeckung dient, nach der Entwickelung aber bald mehr, bald weniger von ihnen entfernt iſt (Spatha). Blumenſtiel iſt der Stiel einer Blume. In der Botanik heißt ein wurzelſtöckiger Blumenſtiel (Peduncnlus radicalis) derjenige Schaft, der nur eine Blume trägt; ein allgemeiner Blumenſtiel (Ped. communis) heißt er, wenn mehrere Blumenſtiele ſich in einen vereinigen; ein beſonderer (partialis) iſt jeder einzelne auf einem allgemeinen ſtehende; auf dem Blattſtiel ſitzend (petiolaris) wird er genannt, wenn er auf dem Blumenſtiele befeſtigt iſt; dem Blatte gegenüberſtehend (oppositifolius), wenn er auf der andern Seite dem Blatte gerade gegenüberſteht; ſeitwärts ſitzend (laterifolius), wenn er am Stengel zur Seite des Blattes ſitzt; unter dem Blatte ſitzend (extrafoliaceus), wenn er am Stengel unter dem Blatte feſtſitzt; zwiſchen den Blättern ſitzend (intrafoliaceus), wenn er in der Mitte zwiſchen den Blättern am Stengel ſitzt; einander gegenüberſtehend (oppositiflorus), wenn die einzelnen Blumenſtiele gerade gegenüberſtehen. Ein eingehüllter Blumenſtiel (Pedunculus involutus) iſt ein ſolcher, der mit einer Hülle umgeben iſt. — Blumenkaiſer iſt eine Blume, aus welcher noch eine zweite und aus dieſer noch eine dritte hervorſproßt, ſo daß ihrer drei über einander ſtehen. Blumenuhr iſt eine Ordnung von Blumen auf einem Beete, deren Kelche ſich zu beſtimmten Zeiten auf- oder zuſchließen, und auf dieſe Weiſe dem Kenner die Stunden anzeigen.

Blumen (künſtliche) werden aus Federn, Batiſt, Taffet, Biscuit, vorzüglich aber aus den Gehäuſen der Seidenwürmer verfertigt. Dieſe Sorte liefert beſonders Italien in großer Menge, und man nennt ſie daher auch italieniſche Blumen. Die ſchönſten Blumen liefert Paris, doch auch in Dresden, Berlin, Wien, Nürnberg u. a. O. werden ſolche Blumen in großer Vollkommenheit verfertigt. Der natürliche Geruch wird den künſtlichen Blumen durch das Benetzen mit wohlriechenden Ölen gegeben.

Blumenbach (Joh. Friedr.), geheimer Medicinalrath. Dieſer philoſophiſche Naturforſcher gehört gegenwärtig zu den erſten Zierden der Univerſität Göttingen, auf der er ſeit mehr als 40 Jahren mit raſtloſer Thätigkeit ſehr faßliche, vielbeſuchte Vorleſungen über Naturgeſchichte, Phyſiologie, Oſteologie, vergleichende Anatomie, Pathologie und mediciniſche Literargeſchichte hält. Über beinahe alle dieſe Wiſſenſchaften hat er mit trefflichem Blicke ordnungsvoll und bündig geſchrieben, und dieſe Schriften — ihr anſehnliches Verzeichniß liefert Meuſels gelehrtes Deutſchland — tragen das Gepräge ſeines eigenthümlichen, unverkennbaren Genies, und haben wegen ihres wirkli-

chen Werths großen Beifall, und zum Theil mehrere Auflagen erhalten. Sein meiſterhaftes, jetzt aber doch ſchon in einigen Anſichten veraltetes, Handbuch der Naturgeſchichte iſt 1821 bereits zum zehntenmale aufgelegt worden. Sein Handbuch der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie (Gött. 1804) iſt eine Bereicherung der Wiſſenſchaft. Von ſeinem Handbuche der Phyſiologie erſchien eine engliſche Überſetzung, deren 2te Ausgabe (1818) auch als erſtes durch eine Maſchine gedrucktes Buch merkwürdig iſt. (Vergl. Dampfbuchdruckermaſchine.) Blumenbach iſt 1752 zu Gotha geboren, ſtudirte in Jena und in Göttingen, wo er 1775 das mediciniſche Doctorat, 1776 die Aufſicht über das Naturaliencabinet der Univerſität und eine außerordentliche, ſo wie 1778 eine ordentliche Profeſſur der Medicin erlangte. Im Sommer 1783 unternahm er eine gelehrte Reiſe nach der Schweiz, und ſpäter eine nach England, wo ihm beſonders das Wohlwollen des berühmten Ritters Banks ſehr nützlich war. Er beſitzt, außer vortrefflichen naturhiſtoriſchen Werken und Kupferſtichen, herrliche naturhiſtoriſche Sammlungen, unter welchen insbeſondere die Schädelſammlung, die in einem beſondern Werke (Collectio craniorum divers. gent. illustr. cum fig.), wovon ſechs Lieferungen (Gött. 1790—1820) erſchienen ſind, in ihrer Art einzig iſt.

Blumenhandel in Holland. Harlem war in ältern Zeiten der Hauptſitz dieſes berüchtigten Handels, von dem einige nähere Nachrichten nicht ohne Intereſſe ſein werden. Es war in den Jahren 1636 und 1637, als in Holland der vormalige Tulpenſchwindel regierte. Man ſah in dieſer Zeit viele vermögende Perſonen dabei zu Grunde gehen und Arme dagegen zu Reichthum gelangen. Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht beſaß, für unerhörte Summen, mit der Bedingung, ſelbige dem Käufer in einer feſtgeſetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige Semper Auguſtus bezahlte man 13,000 Fl., und für drei dito zuſammen 30,000 Fl., für 200 Aße von derſelben 4500 Fl., für 400 Aße Admiral Lieffenshoek über 4000 Fl., für Admiral Enkhuizen über 5000 Fl. u. ſ. w. Für einen Viceroi gab man folgende Artikel: zwei Laſt Weizen, vier Laſt Roggen, vier fette Ochſen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Oxhoft Wein, vier Tonnen Achtguldenbier, zwei Tonnen Butter, 1000 Pfund Käſe, einen Bündel Kleider und einen ſilbernen Becher. In Alkmaar verkaufte man in einer öffentlichen Auction für mehr als 90,000 Fl. Zwiebeln. In derſelben Zeit gewann jemand in Amſterdam in vier Monaten über 68,000 Fl. bei dieſem Handel. In einer einzigen holländiſchen Stadt ſollen über 10 Mill. Tulpenzwiebeln verkauft worden ſein. Aber dieſer Schwindel konnte von keiner langen Dauer ſein. Die Käufer weigerten ſich, die vorbedungenen Summen zu zahlen, und als die Staaten am 27ſten April 1637 beſtimmten, daß dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden ſollten, ſtürzten die tollen Preiſe auf einmal, und man konnte nun eine Semper Auguſtus um 50 Fl. haben. Dennoch waren auch nachher die Summen, die man durch Hervorbringung neuer und ſeltener Tulpengewächſe gewann, nicht unbedeutend, und noch jetzt findet man in den Verzeichniſſen der harlemer Blumiſten die Preiſe von 25 bis 150 Fl. für einzelne ſeltene Tulpen. Bis zur franzöſiſchen Revolution zogen die harlemer Blumiſten ihre Tulpenzwiebeln vornehmlich aus Ryſſel und andern Städten Flanderns, wo ſich die Geiſtlichen mit Erziehung derſelben beſchäftigten, nachher trieben ſie dies Geſchäft ſelbſt; doch iſt der ganze Tulpenhandel nicht mehr von ſon-

derlicher Bedeutung. Aber auch nach dem Verfall des Tulpenhandels verlor Alkmaar den Ruf nicht, die erſten Liebhaber und Kenner von Blumengewächſen zu beſitzen. Vermögende Perſonen trieben die Zucht der Blumen, beſonders auch der Hyacinthen. Theils von dieſen, theils von auswärts her, verſahen ſich die Blumiſten nicht nur mit Hyacinthen, ſondern auch mit Ranunkeln, Aurikeln, Nelken, Anemonen und andern Blumen, die allmählig zahlreicher bei ihnen beſtellt wurden. Das Geſchäft gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Harlem iſt bis jetzt der Stapelplatz deſſen geblieben, was ſchön und vollkommen in dieſer Waare genannt werden kann. Die Hyacinthen fingen erſt um das J. 1730 an, recht empor zu kommen. Man bezahlte in dieſem Jahre für Passe non plus ultra 1850 Fl., und für $\frac{1}{16}$ Ophir, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein Paar Stüber koſtet, 275 Fl. 1776 ſtand der harlemer Blumenhandel in einem hohen Flor, und noch 1785 gab man für den Marquis de la Coſte 750 Fl. Seitdem ſind die Preiſe der Hyacinthen ebenfalls ſehr geſunken, wiewohl man in den Verzeichniſſen auch noch gewiſſe doppelte Hyacinthen mit Preiſen von 25 bis 100 Fl. angeführt findet. Die ſehr verbreitete Liebhaberei, allerlei Blumen, und beſonders Hyacinthen, im Winter auf Gläſern und in Töpfen zu ziehen, hält dieſen Handel noch aufrecht. Zwiſchen Alkmaar und Leiden ſind über 20 Morgen Landes (à 600 Ruthen) allein den Hyacinthen gewidmet, die in dem ſandigen und lockeren Boden ganz vorzüglich gedeihen. Es wird noch immer viel daran gewonnen, und man zählt in und um Harlem außer vielen kleinen, wohl zwölf oder dreizehn große Blumiſten. Sie hatten in Friedenszeiten nicht nur Verſendungen nach Deutſchland, Rußland, England ꝛc., ſondern ſelbſt bis nach der Türkei und dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Jetzt iſt theils durch die Zeitumſtände, theils aber auch dadurch dieſer Handel ſehr verdorben worden, daß einzelne harlemer Blumiſten übermäßig große Partien Zwiebeln allenthalben in Commiſſion geben, und in Auctionen und ſonſt verſchleudern laſſen. Außer den angeführten verſenden die Harlemer noch Tazetten, Jonquillen, weiße Lilien, Mortagons, Iris, Fritillarien, Krokus und andere Blumengewächſe, auch allerlei Sämereien, Obſtbäume und Treibhausgewächſe.

Blumenorden; ſ. Pegnitzorden.

Blumenſpiele (jeux floraux), welche in Toulouſe jährlich gehalten werden. Schon in dem Zeitalter der Troubadours beſaß Toulouſe eine literariſche Anſtalt unter dem Namen: Collège du gai savoir, oder de la gaie science (Collegium der fröhlichen Wiſſenſchaft, wie man die Dichtkunſt nannte). Es wurde noch vor 1323 geſtiftet. Sieben Troubadours unter einem Kanzler bildeten dies Collegium, welches Doctoren und Baccalaureen ernannte, und lehrten die Geſetze der Liebe (lois d'amors, auch fleurs du gai savoir genannt) in ihrem Palaſt und dem Garten dieſes Palaſtes. 1323 erließen ſie einen Brief in Verſen an alle Dichter der Sprache von Oc, und luden ſie zum 3ten Mai 1324 zu einem Liederfeſte ein, dem Verfaſſer des beſten Gedichts ein Veilchen aus feinem Golde verheißend. Der berühmte Troubadour, Arnaud Vidal, gewann damals dieſen Preis. Die Capitoule (Magiſtrate) der Stadt aber, die ebenfalls eingeladen worden, erboten ſich, um ein Feſt aufzumuntern, das zur Verherrlichung von Toulouſe gereichte, künftig das goldne Veilchen zu liefern. Um den Glanz des jährlichen Feſtes zu erhöhen, fügte man dem goldnen Veilchen noch zwei andere Preiſe zu, eine wilde Roſe (Eglantine) und eine Ringelblume (Souci), beide aus Silber.

ähnliche Stiftungen entſtanden, in der Folge zu Barcelona unter König Johann, und zu Tartoſa unter König Martin; dagegen gerieth jene urſprüngliche Stiftung zu Toulouſe, wegen der ungünſtigen Zeitumſtände, in Verfall und war nach Verlauf eines Jahrhunderts dem Untergange nahe, als Clemence Iſaure es durch ihre reichliche Stiftung neu belebte. (S. d. Art. Clemence Iſaure.) Sie beſtätigte durch ihr Teſtament die beträchtliche Schenkung für die Feier dieſes poetiſchen Feſtes, welches nun unter dem Namen: Jeux floraux, fortgeſetzt wurde. Eine Meſſe, eine Predigt und Almoſen eröffneten nun ſtets die Feierlichkeit. Vor der Preisvertheilung wurde Clemences Grab mit Roſen beſtreut. Reichere Blumen befeuerten den Wetteifer der Sänger. Fünf Preiſe wurden feſtgeſetzt, ein Tauſendſchön (Amaranthe) von Gold, 400 Livres werth, für die ſchönſte Ode; ein Veilchen von Silber, 250 Livres werth, für einen Aufſatz in Proſa, deſſen Leſung wenigſtens eine Viertel- und höchſtens eine halbe Stunde währt; eine ſilberne Ringelblume, 200 Livres werth, für eine Ekloge, eine Elegie oder eine Idylle; eine ſilberne Lilie endlich, 60 Livres werth, für das ſchönſte Sonett zu Ehren der heil. Jungfrau oder die beſte Hymne auf dieſelbe. Statt der Doctoren gibt es nun Meiſter der Blumenſpiele und 40 Mainteneurs oder Richter. 1694 ward das Collegium der Blumenſpiele förmlich zu einer Akademie erhoben. Das Amt des Kanzlers und andere Unterſchiede des Ranges wurden 1773 abgeſchafft. Die Siegel führt der beſtändige Secretär, und den Vorſitz ein Mitglied unter dem Titel Moderateur. Dieſer wechſelt alle drei Monate nach dem Looſe. Nach einer 15jährigen Unterbrechung, von 1790 bis 1806, verſammelten ſich in letzterm Jahre die Mainteneurs zum erſtenmale wieder in Toulouſe, und die Akademie trat nun aufs neue in Thätigkeit und vertheilte nach altem Gebrauch die von Clemence Iſaure geſtifteten Blumenpreiſe. Seitdem iſt das Feſt, an das ſich die Erinnerung einer ſchönen Dichterzeit knüpft, jährlich wieder gefeiert worden, und der für die franzöſiſche Poeſie zu früh verſtorbene liebliche Dichter Millevoye erwarb ſich hier manche unverwelkliche Blume. Die Akademie verſammelt ſich auf dem Rathhauſe in Toulouſe, welches Capitolium genannt wird. Pritevie-Pritavi hat eine vollſtändige Geſchichte dieſer Akademie herausgegeben.

Blumenſtück nennt man in der Malerei eine Darſtellung von Blumen, worin dieſe ein Kunſtwerk für ſich ausmachen. Wenn es nicht zu läugnen iſt, daß ſolche Darſtellungen, wobei täuſchende Wahrheit das höchſte Erreichbare iſt, nur zu den untergeordneten Arten der Malerei gehören, und daß ein Maler damit noch nicht den Namen eines äſthetiſchen Künſtlers verdient, ſo können ſie doch ſehr wohl unter einem höhern Charakter, als dem der Nachahmung, erſcheinen, und durch ſinnige Anordnung und Wahl auch ein wahres äſthetiſches Verdienſt erlangen. Als die berühmteſten Blumenmaler nennen wir Huyſum, Rachel Ruyſch, Segher, Verendael, Mignon und Roepel. (Vergl. Malerei.)

Blut iſt die rothe, in den Adern thieriſcher Körper befindliche Flüſſigkeit. Das Blut befindet ſich, außer dem menſchlichen Körper, in allen Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fiſchen, bei den letztern beiden Thierclaſſen aber mit dem wichtigen Unterſchiede, daß der Wärmegrad ihres Blutes nicht ſo hoch iſt, als bei den erſtern, daher ihr Blut für das Gefühl jener gleichſam kalt zu ſein ſcheint, und ſie deshalb auch kaltblütige, jene aber warmblütige Thiere genannt werden. Die Inſecten und Würmer haben ſtatt des Blutes einen Saft

von weißlicher Farbe, der mit dem eigentlichen Blute nicht verglichen werden kann, ob man ihn gleichwohl auch weißes Blut nennt. Das Blut enthält zwei verſchiedene Stoffe, die ſich beim Gerinnen von einander ſcheiden; das Blutwaſſer, eine wäßrige eiweißliche Subſtanz, und eine dicke, ſchleimige Maſſe, der eigentlich die rothe Farbe zukommt, die viel ſchwerer iſt als jene, und Blutkuchen heißt. Sie läßt ſich aber auch wieder in zwei verſchiedene Beſtandtheile trennen, in den Cruor, oder eigentlichen rothen Theil des Bluts, und in die gerinnbare Lymphe, welcher das Gerinnen des Bluts zuzuſchreiben iſt. Der Cruor beſteht aus phosphorſaurem Eiſen mit etwas Eiweißſtoff verbunden. Die Röthe des Bluts iſt einem kohlichen, verbrennlichen Stoffe zuzuſchreiben. Jüngere Thiere haben einen viel weißeren Faſerſtoff, als ältere und ſtärkere Thiere. Letzterer Blut hat weit mehr Stickſtoff als jener. Bei veränderter Nahrung der Thiere findet man veränderte Beſtandtheile im Blute. Auch ändern ſolches Krankheiten um. Bei kranken Thieren iſt das Eiweiß des Bluts weicher als bei geſunden. Aus dieſem erzeugt ſich die Entzündungshaut auf dem Blute kranker Thiere. In hyperſthenischen Krankheiten iſt Überfluß, in aſthenischen Mangel an Faſerſtoff. Bei zu Tode gejagten Thieren, oder die der Blitz erſchlug, gerinnt das Blut nicht. Das Blut der Vögel hat eine höhere Röthe und iſt wärmer als jenes der Säugthiere und gerinnt ſchneller an der Luft. Das Blut der Amphibien und Fiſche gerinnt ſchwer. Durch ſtarke Vergrößerungsgläſer bemerkt man in dem Blute des lebendigen Thieres, oder in friſchgelaſſenem Blute, daß es, beſonders der Cruor, aus kugelförmigen Bläschen, den ſogenannten Blutkügelchen, beſteht, deren Größe etwa den dreihundertſten Theil einer Linie beträgt. In dem, wenn ſchon nur kurze Zeit, ſtehenden Blute bemerkt man ſie nicht. Sie ſind die Wirkung des im Blute herrſchenden Lebens; je kräftiger und geſünder das Thier iſt, deſto mehrere Blutkügelchen bemerkt man in dem Blute deſſelben. Sie zeigen gleichſam den Übergang vom geſtaltloſen Flüſſigen zur Urform der erſten organiſchen Bildung an. Für das Leben des thieriſchen Körpers iſt das Blut von der größten Wichtigkeit, und man kann es füglich als den Quell des Lebens anſehen. Es iſt, ſo lange der Körper lebt, in ſteter Bewegung, welche nur mit dem Tode aufhört. Außerhalb des Körpers geht mit demſelben bald eine auffallende Veränderung vor; es fängt an zu gerinnen, und geht hernach zuerſt in eine ſaure, dann in eine faule Gährung über. — Alles Blut nimt ſeinen Urſprung aus dem Milchſafte, und ſetzt nach und nach die für die Erhaltung und das Wachsthum des Körpers erforderlichen Nahrungsſäfte durch eine Menge hiezu geeigneter Gefäße ab. Dies geſchieht, während es aus dem Herzen bis zu den entfernteſten Theilen des Körpers, und von da wieder zurückgetrieben wird. — Der Blutumlauf iſt gleichſam die Grundlage und erſte Bedingung des Lebens. Mit ihm hört alles Leben, und folglich jede übrige Verrichtung des thieriſchen Körpers auf. Das Herz, der Mittelpunct des Blutumlaufs, hat eine doppelte Bewegung, welche unaufhörlich wechſelt; die eine iſt zuſammenziehend, die andere erweiternd. Mit dem Herzen ſind zwei Arten von Canälen verbunden, wovon die eine Schlagadern, die andere Blutadern heißt. Jene führen das Blut aus dem Herzen nach den äußerſten Theilen des Körpers, dieſe nehmen es aus dem ganzen Körper wieder auf und bringen es nach dem Herzen zurück. Der Umlauf des Bluts geht mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vor ſich; ſtrömte es mit glei-

cher Geſchwindigkeit gerade und ohne Krümmungen fort, ſo würde es in einer Minute ungefähr 149 Fuß durchlaufen. Dieſen Grad von Schnelligkeit hat das Blut aber nur in den nahe am Herzen befindlichen größern Canälen; je weiter es ſich vom Herzen entfernt, deſto mehr nimt auch jene Geſchwindigkeit ab. Man kann in einem erwachſenen Menſchen von gewöhnlichem Bau eine Blutmaſſe von 24 bis 30 Pfund annehmen.

Blutader, im Allgemeinen jede Ader, die Blut in ſich enthält; im Gegenſatze der Bandadern, Erzadern, Waſſeradern. In engerer Bedeutung: Adern, welche aus den Theilen des Körpers das Blut zu dem Herzen zurückführen (Venae), im Gegenſatze der Schlagadern (Arteriae). (Vergl. **Adern**.) **Blutauge** iſt ein blutiges Auge; bei den Ärzten eine Ergießung des Bluts in die vordere und hintere Augenkammer, durch einen Schlag aufs Auge, durch heftige Anſtrengung beim Erbrechen, Huſten u. ſ. w. (Hypoena). **Blutregen** iſt ein Regen, nach welchem man rothe Flecken bemerkt, die man für Blut, das mit dem Regen herabgefallen ſei, hielt, oder doch ſo nannte, welche aber von kleinen rothen Ziefern (Inſecten) herrühren, oder auch von gewiſſen kleinen Schmetterlingen, welche, wenn ſie auskriechen, an den Mauern der Häuſer rothe Flecken zurücklaſſen. **Blutſpeien** oder eigentlich **Bluthuſten** iſt diejenige Krankheit, da man durch Huſten Blut aus der Lunge wirft. **Blutbrechen**, auch ſchwarze Krankheit (morbus niger), wenn Blut durch Brechen aus dem Magen ausgeworfen wird. Wird auf einmal eine große Menge Blut ausgeworfen, ſo iſt es ein **Blutſturz**.

Blutbereitung, ſ. **Aſſimilation** und **Ernährung**.

Blutgefäße ſind die Gefäße oder Röhren im thieriſchen Körper, in welchen das Blut ſeinen Umlauf hält, die **Adern** (ſ. d. Art.).

Bluthochzeit (pariſer). Dieſe ſchreckliche, in den Jahrbüchern der Menſchheit verewigte Begebenheit ereignete ſich unter Carl IX., König von Frankreich. Schon unter den vorigen Königen waren diejenigen, welche der reformirten Kirche anhingen, auf das unmenſchlichſte behandelt worden; der König Franz verfolgte ſie, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorſam und Empörung. Unter Heinrich II., welcher ſich ſeinen Maitreſſen und Günſtlingen überließ, hatte der Parteigeiſt und die Religionsverfolgung freies Spiel, und das Schickſal der reformirten Bürger war ſchrecklich; indeſſen hatten ſich dieſelben doch ſehr verbreitet. Unter Heinrichs Nachfolger und Sohn, Franz II., welcher ganz unmündig am Geiſte war, und deſſen Schwäche alle benutzen wollten, um die Regierung an ſich zu ziehen, war es vorzüglich die Eiferſucht der Großen gegen einander, welche, indem ſie ſich hinter die Religion verbarg, die innern Unruhen immer höher und höher zu treiben anfing. Franz, Herzog von Guiſe, und Ludwig, Prinz von Condé (ein Verwandter des Hauſes Montmorency, welches ſchon unter der vorigen Regierung wider die Guiſen gearbeitet hatte), bildeten zwei entgegengeſetzte Parteien. Guiſe und ſein Bruder waren eifrig catholiſch; dies war genug für Condé, ſich zum Haupte der Reformirten oder Hugenotten zu machen. Zu gleicher Zeit hegte Catharina von Medicis die ehrſüchtigſten Plane. Nach dem plötzlichen Tode Franz II. ward ſie Regentin für ihren zehnjährigen Sohn, Carl IX., und fand ſich jetzt bewogen, nach dem ſie ſich vorher zu den Guiſen gehalten hatte, dieſen zum Trotz den Reformirten ein Duldungs-Edict zu geben. Die Guiſeſche Partei dagegen überredete das Volk, daß die catholiſche Re-

Google

ligion in der größten Gefahr ſei. Die Hugenotten werden aufs grauſamſte gemißhandelt; Prinz Condé greift zu den Waffen, und der bürgerliche Krieg nimt ſeinen Anfang. Die Guiſen ſuchen ſpaniſche, Condé engliſche Unterſtützung. Von beiden Seiten macht man ſich der abſcheulichſten Grauſamkeiten ſchuldig, und ſchließt Nothfrieden. Die Königin Mutter läßt nun den König, da er ins vierzehnte Jahr getreten war, für mündig erklären, um unter ſeinem Namen deſto freier regieren zu können. Herzog Franz von Guiſe war bei der Belagerung von Orleans von einem Hugenotten meuchelmörderiſch getödtet worden; allein ſein Geiſt lebte in ſeinem Hauſe fort, welches den Admiral Coligny für den Urheber dieſes Meuchelmordes hielt; auch ſahen die Hugenotten bald ein, daß die Königin Mutter ſie haßte: Condé und Coligny ſetzten ſich daher in Verfaſſung. Der König hatte ſich überreden laſſen, daß es auf ſein Leben abgeſehen ſei, und faßte einen unverſöhnlichen Haß gegen die Hugenotten. Der Hof ſuchten indeß Zeit zu gewinnen, und ſich des Prinzen und des Admirals durch Liſt zu bemächtigen; dieſes ſchlug fehl, und die Feindſeligkeiten fingen heftiger an. In der berühmten Schlacht von Jarna, 1569, wird Condé gefangen, und als Kriegsgefangener von dem Hauptmann von Montesquieu erſchoſſen. Coligny ſammelt die Reſte des geſchlagenen Heeres; der junge Prinz Heinrich von Béarn (einer zu Navarra gehörigen Landſchaft, von welcher der Erbprinz von Navarra den Namen führte), nachmaliger Heinrich IV. König von Navarra und Frankreich, welcher nach Condés Tode das Haupt der Reformirten ward, wird zum oberſten Feldherrn erklärt, und Coligny führt im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, welcher die Ermordung ſeines Vaters zu rächen ſchwur, das Commando. Allein es fehlt ihm an Geld, und er wird geſchlagen. Am nachtheiligſten für die Hugenotten war jedoch der darauf folgende ſcheinbar vortheilhafte Friede zu St. Germain en Laye (8ten Aug. 1670); dieſer Friede ſchläferte die Häupter der Hugenotten ein, vorzüglich den Admiral Coligny, welcher des bürgerlichen Krieges müde war. Der König ſchien ſich gänzlich von dem Einfluſſe der Guiſen und ſeiner Mutter losgeriſſen zu haben; er ruft den alten Coligny, die Stütze der Hugenotten, an ſeinen Hof und ehrt ihn als Vater, die feinſten Mittel werden angewandt, dieſer Täuſchung das Anſehen von Wahrheit zu geben; die Schweſter des Königs wird an den Prinzen von Béarn vermählt (13ten Aug. 1572). Einige ahneten nichts Gutes, und warnten den Admiral; aber dieſer glaubte nicht, daß der König einen Meuchelmord durch das ganze Land anbefehlen werde, und doch war es ſo. Am 22ſten Aug. geſchieht aus einem Fenſter ein Schuß auf den Admiral, und verwundet ihn am Arm; der König eilt zu ihm und ſchwört ihn zu rächen. Aber noch an demſelben Tage läßt ſich der König von ſeiner Mutter überreden, der Admiral ſtehe ihm nach dem Leben. „Bei dem Tode Gottes!“ ſchrie er, „man tödte den Admiral, aber nicht ihn allein, ſondern alle Hugenotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!“ Die Nacht darauf hält man Blutrath, und die Nacht auf den Bartholomäustag, zwiſchen den 24ſten und 25ſten Aug. 1572, wird zur Ausführung beſtimmt. Der Herzog von Guiſe bricht in das Haus des ſchwer verwundeten Coligny; ein Deutſcher, Namens Behm, den die franzöſiſchen Schriftſteller Besme nennen, verſetzt dem ſchwachen Greiſe den erſten Stich; ſeinen Körper gibt man den ſchändlichſten Mißhandlungen Preis. Nach der gelungenen Ermordung des Admirals gab

eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schloſſes, in der Stunde der Mitternacht, den verſammelten Bügercompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzlung aller Hugenotten. Der Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß ſie in die Meſſe gingen und ſcheinbar zur catholiſchen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten, königliche Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus, und wenn auch in einigen Provinzen die Beamten Ehr- und Menſchenliebe genug, hatten, die ihnen zugegangenen Mordbefehle nicht vollziehen laſſen, ſo fanden ſich doch Werkzeuge der Ermordung genug. Dreißig Tage hindurch dauerte faſt in allen Provinzen dieſe Abſcheulichkeit, und man rechnet an 30,000 Menſchen, welche hingeopfert wurden. Zu Rom löſte man die Kanonen, der Papſt ſchrieb ein Jubeljahr aus, und verordnete eine Prozeſſion in der Ludwigskirche. — Bei dem allen erreichten die unvernünftigen Eiferer ihren Zweck nicht. Diejenigen von den Hugenotten, welche ſich gerettet hatten, flüchteten in unwegſame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung; aber während derſelben erhielt er die Nachricht, daß ihn die Polen zum Könige gewählt hätten. Er ſchloß am 6ten Juli 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugenotten in gewiſſen Städten Religionsübung. Der Hof gewann mithin durch die pariſer Bluthochzeit, bei den Franzoſen la St. Barthélemy genannt, nichts, als daß die Hugenotten für die Zukunft mehr auf ihrer Hut waren, und ſich gegen neue Angriffe rüſteten. Eine ausführl. Erzählung dieſer ſchrecklichen Begebenheit iſt Curths Bartholomäusnacht; ein Werk, das in jeder Rückſicht Empfehlung verdient. (Leipz. 1814. 1 Thlr. 16. Gr.)

Blutrache, die noch jetzt bei den Arabern und andern kriegeriſchen Völkern von Aſien, Afrika und Amerika, auch vor kurzem noch in Corſica herrſchende Sitte, einen Mord von Seiten der Verwandten des Ermordeten durch den Tod des Mörders oder ſeiner Verwandten zu rächen. Sie iſt in der Regel die Pflicht des nächſten Anverwandten des Ermordeten. Der Vater rächt den Sohn und umgekehrt, der Bruder den Bruder u. ſ. w. Sie wird oft Jahre lang geſucht und gegenſeitig fortgeſetzt, und verwickelt nicht ſelten ganze Stämme in die langwierigſten und blutigſten Fehden, deren Ausſöhnung meiſt höchſt ſchwierig iſt.

Blutſchande — ihre Erklärung gehört nicht hieher — haben die poſitiven Geſetzgebungen aus dem Religionsſyſtem aufgenommen. Das Naturrecht kennt ſie nicht; desgleichen zählt der Code Napoléon ſie nicht unter den fleiſchlichen Verbrechen mit auf, von dem triftigen Grundſatze ausgehend, daß Verpönung dieſer Art von Verbrechen zu nichts als zu deren Verheimlichung führt, und daß die Strafe der öffentlichen Meinung genügt. Das natürliche Sittlichkeitsgefühl hat von jeher bei allen Nationen die Ehe und den Beiſchlaf zwiſchen Descendenten und Ascendenten verboten, nicht ſo zwiſchen Geſchwiſtern, welche bei den Perſern, Athenern, Ägyptern ꝛc. ſich heirathen durften. Eine ſittliche Bildung dehnte die verbotenen Verwandtſchaftsgrade aus, und moraliſcher und religiöſer Pedantismus überdehnte ſie, ſogar bis auf die geiſtige Verwandtſchaft der Gevattern. Es iſt zu hoffen, daß die Aufklärung unſerer Tage, welche ſich ſeither ſchon in der Füglichkeit der Freiſprechungen offenbart hat, die Blutſchande (Inceſt) nur auf Ältern, Kinder und Geſchwiſter beſchränken werde.

Blutsfreundſchaft (im Naturrechte) wird durch das Ver-

hältniſs begründet, in welchem eine Perſon gegen die andere aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung ſich befindet. Da der zeugende Theil etwas von ſeinem thieriſchen Weſen anwendet, um daraus die animaliſche Subſtanz des andern, des Gezeugten, zu bilden, ſo entſteht daraus der allgemeine Grundſatz: je größer die Übereinſtimmung des thieriſchen Weſens einer Perſon mit dem der andern, aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung iſt, deſto größer iſt der Grad der Blutsfreundſchaft unter ihnen. Daher iſt zwiſchen einer zeugenden und der von ihr durch die Zeugung abſtammenden Perſon nach der Natur ein größerer Grad der Blutsfreundſchaft, als zwiſchen denen, welche von einer Perſon, als ihrem gemeinſchaftlichen Stammvater, herkommen. Daher iſt die Verwandtſchaft oder der Grad der Blutsfreundſchaft unter ſolchen Perſonen, die mit einander in einer geraden Linie ſtehen, größer, als der Grad der Blutsverwandtſchaft unter ſolchen Perſonen, die durch verſchiedene Seitenlinien mit einander verbunden ſind. Die Perſonen in gerader Linie ſind gleichſam lauter Entwickelungen des nämlichen Keimes, der in dem Stammvater befindlich war. Jede Seitenlinie aber iſt Entwicklung eines eigenen oder beſondern Keims, der von dem Keime des andern unterſchieden iſt, und nur darin mit demſelben übereinkommt, daſs er mit jenem zugleich im Stammvater vorhanden war. Wenn man alſo nach der Verwandtſchaft zweier Perſonen aus zwei Seitenlinien einer Familie fragt, ſo iſt dies in der That eine ganz andere Verwandtſchaft, als die, welche ſich zwiſchen zwei Perſonen aus einer geraden Linie befindet. Mithin können auch die Zeugungen aus einer Linie nicht auf die andere Seitenlinie fortgezählt werden, wenn man die Grade der Verwandtſchaft zwiſchen zwei Perſonen aus zwei Seitenlinien richtig beſtimmen will. Die einzige naturgemäße Regel iſt in dem Falle die, daſs man die Zeugungen vom gemeinſchaftlichen Stamme in jeder Seitenlinie bis auf die Perſon zählt, nach deren Verwandtſchaft man fragt, und den Abſtand jeder dieſer Perſonen von dem gemeinſchaftlichen Stamme in der Zahl der letzten Zeugung aus jeder Linie ausdrückt. Wenn man aber die Verwandtſchaft zweier Perſonen in einer geraden Linie den Graden nach bezeichnen will, ſo zählt man die Zeugungen von der einen zur andern.

Bluttaufe wurde zuerſt von Tertullian der Märtyrertod genannt, den er, und nach ihm eine Menge anderer chriſtlichen Lehrer als eine zweite, zur Vergebung der Sünden noch kräftigere Taufe betrachten lehrten, und den Gläubigen dringend empfahlen. Vergl. d. Art. Märtyrer.

Boccaccio (Giovanni), deſſen Name, wie Mazzuchelli mit Recht ſagt, allein für tauſend Lobſprüche gilt, war 1313 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Florenz, aber ſeine Familie ſtammte von Certaldo, einem Dorfe in Toscana; daher er ſich ſelbſt da Certaldo nennt. Boccaz war die uneheliche Frucht einer Verbindung, welche ſein Vater zu Paris, wohin ihn Handelsgeſchäfte gerufen, eingegangen war und wurde daſelbſt geboren. Frühzeitig nach Florenz gebracht, begann er hier ſeine Studien, und verrieth ſchon als Knabe einen entſchiedenen Geſchmack für die Poeſie. Mit dem zehnten Jahre übergab ihn ſein Vater einem andern Kaufmanne, bei dem er die Handlung erlernen ſollte. Dieſer führte ihn nach einigen Jahren nach Paris, und behielt ihn überhaupt ſechs Jahre bei ſich; ohne daſs er ihm Neigung für den Kaufmannsſtand hätte einflößen können. Leidenſchaftliche Liebe für die Wiſſenſchaften beſeelte ihn. Vergebens

hoffte ſein Vater, daß der Aufenthalt in Neapel ſeinem Geiſte eine ihm erwünſchtere Richtung geben würde. Er blieb acht Jahre daſelbſt, aber ſtatt mit Kaufleuten zu verkehren, knüpfte er die innigſten Freundſchaftsbande mit mehrern neapolitaniſchen und florentiniſchen Gelehrten, welche der kunſtliebende König Robert dahin gezogen hatte. Nichts beweiſt, daß er Theil an dem Wohlwollen dieſes Fürſten hatte, wohl aber genoß er der beſondern Gunſt einer natürlichen Tochter Roberts, für die er mehrere Werke in Proſa und Verſen ſchrieb, und der er unter dem Namen Fiammetta oft darin huldigt. In glücklichen äußern Verhältniſſen, mit einem lebhaften und heitern Geiſte, einem ſanften und gefälligen Charakter, der glückliche Liebhaber einer Königstochter, mußte der ihm beſtimmte Stand mehr als je ihn mit Widerwillen erfüllen. Der lebhafte Geſchmack, den die Prinzeſſin an der Dichtkunſt fand, der vertraute Umgang mit wiſſenſchaftlichen Männern, das Grabmal Virgils, das er auf einem Spaziergange bei Neapel erblickte, die Gegenwart Petrarcas, der mit höchſter Auszeichnung bei Hofe aufgenommen ward, und von Neapel nach Rom ging, um den Dichterlorbeer zu empfangen, die Verbindung, welche Boccaz mit ihm geſchloſſen, alles wirkte mächtig auf ſeine natürlichen Neigungen, um ihn entſchieden zum Literator und Dichter zu machen. Nachdem er hierauf zwei Jahre in Florenz bei ſeinem Vater verlebt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, wo ihn die Königin Johanna ſehr gütig aufnahm, und man glaubt, daß er nicht minder, um dieſer jungen Königin, als um ſeiner theuren Fiammetta zu gefallen, ſeinen Decamerone ſchrieb, der ihn, ohne Nebenbuhler, zum erſten italieniſchen Proſaiker erhebt. Nachdem ihm ſeines Vaters Tod zum Herrn ſeiner Neigungen gemacht hatte, ließ er ſich in Florenz nieder, wo er ſeine Studien nur durch Luſtbarkeiten und einige auswärtige Geſchäfte, womit ſeine Mitbürger ihn ehrten, unterbrach. Er ward gewählt, Petrarca nach Padua die Nachricht zu bringen, daß man ihn zurückberufen, und das Vermögen ſeines in der Verbannung geſtorbenen Vaters frei gegeben habe. Hier war es, wo beide eine Freundſchaft ſchloſſen, die für ihr ganzes Leben dauerte. Als einige Jahre nachher Boccaz durch den Ankauf koſtbarer Bücher und durch Vergnügungen ſein mäßiges Vermögen erſchöpft hatte, fand er in Petrarca die großmüthigſte Hülfe; nicht minder war ihm derſelbe für ſeine Schriften und für ſein Leben ein trefflicher Rathgeber; ihm dankte er vornehmlich die Veränderung, die in ſeinem Weſen vorging. Ein Karthäuſer hatte ihn zu einer gänzlichen Entſagung aller Freuden der Welt bewogen; Petrarca milderte dieſen Entſchluß, und führte ihn zu einer Mäßigung zurück, welche den ächten Weiſen auszeichnet. Neue Unruhen, die in Florenz ausbrachen, bewogen ihn, ſich nach Certaldo zurückzuziehen, wo er ein kleines Landgut beſaß, um hier ruhig ſeine Arbeit fortzuſetzen. Er hatte bisher nur in italieniſcher Sprache, und blos Werke der Unterhaltung geſchrieben; jetzt verfaßte er auch mehrere gelehrte und hiſtoriſche. Er ſchrieb ſie lateiniſch; eins derſelben war das erſte neuere Werk, worin ſich mythologiſche Nachrichten geſammelt finden, die in den Schriften der Alten zerſtreut ſind. Er verſtand ſehr gut die griechiſche Sprache, und hatte auf ſeine Koſten den Leontius Pilatus aus Theſſalonich von Venedig nach Florenz kommen laſſen, den er drei Jahre in ſeinem Hauſe unterhielt, um von ihm die Sprache zu erlernen, den Homer mit ihm zu erklären, und von ihm ins Lateiniſche überſetzen zu laſſen. Er hat den Ruhm, daß er zuerſt

aus Griechenland auf ſeine Koſten Abſchriften der Iliade und Odyſſee hat kommen laſſen; und ſparte weder Mühe noch Aufwand, ſich gute griechiſche und lateiniſche Handſchriften zu verſchaffen. Zugleich bediente er ſich ſeines ganzen Einfluſſes, um ſeine Zeitgenoſſen zur Erlernung des Griechiſchen zu befeuern, und das Studium des Alterthums an die Stelle der Scholaſtik zu ſetzen. Das Anſehen, das er ſich erworben hatte, war Urſache, daß er zweimal in wichtigen Angelegenheiten an den Papſt Urban V. geſandt wurde. Er vollzog dieſe Aufträge und kehrte nach Certaldo zu ſeinen Studien zurück. Hier befiel ihn eine langwierige und widrige Krankheit, die ihn noch lange in einem Zuſtande von Schwäche und Abſpannung ließ, peinlicher als die Krankheit ſelbſt. Er genas, um eine ſchwierige, aber für ihn doppelt ſchmeichelhafte Arbeit zu unternehmen. Dante war mit Recht von je der Gegenſtand ſeiner höchſten Bewunderung geweſen. Die Florentiner, die dieſen ihren großen Mitbürger einſt verfolgt und verbannt hatten, errichteten jetzt, um ſein Andenken zu ehren und zu verſöhnen, einen öffentlichen Lehrſtuhl für die Erklärung ſeines Gedichts, das in demſelben Maße dunkler und ſchwieriger ward, als man ſich von der Zeit, in der es geſchrieben worden, entfernte. Dieſe neue Profeſſur wurde Boccaz anvertraut, und er lag ihr mit einem ſo raſtloſen Eifer ob, daß ſeine Geſundheit ſich nie wieder völlig befeſtigen konnte. Dazu kam die Nachricht von dem Tode ſeines Lehrers und theuerſten Freundes, Petrarca. Er überlebte ihn nicht viel über ein Jahr und ſtarb zu Certaldo den 21ſten Dec. 1375. Auf ſein Grabmal ſetzte man folgende, von ihm ſelbſt verfaßte, Inſchrift:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis,
Mens sedet ante deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Bocchaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Boccaccio erſcheint in der That in allen ſeinen Werken als ein trefflicher Dichter von der reichſten Erfindung, lebendigſten Einbildungskraft und dem zarteſten und glühendſten Gefühl. Sein Decamerone, der eine Sammlung von hundert, zum Theil aus provenzaliſchen Dichtern entlehnten, Novellen enthält, hat ſeinen Ruhm vor allen übrigen begründet. Er malte in demſelben, wie auf einer ungeheuren Leinwand, Menſchen von allen Ständen, allen Charakteren, allen Altern, und Ereigniſſe aller Art, die ausgelaſſenſten und heiterſten, wie die rührendſten und tragiſchſten, und bildete dabei die italien. Sprache zu einem bis dahin noch nicht erreichten Grade aus. Vielfältig iſt der Decamerone (deutſch von Soltau) überſetzt, und von unzähligen Schriftſtellern aus ihm geſchöpft worden. Von ſeinen übrigen Werken müſſen wir uns begnügen, nur folgende anzuführen: La Teseide, der erſte Verſuch einer italien Epopöie, und in Ottaven geſchrieben, für deren Erfinder Boccaz gilt. Amorosa visione, ein großes Gedicht in Terzinen. Die Anfangsbuchſtaben der Terzinen bilden zwei Sonette und eine Canzone zum Lobe der Prinzeſſin Maria, ſeiner Gebieterin, die er hier mit ihrem Namen zu nennen wagt. Il Filostrato, ein romantiſches Gedicht in Ottaven. Nimfale Fiesolano, ebenfalls in Ottaven. Rime. Die meiſten ſeiner Sonette, Canzonen und anderen Liebesgedichte hatte Boccaz, nachdem er die italieniſchen Poeſien Petrarcas geleſen, verbrannt und die vorhandenen ſcheinen ſich wider ſeinen Willen erhalten zu haben. Il Filocopo, ovvero amorosa fatica, ein Jagdroman. L'amorosa Fiammetta, ein lieblicher Roman, der auch den deutſchen Leſern

durch die Überſetzung der Soph. Brentano bekannt iſt. L'Urbano (wird von einigen für untergeſchoben gehalten). L'Ameto oder Nimfale d'Ameto, ein aus Proſa und Verſen gemiſchtes Gedicht, aus dem Schlegel in ſeinen Blumenſträußen einiges gegeben hat. Il Corbaccio o sia Labirinto d'Amore, eine beißende Schmähung gegen eine Frau, die ihn zum Unwillen gereizt hatte. Endlich Origine, vita e costumi di Dante Alighieri, durch manche Einzelheiten anziehend, und ſein Commento sopra la Commedia di Dante, der aber nur bis zum 17ten Geſang der Hölle reicht. Seine lateiniſchen Werke ſind: De genealogia Deorum, libri XV. De montium, sylvarum, lacuum, fluviorum, stagnorum et marium nominibus liber. De casibus virorum et feminarum illustrium, libri IV. De claris mulieribus und Eclogae. Wir wünſchen durch die ausführlichere Anzeige ſeiner Werke zur näheren Kenntniß und richtigeren Würdigung dieſes großen Literators beigetragen zu haben, der unter uns nicht allgemein in der ihm gebührenden Achtung zu ſtehen ſcheint. Eine treffliche Überſicht der Ausgaben ſeiner Werke gibt Eberts Bibliogr. Lexicon.

Boccage (Marie Anne du), eine berühmte franzöſiſche Dichterin, Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen, war in dieſer letzten Stadt 1710 geboren, und ſtarb 1802. Sie war die Gattin eines Steuereinnehmers in Dieppe, der aber bald ſtarb und ſie als noch ſehr junge Witwe hinterließ. Ihre Erziehung erhielt ſie in Paris in einem Kloſter, wo ſchon ihre Anlagen ſichtbar wurden, und ihre Neigung ſie zur Dichtkunſt hinzog. Allein ſie verbarg dieſe Talente, und machte ihre Geiſteserzeugniſſe erſt 1746 bekannt. Wahrſcheinlich hatte ſie weislich berechnet, daß die Frau in den Jahren, wo die Reize der Jugend verſchwinden, auf einen Erſatz denken muß. Sie eröffnete ihre dichteriſche Laufbahn mit einem Gedichte über „den wechſelſeitigen Werth der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften," und dieſes erhielt bei der Akademie zu Rouen den Preis. Hierauf verſuchte ſie eine Nachahmung von dem „verlornen Paradies" in ſechs Geſängen; dann vom „Tod Abels," gab eine Tragödie unter dem Titel: „die Amazonen," und ein Gedicht in zehn Geſängen, „die Colombiade," heraus. So lange Madame du Boccage lebte, ward ſie mit einem Feuer geprieſen, welches nur ihr Geſchlecht und der Reiz ihres Betragens entſchuldigen können. Forma Venus, arte Minerva war der Wahlſpruch ihrer Bewunderer, unter die ſelbſt Voltaire, Fontenelle und Clairaut gehörten. Ihr huldigte alles, ſie war immer von den ausgezeichnetſten Männern umgeben, und eine Menge Gedichte, welche geſammelt mehrere Bände füllen würden, prieſen ſie. Am anziehendſten ſind die Briefe, die ſie auf ihren Reiſen in England und Holland ſchrieb, und aus denen man am deutlichſten den Eindruck kennen lernt, den ſie auf ihre Zeitgenoſſen machte. Die Werke dieſer berühmten Frau ſind ins Engliſche, Deutſche, Spaniſche und Italieniſche überſetzt.

Boccherini (Luigi) wurde 1740 zu Lucca geboren. Der Abt Vanucci, damaliger Muſikmeiſter des Erzbiſchofs, ertheilte ihm den erſten Unterricht in der Muſik und auf dem Violoncell. Schon früh zeigte er die glücklichſten Anlagen. Sein Vater, ein geſchickter Contrabaſſiſt, bildete ſie mit Sorgfalt, und ſandte ihn endlich nach Rom, wo er ſich durch eben ſo zahlreiche als originelle Werke großen Ruhm erwarb. Wenige Jahre darau kam er nach Lucca zurück.

Filippino Manfredi, ein Schüler Nardinis und Landsmann Boccherinis, war gerade daselbſt. Sie wurden bald durch die innigſte Freundſchaft verbunden, und gingen nach Spanien, deſſen Regent mit beſonderem Wohlgefallen die erſten Talente um ſich verſammelte. Boccherino, den der König liebgewann, und mit Ehren und Geſchenken überhäufte, ließ ſich leicht bewegen, in Spanien zu bleiben. Er ward bei der Akademie angeſtellt, mit der einzigen Verpflichtung, jährlich neun Stücke ſeiner Compoſition zu liefern, welches Boccherini auch leiſtete, bis er 1806 in ſeinem 66ſten Jahre zu Madrid ſtarb. Die Compoſitionen, die er ſelbſt herausgegeben hat, im Ganzen 58 Werke, ſind Symphonien, Sextetten, Quintetten, Quatuors, Trios, Duetten und Sonaten für Violine, Violoncell und Fortepiano. Außerdem gab es noch einige Quintetten und einzelne Geſangſtücke von ihm in der Handſchrift. Für das Theater hat er nichts gearbeitet, und für die Kirche iſt unter ſeinen herausgegebenen Sachen das einzige Stabat mater. Die Adagios von Boccherini beſonders ſind die Bewunderung der Kenner und die Verzweiflung der Künſtler; ſie geben die Idee einer Himmelsmuſik. Eben ſo iſt er in ſeinem Allegro ſtets edel. Man kann mit Recht Boccherino als den Vorläufer Haydns anſehen; denn er hat zuerſt Quartetten gemacht und den wahren Charakter dieſer Gattung beſtimmt.

Bocchetta, ein enger, durch drei Schanzen beſchützter Gebirgspaß der Apenninen, welcher aus der Lombardei nach Genua führt. Er ward in dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg 1746 und 47, und noch in dem franzöſiſchen Kriege gegen das Ende des 18ten Jahrh. durch wichtige Ereigniſſe bezeichnet.

Bode (Joh. Joach. Chriſtoph) wurde 1730 zu Braunſchweig geboren, wo ſein Vater damals Soldat und Tagelöhner war, nachher aber ſeinen Abſchied nahm, und nach Schöppenſtädt zog, wo er als Ziegelſtreicher kümmerlich ſein Leben friſtete. Hier erhielt auch der junge Bode mit andern Bauernknaben den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben. Als ihn der Vater bei ſeinen ſchweren Arbeiten nicht gebrauchen konnte, brachte er ihn zu ſeinem Großvater, um die Schafe zu hüten. Er ſchien jedoch ſelbſt hiezu unfähig, und man nannte ihn in der ganzen Familie nur den dummen Chriſtoph. Er ſelbſt fühlte in ſich aber den Beruf nach etwas Höherem, beſonders hatte er große Neigung zur Muſik. Sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie er nach Braunſchweig kommen könnte, um dort etwas zu lernen. Endlich gelang es ihm, ſeines Vaters Bruder zu bewegen, daß er ihn, 15 Jahre alt, nach Braunſchweig zu dem Stadtmuſikus Kroll in die Lehre brachte, und das Lehrgeld für ihn bezahlte. Er mußte ſich hier zu den niedrigſten Dienſten bequemen. Sein muſikaliſches Genie entwickelte ſich aber ſchnell, und er lernte die meiſten Blaſe- und Saiteninſtrumente mit Fertigkeit ſpielen. Nach überſtandenen ſieben Lehrjahren erhielt er die Stelle eines Hautboiſten. Er heirathete jetzt ein junges Mädchen, verſetzte ſich aber dadurch oft in Geldverlegenheiten. Um ſich in der Muſik weiter zu vervollkommnen, ging er nach Helmſtädt zu Stolpen, einem Virtuoſen auf dem Baſſon. Durch einen Studenten Schlabeck, ſeinen Freund, ward er jetzt mit der franzöſiſchen, italieniſchen und lateiniſchen Sprache bekannt, und durch den M. Stockhauſen mit der Theorie der ſchönen Künſte und mit der engliſchen Sprache. Von Helmſtädt wandte er ſich nach Celle, immer als Hautboiſt. Er gab hier auch zwei Sammlungen von ihm componirter Lieder heraus. Nach-

dem er in Celle ſeine Frau und ſeine Kinder durch den Tod verloren hatte, wandte er ſich nach Hamburg, wo er ſich endlich auf einem ſeinem Geiſte und ſeinen Talenten angemeſſenen Schauplatze befand. Er überſetzte hier mancherlei Romane und Theaterſtücke. Dann trat er in den Freimaurerorden, deſſen Angelegenheiten er ſpäterhin zum Hauptgeſchäft ſeines Lebens machte. In den Jahren 1762 und 63 führte er die Redaction des hamburger Correſpondenten. Er trieb aber immer fleißig die Muſik bei dieſen literariſchen Arbeiten, und ſo traf es ſich, daß eine ſeiner Schülerinnen, welche reich und ſchön war, ihm ihre Hand gab. Sie ſtarb bald, und obgleich er auf den größten Theil ihres Vermögens verzichtete, ſo blieb ihm doch noch genug, um ein angenehmes und unabhängiges Leben zu führen. Es erwachte jetzt in ihm ein alter Lieblingsgedanke: er wurde Buchdrucker. Das erſte Werk, das aus Bodens Buchdruckerei hervorging, war Leſſings Dramaturgie. Bode, der ſich wieder mit der Tochter des Buchhändlers Bohn verheirathet hatte, faßte jetzt mit Leſſing, der ſich mit ihm vereinigte, den großen Plan zu einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genies und des Geſchmacks ſollten hier zum Vortheil der Verfaſſer gedruckt werden. Allein Leſſing war für Geſchäfte dieſer Art nicht gemacht, und auch Boden mißlang der Plan, da es ihm an den dazu nöthigen kaufmänniſchen Kenntniſſen fehlte. 1778 folgte er der Witwe des großen Bernſtorff als ihr Geſchäftsführer nach Weimar, wo er ſeitdem auch verweilte, ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte und 1793 ſtarb. Aus Anerkennung ſeiner Verdienſte hatte der Hof von Meiningen ihn zum Hofrath, der gothaiſche zum Legationsrath und der darmſtädtiſche zum geheimen Rath ernannt. Bode hatte ſich hauptſächlich durch meiſterhafte Überſetzungen der eigenthümlichſten Werke, beſonders der Engländer, einen ausgezeichneten Rang unter den claſſiſchen Schriftſtellern der Deutſchen erworben. Er wußte ſeinen Überſetzungen einen Anſtrich von Eigenthümlichkeit zu geben, wodurch ſie eine wahre Volksthümlichkeit erhielten. Seine vorzüglichſten Überſetzungen ſind Yoriks empfindſame Reiſe, Triſtram Shandys Leben, der Dorfprediger zu Wakefield und Montaignes Verſuche. Tom Jones iſt ihm am wenigſten gelungen. Der dritte und letzte Theil von Yoriks Reiſe iſt nicht, wie man lange geglaubt hat, von ihm ſelbſt, ſondern auch nach einem engliſchen Originale. Blos die im dritten Bande in Sternes ſchönſter Manier erzählte Geſchichte: „Das Hündchen,“ iſt ganz von ihm.

Bode (Johann Elert), berühmter Aſtronom, geb. zu Hamburg 1747. Er zeigte früh Neigung für die mathematiſchen Wiſſenſchaften, in denen ihn anfangs ſein Vater, dann der berühmte J. G. Büſch unterrichtete, und gab zuerſt einen öffentlichen Beweis ſeiner aſtronomiſchen Kenntniſſe durch eine kleine Schrift bei Gelegenheit der Sonnenfinſterniß am 5ten Aug. 1766. Der Beifall, welcher ihm zu Theil ward, ermunterte ihn zu größern Arbeiten und bereits 1768 erſchien ſeine Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels (9te Aufl. 1822), ein gemeinverſtändliches, durch Klarheit und Faßlichkeit empfehlenswerthes Lehrbuch der Aſtronomie, das zur Verbreitung richtiger aſtronomiſcher Kenntniſſe ſehr nützlich gewirkt hat und noch wirkt, da es den Fortſchritten der Wiſſenſchaft in ſeinen wiederholten Auflagen ſtets gefolgt iſt. 1772 ernannte ihn die berliner Akademie zu ihrem Aſtronomen; aber erſt zehn Jahre nachher ward er wirklich zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Seitdem hat er ſich, vornehmlich durch Schriften, mannichfaltige Verdienſte um ſeine Wiſſenſchaft zu

erworben fortgefahren, die ihm die Anerkennung des In- und Auslandes erworben haben. Die vorzüglichſten darunter ſind ſeine aſtronomiſchen Jahrbücher (ſeit 1774), eine ſchätzbare, jedem Aſtronomen unentbehrliche Sammlung, und ſein großer Himmelsatlas in zwanzig Blättern, in welchem der fleißige Herausgeber 17,240 Sterne (d. h. 12,000 Sterne mehr, als die frühern Charten enthalten) verzeichnet hat.

Bodenſee (eigentlich Bodmanſee, von dem alten Schloß Bodman) oder coſtnitzer, conſtanzer See, iſt ein großer See zwiſchen Deutſchland und der Schweiz, zwölf Stunden in der größten Länge, vier Stunden in der größten Breite, und 368 Klaftern in der größten Tiefe; 1089 Fuß über dem Meere. Er wird in den Zeller-, untern und bregenzer oder obern See getheilt. Mehrere Flüſſe ergießen ſich in denſelben, z. B. der Rhein, der bei Rheineck hinein- und bei Stein am Rhein wieder hinaustritt, ferner die Bregenz, der Argen, die Schüſſen und vier Flüſſe, die den Namen Aach führen. In ihm liegen die Inſeln Lindau, Reichenau und Meinau. Er enthält 73 Arten Sumpf- und Schwimmvögel, 20 Arten Konchylien und 26 Arten Fiſche, z. B. Gangfiſche oder junge Lachsforellen. Handel und Schifffahrt ſind wegen des Rheinfalls bei Schafhauſen nicht beträchtlich, und beſchränken ſich auf Getreide, Salz und Seewein, wie man den Wein dieſer Gegend nennt. Er iſt ſeit 1695 nie wieder ganz zugefroren.

Bodmer (Joh. Jac.), ein zu ſeiner Zeit berühmter deutſcher Dichter und Literator, geb. zu Greifenberg bei Zürich 1698, geſt. in Zürich 1783. Sein Vater, welcher Pfarrer war, beſtimmte ihn dem geiſtlichen Stande, dann dem Handel, aber der Sohn verzichtete auf beides, um ſeiner Neigung zur Poeſie und den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu folgen. Er hatte früh nicht nur die Griechen und Römer, ſondern auch die Meiſterwerke der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Literatur kennen gelernt. Die Armuth und Geſchmackloſigkeit der deutſchen Literatur ſeiner Zeit leuchtete ihm um ſo mehr ein, und er glaubte ſich eben ſo viel Verdienſt als Ruhm zu erwerben, wenn er als Reformator aufträte. Zu dieſem Ende verband er ſich mit Breitinger (ſ. d. Art.) und beide traten 1722 mit einer Zeitſchrift auf, worin ſie einige deutſche Dichter, die damals in großem Anſehen ſtanden, vor den Richterſtuhl ihrer Kritik zu ziehen wagten. So beſchränkt und verkehrt auch zum Theil ihre Anſichten, ſo gehaltlos und leer auch meiſtentheils ihre Urtheile waren, ſo ſichtbar parteiiſch gegen die Deutſchen ſich auch Bodmer zeigte (er verwarf unter andern den Reim und die Muſik unbedingt, verurtheilte Hans Sachs ohne alle Gnade, erklärte den Witz für eine Krätze des Geiſtes u. dgl. m.); ſo machte doch ſchon der keck und dreiſt ausgeſprochene Tadel, der damals etwas Ungewöhnliches war, großes Aufſehen und regte zu weitern Nachforſchungen und Unterſuchungen an. Gottſched, dieſer berühmte Ariſtarch, der ſelbſt für den erſten Stimmführer in der ſchönen Literatur gelten wollte, ſprach ſich anfangs zu Gunſten der jungen Schweizer aus, trat aber bald, als auch er ihren Tadel erfuhr, an die Spitze ihrer Gegner. So bildeten ſich zwei Parteien, die Gottſchedſche und die ſchweizeriſche, die ſich mehrere Jahre lang mit großer Erbitterung bekämpften. Wiewohl es bei dieſer Fehde nicht an Erbärmlichkeiten auf beiden Seiten fehlte, ſo hatte ſie doch nützliche Folgen und half eine glänzende Periode unſerer Literatur vorbereiten. 1725 erhielt Bodmer den Lehrſtuhl der Geſchichte in ſeinem Vaterlande, den er funfzig Jahre einnahm. Seine ſchriftſtel-

leriſche Thätigkeit war ungemein; er trat nicht nur als Kunſtrichter und Literator, ſondern auch als Geſchichtſchreiber und Dichter auf. In letzterer Eigenſchaft leiſtete er am wenigſten, wie ſeine Noachide, ſeine dramatiſchen Arbeiten, ſeine Überſetzungen des Homer und Milton u. ſ. w. zur Genüge beweiſen. Größere Verdienſte erwarb er ſich durch die Herausgabe fremder Dichterwerke, namentlich der Maneſſeſchen Minneſänger, des Opitz (nur ein Band) u. ſ. w. Von Sitten war Bodmer ſtreng und patriarchaliſch, fremdes Verdienſt konnte er nicht ohne Neid und Eiferſucht anſehen. Seine überwiegenden Verdienſte ſichern ihm indeß ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt.

Bodmerei iſt ein Vertrag, durch welchen ein Schiffer, gegen Verpfändung ſeines Schiffes, Geld aufnimt. Höhere Zinſen ſind hier nicht unerlaubt, weil der Darleiher beſorgen muß, daß er mit dem Untergange des Schiffs zugleich ſein Darlehn verliere. Die Acte über jenen Vertrag heißt Bodmereibrief.

Bodoni (Giambatiſta), Vorſteher der königlichen Druckerei zu Parma, Sr. catholiſchen Maj. Hofbuchdrucker, Mitglied mehrerer Akademien Italiens, Ritter des Ordens beider Sicilien und des Ordens der Reunion, wurde 1740 zu Saluzzio in Piemont, wo ſein Vater eine Buchdruckerei beſaß, geboren. Er gab früh Beweiſe ſeines künftigen Anſtrebens, und beſchäftigte ſich ſchon als Knabe mit dem Holzſchneiden. Da ſeine Arbeiten Beifall fanden, ging er 1758 nach Rom, um ſich zu vervollkommnen, und ward in der Druckerei der Propaganda als Setzer angeſtellt. Seine Geſchicklichkeit, ſein Geſchmack und ſein Betragen erwarben ihm die Liebe der Vorſteher dieſer Anſtalt, auf deren Rath er ſich mit den orientaliſchen Sprachen bekannt machte, um vornehmlich in dieſen arbeiten zu können. Er ſetzte hier unter andern das arabiſch-koptiſche Meßbuch und Georgis tibetaniſches Alphabet. Ein großes Verdienſt erwarb er ſich auch dadurch um dieſe Druckerei, daß er die in Unordnung gerathenen Ponzen vieler orientaliſchen Alphabete reinigte und wieder ordnete. Dieſe Arbeit führte ihn auf den Gedanken, ſelbſt Lettern zu ſchneiden und zu gießen. Nach einer höhern Ausbildung ſtrebend, beſchloß er 1766, nach England zu gehen. Er beſuchte auf dem Wege ſeine Vaterſtadt, wo ihn ein heftiges Fieber überfiel, das ſeinen Reiſeplan zerſtörte. Um dieſe Zeit hatte der Infant Don Ferdinand, Herzog von Parma, daſelbſt, neben andern wiſſenſchaftlichen Anſtalten, auch eine königliche Druckerei, nach dem Muſter derer von Paris, Madrid und Turin, errichtet. Bodoni trat an die Spitze dieſer Anſtalt, die durch ihn zu der erſten dieſer Art in Europa erhoben wurde, und erwarb ſich den Ruhm, alles, was ſeine Kunſt früher an prachtvollen und dem Schönheitsſinn zuſagenden Werken geliefert, bei weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit ſeiner Lettern, ſeiner Schwärze und des Papiers läßt eben ſo wenig, als die ganze Anordnung des Techniſchen etwas zu wünſchen übrig, und ſchwerlich möchte es ihm darin irgend einer ſeiner Nachfolger zuvorthun; doch kommt der innere Werth ſeiner Ausgaben dem glänzenden Äußern ſelten gleich. Sein Homer iſt ein wahrhaft bewundernswürdiges Prachtwerk; wie denn namentlich ſeine griechiſchen Lettern, unter allen neuern Verſuchen der Art, am glücklichſten die Züge der Handſchrift nachahmen. Ein gebildeter Geſchmack, eine raſtloſe Thätigkeit hatten Bodoni auf dieſe Höhe der Kunſt geführt. Er ſtarb zu Padua den 29ſten Nov. 1813.

Boerhaave (Hermann), einer der berühmteſten Ärzte des 18ten Jahrh. Er war 1668 zu Woorhout bei Leiden geboren. Sein Vater gab ihm früh eine gelehrte Erziehung. Der junge Hermann machte ſchnelle Fortſchritte; noch vor ſeinem elften Jahre verſtand er griechiſch und lateiniſch. Ein bösartiges Geſchwür, von welchem er damals an der linken Hüfte heimgeſucht wurde, und gegen welches er ſieben Jahre lang alle Hülfsmittel der Arzneikunde erſchöpfte, war Urſache, daß er Neigung für dieſe Wiſſenſchaft faßte. 1682 ward er nach Leiden geſchickt, um dort Theologie zu ſtudiren. Er war zwanzig Jahre alt, als er die erſten öffentlichen Proben ſeiner Gelehrſamkeit und Beredſamkeit gab. Unter Gronovs, ſeines Lehrers im Griechiſchen, Vorſitz hielt er eine akademiſche Rede: Qua probatur bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono (gedr. Leiden 1690, 4.). Boerhaave beſtritt darin Spinozas Lehre mit ſo viel Talent, daß die Stadt ihm mit einer goldenen Medaille belohnen zu müſſen glaubte. 1689 ward er Doctor der Philoſophie, und vertheidigte bei dieſer Gelegenheit ſeine Inauguraldiſſertation de distinctione mentis a corpore (Leiden 1690). Er beſtärkte durch dieſelbe die großen Hoffnungen, welche man von ihm gefaßt hatte. Damals fing er, in einem Alter von 22 Jahren, das Studium der Medicin an. Drelincourt war ſein erſter und einziger Lehrer, er erhielt von ihm nur wenigen Unterricht, und es iſt merkwürdig, daß Boerhaave allein eine Wiſſenſchaft erlernte, auf die er einen ſo wichtigen Einfluß ausüben ſollte. Er ſtudirte zuerſt die Anatomie, aber mehr in den damals gangbaren Werken eines Veſale, Bartholin u. ſ. w., als in Sectionen. Er war zwar bei den meiſten Zergliederungen Nucks gegenwärtig; dennoch läßt ſich der Mangel eines praktiſchen Studiums der Anatomie in allen Schriften Boerhaaves wahrnehmen. Der Einfluß, den er dennoch auf ſie ausübte, war nur mittelbar, nur eine Folge der nothwendigen Verbindung zwiſchen dieſer ganz mechaniſchen Wiſſenſchaft und der Phyſiologie und Medicin. Indem er in letztern die mechaniſchen Erklärungen vorzog, zwang er die Anatomen, ſich einem genauen Studium der Formen der Organe zu widmen, wie ſich dies an allen Anatomen ſeiner Zeit, einem Santorini, Morgagni, Valſalva, Winslow, Albinus u. ſ. w., leicht bemerken läßt. Nach dieſem vorläufigen Studium, welches in der That die Grundlage der mediciniſchen Wiſſenſchaft iſt, las Boerhaave alle alten und neuen Werke über die Medicin nach der Zeitfolge, indem er von ſeinen Zeitgenoſſen bis zum Hippokrates hinaufſtieg, deſſen hoher Werth und einzig richtige Methode ihm dadurch recht einleuchtete. Er ſtudirte ebenfalls die Botanik und Chemie, und ward, obwohl er ſich noch immer dem geiſtlichen Stande widmete, 1693 zu Harderwyck Doctor der Medicin. Seine Disputation war de utilitate explorandorum excrementorum in aegris, ut signorum. Nach ſeiner Rückkehr nach Leiden entſchied er ſich, da man Zweifel gegen ſeine Orthodoxie erregte, völlig für die Medicin. 1701 machte die Univerſität Leiden ihn zum Lector und Repetenten für Drelincourts Lehrſtuhl der Theorie der Medicin, und damals hielt er ſeine erſte mediciniſche Rede de commendando studio Hippocratico, worin er, noch in dem erſten aus des Hippokrates Schriften geſchöpften Eifer, die Richtigkeit der von dieſem großen Manne befolgten Methode beweiſt, und die ausſchließlichen Vorzüge derſelben darthut; wohl ihm, wenn er ſelbſt ſich in der Folge nie davon entfernt hätte.

Boerhaave ſing damals an, die groſsen Eigenſchaften zu entwickeln, die ihn als Lehrer ausgezeichnet haben, und ihn allen, die ſich dem Unterrichte widmen, zum Muſter aufſtellen. Er wurde bald der berühmteſte Lehrer von ganz Europa, und man ſtrömte von allen Seiten herbei, ihn zu hören. 1703 hielt er eine andere Rede de usu ratiocinii mechanici in medicina, Leiden 1703. Hier fängt er bereits an, ſich von dem Hippokratiſchen Wege, den er früher ſo richtig gerühmt hatte, zu entfernen, und ſtellt die erſten Lehrſätze des fehlerhaften Syſtems auf, dem ſeine groſsen Talente ausſchlieſslich Eingang verſchaffen ſollten. 1709 endlich konnte die Univerſität Leiden Boerhaave für ſeine Talente und Verdienſte belohnen. Sie ernannte ihn zum Profeſſor der Medicin und Botanik an Hottons Stelle; und merkwürdig iſt es, daſs er bei dieſer Gelegenheit eine Rede hielt, qua repurgatae medicinae facilis asseritur simplicitas, welche derjenigen an die Seite geſtellt zu werden verdient, worin er das Studium des Hippokrates ſo wohl empfohlen. Auch in dieſer will er die Medicin zu ihrer urſprünglichen Einfachheit, zur Beobachtung, zurückführen, ganz dem Geiſte entgegen, der ihn in ſeinen Lehrſätzen leitete. Der Unterricht, dem Boerhaave ſich jetzt ganz widmete, veranlaſste ihn, um dieſe Zeit zwei Werke herauszugeben, auf welche ſich noch heutiges Tages faſt ſein ganzer Ruhm gründet: Institutiones medicae in usus annuae exercitationis domesticos, und Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae. In dem erſtern, einem Muſter von umfaſſender Gelehrſamkeit und von Methode, entwickelt er ſein Syſtem in ſeinem ganzen Umfange; in letzterem unternimt er eine Eintheilung der Krankheiten, und ſetzt ihre Urſachen, ihre Natur und ihre Behandlung aus einander. Der Lehrſtuhl der Botanik, den Boerhaave ebenfalls einnahm, trug nicht minder dazu bei, ihn berühmt zu machen. Weſentliche Dienſte leiſtete er der Botanik durch die beiden Verzeichniſſe der in dem Garten zu Leiden gezogenen Pflanzen, deren Zahl er ſehr vermehrt hatte. Man verdankt ihm die Beſchreibung und Abbildung mehrerer neuen Pflanzen, und die Aufſtellung einiger neuen Gattungen. 1714 ward er Rector der Univerſität, und ſprach bei Niederlegung ſeines Rectorats de comparando certo in physicis; eine Rede, die zu ſeinen vorzüglichſten gehört. Am Ende dieſes Jahres ward Boerhaaven an Bidloos Stelle auch der praktiſche Unterricht übertragen, womit er ſich ſchon ſeit länger als zehn Jahren beſchäftigte. Die groſsen Vortheile unſerer kliniſchen Anſtalten ahnend, und um die theoretiſche Anweiſung mit der praktiſchen zu verbinden, lieſs er ein Hospital eröffnen, wo er zweimal wöchentlich, die Krankheiten vor Augen, ihre Geſchichte ſeinen Schülern vortrug, ohne etwas anderem, als allein der Beobachtung zu folgen. So beſchäftigt Boerhaave bereits war, ſo übertrug ihm doch 1718, nach Lemorts Tode, die Univerſität noch den Lehrſtuhl der Chemie, welche Wiſſenſchaft er auch ſchon ſeit 1703 lehrte. Er ſprach bei dieſer Gelegenheit de chemia suos errores expurgante. Sind auch die Beziehungen, welche Boerhaave zwiſchen der Chemie und Medicin findet, irrig, ſo gebührt ihm doch unſtreitig der Ruhm, die Chemie allgemein gemacht zu haben, indem er ſie in einem faſslichen Style und in trefflichen Werken behandelte. Seine Elemente der Chemie ſind vielleicht ſein ſchönſtes Werk, und haben, trotz der völligen Veränderung der Anſichten, noch für uns einen hohen Werth. Seine Verſuche zeichnen ſich durch eine groſse Genauigkeit aus. Be-

ſonders trefflich für die damalige Zeit iſt der Abſchnitt von den organiſchen Körpern. — Ein ſo ausgebreiteter Wirkungskreis mußte Boerhaave einen Ruf erwerben, dergleichen wenige Gelehrten ſich zu erfreuen gehabt. Man kam von allen Gegenden Europas, ihn um Rath zu fragen. Sein Vermögen betrug bei ſeinem Tode 2,000,000 Gulden. Peter der Große unterhielt ſich bei ſeiner Durchreiſe mit ihm, und ein chineſiſcher Mandarin ſchrieb an ihn unter der Adreſſe: an Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa. 1722 zwang ihn zuerſt ein Anfall des Podagras, von einem Schlagfluſſe begleitet, ſeine Thätigkeit zu unterbrechen. Neue Rückfälle in den Jahren 1727 und 1729 zwangen ihn, das Lehramt der Botanik und Chemie, dem er zwanzig Jahre vorgeſtanden, aufzugeben. 1730 verwaltete er das Rectorat zum zweitenmale, bei deſſen Niederlegung er eine Rede de honore, medici servitute hielt; vielleicht die beſte von allen, worin er den Arzt als Sclaven der Natur darſtellt, deren Bewegungen er zu erwecken und zu leiten habe. Er kehrt darin gewiſſermaßen zum Hippokrates zurück, von dem er ſich überhaupt in der Ausübung nie entfernte. 1738 kehrte ſein Übel verſtärkt zurück, und nach einigen Monaten erlag er ihm in einem Alter von 70 Jahren. Die Stadt ließ ihm in der St. Peterskirche ein Denkmal errichten, auf welchem man Boerhaaves Lieblingsdenkſpruch lieſt: Simplex sigillum veri. — Ein Verzeichniß der zahlreichen Werke, die er theils ſelbſt verfaßt, theils herausgegeben hat, zu liefern, erlaubt uns der Raum dieſes Werks nicht. Die wichtigſten derſelben ſind bereits oben genannt worden.

Boëthius (Anicius Manlius Severinus), ein durch ſeine Tugenden, Talente, Thaten, Würden und ſein trauriges Schickſal berühmter Mann, welcher 470 in Rom geboren war. Er ſtammte aus einer alten, reichen und angeſehenen Familie; ſein Vater war dreimal Conſul. Der junge Boëthius erhielt in Rom eine treffliche Erziehung, die ſeine außerordentlichen natürlichen Anlagen entwickelte, und ging in der Folge nach Athen, das immer noch der Mittelpunct des Geſchmacks und der Wiſſenſchaften war. Nach Rom zurückgekehrt, überhäufte ihn Theodorich, König der Oſtgothen, der damals über Italien herrſchte, mit Beweiſen ſeiner Huld und ſeiner hohen Achtung, und erhob ihn in kurzer Zeit zu den erſten Stellen des Staats. Er hatte auf die Handlungsweiſe Theodorichs den ſchönſten Einfluß, ſo daß die Herrſchaft der Gothen die Völker beglückte, die ihr unterworfen waren. Lange Zeit war er das Orakel ſeines Königs und der Abgott der Gothen, und die größten Beweiſe der Ehre ſchienen nicht hinzureichen, um ſeine Verdienſte und Tugenden zu belohnen. Da aber Theodorich alt wurde, ward er ſchwermüthig, eiferſüchtig und mißtrauiſch gegen alle, die ihn umgaben. Die Gothen erlaubten ſich nun alle mögliche Bedrückungen gegen das Volk, und umſonſt wendete Boëthius ſein ganzes Anſehen an, ſie zu mildern und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Bei ſeiner frühern Macht hatte er ſich durch ſeine Rechtſchaffenheit, die jedes Unrecht beſtrafte, viele Feinde zugezogen, die nun wieder mächtig wurden, und denen es gelang, den Theodorich ſelbſt gegen ihn einzunehmen und mißtrauiſch zu machen. Sein Widerſtand galt für ein aufrühreriſches Betragen; er wurde feſtgeſetzt, in ein Schloß in Pavia eingekerkert, wo man noch jetzt den Thurm zeigt, der ihm als Gefängniß gedient haben ſoll, und 526 auf die ſchrecklichſte Weiſe ermordet. Als er noch am Staatsruder war, fand er Erholung von ſeinen Geſchäften in den Wiſſen-

Digitized by Google

ſchaften, und wandte einen Theil ſeiner Muße an, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente zu verfertigen, von denen er mehrere dem König Clotar von Frankreich überſandte. In ſeiner Jugend unternahm er lateiniſche Überſetzungen des Plato, Ptolemäus, Euklides, Archimedes u. a. m., die Kaſſidor wegen ihrer Genauigkeit, Schönheit und Reinheit der Sprache den Urſchriften vorzieht. Dann ſchrieb er eine Arithmetik, aber ſein bei weitem berühmteſtes Werk enthält philoſophiſche Troſtgründe im Unglück. In dieſem wechſeln Verſe und Proſa ab, und man findet darin eine Erhebung der Gedanken, einen Adel der Gefühle, eine Leichtigkeit und Beſtimmtheit des Styls, die dieſes obwohl kleine Werkchen weit über alle Schriften ſeines Jahrhunderts erheben. (Beſte Ausgabe, Baſel 1570, Fol.)

Bogen iſt der Name des bekannten Werkzeuges, vermittelſt deſſen die Geigeninſtrumente intonirt, oder geſtrichen werden. Der Bogen beſteht aus einem dünnen und ein wenig ſpitz zulaufenden Stabe, an deſſen obern Ende ein Köpfchen iſt, in welchem die Pferdehaare befeſtigt ſind, womit derſelbe bezogen wird. Am untern Ende des Stabes wird ein zierlich ausgearbeitetes Stückchen Holz oder Elfenbein, der Froſch genannt, von einer Schraube feſtgehalten, ſo daß der Bezug, deſſen unteres Ende auf dem Froſche liegt, und in demſelben befeſtigt iſt, vermittelſt dieſer Schraube mehr oder weniger angeſpannt werden kann. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die Größe und übrige Einrichtung des Bogens mit der Größe derjenigen Gattung der Geigeninſtrumente übereinſtimmen müſſe, welchen der Bogen zum Hülfsmittel der Intonation dienen ſoll.

Bogeninſtrumente. Die verſchiedenen Gattungen derſelben werden gemeiniglich unter dem Geſchlechtsnamen Geige begriffen. Die gebräuchlichſten derſelben ſind: die große Baßgeige oder der Contra-Violon (violono, gebr. Contrabasso); die kleine Baßgeige, oder das Violoncell; die Kniegeige (viola da gamba); die Liebesgeige (viola d'amore); die Bratſche (Altgeige, viola di braccio); und endlich die eigentliche Geige (Diſcantgeige, violino). In Anſehung ihrer Beſtandtheile ſind alle dieſe Inſtrumente einander gleich. Sie enthalten nämlich eine in der Mitte ausgeſchweifte Reſonanzdecke und einen Boden von gleicher Größe und Form, die beide vermittelſt der Zarge verbunden ſind; nächſt dieſen einen Hals mit einem Kopfe, in welchem ſich die Wirbel zum Aufſpannen der Saiten befinden. Auf dieſem Halſe iſt das Griffbret aufgeleimt, über welches die Saiten hinlaufen, die oben auf dem Kopfe auf einem Sattel ruhen. Die Saiten ſind an dem untern Theile des Inſtruments vermittelſt eines Knotens in die Löcher eines gewölbten Bretchens eingehängt, welches den Namen Saitenhalter, oder Saitenfeſſel führt, und liegen in der Mitte der Reſonanzdecke auf einem mit zwei Füßen verſehenen, etwa anderthalb Zoll hohen Stückchen Holze, welches der Steg genannt wird. Innerhalb des Bauchs des Inſtruments iſt hinter demjenigen Fuße des Steges, über welchem die ſchwächſte Saite liegt, ein Stäbchen von Holz aufgerichtet, welches man die Stimme oder den Stimmſtock nennt. Unter dem entgegengeſetzten Fuße wird an dem inwendigen Theile der Reſonanzdecke ein langes, aber ſchmales und abgerundetes Stückchen Holz angeleimt, durch welches die Decke auf dieſer Seite des Inſtruments dem Drucke der Saiten widerſteht. Dieſes Stückchen Holz nennt man den Balken; von Einigen wird es auch die Seele genannt.

Bogenſchuß, bei der Artillerie ein Schuß, mittelſt deſſen die abgeſchoſſene Kugel eine Bogenlinie beſchreibt, welches geſchieht, wenn die Mündung des Geſchützes über die wagerechte Linie gerichtet wird; im Gegenſatze des Kernſchuſſes, wenn das Geſchütz eine wagerechte Richtung hat.

Bogenſtrich. Weil nicht allein die Güte des Tones, welchen ein Geigeninſtrument nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit geben kann, ſondern auch dasjenige, was dem Vortrage Ausdruck und Leben gibt, hauptſächlich von dem Bogenſtrich abhängt, ſo iſt leicht einzuſehen, welch ein wichtiger Gegenſtand der richtige und zweckmäßig angewendete Bogenſtrich bei allen Bogeninſtrumenten ſei. Der richtige Angriff des Bogens, die ſo mannichfaltigen Arten des Strichs u. dgl. gehören in die eigentliche Schule der Kunſt. Es ſei daher genug, hier blos zu bemerken, daß der Bogenſtrich überhaupt genommen am füglichſten in drei Hauptarten abgetheilt werden kann: 1) in den geſtoßenen, bei welchem nicht die ganze Länge des Bogens, ſondern nur ein Theil deſſelben, mit einem gewiſſen Grade von Geſchwindigkeit über die Saite geführt wird; 2) in den gezogenen, wobei entweder der ganze Bogen, oder doch wenigſtens der größte Theil deſſelben, mit einem gewiſſen Grade von Verweilen über die Saite gezogen wird; und 3) in den geſchleiften, bei welchem zwei, drei oder mehrere verſchiedene Noten auf einen einzigen Zug des Bogens genommen werden. Jede dieſer Arten des Striches, die ſowohl in dem Hinauf- als Herabſtriche ſtatt finden, hat wieder ihre vielfältigen Änderungen, die nach Beſchaffenheit des Zeitmaßes, des Charakters des Tonſtücks u. ſ. w. gewählt werden müſſen.

Böhme oder **Böhm** (Jacob), einer der berühmteſten Theoſophen und Myſtiker. Er war 1575 zu Altſeidenberg, einem Dorfe in der Oberlauſitz, unweit Görlitz, geboren, wo ſeine Ältern arme Bauersleute waren. Bis in ſein zehntes Jahr blieb er ohne allen Unterricht und mußte das Vieh hüten. Schon hier regte ſich, in dem Anſchauen einer reichen Natur und ohne fremde Anregung, eine Fülle ungemeiner Geiſteskraft in ihm, namentlich eine lebendige Einbildungskraft, die ihn raſtlos beſchäftigte, und ein tiefes frommes Gefühl, wodurch ſich ihm bald, erhoben über ſeine Umgebungen und ungeſtört von äußerer Einwirkung, ein ungetrübter leicht reizbarer Sinn für das Überſinnliche und Geheimnißvolle an den Dingen, und damit eine höhere Welt aufſchloß, ſo daß er in den Einwirkungen der Natur auf ſich eine Offenbarung Gottes empfand, und ſich im Drange ſeines religiöſen Sinnes und hohen ſittlichen Selbſtgefühls einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Natürlich mußte er bei der herrſchenden religiöſen Stimmung ſeines Gemüths auch in den äußern Begegniſſen ſeines Lebens höhere Winke erblicken, als andere. Zur Entwickelung dieſes ſtets auf das Überirdiſche gerichteten Sinnes wirkte gewiß der Unterricht, welchen ihm ſeine Ältern, um ihn zu einem Handwerke vorzubereiten, in der Schule ertheilen ließen, nicht wenig. Dieſer beſtand damals freilich nur im Leſen- und Schreibenlernen, nebſt Unterweiſung im Chriſtenthum; aber ſo mangelhaft auch letzterer Unterricht in unſern Zeiten erſcheint, ſo tiefe Wurzeln ſchlug er doch in dem Herzen der Menſchen jener Zeit. Seine Ältern ließen ihn darauf das Schuhmacherhandwerk erlernen, das er auch nachher in Görlitz ehrlich und redlich trieb. Die ſitzende Lebensart, welche mit demſelben verbunden iſt, ſcheint ſein brütendes Nachdenken über höhere Gegenſtände befördert zu haben. Auch auf ſeiner Wander-

ſchaft überließ er ſich der ſtillen Anſchauung, und die damals in Sachſen herrſchenden Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus beſchäftigten und bekümmerten ihn auf ſeinem Wege ſehr; wiewohl ſein religiöſes Gemüth ihn über den Streit der Secten erhob, und ihm unausſprechliche Luſt in der ungeſtörten Erhebung zu dem Unendlichen gewährte, ihn jedoch auch immer mehr in ſich ſelbſt zurückzog, und von ſeines Gleichen abſonderte. In ſeinem ſtrengen, ſittlichen Eifer und ſeinem religiöſen Selbſtgefühle mochten daher wohl andere einen ungeziemenden Stolz erblicken. Aber Böhme lebte beſcheiden und einfältig, ohne die Lehrmeinungen anderer anzugreifen, oder ihnen die ſeinigen aufdringen zu wollen. Andere mochten in ſeinem höhern Eifer baaren Wahnſinn erblicken, weil dem gewöhnlichen Menſchen jeder unbegreiflich iſt, der mehr als andre ſieht. Doch wie die äußern Enden ſich überall berühren, ſo muß auch der religiöſe Eifer und die gefühlvolle Betrachtung des Höchſten, die jedoch bei Böhme nicht träge Beſchauung blieb, ſondern ſich in einem lebenslänglichen Tugendwandel thätig äußerte, bei der Schwäche des menſchlichen Verſtandes den Schein des Wahnſinns leicht annehmen, und verbindet ſich oft mit Täuſchungen, welche überhaupt mit der Abſonderung des Menſchen von Menſchen beginnen. Dieſe Täuſchungen, welchen auch Böhme unterworfen geweſen zu ſein ſcheint, waren aber nicht Täuſchungen in Hinſicht auf den religiöſen Sinn, der ihn belebte, ſondern nur in Beziehung auf die Gegenſtände, denen die lebhaft gereizte Einbildungskraft einen beſondern Verkehr mit der Gottheit, und eine gleichſam magiſche Berührung ſeines Geiſtes zuſchrieb. Dazu kommt, daß Böhme alle höhere Bildung entbehrte, welche zur Ausbildung und Mittheilung ſeiner religiöſen, philoſophiſchen und poetiſchen Anſchauungen nothwendig war, um Dunkelheiten zu entfernen, denen das lebhaft bewegte Gemüth, das durch innere Fülle ſich mitzutheilen gedrungen iſt, nicht leicht entgeht. Aber wer die Mangelhaftigkeit und Kürze des Unterrichts, welchen Böhme genoß, bedenkt, muß ſtaunen, welcher Reichthum geiſtiger Kraft, und welcher Tiefſinn in dieſem einfachen und ſchmuckloſen Gefäße verſchloſſen war. Doch wir kehren zurück zu ſeiner Geſchichte. Böhme kehrte nach Görlitz zurück, ward 1594 Meiſter daſelbſt, und heirathete die Tochter eines Fleiſchers, mit welcher er 30 Jahre lang in einer geſegneten Ehe lebte. Mehrere Entzückungen und Geſichte (d. i. Augenblicke einer ungewöhnlich geſteigerten Gefühls- und Anſchauungskraft), welche ſein religiöſes Gemüth, gleich den heiligen Schriften, einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und Erleuchtung durch den heiligen Geiſt zuſchrieb, beſtimmten ihn, die Feder zu ergreifen. Seine erſte Schrift, welche er 1610 abfaßte, war Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang (gedruckt 1612), deswegen ſo benannt, weil der Verfaſſer in ihr ein Licht anzündet für die, welche erkennen wollen. In ihr verſuchte er ſeine Offenbarungen und Anſchauungen über Gott, Menſchheit und Natur mitzutheilen. Aus ihr, wie aus ſeinen übrigen Schriften, leuchtet eine vertraute Bekanntſchaft mit der Bibel, namentlich mit den apokalyptiſchen Büchern derſelben, zu welchen ihn ſein geheimnißvoller Sinn hinzog, vorzüglich hervor. Doch ſcheint er auch einige gelehrte Schriften, namentlich die des Paracelſus und Valentin Weigels, eifrig geleſen, und den Umgang erfahrner und gelehrter Männer auf ſeine Weiſe benutzt zu haben. Die Geiſtlichkeit in Görlitz, namentlich der damalige Paſtor an der Hauptkirche daſelbſt, Georg Richter, ein ſinnloſer Polterer, welchem dies Buch in

Abſchrift zu Geſichte gekommen war, befeindete ihn wegen deſſelben ſehr, ließ ihn vor Gericht ziehen, und verdammte ſein Buch, weil an ihm ſelbſt nichts Sträfliches erfunden wurde. Dieſe und andere Verfolgungen mußten ſeine unwiderlegte Überzeugung noch mehr befeſtigen und den Ruf von ihm und ſeiner Schrift verbreiten. Viele vornehme Männer kamen nun aus der Nähe und Ferne, begierig, ihn zu ſehen und zu ſprechen; vielen mußte er ſeine Schriften mittheilen, ja es ſcheint ihm auch von daher manche Unterſtützung zu Theil geworden zu ſein; denn mit ſeinem Handwerke wollte es nicht recht gehen, ſeitdem er ſich immer eifriger mit dem Höhern beſchäftigte. Doch iſt es nicht ganz gewiß, ob nicht andere Umſtände dazu mitwirkten. Von allen Seiten forderte man ihn auf, ſein Talent anzuwenden; doch ſchrieb er erſt von 1619 an aus eigenem Drange ſeine übrigen Werke, z. B. die Beſchreibung der drei Principien des göttlichen Weſens, und gegen 30 andere. Seine darin mitgetheilten Anſichten von Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung Sünde ſind größtentheils auf die Lehren der Bibel gebaut, welche ſein grübelndes Nachdenken, in Verbindung mit ſeiner poetiſch-phantaſtiſchen Naturanſchauung, mit Benutzung des aus myſtiſchen und chemiſchen Schriften Aufgefaßten, größtentheils Gleichnißweiſe (wobei das Gleichniß und Bild ſich ihm faſt unbemerkt in die Sache ſelbſt verwandelt) im planloſen dunkeln Gedankenlaufe und mit reger Aufwallung des Gefühls weiter ausgebildet hat. Und dieſe Erkenntniß erklärt er überall für das Werk einer göttlichen Erleuchtung, welche ihm verſtatte, einen Blick in die Tiefe der Gottheit und auf das innere Weſen der Dinge zu thun, um ſo mehr, da er ſich von ſeiner geiſtigen Entwickelung und von dem raſtloſen Drängen und Regen in ſeinem Innern ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben vermag: er ſelbſt aber ſagt, weil alle höhere Kenntniß ohne göttliche Offenbarung unmöglich ſei. So wahr der letztere Satz auch iſt, ſo wenig iſt die Offenbarung, wie ſie allen eigentlichen Myſtikern erſcheint, ein blos leidentliches Vernehmen beſonderer göttlicher Einwirkung; ja die Wahrheit des unausſprechlichen religiöſen Gefühls, durch Natur, Schrift oder Gewiſſen aufgeregt, wird, je ſtärker und lebhafter dieſes iſt, um ſo mehr auf die Bilder und Vorſtellungen übergetragen, welche daſſelbe in der aufgeregten Einbildungskraft erweckt, und ſo wird manche menſchliche Vorſtellungsweiſe als eine Wirkung beſonderer Offenbarung angeſehen, da ihr doch nur eine mittelbare und gleichſam abgeleitete Wahrheit zukommt. In Hinſicht ſeines ſittlichen Sinnes und religiöſen Lebens aber, welches mehr iſt als einzelne Vorſtellungsweiſen, und welches vollkommen mitzutheilen er ſich ſelbſt unfähig fühlte, mochte er mit Recht eine göttliche Erleuchtung in ſich finden. So ſind in Böhmes Schriften, neben vielen tiefſinnigen und köſtlichen Äußerungen, auch viele willkürliche Spiele der Phantaſie und Verworrenheit in Gedanken und Ausdruck zu finden. Es darf der unbefangene Leſer ſeiner Schriften nicht vergeſſen, daß kein eigenthümlicher Menſch, und ein ſolcher war Böhme in jeder Hinſicht, ohne große Abweichung von dem Allgemeinen zu finden iſt, und daß er auch jene Ausſchweifungen und Verirrungen des Geiſtes, bei den zur Klarheit ſpäterer Wiſſenſchaft nicht ausgebildeten Laien, ohne Befremden hinnehmen müſſe, wenn er das Beſſere, den innern Kern dieſer ſeltſamen, eigenthümlichen Frucht, genießen will. So wird er Böhmes Werke allerdings nicht für den Schatz der Weisheit halten und über die Wiſſenſchaft emporheben, wenn gleich Vielen, die ſich

nach der Weisheit nennen, dieſer tiefe Ernſt und Eifer für dieſelbe, welcher die erſte Bedingung eines wahren Philoſophen iſt, nicht inwohnt; aber er wird auch nicht die abgezogene Schale der Wiſſenſchaft, das logiſch ſyſtematiſche Geripp dem tiefern Geiſte vorziehend, der über Böhmes Werke freilich nicht gleichmäßig verbreitet iſt, ſondern nur zuweilen mit voller Kraft wie aus geheimnißvoller Tiefe hervorblitzt, dieſelben in jeder Rückſicht für Erzeugniß unſinniger Myſtik und Phantaſterei verſchreien. Mancherlei Anfeindungen beunruhigten Böhmes letzte Jahre; ja man nahm ſeine Zuflucht ſelbſt zu gemeinen Verleumdungen, welche er jedoch bis an ſeinen Tod ſanftmüthig ertrug. Vorzüglichen Anlaß dazu gab wahrſcheinlich eine Schrift über die Buße, welche Böhmes Freunde ohne ſeine Wiſſen hatten drucken laſſen. Die Sache erregte ſo allgemeine Aufmerkſamkeit, daß Böhme auf Verlangen einiger vom Hofe, und auf ſeiner Freunde Bitten 1624 nach Dresden reiſte, um die von ihm mitgetheilten Lehren unterſuchen zu laſſen. Hier fand er, am Hofe ſowohl als bei dem Conſiſtorium, vielen Beifall und Schutz; aber nach ſeiner Rückkehr erkrankte er, und ſtarb noch in demſelben Jahre einen ſanften Tod im chriſtlichen Glauben. Abraham von Frankenberg (geſtorben 1652), ſein Biograph und Verehrer, hat auch ſeine Schriften herausgegeben und erläutert. Die erſte Sammlung derſelben ward in Holland 1675 durch einen gewiſſen Heinrich Betke herausgegeben; die vollſtändige beſorgte 1682 Gichtel (10 Bde. 8. Amſterdam), von welchem auch die Anhänger Böhmes, eine wegen ihres ſtillen, tugendhaften und wohlthätigen Lebenswandels ſehr geachtete religiöſe Secte, den Namen Gichtelianer führen. Eine andere Ausgabe erſchien zu Amſterdam 1730 unter dem Titel: Theologia revelata (2 Bde. 4.), die reichhaltigſte 1730, 6 Bände 8. Wie in Deutſchland und Holland, fanden auch in England ſeine Schriften viele Verehrer. Ein ſolcher war William Law, welcher eine engliſche Überſetzung von Böhmes Schriften (2 Bde. 4.) herausgab. Auch bildete ſich in England eine Böhmiſtiſche Secte, und ſchon 1697 ſtiftete Jane Leade, eine ſchwärmeriſche Verehrerin Böhmes, eine eigene Geſellſchaft zur Erklärung ſeiner Schriften, deren Dunkelheit wohl manche Weisheitsforſcher anzog, unter dem Namen der philadelphiſchen; ja noch jetzt ſoll daſelbſt eine ſolche beſtehen. Auch iſt ein engliſcher Arzt, John Pordage, als Erläuterer Böhmes berühmt.

Böhmen (**Böheim**, **Bojenheim**) hat ſeinen Namen von den Bojern, einem galliſchen oder celtiſchen Volke, welches ſich daſelbſt etwa 600 Jahre vor Chriſti Geburt unter Anführung eines Neffen des Ambigat, eines Königs der Berruyer, niederließ, aber in der Folge größtentheils von den Markomannen wieder daraus vertrieben wurde. Viertehalbhundert Jahre nach Chriſti Geburt hatte Böhmen, welches damals von deutſchen Völkerſchaften bewohnt war, unter ſeinen Herzogen, welche jedoch wenig bekannt waren, eine feſte Regierung. In der Mitte des 6ten Jahrh. drang (nach einigen, unter der Anführung eines gewiſſen Zecko) ein zahlreiches Heer Slaven (Czechowe, Tſchechen, ſo nennen ſich noch jetzt die Böhmen in ihrer Sprache), welche bis dahin die Ufer des ſchwarzen Meers bewohnt hatten, in Böhmen ein, unterwarf es ſich, und machte daſſelbe urbar. Nach andern ſoll oben erwähnter Zecko eine ganz von den Slaven unabhängige Perſon geweſen, und die Nachfolger deſſelben von dieſen hart bedrängt worden ſein, obgleich die Abkömmlinge des Zecko nie ganz aus demſelben vertrieben werden konnten. Der erſte, der uns

namentlich aus demſelben bekannt iſt, war Przemislas, ein Landmann, den 632 die Fürſtin Libuſſa ehelichte, und auf den Thron hob. Obgleich Carl der Große und einige ſeiner Nachkommen Böhmen unter ihre Staaten rechneten und es zinsbar machten, ſo dauerte doch dieſe Unterwürfigkeit nicht lange, und im J. 840 wurden ſogar die Herzogthümer Böhmen, Schleſien und Mähren von aller fremden Herrſchaft frei und von ihren eigenen Herzogen regiert, wiewohl eine gewiſſe Verbindung zwiſchen ihnen und dem deutſchen Reiche blieb. Im J. 1061 legte ſogar Kaiſer Heinrich IV. den Herzogen von Böhmen den Königstitel bei, welcher dem Könige Wratislas 1086 zuerſt allgemein zuerkannt wurde. Nachher ertheilte Kaiſer Philipp II., um das J. 1230 Przemislas II. und ſeinen Nachfolgern die Königswürde, welche darauf von Friedrich II. beſtätigt wurde, ſeit welcher Zeit Böhmen ein Königreich geblieben iſt. Der männliche Stamm der alten Könige endigte 1305 mit Wenzel V., worauf 1310 durch Heirath Johann von Luxemburg die Krone erhielt und ſie auf ſeine Nachfolger vererbte. Hierauf vereinigten Carl VI. (als Nachkomme aus dem Hauſe Luxemburg unter dem Namen Carl I., der Böhmen ungemein emporbrachte), Wenzeslas und Sigismund (ein Sohn Carls VI., welcher Böhmen durch den Religionskrieg mit den Huſſiten beinahe wieder verloren hätte) die Krone Böhmens mit der des deutſchen Reichs. Nach Sigismunds Tode, 1437, kam Böhmen an deſſen Schwiegerſohn, Albrecht von Öſterreich; dieſer ſtarb jedoch ſchon 1439, und das Reich fiel an ſeinen, erſt 1440 gebornen Sohn Ladislaw, der aus dieſem letztern Grunde den Beinamen Poſthumus führte, und zugleich König in Hungarn war, wodurch Böhmen von den deutſchen Staaten getrennt wurde. Nach ſeinem frühzeitigen Tode, 1457, wählten die Böhmen 1458 einen Georg von Podiebrad, der vorhin ſchon Reichsverweſer geweſen war, und darauf, 1469, als Georg vom Papſt in den Bann gethan war, den polniſchen Prinzen Wladislaw, der jedoch erſt nach Georgs Tode, 1471, zum Beſitz kam, dem nach einer 45jährigen Regierung, 1516, ſein Sohn Ludewig folgte. Beide letztere waren zugleich Könige in Hungarn. Nachdem Ludwig in der Schlacht wider die Türken bei Mohacz 1526 geblieben war, kam Böhmen wieder an das Haus Öſterreich. Den Verträgen zufolge, welche zwiſchen Kaiſer Maximilian I. und König Wladislaw abgeſchloſſen waren, folgte nämlich jetzt Maximilians zweiter Enkel, der Erzherzog Ferdinand, der die Böhmen nöthigen wollte, in dem ſchmalkaldiſchen Kriege wider den Kurfürſten von Sachſen die Waffen zu ergreifen, und, da dieſe dazu nicht geneigt waren, ſondern vielmehr Miene machten, ihm den Gehorſam aufzukündigen, wider ſie, nach Carls V. Siege bei Mühlberg ſehr ſcharf verfuhr, und Böhmen ſelbſt für ein unumſchränktes Erbreich erklärte. Ihm folgte 1564 ſein Sohn Maximilian, dieſem ſeine Söhne Rudolph, 1576, und Matthias, 1612. Gegen das Ende der Regierung des letztern entſtanden, wegen gekränkter Religionsfreiheit der Proteſtanten, Unruhen, welche den Anfang zum 30jährigen Kriege machten und das Haus Öſterreich in Gefahr ſetzten, Böhmen zu verlieren. Mit Übergehung Ferdinands II., der doch ſchon bei Lebzeiten ſeines Vetters Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt worden war, wählte man 1619 den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz. Als aber der Sieg bei Prag 1630 zum Vortheil des Kaiſers entſchieden hatte, gelangte Böhmen, das nun wirklich ein anerkanntes Erbreich und reinmonarchiſcher Staat geworden war, un-

der die Herrſchaft Öſterreichs, bei welchem es auch bis hieher unverrückt verblieben iſt, obgleich nach Carls VI. Tode Carl Albrecht, Kurfürſt von Baiern, auf Böhmen Anſpruch machte, und ſich ſogar in Prag zum Könige ausrufen und huldigen ließ. — Böhmen macht, als Königreich, einen wichtigen Theil der öſterreichiſchen Monarchie aus. Es grenzt gegen Weſten an das Königreich Baiern, gegen Oſten an Mähren und Schleſien, gegen Norden an die Lauſitz und Meißen, und gegen Süden an Öſterreich und Baiern. Der Flächeninhalt beträgt 957 □M., worauf 3,300,000 Einw. leben. Die herrſchende Religion iſt die catholiſche, doch werden auch die übrigen Religionen geduldet. Die Landesſprache iſt die böhmiſche, eine ſlaviſche Mundart; aber in einigen Kreiſen und in den meiſten Städten wird deutſch geſprochen. Böhmen iſt faſt ringsum mit Gebirgen umgeben, enthält ſehr große Waldungen, beträchtliche Teiche, deren man überhaupt an 20,000 zählt, aber auch ſehr fruchtbare Flächen. Die vorzüglichſten Flüſſe ſind die Elbe und die Mulbau. An Naturerzeugniſſen iſt das Land ſehr geſegnet. Jede Art von Getreide, Flachs, Hopfen, der für den beſten in Europa gehalten wird, und Baumfrüchte bringt es in Menge hervor; ſie ſind ein Gegenſtand der Ausfuhr. Wein iſt nicht häufig, aber um die Gegend von Melnik recht gut. Die Viehzucht iſt beträchtlich, vorzüglich die Schaf-, Pferde-, Schwein- und Federviehzucht. Die ergiebigen Bergwerke liefern Silber, Kupfer, ſehr gutes Zinn, Granaten, Diamanten und andere Edelſteine, viel Eiſen, Kobalt, Alaun, Galmei, Schwefel, Steinkohlen in Menge. An trefflichen Mineralwaſſern iſt ein Überfluß, aber Mangel an Salz. Die Betriebſamkeit der Böhmen iſt ſehr lobenswürdig. Sie benutzen ihre eignen und fremde Naturerzeugniſſe auf mannichfaltige Art. Die Manufacturen und Fabriken erſtrecken ſich über das ganze Land. Unter der Menge zeichnen ſich die Leinwand-, Batiſt-, Schleier-, Zwirn-, Spitzen- u. dergl. Manufacturen aus, welche 1792 für beinahe 17 Mill. Fl. Waaren lieferten, wovon die Hälfte aus dem Lande ging. Die Wollenmanufacturen lieferten für 9 Mill. Fl. Waaren, und dieſer Artikel hat ſich in den neuern Zeiten ſowohl vermehrt als verbeſſert. Das böhmiſche Glas, das in 78 Glashütten verfertigt wird, iſt in ganz Europa bekannt. Sehr wichtig iſt die Fabrication von Hüten der feinſten Sorte, Papier, Seidenwaaren, geſchliffenen Granaten, muſikaliſchen Inſtrumenten und vielen andern Artikeln. Böhmen wird in 16 Kreiſe eingetheilt, denen Kreishauptleute vorgeſetzt ſind. Nebſt der Hauptſtadt Prag enthält Böhmen 277 Städte und Städtchen, 285 Marktflecken und 11,913 Dörfer. Die merkwürdigſten Örter ſind: die Städte Jungbunzlau, Melnik, Turnau, Reichenberg, Trautenau, Kuttenberg, Budweis, Pilſen, Carlsbad, Joachimsthal, Töplitz; die Feſtungen Königingrätz, Joſephſtadt, Thereſienſtadt, Eger; der Manufacturort Rumburg, die Dörfer Adersbach, Sedlitz, Seidſchütz u. dergl.

Böhmiſche Brüder iſt der Name einer chriſtlichen Religionsgeſellſchaft, die ſich um die Mitte des 15ten Jahrh. aus den Überbleibſeln der ſtrengen Huſſiten in Böhmen bildete. (Vergl. d. Art. *Huſſiten*.) Unzufrieden mit den Annäherungen an den Papismus, durch welche die *Calixtiner* (ſ. d. Art.) ſich damals zur herrſchenden Partei in Böhmen zu machen gewußt hatten, wollten ſie die ſogenannten Compactaten, d. h. die Übereinkunft derſelben mit der Kirchenverſammlung zu Baſel (30ſten Nov. 1433), nicht annehmen und fingen ſeit 1457 unter der Leitung eines Pfarrers, Michael Bra-

bacz, an, in beſondere Gemeinden zuſammenzutreten, eigne Verſammlungen zu halten, und ſich durch den Namen Brüder oder Brüderunität von den übrigen Huſſiten zu unterſcheiden; von ihren Gegnern wurden ſie aber oft mit den Waldenſern und Picarden vermengt und wegen ihrer Verborgenheit Grubenheimer genannt. Unter mannichfaltigen harten Bedrückungen von Seiten der Calixtiner und Catholiſchen gewannen ſie, ohne der Gewalt Widerſtand zu leiſten, durch Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Reinigkeit in ihren Sitten eine ſo bedeutende Ausbreitung, daß die Zahl ihrer Gemeinden ſich 1500 auf 200 belief, welche meiſtens eigne, unter Begünſtigung der Gutsbeſitzer erbaute, Bethäuſer inne hatten. In ihren Bekenntnißſchriften zeigt ſich das Eigenthümliche ihres Glaubens, beſonders bei der Abendmahlslehre, in der ſie die Transſubſtantiation (die Verwandlung des Brots und Weins in den Leib und das Blut Chriſti) verwarfen und nur eine ſacramentliche oder geiſtig myſtiſche Gegenwart Chriſti annahmen. Übrigens bauten ſie ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die heilige Schrift, und fanden damit und noch mehr durch ihre Gemeindeverfaſſung und Kirchenzucht bei den Reformatoren des 16ten Jahrh. Beifall. Dieſe Verfaſſung war den Einrichtungen der älteſten apoſtoliſchen Chriſtengemeinde nachgebildet. Durch Entfernung der Laſterhaften aus ihrer Gemeinſchaft und einen dreifach abgeſtuften Bann, ſo wie durch ſorgfältige Trennung der Geſchlechter und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortſchreitende und Vollkommene ſuchten ſie die Lauterkeit des thätigen Urchriſtenthums unter ſich herzuſtellen, und die ſtrenge, bis auf das häusliche Leben der Einzelnen ausgedehnte Aufſicht, zu der ſie eine Menge Beamte von verſchiedenen Graden beſtellten, mußte viel zur Erreichung dieſes löblichen Endzwecks beitragen. Dieſe Beamten waren ordinirende Biſchöfe, Senioren und Conſenioren, Presbyter oder Prediger, Diakonen, Ädilen und Akoluthen, unter welche ſie die Leitung der kirchlichen, moraliſchen und bürgerlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde auf eine ſehr verſtändige Weiſe vertheilen. Ihr erſter Biſchof erhielt ſeine Weihe von einem waldenſiſchen, ob ſich gleich ihre Gemeinden mit den Waldenſern in Böhmen nicht vermengten. Sie mußten inzwiſchen mit dieſer gedrückten Secte gleiches Schickſal erfahren. Da ſie nach ihrem Grundſatze, nirgends Kriegsdienſte zu thun, ſich auch im ſchmalkaldiſchen Kriege weigerten, die Waffen wider die Proteſtanten zu ergreifen, nahm ihnen der König Ferdinand ihre Kirchen, und 1548 gingen gegen 1000 böhmiſche Brüder nach Polen und Preußen, wo ſie ſich zuerſt in Marienwerder anſiedelten. Der Vergleich, den dieſe Ausgewanderten mit den Lutheranern und Reformirten in Polen, den 14ten April 1570, zu Sendomir abſchloſſen, und noch mehr der Diſſidentenfriede der polniſchen Stände 1572 verſchafften ihnen Duldung in Polen, wo ſie ſich jedoch unter den Verfolgungen des ſchwediſchen Siegmund näher an die Reformirten anſchloſſen, und in dieſer Verbindung noch bis jetzt Reſte der alten Verfaſſung beibehalten haben. Ihre in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder gelangten unter Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit, und hatten ihren Hauptſitz zu Fulnek in Mähren, daher ſie auch mähriſche Brüder heißen. Die für die Proteſtanten in Böhmen unglückliche Wendung des 30jährigen Krieges hatte jedoch eine gänzliche Vertilgung ihrer Kirche zur Folge und ihr letzter, um den Jugendunterricht ſehr verdienter Biſchof Comenius (ſ. d. Art.) mußte entfliehen. Seitdem wanderten ſie häufig aus, aber die folgenreichſte dieſer

Auswanderungen fand um 1722 ſtatt, wodurch die Stiftung der erneuerten Brüdergemeinde durch Zinzendorf veranlaßt wurde. Über die Geſchichte der ältern Brüdergemeinde ſ. man außer Cranzens Brüderhiſtorien, Schulze: von der Entſtehung und Einrichtung der evangeliſchen Brüdergemeinde (Gotha 1822), eine verſtändige und unparteiiſche Darſtellung. Ob nun gleich die alte böhmiſch-mähriſche Brüderunität für erloſchen anzuſehen iſt, ſo wird ſie doch als eine ſtille Pflegerin chriſtlicher Wahrheit und Frömmigkeit in Zeiten, die ſich erſt mit Mühe aus der Barbarei des Mittelalters herausarbeiteten, als eine Bewahrerin reiner Sitten, wie ſie die Reformatoren des 16ten Jahrh. ihren Gemeinden nicht zu geben vermochten, und als die Mutter der geachteten und weit verbreiteten evangeliſchen Brüdergemeinde, deren Verfaſſung ſich nach ihrem Muſter gebildet hat, immer merkwürdig bleiben. E.

Bohnenbergerſche Maſchine. Profeſſor Bohnenberger in Tübingen, einer der gelehrteſten deutſchen Aſtronomen, erfand eine kleine, ſehr einfach und ſinnreich eingerichtete Maſchine, welche das Vorrücken der Nachtgleichen zeigt, von der unter dieſem Artikel Erwähnung geſchieht. Es iſt eine kleine Erdkugel, von etwa 2 Zoll Durchmeſſer, welche durch eine auf ein Röllchen gedrehte Schnur in einen ſchnellen Umlauf geſetzt wird, wie ein Kreiſel. Die Axe, um die ſie ſich dreht, läuft in zwei Ringen, welche Compaßaufhängung haben und ſich nach allen Seiten drehen können. So wie die kleine Erde in Umſchwung geſetzt worden, kann man mit ihr in der Stube herumgehen, und ihre Axe behält immer dieſelbe Richtung. Iſt ſie von Anfang an nach dem Fenſter gekehrt geweſen, ſo bleibt ſie nach dem Fenſter gekehrt — ſo wie eine Magnetnadel immer eine Richtung behält, wenn man mit ihr im Zimmer herumgeht und ſie ſich völlig frei bewegen kann. Man ſieht demnach an dieſer kleinen Erde, daß ein Körper, der ſich um ſeine Axe dreht, nicht leicht die Richtung derſelben ändert. Nachdem dieſes an der Maſchine gezeigt worden, ſo hält man ſie ſtill und hängt an den einen Ring ein kleines Gewicht, welches die anziehende Kraft der Sonne auf die abgeplattete Erde vorſtellt. Was iſt die Folge? Das Gewicht zieht gleich die Pole ſenkrecht auf die Bahn, weil die Erde ſich nicht um ihre Axe dreht. Jetzt ſetzt man ſie aber in Bewegung und hält ſie ſo, daß ihre Axe einen Winkel von 23 Grad mit der Ebene der Bahn macht, welche die Ebene des Tiſches vorſtellen mag, auf welchem man die kleine Maſchine ſtellt. Das Gewicht kann, ſobald die Erde um ihre Axe läuft, die Axe nicht ſenkrecht auf die Bahn ſtellen. Die Erdaxe fängt nun an, um die ſenkrechte Linie herum zu laufen, die hier die Axe der Erdbahn oder die Pole der Ekliptik darſtellt, und ſtatt ſich in den Pol der Ekliptik zu ſtellen, läuft ſie um denſelben herum. Dieſes iſt das Umlaufen der Erdpole um den Pol der Ekliptik, welches in 25,700 Jahren einmal ſich vollendet. Der Mechanikus Buzengeiger in Tübingen macht dieſe Maſchinen ſehr ſauber gearbeitet für einen Carolin. Auf den Vorſchlag von La Place ſind ſie in der Ecole polytechnique eingeführt, um in der Mechanik die Urſache des Vorrückens der Nachtgleichen anſchaulich zu machen. Segner hatte ſchon früher eine ähnliche Maſchine angegeben, die aber nicht ſo vollkommen war, wie dieſe. Bg.

Boie, Boje, Buje, in der Schiffahrt, iſt eine treibende Baake (ſ. d. Art.) über einer Untiefe. Gewöhnlich ſind es leere

Tonnen. Die Ankerboi (Ankerflott, Ankerwächter, auch blos Boje) iſt ein Zeichen, meiſtens ein nach beiden Seiten ſpitz zulaufendes leeres Faß, welches vermittelſt des Boiſeils am Anker befeſtigt und wenn dieſer geworfen wird, oben aufſchwimmt und deſſen Platz bezeichnet. Boier, Bojer, Bujer, Boyer iſt ein kleines plattes, vorn und hinten voll gebautes Schiff mit einem Gabelmaſte, einem Schmackſegel und Schwertern, deſſen man ſich bedient, um Bojen (ſ. d. Art.) zu legen, noch mehr aber in der Küſtenfahrt, um kleine Ladungen darin fortzubringen.

Boileau Deſpréaux (Nicolas), geb. 1636 zu Crosne bei Paris, nach andern zu Paris, begann ſeine Studien im Collège d'Harcourt und ſetzte ſie im Collège de Beauvais fort. Er ſtarb an der Bruſtwaſſerſucht als Hiſtoriograph Frankreichs 1711 mit Racine und war ſeit 1684 Mitglied der franz. Akademie. Schon als Jüngling verrieth ſich bereits ſeine Neigung für die Poeſie. Er las mit Leidenſchaft die großen Dichter des Alterthums und verſuchte ſeine eignen Kräfte in einer Tragödie, die freilich mißrathen mußte. Er hatte in ſeiner Jugend mit Krankheit und manchem Ungemach zu kämpfen. Nach vollendeten Studien trat er in die juriſtiſche Laufbahn, verließ ſie aber bald wieder aus Abneigung, verſuchte ſich noch in verſchiedenen andern Lagen und beſchloß endlich, ganz ſeiner Liebe zur Poeſie zu folgen. Seine erſte Satyre kündigte ſchon ſein Talent an, und empfahl ſich vorzüglich durch Reinheit des Styls und Zierlichkeit des Versbaus. 1666 erſchienen ſeine ſieben erſten Satyren mit der an den König gerichteten Einleitung. Sie fanden einen außerordentlichen Beifall, denn bisher hatte noch niemand ſo ſchön in Verſen geſchrieben. Darin aber, ſo wie in der Gediegenheit des ſtets paſſenden Ausdrucks und in der Klarheit, womit er ſeine überall einleuchtenden Grundſätze vorträgt, beſteht auch ihr Hauptverdienſt; neue, tiefe, eigenthümliche Gedanken würde man vergebens darin ſuchen, wiewohl es nicht an einzelnen feinen und anziehenden Zügen fehlt. Auch ſind ſie nicht von gleichem Werthe; die Satyren sur l'équivoque und sur l'homme haben unverkennbare Schwächen, und die Satyre gegen die Weiber, die er in einem ſchon reifern Alter ſchrieb, iſt einförmig und ohne die hier ſo unentbehrliche Laune. Mehr ſind heutiges Tages ſeine Epiſteln geſchätzt, in denen er glücklich mit Horaz wetteifert. Man findet hier einen geſchmeidigen und anmuthigen Versbau, einen natürlichen und gehaltenen Styl, kräftige und wohl mit einander verbundene Ideen. Dieſem Werke ließ er ein noch wichtigeres folgen, ſeine Art poétique, in welcher er mit Beſtimmtheit und Geſchmack alle Dichtungsgattungen (mit Ausnahme des Apologs) durchgeht, und Regeln dafür aufſtellt. An Regelmäßigkeit des Plans, Schönheit der Übergänge und gehaltener Zierlichkeit des Styls verdient dieſes Gedicht den Vorzug vor Horazens Epiſtel an die Piſonen. Es hat lange, nicht nur in Frankreich, ſondern auch im Auslande, als Geſetz gegolten und einen großen allenthalben gleich günſtigen Einfluß gehabt, da es mit Einſeitigkeit auf Reinheit und Regelmäßigkeit dringt, und alle Erzeugniſſe des Dichtergenius einem zum voraus beſtimmten Maßſtabe unterwerfen will. Beweiſe dieſer Einſeitigkeit ſind ſeine oft gerügten Urtheile über Taſſo und Quinault, denen manche andere gleich unſtatthafte Anſichten beizufügen wären. Boileau hatte eine Menge von Gegnern gefunden, die ihm beſonders Mangel an Fruchtbarkeit, Erfindungsgabe und Abwechslung vorwar-

fen. Zu ihrer Widerlegung ſchrieb er den Lutrin, ein ſcherzhaftes epiſches Gedicht, das noch jetzt in den Augen der Franzoſen ein unerreichtes Meiſterwerk iſt. Ein Chorpult, das hingeſtellt und weggenommen worden, hatte in einem Stifte Zwietracht erregt: dies iſt der Stoff für Boileaus Gedicht, in welchem die Kunſt, kleine unbedeutende Details zu veredeln, neben den ſchön oben gerühmten Vorzügen ſeiner Poeſien, allerdings Lob verdient.

Boiſſeréeſche Gemäldeſammlung. Die Gemäldeſammlung der Brüder Boiſſerée und Bertram hat recht eigentlich Epoche gemacht; in ihr wurde die Idee einer geſchichtlichen Zuſammenſtellung altdeutſcher Malerwerke auf das befriedigendſte realiſirt, und dadurch zugleich eine neue Anſicht der Kunſtgeſchichte gegründet. Vorher beſchränkte ſich die Kenntniß der altvaterländiſchen Malerei größtentheils auf die Werke der oberdeutſchen Schule, und ihrer Hauptmeiſter, Dürer, Kranach und Holbein; von den Hervorbringungen des Johann von Eyck hatte man nur eine oberflächliche Kunde; die übrigen ſo ſehr ausgezeichneten deutſchen Meiſter, wie Hemling, Mabuſe, Schoorel, und andre viele waren meiſt ganz in Vergeſſenheit gerathen; von dem Zuſtande der deutſchen Malerei vor Johann von Eyck hatte man vollends keinen Begriff. Den Bemühungen der drei vereinten Freunde verdankt man nun die Entdeckung, daß Deutſchland vom 13ten Jahrh. her eine bedeutende Malerſchule hatte, welche, wie die italieniſche, von der Überlieferung der alten byzantiniſchen Kunſtweiſe ausging, aber ſich ganz eigenthümlich, und in der Färbung und maleriſchen Behandlung mit überwiegenden Vorzügen entwickelte. Ebenſo verdankt man den ſammelnden Freunden die Wiedererkenntniß jener in Vergeſſenheit gerathenen niederdeutſchen Meiſter, und die wahre hiſtoriſche Würdigung des Johann von Eyck als Schöpfer der eigentlichen rein deutſchen Malerei. In den Werken, welche ſie von dieſen Künſtlern aufſtellten, ſpiegeln ſich Geiſt, Gemüth und Natur mit einer Treue, Schönheit und Klarheit, wie man es nach der früher herrſchenden Anſicht keineswegs ahnen konnte. Hier und in den Gemälden des Dürer, Holbein und andrer größtentheils dem 15ten Jahrh. angehörigen Meiſter erſcheint der Charakter und das Kunſtvermögen der Deutſchen in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit. Dahingegen bei den Nachfolgern der Einfluß der italieniſchen Malerei des 16ten Jahrh. andererſeits der allmählige Übergang zu der modernen niederländiſchen Kunſtweiſe ſichtbar wird, welche zu Ende des 16ten Jahrh. ihren Urſprung nahm. Und ſo bietet denn die Sammlung dem Beſchauer eine eben ſo neue als lehrreiche Geſchichte der deutſchen Malerei in Denkmalen dar. Sie theilt ſich nach den drei Hauptperioden dieſer Geſchichte in drei Abtheilungen: die erſte umfaßt die Werke aus dem Zeitraume vom Anfang des 14ten bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts. Dieſe Werke, ſämmtlich byzantiniſch-niederrheiniſcher Art, ſtammen von verſchiedenen Meiſtern der altcölniſchen Schule, unter denen Meiſter Wilhelm von Cöln als der letzte und vorzüglichſte genannt wird. Die zweite Abtheilung enthält Gemälde von Johann von Eyck und den meiſten mittelbar oder unmittelbar aus ſeiner Schule hervorgegangenen Malern des 15ten Jahrhunderts: von Hemling, Hugo von der Goes, Iſrael von Meckenem, Michael Wohlgemuth, Martin von Schoen u. a. Die dritte Abtheilung endlich, begreift Werke deutſcher Maler, die ſich zu Ende des 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts entwickelt haben, wie Dürer, Lucas von Leiden, Mabuſe, Schoorel Patenier, Bernhard von Or-

ley, Kranach, Holbein und die Werke ihrer Schüler und Nachfolger, bei denen die Nachahmung italieniſcher Kunſt entſchieden ſichtbar wird, wie bei Johann Schwarz, Martin Hemskerch, Michael Cocxie, Carl von Mander, bei den cölniſchen Malern Johann von Melem und Bartholomäus Brüyn, u. a. Das ſo ganz eigenthümliche Intereſſe, welches die Sammlung für die vaterländiſche und für die geſammte Kunſtgeſchichte hat, die Trefflichkeit, die glückliche Auswahl und ſchöne Erhaltung der aufgeſtellten Meiſterwerke, die auch ohne alle geſchichtliche Beziehung jedem ſinn- und geiſtvollen Beſchauer einen hohen Genuß gewähren: das alles hat die Aufmerkſamkeit der geſammten gebildeten Welt in ſolchem Maß erregt, wie ſie einer Privatſammlung vielleicht noch nie zu Theil geworden iſt. Die ausgezeichnetſten Kenner und Künſtler, Männer, die man keiner Parteilichkeit für das Alterthümliche zeihen kann — wir wollen nur Göthe, Canova, Dannecker und Thorwaldſen nennen — haben ihren Beifall im In- und Ausland auf das lebhafteſte ausgeſprochen. Und jetzt, da in dem lithographiſchen Werk, welches die Beſitzer mit Strixner über ihre Sammlung herausgeben, die Gemälde in bloße Zeichnungen überſetzt, von aller Pracht, von allem Zauber der Färbung entkleidet erſcheinen wiederholt ſich ſeine allgemeine Theilnahme auf eine nicht minder auffallende Weiſe. Es iſt ſchon Verſchiedenes über dieſe Sammlung geſchrieben worden; auch haben Dichter die beliebteſten Meiſterwerke ſchon mit manchem ſchönen Kranz geſchmückt. Beſchreibungen und Beurtheilungen finden ſich in dem deutſchen Muſeum von Fr. Schlegel 1812; in den Muſen von Fouqué 1812; in Göthes Kunſt und Alterthum 1816, 1ſtes Heft, in dem Kunſtblatt 1820 und 1821; in der Abendzeitung 1821; in der Literary Gazette 1821, Nr. 250; im würtemb. Jahrbuch für 1821, vorzüglich auch in Johanne Schoppenhauer: Joh. von Eyck und ſeine Nachfolger 1822 und in D. Waagens Schrift über Hubert und Johann von Eyck 1822. — Aber weil die Sammlung bisher noch in der Entwicklung war, und ſie auch jetzt noch nicht ganz aufgeſtellt iſt, ſo fehlt es an einer vollſtändigen Beſchreibung; weit mehr entbehrt man jedoch eine befriedigende Schilderung von der ſehr merkwürdigen Entſtehung der Sammlung. Die in den frühern Ausgaben des gegenwärtigen Werks abgedruckte Notiz, obgleich mit perſönlichem Wohlwollen geſchrieben, enthält ſoviel Irriges und Mährchenhaftes, daß der Verleger, ſobald er davon unterrichtet wurde, ſich an eine neue Quelle wandte, von deren Zuverläſſigkeit er überzeugt iſt, und wo er folgende Darſtellung erhielt, die zugleich für eine biographiſche Skizze der Sammler gelten kann.

Sulpiz und Melchior Boiſſerée und Johann Bertram von Cöln am Rhein. Letzterer iſt mit den beiden erſtgenannten Brüdern durch Freundſchaft und gleiches Streben auf das genaueſte verbunden. Dieſe drei Männer haben die Erforſchung, Erhaltung und Belebung des deutſchen Kunſtalterthums zu ihrem Berufe gemacht. Die erſte Veranlaſſung hiezu gab eine Reiſe, welche die drei Freunde im Herbſt des Jahres 1803 nach Paris unternahmen. Sie wurden, wie ſo viele Tauſende, von den Wunderwerken der Kunſt angezogen, welche der Eroberer dort zuſammengehäuft hatte, und die ſeit kurzem erſt ihrer größern Anzahl nach waren aufgeſtellt worden. Der Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſollte nur wenige Wochen dauern; unvorhergeſehene Verhältniſſe bewogen die Freunde, ihn zu verlängern: ſie blieben 9 Monate. Der Kunſt-

ſinn der jungen Leute war ſchon durch die Schriften von Forſter, Göthe, Tieck und Schlegel und durch wiederholten Beſuch der düſſeldorfer Gallerie lebhaft aufgeregt; jetzt wurde derſelbe durch die tägliche Anſchauung der herrlichſten Meiſterwerke antiker und moderner Zeit vollends auf das günſtigſte entwickelt. Als ein ſehr einflußreicher Umſtand iſt hierbei die perſönliche Bekanntſchaft mit Friedrich Schlegel zu erwähnen, welcher damals in Paris lebte, und ſich bereit finden ließ, unſern Freunden Privatvorleſungen über Philoſophie und ſchöne Literatur zu halten. Die Lehre und der Umgang dieſes genialen und kenntnißreichen Mannes konnte in Beziehung auf Kunſt, wie auf Wiſſenſchaft, nicht anders als höchſt vortheilhaft auf ernſtlich ſtrebende Geiſter wirken; denn in dem Einen, wie in dem Andern verehrte Schlegel ausſchließend nur das Originelle, Bedeutende und Großartige, und ſo drang er auch immer darauf, daß man in allen Fächern nur das Vortreffliche ſtudiren ſolle, dies aber nie genug ſtudiren könne. Nun befanden ſich unter den im großen Muſeum aufgeſtellten Gemälden auch einige von altdeutſchen Meiſtern, obwohl nur wenige von hoher Vorzüglichkeit. Die franz. Commiſſäre, welche die Kunſtſchätze in den eroberten Ländern aufgeſucht, und namentlich der Director des Muſeums Denon, hatten ſowohl das geſchichtlich Merkwürdige, als den eigentlichen Kunſtwerth dieſer Alterthümer wenigſtens im Allgemeinen zu würdigen gewußt. Fr. Schlegel, bei der höchſt rühmlichen Richtung, welche damals ſein Streben für die Anerkennung alles vaterländiſchen Verdienſtes nahm, machte in der Zeitſchrift Europa das deutſche Publicum zuerſt und mit beſonderer Vorliebe auf dieſe Werke kunſtreicher Ahnen aufmerkſam. Die cölniſchen Freunde erinnerten ſich bei dieſer Gelegenheit an Gemälde ähnlicher Art, welche ſie, freilich meiſt verdunkelt, in den an alterthümlichem Schmuck noch ſo reichen Kirchen und klöſterlichen Gebäuden ihrer Vaterſtadt geſehen hatten, und meinten darunter Mehreres bemerkt zu haben, was den ausgezeichneten altdeutſchen Gemälden im pariſer Muſeum nicht nur nahe komme, ſondern ſie wohl übertreffen dürfte. Sie wußten überhaupt von den kirchlichen Alterthümern, beſonders von dem herrlichen Dom und den übrigen Baudenkmalen ihrer Stadt und der Niederlande ſo vieles zu rühmen, daß ſich Schlegel hauptſächlich dadurch bewogen fühlte, ſie im Frühling des Jahres 1804 nach jenen Gegenden zu begleiten. Auf dieſer Reiſe beſuchten ſie das neu entſtandene Muſeum zu Brüſſel und die Gallerie zu Düſſeldorf (ſ. Europa, 4tes St. 117. 126). Am erſten Orte fanden ſie außer den Werken der neuern Niederländer und einem von Raphael, noch mehrere altniederdeutſche Gemälde, worunter jedoch nur wenige vorzügliche waren, und die meiſten, wie es ſich ſpäter ergab, irrige Namen trugen. In Cöln hatte ſich indeſſen ein höchſt folgenreiches Ereigniß zugetragen: Anfangs des Winters waren die vielen zur Aufhebung beſtimmten Kirchen und Klöſter alle geräumt, und was die ausgeſtoßenen Beſitzer nicht mitgenommen, die Regierungscommiſſäre nicht mit Beſchlag belegt hatten, war mit der ſchnödeſten Haſt an Händler und Trödler verſteigert worden. Durch dieſe gewaltſame Umwälzung kamen gleich mehrere ſehr ſchätzbare, bis dahin ganz unbekannte alte Gemälde zum Vorſchein, die von Kennern und Liebhabern, namentlich von dem gelehrten Canonicus Walraff und Kaufmann Lieversberg, angekauft und in ihre Sammlungen aufgenommen wurden. Indeß mußte man höchlich bedauern, daß man von den Beſitzthümern des erſtgenannten, weil ſeine Sammlung nicht geordnet war, nur

wenige betrachten und genießen konnte. Von der andern Seite hatte man die Krone von allen damals bekannten altdeutſchen Gemälden, jenes Altarbild aus der Rathscapelle, die Stadtpatronen vorſtellend (ſ. Europa, 4tes St. S. 134), erſt kürzlich wieder ans Licht gezogen. Walraff hatte es in den erſten Jahren nach der franz. Eroberung, vor der Wuth der Revolutionsmänner, die alles, was an die frühere Verfaſſung erinnerte, aus dem Wege geräumt wiſſen wollten, dadurch gerettet, daß er die einſtweilige Beſeitigung in ein ſchwer zugängliches Gewölbe veranlaßte. Dies Gemälde war jetzt, um es der verderblichen Einwirkung des dunkeln Orts zu entziehen, in einen der Säle des Gemeindehauſes verſetzt worden, welcher bald zu den Sitzen des Handelsgerichts, bald zur Vorrathskammer für die Montur der Nationalgarde, und zu andern untergeordneten Zwecken diente. In dieſem Zuſtande fanden unſre Freunde die Dinge, als ſie mit Fr. Schlegel nach Cöln kamen; alles wurde gemeinſchaftlich betrachtet, bewundert, beſprochen; die größten Erwartungen waren übertroffen, und doch ſtand man nur gegenüber von Schätzen, die aus einem ungeheuren Schiffbruch geborgen worden! Es war ein ſeltſames Gefühl, man wurde zugleich zu den traurigſten und zu den kühnſten Vermuthungen hingeriſſen: was mochte nicht alles in dem Sturm zu Grunde gegangen ſein, und wie vieles konnten die bewegten Wellen noch an den Strand ſpülen! Bei dieſer Stimmung bedurfte es nur eines glücklichen Zufalls, um der Kunſtliebe der jungen Freunde, die ſich aus natürlichen Gründen nicht hatten träumen laſſen, ſelbſt zu ſammeln, eine entſchiedene, für ihr ganzes Leben folgenreiche Richtung zu geben. Es geſchah nämlich in den erſten Monaten nach ihrer Rückkehr, daß ſie, auf dem größten Platze der Stadt ſpatzirend, einer Trage begegneten, worauf unter allerlei Geräthe auch ein altes Gemälde fortgeſchafft wurde. Das Gemälde, die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronika vorſtellend, ſchien nicht ohne Vorzüge; es war in der Art, die man ſpäter für die des Israel von Meckenem erkannte; der Beſitzer wohnte nicht weit; er wußte mit dem großen Bilde nicht zu bleiben, und war froh, daſſelbe für ein Geringes zu überlaſſen. Die Freunde vernahmen bei Gelegenheit ſo gräuelhafte Nachrichten von der Mißachtung und Mißhandlung ſolcher alten Kirchengemälde, daß ſie dem Wunſche nicht widerſtehen konnten, aus der zerſtörenden Hand unwiſſender Menſchen zu retten, was noch zu retten war. Sie forſchten überall nach, befriedigten jede Forderung, und erhielten manches Stück. Jedennoch wurde anfangs noch nichts ſehr Bedeutendes erworben. Das Merkwürdigſte waren leicht ausgeführte Wiederholungen oder Skizzen zu dem großen Bilde in 3 Abtheilungen aus der Rathscapelle. Damals, im Herbſt 1804, ſchrieb Schlegel den Aufſatz über die altcölniſchen Gemälde in der Europa, und im J. 1805 Briefe über die Denkmale der Kirchenbaukunſt im poetiſchen Taſchenbuche für 1806. Er gefiel ſich in Cöln, erhielt eine Stelle an der daſigen hohen Lehranſtalt, und verſtand ſich dazu, unſern Freunden auch ferner Privatvorleſungen zu halten. Dadurch und durch die kriegeriſchen Verhältniſſe, welche den jungen Leuten als Unterthanen von Frankreich nicht erlaubten, eine deutſche Univerſität zu beziehen, wurden ſie bei ihrer Abneigung gegen eigentliche nationalfranzöſiſche Anſtalten auf mehrere Jahre an ihre Vaterſtadt gefeſſelt, und indem ſie ihre Studien, die vorzugsweiſe eine philoſophiſche und geſchichtliche Tendenz nahmen, fortſetzen konnten, hatten ſie zugleich Gele-

genheit, ihre unter ſo eigenthümlichen Verhältniſſen begonnenen antiquariſchen Nachforſchungen zu verfolgen. Blos auf Kenntniß, Rettung und Erhaltung altvaterländiſcher Kunſtwerke bedacht, ſuchten ſie nur zu erwerben, was in Gefahr ſchweben mochte, ohne gerade eine eigentliche Sammlung anlegen zu wollen. Dieſe letztere Abſicht entwickelte ſich erſt nach und nach, und am meiſten ſcheint dazu eine wichtige Entdeckung beigetragen zu haben, die ſie für die Kunſtgeſchichte machten. Wir meinen jene Entdeckung der byzantiniſch-niederrheiniſchen Malerſchule, wodurch man überzeugt wurde, daß die deutſche Malerei ſich wie die italieniſche auf die byzantiniſche gründe. Aus der merkwürdigen Stelle in dem Heldengedicht Parcival von Wolfram von Eſchenbach, welche Fr. Schlegel gefunden (Europa 4tes St. S. 130), hatte ſich ergeben, daß bereits im 13ten Jahrh. die Maler von Cöln und Maſtricht ſprichwörtlich als die beſten von Deutſchland angeführt wurden. Aber die Gemälde, welche man anfänglich dieſer Zeit oder überhaupt der Periode vor Johann von Eyck zuſchreiben zu müſſen glaubte, waren ſolche, die mit den Werken dieſes Meiſters Ähnlichkeit hatten, und blos durch eine weniger kunſtreiche Ausführung auf ein höheres Alter deuteten. In den Geſichtszügen der Apoſtel bemerkte man wohl hier und da, wie bei dem kleinen Bilde der Himmelfahrt Chriſti in Brüſſel, eine ſchwache Reminiſcenz byzantiniſch-typiſcher Formen, jedoch legte man damals ein zu großes Gewicht hierauf; denn in der Zeichnung im Faltenwurf und in der ganzen Behandlung war nicht eine Spur jener Kunſtweiſe ſichtbar, die ſo entſchieden auf eine durchgängige byzantiniſche Kunſtweiſe hindeutet. Als daher unſre Freunde in Cöln in der Vorhalle der St. Lorenzkirche zum erſtenmal ein Gemälde ſahen, auf welchem die Köpfe mit großartigen, breiten Formen, weichem fließenden Haar und Bart, die Gewänder mit einfachen, runden Falten dargeſtellt und alles mit einem ſchnellen gelinden Pinſel ausgeführt war, hielten ſie dies Werk ohne weiteres für altitalieniſchen Urſprungs. Ein Gemälde, die Apoſtel in Bruſtbildern auf Goldgrund vorſtellend, aus der Kirche St. Luigi in Rom, welches den Freunden in den Reſtaurationsſälen des franz. Muſeums gezeigt worden (Europa 4tes St. S. 35), hatte ihnen einen Begriff von der byzantiniſch-italieniſchen Kunſtweiſe gegeben. Die Verwandtſchaft jenes cölniſchen Bildes mit dieſem altitalieniſchen war, ſelbſt bei einer großen Eigenthümlichkeit der maleriſchen Behandlung ebenſo auffallend, als die Verſchiedenheit von allem, was ſie bisher für die älteſte cölniſche Malerei angeſehen hatten. Sie mußten es als eine einzelne Erſcheinung betrachten; wie leicht konnte nicht bei dem vielfältigen Verkehr mit Italien im 13ten oder 14ten Jahrh. ſelbſt ein ſo großes Gemälde von daher nach Cöln gekommen ſein? Bei dieſer Meinung blieben die Sammler auch noch ſtehen, da ein Paar kleinere ähnlicher Art ans Licht gebracht wurden. Doch ihre eifrigen Nachforſchungen machten ſie bald mit einer noch beträchtlichern Anzahl dergleichen Kunſtwerke von der mannichfaltigen Größe und Ausführung bekannt, deren Urſprung aus dem 14ten und zum Theil aus dem 15ten Jahrh. erweislich wurde, und zu gleicher Zeit fanden ſie mehrere Gemälde mit Inſchriften und mit Jahreszahlen, welche den unumſtößlichen Beweis lieferten, daß jene, wegen ihrer geringen Vollkommenheit aber großen Ähnlichkeit mit Joh. von Eycks Werken, für die ältern gehaltenen Bilder der Schule dieſes Meiſters angehörten. Man konnte nicht mehr zweifeln, es lag klar am Tage: die ältere cölniſche Ma-

lerei vor Joh. von Eyck hatte ſich, wie die gleichzeitige italieniſche, aus den gemeinſchaftlichen Grundzügen byzantiniſcher Kunſt, jedoch mit großer Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine Menge Frescogemälde, die auf den entkleideten Wänden einiger verlaſſenen Kirchen und Klöſter hier und da ſichtbar wurden, oder bei Erſchütterung der zum Abbruch unterminirten Gebäude durch Ablöſung der Kalkdecke oft von unten bis oben zum Vorſchein kamen, bezeugten wiederholt das Alter und die umfaſſende Thätigkeit der byzantiniſch-cölniſchen Malerſchule. 1806 endlich entdeckten die Sammler mehrere Tafelgemälde, einige Apoſtel und andere einzelne Heilige vorſtellend, die zu dem vollendetſten gehören, was aus jener Schule übrig geblieben iſt, als ſie die Tafeln umwandten, fanden ſie zu ihrer größten Freude hiſtoriſche Compoſitionen, welche durch ihre Ähnlichkeit mit manchem Theile des oben erwähnten Altarbildes aus der Rathscapelle, die beim Anblick der Vorderſeite gefaßte Vermuthung, daß dieſe Gemälde von denſelben Meiſtern herrühren möchten, zur vollkommenſten Gewißheit erhob. So war denn auch jenem bewundernswürdigen Kunſtwerk, welches man wegen der ihm eigenen Miſchung von Ideellem und Individuellem und wegen der höchſt ſanften, verſchmelzenden und zugleich prächtigen maleriſchen Behandlung nicht wohl zu claſſificiren gewußt hatte, ſeine wahre Stelle angewieſen; man erkannte, daß es der zur vollſten Selbſtſtändigkeit gelangten byzantiniſch-cölniſchen Schule angehört, und deren Übergangspunct von der ältern traditionellen zu der neuern ganz naturnachahmenden Kunſt bezeichne; wie auch Göthe ſpäter dieſes Bild ſehr treffend die Achſe der niederrheiniſchen Kunſtgeſchichte nannte (Kunſt und Alterth. 1. St. S. 163). Unter dieſen Umſtänden, die wir abſichtlich etwas ausführlicher mittheilen, weil ſie vor allem wichtig und entſcheidend waren, mußte freilich in unſern Freunden der Wunſch erwachen, eine vollſtändige Reihe von Tafelgemälden der byzantiniſch-cölniſchen Schule aufzuſtellen, und überhaupt die Geſchichte der deutſchen Malerei, die durch die gemachte Entdeckung um mehr als ein Jahrhundert erweitert wurde, auch in ihren früheren, noch ſehr dunkeln Perioden ſo viel als möglich aufzuklären. Zudem hatte ſich ergeben, daß die anfänglich gefaßte Vermuthung von dem hohen Kunſtwerth der von rohen Menſchen geſtörten Gemälde größtentheils möchte übertrieben geweſen ſein. Freilich waren hier und da ein Fenſterladen, Taubenſchlag, Tiſchblatt oder Schirmdach aus den gemeldeten Tafeln verfertigt, ja größere Gemälde waren bei der öffentlichen Verſteigerung als eine läſtige Zugabe zu Glocken und alt Eiſen geſchlagen worden, oder es waren ſchwere durch Staub und Schmutz unkenntlich gewordne Tafeln in den weitläuftigen Kreuzgängen zurückgeblieben, und die neuen Bewohner der Klöſter, bloße Hüter der Gebäude, meiſt Leute von der gemeinſten Art und den ſchlechteſten Sitten, hatten ſie als Brennholz verbrannt. Indeſſen fanden die Freunde unter manchen Überreſten und Bruchſtücken von etlichen Gemälden nicht ein einziges von großer Bedeutung, und ihre Sammlung enthält keins derſelben. Hingegen wurde bei näherer Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen immer klarer, daß die vorzüglichſten Gemälde durch einen alten Ruf, der an ihnen gehaftet, vor dem allgemeinen Verderben waren geſchützt worden. Die meiſten hatten ſchon vor 100 und 150 Jahren dem neuen Geſchmack in der Kirchenverzierung weichen müſſen, und waren in Nebencapellen, Capitelſälen, Sakriſteien und Schatzkammern verſetzt worden, wo ſie zwar wenig betrachtet, aber meiſtens

ſehr gut erhalten wurden. Bei der Aufhebung der geiſtlichen Gemeinden fielen dieſe ehrwürdigen, nie geachteten Alterthümer entweder den ausgetriebenen Mitgliedern anheim, die zum Theil ſie Jahre lang auf die Wiederkehr der alten Zeit verwahrten, oder ſie kamen zur Verfügung der Vorſteher der beibehaltenen Kirchen, die beim Mangel der nöthigen Mittel zur Herſtellung der lang vernachläſſigten Gebäude ſich bereit zeigten, dieſe Gegenſtände mit Bewilligung der biſchöflichen und Oberregierungsbehörden zu veräußern. Hier waren nun einige Erwerbungen zu machen, welche von der Kunſt der alten vaterländiſchen Maler einen noch weit höheren Begriff gaben, als man bisher hatte faſſen können, aber ſie waren nicht ohne große Mühe und Aufwand, nicht ohne vieljährige Beharrlichkeit zu machen. Und ſo kamen denn unſre Freunde erſt im Lauf des J. 1808 in den Beſitz von einem Paar jener Schätze, welche jetzt den Hauptſchmuck ihrer Sammlung bilden. Dies Jahr war überhaupt ſehr wichtig, ja entſcheidend für die Freunde; ſie fingen an einzuſehen, daß, wenn ſie ſich ganz der Kunſtgeſchichte widmen, im Sammeln ſich allein auf altdeutſche Gemälde beſchränken, und dafür keine Aufopferung ſcheuen wollten, ſie vielleicht etwas zu Stande bringen konnten, was allen wahren Kunſtfreunden ein großes Intereſſe einflößen, und nicht wenig dazu beitragen dürfte, dem deutſchen Vaterland einen gebührenden, langentbehrten Ruhm zu vindiciren. Von der andern Seite hatte der ältere Boiſſerée Forſchungen über die alte Kirchenbaukunſt unternommen, welche ihm die Überzeugung gaben, daß der Dom von Cöln ſowohl der Ausführung als der Anlage nach eins der vollkommenſten Werke dieſer Kunſt in Europa, und vor allen geeignet ſei, als Muſterbild des reinſten und erhabenſten Styls aufgeſtellt zu werden. Der Gedanke dieſes ſo lang verkannten Denkmals deutſcher Größe vollſtändig, wie der geniale Erfinder es entworfen, zur Anſchauung zu bringen und durch den Kupferſtich zu verewigen, begeiſterte den jungen Mann zu jenen Arbeiten und Bemühungen, welche die Aufmerkſamkeit der ganzen gebildeten Welt auf dieſen in dem vorletzten Decennium kaum beachteten Wunderbau gelenkt haben. Er macht ſelbſt die ſorgfältigſten Meſſungen, zeichnete die Entwürfe, und ließ dieſe von dem cölniſchen Maler Fuchs vor ſeinen Augen ins Reine bringen. Auf einer Kunſtreiſe, welche ihn damals nach Heidelberg, Straßburg, Colmar, Freiburg, Baſel, Ulm, München, Regensburg und Nürnberg führte, ſchloß er in München mit dem Baron Aretin, dem erſten Unternehmer des dortigen lithograph. Kunſtinſtituts, einen Vertrag zur Lithographirung und Herausgabe des ſchon im großen Maßſtabe, aber einſtweilen noch in einem ziemlich beſchränkten Umfange und auf die einfachſte Ausführung in Umriſſen angelegten Werkes. Auch wurde der talentreiche, leider zu früh verſtorbene Architekturmaler Angelo Quaglio zur Ausführung der perſpectiviſchen Zeichnungen von München nach Cöln beſchieden. Durch die Anſchauung der in jenen Städten befindlichen Gebäude und Gemälde wurde die Kunſtkenntniß der Freunde gar bedeutend und vielſeitig erweitert. In Beziehung auf die altdeutſche Malerei waren die Sammlungen zu München und Schleißheim, wo der Director von Mannlich dieſem Fach eine ſehr verdienſtliche Aufmerkſamkeit ſchenkte, ganz beſonders lehrreich. Es ergab ſich aus allem, daß die oberdeutſche Malerſchule, ſowohl was die Zeit ihrer Blüthe, als was die Vortrefflichkeit ihrer Leiſtungen betrifft, der niederdeutſchen weit nachſtehe, und daß ſie ſich auf dieſe gründe. Von nun an entwickelte ſich zugleich jene durch

die cölniſchen Entdeckungen ſchon vorbereitete neue Anſicht, daß der europäiſche Ruhm, den Joh. v. Eyck in der Kunſtgeſchichte genießt, ihm nicht wegen der, wie es ſcheint, aus guten Gründen beſtrittenen Erfindung der blos materiellen Miſchung der Farben mit Öl, ſondern deshalb gebühre, weil er die herkömmliche byzantiniſche Kunſtweiſe gänzlich verlaſſen, und durch die treueſte Nachahmung der Natur und die kunſtreichſte Behandlung der Ölfarben einen völligen Umſchwung in der Malerei hervorgebracht habe. Unſere Freunde machten dieſe Anſicht, die ſie urſprünglich nur als Vermuthung hegten, einige Jahre lang zum Hauptgegenſtand ihrer gemeinſchaftlichen Nachforſchungen und wechſelſeitiger Discuſſionen; ſie überzeugten ſich nach und nach immer mehr von der Richtigkeit ihres erſten Gedankens, und wiederholte glückliche Anſchaffungen ſetzten ſie endlich in den Stand, die ſo zur Behauptung gewordene Vermuthung augenſcheinlich zu belegen, und auf dieſem ſichern Wege ſich die Zuſtimmung der ausgezeichnetſten Kenner und Kunſtfreunde erwerben zu können. Im J. 1809 nun ſetzten Bertram und der jüngere Boiſſerée ihre Bemühungen zur planmäßigen Bereicherung der Sammlung raſtlos fort, während der ältere Boiſſerée ſich ganz und gar in die Arbeiten für das Werk über dem cölner Dom vertiefte. Zu Ende deſſelben Jahres und Anfange 1810 wurde dann der größere Theil der ſchönen Zeichnungen zu dieſem Werk vollendet, wobei unter ſteter Leitung des ältern Boiſſerée vorzüglich die Maler Fuchs und Quaglio, für den Grundriß aber der jetzige Oberbaurath Schauß in Cöln thätig waren. Dieſes Unternehmen erwarb unſerm Freunde ſo viel Beifall bei den Stadtbehörden, daß er dieſelben leicht bewegen konnte, jenes Rathhausbild in eine Capelle der Domkirche zu verſetzen. Da das kirchliche Eigenthum einigermaßen wieder hergeſtellt war, ſo ſchien dies das einzige Mittel, das unſchätzbare Gemälde, welches bei dem für die cölniſchen Kunſtalterthümer rege werdenden Intereſſe immer mehr beſucht wurde, vor der Entführung in das pariſer Muſeum zu ſichern. Am Tage der drei Könige 1810 wurde dies Altarbild im Dom zuerſt aufgedeckt, und ſeitdem hat es unter dem ohne weiteres entſtandenen Namen: das Dombild, unaufhörlich die zahlreichſten Beſchauer und Bewunderer angezogen. Aber nicht nur für den Kunſtgenuß, auch unmittelbar für die Kunſtgeſchichte, war dieſe Verſetzung fruchtbar. Als man nämlich das Gemälde im Rathhauſe, wo es mit Klammern an die Wand befeſtigt war, ablöſte, fand man die Flügelſtücke gleichfalls bemalt und mit der Jahrzahl 1410 bezeichnet. Jene obenerwähnte Anſicht, die man über das hiſtoriſche Verhältniß dieſes Meiſterwerks gefaßt hatte, wurde hierdurch auf das beſte beſtätigt, und man konnte daſſelbe nun mit aller Wahrſcheinlichkeit dem Maler Wilhelm von Cöln zuſchreiben, den die Chronik von Lüneburg unter dem J. 1380 den beſten Meiſter in allen deutſchen Landen nennt. Bald nachher war Boiſſerée ſo glücklich, einen andern großen, mit Gemälden und Schnitzwerk geſchmückten Altar vom J. 1306, welchen er aus der bereits halb abgebrochenen St. Clara-Kirche rettete, in die Domkirche bringen zu können. Es wurde ihm geſtattet, denſelben in der entgegengeſetzten Capelle, gegenüber dem Stadtbilde, aufſtellen zu laſſen, und ſo hatte er denn die Befriedigung, die zwei wichtigſten Denkmale, welche die erſte und die letzte Epoche der byzantiniſch-cölniſchen Malerſchule beſtimmen, in der Domkirche vereinigt zu ſehen. Die Unternehmungen der drei Freunde waren kaum ſo weit gediehen, als ſie ſich bereiteten, nach Heidelberg zu ziehen, um dort in einem lebendigen Verkehr mit gelehrten Männern, und

in näherem Bereich literariſcher Hülfsmittel ihre hiſtoriſchen und antiquariſchen Studien weiter zu verfolgen. Vorher bereicherten ſie ihre Sammlung noch mit dem ſo berühmt gewordenen Gemälde: die ſterbende Maria, welches ſie gegen ein kleineres, anders componirtes Gemälde deſſelben Gegenſtandes und Meiſters, und gegen eine ganze Reihe bedeutender alter Malereien von dem Canonicus Walraff ertauſchten. Um nicht gleich dem Genuß dieſes neuen Beſitzthums entſagen zu müſſen, ließen ſie das Gemälde und mit demſelben die Darbringung im Tempel von J. v. Eyck, ein Bild von Lucas von Leiden und wenige andere nach Heidelberg kommen. Hier aber machte dieſe kleine Anzahl von Gemälden ſchon in den erſten Monaten (im Sommer 1810) einen ſo günſtigen Eindruck auf die häufig ſich einfindenden Kunſtfreunde, daß die Beſitzer, die ohnehin den Wunſch hegten, ſich der franzöſiſchen Zwingherrſchaft ſo viel als möglich zu entziehen, der Aufforderung nicht widerſtehen konnten, nach und nach ihre bedeutendſten Gemälde von Cöln herauskommen zu laſſen. Die Sammlung hatte zwar in den letzten Jahren auch in Cöln ſchon viele Künſtler und Kenner angezogen; aber die eigentliche Wirkung auf das große gebildete Publicum fing erſt von dem J. 1810 und 1811 an, wo die Sammlung nach Heidelberg verſetzt wurde; und doch enthielt dieſelbe damals noch bei weitem nicht die Hälfte der vorzüglichſten Stücke, die ſie jetzt aufzuweiſen hat; von der Anzahl der Gemälde im Ganzen gar nicht zu reden. Faſt eben ſoviel Aufſehen machten die mit der größten Sorgfalt ausgeführten Zeichnungen zum Domwerk. Der Verſuch, ein Stück daraus im bloßen Umriß zu lithographiren, war ſehr unbefriedigend ausgefallen; der Vertrag mit Baron Aretin wurde aufgehoben, und im Sommer 1810 bot der durch ſeinen Unternehmungsgeiſt für die deutſche Literatur ſo wirkſame Cotta freundlich die Hand zur Herausgabe im Kupferſtich. Mit der Ausführung der Platten wurden einſtweilen die verdienſtvollen Künſtler Duttenhofer in Stuttgart und Darnſtädt in Dresden beauftragt. Der noch fehlende Theil der Zeichnung wurde ſodann in den J. 1811 und 1812 in Cöln vollendet, und dazu wirkten jetzt außer dem Maler Fuchs Joſ. Hofmann von Cöln, Architekt Vierrodt von Carlsruhe und vorzüglich der Oberbaurath Moller in Darmſtadt. Ehe dieſe Arbeiten unternommen wurden, im Frühling und Sommer 1811, machte der ältere Boiſſerée eine Kunſtreiſe nach Dresden, Prag und nach dem für die altdeutſche Malerei ſo merkwürdigen Schloß Carlſtein in Böhmen. Die Reiſe begann mit einem Beſuch bei Göthe in Weimar, wodurch der Grund zu einem fortdauernden höchſt lehrreichen und erhebenden Verhältniß mit dem großen Dichter und Weiſen gelegt wurde. Den Leſern ſeiner biographiſchen Denkwürdigkeiten wird ſtets erklärlich ſein, wie freundlich theilnehmend der für alles Wahre und Ächte jeder Art und Zeit empfängliche Mann im 2ten Bd., 1812, von den Arbeiten und Forſchungen über den cölner Dom und über die Kirchenbaukunſt ſprach und dabei ſeiner eigenen Begeiſterung für das ſtrasburger Münſter gedachte. Neben jenen Beſchäftigungen des ältern Boiſſerée ſchritten die Bemühungen, welche die beiden andern Freunde der Gemäldeſammlung widmeten, mit dem glücklichſten Erfolge fort; ſie waren unabläſſig bedacht, dieſelbe nach dem nun auf dem ganzen Kreis der altdeutſchen Malerei ausgedehnten Plan zu vervollſtändigen. Damals, und namentlich auf Reiſen, welche der jüngere Boiſſerée in den J. 1812 und 1813 in die Niederlande unternahm, wurden viele der bedeutendſten Erwerbungen gemacht.

Darunter ſind beſonders anzuführen der heil. Chriſtoph nebſt den dazu gehörigen Stücken und die übrigen koſtbaren größern hiſtoriſchen Gemälde von Hemling. Ein von Brügge nach Paris entführtes Gemälde dieſes kunſt- und erfindungsreichen Meiſters, welches die Freunde mit Fr. Schlegel im Muſeum geſehen, hatte dem letztern Anlaß gegeben, in der Europa, 416tes St. S. 36, auf den faſt kaum genannten Maler aufmerkſam zu machen. Seitdem war unſern Sammlern keins ſeiner Werke mehr zu Geſichte gekommen; auf den niederländiſchen Reiſen richtete nun der jüngere Boiſſerée ſein vorzügliches Augenmerk auf Hemling, und zum Glück fand ſich, daß dieſer Meiſter in der Heimath immer geſchätzt, daß ſeine Gemälde meiſt ſehr ſorgfältig waren erhalten worden. Von der Zeit an wurde man erſt recht eigentlich mit den großen Verdienſten des Hemling ihrem ganzen Umfange nach bekannt und befeſtigte man ſich vollends in der früher ausgeſprochenen Überzeugung von der eigenthümlichen außerordentlichen Wirkſamkeit des Joh. v. Eyck, ſo wie man auch erſt in Folge der hier gewonnenen Einſichten mit den Forſchungen über die trefflichen Maler Mabuſe und Schoreel ins Klare kam, deren Name Werken angeheftet worden, welche keineswegs der von alten Schriftſtellern, wie Carl v. Mander, entworfenen höchſt rühmlichen Charakteriſtik dieſer Künſtler entſprechen. Aber nicht nur für die zweckmäßige Vermehrung der Sammlung, ſondern auch für die ſorgfältige Herſtellung der etwa beſchädigten, oder mit Schmutz und verdunkeltem Firniß überzogenen Gemälde, und ganz beſonders für eine belebende, belehrende Aufſtellung der erworbenen Schätze waren der jüngere Boiſſerée und Bertram vorzugsweiſe thätig. Von der Nothwendigkeit eines gewiſſenhaften Verfahrens bei der Wiederherſtellung alter Gemälde innigſt überzeugt, führten ſie ſtets die wachſamſte Aufſicht über dieſes Geſchäft, und je mehr ſie in den Beſitz von zart und kunſtreich vollendeten Stücken gelangten, deſto wichtiger ſchien ihnen die Ergänzung der beſchädigten Stellen den geſchickteſten und liebevollſten Händen anzuvertrauen. Früher, in Cöln, waren die Maler Fuchs und Hofmann ihnen in dieſer Angelegenheit behülflich geweſen; jetzt, in Heidelberg, hatten ſie das Glück, an den Malern Köſter und Schleſinger Männer zu finden, welche die mühſelige aber um ſo verdienſtlichere Arbeit mit wahrhafter Verehrung für die alten Meiſter unter ihren Augen ganz nach Wunſch vollzogen. Was nun weiter von den Freunden und namentlich von Bertram geſchah, die Sammlung recht nützlich wirkſam zu machen, wie ſie, phantaſtiſcher Übertreibung und gelehrter Pedanterie gleich abhold, Jahre lang mit unermüdlicher Gefälligkeit ſich beſtrebten, eine würdige Anſicht von der Kunſt unſrer Vorfahren zu verbreiten, dies iſt allgemein bekannt. Heidelberg, als eine blühende Univerſitätsſtadt, in der beſuchteſten und ſchönſten Gegend Deutſchlands gelegen, war der geeignetſte Ort für dieſe eigenthümliche edle Thätigkeit. Jedoch würde ſie den raſchen und weit umfaſſenden Erfolg nicht gehabt haben, wenn nicht die großen Weltbegebenheiten in den J. 1813 — 1815 nach und nach die ausgezeichnetſten Männer aus allen Ständen nach Heidelberg geführt hätten. Das lebhafte Intereſſe, welches die neugeſtiftete, dem Ruhm von Altdeutſchland gewidmete Sammlung mitten in dem Kriegsgetümmel des großen Hauptquartiers, während jenen entſcheidenden drei Wochen des Sommers 1815 bei den bedeutendſten, ja bei den höchſten fürſtlichen Perſonen erregte, wird als ein Beweis von dem mächtigen Einfluß, dem die höhere Bildung zu unſerer Zeit gewonnen hat, ewig denkwürdig bleiben. An dieſe zahlreichen und glänzen-

den Beſuche der Sammlung reihten ſich jene an, welche Göthe ihr und unſern Freunden in dem Herbſte der J. 1814 und 1815 ſchenkte. Er faßte mit ſeinem regen Sinn und großen Geiſt die neue Welt, womit er ſich umgeben ſah, freudig auf, und zollte den Verdienſten unſrer alten Meiſter einen Beifall, der um ſo wahrhafter, um ſo bedeutender war, als das mit oberflächlicher Kenntniß und mit einer falſchen Myſtik gepaarte Modetreiben einiger jungen Künſtler und Kunſtfreunde, ihn faſt feindſelig gegen alle ältere chriſtliche Malerei geſtimmt hatte. Das erſte Heft über Kunſt und Alterthum war eine Frucht dieſer Beſuche. Und ſo war denn Göthe der erſte, welcher die beiden hiſtoriſchen Hauptreſultate der Sammlung: über das Verhältniß der älteſten deutſchen Malerei zu der byzantiniſchen Kunſt; und über die wahre Wirkſamkeit des J. v. Eyck öffentlich anerkannte und das große Publicum auf ſeine eindringliche geiſtreiche Weiſe davon unterrichtete. Eine ſo froh ehrende, ſo ſchön lohnende Theilnahme mußte den Beſtrebungen unſerer Freunde einen neuen Schwung geben, und ſo geſchah es denn auch. Obwohl die Schwierigkeiten ſich mit jedem Tage ſteigerten, wurde die Sammlung durch wiederholte Reiſen in die Niederlande und nach Franken fortwährend auf das reichſte und zweckmäßigſte vermehrt; herrliche Werke von Eyck, Mabuſe, Dürer, Orley und andern Meiſtern wurden derſelben einverleibt und im J. 1817 kam der viel bewunderte lebensgroße Chriſtuskopf von Hemling dazu. Gegenwärtig enthält die Sammlung eine möglichſt vollſtändige Reihe von mehr als 200 Gemälden der bedeutendſten deutſchen Maler des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts. Da aber dieſe Gemälde meiſt alle von großem Umfange ſind, ſo wurde, je nachdem ihre Zahl wuchs, beſonders bei den zahlreich zuſtrömenden Beſuchen der Raum ſelbſt der größten Privatwohnung zu enge, um auch nur die ausgezeichnetſten Stücke gehörig aufſtellen zu können. Der König von Würtemberg mit der unvergeßlichen Königin Catharina, die Kaiſerin Mutter von Rußland begleitend, überzeugte ſich im Herbſt 1818 von dieſem bedrängten Zuſtand und ließ den Beſitzern auf das großmüthigſte ein ſehr paſſendes geräumiges Gebäude in Stuttgart zur freien Benutzung anweiſen. Und ſo verließen denn die drei Freunde im Frühling 1819 Heidelberg, wo ſie während eines neunjährigen Aufenthalts die glücklichſten Tage verlebt, ſich die beſten, edelſten Freunde erworben hatten. In Stuttgart wurde nun die Sammlung ihrem größern und wichtigern Theile nach zuerſt vollſtändig aufgeſtellt, und mit dem noch zurückbleibenden, mehr als ein Drittheil betragenden, wird nach Maßgabe von Zeit und Verhältniſſen fortgefahren. Die große und gleichſam neue Wirkung, die dieſe zweckmäßige Aufſtellung hervorgebracht, der fortdauernde, überaus zahlreiche Zulauf des einheimiſchen und reiſenden Publicums, und das übereinſtimmende Urtheil der unbefangenſten Laien aus allen Claſſen der Geſellſchaft, wie das der gelehrteſten und tiefſten Kunſtkenner und genialſten Künſtler des Jahrhunderts: — Alles dieſes hat ſeitdem das Urtheil, das die Geſchichte über Sammlung und Sammler ausſprechen wird, mit hinlänglicher Entſchiedenheit vorbereitet. Es hat die Beſitzer ermuthigt, und ihre edle Thätigkeit immer mehr entwickelt, mit der ſie die ſchönen Erbſtücke vaterländiſcher Kunſt allen unbefangenen, ſinnvollen Menſchen unter der größten Aufopferung von Zeit und Bequemlichkeit ihrer Seits genießbar und lehrreich zu machen ſuchen. Die öffentliche Meinung in dem Lande, das ſo glücklich iſt, dieſe Sammlung gegenwärtig zu beherbergen, hat ſich auf die anerkennendſte Weiſe

durch einſtimmige, rühmliche Erwähnung in der Ständeverſammlung von 1820 ausgeſprochen; und die Stadt Stuttgart namentlich hat durch den Antrag des Bürgerrechts, der den drei Freunden von Seiten ihres Stadtraths im J. 1822 gemacht worden iſt, bewieſen, wie dankbar ſie die edeln Gäſte zu ehren bemüht iſt. — Eine ſehr bedeutende Folge der angemeſſenen Aufſtellung der Sammlung war auch, daß die Beſitzer nun auf den ſchon lang und oft von den geſchätzteſten Künſtlern und Kunſtfreunden geäußerten Wunſch Rückſicht nehmen konnten, Nachbildungen von den vorzüglichſten Werken ihrer Sammlung zu veranſtalten, und dieſelben mit ihren geſchichtlichen Unterſuchungen zu begleiten. Als ihnen daher der treffliche Lithograph Strixner von München gleich beim erſten Beſuch der Sammlung im Sommer 1820 ein dahin zielendes Anerbieten machte, ergriffen ſie dieſes gern, und verbanden ſich mit ihm zur Herausgabe des ſeit 1821 nach und nach in 48 Lieferungen erſcheinenden Werks. Im Herbſt 1820 wurde ſodann durch eine Reiſe nach Paris auch die baldige Erſcheinung des Prachtwerks über den cölner Dom geſichert. Die Vollendung der Kupferplatten, welche der Größe und Ausführung nach alles übertreffen, was bis jetzt noch im Architekturfach geliefert worden, war mit einem unglaublichen Zeitaufwand, mit unſäglichen Schwierigkeiten verbunden, die noch dadurch vermehrt wurden, daß, um befriedigende Abdrücke zu erhalten, das Werk in die ſo entfernte franz. Hauptſtadt verlegt, und überdies auch franzöſiſche Künſtler zu Hülfe gezogen werden mußten. Die Kupfertafeln, ſo wie der Text, welcher nebſt der Geſchichte und Beſchreibung des Doms von Cöln die Hauptreſultate von des Verfaſſers vieljährigen Studien über die altdeutſche Baukunſt enthält, ſind gegenwärtig 1822 zu einer deutſchen und einer franzöſiſchen Ausgabe unter der Preſſe. S—b.

Boiſſonade (Jean François), geboren zu Paris 1774, einer der ausgezeichnetſten Helleniſten Frankreichs. Er ward 1809 adjungirter Profeſſor der griechiſchen Sprache an der Univerſität von Paris und 1812 nach Larchers Tode, an deſſen Stelle er auch in das Inſtitut trat, wirklicher Profeſſor. Der König ernannte ihn 1814 zum Ritter der Ehrenlegion und 1816 zum Mitgliede der Akademie der Inſchriften. Außer mehrern ſchätzbaren Beiträgen, die er zum Journal des débats, zum Mercure, zum Magazin encyclopédique, zur Biographie universelle, ſo wie zu den Notices et Extraits (Vol. 10.) geliefert hat, verdanken wir ihm unter andern eine Ausgabe der Heroica des Philoſtrat (1806) und des Tiberius Rhetor (1815). Noch wichtigere Werke von ihm ſind unter der Preſſe, z. B. die Lebensgeſchichten der Sophiſten von Eunapius, ein noch ungedruckter Commentar des Proklus zu Platons Kratylus, ein griechiſcher Roman des Nicetas Eugenianus u. ſ. w. Auch arbeitete er an einem franzöſiſchen Wörterbuche nach dem Muſter des Johnſon.

Bojardo (Matteo Maria, Graf von Scandiano), geboren auf einem Familienſitze ſeines Hauſes bei Ferrara 1334, von 1388 bis 1394, wo er ſtarb, war er Stadt- und Burghauptmann zu Reggio, im Staat ſeines Gönners, Hercules von Eſte, Herzogs von Modena, ein gebildeter Höfling, Gelehrter und Rittersmann zugleich, und glänzte beſonders als Dichter. Seinen Orlando inamorato ſpann er aus bis zum Geſange 69, ohne ihn zu vollenden. Die Namen ſeiner Bauern und die Reize der Gegend Scandianos verewigte er in den Heldengemälden und in der Beſchreibung der Naturſchönheiten. In Sprache und Versbau übertraf ihn ſpäter Arioſto und iſt ihm

gleich in Erfindung, Anmuth und Epiſodenverflechtung. Dominichi, Berni und Agoſtini arbeiteten Bojardo um und ſetzten ihn fort, ohne ihn zu verbeſſern. Nur eine Fortſetzung hat ihr Zeitalter überlebt und wird nie vergeſſen werden, Arioſtos unſterblicher Orlando, der in der That eine Fortſetzung von Bojardos Dichtung ſein ſollte. Von der übertriebenen Nachahmungsſucht der Alten konnte Bojardo, bei dem in ſeiner Zeit herrſchenden Geiſte der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft ſich nicht frei erhalten, davon ſind Zeugen, ſeine Capitoli, eine aus Lucian entlehnte Komödie, Timur, lateiniſche Eklogen und Überſetzungen des Herodot und Apulejus.

Bökeln (einſalzen) ſtammt vom Namen des Wilhelm Bökel zu Bierfliet, der 1347 ſeine Manier, die Heringe einzuſalzen, ſeinen Landsleuten lehrte. Auf ſeinem Grabſteine zu Enkhuyzen aß Kaiſer Carl V., der ſich in den Niederlanden ſo trefflich, und in Spanien und Deutſchland ſo wenig zu populariſiren verſtand, einen geſalzenen Hering zur Ehre des Erfinders. Noch jetzt ſind die Niederländer in der Kunſt, den Hering gut zu ſalzen und nur fette auszuwählen, allen übrigen Seevölkern überlegen, welche die Seefiſcherei zu einem wichtigen Nahrungszweige ihres Volks erhoben haben.

Bolingbrocke (Henry-Saint-John, Lord, Viscount) wurde 1672 zu Batterſea bei London, in einer ſehr alten Familie geboren, deren Mitglieder ſich häufig theils im Kriege, theils im Staate auf eine glorreiche Weiſe ausgezeichnet hatten. Bolingbrocke ſelbſt erhielt eine ſeinem Stande gemäße Erziehung, und vollendete auf der Univerſität zu Oxford ſeine Studien. Schon damals wurden die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, die Fruchtbarkeit ſeiner Einbildungskraft, ſein einnehmendes und doch kräftiges Weſen, und die Gewandtheit ſeines Styls allgemein bewundert. Er trat in die Welt, und zeigte in ihr die ſeltenſten Geiſtesanlagen, eine verführeriſche Geſtalt, eine Feinheit der Sitten, ein Gemiſch von Adel und Leutſeligkeit, einen Reiz der Rede, denen, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe ſeiner Zeitgenoſſen, niemand zu widerſtehen im Stande war. Unglücklicher Weiſe hemmten die Leidenſchaften ſeiner Jugend den Aufflug ſeiner Talente; ſchon war er in das 25ſte Jahr getreten, und noch hatten ſeine glänzenden Anlagen nichts weiter als einen vollendeten Weiberverführer (a complete rake) aus ihm gemacht. Seine Ältern glaubten, daß eine Heirath heilſam auf ihn wirken würde, ſchlugen ihm eine Dame vor, welche als Erbin einer Million mit einer reizenden Geſtalt einen ſehr gebildeten Verſtand und die edelſte Geburt verband. Aber kaum hatten die jungen Eheleute einige Zeit mit einander gelebt, als ſich auch bereits unvertilgbare Zwietracht zwiſchen ihnen erhob, in deren Folge ſie ſich auf immer von einander trennten. Ein ganz anderes Zwangsmittel ſollte dieſen heftigen, unregelmäßigen, aber ausgezeichneten Charakter zu einem beſſern Ziele führen; er trat durch Vermittlung ſeines Vaters ins Unterhaus. Hier nun zogen ſeine ungewöhnliche Beredſamkeit, ſein tiefer Blick und die Gründlichkeit ſeiner Urtheile die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das junge Parlamentsglied. Seine bisherige Arbeitsſcheu ward plötzlich in die raſtloſeſte Thätigkeit verwandelt. 1704 zum Kriegsſecretär ernannt, kam er dadurch in unmittelbare Verbindung mit dem Herzoge von Marlborough, der die Talente dieſes Mannes erkannte und bewunderte und die großen Unternehmungen und bewundernswürdigen Folgen derſelben aus allen Kräften unterſtützte. Als aber die Whigs wieder die Obergewalt erhielten, nahm Bolingbrocke ſeinen Abſchied. Nun folgten, wie er

ſich ſelbſt ausdrückte, die zwei thätigſten Jahre ſeines Lebens, in welchen er ſich ganz den Studien widmete, bei denen er jedoch den öffentlichen Angelegenheiten keineswegs fremd wurde. Er ſtand nämlich in fortwährender Verbindung mit der Königin, die ſeinem Rathe ſtets vor allen übrigen Gehör gab. Jetzt ward das Miniſterium der Whigs, zum größten Erſtaunen von ganz Europa, geſtürzt, und Bolingbrocke erhielt als Staatsſecretär das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Poſten der Friede von Utrecht das höchſte Ziel ſeiner Wünſche und den Stolz ſeines ganzen Lebens ausmachte, ſo wie er die Bewunderung ſeiner Talente erregte. Bei dieſem Friedensſchluſſe hatte er alles gegen ſich; die Whigs, die Pairs, die Bank, die oſtindiſche Geſellſchaft, Marlborough, Eugen, den Kaiſer, Holland, die Eiferſucht aller europäiſchen Mächte, die Schwäche ſeiner eigenen Königin, die Unentſchloſſenheit, die Unklugheit, ja ſogar den Neid aller ſeiner Collegen. Vielleicht wäre es für den Ruhm Bolingbrockes zu wünſchen geweſen, daß dieſer Friedensſchluß das Ende ſeiner Laufbahn ausgemacht hätte, denn wir finden ihn ſpäterhin dem Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaften, einem Wechſel der Geſinnung und einer ſo ſonderbaren Art, ſich zu dieſer oder jener Partei zu ſchlagen, preis gegeben, daß dadurch die Redlichkeit ſeiner Geſinnungen, ſeine Vaterlandsliebe, überhaupt ſein ganzer Charakter nicht wenig verdächtig werden. Es entſtand nämlich aus den gegenſeitigen Reibungen der Tories und Whigs ein ſolcher Zwieſpalt in der öffentlichen Meinung, daß die Miniſter laut und hart getadelt, der Friede für ein Unglück ausgeſchrien und die proteſtantiſche Thronfolge für gefährdet erklärt wurde. In dieſem Augenblicke brach zwiſchen dem Großſchatzmeiſter Grafen Oxford und Bolingbrocke, gleich nach dem Abſchluſſe des Friedens, ein verderblicher Streit aus. Swift, der Freund beider, beſonders aber mit dem Großſchatzmeiſter ſehr vertraut, beſchuldigte letztern, an dem Untergange ihrer Partei die größte Schuld gehabt zu haben. Andere urtheilten von dieſen beiden Männern, daß zwei Miniſter, welche bei einer ſo gefährlichen Lage der Dinge nicht im Stande waren, ihre perſönlichen Zwiſtigkeiten zu vergeſſen, ſchon allein aus dieſem Grunde unfähig geweſen wären, einen Staat zu regieren. Wie dem auch ſei, ſo ſetzte die Königin Anna, welche von dem Grafen von Oxford auf das heftigſte gereizt wurde, dieſen vier Tage vor ihrem Tode ab, und ernannte Bolingbrocke an deſſen Stelle zum erſten Miniſter. Aber Annas Tod veränderte auf einmal die ganze Scene. Georg I. von Hannover beſtieg den Thron, und die Whigs triumphirten ſo vollkommen über die Tories, als es bis dahin noch niemals der Fall geweſen war. Bolingbrocke, dem es nicht gelingen wollte, ſich durch Scheingründe bei dem Hofe zu Hannover zu rechtfertigen, und den man eben ſo ſehr beneidete als haßte, ward vom König Georg, noch während ſeiner Anweſenheit in Deutſchland, abgeſetzt, und entfloh, da er erfahren hatte, daß die Gegenpartei ihn auf das Schaffot bringen wollte, nach Frankreich. Jacob III., unter welchem Namen der ſogenannte Prätendent ſeiner künftigen Beſteigung des engliſchen Throns entgegenſah, lud ihn zu ſich nach Lothringen ein und ernannte ihn zum Staatsminiſter. Als aber Ludwig XIV. geſtorben war, verlor Bolingbrocke alle Hoffnung, daß die Unternehmungen des letztern je gelingen würden, und bereute, ſich mit demſelben ſo weit eingelaſſen zu haben. Bolingbrockes Geſinnungen und ſeine daraus hervorgegangenen Unternehmungen mögen nun auch über dieſen Gegenſtand geweſen ſein, wie ſie wollen, ſo darf man dennoch

annehmen, daß er es mit Jacob III. wirklich redlich gemeint habe. Nichts deſto weniger entſetzte ihn dieſer plötzlich ſeiner Würde, und übertrug ſie dem Herzog Ormond. So wollte es alſo Bolingbrockes ſonderbares Schickſal, daß er ſowohl von dem wirklichen, als dem bloßen Titularkönige von England der Verrätherei beſchuldigt ward. Jetzt wurden ihm von dem Könige Georg Anerbietungen gemacht, um die Geheimniſſe des Prätendenten zu entdecken; dieſen Antrag lehnte er zwar anfangs ab, nahm ihn aber nachher inconſequenter Weiſe inſofern an, als er ſich verpflichtete, der Sache des Prätendenten, unter der Bedingung einer gänzlichen Vergeſſenheit des Vorgefallenen, und daß man ſich in Betreff des übrigen auf ihn verließe, einen entſcheidenden Schlag zu verſetzen. Nichts deſto weniger widerſetzte ſich der Miniſter Walpole, der den künftigen Einfluß Bolingbrockes auf das engliſche Cabinet ſehr natürlich befürchten mußte, der Rückkehr deſſelben aus allen Kräften. Nun ſchrieb dieſer, gleichſam um ſeine perſönliche traurige Lage durch eine ſchriftſtelleriſche Ergießung erträglicher zu machen, philoſophiſche Tröſtungen, fand aber deren bald nachher noch ſüßere, indem er ſich mit einer reizenden und ſehr begüterten Dame, einer Nichte der Frau von Maintenon, verheirathete. 1723 ward endlich das vorige Parlament, deſſen ſämmtliche Mitglieder geſchworne Feinde Bolingbrockes geweſen waren, aufgehoben, und nun erlaubte ihm der König, als eine erſte Gnade, nach England zurückzukehren, ohne daß er jedoch ſchon damals in ſeine Güter wieder eingeſetzt wurde; dies letztere geſchah erſt nach Verlauf von zwei Jahren durch eine beſondere Parlamentsacte. Seit ſeiner Zurückkunft nach England führte er das Leben eines vollkommenen Landmannes, in welcher Beſchäftigung er ſich nur durch die Unterhaltung Swifts und Popes in etwas unterbrechen ließ. Aber kaum hatte ſich im Parlamente die Stimme der Oppoſition erhoben, als Bolingbrocke nach London eilte, und da man ihm den Eintrit in das Oberhaus fortwährend verweigerte, von nun an während acht Jahre durch einzelne Druckſchriften, welche die größte Wirkung auf das Volk machten, die Miniſterialpartei bekämpfte. Auf dieſem Wege konnte es nicht fehlen, daß er ſich abermals mächtige Feinde zuziehen mußte, über welche er durch ſeine Abhandlung über die Parteien, welche als ſein Meiſterſtück betrachtet wird, zu ſiegen ſtrebte. In Folge dieſer Ereigniſſe verließ er zum zweitenmale England, und ging nach Frankreich, um ſich daſelbſt, wie ſogar Swift meinte, der Partei des Prätendenten in die Arme zu werfen, wogegen ihn jedoch Pope vertheidigte und öffentlich geſtand, daß er ſeinen edeln Freund bewogen habe, ein undankbares Vaterland, welches ihn verkenne und anfeinde, zu verlaſſen. In Frankreich ſchrieb nun Bolingbrocke 1735 ſeine Briefe über das Studium der Geſchichte, welche freilich bewundert wurden und auch noch jetzt bewundert werden, in welchen aber faſt immer der perſönliche Charakter des Verfaſſers die Stelle einer parteiiſchen, allgemeinen Anſicht der Dinge vertrit, und die beſonders deswegen getadelt wurden, weil darin ohne alle Schonung die darin geoffenbarte Religion angegriffen ward, die doch Bolingbrocke ehemals laut und eifrig vertheidigt hatte. Auch veranlaßte er 1729, durch ſeinen Streit mit Walpole, Popes Verſuch über den Menſchen, bei deſſen Abfaſſung er dem Verfaſſer nicht allein geholfen, ſondern ihm auch ſelbſt die wichtigſten Materialien an die Hand gegeben hat. Trotz dieſer ernſten Beſchäftigungen, denen ſich Bolingbrocke in Frankreich widmete, ſehnte er ſich dennoch nach ſeinem Vaterlande zurück, woſelbſt

er auch 1738 ſeine Vorſtellung eines patriotiſchen Königs, und zwar unter den Augen des jungen Thronfolgers, ſchrieb. Er ſtarb 1751 im 80ſten Jahre ſeines Lebens, unter den Martern einer langen und ſchrecklichen Krankheit, während welcher er noch Betrachtungen über den jetzigen Zuſtand der Nation ſchrieb. Die Handſchrift ſeiner ſämmtlichen Werke hatte er dem ſchottiſchen Dichter David Mallet übergeben, welcher ſie 1753 zum Drucke beförderte. Kaum aber war dieſes Werk erſchienen, als ſich auch ſchon von allen Seiten Stimmen dagegen erhoben; denn der Verfaſſer hatte darin das Chriſtenthum auf eine empörende Weiſe angegriffen. Daſſelbe wurde daher öffentlich von der großen Jury von Weſtminſter, als der Religion, den Sitten, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich gefährlich, einſtimmig verworfen. Was Bolingbrockes Charakter anbetrifft, ſo wiſſen wir von ihm, daß er die innigſte Freundſchaft und die erklärteſte Feindſchaft zu erregen im Stande war, und daß man ihn eines unmäßigen Ehrgeizes, eines ungezügelten Zorns, einer gehäſſigen Nacheiferung und unverſöhnlichen Erbitterung beſchuldigte. Seine Memoiren ſind brauchbar für die Geſchichte Englands im erſten Viertel des 18ten Jahrh.

Bolivar (Simon), El Libertador de Venezuela, der Befreier von Venezuela, ein ausgezeichneter Heerführer des ſüdamerikaniſchen Volks im Kriege gegen die Spanier, iſt in Caraccas geboren. Er erhielt ſeine erſte Erziehung in Spanien, bereiſte Frankreich, England, Italien, die Schweiz und einen Theil Deutſchlands, kehrte nach Caraccas zurück und bekam, als hier die Revolution ausbrach, nebſt Don Lopez Mendez von der oberſten Junta den Auftrag, für die neue Regierung den Schutz Englands nachzuſuchen. Er zog ſich zwar eine Zeit lang, bei dem politiſchen Syſtem des Congreſſes von Venezuela, von den öffentlichen Geſchäften zurück, allein nach dem furchtbaren Erdbeben am 29ſten März 1812 bot er ſeine Dienſte dem bedrängten Vaterlande aufs neue an, und ihm ward von Miranda ſogleich die Befehlshaberſtelle in der Veſte Puerto Cabello übertragen. Späterhin erhielt er die Oberbefehlshaberſtelle, und zeichnete ſich durch Muth und Klugheit ſo rühmlich aus, daß er jenen ehrenvollen Titel El Libertador de Venezuela erhielt. Was Bolivar geleiſtet hat, ſ. unt. d. Art. Südamerika. 1818 legte er den Heerbefehl nieder, behielt aber die oberſte Leitung der Verwaltung des Innern in Angoſtura. An ſeiner Stelle befehligten die Truppen die Generale Paez, Bermudez u. a. Er ward darauf zum Präſidenten der Republik Columbia ernannt, übernahm den Heerbefehl aufs neue, und eroberte Neu-Granada. Vergl. über Bolivar auch die neue Folge des Conv. Ler.

Bollandiſten nennt man eine Geſellſchaft von Jeſuiten in Antwerpen, die unter dem Titel Acta Sanctorum die berühmte Sammlung aller Nachrichten über die Heiligen der römiſch-catholiſchen Kirche herausgegeben hat. Sie erhielten dieſen Namen von Johann Bolland, dem erſten Bearbeiter der ſchon von Heribert Rosweyd dazu angelegten Sammlungen. Es wurden dazu wiederholt aus allen Ländern und Archiven Materialien zuſammengebracht, und die Bearbeitung, die als Sache des Ordens behandelt ward, faſt zwei Jahrhunderte lang fortgeſetzt, indem die jüngern Gehülfen immer die durch den Tod der ältern entſtandenen Lücken ausfüllten. Selbſt nach Aufhebung des Ordens wurde das Werk unter dem Schutze der Kaiſerin Maria Thereſia noch fortgeſetzt, bis das Eindringen der Franzoſen in die Niederlande 1794 die damit beſchäftigte Geſellſchaft zerſtreute.

Das Werk, welches aus 53 Folianten beſteht, enthält einen Schatz von ſeltenen hiſtoriſchen Nachrichten und Urkunden, und wird für die Geſchichte einen unvergänglichen Werth behalten. Es liefert einen treuen Spiegel der Vorzeit, erhält künftigen Zeiten rein und unvermiſcht, was die Geſchichte von dem Leben und den Zeitverhältniſſen der Heiligen berichtet, und iſt frei von lobpreiſender Empfehlung und polemiſchen Ausfällen. Die Fortſetzung dieſes für die Geſchichte der innern Lebensverhältniſſe der verfloſſenen Zeitalter wichtigen Werks wäre ſehr zu wünſchen.

Bollwerk, ſ. Baſtion.

Bologna (lateiniſch Bononia felsinia), eine der älteſten, größten und reichſten Städte in Italien, mit Gaſſen in denen bedeckte Säulengänge für die Fußgänger längs den Häuſern hinlaufen, la grassa (die Fette) genannt, am Fuße der Apenninen zwiſchen den Flüſſen Reno und Savena, von 70,000 Einwohnern und 8000 Häuſern, mit vielen Mühlen, welche die mannichfache Induſtrie Bolognas in Weberei, Seilerei, Seifenſiederei und in Papier-, Blumen- und Waffenfabriken unterſtützen. Bologna iſt Hauptſtadt der päpſtlichen Delegation gleiches Namens, die von einem Cardinallegaten, der hier reſidirt, landeshoheitlich verwaltet wird; indeß ſolche der Erzbiſchof geiſtlich und der alle zwei Monate neu erwählte Gonfaloniere mit 50 Senatoren und 8 Älteſten aus der Bürgerſchaft republikaniſch regiert. Freiwillig unterwarf ſich das Volk von Bologna 1513 dem päpſtlichen Stuhl; es war des Parteienkampfs ſeiner Patricier unter ſich müde, die in dem damals ſo rechtloſen Italien die Kräfte des Staats vergeudeten. Bologna hat einen Abgeordneten in Rom, welcher für die Erhaltung der vertragsmäßig beſchränkten Landeshoheit des Papſtes wirkt, und namentlich nach jeder Papſtwahl die Reihe der Ausſchreitungsbeſchwerden ſeines oder ſeiner Verweſer dem neuen Papſte zur Abſtellung vorlegt. Auch wählt die Stadt einen Beiſitzer fürs Oberappellationsgericht in Rom. Ihr Stadtwappen umſchreibt noch jetzt das Zauberwort: libertas. Der Papſt ſoll vertragsweiſe keine andere Abgabe als die Weinacciſe beziehen. Die Hauptfrage iſt: iſt die Regel Freiheit oder Landeshoheit? Erſteres iſt die Theorie des Senats und der Älteſten (Tribunen), letzteres der römiſchen Curie. Seit drei Jahrhunderten verſuchte die Cammer des Papſtes in Bologna wie in Rom die Kornacciſe (die Annona) einzuführen und vermochte es nicht. In Bologna lebt der reiche Adel des Kirchenſtaats, der mehr und weniger mit dem Kirchenhaupt und der Curie geſpannt iſt, und aller alten bologneſiſchen Patricierfamilien, deren Reichthümer in Grundeigenthum der fruchtbaren Marſch bis ans Meer, hart an der Grenze zwiſchen den Vorbergen der Apenninen und den Anſchwemmungen des Meers und der Flüſſe, beſteht. Jene geben in ihren Nachgebornen der Kirche manchen Papſt. Hier leben auch aus dem Gelehrtenſtande die freiſinnigſten Männer im Kirchenſtaate, woſelbſt Adel, Gelehrte und Bürgerſtand 1816 eine Sokratiſche Geſellſchaft zur Beförderung des geſellſchaftlichen Glücks ſtifteten, die ſchon einmal in Verdacht des Carbonarismus gerieth. Ein wichtiger Nahrungszweig der Stadt war lange ihre von Theodoſius dem Jüngern (425) geſtiftete, berühmte Univerſität, welche in den Jahrhunderten der Barbarei die Fackel der Aufklärung leuchten ließ, aber in unſern Tagen von den ſie einſt beſuchenden 2000 Studirenden auf 300 herabſank. Die Univerſität war der Stadt vormals

ſo werth, daß ſie auf ihren Münzen die Looſung der Univerſität Bononia docet verkündete. Am berühmteſten war auf derſelben die Rechtsſchule. Ihre Lehrer hatten meiſt den Ruf, den jungen Studirenden viel Empfänglichkeit für Autokratie beizubringen und genoſſen dafür der Gunſt der Kaiſer und der italieniſchen Regenten. Gewiß iſt, daß ſeit 1400 Jahren jede neue Entdeckung in den Wiſſenſchaften und in den Übungen der Kunſt in dieſem älteſten Muſenſitze Beförderer fand und, wie die Jahrbücher der Wiſſenſchaften beweiſen, noch jetzt Freunde, Pfleger und Kritiker findet. — Ihr Mitbürger, General Graf Ferdinando Marſigli, ſtiftete und dotirte hier das Istituto delle Scienze mit einer Bibliothek von faſt 200,000 Bänden, einer Sternwarte, einem anatomiſchen Theater, botaniſchen Garten und koſtbaren Sammlungen für alle Fächer menſchlicher Wiſſenſchaft und Künſte; jetzt vereinigt mit der academia clementina Papſt Clemens XI. Eine eigene Schule ſtifteten hier die berühmten Maler und Bildhauer, Caracci, Guido Reni, Domenichino, und Albano und verherrlichten ſolche durch ihre Werke. — Den Hauptplatz der Stadt bezeichnen mehrere ehrwürdige Gebäude, namentlich der Rathspalaſt mit trefflichen Gemälden und Bildſäulen, auch den faſt 200 Folianten, die der berühmte Naturforſcher, Ulyſſes Aldrovandus, mit eigner Hand als Notizen für künftige Werke ſchrieb; der Juſtizpalaſt des Podeſta und die Domkirche St. Petronio mit ihrer unvollendeten Vorderſeite und dem von Caſſini auf einer Kupferplatte des Fußbodens gezogene Meridian. Unter den 73 andern Kirchen, denn die Freiheit liebt hier Frömmigkeit, glänzen S. Pietro, S. Salvatore, S. Domenicho, S. Giovanini in Monte, S. Giacomo maggiore, alle im Beſitz reicher Kunſtſchätze. Beträchtlich iſt die Zahl der Kunſtſammlungen, die Beſtandtheile reicher Fideicommiſſe ſind, welche die Wohlhabenheit der Enkel noch immer vergrößert. Die Gallerie Sampieri und Zambeccari glänzten einſt vor allen, jetzt übertreffen ſolche Marescalchi und Ercolani. Reich und geſchichtlich intereſſant iſt die Gemäldeſammlung der Malerakademie, beſonders aus aufgehobenen Kirchen und Klöſtern von der Stadtregierung vorzüglich in neuerer Zeit dotirt. Dem bewunderten Springbrunnen des Markts fehlt nichts als Waſſer, dafür ſchmückt ihn Johanns von Bologna bronzener Neptun. Von Alters her waren die Thürme Aſinelli und Gariſenda ein Aufmerkſamkeitsgegenſtand für Fremde, erſterer durch ſeine ſchlanke Höhe den orientaliſchen Minarets ähnelnd, letzterer droht nicht mehr den Einſturz, nachdem er um 14 Fuß aus dem Loth gewichen war, ſeitdem man ⅓ ſeiner Höhe aus Vorſicht abgetragen hat. In dem zugleich wegen ſeiner Wohlfeilheit berühmten Bologna lebten ſtets viele Freunde der ernſten und heitern Muſen den Wiſſenſchaften und ſelbſt die Feinſchmecker preiſen das Vaterland vortrefflicher Macaroni, Würſte, Liqueure und eingemachter Früchte. Die hieſigen Dreſſirſchulen der Thiere, bis zum Bologneſerhundchen herab, genießen ebenfalls einiger Berühmtheit. Die Wallfahrt nach der Madonna di San Luca, deren Kirche auf dem äußerſten Vorberge der Apenninen, eine halbe Stunde von Bologna entfernt, liegt, und zu welcher ein Arcabengang von 640 Schwibbögen hinführt, ziehen jährlich viele Menſchen aus Italien herbei.

Bolus, ein Foſſil, welches mit gelblicher, röthlicher, bräunlicher Farbe, oft mit ſchwarzen Dendriten verſehen, in verſchiedenen Gegenden Böhmens, Schleſiens, in Steiermark u. ſ. w. gefunden und unter andern zu Pfeifenköpfen verbraucht wird; ſie eignet ſich

zu Abkühlungsgefäßen für Getränke in heißen Sommertagen. Die ſogenannte Siegelerde iſt oft nichts anders als Bolus.

Bombardiren, eine Stadt, eine Feſtung, einen Hafen u. ſ. w. heißt ſelbige hauptſächlich mit Mörſern, Haubitzen und Kanonen beſchießen. Die Regeln zu einem Angriffe mit Wurfgeſchütz und Belagerungskanonen ſind folgende: 1) Kein Theil der Stadt darf verſchont bleiben, wonach die Batterien angelegt und die Geſchütze gerichtet werden müſſen; 2) das Feuer muß ununterbrochen, bis der Endzweck erreicht iſt, fortgeſetzt werden; 3) bei den Seeſtädten kreuzen leichte Schiffe an den Küſten herum, um die vom Feinde etwa abgeſchickten Brander anzuhaken und in die offene See zu führen; 4) auf dem Lande iſt ſtets eine zahlreiche Reiterei zur Hand, um die von der Beſatzung gemachten Ausfälle zurückzutreiben. Die Regeln bei der Vertheidigung ſind: 1) das Pflaſter wird auf allen Gaſſen aufgeriſſen, die Dächer abgedeckt und das Gebälk mit Erde und Miſt belegt; 2) allenthalben wird Waſſer in Bereitſchaft gehalten; 3) alle Batterien der Feſtung ſpielen gegen den Belagerer, und man ſucht durch Ausfälle die Stücke deſſelben zu vernageln oder unbrauchbar zu machen; 4) den feindlichen Schiffen ſchickt man Brander entgegen. — **Bombardiercorps** iſt die zur Bedienung des Wurfgeſchützes (der Mörſer, Bombenpöller und Haubitzen) erforderliche Mannſchaft.

Bombaſt (Poetik). So bezeichnet man denjenigen Mißgriff im Style, wo die Armuth und Leere eigener Gedanken ſich hinter einem Heere geblümter hinaufgeſchraubter Redeformen und hochtrabender Worte, durch einen läſtigen Stelzengang zu verſtecken ſucht. Man will dies Wort aus dem engliſchen bumbast herleiten, welches ein aus vielfarbigen Lappen zuſammengeſetztes Stück Zeug und auch „aufgedunſene Rede“ bedeutet.

Bombay, eine der vier engliſch oſtindiſchen Präſidentſchaften, an der Weſtküſte von Vorderindien, von der Mündung des Tapri bis zum Vorgebirge Comorin, 87° 13′ — 95° öſtl. L., 8° — 22° 30′ n. Br., enthält an unmittelbaren Beſitzungen 3924 QM. mit 2,800,000 Einwohnern. Die Präſidentſchaft beſteht namentlich und unmittelbar aus Bombay mit Gebiet, Guzurate, einem Theil von Myſore (Meiſchur) und verſchiedenen Diſtricten von Sunda, Kanara und der ſüdmalabariſchen Küſte. Mittelbar, d. i. vaſallenmäßig gehören dazu: Neu-Myſore, Kargu, Kananor, Kalikut, Cochin, Travancor ꝛc. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß jetzt ſchon dieſe kleinſte Präſidentſchaft des brittiſch-orientaliſchen Reichs durch das Syſtem, während der Vormundſchaften der verbündeten inländiſchen Fürſten die Mündelſtaaten ſelbſt zu regieren und ſich nach Vollendung der Vormundſchaft gelegne Gebietstheile, als nöthig zum Schutze der mächtigſten Handelsgeſellſchaft auf der Erde, abtreten zu laſſen, beträchtlich vergrößert worden iſt. Ihre Politik ſucht von dieſer Präſidentſchaft aus immer mehr befeſtigte Niederlaſſungen am arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen zu gründen und dort Seehäfen mit kleinen Flotten zum Schutz der brittiſchen Flagge wider die Seeräuber zu beſetzen. Naturerzeugniſſe ſind: Pfeffer, Kardamomen, Reiß, Baumwolle, Arrak, Bambus, Perlmutter, Perlen, Carneole, Sandelholz, Elfenbein, Gummi, Bauholz ꝛc. Die Präſidentſchaft hat den Namen von der nur durch einen ſchmalen Meeresarm vom feſten Lande getrennten Inſel Bombay, die 2 deutſche Meilen lang und an manchen Orten kaum ½ Meile breit iſt, und welche mit verſchiedenen da-

neben liegenden kleinen Inſeln, Colabeh, Salſette, die Fleiſcherinſel, Elephanta, Caranjah u. ſ. w., einen der ſicherſten und geräumigſten Häfen von Oſtindien bildet, denn nur hier und in Goa finden Linienſchiffe den erforderlichen Schutz. Die Inſeln Salſette und Bombay ſind durch einen fahrbaren Steindamm mit einander verbunden. Die Stadt Bombay, 90° 18′ öſtl. L., 18° 56′ 40″ n. Br., liegt auf dem ſüdlichen Theile der Inſel, und iſt vorzüglich gegen die Meeresfläche ſtark befeſtigt. Das Caſtell von Bombay iſt ein rechtwinkliges Viereck, in deſſen einer Baſtion ſich eine Ciſterne befindet, um die Beſatzung im Nothfall mit Trinkwaſſer zu verſehen, da die Inſel faſt gar keine eigentliche Brunnen hat. Der in der Mitte der Stadt gelegene große Marktplatz (the Green) iſt von prächtvollen Gebäuden umgeben. Hier iſt die engliſche Kirche von ſchöner Architektur, und das im gefälligſten Styl erbaute Gouvernementshaus. Unweit dieſes Platzes befindet ſich der Baſar, wo eingeborne Kaufleute die mannichfaltigſten Erzeugniſſe des Orients in zahlloſen Kramläden feil bieten. Die Schiffswerfte von Bombay ſind vortrefflich, und es werden hier durch eingeborne Arbeiter, größtentheils Perſer, Schiffe jeder Art, vom Linienſchiff bis zur Barke, ſo gut gebaut, daß ſie die europäiſchen im Segeln oft übertreffen. Die neuerbaute trockene Docke kann drei Linienſchiffe zu gleicher Zeit aufnehmen. Das Landhaus des brittiſchen Statthalters iſt ein jeſuitiſches Miſſionsgebäude, die kühle und hohe ehemalige Capelle iſt des Statthalters Speiſeſaal und das Refectorium von großer Ausdehnung iſt ſein Tanzſaal geworden. Den Garten, reich an acclimatiſirten Pflanzen der weiten Zone von Japan bis Auſtralien, erbte er ebenfalls und es bietet derſelbe dem Botaniker viel Merkwürdigkeiten dar, denn die oſtindiſche Regierung ſucht in Verſchönerung und Mannichfaltigkeit deſſelben einen Luxus, den die Jeſuiten nur in der Acclimatiſirung und Beobachtung nützlich geglaubter Pflanzen ſuchten. Von hieraus verſahen ſie die Miſſionen der Philippinen und von Süd- und Nordamerika, mit nützlichen Sämereien und Apothekerpflanzen. Die Bevölkerung der Inſel wird auf 220,000 Seelen geſchätzt, worunter drei Viertel Hindus, 8000 Perſer, 8000 Mohammedaner und 3—4000 Juden, nebſt einer bedeutenden Menge Portugieſen anzunehmen ſind. Die Perſer, welche durch Handel und Gewerbfleiß zum Theil beträchtliches Vermögen erworben haben, ſollen von den durch Schach-Abbas vertriebenen Feueranbetern herſtammen. Sie verehren nächſt dem heiligen Feuer, das ſie in eigenen Tempeln unterhalten, die Sonne, und kommen jeden Morgen und Abend ſcharenweiſe auf den Platz zwiſchen der Citadelle und der Stadt, um ſich vor ihrem Gott zu beugen. Bombay gehörte vormals den Portugieſen, welchen es 1530 von einem auf Salſette herrſchenden indiſchen Fürſten überlaſſen wurde. — 1661 traten es die Portugieſen als einen Theil der Mitgabe Catharinens von Portugal an Carl II. ab.

Bomben ſind große hohle eiſerne (vormals auch metallene, zuweilen länglich runde) Kugeln, mit einem in das Fülloch eingekitteten hölzernen Zünder und zwei kleinen Handhaben. Sie werden aus Mörſern geworfen. Gefüllt werden ſie mit Pulver und geſchmolzenem Zeug (welches aus gleichen Theilen Schwefel und Salpeter mit etwas beigemiſchtem Mehlpulver beſteht, und zum beſſern Entzünden der Gebäude dienen ſoll). Die Sprengladung beträgt bei den 74pfündigen Bomben 5—8 Pfund Pulver und 1 Pfund geſchmolzenes Zeug, bei den 10pfündigen 1 Pfund Pulver und 4—6

Loth geſchmolzenes Zeug. Durch den inwendig hohlen, mit einer Miſchung von Pulver gefüllten Zünder wird die Sprengladung entzündet. Die Länge und der Satz der Brandröhre, ſo wie die Richtung des Mörſers, müſſen jedoch ſo berechnet (tempirt) ſein, daß die Bombe gerade in dem Augenblicke, wo ſie den zu treffenden Gegenſtand berührt, crepire, d. i. zerſpringe. Die Bomben werden unten etwas dicker als oben gegoſſen, damit ſie nicht auf die Brandröhre fallen und das Feuer erſticken; doch werden ſie jetzt auch häufig concentriſch gemacht, weil man gefunden hat, daß die Brandröhre dennoch im Fallen oben bleibt. Die Idee der Bomben iſt ſehr alt. Schon im 7ten Jahrh. warf man Feuerkugeln aus irdenen Gefäßen, dann aus Blyden oder Mangen, oder mit Handſchleudern von Eiſendraht. 1238 brauchte Jayme I., König von Aragonien, bei der Belagerung von Valencia, eine Gattung großer Schwärmer, von 4 Pergamenthäuten gemacht, welche beim Niederfallen zerſprangen. Dann kamen große eiſerne Kugeln, die man glühend fortſchleuderte. In der Mitte des 15ten Jahrh. erfand der Fürſt Rimini Siegismund Pandulph Malateſta die Mörſer und Bomben. Dieſe beſtanden aber erſt aus zwei hohlen, metallenen, mit Pulver gefüllten, durch Ketten zuſammen gehaltenen Halbkugeln, welche durch eine heraushängende Zündſchnur, Stoppine, entzündet wurden. Nach und nach erhielten ſie die Geſtalt, die ſie jetzt haben. Der engliſche Ingenieur Malthus, den Ludwig XIII. in ſeine Dienſte nahm, führte ſie in Frankreich ein, und gebrauchte ſie zuerſt 1634 bei der Belagerung von Lamotte in Lothringen. Von den Bomben, die man nur aus Mörſern wirft, ſind die aus Haubitzen geworfenen Granaten wohl zu unterſcheiden; dieſe werden auch im Felde, jene nur beim Feſtungskriege gebraucht. Vergebens hat der preußiſche General von Tempelhoff verſucht, die 10pfündigen Mörſer auch mit ins Feld zu nehmen. — **Bombenfeſt** iſt jede obere Bedeckung, wenn die darauf fallenden Bomben nicht durchſchlagen. Ein kreisförmiges ſteinernes Gewölbe erfordert dazu 3½ Fuß Dicke.

Bonald (Vicomte de), Mitglied der franz. Deputirtencammer und den Grundſätzen der äußerſten rechten Seite zugethan. Auch iſt er der Verfaſſer vieler im gleichen Geiſte geſchriebener Schriften und im Allgemeinen den Koriphäen dieſer Partei in Frankreich zuzuzählen. Seine erſte Schrift: Théorie du pouvoir politique et religieux, welche er nach der Auflöſung des Emigrantencorps, bei welchem er gedient hatte, in Heidelberg ſchrieb, lenkte zuerſt die Aufmerkſamkeit auf ihn, ob ſie gleich den Charakter aller ſeiner ſpäteren politiſchen Schriften trägt. Dieſer iſt dunkle metaphyſiſche Abſtraction, die bekanntlich am allerwenigſten den Franzoſen zuſagt. Nach Frankreich zurückgekehrt, wußte er ſich ſowohl Napoleons eigene Gunſt zu erwerben, als auch die ſeiner Brüder und Louis Napoleon machte ihm unter den glänzendſten Bedingungen den Antrag, die Erziehung ſeines Sohns, des damaligen Kronprinzen von Holland, zu übernehmen. Bonald lehnte dies aber ab. Genau mit Chateaubriand verbunden, nahm er Theil an der Herausgabe des franz. Mercurs und zeigte ſich vielfach literariſch thätig. Nach der Reſtauration der Bourbons wurde er 1815 in die Cammer der Deputirten gewählt, von der er bis jetzt Mitglied geblieben. Auch iſt er in die franzöſiſche Akademie aufgenommen worden. Sein wichtigſtes Werk iſt Législation primitive. 3 Vol.

Bonaparte, ſ. Buonaparte.

Bonchamp (Artus de), ſ. Vendée.

Bondi (Abt Clemente), einer der geſchätzteſten neuern Dichter Italiens, iſt aus Mantua, oder, wie andere Nachrichten angeben, aus Parma gebürtig. Er war in den Orden der Jeſuiten wenige Jahre vor der Aufhebung deſſelben getreten. Nachdem er Gelegenheit gehabt, dem Erzherzog Ferdinand, damaligem Statthalter von Mailand, und deſſen Gemahlin, Maria Beatrice von Eſte, einer Fürſtin, die des von Arioſto und Taſſo unſterblich gemachten Namens vollkommen würdig iſt, bekannt zu werden, ließen die hohen Perſonen dem jungen Dichter Schutz, Unterſtützung und aufmunterndes Lob angedeihen. So trat er nach und nach als lyriſcher, beſchreibender, ſatyriſcher und elegiſcher Dichter, auch als poetiſcher Überſetzer auf, und wußte wegen ſeiner zierlichen, leichtfließenden, harmoniſchen Verſe ſowohl, als auch um ſeines einfach edeln, weder durch hochtrabende Redensarten noch durch geſuchte oder ungewohnte Ausdrücke und Wendungen entſtellten Styls willen, gebildeten Männern, beſonders aber zartfühlenden Frauen zu gefallen, deren Lieblingsſchriftſteller er in Italien geworden iſt. Wir beſitzen Bondis ſämmtliche Poeſien in einer ſchönen Prachtausgabe, welche 1808 in 3 Bänden bei Degen in Wien erſchienen, und der Erzherzogin Maria Beatrice von Eſte zugeeignet iſt. Der erſte Band enthält die längeren Gedichte, nämlich: le Conversazione, la Felicità, il Governa pacifico, la Moda und la Giornata villereccia; der zweite enthält Sonette, Epiſteln, Elegien, Canzonen, Cantaten und andere kleine Gedichte; ſo auch der dritte, der mit der Überſetzung des Virgiliſchen Landbaus ſchließt.

Bonifaz (der heilige), Deutſchlands Apoſtel, der zuerſt unter den Deutſchen das Chriſtenthum predigte und Bildung verbreitete. Geboren in England gegen das J. 680, hatte er in der Taufe den Namen Winfried bekommen. Nachdem er 13 Jahre in dem Kloſter von Exceſter geweſen, trat er in das Kloſter von Nutcell, wo er Rhetorik, Geſchichte und Theologie lehrte. In ſeinem 30ſten Jahre empfing er die Prieſterweihe. Ein großer Theil von Europa war damals noch von heidniſchen Völkern bewohnt; von England gingen die Bekehrer aus: nach Deutſchland Bonifaz, nach Schweden Siegfried, nach Friesland Swidvert. 716 faßte Bonifaz den Plan, das Chriſtenthum unter den Frieſen zu predigen, aber der zwiſchen Carl Martel und Radbod, König von Friesland, ausgebrochene Krieg ſtellte dieſer Sendung große Hinderniſſe in den Weg, und er kehrte von Utrecht nach England in ſein Kloſter zurück, zu deſſen Abte er nach Winberts Tode erwählt ward. Da er ſich indeß für berufen hielt, die Ungläubigen zu bekehren, ließ er einen andern an ſeine Stelle ernennen, und begab ſich 718 nach Rom, wo Gregor II. ihm Vollmacht gab, allen Völkern Deutſchlands das Evangelium zu predigen. Bonifaz fing ſein Amt in Thüringen und Baiern an, war 3 Jahre in Friesland und durchwanderte Heſſen und Sachſen, allenthalben die Einwohner taufend und ihre Götzentempel zu Kirchen weihend. 723 rief ihn Gregor II. nach Rom, erhob ihn zum Biſchof, gab ihn eine Sammlung von Canons, die ihm zur Richtſchnur dienen ſollten, und empfahl durch Briefe Carl Marteln und allen Fürſten und Biſchöfen, ihn bei ſeinem frommen Geſchäfte zu unterſtützen. Damals vertauſchte er ſeinen Namen Winfred mit dem Namen Bonifaz. Nach ſeiner Rückkehr ſtiftete er in Heſſen Kirchen und Klöſter, ließ von England Prieſter, Mönche und Nonnen kommen und

vertheilte ſie als Gehülfen in Thüringen, Sachſen und Baiern. 732 überſchickte Gregor III. ihm das Pallium, und ernannte ihn zum Erzbiſchof und Primas von ganz Deutſchland, mit der Vollmacht, allenthalben, wo er es für zweckmäßig halten würde, Bisthümer zu errichten. 738 machte Bonifaz eine dritte Reiſe nach Rom, und ward vom Papſte zum Legaten des heil. Stuhls in Deutſchland ernannt. In ganz Baiern gab es nur das Bisthum Paſſau; Bonifaz errichtete noch die biſchöflichen Sitze zu Freiſingen und Regensburg. Für Thüringen errichtete er das Bisthum Erfurt, für Heſſen zu Baraburg, welches in der Folge nach Paderborn verlegt wurde; für Franken zu Würzburg und für die Pfalz zu Eichſtädt. 739 ſtellte er den vom heiligen Rupertus in den erſten Jahren deſſelben Jahrh. errichteten biſchöflichen Sitz zu Salzburg wieder her. Gregor III. und deſſen Nachfolger, Zacharias, beſtätigten alle dieſe Einrichtungen. Nach Carl Martels Tode und Carlomanns Entſagung weihte Bonifaz deſſen Bruder, Pipin den Kurzen, zum König der Franken in Soiſſons, ſtand in der dort gehaltenen Synode vor und ward von Pipin zum Biſchof von Mainz ernannt. Er hielt in Deutſchland 8 Kirchenverſammlungen, ſtiftete die berühmte Abtei zu Fulda, und unternahm 1754 aufs neue apoſtoliſche Reiſen zu Bekehrung der Ungläubigen. Hier ward er bei Dockum, 6 Stunden von Leeuwarden in Weſtfriesland, wo er auf offenem Felde Zelte hatte aufſchlagen laſſen, 755 in ſeinem heiligen Berufe von bewaffneten Barbaren überfallen, und nebſt ſeinen Begleitern erſchlagen. Er war ungefähr 75 Jahr alt. Sein Leichnam ward nach Utrecht, dann nach Mainz und zuletzt nach Fulda gebracht. Man zeigt in der dortigen Abtei eine von ihm geſchriebene Abſchrift der Evangelien, und ein mit ſeinem Blute gefärbtes Blatt. Eine Sammlung ſeiner Briefe hat Serrarius herausgegeben. Da, wo Bonifazius die erſte chriſtliche Kirche im nördlichen Deutſchland bauete, im thüringer Waldgebirge bei dem Dorfe Altenberg, einige Stunden von Gotha, iſt ihm vor einigen Jahren ein würdiges Denkmal, das in einem Candelaber beſteht, errichtet worden. Die Errichtung dieſes Denkmals war mit einer Feierlichkeit verbunden, bei welcher von einem katholiſchen, einem Lutheriſchen und einem reformirten Prediger Reden gehalten wurden. Der Superintendent, D. Löffler zu Gotha, hat dieſe Feierlichkeit in einer kleinen Schrift, welcher eine Lebensgeſchichte des Bonifazius beigefügt iſt, beſchrieben.

Bonifaz VIII. (Benedict Cajetan), zum Papſt erwählt den 25ſten Dec. 1294, war zu Anagni geboren, und ſtammte aus einer urſprünglich cataloniſchen Familie. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung, ſtudirte fleißig die Rechtsgelehrſamkeit, ward Capitular von Paris und Lyon, dann Conſiſtorialadvocat und päpſtlicher Protonotar zu Rom. Nachdem Martin IV. ihn (1251) zum Cardinal erhoben, ging er als Legat nach Sicilien und Portugal, und ward mit Unterhandlungen bei mehrern Fürſten beauftragt, beſonders vertraute man ihm die Beilegung der Streitigkeiten zwiſchen dem König von Sicilien und Alfons von Aragonien, zwiſchen Philipp dem Schönen und Eduard I. von England. Nachdem Cöleſtin V. auf Bonifazens Betrieb die päpſtliche Würde (1294) zu Neapel niedergelegt hatte, ward dieſer zum Papſte gewählt. Er fand zwar Widerſprüche von Seiten der Cardinäle aus der Familie Colonna, an denen er ſich aber dadurch rächte, daß er ſie in den Bann that. Seine Einführung war glänzend und prachtvoll. Die Könige von Ungarn und Sicilien

hielten den Zügel ſeines Pferdes, als er ſich nach dem Lateran begab; ſie bedienten ihn bei der Tafel, die Kronen auf den Häuptern. Indeß war Bonifaz in den erſten Verſuchen ſeiner Gewalt nicht glücklich. Man verweigerte ihm die Lehnsherrlichkeit über Sicilien, und trotz ſeines Bannſtrahls wurde Friedrich II. als König in Sicilien gekrönt. Eben ſo wenig gelang ihm der Verſuch, Schiedsrichter zwiſchen England und Frankreich zu werden. Er gerieth darüber mit dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen, in heftige Streitigkeiten; eine Menge Bullen, die er an Philipp erließ, wurden von dieſem nicht beachtet, und eben ſo wenig wirkte der Bann, den er auf der Kirchenverſammlung zu Rom (1302) wider ihn ausſprach. Von den Ständen und der Geiſtlichkeit Frankreichs unterſtützt, vertheidigte Philipp ſeine königlichen Rechte gegen die gewaltthätigen Eingriffe des Papſtes. Man beſchuldigte dieſen der Doppelzüngigkeit, der Simonie, des Eindrängens in ſein Amt, der Ketzerei, Unkeuſchheit, und faßte den Beſchluß, daß er auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung zu Lyon gerichtet werden ſolle und abgeſetzt werden könne, indem die Nation an den künftigen Papſt appellirte. Philipp ging noch weiter. Er ſchickte Nogaret nach Italien, um ſich der Perſon des Papſtes zu bemächtigen und ihn nach Lyon zu führen. Nogaret verband ſich zu dieſem Zweck mit Sciarra Colonna, der, ſo wie ſeine ganze Familie, von Bonifaz unterdrückt worden, und daher ein heftiger Gegner deſſelben war. Bonifaz, der das Ungewitter zu beſchwören vergeblich verſucht, hatte Rom verlaſſen und ſich nach Anagni geflüchtet. Hier überfielen ihn Nogaret und Colonna. Bonifaz zeigte Muth. „Da ich verrathen bin,“ ſagte er, „wie Jeſus Chriſtus verrathen ward, ſo will ich wenigſtens als Papſt ſterben.“ Er ließ ſich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm die Schlüſſel und das Kreuz in die Hand, und ſetzte ſich auf den päpſtlichen Stuhl. Aber man achtete der heiligen Zeichen nicht, und verhaftete ihn, der umſonſt in Thränen ausbrach; ja Colonna vergaß ſich bis zu perſönlichen Mißhandlungen. Zwei Tage blieb Bonifaz in dieſer grauſamen Lage; da griffen die Anagnaner zu den Waffen und befreiten ihn. Bonifaz ließ ſich nach Rom bringen, wo er einen Monat nachher (1303) ſtarb. Aus Furcht, vergiftet zu werden, hatte er während ſeiner Gefangenſchaft nicht die geringſte Nahrung genoſſen, und ſich dadurch ein Fieber zugezogen, das ihn hinraffte. Man kann Bonifaz Kühnheit in den Anſichten und Beharrlichkeit in den Entſchlüſſen nicht abſprechen; aber dieſe Eigenſchaften wurden durch Ehrgeiz und Eitelkeit, Rachſucht und kriechende Geſchmeidigkeit befleckt. Dante weiſt ihm, als einem Simoniſten, einen Platz in der Hölle zwiſchen Nicolaus III. und Clemens V. an. Bonifaz ſtiftete 1300 das Secularjubiläum, und bereicherte dabei, durch häufige Ertheilung des Ablaſſes, ſeine Caſſe. Ihm gebührt übrigens der Ruhm eines für ſeine Zeiten ſehr gebildeten Mannes.

Bonn, Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirk Cöln, früher die Reſidenz des Kurfürſten von Cöln, am linken Rheinufer, 27° 24′ 30″ L., 50° 24′ Br., mit 1200 Häuſern und 12,000 Einw., worunter 200 Juden, welche in einer beſondern Gaſſe 21 Häuſer bewohnen. — Bonn, welches ehemals befeſtigt war, deſſen Werke aber 1717 geſchleift wurden, hat vier katholiſche und ſeit 1817 eine evangeliſche Pfarrkirche. Das prächtige Schloß der ehemaligen Kurfürſten enthält eine Bibliothek und eine Gemäldegallerie. Es befindet ſich auch hier ein Oberbergamt und ein Lyceum, das 1802 aus der 1777 errichteten

und 1786 zur Univerſität erklärten Akademie entſtanden iſt. Durch eine am 18ten Oct. 1818 zu Aachen vom Könige unterzeichneten Urkunde hat die Stadt wieder eine Univerſität erhalten. Sie iſt nach dem Muſter der berliniſchen Univerſität eingerichtet, beſteht aus fünf Facultäten, einer evangeliſch- und einer catholiſch-theologiſchen, einer juriſtiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen, und in letzterer ſoll immer ein Lehrer von der catholiſchen Confeſſion ſein, übrigens aber auf das chriſtliche Glaubensbekenntniß der Profeſſoren keine Rückſicht genommen werden. Die Einkünfte ſind auf 86,000 Thaler geſetzt. Die Fabriken ſind nicht bedeutend. Der Handel iſt zum großen Theile in den Händen der Juden. Nach dem ſchönen Luſtſchloß Clemensruhe bei dem Dorfe Poppelsdorf, welche beide der Univerſität angewieſen ſind, wo jetzt die naturhiſtoriſchen Sammlungen ihren Sitz haben und die Lehrer der Naturwiſſenſchaften wohnen, führt eine 1200 Schritt lange vierfache Allee.

Bonnet (Charles), ein berühmter Naturforſcher und Philoſoph, war zu Genf 1720 geboren. Das Leſen des Schauplatzes der Natur von Pluche und der Geſchichte der Inſecten von Reaumur entſchied den Geſchmack des Jünglings. Er vertauſchte das Studium der Rechtswiſſenſchaften mit der Naturgeſchichte. Durch ſeine erſte Abhandlung über die Blattläuſe, worin er bewies, daß ſich dieſelben ohne Begattung vermehren, ward er im 20ſten Jahre Correſpondent der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris. Bald darauf nahm er an den Arbeiten und Entdeckungen Trembleys über die Polypen Theil, und machte anziehende Beobachtungen über das Athemholen der Raupen und Schmetterlinge, und über den Bau des Bandwurms. Ein lebhafter Briefwechſel mit vielen in- und ausländiſchen Gelehrten und eine zu anhaltende Beharrlichkeit bei der Arbeit entzündeten ſeine Augen, und hinderten ihn über zwei Jahre am Schreiben. Sein immer thätiger Geiſt benutzte dieſe Ruhe, um über die Quelle der Ideen, die Natur der Seele und über die Geheimniſſe der Metaphyſik nachzudenken. 1752 ward er Mitglied des großen Raths ſeiner Vaterſtadt, und blieb in demſelben bis 1768. Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeinem Vaterlande in der öffentlichen Verwaltung mit Eifer und Nutzen gedient hatte, zog er ſich auf ſein Landgut Genthod, am Ufer des genfer Sees, zurück, wo er mit ſeiner liebenswürdigen Gattin ein eingezogenes, ganz der Betrachtung der Natur, dem Umgange mit in- und ausländiſchen Gelehrten und ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz gewidmetes Leben führte, bis er im J. 1793 das Ende ſeiner Tage erreichte. Bonnet war ein feiner, genauer Beobachter, ein methodiſcher und beſcheidener Philoſoph. Er zog religiöſe Betrachtung in das Studium der Natur, und daraus nützliche Folgen für das Leben. Seine naturhiſtoriſchen und philoſophiſchen Werke, die anfangs einzeln erſchienen, ſind in zwei Sammlungen, die eine von 9 Quart-, die andere von 18 Octavbänden, 1779 zu Neufchatel erſchienen und faſt alle auch ins Deutſche überſetzt worden. Die namhafteſten und berühmteſten ſind ſein Traité d'insectologie; Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes; Considération sur les corps organisés; Contemplation de la nature; Essai analitique sur les facultés des l'ame; Palingénésie philosophique und Essai de Psychologie.

Bonneval (Claudius Alexander, Graf von), unſtreitig ein merkwürdiger Mann des 18ten Jahrh., ward aus einer angeſehenen franzöſiſchen Familie zu Couſſac im Limouſin 1672 geboren. Schon

im 16ten Jahre kam er zur adeligen Leibgarde des Königs, zeigte aber früh einen ausſchweifenden Hang zu ſinnlichen Vergnügungen. Ludwigs XIV. Eroberungsſucht gab ihm bald Gelegenheit, ſich auf dem Schlachtfelde zu zeigen. Man lernte ihn als einen talentvollen und glücklichen Parteigänger kennen; jeder folgte ihm gern, wenn er einen Streifzug unternahm; beſonders genoß er der Achtung des Marſchalls von Luxemburg. Nach dem ryswicker Frieden überließ er ſich einem zügelloſen Leben, ſprach öfters gegen Hof und Religion, und machte ſich immer mehr Feinde, die nur auf Gelegenheit warteten, ihm zu ſchaden. Indeß erhielt er beim Ausbruch des ſpan. Erbfolgekrieges 1701 die Erlaubniß, ein Regiment anzuwerben, mit dem er als Oberſter nach Italien ging, und ſich jetzt wieder durch Tapferkeit, aber auch durch Ausſchweifungen auszeichnete. Wegen der aus Geldmangel von ihm verhängten Erpreſſungen ſchlug ihm der franzöſiſche Kriegsminiſter weitere Beförderung ab; er brach daher in die heftigſten Äußerungen gegen den Miniſter und die bekannte Maintenon aus, und forderte, als er einem Verhaftsbefehle durch ſchleunige Flucht entgangen war, ſeinen Abſchied. Er lebte an mehrern deutſchen Höfen. Durch Fürſprache des kaiſerlichen Geſchäftsträgers Tunetti in Rom und deſſen Gönner, den berühmten Prinzen Eugen, ward er 1706 als Generalmajor angeſtellt, focht unter Eugen gegen ſein Vaterland, und drang 1708 in den Kirchenſtaat vor. Bei dem 1714 zu Raſtadt abgeſchloſſenen Frieden ward durch Eugens Vermittelung der gegen Bonneval, als Hochverräther verhängte Prozeß, niedergeſchlagen und ihm die Rückgabe ſeiner Güter bewilligt; doch konnte er dieſe, da ſie ſein Bruder jetzt beſaß, trotz eines langen Prozeſſes mit demſelben, nicht zurückerhalten. Bei dem 1716 wieder ausgebrochenen Kriege zwiſchen Öſterreich und den Türken kämpfte Bonneval, kurz zuvor zum Feldmarſchalllieut. der Infanterie ernannt, aufs neue in der blutigen und für Öſterreich glorreichen Schlacht bei Peterwardein (5ten Aug. 1716) mit großer Tapferkeit, ging, nachdem er auch an der Eroberung von Temeswar Theil genommen hatte, während ſein Regiment die Winterquartiere bezog, nach Wien, und ſobald es ſeine Wunden erlaubten, nach Paris, wo er mit vieler Achtung aufgenommen wurde. Nach Abſchluß des Friedens von Paſſarowitz (21ſten Julius 1718) erhielt Bonneval die Stelle eines Hofkriegsraths in Wien; aber Leichtſinn, Sinnlichkeit, Hang zu Spöttereien und die ſich herausgenommene Freiheit, ſich in Eugens häusliche Angelegenheiten zu miſchen, waren Urſache, daß dieſer, um ihn zu entfernen, 1723 ſeine Anſtellung als General-Feldzeugmeiſter in den Niederlanden bewirkte. Bonneval reiſte zwar nach Brüſſel, war aber voll Rachſucht gegen Eugen, die er dadurch äußerte, daß er gegen des Prinzen Günſtling, den Marquis von Prie, Unterſtatthalter in den Niederlanden, häufige Klagen nach Wien ſandte. Es gelang ihm indeß ſo wenig, denſelben zu ſtürzen, daß vielmehr der Marquis, der ſeiner Seits auch nicht müßig geweſen war, den Befehl erhielt, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen und ihn auf die Citadelle von Antwerpen bringen zu laſſen. Bonneval ward hierauf angewieſen, ſich in Wien zu ſtellen und Rechenſchaft zu geben; er ging, dem Befehle zuwider, zuerſt nach dem Haag, wo er faſt einen Monat blieb, und mit dem ſpaniſchen und franzöſiſchen Geſandten in Verbindung trat. Dies alles erfuhr man in Wien, und der Erfolg war, daß Bonneval, als er endlich ſeine Reiſe dahin antrat, noch ehe er Wien erreichte, als Gefangener auf das Schloß Spielberg bei Brünn gebracht, ihm der Prozeß ge-

macht und durch den Hofkriegsrath das Leben abgeſprochen wurde, welches Urtheil der Kaiſer dahin änderte, daß er ein Jahr lang auf dem Spielberge in Verhaft bleiben ſollte. Nach Ablauf dieſes Jahres ward er, unter der Bedingung, nie wieder einen Fuß auf deutſchen Boden zu ſetzen, über die tiroler Grenze gebracht; er begab ſich von Venedig nach Conſtantinopel. Da ihm der Ruf ſeiner Thaten ſowohl, als die Erzählung, wie menſchenfreundlich er einſt die gefangenen Türken behandelt habe, vorausging, nahm man ihn überall ſehr gütig auf. Vom Großvezier erſucht, ſeinen Übertritt zur Mohammedaniſchen Religion zu beſchleunigen, weil er dann erſt zu einer öffentlichen Audienz bei dem Großſultan gelangen könne, willigte Bonneval, der ſchon jetzt eine ſehr anſehnliche Summe zu ſeinem Unterhalte erhielt, gern in eine Religionsveränderung. Er erhielt vom Mufti Religionsunterricht, unterwarf ſich der Beſchneidung, und empfing nun den Namen Achmet Paſcha; ſein jährliches Einkommen betrug faſt 12,000 Thaler. Des müßigen Lebens überdrüßig, bewarb er ſich um die Stelle eines Commandanten in einer türkiſchen Feſtung in Servien; allein der Großvezier hintertrieb ſeine Anſtellung, und erſt nach deſſen Tode ward Bonneval von dem neuen Großvezier zum Befehlshaber der Bombardirer ernannt, in welcher Stelle er die Artillerie des Großſultans zu verbeſſern ſuchte. Denn dieſes allein war es, worauf ihn die Eiferſucht mächtiger Paſchen, die Unentſchloſſenheit des Sultans Muhamed V., und die Abneigung der türkiſchen Truppen gegen alle Einrichtungen der europäiſchen Kriegszucht beſchränkte, ſo nützlich er bei ſeinem glühenden Haſſe gegen Öſterreich, bei ſeiner Thätigkeit und ſeinem Ehrgeize dem türkiſchen Reiche hätte werden können. Indeß genoß er die Annehmlichkeiten ſeiner Lage hinlänglich, und ſtarb 1747. Seine Mémoires gab Desherbiers heraus, Paris 1806. 2 Bde. In den Caſanovaſchen Memoiren finden ſich im zweiten Bande anziehende Mittheilungen über Bonneval.

Bononiſcher Stein, eine Steinart, welche aus dem Schwerſpat und etwas wenigem Thon beſteht, und in der Gegend von Bologna in Italien gefunden wird. Ein Schuhmacher daſelbſt, Namens Caſcariolo, der ſich viel mit Goldmachen beſchäftigte, entdeckte an dieſem Steine die Eigenſchaft, daß er im Dunkeln leuchtet, wenn er vorher eine Zeitlang an der Sonne gelegen hat. Vorzüglich ſtark leuchtet er, wenn er zu Pulver geſtoßen, mit Leinöl durchknetet und verkaltet iſt. Verkalkter Schwerſpat hat übrigens dieſelbe Eigenſchaft.

Bonſtetten (Carl von), ein geſchätzter Schriftſteller, Altlandvoigt zu Nyon, geb. zu Bern 1745. Er ſtammt aus einem uralten freiherrlichen Geſchlechte im Canton Zürich; ſein Vater, Carl Emanuel, war berniſcher Seckelmeiſter. Der junge Carl erhielt ſeine erſte Erziehung in Yverdün, und dann vom 19ten Jahre an in Genf, wo er ungeachtet ſeiner Jugend täglich bei Bonnet, Stanhope, Voltaire, Sauſſure und andern ausgezeichneten Gelehrten war. Von da ging er auf die Univerſität Leiden, und nach England, wo er mit Gray in Cambridge lebte, dann nach Paris, wieder nach Bern, und ein Jahr nach Italien, das er ſpäterhin wiederholt beſuchte. — Als Schriftſteller trat er zuerſt mit ſeinen gehaltvollen Briefen über ein ſchweizeriſches Hirtenland auf. 1775 ward er Mitglied des ſouveränen Raths von Bern, und 1787 Landvoigt in Nyon. Während er dieſe Stelle bekleidete und zu Nyon lebte, wohnten die Muſen und die Freundſchaft bei ihm. Matthiſſon, Salis und Friederike Brun fühlten ſich hier von Natur und Freundſchaft zu anmuthigen Geſän-

gen begeiſtert, und Johannes Müller arbeitete hier an der Geſchichte ſeines Vaterlandes. (S. deſſen Briefe an Carl Victor von Bonſtetten in ſeinen Werken Bd. 13. 1415.) Bei der Verſammlung der helvetiſchen Geſellſchaft in Otten 1786 ſetzte er nebſt einigen ſeiner eidgenöſſiſchen Freunde drei Preiſe für die „beſte und vollſtändigſte Nachricht von dem ganzen Erziehungsweſen in dem einen oder andern der ſchweizeriſchen Freiſtaaten, und die brauchbarſten Vorſchläge der möglichen Mittel zur Verbeſſerung derſelben" aus. Sowohl hiedurch, als durch mehrere auf Jugendbildung hinſtrebende Schriften und ökonomiſche Abhandlungen bewies er, wie ſehr es ihm um die Aufnahme ſeines Vaterlandes zu thun ſei. Der Umſturz der alten Verfaſſung bewog ihn 1798, ſich in Dänemark niederzulaſſen. Sein neueſtes Werk: Etudes de l'homme ou recherches sur les facultés de sentir et de penser, 1821. 2 Bde. iſt wahrſcheinlich ſein beſtes.

Bonzen werden von den Europäern die Prieſter der im öſtlichen Aſien, beſonders in China, Birma, Tunkin, Cochinchina und Japan weit verbreiteten Religion des Fo genannt. Da dieſe Prieſter in Klöſtern ehelos beiſammen leben, haben ſie mit den Mönchen der chriſtlichen Kirche viel Ähnlichkeit; auch kommt das Syſtem ihrer Hierarchie und ihres Gottesdienſtes mit dem catholiſchen in vielen Stücken überein. Sie büßen und beten für die Sünden des Volks, das an ihrem Gottesdienſte nicht Antheil nimt, und ſie dafür durch Schenkungen und Almoſen vor Mangel ſchützt. Die Bonzinnen ſind durchaus mit den chriſtlichen Nonnen zu vergleichen, da die Religion des Fo keine Prieſterinnen, wohl aber die Vereinigung frommer Jungfrauen und Witwen zu Kloſtergelübden und gottesdienſtlichen Übungen zuläßt. Beide Arten heidniſcher Religioſen kennen gewöhnlich nur den mechaniſchen Dienſt und die Götzen, ohne um die Bedeutung ihrer religiöſen Symbole zu wiſſen, weshalb ſie den Aberglauben, der ſie ernährt, zu erhalten ſuchen. E.

Boötes, auch Arktöphylax genannt. Die Fabel erzählt: Philomelus, der Ceres und des Jaſion Sohn, habe, durch ſeinen Bruder Plutus aller Güter beraubt, ſich genöthigt geſehen, zu neuen Erfindungen ſeine Zuflucht zu nehmen, und den Pflug verfertigt, vor den er zwei Stiere geſpannt, damit den Acker beſtellt, und ſo ſich genährt habe. Ceres habe ihn zur Belohnung dafür ſammt dem Pfluge und dem Stiergeſpanne unter dem Namen Boötes an den Himmel verſetzt. Das Sternbild des Boötes ſteht in der nördlichen Halbkugel hinter dem großen Bären. Der Stern erſter Größe in demſelben heißt Arktur.

Böotien, eine Landſchaft Griechenlands, welche gegen Norden an Phocis und die opuntiſchen Lokrer, gegen Oſten an den Canal von Euböa, gegen Süden an Attika und Megaris, und gegen Weſten an das alcyoniſche Meer und Phocis grenzte; doch waren dieſe Grenzen nicht immer dieſelben. Den Namen ſoll das Land von Böotus, dem Sohne des Itonus und Enkel des Amphiktyon, erhalten haben. In Norden war es gebirgig, kalt und zwar von reiner, geſunder Luft, aber minder fruchtbar; dagegen war der andere Theil zwar fruchtbar, aber von dichten und ungeſunden Nebeln heimgeſucht. Der gebirgige nördliche Theil hieß früher Aonien. Unter ſeinen Bergen ſind in der Geſchichte und Mythologie merkwürdig: der Helikon, der Sphinxberg, der Taumeſſus, Libethrus und Petrachus. — Die Hauptbeſchäftigungen der Bewohner waren Ackerbau und Viehzucht. Leleger, Aonier und Hyanten, pelasgiſche Völkerſchaften, welche,

als Böotus ſich der Herrſchaft bemächtigte, unter die Hellenen kamen, bevölkerten zuerſt das Land. Es entſtanden mehrere kleine Reiche, bis der Phönizier Kadmus den Hauptſtaat Theben gründete. Als nach des thebaniſchen Königs Xanthus Tode die meiſten Städte Böotiens ſich vereinigten und eine Art von Republik bildeten, ward Theben der Hauptort derſelben. Epaminondas und Pelopidas erhoben ſie auf kurze Zeit in die Reihe der mächtigſten Staaten Griechenlands. Verfeinerung und Geiſtesbildung machten in Böotien nie ſolche Fortſchritte als in Attika. Die Böotier waren kräftig, aber träge und plump. Es fehlte ihnen der Scharfſinn und die Lebhaftigkeit der Athenienſer. Dennoch haben ſie einzelne ausgezeichnete Geiſter aufzuweiſen. Mehrere Thebaner waren würdige Schüler des Sokrates, und Epaminondas that ſich eben ſo ſehr durch Kenntniſſe als durch Feldherrntalente hervor; beſonders liebten ſie die Muſik und zeichneten ſich darin aus. Auch hatten ſie einige große Dichter und Künſtler. Heſiod, Pindar und die Dichterinn Korinna waren Böotier und widerlegen die gewöhnliche Meinung von den beſchränkten Geiſtesfähigkeiten der Böotier.

Bora (Catharina von), Luthers Ehegattin, war 1499 geboren. Ihren Geburtsort kennen wir nicht, und von ihren Ältern wiſſen wir nur ſo viel, daß ihre Mutter, Namens Anna, aus einer der älteſten Familien Deutſchlands, der von Hugewitz (Haugewitz), abſtammte. Die Tochter wurde noch ſehr jung in dem adeligen Fräuleinkloſter Nimtſchen, unweit Grimma, als Nonne eingekleidet. Bald aber fühlte ſich Catharina, trotz ihres frommen Gemüths, in dieſer Lage höchſt unglücklich, und wandte ſich, da ihre Verwandten ſie nicht hörten, mit noch acht andern Nonnen an Luther, deſſen Ruf zu ihnen gedrungen war. Luther gewann einen Bürger zu Torgau, mit Namen Leonhard Koppe, der, in Vereinigung mit einigen andern Bürgern, die neun Nonnen aus ihrem Kloſter zu befreien unternahm. Dies geſchah in der Nacht vom Charfreitage auf den Oſterſonnabend, am 4ten April 1523. Er brachte ſie zunächſt nach Torgau und von da nach Wittenberg, wo Luther für ein anſtändiges Unterkommen ſorgte. Zugleich erließ letzterer, um ſeinen Feinden zuvorzukommen, ein öffentliches Sendſchreiben an Leonhard Koppe, worin er unverholen bekannte, daß er die erſte Veranlaſſung zu dieſer That geweſen ſei, auch Koppen zur Ausführung derſelben aufgefordert habe, und zwar „tröſtlicher Zuverſicht, Chriſtus, der nun ſein Evangelium an den Tag gebracht und des Antichriſts Reich zerſtört, werde hier Schutzherr ſein, obs auch das Leben koſten müſſe." Ferner ermahnte Luther die Ältern und Verwandten der neun Jungfrauen, ſie wieder zu ſich zu nehmen. Den Erfolg dieſes Schrittes wiſſen wir nicht. Einige derſelben wurden von wittenbergiſchen Bürgern in ihre Häuſer genommen; andere, die noch nicht zu alt waren, ſuchte Luther zu verheirathen. Zu letztern gehörte auch Catharina, welche vom damaligen Bürgermeiſter Philipp Reichenbach ins Haus genommen wurde. Luther ließ ihr unter andern durch ſeinen Freund, den wittenberger Prediger Nicolaus von Amsdorf, den Doctor Casper Glaz antragen. Catharina lehnte dieſen Antrag ab, erklärte ſich aber bereit, dem Nicolaus von Amsdorf, oder auch Luthern ſelbſt, ihre Hand zu reichen. Luther, der 1524 ſeine Mönchskleidung abgelegt hatte, war zwar dem Eheſtande nicht abgeneigt, ſcheint indeſſen zu dem Entſchluſſe zu heirathen mehr durch Überlegung, als aus Leidenſchaft, gekommen zu ſein. Überdies war er Catharina damals eben nicht

gewogen, weil er ſie im Verdacht des Stolzes und der Hoffart hatte. Um ſo überraſchender war ſeine plötzliche Verheirathung mit ihr, zu der er ſich, wie er ſagt, von Gott getrieben fühlt; auch habe er ein frommes, getreues Weib bekommen. An nachtheiligen Gerüchten konnte es bei dieſer Gelegenheit nicht fehlen. Dahin gehört die ganz grundloſe Sage, daß Catharina bei der Trauung hochſchwanger geweſen und vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergekommen ſei. Nicht minder wurde der häusliche Friede und die Verträgſamkeit beider Ehegatten in Zweifel gezogen, und dabei beſonders Catharinen Schuld gegeben, ſie ſei böſe und herriſch und müſſe deshalb oft von ihrem Ehemanne gezüchtigt werden. So wenig Gegründetes auch letztere Sätze an und für ſich ſelbſt haben mag; ſo ſcheint doch Luther nicht immer und in allen Dingen mit ſeiner Käthe zufrieden geweſen zu ſein; denn er ſpricht mit der ihm eignen Treuherzigkeit eben ſowohl von den Leiden als Freuden ſeiner Ehe. Daß er aber ſich nicht unglücklich mit ihr gefühlt habe, dafür ſpricht ſein Teſtament, in welchem er ſie, ſo lange ſie unverheirathet bleiben würde, zur alleinigen Erbin aller ſeiner Habe eingeſetzt, weil ſie, wie er ſich ausdrückt, ſtets ein frommes, treues und ehrliches Gemahl geweſen ſei, und ihm fünf noch lebende Kinder geboren und erzogen haben. Gegen die Beſchuldigung, daß ſie verſchwenderiſch geweſen, zeugt Luthers Wohlſtand. Eben ſo grundlos wird ſie von andern des Geizes beſchuldigt. Als nach Luthers Tode 1547 der ſchmalkaldiſche Krieg ausbrach, Kurfürſt Johann Friedrich gefangen genommen, Wittenberg belagert wurde und Carl V. im Mai als Sieger in die Stadt einzog, ſah ſich Catharina genöthigt, Wittenberg zu verlaſſen und nach Leipzig zu ziehen, wo ſie in die allerdrückendſten Umſtände gerieth und gezwungen war, Koſtgänger an den Tiſch zu nehmen, um leben zu können. Sie kehrte ſpäter nach Wittenberg zurück und lebte daſelbſt bis 1552 in Noth und Drangſal. Da aber hier wiederum die Peſt ausbrach und auch die Univerſität nach Torgau verlegt wurde, ſo verließ ſie abermals Wittenberg und begab ſich nach Torgau, wo ſie krank ankam und bald darauf am 27ſten Dec. 1552 ſtarb. In der Kirche zu Torgau iſt noch jetzt ihr Leichenſtein zu ſehen, auf welchem ſie in Lebensgröße eingehauen iſt.

Borax. Der natürliche Borax iſt ein graulich-, gelblich- und grünlich-weißgefärbtes Salz, welches in ſechsſeitigen Säulen und kleinen Pyramiden kryſtalliſirt, und in Perſien und Tibet im Schlamme großer Landſeen, in Sina und Potoſi in Südamerika gefunden wird. Am häufigſten bildet es kleine Körner, welche mit Erde vermengt ſind. Seine Beſtandtheile ſind Boraxſäure, Natrum und Waſſer. Außer dem natürlichen gibt es auch einen künſtlichen Borax, welchen man erhält, wenn man den natürlichen Borax von den Unreinigkeiten ſcheidet, und mit einem Überſchuß von Natrum verſieht.

Borda (Jean Charles), geb. zu Dax im Departement des Landes 1733, war anfangs Ingenieur, nachher Schiffscapitän, und machte ſich berühmt durch ſeine Entdeckungen in der Mathematik. Sie erwarben ihm eine Stelle in der Akademie der Wiſſenſchaften, und in der Folge im Inſtitute. 1771 machte er mit Verdune und Pingré die Reiſe nach Amerika, um die Länge und Breite mehrerer Küſten, Inſeln und Klippen zu beſtimmen, und die Brauchbarkeit verſchiedener aſtronomiſcher Inſtrumente zu bewähren. 1774 bereiſte er in derſelben Abſicht die Azoren, die Inſeln des grünen Vorgebirges und die Küſte von Afrika. Darauf machte er den amerikaniſchen

Krieg unter dem Grafen d'Eſtaing mit, und war ihm durch ſeine Kenntniſſe vom Seeweſen ſehr nützlich. Die Ergebniſſe, die daraus hervorgingen, waren zum Theil ſeinen Bemühungen zuzuſchreiben. Einige Zeit darauf beſuchte er nochmals die azoriſchen Inſeln, die Inſeln des grünen Vorgebirges und die Küſte von Afrika allein. Die auf dieſer Reiſe gemachten Beobachtungen ſind nicht bekannt geworden. Borda war der Stifter der Schiffbauſchule; er erfand ein Inſtrument von einem ſehr kleinen Durchmeſſer, welches die Winkel mit der größten Genauigkeit mißt, und deſſen man ſich bei den Meridianmeſſungen bedient hat; den Multiplicationskreis, welcher ſeinen Namen unſterblich gemacht hat; ferner ein Inclinatorium zur Meſſung der Neigung der Magnetnadel, und viele andere Inſtrumente. Man verdankt ihm die gelehrten Recherches sur la résistance des fluides; une nouvelle méthode pour observer la longueur du pendule; le nouveau système des poids et mesures, adopté par les états généraux u. ſ. w. Seine vorzüglichſten Werke aber ſind ſeine 1778 in zwei Bänden erſchienene Reiſe und ſeine Tables trigonométriques décimales, welche Delambre herausgegeben hat. Er ſtarb zu Paris 1799.

Bordeaux (nicht Bourdeaux), 17° 5′ 46″ L., 44° 50′ 14″ n. Br. Dieſe große Handels- und Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Gironde und eines Bezirks von 77 QM. und 223,863 Einw. liegt am linken Ufer der Garonne, 12 deutſche Meilen von der Mündung, und zählt in 7800 Häuſern 100,000 Einw. Die etwas alterthümliche und finſtere Stadt hat 19 Thore, wovon 12 nach dem Strome und 7 nach der umliegenden Gegend führen, 2 Vorſtädte, nämlich Chartrons und St. Severin, ſchöne öffentliche Plätze, angenehme Spaziergänge, 46 catholiſche und eine proteſtantiſche Kirche, und unter den öffentlichen Gebäuden mehrere theils durch Alterthum, theils durch Schönheit ausgezeichnet; z. B. das Rathhaus Lambrière, worin vor Zeiten die Herzoge von Guyenne reſidirten, und ſpäter das Parlament ſeinen Sitz hatte, die Börſe, das Hôtel des fermes, das Theater, das Vauxhall, den von Buonaparte 1810 erbauten Palaſt, und eine neu erfundene Mühle von 24 Gängen, welche blos durch die Ebbe und Flut in Bewegung geſetzt wird. — Bordeaux iſt nicht regelmäßig befeſtigt, aber mit Mauern und feſten Thürmen umgeben. Die kleinen Forts Ha und St. Louis oder St. Croix und das ſtärkere Chateau Trompette vertheidigen den trefflichen Hafen, in welchen die größten Kauffahrteiſchiffe ohne Schwierigkeit mit der Flut, die oft bis zwölf Fuß ſteigt, den Strom heraufkommen können, der aber doch in neuern Zeiten durch Verſandung etwas gelitten hat. — Die Zahl der eignen Kauffahrteiſchiffe wird auf 300 angeſchlagen. In Friedenszeiten werden im Durchſchnitt allein 100,000 Orhoft Wein und 20,000 Orhoft Franzbranntwein ausgeführt; die übrigen Ausfuhrartikel beſtehen in Weineſſig, getrockneten Früchten, geräucherten Schinken, Brennholz, Terpentin, Glasflaſchen, Kork, Honig u. ſ. w. Eingeführt werden: Colonialwaaren aller Art, engliſches Zinn, Blei, Kupfer und Steinkohlen, Färbeſtoffe, Zimmer- und Schiffbauholz, Pech, Hanf, Leder, Heringe, Pökelfleiſch, Käſe u. ſ. w. Die Meſſen, welche im März und October hier gehalten werden, ſind von der größten Wichtigkeit für ganz Weſtfrankreich. Am Wallfiſch- und Stockfiſchfang nimt die hieſige Kaufmannſchaft mittelbaren Antheil durch die Häfen von Bayonne, St. Jean de Luz und St. Malo. Bordeaux iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, eines pro-

teſtantiſchen Conſiſtoriums, eines Präfecten, der 11ten Forſtconſervation und des commandirenden Generals der 11ten Militärdiviſion. Es hat einen königlichen Gerichtshof, eine Handelscammer, ein Handelsgericht, eine 1441 geſtiftete Univerſität, eine 1712 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften, welche eine Bibliothek von mehr als 55,000 Bänden beſitzt, eine 1670 geſtiftete und 1768 erneuerte Akademie der bildenden Künſte, ein Taubſtummeninſtitut, eine Handels= und Schifffahrtsſchule u. ſ. w. Unter den Fabriken zeichnen ſich aus: 14 Zuckerſiedereien, mehrere Glashütten, Töpfereien, Wollenwaaren= und Spitzenmanufacturen. Bordeaux iſt das Burdigala der Römer. Im 5ten Jahrh. beſaßen es die Gothen, und die Normannen ſuchten es verſchiedentlich heim mit Brand und Plünderung. Später herrſchten hier die Herzoge von Guyenne. Durch die Verheirathung Eleonorens, der Tochter Wilhelms X., letzten Herzogs von Guyenne, mit Ludwig VII. kam es an Frankreich. Da aber dieſe Fürſtin 1152 von ihrem Gemahl verſtoßen ward, und ſich nachmals mit dem Herzoge von Normandie vermählte, der ſpäter den Thron von England beſtieg, ſo fiel es dieſem letztern Reiche zu. Hieher führte Eduard, der ſchwarze Prinz, nach der Schlacht bei Poitiers den gefangenen König Johann von Frankreich, und es blieb elf Jahre lang ſein Wohnort. Erſt unter Carl VII. kam es wieder an Frankreich. 1548 empörte ſich die Stadt wegen Einführung der Salztaxe, und der Gouverneur de Morems ward ermordet, wofür der Connetable von Montmorency an den Bewohnern ſtrenge Rache nahm. Während der Revolution ward es als Hauptſitz der Girondiſten von den Schreckensmännern faſt wie Lyon und Marſeille verheert. Der Druck des Continentalſyſtems, dem der Handel von Bordeaux unterlag, machte die Einwohner der Napoleoniſchen Regierung abgeneigt, weshalb ſie ſich am 12ten März unter allen Franzoſen zuerſt für das Haus Bourbon erklärten. Der römiſche Dichter Auſonius war von Bordeaux. Montaigne und Montesquieu aus deſſen naher Umgegend gebürtig; der letztere liegt dort in der St. Bernhards=Kirche begraben.

Bordeaux=Weine werden nicht allein die im Bezirke der Stadt Bordeaux gewonnenen, ſondern überhaupt die in der Provinz Guyenne wachſenden Weine genannt. Man hat rothe und weiße. Die bekannteſten rothen ſind: Mageaux, Haut=Brion, Graves, Medoc, Loignon, Pontac u. ſ. w.; der letztere iſt der vorzüglichſte und theuerſte. Unter den weißen erwähnen wir den Graves als den koſtbarſten, Blaye und Bourg, Rion, Serons, Fargues u. ſ. f. Unter den Graves=Weinen ſind die geſuchteſten die von Haut Brion, Merignac, Peſſac, Loignon u. ſ. w. Unter den Medoc=Sorten die von Lafitte, Latour und Mageaux. Faſt alle Bordeaux=Weine ſollen einige Zurichtung brauchen, damit ſie ſich halten und verfahren werden können. Manche müſſen 4 bis 6 Jahr liegen, bis ſie die gehörige Güte bekommen. Unter dem Namen Bordeaux=Weine begreift man auch noch verſchiedene hochländiſche Weine, als den Gaillac, Bergerac, St. Foi, Frontignac, Cahors und Muscateller von Bezieres. Bordeaux führt viele verſchnittene Weine aus dem öſtlichen Südfrankreich aus, die auf dem Canal von Languedoc nach Bordeaux gelangen. Sie machen den wichtigſten Zweig des franzöſiſchen Weinhandels aus; denn man rechnet, daß ſelbſt in mittelmäßigen Jahren über 200,000 Orhoft im Ganzen aus dem Lande gehen.

Boreas, der Nordwind, welcher von den Griechen als eine Gottheit, in Thrazien wohnend, verehrt und mit Flügeln abgebildet

wurde, die nebſt den Haupt- und Barthaaren voll Schneeflocken waren; ſtatt der Füße hatte er Schlangenſchwänze, und mit dem Schweife, den er von ſeinem Kleide nachſchleppte, regte er Staubwolken auf. Die Alten erzählten von dem Boreas, den ſie einen Sohn des Aſtreus und der Aurora nennen, daß er, als Apollo und ſein Liebling Hyacinthus im Scheibenwerfen wetteiferten, auf den Apoll eiferſüchtig, deſſen Wurfſcheibe ſo geleitet habe, daß ſie den Jüngling an das Haupt traf, wovon er todt niederſank. Mit der Orithyia, des Erechtheus von Athen Tochter, die er geraubt, zeugte er die Kleopatra und Chione, den Kalais und Zetes, welche letztere dem Argonautenzuge beiwohnten. **Borealiſch**, nördlich, mitternächtlich.

Borgheſe eine römiſche Familie, welche aus Siena ſtammt. In dieſer Republik bekleidete ſie ſeit der Mitte des 15ten Jahrh. die höchſten Ämter. Papſt Paul V., der zu dieſem Geſchlechte gehörte, und 1605 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, überhäufte ſeine Verwandten mit Anſehen und Reichthum, ſo viel er vermochte. Er ernannte 1607 ſeinen Bruder Franceſco Borgheſe zum Anführer der Truppen, die er zur Aufrechthaltung der päpſtlichen Rechte gegen Venedig ſchickte; er verlieh das Fürſtenthum Sulmone an Marco Antonio Borgheſe, den Sohn ſeines Bruders Giovanni Battiſta, ſicherte ihm ein Einkommen von 200,000 Thalern zu, und wirkte ihm den Titel eines Granden von Spanien aus. Einen andern ſeiner Neffen, Scipione Caffarelli, erhob er zum Cardinal und ließ ihn den Namen Borgheſe annehmen. Von Marco Antonio Borgheſe, Fürſten von Sulmone, ſtammt die reiche Familie der Borgheſi, welche noch heute in dem Fürſten **Camillo Borgheſe** (ſ. d. folg. Art.) und deſſen Bruder Franz, Fürſten Borgheſe-Aldobrandini, fortblüht (ſ. auch Cenci).

Borgheſe (Camillo, Phil. Ludw. Fürſt), vormaliger Herzog von Guaſtalla, italieniſcher Prinz, Prinz von Frankreich ꝛc., geb. 1775 zu Rom, ein Sohn des Marco Antonio Borgheſe. Als die Franzoſen in Italien eindrangen, nahm er Dienſte in ihrem Heere, zeigte viel Anhänglichkeit an Frankreichs Sache, insbeſondere an den General Buonaparte, kam 1803 nach Paris und heirathete Napoleons zweite Schweſter Pauline, Witwe des Generals Leclerc. 1804 ward er franzöſiſcher Prinz und Großkreuz der Ehrenlegion, und beim Ausbruch des Krieges gegen Öſterreich 1805 Escadronschef in der kaiſerlichen Garde. Nach Beendigung deſſelben erhielt ſeine Gemahlin das Fürſtenthum Guaſtalla, und er ward zum Herzog von Guaſtalla erhoben. Nachdem er den Feldzug von 1806 gegen die Preußen und Ruſſen mitgemacht, und darauf nach Warſchau geſchickt worden, um die Polen zu einem Aufſtande vorzubereiten, ernannte ihn der Kaiſer zum General-Gouverneur der Provinzen jenſeits der Alpen. Als ſolcher hielt er ſeinen Hofſtaat in Turin, und machte ſich bei den Piemonteſern beliebt. Seit Napoleons Thronentſagung hob er alle Verbindung mit der Familie Buonaparte auf und trennte ſich von ſeiner Gemahlin, die (geb. 20ſten Oct. 1780) ſeit 1816 auf ihrer Villa Sciarra zu Rom lebt. Der Fürſt hatte der franzöſiſchen Regierung für die Summe von 8 Mill. Fr. 322 Kunſtwerke verkauft, die eine Zierde des unter dem Namen der **Villa Borgheſe** (ſ. Rom) bekannten Palaſtes ſeiner Vorfahren ausmachten, und unter denen mehrere Kunſtwerke vom erſten Range waren, z. B. der Borgheſiſche Fechter, der Hermaphrodit, der Silen, der ſterbende Seneca, Amor und Pſyche u. ſ. w. Buonaparte hatte die Kaufſumme in Nationalgütern in Pie-

mont geleiſtet, welche 1815 der König von Sardinien in Beſchlag nahm; zugleich aber bekam der Fürſt in Folge des zweiten Einrückens der Verbündeten einen Theil jener Kunſtſchätze zurück. Er lebt jetzt in Florenz, nachdem er Lucedio in Savoyen 1818 für 3 Mill. Livres verkauft hat. Im Königreiche Neapel beſitzt er die Fürſtenthümer Sulmona und Roſſano.

Borgia (Ceſare), zweiter natürlicher Sohn des nachmaligen Papſtes Alexanders VI. und einer römiſchen Dame, Vanozza. Zu einer Zeit, wo jener Hof eine Schule der Falſchheit und Sittenloſigkeit war, wo politiſche Verbrechen ohne Scheu begangen wurden, und weder Verträge noch Eide Sicherheit gewährten, brachte er das Unrecht in ein Syſtem und trieb die Frechheit und Treuloſigkeit zu einem bisher noch unbekannten Grade. Andere Fürſten haben mehr Blut vergoſſen, ſchrecklichere Rache geübt, grauſamere Strafen verhängt; dennoch iſt kein Name mit einer größern Schande gebrandmarkt. Jene andern Ungeheuer wurden durch Leidenſchaft hingeriſſen; bei Borgia war alles beſonnene Überlegung. Das Heiligſte, Sitten, Religion und Gefühl, gebrauchte er nach Willkür zu Erlangung ſeiner Zwecke. Sein Vater, der 1492 Papſt geworden war, bekleidete ihn im folgenden Jahre mit dem Purpur. Als Carl VIII. von Frankreich Italien eroberte, und in Rom einzog, mußte Alexander mit ihm unterhandeln und gab Cäſar Borgia zum Unterpfande ſeiner Verſprechen; allein dieſer entwich nach wenig Tagen aus dem Lager des Königs. Alexander verlieh ſeinem älteſten Sohne, der von dem Könige von Spanien das Herzogthum Gandia erhalten hatte, 1407 das Herzogthum Benevent nebſt den Grafſchaften Terracina und Ponte-Corvo. Cäſar ward darüber eiferſüchtig, und als der Herzog von Gandia acht Tage nach der Inveſtitur ermordet, und in die Tiber geworfen ward, klagte die öffentliche Meinung ſeinen Bruder Cäſar des Mordes an. Sein Vater ſchien keinen Argwohn zu haben; er erlaubte ihm, den Purpur abzulegen, um ſich dem Kriegsſtande zu widmen, und ſchickte ihn das Jahr darauf nach Frankreich, um Ludwig XII. die erbetene Scheidungs- und Diſpenſationsbulle zu überbringen. Ludwig nahm die Allianz des Papſtes mit Eifer an. Er belohnte Borgia für die Willfährigkeit, die ſein Vater ihm bewieſen, gab ihm das Herzogthum Valentinois, eine Leibwache von hundert Mann und jährlich 20,000 Livres, und verſprach ihm Unterſtützung bei den Eroberungen in Italien, für welches Borgia ſchon Entwürfe machte. Cäſar vermählte ſich 1499 mit einer Tochter König Johanns von Navarra, und begleitete Ludwig XII. nach Italien. Zuerſt unternahm er die Eroberung von Romagna, ohne auch nur einen Vorwand dieſer Ungerechtigkeit aufzuſuchen, verjagte die rechtmäßigen Beſitzer des Landes, ließ ſie zum Theil meineidiger Weiſe ermorden, und ſich 1501 von ſeinem Vater zum Herzoge von Romagna ernennen. In demſelben Jahre entriß er Jacob von Appiano das Fürſtenthum Piombino; auch verſuchte er, jedoch vergebens, ſich zum Herzog von Bologna und Florenz zu machen. Im folgenden Jahre kündigte er an, daß er Camerino angreifen wolle und forderte dazu Soldaten und Geſchütz von Guidobald von Montefeltro, Herzog von Urbino. Dieſer, aus Gehorſam gegen den heiligen Stuhl, ſchickte ihm, was er verlangte, und Borgia bemächtigte ſich dafür des ganzen Herzogthums Urbino. Camerino ward hierauf mit Sturm genommen, und Julius von Varano, der Herr der Stadt, nebſt ſeinen beiden Söhnen, auf Borgias Befehl erdroſſelt. Dieſes

Schickſal bereitete er allen, die er beraubte; er ſparte weder Meineide noch Verbrechen, ſie zu verderben. Die ſich ihm nicht in die Hände lieferten, verfolgte er mit Gift und Dolch. Endlich ward es Ludwig XII. müde, die Eroberungen dieſes Ungeheuers zu begünſtigen, und zog ſeine Hülfstruppen zurück. Borgia ging ſogleich zu ihm nach Mailand und wußte aufs neue ein Hülfscorps von ihm zu erhalten. Unterdeſſen hatten ſich alle kleine Fürſten verbunden und zu ihrer Vertheidigung Soldaten geſammelt; aber Cäſar Borgia wußte ſie theils durch 3000 Schweizer, die er nach Italien berief, in Furcht zu ſetzen, theils durch vortheilhafte Anerbietung zu gewinnen. So trennte er ihren Bund, bemächtigte ſich ihrer Länder, und ſah kein Hinderniß mehr, von ſeinem Vater zum König von Romagna, der Mark und Umbrien erhoben zu werden, als am 17ten Aug. 1503 Alexander VI. ſtarb. Zugleich befiel Cäſar Borgia eine ſchwere Krankheit zu derſelben Zeit, wo ſeine ganze Thätigkeit und Geiſtesgegenwart nöthig war. Zwar wußte er ſich der Schätze ſeines Vaters zu bemächtigen, verſammelte ſeine Truppen in Rom, und knüpfte ſein Bündniß mit Frankreich noch enger, aber allenthalben ſtanden auch ſeine Feinde wider ihn auf; einer der erbittertſten war der neue Papſt Julius II. Borgia ward verhaftet, und nach Spanien gebracht, wo er zwei Jahre lang in Gefangenſchaft blieb. Er entfloh endlich zu ſeinem Schwager, dem König von Navarra, zog mit dieſem in den Krieg gegen Caſtilien, und ward den 12ten März 1507 durch einen Schuß vor dem Schloſſe von Viano getödtet, wo man ihn ohne Ehren begrub. Übrigens war Cäſar Borgia mäßig und nüchtern, liebte und beſchützte die Wiſſenſchaften, machte Verſe, und beſaß eine ſo gewandte Beredſamkeit, daß er ſelbſt diejenigen verführte, die gegen ſeine Täuſchung am meiſten auf der Hut zu ſein glaubten. Macchiavelli ſchildert in ſeinem Prinzipe den Cäſar Borgia, ſtellt ihn aber keineswegs als ein Muſter zur Nachahmung auf.

Borgia (Stefano), Cardinal, Vorſteher der Propaganda, und einer der edelſten Beſchützer der Wiſſenſchaften im 18ten Jahrh. Er war 1731 zu Velletri geboren, und erhielt ſeine erſte Erziehung bei ſeinem Oheim, Alleſſandro Borgia, Erzbiſchof von Fermo. Schon früh zeigte er Geſchmack an den Alterthumsſtudien, ward in einem Alter von 19 Jahren Mitglied der etruskiſchen Akademie zu Crotona, und begann ſeitdem zu Velletri ein Muſeum von Alterthümern zu ſammeln, das mit der Zeit vielleicht die reichſte Privatſammlung dieſer Art wurde. Benedict XIV., der ihn kennen lernte, ernannte ihn 1759 zum Gouverneur von Benevent und 1770 zum Secretär der Propaganda. Dies Amt, das er 18 Jahre verwaltete, brachte ihn in Verbindung mit den in allen Weltgegenden zerſtreuten Miſſionaren, und er benutzte dieſelbe zur Bereicherung ſeiner Sammlung von Handſchriften, Münzen, Statuen, Götzenbildern und ſonſtigen Denkmälern aller Art. Pius VI. ernannte ihn 1789 zum Cardinal und zugleich zum Oberaufſeher der Findelkinder. Er verwaltete dies Amt drei Jahre und erwarb ſich dabei durch ſeine nachahmungswerthen Einrichtungen große Verdienſte. Als der von Frankreich ausgegangene Revolutionsgeiſt 1797 ſich auch dem Kirchenſtaate mittheilte, legte Pius VI. die Dictatur von Rom in die Hände Borgias, und geſellte ihm noch zwei Cardinäle zu. Es gelang ihm, bis zum 15ten Febr. 1798 die Ordnung zu erhalten. Als aber bei der Erſcheinung der Franzoſen vor den Thoren Roms der Papſt ſich entfernt und die Volkspartei die Oberhand gewonnen hatte, ward der Cardinal

Borgia verhaftet und erhielt ſeine Freiheit nur mit dem Befehl wieder, die römiſchen Staaten zu verlaſſen. Er ging nach Venedig und Padua, wo er ſich mit den Wiſſenſchaften und mit den Miſſionsangelegenheiten auf das eifrigſte beſchäftigte. Erſt im Gefolge Pius VII. kehrte er nach Rom zurück, widmete ſeine ganze Thätigkeit der Wiederherſtellung einzelner Verwaltungszweige, und ſtarb im Nov. zu Lyon, auf dem Wege nach Paris, wohin er dem Papſte folgen wollte. Seine Verdienſte um die Wiſſenſchaften ſind groß und mannichfaltig. Er war im höchſten Grade wohlwollend, gefällig und offen. Mit der größten Bereitwilligkeit verſtattete er die Benutzung ſeiner koſtbaren Sammlungen, von denen Adler, Zoega, Georgi, Paulinus u. a. einzelne Theile beſchrieben haben. Die Arbeiten anderer unterſtützte er auf alle Weiſe und ſelbſt mit Aufopferung. Er verſagte ſich jeden Aufwand, um das Geld für ſein Muſeum anzuwenden. Seine eignen Werke ſind außer Italien wenig bekannt.

Born (Ignaz Edler von), ein berühmter Naturforſcher, geboren zu Carlsburg in Siebenbürgen 1742, ſtudirte bei den Jeſuiten in Wien, war 16 Monate lang ein Mitglied ihres Ordens, widmete ſich dann in Prag dem Studium der Naturwiſſenſchaften, und machte darauf eine gelehrte Reiſe durch Holland und Frankreich. Nach ſeiner Rückkehr legte er ſich ganz auf die Natur- und Bergwerkskunde, ward 1770 Beiſitzer in dem oberſten Münz- und Bergmeiſteramte zu Prag, und noch in eben dem Jahre Bergrath. 1776 ward er, um das k. k. Naturaliencabinet zu ordnen und zu beſchreiben, nach Wien berufen, daſelbſt 1779 wirklicher Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerksſachen, litt viele Jahre lang an einem chroniſchen Gichtübel, und ſtarb 1791. Born beſaß außerordentliche Geiſteskräfte, überſah jeden Gegenſtand mit ſeltener Leichtigkeit, verſtand und ſprach die bekannteſten europäiſchen Sprachen, und beſaß nebſt ſeiner Hauptwiſſenſchaft, der Mineralogie, in den meiſten übrigen Wiſſenſchaften mehr als gewöhnliche Kenntniſſe. Den größten Ruhm erwarb er ſich durch die Verbeſſerung und Erweiterung der Amalgamationsmethode, worüber er das wichtige Werk herausgab: über das Anquicken der gold- und ſilberhaltigen Erze, Rohſteine, Schwarz-Kupfer- und Hüttenſpeiſe, Wien 1768. 8. Auch außerdem hat er der Mineralogie die wichtigſten Dienſte geleiſtet, durch die mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Beſchreibungen ſeines eigenen, des kaiſerlichen und des Rabiſchen Cabinets; durch ſeine Briefe über Mineralgegenſtände 1774, und durch viele einzelne Abhandlungen in den Schriften mehrerer gelehrten Geſellſchaften. überhaupt war er für alles Gute empfänglich, und beförderte es aufs nachdrücklichſte. Von der reichen Ader des Witzes, die ihm zu Gebote ſtand, zeigt ſeine Monachologie (Specimen Monachologiae methodo Linnaeana), eine unübertreffliche Satyre auf den Geiſt und die Verfaſſung der verſchiedenen Mönchsorden.

Borneo, eine zu Aſien, und namentlich zu der Sunda-Gruppe gehörige Inſel; die größte unſers Erdballs, mit Ausnahme des Feſtlandes Neu-Holland. Sie wird vom Äquator durchſchnitten, und erſtreckt ſich von 125° — 138° Länge, 4° 12′ ſüdl., bis 7° 30′ n. Br., und enthält 14,250 □M. Das Clima iſt im Allgemeinen gemäßigt. An der Weſtküſte dauert die Regenzeit vom November bis zum Mai, und das Thermometer ſchwankt Mittags zwiſchen 22 — 26 Gr. Réaumur. Die Küſte iſt drei bis vier Stunden weit in das Land hinein ſumpfig, wodurch die Luft der Geſundheit der

Europäer nachtheilig wird. Ein Theil des Landes iſt gebirgig. Da die Europäer ſich noch nirgends weiter als 10 bis 12 Meilen in das Land gewagt haben, ſo iſt die nähere Beſchaffenheit deſſelben faſt unbekannt. Eine hohe mit ewigem Schnee bedeckte Bergkette führt den Namen der Kryſtallberge, und einen der höchſten Gipfel dieſes Gebirges bildet der Buclan Tigabla, deſſen Ausbrüche oft mit bedeutenden Erdbeben verbunden ſind. Aus einem großen in dieſen Gebirgen liegenden Binnenſee ſollen die meiſten Flüſſe dieſes Landes ihren Urſprung nehmen. Viele dieſer Flüſſe ſind von ihrer Mündung bis ziemlich tief in das Land hinein ſchiffbar. Borneo iſt reich an Erzeugniſſen des Mineralreichs. Seine Bergwerke liefern viele Diamanten, unter denen Stücke von 20, 30 bis 40 Karat nicht ſelten vorkommen. Was über 5 Karat wiegt, gehört dem Fürſten, alles übrige den Unternehmern der elend gebauten Gruben. Gold, Eiſen, Kupfer bleihaltiges Zinn findet ſich in verſchiedenen Gegenden des Landes, und faſt alle Flüſſe führen nicht blos Goldſand, ſondern zuweilen ſogar Diamanten mit ſich, wahrſcheinlich iſt Borneo das reichſte Goldland der Erde. Perlen und Perlmuttter werden häufig an den Küſten gefunden. — Pfeffer wird in Menge hervorgebracht, und der Kampferbaum von Borneo liefert dieſes Gummi in vorzüglichſter Güte. Viele Küſtengegenden ſind reich an dauerhaftem und ſchlankgewachſenem Schiffbauholze. Starkes Hornvieh findet ſich vorzüglich im nördlichen Theile des Landes, und zahlreiche Herden von Rothwild und wilden Schweinen durchſtreifen die grasreichen Ebenen. Das merkwürdigſte vierfüßige Thier iſt jedoch der hier einheimiſche Orang-Outang. Die Schwalbenart, deren Neſter gegeſſen werden, und der Paradiesvogel finden ſich überall längs den Küſten des Landes. Die Ureinwohner von Borneo ſind eine negerartige Gattung. Sie allein bewohnen das Innere des Landes, und die Benennung Eidabaner, Idear, Biadſchus, Dajakkors, Horafuras, Maruhts und Papuans ſcheinen blos die unter mancherlei Oberhäuptern ſtehenden Stämme des nämlichen Volks zu bezeichnen. Alle ſtehen auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Bildung. Blutrache und Mord des Beleidigers ſind Ehrenpuncte für den waffenfähigen Mann. — Eben ſo iſt es Sitte, am Grabe eines angeſehenen Mannes einen oder mehrere Sclaven zu ſchlachten. Die Mündungen der Flüſſe werden von den Badſchus bewohnt, die oft ohne feſten Wohnplatz mit ihren kleinen Fahrzeugen von Ort zu Ort dem reichern Fiſchfange nachziehen. An den ſüdlichen Flußmündungen lebt unter dem Namen der Islams ein ſchwarzgelber, kleiner, träger Mohammedaniſcher Völkerſtamm, unter dem ſich jedoch geſchickte Arbeiter in Gold, Silber und Holz finden. Die durch das ganze indiſche Meer zerſtreuten Malaien ſind auch hier nicht ſelten. — Zu den bekannteſten Reichen dieſer Inſel gehören Borneo, Sambas, Hermatha, Sukkadana, Landak, Banjermaſſing u. ſ. w. Vor alter Zeit mag ſich das Reich von Borneo über die ganze Inſel und einen Theil der Philippinen, namentlich Solu und Magbindano, erſtreckt haben; die Beherrſcher ſollen von chineſiſcher Abkunft geweſen ſein. — 1627 kamen die Portugieſen hieher, durften ſich aber erſt 1690 zu Banjermaſſing niederlaſſen, wovon ſie bald durch Verrath und Mord wieder vertrieben wurden. Die Verſuche der Engländer 1702 und 1774, hier eine Niederlaſſung zu bilden, waren vergeblich. Nur den Holländern gelang es, mit dem Fürſten von Banjermaſſing einen Handelsvertrag zu ſchließen, 1643 ein Fort und eine Factorei bei dem Dorfe Tatas, und 1778

eine zweite zu Pontiana zwiſchen Sukkadana und Landak zu errichten. Im letzten Kriege nahmen die Engländer das Fort von Tatas, wie viele andere holländiſche Niederlaſſungen, in Beſitz. Auf der Nordweſtſeite der Inſel liegt die Stadt Borneo an einem breiten, beſtändig mit Fahrzeugen bedeckten Fluſſe, 114° 44′ öſtl. L. von Greenwich, 4° 56′ ſ. Br. Sie iſt der Wohnort des Sultans, dem die Fürſten von Mokka, Scribas, Klakka und Palo lehnspflichtig ſind. Borneo hat an 3000 theils auf Pfählen erhöhte, theils auf Flößen errichtete Häuſer, und da der Boden ſehr ſumpfig iſt, ſo findet die meiſte Verbindung mittelſt kleiner Canäle ſtatt, welche die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen. Die Wochenmärkte, welche gleichfalls auf dem Waſſer gehalten werden, haben deshalb nicht einmal einen feſten Platz, und das Gewimmel der Käufer und Verkäufer in ihren kleinen Böten iſt heute hier, morgen dort. — Die Ausfuhrartikel von Borneo ſind hauptſächlich Gold, Pfeffer, Muscatnüſſe, Ebenholz, Kampfer, ſpaniſch Rohr, Bambusſtöcke, wohlriechende Harze, Benzoë und indiſche Vogelneſter. Ob nach dem letzten Friedenstractat der Engländer mit den Niederländern erſtere Niederlaſſungen auf Borneo anlegen dürfen, wird noch von den Niederländern beſtritten. Die Seeräuber von den nördlich liegenden Soluinſeln beherrſchen einen großen Theil der Küſten von Borneo. Die jetzt ſehr thätige niederländiſche Regierung iſt ſehr befliſſen, die geſunden und mit reichem Pflanzenwuchs bedeckten Landungspuncte in der Nachbarſchaft durch Militärpoſten zum Schutz des ſehr bedeutend werdenden Handels ihrer Nation zu decken. Faſt alle Producte Borneos werden an die Chineſer veräußert, die überdies von jeher dahin einen großen Handel treiben.

Borromäiſche Inſeln (wegen der vielen darauf befindlichen Kaninchen auch Isole de conigli genannt), vier kleine Inſeln im Lago Maggiore, einem See in Oberitalien, der 10 Meilen lang und 1½ Meile breit iſt, und davon der größere Theil zu Piemont, und der kleinere zu dem lombardiſchen Königreiche gehört. Die Umgebungen dieſes Sees ſind äußerſt reizend, indem ſeine Ufer mit ſchönen Hügeln, vielen Ortſchaften, Landhäuſern, Weinbergen, Gärten und Kaſtanienwäldchen beſetzt ſind. Die Borromäiſchen Inſeln haben ihren Namen von der Familie Borromeo, welche ſchon ſeit Jahrhunderten im Beſitze der reichſten Ländereien in der Nähe des Lago Maggiore war. Vitaliano Borromeo ließ 1671 auf drei nackte Felſen in dieſem See Gartenerde auffahren und Terraſſen aufmauern. So entſtanden die Inſeln, Iſola bella, Iſola madre, l'Iſolino und Iſola ſuperiore oder del Peſcatori, wovon die beiden erſtern wegen ihrer reizenden Anlagen berühmt ſind. Die Iſola madre liegt in der Mitte des Sees, iſt mit einer Menge Faſanen bevölkert, und gefällt mehr durch die Einfachheit als Iſola bella. Auf ſieben Terraſſen befinden ſich, außer einem zum Nutzen eingerichteten Garten, Cypreſſen, Lorbeeren, Kaſtanien und Myrthen. Ein Gärtner wohnt mit ſeiner Familie darauf. Die Iſola bella gleicht, trotz ihrer mannichfaltigen Schönheiten, in mancher Hinſicht einem Conditoraufſatze, und iſt mit vielem Kunſtſchnörkel überladen. Sie prangt mit einem ſchönen Schloſſe von vier Stockwerken, das nahe am Ufer liegt, und einige Monate von dem Grafen Borromeo bewohnt wird. Durch die Grotte Terrene hängt es mit den Gärten zuſammen. Die Gärten ſind im franzöſiſchen Geſchmack und auf zehn Terraſſen, die immer ſich verkleinernd hinauflaufen, gepflanzt. Von einer zur andern füh-

ren breite, ſchöne Treppen. Das Ganze hat das Anſehen einer abgeſtumpften Pyramide, auf deren Spitze ein koloſſales Einhorn, das Wappen der Borromäer, ſteht. Pomeranzen-, Citronen- und Limonienbäume, zu ſchönen Hecken verbunden, oder zu Lauben ſich wölbend, hauchen hier ihre Wohlgerüche aus; hochſtämmige Lorberrbäume bilden einen kleinen Hain; man ſieht Myrthen und Cypreſſen, nebſt Granatbäumen, deren Früchte hier zur Reiſe gelangen; denn die Berge, welche den See bekränzen, dienen den Inſeln zur Schutzmauer gegen die kalten Winde. Doch iſt das Clima der Iſola madre milder, als das der Iſola bella, indem auf der letztern die Pomeranzen- und Citronenbäume ꝛc. im Winter durch darüber gedeckte Breter geſchützt, auch ſogar bei ſtärkerer Kälte Kohlpfannen darunter geſetzt werden müſſen, welches auf der erſtern nicht geſchieht. Die Iſola bei Peſcatori enthält nichts merkwürdiges. Ihre Einwohner handeln mit Fiſchen nach Mailand und Piemont und treiben Schleichhandel.

Börſe heißt in Handelsſtädten ein anſehnliches Gebäude, wo die Kaufleute (meiſtentheils gegen Mittag und Abend) zuſammenkommen, um über alles, was Handlung und ihre Geſchäfte betrifft, Unterhandlungen zu pflegen, und Verkehr mit Wechſeln, Geld, Waaren u. dergl. anzuſtellen. Die Benennung ſoll von einer adeligen Familie, van der Beurſe, zu Brügge in Flandern herrühren, in deren Hauſe 1530 die Kaufleute ihre Verſammlungen hielten. — An mehrern Orten, z. B. zu London, Amſterdam, Antwerpen, Paris, ſind es die prächtigſten, Paläſten ähnliche Gebäude. — **Börſenalte Börſenvorſteher** ſind diejenigen Kaufleute, welche wegen ihrer geprüften Rechtſchaffenheit und ihrer vorzüglichen Einſichten von den übrigen zu Vorſtehern erwählt werden, um die Erhaltung der Kaufmannſchaft-Freiheiten und Rechte ꝛc. ſich angelegen ſein zu laſſen. — **Börſenhalle** in Hamburg, ein bei der hamburger Börſe für Rechnung eines unternehmenden Mannes, van Hoſtrup, in neuern Zeiten erbautes großes Gebäude, worin die hamburger Geſchäftsleute aller Art, wie auch Fremde, ſich verſammeln. Die in ein eigenes dazu beſtimmtes Buch eingetragenen Neuigkeiten, welche die Kaufleute hier mittheilen, geben den Stoff zu der weitverbreiteten Zeitung: Liſte der Börſenhalle.

Boscan Almogaver (Juan), ein berühmter ſpaniſcher Dichter, wurde gegen das Ende des 15ten Jahrh. zu Barcelona geboren, und ſtarb 1540 oder bald darauf. Seine Ältern, die zu dem älteſten Adel gehörten, gaben ihm eine ſorgfältige Erziehung. Er begleitete eine Zeit lang den Hof Carls V. und hielt ſich unter andern 1526 an demſelben zu Granada auf. Da er mit den Vorzügen des Körpers zugleich ausgezeichnete Geiſtestalente verband, konnten die Waffen ihn nicht der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften entziehen. Seine edeln Sitten und ſein liebenswürdiger Charakter erwarben ihm die Gunſt der Kaiſers. Ihm ward die Erziehung des Herzogs Alba übertragen, der nach Garcilaſo ſeinem Unterrichte die großen Eigenſchaften verdankte, die er in der Folge entwickelte. Boscan verheirathete ſich mit Donna Anna Giron de Revolleda, einer vornehmen Dame, mit der er mehrere Kinder zeugte. Seitdem lebte er in anſtändiger Umgebung zu Barcelona und beſuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Er war beſchäftigt, ſeine Werke zu ſammeln, und mit den Werken ſeines vor ihm verſtorbenen Freundes Garcilaſo herauszugeben, als auch ihn der Tod ereilte. Durch die Bekanntſchaft mit Antonio Navagero, einem italieniſchen Gelehrten, der als

Geſandter der Republik Venedig bei dem Kaiſer war, ward Boscan veranlaßt, verſchiedene italieniſche Versmaße im Spaniſchen zu verſuchen. So ward er der Schöpfer des ſpaniſchen Sonetts, und bediente ſich mit Garcilofa zuerſt bei poetiſchen Epiſteln, Elegien ꝛc. der Terzine. Überhaupt führte er die italieniſchen Formen im Spaniſchen ein, und machte durch dieſe Neuerung, die eben ſo viel Tadel als Beifall unter ſeinen Zeitgenoſſen fand, Epoche. Boscans Gedichte ſind noch in gerechtem Anſehen; dagegen ſind ſeine übrigen literariſchen Arbeiten, meiſt Überſetzungen, vergeſſen.

Bosnien, eine türkiſche Provinz in Europa, mit dem Titel eines Königreichs, das außer dem alten Bosnien einen Theil von Croatien (Sandſchakſchaft Bielogrod) zwiſchen den Flüſſen Unna und Verbas, ein Stück von Dalmatien und Herzogwina umfaßt, und das nördlich an Slavonien, weſtlich an Croatien, ſüdlich an Dalmatien und das adriatiſche Meer, und öſtlich an Servien grenzt. Der Flächeninhalt beträgt 730 QM. mit 850,000 Einw., welche meiſtens ſlaviſchen Urſprungs, Bosniaken und Morlaken, ſind, unter denen ſich aber auch 50,000 M. türkiſcher Miliz befinden. Die Eingebornen beſtehen aus zwei Drittheilen meiſt griechiſchen Chriſten, und einem Drittheil Türken, die faſt alles Grundeigenthum allodial oder als Lehn beſitzen, Juden und Zigeunern. Das Land iſt gegen Norden eben, im Süden aber bergig und waldig bewachſen. Hauptgewäſſer ſind die Save (Sau-Strom), der Verbas, die Bosna, Rama und Drina. Bosnien hat guten Acker-, Obſt- und Weinbau, die Viehzucht iſt ausgezeichnet, und die Gebirge liefern gutes Eiſen, von welchem ein großer Theil im Lande zu Gewehren und Klingen verarbeitet wird. Die übrigen Gewerbfleißerzeugniſſe ſind blos Leder, Saffian und grobe Wollenzeuge. Im 12ten und 13ten Jahrh. gehörte Bosnien zu Ungarn. 1339 kam es an den ſerviſchen König Stephan, nach ſeinem Tode blieb es ein ſelbſtſtändiges Reich, und der Ban Twartko nahm 1370 den Königstitel an. 1401 ward es den Türken zinsbar und ſeit 1463 iſt es eine türkiſche Provinz. Es wird in den ſüdlichen und nördlichen Theil, oder Ober- und Nieder-Bosnien eingetheilt. Jenes wird bisweilen Herzogwina oder das Herzogthum Saba genannt, weil Kaiſer Friedrich III. 1440 dem damaligen Fürſten dieſes Landestheils den Herzogstitel beilegte. Die Hauptorte und Reſidenzplätze der türkiſchen Militärbefehlshaber ſind: Trawnik, die Reſidenz des Paſcha von Bosnien, Baratſch, Iwanẽku, Solina, Janȝa und die Hauptſtadt des Landes Bosna Serai oder Sarajewo, italieniſch Seraglio, am Zuſammenfluß der Milliazza mit dem Bosnaſtrome, mit 15,000 meiſt elenden Häuſern und ungefähr 60,000 Einw., die Garniſon von 10,000 Janitſcharen mitgerechnet. Die plump befeſtigte Citadelle liegt in einer Entfernung von der offenen Stadt. Die Einkünfte von Sarajewo bezieht jedesmal die Mutter des regierenden Großherrn. Die Furcht vor dem Verluſte ihres Eigenthums macht, daß die Bosniaken der türkiſchen Regierung ſo anhänglich ſind; ſie fürchten nämlich, es möchte, wenn jemals eine chriſtliche Macht Bosnien wieder erobern ſollte, ihnen eben ſo ergehen, als früher den Chriſten nach der Eroberung des Landes durch die Türken.

Böſporus. Dieſer Name ward zuerſt der Meerenge beigelegt, welche aus dem ſchwarzen Meere in den Propontis (Mare di Marmora) führt, entweder weil die in eine Kuh verwandelte Jo hier überſetzte, oder weil die Meerenge ſo ſchmal iſt, daß ein Ochſe hin-

durchſchwimmen kann. Nachher, als man andere Meerengen auch mit dieſem Namen belegte, unterſchied man jene durch den Beiſatz Bosporus Thracicus. In der Mitte dieſes Canals war die Stelle, wo Darius eine Schiffbrücke ſchlug, als er gegen die Scythen ziehen wollte. Hier iſt er nur fünf Stadien, etwa 2800 Fuß, breit. — Bosporus Cimmericus hieß bei den Alten die Meerenge, welche aus dem ſchwarzen Meere in den Palus Mäotis führt. Jetzt heißt dieſe Straße Bocca di S. Giovanni oder Eſtretto di Caffa, Namen, welche die ehemals hier handelnden Italiener ihr beilegten. — Außerdem aber führte im Alterthume auch ein Reich den Namen Bosporus, von der Meerenge, auf deren beiden Seiten es lag. In Panticapäum (jetzt Giertſch), einer mileſiſchen Colonie auf der tauriſchen Halbinſel, errichteten dieſes Reich 479 v. Chr. die Archäanaktiden, und regierten bis 437. Spartakus war der erſte König. Unter ſeinem Nachfolger Satyrus ward das Reich auf der Küſte von Aſien ausgedehnt, und ſein Sohn Leukon brachte im J. 300 Theodoſia dazu, half der Handlung auf, und erwarb ſeinem Stamme den Beinamen der Leukoniden. Spartakus III., des vorigen Sohn, ſcheint mit ſeinen Brüdern das Reich getheilt, und dem Satyrus den aſiatiſchen Theil überlaſſen zu haben. Leukanor (290) ward den Scythen zinsbar; und dieſer Tribut wurde in der Folge ſo drückend, daß Pariſades, der letzte der Leukoniden, es vorzog, ſich dem Könige von Pontus, Mithridates, zu unterwerfen, der auch die Scythen unter Scilurus (116) bezwang, und ſeinen Sohn zum König von Bosporus einſetzte. Dieſer brachte ſich ſelbſt um; und da ihm Mithridates im Tode folgte, ſo gaben die Römer das Land (64) ſeinem zweiten Sohne, der ſpäter ermordet wurde. Die Römer beſetzten hierauf den Thron mit verſchiedenen Fürſten, die ſich für Nachkommen des Mithridates ausgaben. Als dieſer Stamm 259 n. Chr. ganz ausgeſtorben war, bemächtigten ſich die Sarmaten des Reichs, denen es 344 die Cherſoniden ganz entriſſen.

Boſſe, oder **Rondeboſſe**, nennt man, im Gegenſatze der auf einem Relief vorgeſtellten Figuren, die völlig freie Ausführung derſelben: Modelle von Statuen von Gyps oder gebrannter Erde, oder Statuen in Erz und Stein. — **Boſſiren** (gemeiniglich, aber unrichtig puſſiren), bilden; aus Gyps, Thon oder Wachs erhobene Arbeit machen. — Ein Wachsboſſirer, der in Wachs bildet.

Boſſuet (Jacques Benigne), Biſchof von Meaux, war zu Dijon 1627 geboren. Seine Familie ſtand in großem Anſehen unter den Rechtsgelehrten. Er war ſechs Jahre alt, als ſein Vater ſich in Metz niederließ, um als Rath in das dort errichtete Parlament zu treten, und blieb mit ſeinem Bruder zu Dijon in dem Jeſuitencollegium. Zufällig kam dem Knaben eine lateiniſche Bibel in die Hände, deren Lectüre einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck auf ihn machte. Funfzehn Jahre alt, ward er von ſeinen Ältern nach Paris geſchickt, wo er das Collegium von Navarra beſuchte, deſſen Vorſteher, Nicolas Carnet, ihn bald ſo lieb gewann, daß er ein Vergnügen darin fand, den Geiſt des Jünglings zu bilden. Boſſuet ſtudirte unter der Anleitung dieſes würdigen Lehrers mit raſtloſem Eifer griechiſch und die heilige Schrift, verband aber damit das Leſen der Meiſterwerke des Alterthums und das Studium der Carteſianiſchen Philoſophie. Im 16ten Jahre legte er bereits Proben ſeiner Beredſamkeit ab. Er ward 1652 Doctor der Sorbonne, und in Metz Canonicus. Hier erbaute er durch Wort und Beiſpiel, bekam von dem Biſchof den Auf-

Digitized by Google

trag, den Katechismus des proteſtantiſchen Predigers **Paul Ferri** zu widerlegen, und that dies auf eine Weiſe, daß auch ſeine Gegner ihn hochachten mußten. Die Königin Mutter (Anna von Öſterreich) ward dadurch veranlaßt, ihm die Bekehrung der Proteſtanten in dem Sprengel von Metz aufzutragen. Dieſe Angelegenheit rief ihn oft nach Paris, wo er durch ſeine Predigten den allgemeinen Wunſch erweckte, daß er ſich hier niederlaſſen möchte; er dagegen ſchien den Aufenthalt in Metz vorzuziehen. 1661 aber berief ihn jene Fürſtin nach Paris, und ernannte ihn zum Hofprediger. Seine Einweihungsrede des Marſchalls Turenne, der 1668 zur catholiſchen Kirche übertrat, erwarb ihm das Bisthum von Condom. 1670 übertrug ihm der König die Erziehung des Dauphins, worauf er 1671 ſein biſchöfliches Amt niederlegte, weil er es für pflichtwidrig hielt, daſſelbe bei ſeiner beſtändigen Abweſenheit von ſeiner Gemeinde beizubehalten. Um dieſe Zeit hielt er die Leichenrede auf Madame, die Herzogin von Orleans, eine Prinzeſſin, die plötzlich an einem glänzenden Hofe, deſſen Zierde ſie war, in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb. Es herrſcht in derſelben, wie in allen ſeinen Leichenreden, ein erhabener Schwung der Beredſamkeit. Die letzte Rede der Art, die er am Sarge des großen Condé gehalten hat, wird für ein Meiſterſtück in dieſer Gattung des Styls angeſehen. Die männliche Kraft ſeiner Reden wußte er in den zum Unterrichte ſeines königlichen Zöglings beſtimmten Discours sur l'histoire universelle glücklich überzutragen. Die Sorgfalt, die er auf die Erziehung dieſes Prinzen wandte, wurde 1680 durch das Amt des erſten Almoſeniers der Dauphine, und 1681 durch das Bisthum von Meaux belohnt; 1697 erhielt er die Würde eines Staatsraths, und ein Jahr darauf die des erſten Almoſeniers der Herzogin von Bourgogne. Seine Sitten und ſein Glaube waren gleich ſtrenge. Alle ſeine Zeit war unter ſeine Studien und die Ausübung ſeiner Amtspflichten getheilt; nur ſelten und auf wenige Augenblicke erlaubte er ſich Erholungen. Die letztern Jahre ſeines Lebens brachte er unter ſeiner Gemeinde zu, in deren Schoße er 1704 ſtarb. Seine Werke ſind vielfältig gedruckt worden. Die gelehrten Benedictiner, von der Brüderſchaft des heil. Maurus, haben in neuern Zeiten eine vollſtändige Ausgabe aller Boſſuetſchen Werke veranſtaltet. Boſſuets Styl iſt voll Kraft, aber nicht ohne Flecken. Sein lateiniſcher Ausdruck iſt hart. Die franzöſiſche Akademie zählte ihn unter ihre berühmteſten Mitglieder. Über ſeine Streitigkeiten mit dem Erzbiſchof von Cambray, Fenelon, ſehe man die Art. **Fenelon** und **Quietismus**.

Boſtandſchi, Gartenwärter, heißt die Wache in dem Serail des Sultans, deren Vorſteher Boſtandſchi Baſchi heißt, und die Aufſicht über das Äußere, wie auch über die Gärten des Serails, den Canal und die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer hat. Der Boſtandſchi Baſchi begleitet den Sultan auf allen ſeinen Spazierfahrten, und hat auch das Vorrecht, einen Bart zu tragen. Übrigens ſind die Boſtandſchi zugleich die Ruderknechte und — die Scharfrichter des Sultans.

Boſtellen ſind in Schweden ſolche Güter (Hemman), die den Soldaten oder Officieren und Beamten zu Wohnungen angewieſen ſind. Jede Boſtelle muß eine Stube, einen Stall und eine Tenne haben, auch wo möglich mit Feld und Wieſenwachs verbunden ſein. Der Soldat iſt dagegen verpflichtet, um ein billiges Tagelohn ſeinem Wirthe in ſeinem Ackerbau und andern ländlichen Beſchäftigungen

hülfreiche Hand zu leiſten. Die Boſtellen der Officiere genießen alle Vorrechte, die auf den Edelhöfen haften.

Boſton, die Hauptſtadt des nordamerikaniſchen Freiſtaats Maſſachuſets, 71° 4′ 30″ weſtl. L. von Greenwich, 42° 25′ 28″ nördl. Br. an der Boſtonbai, auf einer Halbinſel vor der Mündung des Charlesſtroms, eine der größten und ſchönſten Seeſtädte in den vereinigten Staaten, mit 40,000 Einw., umfaßt eigentlich drei Städte, nämlich Nord- und Süd-Ende, und Weſt- oder Neu-Boſton. Zwei hölzerne Brücken vereinigen dieſe Städte mit den jenſeit des Stroms gelegenen kleinen Orten Cambridge und Charleston. Weſt-Boſton, wo die reichen Kaufleute ihre Wohnhäuſer haben, iſt ſchön und regelmäßig gebaut. Der Hafen faßt über 500 große Schiffe, aber die Einfahrt iſt ungemein enge, weswegen er ſich aber ſehr gut reinigt. Die Schiffswerfte, Landungsplätze und Quais ſind bequem, groß und in vortrefflichem Stande. Die Straßen ſind äußerſt reinlich, gepflaſtert und durchgängig mit Fußwegen von gehauenen Steinen verſehen. Boſton hat neunzehn Kirchen und Bethäuſer für die verſchiedenen chriſtlichen Secten. Unter mehreren ſchönen öffentlichen Gebäuden verdient das prächtige Staatenhaus bemerkt zu werden. Es finden ſich hier ferner zwei Theater, ein Concertſaal und viele andere angenehme und nützliche Anſtalten. Die Fabrikartikel, welche in Boſton erzeugt und von dort in Menge ausgeführt werden, ſind Segeltuch und Tauwerk von vorzüglicher Güte, raffinirter Zucker, Rum, Woll- und Baumwollenkrempeln, Potaſche, Papiertapeten, Hüte, Tafelglas u. ſ. w. Die Halbinſel, worauf Boſton ſteht, hieß bei den Indiern Schamut; die Stadt ward von Charleston aus 1631 angelegt, und hieß anfangs Trimoutain, von den drei Hügeln, auf denen ſie erbaut iſt. Späterhin erſt ward ſie, einem eifrigen Freunde der Freiheit, Cotton, zu Ehren, der Prediger zu Boſton in England war, und nachmals die Predigerſtelle bei der erſten Kirche der neuen Stadt erhielt, Boſton genannt. 1727 litt der Ort viel durch ein Erdbeben. Hier brach 1774 zuerſt die amerikaniſche Revolution aus. — Governors-Eiland, eine kleine zu Boſton gehörige Inſel, iſt der Geburtsort des berühmten Benjamin Franklin, dem der Staat von Maſſachuſets ein prächtiges Denkmal auf dem nach ihm benannten Franklinsplatze zu Boſton errichtet hat. — Boſton iſt der nördlichſte Hafen der Freiſtaaten, welchen bisher das gelbe Fieber erreicht hat.

Botanik. Die Kenntniß der Gewächſe iſt ganz dazu geeignet, den gebildeten Geiſt aufs angenehmſte zu beſchäftigen, alle ſeine Kräfte gleichmäßig in Thätigkeit zu ſetzen, und indem die Sinne ergötzt werden, dem Gemüthe die ruhigſte und nützlichſte Richtung zum Schönen und Wahren zu geben. Es hat aber dieſe Kenntniß in unſern Tagen eben ſo ſehr an äußerm Umfange als an innerm Werthe gewonnen. Das Gebiet dieſer Kenntniß beſchränkt ſich nicht mehr, wie vor einem Jahrhundert, auf Gartenpflanzen und ſolche wildwachſende, die ſich durch auffallende Blumen auszeichnen. Auch die niedern Bürger des Gewächsreichs hat man angefangen zu unterſuchen. Achthundert Farrenkräuter, eben ſo viele Mooſe, tauſend Flechten, noch mehr Schwämme und Bauchpilze ſind unterſucht und beſtimmt; täglich vermehrt ſich die Zahl derſelben, und doch ſind wir noch weit entfernt von erſchöpfender Kenntniß nur der in Deutſchland vorkommenden Arten dieſer niedern Gewächſe. Ja auch von vollkommnern Pflanzen entdeckt der aufmerkſame Forſcher, ſelbſt in den beſuchteſten und ſeit einem Jahrhundert von Botanikern gekannten Gegenden alle Jahre neue

Arten. Daſſelbe gilt noch weit mehr von den übrigen Reichen Europens. Wie viele unbeſtimmte Pflanzen enthalten Frankreich, Italien, Spanien und Großbritannien! Wie wenig durchſucht ſind noch Sicilien, Sardinien, Irland, die europäiſche Türkei! Von Aſien kennen wir nur Sibirien, die Küſtenländer Indiens und Arabiens, und die molukkiſchen Inſeln zum Theil; faſt ganz unbekannt iſt uns Perſien, Tibet, China, die Mongolei und das hohe Indoſtan; Japan, die Philippinen, Carolinen, das große Borneo, Celebes und Sumatra ſind uns völlig fremd. Von dem unermeßlichen Afrika, was kennen wir weiter als die nördlichen Küſten, einen Theil von Ägypten und die ſüdliche Spitze! Dieſer bekannte Theil von Afrika verhält ſich zum unbekannten, nach Zimmermanns Berechnung, wie 1 zu 5; und gewiß iſt der letztere wegen der vielen und hohen Gebirge, aus denen eine Menge der größten Ströme entſpringen, und wegen des Reichthums an Thieren nicht ärmer an Gewächſen als der bekannte. Von Amerika ſind nur erſt die nordöſtlichen Küſtenländer, und neuerlich Peru und Mexiko von Humboldt, Ruiz, Pavon und Bonpland durchſucht. Ganz Braſilien, Paraguay, Chili, ſo wie Californien, ſind unbekannt. Die Inſeln kennen wir etwas beſſer, und erſtaunen mit Recht über die Üppigkeit des Wachsthums, wenn wir erfahren, daß allein 800 Farrenkräuter und eben ſo viel Mooſe von Plumier und Schwartz auf Jamaica und den Antillen gefunden worden. Was wiſſen wir von den unzähligen Ländern und Eilanden des großen Oceans und ihren Erzeugniſſen anders, als was die Forſter, Labillardiere, Browne und wenige andere bei einem kaum monatlichen Aufenthalte entdeckten! Nach dieſen Angaben wird es nicht zu gewagt ſein, anzunehmen, daß wir kaum den dritten Theil der Gewächſe kennen, und daß, wenn die Zahl der bekannten ſich jetzt nahe an 30,000 beläuft, die Zahl der ſämmtlichen Gewächſe leicht 90,000 betragen könne. Welch ein Reichthum! Welch ein Umfang einer Kenntniß, die dieſen Reichthum erforſchen, die Arten und Gattungen beſtimmen ſoll! Nicht blos an Umfang, ſondern auch an innerm Werthe gewinnt die Kenntniß der Gewächſe mit jedem Tage. Wir lernen immer mehr einſehen, daß die wiſſenſchaftliche Bearbeitung dieſer Kenntniß ihren wahren Werth bezeichnet. Mehr ſieht man dies in Deutſchland und Großbritannien als in Frankreich ein, wo, mit Ausnahme einiger würdigen Botaniker, die meiſten dieſe Kenntniß ſo ſpielend und ſeicht behandeln, als ob ſie nur zur Ergötzung der Sinne beſtimmt wäre. Wir aber können die Kenntniß der Gewächſe von zwei Seiten betrachten: von der hiſtoriſchen, inſofern wir die äußern Merkmale der Gewächſe unterſuchen, und von der philoſophiſchen, wo wir den Bau und die Verrichtungen der Pflanzen erforſchen. Mit Unrecht hat man ſonſt den erſtern Theil ausſchließlich Botanik genannt, da man den zweiten Phyſik der Gewächſe nannte. Beide gehören zuſammen, erläutern ſich einer den andern, und bilden eine Wiſſenſchaft, die um ſo anziehender iſt, je mehr ſie in das tägliche Leben eingreift. Schon die hiſtoriſche Kenntniß der äußern Merkmale findet nützliche Anwendung im Leben, da die Unterſuchung der ſchädlichen und brauchbaren Arten jedermann nützt, wenn auch die Gewerke, welche ſich ausſchließlich mit dem Gewächsreiche beſchäftigen, der feinern Unterſcheidung der Arten entbehren könnten. Aber wenn wir die Phyſik der Gewächſe mit zur Botanik rechnen, wer möchte nur einen Augenblick an dem großen Nutzen zweifeln, den dieſe Kenntniß für den Landwirth und für den Gärtner hat? Auch dem denkenden Arzte und dem Philoſo-

phen iſt eine Kenntniß wichtig, welche die Ähnlichkeit und Verſchiedenheit des Baues der Gewächſe und der Thiere aus einander ſetzt und erörtert. Die hiſtoriſche Kenntniß der Gewächſe oder die gewöhnlich ſogenannte Botanik hat ihre Schwierigkeiten, die, wenn ſie beim Unterricht nicht erleichtert werden, den Anfänger abſchrecken können. Dahin gehört vorzüglich die Kunſtſprache oder die genaue Kenntniß der Ausdrücke, welche für einzelne Theile und Eigenſchaften der Pflanzen gebraucht werden. Je umſtändlicher und weitläuftiger der mündliche oder ſchriftliche Unterricht dieſe Kunſtſprache vorträgt, deſto abſchreckender wird ſie. Der Unterricht kann ſehr gründlich ſein, obgleich man die Kunſtſprache ungemein vereinfacht und abkürzt. Sie ſetzt hinlängliche Kenntniß der lateiniſchen Sprache voraus; denn in keiner andern ſind die Ausdrücke ſo beſtimmt, in keiner andern ſind ſie ſo allgemein angenommen und verſtändlich. Wenn man bei jeder Eigenſchaft den herkömmlichen Ausdruck bemerkt und durch Anſchauung erläutert, ſo prägt ſich derſelbe dem Gedächtniſſe dergeſtalt ein, daß man nicht nöthig hat, bei jedem Theile der Pflanze dieſelbe Eigenſchaft wieder mit demſelben Ausdrucke zu bezeichnen, wie es z. B. Röhling im erſten Theile ſeiner Flor Deutſchlands gethan, und dadurch die Kunſtſprache zu weitläuftig gemacht hat. Wenn ich weiß, was filiformis iſt, und wie es ſich von linearis und subulatus unterſcheidet; ſo brauche ich dieſe Ausdrücke nicht beim Blatt und Blüthenſtiel, beim Piſtill und bei den Staubfäden zu wiederholen. In 7 bis 8 Stunden läßt ſich die ganze botaniſche Kunſtſprache ſo vortragen und erlernen, daß nachher nur beſtändige Anwendungen derſelben erforderlich ſind, um ſie ſich für immer einzuprägen. Je genauer man die Kunſtſprache inne hat, deſto ſtrenger wird man in der Auswahl der Worte und der Beſchreibungen ſein, deſto ſicherer iſt man, allgemein verſtanden zu werden. Große Botaniker zeichnen ſich allemal durch Beſtimmtheit des Ausdrucks, durch ſtrenge Befolgung der Geſetze der Kunſtſprache, und durch Vermeidung aller überflüſſigen, nicht gebräuchlichen Worte aus. Das Gegentheil findet ſich in den Schriften der meiſten franzöſiſchen Botaniker, an denen ſich die Vernachläſſigung der Kunſtſprache auffallend rächt. In Linnés Philosophia botanica, von Sprengel herausgegeben, findet man die Grundſätze der Kunſtſprache und der botaniſchen Kritik vollſtändig entwickelt. Der zweite Gegenſtand der hiſtoriſchen Botanik iſt die Kenntniß des Syſtems oder der Ordnung der Pflanzen nach einem beſtimmten Grundſatze. Die zahlloſe Verſchiedenheit der Formen des Gewächsreichs läßt ſich unmöglich faſſen, wenn wir ſie nicht in Gruppen ordnen, die ähnlichen ſammeln und die unähnlichen ſondern. Zu dieſem Ende wird vor allen Dingen gründliche Kenntniß deſſen, was Gattung, Art und Spielart iſt, erfordert. Man kann nicht leicht genau genug in der Beſtimmung dieſer Begriffe ſein, da täglich Spielarten mit Arten verwechſelt werden. Nur was in der Fortpflanzung durch Samen bei Veränderung des Bodens und des Climas ſich unabänderlich erhält, beſtimmt den Begriff der Art. Daher ſind der Farbenpunkt der Gartenblumen, der Geruch derſelben, der Geſchmack der Früchte, die Größe der Gewächſe und ihr ganzes äußeres Anſehen von den Merkmalen der Art auszuſchließen. Denn theils ſind dieſe Dinge veränderlich, und bleiben bei der Fortpflanzung durch Samen nicht dieſelben, theils laſſen ſie ſich durch Worte nicht einmal deutlich ausdrücken. Der Forſtmann und der Gärtner, die nicht wiſſenſchaftlich gebildet ſind, kennen die Gewächſe, mit denen ſie umgehen, ge-

nau, aber nach ſinnlichen Eindrücken, die für ſie allein Klarheit haben. Der wiſſenſchaftliche Botaniker dagegen beſchreibt mit wenig Worten die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten einer Pflanze dergeſtalt, daß, wer nur die Kunſtſprache verſteht, ſie ſich im Geiſte vorſtellen, und obgleich er ſie zum erſtenmale ſieht, ſie doch ſogleich beſtimmen kann. Die Syſteme der Botanik ſind theils nothwendig, theils willkürlich. Es gibt eine nothwendige Ordnung, welches die iſt, welche die Natur anerkennt und wonach ſie verfährt. So ſehen wir, daß Gräſer, Palmen, Farrenkräuter, Doldenpflanzen, ſchoten- und hülſentragende, eigene Gruppen ausmachen, die nothwendig ſind, weil die Natur ſie gebildet hat. Ein ſolches Naturſyſtem iſt das wahre Ideal der Botanik; dies aufzuſtellen, iſt der höchſte Zweck der größten Botaniker aller Zeiten geweſen. Aber es fehlt bis jetzt nicht allein an einem leitenden Grundſatz bei dieſer Anordnung, ſondern wir müſſen auch deswegen darauf Verzicht leiſten, weil wir erſt, wie oben bemerkt wurde, den dritten Theil der ſämmtlichen Gewächſe des Erdbodens kennen (die unendliche Menge der Meergewächſe ungerechnet) und weil wir das Ganze nicht überſchauen, und die Lücken nicht wahrnehmen können, die bei unſerer Anordnung bleiben müſſen. Auf welche Weiſe alſo, und von welchem oberſten Grundſatze geleitet, wir hier die natürliche Anordnung vorzunehmen haben, iſt die große Aufgabe, die noch nicht gelöſt iſt. Vorgeſchlagen hat Juſſieu dazu den verhältnißmäßigen Stand der Staubfäden gegen das Piſtill; allein dieſer Stand iſt veränderlicher und weniger natürlich, als man glaubt. Beſſer iſt, unſer Unvermögen ohne Bedenken zu geſtehen, als willkürlich einen Grundſatz aufzuſtellen, welchen die Natur nicht anerkennt. Zur Zeit haben wir bloße Bruchſtücke des Naturſyſtems, und müſſen daher nothwendig dem künſtlichen Syſteme den Vorzug geben. Die Forderung der Vernunft, Einheit in die Mannichfaltigkeiten zu bringen, iſt unerlaßlich. Befriedigt wird dieſe Forderung am ſicherſten, wenn wir einen und denſelben Grundſatz aufſtellen, der durch alle Theile des Syſtems durchgreift und alle mit einander verbindet. Ob dabei die Anordnung immer natürlich iſt, kann uns weniger wichtig ſein, als daß wir mit einem Blicke alles überſchauen und den Unterricht erleichtern. Dieſem Bedürfniſſe hat niemand beſſer abgeholfen, als Linné, der als oberſten Grundſatz ſeines künſtlichen Syſtems die Verhältniſſe der Befruchtungstheile aufſtellt. Daß dieſe Theile die wichtigſten ſind, wird niemand in Abrede ſtellen, der bedenkt, daß der Zweck der Fortpflanzung durch ſie erreicht wird. Freilich ſind ſie nicht zu jeder Zeit, ſondern nur im vollkommnen Zuſtande der Pflanze entwickelt; freilich ſind ſie oft ſehr klein, und müſſen mit bewaffneten Augen aufgeſucht werden; allein die Natur hat in die Verhältniſſe dieſer Theile eine ſo große Beſtändigkeit gelegt, daß man darüber erſtaunen muß. Nicht die Zahl der Staubfäden iſt es allein, welche die Grundlage des Linné'ſchen Syſtems ausmacht; denn dieſe für ſich betrachtet, iſt den Veränderungen unterworfen. Daher auch Georg Adam Suckow, Stafn und Rebentiſch nicht wohl thaten, daß ſie die bloße Zahl als Regel aufſtellten. Die ſämmtlichen Verhältniſſe der Staubfäden gegen einander und gegen die weiblichen Theile ſind es, die Linné als oberſten Grundſatz annahm, und auf die folgerechteſte Art durchführte. Ihre Trennung von den weiblichen Theilen, oder ihre Verwachſung mit denſelben, die Verwachſung der Staubfäden oder der Antheren, die verſchiedene Länge der erſtern, ihr Stand auf dem Fruchtboden oder auf dem Kelche, und endlich die Zahl; das

ſind die Verhältniſſe, die als leitender Grundſatz dienen. Man kann gegen den Werth und die Anwendbarkeit des Linnéiſchen Syſtems mancherlei Einwürfe machen, ohne daß ſeine Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit dadurch widerlegt werden. Es iſt ein künſtliches und begnügt ſich, als ſolches, mit der Annahme weniger aber weſentlicher Theile, unbekümmert, ob die Natur in allen übrigen die Übereinſtimmung der weſentlichen Theile ausdrücke. Darum ſtehen Obſtbäume und niedrige, unſcheinbare Kräuter (Prunus, Pyrus und Aizoon) neben einander; darum ſind ſehr verwandte Pflanzen, die Gräſer, in vier Claſſen zerſtreut (in der dritten, ſechsten, ein- und dreiundzwanzigſten). Dieſe Mängel theilt jedes künſtliche Syſtem mit dem Linnéiſchen. Deſſen ungeachtet bleibt es unentbehrlich und äußerſt nützlich zum Unterrichte, da ſeine Richtigkeit und Conſequenz es ungemein empfehlen, und da es, außer einigen franzöſiſchen Botanikern, allgemein angenommen iſt. Man muß Verzicht darauf leiſten, ein beſſeres erfinden zu wollen, das, wenn es auch erfunden würde, doch nicht allgemein angenommen und durch die wichtigſten Werke in der Wiſſenſchaft ſo beſtätigt wäre, als das Linnéiſche. Außer der Kenntniß der Kunſtſprache und des Syſtems muß man das Studium der Botanik mit Unterſuchung der Natur ſelbſt beginnen. Wanderungen im Freien, und Anlegung einer Sammlung getrockneter Pflanzen ſind die Haupterforderniſſe, um Fortſchritte zu machen. Eine ſolche Sammlung kommt dem Gedächtniſſe zu Hülfe, ſichert die Unterſuchungen durch Vergleichung, und vergegenwärtigt zu allen Zeiten die Natur. Sie iſt weder mühſam noch koſtbar anzulegen. Man merke ſich dabei folgende Regeln: Die Pflanzen müſſen, ſo viel als möglich, vollſtändig mit allen ihren Theilen abgeſchnitten werden. Blüthen, Früchte und Wurzelblätter gehören nothwendig dazu. Man nehme ſie trocken, nicht feucht von Thau und Regen, ab. Man bringe ſie entweder in einer Blechbüchſe oder in einer Mappe mit Löſchpapier nach Hauſe, lege ſie alsdann zwiſchen Löſchpapier, mit Bretern und Steinen beſchwert, an einen luftigen, trocknen Ort, oder lege ſie in Folianten, die man enge zuſammen in den Bücherſchrank ſtellt. Sind ſie ſehr ſaftig, ſo brühe man ſie erſt ein Paar Minuten in kochendem Waſſer, oder platte ſie mit einem heißen Bügeleiſen zwiſchen Löſchpapier. Sind ſie völlig trocken, ſo ordne man ſie, lege ſie in Bogen Schreibpapier und ſchreibe die ſyſtematiſchen Namen nebſt dem Fundorte darauf. Eine ſolche Sammlung, vor Motten und Käfern durch öfteres Durchſehen bewahrt, erhält ſich mehrere Menſchenalter hindurch; ja, man hat Pflanzenſammlungen, die zwei Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen ſind. Sind die Pflanzen genau und richtig beſtimmt, ſind ſie ſelten und in bedeutender Zahl, ſo hat eine ſolche Sammlung einen hohen Werth, und der Botaniker kann ihrer ſo wenig entbehren, als der Geiſtliche der Bibel, der Arzt der Apotheke und der Richter des Geſetzbuchs. Die eigenen Unterſuchungen der Pflanzen fordern beſondere Hülfsmittel, unter denen der literariſche Apparat obenan ſteht. Kein Fach menſchlicher Kenntniß fordert einen größern und koſtbarern Vorrath von Büchern, als die Botanik. Denn zur ſichern Beſtimmung der Pflanzen wird erfordert, daß man ihre Beſchreibung und Abbildung in zum Theil ſeltenen und theuren Werken vergleiche. Der Botaniker vom Handwerk kann derſelben ſo wenig entbehren, daß er, um eine vollſtändige Bibliothek ſeines Faches ſich anzuſchaffen, ein Capital von faſt 12,000 Thalern anwenden muß. Jacquins unentbehrliche Werke koſten allein über 1000 Thaler.

Wer nicht ſo viel daran wenden kann, oder wer blos Liebhaber iſt, begnügt ſich mit einer guten Flor ſeiner Gegend, mit Röhlings Flor Deutſchlands, mit Kochs Handbuch, mit Persoon Synopsis. Will man etwas vollſtändiger ſich belehren, ſo würde Willdenows Ausgabe der Species plantarum, und unter den Kupferwerken Sturms deutſche Flor und Schkuhrs Handbuch hinreichen. Eine faßliche Überſicht der ganzen Wiſſenſchaft, auch der unvollkommenen Gewächſe, gewährt Sprengels Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen. Aus dieſen Werken und bei dieſer Unterſuchung wird man einſehen lernen, daß die botaniſche Kenntniß unmöglich blos in der Fertigkeit beſtehe, eine Menge Pflanzen mit ihren ſyſtematiſchen Namen zu benennen, und ihren Platz im Syſteme zu beſtimmen. Es gehört mehr dazu. Genaue und kritiſche Unterſcheidung der Arten, Kenntniß der Charaktere, der Gattungen und Arten, Fertigkeit in der Beſtimmung derſelben, das ſind die Erforderniſſe, welche der ächte Botaniker zu befriedigen ſucht, wenn er blos den hiſtoriſchen Theil der Wiſſenſchaft bearbeitet. Gedächtniß und Urtheilskraft werden auf gleiche Weiſe in Anſpruch genommen, und die Übung dieſer Geiſteskräfte iſt einer der größten Vortheile, die dieſes Studium gewährt. Aber der Botaniker ſoll nicht bei den äußern Formen ſtehen bleiben: er ſoll die Natur, den Bau und die Verrichtungen der Gewächſe erforſchen, und ſich um philoſophiſche Kenntniß dieſer Geſchöpfe bekümmern. Dieſe Phyſik der Gewächſe hat zwei Grundſtützen: Anatomie und Chemie. Beide ſind unentbehrlich, da ſie die Bedingungen angeben, unter welchen das Leben der Pflanzen ſich ſo oder anders geſtaltet. Aber keine von beiden Kenntniſſen muß mit der eigentlichen Phyſik der Pflanzen verwechſelt werden. Dieſe entwickelt die Geſetze des Lebens und die Geſchäfte der einzelnen Theile aus höhern Grundſätzen, obgleich ſie überall geſteht, ohne jene Grundſätze keine Fortſchritte machen zu können. Die Anatomie der Gewächſe beſteht in der Zergliederung und mikroſkopiſchen Unterſuchung ihres innern Baues. Wegen der Zartheit der Theile iſt der Gebrauch eines guten, zuſammengeſetzten Mikroſkops unentbehrlich. Es hat dieſer Theil der Botanik ſeine eignen Schwierigkeiten. Nicht nur die Auswahl eines zweckmäßigen, hinlänglich vergrößernden Mikroſkops, nicht nur die Fertigkeit im Zerlegen, ſondern vor allen Dingen die Beobachtung ſelbſt, die völlige Freiheit von Vorurtheilen, die Geduld und Sorgfalt in Wiederholung derſelben Beobachtung, unter veränderten Umſtänden, die Fähigkeit, unbefangen aus dem Beobachteten Schlüſſe zu ziehen; dies alles iſt offenbar nicht jedermanns, ſondern nur deſſen Sache, der mit angeborner Anlage hinlängliche Übung verbindet. Wir ſind jetzt zu der Überzeugung gekommen, daß es in vollkommnern Gewächſen dreierlei von einander verſchiedene und dennoch wahrſcheinlich in einander übergehende Urformen des Baues gibt: die Zellform, die Röhrenform und die Schraubenform. Die Zellform iſt die niedrigſte; in den unvollkommenſten Pflanzen ſchwankt ſie noch; entwickelt trit ſie erſt in den Lichenen und Mooſen hervor. In der keimenden Pflanze iſt ſie die erſte. Sie durchflicht in der Folge alle Theile, und zeigt ſich auf der grünen Oberfläche der Gewächſe, etwas abgeändert, mit beſondern Öffnungen, die wahrſcheinlich die Luftſtoffe annehmen und zubereiten. Ganz einfach iſt das Zellgewebe in dem Marke und der grünen Rinde der Bäume; in der letztern finden ſich auch die Canäle für die eigenthümlichen, harzigen oder milchichten Säfte der Gewächſe, die daher zum zelligen Bau gehören. Die Röhrenform beſteht aus den feinſten, wie

Faſern erſcheinenden Röhren, die an den Enden zugeſpitzt, auf einander liegen, und entweder in gleicher Richtung neben einander fortlaufen, oder ſich (im Baſte der Bäume) mannichfach verflechten. Sie ſind die eigentlichen Werkzeuge, worin die Säfte aufſteigen. Sie entwickeln ſich ſchon bei niedern Pflanzen, in Mooſen, und ſind in höhern allezeit da anzutreffen, wo der Auftrieb der Säfte befördert werden ſoll. Die Schraubenform iſt die höchſte und ſcheint das Werkzeug zu ſein, deſſen ſich die Lebenskraft der Gewächſe bedient, um höhere Verrichtungen zu bewirken. Erſt in den Farrenkräutern erſcheint ſie, obgleich unvollkommen. In den übrigen Gewächſen iſt ſie an die Röhrenform gefeſſelt, ſo daß ſie dieſer den eigentlichen lebendigen Antrieb zu geben ſcheint. In den Gräſern, Palmen, Lilien, Farrenkräutern ſtehen die Schraubengänge in abgeſonderten Bündeln; in den meiſten übrigen Pflanzen, die mit zwei Samenlappen aufgehen, ziehen ſie ſich in zuſammenhängenden Ringen um das Mark her, und machen den Splint und das Holz, zugleich mit den Röhren aus dem Zellgewebe, aus. In jungen Pflanzen entwickeln ſie ſich erſt dann, wenn die Pflanze ſtärker zu treiben anfängt, und wenn erſt ein Wulſt von gedrängtem Zellgewebe ſich gebildet hat. Aus einem ſolchen entwickeln ſie ſich überall, ohne ſich je zu theilen. Sie ſind leer von Säften, enthalten blos Luft oder elaſtiſche Flüſſigkeiten, welche ſie aus den tropfbaren bereiten. Es gibt mannichfache Abänderungen dieſer Form: näher dem Marke bleiben ſie unverändert; im Holze und bei den niedern Familien der Farrenkräuter, Palmen und Gräſer verwachſen ſie, und ſtellen alsdann die ſogenannten Treppengänge dar. Einige große, ſchlauchförmige, ſtellenweiſe erweiterte Canäle mit durchlöcherten Wänden entſtehen aus der Wurzel, und durchſetzen manche Gewächſe, indem ſie ſich von den eigentlichen Schraubengängen unterſcheiden, obgleich ſie im Allgemeinen zu dieſer Form gehören. Es ſcheint nach einigen neuern Beobachtungen, als ob dieſe Formen eine in die andere übergehen. Geſtreckte Zellen, kaum noch mit Querwänden verſehen, nähern ſich eben ſo ſehr der Röhrenform, als die Schraubengänge in den Nerven und Adern der Blätter in die Röhren übergehen; und in einem Mooſe, dem sphagnum obtusifolium, erſcheint das Zellgewebe ſogar der Schraubenform ähnlich. Die Chemie der Gewächſe lehrt uns die Miſchung ihrer Beſtandtheile kennen. Wir benutzen dieſe Kenntniß, um die Geſetze des Lebens auf dieſe Bedingung zu gründen. Wir ſuchen zu zeigen, wie aus der einfachen Nahrungsflüſſigkeit der Gewächſe, dem kohlenſauren mit Stickſtoff geſchwängerten Waſſer und den angezogenen Luftſtoffen alle und jede nähern Beſtandtheile hervorgehen. Um dies zu thun, nehmen wir die Urſtoffe dieſer Beſtandtheile an, welche die neuere Chemie kennen gelehrt hat. Wohl wiſſen wir, daß die Scheidekunſt nur die Verhältniſſe der todten Säfte hervorlockt, und daß ein großer Unterſchied zwiſchen lebenden und todten Säften iſt. Wir ſehen wohl ein, daß während der Behandlung mit gegenwirkenden Mitteln und beſonders während des Gährens, Verbrennens und Einäſcherns, neue Zuſammenſetzungen erfolgen und mehrere Urſtoffe verloren gehen; daß alſo die Schlüſſe, welche die Chemie wagt, immer ſehr unſicher und ſchwankend ſind. Aber wir haben zur Zeit kein anderes Mittel in Händen, um den flüchtigen Stoff zu binden und die Zuſammenſetzung der Säfte in lebenden Körpern zu erforſchen, als die Scheidekunſt mit ihren groben Hantierungen. Es iſt daher die größte Vorſicht nöthig, wenn wir dieſe Grundſtütze der Naturlehre der Gewächſe benutzen wollen.

Dieſe letztere Wiſſenſchaft, die eigentliche Phyſik der Pflanzen, betrachtet dieſe Geſchöpfe als lebende und organiſirte Körper, die ſich im Allgemeinen durch Miſchung und Bau von den thieriſchen Körpern unterſcheiden, ohne daß es feſte Grenzlinien zwiſchen beiden Reichen gäbe. Zwar wiſſen wir, daß die Pflanzen, an den Boden gefeſſelt und nur zum Theil dem Lichte entgegenſtrebend, niedriger ſtehen als Thiere; daß ihre Miſchung einfacher und durch das Vorwalten des Kohlenſtoffs von der thieriſchen Miſchung unterſchieden iſt. Aber wir kennen eine Menge Geſchöpfe, die zweifelhaft laſſen, zu welchem Reiche ſie zu rechnen ſind. Es gibt demnach nur ein großes Reich organiſcher Geſchöpfe, welches von dem einfachſten Bauchpilze und von der kopfloſen Blaſe (Acephalocystes) an ſich bis zur Krone der Schöpfung, bis zum Menſchen, erſtreckt, denſelben Lebensgeſetzen gehorcht und auf dieſelbe Weiſe von Außendingen erregt wird. Das Aufſteigen der Säfte in der Pflanze, der Vorgang der Ernährung und der Abſonderung eigenthümlicher Säfte, die Erzeugung beſonderer Stoffe, des Eiſens, des Kalks und der Kieſelerde, ſie ſind eben ſo gut Wirkungen des Lebens als der Schlaf der Pflanzen, die Blumenuhr, das Zucken der Blätter des Hedysarum gyrans und das Zuſammenfallen der Mimoſen bei der Berührung. Wir haben in neuern Zeiten die Einwirkung der großen wirkenden Kräfte der Natur, des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Sauerſtoffs, auf die Pflanzen näher unterſucht. Mit Ausnahme der Berührungs-Elektricität oder des Galvanismus, deſſen Einfluß auf die Pflanzen zweifelhaft ſcheint, wirken die andern allgemeinen Kräfte zum Theil zwar chemiſch, aber vorzugsweiſe dynamiſch. Der Sauerſtoff, von der Pflanze angezogen, wird weniger ihrem Weſen angeeignet, als dazu verwandt, Kohlenſäure zu bilden, welche, wiederum, durch das Wachsthum zerſetzt, den Sauerſtoff an der grünen Oberfläche fahren läßt; nachdem der Kohlenſtoff der Pflanzen angeeignet iſt. Zu dem letztern Vorgange trägt hauptſächlich das Sonnenlicht bei, welches, als der kräftigſte Lebensreiz, alle organiſchen Körper in Thätigkeit ſetzt, und indem es jene Veränderung der Beſtandtheile bewirkt, die Ernährung befördert und die Miſchung der Pflanzen erhält. Die Wärme wirkt zum Theil chemiſch auf die Pflanzen, zum Theil ſetzt ſie ihre höhern Thätigkeiten in Bewegung, und vermittelt das Leben, indem ſie allen Säften einen höhern Umfang gibt und die Zerſetzung befördert. Von der künſtlichen Elektricität muß man keinen Schluß auf die natürliche, unmerkliche Elektricität der Luft machen. Die letztere iſt ſehr wirkſam, ohne ſich durch gewöhnliche Elektrometer zu verrathen; daher auch Volta ſagt: in den niedern Luftſchichten, darin Pflanzen leben, betrage das Maß der Elektricität kaum einen bis zwei Grade des Elektrometers. Aber wenn man bedenkt, wie ſelbſt bei den gewaltſamen Ausſtrömungen der überſchüſſigen Luftelektricität im Blitze de Luc dennoch wenig Abweichungen des Elektrometers bemerken konnte, und wie Gewitterregen, und Nächte, in denen es blitzt, ungemein ſtark das Wachsthum erregen, und oft ſo überreizen, daß das Verſcheinen oder Verbleichen des Getreides auf flach gepflügten und friſch gedüngten Äckern davon hergeleitet wird; ſo kann man nicht anſtehen, der Luftelektricität ſehr wichtigen Einfluß auf die Pflanzen zuzuſchreiben. Beweiſe für das höhere Leben der Pflanzen finden wir vorzüglich in dem Umſtande, daß kein einziger Beſtandtheil des Bodens unverändert in ſie übergeht. Pflanzen, die auf Salzboden wachſen, enthalten nicht Kochſalz, ſondern ſauerkleeſaure Sode in ihrer Miſchung,

und zwar mehr als der Boden enthält. Bäume, die auf dürrem Sande wachſen, liefern in dem Holze eine bedeutende Menge Kalk, den ſie aus dem Boden nicht aufnehmen konnten. Kein Salz und kein vorgebliches Öl geht als ſolches in die Pflanze über. Daher beruht der Fruchtwechſel in der engliſchen Landwirthſchaft auf der richtigen Auswahl ſolcher Früchte, die das Verhältnißmaß der Urſtoffe des Bodens ſo verändern, als es die Natur einer jeden Art erfordert. Daher paßt Weizen auf die Hackfrüchte, aber nie auf Gerſte; daher gedeiht der Lein nicht nach Hülſenfrüchten, aber wohl nach Hanf, obgleich kein Hanf auf Lein folgen darf. Wir müſſen aufs ſorgfältigſte die täglichen Erfahrungen zu Rathe ziehen, um die Geſetze des Pflanzenlebens darauf gründen zu können. Wir müſſen nicht müde werden, die thieriſche Natur und die noch wenig beachtete Natur der Zoophyten mit den Pflanzen zu vergleichen, um ſo zu Schlüſſen zu kommen, welche die Begründung der Phyſik der Gewächſe vorbereiten können. Als literariſches Hülfsmittel dieſes wichtigen Faches kann Sprengels Werk von dem Bau und der Natur der Gewächſe als das vollſtändigſte genannt werden. Einzelne Theile des Baues der Gewächſe haben Link, Treviranus und Moldenhawer, die Chemie der Pflanzen aber Senebier, Sauſſüre und Schrader bearbeitet. — Noch wollen wir zuletzt einen kurzen Überblick der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange geben. Von den beiden Haupttheilen der Botanik iſt der philoſophiſche der ältere. Ehe die griechiſchen Philoſophen daran dachten, Gattungen und Arten der Gewächſe zu unterſcheiden, unterſuchten ſie die Lebensgeſetze der Pflanzen, ihren Unterſchied von den Thieren, und, ſo weit es mit unbewaffneten Augen geſchehen konnte, ihren Bau. Theophraſt von Ereſus iſt der Schöpfer der philoſophiſchen Botanik, die er nach einem großen und eigenthümlichen Plane bearbeitete. Aus den Schriften der Alexandrier und aus eigenen Bemerkungen ſetzte Dioſkorides von Anazarba im erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung ein Werk zuſammen, welches eine mangelhafte Beſchreibung von ungefähr 1200 Pflanzen enthält, deren Arzneigebrauch dem Verfaſſer wichtiger iſt, als naturgemäße Schilderung oder ſyſtematiſche Anordnung. Dies Werk blieb funfzehn Jahrhunderte hindurch die einzige Quelle botaniſcher Kenntniß. Die perſiſchen und arabiſchen Ärzte ſetzten ungefähr 200, den Griechen unbekannte Pflanzen hinzu, und es war alſo der Vorrath bekannter Pflanzen bei Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften auf 1400 beſchränkt. Deutſchland hat das Verdienſt, die hiſtoriſche Botanik zuerſt gegründet zu haben. Die offenbare Unzulänglichkeit des Dioſkorides, wenn man die Gewächſe Deutſchlands kennen lernen wollte, und die auffallende Ungereimtheit der Bemühungen derer, die Dioſkorides Beſchreibungen auf deutſche Pflanzen anwenden wollten, brachten Hieron. von Braunſchweig, Otho Braunfels, Leonh. Fuchs, Hieron. Tragus und Conrad Geßner zu dem Entſchluſſe, unabhängig von Dioſkorides, die Gewächſe des Vaterlandes zu unterſuchen und in Holzſchnitten abzubilden. Der zuletzt genannte große Schweizer faßte zuerſt den Gedanken, daß die Befruchtungstheile die weſentlichen ſeien, und daß man darnach die Pflanzen eintheilen müſſe. Ihnen folgten im 16ten Jahrh. die Italiener Pet. Matthiolus, Andr. Cäſalpinus, Proſp. Alpini und Fab. Columna; die Belgier Dodonäus, Cluſius und Lobelius, und als Sammler der Franzoſe Dalechamp, der Engländer Gerard, die Deutſchen Joach. Camerarius, Tabernämontanus und Joh. Bauhin, deſſen Bruder Caſpar nicht al-

lein die Zahl der bekannten Pflanzen durch zahlreiche Entdeckungen vermehrte, ſondern auch die durch die Willkür in den Benennungen ungemein verwirrte Synonymik zu berichtigen ſuchte. Dies ſind die Väter der Botanik, zu deren claſſiſchen Werken man hinaufſteigen muß, wenn man mit Sicherheit eine Pflanze vollſtändig beſtimmen will. Durch die Anſtrengungen dieſer Männer war der Vorrath bekannter Pflanzen zu Anfang des 17ten Jahrh. ſchon bis auf 5500 angewachſen. Das Bedürfniß der Anordnung wuchs mit der Vermehrung des Vorraths. Lobelius und Joh. Bauhin wählten eine willkürliche, zum Theil natürliche Anordnung, indem ſie Bäume, Gräſer, Farrenkräuter, Lilien und ähnliche Familien aufſtellten, aber ohne ſich um einen leitenden Grundſatz zu bekümmern. Andr. Cäſalpinus war der erſte, der, nach Conr. Geßners Vorſchlag, die Frucht und die weſentlichen Theile des Samens als Gründe einer Eintheilung aufführte, welche bei vielen ſeiner Nachfolger, die man Fructiſten nennt, die herrſchende Regel geblieben iſt. Im 17ten Jahrh. wurden dieſe Methoden von Rob. Moriſon, und Joh. Ray dergeſtalt verbeſſert und ausgebildet, daß der letztere ſchon auf die Bildung der Blumenkrone und ihre Theile Rückſicht nahm, Rivinus aber ganz allein die Regelmäßigkeit der Blumenkrone oder ihre unregelmäßige Geſtalt, und Tournefort die Ähnlichkeit der Blumenkrone mit andern Gegenſtänden als Regel erkannten. Unterdeſſen wurde der Vorrath bekannter Pflanzen durch Moriſon, Plukenet, Barrelier, Boccone, van Rheede, Petiver und Plumier vermehrt. Es wurde im 17ten Jahrh. durch Grew und Malpighi der Grund zur Pflanzenanatomie gelegt; die Chemie der Pflanzen ward von Homberg, Dodart und Mariotte gegründet, und das verſchiedene Geſchlecht derſelben von Grew, Morland und Rud. Jac. Camerarius entdeckt. Dieſe Entdeckung ſuchte Micheli ſogar auf niedere Organismen, auf Mooſe, Flechten und Schwämme, anzuwenden. Solchen Vorgängern und den großen Pflanzenſammlern Rumphius, Parkinſon, Sloane, Flacourt, Commelyn, Buxbaum, Ammann und Feuillée verdankte der unſterbliche Linné theils den Gedanken zur Gründung ſeines Syſtems, welches ganz auf den Verhältniſſen der Befruchtungstheile beruht, theils die Kenntniß einer ſehr großen Menge von Pflanzen. Er kannte bei der erſten Ausgabe ſeiner Species plantarum 7300 Arten, bei der zweiten Ausgabe 8800. Wenn man aber bedenkt, daß ein mäßiges Herbarium jetzt ſchon 11 bis 12,000 Arten enthält, ſo muß man über den Zuwachs des Pflanzenvorraths ſeit ſechzig Jahren erſtaunen. Linnés Gedanken von den beiderlei Geſchlechtern der Pflanzen wurden in der Folge durch Dillenius, Schmidel und Hedwig auf unvollkommene Gewächſe ausgedehnt. Das Syſtem ward von Adanſon, Alſton und Haller beſtritten, von Schreber, Scopoli, Crantz und Jacquin weiter ausgebildet. Es wurden im 18ten Jahrh. die zahlreichen Entdeckungen in der Pflanzenwelt von Joh. Burmann, J. G. Gmelin, Pallas, Forskel, Forſter, Haſſelquiſt, Browne, Jacquin, Aublet, Commerſon, Stahl, Schwartz, Aiton gemacht. Es wurde die Phyſik der Gewächſe von Bonnet, Du Hamel, Hill, Kölreuter und Senebier erweitert und mit neuen Entdeckungen bereichert, und ſo näherte ſich die Botanik der Geſtalt, in welcher wir ſie gegenwärtig erblicken. Die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft hat Sprengel vollſtändig in ſeiner Geſchichte der Botanik, 2 Bde., Leipz. 1818, erzählt. Eine kurze Darſtellung des Linnéſchen Syſtems findet man

in dem Art. Pflanzen. Vergl. über Botanik auch die neue Folge dieſes Werks.

Botany-Bai. So nennen die Britten ihre, in vielen jungen Anſiedelungen ſich ſchnell entwickelnde Coloniſationsanſtalt auf Neuhollands großem Continent, von dem ſie noch nicht den tauſendſten Theil kennen. Die Veranlaſſung dazu war urſprünglich der Verluſt von Nordamerika, wohin man vormals die Verbrecher zur Arbeit brachte, ferner die ſonderbare Bedenklichkeit der Britten, die Verbrecher künftig nach Weſtindien oder Canada zu ſchicken, und endlich die Empfehlung Cooks, in dieſer Bai eine große brittiſche Colonie zu gründen. Die Geſundheit und Milde des Climas, die Fruchtbarkeit des Bodens, die geringe Anzahl der Ureinwohner, die die Blattern ſeitdem noch mehr aufgerieben haben, bewogen die Regierung, im J. 1788 zuerſt die freundliche Hauptſtadt Sidney Cove hier anzulegen. Den Anfang machten eine ſtarke Abtheilung von Kriegsvölkern mit 760 Verbrechern jeden Geſchlechts und Alters und 570 freiwillige Coloniſten. Zwar ſiechte dieſe, ſo wie alle junge Niederlaſſungen, wegen des Mangels an Unterſtützung von Seiten der Coloniſten ſelbſt und wegen örtlicher Hinderniſſe eine Zeit lang, dann vermehrte ſich aber die Colonie jährlich nicht blos durch neue Verbrecher, durch die geringe Sterblichkeit und durch die zahlreichen Ehen, ſondern auch durch die freiwilligen Anſiedlungen Fremder, die dort als Städter oder Landleute ihr Glück machen wollen. Blos auf dem ſogenannten feſten Lande zählte man im Anfange des J. 1821 über 50,000 Europäer, die an Thieren 4500 Pferde, 80,000 Stück Hornvieh, 300,000 Schafe, 40,000 Schweine beſaßen und über 60,000 Acker Landes in landwirthſchaftliche Beſtellung genommen und eingehägt hatten. Europäiſches Getreide, Mais, ſehr feine Merinos, Wolle, Schiffsproviſion an Fleiſch ſind ſchon Ausfuhrartikel. Alles, was Europas Süden liefert, gedeiht dort in Überfluß an Baum- und Gartenfrüchten, faſt veredelt ſich dort alles. Selbſt der Weinſtock und der Ölbaum verſprechen Segen in Fülle, ferner Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr und Capfrüchte. Die Arbeit wird geſucht, und jede fertige Hand erhält guten Tagelohn. Das wenige, in den Wäldern verlaufne Rindvieh hat ſich ſchon auf 5000 Stück vermehrt. Die Meer- und Flußfiſcherei iſt reich und Wallfiſchfangsſpeculationen nach der Südſee gaben Gewinn. Eine Kunſtſtraße in einer Länge von 20 deutſchen Meilen führt von der Hauptſtadt durchs Gebirge, das ſich 4500 Fuß über das Meer erhebt, nach Bathurſt. Die Wegſenkung ins jenſeitige Thal mußte die ſchwierige Aufgabe löſen, in einer ſteilen Tiefe von 800 Fuß ſich allmählig abzudachen. Sie iſt geſchaffen mit vielem Aufwande und äußerſt bequem. Sie läuft über Städte und Orte, die noch gar nicht exiſtiren, aber doch ſchon mit Kirche, Straßen und Marktplatz vom Statthalter mit Berückſichtigung der Bequemlichkeit, die die Natur anbietet, abgepfählt ſind, indeß der Name an einem Maſtbaume prangt, obgleich die Bewohner noch fehlen. In wenigen Monaten ſieht man aber Flecken und Städte wie durch ein Wunder an der Gabel von ein paar Flüſſen, oder an der Lehne eines Gebirges längs eines ſchönen Thales entſtehen, das ein klarer Bach in zwei Hälften ſchneidet. Die raſche Bevölkerung zwingt den Statthalter, von Zeit zu Zeit die erſten Eintheilungen umzuändern, da beſonders in jeder weidereichen Gegend die Coloniſationen des beſten Landes, mit Ausſchließung des minder paſſend gelegenen, über alle Erwartung wachſen. Auch das Land jenſeits der

blauen Berge fand man trefflich zur Viehweide und zum Ackerbau. So weit die europäiſche Cultur hier reicht, hat die Regierung ſtationsweiſe Landgüter angelegt, die ſie ſelbſt bewirthſchaften läßt und die ihr zu Poſtanſtalten und Proviantmagazinen für eine erwartete ſchnelle Bevölkerung dienen. Canäle hat man noch nicht gegraben, aber Kaien und Molos in den Häfen gegründet und auf Jahre im voraus Flur = Charten an Plätzen aufgenommen, wo die Regierung eine ſchnelle Bevölkerung zu gründen wünſchte. Gar kein Reſultat kennt man vom unterſuchten großen Sumpf im Innern, den der Ober = Ingenieur = Lieutenant Oxley ſah, ohne ſich jedoch weiter zu wagen. Man weiß, daß der Continent folgende bedeutende Flüſſe hat, als: Macquarie, Lochlan, Caſtlereagh, Georges, Peal, Coal = Raſtings = River u. ſ. w. An Mineralien iſt das Land nicht arm und ſehr reich an Steinkohlen, die ſchon gegraben und ausgeführt werden. Die noch nicht unterſuchten Küſten umſchiffte Lieutenant King. Bei den beſonders für die Zukunft wohlthätigen großen Polizeianſtalten iſt die jährliche Verwendung eines Zuſchuſſes von 20,000 Pf. Sterling für alle Verwaltungsbedürfniſſe nicht zu viel. Auch liefert die junge Colonie zur Gründung verbeſſerter Municipalanſtalten durch Abgaben für Conceſſionen auf Schenkhäuſer, Rum = Einfuhr u. ſ. w. ſchon beträchtliche Zuſchüſſe. Die Hauptſtadt iſt Sidney Cove mit 9000 Einwohnern, Sitz des Statthalters, ſeines Militär = und Polizeiſtabes, des Obergerichts, der Hauptmagazine, und der einſtweilige Aufenthalt der Verbrecher, bis zur Verſorgung derſelben mit Arbeit bei Privatperſonen, oder öffentlichen Arbeiten. Die Stadt hat ein paar Kirchen, viele Schulen, ein Findelhaus und eine Bank, die nach dem Bedürfniß der Colonie ihr Papiergeld vermehrt und dennoch auf Verlangen realiſirt, wodurch ſie das häufige Auctionsweſen und den Grundeigenthumswechſel, indeß die alten Eigenthümern weiter landeinwärts neue Anſiedelungen anlegen, ſehr unterſtützt. Die Rhederei und der Schiffsbau blühen hier, eine große Zahl Straßen ſind ſchon bezeichnet, aber noch nicht alle bebauet. Die meiſte Fabricatur und Manufactur wird durch Verbrecher betrieben, die die Unternehmer von der Regierung zur Verſorgung und Verpflegung gegen Arbeit übernommen haben. Drakoniſch ſind die Geſetze dieſer Colonie, aber nur durch ſolche wird hier Ordnung unter den Verbrechern, die noch zur Strafe arbeiten, und denen, die ihre Strafzeit ausgedient haben und ſich nachher oft ſchlecht genug betragen, unterhalten. Fremde Flaggen ſieht man hier und in Paramatta häufig, beſonders die nordamerikaniſche. Die Speculation der Einwohner iſt ſehr rege, deren Zahl und Wohlhabenheit in den Caffeehäuſern, Geſellſchaften und auf Bällen ſichtbar iſt. Ihr Einfall, auch ſchon ein Theater beſitzen zu wollen, mißlang; weil es der Geſchäftigen zu viel und der Müßigen zu wenig gab. Beſſer gedieh dort eine gelehrte und Landwirthſchaftsgeſellſchaft, die Gründung einer Börſe, der Schiffswerfte, mehrerer Buchdruckereien, der Bleiche, eines botaniſchen Gartens, einer Aſſecuranzgeſellſchaft, einer Zeitung und mancher Subſcription für wohlthätige Anſtalten oder ſtädtiſches Bedürfniß. Die Seefahrer, die hier vorbeiſegeln, pflegen auf langen Fahrten hier wohl friſchen Proviant einzunehmen, und etwas Ladung abzuſetzen, wenn der Markt anſtändig iſt. — Die Stadt Paramatta liegt ſchön, hat ſchon 2000 Einwohner, eine gute Rhederei und Tuchmanufactur. — Newcaſtle mit ſeinen 1000 Einwohnern am Coal = River iſt eine ſehr junge Stadt, deren

Steinkohlenminen ihr Blüthe verſprechen. Darin und beim Holzfällen und in der Ziegelei arbeiten ein paar tauſend Verbrecher, deren Erzeugniſſe die Colonie faſt allein verbraucht und immer mehr bedarf. Hier iſt auch eine Schulanſtalt für die Eingebornen, die eine engl. Miſſion ſehr glücklich betreibt. Dankbar ſehen die Wilden ihre Kinder gebildeter aufwachſen, als ſie ſelbſt ſind. — Liverpool am Georgsfluß mit 500 Einwohnern und einigen Werften verſpricht viel für die Zukunft; man ſieht hier mehr Häuſer im Bau als vollendet ſtehen; auch iſt ſie erſt ſeit zwei Jahren zur Bewohnung den Bauluſtigen angewieſen worden. Die fünfte, die wegen ihrer ſchönen Lage viel für die Zukunft verſpricht, iſt Bathurſt, und die ſechste Windſor am Hawkesbury-Fluſſe mit vielen Straßen und wenig Häuſern, die aber ſich wöchentlich vermehren.

Both (Joh. und Andr.), geb. zu Utrecht gegen 1610, waren die Söhne eines Glasmalers, der ſie in den Anfangsgründen der Zeichenkunſt unterrichtete. Sie bildeten ſich darauf in der Schule Abraham Blonmaerts und gingen, noch jung, mit einander nach Italien. Johann, durch den Anblick der Werke von Claude Lorrain angezogen, wählte dieſen zum Muſter; Andreas zog die Portraitmalerei vor und folgte der Manier von Bamboccio. Aber wenn ihre natürliche Neigung ſie zu entgegengeſetzten Gattungen führte, ſo wußte die Freundſchaft, welche ſie beſeelte, ihre Pinſel zu gemeinſchaftlichen Werken zu vereinigen. So malte Andreas Both in den Landſchaften ſeines Bruders die Figuren, und beide wußten ſich mit ſo viel Übereinſtimmung und Einſicht gegenſeitig geltend zu machen, daß man nicht vermuthen konnte, daß ihre Gemälde von zwei verſchiedenen Händen herrührten. Dieſer Verbindung ausgezeichneter Talente gelang es, Claude Lorrain die Wage zu halten. Man bemerkte in Johannes Werken eine größere Leichtigkeit, und beſonders ſchöne ausgezeichnete Geſichter, voll Geiſt und Feinheit; auch lobte man darin die ſchöne Ausführung, ſchöne Lichteffecte und ein warmes, glänzendes Colorit; doch hat man ihm mit Recht einen gelblichen Farbenton vorgeworfen, der ſich von der Natur entfernt, wiewohl dieſer Fehler nicht immer ſtatt findet. Der Ruf Johannes iſt durch die Zeit beſtätigt worden, und ſein Verdienſt ſowohl als ſein Aufenthalt in dem Vaterlande der Künſte haben ihm den Namen Both aus Italien erworben. Nur der Tod konnte beide Brüder trennen. Andreas ertrank zu Venedig 1650. Johann, untröſtlich darüber, verließ Italien, und kam nach Utrecht zurück, wo er bald ſeinem Bruder folgte. Man ſchätzt die Blätter, welche Johann Both ſelbſt nach ſeinen Hauptwerken geätzt hat.

Bothniſcher Meerbuſen iſt der nördliche Theil der Oſtſee. Er wird begrenzt von den Alandsinſeln im Süden und iſt übrigens von Schwedens nördlichen Provinzen, Lappland und Finnland umfaßt. Im Ganzen iſt hier die Oſtſee nicht ſehr tief und ſteht früh alle Jahre im Eiſe, ſo daß man von Schweden nach Finnland im Schlitten überfahren kann. Dabei iſt dieſer Meerbuſen wegen vieler einſtrömenden kleinen Ströme ſehr fiſchreich, beſonders in der Mündung derſelben zur Laichzeit. Die Schifffahrt iſt nicht blos wegen der Felsküſten, ſondern auch wegen der ſich oft verſetzenden Sandbänke und verſteckten Klippen ohne gute Lootſen gefährlich.

Böttcher (Joh. Friedrich), der Erfinder des meißner Porzellans, ward den 5ten Februar 1682 zu Schleiz im reußiſchen Voigtlande geboren. Im 15ten Jahre kam Böttcher von Magdeburg, wo

er ſeine erſte Bildung erhalten, bei dem Apotheker Friedrich Zorn in Berlin in die Lehre, und äußerte hier ſeltne Talente und Beharrlichkeit, beſonders in chemiſchen Studien, benahm ſich aber auch ſo in ſich gekehrt, daß man ihn für einen halben Narren hielt. Anfänglich beſchäftigte er ſich nur mit der Lackir- und Ätzkunſt; bald aber verwandte er jede freie Stunde auf Verſuche, Gold zu machen, wozu ihm beſonders der Apotheker Köpke zu Heymersleben veranlaßte, welcher ihm ein, angeblich von einem St. Gallenſchen Mönche erhaltenes Manuſcript über den Stein der Weiſen mitgetheilt hatte. Ganze Nächte verſchloß ſich Böttcher in Zorns Laboratorium, arbeitete dort einzig auf Koſten ſeines Herrn, denn er ſelbſt hatte gar kein Vermögen, und benahm ſich dann am Tage, weil ihm der entbehrte Schlaf zuhing, zu jeder Arbeit verdroſſen. Dies zog ihm natürlich ſtete Verweiſe zu, und bewirkte endlich ein ſo geſpanntes Verhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Herrn, daß er dieſen gegen Michaelis 1699 heimlich verließ. Als er bald darauf, von allen Hülfsmitteln entblößt, in den größten Nothſtand gerieth, kroch er bei ſeinem Herrn zu Kreuze, und ward auch zu Oſtern 1700, doch nur unter der Bedingung, ſeinem bisherigen Thun und Treiben zu entſagen, wieder in die Officin genommen. Deſſenungeachtet ſetzte Böttcher, mit Hülfe eines Cameraden, Schrader, ſeine alchemiſtiſchen Verſuche fort, und wußte ſich endlich durch Vorzeigung von kleinen Stücken Gold, die er tingirt haben wollte, im Zornſchen Hauſe ſo in Anſehen zu ſetzen, daß er lange vor der Zeit losgeſprochen ward. Zum Dank dafür erbat ſich Böttcher, ſeinem Herrn, in Gegenwart einiger Freunde des Hauſes, eine Probe ſeiner Tingirkunſt abzulegen, und den 1ſten October 1701 verwandelte er auch wirklich, wie es wenigſtens ſchien, 18 Zweigroſchenſtücke, die er in einem Schmelztiegel flüſſig gemacht hatte, durch ein hineingeſtreutes rothes Pulver, ins feinſte Gold. So ſehr nun auch Böttcher um Geheimhaltung der Sache bat, ward ſeine vorgebliche Kunſt doch bald allgemein bekannt, und erwarb ihm den Zuſpruch der vornehmſten Leute, unter andern des bekannten Chemikers Kunkel von Löwenſtern. Der König ſelbſt wünſchte ihn zu ſprechen, welches ihm natürlich nicht wenig ſchmeichelte. Als er aber unter der Hand erfuhr, daß man Willens ſei, ihn als Adepten feſtzuhalten, verſchwand er auf einmal und lebte erſt verſteckt in einer Bodenkammer bei dem Kaufmann Röber; Ende October 1701 aber entwich er nach Wittenberg, wo er unter dem berühmten D. Vater Medicin ſtudiren zu wollen vorgab. Zwar ließ man ihn durch ein Commando Soldaten bis an die Grenze verfolgen und dann durch einen Officier bei dem Commandanten von Wittenberg auf Auslieferung antragen. Allein dieſer, gegen welchen Böttcher förmlich den Adepten ſpielte, berichtete eiligſt den Vorgang an den dresdner Hof, von welchem dann auch ſogleich der Befehl erfolgte, Böttchern ſchlechterdings nicht auszuliefern, ſondern im ſtrengſten Gewahrſam zu halten, und bald, ſo geheim als möglich, nach Dresden zu ſenden. Dies geſchah denn auch im December 1701 und zwar mit der äußerſten Vorſicht. Der Statthalter Sachſens, Fürſt Egon von Fürſtenberg, ſchickte nämlich ſeine eigenen Pferde, und ließ Böttchern mitten in der Nacht, auch nicht auf geradem Wege, ſondern über Wurzen nach Dresden abführen; denn in allen Dörfern um Wittenberg lagen verkleidete preußiſche Soldaten, welche Böttchern erlauern und nach Berlin ſchaffen ſollten. Wiederholte Verſuche des berliner Hofes bei dem dresdner, Böttchern wieder zu er-

langen, blieben fruchtlos. Auguſt II. und Fürſt Fürſtenberg glaubten an Böttchern einen unſchätzbaren Fang gethan zu haben, und dieſer verſtand ſich auch trefflich darauf, ſie in dieſem Glauben zu erhalten. Der entlaufene Apothekergeſelle, welchen die Preußen in Wittenberg unter dem Namen eines entſprungenen Kerls requirirten, erhielt Wohnung, Tafel und Bedienung aufs anſtändigſte in dem Fürſtenbergiſchen Hauſe, zu ſeinen alchemiſtiſchen Arbeiten aber von Zeit zu Zeit bedeutende Summen, und ward durchaus als ein Mann behandelt, von dem man Großes erwartete. Um ſich indeß zu überzeugen, wie er die ihm geſpendeten Gelder verwende, vorzüglich aber, um ihm ſeine geheime Kunſt abzulernen, gab man ihm den berühmten Ehrenfried Walther von Tzſchirnhauſen zur Aufſicht, in deſſen Laboratorium er auch tingiren ſollte. Lange wußte Böttcher alle, die ihn umgaben und beobachteten, zu täuſchen, den König aber durch die lebendigſten Ausſichten auf Erfüllung ſeiner Verheißungen hinzuhalten, und wenn die hunderttauſend von Ducaten, die er ſpielend ſchaffen wollte, nicht zu ſchaffen waren, ſich immer mit dem ſchlechten Gehalt der ihm zum Tingiren gelieferten Materialien zu entſchuldigen. Als er aber merkte, daß der König endlich doch unwillig ward und keine Täuſchung mehr ausreichen wollte, machte er ſich im Sommer 1704 bei Nacht und Nebel fort und nahm ſeinen Weg durch Böhmen nach Ungarn. Doch ward er von einem Herrn v. Bomsdorf, der ihm auf Befehl des Königs nachſetzte, in der Fürſtenbergiſchen Herrſchaft Waytra in Ungarn feſtgehalten und nach Dresden zurückgebracht, wo er es nur ſeiner Klugheit und Liſt im Vorſpiegeln neuer goldnen Hoffnungen verdankte, daß er nicht als Betrüger behandelt ward. Indeß rieth ihm doch nun Tzſchirnhauſen, der wohl merkte, daß Böttcher nimmermehr Gold zu Stande bringen werde, ſich lieber mit Erfindung des Porzellans zu beſchäftigen, womit der König am erſten noch zu beſänftigen ſein dürfte. Zwar hatte Tzſchirnhauſen ſelbſt, welcher des Königs ſo koſtſpielige Vorliebe für das chineſiſche Porzellan mißbilligte und deshalb die Chineſen nur Sachſens porzellanene Schröpfköpfe nannte, eine Art von Porzellan erfunden; allein es war noch viel zu glasartig, als daß es auf den Namen von Porzellan Anſpruch machen konnte. An Materialien zu Porzellanverſuchen fehlte es nicht, denn Tzſchirnhauſen kehrte von ſeinen häufigen mineralogiſchen Reiſen durch Sachſen nie heim, ohne eine Menge Erden mitzubringen, durch welche er die berühmte Petunſe zu erſetzen meinte, aus welcher die Chineſen ihr Porzellan fertigen. Wirklich brachte auch Böttcher im Anfange des J. 1705, während er die Zuſammenſetzung einer zu Schmelztiegeln tauglichen Maſſe beabſichtigte, aus einem braunrothen Tone der meißner Gegend ein Porzellan zu Stande, welches das Tzſchirnhauſenſche an Dauer und Schönheit weit übertraf. Der glückliche Erfinder ward nun mit Geſchenken und Ehrenbezeigungen überhäuft, ja ſogar auf Koſten und Veranlaſſung des Königs in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, jedoch noch immer nicht auf freien Fuß gelaſſen, theils, weil man die Fertigung des Porzellans als Geheimniß behandelt wiſſen wollte, theils, weil man die Porzellanerfindung doch nur als Nebenſache betrachtete und immer noch gläubig auf Entdeckung des Steins der Weiſen hoffte. Deshalb ward denn Böttchers Laboratorium unter Tzſchirnhauſens Aufſicht nach der Albrechtsburg in Meißen verlegt und dort die Porzellanfabrication ſo geheim betrieben, daß ſelbſt die Familien der Bergarbeiter, welche man dazu von Freiberg kommen

ließ, nicht erfahren durften, wohin und für welchen Zweck man letztere von den Gruben nahm. Als die Schweden 1706 in Sachſen einfielen, ward Böttcher, nebſt drei ſeiner beſten Arbeiter, unter Cavaleriebedeckung bei Nacht und Nebel auf die Bergfeſtung Königſtein geſchafft und ſein Laboratorium indeß mit des Königs eigenem Petſchaft verſiegelt. Der Commandant des Königſteins erfuhr nicht einmal Böttchers Stand und Namen. Letzterer ward übrigens aufs anſtändigſte behandelt und verpflegt, aber auch aufs ſtrengſte bewacht. Sein Zimmer hatte ſogar ein Vorlegſchloß. Dieſes eingeſchränkten Lebens ſatt, wollte Böttcher einſt entfliehen, verrieth aber, als er ſich entdeckt ſah, den ganzen Plan ſelbſt den Commandanten und gab ſeine Fluchtgenoſſen deſſen Ahndung Preis, während er ſich einen leidlichen Arreſt bewirkte. Erſt nachdem die Schweden Sachſen verlaſſen hatten, erhielt Böttcher ſeine Freiheit wieder und kam den 22ſten Sept. 1707 nach Dresden, wo er nun auf der Venusbaſtion Porzellan fertigen mußte. Tag und Nacht wurden die Materialien geſtoßen, durch den feinſten Kattun gebeutelt, dann auf Marmorplatten gerieben und endlich auf einer Maſchine des Hoftöpfers gemahlen. Zum Schmelzen der Maſſe bediente man ſich an ſonnenhellen Tagen des großen Tſchirnhauſenſchen Brennſpiegels, der oft 12—14 Stunden nicht über dem Ofen wegkam, und ſo gerieth denn die braune Maſſe zwar immer ſchöner; doch glückte die Erfindung des weißen Porzellans, wonach man beſonders trachtete, erſt 1709. 1710 ward das Laboratorium wieder auf die Albrechtsburg in Meißen verlegt, auch nun erſt die noch jetzt blühende Porzellanfabrik förmlich gegründet und Böttchers Direction untergeben. Letztere aber war, ſeiner diſſoluten Lebensart wegen, ſo erbärmlich, daß die Fabrik nicht eher gedieh, als bis man Böttchern die Direction nahm. Überhaupt verſtand ſich dieſer ſo wenig auf den rechten Gebrauch ſeines Glückes, daß er es nur kurze Zeit genoß. Ausſchweifungen in der Liebe, wie im Trunke, lieferten ihn ſchon mit dem 37ſten Jahre ins Grab. Er ſtarb nach kurzer Krankheit zu Dresden den 13ten März 1719 und zwar — obgleich er vom Könige nach und nach über 150,000 Thaler gezogen hatte — ganz verſchuldet und ſo geldlos, daß er aus ſeiner Caſſe kaum begraben werden konnte.

Böttiger (Carl Aug.), berühmt als Archäolog, k. ſächſ. Hofrath und Studiendirector bei der Ritterakademie in Dresden, geb. 1760 zu Reichenbach im ſächſ. Voigtlande, wo ſein Vater Conrector war, verdankt ſeine philologiſche Bildung der Schulpforte und dem Privatſtudium der Griechen und Römer. In Leipzig waren Morus und Reiz ſeine Lehrer und Freunde. Als er nach Göttingen gehen wollte, verlor er durch den Brand in Gera alle Ausſichten zu weiterer Unterſtützung und ward Hofmeiſter eines jungen von Pferlitz. 1784 ward er Rector in Guben, wo er an einer Ausgabe des Martial arbeitete und dabei eine Erziehungsanſtalt von mehr als 20 Zöglingen unterhielt. Am Gymnaſium in Bautzen, wohin er an Roſts Stelle als Rector berufen wurde, blieb er nur kurze Zeit, und ging dann durch Herders Vermittelung nach Weimar, wo er von 1791 bis 1804 Director des Gymnaſiums und Oberconſiſtorialrath geweſen iſt. Seine meiſte Zeit widmete er auch hier dem Unterricht der oberſten Claſſe des Gymnaſiums. In Weimar wirkte der Umgang mit Göthe, Herder, Wieland und Schiller vortheilhaft zu ſeiner Fortbildung, vor allem aber der vertraute Umgang mit dem gelehrten Künſtler, Heinrich Meyer, mit dem er ſpäter mehrere archäologiſche Schriften

herausgab, auf ſeine Vorliebe zur Archäologie, worin er in den Kreiſen, welche die verwitwete Herzogin Amalie umgaben, ſtets neue Belehrung fand. Nicht ohne äußere Vortheile, aber ableitend vom ernſten Studium, war ſeine Verbindung mit dem Induſtriecomtoir und deſſen literariſchen Unternehmungen. Das Journal für Luxus und Mode hat er von 1795 bis 1803 ganz allein unter Bertuchs Namen beſorgt und faſt jedem Monatsſtücke einige Aufſätze einverleibt. Von 1797 an war er auch Herausgeber des N. deutſchen Merkurs, wozu Wieland bald nur den Namen gab. Da er überdies noch das Journal London und Paris in 6 Jahrgängen allein beſorgte und die Kupfererklärung dabei allein über ſich hatte, auch der Allgemeinen Zeitung, ſeit ihrer Stiftung durch Poſſelt, literariſche Überſichten, Biographien der Verſtorbenen (die bis 1806 alle von ihm ſind), engliſche Miscellen und ausführliche Meßberichte lieferte: ſo mußte dies, verbunden mit einem ausgebreiteten Briefwechſel und der ſtets zuerſt beſorgten Berufsarbeit, ſeine Kräfte zerſplittern; und die Aufforderungen, die Heyne, Herder, Wolf, Johannes von Müller und andere oft bringend genug an ihn ergehen ließen, ſich mehr zu ſammeln und etwas Bleibendes zu unternehmen, blieben meiſt ohne Erfolg. Sein Hauptwerk, das er in Weimar begann, aber aus Mangel hinlänglicher Unterſtützung nicht fortſetzte, ſind ſeine Vaſenerklärungen in 3 Th., nach den Originalkupfern von W. Tiſchbeins in Neapel erſchienenem Werke über die zweite Hamiltonſche Vaſenſammlung. Es ſind in dieſen drei Heften nur die erſten 16 Vaſen erläutert. Der Plan war, daran eine Erläuterung über das bildliche Alterthum aus der griechiſchen Kunſtperiode zu knüpfen, und alle Puncte der griechiſchen Mythologie darin zu entwickeln. — 1804 ward er als Studiendirector des Pagenhauſes nach Dresden berufen. Als 1814 das Pagenhaus mit dem Cadettenhauſe vereinigt wurde, ward er Studiendirector bei der vereinigten Ritterakademie, und Oberaufſeher über die königl. Muſeen der antiken Marmor und der Mengsſchen Gypsabgüſſe. Er hat ſeit 1805 faſt alle Winter Privatvorleſungen in ſeiner Wohnung über einzelne Zweige der Alterthumskunde und alten Kunſt vor Zuhörern und Zuhörerinnen aus der oberſten Claſſe der Fremden und Einheimiſchen gehalten, wovon die Andeutungen zu 24 Vorleſungen über die Archäologie im Winter 1806, die Ideen zur Geſchichte der alten Malerei, die Abhandlung über die Aldobrandiniſche Hochzeit u. ſ. w. in Druck gegeben worden ſind. Auch hält er mit königlicher Genehmigung in den Sommermonaten unentgeldliche Vorleſungen über einzelne Theile der Kunſt der Archäologie im Vorſaale der Antikengallerie, welche von Fremden häufig beſucht werden. Seine Sabina, oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer Römerin, die auch, ins Franzöſiſche überſetzt, in Paris Glück gemacht hat, entſtand aus Aufſätzen über dieſen Gegenſtand im Modejournal, durch welche der Verfaſſer beſonders die gebildeten Leſerinnen für ſich gewann. Ein Aufſatz im Jahrgang 1823 des Taſchenbuchs Urania: Sabina an der Küſte von Neapel, gibt uns die Hoffnung, eine Fortſetzung dieſes anziehenden Werkes zu erhalten. — Was den ſchriftſtelleriſchen Charakter dieſes berühmten Gelehrten betrifft, ſo hat die Kritik des In- und Auslandes ſeine große Kenntniß alter und neuer Sprachen, ſo wie der alten und neuen Literatur, ſein glückliches Zuſammenſtellungsvermögen bei der ausgebreitetſten Beleſenheit, und ſeine lebhafte Darſtellungsgabe bei umfaſſender Gelehrſamkeit anerkannt. Dieſe von einem vortreff-

lichen Gedächtniß unterſtützten Vorzüge haben ihn in den Stand geſetzt, viele Felder des menſchlichen Wiſſens mit Erfolg anzubauen. Vorzüglich iſt es ihm in der Alterthumskunde und Mythologie gelungen, theils Dunkelheiten aufzuklären, theils künftigen Bearbeitern den Weg zu bahnen. Auch über die Schauſpielkunſt hat er ſeine Forſchungen verbreitet, indem er nicht allein die Mechanik der griechiſchen und römiſchen Theater beleuchtet, ſondern auch in der Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels und in ſeinen Beiträgen zu der Abendzeitung (Dresd. 1817 folg.) theilweiſe die Schauſpielkunſt der Neuern abgehandelt hat. Überhaupt darf man ihn zu den gelehrteſten, beziehungsreichſten und ſinnvollſten Zergliedern des Kunſtſchönen in mehreren Denkmälern des Alterthums zählen, die aus Winckelmanns Schule hervorgegangen ſind. In Dresden fand Böttiger Gelegenheit, ſeine archäologiſchen Kenntniſſe durch das Studium der Antike zu vervollkommnen, ſo wie er ſelbſt vielen Kunſtfreunden durch Rede und Schrift ein willkommner Führer wurde. — Wenn übrigens einzelne Kritiker behaupten, daß Böttiger als Schriftſteller zuweilen ſich dahin verirre, nicht allein das Nöthige, ſondern auch das Überflüſſige zu ſagen, wenn andere ihm ſeine Citaten, die uns aber gerade da, wo er neue Beziehungen auffindet, unerläßlich dünken, zum Vorwurf machen, oder wenn einige dem eben ſo gefeierten als auch wohl beneideten Manne Univerſalität, von der er wenigſtens oft glänzende Beiſpiele gegeben hat, als einen Fehler anrechnen; ſo gibt es dagegen mehrere, wie Millin, Heyne und andere, die dieſe Vielſeitigkeit des Wiſſens bei einem Archäologen und Literator, dem das Alte wie das Neue zur Vergleichung ſo gegenwärtig iſt, nicht unnatürlich, und die Fülle von Sachen, von der er ſich zuweilen hinreißen läßt, ohne jedoch wortreich oder je geſchmacklos zu werden, wenigſtens ſehr verzeihlich finden, da ſein Blick hell, ſein Wiſſen gründlich und ſeine Darſtellung gefällig und lehrreich iſt. Denn ohne ſeine Überſicht der engliſchen Literatur und der Meßgeſchäfte, beſonders der literariſchen, in der Allgemeinen Zeitung und im Morgenblatte zu erwähnen, beziehen wir uns hier blos auf ſeine Erklärungen der engliſchen Zerrbilder im Journal London und Paris, wo er eine Kenntniß der innern Verhältniſſe Englands und der politiſchen Parteien dieſes Landes entwickelt hat, die in Erſtaunen ſetzen muß, da er nie in England war, und ſich ſolche Kenntniſſe gewöhnlich nicht durch Bücher, ſondern nur durchs Leben erwerben laſſen. Insbeſondere erinnern wir noch an ſeine mit Geiſt und Gründlichkeit geſchriebenen Erklärungen zu der Schiller-Rambergiſchen Gallerie in dem Taſchenbuche Minerva, wovon nun zehn Jahrgänge erſchienen ſind. Böttiger konnte dabei manche mündliche und ſchriftliche Mittheilung Schillers benutzen. Auch iſt die ſeit 1816 dem Morgenblatte zugegebene Beilage, die Kunſtblätter, hauptſächlich durch ihn in Anregung gebracht, und durch ſeine Beiträge gefördert worden. Er nennt ſich wohl zuweilen ſelbſt den literariſchen Todtengräber, da ſeine Verbindung mit vielen Ausgezeichneten ſeiner Zeit ihm oft die Pflicht auferlegt, ihnen nach ihrem Tode ein literariſches Denkmal zu ſtiften. So ſchrieb er in Weimar zum 6ten Band von Bodes Montaigne Bodes literariſches Leben; ſo ſchilderte er ſpäter des Oberhofpredigers Reinhard Charakter in einer zweimal aufgelegten Charakteriſtik, und den Bergrath Werner in einer Rede, die in mehrere Sprachen überſetzt iſt; ſo ſchrieb er 1819 Skizzen zu Millins Schilderung (**A. L. Millin, geſchildert von Kraft und Böttiger, Leipzig bei Brock-**

haus). Er hat auch den Vorſatz noch nicht aufgegeben, über ſeinen vieljährigen Umgang mit Wieland, und da er im Beſitz mehrerer hundert Briefe und andrer handſchriftlichen Urkunden von demſelben iſt, ein Werk unter dem Titel: „Wieland und ſeine Zeitgenoſſen,“ herauszugeben. — Seit 1820 gab er im Verein mit andern Gelehrten eine der Kunſtmythologie und bildlichen Alterthumswiſſenſchaft gewidmete Zeitſchrift Amalthea (Leipzig) heraus, und ſeit 1821 iſt er Herausgeber und größtentheils Verfaſſer eines, die Abendzeitung begleitenden artiſtiſchen Notizenblattes. Seine Vorreden und Anmerkungen zu dem von ihm herausgegebenen Reiſetagebuche der Frau von der Recke ſind nicht zu überſehen. — Nach dieſen Beweiſen von Böttigers reichem Wirken im Leben wie im Schriftenthum geſellen wir uns gern zu denen, die dem für alles, was Wiſſenſchaft und Kunſt in allen ihren Zweigen befördern kann, raſtlos thätigen, dabei auf eine ſeltene Art gefälligen und in mehr als einer, dem Gemeinwohl gewidmeten, Verbindung vielfach wirkſamen Manne ihre ungeheuchelte Achtung darbringen. Ein ſehr ähnliches Bildniß, nach Vogels Zeichnung, ſteht vor dem Taſchenbuch Urania 1823.

Boucanier, ſ. Flibuſtier.

Bouchardon (Edme), war 1798 zu Choumont in Baſſini geboren. Sein Vater, der Bildhauer und Architekt war, begünſtigte frühzeitig ſeine Neigung zur Zeichenkunſt, von der er zur Malerei überging. Er verfertigte mehrere Copien, ohne jedoch ſeine Studien nach der Natur zu unterbrechen. Da er indeß Willens war, ſich der Bildhauerei zu widmen, verließ er ſeine glückliche Lage im Schooße ſeiner Familie, und ging nach Paris, wo er in die Schule des jüngern Couſtou trat. Bald gewann er den großen Preis, und ward königlicher Penſionär in Rom. Hier ſtudirte er ſeine Kunſt theils nach den Werken des Alterthums, theils nach Raphael und Dominichino. Er verfertigte mehrere Büſten und ſollte das Grabmal Clemens XI. ausführen; aber die Befehle des Königs riefen ihn 1732 nach Paris zurück. Er verfertigte unter andern hier eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändigt, vorſtellte, und welche lange in den Gärten von Grosbois ſtand; ferner nahm er Theil an der Ausbeſſerung der Fontaine Neptuns zu Verſailles. 1736 folgte er Chauffourier als Zeichner der Akademie der ſchönen Künſte. Er übernahm die Statuen, welche den Umfang der Kirche von St. Sulpice verzieren ſollten, zehn an der Zahl. Auch ſieht man in dieſer Kirche von ihm das Grabmal der Herzogin Lauraguais. Der Springbrunnen in der Straße Grenelle, welchen 1739 die Stadt Paris anlegen ließ, iſt ganz ſein Werk, und gilt für ſein Meiſterwerk. Ein erwachſener Amor, den er für den König arbeitete, fand wenig Beifall. Zu dem Traité des pierres gravées, welchen Mariette 1750 herausgab, fertigte Bouchardon die Zeichnungen, nach welchen die Kupferſtiche gemacht wurden. Endlich übertrug man ihm die Ausführung des größten Denkmals der damaligen Zeit, der Statue Ludwigs XV. zu Pferde, welche die Stadt Paris errichten ließ. Er arbeitete mit unglaublichem Fleiße zwölf Jahre an dieſem Werke, und lieferte beſonders in dem Pferde ein Muſter der Vollkommenheit, das man allem entgegenſetzen kann, was das Alterthum Treffliches aufzuweiſen hat. Er ſtarb 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines großen und genauen Zeichners; ſeine Compoſitionen tragen den Charakter einfacher Größe; er wußte mehr Geiſt und Ausdruck in ſeine Zeichnungen zu legen, als in den Marmor. Man möchte

im Allgemeinen ſeinen Bildhauerarbeiten mehr Feuer wünſchen. Seine zu Rom gemachten Zeichnungen ſind kräftig und kühn, ſpäter nahm er eine geziertere und feinere Manier an, um ſich dem Zeitgeſchmack anzupaſſen. Von ſeinen Schülern iſt nur Louis-Claude Vaſſe bekannt, welcher 1772 ſtarb. Bouchardons Leben hat Caylus geſchrieben.

Boucher (François), erſter Maler des Königs und Director der Malerakademie, war zu Paris 1704 geboren und ſtarb 1770. Als Schüler des berühmten Le Moine gewann er in einem Alter von 19 Jahren den erſten akademiſchen Preis. Nachdem er zu Rom die großen Vorbilder ſtudirt hatte, kam er nach Paris zurück, und ward der Maler der Grazien genannt; eine Benennung, die er durch ſeine Gemälde nicht rechtfertigte. Er würde vielleicht etwas Großes haben leiſten können, wenn ihm nicht der verdorbene Geſchmack ſeines Zeitalters angeſteckt hätte. Die Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn zu einer übereilten Flüchtigkeit ohne Gründlichkeit und Studium. Seine Zeichnungen ſind verfehlt, ſeine Farben nicht gehörig verſchmolzen, und beſonders iſt er im Nackten ſo grell, als ob der Schein eines rothen Vorhanges darauf fiele; mit einem Worte, er iſt als der Zerſtörer der franzöſiſchen Schule anzuſehen. Als Menſch und Geſellſchafter hingegen verdient er alles Lob. Er kannte weder Neid, noch Geiz, und ermunterte junge Künſtler aus allen Kräften. Mit welcher unendlichen Leichtigkeit er gearbeitet habe, beweiſt die faſt ungeheure Menge ſeiner Gemälde und Zeichnungen, von welchen letztere ſich auf mehr als 10,000 belaufen mögen. Er radirte ſelbſt einige Blätter, nach ihm aber hat man unzählige Kupferſtiche.

Boudoir iſt ein abgelegenes Zimmerchen, zum Alleinſein beſtimmt. Das Wort iſt von bouder, ſchmollen, abgeleitet; daher man im Deutſchen auch (obgleich etwas ſchwerfällig) Schmollzimmerchen dafür ſagen kann. Es mag alſo wohl ſeinen Namen einem mißvergnügten Ehemanne danken, deſſen Gattin, wenn ſie zu ſchmollen Veranlaſſung oder Neigung hatte, ſich in ihr Zimmer einſchloß. Wie dem nun auch ſei, das Schmollen iſt jetzt nicht die eigentliche Beſtimmung des Boudoirs. Es iſt ein Eigenthum der Dame. Einfach, geſchmackvoll und anmuthig iſt es verziert. Hieher flieht die Dame vom geräuſchvollen Zwange der großen Geſellſchaft in die ſtille Ruhe der Einſamkeit. Hat ſie die Schwelle überſchritten, die Thür hinter ſich geſchloſſen, ſo iſt ſie der Welt entrückt, iſt ſich ſelbſt zurückgegeben. Muſik, Leſen, Nachdenken, eine leichte Arbeit, aber alles aus Neigung, natürlich, gefällig und von den Feſſeln der großen Welt entbunden, füllt die erholende Zeit im Boudoir. Es iſt das Heiligthum der Dame. Kein Fremder darf es betreten. Auch die Freundin, der Gemahl ſelbſt hat nicht freien Zutritt. Es gehört eine Erlaubniß dazu. Und dieſe Erlaubniß iſt eine Gunſt, iſt eine Auszeichnung. Aber der Ton des Boudoirs, immer anſtändig, iſt auch freier, vertraulicher, natürlicher, gefälliger, als der abgemeſſene Ton des Geſellſchaftszimmers.

Boufflers (Stanislaus, Chevalier de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, Sohn der berühmten Marquiſe von Boufflers, Freundin des Königs Stanislaus von Polen, war in Lüneville 1737 geboren. Er ward für einen der geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit gehalten und die Anmuth ſeines Umgangs iſt als in ihrer Art einzig gerühmt worden. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, in welchem ſeine Geburt ihn zu den höchſten Würden geführt hätte, erklärte er aber offen, daß ſein Hang zum Vergnügen ſich nicht mit den Pflichten

dieſes Standes vertragen würde. Er trat alſo in Militärdienſte. Bald ward er vom Marquis von Caſtres zum Gouverneur vom Senegal ernannt. Seine Verwaltung hier zeichnete ſich durch Anordnung nützlicher Einrichtungen ſehr vortheilhaft aus. Nach ſeiner Zurückkunft widmete er ſich jener leichten und leichtfertigen Literatur, die das Zeitalter Ludwigs XV. zu ſeinem Nachtheile ſo ſehr auszeichnet. Er ward der Abgott der Frauen und aller hohen Cirkel der Hauptſtadt. Mit nicht geringem Erfolge beſuchte er auch die glänzendſten Höfe ſeiner Zeit im Auslande. Sein Ruf führte ihn auch in die erſte ſogenannte conſtituirende Verſammlung, wo er ſich durch Mäßigung und manche gute Vorſchläge bemerkbar machte. Nach dem 10.en Aug. 1791 verließ er Frankreich, und fand beim Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg und bei Friedrich Wilhelm II. die gaſtfreieſte Aufnahme. Er erhielt in Polen eine große Beſitzung geſchenkt, auf welcher eine Colonie für franzöſiſche Auswanderer angelegt werden ſollte. Im J. 1800 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er ſich aufs neue ſeinen literariſchen Beſchäftigungen hingab, die ihn 1804 auch in die franzöſiſche Akademie führten. Er ſtarb am 18ten Jan. 1815. Er ruht neben dem Abbé Delille, und auf ſeinem Grabmal ſteht die von ihm ſelbſt herrührende einfache Inſchrift, die ſeinen heitern Charakter wohl bezeichnet: Mes amis, croyez que je dors. Seine Schriften ſind in acht Bändchen 1805 geſammelt erſchienen.

Bouffon, ſ. Buffone.

Bougainville (Louis Antoine de), Reichsgraf und Senator, Mitglied des Inſtituts ſeit 1796, ward 1720 zu Paris geboren und ſtarb daſelbſt 1811. Er ſtudirte auf der dortigen Univerſität, und zeigte früh ein ſeltenes Faſſungsvermögen, das ihn in Sprachen und Wiſſenſchaften gleich glückliche Fortſchritte machen ließ. Aus Nachgiebigkeit gegen die Wünſche ſeiner Familie widmete er ſich der Rechtsgelehrſamkeit und ward Parlamentsadvocat zu Paris, ohne jedoch darum den Plan, einen ſeiner Neigung angemeſſenen Stand zu erwählen, aus dem Auge zu verlieren. Er ließ ſich zum Militär einſchreiben und gab vierzehn Tage darnach ein Werk über die Integralrechnung heraus. So gründete er ſeinen Ruf als Gelehrter, ehe er noch in die militäriſche Laufbahn eintrat, die er ſo glänzend zurücklegte. 1758 trat er als Flügeladjutant in das Provinzialbataillon der Picardie. Das Jahr darauf ward er Adjutant von Chevert, welcher 1754 das Lager von Saar-Louis befehligte; im Winter deſſelben Jahres ging er als Geſandtſchaftsſecretär nach London, und ward während ſeines kurzen Aufenthalts daſelbſt Mitglied der königlichen Geſellſchaft. Im September 1755 kehrte er zu Chevert in das Lager von Richemont zurück, und ſetzte ſeine Dienſte in derſelben Eigenſchaft im Lager von Metz fort. 1756 ward er Adjutant des Marquis von Montcalm, dem die Vertheidigung Canadas aufgetragen war, und ging mit dem Patent eines Dragonercapitäns im März 1756 von Breſt ab. An der Spitze eines Elitendetachements verbrannte er eine engliſche Flotille, und war durch Rath und Beiſpiel im Juni 1758 die Haupturſache, daß ein Corps von 5000 Mann Franzoſen einem engliſchen Heere von 24,000 Mann mit Erfolg widerſtand. Am Ende des Gefechts erhielt er eine Schußwunde am Kopfe. Da der Gouverneur von Canada ſich zu ſchwach ſah, das Land zu vertheidigen, ſchickte er Bougainville an den Hof nach Frankreich, die Lage der Sachen zu berichten und Verſtärkungen zu fordern. Er reiſte im November 1758 ab, und kehrte im Januar

1759 zurück, nachdem ihn der König zum Oberſten und Ludwigsritter ernannt hatte. Nachdem die Schlacht vom 10ten Sept. 1759, in welcher Montcalm blieb, das Schickſal der Colonie entſchieden hatte, kehrte Bougainville nach Frankreich zurück, und diente in dem Feldzuge von 1761 mit Auszeichnung unter Choiſeul-Stainville in Deutſchland, bis der Friede auch hier ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzte. Um neuen Ruhm zu erwerben, ſehen wir ihn jetzt als Seefahrer auftreten, und auch als ſolchen eine Überlegenheit des Genies zeigen, die ihn unter die berühmteſten Seefahrer Frankreichs erhebt. Er zeigte den Einwohnern von St. Malo die Vortheile, die ſie von einer Niederlaſſung auf den maluiniſchen Inſeln ziehen könnten, bewog ſie zur Ausrüſtung einiger Schiffe, und übernahm die Ausführung ſelbſt. Der König ernannte ihn zum Schiffscapitän und erlaubte ihm, auf ſeine Koſten eine Niederlaſſung auf dieſen Inſeln anzulegen. Bougainville ſegelte 1763 mit ſeiner kleinen Flotte ab. Da aber die Spanier ein früheres Recht auf die Inſeln geltend machten und Frankreich ihnen nachgeben zu müſſen glaubte, erhielt Bougainville den Auftrag, gegen einen von Spanien zu empfangenden Koſtenerſatz die Rückgabe der Inſeln zu beſchaffen. Er lief zu dem Ende den 15ten Dec. 1766 mit einer Fregatte und einem Flütſchiff von St. Malo aus, und machte in Folge dieſer Unternehmung eine Reiſe um die Welt, von der er den 16ten März 1769 glücklich nach St. Malo wieder zurückkam, und mittelſt welcher er die Erdkunde durch eine Menge neuer Entdeckungen bereicherte. Im nordamerikaniſchen Kriege befehligte er mit der größten Auszeichnung mehrere Linienſchiffe, ward 1779 Chef d'Escadre und in dem folgenden Jahre Maréchal de camp in den Landarmeen. Als 1790 die Seeleute zu Breſt einen Aufſtand erregt hatten, ward Bougainville zur Stillung deſſelben abgeſchickt; aber in jenen Zeiten der Raſerei hörte man die Stimme der Vernunft und Mäßigung nicht, und er mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Seitdem lebte er bis an das Ende ſeiner Tage allein den Wiſſenſchaften. Er war zugleich von den liebenswürdigſten Sitten, dienſtfertig, freigebig und in jeder Rückſicht der höchſten Achtung würdig. Bis in ſein hohes Alter hatte er die Heiterkeit des Geiſtes ungeſchwächt erhalten.

Bouillé (François-Claude-Amour, Marquis de), einer der berühmteſten Generale unter Ludwig XVI., hernach durch den Antheil, den er an deſſen Flucht bis Varennes hatte, und durch die Herausgabe ſeiner höchſt merkwürdigen Memoiren über die Revolution bekannt. Er war 1738 in Auvergne geboren, und ergriff früh die militäriſche Laufbahn. Er ward als Generalbevollmächtigter nach den Antillen geſchickt, wo er 1778 auch Dominica, St. Euſtache, Tabago, St. Chriſtoph, Nieves und Monſerrat eroberte und zu behaupten wußte. Nach dem Frieden 1783 kehrte er nach Paris zurück, und erhielt den Generallieutenantsgrad. Nun bereiſte er England, Holland und einen großen Theil von Deutſchland, bis er den Oberbefehl der drei Biſthümer in Lothringen bekam. In den erſten Jahren der Revolution erhielt er daſelbſt die Ordnung ſo gut er konnte. Nur auf dringendes Verlangen des Königs beſchwor er die Conſtitution von 1791. Er bändigte nach einander die empörten Garniſonen von Metz und von Nancy, und obgleich die Nationalverſammlung ihm für die dabei bewieſene vorzügliche Tapferkeit und Klugheit ein Dankſchreiben zuſchickte, ſo ward er doch eben durch dieſelbe den Revolutioniſten verdächtig. Kurz nachher erſah ihn ſich Ludwig XVI. zum

Beſchützer bei ſeiner Flucht. Bouillé machte ſo zweckmäßige Anſtalten, daß der König, ohne den Befehl, kein Blut zu vergießen, unfehlbar gerettet worden wäre. Durch dieſe Milde aber ward Bouillé genöthigt, den König bei Varennes ſeinem Schickſal zu überlaſſen, und ſich unter dem Kugelregen der Revolutioniſten zu flüchten. Von Luxemburg aus ſchrieb er noch einen drohenden, wiewohl fruchtloſen, Brief an die Nationalverſammlung, und ſuchte dann die auswärtigen Mächte zur Bekämpfung der Republik zu bewegen. Er unterhandelte zu Wien, gewann insbeſondere Guſtav III. für ſich, und erhielt von Catharinen II. das Verſprechen, 30,000 Mann unter Anführung des Königs von Schweden und des franzöſiſchen Generals marſchiren zu laſſen. Aber Guſtav ward ermordet, die Kaiſerin vergaß ihre Zuſage, und Bouillé begab ſich nach England. Hier ſchrieb er ſeine Memoiren über die Revolution, welche zuerſt in einer engliſchen Überſetzung, dann aus dieſer ins Deutſche übergetragen, und nach ſeinem Tode auch in der Urſchrift erſchienen. Bouillé ſtarb in London 1800, gegen 62 Jahre alt.

Bouillon, ein zwei Meilen breites und vier Meilen langes Gebiet in den Ardennen, an der Grenze von Luxemburg und Lüttich. Dieſes waldige und bergige Land beſteht aus der Stadt Bouillon mit 1980 Einw., und 21 Flecken oder Dörfern mit 16,000 Einw. Die Stadt, bisher der Hauptort eines Cantons, im Bezirke Sedan, Departement der Ardennen, liegt zwiſchen Bergen am linken Ufer des fiſchreichen Semois, acht Meilen von Lüttich, vier Meilen von Ivoix. Sie hat ein feſtes Schloß, auf einem Felſen, das aber von höhern Bergen beherrſcht wird. Das Herzogthum Bouillon beſaß einſt der berühmte Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, an den es, als eine von der Grafſchaft Ardenne abgeriſſene Herrſchaft, verſchenkt worden war. Um die Koſten zu ſeinem Kreuzzuge zu beſtreiten, verpfändete Gottfried ſein Herzogthum Bouillon 1095 an Biſchof Albert von Lüttich. Nachdem das Hochſtift viele Jahre es beſeſſen, machten die Häuſer la Marc und la Tour d'Auvergne ihr Erbrecht auf Bouillon geltend, traten jedoch 1641 ihre Anſprüche daran gegen 150,000 brabantiſche Gulden dem Stifte Lüttich ab. Im Kriege von 1672 eroberte Frankreich auch Bouillon, und Ludwig XIV. ſchenkte es 1678 an den Herrn de la Tour d'Auvergne, ſeinen Obercammerherrn. Seitdem gehörte es, als ein ſouveränes Herzogthum unter franzöſiſchem Schutze, dem Hauſe la Tour bis zur Revolution. Im J. 1792 wurde es eingezogen. Der letzte Beſitzer, Gottfried Carl Heinr. de la Tour d'Auvergne, ſtarb im Dec. 1812. Durch den pariſer Frieden im J. 1814 kam es größtentheils an das dem Könige der Niederlande zugefallene Großherzogthum Luxemburg. Hierauf ward in der wiener Congreßacte vom 9ten Juni 1815 im 9ten Art. feſtgeſetzt, daß der König der Niederlande, als Großherzog von Luxemburg, den Theil vom Herzogthum Bouillon, welcher nach dem pariſer Vertrage bei Frankreich nicht geblieben, mit voller Souveränität beſitzen, das Eigenthumsrecht des Herzogthums Bouillon aber, nach ſchiedsrichterlichem Ausſpruch, einem der Bewerber, unter der Oberhoheit des Königs der Niederlande, zuerkannt werden ſollte. Dieſer Ausſpruch erfolgte zu Leipzig den 1ſten Juli 1816. Er iſt das erſte Beiſpiel der in der deutſchen Bundesacte beſtimmten ſchiedsrichterlichen Entſcheidung ſtreitiger Fälle durch ein Austrägalgericht, von dem keine Appellation ſtatt findet, und zugleich ein Beweis, daß man den Grundſatz der geſetzmäßigen Erbfolgeordnung, oder der Le-

gitimität, welcher 1815 erkämpft wurde, nur in Hinſicht des Eigenthums und Beſitzes, als Hauptentſcheidungsgrund geltend machen will. Es ernannten nämlich, nach Vorſchrift der Congreßacte, Öſterreich den Baron Binder, Preußen den Baron von Brockhauſen, und Sardinien den Grafen de Caſtelalfer (ſardiniſchen Geſandten am preußiſchen Hofe), ſo wie die beiden Bewerber, der Fürſt Carl Alain von Rohan Guemenée, den Grafen de Fitte de Saucy, und der engliſche Viceadmiral, Philipp de la Tour d'Auvergne, den brittiſchen Sachwalter, Sir John Sewell, zu Schiedsrichtern. Nachdem dieſelben in Leipzig ihre Verhandlungen geendigt hatten, entſchied die Mehrheit von vier Stimmen gegen eine, zu Gunſten des Fürſten Rohan, vermöge ſeines auf Geburt, Hausverträge und Subſtitution beruhenden Erbrechts, als Enkel der Schweſter des letzten Herzogs von Bouillon. Auch die von dem Miniſter von Brockhauſen hinzugefügte Bedingung, daß der Prinz Rohan dem Adoptivſohne ſeines Großoheims, dem Admiral d'Auvergne, als Pflichttheil die Einkünfte des Herzogthums von ſechs Jahren auszahlen ſollte, wurde durch eine Stimmenmehrheit von drei gegen zwei verworfen. Hiernach iſt Prinz Rohan, vermöge ſeines Subſtitutionsrechts, dem gemeinen Rechte gemäß, in den Beſitz des Herzogthums eingetreten, das demſelben Subſtitutionsrechte auch künftig unterworfen bleibt. Zugleich ſoll er, nach dem 69ſten Art., für den Verluſt der oberhoheitlichen Rechte, von dem König der Niederlande entſchädigt werden, der ihm auch die inzwiſchen bezogene Eigenthumsnutzung erſetzen wird. Seitdem iſt verglichen worden, daß der mediatiſirte Herzog für die verlornen Souveränitätsrechte eine Jahrrente von 5000 Gulden erhebt. — Hoffentlich wird künftig dieſelbe Weisheit bei der Frage über den Beſitz eines großen Landes eben ſo zu Gericht ſitzen, wie hier, wo es nur den Beſitz eines kleinen Gebietes galt; denn was weiſe und gerecht iſt, hängt nicht von der Quadratmeilenzahl, ſondern von der Vernunft ab. Bemerkenswerth iſt, daß man in dieſer Sache den Landes- vom Staatenbeſitze, das Eigenthums- vom Regierungsrechte getrennt hat. Staatsbeſitz und Regierungsrecht iſt nach dem allgemeinen Staatsrechte, wo offenbar Völkerrecht und Völkerwohl die Entſcheidungsregel geben, Landesbeſitz und Eigenthumsrecht hingegen nach dem Privatrechte, wo Haus- und Erbverträge die Regel für die Familienerbfolge geben, entſchieden worden. Folglich hat der Congreß, indem er die Souveränetät über Bouillon dem Großherzog von Luxemburg, ſo weit es in deſſen Gebiet liegt, zuſprach, anerkannt, daß die Regierungshoheit nicht als Privateigenthum, noch als Familienerbgut betrachtet werden darf, das man veräußern oder über das man durch Teſtamente, Subſtitutionen und ähnliche Verträge verfügen könne. Auch erhellt daraus, wie man über die Regierungshoheit in ähnlichen Fällen verfügen zu dürfen ſich ermächtigt glauben dürfte.

Boulevards, ſ. Paris.

Boulogne, eine alte franzöſiſche Seeſtadt an der Küſte der Picardie, jetzt der Hauptort eines Bezirks von $18\frac{3}{4}$ QM. mit 74,676 Einw. im Departement Pas de Calais, an der Mündung der Liane ins Meer, 11° 16′ 33″ L., 50° 43′ 33″ n. Br. Sie beſteht aus Ober- und Unter-Boulogne, welches letztere vorzugsweiſe Boulogne sur mer genannt wird, und in Rückſicht der Schönheit der Häuſer und Straßen den obern Theil der Stadt bei weitem übertrifft. Beide Theile haben an 1600 Häuſer, über 13,000 Einw., und einen Hafen, der für große Kriegsſchiffe zwar zu ſeicht iſt, wo aber die

größten Kauffahrteiſchiffe bei hoher Flut ohne Gefahr aus- und einlaufen. Da man von hier aus bei gutem Winde die Küſten von England binnen zwei bis drei Stunden erreichen kann, ſo ließ Buonaparte den ſehr verſandeten Hafen reinigen und tiefer machen, und eine ungeheure Menge flacher Fahrzeuge zur Überfahrt eines Landungsheers daſelbſt erbauen; auch viele kleine Forts und Batterien zur Befeſtigung des Hafens und der Stadt anlegen. Schon ſtand ein zahlreiches Heer viele Monate lang in einem ſtadtähnlichen Lager zum Überſchiffen bereit, als der Ausbruch der Feindſeligkeiten mit Öſterreich 1805 die franzöſiſchen Krieger von dort in andre Gegenden rief; und ſeitdem war von keiner Landung in England mehr die Rede. Boulogne hat ein Bisthum, ſechs Kirchen, ein Hospital, eine Börſe, ein Handelsgericht, eine Schiffahrtsſchule, Seebäder, Seifen-, Fayance-, Blech-, Leinen und Wollenmanufacturen. Zum Ausſuhrhandel dienen: Heringe und Makrelen, die in Menge längs der Küſte gefangen werden, Champagner- und Burgunderweine, Steinkohlen, Getreide, Butter, Leinwand und Wollenzeuge.

Boulton (Matthew), ein Mann, der mit ausgezeichneten Talenten den regſten Eifer, den reinſten Patriotismus verband, als reicher Privatmann und als Mitglied vieler gelehrten und ökonomiſchen Geſellſchaften 1809 ſtarb. Er ward geboren zu Birmingham 1728, und erzogen in einer Privatlehranſtalt zu St. Johns Chapel. Boultons Vater, der ſich durch eine neue und ſinnreiche Art, in Stahl einzulegen, bekannt gemacht, und dadurch ein großes Vermögen erworben hatte, ſtarb, als ſein Sohn kaum 17 Jahr alt war. Dieſer verfolgte die Bahn des Vaters, und legte mit einem Aufwande von 9000 Pfund ſehr ausgebehnte Fabrikgebäude an. Seine grübelnde Thätigkeit leitete ihn auf manche ſchöne, nützliche und große Unternehmung. Es gelang ihm, den Goldkalk nachzumachen, bald waren im In- und Auslande die ſchönſten Zimmerverzierungen aus Boultons Fabrik; bei ihm wurden von den koſtbarſten Ölgemälden die täuſchendſten Abbildungen genommen, wobei er die Methode eines gewiſſen Egginton befolgte, der in der Folge durch ſeine Glasmalereien ſich einen Ruf erwarb. In Verbindung mit James Watt von Glasgow, der im J. 1769 ein Patent über eine Dampfmaſchine erhielt, legte Boulton eine Fabrik für Dampfmaſchinen an, die jetzt noch in den vorzüglichſten Bergwerken und Manufacturen Großbritanniens angewendet werden. 1788 machte er zuerſt Verſuche mit einer Münzmühle; ſie gelang vollkommen. Dieſe Mühle ſetzt acht Maſchinen in Bewegung, von denen jede durch einen Knaben beſorgt wird, und in einer Minute 70—90 Münzen prägt. Die Handelsgeſellſchaft von Sierra-Leone läßt dort viele Silbermünzen, und die oſtindiſche Geſellſchaft viele Kupfermünzen prägen. Nach dem Tode der Kaiſerin Catharina ſandte Boulton dem Kaiſer Paul I. einige der ſeltenſten Stücke ſeiner Fabrication, und erhielt dafür, nebſt einem verbindlichen Dankſagungsſchreiben, eine ſchöne Sammlung von Medaillen und Mineralien aus Sibirien, ſo wie auch alle neuere ruſſiſche Münzen. Boulton und Watt haben auch in Verbindung mit ihren Söhnen zu Smetwick, nahe bei Soho, eine Gießerei angelegt, wodurch ſie den Dampfmaſchinen eine ſo hohe Vollkommenheit geben können, daß ein Scheffel newcaſtler Steinkohlen 6000 Orhoft Waſſer zehn Fuß hoch treibt, und eben das bewirkt, was zehn Pferde in einer Stunde kaum ausrichten können. (Vergl. **Dampfmaſchi-**

ren.) Dieſer Mann, deſſen Thätigkeit für das Gewerbweſen und die mechaniſche Kunſt den entſchiedenſten Nutzen gehabt hat, und der Tauſenden durch ſeine Unternehmungen jährlich ihr reichliches Auskommen verſchaffte, hinterließ einen Sohn und eine Tochter.

Bourbon (Haus). Mit Ludwig V., König von Frankreich, erloſch (987) der Stamm der Carolinger; denn ſein Oheim Carl, Herzog von Niederlothringen, der rechtmäßige Erbe der Krone, ward durch eine Gegenpartei vom Throne verdrängt, welchen Hugo Capet beſtieg, Herzog von der nachmaligen Isle de France und Graf von Paris, Enkel Roberts des Starken (deſſen zweiter Sohn Robert im J. 922 als König gekrönt worden war) und Sohn Hugos des Großen, Herzogs von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Grafen von Paris und Orleans (ſ. d. Art. **Frankreich**). Durch dieſe Erhebung ward die Pairſchaft des Herzogthums Frankreich mit der Krone vereinigt, und eine Dynaſtie begründet, die acht Jahrhunderte hindurch den franzöſiſchen Königsthron beſaß, während eine Seitenlinie ſeit 1701 Spanien beherrſchte, welche das Königreich beider Sicilien 1735 als Secundo-Genitur, und 1748 auch Parma für die Nachkommen eines ſpaniſchen Infanten erwarb. Aber die franzöſiſche Revolution ſtürzte das Haus Capet von ſeinen Thronen in Frankreich: 1792—1814 (ſ. d. Art. **Frankreich**); in Spanien 1808—1814 (ſ. d. Art. **Spanien**); in Neapel 1806—1815; in Parma 1801—1817, und in Etrurien, wo durch Napoleon ein Bourbon von 1801—1807 regierte. Nur allein der Thron Ferdinands IV. zu Palermo ward unter brittiſchem Schutze aufrecht erhalten. Erſt nach Napoleons Fall 1814 ſchien das Schickſal ſich mit einem Geſchlechte verſöhnen zu wollen, deſſen Geſchichte mit der des ganzen Europa wunderſam verkettet iſt. — Hugo Capets (oder Breitkopfs) Familie nannte ſich nach dem mütterlichen Stammhauſe, der Stadt Bourbon l'Archambaud in Frankreich, das Haus Bourbon. Aus dieſem entſproſſen zwei Seitenlinien, die von Valois und die von Bourbon. Jene gründete Carl, Graf von Valois, zweiter Sohn König Philipps III.; dieſe Ludwig I., erſter Herzog von Bourbon, der Sohn Roberts, Grafen von Clermont, des zweiten, mit Beatrix, der Erbin von Bourbon vermählten, Sohnes Ludwigs IX. Die Söhne Ludwigs I., Herzogs von Bourbon (ſt. 1341) und Enkel Roberts von Clermont, ſtifteten zwei Linien: die ältere war die der Herzoge von Bourbon, welche mit dem berühmten Connetable von Bourbon, der bei dem Sturme auf Rom 1527 das Leben verlor, erloſch; die jüngere war die der Grafen de la Marche, nachmals Grafen und Herzoge von Vendome. Carl, Herzog von Vendome (ſt. 1537), hinterließ zwei Söhne: Anton und Ludwig. Jener ſtiftete durch ſeinen Sohn Heinrich IV. von Navarra das jetzt regierende königliche Haus Bourbon; dieſer das Haus Condé. — Nach Carls IV. des Schönen, des letzten aus dem älteſten Hauptzweige des Capetingiſchen Geſammtſtammes, Tode 1328 beſtieg mit Philipp IV., das Haus Valois den Thron. Dieſes Haus erloſch 1589, durch die Ermordung Heinrichs III. Nun folgte durch Erbrecht, von perſönlicher Größe unterſtützt, der Abkömmling jenes Ludwig von Bourbon, in der achten Generation, Heinrich IV. von Bourbon, König von Navarra. Sein Vater Anton hatte durch ſeine Gemahlin, Johanne von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra, dieſen Staat erworben, den Heinrich IV. jetzt mit der Krone Frankreich vereinigte. Antons jüngerer Bruder, Ludwig I., Prinz

von Condé, ward der Stifter der Linie Condé. Man unterſcheidet ſeitdem zwei Hauptlinien der Bourbons: die königliche und Condeiſche. Die königliche trennte ſich wieder in zwei Äſte, durch die beiden Söhne Ludwigs XIII., da der ältere, Ludwig XIV., den Hauptaſt fortſetzte, der mit deſſen Enkeln Ludwig (Dauphin) und Philipp V. in die ältere oder königlich franzöſiſche, und in die jüngere oder königlich ſpaniſche ſich theilte, während der jüngere, Philipp I., das Haus Orleans ſtiftete, als er von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte. Die Könige des älteren königlichen Zweiges des Hauſes Bourbon ſ. unt. d. Art. Heinrich IV., Ludwig XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII. Die Könige des jüngern königlichen Zweiges ſ. unter Spanien. Seit der Wiederherſtellung der Bourbons, in der Perſon Ludwigs XVIII., des 35ſten Königs aus dem Geſchlechte Capets in Frankreich, im J. 1814, beſteht das Haus Bourbon gegenwärtig (1822) aus folgenden Zweigen und Mitgliedern. A. Königlich franzöſiſche Linie: 1) Ludwig XVIII., geb. 17ten Nov. 1755, Bruder Ludwigs XVI. (ſ. d. Art.), iſt Witwer, und hat keine Kinder. 2) Carl Philipp, Monſieur, ehemals Graf von Artois (ſ. Artois), und deſſen Sohn, 3) Ludwig Anton, Herzog von Angoulème, Sohn von Frankreich, geb. den 6ten Aug. 1775, vermählt zu Mitau 1799 mit der Tochter Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens von Öſterreich, 4) Maria Thereſia Charlotte, geb. den 19ten Dec. 1778, Madame. Von dem 1820 ermordeten Herzoge von Berry, zweitem Sohne des Grafen Artois, lebt noch die Witwe, Caroline Ferdinande Louiſe, geb. 1793, älteſte Tochter des Kronprinzen beider Sicilien (ſ. d. Art. Berry) mit einer Tochter, 5) Louiſe, Mademoiſelle de France, geb. den 21ſten Sept. 1819, und einem am 29ſten Sept. 1820 nachgebornen Sohne, Heinrich, Herzog von Bordeaux, dem künftigen Thronerben, durch deſſen Geburt das Haus Orleans die nahe Ausſicht, den Thron Frankreichs zu beſteigen, wieder verloren hat. — B. Der zweite Aſt der königlichen Linie, das königlich ſpaniſche Haus Bourbon, von Philipp V., Ludwigs XIV. zweitem Enkel, geſtiftet, beſteht jetzt aus folgenden 27 Mitgliedern: 1) Ferdinand VII., König von Spanien (ſ. d. Art.) und deſſen Geſchwiſtern; 2) Charlotte Joachime, Gemahlin des Königs von Portugal, geb. 1775; 3) Maria Louiſe Joſ. Antoine, geb. 1782, reſignirte Königin von Etrurien, Witwe von Ludwig, Infant von Spanien, Herzog von Parme und nachherigem König von Etrurien. Deren Kinder, 4) Carl Ludwig, Infant von Spanien, reſignirter König von Etrurien, geb. zu Madrid 1799, und 5) Maria Louiſe Charlotte, geb. 1802 auf der Überfahrt von Livorno nach Barcelona. (S. d. Art. Parma.) Die Schwägerinnen der Königin von Etrurien, 6) Marie Antoine Joſephe, geb. 1774, bei den Urſulinerinnen zu Parma, und 7) Charlotte Marie Ferdinandine, geb. 1777, ſeit 1804 zu Rom. 8) Carl Maria Joſeph Iſidor, geb. 1788 zu Madrid, vermählt 1816 mit Mar. Franciſca, des Königs von Portugal Tochter, deren Sohn: Carlos, geb. zu Madrid den 31ſten Jan. 1818. — 9) Marie Iſabelle, Gemahlin des Kronprinzen von Sicilien. 10) Franz de Paula Anton Maria, geb. 1794 zu Madrid, vermählt 1819 mit ſeiner Nichte, Louiſe, des Kronprinzen von Sicilien zweiter Tochter zweiter Ehe, deren Sohn: Franz von Aſſis, geb. zu Madrid 1820, Herzog von Cadiz, 1822 ſtarb. Von Carls V., letztverſtorbenen reſignirten Königs von Spanien, Geſchwiſtern leben noch a. 11) Ferdinand I., König beider Sicilien (ſ. d. Art.),

Gemahl von Marie Caroline, des öſterreichiſchen Kaiſers Franz I. Tochter, die 1814 ſtarb. Deren Kinder: 12) Franz Januar Joſeph, geb. 1777, Herzog von Calabrien, Kronprinz beider Sicilien, mit 13—19) 9 Kindern aus ſeiner zweiten Ehe mit Iſabella von Spanien; ſeine Tochter aus der erſten Ehe iſt Gemahlin des Herzogs von Berry. 20) Marie Chriſtine, Gemahlin Carl Felix, Prinzen von Sardinien, Herzogs von Genevois. 21) Marie Amalie, Gemahlin Ludwig Philipps, Herzogs von Orleans. 22) Leopold, Fürſt von Salerno, vermählt mit Clementine, Franz I. von Öſterreich dritter Tochter. b. 23) Anton Pascal. — Des Königs Carl IV verſtorbenen Bruders, Gabriel Franz Anton Xaver, Sohn, 24) Peter Carl Anton, geb. 1786, Infant von Spanien, der im Nov. 1807 mit dem portugieſiſchen Hofe, wo er ſeit 1790 erzogen worden war, nach Braſilien ging, 1810 zu Rio Janeiro mit Marie Thereſie, Johanns VI., Regenten von Braſilien, Tochter, ſich vermählte und daſelbſt 1812 ſtarb, lebt ein Sohn, Sebaſtian Maria, Infant von Spanien, geb. den 4ten Nov. 1811. Aus der Ehe Carls III. Bruders, Ludwig Anton Jacob, mit Thereſe de Vallabriga y Drummond, Herzogin von Cinchon, Tochter eines aragoniſchen Capitäns der Infanterie, leben: 26) Don Ludwig Maria von Bourbon, Erzbiſchof von Toledo, Präſident der proviſoriſchen Junta der Cortes im März 1820; 26) Caroline Joſephine Antoine, Gemahlin Don Manuel Godoys, des Friedensfürſten, und 27) Marie Louiſe von Bourbon, vermählt 1817 mit dem Herzog von San Fernando, Grand von Spanien. — C. Die Seitenlinie des königlich franzöſiſchen Hauptaſtes des Hauſes Bourbon-Orleans, welche die Pairie dieſes Namens durch die Revolution verlor und von Ludwigs XIV. Bruder, Philipp I., abſtammt, 1) Herzog Ludwig Philipp von Bourbon-Orleans, geb. 1773 (ſ. d. Art. Orleans). Er iſt Generaloberſter der Huſaren und Großkreuz der Ehrenlegion; vermählt mit Marie Amalie, König Ferdinands I. von Sicilien Tochter, geb. 1782; aus dieſer Ehe leben acht Kinder, darunter fünf Söhne. 2) Des Herzogs von Orleans Schweſter, Eugenie Adelheid Louiſe, Mademoiſelle d'Orleans, geb. 1777. 3) Vaters Schweſter: Louiſe Marie Thereſe Mathilde, Madame d'Orleans, geſchiedene Gemahlin von Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon-Condé (ſ. d Condé). — D. Aus der Condéiſchen Linie, zweiten Hauptlinie der Bourbons, die von Ludwig I., erſtem Prinzen von Condé, abſtammt. Aus dem Aſte Bourbon-Condé leben a) Ludwig Heinrich Joſeph, Herzog von Bourbon, Sohn des 1818 verſtorbenen Herzogs Ludwig Joſeph von Bourbon, Prinzen von Condé (ſ. die eignen Art.) aus der erſten Ehe, geb. 1756, geſchiedener Gemahl der oben unter Orleans gedachten Louiſe Marie Thereſe Mathilde; b) die Schweſter, Louiſe Adelheid, Prinzeſſin von Condé, geb. den 5ten Oct. 1757, lebte in England in einem Kloſter zu Norfolk, war 1768 Äbtiſſin zu Remiremont, ging 1795 in ein Kloſter zu Turin, und ward im Dec. 1816 Vorſteherin der Schweſterſchaft in dem zu einem Kloſter umgeſchaffenen Tempelthurm zu Paris. (Von Carl Charolois, Prinz von Condé, leben noch zwei natürliche, aber legitimirte Töchter, von denen die eine, Charlotte Marg. Eliſ., als legitimirte Mademoiſelle de Bourbon, den jetzigen däniſchen Generalmajor, Grafen von Löwendahl, heirathete.) Von dem zweiten Aſte, Bourbon-Conty, ſtarb der letzte Zweig, Ludwig Franz Joſeph von Bourbon, Prinz von Conty, den 13ten März 1814. Indeß verlieh im Nov.

1815 Ludwig XVIII. den natürlichen Söhnen deſſelben, den HH. von Hattonville und von Removille, die Befugniß, den Namen und das Wappen von Bourbon-Conty zu führen. Vergl. die neue Folge dieſes Werkes. K.

Bourbon (Charles, Duc de), berühmt unter dem Namen Connetable von Bourbon, war ein Sohn Gilberts, Grafen von Montpenſier und Claras von Gonzaga. Geboren 1489, empfing er in ſeinem 25ſten J. von Franz I. das Schwert des Connetables. Stets auf dem gefährlichſten Poſten, trotzte er dem Tode mit einer Kaltblütigkeit, die ſeine Waffengefährten zur Bewunderung hinriß. Als Vicekönig von Mailand gewann er Aller Herzen durch Sanftmuth und Leutſeligkeit. Nichts gebrach ſeinem Glücke und ſeinem Ruhme; als eine Ungerechtigkeit, die ſein König ihm hätte erſparen ſollen, ihn Frankreich und ſeinen Pflichten raubte, und das Haus Bourbon in eine Ungunſt ſetzte, die bis zum Ende der Regierung Heinrichs III. fortdauerte. Sei es nun, daß die Herzogin von Angoulême, die Mutter Franz I., wie einige Schriftſteller ihr vorwerfen, für den jungen Connetable eine Liebe gefaßt hatte, deren Verſchmähung ſie nicht dulden konnte; ſei es, daß ſie, blos von Habſucht verleitet, die Beſitzungen Carls von Bourbon in Anſpruch nahm, und einen Prozeß darüber gegen ihn gewann; genug, ſie wollte eine förmliche Schenkung Ludwigs XII. umſtoßen. Der Connetable, aufgebracht, ſich ſeiner Güter durch die Mutter eines Königs beraubt zu ſehen, dem er bisher mit Eifer gedient hatte, gab den Vorſchlägen Gehör, welche ihm von Carl V. und dem Könige von England gemacht wurden. Er erfuhr das Schickſal Aller, die zu fremden Fürſten übergeben; wohl aufgenommen, ſo lange man ſeiner bedurfte, bewacht, um ſich ſeiner zu verſichern, der Verachtung der ſpaniſchen Granden, der Eiferſucht der Generale Carls V. preisgegeben, ohne Anhang an einem fremden Hofe, blieb ihm nichts als ſeine Tapferkeit und Reue; aber dieſe Tapferkeit reichte hin, ihm ein Heer zu geben und den Kaiſer zu einem ehrenvollen Betragen gegen ihn zu nöthigen. Er war bereits außerhalb Frankreich, als Franz I. ihm das Connetableſchwert und den Orden abfordern ließ; ſeine Antwort verräth den ganzen Schmerz ſeiner Seele: „Den Degen hat mir der König zu Valenciennes genommen, als er die Avantgarde, die mir gehörte, d'Alençon übergab; den Orden habe ich zu Cantelles gelaſſen, unter meinem Kopfkiſſen." Seine Flucht war ſchon ein Unglück für Frankreich, denn ſie hemmte Franz I., der nach Italien zu gehen im Begriff war. Zum General der kaiſerlichen Truppen ernannt, belagerte Bourbon zwar vergeblich Marſeille, trug aber zu der Niederlage bei Pavia bei. Als ſein König gefangen nach Madrid geführt worden war, ging er ſelbſt dahin, um nicht in dem Vergleiche der beiden Monarchen vergeſſen zu werden, deſſen Abſchluß aber Carl V. verzögerte. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr er, daß er auf das Wort des Kaiſers nicht rechnen dürfe, der ihm ſeine Schweſter zur Gemahlin verſprochen hatte. Gezwungen, ſeinen Unwillen zu verbergen, kehrte er nach Mailand zurück, behauptete Italien durch das Schrecken ſeiner Waffen, und machte ſich durch ſeine Macht ſelbſt dem Kaiſer verdächtig, der, um ihn zu ſchwächen, ihm Geld und andere Bedürfniſſe vorenthielt. Um die Auflöſung ſeines Heeres zu verhindern, führte es Bourbon zur Belagerung von Rom, deſſen Plünderung er ihm verſprach. Als er hier der erſte die Breſche beſtieg, ward er den 6ten Mai 1527 von einer Kugel getroffen, welche Benvenuto Cellini ab-

geſchoſſen zu haben behauptet, und ſtarb ohne Nachkommenſchaft im 38ſten J. ſeines Alters. Sein Leichnam ward nach Gaeta gebracht, wo ſeine Soldaten ihm ein prächtiges Grabmal errichteten, welches nachher zerſtört worden.

Bourbon, eine von Madagascar aus, als dieſes noch franz. bedeutende Niederlaſſungen hatte, 1642 (wie St. Domingo) von franz. Seeräubern zuerſt angebaute Inſel. Sie liegt im indiſchen Meere öſtlich Madagascar, von letzterer 80 deutſche Meilen entfernt. Die Portugieſen entdeckten ſie 1545. Doch hatte hier die franz. oſtindiſche Handelscompagnie ſchon 1634 eine Factorei gegründet. Dieſe Inſel, groß 112 □M., iſt ganz vulcaniſchen Urſprungs, im Innern voll Wälder mit einigen Wilden, die aus entlaufenen Sclaven ſich vermehren. Sie iſt das letzte Beſitzthum von allen vormaligen bedeutenden franzöſiſch oſtindiſchen Niederlaſſungen und ohne ſichere Rheede und Häfen, da Felſen, die wenig mit Waſſer bedeckt ſind, ſie faſt überall umgeben und deshalb bei aller dortigen Fruchtbarkeit des Bodens von der engliſchen Inſel Mauritius (vormals isle de France) abhängig. Die Inſel beſteht aus 2 vulcaniſchen Bergen, von denen der eine noch fortbrennt, und iſt ſehr reich an Quellen. Wo viel Waſſer und vulcaniſcher Sand in heißen Climaten zuſammentreffen, da folgt eine reiche Vegetation. Leben hier nun gleich an 90,000 Menſchen und darunter 20,000 Europäer und 5000 freie Neger, ſo iſt doch nur ein kleiner Theil der Küſte 1 Meile breit in Cultur, wiewohl die Luft wegen der Höhe der Lage (bis 4600 Fuß über das Meer erhebt ſich die nördliche Bergſpitze, les trois Salasses) und der Meerwinde nicht unmäßig heiß iſt. Alles, was Arabien, Indiens Continent und das aſiatiſche Inſelmeer zu erzeugen vermögen und ſelbſt das ſüdliche Europa, gedeiht hier oder könnte hier gedeihen. Als ſelbſtſtändig kann es nur durch ſeine Naturſchätze und ſeine faſt unzugängliche Lage betrachtet werden. Es ſcheint auch, daß die franz. Regierung künftig die Inſel nicht mehr als einen militäriſchen Poſten benutzen will; denn ſtatt eines ſtarken Militärs unterhält ſie dort wenig Beſatzung, hat aber zur Landesvertheidigung eine zahlreiche Miliz organiſirt, denn von Mauritius aus, das die Britten beſitzen, kann ſie in ihrer Communication mit Europa und Afrika durch Blokade leicht abgeſchnitten werden; indeß wird es nur darauf ankommen, daß die Einwohner es lernen, in ſolchem Falle ihre nothwendigen Bedürfniſſe zur Subſiſtenz aus ihrem reichen Boden ſich ſelbſt zu verſchaffen und ſich in der Zufuhr unabhängig zu ſtellen. Land genug iſt da, um Getreide und Mais zu liefern und das nahe Meer fiſchreich. Der Vulcan reinigt die Luft und ſein Feuer, weit leuchtend, dient den Seefahrern zum Pharus, der gefährlichen Inſel ohne Noth ſich nicht zu nähern. Die ſtarken Bergwaſſer machen die Höhen immer erdloſer, aber den Rand am Ufer eben daher immer fruchtbarer. Die Hauptausfuhr iſt Kaffee (über 7 Mill. Pfd.), Reiß, Taback, Gewürze, Indigo, Pfeffer, Harze, Kampfer, Zucker, Baumwolle, Cacao, Schlachtvieh, Holz und ſelbſt Weizen. St. Denys, ein Flecken, iſt der Hauptort der Inſel.

Bourdaloue (Louis), einer der berühmteſten Kanzelredner Frankreichs, geboren zu Bourges 1632, war 16 Jahr alt, als er in die Geſellſchaft Jeſu trat, wo er ſeine Studien vollendete. Seine Lehrer, die früh ſeine Talente erkannten, vertrauten ihm nach und nach den Lehrſtuhl der Humaniora, der Rhetorik, der Philoſophie

und der theologiſchen Moral. Nach dieſen verſchiedenen Ämtern beſtieg er 1669 die Kanzel, auf der er um ſo mehr glänzte, als er, ganz im Gegenſatze der geſchmackloſen und weitſchweifigen Prediger ſeiner Zeit, mit kraftvoller und ächt religiöſer Beredſamkeit die Leidenſchaften, Schwächen und Irrthümer der Menſchen bekämpfte. In jener Zeit des Ruhms und Glücks für Frankreich, wo man nur von den Siegen eines Turenne, von den Feſten zu Verſailles, von den Meiſterwerken Corneilles und Racines, von den Aufmunterungen aller Künſte und dem Fluge ſprechen hörte, den nach allen Seiten hin der menſchliche Geiſt nahm, trat Bourdaloue mitten unter dieſen Bezauberungen auf, und weit entfernt, die Wirkungen derſelben zu ſchwächen, erhöhten die Würde ſeines Worts und der Ernſt ſeiner Beredſamkeit vielmehr ihren Glanz. Ludwig XIV. rief ihn zuerſt im Advent 1670 an den Hof, und Bourdaloue fand ſo großen Beifall, daß er zu zehn verſchiedenenmalen an den Hof berufen ward, was eine große Seltenheit war. Nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ward er nach Languedoc geſchickt, um den Proteſtanten die Lehren des catholiſchen Glaubens anſchaulich zu machen, und es gelang ihm bei dieſem mißlichen Geſchäfte, die Würde ſeines Prieſteramts mit den heiligen Rechten der Menſchheit vollkommen zu vereinigen. In den letztern Jahren ſeines Lebens entſagte Bourdaloue der Kanzel, und widmete ſeine Sorgfalt Hoſpitälern, Gefängniſſen und frommen Anſtalten. Seine kraftvollen Reden und ſeine gefälligen Sitten verfehlten nie ihren Zweck. Er wußte ſtets ſeinen Vortrag dem Faſſungsvermögen derer anzupaſſen, denen er Rath und Troſt ertheilte. Einfach mit dem Einfachen, gelehrt mit dem Gelehrten, Dialektiker mit dem Geiſtlichen, ging er ſiegreich aus allen Verhältniſſen hervor, in welche ihn Nächſtenliebe, heiliger Eifer und die Pflichten ſeines Standes verſetzten. Von allen gleich geliebt, übte er eine Art von Herrſchaft über die Geiſter aus. Keine Rückſicht konnte ihn je der Freimüthigkeit und Rechtſchaffenheit ungetreu machen. Er ſtarb 1704 mitten unter der Ausübung ſeiner Pflichten. Bourdaloue iſt als der Reformator der Kanzel und der Gründer ächter religiöſer Beredſamkeit in Frankreich anzuſehen. Auch im Auslande ſind ſeine Reden durch Überſetzungen bekannt geworden, nd haben nden verdienten Beifall gefunden.

Bonrdeaux, ſ. Bordeaux.

Bourdonnaye (Bernard François Mahé de la), geb. 1696 zu St. Malo, wußte ſchon im 10ten Jahre das Steuerruder zu führen. Als Generalgouverneur von Iſle de France und Bourbon ſetzte er beide Beſitzungen in den blühendſten Zuſtand. In dem Kriege von 1741 faßte Bourdonnaye den Entſchluß, mit 9 kleinen Kriegsſchiffen von Bonrbon auszulaufen. Er griff das engliſche Geſchwader an, zerſtreute daſſelbe, und unternahm die Belagerung von Madras. Der Platz ergab ſich im Sept. 1746 und die Beſiegten zahlten ein Löſegeld von ungefähr 9 Millionen. Obgleich die Regierung den gemeſſenſten Befehl ertheilt hatte, keine Eroberung auf dem feſten Lande zu behaupten, und Bourdonnaye alſo, indem er dieſes Löſegeld annahm, nur jenem Befehle ſtreng nachgekommen war, ſo ward er dennoch beſchuldigt, dem Feinde ein zu geringes Löſegeld auferlegt zu haben. Der Generalgouverneur von Pondichery, Jean François Dupleix, erklärte nämlich die Capitulation für ungültig, bemächtigte ſich der Schiffe Bourdonnayes, und wollte dieſen ſogar ſelbſt verhaften laſſen. Ja, er erſtattete im Namen des Directoriums der indi-

ſchen Geſellſchaft über deſſen Benehmen einen ſo nachtheiligen Bericht nach Paris, daß Bourbonnaye zum Lohne ſeiner Thaten, als er dorthin zurückkehrte, in die Baſtille geſetzt wurde. Nachdem der Prozeß deſſelben vier Jahre gedauert hatte, ward endlich ſeine Unſchuld anerkannt, und mit der Freiheit erhielt er auch zugleich ſeine Würden wieder. Doch im J. 1754, eben als man angefangen hatte, auch ſeinem Todfeinde Dupleix den Prozeß zu machen, tödteten ihn der Gram und die Folgen der langen Gefangenſchaft. S. Labourdonnayes Leben, von Haſſe, in Niemeyers Biographen III.

Bourgogne (Louis, Duc de), geboren 1682 zu Verſailles, war der Sohn des Dauphins, des Sohns Ludwigs XIV. und der Prinzeſſin Anne von Baiern. Schon in ſeiner früheſten Jugend zeigte er ſich von einer furchtbaren Seite, und entwickelte offenbar Züge eines grauſamen Gemüths. Er war hartherzig, zornig, eigenſinnig bis zum Übermaße, leidenſchaftlich für alle Genüſſe, zur Grauſamkeit geneigt, und verſpottete ohne Schonung und mit ungewöhnlichem Scharfſinne die Lächerlichkeiten derjenigen, die in ſeiner Nähe waren, ſo wie ſeine Antworten, ſelbſt wenn er im Zorne war, ſtets mit Sicherheit das rechte Ziel trafen. So geſinnt war ſchon im 7ten Jahre der Prinz, deſſen Erziehung Fenelon, Fleury und Beauvilliers anvertraut wurde. Dieſe Männer waren allerdings im Stande, gegen ſo große Verwöhnungen anzukämpfen, wie ſie denn überhaupt alles anwandten, um, wo möglich, ſo verderbliche Neigungen eines Prinzen, der zum Regenten beſtimmt war, zum Guten zu führen. Aus dieſer Verwandlung ging ein liebenswürdiger, menſchlich geſinnter, beſcheidener Prinz hervor, der ſeinen Verpflichtungen oblag und ſie alle treulich erfüllte. 1697 heirathete er die Prinzeſſin Adelheid von Savoyen, deren liebenswürdige und geiſtvolle Eigenſchaften die Zierde des ganzen Hofes ausmachten, und welche ſtets von ihrem Gemahle mit der innigſten Zärtlichkeit geliebt wurde. 1699 ließ Ludwig XIV. zur militäriſchen Ausbildung ſeines Enkels ein Luſtlager bei Compiegne aufſchlagen, und ertheilte demſelben hernach 1702 den Befehl über das Heer in Flandern, welchen er unter dem Beiſtande des Marſchalls Bouflers führte, und wo er Gelegenheit fand, ſich in einem Cavalleriegefecht nahe bei Nimwegen durch Entſchloſſenheit und Muth ſehr zu ſeinem Vortheile auszuzeichnen. Hierauf erhielt er 1707 den Oberbefehl des Heers an den Grenzen Italiens, übernahm daſſelbe aber nicht, weil der Marſchall von Teſſé den Feind bereits gezwungen hatte, ſich nach Piemont zurückzuziehen. Nun aber ward der Prinz, und zwar unter den allerbedenklichſten Umſtänden, zum Oberbefehlshaber der Heere in Flandern ernannt und mit Verhaltungsbefehlen, welche ihn vom Herzoge von Vendome abhängig machten, Marlborough und dem Prinzen Eugen entgegengeſtellt. Die Mißverſtändniſſe, welche ſich gleich anfangs zwiſchen dem Prinzen und Vendome erhoben, zogen die traurigſten Folgen nach ſich. Ganz Frankreich klagte ihn laut als den Urheber der Unglücksfälle an, und gab dieſelben nicht blos ſeinem furchtſamen Charakter, ſondern auch insbeſondere ſeiner zu weit getriebenen Religioſität Schuld. Nichts deſto weniger ſchien es, als ob es dem Prinzen gelungen wäre, ſich im Betreff ſeiner Kriegsunternehmungen bei dem Könige zu rechtfertigen; Vendome hingegen, der ſich gegen den künftigen Thronfolger mit einer ſeltenen Unbeſcheidenheit benommen hatte, fiel in Ungnade, ward jedoch von der Gegenpartei, beſonders von dem Vater des Dauphin, der ſeinem Sohne die beſſere Erziehung nicht

verzeihen konnte, auf eine auffallende Weiſe begünſtigt. Kurz darauf, 1711 ward der Herzog von Bourgogne durch den Tod ſeines Vaters wirklicher Dauphin, und nun erſt fing er an, nachdem er den Zwang, in welchem er bis dahin gehalten, von ſich abgeworfen hatte, die Aufmerkſamkeit des ganzen Hofes auf ſich zu ziehen und ſich dergeſtalt das Zutrauen des Königs zu erwerben, daß dieſer, obgleich ſehr eiferſüchtig auf ſein Anſehen, ihn dennoch zum Reichsgehülfen annahm und allen ſeinen Miniſtern anbefahl, mit demſelben zu arbeiten. Ganz Frankreich erwartete von den Tugenden und den trefflichen Anlagen des Prinzen eine langerſehnte und dem Lande ſo erſprießliche Ruhe, als dieſer plötzlich am 18ten Febr. 1712 von einer unerklärbaren und plötzlichen Krankheit hinweggerafft wurde, nachdem ſechs Tage vorher ſeine Gemahlin und zwanzig Tage vorher ſein älteſter Sohn ein Opfer derſelben Krankheit geworden waren. In weniger als einem Jahre hatte Frankreich vier Dauphins geſehen, und ſogar der jüngſte Sohn des Herzogs von Bourgogne, nun der einzige Erbe des Throns, nachmals Ludwig XV., ſchwebte in der augenſcheinlichſten Gefahr. Die öffentliche Stimme klagte den Herzog von Orleans, nachmaligen Regenten von Frankreich, als den Urheber dieſer Unglücksfälle an, den jedoch Ludwig XIV. ſelbſt davon freiſprach.

Bourgogne, ſ. Burgund.

Bourgoin (Thereſe), ſ. Pariſer Theater.

Bourgoing (Jean François, Baron de), geb. zu Nevers um das J. 1735 und geſt. 1811 zu Carlsbad, als franz. Geſandter am dresdner Hofe, war ein in jeder Hinſicht ausgezeichneter, und allgemein wegen ſeines vortrefflichen Charakters und ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe geſchätzter Gelehrter. — Nachdem er die militäriſche Laufbahn, die er in ſeinen frühern Jahren betreten, verlaſſen hatte, widmete er ſich der Diplomatik und wurde zuerſt als Legations-ſecretär unter Montmorins Geſandtſchaft am Hofe zu Madrid angeſtellt. Hier lebte er neun Jahre, und erwarb ſich dadurch eine genaue Kenntniß von Spanien, wovon ſeine treffliche Reiſe in Spanien den redendſten Beweis gibt. Es ſind davon faſt in allen europäiſchen Sprachen Überſetzungen erſchienen. In der Folge ward er von Ludwig XVI. als bevollmächtigter Miniſter zu den Fürſten und Ständen des niederſächſiſchen Kreiſes nach Hamburg geſchickt, wo er den 1ſten April 1789 einen Handels- und Schifffahrts-Vertrag mit Hamburg abſchloß. Er erwarb ſich bei dieſer Sendung die Achtung und Liebe aller Hamburger. 1792 ging er als franzöſiſcher Geſandter an den ſpaniſchen Hof, hatte aber hier mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen. Erſt als Aranda dem Grafen von Florida Blanca im Miniſterium gefolgt war, ward er in ſeiner Eigenſchaft anerkannt. Beim Ausbruche des Kriegs zwiſchen Spanien und Frankreich ward Bourgoing zurückberufen, und lebte nun ohne öffentlichen Charakter zu Paris, wo er ſich den Wiſſenſchaften und der Herausgabe einer Zeitſchrift widmete. Endlich ward er nach der Revolution des 9ten Nov. 1799 (18ten Brumaire) der diplomatiſchen Laufbahn zurückgegeben, und am Ende des Jahrs als Botſchafter nach Kopenhagen geſchickt, von wo er 1801 in derſelben Eigenſchaft nach Stockholm ging. Auch hier, ſo wie in Kopenhagen, erwarb er ſich durch ſeine Tugenden und ſchätzbaren Kenntniſſe allgemeine Achtung, und ward Ehrenmitglied der ſchwediſchen Akademie der Maler und Bildhauerkunſt. Außer ſeiner trefflichen Beſchreibung von Spanien, gab er auch die Reiſe des

Herzogs von Chatelet nach Portugal heraus. Von ſeiner Kenntniß der deutſchen Sprache zeugen ſeine Überſetzungen von Batſch Botanik für Frauenzimmer, Archenholz Geſchichte der Flibuſtier und mehreren andern Schriften.

Bourignon (Antoinette) wurde 1616 zu Lille geboren, und kam ſo häßlich zur Welt, daß ihre Familie Rath unter ſich hielt, ob man nicht das Kind, gleich einem Ungeheuer, erſticken ſolle. Auch war ihr ſich frühzeitig ſehr glänzend entwickelnder Verſtand nicht vermögend, die Häßlichkeit ihrer Geſtalt in Vergeſſenheit zu bringen. Das Leſen myſtiſcher Bücher und der Geſchichte der erſten Chriſten erhitzte ihre Einbildungskraft ſo, daß ſie Erſcheinungen zu haben vorgab, und ſich berufen fühlte, den reinen, einfachen Geiſt des Evangeliums wiederherzuſtellen. In ihrem 20ſten Jahre wollte man ſie verheirathen: aber in dem Augenblicke, wo die Feierlichkeit vor ſich gehen ſollte, entfloh ſie in Mannskleidern. Durch die Vermittelung des Erzbiſchofs von Cambray kam ſie in das Kloſter des heiligen Simphorius, wo ſie ihre Meinungen verbreitete, einige Nonnen für dieſelben gewann, und ſich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei ſah. Eben wollte ſie mit ihren Jüngerinnen entfliehen, als der Beichtvater des Kloſters ihr Vorhaben entdeckte, und die Bourignon aus der Stadt jagen ließ. Nun durchſtreifte ſie das Land, und ward, als ihr die beträchtliche Erbſchaft ihres Vaters zugefallen war, zur Vorſteherin eines Hoſpitals zu Lille ernannt. Hier hatte ſie neue Erſcheinungen, und glaubte nichts als Zauberer und böſe Geiſter zu erblicken, wodurch ihr Kopf dergeſtalt in Verwirrung gerieth, daß die Polizei ihre Entfernung aus Lille bewirkte. Nun durchreiſte ſie Flandern, Brabant, und kam endlich nach Amſterdam, wo ſich damals viele Religionsneuerer aufhielten, und wo ſie deshalb anfangs einiges Aufſehen erregte. Ihr Haus diente allen Religionsſecten zum Verſammlungsorte, und es gab keine Thorheit, die nicht in demſelben ausgeübt wurde. Als ſie nun jedoch ihre religiöſen Träumereien auch auf die Politik übertragen wollte, ſtand ſie auf dem Puncte, verhaftet zu werden, fand aber Gelegenheit, nach Holſtein zu entfliehen. Dieſe herumirrende Lebensart mußte ſie nothwendig vielen Gefahren ausſetzen, ob ſie gleich behauptete, ein Gegenmittel gegen jede Art von Beleidigung zu beſitzen. Denn ſie war nicht allein an und für ſich ſehr keuſch, ſondern ſie glaubte auch denjenigen Perſonen, die ſich ihr näherten, die Keuſchheit ebenfalls mitzutheilen. Dies letztere wird man nach dem, was wir oben von ihren perſönlichen Reizen geſagt haben, leicht zu glauben geneigt ſein. Dennoch iſt es erwieſen, daß ſie zu verſchiedenenmalen die heftigſte Liebe eingeflößt hat. Schon im ſechzigſten Jahre, hatte ſie noch nichts von der Lebendigkeit und Thätigkeit ihres Geiſtes verloren. Noch einmal ſollte ſie die Aufmerkſamkeit der öffentlichen Gerichte auf ſich ziehen; ſie befand ſich nämlich auf der kleinen Inſel Nordſtrand an der Spitze einer ziemlich zahlreichen Religionsſecte, die ſich jedoch ſtreng verborgen hielt, als das Verbot an ſie erging, von der Druckerei, die ſie, um ihre eigenen Schriften zu drucken, in ihrem Hauſe hatte, Gebrauch zu machen. Da ſie keinen Gehorſam leiſtete, mußte ſie fort, indem ſie ihre Druckerei nebſt ihren Papieren auf einem Wagen mit ſich führte. Auch aus Hamburg ward ſie vertrieben, worauf ſie ſich nach Oſtfriesland begab, wo ſie der Baron von Lutzburg zur Vorſteherin eines Hoſpitals einſetzte. Aber auch hier wollte man ſie ihres unruhigen Geiſtes wegen nicht dulden, und ſie ſtarb endlich 1680

auf ihrer Rückreiſe nach Holland zu Franecker. Eine Sammlung ihrer Schriften, in 19 Bänden 8., iſt 1686 erſchienen.

Bourſault (Edme), geboren zu Muſſi-l'Eveque in Bourgogne 1638, wuchs ohne alle Erziehung auf, und kam 1651 nach Paris, ohne mehr als die Mundart ſeiner Provinz zu verſtehen. Hier lernte er franzöſiſch ſprechen und ſchreiben, und brachte es in kurzem ſo weit, daß man ihm den Auftrag gab, ein Buch für die Erziehung des Dauphins abzufaſſen. Dieſes Buch, betitelt la véritable Etude des Souverains, gefiel dem Könige dergeſtalt, daß er Bourſault zum Unterlehrer ſeines Sohnes ernannte. Bourſault ſchlug die Stelle aus, weil er kein Latein verſtehe. Aus demſelben Grunde wollte er nicht in die Akademie treten. In ſeiner Jugend hatte er eine Zeitung in Verſen unternommen, welche den König und den ganzen Hof ſehr beluſtigte, und ihm eine Penſion von 2000 Franken eintrug. Da er aber eines Tages ein luſtiges Abenteuer, das einem Capuciner begegnet war, zum Beſten gegeben hatte, bewirkte der Beichtvater der Königin, daß die Zeitung unterdrückt wurde, und ohne Schutz des großen Condé würde Bourſault ſelbſt in die Baſtille geſetzt worden ſein. Eine andere Zeitung wurde wegen zweier boshaften Verſe auf den König Wilhelm, mit dem man eben in Friedensunterhandlungen ſtand, ebenfalls unterdrückt. Glücklicher war er auf dem Theater. Mehrere ſeiner Stücke wurden mit dauerndem Beifalle gegeben, unter andern Esope à la ville und Esope à la cour, die noch jetzt zuweilen aufgeführt werden. Seine beiden Tragödien: Marie Stuart und Germanicus, ſind völlig vergeſſen. Bourſault hatte das Unglück, mit Molière und Boileau in Streit zu gerathen. Er machte eine abſcheuliche Kritik von der Ecole des femmes unter dem Titel: Le portrait du peintre; Molière züchtigte ihn dafür in ſeinem Impromtu de Versaille. Um ſich an Boileau zu rächen, der ihn in ſeinen Satyren verſpottet hatte, ſchrieb er ein Luſtſpiel unter dem Titel: Satyre des satyres, deſſen Aufführung aber Boileau verhinderte. Bourſault nahm in der Folge eine edlere Rache. Er hörte, daß Boileau ſich in den Bädern von Bourbonne in Geldverlegenheit befände, eilte zu ihm und nöthigte ihn, ein Darlehn von 200 Louisd'or anzunehmen. Dieſer, von einer ſolchen Großmuth gerührt, ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft, und ſtrich den Namen Bourſault aus ſeinen Satyren weg. Bourſault ſtarb zu Monluçon 1701.

Bouſſole heißt die Magnetnadel mit ihrem Gehäuſe, und der auf ſelbigem angebrachten Gradeintheilung (ſ. **Compaß**). Auch verſteht man darunter eine ganze, zu Winkelmeſſungen beſtimmte Geräthſchaft, worin die Bouſſole einen Haupttheil ausmacht, und gemeiniglich mit einem Diopterlineale verſehen iſt.

Boxen iſt eine eigene Art von Fauſtkampf, die zu den Volkseigenthümlichkeiten der Engländer gehört. Es gibt eigene Boxer, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen, und für Bezahlung theils die Fehden anderer ausfechten, theils ſich unter einander in einem Kreiſe von Zuſchauern bekämpfen. Die Boxkunſt beſteht in der Fertigkeit, ſich ſelbſt zu decken und dem Gegner Stöße, beſonders auf den Unterleib, mit der Fauſt beizubringen. Sie hat gewiſſe Regeln und Gebräuche, die allgemein beobachtet werden. So lange z. B. der Eine auf der Erde liegt, darf ihn der Andere nicht ſchlagen. Gewöhnlich ſind die Kämpfer bis auf die Hüften entkleidet.

Derjenige, der zuerſt den Wunſch erklärt, aufhören zu wollen, iſt der Überwundene.

Boydell (John), geboren 1730, verdient einen Platz in der Kunſtgeſchichte Englands, wegen des Einfluſſes, den ſeine großen Unternehmungen auf die Fortſchritte der Künſte in dieſem Lande gehabt haben. Die wichtigſte iſt ohne Zweifel ſeine Gallerie Shakſpeare's, für die er alle große Maler und Kupferſtecher ſeiner Zeit arbeiten ließ, und ſehr bedeutende Summen darauf verwandte. Er gab außerdem viele andere Sammlungen von Kupferſtichen heraus, unter welchen ſich die Gallerie Houghtons auszeichnet, welche die Kaiſerin Catharina an ſich kaufte. Man verdankt ihm ferner ein Buch von hohem Intereſſe, unter dem Titel: Liber veritatis, welches aus einem Facſimile des köſtlichen Bandes beſteht, in welchem Claude Lorrain zum Andenken Zeichnungen von allen ſeinen Gemälden niederlegte, und deſſen Original der Herzog von Devonſhire beſitzt. Endlich führen wir noch an ſeine Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England, 6 Vol. (von denen die beiden erſten Bände trefflich ſind). Boydell genoß der höchſten Achtung, war Sheriff und Lord-Mayor. Er ſtarb 1804.

Boyeldieu, (A.), einer der beliebteſten franz. Componiſten der neuern Zeit, deſſen Opern größtentheils auch in Deutſchland mit vielem Beifall gehört worden ſind oder es noch werden. Er iſt 1775 geboren, und ſchon früh entwickelte er ausgezeichnete muſikaliſche Anlagen. Seine Romanzen-Compoſitionen und ſein eigener Vortrag derſelben machten ihn zuerſt bekannt. 1803 nahm er den Ruf als Capellmeiſter der kaiſerlichen Oper in Petersburg an, und componirte hier mehrere ſeiner beliebteſten Opern, wie Aline, Telemach u. a. 1811 kam er nach Paris zurück, wo er ſeitdem fortdauernd mit Compoſitionen für die große und für die komiſche Oper beſchäftigt iſt. Wir nennen von dieſen noch: Johann von Paris, und den Kalif von Bagdad, als ſolche, die auch in Deutſchland großes Glück gemacht haben.

Boyle (Robert), ein berühmter engliſcher Philoſoph, geboren zu Lismore in Irland 1626. Schon 1638 ging er unter der Leitung eines verſtändigen unterrichteten Mannes nach Genf, wo er ſeine Studien mehrere Jahre lang fortſetzte. 1641 reiſte er nach Italien, wo er jedoch nicht lange verweilte. 1642 befand er ſich in Marſeille, als er durch den Ausbruch der Rebellion in Irland in Geldverlegenheit gerieth, die ihm erſt 1644 nach England zurückzukehren erlaubte. Inzwiſchen hatte ihn der Tod ſeines Vaters in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens geſetzt. Er zog ſich auf ein Landgut in Stalbridge zurück, wo er ſich eifrig mit den Wiſſenſchaften, beſonders mit der Phyſik und Chemie, beſchäftigte. Er war eins der erſten Mitglieder einer gelehrten Geſellſchaft, welche ſich 1645 bildete, und anfangs unter dem Namen eines philoſophiſchen Collegiums ihre Verſammlungen hielt, vor den bürgerlichen Unruhen nach Oxford flüchtete, und nach der Wiederherſtellung der Regierung von Carl II. unter den Namen der königlichen Geſellſchaft beſtätigt wurde. Robert Boyle beſchäftigte ſich während ſeines Aufenthalts zu Oxford mit der Vervollkommnung der Luftpumpe. Wie Baco hielt er den Weg der Erfahrung für den einzig zuverläſſigen, um die Wahrheit zu finden. Er geſtand der Materie nur rein mechaniſche Eigenſchaften zu. Jedes Jahr ſeines Lebens ward durch neue Verſuche, Irrthümer zu vernichten und zu allgemeinern Wahrheiten zu führen, bezeichnet.

Ihm verdankt man die erſte genaue Kenntniß von der Einſaugung der Luft bei den Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme des Gewichts der Metallkalke. Im Allgemeinen iſt er der erſte Führer derer, welche die chemiſchen Erſcheinungen der Luft ſtudirten, der Vorläufer eines Mayow, Hales, Cavendiſh und Prieſtley geweſen. Er war eben ſo thätig für die Religion als für die Philoſophie, und entwickelte dabei Geiſtesfähigkeiten, die ſelten vereint gefunden werden. In allen ſeinen philoſophiſchen Arbeiten zeigte er einen geraden, methodiſchen, nur auf die Erfahrung fußenden Geiſt. Dabei aber beſaß er eine lebhafte, bewegliche, zu überſpannten Ideen hingezogene Phantaſie, welche in ſeiner frühern Jugend durch das Leſen des Amadis von Gallien auf eine Weiſe geweckt worden war, daß der Einfluß davon ſtets ſichtbar blieb. Schon von Natur war Boyle zur Schwermuth geneigt, und dieſe Stimmung ward durch mehrere Ereigniſſe noch vermehrt. Beſonders machten der Anblick der großen Karthauſe zu Grenoble, die Wildheit der Gegend, ſo wie das ſtrenge einſiedleriſche Leben der Geiſtlichen daſelbſt einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Teufel, ſo ſagt er ſelbſt, habe, ſeine tiefe Schwermuth benutzend, ſeine Seele mit Schrecken erfüllt, und ihm Zweifel gegen einige Hauptlehren der Religion eingeflößt. Dieſer Zuſtand war ihm ſo unerträglich, daß er verſucht ward, durch einen freiwilligen Tod ſich davon zu befreien. Nur die Furcht vor der Hölle hinderte ihn daran. Indem er ſich im Glauben zu ſtärken ſuchte, fand er die bis auf ihn erſchienenen Schriften zur Vertheidigung der Religion für ſeinen Geiſt nicht hinreichend. Um ſelbſt die Werke in der Urſchrift kennen zu lernen, welche die Grundlage derſelben ſind, unternahm er das Studium der orientaliſchen Sprachen, und verband ſich mit Pococke, Thomas Hyde, Samuel Clarke, Thomas Berlow u. ſ. w. Das Ergebniß dieſer Studien war eine Überzeugung, die ſich theils in theologiſchen Schriften, theils in wohlthätigen und großmüthigen Handlungen äußerte. Er ſtiftete öffentliche Lehrſtunden, um neue Beweiſe für die Lehrſätze der chriſtlichen Religion vorzutragen, und dieſer Stiftung verdanken wir die ſchönen Reden Samuel Clarkes über das Daſein Gottes. Er beförderte die Miſſionsanſtalten in Indien, und ließ die Bibel auf ſeine Koſten ins Irländiſche und Galliſche überſetzen und drucken. Mit ſeinen religiöſen Grundſätzen verband er die reinſten Sitten, eine ſeltene Beſcheidenheit, Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit. Er ſtarb zu London 1691, und ward in der Weſtminſterabtei beerdigt.

Verzeichniß
der in dieſem Bande enthaltenen Artikel.

A.

A. Seite	1
Aachen	—
Aachner Friede, ſ. Friedensſchlüſſe	8
Aakus	—
Aargau	—
Abbas, Abbaſſiden, ſ. Kalif, Kalifat	—
Abbé	—
Abbilden	—
Abbreviatoren	4
Abbt (Thomas)	—
Abbeichen	—
Abdera	—
Abdomen, Abdominalmuskeln	5
Abdruck	—
Abel	—
Abelard (Peter)	—
Abellagium	8
Abend (Weſten)	—
Abendpunct	—
Abendmahl	—
Abendmahlsgerichte, ſ. Ordalien	10
Abendſtern, ſ. Hesperus und Planeten	—
Abensberg	—
Abenteuerlich	—
Aberglaube	12
Aberli (Joh. Lud.)	—
Aberwitz	—
Abformen, ſ. Abguß	13
Abgaben, Auflagen, Steuern	—
Abgötterei	16
Abguß	17
Abintestato	18
Abirrung des Lichts	—
Abklatſchen	19
Ablaß (Indulgenz)	—
Ablauf, Ablaufen	20
Ablegaten	—
Ablegen, Abſenken	—
Abnorm, Abnormitäten	—
Abo Seite	20
Aborigines	21
Abplattung der Erde	—
Abprotzen, ſ. Kanone	—
Abraham	—
Abraham a Sancta Clara	22
Abrahamiten (böhmiſche Deiſten)	23
Abſchnitt	—
Abſicht	—
Abſolut	—
Abſolutorium	24
Abſonderungsvermögen, ſ. Abſtract	—
Abſorbentia	—
Abſtammung des Menſchengeſchlechts	—
Abſtand	25
Abſteigende Linie	—
Abſteigung (descensio)	—
Abſtract, Abſtraction	26
Abſtrebe-, Centrifugalkraft	—
Abſtufung	—
Abt	—
Abtakeln	28
Abukir	—
Abulfeda	29
Abweichung	30
Abweſenheit	—
Abyſſinien, ſ. Afrika und Habeſch	—
Abzehrung, ſ. Atrophie	—
Abzugsrecht	—
Acapulco	31
Acatholici	32
Accent	—
Acceptant	33
Acceſſit	—
Accidens, Accidentell, Accidentia	—
Acciſe	34
Accommodation	—

Accompagnement, ſ. Begleitung . . . . . Seite 35
Accord (ſchöne Künſte) . . —
Accord (in Concursſachen), ſ. Falliment . . . . . —
Accouchement, Accoucheur, ſ. Geburtshülfe . . . . —
Achäer, Achaja . . . . . —
Achat 36
Achelous . . . . —
Achenwall (G.) . . . . . —
Acheron 37
Achilles . . . . —
Achilles Tatius 39
Achmet III. . . . . . . —
Achromatiſch . . . . . . —
Acht . . . . —
Acidum, ſ. Säure . . . . —
Acker . . . . —
Ackerbau 40
Ackermann (C.) 43
Ackermann (R.) . . . . . —
Acre, Akka 45
Acroſtichon 46
Act . . . . —
Actie, Actionär . . . . . —
Action . . . . —
Activ und Paſſiv 47
Actium . . . . —
Activhandel, Activſchuld . . —
Acton (J.) . . . . —
Acuſtik 48
Acutus, ſ. Accent 49
Adagio . . . . —
Adam . . . . —
Adam (L. S., R. S. u. F. S.) —
Adamianer, Adamiten . . . 50
Adams (J.) 51
Adams (S.) 52
Adams (J. S.) . . . . . . —
Adamberger (Maria A.) . . 53
Adamsapfel . . . . —
Adanſon (M.) . . . . . . —
Adäquat 54
Addington (H.) . . . . . —
Addiren, ſ. Addition . . . 55
Addiſſon (J.) . . . . . . —
Addition 57
Adel . . . . —
Adelung (J. Chr.) 62
Adept, ſ. Alchymie 63
Aderlaß . . . . —
Adern 65
Ades, Hades, ſ. Pluto . . . 68
Adhäſion . . . . . Seite 68
Ädilen 69
Adiaphora . . . . —
Adjectiv . . . . —
Adjuſtiren 70
Adjuſtirwage . . . . . . —
Adjutant . . . . —
Adler . . . . —
Adlerzange 71
Admet, ſ. Alceſte . . . . —
Admiral, Admiralsflagge, Admiralſchiff, Admiralität oder Admiralitätscollegium, Admiralſchaft . . . . . —
Adolph von Naſſau 72
Adonis . . . . —
Adoniſch 73
Adoption . . . . —
Adraſtea . . . . —
Adriatiſches Meer 74
Adrogation, ſ. Adoption . . —
Adſtringentia . . . . . . —
Advent . . . . —
Adverbium, Adverbialiſch . . —
Advocat . . . . —
Adraſt 75
Aërodynamik 76
Aërolithen . . . . —
Aëromantie, Aërometrie, Aëronautik . . . . —
Aëroſtat . . . . —
Aëroſtatik 79
Affect . . . . —
Affectation 80
Affiliiren, Affiliation, Affiliirte —
Affinität . . . . —
Affry (L. A. Ph. Graf von) —
Afghanen 81
Afranius . . . . —
Afrika . . . . —
Afterkegel 85
Aga . . . . —
Agamemnon 85
Aganippe . . . . —
Agapen, ſ. Liebesmahle . . —
Agathodämon . . . . . . —
Agathon . . . . —
Agende, ſ. Kirchenagende . . —
Agent, ſ. Geſandte . . . . —
Ageria, ſ. Egeria . . . . —
Ageſilaus 87
Ägeus . . . . —
Aggregat, Aggregatzuſtand . —
Ägide . . . . —

Ägina . . . Seite 88
Äginetiſche Kunſt u. Kunſtwerke —
Agio 90
Agiotage —
Agiotirer 91
Ägiſthus, ſ. Agamemnon —
Aglaja —
Aglar, ſ. Aquileja —
Agnaten —
Agnes Sorel —
Agneſi (Maria G. u. M. Th.) —
Agnition 92
Agnus Dei 93
Agon, Agonie —
Agrariſche Geſetze —
Agreſt —
Agricola (Gnej. J.) —
Agriculturſyſtem, ſ. Phyſiokratiſches Syſtem —
Agrippa (Marc. Vipſ.) —
Agrippina 94
Ägypten und Ägypter —
Ägypten (Landung und Feldzug der Franzoſen in) 102
Ahnen 107
Ahnung 108
Ahriman, ſ. Dämon —
Aiguillon —
Aiſſé (Mlle.) 109
Ajaccio —
Ajar —
A jour faſſen 110
Akademie —
Akademie, ſ. Plato und Neuplatoniker 116
Akbar (Mohammed) —
Akenſide (Mark) 117
Akoluthen —
Akridophagen, ſ. Heuſchrecken —
Alabaſter —
Alamanni (L.) —
Alarich 118
Alaun 119
Alba (Herzog von) 120
Albalonga 121
Albani (Franc.) —
Albani (Familie) —
Albanien —
Alberoni (G.) 123
Albert der Große, Albertiſten 124
Albigenſer —
Albini (Freiherr von) 125
Albinos, ſ. Kakerlaken 126
Albinus (B. S. und Chr. B.) —
Albion . . . Seite 127
Alboin —
Albrecht I. } Herzoge v. Öſterreich —
Albrecht II. } 129
Albrechtsberger (J. G.) 130
Albuera —
Albuquerque (A. von) —
Alcalde 131
Alcäus —
Alceſte 132
Alchymie —
Alcibiades 134
Alcides 137
Alcudia (Don Man. und Don Louis de Godoy, Herz. v.) —
Alcuinus 140
Aldobrandini —
Aldus, ſ. Manutius —
Ale —
Alekto —
Alemannen —
Alembert (Jean-le-Rond d') 141
Aleppo 143
Aleuten —
Alexander der Große 144
Alexander Newski 149
Alexander VI. (Papſt) —
Alexander I. (von Rußland) 150
Alexandersbad 155
Alexandria 156
Alexandriner 157
Alexandriniſches Zeitalter —
Alexianer, ſ. Brüderſchaften 158
Alfieri (Graf Vittorio) —
Alfred der Große 161
Algarotti (Franc. Graf) 162
Algebra 163
Algier, ſ. Barbaresken 164
Alianus (Cl.) —
Alibi —
Alicante —
Aliquot —
Alkali, Alkalimeter, Alkaliſirung, Alkalität 165
Alkamenes, ſ. Bildhauer der Griechen —
Alkman 166
Alkmäon —
Alkmar (Heinr. v.), ſ. Reineke der Fuchs —
Alkmene —
Alkohol, Alkoholometer —
Alkoran, ſ. Koran —
Alla Breve —

Allah . . . Seite 166
Alle für Einen und Einer für Alle . . . 167
Allegorie . . . —
Allegri (G.) . . . 171
Allegro . . . 172
Allemande . . . —
Allerchriſtlichſte Majeſtät, Allergetreueſte Maj., Allerheiligſter Vater . . . —
Allerheiligſtes . . . —
Allianz . . . —
Alligation, Alligationsrechnung 174
Alliteration . . . —
Allodium . . . 175
Allrunen, Alraunen . . . —
Alluvionsrecht . . . 176
Almanach, ſ. Calender . . . —
Al marco . . . —
Almeida . . . —
Almoſen . . . —
Aloiden . . . 177
Alp, Alpdrücken . . . —
Alpen . . . —
Al pari . . . 178
Alphabet, ſ. Schrift . . . 179
Alpheus . . . —
Alphons III. . . . —
Alphons X. . . . —
Alt (Muſik) . . . 180
Altar . . . —
Altenburg . . . 181
Alter . . . —
Alterniren, Alternative . . . 185
Alter Styl . . . —
Alterthümer . . . —
Althäa . . . 186
Altmexico, ſ. Mexico . . . —
Altona . . . —
Altranſtädter Friede . . . 188
Alxinger (J. B. von) . . . —
Amadeiſten, ſ. Franciscaner . . . —
Amadis . . . —
Amalgama . . . 190
Amalia (Anna) . . . 191
Amalthea . . . 192
Amaranth . . . —
Amathus . . . —
Amazonen . . . —
Ambaſſadeur, ſ. Geſandte . . . 193
Amboina, ſ. Gewürzinſeln . . . —
Ambra . . . —
Ambroſia, ſ. Götterſpeiſe . . . —
Ambroſius (der Heilige) . . . —
Amerigo Vespucci . Seite 194
Amerika . . . 195
Amethyſt . . . 197
Ameublement, ſ. Verzierungskunſt . . . 198
Amianth . . . —
Amiens . . . —
Ämilius (Paulus) . . . —
Amiot (Pater) . . . 199
Amman . . . —
Ammianus Marcellinus . . . —
Ammon, Ammonshorn . . . —
Ammoniak, ſ. Salmiak . . . 200
Amneſtie . . . —
Amor . . . —
Amortiſiren, Amortiſationsfond —
Amphiaräus . . . 202
Amphibie, Amphibiolithen . . . —
Amphibolie . . . 203
Amphibrachys, ſ. Rhythmus . . . —
Amphimacer, ſ. Rhythmus . . . —
Amphiktyonengericht . . . —
Amphion . . . —
Amphitheater . . . 204
Amphitrite . . . —
Amphitruo oder Amphitryo . . . —
Amputation . . . —
Amſterdam . . . 205
Amulet . . . 208
Ana . . . 209
Anabaptiſten, ſ. Wiedertäufer —
Anacharſis . . . —
Anachoret . . . —
Anachronism . . . —
Anadyomene . . . —
Anagramm . . . 210
Anaklaſis, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen . . . —
Anakreon . . . —
Anakruſis . . . 211
Analecten . . . —
Analogie . . . —
Analyſis . . . —
Anamorphoſe . . . 212
Ananas . . . —
Anapäſt, ſ. Rhythmus . . . —
Anarchie . . . —
Anathema . . . —
Anatomie . . . —
Anatomie der Pflanzen, ſ. Pflanzenanatomie . . . —
Anaxagoras . . . 214
Anaximenes . . . 215
Anaximander . . . —

Anbruch . . . . Seite 216
Ancillon (J. P. F.) . . . . —
Anchiſes 217
Andante . . . . —
Andreä (J. V.) . . . . . —
Andreas (der Heilige) . . 218
Andrieux (F. G. J. S.) . . —
Andromache . . . . . —
Andromeda . . . . . —
Äneas 219
Äneas Sylvius, ſ. Äneas und Piccolomini 220
Anekdote, Anekdotenkrämer, Anekdotenjäger . . . —
Anemoſkop oder Anemotograph —
Aneſidemus . . . —
Aneorisma . . —
Anfoſſi (P.) . . . 221
Angarien . . . 222
Angeln . . —
Angelo (M.) Buonarotti . —
Angenehm . . 224
Angiologie . —
Anglaiſe . —
Anglicaniſche Kirche . . —
Angoulème (Louis A. de Bourbon, Duc d') . . 225
Angoulème (Marie Th. Ch., Ducheſſe d') . . 227
Angriff . . 228
Anhalt . . 229
Ankarſtröm (J. J.) . . 231
Anker . . —
Anlage . . 232
Anlauf, ſ. Ablauf . . —
Anleihen . . —
Anmuth, ſ. Grazie . . 233
Anna, Königin von England —
Anna Iwanowna, Kaiſerin v. Rußland . . 235
Annaberg . . —
Annaten . . 236
Annomination . . —
Annuitäten . . —
Annunciaden, ſ. Franciscaner 237
Anodyna . . —
Anomalie . . 238
Anordnung . . —
Anorganiſch . . 239
Anquetil du Perron . . —
Anſatz . . 240
Anſchauung . . —
Anſchauungslehre . . 241
Anſchubbe . . 242
Anſon (G.) . . Seite 242
Anſpach . . 243
Anſpielung . . —
Anſtand . . 244
Anſteckung, ſ. Einflüſſe und Epidemie . . —
Antal . . —
Antäus . . —
Antediluvianiſch . . —
Antenor . . —
Anteros . . 245
Anthologie (griechiſche) . . —
Anthropognoſie . . —
Anthropolithen . . 246
Anthropologie . . —
Anthropomorphismus, ſ. Abgötterei . . —
Anthropomorphiten oder Audianer . . —
Antibacchius, ſ. Rhythmus . —
Anticaglia, ſ. Antik . —
Antigone . —
Antigonus . —
Antik, Antike . . 247
Antillen . . 252
Antimonium, ſ. Spießglas . 253
Antinomie . —
Antinous . —
Antiochia oder Antiochien . 254
Antiochus — Soter — der Große — Epiphanes . . —
Antiope . . 255
Antipater . . —
Antipathie . —
Antiphlogiſtiſche Chemie, ſ. Chemie . . 256
Antiphonia . —
Antiphraſis . —
Antipoden, ſ. Gegenfüßler . —
Antiqua . —
Antiquare . —
Antiquitäten, ſ. Alterthümer 257
Antiſpaſt, ſ. Rhythmus . —
Antiſthenes . —
Antitheſe . —
Antitrinitarier . —
Antoinette (Marie, Königin von Frankreich) . . 258
Antoninus Pius . . 261
Antoninus (Marcus Aurelius) 262
Antonius (Marcus) . . 263
Antonius der Heilige . . 266
Antraigues (Eman. Louis, Graf d') . . 267

Antwerpen . . . . . Seite 268
Anubis 269
Anville (Jean Bapt. d') . . —
Anwurf 270
Anziehung . . . . —
Äolier 271
Äolsharfe . . . . —
Äolus . . . . —
Äon 272
Apanage . . . . —
Apathie . . . . —
Apel (Auguſt) . . . . . —
Apellanten, ſ. Unigenitus . 273
Apelles . . . . —
Apenninen 275
Apertur . . . . —
Aphrodite, Aphrodiſia . . . —
Apicius . . . . —
Apis . . . . —
Apokalypſe 276
Apodiktiſch, Apodiktiſcher Imperativ . . . . —
Apokryphiſche Bücher . . . —
Apollo 277
Apollodor 278
Apollodor von Athen . . . —
Apollonius . . . . —
Apolog, ſ. Fabel 280
Apophthegma . . . . . . —
Apoplexie, ſ. Schlagfluß . . —
Apoſtaſie . . . . —
Apoſtel . . . . —
Apoſtelbrüder, Apoſtelorden . —
A posteriori, ſ. A priori . —
Apoſtoliſch . . . . —
Apoſtool, Apoſtoolen, ſ. Wiedertäufer 281
Apoſtroph . . . . —
Apoſtrophe . . . . —
Apothekerkunſt . . . . . —
Apotheoſe 284
Appell 285
Appellation . . . . . . —
Appian . . . . —
Appiani (Andrea) . . . . —
Appiſche Straße 286
Appius Claudius . . . . . —
Applicatur, ſ. Fingerſetzung . 287
Approchen, ſ. Laufgraben . . —
April . . . . —
A priori 288
Apſiden . . . . —
Apulejus (Lucius) . . . . —
Aquäduct 289
Aquamarin, ſ. Beryll . Seite 289
Aquarell . . . . —
Aqua Tinta . . . . —
Aqua Tofana 290
Äquator . . . . —
Aquaviva 291
Aquileja . . . . —
Äquinoctialſtürme . . . . —
Äquinoctium . . . . . . —
Aquitanien 292
Aquivoca, ſ. Analogie . . . —
Arabeske, ſ. Groteske . . . —
Arabien, Araber . . . . . —
Arabiſche Literatur und Sprache 295
Arabiſches Meer, Arabiſcher Meerbuſen 300
Arachne . . . . —
Arachnologie oder Araneologie —
Aragon 301
Arak oder Rak . . . . . —
Aranda (Don Pedro, Graf v.) —
Aräometer . . . . —
Ararat 302
Aratus . . . . —
Arbeit . . . . —
Arbeitshäuſer 303
Arbeitslohn . . . . —
Arbela 304
Arbitrage . . . . —
Arc (Jeanne d'), ſ. Jeanne d'Arc 305
Arcade, ſ. Bogenſtellung . . —
Arcanum . . . . —
Arceſilaus . . . . —
Archaismus . . . . —
Archäologie . . . . —
Archenholz (J. W. von) . . 307
Archi (Archidux ꝛc.) . . . 308
Archilochus 309
Archimedes . . . . —
Archipelagus 310
Architektonik, Architektur, ſ. Baukunſt . . . . —
Architrav, ſ. Säule . . . . —
Archonten . . . . —
Archytas 311
Arçon (von) . . . . . . —
Are . . . . —
Äre . . . . —
Arelat, Arelatiſches Reich . . —
Arena, ſ. Amphitheater . . . —
Areopagus . . . . —
Ares, ſ. Mars 312
Arethuſa . . . . —

Aretin (Adam — Chriſtoph von) . . . . Seite 312
Aretino (Pietro) 313
Argand'ſche Lampe 315
Argens (J. B. Marquis d') —
Argent haché 316
Argo, ſ. Argonauten . . . —
Argolis, Argolia, Argos . . —
Argonauten . . . . —
Argos, ſ. Argolis 319
Argus . . . . —
Aria . . . . —
Ariadne . . . . —
Arianer 320
Aridäus 321
Arie, Ariette . . . . . . —
Ariman, ſ. Ahriman . . . —
Arimaſpen . . . . —
Arion . . . . —
Arioſo 322
Arioſto (Lodovico) . . . . —
Ariſtäus 323
Ariſtarch von Alexandrien — von Samos 324
Ariſtides. — Ariſtides Rhetor —
Ariſtipp 325
Ariſtokratie, Ariſtokratismus . 326
Ariſtomenes 327
Ariſtophanes . . . . . . —
Ariſtoteles 328
Aritmetik, Arithmomantie . 330
Arius, ſ. Arianer 331
Arkadien . . . . —
Arkadier (Akademie der) . . —
Arkwright (Sir Richard) . . —
Arlay 333
Armada . . . . —
Armbruſt . . . . —
Arme von Lyon, ſ. Waldenſer —
Armee, ſ. Heere (ſtehende) . —
Armenien . . . .
Armenweſen 335
Armfelt (Guſtav Moritz, Graf von) 337
Arminianer, ſ. Remonſtranten 338
Arminius, ſ. Hermann . . . —
Armorica . . . . —
Armuth . . . . —
Arnaud (F. Th. d') . . . —
Arnault 339
Arnauten, oder Albaneſen, Albanien . . . . . . —
Arnd (Johann) 340
Arndt (E. M.) . . . . . —
Arnold von Brescia . . Seite 341
Arnold (Joh.) . . . . . —
Arnoldiſten, ſ. Arnold von Brescia 342
Arrende . . . . —
Arria . . . . —
Arriergarde . . . . . —
Arrighi, Herzog von Padua . —
Arroſiren 343
Arſenik . . . . —
Arſinoe, ſ. Alkmäon . . . —
Arſis, ſ. Rhythmus . . . —
Artaxerxes Longimanus — Mnemon — Ochus . . . —
Artemidorus 344
Artemis, ſ. Diana . . . —
Artemiſia . . . . . . —
Arterien, ſ. Adern . . . —
Arthritiſch . . . . . . —
Arthur, ſ. Tafelrunde . . 346
Artikel . . . . —
Artillerie . . . . . . —
Artois (C. Phil. Graf v.) . 347
Arundelianiſche Marmor, ſ. Marmorchronik 348
Aruſper . . . . —
Arzneikunde . . . . . —
Arzt 351
As 353
Asbeſt 354
Ascanien, ſ. Anhalt . . . 355
Aſcanius . . . . —
Aſcendenten, ſ. Aufſteigende Linie . . . . . . —
Aſcenſion, ſ. Aufſteigung . . —
Aſceten . . . . —
Aſche . . . . —
Aſchenkrug 356
Aſchermittwoche . . . . —
Äſchines der Redner — der Philoſoph . . . . . —
Äſchylus . . . . —
Aſen, ſ. Nornen 357
Aſien . . . . —
Aſklepiadeiſche Verſe . . . 363
Äſkulap . . . . —
Asmodi 364
Äſop . . . . —
Aſopus . . . . —
Aſow . . . . —
Aſpaſia 365
Aſpecte . . . . —
Aſpern 366
Aſphyrie 367

Aſſas (Nic., Cheval. d') Seite 367
Aſſaſſinen, ſ. Ismaeliten —
Aſſecuranz —
Aſſiento 368
Aſſignat —
Aſſimilation 369
Aſſiſengericht —
Aſſociation der Ideen —
Aſſonanz 370
Aſſyrien 371
Aſt —
Aſtarte —
Aſteriscus —
Aſthenie —
Äſthetik 372
Äſthetiſch 376
Aſträa —
Aſtrachan 377
Aſtrognoſie —
Aſtrolabium —
Aſtrologie 378
Aſtronomie —
Aſyl 386
Aſymptote 387
Atalanta —
Ate —
Athalia —
Athamas 388
Athanaſius (der Heilige) —
Atheismus 390
Athen 391
Athene, ſ. Minerva 395
Äther —
Äthiopier —
Äthiopiſcher Ocean —
Athleten —
Athletik, ſ. Gymnaſtik 396
Athmen —
Athos —
Äthra 397
Ätiologie, ſ. Pathologie —
Atlanten —
Atlantis —
Atlas —
Atlantiſches Meer —
Atmometer 398
Atmoſphäre —
Atmoſphäriſche Luft, ſ. Gasarten 399
Atmoſphärologie —
Ätna —
Ätolien —
Atomen 400
Atonie —
Atreus Seite 400
Atriden, ſ. Agamemnon —
Atrophie —
Atropos 402
Attentat —
Attika —
Attika (Baukunſt) 405
Attila —
Attitüde 407
Attraction, ſ. Anziehung 410
Attribut —
Atys — Liebling der Cybele — Sohn des Kröſus 414
Ätzkraft —
Ätzkunſt, ſ. Kupferſtecherkunſt —
Ätzſtein —
Aubaine (Droit d') —
Aubri de Montdidier 415
Auckland (William, Baron) —
Audäus, Audianer, ſ. Anthropomorphismus 416
Audebert (Jean Baptiſte) —
Auditeur —
Auerſtädt (Schlacht bei) 417
Auferſtehung —
Auffordern —
Aufgang der Sterne 418
Aufgebot —
Aufklärung —
Auflage 419
Auflöſung —
Aufnehmen, ſ. Meſſung 420
Aufprotzen, ſ. Kanone —
Aufriß —
Aufrollen (einen Flügel in der Schlacht) —
Aufruhr —
Aufſtand, ſ. Aufruhr 422
Aufſteigende Linie, ſ. Abſteigende Linie —
Aufſteigung —
Auftritt, Aufzug, ſ. Schauſpiel —
Auge —
Augenmaß, ſ. Meſſung 424
Augenpflege —
Augenpunct 427
Augenübel —
Augereau (Marſchall v. Frankreich) —
Augias, ſ. Herkules 429
Augsburg —
Augsburgiſche Confeſſion 430
Augurn und Augurien —
Auguſt (Monat) 431

Auguſt II., Kurfürſt v. Sachſen . . . . . . Seite 431
Auguſt III., Kurfürſt von Sachſen 435
Auguſt (Friedrich), König von Sachſen 436
Auguſtinus (der Heilige) . . 440
Auguſtus 442
Aureng=Zeyb 446
Aurikel 447
Aurora . . . . —
Ausbeute . . . . —
Ausbruch . . . . —
Ausdruck . . . . —
Ausdünſtung 448
Ausfall 451
Ausgabe 452
Ausgeding . . . . —
Auslegung, ſ. Exegeſe, Hermeneutik und Interpretation —
Auſonius . . . . —
Auſpicien, ſ. Augurn u. Augurien 453
Ausſatz . . . . —
Ausſchnitt 454
Außenwerke . . . . —
Ausſüßen 455
Ausſtellung . . . . —
Auſterlitz 456
Auſtern 459
Auſträgalinſtanz 460
Auſtralien 461
Auswanderung 466
Auswechſelung 467
Auszehrung, ſ. Atrophie . . 468
Authentiſch, Authentica . . . —
Autocratie . . . . —
Auto da Fé, ſ. Inquiſition . —
Autodidakten . . . . —
Autographiſch . . . . . . —
Automat . . . . —
Autonomie 469
Auvergne (de la Tour d') . —
Avanien 470
Avantgarde . . . . —
Avant la lettre, ſ. Abdruck . —
Avaren 471
Avarie, Averie, Havarie . . —
Ave Maria . . . . —
Aventurin . . . . —
Averno 472
Avers, ſ. Münzkunde . . . —
Avignon . . . . —
A Viſta, ſ. Viſta . . . . —
Avocatorien . . . . —
Axe . . . . Seite 473
Axel . . . . —
Axiom 474
Azimuth 475
Azoren . . . . —
Azur . . . . —
Azymiten 476
Azzara (Nicolaus Joſeph, Ritter von) . . . . . —

B.

B. . . . . —
Baader (Joſeph — Clemens — Franz) . . . . . . —
Baaken, Baken 477
Baal, Bel . . . . —
Babet, ſ. Bourſault . . . . —
Babo (Franz Maria) . . . —
Babylonien 478
Baccalaureus 479
Bacchius, Baccheus, ſ. Rhythmus . . . . —
Bacchus . . . . —
Bacchylides 480
Baccio della Porta . . . 481
Bacciochi (Felix Pascal) . . —
Bach (Joh. Seb. — Wilh. Friedemann — Emanuel — Johann Chriſt. Friedrich — Joh. Chriſtian) 482
Bachaumont (François le Coigneux) 483
Backhuyſen (Ludolph) . . . —
Baco (Roger) 484
Baco (Francis) 486
Badajoz 489
Baden (Großherzogthum) . . —
Baden=Baden (Ludwig Wilhelm I., Markgraf von) . 493
Baden (in Schwaben, Niederöſterreich und der Schweiz) 494
Bäder 496
Baert (Jean) 498
Baffinsbai 499
Bagdad . . . . —
Baggeſen (Jens) 501
Bagno . . . . —
Bagrathion (Fürſt), ſ. Ruſſiſch=deutſcher Krieg . . . —
Bahrdt (Carl Friedrich) . . —
Bahrrecht, ſ. Ordalien . . 503
Bai . . . . —
Baiern . . . . —

Bailly (Jean Sylvain) . Seite 513
Baireuth 515
Baizen . . . . —
Bajaderen . . . . —
Bajazeth I. . . . . —
Bajazzo. 516
Balaniten . . . . —
Balbek . . . . —
Balbao (Basco Nuñez de) . 517
Balde (Jacob) . . . . . —
Balearen 518
Ball . . . . —
Ballade 519
Ballaſt . . . . —
Balleſteros (Francesco) . . —
Ballet 520
Ballei . . . . —
Ballhorn (Johann) . . . 521
Balliſte, ſ. Geſchütz. . . . —
Balliſtik . . . . —
Ballotiren . . . . —
Ballſpiel . . . . —
Balſame 522
Balſamiren. . . . . . . —
Baltimore 523
Baltiſches Meer 524
Balzac (Jean Louis de) . . —
Bamberg 525
Bambocciaden . . . . . . —
Bambus 526
Band, Bänder . . . . . . —
Banda, ſ. Gewürzinſeln . . —
Bandello (Matteo) . . . . —
Bandettini (Tereſa) . . . 527
Bandwurm . . . . —
Bank 528
Bankiers . . . . —
Banks (Sir Joſeph) . . . 529
Bann und Acht, ſ. Kirchenbann und Acht. 530
Banner, Bannier . . . . —
Bannerherr . . . . . . —
Bannus, Ban . . . . . . —
Baphomet, Baffometus, ſ. Tempelherrn . . . . . —
Baptiſt, ſ. Wiedertäufer . . —
Baratier (Joh. Phil.) . . . —
Baratto-Handel 531
Barbaresken . . . . . . —
Barbou 540
Bacarolles 541
Barcelona . . . . —
Barclai de Tolly, ſ. Ruſſiſch-deutſcher Krieg 542
Barden . . . . . . Seite 542
Bardiet . . . . —
Bardili (Chriſtoph Gottfried), ſ. Deutſche Philoſophie. . 544
Barfüßermönche . . . . . —
Bariton . . . . —
Barka . . . . —
Barke, Barkaſſe, Barkerole . 545
Barlow (Joel) . . . . . —
Barmen. 546
Barmherzige Brüder u. Schweſtern, ſ. Brüderſchaften . —
Barnabiten. . . . . . . —
Barnave (Antoine Pierre Joſeph Marie) . . . . . —
Barneveldt (Joh. v. Olden) 547
Barometer. 548
Baron (Michel). 550
Baron 551
Barras (Paul François Jean Nicolas, Vicomte de) . . —
Barre 552
Barrère (Bertrand) . . . —
Barri (Marie Jeanne, Gräfin du) 553
Barriere-Tractat 554
Barros (Joande) . . . . —
Barry (James). 555
Bart. . . . . —
Barthelemy (Jean Jacques) 556
Barthelemy (François) . . 557
Bartholomäer 558
Bartholomäusnacht, ſ. Bluthochzeit . . . . —
Bartolozzi (Francesco) . . —
Baſalt . . . . —
Baſchkiren 559
Baſedow (Joh. Bernh.) . . —
Baſel 560
Baſilica 561
Baſilius der Große . . . . —
Baſilisk . . . . —
Baskerville (John). . . . —
Basquen, Biscayer. . . . 562
Basrelief . . . . —
Baß 563
Baſſa, ſ. Paſcha (Baſcha, Baſchi) . . . . . . —
Baſſano . . . . —
Baſſeliſſe, ſ. Hauteliſſe . . 564
Baſſe-taille . . . . . . —
Baſſethorn . . . . —
Baſſompierre (François de) —
Baſſora, Buſſora oder Basrah 565

Baſtard . . . . Seite 566
Baſtia . . . . —
Baſtiden . . . . —
Baſtille . . . . —
Baſtion 567
Baſtonnade . . . . —
Bataillon, Bataillon Quarré —
Bataver . . . . —
Batavia 568
Bath 569
Bathori 570
Bathos 571
Bathyll . . . . —
Batiſt . . . . —
Batocken oder Battocken . . —
Batoni (Pompeo) . . . . . —
Batrachomyomachia 572
Batterie . . . . —
Batteux (Charles) . . . . —
Bauart 574
Bauchredner 575
Bauer, ſ. Bauerſtand . . . —
Bauerhof . . . . —
Bauernkrieg 576
Bauerſtand 578
Baukunſt 579
Baukunſt (Geſchichte der) . 584
Baum 590
Baumannshöhle 591
Baumgarten (Alex. Gottlob) —
Baumgarten (Siegm. Jacob) 593
Baumwerk 594
Baumwolle . . . . —
Baumwollengarne, ſ. Twiſt . 595
Baumwollenſpinnmaſchinen, ſ. Spinnmaſchinen . . . . —
Bauriſſe . . . . —
Bauſe (Joh. Friedr.) . . . —
Bautzen oder Budiſſin . . . 596
Bautzen (Schlacht bei) . . —
Bavius 599
Bayard (Pierre, Herr von) —
Bayle (Pierre) 602
Baylen (Capitulation des Generals Dupont bei) . . . 604
Bayonne 605
Bazar 606
Beatification . . . . . . —
Beattie (James) . . . . . —
Beaucaire 607
Beauharnais (Alexander, Vicomte de) . . . . —
Beaumarchais (Pierre Auguſtin de) 608
Beaumont (Francis) u. John Fletcher . . . . . Seite 610
Beaumont (Madame de) . . 611
Beaune 612
Beaurepaire . . . . —
Beccaria (Giov. Battiſta) . —
Beccaria (Ceſare, Marcheſe de) 613
Becher (Joh. Joach.) . . . —
Bechteltage 614
Beck (Chriſt. Dan.) . . . —
Becken . . . . —
Becker (Balthaſar) 615
Becker (Wilh. Gottlieb) . . —
Becker (Rud. Zach.) . . . 616
Becket (Thomas) 617
Beckmann (Joh.) 618
Beda venerabilis 619
Beddoes (Thomas) . . . . —
Bedeckter Weg 620
Bedingung . . . . —
Bedlam, ſ. London . . . . —
Beduinen . . . . —
Beelzebub 621
Beerdigung . . . . —
Beethoven (Ludwig von) . . 622
Befeſtigungskunſt . . . . —
Befruchtung 623
Befugniß 624
Beg . . . . —
Begehrungsvermögen . . . —
Begeiſterung 625
Beghard**en**, ſ. Beguinen . . 626
Beglaubigungsſchreiben, ſ. Geſandten . . . . —
Begleitung . . . . —
Beglerbeg 628
Begnadigungsrecht . . . . —
Begräbniß, ſ. Beerdigung . —
Begräbnißplätze . . . . . —
Begriff, Vorſtellung, Gedanke, Idee 630
Beguinen oder Begutten . . 631
Behaim (Martin) 632
Behandlung . . . . —
Beichte 633
Beil (Joh. Dav.) 634
Beilbrief 635
Beilegen . . . . —
Beiram . . . . —
Beireis (Gottfr. Chriſtoph) —
Beiwerk 637
Beiwort, Adjectivum, ſ. Adjectiv und Nomen (in poetiſcher Hinſicht epitheton) —

Beizen . . . . Seite 637
Bel, ſ. Baal 638
Belagerung . . . . —
Belehnung . . . . —
Belemniten . . . . —
Beleuchtung . . . . —
Belfaſt 639
Belgien . . . . —
Belgier . . . . —
Belgrad . . . . —
Belial 640
Beliſar . . . . —
Belladonna, Wolfskirſche, Tollkraut 641
Belle-Alliance, ſ. Waterloo . —
Bellegarde (Graf von) . . —
Belleisle (Ch. Louis Auguſtin Graf von) 642
Bellerophon 643
Bellona . . . . —
Belloy (Pierre Laurent de) —
Bell-Rock, oder Inch-Cap . 644
Belohnung 645
Belt (der große und kleine) —
Belvedere 646
Beludchiſtan . . . . —
Bembo (Pietro) 648
Ben 649
Benannte Zahlen . . . . . —
Benares, Bhanaras . . . . —
Bench, Kingsbench 650
Benda (Franz) . . . . . . —
Benda (Georg) 651
Bender 652
Benedict XIV. 653
Benedictbeuern 654
Benedictiner 655
Benedictus (St.) 656
Benevento 657
Bengalen, Bengal . . . . . —
Bengel (Joh. Alb.) 659
Benjowsky (Moritz Auguſt, Graf von) 660
Bennigſen, ſ. Ruſſiſch-deutſcher Krieg 661
Benſerade (Iſaac von) . . —
Bentheim 662
Bentink (William Henry, Lord) —
Bentley (Richard) 663
Benzel-Sternau (Carl Chr. Graf von) . . . . —
Benzoe 664
Beobachtung . . . . —
Bepuncten 665
Berberei, ſ. Barbaresken S. 666
Berbice . . . . —
Berchas . . . . —
Berchtold (Leop. Graf von) 667
Beredſamkeit . . . . —
Berengar von Tours . . . 668
Berenhorſt (Franz Leop. von) —
Berenice 669
Berennen . . . . —
Beresford (William, Herzog) —
Berezina 670
Berg (das Herzogthum) . . 671
Bergamo 674
Bergart, Gebirgsart . . . —
Bergbau . . . . —
Berge 675
Bergen, Bergenhuus . . . 678
Bergen-op-Zoom 679
Berger (Ludwig von) . . . 680
Bergerac . . . . —
Berghem (Nicolaus) . . . —
Bergmann (Torbern) . . . 681
Bergſtraße 682
Bergwiſſenſchaften, Bergwerkswiſſenſchaften . . . —
Bering 683
Berings-Straße 684
Beryll . . . . —
Berkeley (Georg) . . . . —
Berlichingen (Götz von) . . 685
Berlin 686
Berliner Blau 689
Bern . . . . —
Bernadotte, ſ. Carl XIV. Johann 691
Bernard (Pierre Joſeph) . 692
Bernardin de St. Pierre (Jacques Henri) . . . . —
Bernburg (Anhalt-) . . . 693
Bernhard (der Heilige) . . —
Bernhard (Herzog v. Weimar) 694
Bernhardiner, ſ. Bernhard (der Heilige) u. Ciſtercienſer 696
Bernhardsberg (der große St.) —
Berni (Francesco) 698
Bernier 699
Bernini (Giovanni Lorenzo) —
Bernis (François Joachim, Cardinal de) 700
Bernoulli (Jacob — Johann — Nicolaus — Nicolaus d. j. — Daniel — Johann 2. Johann 3. — Jacob d. j.) 701
Bernſtein 703

Bernſtorff (Grafen von, Johann Hartwig Ernſt, Andreas Peter) . . . Seite 704
Berry (Charles Ferdinand, Duc de) . . . 706
Berthier (Alexander) . . . 707
Berthollet (Cl. Louis, Graf) 708
Berthoud (Ferdinand) . . . 709
Bertoli (Graf Giovanni Domenico) . . . —
Berton (Henri Montan) . . 710
Bertrand . . . —
Bertuch (Friedr. Juſtin) . . 711
Beruf . . . 712
Bervic . . . 713
Berwick (James, Herzog von) 714
Beſançon . . . —
Beſatzung . . . 715
Besborodko (Alex., Fürſt v.) —
Beſchicken . . . —
Beſchickungsrechnung, ſ. Alligation . . . —
Beſchneidung . . . —
Beſchützer des Glaubens, ſ. Großbritannien und Heinrich VIII. . . . 716
Beſeſſene . . . —
Beſitz . . . —
Beſſieres, Herzog von Iſtrien 717
Beſtimmung des Menſchen . . —
Beſtreichen . . . 719
Beſtuchef (Riumin Alexei) . . —
Betel . . . —
Bethlehem . . . 720
Bethlen (Gabriel) . . . —
Bethmann (Friederike) . . 721
Betonung, ſ. Accent . . 722
Betrug . . . —
Bettelmönche, ſ. Orden . . 723
Bettinelli (Saverio) . . —
Bettung . . . 724
Beurtheilung . . . —
Beutel . . . —
Bevölkerung . . . —
Bevölkerungspolitik . . 725
Bewahrungsanſtalten . . 726
Bewegliche Feſte . . . —
Bewegung . . . 727
Bewegung der Erde . . 728
Beweis . . . 731
Bewußtſein . . . 733
Beyme . . . 734
Beys . . . 735
Bezoar, Bezoarſteine . . —
Bezifferung . . . Seite 735
Bianchini (Francesco) . . . 736
Bias . . . 737
Bibiena (Fernando) . . —
Bibel . . . 738
Bibelgeſellſchaften . . . 739
Biber . . . 742
Bibliographie, Bibliognoſie und Bibliologie . . . —
Bibliomanie . . . 744
Bibliotheken . . . 746
Bibliſche Alterthümer . . . 748
Bibliſche Erdkunde . . . —
Bienen . . . —
Bienenrecht . . . 749
Bier . . . 750
Bieſter (Joh. Erich) . . 751
Bievre (Marſchall, Marquis von) . . . 752
Bigamie . . . 753
Bignon (Baron) . . . —
Bigot . . . —
Bilanz oder Bilanze . . . —
Bilbao . . . 754
Bild . . . —
Bilderſtürmer . . . 756
Bildhauerkunſt . . . 757
Bildhauerkunſt (Geſchichte der) 758
Bildhauerkunſt (Technik der) 769
Bildlich . . . 772
Bildung . . . 773
Bildungstrieb . . . 777
Biliner Sauerbrunnen . . . —
Bill, ſ. Großbritannien . . 778
Billard . . . —
Billington (Miſtreß) . . . —
Bingerloch ſ. Rhein . . . 779
Binocular-Teleſkop, ſ. Fernrohr —
Binomiſch, Binomiſcher Lehrſatz —
Biographie . . . —
Biologie, ſ. Leben . . . 780
Bion . . . —
Biörnſtal (Jacob Jonas) . . —
Biot (Jean Baptiſte) . . 781
Biren (Johann Ernſt von) . . —
Brigittenorden . . . 782
Birkenſtock (Johann Melch. Edler von) . . . 783
Birmaniſches Reich . . . —
Birmingham . . . 786
Biron (Charles, Duc de) . . 787
Biſam, ſ. Moſchus . . . 788
Biscaya, ſ. Spanien und Basquen . . . —

Biſchof . . . . Seite 788
Biſchöfliche Kirche, ſ. Angli-
caniſche Kirche 790
Biſchofsmütze, ſ. Inful . . —
Biſchofsſtab . . . . . . —
Biſchofswerder (Joh. Rud. v.) —
Bitaubé (Paul Jeremie) . . —
Bithynien 791
Bivouac und Bivouaquiren . —
Bizarr, Bizarrerie . . . . —
Blacas d'Aulps (Graf) . . 792
Black (Joſeph) 793
Blackfiſch, ſ. Sepia . . . . —
Blackſtone (William) . . . —
Blair (Hugh) 794
Blake (Robert) 795
Blanchard (François) . . —
Blanco 796
Blangini (Giuſeppe Marco
Maria Felice) . . . . . —
Blankenburg (Chr. Friedr. v.) 797
Blasinſtrumente, ſ. Inſtru-
mentalmuſik . . . . . —
Blaſon, Blaſoniren, ſ. Heraldik —
Blatt . . . . —
Blattern 799
Blaufarbenwerke 800
Blech 801
Blei . . . . —
Bleichart, ſ. Rheinweine . . 802
Bleichen . . . . —
Bleiſtifte 803
Bleiweiß . . . . —
Bleiwurf, Bleiloth, Bleiſchnur 804
Bleizucker . . . . —
Blendungen . . . . —
Blendheim 805
Blick . . . . —
Blinde (der), Blindeninſtitute —
Blitz 807
Blitzableiter 809
Blitzröhre 810
Bloch (Marcus Eliezer) . . 813
Blockhaus 814
Blockiren . . . . —
Blocksberg, der große Brocken —
Bloemart, Blom (Abraham) 815
Blondel . . . . —
Bloomfield (Robert) . . . 816
Blücher (Lebrecht von) . . 817
Blum (Joach. Chr.) . . . 820
Blumauer (Aloys) . . . . —
Blume, Blüthe . . . . . —
Blumen (künſtliche) . . . 822
Blumenbach (Joh. Friedr.) S. 822
Blumenhandel in Holland . . 823
Blumenorden, ſ. Pegnitzorden 824
Blumenſpiele . . . . . . —
Blumenſtück 825
Blut . . . . —
Blutader, Blutlauge, Blut-
regen, Blutſpeien, Blut-
huſten, Blutbrechen, Blut-
ſturz 827
Blutbereitung, ſ. Aſſimilation
und Ernährung . . . . —
Blutgefäße . . . . —
Bluthochzeit (pariſer) . . . —
Blutrache 829
Blutſchande . . . . . . —
Blutsfreundſchaft . . . . —
Bluttanſe 830
Boccaccio (Giovanni) . . . —
Boccage (Marie Anne du) . 833
Boccherini (Luigi) . . . . —
Bocchetta 834
Bode (Joh. Joach. Chr.) . . —
Bode (Joh. Ebert) 835
Bodenſee 836
Bodmer (Joh. Jac.) . . . —
Bodmerei 837
Bodoni (Giambattiſta) . . —
Boerhaave (Hermann) . . . 838
Boëthius (Anicius Manlius
Severin) 840
Bogen 841
Bogeninſtrumente . . . . —
Bogenſchuß 842
Bogenſtrich . . . . . . —
Böhme (Jacob) . . . . . —
Böhmen 845
Böhmiſche Brüder 847
Bohnenbergerſche Maſchine . 849
Boie, Boje, Buje; Bojer,
Bojer, Bujer, Boyer . . —
Boileau Despréaux (Nicolas) 850
Boiſſeréeſche Gemäldeſammlung 851
Boiſſonade (Jean François) 861
Bojardo (Matteo Maria, Graf
von Scandiano) . . . . —
Bökeln (einſalzen) 863
Bolingbroke (Henry-Saint-
John, Lord, Viscount) . —
Bolivar (Simon) 866
Bollandiſten . . . . . . —
Bollwerk, ſ. Baſtion . . . 867
Bologna . . . . —
Bolus 868

Bombardiren, Bombardiercorps . . . . . Seite 869
Bombaſt (Poetik) . . . . —
Bombay . . . . —
Bomben 870
Bonald (Vicomte de) . . . 871
Bonaparte, ſ. Buonaparte . —
Bonchamp (Artus de), ſ. Vendée 872
Bondi (Abt Clemente) . . —
Bonifaz (der Heilige) . . . —
Bonifaz VIII. (Benedict Cajetan) 873
Bonn 874
Bonnet (Charles) 875
Bonneval (Claudius Alexander, Graf von) . . . . . . —
Bononiſcher Stein 877
Bonſtetten (Carl von) . . —
Bonzen 878
Boötes, auch Arktöphylax . —
Böotien . . . . —
Bora (Catharina von) . . 879
Borax 880
Borda (Jean Charles) . . —
Bordeaux 881
Bordeaux-Weine 882
Boreas . . . . —
Borgheſe (römiſche Familie) 883
Borgheſe (Camillo, Phil. Ludw. Fürſt) . . . . . . —
Borgia (Ceſare) 884
Borgia (Stefano) 885
Born (Ignaz Edler von) . 886
Borneo . . . . —
Borromäiſche Inſeln . . . 888
Börſe, Börſenalte, Börſenvorſteher, Börſenhalle . . . 889
Boscan Almogaver (Juan) . —
Bosnien 890
Bosporus . . . . —
Boſſe oder Randeboſſe, Boſſiren 891
Boſſuet (Jacques Benigne) . —
Boſtandſchi . . . . . Seite 892
Boſtellen . . . . —
Boſton 893
Botanik . . . . —
Botany-Bai 903
Both (Joh. und Andr.) . . 905
Bothniſcher Meerbuſen . . —
Böttcher (Joh. Friedr.) . . —
Böttiger (Carl Aug.) . . . 908
Boucanier, ſ. Flibuſtier . . 911
Bouchardon (Edme) . . . —
Boucher (François) . . . 912
Boudoir . . . . —
Boufflers (Stanislaus, Chevalier de) . . . . . . —
Bouffon, ſ. Buffone . . . 913
Bougainville (Louis Ant. de) —
Bouillé (François-Claude-Amour, Marquis de) . . 914
Bouillon 915
Boulevards, ſ. Paris . . . 916
Boulogne . . . . —
Boulton (Matthew) . . . 917
Bourbon (Haus) 918
Bourbon (Charles, Duc de) 921
Bourbon (Inſel) 922
Bourdaloue (Louis) . . . —
Bourdeaux, ſ. Bordeaux . . 923
Bourdonnaye (Bernard François Mahé de la) . . . —
Bourgogne (Louis, Duc de) 924
Bourgogne, ſ. Burgund . . 925
Bourgoin (Thereſe), ſ. Pariſer Theater . . . . . . —
Bourgoing (Jean François, Baron de) . . . . . . —
Bourignon (Antoinette) . . 926
Bourſault (Edme) 927
Bouſſole . . . . —
Boxen . . . . —
Boydell (John) 928
Boyeldieu (A.) . . . . . —
Boyle (Robert) . . . . . —

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google